


THE LIBRARY OF CONGRESS



Die Pyramiden von Gizeh.

Lesebuch
der
Weltgeschichte
oder
die Geschichte der Menschheit

von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit,

allgemein faßlich erzählt

von

Wilhelm Redenbacher.

Mit 336 Illustrationen und zwei Karten.

Zweite Auflage.



Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1882.


OCT 1 1969
5
Copy.....

Vorwort zur ersten Auflage.

Zu keiner Zeit ist für die Verbreitung von Kenntnissen jeder Art so viel gethan worden, wie in unseren Tagen. Beständig erweitert die Schule den Kreis ihrer Lehrgegenstände, und in immer neuer Weise bemüht sich die Presse, das Volk für die verschiedensten Zweige des Wissens und menschlicher Thätigkeit zu interessiren. Wie viel aber auch darin erreicht sein mag, die Zahl derer, welche die Gegenwart so weit verstehen, daß sie über die Bedürfnisse derselben sich ein auch nur einigermaßen richtiges Urtheil zu bilden vermöchten, wird kaum größer sein, als in den Tagen unserer Väter. Wenn man nur die Jugend gewinnen könnte, sich in die Vergangenheit zu vertiefen, welche doch allein die Gegenwart erklärt! Damit wäre schon auch der nächsten Zukunft ein erklecklicher Dienst geleistet. In diesem Sinne hat der sel. Redenbacher gesucht, seine Erzählungsgabe in einer Weltgeschichte für das Volk zu verwerthen. Einmal sollte der Gang, welchen das Menschengeschlecht geführt worden ist, um zu dem Dasein der Gegenwart zu gelangen, richtig erkannt und in möglichster Kürze veranschaulicht werden. Dabei aber war es ihm immer um einen sittlichen Gesamteindruck zu thun. Ein solcher sollte erzielt werden ohne Predigt: Der Verlauf der Ereignisse sollte selbst den Glauben an die göttliche Weltregierung befestigen, den Dank für alle Güter, welche die Väter mit ihren Kämpfen uns erworben haben, neubeleben und den freudigen Willen wecken, dem Gemeinwesen, dem wir angehören, wie dem Gottesreiche, darein wir berufen sind, durch treuen Gebrauch der einem Jeden verliehenen Gaben zu dienen.

Mehrfache Aufforderungen veranlassen uns, dieses Geschichtswerk in einer Form herauszugeben, welche es Vielen nahebringen und lieb machen dürfte, die dasselbe in der Gestalt, in welcher es sich bisher Bahn gebrochen hat (4 Bände in klein 8°, in mehreren Auflagen), nicht kannten.

Die gewählten Illustrationen werden das ihrige dazu beitragen, das Geschehene zu verdeutlichen, vom Fernerliegenden richtige Vorstellungen zu bilden oder weltgeschichtlichen Persönlichkeiten ein lebhafteres Interesse zuzuwenden.

Der letzte Theil des Werkes (Die neueste Zeit von 1815 an) ist von H. Gundert verfaßt.

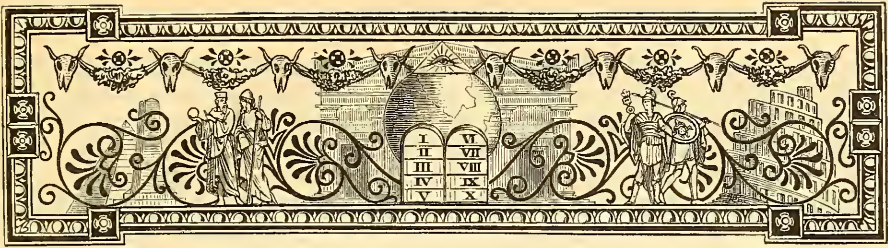
Möge das Werk mit allen seinen Mängeln doch dazu dienen, daß viele evangelische Deutsche sich dessen bewußt werden, was Gott ihrem Volke und ihrer Kirche geschenkt hat, damit sie die von den Vätern ererbten Güter erwerben, besitzen, vertheidigen und weitergeben!

Calw, im Februar 1880.

Der Verlagsverein.

Erster Theil.

Die alte Zeit.



I. Die erste Zeit.

Der Anfang der Welt, werthe Leser, liegt nicht in einem undurchdringlichen Dunkel. Gerade von ihm haben wir sichere Nachrichten, denn sie finden sich in dem geoffenbarten Worte Gottes (1 Mos. 1 2c.). Und alle wahrhaft gelehrten Naturforscher sagen aus, daß diese Nachrichten ganz erfahrungsgemäß seien.

§ 1. Die Schöpfung.

Die Welt ist nicht ewig, wie viele Heiden gemeint haben. Gott allein ist ewig, und vor der Welt war nichts außer Gott, dem Dreieinigen, Vater, Sohn und Geist.

Am Anfang schuf Gott aus freiem Willen durch sein Wort Himmel und Erde. Aber die Erde war noch wüste und leer, und es war finster auf der Flut. Das ganze Sonnensystem war noch eine Gas- oder Nebelmasse. Aber der Geist Gottes schwebte sinnend und bildend auf dem wogenden Stoff, und in sechs Schöpfungstagen empfieng die Welt ihre Gestalt und Schöne.

Am ersten Schöpfungstage sprach Gott: „Es werde Licht!" Da ließ er das Urlicht aus der finstern Masse herausgehen, daß es leuchtete. Am andern Tage bildete er die Himmelsfeste; er schied das flüssige Element der Erde von den oberen Wassern, d. h. dem, was dann Himmel wurde. Am dritten Tage schuf Gott die Pflanzen; er sonderte die Erdoberfläche in Wasser und Land, welches letztere sich gleich mit Grün bekleidete, um den Thieren Nahrung zu geben, die noch geschaffen werden sollten. Am vierten Tag ließ er Sonne, Mond und Sterne werden; er faßte das Licht, das bis dahin durch die ganze Schöpfung zertheilt war, in besondere Lichtkörper zusammen und so erglänzten die himmlischen Gestirne, die unserer Erde scheinen und ihr Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre geben sollten. Am fünften Tage bevölkerte er das Wasser und die Luft mit allerlei Thieren. Am sechsten schuf er die Landthiere, und zuletzt nach Allem den Menschen. Und nun ruhete Gott von seinem Schaffen, und heiligte den siebenten Tag für die Menschen.

Und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Und die Morgensterne lobten ihn miteinander und alle Kinder Gottes jauchzten. Gott schuf die Welt zur Offenbarung seiner Herrlichkeit.

§ 2. Der Mensch.

Der Mensch ist das Haupt oder die Krone der irdischen Schöpfung. Für ihn ist Alles da. Zwar bildete Gott seinen Leib von Erde, aber feiner und wunderbarlicher als alle Thiere; und er hauchte ihm einen höheren Lebensodem, eine ver-

nünftige Seele, ein. Der Mensch ist gar was Anderes als alle übrigen Geschöpfe der Erde — in seiner aufrechten Gestalt, die frei zum Himmel blickt, mit der Gabe der Sprache, durch die er seine Gedanken mittheilt, und mit seiner vernünftigen Seele, welche Gott erkennen und lieben und sein sich freuen kann. Ja, Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde; sein Verstand war mit Weisheit begabt und erkannte Gott, sein Herz war rein vom Bösen und voll Liebe zum Schöpfer; Friede wohnte in seinem Gemüth; auch war er zur Unsterblichkeit geschaffen und hatte eine Herrschaft über die Geschöpfe durch Wort und Blick, von der nur noch Spuren vorhanden sind.

Der erste Mensch hieß „Adam"; das bedeutet roth und Erde, während unser deutsches Wort „Mensch" seinen denkenden Geist bezeichnet. Gott ließ ihn nicht allein; er gab ihm eine Gehilfin, die um ihn sei. Er baute, da Adam schlief, aus seiner Seite das Weib. Denn der Mann soll sein Weib ansehen als einen Theil seiner selbst, und das Weib den Mann, als dem sie zugehört; beide sollen gleichsam Ein Fleisch und Eine Seele sein. Gott brachte das Weib zum Manne und segnete sie; und so hat Gott den Ehestand selbst gestiftet. Derselbe ist die urälteste göttliche Einrichtung unter den Menschen; er ist die Wurzel, aus welcher Familie, Staat und Kirche herauswachsen. Adam's Weib hieß „Hava", Mutter der Lebendigen, denn diese Zwei sind die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts.

Sie wohnten am Tigris und Euphrat, im Garten Eden, den ihnen der Herr gepflanzt hatte zu einem wunderherrlichen Aufenthalte; und der Baum des Lebens stand mitten im Garten, und durften auch von seinen Früchten essen. Und sie sollten den Garten bauen, denn der Mensch soll thätig sein, wirken und schaffen; doch war da die Arbeit noch keine Mühe, sondern eitel Lust. Aber die höhere Lust sollte ihnen aus dem Verkehr mit Gott kommen. Und sie lebten mit Gott in Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

§ 3. Der Fall.

Gott prüfte den freien Gehorsam der Menschen, indem er ihnen verbot, von dem „Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen" zu essen, der im Garten neben dem Baume des Lebens stand. Und Gott sagte ihnen, wenn sie davon äßen, müßten sie sterben.

Nun aber war bereits etwas in der Geisterwelt vorgegangen; ein hoher Engel hatte sich von dem Schöpfer losgerissen; und dieser gefallene Geist, welcher viele Geister in seinen Sturz hineingezogen, suchte neidisch auch die Menschen zu fällen. Er versuchte sie, in einer Schlange sich bergend, zur Uebertretung des göttlichen Gebotes. Zuerst reizte er sie zu Zweifel und Unglauben: „Ja, sollte Gott das gesagt haben?" „Und wenn auch — ihr werdet doch mit nichten des Todes sterben!" Dann reizte er sie zum Hochmuth: „Wenn ihr davon esset, werdet ihr sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist." Und das Weib schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, ein lieblicher lustiger Baum, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß, und aus ihrer Hand aß auch der Mann. So war die Sünde da, denn Sünde ist Uebertretung des göttlichen Gebotes.

Ihr Glück war jetzt dahin; die Schlange hatte sie schändlich betrogen. Klüger waren sie geworden; sie wußten jetzt nicht nur, was gut, sondern auch was böse ist; aber sie hätten die Kenntniß des Bösen in Ueberwindung des Reizes dazu und nicht durch eigene Uebung lernen sollen. Auf die Sünde folgt Strafe. Im Augenblick nach der Missethat fühlten sie Scham, Unruhe, Schrecken vor Gott, dessen Umgang ihnen sonst die seligste Freude geschafft hatte. Ihr ganzer innerer Zustand litt Verderben; ihr Verstand verdunkelte sich; ihr Herz ward ein Sitz unheiliger Lüste. Ihr Leib fiel mancherlei Gebrechen, Krankheiten, Schmerzen, und zuletzt der Zerstörung anheim. Und der Herr stieß sie aus dem schönen Garten hinaus auf

den Acker, den er mit einem Fluche belegte. Die ganze Erde sank unter dem Falle des Menschen; nur mit Mühe und Arbeit, im Schweiße seines Angesichts, ringt er ihr seine Bedürfnisse ab; böses Wesen drang auch in die Thierwelt, daß sie ihm selbst theilweise schädlich ward; mit allen Elementen, die sein zeitlich Leben tragen, hat er auch zu kämpfen, bis er wieder zur Erde wird, davon er genommen ist.

So ist die Sünde kommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. So ist das göttliche Ebenbild verloren, das im Anfang den Menschen herrlich geschmückt hatte. So ist das Paradies verloren, von dem sich eine dunkle Sage bei vielen Völkern erhielt, die Sage von einer ursprünglichen goldenen Zeit, die vorüber ist. Aber der heilige Gott, der die Sünder strafte, ist auch der Gnädige; er tröstete sie mit einer wunderbaren Verheißung von einem Nachkommen des Weibes, welcher der Schlange den Kopf zertreten, d. i. dem Satan seine Macht nehmen und damit alles Verlorene wiederbringen sollte.

§ 4. Adam's zweierlei Nachkommen.

Die ersten Menschen thaten gewiß ernstliche Buße, und so kamen sie wieder in die Gemeinschaft des Herrn, wenn auch nicht mehr in eine so nahe, als die im Anfang bestand. Aber nicht alle ihre Nachkommen, die alle ihrem eigenen Bild ähnlich waren, bekehrten sich.

Sie erzeugten viele Kinder, Söhne und Töchter. Ihr erster Sohn hieß Kain, und der zweite Habel. Dieser war ein Schäfer, jener ein Ackermann. Ackerbau und Viehzucht sind also uralt. Doch genoß man nur die Milch vom Vieh; Fleisch erst nach der Sintflut.

Nun brachten einmal die zwei Brüder ihre Opfer dem Herrn. Diese sollten ein Zeichen ihrer Hingebung an ihn sein. Der Herr sah Habels auserlesene Erstlinge gnädig an, nicht aber Kain's Früchte. Das gab er ihnen auch zu erkennen. Darüber ergrimmte Kain und schlug seinen Bruder todt. Da sprach der Herr zu ihm: „Was hast du gethan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde! Und nun, verflucht seist du! Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

In solches Verderben sank frühe die menschliche Natur; und solches Herzeleid erlebten die ersten Menschen an ihren ersten Kindern! Gott aber schenkte ihnen für den Ermordeten einen anderen Sohn besserer Art, den sie Seth hießen. Von Seth kam ein frommes Geschlecht, das sich zum Herrn hielt und in seiner (ob auch getrübten) Erkenntniß und in seinem (ob auch mangelhaften) Dienste blieb eine lange Zeit. Diese sind, samt denen, welche von den andern Kindern Adam's sich zu ihnen thaten, „die Kinder Gottes" genannt.

Die Hauptlinie über Seth läuft also fort: (Adam, Seth,) Enos, Kenan, Mahalaleel, Jared, Henoch, Methusalah, Lamech, Noah. Sie lebten nach unserem Maße lange auf Erden; Adam wurde 934 Jahre alt; Jared 962 und Methusalah 969. Dieser lebte noch 243, Noah's Vater Lamech noch 56 Jahre mit Adam zusammen. So lebten, wie Luther sagt, die lieben alten Väter untereinander in Verstand, Weisheit und voll Geistes, und erzählte einer dem andern die Thaten des Schöpfers und die Herrlichkeit des Paradieses, und weinten mit einander um das Verlorene, und freuten sich des verheißenen Samens, der es wiederbringen sollte, und sahen mit Verlangen und Sehnsucht nach ihm aus. Sie predigten auch von des Herrn Namen, daß sich Alle zu ihm kehren möchten. — Aber Kain's Nachkommen wollten nichts von Gott wissen und sie mit Allen, die ihnen glichen, sind „die Kinder der Menschen" genannt. Doch gab es kluge Leute unter ihnen, erfindsam in mancherlei Kunst. Jubal erfand Saiten- und Blasinstrumente, und ist also der erste Musikus; Thubalkain arbeitete künstlich in Erz- und Eisenwerk und kann der Urmeister der Schmiede genannt werden. Aber die Kinder Gottes hielten sich von den Kindern der Menschen geschieden.

§ 5. Die Sintflut.

Endlich jedoch, als sich die Menschen sehr zu mehren begannen, vermischten sich die Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen, von der Schönheit ihrer Töchter verleitet, die sie zu Weibern nahmen; und jetzt war die Gottlosigkeit allgemein. Sie glaubten nicht mehr an Gott; sie aßen, sie tranken und lebten in Wollüsten hin. Gott warnte sie; aber sie wollten sich seinen Geist nicht mehr strafen lassen. Gott gab ihnen eine lange Frist zur Buße; aber sie achteten derselben nicht; ihre Bosheit ward immer größer. Da beschloß er, dieses Geschlecht zu vertilgen von der Erde.

Nur Noah fand Gnade vor dem Herrn, denn er wandelte mit Gott. Er baute nach Gottes Gebot und Anweisung einen großen Kasten, die Arche genannt, ein schwimmendes Haus von Holz. Es war ein ungeheures Gebäu, 300 Ellen lang, 50 Ellen weit und 30 Ellen hoch, und hatte drei Stockwerke über einander. Dahinein brachte er allerlei Thiere der Erde, die gerettet werden sollten, Vögel, Vieh und Gewürme, Paar und Paar, und Speisen für Menschen und Thiere; und er gieng selbst hinein samt seinem Weib und seinen drei Söhnen und ihren Weibern, acht Seelen zusammen; Alles auf Gottes Geheiß. — Da brachen auf alle Brunnen der Tiefe, die weiten tiefen Wasserbehälter im Innern der Erde und ergoßen ihre Ströme; und die Fenster des Himmels thaten sich auf und schütteten Regen herab 40 Tage und Nächte. Und die Wasser wuchsen und hoben den Kasten auf, und trugen ihn empor über die Erde. Und die Menschen draußen, die erst noch so sicher lebten, flohen erschrocken zu den Bergen; aber die Flut verfolgte, das Zorngericht ereilte sie. Das Gewässer wuchs so sehr, daß alle Berge bedeckt wurden; da gieng alles Fleisch unter, das im Trocknen lebt.

Die Sage von diesem Ereigniß kommt fast bei allen Völkern vor. In der alten und neuen Welt (Amerika) erzählen sie von ihren Urahnen her von einer großen, die ganze Erde bedeckenden Wasserflut, durch welche das erste Menschengeschlecht untergegangen und bei der nur etliche Menschen wunderbar erhalten worden, die das Geschlecht fortgepflanzt hätten. Nur daß sie andere Namen machen. Bei den Griechen ist aus dem Noah ein Deukalion geworden; bei den Indern heißt er Manu, bei den Chinesen Niuwa, bei den Chaldäern Hasisathra. Aber auch die Erde selbst gibt augenfälliges Zeugniß für gewaltige Ueberflutungen; findet man doch vielfach die Spuren einer durch Wasser untergegangenen Vorwelt unter Geröll- und Kieslagern, sowie in den Höhlen der Berge eine Menge Ueberreste von Thieren.

150 Tage standen die Wasser über der Erde; da gedachte Gott an Noah und ließ sie fallen. Die Arche ließ sich auf den Ararat (in Armenien) nieder, einem der höchsten Berge der Erde; denn er steigt auf einer Hochebene von 985 m über dem Meeresspiegel zu 5155 m empor; und er steht abgesondert von andern Gebirgen, in einsamer Majestät. Allmählich verlief sich das Gewässer von der Erde. Schon grünt sie wieder, daß Noah's Taube ihm ein Oelblatt bringen kann. Als aber die Erde trocken geworden war, gieng Noah auf Gottes Befehl aus dem Kasten und die Seinen mit allen Thieren.

Wie mochte das Angesicht der Erde verändert, wie mochte sie so öde und leer gegen vorhin sein! Aber der errettete Fromme baute dem Herrn einen Altar und opferte ihm ein Dankopfer. Und der Herr hatte Wohlgefallen daran und segnete die Menschen auf's Neue, daß sie fruchtbar sein und sich mehren und die Erde erfüllen sollten. Und Gott richtete mit ihnen und ihrem Samen nach ihnen einen Bund der Gnade und Verschonung auf, daß hinfort keine Sintflut die Erde verderben sollte, und setzte einen schönen Bogen in die Wolken zum Zeichen des Bundes.

Die große Wasserflut war gekommen im Jahre der Welt 1656. Ihr altdeutscher Name „Sint- oder Sinflut“ will besagen „die allgemeine Flut“.

II. Das neue Menschengeschlecht.

§ 1. Noah's Söhne und die Völker von ihnen.

Auf der großen Erde waren nun wieder nur wenige Seelen. Sie wohnten unten am Ararat, welcher der Mittelpunkt der wohnbaren Erde genannt werden kann, weil er in der Mitte der längsten Landlinie liegt, die sich von der Südspitze Afrika's zur Nordostspitze Asien's erstreckt. Einen passenderen Ort, von dem aus das Menschengeschlecht sich über die Erde ausbreiten sollte, konnte es nicht geben. Noah's drei Söhne hießen Sem, Ham und Japhet; „von denen", sagt das Wort der Wahrheit 1 Mos. 9, 19, „ist alles Land besetzt."

Es läßt sich nicht von allen Völkern, die gelebt haben, angeben, wer von den Dreien ihr Stammvater sei; es sind ja auch Mischlingsvölker entstanden. Aber Folgendes läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen:

Von Sem stammen die Völker Südwestasien's und namentlich Assyrer, Chaldäer, Aramäer (Syrer), Araber und Israel; von Ham die Bewohner Nordafrika's, die Aegypter, Nubier, Aethiopier (Kusch), aber auch die Phönicier und Kanaaniter; von Japhet besonders die Indogermanen, d. h. das große Volk der Inder und Perser, die meisten Kleinasiaten und fast alle Europäer, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven 2c.

Es hatte aber ein Vorgang in Noah's Familie einen merkwürdigen Einfluß auf das Geschick der Nachkommen seiner Söhne. Noah pflanzte Weinberge und lernte Wein bereiten, von dessen Genusse er einstmals trunken in der Hütte lag. Da spottete Ham des Entblößten, während Sem und Japhet ihn ehrerbietig bedeckten. Der erwachte Vater sprach im prophetischen Geist über den freveln Sohn einen Fluch, über die frommen Söhne einen Segen aus. Sem empfieng den Hauptsegen; und von ihm ist zwar der geringste Theil der Menschen nach der Zahl, aber das Volk der Wahl und aus diesem der verheißene Weibessame, der Heiland aller Welt, gekommen. Japhet wurde von Gott am weitesten ausgebreitet; ihm entsproß die zahlreichste Nachkommenschaft, und „er wohnt in den Hütten Sem's"; seine Nachkommen sind vorzugsweise in die Kirche Christi eingeführt worden. Aber der Fluch über Ham gieng auch schauerlich in Erfüllung; sein Geschlecht ist am tiefsten in geistliches und zeitliches Elend versunken. Denkt nur an die armen Neger, welche zu Millionen als Sklaven verkauft und „die Knechte aller Knechte unter ihren Brüdern" geworden sind; wiewohl nun auch Mohrenland seine Hände ausstreckt zu Gott und ihm von Dem, der nicht ewiglich Zorn hält, in beider Hinsicht beginnt geholfen zu werden. Aber, o daß doch des Vaters Segen und Vaters Fluch wohl in Acht genommen werden möchte!

§ 2. Der Thurmbau.

Die Familie Noah's vermehrte sich außerordentlich schnell, und wuchs schon in den nächsten Gliedern zur Menge heran, obschon das Lebensalter der Menschen nach der Sintflut kürzer ward. Sem wurde noch 600, sein Enkel Salah 433, dessen Enkel Peleg 239 Jahre alt, und so fiel's herunter, bis schon Moses klagt: Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's 80.

Die Menschen blieben noch eine geraume Zeit beisammen, aber nicht fest an ihrem Berge sitzen. Sie wanderten weiter in die Welt hinein und zwar zunächst in das Land der zwei Ströme Euphrat und Tigris, das in der Bibel Sinear, sonst Mesopotamien und auch Chaldäa heißt. Hier nahmen sie auf wunderbare Weise zu, konnten sich aber auch wohl ernähren, weil dieses Land so fruchtbar war, daß (nach Herodot) das Getreide zwei- ja dreihundertfältige Frucht trug, und die Blätter des Weizens und der Gerste vier Finger breit wurden.

Da sich die Menschen nun in einer schönen Ebene Sinear's mit einander niedergelassen hatten, geriethen sie darauf, eine Stadt mit einem Thurme zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche. Einen Namen wollten sie sich damit bei der Nachwelt machen und zugleich einen Sammelpunkt haben, wenn sie doch weiter auseinander müßten. Aber Gott gefiel der Hochmuth der Menschenkinder nicht; auch sah er wohl, daß die Sünde nur desto größer würde, je dichter sie beisammen wären, wie ja auch bei uns in den bevölkertsten Städten das Laster am meisten wuchert. Darum fuhr der Herr darein. Er verwirrte ihre Sprache, daß Keiner den Andern mehr verstand und der Bau nicht vollendet werden konnte; wobei er zugleich einen Trieb in ihnen erweckte, sich zu theilen und in alle Länder zu zerstreuen.

Die Stätte empfieng den Namen Babel (Verwirrung, auch Thor Gottes). Noch erhebt sich dort im nahen Barsip ein Grundbau von ungeheurem Umfange, und auf diesem stehen Reste eines aus Backsteinen gebauten Thurmes von 76 m Höhe. Es entstanden nun die mancherlei Sprachen der Menschen, und nach den Sprachen theilten sich die Menschen in verschiedene Nationen.

Wenn die Menschen vorhin nur ein Stück des vordern Asiens bewohnten, so gieng jetzt die Verbreitung der fort und fort erstaunlich sich Mehrenden rasch über diesen Welttheil hin und in die mit ihm zusammenhängenden Welttheile Afrika und Europa herüber. Und wo sie sich ansiedelten, lösten sich doch bald wieder Stämme von ihnen ab, die noch weiter vorwärts drangen. — Allmählich sahen sie sich auch nicht mehr Alle so gleich, weder in der Hautfarbe, noch im Haarwuchs, oder selbst in der Schädelbildung. Die Verschiedenheit ihrer Wohnplätze, insonderheit die Kälte und Hitze derselben, hatte allerdings Einfluß hierauf,; doch gibt es gewiß tieferliegende Ursachen, die noch nicht nachgewiesen sind. Wenn man jetzt von Menschenrassen redet, so befaßt man gewöhnlich Semiten, Hamiten und Indogermanen unter dem Namen der mittelländischen, kaukasischen; Finnen, Mongolen, Chinesen und Japaner unter der mongolischen; Neger, Bantu-Völker und Hottentotten unter der afrikanischen; Malajen, Papua und Polynesier unter der oceanischen; alle zwischen Eskimo und Patagoniern wohnenden Völker unter der amerikanischen Rasse. Man hat auch mehr als fünf Rassen unterschieden. Die Sprachen theilt man hauptsächlich in einsilbige (wie chinesisch), agglutinirende (wie türkisch, amerikanisch) und Flexionssprachen (wie indogermanisch). Gezählt sind bis jetzt weder die Völker, noch die Sprachen alle.

§ 3. Leben und Treiben der nunmehrigen Menschen.

Die Einen waren in Gebirge und Wälder gezogen. Diese legten sich auf die Jagd, um ihres Lebens Bedürfnisse zu gewinnen. Indem sie aber Hirsche und Rehe erlegten, erwachte in ihnen auch eine Lust, mit Löwen und Bären anzubinden oder sie mußten sich solcher erwehren. Dieses rauhe Leben hatte einen Reiz für ihre kräftige Natur; aber sie verwilderten dabei so sehr, daß sie selbst oft nicht viel besser als Raubthiere wurden. — Andere waren ans Meer gekommen und ergaben sich dem Fischfang mit Netzen und Angeln. Sie wurden nicht so wild und grimmig wie die Vorigen; aber doch sahen sie den Himmel meist nur im Wasser.

Wieder Andere beschäftigten sich mit der alten Viehzucht; nur daß sie mit ihren Schafen und Ziegen, Rindern und Kamelen, Eseln und Pferden mehr in's Weite zogen. Sie wanderten von Waideplatz zu Waideplatz und hatten die lieben

Hausthiere, welche Gott den Menschen besonders beigegeben, aber kein eigentliches Haus, sondern nur leichte Zelte, welche sie schnell abbrechen und am andern Ort wieder aufrichten konnten. Diese Wanderhirten hießen Nomaden. Sie führten ein einförmiges Leben, behielten auch einfache Sitten; und wenn sie bei ihrem steten Ziehen nicht allerlei Kunst und Wissenschaft obzuliegen vermochten, so hatten sie doch viel Veranlassung, zu den Sternen aufzublicken; Manche wurden auch mit Dem bekannt, der über den Sternen ist.

Andere endlich trieben in fruchtbaren Ebenen, in fetten Thälern den alten Ackerbau fort. Sie pflügten die dampfende Erde, und bauten ihren Weizen und anderes Getreide, das nirgends in der Welt wild wächst, und ließen sich unmittelbar von der Erde ernähren, die unser aller Mutter ist. Diese hatten Ursache, an ihrem Platz zu bleiben, und legten Dörfer und Städte an. Die Städter überließen allmählich den Dörfern die Landwirthschaft und widmeten sich vorzugsweise den Gewerben und Künsten, welche dem Leben nöthig und nützlich sind und es verschönern. Da kamen zu den Maurern, Zimmerleuten, Schmieden und Webern auch Töpfer, Gerber, Färber 2c.; da kam zur Baukunst die Bildhauerei und zur Musik die Malerei 2c.; und alles wurde in der Uebung vervollkommt. In den festen Wohnplätzen konnte die Kultur oder Ausbildung des zeitlichen Lebens der Menschen am besten vorwärts schreiten.

Uralt unter den Menschen ist auch der Handel. Die verschiedenen Natur- und Kunsterzeugnisse der Orte und Länder wurden gegen einander ausgetauscht. Um gegen wilde Thiere und räuberische Menschen sicher zu sein, vereinigte man sich zu reisenden Handelsgesellschaften oder Karawanen. Hunderte von Kaufleuten mit ihren ausdauernden und genügsamen Kamelen zogen durch die lachenden Gefilde und die weitgestreckten Wüsten hin. Neben dem Landhandel kam frühe auch schon der Seehandel auf, indem die Menschen in Schiffen am Meeresufer hin ihre Güter in andere Gegenden schafften und fremde dagegen heimholten. — Zuerst wurde Waare gegen Waare ausgetauscht. Frühe aber lernte man auch Metalle kennen und zum Schmuck verwenden. Anfangs wurde Silber und Gold zugewogen; doch gab's auch bald geprägtes Geld. Man konnte auf ein größeres Stück einen Ochsen, auf ein kleineres ein Schaf eingraben, indem die Münze etwa den Werth eines solchen Thieres hatte. Die ältesten Münzen, die wir haben, kommen aber von den Griechen oder den Lydiern.

Nach dem, was man von den frühesten Menschen in Europa auffindet, unterscheidet man eine vormetallische von der späteren Metall-Zeit. Viele Geschlechter hindurch lebten die Menschen in Höhlen, neben Mammuths und Höhlenbären; zu Waffen und Werkzeugen schlugen sie sich Kiesel, Diorit, Trachit, Obsidian und andere Steine zurecht; dann lernten sie solche auch feilen, reiben, poliren, endlich durchbohren. Gold und Silber, wenn gefunden, diente zum Schmuck, dann auch Kupfer, Blei und Glas. Aus Thon bereitete man Gefäße, die man erst mit den Händen formte, dann brannte; Knochen, Hörner, Zähne, Muscheln dienten gleichfalls zu Werkzeugen. Dann aber kamen Metalle zur Verarbeitung; man schmiedete Kupfer und Eisen, lernte Bronze gießen (Kupfer mit Zinn). Nun machte man dieselben Waffen und Werkzeuge, zu welchen erst Steine verwendet worden waren, aus Metall. In den Pfahlbauten, die man seit 1853 entdeckt hat, findet man beim Nachgraben zu oberst eiserne Geräthe, weiter unten Eisen mit Bronze, dann Bronze mit Steinen, in der untersten Schichte aber blos Steingeräthe. Noch in der Bronzezeit wohnte der Mensch in Höhlen, wie in Pfahlbauten auf den Seen. Dann fieng er an große Steinblöcke aufzustellen und aufzuhäufen, vielleicht zum Denkmal, oder über Gräbern; am Ende baute er sich auch feuerfeste Wohnungen. Doch können wir das nicht weiter verfolgen, wissen auch nicht, wie diese Geschlechter zu benennen wären.

Wie stand's aber mit dem geistlichen Leben der Menschen? Sie wohnten jetzt weiter auseinander, vergaßen die Wohlthaten wie der Schrecknisse Gottes. Noch wußten sie alle von dem Einen Gott. Je weniger sie ihn aber priesen und ihm

dankten, desto mehr wurde ihr unverständiges Herz verfinstert; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden, und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes gegen — Götzen ausgetauscht. Es kam nun das Heidenthum in die Welt; wie die Menschen vor der Sintflut in Unglauben verfallen waren, so nach derselben in Aberglauben.

Der Mensch kann sich der Religion doch nicht so leicht erwehren. Es wohnt tief in der Seele das Gefühl der Abhängigkeit von einer höhern Macht, der man irgendwie dienen müsse, um ihre Hilfe zu erlangen und ihre Strafen abzuwenden; hat man aber den rechten Gott verloren, so geräth man auf den Götzendienst. — Der älteste ist der Gestirndienst. Die Menschen verehrten die Sonne als Gott, den Mond als Göttin, die größeren Sterne und merkwürdige Sternbilder als lauter Gottheiten. Sie verehrten dann auch die Elemente und Naturkräfte, aus denen sie eigene göttliche Wesen machten. Sie sanken zur Verehrung von nützlichen und schädlichen Thieren, Vögeln, Schlangen, ja von Pflanzen, Bergen, Strömen ꝛc. herab. So dienten sie dem Geschöpf statt des Schöpfers. — Es mag sein, daß sie zuerst diese Dinge nur als Sinnbilder des verborgenen Gottes anschauten; aber gar bald blieben sie am Bild haften. Wohl galt ihnen die Sonne zuerst nur für ein Gleichniß des unerschaffenen ewigen Lichtes; aber gar bald entschwand ihnen Gott hinter seinem Gleichniß, und die Sonne wurde ihr Gott.

Weiterhin vergötterten sie auch verstorbene Menschen, und machten sich Bilder von ihnen. Und sie machten sich Bilder von allerlei Gottheiten, die sie sich im Himmel, auf Erden und unter der Erde erträumten; und zuletzt dachten sie sich diese Bilder selbst mit ihren Göttern erfüllt und verehrten ihrer eigenen Hände Werk.

Der Dienst, den sie ihren Göttern brachten, bestand in Opfer, Gebet, Gesang, Tanz und Aufzügen. Im Bewußtsein ihrer Schuld brachten sie blutige Sühnopfer dar, denn sie fühlten, „daß ohne Blutvergießen keine Vergebung geschieht“. Im Dienste aber solcher falschen Götter konnten sie nicht besser werden, wenn gleich die Furcht vor denselben vor manchem Bösen zurückhalten mochte. Im Ganzen jedoch, besonders da sie auch böse Götter verehrten, denen sie mit Unreinigkeit und Sünde wohlgefallen wollten, fielen sie immer tiefer in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt; sie wurden voll aller Ungerechtigkeit.

Man muß sich ja die Sache so vorstellen, daß es mit den Menschen nicht aus einer ursprünglichen Wildheit und Rohheit aufwärts, sondern von einer ursprünglichen Unschuld und Einfalt immer tiefer abwärts gieng, daß sich bei all ihren Empfindungen und Fortschritten hinsichtlich des zeitlichen Lebens ihr religiös sittlicher Zustand mehr und mehr verschlimmerte. Dahin deuten die Sagen aller Völker, die eine weitgehende Erinnerung an frühere Zeiten bewahrt haben.

§ 4. Die ersten Reiche auf Erden.

Wer hat aber das Regiment unter den Menschen geführt? Es muß doch ein solches geben. Die Sache hat sich von selbst gemacht. Der Hausvater, der Erzeuger, Erzieher, Versorger der Seinigen, war der Familienfürst. Und bei der großen Fruchtbarkeit des damaligen Geschlechts kam wohl schon im ersten Glied ein beträchtliches Häuflein unter sein Scepter. Und bei dem längeren Leben der Menschen sah er auch gewöhnlich eine zahlreiche Nachkommenschaft bis in's vierte Glied. Seine Söhne und Enkel aber, welche zunächst wieder die Häupter ihrer Familien waren, standen doch noch unter dem gemeinsamen Familienhaupte. So wurde er ein Stammesfürst, und aus dem Familienleben entwickelte sich das Staatsverhältniß.

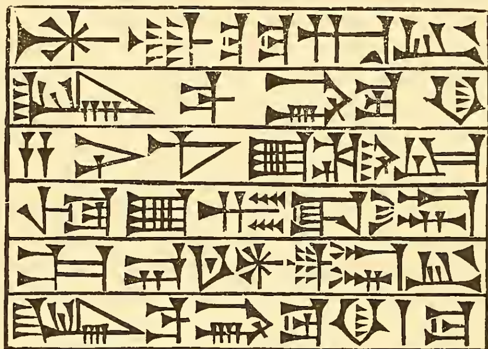
Es konnten mehrere Stammesfürsten sich einem gemeinsamen Oberhaupte freiwillig unterwerfen oder ein solches wählen, und das mag öfters der Fall gewesen sein. Da haben wir dann schon einen kleinen König. So ward denn der Wille des Oberhauptes, den aber die von den Vätern überkommene Sitte leitete, das lebendige Gesetz. Wie dann der Hausvater ursprünglich auch Hauspriester war, so mochte der Stammesfürst zugleich Stammespriester, der König Oberpriester seines Volkes sein. Als sich aber allmählich aus den Gelehrtesten eine besondere Priesterschaft bildete, übte diese auch einen großen Einfluß auf die Staatsregierung aus.

Uebrigens ist es bei der Entstehung der Staaten nicht immer so ordnungsmäßig hergegangen. Es konnte Einer, der stark war, starke Angehörige und am Kriegen und Erobern seine Freude hatte, Andere, die ihm nicht angehörten, ganze Städte und Länder mit Gewalt unter sich bringen. Und gerade bei dem ersten Reiche, von welchem wir wissen, ist es also geschehen.

Altbabylonien.

Die Schrift sagt 1 Mos. 10, 8, Nimrod, ein Nachkomme Ham's, habe angefangen, ein gewaltiger Jäger zu sein auf Erden. Die vielen wilden Thiere rottete er kräftig aus, ward sich dabei seiner Stärke bewußt, und wendete sie darnach zur Unterdrückung der Menschen an, über die er sich zum Herrn aufwarf. Die Stadt Babel im Lande Sinear war der Anfang seines Reiches, das er über andere Städte, Erech, Akkad und Calne ausbreitete.

Sinear war scheints zuerst von einem kuschitischen Volke bewohnt, das sich Sumer und Akkad nannte und eine agglutinirende (der finnischen verwandte) Sprache redete. Für diese erfand es früh eine rohe Silbenschrift, welche wie die Hieroglyphen erst die Dinge, dann auch bloße Laute darstellte, die später weiter ausgebildete Keilschrift. Man schrieb viel auf Thontäfelchen, welche dann im Feuer gehärtet wurden: Lieder, Sagen, Gebetsformeln, Listen 2c., die gewiß bis ins Jahr 2000 v. Chr. hinaufreichen. Sie erzählen von der Schöpfung, der Sintflut (Hasisathra S. 10), dem großen Thurm, dem gewaltigen Jäger und Herrscher Izdubar (Nimrod oder Herkules). Letzterer machte Erech (jetzt Warka) zu seiner Residenz. Daneben erscheinen noch andere Städte als Hauptstädte von kleinen Staaten, z. B. Nipur (Calne) dann Ur (jetzt Mugheir) nahe der alten Mündung des Euphrat. In diesen Städten Niederbabyloniens oder Chaldäa's scheinen dann Semiten aus Elam geherrscht zu haben, wie der Kedorlaomer, von dem 1 Mos. 14 erzählt. Weiter erwähnen die Ziegel von Ur einen König Urbagas (oder Ur-Gur? die Namen sind immer am schwersten herauszukriegen), der viele Tempel, Thürme, Paläste baute und besonders drei Götter verehrte: Anu, den Himmels-, Bel, den Erdengott, und Ea, den Meergott, außer andern auch weiblichen Gottheiten. Ihm folgte sein Sohn Dungi, der auch in Babel einen Tempel baute. Dann scheinen die Fürsten von Larsam (Senkereh) die Oberherrschaft gewonnen zu haben, die fleißig Kanäle gruben. Babel, die Hauptstadt von Nordbabylonien, gewann später das Uebergewicht. Sein König Sargon I. von Akkad (vor 2000) demüthigte Elam und Syrien und herrschte von Meer zu Meer. Doch soll erst Chammuragas in Babel (vor 1900) alle jene Staaten zu einer Monarchie vereinigt haben, indem er sich auch die Fürsten von Larsam unterwarf. Er baute viele Kanäle, Tempel und Paläste, und machte die Anbetung Marduk Bel's in Babel heimisch. Später erst gab es Reibungen mit dem Nordreich Assyrien, welches 1270 Babel unterjochte. Allein letzteres ermannte sich wieder und erst nach Nabu-Baladan's Tode (um 850) hat Babel der Oberherrschaft Assyriens sich dauernd unterwerfen müssen. Figur 1 zeigt einen beschriebenen Ziegel aus Babel.


Fig 1. Keilschrifttafel mit altbabylonischen Schriftzeichen.

Die Kultur dieser ältesten Zeit zeichnet sich hauptsächlich durch den frühen Gebrauch der Schrift aus; namentlich bewundert man Cylindersiegel von harten Steinen (wie das

von König Dungi), in welche doch Inschriften und Darstellungen gekrönter, reichgekleideter Männer scharf eingegraben sind. Dennoch aber bestehen die gefundenen Waffen und Werkzeuge meist aus Stein und Bronze; daneben wurde Eisen zum Schmuck verwendet. Die Baukunst mit ihren pyramidalen, in Stockwerken oder Terrassen gegen den Himmel anstrebenden Tempeln, ist noch sehr zurück; die Mauern aus Ziegeln sind plump, die Säulen roh gearbeitet. Die Haupttempel, der des Marduk in Babel, des Nabu in Barsip, des Nirgal in Kutha waren voll goldener Bilder, Tische, Altäre, Sessel und anderer Geräthe; was man von Ohrringen und Schmucksachen findet, ist zierlich gearbeitet. Die Töpferei ist anfangs dürftig, doch wurde mit der Zeit die Töpferscheibe erfunden, und auf Herstellung von großen Thonsärgen viele Mühe verwendet. Schmucksachen und feine Gewebe herzustellen, war man sehr bemüht; und frühe gehörten Sternkunde, Sterndeuterei und Zauberei zu den Künsten der Chaldäer. Jeder Monat war einem der großen Götter geweiht; dem Bel opferte man auch Kinder, der Belit durch Unzucht, und allem Heer des Himmels wurde fleißig geräuchert.

Altassyrien.

Von Babylonien scheint Nimrod auch (1 Mos. 10, 11) nach Assur ausgegangen zu sein (zunächst die alte Hauptstadt Assyriens); er hat dann weiter oben am Tigris noch andere Städte gegründet, darunter die Weltstadt Nineve, die im Assyrischen Ninua heißt. Jedenfalls waren die Assyrer Semiten, und ihre Sprache und Schrift dieselbe, in welcher uns die spätere babylonische Literatur überliefert ist. In beiden Ländern verehrte man die gleichen Götter, nur wurde wie dort Marduk, so hier Assur der eigentliche Nationalgott, „Vater der Götter" genannt. Es ist ein begabtes Volk, das Bildhauerei, Wandmalerei, Schnitzen in Elfenbein und Steinen, so wie andere Künste hoch trieb, daneben aber der Jagd und dem Krieg mehr oblag, als die friedlichen Babylonier. — Ismidagan um 1850 ist der erste König, den die Denkmäler nennen. Denn was den Griechen in Persien über einen Gründer Ninus und seine welterobernde, kunstbefördernde Gemahlin Semiramis erzählt wurde, ist eine medische Fabel und kaum des Wiedergebens werth. Tempelbauten, zunächst in Assur (jetzt Kalah Schergat) scheinen die älteste Zeit auszufüllen. So hören wir von einem König Samsiraman, dem Sohne Ismidagans, der drei Tempel in Assur erbaut, aber auch einen in Nineve ausgebessert habe. Von Ausbreitung des Reichs hören wir erst, als um 1450 mit Babel über die Grenzen beider Staaten verhandelt wurde. Damals erweiterte es sich nach Norden und Westen; Ramannirari um 1330 dehnte es auch nach Süden aus. Sein Sohn Salmanasar I. wird als Gründer von Kalah, als Tempelbauer und Eroberer gepriesen, und dessen Nachfolger Tiglathadar eroberte c. 1270 Babylonien.



Fig. 2. Assyrische Herrscher (nach den Denkmälern).

Nach einer Zeit der Schwäche erneuerte Tiglathpilesar I. um 1120 die frühere Macht; er drang sogar über den Euphrat vor, jagte Löwen und Waldthiere im Libanon und erreichte mit seinem Heer das Mittelmeer, worauf aber bald

ein sichtlicher Verfall eintrat. Die Assyrer hatten lange um ihr Stammgebiet zu kämpfen, erst Assurnasirpal 885—60 überschritt wieder den Euphrat und den Orontes, und zwang die vier Handelsstädte am Westmeer Tyrus, Sidon, Gebal, Arvad, ihm Tribut zu zahlen. Fortan begann Assyrien den Westländern furchtbar zu werden.

Sehet da (Fig. 2) den Großkönig in seinem engumschließenden reichverbrämten Talar, auf dem Haupte die Tiara, wie er feierlich einherschreitet oder einem vorgeführten Feind, der knieend um Verzeihung bittet, würdevoll das Auge aussticht. Auch wie er betet, opfert und trinkt, wie er Löwen jagt, oder auf seinem Wagen ins Schlachtgewühl fährt, oder triumphirend nach Calah zurückkehrt, Alles das zu verewigen hat er stete Sorge getragen.

III. Israel, das Volk der Wahl.

Aus den Nachkommen Sem's, auf dem die große Verheißung ruhte, wählte sich Gott ein Volk aus unter allen Völkern auf Erden, um in ihm das Reich des zukünftigen Messias, des Heilands aller Welt, des Wiederherstellers der Menschheit, vorzubereiten: das Volk Israel.

§ 1. Die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob.

Dieses Volk stammt näher von Abraham her, dessen Vater Thara hieß, ein früherer Vorfahr Eber, von welchem der Name Ebräer kommt.

Zu Abraham's Zeit (um 2200) war alle Welt schon, nur mit einzelnen Ausnahmen, in's Götzenthum verfallen. Er aber diente noch dem wahren Gott und diesem allein. Ein Hirtenfürst, von Ur ausgewandert, wohnte er zu Harran in Mesopotamien. Da sprach der Herr zu ihm: „Gehe aus deinem Lande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will. Ich will dich zum großen Volk machen; und in dir sollen gesegnet sein alle Geschlechter auf Erden." Mit diesen Worten, die auf den Welterlöser gehen, ist Abraham als der Träger der großen Verheißung bezeichnet. — Und er zog aus, im Glauben an seines Gottes Wort, mit seinem Weibe Sarah; und Lot, ein Brudersohn, schloß sich ihm an. Er wanderte gegen Abend und gelangte, von Gott geleitet, in's Land Kanaan. Als er aber das schöne Land mit seinen kräftigen Gebirgen, fruchtbaren Auen und fetten Waideplätzen betrat, da erschien ihm der Herr und sprach: „Deinen Nachkommen will ich dieß Land geben".

Er richtete sein Zelt auf da und dort, wo er Raum fand zwischen den Einwohnern des Landes, und Waide für sein Vieh. Er pilgerte immer, einmal sogar nach Aegypten, um einer Theurung willen. Wo er weilte, da baute er Altäre dem Herrn und predigte von dem Namen des Herrn.

Da seine und Lot's Herden einander drängten und immer Zank war zwischen ihren Hirten, sprach Abraham zu dem Jüngern: „Laß nicht Zank sein zwischen uns, denn wir sind Brüder. Steht dir nicht alles Land offen? Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." Lot wählte sich die wasserreiche Gegend am Jordan, die da war als ein Garten des Herrn, und wohnte zu Sodom, unter bösen Leuten. Dann ward der König von Sodom von Kedor Laomer, dem mächtigen Könige von Elam, der auch Babel unterjocht hatte, bekriegt und geschlagen. Der Feind nahm Alles zu Sodom, auch den Lot und seine Habe, und zog davon. Als dieß Abraham hörte, wappnete er schnell seine Knechte, nahm noch etliche Amoriter dazu,

die mit ihm im Bunde waren, jagte den Feinden nach, fiel des Nachts über sie, schlug sie und brachte all' ihren Raub wieder, auch den Lot. Der König von Sodom sprach zu ihm: Gib mir die Leute, die Güter behalte dir! Doch Abraham nahm nicht einen Faden. Damals war's, daß ihm ein geheimnißvoller Mann entgegengieng, Melchisedek, König von Salem, ein Priester des wahren Gottes. Der segnete ihn; Abraham aber gab ihm den Zehnten von allem.

Aber wie sollte die göttliche Verheißung in Erfüllung gehen? Abraham war alt und sein Weib, und schon härmte er sich, daß er kinderlos sterben werde. Da hieß ihn Gott hinausgehen und sprach: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne, kannst du es? also soll dein Same sein!" Da richtete sich der Mann wieder auf, er glaubte dem Herrn, und das rechnete der Herr ihm zur Gerechtigkeit. Und Gott machte einen Bund mit ihm, und gebot ihm die Beschneidung zum Zeichen des Bundes.

Abermals erschien ihm der Herr, als er einst um Mittag an der Thür seines Zeltes saß. Drei Männer traten heran. Er lud sie ein, unter den Bäumen zu ruhen und sich zu laben, und besorgte ihnen eilig ein Mahl. Es war aber der Herr mit zwei seiner Engel. Und er sprach zu Abraham: „Wann ich auf's Jahr wieder komme, so soll Sarah einen Sohn haben." Und er wiederholte ihm das hohe Wort, daß alle Völker auf Erden in ihm gesegnet werden sollten. Indessen offenbarte er ihm auch, daß er Sodom und Gomorrha um ihrer schweren Sünden willen verderben werde. Das jammerte den Mann mit dem glaubens- und liebevollen Herzen, und er unterwand sich, den Herrn zu bitten für die gottlosen Städte: wenn 50 oder 40 oder 10 Fromme drin wären, daß er ihrer um dieser willen verschonen möchte. Allein es waren keine 10 Fromme darin. — Lot mit den Seinen wurde von den Engeln herausgeführt; die Andern alle erlagen dem Zorngerichte. Denn es regnete Feuer vom Himmel, und der Erdboden sank ein weithin, bedeckt vom nahen See. Der ist heute noch da, und heißt das Salzmeer, denn er ist voll Salz und Erdharz.

Er, bei dem kein Ding unmöglich, suchte Sarah heim in ihrem 90. Jahre, daß sie schwanger ward; und sie gebar dem Hundertjährigen einen Sohn, Isaak, a. 2112. Als aber Isaak ein Knabe geworden, unterzog Gott seinen Diener der schwersten Glaubensprüfung. Er befahl ihm, seinen Sohn auf dem Berge Morija zu opfern. Welch eine Anmuthung! Und wo war da die Verheißung seiner weltsegnenden Nachkommenschaft? Aber Abraham glaubte, Gott könne den Todten wieder lebendig machen, stand auf des Morgens frühe und zog mit seinem Sohn nach dem Orte, den ihm Gott gezeigt. Am dritten Tage sah er die Stätte, ließ die Knechte zurück, legte Holz auf des Sohnes Schulter, er aber nahm das Feuer und Messer in die Hand, und giengen die beiden mit einander. Auf des Sohnes Frage nach dem Brandopfer antwortete Abraham: „Gott wird ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer!" Und als sie an die Stätte kamen, baute Abraham einen Altar und legte das Holz darauf, band seinen Isaak und legte ihn auf das Holz. Und er faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete. Da sprach der Herr: „Lege deine Hand nicht an den Knaben; nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen". Und er wiederholte ihm seine herrlichen Verheißungen mit einem heiligen Schwur. Uns aber will Gott dabei erinnern, wie er noch mehr gethan als Abraham, wie er seinen eingebornen Sohn, den er von Ewigkeit lieb hat, für uns in den Tod gegeben.

Als nun Sarah gestorben und begraben war in der Höhle eines den Kindern Heth abgekauften Ackers, da gedachte der Wohlbetagte seinem Sohne ein Weib zu geben, aber nicht von den Töchtern der Götzendiener. Darum sandte er seinen Hausvogt nach Harran zu seiner Freundschaft, bei der doch noch einige Erkenntniß des wahren Gottes war. Der fromme Diener machte sich auf mit 10 Kamelen und betete zum Gott seines Herrn, ihm die Dirne zu zeigen, die er seinem Diener Isaak beschert habe. Da kam

die Gewünschte und gab ihm wie auch seinen Kamelen zu trinken. Es war Rebekka, Bethuel's Tochter, die ihn sogleich einlud, bei ihrem Vater zu herbergen. Dort warb er um Rebekka für seines Herrn Sohn. Sie erkannten: Das kommt vom Herrn. Er brachte Kleinode, Kleider und Würze hervor und beschenkte die Braut und die Ihrigen. Des andern Morgens aber zog er mit ihr davon. — Isaak war hinausgegangen auf's Feld, zu beten. Da kam Rebekka heran. Er führte sie in's Zelt seiner Mutter, und sie ward sein Weib.

Abraham starb, um 2037, nachdem er 175 Jahre ein Pilger auf Erden gewesen, und gieng in's rechte Vaterland, das er im Glauben gesucht hatte. Sein Leib ward neben Sarah begraben.

Bei dem Glück, das Isaak unter dem Gnadenflügel seines Gottes genoß, hatte er doch einen Kummer: sein geliebtes Weib war unfruchtbar. Er flehte für sie zum Herrn, und Rebekka ward schwanger mit Zwillingen. Der Herr aber sprach zu ihr, daß der Größere dem Kleinern dienen werde. So gieng die große Verheißung auf den Jüngeren über; denn Gott will frei schalten in Verleihung seiner Gnadengaben. Anno 2052 gebar Rebekka zwei Söhne, den röthlichen rauhen Esau und den feinen Jakob. Esau ward ein Jäger; Jakob aber war ein stiller Mann und blieb daheim beim Vieh. Als Letzterer einst Linsen gekocht, kehrte Esau müde vom Felde heim und verkaufte seinem Bruder um die Speise sein Erstgeburtsrecht; so verachtete er Gottes Gabe. — Auch den Isaak würdigte Gott einer Erscheinung, und bestätigte ihm, was er seinem Vater versprochen, daß seine Nachkommen ein Segen für alle Völker werden sollten. Da nun Isaak alt war und sein Gesicht dunkel, hieß er den Esau ein Wildbret fangen und es ihm zubereiten, daß er esse und ihn dann segne. Mit diesem ersten Segen hätte er das Kleinod der Familie, die Messiasverheißung, auf Esau übergetragen, im Trieb natürlicher Liebe. Rebekka aber, als sie es hörte, wollte dem lieben Gott — was dieser freilich nicht nöthig hatte — helfen, seine Verkündigung hinauszuführen. So beredete sie den Jakob, beim blinden Vater den Segen zu erschleichen. Er gehorchte der Mutter, und es gelang ihm, den Vater so zu täuschen, daß er den großen Segen empfieng. Weil nun Esau den Bruder erwürgen wollte, mußte Rebekka ihren Herzensjakob eilends von sich lassen, daß er zu ihrem Bruder Laban flöhe. Also wurden sie beide für ihren Betrug gestraft.

Der arme Flüchtling reisete gen Harran. Ein wunderbares Traumgesicht tröstete ihn auf dem Wege, daß er sich Gott auf's Neue angelobte. Dann diente er dem Laban als Hirte und machte mit ihm den Vertrag, daß er ihm sieben Jahre um seine Tochter Rahel dienen wollte. Als aber die Zeit der Ehe kam, betrog ihn Laban und gab ihm die ältere Tochter Lea. Der getäuscht hatte, wurde wieder getäuscht. Nun diente Jakob noch andere sieben Jahre um Rahel, und sie ward sein Weib neben Lea; denn solches war damals noch von Gott zugelassen. Ja weil Laban ihn nicht lassen wollte um des reichen Segens willen, den er von seiner Gegenwart spürte, diente er noch weitere sechs Jahre unter viel Mühsal, aber auch mit schlauer Benützung aller Umstände. Reich gesegnet trat er endlich den Rückweg an. Er schickte Boten zu seinem Bruder Esau, um ihn zu begütigen. Allein als derselbe gegen ihn heranzog mit 400 Mann, ward ihm sehr bange. Er betete allein in der Nacht. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach; Jakob ließ ihn nicht, bis er ihn gesegnet hatte, und empfieng vom Herrn den Namen Israel, Gottesüberwinder. Dann sah er Esau kommen mit seinen Vierhunderten. Er gieng ihm mit tiefer Verbeugung entgegen; aber Esau fiel ihm um den Hals und küssete ihn; und sie weinten. Gott hatte Esau's Herz umgewandelt. So kam Jakob in's Land der Verheißung zurück und rief an den Namen des starken Gottes Israels. Er sah auch seinen alten Vater noch, welcher erst im 180. Jahre von seinen beiden Söhnen begraben ward. Jakob aber hatte zwölf Söhne: Ruben,

Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin, die zwei letzten von der Rahel. Das sind die Stammhäupter des Volkes Israel.

§ 2. Joseph, der Retter seiner Brüder.

Joseph war der Frömmste unter seinen Brüdern und vom Vater ausgezeichnet; darum waren ihm seine Brüder feind. Ihre Feindschaft wuchs, als er ihnen von seinen seltsamen Träumen sagte, wie daß Sonne, Mond und eilf Sterne sich vor ihm geneigt hätten.

Siebzehn Jahre alt sandte ihn einst der Vater aus, sich nach den Brüdern umzusehen, welche im Norden weideten. Da dachten sie den Träumer zu erwürgen, warfen ihn in eine wasserleere Grube und verkauften ihn endlich an eine Karawane Midianitischer Händler. Der Vater meinte, ein wildes Thier habe ihn zerrissen, und trug Leid um ihn lange Zeit. Joseph aber ward nach Aegypten geführt und an Potiphar, einen Kämmerer des Pharao (so heißen alle Könige Aegypten's) als Sklave verkauft. Der setzte ihn über sein Haus. Aber von der bösen Frau beschuldigt, ward er in den Kerker geworfen. Doch der Amtmann über das Gefängniß gewann ihn lieb und gebrauchte ihn als Knecht bei den Gefangenen.

Nach zwei Jahren hatte Pharao einen merkwürdigen Doppeltraum: Von sieben fetten Kühen, denen sieben magere folgten, welche die ersten fraßen; dann von sieben vollen und sieben dürren Aehren. Am Morgen schickte er nach allen seinen Wahrsagern und Weisen aus: aber keiner davon konnte ihm seine Träume deuten. Da sagte ihm sein Schenke von einem ebräischen Jüngling im Gefängniß, der ihm und dem Hofbäcker ihre Träume ganz richtig ausgelegt, zur Zeit da sie Pharao's Zorn in den Kerker gelegt hatte. So ward Joseph vor den König gerufen. Demüthig bekannte er, daß die Deutung der Träume nicht bei ihm stehe, sondern bei Gott, der ihm aber das Rechte offenbaren werde durch seinen Geist. Und als er Pharao's nächtliche Gesichte vernommen, sprach er: „Gott verkündigt Pharao, was er vorhat. Siehe, sieben reiche Jahre werden kommen in ganz Aegypten; und nach denselben werden sieben theure Jahre kommen, die alle Fülle verzehren werden. Das Zweimalige bedeutet, daß Gott solches eilend thun wird." Nun gab Joseph den Rath, einen verständigen Mann über das Land zu setzen, der allen Ueberfluß der reichen Jahre sammle und aufschütte. Pharao hielt keinen für so verständig als Joseph, und setzte ihn zum Herrn über sein Haus und all sein Volk. Seinen Ring steckte er Joseph an, kleidete ihn in's weiße Priestergewand, hieng ihm eine goldene Kette um den Hals, ließ ihn auf seinem zweiten Wagen fahren und nannte ihn: Erhalter des Lebens.

Es kamen die sieben fruchtbaren Jahre, wie Joseph gesagt. Und er zog durch Aegypten, sammelte Getreide und schüttete es auf. Darnach kamen aber auch die sieben unfruchtbaren Jahre. Da that er allenthalben Kornhäuser auf und verkaufte den Aegyptern. Und alle Länder kamen, Speise bei ihm zu kaufen; denn die Theurung war groß auch in Kanaan.

Jakob sandte 10 Söhne nach Aegypten, Getreide zu kaufen. Da diese vor Joseph kamen, fielen sie vor ihm nieder. Er aber redete hart mit ihnen, als ob sie Kundschafter wären; und da sie ihre Unschuld bezeugten und von ihrer Familie erzählten, wollte er erst ihre Redlichkeit erproben: sie sollten Speise heimschaffen, aber wiederkommen und ihren jüngsten Bruder mitbringen, bis dahin einer von ihnen als Geisel zurückbleiben. Da sprachen sie untereinander: „Das haben wir an unserem Bruder Joseph verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehte, und wir wollten ihn nicht erhören!" Joseph aber wandte sich von ihnen und weinte in Wehmuth und Freude; doch ward Simeon vor ihren Augen gebunden, die Andern durften mit ihren beladenen Eseln heimziehen.

Als sie ihrem Vater das Begegnete berichteten, jammerte dieser: „Ihr beraubet mich meiner Kinder!" Wie aber das Getreide verzehrt war, mußten sie wieder nach Aegypten

reisen, und durften doch vor den Mann nicht kommen ohne Benjamin. Da sprach Juda zum Vater: „Ich will Bürge für ihn sein." So ließ ihn Jakob mit seinen Brüdern von sich, und befahl sie dem allmächtigen Gotte, daß er ihnen Barmherzigkeit gebe vor dem Manne.



Fig. 3. Joseph und seine Brüder.

Sobald Joseph sie wieder sah, ließ er ein Mahl für sie richten und Simeon zu ihnen führen. Sie bereiteten unterdessen ein Geschenk für Joseph von Kanaan's besten Erzeugnissen. Als er nun Mittags heimkam, brachten sie ihm das Geschenk und fielen vor ihm nieder. Er aber grüßte sie freundlich und fragte nach ihrem Vater und dem jüngsten Bruder, suchte seine Kammer und weinte daselbst. Dann gieng er heraus, ließ sie zu Tische setzen nach ihrem Alter, darüber sie sich verwunderten. Man trug ihnen reichlich Essen vor, dem Benjamin am reichlichsten. Fröhlich zogen sie am andern Morgen aus. Joseph aber hatte, wie das erste Mal, Jeglichem sein Geld oben in den Sack legen lassen, und dazu noch seinen silbernen Becher in des Jüngsten Sack. Bald jagte ihnen Joseph's Haushalter nach, ergriff sie und sprach: Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Ihr habt meines Herrn Becher gestohlen. Sie antworteten: „Bei welchem er gefunden wird, der sei des Todes, und wir alle seien Sklaven." Der Haushalter suchte und fand den Becher in Benjamin's Sack. Da zerrissen sie ihre Kleider und zogen wieder in die Stadt. Sie warfen sich vor dem Bruder auf die Kniee und sprachen: „Was sollen wir sagen? Gott hat unsere Missethat gefunden! Siehe, wir alle sind deine Knechte!" Er entgegnete aber: „Das sei ferne! Der, bei dem der Becher gefunden ist, soll mein Knecht sein; ihr Andern aber zieht mit Frieden zu eurem Vater." Da trat Juda vor und sprach: „Mein Herr, laß deinen Knecht ein Wort reden vor deinen

Ohren. Wenn wir heimkämen zu unserm Vater, und der Knabe wäre nicht mit uns, so würde er vor Gram sterben; so würden wir die grauen Haare unsres Vaters mit Herzeleid in die Grube bringen. Ich bin Bürge worden für den Knaben; darum laß mich hier bleiben als Knecht an seiner Statt und ihn mit seinen Brüdern hinaufziehen!" Da hörte Joseph, daß Gott seinen Brüdern gar ein ander Herz gegeben, ließ alle Aegypter hinausgehen, weinte laut und sprach: „Ich bin Joseph; und nun bekümmert euch nur nicht; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Ziehet eilends hinauf zu meinem Vater und bringt ihn zu mir, daß ich ihn versorge mit all' seinem Haus." Hierauf fiel er seinem Benjamin um den Hals und weinte, und küßte alle seine Brüder. Darnach redeten sie mit ihm.

Joseph entsandte sie mit Wagen für den Vater, die Kinder und Weiber. Als sie nun heimkamen und ihrem Vater verkündigten: „Joseph lebt noch und ist ein Herr in Aegypten!" wollte er's nicht glauben. Da ihn aber die Wagen überzeugten, ward sein Geist lebendig, und er sprach: „Ich habe genug, daß mein Sohn noch lebt: ich will hin und ihn sehen, ehe denn ich sterbe." Und er zog hin mit allen Kindern und Enkeln, das sind 66 — mit Jakob selbst, Joseph und dessen zwei Söhnen sind es 70 — samt dem Gesinde, a. 1922. An der Grenze Kanaan's brachte er Gott ein Opfer, und der Herr tröstete ihn, daß er ohne Furcht nach Aegypten ziehen solle, denn daselbst wolle er ihn zum großen Volk machen; er wolle mit ihm hinabziehen und ihn auch wieder heraufführen. Joseph fuhr dem nahenden Vater entgegen, fiel ihm um den Hals und weinte lange. Jakob aber sprach: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich noch dein Angesicht gesehen habe!"

Joseph bat den Pharao um Wohnung im Lande für die Seinen, und dieser ließ sie am besten Ort, im Lande Gosen wohnen. Gosen lag in Unter-Aegypten östlich vom Nilstrom; von der Hauptstadt Raemses hieß auch der ganze Landstrich so; er hatte fruchtbares Ackerland und treffliche Waideplätze, ganz geeignet für Hirten. So wohnte nun Israel in Gosen und wuchs und mehrte sich. Noch 17 Jahre genoß Jakob die Liebe seines Sohnes. Als nun sein Ende herbeikam, sprach er zu den Seinigen: „Siehe, ich sterbe, und Gott wird mit euch sein!" Und er segnete den Joseph, und setzte dessen zwei Söhne, Ephraim und Manasse, seinen eigenen Söhnen gleich, so daß Joseph's Nachkommen ein doppeltes Erbtheil in Kanaan bekommen sollten. Er segnete auch seine andern Söhne, jeden mit einem besonderen Segen, und verkündigte ihnen, was ihnen begegnen würde in künftigen Zeiten. Insonderheit über Juda sprach er, daß von ihm der Friedensheld kommen werde, welchem die Völker anhangen würden. So war die Messias-Verheißung auf den Stamm Juda übergetragen. Dann gebot Israel, daß sie ihn bei seinen Vätern begraben sollten, und verschied, a. 1905. Es war eine große Klage um den ehrwürdigen Erzvater, wie von seinen Kindern, so auch von den Aegyptern. Joseph ließ seinen Leichnam einbalsamiren, brachte ihn mit einem großen Heere nach Kanaan und legte ihn neben seinen Vätern zur Ruhe.

Er aber wohnte fürder in Aegypten mit seines Vaters Haus, und versorgte es. Das Land regierte er mit großer Weisheit. Als er den Tod nahen fühlte, nahm er einen Eid von den Kindern Israels, daß sie einst, so sie heimkehren würden, seine Gebeine mit von dannen führten. Dann starb der in die Sklaverei Verkaufte, der Retter seiner feindseligen Brüder. Es ist noch ein Joseph, der ward von seinen Brüdern verfolgt und verkauft, und errettete sie vom ewigen Darben.

§ 3. Mose, der Führer aus Aegypten.

Lange nach Joseph kam ein neues Regentenhaus in Aegypten auf, das nichts von ihm wußte. Die Kinder Israels hatten sich unterdessen gemehrt, daß ihrer das Land voll war. Da fürchtete der König ihre Macht, und besorgte namentlich, sie möchten sich bei Gelegenheit zu den arabischen Grenzvölkern schlagen und mit diesen wider ihn streiten. Darum wollte er sie mit List dämpfen. Es kam jetzt eine harte Zeit über Israel, freilich auch eine gerechte Strafe für vielfache Theilnahme am

Götzendienste der Aegypter. Pharao setzte Frohnvögte über sie, welche sie mit schwerer Arbeit drücken mußten in Bereitung von Ziegeln zu den großen Bauten im Lande.

Jemehr aber das Volk gedrückt wurde, desto zahlreicher ward es. Da erließ der König den entsetzlichen Befehl, daß alle neugeborenen ebräischen Knäblein sollten getödtet werden. Jetzt gedachte Gott seiner Verheißung. Jochebed, die Frau Amram's, eines Mannes vom Stamm Levi, gebar einen Sohn, 1572, verbarg erst das feine Kind, und setzte es dann in einem Kästlein von Rohr in's Schilf am

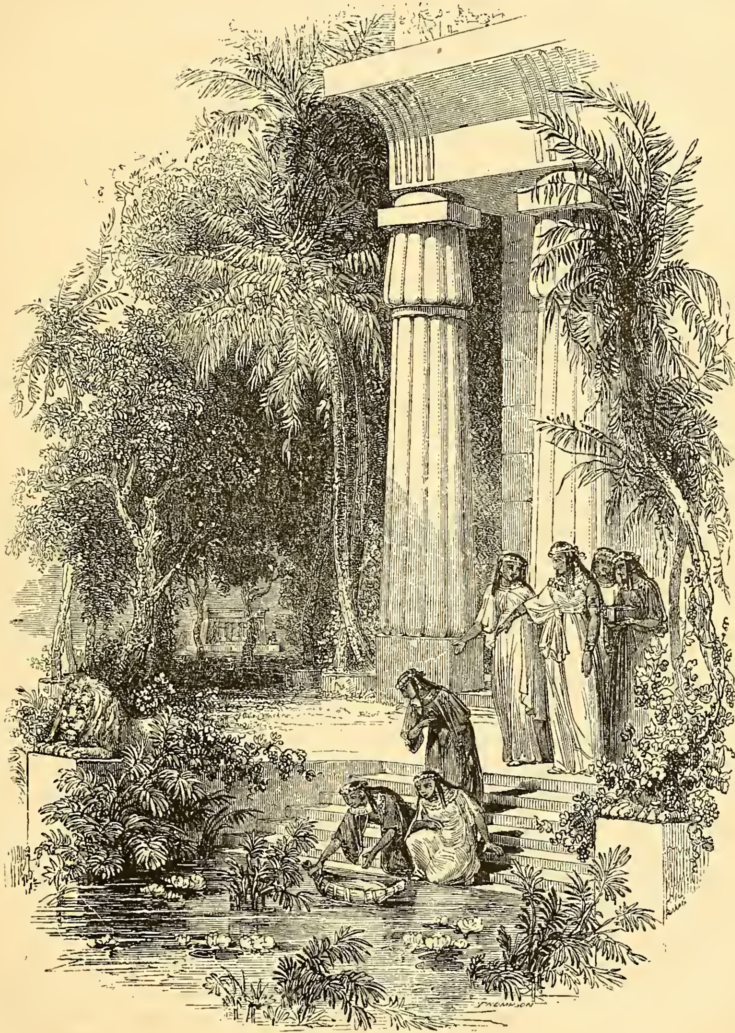


Fig. 4. Mose im Schilf.

Ufer des Nil's. Seine Schwester stand auf der Warte. Da gieng die Tochter Pharao's hernieder zu baden; und als sie das Kästlein erblickte, ließ sie es holen und sah das weinende Kind. Während sie nun mitleidig sprach: „Es ist der ebräischen Knäblein eins!“ trat schon die Schwester heran und fragte, ob sie eine ebräische Mutter zum Säugen desselben holen solle. Die Prinzessin hieß sie hin=

gehen, und bald kam Jochebed und nahm ihr Kind wieder, der es zum Säugen um Lohn übergeben ward. Da es aber groß ward, brachte sie es der Tochter Pharao's, und diese nahm es zu ihrem Sohn an und nannte ihn Mose. Und Mose ward gelehrt in aller Weisheit der Aegypter, welche damals das gebildetste Volk der Erde waren, hielt aber treu zu seinem Volke.

Als Mose 40 Jahre alt war, gieng er aus zu seinen Brüdern, sah ihre Lastarbeiten und ward gewahr, daß ein Aegypter einen Israeliten schlug. Da erschlug er den Aegypter. Aber die Sache wurde laut, und Pharao trachtete ihm nach dem Leben, so daß er fliehen mußte. Er kam in's Land Midian östlich vom Sinai, wo er an einem Brunnen die Töchter eines Priesters Reguel oder Jethro gegen Gewaltthätigkeit der Hirten schützte. Dafür lud ihn derselbe in sein Haus ein, und er heirathete dessen Tochter Zipora, welche ihm zwei Söhne gebar.

Mose war 80 Jahre alt, als er einst am Gebirge Horeb die Schafe seines Schwähers hütete. Da hatte er eine wunderbare Erscheinung: ein Busch brannte mit Feuer und ward doch nicht verzehrt. Als er nun nahte, sprach der Herr: „Ich bin Jehovah, der Gott deines Vaters, der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's! Ich habe gesehen das Elend meines Volkes und habe ihr Geschrei gehört, und komme, daß ich sie errette aus der Aegypter Hand und ausführe in ein Land, darin Milch und Honig fließt. So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk aus Aegypten führest.“ Mose sprach: „Wer bin ich dazu?“ Aber Gott ermuthigte ihn: „Ich will mit dir sein!“ Nochmals sprach Mose: „Ach, mein Herr, ich bin nicht beredt; ich habe eine schwere Zunge“. Gott aber tröstete ihn: „Dein Bruder Aaron soll dein Mund sein“. Da nahm Mose sein Weib und seine Kinder und zog nach Aegypten zurück. Auf Gottes Befehl kam ihm Aaron entgegen. Sie versammelten alle Aeltesten Israels; Aaron redete zu ihnen alle Worte, die Mose vom Herrn vernommen, und dieser that Zeichen vor dem Volk, daß es glaubte.

Darnach giengen Mose und Aaron zu Pharao und sprachen: „So sagt Jehovah, der Gott Israels: laß mein Volk ziehen!“ Pharao antwortete: „Wer ist Jehovah, deß Stimme ich hören müsse? Ich weiß nichts von Jehovah, will auch Israel nicht ziehen lassen.“ Zu den Vögten aber sprach er: „Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede!“ Und Israel ward noch ärger geplagt, daß sie Mose's Trost nicht hörten vor Seufzen und Angst.

Da that Gott Zeichen und Wunder durch Mose's Hand, daß die Aegypter ihn als den wahren Gott erkennen konnten. Mit zehn schweren Plagen kam er über das Land. Das Wasser des Nil's wurde in Blut verwandelt, daß die Fische im Strome starben; das Land wimmelte Frösche heraus, die in Häuser und Betten der Menschen krochen; Stechmücken plagten Menschen und Vieh; anderes Ungeziefer (Fliegengeschmeiß) füllte alle Wohnungen; der Herr schlug das Vieh mit Seuche, dann die Menschen mit Blattern; er ließ Hagel regnen; was der Hagel nicht verdarb, fraßen Heere von Heuschrecken; darnach ward eine dreitägige Finsterniß, daß Niemand den Andern sah. So ward Aegypten heimgesucht; aber das Land Gosen blieb verschont. Selbst des Königs Zauberer bekannten: „Das ist Gottes Finger!“ aber Pharao war verstockt und hörte nicht. War die Plage da, so wollte er Israel ziehen lassen und bat, daß sie weggenommen würde; sobald er aber Luft gekriegt, verhärtete er sein Herz wieder. Zuletzt gieng der Herr aus um Mitternacht und tödtete alle Erstgeburt, vom ersten Sohne Pharao's an bis auf den ersten Sohn der Magd, und alles Erstgeborene des Viehes. Da ward ein groß Geschrei im Lande; denn nicht ein Haus blieb ohne einen Todten. Jetzt forderte Pharao den Mose und Aaron noch in der Nacht, und hieß sie mit allem ihrem Volke schleunig von dannen ziehen. Und die Aegypter trieben sie fort, denn sie sprachen: „Wir sind Alle des Todes!“

Die Kinder Israel waren zum Auszuge bereit. Sie hatten in derselben Nacht

das Passahlamm gegessen, dessen Blut am Thürpfosten sie vor dem Todesengel bewahrte, ein Vorbild auf jenes Gotteslamm, dessen Blut uns bewahrt vor dem ewigen Tode. Sie standen gegürtet und beschuht und Stäbe in ihren Händen; alles, wie ihnen der Herr durch Mose befohlen hatte. So gieng das ganze Heer des Herrn, 600,000 Mann ohne Weib und Kinder, auf Einen Tag aus Aegypten, 1492, nachdem sie 430 Jahre (wie einige rechnen, von Abrahams Aufenthalt dort) darin gewohnt hatten. Joseph's Gebeine nahmen sie mit sich. — Der Herr aber zog vor ihnen her des Tages in einer Wolken-, des Nachts in einer Feuersäule, und führte sie. Auf dem nächsten Weg über die Landenge hätten sie in 14 Tagen Kanaan wohl erreichen können; aber Gott, der erst einen Bund mit ihnen schließen und sich ein besseres Volk des Eigenthums bereiten wollte, führte sie einen andern Weg. Die Säule wanderte südlich an das rothe Meer hinab.

Als aber der König von ihrem Auszug erfuhr, ward sein Herz abermals verwandelt, und er jagte ihnen nach mit Roß und Wagen, um sie zurückzubringen. Er ereilte sie, da sie am Meer lagerten. Das war vor ihnen im Osten, und hinter ihnen das ägyptische Heer. Da fürchteten sie sich sehr und schrieen zum Herrn. Mose jedoch sprach zu ihnen: „Stehet fest und sehet, was für ein Heil der Herr heute an euch thun wird!" Und er reckte seinen Stab über's Meer, und siehe, ein starker Ostwind fuhr daher und theilte das Wasser auseinander. Sechs Stunden war das Meer an dieser Stelle breit, und Israel gieng mitten hindurch auf dem Trockenen. Als aber die Aegypter ihnen nachfolgten, reckte Moses die Hand über's Meer, und die Wasser strömten wieder zusammen über ihnen und bedeckten Wagen und Reiter. So half der Herr seinem Volk an dem Tage, und sie sahen seine große Hand und sangen sein Lob.

Drüben wanderte Israel in der Wüste des steinigten Arabiens. Da vergaßen sie bald der Herrlichkeit Gottes und murrten; denn sie meinten Hungers und Dursts sterben zu müssen. Doch der Herr ließ ihnen Brod vom Himmel regnen, das wunderbare Manna, das alle Morgen in kleinen süßen Körnern um's Heer her lag, das in jener Gegend noch heute fällt, nur viel spärlicher. Ebenso ließ der Herr ihnen Wasser aus dem Felsen fließen.

Im dritten Monat kamen sie an den Berg Sinai. Hier machte Mose Halt und verkündigte dem Volk, daß Gott, der es auf Adlersflügeln getragen, einen Bund mit ihnen machen wolle, und daß es sein Eigenthum vor allen Völkern der Erde sein sollte, so es der Stimme des Herrn gehorchen würde; und sollte ihm ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk sein. Mose hieß sie sich bereiten. Am dritten Tag lag eine dicke Wolke auf dem Berg, und es erhob sich ein Donnern und Blitzen und ein starker Posaunenton. Das Volk stellte sich auf unten am Berg und hörte Gottes Stimme laut aus der Wolke sprechen:

„Ich, Jehovah, bin dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.
Du sollst dir kein Bildniß machen, weder deß, das im Himmel, noch deß, das auf Erden ist; bete sie nicht an und diene ihnen nicht.
Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.
Gedenke des Sabbattags, daß du ihn heiligest.
Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
Du sollst nicht tödten.
Du sollst nicht ehebrechen.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.
Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses; nicht seines Weibes, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat."

Das sind die heiligen zehn Gebote oder das Gesetz, gegeben von dem herrlichen und schrecklichen Gott, auf Sinai, und es hat den Anhang: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der an allen, die mich hassen, die Sünde straft. Verflucht sei, wer nicht alle diese Worte erfüllt." Eine Drohung, welche die Heiligkeit des himmlischen Gesetzgebers fordert. Und ist dieß Gesetz zur Verheißung hinzugekommen, daß es zur Erkenntniß und Bereuung der Sünde führe und eine Sehnsucht nach Erlösung errege, und also ein Zuchtmeister auf Christum sei.

Das Volk floh vor der Stimme Gottes und sprach zu Mose: Rede du mit uns, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben. Mose that also und handelte mit dem Herrn allein, erzählte ihnen aber alle Worte, die er noch weiter zu ihm sprach. Und sie riefen mit Einer Stimme: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir thun! Da opferte Mose und besprengte das Volk mit Opferblut, und heiligte es dem Herrn. Das ist der alte Bund, den Gott vorläufig mit dem Volke Israel geschlossen durch den Mittler Mose, bis die frohe Zeit erscheinen sollte, wo er den Neuen Bund, einen ewigen Gnadenbund mit der ganzen Menschheit, aufrichten wollte durch den Mittler Jesus Christus, seinen eigenen, menschgewordenen Sohn.

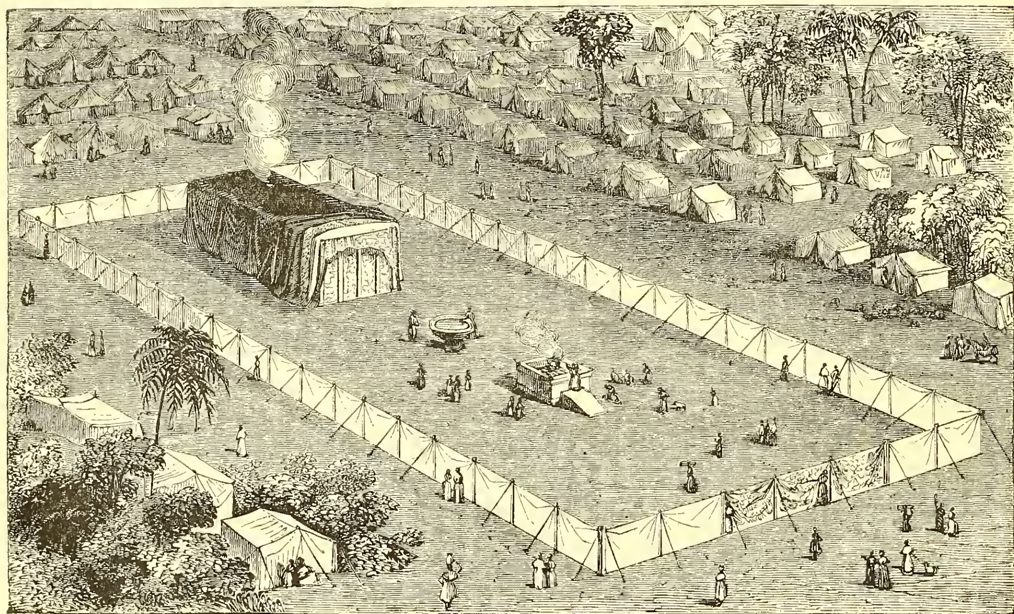


Fig. 5. Die Stiftshütte.

Die zehn Gebote heißen näher das Sittengesetz, und die Summa davon lautet: Du sollst lieben Gott von ganzem Herzen, und deinen Nächsten als dich selbst. Gott gab den Israeliten aber auch das Ceremonial- und Polizeigesetz. — Jenes enthält die Vorschriften für den äußern Gottesdienst. Das gesammte Volk sollte nur Ein Heiligthum haben, wo es opfern durfte, damit es ja nicht am heidnischen Opferdienst theilnehme. Dieses Heiligthum sah Mose auf dem Berg im Bilde, und darnach ließ er es fertigen. Die Stiftshütte bestand aus dem Allerheiligsten und dem Heiligen aneinander, und rings um diese herum zog sich der Vorhof. Sie war aus Teppichen und Brettern gemacht, daß man sie auf der Wanderung mit sich führen könne; die Teppiche waren kostbar und die Bretter vergoldet. Im Allerheiligsten war nichts als die mit Gold überzogene Bundeslade, darin die Gesetztafeln aufbewahrt wurden. Der Deckel auf derselben hieß der Sühndeckel (Gnadenstuhl); auf ihm standen zwei Cherube von dichtem Golde, zwischen

denen Gottes Herrlichkeit wohnte. Im Heiligen war der siebenarmige goldene Leuchter, der übergoldete Rauchaltar und der im gleichen Schmucke glänzende Schaubrot-Tisch, auf dem neben den frischen Broten auch Schalen mit Wein standen. Im Vorhof, gegen den Eingang zu, befand sich der mit Erz überkleidete Brandopferaltar und ein ehernes Becken zur Reinigung. — Das Volk durfte den Vorhof nicht überschreiten; nur die Priester durften in's Heilige treten, und nur der Hohepriester durch den Vorhang in's Allerheiligste gehen. Zum Hohenpriester ward Aaron verordnet, seine Söhne zu Priestern. Aaron's Geschlecht gab fortan die Priester, aber der ganze Stamm Levi wurde zur Besorgung des Gottesdienstes abgesondert, indem die Leviten die niedern Dienste am Heiligthum zu verrichten hatten.

Zu feiern hatten die Israeliten: den ältesten Feiertag der Welt, den Sabbat; ferner die Neumondsfeste; dann die hohen Feste; das Passah zum Gedächtniß des Auszugs aus Aegypten, Pfingsten als Früherntefest, das Laubhüttenfest als Späterntefest und zum Gedächtniß des Wanderlebens in der Wüste; ein besonders heiliges Fest war endlich der Versöhnungstag, an welchem der Hohepriester Opferblut in's Allerheiligste eintrug für des ganzen Volkes Sünde und siebenmal damit gegen den Gnadenstuhl sprengte, — ein Vorbild auf den rechten Hohenpriester, der sich selbst als Gotteslamm opferte und mit seinem eignen Blut in das obere Allerheiligste eingieng, zu versöhnen die Sünde des ganzen Menschenvolks. Alles im Ceremonialgesetz war vorbildlich, Schatten dessen, was einst in Christo und seinem Reiche kommen sollte.

Das Polizeigesetz enthält die Vorschriften für's bürgerliche Leben. Gott wollte selbst der König Israels sein, und so gab er ihm auch die Ordnungen, welche sonst von den irdischen Königen ausgehen. Es ist auch in diesem Gesetz eine tiefe Weisheit und das Wehen eines heiligen Geistes. Alle Israeliten waren im Rechte gleichgehalten. Es gab unter ihnen keine eigentliche Sklaverei; wenn Einer durch Zahlungsunfähigkeit oder durch Selbstverkauf des Andern Knecht wurde, so mußte er doch im siebenten Jahre, dem Sabbatjahre, wieder freigegeben werden. Ferner war Vorsorge getroffen, daß jede Familie bei ihrem Besitzthum blieb. Niemand durfte sein ihm zugetheiltes Grundeigenthum förmlich verkaufen, sondern nur die Nutznießung davon; und im fünfzigsten, dem Hall- oder Jubeljahre, mußte jeder Familie das abgelassene Grundstück frei zurückgegeben werden. Alle Gesetze für das gesellschaftliche Leben tragen das Gepräge der Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe. Die Witwen, Waisen, Fremdlinge werden besonders geschützt, die Armen besonders bedacht. — Das Polizeigesetz konnte natürlich nur für den Staat der Israeliten gelten, nach deren eigenthümlichen Verhältnissen und Bedürfnissen es eingerichtet war. Auch das Ceremonialgesetz sollte nur bestehen, bis an die Stelle des Schattens das Wesen der Güter selbst, an die Stelle des Vorbilds das Vorgebildete, die herrliche Erfüllung in Christo getreten war. Beide Gesetze gehörten nur für die Vorbereitungszeit; das Sittengesetz aber enthält den heiligen Willen Gottes für alle Völker und Zeiten.

Mose war oben bei Gott 40 Tage und Nächte. Nachdem der Herr mit ihm ausgeredet hatte, gab er ihm die zwei Tafeln des Zeugnisses, die steinernen, darauf die zehn Gebote geschrieben waren mit dem Finger Gottes. Aber wie schnell hatte das Volk die Furcht vor der Majestät Jehovah's verloren! Da Mose auf dem Berge verzog, hatten sie sich ein goldenes Kalb gemacht, das sie nach Kanaan führen sollte. Diesem Götzen hielten sie ein Freudenfest, opferten, schmausten und spielten. Als nun Mose dem Lager nahte und das Kalb sah, ergrimmte er und warf die Tafeln aus seiner Hand und zerbrach sie, so daß er nachher neue hauen mußte, die aber wiederum Gottes Finger selbst beschrieb. Das Götzenbild aber zermalmte er zu Pulver, stäubte dieses auf's Wasser und gab es Israel zu trinken. Dann ließ er das Schwert durch's Lager gehen und unter den Zügellosen wirken, und fielen dieses Tages bei 3000 Mann. Zu Gott aber flehte der Mann: „Ach, sie haben eine große Sünde gethan; aber vergib sie ihnen!"

Schweigend hatten sich Israels Kinder der Strafe gefügt; aber sie bekehrten sich nicht rechtschaffen zum Herrn. Bald fiengen sie wieder zu klagen an; sie weinten und sprachen: „Wer will uns Fleisch zu essen geben?" und sehnten sich zurück nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Da ließ Gott einen Wind wehen, der Wachteln vom

Meer her brachte, und er streute sie um das Lager her. Das Volk machte sich auf und sammelte zwei Tage lang. Da aber das Fleisch noch unter ihren Zähnen war, schlug sie der Herr mit einer großen Plage.

Im andern Jahr sprach Gott zu Mose: „Sende Männer aus, die das Land Kanaan erkunden." Mose sandte zwölf Männer aus, die besahen das Land der Verheißung. Bei ihrer Wiederkehr lobten sie das Land, daß Milch und Honig drinnen fließe; aber starkes Volk sei auch drinnen, Riesen sogar, Enakskinder, gegen die sie wie Heuschrecken gewesen, und sehr feste Städte. Und zehn der Boten sprachen: Wir vermögen nicht hinaufzuziehen, denn sie sind uns zu stark! Da fuhr die ganze Gemeinde auf und schrie; sie heulten die ganze Nacht und murrten wider Mose: „Ach, daß wir in Aegypten gestorben wären, oder noch stürben in der Wüste!" Sie wollten auch gleich ins Diensthaus zurückziehen. Josua und Kaleb, die zwei Bessern der Kundschafter, zerrissen im Schmerz ihre Kleider und sprachen: „Das Land ist sehr gut, und wenn uns der Herr gnädig ist, so wird er uns hineinbringen. Fallet nicht ab vom Herrn und fürchtet euch nicht vor den Bewohnern des Landes, denn es ist ihr Schutz von ihnen gewichen." Aber das Volk wollte sie steinigen.

Da erschien die Herrlichkeit des Herrn und verkündigte: „Keiner der Männer, die meine Zeichen gesehen und mich nun zehnmal versucht haben, soll das Land sehen, ohne Josua und Kaleb. Eure Kinder will ich hineinbringen, daß sie erkennen sollen das Land, das ihr verwerfet; ihr aber sollt 40 Jahre in der Wüste irren und eure Leiber sollen darin verfallen." Und so geschah es. Zwar machten sich die Israeliten, erst verzagten, nun trotzigen Herzens, am Morgen auf und wollten jetzt hinaufziehen. Mose warnte; allein sie waren störrig und giengen. Da kamen die Amalekiter und Kanaaniter vom Gebirge und zerschmissen sie.

So irrten die Kinder Israel noch 38 Jahre in der Wüste herum, und fielen nach einander hin. Sie lehnten sich auch immer wieder auf gegen Gott und gegen seinen Knecht Mose, den demüthigsten Mann auf Erden. Korah, Dathan und Abiram empörten sich wider Mose und spotteten: „Wie fein hast du uns gebracht in ein Land, darin Milch und Honig fließt, und hast uns Aecker und Weinberge zum Erbtheil gegeben!" Da schuf der Herr etwas Neues; denn es zerriß die Erde unter ihnen, und verschlang sie mit allem was sie hatten, und fuhren lebendig hinunter in die Hölle. — Ein andermal war das Volk verdrossen auf dem Wege und redeten wider Gott und Mose: „Warum hast du uns aus Aegypten geführt, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brot und Wasser da, und unsrer Seele ekelt vor dieser losen Speise!" Da sandte der Herr feurige Schlangen unter sie, die bissen sie, daß eine große Menge starb. Jetzt kamen sie zu Mose und sprachen: „Wir haben gesündigt; bitte den Herrn, daß er unser schone." Und Mose that's. Da hieß der Herr ihn eine kupferne Schlange machen, und sie an einem Stabe aufrichten; wer gebissen sei, solle sie ansehen, so werde er leben. Mose richtete das Bild auf, und welcher Gebissene es im Glauben ansah, der blieb leben. So sollte einst des Menschen Sohn am Kreuz erhöhet werden, auf daß alle vom Schlangenbiß der Sünde Verwundete, welche glaubig zu ihm aufsehen, ewiges Leben haben.

Die 40 Jahre der Wanderung giengen zu Ende. Die alten Israeliten waren alle gestorben bis auf Josua und Kaleb; ein neues, folgsameres Geschlecht war aufgewachsen. Mose führte dieses nicht gerade nördlich hinauf nach Kanaan, sondern um das Grenzvolk der Edomiter, der Nachkommen Esau's herum, die den Durchzug verweigerten und deren verwandtes Blut er schonen wollte, so daß der Zug von Osten her gegen das heilige Land kam. Er schlug hier die Amoritischen Könige, Sihon zu Hesbon und Og zu Basan, und nahm das Ostjordanland ein. In's eigentliche Kanaan, diesseits des Jordans, sollte er aber nicht selbst hineinkommen; denn er war einmal schwach geworden im Glauben. — Der Herr verkündigte ihm sein nahendes Ende. Da ermahnte er noch alles Volk mit rührenden Worten, seinem Bundesgotte treu zu sein. „Höre Israel," sprach er, „der Herr unser Gott ist ein einiger Herr; und du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen,

von ganzer Seele, von allem Vermögen!" — Der Herr zeigte ihm noch vom Berg Nebo das ganze Land der Verheißung; und nachdem er es gesehen, starb er daselbst, 120 Jahre alt, der große Mann Gottes, dessen Augen nicht dunkel worden waren und dessen Kraft nicht verfallen war, 1452. Er war der Herzog Israels, hindeutend auf den Herzog der Seligkeit, der uns aus der sündigen Welt in's himmlische Kanaan führt.

Nach seinem Tode ward Josua der Führer Israels; denn Mose hatte ihm auf Gottes Befehl die Hand aufgelegt und ihn der Gemeinde vorgesetzt.

§ 4. Israel ein Gottesstaat.

Kanaan im weitern Sinne wird begrenzt: nördlich vom Libanongebirge, östlich von der syrischen Wüste, südlich vom steinigen Arabien und westlich vom Mittelmeer. Da fließt der Jordan, von Mitternacht her, mitten hindurch, welcher drei Seen bildet, zuerst den kleinen Meromsee, dann den größeren Genezareth und zuletzt das Todte Meer, darein er sich selbst begräbt. Im engeren Sinne begreift man unter Kanaan nur das Land westlich vom Jordan, das blos 62 Stunden lang und in seiner weitesten Ausdehnung 22 Stunden breit, aber gesegnet ist mit allerlei herrlichem Erzeugniß, Weizen, Wein, Feigen, Datteln, Oliven, Honig und allerlei Würze. Die Kanaaniter waren nur eine der mächtigern Völkerschaften, die darin wohnten. Ein besonders starkes Volk, das die Südküste innen hatte, waren die Philister, von denen auch das ganze Land Palästina heißt.

Wir haben die Israeliten in dem schon eroberten Ostjordanlande gelassen. Jetzt sprach Gott zu Josua: ziehe über diesen Jordan mit dem ganzen Volk, und sei getrost, es soll dir in Allem gelingen. Und Josua machte sich frühe auf. Siehe, da wiederholte sich das Wunder am rothen Meere. Die Priester trugen die Lade des Bundes voran; sowie aber ihre Füße das Wasser des tiefen und reißenden Stromes berührten, stand es oben, während es unten abfloß, so daß die Israeliten im Trockenen durch das Strombette gehen konnten. Die Priester mit der Lade blieben in der Mitte desselben stehen, bis alles Volk hinüber war. Sobald auch sie das jenseitige Ufer betraten, floß der Jordan herab. — Josua schritt getrost weiter, und es gelang ihm in Allem. Er eroberte Jericho durch die Wunderhilfe des Herrn, er eroberte Ai, eine Stadt nach der andern, denn Gott war mit ihm und erfüllte jetzt die den Vätern gegebene Verheißung. In sieben Jahren war die Einnahme des Landes so weit gediehen, daß man zur Austheilung schreiten konnte, 1445. Die darin noch übrigen Heiden sollten von den einzelnen Stämmen in ihren Erbtheilen vollends bewältigt werden.

Es sollten aber die heidnischen Einwohner gänzlich vertilgt oder doch ausgetrieben werden; das war ausdrücklicher Gottesbefehl. Derselbe scheint hart, aber diese Völker hatten das Maß ihrer Bosheit voll und sich zum Gerichte reif gemacht. Nachdem er sie lange mit göttlicher Geduld getragen, vollzog nun der gerechte Richter der Welt das Strafurtheil über sie, und die Israeliten waren die Werkzeuge in seiner Hand. Daß diese Gottes Befehl nicht völlig ausrichteten, daß sie solche tief entartete Götzenknechte unter sich leben ließen, ja mit ihnen Freundschaft und eheliche Verbindung eingiengen, das gereichte ihnen zum Strick und Fall, denn sie ließen sich von ihnen in ihre greuliche Abgötterei hineinziehen, — und zu Jammer und Wehe, denn der Heilige in Israel strafte ihren Abfall. Er strafte ihn so, daß sie von denselben Völkern bedrängt und geknechtet wurden, deren Götzendienst sie angenommen hatten.

Das eroberte Land ward unter die Kinder Israels durch's Loos vertheilt mit Ausnahme dessen über dem Jordan drüben, welches die Stämme Ruben, Gad und halb Manasse auf ihre Bitte vorweg in Besitz erhielten. Obschon Joseph's Söhne, Ephraim und Manasse, in ihren Nachkommen zwei Stämme bildeten, waren doch nur zwölf Stammtheile zu machen; denn Levi erhielt keinen Landes-

theil, sondern Städte durch's ganze Land hin, auf daß überall Lehre und Anleitung zum Gottesdienst sei.

Josua regierte Israel noch mehrere Jahre. Und der Herr gab ihnen Ruhe vor Allen umher, wie er ihren Vätern geschworen, und fehlte nichts an all' dem Guten, das er ihnen verheißen hatte. Als aber Josua merkte, daß sein Lauf zu Ende gehe, ließ er die ganze Gemeinde nach Sichem rufen und verabschiedete sich von ihr. „So fürchtet nun," sprach er zuletzt, „den Herrn und dienet ihm treulich, und lasset die fremden Götter fahren. Gefällt es euch nicht, dem Herrn zu dienen, so wählet, wem ihr dienen wollt. Ich aber und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." († 1442.)

Nach ihm gab es kein gemeinsames Haupt über Israel. Jeder Stamm lebte für sich in seinem Erbtheil, und die Familienhäupter und Stammesältesten regierten. Gott aber war der König Aller, und so trat jetzt der Gottesstaat oder die Theokratie ins Leben. Gott wollte allein ihr König sein; das leibliche Israel sollte ein Vorbild des geistlichen, der Kirche sein, und diese soll kein sichtbares Oberhaupt haben; der Herr allein will ihr Haupt sein. — Nicht als ob eine Staatsverfassung ohne Monarchen, eine Republik, auch für andere Völker die beste wäre. Die Israeliten standen in der besondersten Regierung Gottes, der ihnen selbst auch die passendsten bürgerlichen Gesetze gegeben, der hinfort noch, wo es nöthig war, durch außerordentliche von seinem Geist erleuchtete Boten, die Propheten, mit ihnen handelte, der endlich Gericht mit ihnen hielt so mächtig empfindbar und auf der That schnell, wie er es bei andern Völkern weder that noch thut. So lebte denn Israel im Lande der Verheißung als ein in seiner Art einziges Volk, das sich durch seine Religion durch seine Reichsverfassung und durch das Leben und Walten Gottes unter ihm von allen Völkern der Erde auf's stärkste unterschied. Die übrigen Völker waren heidnisch, und Gott ließ sie „ihre eigenen Wege gehen" bis zu der Zeit, wo sein allgemeiner Gnadenrathschluß offenbar werden und das Reich seines Gesalbten aufgerichtet werden sollte von einem Meer zum andern. Gott waltete wohl auch über den Heiden, der überall Gegenwärtige und Wirksame; er ließ sich auch ihnen nicht unbezeugt, redete mit ihnen durch die Schöpfungswerke, durch ihr Gewissen, durch ihre Geschicke; aber er gab ihnen noch nicht das Licht einer unmittelbaren Offenbarung, und nahm sie nicht gleichsam an seine Hand, sie zu leiten und zu führen. Doch fiel von Israel mancher Lichtstrahl auch in die finstere Heidenwelt.

Wie nun die Israeliten gegen den Herrn sich hielten, wohl oder schlimm, so ließ er es ihnen ergehen. Dienten sie ihm, so lebten sie glücklich unter seinem Gnadenscepter; wurden sie abtrünnig, so gab er sie in die Hände ihrer Feinde hin. Es kamen die angrenzenden Syrer, die bezwungenen und auf die Seite gedrängten Midianiter, Moabiter, Ammoniter, Amalekiter, Philister ꝛc. über sie, beraubten und unterjochten sie und thaten ihnen viel Leides. Wenn sie dann in ihrer Noth wieder den Herrn suchten und sich zu ihm bekehrten, so war er barmherzig und erweckte einen Helden aus ihnen, der sie befreite. Diese Befreier behielten dann auch nach dem Kriege eine gewisse Obergewalt. Richter hießen sie, und darum heißt die Zeit zwischen Josua und den Königen, welche eng genommen gegen 370 Jahre währte, die Richterzeit, das Heldenalter Israels. Die bemerkenswerthesten Richter sind: Othniel, Ehud, Barak, Gideon, Jephtha, Simson, Eli, Samuel.

Sieben Jahre nach einander kamen die Midianiter ins Land, verderbten das Getreide und führten das Vieh hinweg. Da schrie das Volk zu Gott, und ein Engel erschien dem Gideon, einem jungen Manassiter (1222), und sprach: „Du sollst Israel erlösen." Da zog ihn der Geist des Herrn an; er schickte Boten aus, und es sammelten sich zu ihm 32,000 Mann. Daß Israel sich nicht rühme, schied Gott 300 Mann aus. Gideon theilte diese in drei Haufen; er gab jedem Manne eine Posaune, einen Krug und eine Fackel darin. So fielen sie des Nachts den ungeheuren Schwarm der Feinde an; sie bliesen die Posaunen, zerschlugen die Krüge, schwangen die Fackeln und riefen: „Für Jehovah und für Gideon!" Das feindliche Heer fuhr aus dem Schlafe auf, würgte unter sich selbst und nahm reißende Flucht. Israel jagte nach und fällte über hunderttausend. Da

sprachen Etliche zu Gideon: Sei Herr über uns! Er aber sprach: Jehovah soll euer Herr sein!

Der Priester Eli sprach einst zu einer Kinderlosen, die in Silo betete: „Gehe hin mit Frieden, der Gott Israels wird dir deine Bitte geben!“ Sie gebar einen Sohn, Samuel, den sie später zu Eli brachte, denn sie hatte ihn dem Herrn zum Dienste geheiligt. Gott offenbarte sich ihm und salbte ihn frühe mit seinem Geist zu einem Propheten. Eli's zwei Söhne aber, die des Priesteramtes pflogen, trieben Muthwillen beim Heiligthum. Eli strafte sie mit Worten, that aber ihrem bösen Wesen keinen ernstlichen Einhalt. Darüber ergriff Gottes Gericht ihn und sie. Israel lag im Streit mit den Philistern, und Eli's Söhne zogen mit der Bundeslade hinaus; sie fielen aber in einer großen Schlacht, darin selbst die Lade vom Feinde erbeutet ward. Als der alte Eli diese Botschaft hörte, fiel er vor Schreck vom Stuhl und brach den Hals, 1114. Die Philister nun stellten die Bundeslade zu Asdod im Tempel ihres Gottes Dagon auf. Am andern Morgen lag das Bild des Götzen zertrümmert vor ihr. Sie selbst wurden mit häßlicher Krankheit hart geplagt, bis sie die Lade in Furcht vor dem Gotte Israels seinem Volke zurücksandten.

Der letzte Richter und der größte war Samuel, obwohl er noch keine Kriegsthaten verrichtet hatte und, wie es scheint, nie selbst mit in den Streit gieng. Er machte aber Israel durch die Kraft seines Gebetes von der Gewalt der Philister frei. An der Grenze derselben richtete er einen Stein auf mit der Inschrift: Ebenezer! d. h. bis hieher hat der Herr geholfen! Er verwaltete sein Amt mit aller Treue, zog jährlich durch's Land, sprach überall Recht, stellte Ruhe und Ordnung her, predigte dabei den Leuten fleißig Gottes Wort, und hielt sie ernstlich zur Glaubenstreue und einem frommen Wandel an. Er gründete Prophetenvereine. Als er älter ward, ließ er sich von seinen Söhnen im Richteramt vertreten. Diese aber nahmen Geschenke und beugten das Recht. Statt um Abstellung der Ungebühr zu bitten, forderten die Israeliten von ihm, er solle einen König über sie setzen, wie ihn die Heiden umher hätten. Das gefiel Samuel übel, denn er erblickte darin eine Auflehnung wider Jehovah. Der Herr, dem er's klagte, sprach zu ihm: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen;“ doch hieß er ihn den Thoren willfahren zu ihrer eigenen Strafe. Da salbte ihnen Samuel um 1075 den Saul, aus dem Geschlechte Benjamin, zum Könige. Der war ein feiner Mann, eines Hauptes länger als alles Volk, und alles Volk jauchzte ihm zu.

IV. Aelteste Geschichte von andern Völkern und Ländern.

Wir sind mit Israel schon bis in's elfte Jahrhundert vor Christo herabgeschritten; müssen uns nun doch auch bei den andern Menschenkindern ein wenig um- und wieder in frühere Zeiten zurückschauen. Wir haben hier freilich keine zuverläßige Geschichte wie die der Israeliten, welche im Worte Gottes geschrieben steht; hier sind die Nachrichten oft nur Sage, manchmal offenbare, auch dem werthen Leser gleich in die Augen springende Fabel, aus der er sich selbst den Kern des Wahren herausklauben möge, der etwa in der Hülse steckt. Uebrigens gewähren noch erhaltene Schriften und Denkmäler aus jener Zeit doch vielfach ziemliche, ja theilweise völlige Sicherheit.

§ 1. Aegypten.

Zunächst wollen wir von dem Land handeln, mit dem uns Israels Geschichte schon einigermaßen bekannt gemacht hat. Nachkommen Ham's, doch nicht krausköpfige kohlschwarze Neger mit plumpen Gesichtern, sondern Menschen von edlerem Ansehen und einer der semitischen verwandten Sprache, nahmen das Nilthal in Besitz.

Aus Seen, die unter dem Aequator liegend von Schneebergen gespeist werden, fließt der Nil zuletzt durch einen Felsenspalt in's Mittelmeer. Er schafft hier durch seine alljährliche Ueberschwemmung, die mit dem Frühaufgang des Hundssterns, 28. Juli, zusammentrifft, einen überaus fruchtbaren Uferstreifen, indem aus dem Schlamm, den er zurückläßt, die reichsten Ernten erwachsen. Das Hirtenvolk, welches aus Asien hier einzog, lernte nothwendig Ackerbau treiben, erhöhte Städte bauen, Kanäle graben, Dämme anlegen und in Schiffen fahren, da mit jedem Spätsommer das Land in ein Meer verwandelt wurde.

Zuerst wurden vier Landschaften besiedelt, im Unterlaufe des Stroms rechts Ann (On), links Memphis, im Oberlauf rechts Tape (Theben), links Abtu (Abydus). Mit der Vereinigung dieser Gebiete beginnt die Geschichte von Kam (Schwarzland), wie die Aegypter ihren Boden nannten. Hier entwickelte sich früh eine strenge Einherrschaft, wie sie dem wohlbegrenzten, eng zusammenhängenden Lande wohlthat. Hier wurde die erste Schrift erfunden: man ritzte zuerst Bilder in Felsen zur Erinnerung an Geschehenes, kürzte dann die Bilder ab und setzte sie zusammen. Ein Quadrat bedeutete ein Haus, setze ein Götzenbild dazu, so bedeutet es einen Tempel. Ein paar Wellenlinien zeigten das Wasser an, ein hinzulaufendes Kalb gab den Begriff: Durst. Ein Schritt weiter war, den Adler zu zeichnen und dieses Zeichen für A festzusetzen. In dieser


Fig. 6. Hieroglyphen und chinesische Zeichenschrift.

Weise wurde fortgemacht, denn die zähe Art des Volksgeistes liebte es, das Errungene festzuhalten und stetig zu entwickeln, bis ein ganzes Schriftsystem (die Hieroglyphen) erfunden war. Und diesen Anfang der Geschichte Aegyptens darf man gewiß auf 3500 v. Chr. (wenn nicht höher hinauf) rücken. (Fig. 6 zeigt rechts einige Hieroglyphen, links altchinesische Zeichenschrift.)

Die Aegypter sagten: Mena „der Feste" sei der erste menschliche König gewesen, in welchem die Regierung des Landes von Göttern auf Menschen übergegangen sei. Er vereinigte das Land und machte Memphis zur Hauptstadt, die er durch einen Damm gegen den Nilandrang schützte. Die Gelehrten können sich aber über seine Zeit nicht vereinigen; die einen setzen ihn um 5700 (Böckh), andere um 4455 (Brugsch), 4157 (Lauth), 3623 (Bunsen), 3500 rc. Ihm werden die ersten Gesetze des Landes und der Bau des Tempels in Memphis (Men-nefer, guter Hafen) zugeschrieben. Dieser Tempel galt dem Ptah, dem schaffenden Gott, „dem Vater der Väter der Götter". Neben diesem verehrte man aber auch Ra, die Sonne des Tags, Tum, die Sonne im Westen, die Göttinnen Nut und Neith und andere Gottheiten. Merkwürdig war schon den Alten, wie die Aegypter gewisse Eigenschaften ihrer Götter in Thieren ausgedrückt fanden und also gewisse Thiere für heilig erklärten, Stiere, Katzen, allerhand Vögel und Käfer. Wer eine Katze tödtete, mußte ohne Erbarmen

sterben. Spätere Götter sind der Osiris (Usiri) und seine Gattin Isis (Hes); ihm gehört der schwarze Stier Hapi, dessen Tod jedesmal eine allgemeine Landestrauer zur Folge hatte. Ein böser Gott war Set, der mit der Schlange Apep zusammenfällt und dem das Krokodil heilig war.

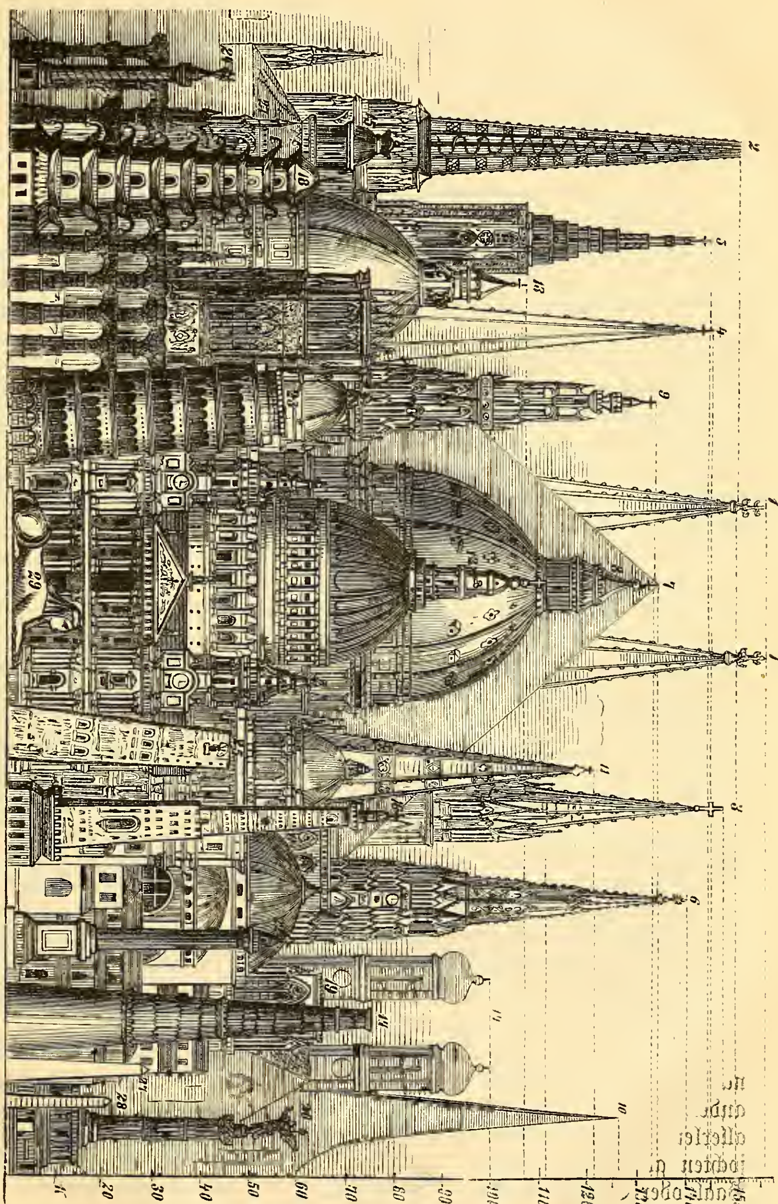


Fig. 7. Zusammenstellung der höchsten Thürme der Erde mit einigen andern berühmten Bauwerken.

1. Kölner Dom (projektirt 156 m), 2. Dom zu Rouen (150 m), 3. Nikolaikirche zu Hamburg (147,50 m), 4. Ulmer Münster (projektirt 144,50 m), 5. Straßburger Münster (144 m), 6. Stephansdom zu Wien (139,90 m), 7. Peterskirche zu Rom (134,40 m), 8. Pyramide von Gizeh (jetzt noch 134,40 m), 9. Kathedrale zu Antwerpen (133,20 m), 10. Petrikirche zu Rostock (126 m), 11. Kathedrale zu Salisbury (122 m), 12. Paulskirche zu London (111,25 m), 13. St. Maria del Fiore zu Florenz (107 m), 14. Frauenkirche zu München (100,80 m), 15. Rotunde der Wiener Weltausstellung (84 m), 16. Asinelli zu Bologna (83 m), 17. Siegesthurm zu Delhi (75 m), 18. Porzellanthurm zu Nanking (68 m), 19. Notre-Dame zu Paris (64 m), 20. Siegesdenkmal zu Berlin (61 m), 21. Kathedrale zu York (59,75 m), 22. Feuersäule zu London (59 m), 23. Glockenthurm zu Pisa (54,40 m), 24. Trajanssäule zu Rom (46 m), 25. Garisenda zu Bologna (44 m), 26. Aquädukt von Segovia (33 m), 27. Obelisk vom Lateranischen Platze in Rom (30 m), 28. Obelisk von Luxor (22,50 m), 29. Sphinx von Gizeh (12,50 m), 30. Sophienkirche in Konstantinopel (59 m).

Die langen Königslisten, die in's graue Alterthum hinaufreichen, aber nicht durchaus zusammenstimmen, müssen wir hier bei Seite lassen, da wir nur das Wichtigste aus dieser reichen Geschichte geben können. Senefru, der siebte König

der dritten Dynastie (um 3000), hat sich auf der Sinaihalbinsel ein Denkmal gesetzt, denn dorthin hat er seine Herrschaft ausgedehnt, um der Kupfer- und Türkis-Gruben willen. Sein Sohn war Chufu, der die höchste Pyramide baute 151m hoch, 3400 oder 2980 v. Chr. Das war nämlich damals das Hauptgeschäft der Großen, sich eine ewige Wohnung zu bauen.

Frühe fieng darum ein König an, seine Grabkammer mauern zu lassen, und darüber thürmte er einen künstlichen Steinberg auf (aus 216 Schichten von Quadern), in welchem er alles Wissen seiner Zeit, Baukunst, Bildnerei und Malerei nebst Sternkunde, verkörperte, um zuletzt das ganze Riesenwerk mit geschliffenen Granitplatten von oben herab zu überkleiden und für jede Zerstörung unzugänglich zu machen. (Die Araber haben doch die Bekleidung und den Gipfel abgenommen.) Der Sphinx, der noch neben der Pyramide aus dem Sande hervorschaut, stellt Senefru's Vater, den gerechten König Huni vor.

Die Zusammenstellung (Fig. 7) zeigt, wie erst der Kölner Thurm die ursprüngliche Höhe der Pyramide übersteigt; ob er auch so lang ausdauern wird wie sie, ist eine andere Frage. Solcher Pyramiden (vergl. auch das Titelbild) gab es einst in die 70; Chufu's Sohn Chafra baute die zweitgrößte und sein Nachfolger Menkara die dritte. Alle diese Könige wurden durch den Tod Götter, die man noch nach Jahrhunderten verehrte. Der König galt auch schon im Leben für den höchsten Priester und Gesetzgeber, der die Priester ernannte, wie andere Beamten. Man findet noch schöne Bildwerke von Menschen und Thieren aus dieser Zeit, z. B. die porträtähnliche Statue des Chafra, auch wurden medicinische Schriften und Lebensregeln verfaßt. Es ist im Ganzen eine Zeit des Friedens, noch gibt's kein Pferd und kein Kamel, auch kein Eisen in Aegypten; im Süden aber wurde fleißig Handel getrieben, um Affen und Elfenbein zu gewinnen. Der Reiche ritt auf dem Esel, jagte gern und angelte, aß auch Hyänenfleisch, aber gewiß kein Schweinefleisch; Musik und Tanz wurden stark betrieben.

Später (mit der sechsten Dynastie) wurde Abtu die Hauptstadt, dann (mit der elften) Tape. Die Herrscher des zwölften Königshauses giengen über die alte Südgrenze (Syene) hinaus und eroberten Nubien. So zuerst Amenemha I. (2545 oder 2380), dann sein Sohn Usurtasen, der Kusch oder Aethiopien eroberte, viel Gold von dort herabbrachte und den Tempel des Anum („des Verborgenen") in Tape ausbaute. Einen besonderen Namen machte sich Amenemha III. (2425 oder 2200) durch eine friedliche Eroberung: um das überflüssige Wasser möglichst festzuhalten, grub er bei Memphis den großen See Meri aus, dessen Schleußen den Zufluß und Abfluß regelten. Oberhalb des See's aber baute er einen gewaltigen Reichstempel, das Labyrinth, mera genannt, das um 12 Höfe her 1500 Gemächer enthielt, alle mit Stein bedacht. Da kamen die Vertreter aller Landschaften zu gemeinschaftlichen Festen zusammen.

Eine neue Zeit brach an mit dem Eindringen semitischer Hirtenstämme von Nordosten her. Man hat lang den Aegyptern Unrecht gethan, indem man ihnen Kasten zuschrieb; die Wahl des Berufs war bei ihnen völlig frei, wenn sich auch die Beschäftigungen gern vom Vater auf den Sohn vererbten. Aber alles Fremde mieden sie, und das Wanderleben der Hirtenvölker war ihnen ein Greuel, am meisten natürlich Schweinehirten. Nun drängten sich aber Hirten aus Aduma (Edom) und andere Schasu (Nomaden) ein, man nannte sie Hyksos, Hirtenfürsten. Unter allerlei Reibungen ließen sie sich zuerst in einer Stadt Havaris nieder und unterjochten allmählich fast ganz Aegypten. San (Zoan) war ihre Hauptstadt, ihr Gott Baal oder Sutech: wohl drei Jahrhunderte lang währte ihre Herrschaft (2181—1825 oder 1950—1660), welche sich kaum über Oberägypten erstreckte, wenn sie nicht dieses durch ägyptische Statthalter regieren ließen. So arg gottlos, wie es die Aegypter darstellen, werden sie nicht gehaust haben, aber diesen erschienen sie so unrein wie Aussätzige, wenn sie selbst auch mit der Zeit sich ägyptisirten. Einige

glauben, daß unter Apepi II. Joseph in's Land kam. Fast alle Denkmäler der Hirtenfürsten wurden später vernichtet. Es begab sich nämlich, daß einer der erblichen Fürsten in Tape, Aahmes I. (18. Dynastie, 1825 oder 1660), mit Schiffen hinabzog, Memphis eroberte und endlich auch Havaris einnahm und zerstörte, worauf er die alten Tempel herstellte.

Die Hirten aber hatten doch mittlerweile Aegypten mit Kamelen, Pferden und Streitwagen bereichert, von welchen die Könige fortan fleißig Gebrauch machten. Denn die große Anstrengung zur Austreibung der Hirten gab nun einen Anstoß zu Eroberungszügen. Gleich Aahmes' Sohn Amenhotep I. unterwarf sich wieder Nubien, und sein Sohn Tothmes I. zog nach Syrien und bis an den Euphrat. Ihm folgte die Regentin Ramaka, die Schiffe aussandte, das Weihrauchland Punt zu erobern, das Giraffen und Leoparden nach Aegypten ablieferte, außer Kokosnüssen und Weihrauchbäumen. Tothmes III. (um 1705 oder 1590) bezeichnet vielleicht die Mittagshöhe ägyptischer Macht. Da kommen die Obelisken auf, viereckige, spitzzulaufende Säulen aus Einem Granitblock bis 45 m hoch; einer der 21 m hoch ist, von Tothmes III. dem Gott Tum, dem Sonnengott von Anu geweiht, wurde 1878 nach London gebracht, während andere jetzt in Rom, Paris und Constantinopel sich anstaunen lassen (s. Fig. 7. Nr. 27 u. 28). Nun dieser Tothmes kämpfte bei Megiddo mit den Hethitern (Cheta) und gewann dort 2000 Pferde und noch mehr Sklaven, dann schlug er die Retennu (Syrer), befuhr den Euphrat, jagte Elephanten (im Land Nii) und nahm reichen Tribut von allen möglichen Völkern ein. Auch sein Nachfolger Amenhotep II. drang bis nach Mesopotamien vor, und der dritte Amenhotep nach Kusch hinauf. Er ist der Memnon der Griechen, der sich durch zwei riesige Bildsäulen verewigte. Doch alle diese Herren haben nicht bloß eifrig gekriegt, sondern auch fleißig gebaut, wozu ihnen die vielen Kriegsgefangenen dienen mußten, namentlich machten sie Tape (No Ammon) zur weltberühmten „hundertthorigen" Stadt, obwohl sie kein Stadtthor, nur gewaltige Eingänge zu ihren Tempeln und Palästen hatte.

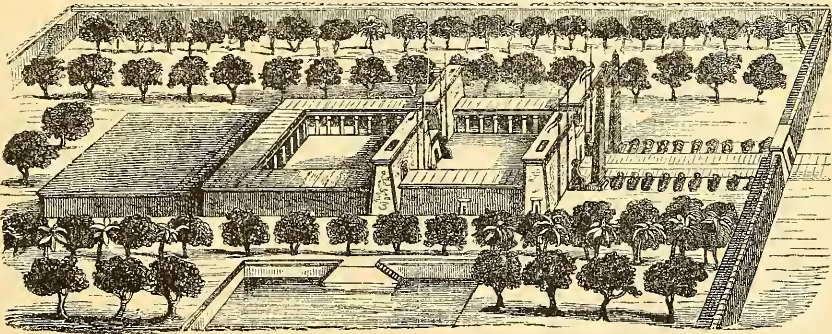


Fig. 8. Ein ägyptischer Tempel.

Noch bedecken die Trümmer von diesen das ganze 4 Stunden breite Thal mit unzähligen Säulen und Kolossen; was muß erst der Anblick der prachtvollen Riesenstadt in der Zeit ihres Glanzes gewesen sein! Sehet einmal einen solchen Tempel an: mächtige Mauern umgeben den geweihten Raum, durch thurmartige Pylonen tritt man in den Vorhof ein und schreitet durch eine Sphinxenallee auf den Eingang des Tempelgebäudes zu, vor welchem hinter Obelisken zwei riesige Könige sitzen. Der Bau selbst, durch keine Fensteröffnung unterbrochen, ist mit geheimnißvoller buntfarbiger Bilderschrift, mit Darstellungen der Götter und der Herrscher, wie mit einem riesigen Teppich bedeckt. — Daneben nehmen sich die Wohnungen der Menschen zwar ebenso ernst, aber doch ärmlich aus. Das flache Dach läßt sie wie Würfel erscheinen; in vornehmeren

Wohnungen ist freilich das Haus vielgestaltiger, indem es einen innern Hof umgibt, nach welchem sich auch Fenster öffnen. — Weiter aber war in die libysche Felswand hinein eine zweite Stadt gegraben, die Todtenstadt, da geräumige Gänge wohl 100 m. tief in die Felsen führen zu den ewigen Wohnungen der Entschlafenen: ein Labyrinth von Kammern, Galerien und Kapellen, mit schönen Skulpturen und lebhaft colorirten Wandgemälden bekleidet, bis man zur Halle vordringt, wo der Gottgewordene in seinem Sarkophag von Alabaster oder Granit ruht. Dort findet man Tausende von einbalsamirten Mumien mit Papyrusrollen, Amuletten und Allem, was das Leben der Verblichenen anschaulich machen kann.

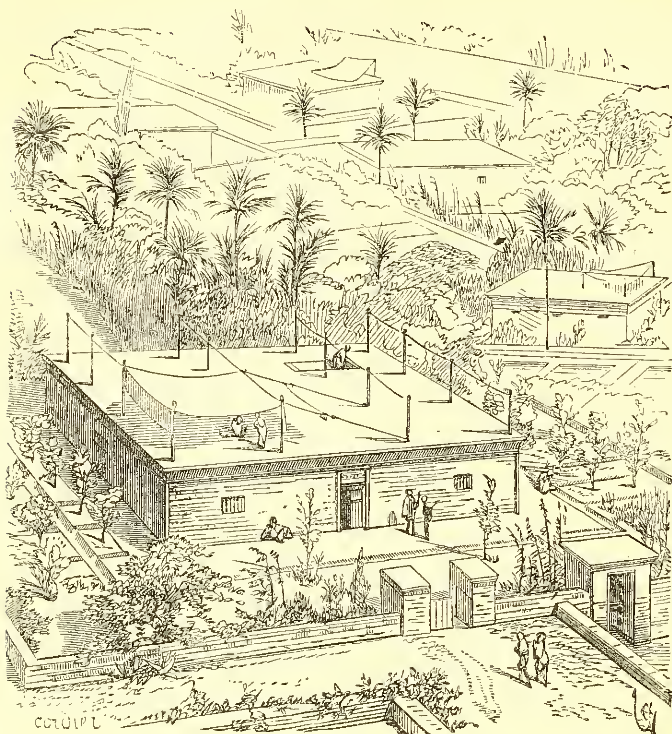


Fig. 9. Altägyptisches Wohnhaus.

Große Eroberer waren auch die Könige der 19. Dynastie, ja ihr Ruhm reichte noch weiter, weil sie ihn durch Denkmäler im Ausland verherrlichten. So hat Seti I. (1585 oder 1439) mit den Schasu in Kanaan, den Cheta und Retennu in Syrien gewaltig gekämpft, ebenso mit Lybiern, Nubiern und Negern. Sein Sohn Ramses II. (1576 oder 1388) wurde als Sesostris maßlos verherrlicht; er setzte sich ein jetzt verstümmeltes Denkmal bei Berut, darin er seine ersten syrischen Siege, über Kadesch am Orontes, erzählte; ein anderes aber besagt, daß er Frieden mit dem König der Cheta schloß und dessen Tochter ehelichte. Er begann einen Kanal vom Nil in's rothe Meer zu bauen und errichtete an demselben die Festungen Pitum und Ramses (2 Mos. 1, 11), das Land gegen Osten zu schützen. Nachdem er 66 Jahre geherrscht, folgte eines seiner 119 Kinder, Meneptah I. (1511 oder 1322), der Einfälle der syrischen Wüstenbewohner wie der Lybier abzuwehren hatte. In seine Zeit versetzt man gewöhnlich den Auszug der Israeliten, wovon natürlich kein Denkmal spricht. Jedenfalls gab es damals trübe Zeiten für Aegypten; auch dem zweiten Meneptah gelang wenig, da ihm ein Gegenkönig das Reich streitig machte. „Damals," sagt ein Papyrus, „war lange Jahre kein Oberhaupt, das Land gehörte den Statthaltern, die sich unter einander befehdeten; und weil die Götter wie Menschen geworden waren, brachte man ihnen keine Opfer mehr in den Tempeln." — Seti II. und sein Sohn Ramses III., den man um 1325 setzt, stellten die Herrlichkeit des Reiches wieder einigermaßen her. Letzterer wird als der letzte große König Aegypten's betrachtet, welcher die Lybier und ihre Verbündeten auch in einer Seeschlacht überwand, weiter Neger und Amoriter besiegte und den Seehandel mit Punt stark

betrieb. Von seinen Nachfolgern aber bis auf Ramses XIII. (mit dem die 20. Dynastie um 1140 schließt) ist wenig zu sagen; die Zeiten des Ruhms sind vorüber.

In dieser Zeit wurden die alten und neuen Götter wunderlich verschmolzen. Von allen Klassen der Bevölkerung standen die Schreiber am höchsten, weil aus ihnen die Priester und Beamten genommen wurden. Das Papier wurde aus dem Mark der Papyrusbinse gewonnen, indem man solches in sehr feine und möglichst breite Längsstreifen spaltete, diese auf einer befeuchteten Tafel zu einem Blatt ordnete und mit einer zweiten Schicht von Streifen, die sich mit jener der ersten kreuzten, bedeckte und zusammenpreßte. Die erhaltenen Platten leimte man zusammen, um möglichst lange Rollen zu bekommen. Darauf schrieb man nicht mehr die alten Hieroglyphen, sondern eine abgekürzte, die sogenannte hieratische oder Priesterschrift; noch flüchtiger ist die um 1300 aufgekommene demotische Schrift (für den späteren Volksdialekt). Das schreibselige Volk hatte viele Bücher, auch bereits ganze Büchersammlungen; man verfaßte Gedichte, behandelte die Heilkunde für Menschen und Thiere, betrieb auch die Sternkunde, ohne doch darin die Babylonier zu erreichen. Im Gericht wurde Alles schriftlich abgemacht. Der Handel war bedeutend, doch blieb der Fremdenverkehr auf gewisse Häfen beschränkt. Heilige Bücher zählte man 42; das wichtigste war das Todtenbuch, „die Auferstehung im Licht" benannt, dessen erstes Kapitel wenigstens jeder Verstorbene wissen mußte, um ins Jenseits aufgenommen zu werden. Denn Osiris mit 42 beisitzenden Göttern prüft die Seelen; daher strengt sich jeder an, während er sich sein Grab ausbaut und schmückt, durch frommen Wandel würdig zu werden, daß er zu den Göttern zurückkehre und dort frisch weiter lebe „wie er lebte auf Erden". So üppig und leichtfertig ein Aegypter auch leben mochte, dennoch bemühte er sich, jeden Verkehr mit Fremden zu meiden und sein Gesamtleben zu einem Gottesdienst zu machen. Noch peinlicher beobachteten die Priester alle Reinheitsregeln; ein solcher rührte nie einen Fisch an, zweimal jeden Tag und jede Nacht wusch er sich, trug nur das feine leinene Gewand (das allein für den Tempel wie für das Grab paßte), also ja nichts wollenes! und Schuhe aus Papyrus. Alle Anstrengung aber bezweckte, das Leben bis in die fernste Zukunft zu erhalten, während vor allen der König, „der sein Antlitz über Aegypten leuchten läßt wie die Sonne", dafür sorgte, von der Nachwelt doch nicht vergessen zu werden.

Wir fügen hier gleich den Verlauf der späteren Geschichte bei. Die Ramessiden wurden scheint's durch Oberpriester des Amun verdrängt, worauf Tape endlich aufhörte die Hauptstadt zu sein. Es kamen Könige von Zoan (San) auf, und dann der Semite Scheschank von Bubastis, der Salomo's Sohn demüthigte. Diesem „Sisak" folgte sein Sohn Osorchon, in welchem manche den Kuschiten Serach finden. Bald aber zerbröckelte das Reich, wohl in Folge der Uebermacht, welche die lybische Leibwache gewann. Längst schon war Nubien ein selbständiger Staat geworden; jetzt eroberte sein Fürst Pianchi nach einander die ägyptischen Städte, doch ohne noch die Herrscher Unterägyptens zu verdrängen, 760. Sein Werk vollendete aber um 730 der Kuschite Sabako (Pharao So), der Aegypten völlig unterwarf, auch schon mit den Assyrern zusammenstieß. Auf dessen Sohn Sibahi folgte 703 der Kuschite Taharka, ein starker Held, der doch von Assarhaddon aus ganz Aegypten hinausgedrängt wurde 672, worauf der Assyrer das Land durch 20 Statthalter regieren ließ. Wiederholte Versuche der Aethiopier, Aegypten wieder zu gewinnen, führten den Großkönig Assurbanipal in's Land, der 663 Tape einnahm und ausplünderte. Doch neigten sich nun die Tage Assyriens dem Ende zu: ein Statthalter Psamtik in Sais wußte sich 653 unabhängig zu machen mit Hilfe griechischer Söldner, die ihm der König von Lydien zusandte. Sein Sohn Necho II. zog selbst gegen Ninive aus, wie um die Großthaten der alten Könige am Euphrat zu erneuern 610; er wurde aber vom babylonischen Nebukadrezar bei Karchemisch geschlagen 606 und sein Enkel Hophra unterlag 570 einem Aufruhr seines eigenen Heers. Aahmes II., der von den Altägyptern auf den Thron gehoben war, suchte dann durch Bevorzugung der Griechen und Handelsfreiheit den früheren Glanz wieder herzustellen, sein Sohn Psamtik III. aber erlag 525 dem Ansturm der Perser.

Meroë.

Schon frühe waren die Aegypter nach Nubien hinaufgedrungen und hatten dort dem kuschitischen Volke (Aethiopen), das sie auf Denkmälern so roth malen wie ihre eigenen Gesichter, die Schrift, Religion und Kultur des Unterlandes mitgetheilt. Bis zum Berg Barkal hinauf wurde Nubien ein Zubehör Aegyptens. Erst mit dem Sinken der Ramsesse erlangte es seine Selbständigkeit wieder, und die Stadt Napata (äthiopisch Merua, heut Meraui) am Barkal wurde die Residenz von Fürsten, die nach ägyptischer Weise regierten, aber den Priestern größeren Einfluß gestatteten. So entstand der Priesterstaat Meroë, dessen Könige ja auch Aegypten (760—672) beherrschten, später wenigstens sich gegen Psamtik und seine Nachfolger behaupteten. Erst der Perser Kambyses gewann ihnen Napata ab, worauf sie ein anderes Meroë oberhalb des Einflusses des Atbara in den Nil bauten und in ihrer Weise fortregierten, bis ein König Arkamen um 250 v. Chr. die Obmacht der Priester brach.

Noch erwähnen wir den alten Tempelstaat Ammonium, welcher westlich von Memphis mitten in der lybischen Wüste auf einer Oase (einer tiefliegenden grünen Insel im Sandmeer) entstand. Die Insel, 20 Stunden von Umfang, liegt wie eine Zauberwelt im öden Sandmeer, wasserreich, voll Palmen und anderem lieblichem Gehölze, mit Datteln, Granatäpfeln und andern Früchten wohlgesegnet. Hier war dem Gotte Amun ein prachtvoller Tempel gebaut, um welchen her die Wohnungen der Priester und anderer Reichsgenossen lagen, um den sich, wörtlich und bildlich geredet, alles reihte und schaarte. In diesem Tempel war ein Orakel, d. h. der Gott weissagte, wenn ihn die Priester fragten, was zukünftig geschehen sollte. Dieses Orakel war weltberühmt, und nur das delphische (s. S. 45) lief ihm noch den Vorrang ab. Aber viele Tausende und von den fernsten Orten her wallfahrteten auch durch den heißen Sand zum Gotte Amun, um sich bei ihm Rath's zu erholen. Sein Bild, von Gold und Elfenbein, hatte einen Widderkopf mit gewaltigen Hörnern.

§ 2. Die Arier.

Wir gehen aus Afrika wieder nach Asien herüber. Schon tief in diesem Welttheile drin ist ein mächtiges Gebirge, heutzutage der Hindukoh, bei den Alten Paropamisus genannt. Nördlich und südlich von diesem Gebirge hatte sich in grauester Zeit ein Volk niedergelassen, das uns besonders wichtig ist, weil es nicht nur von unserm eigenen Urvater Japhet stammt, sondern auch an Gesichtsbildung und Sprache nahe mit uns verwandt ist. Dieses Volk heißt die Arier, welcher Name wohl die Pflügenden, dann auch die Ehrwürdigen bedeutet, im Gegensatz gegen die Nomaden von Turan.

Die nördlichen Arier, das Zendvolk.

Die nördlichen Arier, auch das Zendvolk genannt, bildeten in nicht zu bestimmender Zeit einen Priesterstaat unter dem Priesterkönige Dschemschid (Jima). Von diesem wird Hohes ausgesagt: daß er „die Erde einrichtete, die trefflichsten Bäume und nährendsten Gewächse, die besten Thiere und Menschen, die glänzenden Feuer in's Land einführte, die Gewässer dahin leitete, den Pflug erfand, Wohnungen einrichtete, in welchen vollständige Ordnung herrschte, wo kein ungerechter, kein verunstalteter Mensch war u. s. w." Er heißt darum „der gute Versammler". — Es ist hier ein Anklang an das Paradiesesleben der Menschen; aber dieser glückliche Zustand, wo „der Gott des Lichts" einen augenblicklichen Vorsieg bei den Menschen feierte, dauerte nach der Zendlehre selbst nicht lange.

Zunächst verfielen diese Arier in einen Dienst der Naturmächte, wie sie denn namentlich die Sonne als Mithra, Freund, verehrten. Doch hatten sie immer einen geistigen Gott über allen Göttern, den Ahuramazda, und sehr frühe, wohl schon vor Mose, lebte dort ein Priester Zarathustra oder Zoroaster, welcher die Religion seines Volkes vergeistigte, weiter ausbildete, und in dem Buche Zendawesta

(Awesta = Gesetz) niederschrieb. Er nimmt zwei von Ewigkeit daseiende und feindlich gegeneinander stehende Gottheiten an, den Gott des Lichtes, eben jenen Ahuramazda, später Ormuzd, und den Gott der Finsterniß Anghramainju, später Ahriman. Vom Ersteren gehen die sechs guten Geister oder Amschaspande aus, dem Reich des Lichtes dienstbar, vom letzteren die bösen Geister oder Daewas (wie die früher verehrten Naturgötter heißen), die am Reich der Finsterniß arbeiten. Zu diesem gehören Schlangen, Mäuse, Ameisen u. s. w., welche zu vertilgen eine priesterliche That ist; zu jenem besonders die Hunde. Beide Reiche sind in einem beständigen Kampf miteinander begriffen, der aber nach 12,000 Jahren mit der gänzlichen Besiegung des Ahriman endigen wird. Der Mensch steht bis dahin in der Mitte zwischen Beiden drin, elend genug, muß dem Ormuzd dienen, der ihm zu Leben und Freude helfen will, und doch auch den Ahriman und seine heillosen Geister, von denen er selbst böse gemacht ist und viel geplagt wird, zu versöhnen suchen, auf daß die Plage nicht gar zu arg werde. Es wurde aber ein Heiland Saoschjant erwartet, der die bösen Geister vernichten und eine unvergängliche Welt gründen sollte, da auch die Todten auferstehen werden.

Das Zendvolk kam, nachdem es mehrere Jahrhunderte in Baktrien von eigenen Königen regiert worden war, in die Botmäßigkeit der Meder und Perser, unter welchen es sich verlor. Aber die Ueberwinder nahmen viel von der Staatsverfassung und Religion „der Ehrwürdigen“ an; und bei den Persern haben sich Stücke vom Awesta, die auch geschichtliche Nachrichten von jenem Urvolk geben, bis heute erhalten; doch nur im kleinen Reste der nach Indien geflüchteten Parsis oder Feueranbeter.

Die südlichen oder indischen Arier.

Die südlich am Hindukoh wohnenden Arier zogen sich frühe südöstlich in's Gebiet der sieben Flüsse (Sapta Sindhu) hinab, von denen sie samt dem Lande bei dem Zendvolke den Namen Hindu erhielten, woraus die Griechen Indien machten.

Dieses Land ist im Norden von dem erhabensten Gebirge der Erde, dem majestätisch herabblickenden Himalaja begrenzt. Die Bergspitze Gauri Sankar, der höchste bekannte Berg der Erde, ist 8837 m hoch. Die westliche Grenze des Gebirgs und des Landes bildet der gewaltige Sindhu (Indus) mit seinen sechs großen Zuflüssen. Zwei weitere Hauptströme fließen vom Himalaja, die heilig gehaltene Ganga und der Brahmaputra. Auch die Halbinsel, welche sich südlich von diesen Stromgebieten erhebt, ist reichlich bewässert. Ostindien ist sechsmal so groß als Deutschland. Es hat alle Klimate der Erde, die fruchtbarsten Gefilde und einen Reichthum der trefflichsten Erzeugnisse, insonderheit auch die schönsten Perlen und Diamanten. Jetzt gehört es den Engländern.

Dieses herrliche Land, das zuerst von Jägervölkern mit agglutinirenden Sprachen, den Drawidas und Kolariern, besetzt war, nahm allmählich das schöne Volk der Arier ein; Leute mit hoher Stirn, Adlernase, großen milden Augen, feinem Mund, ebenmäßigen Gliedern, und von bräunlicher, auch gelblicher Farbe; Leute, wie man sie noch heute mit Wohlgefallen in ihren Nachkommen ansieht.

Sie errichteten darin mehrere Königreiche, erst kleinere im Pandschab (oder Fünfstromland), dann auch größere im Gangagebiet, so das Reich der Kinder der Sonne mit der Hauptstadt Ajodhja, das Reich der Kinder des Monds mit der Hauptstadt Hastinapur. Die Könige waren aus dem Kriegerstande, aber von lauter Priestern als Räthen und Beamten umgeben. Frühe nämlich theilte sich dieses Volk in verschiedene Kasten (eigentlich Farben), die mit der Zeit sich immer vervielfältigten. Zuerst nämlich schied es sich von der rohen Urbevölkerung, die wie die Pareier für unrein geachtet und gemieden oder zertreten wurden. Dann hielt es sich doch auch für vornehmer als diejenigen Theile der dunkeln Ureinwohner, die sich einigermaßen in die arische Ordnung fügten und als Sudras oder Handwerker dienstbar wurden.

Die Arier selbst aber traten nach ihren Beschäftigungen allmählich auseinander: einige trieben fort, was erst allen gemeinsam war, die Viehzucht und den Ackerbau, sie hießen Waischjas; andere gaben sich mehr dem Beten hin und geistiger Thätigkeit, man nannte sie Brahmanen, und wieder andere übten besonders den Krieg und das Herrschen, die Kschatrias. Erst nach heißen Kämpfen errangen die Brahmanen (um 800) den Vorrang.

Die Arier hatten hohe Gaben, und brachten eine schon hochausgebildete Sprache mit nach Indien, das Sanskrit, eine Schwester des Zend, in welcher sie viel dichteten. Am wichtigsten sind ihre vier Wedas (Offenbarung), welche Gebete und Lieder ihrer alten Sänger und Weisen, aber auch die Grundlage ihres andern Wissens enthalten. Die ältesten Lieder reichen wohl in's 16. Jahrhundert hinauf, und wurden mit ungeheurem Fleiß auswendig gelernt, fortgepflanzt und erklärt. Sie machen uns mit der arischen Religion genau bekannt, und auch in dieser sehen wir bei aller Verunstaltung und Verzerrung der göttlichen Wahrheit doch noch starke Strahlen derselben hervorleuchten.

Die Wedalieder sind Anrufungen der Naturgötter, z. B. des leuchtenden Himmels Djaus, dem sich die Erde als Gattin anschließt; des ruhigen, besonders nächtlichen Himmels, Waruna; des Himmelsherrn, der regnet, Indra; des Sonnengottes Mitra; des Opfer verzehrenden Feuers Agni; des brüllenden Donners Rudra; der Blitze und Winde &c. Die Götter heißen Dewas, Himmlische, und wurden ihrer zuerst nur 33 gerechnet. Die Brahmanen haben aber nie geruht, den göttlichen Dingen weiter nachzuforschen, und so haben sie es zuletzt auf 330 Millionen Götter gebracht. Man opferte einen Rauschtrank Soma, dann Pferde, Rinder, Schafe, zuweilen auch Menschen, und glaubte sich die Götter damit geneigt zu machen. Später suchte man sich die Sache so vorzustellen: Es ist ein höchstes Wesen, das Brahman, der Geist, dessen Mund die Brahmanen sind. Diese Weltseele offenbart sich als Schöpfer, Brahma, Erhalter, Wischnu, und Zerstörer, Siwa. Der Wischnu ist schon neun Mal als Fisch, Schildkröte, Eber und besonders als Mensch auf die Erde gekommen und wird noch zum zehnten Mal erscheinen, um sie wieder in's rechte Geleise zu bringen. Wenn Brahma's Tag anbricht, so schafft er Götter und Göttinnen, oder besser gesagt: er läßt aus sich herausgehen Geister und Wesen aller Art, die erst ein reines und glückliches Leben führen, aber wie der Tag zunimmt, sich immer verschlechtern. Endet sein Tag, so schläft er eben so lang, als er gewacht hat, und während dieser Zeit ist alle seine Schöpfung verschwunden. Erwacht er, so schafft er dann neue Wesen, die wieder vergehen, wenn dieser Tag um ist. Der Mensch lebt im Körper zur Strafe für seine im früheren Dasein verübten Sünden. Der Leib kehrt beim Tod in die irdischen Elemente zurück; die Seele macht einen Kreislauf durch alle möglichen Wesen, wird Thier, Teufel, Baum oder Gras, stirbt und wird immer wieder neu geboren, durch allerhand Höllen hindurch. Wenn sie sich aber durch Weisheit, Tugend und Büßungen dazu tüchtig gemacht hat, geht sie in das himmlische Reich des Indra, wo sie, selbst in Sternlicht gekleidet, längere Zeit selig lebt. Wenn sie sich aber ganz in den Urgrund versenkt, so hört der Wechsel von Geburt und Sterben auf und sie wird in Gott, d. h. in Nichts übergehen, was die höchste Seligkeit ist. Zuletzt (nach 100 Jahren Brahma's) fließt alles, was da ist, ganz und gar in die Gottheit, aus der es geflossen, zurück, wie das Wasser alles in's Meer.

In Religion und Spekulation lebten die Inder; daher sie viele und immer thörichtere Zuthaten erfanden und sich heftig darüber stritten. Den größten Religionsstreit entzündete der Königssohn Gautama von Kapilawastu, der eigentlich Siddhartha hieß. Derselbe erkannte nämlich die Nichtigkeit des weltlichen Lebens, verließ Weib und Kind, und suchte durch Büßungen von allem Schein und Tand los zu werden. Endlich aber wusch er sich wieder und aß wie andere Menschenkinder; da erst erschaute er den Zusammenhang der Dinge und wurde Buddha, der Erleuchtete (um 500 v. Chr.). Er fand jetzt, nicht Selbstquälerei führe zum Ziel; das Nichtwissen sei der letzte Grund des Uebels. Der Schmerz werde abgethan durch Aufgeben der Lust. Also mäßige und zähme man sich; handle jeder so, wie er andere

lehrt; wer sich selbst unterworfen hat, mag andere unterwerfen. Das eigene Selbst ist schwer zu bezwingen; die, welche nichts lieben und nichts hassen, tragen keine Fesseln. Wer weiß, daß alles Geschaffene vergeht, wird geduldig im Leid und mitleidig gegen jedes leidende Wesen; das ist der Weg zur Reinigung. Einen Gott aber, einen Schöpfer erkannte er nicht an! Lebensschonung schien ihm die erste Pflicht, womit die herkömmlichen Opfer auf einmal beseitigt wurden. Nicht die Geburt, sondern das Streben adle den Menschen, daher der Kastenunterschied vom Uebel sei; damit sank die despotische Herrschaft der Brahmanen. — Durch ihn angeregt suchten nun Viele da und dort der Welt zu entfliehen und lebten als heilige Bettler ehelos in Klöstern beisammen, um nach Vollkommenheit, d. h. gänzlichem Gleichmuth zu trachten und möglichst bald in Nichts aufgelöst zu werden. Buddha starb wahrscheinlich a. 478. Auf dem großen Concil, das seine Jünger 246 v. Chr. in Pataliputra hielten, kam der neue Gedanke auf, Prediger in's Ausland zu schicken; und wie eine Weissagung klingt das damals gesprochene Wort: Wer würde zaudern, wenn es sich um's Heil der ganzen Welt handelt? Diesem Missionsberuf sind die Buddhisten fast bis in die neueste Zeit treu geblieben. Auch eine staunenswerthe Literatur entsprang aus dieser Bewegung. Es entspannen sich aber die bittersten Kämpfe zwischen solchen Neuerern und den Anhängern des Alten, und während sich der Buddhismus über ganz Ostasien verbreitete, und mehr Anhänger gewann als irgend eine andere Religion, wurde er zuletzt in Indien selbst bis auf wenige Reste ausgerottet. Die Buddhisten streiten sich noch, ob Buddha ist oder nicht (mehr) ist, was sie nicht daran hindert, ihn als Gott zu verehren.

Von der Kunst der alten Inder zeugt mehr als ihre Gewebe und Schmucksachen das, was sie uns von Dichtwerken, Systemen der Sprachlehre, Philosophie und Rechtskunde

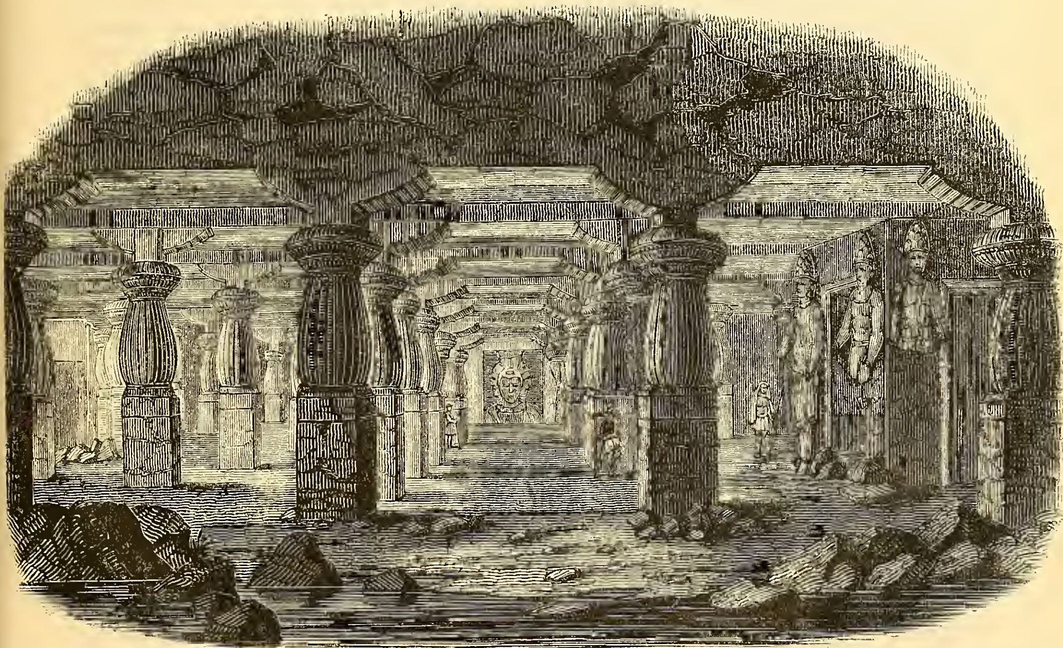


Fig. 10. Indischer Höhlentempel.

hinterlassen haben. Die Buddhisten erst haben den Anstoß zu einer eigenen Baukunst gegeben: Ueber den Reliquien Buddhas und seiner Jünger wurden Denkmäler erbaut.

Staunenswerth sind die unterirdischen Bauwerke, z. B. in Ellora. Da ist ein zwei Stunden langer Granitberg von oben bis unten in lauter Grotten ausgehöhlt, in denen 30 aus dem Stein gehauene Tempel sich befinden. Davon gehören die 10 ersten den Buddhisten, 14 weitere den Brahmanen an, während 6 einen gemischten Charakter tragen. Der Haupttempel Kailasa besteht aus einer gewaltigen Vorhalle von 42 m. Breite, dann einer Halle von 75 m Länge und 45 m Breite, in deren Mitte das eigentliche Heiligthum (bis 27 m hoch aus einem Felsblock gemeißelt) steht. Vier Reihen kolossaler Elephanten tragen als Pfeiler die Decke. Um den Tempel her sind eine Menge Kammern, Teiche, Säulengänge, Obelisken und Tausende von trefflich gearbeiteten Götterbildsäulen von 4 m Höhe. Gewiß haben die Indier in ihrer Weise sich so eifrig mit dem Göttlichen befaßt, wie irgend ein Volk des Alterthums.

§ 3. Die Phönizier.

Wir machen nun wieder einen weiten Weg, von der Südspitze Asiens zum westlichen Ende dieses Welttheils herüber. Da treffen wir, schon in der ältesten Zeit, am Ufersaume Kanaan's die von Ham abstammenden Phönizier, die sich selbst Kanaaniter heißen. Sie bewohnten ein kleines, nur 50 Stunden langes und 8 Stunden breites Land, das aber eine Anzahl geschirmter Buchten hat. Und die heranrauschenden und wieder dahinrollenden Wogen erregten in dem lebendigen Völklein ein Verlangen, mitzuziehen, eine Lust zu Fischfang und Schifffahrt.

Die Phönizier bauten zuerst in der Welt große Schiffe, und fuhren damit in's herrliche Meer hinein. Doch nicht bloße Spazierfahrten wollten die geschäftigen Leute machen; sie trieben Handel mit andern Nationen, wozu sie, wie es scheint, den Trieb vom persischen Meerbusen her mitbrachten. Die älteste Stadt dieses Handelsvolkes ist Sidon, lang vor Abraham gegründet; sie ward großmächtig und blieb lange Zeit die erste der phönizischen Städte. Von ihr aus wurde, auch noch in frühester Zeit, Tyrus, Zor, gebaut, das der Mutter kräftig nachwuchs und zuletzt an Macht und Pracht sie noch überragte. Nach und nach entstanden Gebal, Arvad und ein Ort neben dem andern am Meere hin, daß es von diesem her aussah, als ob der ganze 50 Stunden lange Küstenstrich eine ununterbrochene Stadt wäre.

Und in allen Häfen lagen schnellsegelnde Schiffe. Mit diesen befuhren sie das ganze Mittelmeer, dessen Inseln und Küstenländer sie besuchten, bis zu den Säulen des Herkules hin, wie die Alten die Meerenge von Gibraltar nannten. Ja sie fuhren durch diese zu den Kanarischen Inseln. Sie schifften dann auch um Spanien und Frankreich herum zu der Zinninsel, und in die Nordsee, zu dem Gestade des Bernsteins. Auch hatten sie Schiffe im Arabischen und Persischen Meerbusen, mit welchen sie bis nach Indien fuhren. Es wird sogar erzählt, daß sie den ganzen Welttheil Afrika umschifft haben.

An vielen Orten der Fremde legten sie, vornehmlich zum Schutz und zur Erleichterung ihres Handels, Kolonieen an, welche mit der Zeit zu hoher Blüte gediehen. Zunächst im fruchtbaren Kittim (Cypern), dann auf andern Inseln wie Rhodus, Kreta, Sicilien, Sardinien, weiter auf der afrikanischen Küste. Sogar Gades (Cadix) in Spanien wurde 1100 eine phönizische Pflanzstadt. Ihr Handel wurde Welthandel. Sie bezogen durch Karawanen und ihre Schiffe die Landeserzeugnisse aus dem Innern Asiens, aus Arabien, Indien, Aegypten: Gold, Perlen, Edelsteine, Elfenbein, Ebenholz, Weihrauch, Balsam, Zimmt, Wein, Oel, Getreide 2c. Sie holten unsern Bernstein, das Meergold, das dem Golde gleich geschätzt wurde; sie holten aus Spanien eine ungeheure Menge Silber, und wurden Meister im Bergbau und Erzguß. Theils führten sie nun einem Volke die Güter des andern zu, theils brachten sie den Völkern selbstgearbeitete Fabrikate. In Sidon waren ganz vortreffliche Webereien, in Tyrus die ausgezeichnetsten Färbereien der Welt. Auserlesene Kleiderzeuge, darunter der prachtvolle Tyrische Purpur, schöne glänzende Glaswaaren, herrliches Geräthe und Geschmeide aller Art von Bernstein, Elfenbein,

Gold, Silber 2c. wurde von ihnen nach allen Ländern verführt. Eine eigene Kunst hatten sie kaum, dafür aber um so größere Industrie. Diese und ihr Handel machten sie unermeßlich reich.

Daß sie nicht nur sehr betriebsame, sondern auch geschickte Menschen waren, geht aus dem Gesagten hervor. Indessen wurde ihnen oft noch mehr zugeschrieben, als sie beanspruchen können. So sollten sie die Buchstabenschrift erfunden haben, allein die Aegypter und Babylonier hatten diese noch früher; nur das ist richtig, daß sie sich aus den Hieroglyphen ein einfaches Alphabet zurecht machten und dasselbe weithin verbreitet haben. Auch das Glas, dessen Bereitung ihnen zuerst geglückt sein sollte, kommt schon früher bei den Aegyptern vor; doch vervollkommneten sie dessen Fabrikation. Das mag ihnen bleiben, daß sie die köstlichste aller Farben, den Purpur, entdeckt haben. Damit soll es so zugegangen sein: Zu einem am Meerufer weidenden Hirten kam sein Hund mit blutiger Schnauze hergelaufen; er wischte ihm das Blut mit einem wollenen Tuche weg, bemerkte aber doch keine Verletzung an ihm, dagegen sah er nach etlicher Zeit die Wolle an, wie sie wunderschön roth gefärbt sei; er spürte der Sache nach und fand, daß der Hund gewisse stachlichte Schnecken zerbissen hatte u. s. f. (Jede Purpurschnecke hat freilich nur einige Tropfen der prachtvollen Farbe in sich, so brauchte man viele davon, um ein einziges Kleid zu färben, und darum war der Purpur so erstaunlich theuer, daß nur die reichsten Leute sich ihn anschafften.) — Sonst waren die Phönizier noch gute Astronomen, von wegen der Schifffahrt, bei welcher damals die Gestirne wegleiten mußten, und die besten Rechner, sowie die gewandtesten Kaufleute überhaupt. Im Uebrigen wurde die Wissenschaft nicht sonderlich von ihnen gepflegt.

Ihre Religion war ein dem babylonischen ähnliches Heidenthum, ihr höchster Gott der aus der Schrift wohlbekannte Baal oder Sonnengott, dem auch Menschenopfer gebracht wurden (s. Fig. 11); seine Gattin ist die Liebesgöttin Aschera. Ein grauser Gott war Moloch, dem sie ihre eigenen Kinder verbrannten; daneben waltete als Kriegsgöttin die jungfräuliche Astarte, der man Frauen verbrannte, während ihre Priester sich verstümmelten. In der Sittlichkeit standen sie tiefer als die vorhergehenden Völker. Ihr ganzer Sinn gieng auf zeitlichen Erwerb, und ihr ungeheurer Reichthum erzeugte hinwiederum ein üppiges Leben. Treue und Glaube war bei ihnen eine seltene Sache, und ihr Gewissen und Gefühl so abgestumpft, daß sie in fremden Ländern Kinder raubten, um sie anderwärts als Sklaven zu verkaufen, und die schändliche Seelenverkäuferei, die so frühe schon in der Welt aufkam, zu einem förmlichen Theil ihres Gewerbes machten. Dieses lasterhafte Volk konnte den fremden Nationen wohl schöne Waaren und etliche menschliche Kultur, aber gar wenig Heil bringen.

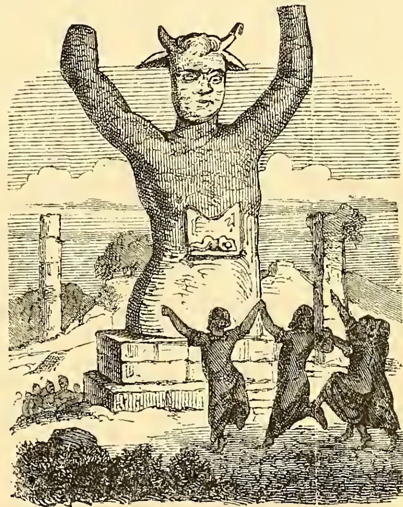


Fig. 11. Eherne Bildsäule des Baal.

§ 4. Griechenland in seiner Urzeit.

Wir betreten nunmehr unsern Welttheil Europa, in dessen südöstlichen Theil frühe Menschen aus den asiatischen Ursitzen herübergekommen sind. Wenn sie ihren Weg über Kleinasien nahmen, so hatten sie bei dem heutigen Constantinopel nur eine Viertelstunde das Meer zu passiren, um in Europa zu sein. Sie kamen da zuerst nach Thracien und von da durch Macedonien bald nach Griechenland, dessen Bewohner die ersten Europäer sind, von denen wir etwas wissen.

Griechenland war in der alten Zeit größer als das heutige Königreich dieses Namens; es gieng weiter nach Norden hinauf. Es war nördlich durch das Gebirg Kerannia von Illyrien, durch die Kambunischen Berge von Macedonien getrennt, östlich vom Aegäischen, westlich vom Jonischen Meer bis zu seiner Südspitze herab begrenzt. Es bestand aus drei Theilen: Nordgriechenland, welches Epirus und Thessalien in sich faßte, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinn, und der südlichen Halbinsel oder dem Peloponnes. In Epirus hausten aber neben den Griechen auch Barbaren. Die größte Länge des Landes von Süd nach Nord betrug 110 Stunden, seine größte Breite 70 Stunden. — Es hatte mächtige, 5 bis 8000′ hohe Berge, so den Pindus zwischen Thessalien und Epirus, den Götterberg Olymp in Thessalien, den Parnaß, auf welchem Deukalion's Arche sitzen geblieben sein soll, und den Musenberg Helikon in Hellas, endlich den Kyllene auf der südlichen Halbinsel. Das Land bot eine außerordentliche Abwechslung von wilden Gebirgsgegenden und den reizendsten Thälern und Ebenen dar. In das hochbesungene Thal Tempe zwischen den Bergen Olymp und Ossa konnte keiner treten, ohne im Anblick der furchtbaren Felsen und des wunderlieblichen Thalgrundes Schauer und Wonne zugleich zu empfinden. Doch hat frühe schon in diesem Land das Anmuthige überwogen. Unter dem fast immer reinen glänzenden Himmel mit seinem tiefen Blau prangte es im Schmuck seiner Cypressen-, Lorbeer- und Myrthenhaine, seiner Feigen-, Oliven- und Rebenpflanzungen, seiner duftigen Kräuter- und Blumenfülle. An seinen Gestaden umher wimmelten Fische und Schildkröten. Im Schoß der Erde barg es edle Metalle und herrlichen Marmor. — Das sei einstweilen genug von dem Lande; von seiner Eintheilung in Landschaften, sowie von den Inseln umher wollen wir künftig handeln.

Als älteste Bewohner dieses Landes werden allgemein die Pelasger und Hellenen angegeben. Es sind beide Nachkommen Japhet's, und gehören zu der indogermanischen Völkerfamilie, deren Glieder unter sich in Gestalt und Sprache eine besondere Verwandtschaft zeigen; ihre nächsten Verwandten sind die Italischen Stämme. Die Hellenen waren frischer, kühner, edler als die Pelasger, und diese haben sich unter sie verloren, daß bald ihr Name nicht mehr gehört wird. Fremde Fürsten sollen frühe nach Griechenland gekommen sein; so im 16. Jahrhundert der Aegypter Kekrops, der Erbauer Kekropia's, der Burg von Athen; im 15. Jahrhundert der Phönizier Kadmus, der Erbauer von Kadmea, der Burg Theben's; im 14. Jahrhundert der Kleinasiate Pelops, von dem die Halbinsel den Namen Peloponnes erhielt. Die früheste Kultur kam sicherlich durch die Phönizier, welche lange die Inseln und viele Punkte an den Gestaden inne hatten. Manche Stämme wie die Karer am Südwest-Eck von Kleinasien vereinten sich mit den Phöniziern zu einem Mischvolk, gründeten an der Küste Kolonieen und hatten bis um 900 die Seeherrschaft im ganzen Archipel. Aber alle fremden Elemente wurden allmählich von dem Geist und Wesen der Hellenen übermocht und giengen in sie auf. „Hellenen" ward der Gesamtname aller Bewohner Griechenlands mit Ausnahme der Barbaren in Epirus; und bei diesem Namen blieben sie. Griechen, Gräken ist ihr Name bei den Italikern; im Morgenlande hieß man sie Javan.

Den Namen Hellenen leitet die Sage von einem gemeinsamen Stammvater Hellen ab. Der habe, heißt es weiter, drei Söhne: Dorus, Aeolus und Xuthus, gehabt, und von den zwei ersten und von den zwei Söhnen des letzten: Achäus und Jon, hätten die vier Aeste des hellenischen Volks, die Dorier, Aeolier, Achäer und Jonier Abkunft und Sondernamen. Genug, es theilte sich das Gesamtvolk in diese vier Aeste, und breitete sich mit denselben von Thessalien her über das ganze Land aus. — Die Hellenen waren eins der am schönsten gestalteten Völker der Erde, und noch heute gilt die griechische Gesichtsbildung für eine wahre Musterbildung. Sie hatten auch treffliche Anlagen des Geistes, insonderheit einen klaren Verstand

für die Dinge dieser Welt, eine große Lebendigkeit und Hurtigkeit des Wesens und einen ausnehmenden Sinn für das Schöne. Dagegen hatten sie aber auch ihre Untugenden; sie waren hoffärtig, neidisch, streit- und raubsüchtig.

Dieses durch eine gemeinsame feine Sprache verbundene Volk hat nie einen Staat gebildet; auch nicht etwa jeder der vier Hauptzweige oder nur jede der einzelnen Landschaften einen Staat. Es war von jeher in sehr viele Staaten zertheilt, welche in der ersten Zeit von erblichen Fürsten beherrscht wurden, die alle, wie klein auch ihr Reich war, den Titel „Könige“ führten. Unter diesen Fürsten gab es große Helden, die fortan im Gedächtnisse des Volkes lebten und auch das spätere Geschlecht zu großen Kriegsthaten begeisterten.

Zu den ältesten Einrichtungen der Hellenen gehörten die Amphiktyonieen. Da verbanden sich mehrere Fürsten (nachher Staaten), um an einem Tempelorte gemeinschaftliche Gottesdienste zu feiern, und setzten eidlich fest, daß während der Zeit keine Fehden unter ihnen stattfinden dürften. Waren sie nun einmal beisammen, so schlichteten sie neben der gottesdienstlichen Feier wohl auch entstandene Händel, oder beriethen sich über Angelegenheiten zum allgemeinen Besten. Diese Bündnisse, deren es mehrere neben einander gab, bestanden durch viele Jahrhunderte hindurch, zogen doch ein engeres Band um die unzähligen für sich bestehenden Staaten, und wirkten auch wohlthätig für Ruhe und Ordnung im Lande, wenn gleich ihr Einfluß mit der Zeit immer schwächer wurde. Es muß auch gemerkt werden, daß nie alle Griechen an solchen sich betheiligten. Die berühmteste Amphiktyonie war die von Pylä, welche am Heiligthum zu Delphi sich versammelte.

Dieses Delphi, eine dorische Stadt am Fuße des hohen Parnaß, hatte das größte Heiligthum. Man entdeckte dort in einer Thalschlucht ein Erdloch, aus dem ein starker Dampf aufstieg, welcher die daran Hinkommenden in Verzückung setzte. Da sie in diesem Zustand sonderbare Laute von sich gaben, so hieß es, der Gott Apollo wolle hier den Menschen Offenbarungen machen. Es wurde dem Gotte an der Stelle ein Tempel gebaut und eine zahlreiche Priesterschaft verordnet, ihm darin zu dienen. Die Hauptperson unter derselben war aber eine Priesterin, eine alte Jungfrau, welche immer Pythia hieß. Nun kamen die Neugierigen mit ihren Anfragen. Da wurde die Pythia in's Innerste des Tempels geführt und auf einen über dem Dampfloch stehenden, mit Lorbeerzweigen umwundenen goldenen Dreifuß gesetzt (Fig. 12). Kaum saß sie darauf, so gerieth ihr ganzer Körper in Zuckungen; ihre Augen verdrehten sich, ihre Haare stiegen empor; und jetzt gab sie aus schäumendem Munde die Antwort, welche aber nur von den umstehenden Priestern verstanden und von ihnen verdolmetscht wurde. Die Pythischen Ausdrücke waren kurz und gewöhnlich zweideutig, daß man sie hintennach so und so auslegen konnte. Trotzdem war der Zugang der Fragenden ungeheuer, auch noch in spätern Zeiten. Nicht bloß von ganz Griechenland, auch aus dem übrigen Europa, aus Asien und Afrika kamen sie, Fürsten u. A. wollten sich alle die verborgene Zukunft entschleiern lassen und namentlich bei wichtigen Unternehmungen erfahren, ob sie gelingen würden. Und brachten Alle zum Dank dem Gotte die kostbarsten Geschenke mit. — Es gab ein älteres Orakel, das pelasgische zu Dodona in Epirus, wo eine Eiche die Antworten des Zeus flüsterte. Doch war das delphische das berühmtere, und der dort sich aufhäufende Reichthum unermeßlich.

Die Götterlehre der Hellenen ist der asiatischen entnommen, hat sich aber im Laufe der Zeit griechisch ausgebildet. Vor jeder Gottheit war das Chaos, d. i. der ungestalte Urstoff, aus dem sich von selbst die Welt herausgestaltet hat; und mit dieser erst sind auch die Götter geworden. Der älteste Gott (aber auch ein Sohn des Erebus, des Dunkels, genannt) hieß Uranos (Waruna der Arier), und er hatte eine Frau Namens Gäa (Erde). Sie erzeugten mit einander die Hekatonchiren, d. h. Hundertarmigen, die Cyklopen, Riesen mit Einem Auge auf der Stirne, die Titanen und die Giganten, lauter ungeheuerliche Wesen. Die Cyklopen wurden von ihrem über sie erzürnten Vater in den Tartarus (die Hölle) geschleudert. Das verdroß die Mutter, und sie stiftete ihre andern Kinder an, es zu rächen. Kronos (Saturnus*), der jüngste der Titanen, stieß seinen Vater vom Thron und

*) Die eingeklammerten Namen sind die lateinischen.

setzte sich darauf. Dieser nunmehrige Weltherrscher zeugte mit seiner Gemahlin Rhea mehrere Kinder, die Hestia, Demeter, Here, den Pluton und Poseidon; aber er verschlang diese seine eigenen Kinder alle wieder. Als nun die darüber sehr betrübte Rhea ihr Jüngstes, den Zeus, geboren hatte, erhielt sie ihn dadurch, daß sie dem Vater statt seiner einen in Windeln gewickelten Stein zum Verschlingen gab. Durch Wirkung eines Trankes mußte derselbe auch alle seine verschlungenen Kinder, die alle noch in ihm lebendig waren, wieder von sich geben. Darnach stieß ihn Zeus hinwiederum vom Throne, und setzte sich fest darauf. Dieser regierte nunmehr die Welt für die Dauer, aber in Gemeinschaft mit andern Göttern, davon die Höheren fast alle seine Geschwister oder Kinder waren.



Fig. 12. Pythia auf dem Dreifuß.

Die großen Götter sind: Zeus (Jupiter). Der Gott des Himmels und Götterkönig. Er hat einen Blitzstrahl (Donnerkeil) in seiner Rechten und einen Adler neben sich, wenn er nicht auf ihm reitet. — Poseidon (Neptun). Der Gott des Meeres. Er fährt auf einem von Meergöttern gezogenen Muschelwagen über die Wellen, und hält einen gewaltigen erderschütternden Dreizack in der Hand. — Pluton (Pluto). Der Gott der Unterwelt. Er beherrscht das dämmerige Reich der Schatten. — Apollon (Apollo). Der Lichtgott, zugleich Gott der Weissagung und der Künste, insonderheit der Dichtkunst; der schönste der Götter, der die Laute spielt. In seinem Cultus, den die Hellenen aus dem Orient entnahmen, fanden sie ihr eigentliches ethisches und poetisches Ideal. — Ares (Mars). Der schreckliche Gott des Kriegs. Seine Lust ist, in der Schlacht zu toben. — Hephästos (Vulkan). Der Gott des Feuers oder eigentlich der Feuerarbeiten. Er hat seine Werkstätten in den Vulkanen, und gebraucht die wieder freigewordenen Cyklopen als Schmiedknechte. — Hermes (Merkur). Der Gott der schlauen Beredsamkeit und zugleich der Götterbote, welcher den Menschen den Rath und Willen der Himmlischen mittheilt. Er hat Flügel an den Sohlen. — Dionysos (Bacchus). Der Gott des Weins. Mit einem Kranz von Weinlaub um die Schläfe. Er wurde mit wilden rasenden Festlichkeiten verehrt. — Here (Juno). Des Zeus Gemahlin wie Schwester,

Himmelskönigin und Göttin der Ehe. Sie hat eine hohe stolze Gestalt und besonders stolze Augen, und den Pfau neben sich. — Hestia (Vesta). Die Göttin des häuslichen Herdes und häuslichen Glückes. In ihren Tempeln brannte ein ewiges Feuer. — Demeter (Ceres). Die Göttin des Getreides, den Menschen besonders befreundet. Sie trägt einen Aehrenkranz um das Haupt. — Pallas mit dem Zunamen Athene (Minerva). Die Göttin der Weisheit. Zeus' liebste Tochter, die mit Helm, Schwert und Speer aus seinem Haupte herausgesprungen ist. Sie hat die Eule zum Sinnbild. — Artemis (Diana). Ursprünglich die Mondgöttin, dann aber die Jägerin des nächtlichen Himmels. Wird mit Halbmond und Hirschkuh abgebildet. — Aphrodite (Venus). Die Göttin der Liebe; die schönste aller Göttinnen. Sie ist Zeus' Tochter, aber aus dem Schaum des Meeres geboren.



Fig. 13. Artemis.

Diese hohen Götter bewohnten, mit Ausnahme von Zweien, für gewöhnlich den Olymp oder die Himmelsburg, die man sich zuerst auf der Spitze des in den Himmel ragenden Thessalischen Berges Olympos dachte, dann aber noch weiter hinauf in den Aether rückte. Sie kamen aber von dannen fleißig auf die Erde herunter. Poseidon hatte jedoch seinen krystallenen Palast in des Meeres Tiefe, und Pluton seine Residenz im Elysium der Unterwelt.

Außer diesen Götterobern gab es aber noch eine Menge geringerer Gottheiten: Hebe, die Göttin der Jugend, Iris, die Götterbotin, Eos, die Göttin der Morgenröthe, die neun Musen oder Kunstgöttinnen, die den Apollon begleiteten, die drei Chariten (Grazien) oder Göttinnen der Anmuth, welche die Aphrodite umschweben, Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, Nemesis, die Göttin der Vergeltung, die Eumeniden (Furien) oder Rachegöttinnen mit Schlangenhaaren, Eris, die Göttin der Zwietracht, Pan, der Schutzgott der Fluren und Hirten, Nymphen oder Wassergöttinnen, Oreaden oder Berggöttinnen, Dryaden oder Baumgöttinnen u. s. f. Die ganze Natur war den Griechen mit Gottheiten beseelt. — Weiter hatten sie noch sogenannte Halbgötter; berühmte Menschen, wie Herakles, welche nach ihrem Tode unter die Himmlischen aufgenommen wurden.

Die Griechen dachten sich ihre Götter gern in den schönsten Gestalten, und überhaupt hat ihre Religion viel Reiz und Anmuth für den natürlichen Sinn, daß man sie auch „die Religion der Schönheit" genannt hat. Aber ächtschön waren diese eingebildeten Wesen nicht, und in der That lieblich und erquicklich war diese Religion nicht. Die Götter der Griechen hatten alle menschlichen Gebrechen und Leidenschaften; sie logen und betrogen; sie trieben Hurerei und Ehebruch; sie lagen einander beständig in den Haaren, so daß Vater Zeus oft nicht wußte, wie er mit den Widerwärtigen zurechtkommen sollte. Und so lernten die Griechen von denen selbst, die sie anbeteten, Sünde und Laster. Und wie konnte das arme Menschenherz bei den ewig mit einander streitenden Göttern Trost und Ruhe finden? Hatte es den einen Gott zum Freund, so hatte es den andern zum Feind; und die Freundschaft des geneigten Gottes war nicht verläßig; durch das geringste Versehen konnte sie verloren werden. Um so weniger konnte das Herz bei ihnen Trost und Friede

finden, da über den Göttern, sogar über Zeus, noch eine dunkle Macht waltete, die sie Moira, d. i. Schicksal nannten, welche sich feindlich gegen Götter und Menschen hielt, und von der die letztern oft blindlings zu schauerlichen Handlungen und in gräßlichen Jammer hingerissen wurden.

Die schöne Religion der Griechen war eben doch nichts anderes, als ein unheimliches, trostloses und verderbliches Götzenthum. Furcht und Schrecken, nicht Liebe und Vertrauen herrschte bei ihr, so lange sie kräftig auf die Seelen wirkte, also daß man selbst mit Menschenopfern den Zorn der Hohen zu stillen suchte; bis man späterhin freilich mit den eiteln Gebilden der eigenen Phantasie mehr nur spielte, wobei aber auch keine Liebe und kein Vertrauen, überhaupt kein wahres Leben statthaben konnte.

Uebrigens hatte diese Religion allerdings auch noch einige Lichtblicke. Der Eid, über den Zeus wachte, war heilig. Die Gastfreunde, die Fremdlinge, die Armen und Hilfesuchenden standen unter dem besondern Schutze dieses höchsten Gottes ꝛc. Der Tempel zu Delphi hatte die Aufschrift: „Lern' dich selbst kennen!" Man kannte seine Sündhaftigkeit und Strafwürdigkeit im Allgemeinen, und suchte sich mit vielen Opfern und Gebeten zu reinigen. Man war noch so klug, eine Fortdauer nach dem Tode und eine jenseitige Vergeltung zu glauben, wenn man sich gleich davon wieder heidnische Vorstellungen machte.

Das Jenseits dachte man sich in der Tiefe der Erde und nannte es Hades (Orcus). Diese Unterwelt bestand aus zwei Orten, einem seligen, dem Elysium, und einem unseligen, dem Tartarus. Wenn nun ein Mensch gestorben und begraben war, so gieng seine Seele als Schatten in den Hades hinab. Da kam sie an den Fluß Styx, über welchen sie der alte Geisterschiffer Charon in einer Fähre setzte. Jetzt wurde sie vor den Todtenrichter Minos geführt, der über ihr vergangenes Leben das Urtheil fällte. Wurde sie freigesprochen, so durfte sie über den Fluß Lethe, aus dem sie Vergessenheit alles in der Welt erduldeten Leides trank, in's Elysium gehen, wo sie mit dem Herrscher Pluton und allen dahin vorangegangenen Seelen stete Freuden zu genießen hatte, welche jedoch Keinem so wünschenswerth schienen, als das Leben oben auf der Erde im Licht der Sonne. Dagegen mußte die verurtheilte Seele über einen Feuerstrom in den Tartarus, wo sie erschreckliche und unendliche Qual auszustehen hatte. — Den Verdammten wurde nichts geschenkt. Da mußte Sisyphus keuchend einen großen Stein den Berg hinaufwälzen, und wenn er eben in der Höhe war, rollte jedesmal der Stein zurück, und er mußte ewig die saure Arbeit von Neuem beginnen. Tantalus stand, von Hunger und Durst gefoltert, mit halbem Leib im Wasser, über das sich ein Zweig mit reizenden Früchten hereinbog; so oft er aber nach den Früchten griff, bog sich der Zweig zurück, und so oft er sich bückte zu trinken, wich das Wasser zurück, so daß er im ewigen Anschauen der Labung ewigen Hunger und Durst leiden mußte. Ixion war auf ein stets kreisendes Rad geflochten, wobei ihm gierige Geier unaufhörlich die Leber abfraßen, die immer wieder nachwuchs.

Ich erzähle jetzt einige Geschichten aus der Urzeit der Griechen, welche uns von Dichtern derselben mitgetheilt werden. Wirkliche Geschichte ist wohl in jeder enthalten, am meisten in der letzten, aber sichtlich mit der Fabel verwoben. Möge sich der werthe Leser das Erzählte auseinander legen wie er will.

Herakles (Herkules).

Das ist der hochgefeierte Name eines Helden von übermenschlicher Kraft und Wohlthäters der Menschheit, mit dem aber auch die Erinnerung an einen phönizischen Gott (Melkarth, d. i. König der Stadt) sich vermengte. Herakles war der Sohn des Zeus, welcher sich auch in irdische Verbindungen einließ, und der Königin Alkmene von Tiryns im Peloponnes. Die über seine Geburt erzürnte Here wollte ihn noch in der Wiege durch zwei gesandte Schlangen tödten; aber der Säugling erdrückte sie mit seinen Händen. Als Jüngling stand er einst an einem Scheidewege,

wo ihm rechts die Tugend, links das Laster winkte. Er entschied sich für die Tugend. Nun widmete er sein Leben dem schönen Berufe, die Welt von allem Schädlichen und Verderblichen zu befreien. Er zog weit umher und säuberte die Gegenden von Ungeheuern, wilden Thieren rc., daß die Menschen friedsam wohnen könnten. Dabei verfolgte ihn die Göttin Here unausgesetzt, aber Pallas beschützte ihn. Einst indessen, in einem Anfall von Wahnsinn, erschlug er seine eigene Frau und seine acht Kinder. Um diese That zu sühnen, hieß ihn das Orakel dem Könige Eurystheus von Tiryns, welcher den ihm selbst gebührenden Thron eingenommen hatte, zwölf Jahre zu dienen. Er thut es ohne Murren und vollbringt in diesem Dienst die schweren zwölf Arbeiten, welche der König ihm aufgibt: Er erwürgt zwischen seinen Knieen den gewaltigen Nemeischen Löwen, dessen Haut er von dem an trägt; er tödtet die hundertköpfige Lernäische Schlange, deren letztes unverletzliches Haupt er in die Erde gräbt; er bewältigt den furchtbaren, alles verwüstenden Erymanthischen Eber; er fängt den windschnellen Hirsch der Artemis mit goldenem Geweih; er schießt die gräßlichen Stymphalischen Vögel mit Pfeilen aus der Luft; er erbeutet das kostbare Wehrgehenk der Amazonenkönigin Hippolyte; er säubert den von 3000 Rindern bewohnten und dreißig Jahre nicht gemisteten Stall des Augias in Einem Tag, indem er einen Fluß hineinleitet; er bändigt den wüthenden Kretischen Stier; er bringt die feuerspeienden Rosse des Diomedes von Thracien; er erschlägt den dreiköpfigen Riesen Geryon und treibt seine Rinder vom fernen Meere her; er holt die goldenen Aepfel der Hesperiden am atlantischen Ocean, die ein Drache hütete; er steigt sogar in den Hades hinab, ergreift den Höllenhund Cerberus und trägt ihn auf seinen Schultern herauf, dessen Anblick jedoch Eurystheus nicht ertragen kann, so daß er ihn wieder an seinen Ort schaffen muß. Dieser starke Held war aber zu anderer Zeit und in anderer Weise auch schwach. Er saß auch am Spinnrocken der Königin Omphale von Lydien. Er blieb seiner neuen Gattin Deianira nicht treu, und seine Untreue bereitete ihm ein schauriges Ende. Sie sandte ihm ein vergiftetes Hemd, das ihr der Centaur (ein Geschöpf halb Mensch halb Pferd) Nessus als ein Mittel gegeben hatte, des Gatten Liebe zu erhalten; kaum hatte er es angezogen, so empfand er solche unerträgliche Schmerzen, daß er auf dem Berge Oeta einen Scheiterhaufen zusammentrug und sich selbst darauf verbrannte. Aus den Flammen aber schwebte er, gereinigt von allen irdischen Schlacken, zum Olymp empor, wo er unter die Götter eingereiht wurde und die Tochter der nun versöhnten Here, Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin erhielt. — Diese Heraklessage ist besonders deshalb merkwürdig, weil noch viele Völker ihren Herakles hatten, von dem sie Aehnliches erzählten, und der Heraklesgottesdienst weit auf Erden verbreitet gewesen ist.

Der Argonautenzug (um 1350).

Fern zu Kolchis am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres war ein wunderbares goldenes Vlies oder Widderfell, das der König Aeëtes in einem Haine durch einen feuerschnaubenden Drachen verwahrte. Der thessalische Königssohn Jason lud alle hellenischen Helden zu dem kühnen Unternehmen ein, dorthin zu schiffen und das kostbare Gut zu erbeuten. Da sammelte sich der Jugend edelste Blüte, und in einem fünfzigrudrigen Schiffe, Argo genannt — daher der Name Argonauten, d. h. Argoschiffer — fuhren sie dahin. Sie gelangten glücklich durch den Hellespont, die Propontis (Marmara), den Bosporus (Meerenge von Konstantinopel) und über die stürmischen Fluten des Pontus Euxinus, oder des Schwarzen Meeres, hinüber an den erstrebten Ort. Mit Hilfe der Tochter des Königs Aeëtes, der Zauberin Medea, überwindet Jason alle Schwierigkeiten, erobert nach Erlegung des Drachen das Vlies, und fährt in der Nacht mit demselben und der Medea davon. Der König setzt ihm nach. Sie sehen schon seine Segel. Da zerstückelt Medea ihren kleinen

Bruder Absyrtus, den sie mitgenommen, und steckt dessen Haupt und Hände an einem vorspringenden Felsen aus, indem sie seine Glieder umher zerstreut. Der nahende Vater erkennt den Sohn, und während er jammernd dessen Glieder zusammensucht, um sie zu bestatten, damit doch die Seele des Kleinen Ruhe habe, gewinnt die Argo den Vorsprung und kommt nach mancher Irrfahrt heim.

Ein Theilnehmer an diesem Zuge war Orpheus, der als unvergleichlicher Sänger im Munde des Volkes blieb. Wenn er zu seiner Harfe sang, so legten sich die wilden Thiere zahm zu seinen Füßen, die Flüsse hielten im Laufe an, und die Wälder tanzten vor Lust. Als ihm seine Gattin Eurydice starb, da stieg er in die Unterwelt hinunter und sang so rührend um sie, daß er die Herzen der Hadesgötter erweichte, und die Geliebte zurückempfieng.

Ein anderer Held des Argonautenzuges war Theseus, des attischen Königs Aegeus kraftvoller Sohn. Damals mußte Attika dem seeherrschenden (phönizischen) Könige der Insel Kreta, Minos, Tribut zahlen, aber nicht an Geld, sondern sieben junge Knaben und sieben zarte Mägdlein, welche in ein Labyrinth gethan wurden, wo sie dem Minotaur, einem Mann mit Stierkopf (einem Moloch), zur Speise dienten. Das konnte Theseus nicht länger ertragen; er reiste zum Minos, und bat ihn, den schrecklichen Tribut aufzuheben. Dieser versprach es, jedoch unter der Bedingung, wenn er den Minotaur erlegen und den Ausgang aus dem Labyrinthe finden würde. Theseus nahm sie an. Vor dem Ungeheuer fürchtete er sich nicht; aber über die Zurechtfindung aus den Irrgängen des unterirdischen Baues war ihm bange. Allein da half auch ihm des Königs Tochter, Ariadne hieß diese, und ohne alle Zauberei. Sie steckte ihm — ein Zwirnsknäuel zu. Er befestigte den Faden am Eingang, und stieg nun getrost hinein und drinnen herum. Endlich traf er auf das Scheusal; es sperrte den blutigen Rachen gegen ihn auf; aber er steckte ihm sein Eisen hinein. Nach vollbrachter Heldenthat wickelte er wohlgemuth seinen Faden wieder auf, und fand sich durch alle verschlungenen Gänge ohne Mühe an's Tageslicht heraus. Er hatte seinem Volk einen großen Dienst gethan, und schied mit der Ariadne, die er zur Gemahlin nahm, fröhlich von dannen.

Oedipus.

Die nun folgende Geschichte zeigt, wie sich jene armen Leute von ihren Göttern so übel berathen, wo nicht getäuscht und von der dunkeln Moira hingerissen sahen.

Dem Könige Laïos von Theben verkündigte ein Orakel, daß ihn einst sein eigener Sohn um's Leben bringen werde. Da ihm nun seine Gattin Jokaste einen Sohn, den Oedipus, gebar, ließ er ihn, um das Geweissagte abzuwenden, durch einen Diener im Wald aussetzen. Es findet aber Einer das Kind noch lebend, und bringt es an den Königshof zu Korinth, wo es auferzogen wird. Als nun Oedipus erwachsen ist, ermahnt ihn ein Orakelspruch, er solle sein Vaterland fliehen. Die Götter warnen ihn also vor seinem Vaterland, sagen ihm aber nicht, welches es sei; und weil er Korinth dafür hält, begibt er sich von dort weg, und reist — nach Theben! In einem Engpaß begegnet ihm ein Greis, der ihm mit stolzen Worten auszuweichen gebeut. Der Stolz verletzt den Jüngling; er geräth mit dem Greise in Streit und tödtet ihn und — das war sein Vater! Damals saß an einem Bergwege bei Theben eine grausame Sphinx, welche allen Vorüberkommenden ein Räthsel aufgab, und sie, wenn sie es nicht lösen konnten, was noch keinem gelungen, in die Tiefe schleuderte. Das Räthsel lautete: „Welches Thier geht am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Füßen?“ Oedipus errieth es; er sprach: „Das ist der Mensch!“ (Er geht am Morgen des Lebens auf allen Vieren und gebraucht am Abend desselben noch den Stab.) Sogleich stürzte die Sphinx sich selbst in den Abgrund, und das Land war von ihren Schrecken frei. Die dankbaren Thebaner setzten den Oedipus an die Stelle des todtgefundenen Königs und gaben

ihm zugleich die Königswitwe zur Gemahlin, und — das war seine Mutter! Nun kam Unglück und Wehe über das ganze Land, und niemand wußte, ob welcher Schuld? bis ein Seher das furchtbare Geheimniß enthüllte, worauf Jokaste sich erhängte, und Oedipus sich die Augen ausstach und fortan als blinder Bettler umherirrte, um die Eumeniden zu versöhnen.

Der Trojanische Krieg.

Die Stadt Troja, auch Ilion genannt, lag vorn in Kleinasien, nicht weit unter dem Eingange des Hellespont.

Eris, die Göttin der Zwietracht, warf einst, als Here, Pallas und Aphrodite bei einander standen, einen goldenen Apfel unter sie, der die Aufschrift hatte: Der Schönsten! Jede von den Dreien wollte nun die Schönste sein und den Apfel haben; sie stritten mit einander, und der König Zeus sollte entscheiden. Diesem war nicht wohl dabei, und er schickte die Göttinnen von sich zu dem trojanischen Prinzen Paris, welcher sich gerade auf dem Berg Ida befand. Paris sah sich plötzlich von den göttlichen Gestalten umringt, die ihren Handel vorbrachten, und deren jede ihm etwas versprach, wenn er zu ihren Gunsten urtheilen würde; Here verhieß ihm Macht, Pallas Weisheit, Aphrodite die schönste Frau. Paris sprach den Apfel der Letzten zu, worüber die Andern natürlich sehr ungehalten waren. Indessen half ihm Aphrodite, daß er das schönste sterbliche Weib, Helena, die Ehegattin des Königs Menelaus von Sparta entführte.

An dieser Mythe mag etwa wahr sein, daß der Prinz die Königin entführte. Das Folgende ist gewiß der Hauptsache nach Geschehenes. Menelaus grämte sich sehr über den Raub seiner Gemahlin; sein Bruder Agamemnon von Mykenä, der mächtigste der griechischen Könige, war darüber empört; auch die andern Fürsten Griechenlands fühlten sich ob der freveln That in ihrem Lande höchlich entrüstet und an ihrer Ehre verletzt. Fast alle rüsteten sich zum Kriegszug gegen Troja; außer dem Rachegefühl reizte auch Abenteuerlust und Beutesucht zur Theilnahme. Unter Anführung des Agamemnon lief eine Flotte von mehr denn tausend Schiffen nach Kleinasien hinüber. (Fig. 14 zeigt des Menelaus Schiff nach einem alten Gemälde.) Der Aelteste unter den Helden war Nestor aus Pylos, der Verschlagenste Odysseus (Ulysses) von Ithaka, der Stärkste Achilleus, der Myrmidonenfürst. Drüben aber erwartete sie auch kein schwacher Feind. Priamus, des Paris Vater, war einer der mächtigsten damaligen Herrscher, sein Troja wohlbefestigt mit Mauern und Thürmen, eine Menge asiatischer Fürsten ihm zur Hilfe; und an seinem ältesten Sohne, Hektor, hatten sie einen gewaltigen, trefflichen Führer.

Zehn Jahre lang 1194—84 lag das griechische Heer vor der Stadt, ohne sie erobern zu können. Man kämpfte dort auch nicht in großen, entscheidenden Schlachten. Morgens thaten die Thore der Belagerten sich auf, und kühne Helden kamen heraus, und aus dem feindlichen Lager fuhren ihnen kühne Helden entgegen, und sie kämpften einzeln, Mann gegen Mann. Sie standen auf Streitwagen, schleuderten ihre Speere und schoßen ihre Pfeile auf einander; das Schwert ward nur selten gebraucht. So kämpften sie manchen Tag vor Troja, und unsichtbar stritten hier und dort ihre Götter mit. Viele der Sterblichen von beiden Seiten sanken in den Staub, aber zur Entscheidung gedieh es nicht; die trojanischen Krieger waren noch nicht so dünne geworden, daß die Griechen sich an die Mauern gewagt hätten.

Lange Zeit war auch der Hauptarm der Griechen müßig, „der göttergleiche Achilleus". Er entzog sich grollend dem Kampfe, weil ihn „der Herrscher der Männer", Agamemnon, beleidigt hatte. Als aber, im zehnten Jahre, Hektor seinen Waffenbruder Patroklus fällte, da brach er schnaubend hervor, würgte den ganzen Tag unter den Trojanern, und suchte, lechzend nach Sühneblut, den Tödter seines Herzensfreundes. Hektor wich dem Wüthenden aus bis zum Abend, wo er sich von ihm

finden ließ. Achilleus jauchzte auf vor Freude. Sobald aber jener den Schrecklichen näher erblickte, ergriff auch ihn, den Tapfersten des Troergeblütes, eine unbezwingliche Furcht. Er flieht, und dreimal jagt ihn Achilleus um Ilions Mauern. Endlich hält Hektor still und erwartet den Feind. Achilleus schleudert die Lanze nach ihm; Hektor fällt in die Kniee und der Todesspeer saust über seinem Kopfe weg. Jetzt erhebt sich Hektor und schleudert seine Lanze in des Gegners Schild, daß er kracht; aber sie dringt nicht durch. Achilleus zieht sie heraus und bohrt sie dem Hektor durch die Kehle. So sinkt der edle Held, indem er sterbend noch den Sieger anfleht, seinen Leichnam nicht zu schänden. Doch des Göttergleichen Zorn ist noch nicht gestillt; er bindet den Leichnam mit den Fersen an seinen Wagen, und schleift ihn unter der Wehklage des von den Mauern schauenden Trojanervolkes um die Stadt herum in's griechische Lager, wo der jämmerlich Entstellte unter freiem Himmel hingeworfen wird. — In tiefer Nacht öffnet sich des Achilleus Gezelt. Der greise Priamus schwankt herein, wirft sich vor ihm nieder, und fleht weinend um die Leiche des Sohnes, daß er sie ehrlich bestatte. Des Alten Thränen überwanden Achilleus Zorn. — Aber auch er, der Tapferste von Allen, sank vor Troja hin. Paris, der Frauenräuber, erschoß ihn mit dem Pfeile. Und so hätten die Griechen vielleicht nie die feindliche Stadt gewonnen, wenn nicht der listige Odysseus Rath erfunden hätte.



Fig. 14. Schiff des Menelaus (nach Polygnot).

Dieser ließ ein ungeheures Pferd von Holz zimmern, in dessen hohlen Bauch er sich mit einer Schar Krieger versteckte. Dieses Roß stand eines Morgens vor Troja; die Griechen aber waren verschwunden. Sie waren auf ihren Schiffen davon, als ob sie, am Erfolg ihres Unternehmens verzweifelnd, die Belagerung aufgegeben hätten; allein sie hatten sich nicht weiter als bis zur nahen Insel Tenedos entfernt. Die Trojaner strömen fröhlich auf's leere Kampffeld heraus. Das Roß staunen sie an, und Manche schöpfen Verdacht. Diesen besiegte ein zurückgebliebener Grieche, Sinon, welcher sich als Ueberläufer anstellte und von dem Pferde aussagte: „die Griechen hätten es auf der Götter Befehl gebaut, und wenn es in Troja aufgestellt würde, so werde die ärgste Gegnerin der Stadt, die Göttin Pallas, mit ihr versöhnt; darum hätten es die Griechen so groß gemacht, daß es nicht durch die Thore gehe." Jetzt brechen die Trojaner eine Oeffnung in ihre Mauer, und ziehen das Pferd frohlockend hinein. Der übrige Theil des Tages geht unter Opfer, Schmaus

und Tanz dahin. Aber mitten in der Nacht öffnet sich das hölzerne Unthier; die griechischen Helden steigen heraus, brennen und morden. Und das wiedergelandete Heer strömt durch die offene Mauer herein, brennt und mordet. Entsetzliche Verwirrung der aus tiefem Schlafe aufgeschreckten Trojaner! Der alte Priamus flieht mit seinen Söhnen in den Tempel, und wird mit ihnen am Altare niedergestoßen. Die Frauen werden gefangen und zur Vertheilung weggeführt. Die Stadt wird vertilgt. Nur der trojanische Prinz Aeneas entkommt mit einer Schar seines Volkes auf Schiffen. Helena, die Treulose, „die Ursächerin alles Unglücks“, wird von Menelaus wieder angenommen.

51 Tage dieser Geschichte hat der große Dichter Homer in einem herrlichen Heldengedichte, die Ilias betitelt, besungen. Homer, aus dem kleinasiatischen Smyrna gebürtig, lebte etwa um 900. Er sammelte wohl frühere Volkslieder, verarbeitete sie, und sang sein Heldengedicht dem lauschenden Volk zur Harfe. Es wird ihm noch ein anderes solches Gedicht, die Odyssee zugeschrieben, das die Heimkehr des erfindungsreichen Odysseus besingt, welcher, von den feindlichen Göttern verfolgt, zwanzig Jahre lang in aller Welt herumirrte, bis er wieder zu seiner felsigen Insel Ithaka gelangte. Homer ist der älteste und größte aller griechischen Dichter, von denen wir Werke haben.



Fig. 15. Homer (nach der antiken Herme im Louvre).

Lange wußte man nicht genau, wo das alte Ilion gestanden haben mag, bis Dr. Schliemann seit 1870 durch Nachgrabungen auf dem Hügel Hisarlik es wieder entdeckte. Er wollte sogar den theilweise geschmolzenen Schatz des Priamus gefunden haben; doch scheinen seine Funde auf eine ältere Zeit als die von Homer besungene hinzuweisen. Er vervollständigte seine Entdeckungen, indem er aus den Gräbern zu Mykenä 1877 uralte Schätze und Leichen (wie er glaubt, des Agamemnon rc.) ausgrub, und Ithaka durchforschte.

V. Israel unter Königen.

Was von der Urzeit anderer Völker zu berichten war, das habt ihr vernommen; wir gehen nun wieder in's Verheißungsland zum Volke der Wahl (s. Abschn. III). Wir freuen uns, daß wir hier aus der mit Fabeln durchflochtenen Geschichte heraus sind, und wieder sichere, von Gottes Wort verbürgte Nachricht haben.

§ 1. Die drei ersten Könige.

Es war bei diesem Volke die rechte Gestalt einer Theokratie, mit Gott allein als König, vorüber; es hatte nun einen menschlichen König, und unter solchen Königen blieb es bis zu seinem Verfalle. Nur drei Könige regierten über das ganze Israel.

Saul, etwa 1075—1055 v. Chr.

Nachdem der hohe Mann (S. 31) von Samuel gesalbt war, bestieg er nicht gleich einen königlichen Stuhl, sondern gieng nach Hause und betrieb seine Wirthschaft wie zuvor. Aber nach etlicher Zeit wurde er hervorgerufen. Nahas, der Ammoniterkönig, belagerte die gileaditische Stadt Jabes, und drohte, wenn er sie erobert hätte, allen Bewohnern das rechte Auge auszustechen. Da sandten sie in ihrer Angst Boten um Hilfe durch's Land. Saul in Gibea kam eben hinter seinen Rindern her, und traf die Boten, wie alles Volk um sie her stand und weinte. Da gerieth der Geist des Herrn über ihn; er schickte an alle Stämme umher, die wehrhafte Mannschaft zum Kriegszug aufzubieten. Es fiel auch eine Furcht vom Herrn auf Israel, daß sie alle auszogen wie Ein Mann, 300,000 Streiter. Mit diesem Heere überfiel Saul die Ammoniter, schlug sie gewaltig darnieder und befreite Jabes; nun hatte er große Ehre bei seinem Volk und errang manche Siege über die Nachbarvölker.

Doch das Wohlgefallen Gottes behielt er nicht. Israels Könige sollten doch nicht eigenmächtig, wie der Heiden Könige, sondern nach dem göttlichen Gesetze regieren, und Saul sich insonderheit von dem Propheten Gottes, Samuel, berathen lassen. Aber er ward stolz und that, was ihm gefiel. So wartete er bei einem Kriege mit den Philistern nicht auf Samuels Ankunft zu dem Opfer, durch welches der göttliche Beistand erbeten werden sollte. So schonte er bei einem Sieg über die Amalekiter den gefangenen König Agag, und behielt das beste Vieh zur Beute, während nach Gottes Befehl Alles verbannet (getödtet) werden sollte. Samuel trat zu ihm und sprach: „Meinest du, daß der Herr mehr Lust habe am Opfer, als am Gehorsam seiner Stimme? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer. Weil du des Herrn Wort verworfen hast, so hat er dich auch verworfen." Und er verkündigte ihm, daß das Königreich von seinem Hause genommen werden sollte. Dann gieng der Mann Gottes an seinen Ort und sah den König nicht mehr. Er trauerte aber lange, daß Saul Gottes Gnade verscherzt habe.

Gott sandte den grauen Samuel gen Bethlehem im Stamme Juda; denn aus dem Hause Isai dort habe er sich Einen zum Könige ersehen. Der Prophet ließ sich die sieben Söhne Isai's vorstellen; aber bei jedem sprach der Herr zu ihm: Dieser ist's nicht! Isai muß noch den Jüngsten, den David, von den Schafen heimholen lassen. Als dieser, ein braungelockter Jüngling mit schönen Augen erschien, sprach der Herr zu ihm: Auf und salbe ihn, denn er ist's! Und Samuel nahm sein

Oelhorn, und salbte David mitten unter seinen Brüdern. Der Geist des Herrn kam auf ihn von dem Tage an. Ueber Saul aber kam ein böser Geist, der ihn sehr unruhig machte. Da begehrte er nach einem, der es wohl könnte auf Saitenspiel. Der junge David war als vortrefflicher Harfner und Sänger bekannt; der wurde zu ihm geführt. Und wenn er spielte, so erquickte sich Saul, und der böse Geist wich von ihm auf eine Zeitlang. Da gewann Saul den David lieb.

Es geschah aber, daß die Philister zum Streit wider Israel kamen, und Saul zog gegen sie aus. Unter den Philistern befand sich ein furchtbarer Riese, Goliath, ganz in Erz gekleidet; der schritt täglich hervor, forderte einen Feind zum Zweikampf heraus, und höhnte Israel und Israels Gott. Der König versprach dem, der den Riesen bezwingen würde, großen Reichthum und seine Tochter zum Weibe; allein da war keiner, dem ein Muth in's Herz gekommen wäre. Dazumal ward David von seinem Vater in's Lager gesendet, seinen Brüdern Brot und Käse zu bringen. Er hört des Philisters Trotz, und sein Herz entbrennt ihm. Er erbietet sich mit dem Riesen zu streiten. Saul spricht: „Du bist ein Knabe noch!" Aber David bezeugt, daß er Löwen und Bären erwürgt, die in seine Herde gefallen, so werde der Herr ihm auch gegen den Philister helfen; da ließ ihn der König gehen. Nicht in eherner Rüstung, nicht mit eisernen Waffen, nur mit Stab und Schleuder trat David dem Feinde entgegen. Der rief ihm zu: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?" fluchte ihm und drohte, sein Fleisch den Vögeln zum Fraße zu geben. David aber sprach: „Ich komme zu dir im Namen des Gottes Israels, den du gehöhnt hast," schleuderte dem Philister einen Stein in die Stirne, daß er zur Erde fiel, riß ihm sein eigen Schwert aus der Scheide und hieb ihm damit den Kopf ab. So siegte David im Glauben, und Israel jagte den Fliehenden nach.

Saul hatte einen edlen Sohn, Jonathan; dessen Herz verband sich mit Davids Herzen und sie machten mit einander einen festen Freundschaftsbund. Als aber das Heer heimzog, kamen Israels Weiber im Reigen entgegen, und sangen: Saul hat Tausend geschlagen, und David Zehntausend. Das verdroß den König sehr, er fürchtete, noch das Königreich an David zu verlieren, und sah denselben sauer an. Dieser aber suchte den Trübseligen durch liebliche Harfentöne zu erheitern. Da trieb der finstere Geist den König, den Speer nach ihm zu schwingen. Allein er beugte aus. Saul stellte sich wieder freundlich, setzte ihn zum Kriegsobersten, und wollte ihm seine Tochter zum Weibe geben, so er sich noch durch ein gefährliches Wagestück auszeichnen würde. Er hoffte, daß es dem Kühnen das Leben kosten sollte. Aber David vollbrachte, was ihm aufgegeben war, und wurde des Königs Eidam. Saul merkte, daß der Herr mit ihm sei, und fürchtete ihn nur noch mehr. Bald sandte er Bewaffnete zu Davids Haus, ihn zu tödten, und nur mit Hilfe seines Weibes entrann er durch ein Fenster.

Nun nahm David Abschied von seinem Jonathan; sie beschworen ihren unvergänglichen Liebesbund, küsseten sich und weinten. David war nun ein irrender Flüchtling, bald hie, bald dort, in Feindesland und in Juda's Felsenhöhlen. Sammelten sich auch Hunderte um ihn, die ihm gehorchten, so schwebte er doch in steter Gefahr; denn Saul zog gegen ihn mit überlegener Macht aus und verfolgte ihn allenthalben. Aber Gott half ihm durch, denn er suchte sein Antlitz brünstig; und gegen seinen von Gott gesalbten König bewies er sich durchaus edelmüthig.

Einst, als Saul mit 3000 Kriegern die Felsen der Steinböcke durchsuchte, trat er allein in eine Höhle, Mittagsruhe zu halten. Er ahnte nicht, daß hinten in der Höhle David mit seinen Männern saß. Die flüsterten: „Siehe, das ist der Tag, da der Herr deinen Feind in deine Hände gegeben!" Aber David erwiderte: „Davor bewahre mich Gott, daß ich seinen Gesalbten antaste!" Er schlich herbei und schnitt einen Zipfel vom Kleide des Königs. Als dieser wieder heraus war, gieng er ihm nach und rief: „Wie magst du glauben, daß ich dein Unglück suche? Mein Vater, siehe doch ein Stück deines Rockes in

meiner Hand! siehe, daß ich dich nicht erwürgen wollte, da ich wohl konnte. Erkenne, daß ich nichts Böses gegen dich vorhabe: und du jagst mein Leben, daß du es wegnehmest!" Saul weinte und sprach: „Mein Sohn David, du bist gerechter als ich. Der Herr vergelte dir Gutes für diesen Tag!" — Allein der böse Geist ließ ihm keine Ruhe; er suchte David von neuem, diesmal in der Wüste Siph. Da schlich sich dieser einst mit seinem Gefährten Abisai mitten in Saul's Lager, wo alles im tiefen Schlafe lag. Abisai wollte den König erstechen, aber David wehrte ihm, nahm nur des Königs Spieß und Wasserbecher und gab sich damit von einer jenseitigen Höhe zu erkennen. Damals rief ihm Saul herüber: „Ich habe gesündigt! Komm wieder zu mir, mein Sohn David; ich will dir kein Leids mehr thun!" Allein er kannte den wankelmüthigen Mann und zog seine Straße.

Es gieng mit Saul nun bald zu einem schauerlichen Ende. Ein neuer Krieg mit den Philistern brach aus. Er hatte ein verzagtes Herz, und der Herr gab ihm kein Licht und keinen Trost mehr. Da sucht er Rath bei einer Todtenbeschwörerin zu Endor; und eine Erscheinung Samuel's verkündigt ihm den nahen Untergang. Es kam zur Schlacht. Die Israeliten unterlagen gänzlich. Drei Söhne des Königs, auch der herrliche Jonathan, fielen. Saul, in Verzweiflung, stürzte sich selbst in sein Schwert. — Als David die Nachricht empfieng, ward er tief bewegt, und sang eine Klage über Saul und Jonathan. „Ihr Töchter Israel, weinet! Wie sind die Helden gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen, Gilboa! Mir ist weh um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt!"

David (1055—1015 v. Chr.).

Auf Gottes Geheiß begab sich David nach Hebron in Juda, und die Männer seines Stammes riefen ihn sogleich als König aus. Die andern Stämme aber hielten zu Isboseth, einem nachgelassenen Sohne Saul's. Nach sieben Jahren jedoch, als letzterer von seinen eigenen Leuten getödtet war, erkannte ganz Israel den David als Herrscher an. So war Israels Königthum bei dem Stamme, aus welchem nach Jakob's Seherwort der Messias geboren werden sollte, und war bei dem Besten dieses Stammes. David hatte in langer heißer Prüfung als „ein Mann nach Gottes Herzen" sich bewährt.

Er eroberte die Burg Zion zu Jerusalem von den Jebusitern, welche noch unter Benjaminiten wohnten. Zu Jerusalem schlug er seine Residenz auf, der Stadt, die der Herr erwählte, daß von ihr sein Wort über die Welt ausgehen sollte. Sie lag an und auf einem Berge, der rings von tiefem Thal umzogen und drüberhin von höheren Bergen umgeben war, als einem Bilde der göttlichen Umhütung, wie es heißt: um Jerusalem her sind Berge; aber der Herr ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit, Ps. 125. Auf Zion, der einen Anhöhe des Berges, baute sich David ein prächtiges Haus, wozu ihm Hiram, König von Tyrus, Werkmeister und Cedernholz sandte. Aber nicht darum am meisten war der Berg Zion die Wonne des ganzen Landes (Ps. 48); da hinauf wurde auch die Bundeslade gebracht, und in einem von Teppichen gebauten Zelte aufgestellt, während die alte Stiftshütte zu Gibeon blieb, woselbst auch noch geopfert wurde. Hier in Zion waren nun aber „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn"; da wurden „gepredigt die herrlichen Dinge" von Gottes „ewiger Gnade", die einst wunderbare Hilfe senden würde; da wurden „die Farren der Lippen und Herzen", die Opfer der Anbetung dem ewigen Bundesgotte gebracht; da wurde er in schönem, von holder Musik begleitetem Gesang mit den unvergleichlichen Psalmen verherrlicht, welche David in der Salbung des heiligen Geistes verfaßte, denn er war nicht bloß König, sondern auch Prophet.

Noch ein prächtigeres Haus als sein Schloß wollte David auf dem Berge bauen, einen Tempel Gottes; allein das gestattete ihm der Herr nicht, denn er sei ein Kriegsmann und habe Blut vergossen. Einen Tempel sollte sein ihm auf dem Thron

folgender Sohn bauen, dem es verliehen war, eine Friedensregierung zu führen. Dagegen wollte der Herr ihm (dem David) ein Haus machen, er bestätigte ihm sein Königreich ewiglich, — verstehe recht, er verkündigte ihm, daß von ihm kommen sollte der hohe Verheißene, der ein ewiges Reich unter den Menschen aufrichten würde. So war also David selbst der Träger der großen Verheißung; und alle Propheten von dem an nennen den zukünftigen Messias mit dem Namen „David's Sohn."



Fig. 16. Jerusalem zur Zeit David's und Salomo's.

Die große Güte Gottes gegen ihn rührte David's Herz, daß er dafür demüthig dankte, aber auch um so weicher und milder gegen die Menschen sich erwies. Er fragte: „Ist auch jemand überblieben vom Hause Saul's, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue?" Es fand sich noch ein Sohn seines Jonathan, der lahme Mephiboseth. Er gab ihm den ganzen Acker seines Großvaters, und ließ ihn täglich an seiner Tafel speisen.

Der Herr war mit David. Alle benachbarten Völker, Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Ismaeliter, Syrer 2c. standen gegen ihn auf; er aber sprach: „Ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen! sondern du, Herr, hilfst uns von unsern Feinden, und machst zu Schanden, die uns hassen." Er führte seine Kriege im Namen des Herrn und überwand alle seine Feinde. Er erweiterte sein Reich so sehr, daß es vom Euphrat herüber bis an's Mittelmeer und vom Libanon bis herab an's Rothe Meer reichte. Doch that er einen tiefen Fall, der seinen Thron erschütterte.

Sein großes Glück machte ihn auf eine Zeitlang sorglos; da ward er gegen Bathseba, die Frau des Uria, mit unreiner Lust entzündet. Der Mann stand damals im Kriegsheere vor Rabba, der Hauptstadt Ammons. Da nun Davids verbotener Umgang

mit dem Weib nicht verborgen bleiben konnte, gab er sich dem Bösen so sehr hin, daß er den Uria in den härtesten Streit stellen ließ, auf daß er erschlagen würde. Uria fiel, und David nahm die Bathseba als sein Eheweib zu sich. Aber die That gefiel dem Herrn übel, und Davids Friede war auf lange dahin. — Gott sandte den Propheten Nathan zu ihm, der ihm seine Sünde zuerst in einem Gleichniß vorhielt, dann aber hart strafte im Namen des Herrn. Da ward der König gebrochen, er lag im Staub und flehte: Gott sei mir gnädig ꝛc. Ps. 51. Gott wendete dem Reumüthigen wieder seine Gnade zu, aber er mußte nicht bloß durch das Wort gezüchtigt werden. Schwer betrübte ihn das Hinsterben seines ersten Kindes von der Bathseba. Noch größeres Herzeleid brachte ihm eine Schandthat seines Sohnes Amnon und ihre blutigen Folgen. Am bittersten ward ihm durch die Empörung seines Sohnes Absalom eingeschenkt.

Absalom war ein Mann, wie kein anderer in ganz Israel so schön. Dieser umgab sich mit Wagen, Rossen und Trabanten, wie es beim eiteln Volke Eindruck macht. Auch zeigte er sich den Leuten freundlich und herablassend; wer ihn ehrerbietig grüßen wollte, den umarmte und küßte er. So stahl er das Herz der Männer. Nachdem er alles genugsam vorbereitet, begab er sich nach Hebron und ließ sich zum Könige ausrufen. Als David erfuhr, wie alle Welt dem Empörer zulaufe, erschrack er sehr und floh aus Jerusalem. Er erkannte die züchtigende Hand des Herrn; barfuß mit verhülltem Angesicht zog er den Oelberg hinan, und alle Treugebliebenen weinten um ihn her.

Absalom zog prangend in die Residenz ein und setzte sich auf seines Vaters Thron. Aber durch göttliches Verhängniß mit Blindheit geschlagen, wollte er erst ein großes Heer sammeln, ehe er dem Vertriebenen nachsetzte. Derweilen hatte David auch Zeit, sich zu stärken. Endlich zogen die Heere gegen einander. David übergab den Oberbefehl an den Feldhauptmann Joab, dem er wie allen Hauptleuten laut gebot, Absalom's Leben zu schonen. Es kam zur Schlacht im Walde Ephraim. Gottes Zorn schlug Absalom's großes Heer; der ruchlose Sohn verschlang sich auf der Flucht mit seinem langen prächtigen Haare im Gezweig einer Terebinthe, daß das Maulthier unter ihm weglief und er zwischen Himmel und Erde schwebte. So traf ihn Joab — und stieß ihm drei Speere in's Herz. Jammernd rief David: „O Absalom, mein Sohn! wollte Gott, ich könnte für dich sterben!"

David kehrte nach Jerusalem zurück, und herrschte in erneuter Macht über sein Volk, denn Gott hatte noch ferner Lust zu ihm. Sein Leben war, mit Ausnahme jener schweren, aber auch tief bereuten Missethat, bei allen menschlichen Schwächen ein musterhaftes, und seine Regierung die trefflichste. Er suchte Gottes Ehre und seines Volkes Wohlfahrt stetiglich und von ganzem Herzen. Ueberall setzte er Richter und Amtleute, Verwalter und Aufseher, und traf die weisesten und heilsamsten Einrichtungen, daß allem Volk Recht und Gerechtigkeit, Sicherheit und Gedeihen geschafft ward. Unter diesem Könige war Israel am glücklichsten. Und so mag sein Reich als ein schwaches Vorbild gelten von dem glücklichen Reiche, das der große Davidssohn aufgerichtet hat und auf's Vollkommenste regiert in Ewigkeit. — Nach einem überaus thätigen und unruhvollen Leben fühlte sich David im Alter matt, und auf Nathan's Rath ließ er noch bei Lebzeiten seinen geliebtesten Sohn, Salomo, zu seinem Nachfolger salben. Er befahl demselben besonders den Tempelbau, zu welchem er selbst eine erstaunliche Menge Gold, Silber, Erz und Cedernholz aufgesammelt hatte. Zuletzt ermahnte er ihn, dem Herrn zu dienen von ganzem Herzen. „Wirst du ihn suchen", sprach er, „so wirst du ihn finden; wirst du ihn aber verlassen, so wird er dich verwerfen ewiglich!" Darnach starb David mit Preis Gottes auf den Lippen, 70 Jahre alt.

Salomo (1015—975 v. Chr.).

Salomo war erst 20 Jahre alt, da er seines Vaters Thron bestieg. Gleich im Anfang seiner Regierung erschien ihm der Herr des Nachts im Traumgesicht und sprach zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll!" Und der zarte Jüngling, vor dem die Welt in all ihrer Herrlichkeit lag, bat — um ein weises und gehorsames Herz, daß er verstehen möge, was gut und böse sei, und des Herrn Volk wohl regiere. Das gefiel Gott sehr, und er versprach ihm nicht nur dieses, sondern noch dazu Reichthum und Ehre, und, so er stets in Gottes Wegen wandeln würde, auch langes Leben.

Die ihm vom Herrn verliehene Weisheit offenbarte sich bald in seinem Richteramte, da sich vor ihm zwei Weibspersonen um ein lebendes Kindlein stritten, von dem jede die Mutter sein wollte, und der Handel für menschlichen Verstand zu dunkel schien. Der königliche Jüngling ließ ein Schwert bringen und befahl, das Kind in zwei Stücke zu hauen und jedem Weib eine Hälfte zu geben. Hier entbrannte das Herz der wirklichen Mutter und sie flehte: „Ach, gebt jener das Kind ganz und tödtet es nicht!" während die andere rief: „Es sei weder mein noch dein; theilt es!" Da wußte Salomo, welche die rechte Mutter sei, und sprach ihr das Kind zu. Und es kam eine Furcht vor ihm über Israel.

Salomo war von Gott berufen, seinen Tempel zu bauen. Im vierten Jahr seiner Regierung gieng er an's heilige Werk. Er baute ihn auf der andern Höhe des Berges von Jerusalem, welche Morija hieß. Aus Phönizien berief, aus Israel wählte er kunstfertige Leute dazu, und die Menge des Volks arbeitete unter ihnen. Immer mußten über 150,000 Menschen an der Arbeit sein. Nach sieben Jahren stand der Bau vollendet da, ein Wunder der Welt. Er bestand, nach dem Grundriß der Stiftshütte, aus einem innern Haus, welches in zwei Abtheilungen, das Heilige und das Allerheiligste, geschieden war. Dieses Tempelhaus war sechzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch. Rings um dasselbe zog sich in weitem Umfange der Vorhof, welcher wiederum zwei Abtheilungen hatte, den Vorhof der Israeliten und den der Heiden. Das ganze Gebäude war vom schönsten weißen Marmor aufgeführt und inwendig auf's köstlichste mit Cedernholz vertäfelt, mit Gold und anderem Schmucke verziert. Das Tempelhaus war innen ganz mit Gold überzogen, daß man rings in goldnen Spiegel schaute. In dieses Heiligthum ward nun die Lade des Bundes gebracht, und Salomo weihte es auf's feierlichste zu seiner Bestimmung ein. Er kniete nieder im Vorhof und sprach vor allem Volk das erhabene Weihegebet 1 Kön. 8, sodann hielt er eine Rede, welche mit den Worten schloß: „Euer Herz sei rechtschaffen mit dem Herrn, unserm Gott, zu wandeln in seinen Sitten und zu halten seine Gebote, wie es heute geht." Da ließ sich die Herrlichkeit des Herrn in einer wunderbaren Glanzwolke über dem Hause vor allem Volk sehen, und sie fielen zur Erde und beteten an, und dankten dem Herrn, daß er so gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währet.

Unter Salomo, dessen Name „Friedrich" bedeutet, war fast steter Friede in den weiten Grenzen des Reiches; sein Volk wohnte sicher, ein jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum. Damaskus zwar verlor er an einen Reson; dafür eroberte er Hamath. Gewinnvoller Handel brachte großen Reichthum in's Land. Er befestigte Tadmor (Palmyra) zum Schutz des Landhandels, und stets gieng ihm ein Schiff zwischen Ezjongeber (am rothen Meer) und dem Lande Ophir (Indien) hin und her, um von dort Gold, Edelsteine, Elfenbein und andere Kostbarkeiten zu bringen. Es war zu der Zeit eine solche Fülle des Kostbarsten im Lande, daß man des Silbers kaum mehr achtete. Im Besitze so großer Mittel verschönerte er nicht nur seine Residenzstadt, sondern baute auch Städte und Schlösser im Land und an den Grenzen. Den prachtvollsten Palast errichtete er sich zu Jerusalem, gefüllt mit Gefässen und Geräthen von lauterem Golde. Schön und majestätisch war insonderheit sein Thron, von Elfenbein und dem edelsten Gold, vierzehn Löwen herum. Das Cedernholz aber wurde so gemein in Jerusalem, wie wilde Feigenbäume. Fig. 17 zeigt den Rest des Cedernwaldes auf dem Libanon.

Salomo hatte ein stehendes Heer von 12,000 Reitern und 1400 Wagen und 4000 Wagenpferde. Er hatte Diener und Dienerinnen in Scharen; er hatte Lustschlösser und Lustgärten; er hatte Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen; er hatte alles, was die Augen wünschen und das Herz erfreut. Daß aber darin nicht das wahre Glück des Menschen liegt, das fühlte er: „ich sahe an," spricht er, „und siehe, da war es alles eitel!" Indessen brachte ihm diese seine Macht und Herrlichkeit große Ehre, die ihm Gott ja auch verheißen, in allen Landen umher. Noch größere jedoch seine außerordentliche Weisheit, mit welcher er alle Menschen überstrahlte. Er redete Tausende der trefflichsten Sprüche, verfaßte eine Menge herrlicher Lieder und andere auserlesene Schriftwerke. Sie

kamen von aller Welt her, zu hören die Weisheit Salomo's. Eine Königin, tief aus dem mittäglichen Arabien, zog mit großem Gefolge und reichen Geschenken in Jerusalem ein, und setzte sich zu seinen Füßen. Und sie gestand darnach, es sei ihr nicht die Hälfte gesagt worden, und rief aus: „Selig die Leute, die allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören!“



Fig. 17. Rest des Cedernwaldes auf dem Libanon.

Dieser hoch erleuchtete Mann konnte doch zuletzt noch in die jämmerlichste Finsterniß hinsinken! Er nahm viele heidnische Frauen, meist fürstlicher Abkunft, und gestattete ihnen zuerst aus Schwäche, ihren Götzendienst für sich zu treiben. Da sah man um das von ihm erbaute Heiligthum Jehovah's Götzenaltäre und Haine auf den Höhen umher. Und als er alt ward, neigten die Frauen sein Herz ihren Göttern zu, und ein Salomo räucherte und opferte den fremden Göttern! Da ward Gott zornig über „den Liebling des Herrn“, wie ihn Nathan in besserer Zeit genannt, und verkündigte ihm, daß er das Königreich von seinem Hause reißen werde bis auf Einen Stamm, der seinen Nachkommen bleiben sollte um David's willen. — Wir wissen nicht, ob Salomo sich von seiner greulichen Thorheit noch bekehrt habe. Die Schrift läßt ein ernstes Dunkel darüber, auf daß jeder, der sich des göttlichen Lichts und hoher Gaben freut, in heiliger Furcht sorge, nicht alles wieder zu verlieren. —

Salomo starb, nachdem er vierzig Jahre regiert. Ein gar langes Leben hat ihm Gott nicht gegeben, denn er hat Gottes Wege verlassen.

Sein Sohn Rehabeam bestieg nach ihm den Thron. Es hatte aber das Volk schon in der letzten Zeit Salomo's über den Druck gemurrt, welcher in Folge des verschwenderischen Hoflebens auf ihm lastete. Als sich nun die Aeltesten Israels in Sichem zur Huldigung versammelten, begehrten zehn Stämme das Versprechen vom neuen Könige, daß er ihren schweren Frohndienst und ihr hartes Abgabenjoch leichter machen wolle; dann wollten sie ihm unterthänig sein. Alle alten Beamten riethen ihm zur Nachgiebigkeit; allein Rehabeam folgte seinen jungen Gefährten und erwiderte: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich will euch mit Scorpionen (Stachelgeißeln) züchtigen!" Da rissen sich die zehn Stämme vom Hause David's los, und wählten sich einen eignen König in der Person des Jerobeam. Dem Sohne Salomo's blieb nur der Stamm Juda treu, einschließlich des Stammes Benjamin, welcher so klein geworden war, daß man ihn gewöhnlich mit Juda zusammenzählte.

Von hier an sehen wir also Jakob's Nachkommenschaft in zwei Reiche getheilt, in das Zehnstämmereich, welches nun Israel im engern Sinne heißt, und in das Reich Juda. Die Hauptstadt des erstern war Sichem und später Samaria; die des letztern blieb Jerusalem. Die Getrennten kamen nie wieder zusammen, häufig aber bekriegten sie sich unter einander. So schwächte das von Gott erwählte und im Lande seines Erbes so reich gesegnete Volk sich selbst: und da es in beiden Reichen nicht rechtschaffen am Herrn war, sondern in verkehrten Sinn und boshaftiges Wesen immer mehr versank, wiewohl in dem einen noch schneller und jämmerlicher als in dem andern, so giengen beide unaufhaltsam ihrem Untergange zu; denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. — Aber gerade in dieser Zeit that Gott am meisten an seinem Volk, das er nicht lassen wollte. Er sandte ihnen Propheten über Propheten. Das waren vom Geiste Gottes erleuchtete Menschen, die mit heiligem Eifer vor das Volk traten, es furchtlos straften um seine Sünde, es gewaltig zur Buße und Umkehr in des Herrn Arme ermahnten, ihm die schrecklichen Strafgerichte Gottes bei bleibender Verstockung verkündigten, immer aber auch, damit es unter der Ruthe nicht gar verzweifle, vom Aufgang einer ewigen Gnade, von dem zukünftigen Davidssohn und der Aufrichtung seines herrlichen Reiches trostvoll weissagten. Allein die Gottesmänner, die da redeten getrieben vom heiligen Geiste, wurden gewöhnlich verachtet, verfolgt, gewürgt.

Hören wir nur Einiges von beiden Reichen.

§ 2. Getheiltes Reich.

Das Reich Israel (975—722 v. Chr.).

Dieses bestand 253 Jahre. Es herrschten darin 20 Könige, deren Namen sind: Jerobeam I., Nadab, Baësa, Ella, Simri, Omri (zugleich mit Thibni), Ahab, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Joas, Jerobeam II., Sacharja, Sallum, Menahem, Pekahjah, Pekah, Hosea. Diese thaten alle, was dem Herrn übel gefiel. Ihre Hauptsünde aber, damit sie auch ihr Volk sündigen machten, war die Abgötterei.

Schon Jerobeam I. führte sie ein. Er that es aus sogenannter Staatsklugheit, die aber arge Thorheit war; er fürchtete nämlich, wenn seine Unterthanen zum Heiligthum Jehova's nach Jerusalem hinaufzögen, um dort ihren Gottesdienst zu verrichten, so möchten sie sich über kurz oder lang wieder mit dem Hause David's vereinigen; dieses zu verhüten, ließ er zwei goldene Kälber (Stiere) aufrichten, eines nördlich zu Dan und das andere südlich zu Bethel, und ausrufen wie einst am Sinai: „Siehe da, Israel, deine Götter, die dich aus Aegypten geführt haben!"

Und siehe, sein Volk zog in Scharen zu den Kälbern, zu opfern und zu beten; und der Götzendienst blieb im Reiche Israel, und dessen Heil war dahin. — Es gieng greulich zu: ein König stürzte den andern vom Thron, tödtete ihn und sein ganzes Geschlecht. Und wie die Fürsten, so die Unterthanen; sie trieben alle Arten von Gott- und Ruchlosigkeit, und kamen, einmal im Elend, nur zu dem Herrn, um ihn desto schmählicher wieder zu verlassen. Die Propheten redeten mit ernster Gottesstimme; aber im Allgemeinen fruchtete es nicht, oder doch nicht lange.

Kein König that mehr, den Herrn zu erzürnen, als Ahab (um 920), der die schändliche Isebel, eine Sidonische Prinzessin, zur Gemahlin hatte. Ihm war der Stierdienst nicht genug; er baute auch, von seinem Weibe dazu entbrannt, den Phönizischen Göttern, welche mit den abscheulichsten Lastern verehrt wurden, Tempel und Altäre. Insonderheit brachte er den Dienst Baals empor. Hunderte von Priestern wurden diesem Götzen bestellt; die Propheten aber und alle Verehrer Jehova's grausam verfolgt. Da offenbarte sich der Herr wieder in seiner Herrlichkeit. Auf seinen Antrieb trat der Prophet Elija (aus Thisbe) vor den König und sprach: „So wahr der Herr lebt, der Gott Israels, vor dem ich stehe, es wird in diesen Jahren kein Thau und Regen fallen, es sei denn auf mein Wort!“ und er gieng weg und verbarg sich. Und es entstand eine furchtbare Dürre und Hungersnoth, selbst Wassermangel für Vieh und Menschen.

Elija lebte heimlich am Bache Krith; daselbst mußten die Raben ihm Fleisch und Brot bringen. Als der Bach vertrocknet war, sandte ihn Gott gen Zarpath, einer sidonischen Stadt. Vor dem Thore derselben las eine arme Wittwe Holz auf zum letzten Mahle, als der Prophet sie um einen Bissen Brot ansprach. Das heidnische Weib glaubte seiner Verheißung und that ihm, wie er gewünscht. Da kam denn reicher Segen in ihr Haus.

Nachdem der Himmel drei Jahre verschlossen war, gieng der Prophet wieder in's Land Israel und gerade zu dem Könige. Dieser rief ihm entgegen: „Bist du, der Israel verwirrt? Elija aber sprach kühnlich: „Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit daß ihr des Herrn Gebote verlassen habt und wandelt dem Baal nach!“ Der Prophet verlangte nunmehr vom Könige, daß er eine Volksversammlung auf den Berg Karmel am Meer beriefe, und der König gehorchte ihm. Dort auf dem Berge sprach Elija zu allem Volk: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jehovah Gott, so wandelt ihm nach; ist es aber Baal, so wandelt ihm nach.“ Und das Volk schwieg. Ferner sprach er: „Ich bin allein, und hier sind 450 Propheten Baal's. Wohlan, gebet uns zwei Farren zum Opfer: einen sollen sie, einen will ich auf's Holz legen; keiner zünde es selbst an; sie sollen den Namen ihres Gottes anrufen, ich will den Namen meines Gottes anrufen; welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott.“ Da antwortete das ganze Volk: „Das ist recht!“ Baals Priester legten ihren Farren auf den Altar, tanzten herum und riefen vom Morgen bis zum Mittag: „Baal, erhöre uns!“ Unter Elija's Spott riefen sie noch lauter, ja ritzten sich mit Messern; aber da war keine Antwort. Jetzt baute auch Elija seinen Altar, machte noch eine Grube um denselben und goß Wasser auf Holz und Opfer; dann betete er: „Herr, Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel seist und ich dein Knecht. Erhöre mich, Herr, damit dies Volk wisse, daß du, Herr, Gott bist, und damit du ihr Herz darnach bekehrest!“ Da fiel Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer. Und alles Volk fiel auf's Angesicht und rief: „Jehovah ist Gott!“ Elija aber nahm die Baalspriester und that ihnen, wie im Gesetz verordnet war: er ließ sie tödten am Bach Kison.

Ahab ward hier gleichsam mit Haaren zur Erkenntniß des wahren Gottes gezogen; aber er bekehrte sich doch nicht von Herzen. Darum blieb das Strafgericht nicht aus. Er erhielt in der Schlacht gegen die Syrer einen Pfeilschuß und starb auf seinem Streitwagen, und die Hunde leckten sein Blut vom Wagen. Isebel

ward aus dem Fenster ihres Palastes gestürzt und unten zertreten, und die Hunde fraßen ihr Fleisch. Elija aber fuhr in einem Feuerwagen gen Himmel, und war der Andere, der ohne Sterben in's ewige Leben eingieng. — Elija's Geist kam auf seinen Diener Elisa, und dieser ward sein großer Nachfolger im Prophetenthum. Gewiß nicht ohne ihn trat der Feldherr Jehu gegen Ahab's Kinder auf und rottete alle seine Nachkommenschaft, sowie alle Baalsverehrer aus (883), um ein Königshaus zu gründen, das wenigstens erträgliche Zeiten für Israel heraufführte.



Fig. 18. Elija und die Baalspropheten.

Als einst Israel mit den Syrern im Streit war, entdeckte Elisa seinem Könige alle Kriegsplane der Feinde, daß sie alle vereitelt wurden. Die Syrer wollten ihn haschen, und umzingelten die Stadt Dothan, wo er sich aufhielt. Des Propheten-Diener erschrack, er aber sprach: „Fürchte dich nicht, denn derer ist mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind." Und er betete, daß der Herr ihm die Augen öffnen möchte. Da sah der Knabe den Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her. Darauf gieng der Prophet mitten in's Lager der Feinde und sprach zu den Syrern: „Ich will euch zu dem Manne führen, den ihr suchet." Sie folgten ihm, und er führte sie mitten in die Stadt Samaria hinein, in die Gewalt seines Königs. Doch durfte dieser sie nicht schlagen; sie wurden wohl bewirthet entlassen.

Alle solche Zeichen aber machten doch keinen tiefern und bleibenden Eindruck bei Israel. Wohl hatte sich der Herr auch in der düstersten Zeit immer noch 7000 Treue darin bewahrt, die ihre Kniee nicht beugten vor Baal; aber was war das

gegen die Masse des Volks? Diese lief immer wieder den falschen Göttern und allen Sünden nach. Der letzte König Hosea that, wie seine Vorgänger, was den Herrn verdroß, und das Volk unter ihm härtete seinen Nacken gegen den Herrn. Da war die Zeit dieses Reiches erfüllt, und es war aus mit ihm.

Jenseits des Tigris bestand jetzt ein neu-assyrisches Reich, indem eine neue Dynastie dasselbe aus seinem geschwächten Zustande zu neuer Macht erhoben hatte. Schon Jehu hatte dem Assyrer Tribut zahlen müssen (um 850); noch bedeutender waren die Eroberungen, welche Tiglathpileser seit 745 in Syrien machte. Des Letztern Nachfolger aber, Salmanasir IV., war es, gegen den sich Hosea empörte, daher er Israel überzog. Die Assyrer belagerten die Hauptstadt Samaria drei Jahre lang, eroberten sie (unter König Sargon 722) und zerstörten sie. Hosea aber und die meisten seiner Unterthanen wurden nach Assyrien weggeführt.

Das war das Schicksal der vom Herrn abtrünnigen zehn Stämme. Sie haben sich an ihrem neuen Wohnplatz verloren; man weiß wenigstens nicht mit Gewißheit, was aus ihnen geworden ist. Mit den im Lande Israel Zurückgebliebenen vermischten sich hereinziehende Heiden, und die Nachkommen dieses Mischlingvolkes sind die Samariter, welche im Neuen Testament vorkommen.

Das Reich Juda.

Man sollte meinen, das Reich Juda wäre viel schwächer als das der zehn Stämme gewesen; allein sie waren an Menschenzahl doch nicht so ungleich. Denn einmal war Juda an sich der zahlreichste Stamm, und Benjamin bei ihm; dann hatten sich bei der Trennung der Reiche alle Leviten, als die des Heiligthums pflegten, zu ihm gezogen; endlich waren, als Jerobeam die Kälber aufrichtete, aus den übrigen Stämmen noch viele nach Juda ausgewandert, welche des Tempels genießen wollten.

Das Reich Juda bestand 387 Jahre, also 134 Jahre länger als das Schwesterreich; denn es wurde doch noch mehr Gutes in ihm erfunden als in diesem. Es hatte, wie Israel, zwanzig Herrscher; nicht mehr, weil sie im Allgemeinen länger regierten. Die Namen derselben sind: Rehabeam, Abia, Asa, Josaphat, Joram, Ahasja, Athalja (eine Frau), Joas, Amazja, Usia, Jotham, Ahas, Hiskia, Manasse, Amon, Josia, Joahas, Jojakim, Jojachin, Zedekia. Hier haben wir böse und gute unter einander, doch mehr böse; und die Hauptsünde Israels befleckte auch dieses Reich.

Schon der erste König, Rehabeam, stellte Götzenbilder auf, und erwies ihnen Dienst mit seinem Volke, wofür er durch Sisak's Ueberfall (S. 37) gezüchtigt wurde. Sein Sohn Abia wandelte in allen Sünden seines Vaters. Der dritte, Asa, jedoch that, was dem Herrn wohlgefiel, wie sein Ahnherr David; er schaffte die Hurer (die ihre Götter mit Unzucht Verehrenden) aus dem Lande, und räumte alle Götzen weg, die seine Väter gemacht hatten. So wurde er von dem Kriegszug Serach's (S. 37) wunderbar errettet. Und sein Sohn Josaphat war ein noch besserer Fürst. Aber es kamen wieder sehr schlimme nach.

Nach des gottlosen Ahasja Tod bemächtigte sich seine Mutter Athalja der Regierung (885 v. Chr.). Das war eine Tochter des Ahab und der Isebel und das getreue Abbild ihrer schrecklichen Mutter. Sie schaffte unermüdlich, daß Baal Juda's Gott werde. Auch brachte sie um allen königlichen Samen; sie wollte das ganze Haus David's, auf welchem die Messiashoffnung ruhte, ausrotten. Da gelang es aber der frommen Schwester des verstorbenen Königs, dessen jüngsten Sohn, Joas, heimlich wegzubringen und bei sich in den Tempelgebäuden zu verstecken, wo er von ihrem Manne, dem Hohepriester Jojada, sorgfältig gehütet und erzogen ward. Als Joas sieben Jahre alt war, versammelte der Hohepriester die Obersten des Reichs, führte ihnen den kleinen Davidssprossen vor und salbte ihn. Die ganze Menge jauchzte: „Glück zu dem Könige!“ Das Getümmel zog Athalja herbei, für

die sich doch niemand regte. Jojada sprach das Todesurtheil über sie, worauf Baal's Häuser und Bildnisse zerbrochen wurden und der rechte Gottesdienst wieder empor kam. Es gieng wohl unter Joas, so lange Jojada lebte; nach dessen Abscheiden jedoch ließ auch er sich von Götzendienern verführen, ja ließ den Propheten Sacharja, des Jojada Sohn, steinigen! Dafür ward er von Meuchelmördern in seinem Bett erwürgt.

Der vierte nach diesem, Ahas (740 v. Chr.), war der schändlichste unter allen jüdischen Königen. Dieser stellte in den Tempel einen Götzenaltar, auf dem geopfert werden mußte. Er führte sogar den entsetzlichen Molochsdienst ein, und verbrannte seinen Sohn; den Tempel leerte er und schloß ihn. Dafür baute er Götzenaltäre in allen Winkeln. Jetzt war das Land ganz ein Heidenland.

Gerade zu der Zeit predigte einer der größten Propheten, Jesaja, der da rief: „Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet: Ich habe Kinder auferzogen und erhöht, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht und mein Volk vernimmt es nicht. O wehe des sündigen Volks, des Volks von großer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen Kinder, die den Herrn verlassen!" der Mann Gottes, der, wie er furchtbar strafte im Namen des Herrn, so auch von dem kommenden Helfer, seinem Erlösungswerk und seligen Reiche ausführlicher, heller, herrlicher und ergreifender weissagte, als alle die andern Propheten.

Uebrigens mußte auch in Juda jederzeit noch ein Haufe wahrhaft Gläubiger bleiben, wie sehr er ein- und das anderemal zusammenschmelzen und in's Verborgene treten mochte. Und es kam auch wohl eine schnelle und gewaltige Veränderung. Des verruchten Ahas Sohn, Hiskia 727, zeichnete sich so durch Frömmigkeit aus, daß seines Gleichen nicht war unter allen Königen Juda's. Er that sogleich die verschlossenen Thüren am Hause des Herrn wieder auf, und that ab die Höhen, zerbrach die Säulen, rottete die Ascheras aus; er reinigte das Land von allen Götzengreueln. Er hielt nach langer Zeit wieder das Passah, und lud ganz Israel dazu nach Jerusalem; und sie kamen von Juda zuhaufe, ein großes Volk, und kamen auch etliche von Israel, wiewohl da die meisten die Einladung verlachten; die Versammelten aber hielten des Herrn Fest mit großer Freude. Hiskia hatte eine besondere Aufforderung zur Beständigkeit in der Gottesfurcht: zu seinen Lebzeiten ergieng ja das Gericht über das gottvergessene Schwesterreich; da wurden sie von den Assyrern hingeschleppt aus dem lieben Land nach der fremden Erde (S. 64). Ihn aber errettete Gottes starke Hand; Gottes Engel schlug in Einer Nacht 185,000 von dem assyrischen Heere, mit welchem Sinachirib Juda 702 überfallen hatte, daß sie hinsanken an Jerusalems Mauern (S. 69).

Wunderlich kämpfte Wahrheit und Wahn in diesem Reiche. Des frommen Hiskia's Sohn, Manasse, welcher 55 Jahre regierte, war seinem Vater vollkommen unähnlich. Er baute die Götzenstätten wieder, die jener zerstört hatte; diente dem Baal und allen Heeren des Himmels und setzte ihre Altäre in den Tempelhof. Auch vergoß er viel unschuldig Blut, daß Jerusalem davon voll ward. Und sein Sohn Amon trat gänzlich in seine Fußstapfen. Unter diesen beiden machten es die Juden ärger als die Heiden, die der Herr vor ihnen vertilgt hatte.

Da kam noch eine liebliche Erscheinung, Josia 641, wieder so recht ein Mann nach dem Herzen Gottes, der nicht von ihm wich weder zur Rechten noch zur Linken. Er ließ das Haus des Herrn reinigen, und das Baufällige herstellen. Hiebei fand der Hohepriester Hilkia etwas Langvergessenes, das Gesetzbuch des Herrn. Es ward dem Könige gebracht und vorgelesen. Als dieser aber alle die heiligen Gebote hörte und die über die Uebertreter ausgesprochene Drohung, da zerriß er seine Kleider vor Schrecken. Er ließ das Buch sofort dem ganzen Volke vorlesen und erneuerte mit ihm den Bund vor dem Herrn, daß sie seine Gebote, Zeugnisse und Rechte von ganzem Herzen

halten wollten. Und aller Götzendienst ward ausgerottet von einem Ende des Landes bis zum andern. Fürwahr, noch ein schönes Abendroth in Juda. Denn die vier Könige nach ihm, welche kurz regierten, waren wiederum gott- und heillos, und ihr Volk that wiederum gleich ihnen; und ob jetzt der Prophet Jeremia mit Donnerstimme predigte, auch das Maß der Sünde Juda's ward voll, und auch mit seinem Reiche gieng es zu Ende.



Fig. 19. Wegführung der Juden nach Babylon. Nach Bendemann.

Erst die Aegypter unter Necho, denn die Babylonier unter Nebukadrezar brachen in's Land ein. Wiederholt eroberten letztere Jerusalem und führten einiges Volk, darunter auch den verständigen Knaben Daniel, aus welchem im fremden

Lande ein Prophet Gottes wurde, mit sich nach Babel fort. Anno 589 umzingelten sie Jerusalem von neuem mit großer Macht; sie belagerten es hart, und nach zwei Jahren brachen sie hinein. Alles wurde ausgeplündert, verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht, die heilige Stadt und der heilige Tempel. Der letzte König, Zedekia, mußte alle seine Kinder vor seinen Augen schlachten sehen, dann wurden ihm diese Augen ausgestochen, und geblendet wurde er in Ketten gelegt und also mit seinem Volk nach Babel in die Gefangenschaft geführt. Das herrliche Land blieb wüste und leer, und die wilden Thiere kamen, darin zu hausen. Alles, wie Gott der Wahrhaftige durch den Mund seiner Boten verkündigt hatte.

Die babylonische Gefangenschaft war nur eine Versetzung auf fremde Erde. Die Juden durften frei wandeln, hantiren und werben; manchen von ihnen wurden sogar öffentliche Aemter anvertraut; ja Daniel ward zu einem Fürsten erhoben. Es gieng allen, wenn sie auch manche Verspottung und Kränkung erfahren mußten, im Ganzen doch nicht allzuhart; viele brachten es zu Wohlstand, und nicht wenigen gefiel es mit der Zeit am neuen Wohnplatz so sehr, daß sie ihn nicht mehr verlassen mochten, als sie zurückkehren konnten. Allein in dem Herzen aller derer, die noch einen bessern Funken hatten, blieb doch ein innig Sehnen nach dem Verheißungslande und den schönen Gottesdiensten an der heiligen Stätte, die ihnen genommen waren; an den Wassern zu Babel saßen sie und weinten, wenn sie an Zion gedachten, und verschworen sich, Jerusalems nicht zu vergessen!

So war ihnen denn der Aufenthalt in Babel gar heilsam. Sie demüthigten sich unter Gottes Ruthe; sie fragten wieder nach dem Herrn und suchten sein Antlitz, und wie sie all ihr Unglück als eine gerechte Strafe für ihren Abfall erkannten, so faßten sie nun mitten unter den Heiden einen solchen Abscheu vor allem Götzenthum, daß sie und ihre Nachkommen — mit einer kurz dauernden Ausnahme (s. IX. § 12.) — nie mehr sich in dasselbe einflechten ließen. — Wie aber den Juden Babel ein Segen war, so mußten hinwiederum sie für Babel ein Segen sein. Was der Prophet Ezechiel dort, was der große Daniel dort gepredigt hat, es ist ja auch zu den Ohren der Heiden gedrungen, und ist nicht zu bemessen, wie weit das Licht göttlicher Offenbarung, das die Juden bei sich trugen, durch das große Reich hin geschienen, und wie viele verfinsterte Heidenseelen dadurch zu einiger Erkenntniß des wahren Gottes und ewigen Trostes gelangt sind. Gott hatte ja auch der Heiden nicht gar vergessen, wie schon die Sendung des Propheten Jona in die assyrische Hauptstadt bezeugt.

Die babylonische Gefangenschaft dauerte im Ganzen 70 Jahre. Der Herr hatte das Volk seiner Wahl nicht weggeworfen; er wollte das reumüthig zu ihm zurückgekehrte wieder annehmen. So führte er es ins gelobte Land zurück, daß es an seinem Heiligthum wieder sein Volk sei. Babel fiel, durch den Perserkönig Kores oder Cyrus gestürzt, von dem Gott verkündigt hatte: „Ich habe ihn erweckt in Gerechtigkeit, und alle seine Wege will ich eben machen. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen, nicht um Geld und um Geschenke." Cyrus forderte selbst die Juden auf, in ihr Land heimzukehren und den Tempel Gottes wieder aufzubauen, und gab ihnen zu demselben die von den Babyloniern geraubten Tempelgeräthe, silberne und goldene, 5400 an der Zahl, heraus, 536.

Da machten sich auf 42,360 Seelen, denen jedoch später noch mehr folgten. Unter Führung des Fürsten Serubabel, eines davidischen Sprößlings, und des Hohenpriesters Jesua gelangten sie glücklich in's verödete Heimatland. Im andern Jahre begannen sie den Bau des Tempels auf der vorigen Stätte mit Danken und Loben, daß der Herr gütig ist und seine Barmherzigkeit ewig währet über Israel. Als aber die Alten, welche noch die Herrlichkeit des ersten Tempels gesehen, den viel kleiner gelegten Grund des neuen damit verglichen, weinten sie laut, daß das Tönen der Freude und das Geschrei des Weinens sich seltsam vermischten. Das Werk kam, wiewohl nicht ohne Anfechtung und Verzögerung, zu Stande. Auch die Stadt Je=

rusalem wurde wieder aufgebaut, und ein Ort im jüdischen Lande nach dem andern. Und das Volk nahm zu und ward allmählich wieder groß.

Unter dem Gesetzgeber Esra und dem Statthalter Nehemia (um 440) führten die Juden ein stilles, frommes Leben. Zu der Zeit predigte auch der letzte der Propheten, Maleachi; und er tröstete sie: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, deß ihr begehret." Aber sie vergaßen zu bald des Trostes oder machten einen eitel weltlichen daraus, und wurden weiterhin wieder so verdorben, als wir sie zu des Herrn Jesu Erscheinung noch sehen.

Nachdem sie 200 Jahre unter persischer Hoheit gelebt hatten, kamen sie unter das Scepter des Macedoniers, der die persische Herrschaft zerstörte. Nach dem Zerfall des macedonischen Reichs waren sie zuerst von den Aegyptern, dann von den Syrern abhängig. Von ihrer ferneren Geschichte später noch ein Weniges!

Wir müssen nun wieder zu den andern Völkern und in der Zeit zurück gehen. Zunächst haben wir es mit dem Reiche zu thun, dessen Macht die Juden aus dem Lande der Väter wegtrieb, wobei wir zugleich noch einen Blick auf das werfen, welchem die zehn Stämme erlagen.

VI. Die Weltreiche in Mesopotamien.

§ 1. Das assyrische Weltreich.

Ueber Assyrien haben wir fortlaufende Berichte etwa vom Jahr 900 an; sie geben uns eine ziemlich sichere Zeitordnung, die freilich in manchen Punkten mit der biblischen schwer auszugleichen ist. Wir erzählen die Geschichte, wie man sie jetzt von den Steinen und Thontäfelchen abliest.

Assyrien war noch ein kleines Reich, als Assurnasirpal 885 den Thron bestieg. Er focht zuerst am oberen Tigris, dann aber abwärts am Euphrat und 870 überschritt er diesen, bekämpfte die Syrer und sah wieder das Mittelmeer und den Libanon. Von diesem nahm er Cedern mit nach Ninive, von den phönizischen Städten reiche Geschenke und baute damit seinen Palast in Chalah. Ein grausamer Eroberer, der Hügel von Menschenköpfen aufschüttete, und Knaben und Mädchen verbrannte. Salmanasir II. seit 859 erweiterte das Reich nach allen Seiten hin, z. B. zwang er Meder und Perser unter sein Joch; besonders aber saß er den Syrern auf. Damals herrschte Benhadad II. in Damaskus mit solcher Macht, daß neben Arabern, Ammonitern und Hamathitern auch Ahab mit 10,000 Israeliten und 200 Wagen unter ihm diente; bei Karkar am Orontes stießen sie 854 mit dem Assyrer zusammen und hielten Stand in blutiger Schlacht. Wiederholt versuchte Salmanasir sein Glück gegen die von Damaskus, ohne, wie es scheint, viel mehr zu erreichen, als daß Israel sich ermuthigen ließ, die syrische Oberherrschaft abzuschütteln. Nachdem er aber Babel unterworfen, schlug er den Hasael 842 und belagerte ihn in Damaskus, worauf Jehu ihm reichen Tribut zahlte. Die Schwächung des Syrers war ja Erleichterung für Israel. Auch Binnirari seit 812 trieb Tribut ein von Phöniziern, Israel, Edom und den Philistern; Medien und Persien dienten ihm so gut wie alle Könige Chaldäa's. Seine Nachfolger hatten dann mit innern Feinden zu kämpfen, zogen aber dennoch auch gegen Hadrach und Arpad in Syrien.

Mächtig erhob sich seit 747 Tiglathpilesar II., der Gründer einer neuen Dynastie; von Medien und Persien trieb er den Tribut ein, opferte in Babel und den chaldäischen Städten. Wohl suchte Usia längere Zeit die Staaten Syriens gegen

ihn zu vereinigen, aber Menahem von Israel und Ahas von Juda zahlten ihm Tribut, und er setzte im ersteren den König Hosea ein. Hagariter, Theman und Saba unterwarfen sich ihm und alle seine Hasser zertrat er bis nach Aegypten hin. Denn auch das zähe Damaskus wurde endlich 732 erobert und aus Gilead und Galiläa eine Masse Israeliten nach Assyrien entführt; mit Askalon und Gaza aber fielen die Philister in seine Hand. Nun regte sich Aegypten. Kaum war der Gefürchtete gestorben, so verschwor sich Sabako (S. 37) mit Hosea gegen die Assyrer und führte dadurch den Fall des Reiches Israel herbei. Denn wie Salmanasir IV. hörte, daß die Phönizier, Philister und Hosea sich an Aegypten anlehnen, überzieht er Syrien 726, nimmt Hosea gefangen und belagert Tyrus und Samaria. Sargon, sein Nachfolger, aber kein Königssohn, eroberte letzteres 722, führte 27,280 Israeliten gefangen und versetzte Babylonier, Armenier und Araber in's öde Land. Dann stieß er bei Raphia auf Sabako und schlug den Aegypter gründlich 720. Das empörte Asdod und Gath nahm er 711 ein und unterwarf sich Cypern. Er baute sich die Königsburg Dur Sarrukina und vollendete sie, nachdem er den Marduk Baladan, der mittlerweile Babel an sich gebracht, 709 niedergekämpft hatte. Die Mederfürsten aber zwang er alle, ihm Tribut in Pferden zu geben, und kämpfte unermüdlich im Norden und Osten, bis er ermordet wurde. Das ausgedehnte Reich hatte sein Sohn Sinachirib seit 705 Mühe zu behaupten, doch baute er daneben den größten der assyrischen Paläste und verschönerte Nineve. Zuerst galt es, den zurückgekehrten Marduk Baladan aus Babel zu verdrängen, was 703 gelang, worauf seine Verbündeten, Araber und Elam, gezüchtigt wurden. Aber die Babylonier erhoben sich wieder und wieder mit Elam's Hilfe, bis Sinachirib endlich Babel ausplünderte und zerstörte 694. Während er im Osten beschäftigt war, hatte Hiskia von Juda sich dem Aegypter Taharka (S. 37, Tirhaka) angeschlossen trotz aller Warnungen Jesaja's, und Phönizier wie Philister standen mit ihm auf. Beide letztere unterwarf sich Sinachirib zuerst, zog dann südwärts, zwang Hiskia zur Tributzahlung, und traf endlich mit dem ägyptischen Heer zusammen. Er schreibt sich den Sieg zu und jubelt, er habe Hiskia in Jerusalem wie einen Vogel im Käfig eingeschlossen und 200,000 Juden davon geführt. Wir wissen aber, daß sein Heer plötzlich solchen Verlust erlitt, daß er nie mehr nach Syrien zurückkehrte. Doch hat er noch in Cilicien glücklich gekämpft, ehe er von seinen Söhnen ermordet wurde. Sein vierter Sohn Assarhaddon seit 681 regierte glücklich, baute Babel, unterwarf sich Sidon und Juda, führte den Manasse gefangen und eroberte sogar Aegypten 672 (S. 37). Letzteres zu behaupten, hatte Assurbanipal, seit 668, schwere Mühe; er plünderte Tape und demüthigte Tyrus, ja Lydien sogar (in Kleinasien) wurde ihm dienstbar. In Elam setzte er Könige ein. Aber sein ungetreuer Bruder reizte Chaldäa zum Aufstand und erweckte ihm allenthalben Feinde, wie den Statthalter Psamtik, der Aegyptens Erhebung glücklich hinausführte (S. 37), während die andern Aufstände niedergeschlagen wurden und Elam 645 aufhörte ein Reich zu sein. Der König baute viel und legte Büchersammlungen an; seine Herrlichkeit aber nahte schon dem Ende. Die Meder schüttelten 633 unter Kyaxares das lang getragene Joch ab; dann stürmten die wilden Saken oder Skythen über Vorderasien hin und brachten das Reich aus den Fugen; Assurbanipal starb 626 und hinterließ nur schwache Nachfolger. Da entschloß sich der Statthalter Babyloniens, Nabupalussur, mit dem Mederfürsten gemeinsame Sache zu machen; sie verschwägerten sich, und da mittlerweile Meder und Lyder an einander gerathen waren, vermittelte er 610 den Frieden zwischen beiden und vereinigte alle Streitkräfte gegen Nineve. Auch Psamtik's Sohn Necho zog mit seinem ägyptischen Heer nach Syrien, warf die Juden unter Josia nieder und drang bis an den Euphrat vor. Die starke Hauptstadt hielt sich etliche Jahre, bis der Tigris ein Stück der Mauer wegriß 607. Dann drangen die Heere ein, der letzte König verbrannte sich mit seiner Burg, seinen Frauen und

Schätzen, und alle jene Paläste von Chalah und Ninive sanken in den Schutt, aus welchem erst die rührige Neuzeit die lange vergessenen Denkmäler eines ersten Weltreichs an's Licht zieht.

So war Assurs Macht und Pracht hingesunken auf immer! Wie ein dumpfes Tönen hört man von ihr bei den Ruinen der königlichen Hofburg, an deren Eingängen annoch 20 kolossale Stiere mit Flügeln und Menschenköpfen stehen, davon einer 500 Centner wiegt.

Dafür aber erhob sich neben dem Medischen Reich, das bis an den Tigris und Halys reichte, ein Babylonisches Reich; denn Nabupalussur ward jetzt ein selbständiger König, zunächst über Mesopotamien. Er suchte aber noch andere Stücke des zertrümmerten Assyrischen Reiches unter seine Gewalt zu bringen.

§ 2. Wie Babel schnell zur höchsten Blüte gelangt.

Nabupalussur's Sohn und (seit 605) Nachfolger war der mehrerwähnte Nebukadrezar (Nabukudrussur).

Dieser stieß auf den Aegyptischen König Necho, welcher mit einem großen Heer nach Asien herübergezogen war, um auch etwas von den Trümmern des Assyrischen Reichs zu fischen, a. 606 bei Karchemisch und besiegte ihn so, daß derselbe nichts besseres zu thun wußte, als nach seinem Afrika heimzukehren. Jetzt drang Nebukadrezar ungehindert als Eroberer vor. Er bemächtigte sich Juda's und sandte den vorletzten König gefangen nach Babel. Als der von ihm eingesetzte letzte König sich empörte, im Vertrauen auf Aegyptische Hilfe, kam 586 (oder 588) Jerusalem's letzte Stunde. Auch Phönizien mußte sich vollends unter sein Scepter beugen. Die eine Krone dieses Landes, Sidon, war schon zerbrochen; die andere und noch prächtigere, Tyrus, widerstand noch. Anno 573 fiel auch diese und ward gedemüthigt, wenn sie auch nicht alsbald zum Wehrd wurde, darauf man Fischgarne ausspannt. Auch die Araber wurden ihm dienstbar. Dann nahm der Eroberer das mächtige Aegypten ein, das er jedoch nicht für die Dauer behaupten konnte. Im Osten scheint er jedenfalls Elam festgehalten zu haben. Doch muß gemerkt werden, daß Medien auch während seiner Herrschaft immer ein selbständiger Staat blieb, der in Kleinasien an Lydien grenzte. — So war Babel schnell zur höchsten Blüte gediehen; es war ein Weltreich geworden, das so ziemlich alle Semiten umfaßte, und Nebukadrezar ein Weltmonarch. Die Inschrift auf Fig. 20 besagt: „Dem Marduk, seinem Herrn, ließ Nabukudrussur, König von Babilu, zu seinem Leben dies fertigen."


Fig. 20. Cammeo Nebukadrezars.

Wie er nun saß auf seiner Hofburg, da hatte er gefangene Fürsten aller Völker und erbeutete Schätze aller Länder und alle Herrlichkeit der Menschen um sich. Seine Hauptstadt ward prachtvoll ausgebaut, wie das ganze Kanalsystem seines Landes, so daß die indischen Waaren nach Babel hinauf und in den Tigris geschafft werden konnten. Babel, gegen Norden geschützt durch eine 100′ hohe Mauer von Fluß zu Fluß, hatte einen Umfang von 18 Stunden. Die eigentliche Stadtmauer war 200 Ellen hoch und 50 Ellen breit, daß zwei Lastwagen neben einander auf ihr fahren konnten. 250 Thürme strebten in die Luft, die alle der im Osten der Stadt stehende Mardukthurm 600′ hoch überragte. Hier lag auch die neue Königsburg, während die der alten Könige im Westen stand. Die Stadt hatte 100 erhabene Thore, welche mit ehernen Flügeln verschlossen wurden. Mitten durch die Stadt strömte der mächtige Euphrat, und eine großartige Brücke verband beide Stadttheile mit einander. Rechts und links lagen stolze Paläste und Tausende von drei- und vierstockigen Häusern in rechtwinklig sich durchkreuzenden Straßen. Es wohnte eine halbe Million Menschen in der Stadt. Es hätten bei ihrem Umfange noch viel mehr darin wohnen können, allein sie umschloß, zur Vertheidigung wie zur Zierde, auch eine Menge der schönsten Gärten, lustige Obstwälder, grünende Wiesen, fruchttragende Felder,

ja selbst bergähnliche Gärten zur Freude seiner medischen Gemahlin. In ähnlicher Weise verherrlichte er sich durch Tempelbauten in allen Städten Chaldäa's, durch wohlgeplante Straßen im ganzen Reich.

Indessen gereichte dem Nebukadrezar sein hohes Glück zum Uebermuth und jämmerlichen Fall. Als er einstmals von seinem Schlosse herab, trunken von Stolz und Lust, über seine Hauptstadt hinblickte, rief er aus: „Das ist die große Babel, die ich mir erbaut habe zum Königsitz durch meine große Macht zu Ehren meiner Herrlichkeit!" Kaum waren diese Worte gesprochen, so ward er mit Wahnsinn geschlagen und so rasend, daß man ihn in Ketten legen mußte; und der sich einen Gott däuchte, lag draußen unter dem Thau des Himmels und fraß Gras wie das Vieh. Nach sieben Zeiten (Monaten?) kam er wieder zur Vernunft und „lobte den Höchsten", erkennend, wie nichtig alle menschliche Größe sei, vor dem, dessen Thun lauter Wahrheit, und der demüthigen könne, wer stolz ist. Er herrschte den übrigen Theil seines Lebens in Ehre und Ruhe. — Er zog Kanäle durch's Land, beförderte Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe, Handel und Künste. Er herrschte mit kraftvollem Arm; aber die Völker unter ihm lebten sicher und in Wohlfahrt ohne harten Druck. Das mag im „goldenen" Haupte angedeutet liegen, mit welchem Daniel dieses Weltreich charakterisirt. Nebukadrezar starb 561, ein den Babyloniern theuerwerther Name.

§ 3. Wie Babel bald wieder zerfällt.

Die Nachfolger dieses Königs, der zuerst in der Welt den Namen des Großen führt, waren nicht so tapfer als er, aber lasterhafter und schwelgerischer; und ihre Unterthanen verweichlichten in üppigem Leben. So sank das Weltreich eilends und brach in einer Kürze gar zusammen. — Es kamen nach dem Großen noch vier oder fünf babylonische Könige: Avilmarduk, Neriglissar, Labaesoarach, Nabunahid und dessen Sohn und Mitregent Belsazar. Sie regierten zusammen keine 24 Jahre. Dann erhaschte die zwei letzten das göttliche Verhängniß.

VII. Das persische Weltreich.

Von jetzt an werden auch diejenigen Nachrichten, welche wir nicht aus der heiligen Schrift schöpfen können, immer zuverlässiger: wir empfangen sie, wenn nicht von göttlich beglaubigten, so doch von sorgfältig forschenden Geschichtschreibern, welche nahe an der Zeit gelebt haben, von der sie berichten. Von der Perser Herrschaft geben uns aber auch noch die biblischen Schriften einige Kunde.

Das eigentliche Persien, gewöhnlich Persis genannt, ist der südwestliche Theil des Hochlandes Iran, südlich von Medien, westlich von Elam gelegen, bis an den Persischen Meerbusen herab. Die alten Perser, Parsa, waren nicht Semiten wie ihre Nachbarn in Elam, sondern ein Zweig des Arischen Urstammes, zu dem das Zendvolk und die Indier gehörten. Ein wohlgestaltetes, kräftiges, tapferes Volk. Man rühmt an ihnen in ihrer bessern Zeit insonderheit ihre Wahrhaftigkeit und Schweigsamkeit. Freilich waren sie auch je und je starke Weintrinker; sie hielten ihre Rathsversammlungen beim Wein, wie die alten Deutschen beim Gerstentrank. Sie theilten sich in zehn Stämme, drei Krieger-, drei Ackerbauer- und vier Hirtenstämme. Der Kriegerstamm der Pasargaden war der vornehmste, und unter diesem das Geschlecht der Achämeniden das edelste. Sie verehrten den Ahuramazda, Licht, Feuer, Sonne, keine Götzen. Salmanasir II. legte 835 den 27 Fürsten des Landes Parsua Tribut auf, ehe er Medien bekriegte; und lange diente Persien den Assyrern wie später den stammverwandten Medern.

Medien (Madai der Bibel) war das größere der beiden Länder, berühmt durch seine trefflichen Pferde. Seit Tiglathpilesar's Eroberung taucht es in der Geschichte auf als ein vielgetheiltes Volk; Sargon, der 713 auch dort kriegte, nöthigte 45 Fürsten der Meder, ihm Tribut zu zahlen. Erst diese Unterjochung der Assyrer trieb die Meder, mehr zusammenzustehen; daran arbeitete erst ein Fürst Dejokes, dann sein Sohn Phraortes, der seit 655 die Stämme unter sich vereinigte, aber 633 dem Assyrer Assurbanipal erlag. Seinem Sohne Kyaxares dagegen war es beschieden, Nineve zu zerstören, und nicht bloß die Perser, sondern noch viele Völker unter sein Scepter zu bringen, so daß Nebukadrezar selbst vor der wachsenden Macht seines Bundesgenossen und Schwähers etwas bangen mußte. Auf ihn folgte sein Sohn Astyages 593, der Persien durch achämenidische Unterkönige regierte. Sein Sturz im Jahr 558 bewirkte, daß man hinfort, statt von Medern und Persern, von Persern und Medern sprach. Das Ereigniß selbst aber ist in viele Fabeln gehüllt.

§ 1. Cyrus (558—529).

Astyages, wird erzählt, hatte eine Tochter, Mandane, die er an einen Perser aus dem Geschlechte der Achämeniden, Kambyses, verheirathete. Dann träumte dem König, daß aus ihrem Schoß ein Weinstock wachse, welcher ganz Asien überschatte. Seine Weisen legten den Traum also aus, daß Mandane einen Sohn gebären werde, welcher Asien beherrschen würde. Der König erschrack und nahm seine schwangere Tochter wieder zu sich, um sich ihrer Frucht zu versichern. Sie gebar einen Sohn, den Cyrus (Kurus). Der König übergab denselben seinem Hofbeamten Harpagus, daß er ihn tödte. Dieser wollte den Blutbefehl nicht selbst vollziehen, und übergab ihn einem Rinderhirten zum Aussetzen. Der Hirte trug ihn zuerst heim. Seine Frau, die eben ein todtes Kind geboren hatte, bat ihren Mann inständig, ihr das schöne Kind zu lassen und dafür das todtgeborne auszusetzen. Der Mann willfahrte ihr. So wuchs Cyrus bei den Hirten auf und ward ein prächtiger Knabe, edler Gestalt, dazu voll Muth und Verstand. Er hatte so etwas Hohes in seinem Wesen, daß seine Gesellen in ihren Spielen ihn immer zum Könige machten. Einst nahm ein medisches Herrlein am Spiele Theil, gehorchte aber dem Könige nicht, und dieser ließ ihm Streiche geben. Der vornehme Knabe lief heim und klagte es seinem Herrn Vater. Dieser beschwerte sich beim rechten Könige über den groben Hirtenjungen. Astyages ließ den Cyrus vor sich rufen; denn die Könige nahmen sich dazumal auch um kleinere Dinge an. Aber der Hirtenjunge erscheint vor ihm so frisch und frei, und doch dabei so anstandsvoll, daß der König über ein solches Gewächs auf solchem Boden sich verwundert. Er blickt ihn näher an und ahnt etwas, setzt an den Rinderhirten und an den Harpagus und erfährt die ganze Sache. Es ist sein Enkelsohn. Was soll er mit ihm thun? Die Traumdeuter meinen zum Glück, jetzt habe er nichts mehr von demselben zu fürchten, denn der Traum sei erfüllt, weil Cyrus König im Kinderspiel gewesen. Astyages glaubt es und läßt ihn leben, sendet ihn sogar seinen Eltern in Persis zu deren großer Freude. Aber dem Harpagus kann er es nicht vergeben, daß er seines Königs Befehl unvollzogen gelassen. Er läd't ihn zu einem Festmahle ein, und läßt ihm einen besonderen Braten vorsetzen. Nachdem derselbe gegessen, fragte ihn der König, wie ihm die Speise geschmeckt habe. „Sehr wohl," erwiderte Harpagus. König: „Weißt du, was für Fleisch es war?" Antwort: „Nein." Der König ruft: „Gebt ihm das Uebrige!" Und es ward ein verdeckter Korb hergetragen, darin sah Harpagus das Haupt, die Hände und Füße seines einzigen Sohnes liegen!

Cyrus empfieng bei seinen Eltern die sorgfältigste Erziehung und that es allen zuvor an Tapferkeit und edeln Sitten. Einstmals kam ein Bote zu ihm vom Harpagus, der ihm einen zugenähten Hasen zum Geschenk sandte, den er allein öffnen sollte. Er fand in dem Hasen einen Brief, worin ihn Harpagus auffordert, er solle

mit Hilfe der Perser den ungerechten Astyages vom Thron stoßen. Cyrus versammelte die Perser und hieß sie ein Dornfeld mit Sicheln reinigen; und so groß war sein Ansehen unter ihnen, daß sie nach seinem Willen thaten und einen ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten. Am andern Tage aber gab er ihnen einen Schmaus. Während sie nun fröhlich waren, fragte er sie, welcher Tag besser sei, der gestrige oder der heutige. Aus Einem Munde riefen sie: „der heutige!" Jetzt sprach er: „So gute Tage werdet ihr stets haben, wenn ihr euch mit mir gegen den Medischen Zwingherrn erhebt, unter dem ihr jetzt Sklaven seid!" Da jubelten ihm alle zu, und schnell zog ein wohlbewaffnetes Perserheer gegen Medien. Astyages hörte die Kunde davon mit großem Zorn und schickte ein stattlich Heer, das er aber, wunderlich verblendet, seinem getreuen Harpagus anvertraut hatte. Wie nun die Schlacht bei Pasargadä 558 erfolgte, gieng dieser mit einem Theil seiner Truppen flugs zu Cyrus über, daher die andern Meder erschreckt flohen. Cyrus rückte vor Ekbatana, eroberte es und nahm seinen Großvater gefangen. Doch überließ er die Landschaft Medien dem Sohne desselben, Cyaxares II. (auch Darius der Meder), und begnügte sich vorläufig mit seinem Persis und der Oberleitung des Gesamtheers.

Es wohnte in ihm, wie weiland in Nebukadrezar, ein starker Eroberungsgeist. Er suchte die Grenzen seiner Herrschaft weiter auszudehnen; und es glückte ihm, wo er sich hinwandte. So ward er bald ein mächtiger König. Es erhob sich aber zunächst ein anderer mächtiger König, Krösus von Lydien, gegen ihn; denn der hatte eine Schwester des Astyages zur Frau, und wollte seinem Schwager zu seiner vorigen Macht verhelfen.

Wir treten nun ganz in den Vordergrund Asiens, auf die umfangreiche Halbinsel Kleinasien, auf der Troja lag (S. 51). Die schöne Halbinsel bestand aus vielen, besonders benannten Landschaften: Lydien (Lud), Mysien, Karien, Phrygien u. s. f. König Krösus aber hatte, theils schon von seinen Vorgängern Gyges u. a. her, theils durch eigene Eroberung seit 563 zur Landschaft Lydien fast alles Land östlich bis zum Flusse Halys in seine Gewalt bekommen, namentlich auch die griechischen Handelsstädte der Westküste. Er war unmäßig reich; ja er galt für den reichsten König der Erde. Das wußte er aber auch. Er hatte einst den weisen Solon von Athen, der seine Hauptstadt Sardes besucht, und dem er alle seine Schätze gezeigt, gefragt, ob er ihn denn nicht für den Glücklichsten aller Menschen hielte? worauf ihm Solon ernst geantwortet, daß er niemand vor seinem Ende glücklich preisen könne.

Dieser König rüstete sich also gegen den Cyrus und suchte dazu den Beistand Babels und Aegyptens nach. Vor seinem Aufbruch schickte er aber noch Boten mit kostbarem Geschenk nach Delphi (S. 45) und ließ das Orakel über den Ausgang des beabsichtigten Kriegs befragen. Pythia gab die Antwort: „Wenn Krösus über den Halys geht, so wird er ein mächtiges Reich umstürzen." Voll freudigen Vertrauens drang er mit seinen siegsgewohnten Scharen über den Fluß vor. Cyrus rückte ihm entgegen. Bei Pteria stritten beide Heere mit gleicher Tapferkeit, und die Sonne gieng über einer unentschiedenen Schlacht unter. Da nun Cyrus dieselbe nicht erneuerte, kehrte Krösus in sein Land zurück, entließ seine Hilfstruppen und dachte während des Winters sich stärker zu rüsten. Allein plötzlich erschien Cyrus vor seiner Hauptstadt. Seine kühnen Perser erstiegen die Mauern an einem für unersteiglich gehaltenen und darum unbesetzten Orte. Sardes wurde genommen, alle Schätze darin geraubt, der König selbst gefangen 549.

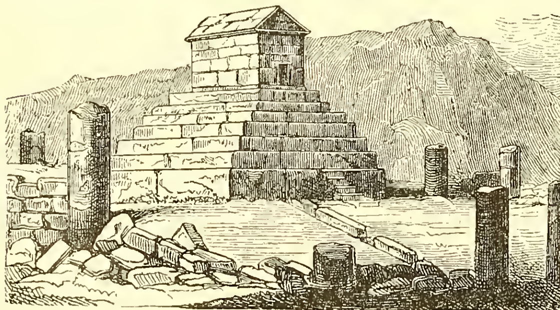
Nun ließ Cyrus, so lautet die Sage, einen Scheiterhaufen bauen und „den Glücklichsten aller Menschen" darauf setzen. Da rief Krösus auf seinem schon knisternden Todesthrone: „O Solon!" Cyrus forschte nach der Bedeutung des Ausrufs. Als ihm nun Krösus alles sagte, ließ er schnell das Feuer auslöschen, denn er hörte in sich eine Stimme, daß auch er ein dem Wechsel des Schicksals unterworfener Mensch sei. In Wahrheit konnte

kein Perser das Feuer durch einen Menschenleib verunreinigen wollen; vielmehr nahm Cyrus den Besiegten zum Freunde an, der stets an seiner Seite sein mußte, hatte auch an ihm den getreusten Rathgeber. — Krösus beschwerte sich nachher beim Delphischen Orakel, als welches ihn betrogen habe. Allein dasselbe erwiderte: es habe ja nicht gesagt, welches Reich er verderben würde, wenn er über den Halys gehe; es habe sein eigenes gemeint. Eine Probe von der saubern Zweideutigkeit dieser Götterstimmen.

Ganz Lydien ward indessen persische Provinz, dazu vom Siegreichen alles noch übrige Kleinasien eingenommen, dann im Nordosten gegen Bactrien u. a. gekämpft. Genug, Cyrus ward ein großmächtiger König. Es trieb ihn aber zu einem noch größern Werke. Das babylonische Reich lebte noch, obwohl ein sieches Leben. Cyrus wollte ihm den Todesstoß geben. Er verband sich mit seinem Oheim, und zog an der Spitze eines medisch-persischen Heeres gerade auf die stolze Babel los. Wir erinnern uns noch, was für gewaltige Mauern diese Hauptstadt Asiens hatte; auch war sie auf 20 Jahre verproviantirt; König Belsazar saß ganz sicher darin, während sein Vater Nabunahid Borsip besetzt hielt. Fast zwei Jahre belagerte sie Cyrus ohne den mindesten Erfolg. Da gerieth er auf einen ungeheuerlichen Gedanken: er ließ den Euphrat oberhalb der Stadt abgraben, so daß nun auf einmal in Einer Nacht seine Fluten eine andere Richtung nahmen und das Wasser im Strombette durch die Stadt hin nur knietief wurde.

In dieser Nacht schliefen die Bewohner Babels trunken von einem Feste, oder sie schwelgten noch. Belsazar saß mit seinen Großen beim Saufgelage. In seinem Rausche ließ er zur Verhöhnung Jehova's die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten goldenen Becher holen, und seine Gewaltigen und Weiber unter Lobgesang auf die Götzen daraus saufen. Urplötzlich sah er aber eine bloße Hand an der Wand des Saales, welche etwas hinschrieb. Der König erschrack, daß ihm die Lenden schütterten. Seine Weisen konnten die Schrift weder deuten noch lesen. Da rieth die Königin-Mutter, nach Daniel zu schicken, der den Geist der heiligen Götter habe. Daniel kam und las die Worte: „Gezählt, abgewogen und man wird zertheilen!“ Unterdessen waren schon die Feinde durch das seichte Flußbett in die Stadt eingedrungen. Sie stürmten mit nachgemachtem Festjubelgeschrei die Stromtreppen hinauf, in den Königssaal, und metzelten den Belsazar mit allen seinen Großen nieder, 538. Nabunahid dagegen wurde gefangen und ehrenvoll behandelt.

Von der stolzen Weltstadt hieß es: „Babel ist gefallen!“ und das ganze babylonische Reich stürzte krachend zusammen. Es kam mit allen seinen Ländern und Völkern in die Hände des Hirtenknaben. Babylonien selbst scheint Cyrus seinem Oheim überlassen zu haben, der ihm dafür seine Tochter zum Weibe und Medien als Mitgift gab. Jedenfalls starb derselbe schon nach zwei Jahren.


Fig. 21. Grabmal des Cyrus.

Jetzt 536 stand Cyrus als Alleinherrscher und Weltmonarch da. Der Weinstock breitete sich allerdings fast über den ganzen bekannten Kreis von Asien aus. Sein Reich umfaßte Persien, Medien, Assyrien, Babylonien, Kleinasien, Syrien, Phönizien, Palästina und noch Länder östlich gegen Indien hin. Cyrus behandelte seine Unterthanen väterlich, auch die Ueberwundenen mit Schonung, so daß er selbst den babylonischen Götzendienst unterstützte, und ließ sich die innere Ordnung seiner Staaten sehr am Herzen liegen.

Wie gütig er sich gegen die Juden erzeigte, denen er gleich im ersten Jahr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Kanaan gab, haben wir S. 67 gesehen.

Indessen konnte er seinem Drang nach immer neuer Eroberung nicht widerstehen. Er zog nordöstlich tief in Asien hinein, um ein am Gebirge Imaus wohnendes kriegerisches Volk, die Massageten, zu unterwerfen, welche von einer streitbaren Königin Tomyris beherrscht wurden. Diese führte ihre ganze Macht gegen ihn, und es wurde eine fürchterliche Schlacht geschlagen. Man kämpfte mit äußerster Anstrengung; aber die Perser unterlagen zuletzt. Tomyris ließ Cyrus den Kopf abschlagen und in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken, wobei sie sprach: „Nun sättige dich im Blut, du nimmersatter Eroberer!" Nach wahrscheinlicheren Berichten siegte er, starb aber an einer empfangenen Wunde und wurde 529 in Pasargadä bestattet. Dort steht noch sein Grabdenkmal (Fig. 21) aus gewaltigen Marmorblöcken auf sieben terrassenförmigen Stufen errichtet, und an einem Pfeiler des zertrümmerten Palastes fand man sein cherubähnliches Bild mit der Inschrift: „Ich bin König Kurus, der Achämenide."

§ 2. Kambyses (529—522 v. Chr.).

Cyrus hinterließ zwei Söhne. Der ältere, Kambyses, ward König nach ihm. Er hatte die Eroberungssucht seines Vaters, aber dessen bessere Seite nicht; er war ein begabter, aber halbwahnsinniger Mensch.

Den neuen Perserkönig lüstete zunächst nach dem reichen Aegypten. Er zog mit einem zahlreichen Heere dahin. Bei Pelusium an der Grenze ihres Landes traf er mit den Aegyptern zusammen, und besiegte sie in einer großen Schlacht (525). Pharao Psamtik III. mußte sich mit dem Reste seines Heeres in seiner Hauptstadt einschließen. Aber Memphis ward von den Persern erstürmt und Psamtik mit all den Seinen gefangen. Wie wird der arme König gedemüthigt! Vor seinen und seiner Großen Augen wurden 2000 vornehme ägyptische Mädchen in Sklaventracht mit Krügen vorübergeführt, um Wasser zu schöpfen, und des Königs Tochter ist an ihrer Spitze; dann werden 2000 vornehme Knaben mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde vorbeigeführt, um getödtet zu werden, und des Königs Sohn ist an ihrer Spitze! Psamtik selbst blieb vorerst am Leben; als er aber einen Empörungsversuch machte, mußte er sich auf des Kambyses Befehl an Ochsenblut zu Tode trinken. Mit ihm hatte die Pharaonenherrschaft ein Ende. — Aegypten mit all seinen Schätzen ward erobert. Die angrenzenden Länder Lybien und Cyrene unterwarfen sich dem allgewaltigen Perserkönig selbst. Dieser wollte aber auch den Tempelstaat Ammonium und den Priesterstaat Meroë (S. 38), von dessen Reichthum an Gold und Elfenbein er Erstaunliches gehört, sowie Karthago in Besitz nehmen; allein hier zeigte sich's, daß er doch nicht alles vermochte. Gegen Karthago zu segeln, weigerten sich die Phönizischen Schiffer entschieden.

Er entsendete 50,000 Mann gen Ammonium, und sie wurden unterwegs von aufgestürmtem Wüstensande bedeckt, daß nicht Einer den Gott mit dem Widderkopfe sah. Er selbst zog mit der Hauptmacht gen Meroë, gerieth aber auch in so dürre Gegenden, daß man je den zehnten Mann durch's Loos auswählen, schlachten und verzehren mußte, wenn nicht alle Hungers sterben sollten. Er mußte umwenden, ohne sein glänzendes Ziel erreicht zu haben. Voll bittern Unmuths kam er mit seinem sehr gelichteten Heere nach Tape zurück. Die Aegypter feierten eben ein hohes Freudenfest; nach langem Harren hatte sich wieder ein Gott Apis gefunden, so ein ganz schwarzer Stier, der ihnen eine glückliche Zeit ankündigte, und sie führten ihn, bekränzt, in Prozession umher. Kambyses ward über diesen Jubel wüthend. Mit eigener Hand stieß er dem Stiergott den Dolch in den Leib, daß er todt niedersank, und richtete unter dessen Verehrern ein Blutbad an, während er die Priester peitschen ließ.

Kambyses trieb es entsetzlich. Er ließ seinen eigenen Bruder Bardija auf leeren Verdacht hin, als strebe er ihm nach der Krone, durch seinen Vertrauten Prexaspes heimlich ermorden. Er gab einmal seiner schwangern Gemahlin einen Fußtritt, daß sie daran starb. Zehn vornehme Perser ließ er unschuldigerweise lebendig, mit dem Kopf nach unten, in die Erde vergraben. Einst fragte er seinen Prexaspes, was die Perser von ihm dächten? Dieser antwortete: „Sie ertheilen dir das größte Lob: nur meinen sie, du seist dem Trunke zu sehr ergeben." Kambyses: „Also glauben sie, ich sei meiner nicht mächtig? Du sollst gleich erfahren, ob sie Recht haben. Denn treffe ich deinen Sohn, der da unten im Hofe steht, mitten in's Herz, so reden die Perser offenbar Unwahrheit, wenn sie sagen, daß ich taumle." Er nahm den Bogen und schoß den Knaben mitten durch's Herz.

Kambyses hielt sich geraume Zeit in dem gesegneten Aegypten auf, dem er ein Fluch ward. Endlich kehrte er nach Asien zurück, da er hörte, sein (ermordeter) Bruder sitze auf dem Thron. Wie er sich wild auf's Pferd schwang, fuhr ihm die Spitze seines Schwertes in die Seite und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei. Sterbend beklagte er es, daß er seinen Bruder habe wegräumen lassen; denn mit ihm erlosch schon des großen Cyrus männliche Nachkommenschaft.

§ 3. Der falsche Bardija (522—521).

Zum Scheine dauerte sie noch fort. Mit Hilfe der Magier (so hießen die Priester der altmedischen Religion) setzte sich ein Medier, Gumata, auf den Thron als des Cyrus Sohn, welcher nur fälschlicherweise als getödtet in's Gerücht gekommen sei. Das Volk glaubte es um so williger, da ihm der neue Herrscher gleich alle Abgaben auf drei Jahre huldreichst erließ. Daß er sich dem Volke nicht zeigte, fiel zunächst wenig auf, indem die persischen Könige überhaupt in Friedenszeiten meist in's Innere des Palastes zurückgezogen lebten. Doch mußte es befremden, daß er niemanden den Zutritt zu sich gestattete außer den Magiern, durch welche er alle seine Befehle aus dem Palaste gab, und daß er viele tödten ließ, die den ächten Bardija gekannt hatten.

Der über ihn geschöpfte Argwohn ward zur Gewißheit durch ein Weib aus dem königlichen Frauenkreise, welches verrieth, daß der König keine Ohren habe. So brachte man heraus, daß es nur ein Magier sei, dem früherhin zur Strafe diese Glieder abgeschnitten worden waren. Jetzt vereinigten sich sieben der vornehmsten Perser unter Darius, drangen bewaffnet in den Palast zu Ekbatana, und stießen den Bardija, im achten Monat seiner Regierung, mit vielen andern Magiern nieder. Sie zeigten dem Volke den ohrenlosen Kopf, und dieses lobte die That.

§ 4. Darius Hystaspis (521—485).

Wer nun aber von den Sieben den leeren Thron einnehmen sollte, das sollte ein heiliges Loos entscheiden. Als Bild des Lichtgottes wurde die Sonne verehrt; zugleich traute man den Pferden einen gewissen prophetischen Geist zu. Also ritten jene Sieben eines Morgens der aufgehenden Sonne entgegen, und wessen Pferd, so war es ausgemacht, dem aufstrahlenden Gotte zuerst entgegenwiehern würde, der sollte König sein. Das Roß des Darius wieherte zuerst; sogleich sprangen die Andern von ihren Pferden und begrüßten ihn als König. So die Sage: in Wahrheit war dieser Darius I. (Darjawus, Sohn des Wistaspa) als Verwandter des Cyrus, dessen Tochter Atossa er heirathete, und als Achämenide der Nächstberechtigte. Gab's auch noch viel Widersprecher, so saß er doch bald fest auf dem Thron und schlug die Aufstände nieder, die den Fortbestand des Reichs in Frage stellten.

Er war ein kluger, kräftiger und thätiger Regent, der die vom Magier zerstörten Tempel wieder aufbaute. Unter allen persischen Königen that er am meisten für die innere Einrichtung, Verwaltung und Hebung seines Reichs. Er theilte es in zwanzig Satrapieen oder Statthalterschaften, und setzte über jede Einen seiner

Großen, der in seinem Namen regierte. Er setzte aber neben jeden Statthalter einen besondern Heerführer und einen Geheimschreiber, damit seine Herrschaft und die öffentliche Ruhe gesichert sei. Er ordnete das Staatseinkommen genau. Jede der Provinzen, mit Ausnahme von Persis, welches als Heimatland der Könige ganz steuerfrei blieb, mußte bestimmte jährliche Abgaben liefern an Silber und Gold, noch mehr an Landeserzeugnissen, Vieh, Getreide, Oel, Wein ꝛc. Von ihm stammen die ersten Münzen des Orients, Dariken in Gold und Silber. Er baute durch alle seine Länder hin schöne Heerstraßen, wodurch die Verbindung und der Verkehr sehr erleichtert wurde. Tag und Nacht eilten auf diesen Straßen Schnellläufer und Schnellreiter hin und wieder, um ihm aus den entferntesten Theilen des Reiches Nachricht zu bringen, und seine Befehle dahin zu tragen. So waren auch die Straßen mit Kaufmannszügen bedeckt, aus Tibet zum Westende Kleinasiens, aus der Tatarei zum Nilthal. Den Handel beförderte er auf jede Weise; an allen Rastorten der Karawanen ließ er Heiligthümer errichten, unter deren Schutz die Kaufleute standen. Der Handel blühte wie nie zuvor.

Indessen war seine Regierung auch kriegerisch genug. Elam (Susiana) erhob sich, er unterwarf es durch einen Feldherrn. Zweimal empörte sich das alte stolze Babel; er mußte es wieder erobern 521 und 515. Seine hohen und dicken Mauern standen noch; und nur durch die beispiellose Selbstverleugnung eines Persers, Zopyrus, gelangte er das zweitemal zum Ziel. Dieser ließ sich Nase und Ohren abschneiden, und den Rücken blutig geißeln, begab sich sofort an's Thor von Babylon und bat als ein Ueberläufer um Einlaß. Drinnen erzählt er, daß Darius ihn so schändlich zugerichtet hätte, und flucht ihm. Die Babylonier lassen sich täuschen, geben eine Kriegsschar unter seinen Befehl; mit dieser macht er Ausfälle, und einzelne Perserhaufen lassen sich verabredetermaßen von ihm schlagen. Jetzt setzen ihn die bethörten Babylonier zu ihrem Oberfeldherrn, und als solcher liefert er die abtrünnige Stadt in des Darius Hände zurück. Sein dankbarer König machte ihn zum Satrapen über Babylonien und ließ ihm lebenslänglich sämtliche Einkünfte desselben. Die rebellische Stadt aber wurde hart mitgenommen, ihre Mauern niedergerissen, 3000 ihrer angesehensten Bewohner gekreuzigt. Noch manchen Aufstand warf Darius nieder und dankte (auf Felsinschriften) alle seine Siege dem Schirme Ahuramazda's.

Darius wollte aber auch seine Herrschaft noch vergrößern, und zwar an beiden Enden. Er ließ den Sindhufluß befahren und fügte jenes Thal Indiens seinem Reiche an. Er war auch der erste asiatische Herrscher, welcher einen Eroberungszug nach unserem Europa unternahm 513. Es galt dem Volke der Skythen im südlichen Rußland.

Die Skythen oder Skoloten waren wilde Reiter arischer Abkunft. Sie trieben wenig Ackerbau, meistens Viehzucht; dann auch Vieh- und Menschenraub. Ihre eigenen Weiber und Kinder verkauften sie nach Belieben in die Sklaverei. Ihren Sklaven stachen sie häufig die Augen aus, daß sie nicht davon laufen konnten. Unter andern schrecklichen Gebräuchen hatten sie diesen: Wenn der König starb, wurde nicht bloß sein Streitroß, sondern auch sein Lieblingsweib sammt sechs seiner Diener lebendig mit ihm begraben; darauf wurden noch 50 seiner Unterthanen und eben so viel Pferde getödtet, ausgestopft, und diese Reiterlarven als Ehrenwache an seinem Grabe aufgestellt. Manche aßen Menschenfleisch und alle tranken das Blut des ersten erschlagenen Feindes. Skalpe der erlegten Feinde hiengen an ihren Pferden als Schmuck herunter.

Gegen diese Nation zog Darius mit einem gewaltigen Heere und 600 Schiffen. Er setzte über den Bosporus nach Europa herüber, unterwarf die Geten und rückte aufwärts bis an den Ister (Donau), passirte ihn auf einer Schiffsbrücke, und drang in's rauhe Land vor. Die Skythen zogen sich stets vor ihm zurück, nahmen keine Schlacht an; machten nur Seitenanfälle; wollte man sie packen, waren sie schnell auf ihren schnellen Rossen davon. Dabei verwüsteten sie selbst das Land vor dem

Feind, so daß die Perser in große Noth geriethen. Endlich, als sie diese weit genug drin hatten, am Don oder gar an der Wolga, erschienen sie mit ihrer ganzen Macht, um über den geschwächten Feind herzufallen, den sie vernichtet hätten, wenn nicht der kluge Darius mitten in der Nacht, mit Zurücklassung des Gepäckes, einen schleunigen Rückzug angetreten hätte. Kaum gelang es ihm, die Donau zu erreichen und über seine Schiffbrücke, die er hinter sich abbrach, in Sicherheit zu kommen. — Doch war sein Kriegszug nicht ganz vergeblich. Er ließ seinen Feldherrn Megabyzus mit einem Heere unterhalb der Donau zurück, wo Thracien und Macedonien lagen; und demselben gelang es, diese Länder zinsbar zu machen, so daß doch ein schön Stück von Europa gewonnen wurde.

Hier sind wir auf der Höhe der persischen Macht. Dem Darius gehörte Asien von seiner Westspitze bis zum Indus und vom Kaukasus bis nach Arabien; Aegypten, Lybien und Kyrene in Afrika, Thracien und Macedonien in Europa gehorchten ihm. Schauen wir ihn in seiner freilich sehr vergänglichen Herrlichkeit, in seinem für den unsterblichen Menschen doch immer leeren Glück ein wenig an, und werfen damit zugleich einen kurzen Blick auf das persische Hofleben überhaupt, wie es im Ganzen auch unter seinen Nachfolgern blieb.

Dem Könige floßen die Güter und Schätze aller seiner Länder zu. An Gold und Silber nahm er jährlich 48 Millionen ℳ ein zu einer Zeit, wo das edle Metall gegen andere Dinge noch so hoch im Werthe stand. Von allen Gegenden her wurden aber auch Naturalien in erstaunlicher Fülle, und stets das Beste von allem, an seinen Hof geliefert, wodurch dort ein sehr üppiges Leben erzeugt ward, das sich dann auch weiterhin unter die Perser verbreitete. Der König hatte eine Menge Trabanten, die seines Winkes harrten, die, vorgerufen, das Knie vor ihm beugten und, seinen Befehl zu vollziehen, hinwegflogen. Höhere und Niedere zusammen wurden täglich 15,000 Mann an seiner Tafel gespeist, wobei man sich einen Begriff machen kann, wie viel Mastvieh und Wildbret, Brot und Wein 2c. tagtäglich im Palaste verbraucht wurde. Das ist aber nur die männliche Schloßfamilie; dazu ist noch die weibliche zu zählen. Der König hatte 300 bis 400 Gemahlinnen, von

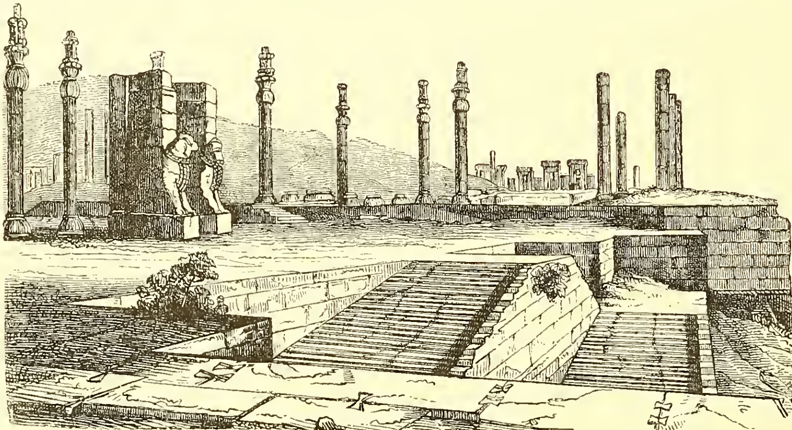


Fig. 22. Palastruinen von Persepolis.

denen wohl immer nur Eine als die eigentliche Königin galt; und diese Frauen hatten wieder Scharen von Dienerinnen um sich samt den Verschnittenen, die sie bewachen mußten.

Wenn nun der König auf Reisen gieng, da zog alles mit, und es nahm sich aus wie ein Heereszug. Aber der Gegend, durch welche die Reise gieng, war's etwa ein Prachtspektakel, doch keine Wohlthat; denn sie mußte noch alles extra beischaffen, was der Heeres-

zug zu seinem Leben und Wohlleben brauchte. Es gab aber des Jahrs schon 3 ständige Reisen, denn der Hof hielt sich abwechselnd in den Residenzstädten Susa (in Elam oder Susiana), Ekbatana und Babylon auf, je nach der Jahreszeit, wo es eben am wonnigsten zu leben, wo die Luft am lieblichsten und das Gefilde am fröhlichsten war. Da brachte dann in den hohen Schlössern und in den weiten, düftereichen Gärten jeder Tag ein Freudenfest. — Aber zu Zeiten machte der König auch eine Art Wallfahrtsreise nach Persepolis, der Hauptstadt von Persis; das war so zu sagen die Todtenresidenz. Hier war der Palast in einen Marmorberg eingehauen, und man staunt noch heute die Ruinen an, wie da Wälder von hohen Säulen stehen, häuserbreite Treppen von einer Terrasse zur andern führen 2c. Jeder König bekam daneben seine eigene Todtenwohnung; hier wurde er nach seinem Leben in einem herrlichen Sarkophage beigesetzt und Haufen von Gold und Silber um ihn herumgelegt, die ihm freilich nichts mehr halfen, am wenigsten den jenseitigen Richter bestechen konnten. Da sah also der König zu Zeiten die Sarkophage seiner Vorgänger und seine eigene dereinstige Ruhestätte an und konnte sich dabei sagen, daß alle seine Herrlichkeit sei wie des Grases Blume. Das erzählen uns auch die Ruinen von Persepolis (Fig. 22).

Wir hätten noch von einem Unternehmen gegen Griechenland zu reden, in das sich Darius gegen das Ende seines Lebens einließ, wodurch er seine Macht etwas schwächte. Das soll aber später (S. 87) besprochen werden. Während er gegen die Griechen und das empörte Aegypten rüstete, starb dieser bis anher größte Weltmonarch nach 35jähriger glänzender Regierung und wurde nach Persepolis gebracht.

§ 5. **Die folgenden persischen Herrscher** (485—331).

Wir zählen noch die Reihe derselben auf bis zum Untergang ihres Reiches, erwähnen aber sonst nur wenig von ihnen, weil das Merkwürdigste sich auch in die nachfolgende Geschichte einflicht. Doch thut einen Blick in den langsamen Verfall des Weltreichs.

Auf Darius I. folgte sein Sohn Xerxes I. (Kschajarscha), der Aegypten wieder unterwarf. Er regierte 21 Jahre. Er ist der Ahasveros der Schrift, der die Jüdin Esther zur Gemahlin nahm. Er hat den Hauptkampf gegen Griechenland geführt. Aber auch keinen glücklichen! Vor größerem Schaden suchte er sich durch Bestechung der feindlichen Führer zu helfen. Er büßte sein Leben durch eine Verschwörung ein, 465.

Ihm folgte sein Sohn Artaxerxes I., genannt Langhand. Die Satrapen werden mächtig dem Könige gegenüber und wagen Empörungen, welche, wie die ägyptische, nur mit Mühe unterdrückt oder durch traurige Nachgiebigkeit gestillt werden. Hier hebt sich das Uebel an, daß der Weltregent sich selbst von seinem Weiberhof, namentlich von der Königin-Mutter und der ersten Gemahlin, regieren läßt. Langhand † 425.

Es folgt sein einziger ächter Sohn Xerxes II. Er ist nur 45 Tage König; dann wird er von seinem unächten Bruder Sogdianus getödtet. Dieser nimmt den Thron ein, doch nur auf 6 Monate, um gleichfalls durch einen Stiefbruder gestürzt zu werden, 423.

Dieser, Darius II. Nothus, behauptet sich und regiert 18 Jahre. Nicht aber eigentlich er, sondern seine Gemahlin Parysatis und drei Verschnittene. Es geht mit dem persischen Reiche immer tiefer abwärts. Die häufigen Empörungen der Satrapen können nicht durch Macht, nur durch List gedämpft werden. Darius II., † 404.

Ihm folgt sein ältester Sohn, Artaxerxes II. Mnemon. Er muß mit seinem rebellischen Bruder Cyrus, dem Jüngern, kämpfen, bis dieser 401 in einer großen Schlacht bei Kunaxa fällt. Dessen griechische Hilfstruppen, 10,000 an der Zahl, ziehen aber aus Babylonien an's Meer zurück, durch Myriaden von Feinden, und enthüllen die Schwäche des Weltreichs. Das Weiberregiment dauert fort; List

und Betrug nimmt immer zu; das Mittel der Bestechung wird mehr als je angewandt. Man schützt sich gegen den siegenden Feind dadurch, daß man ihm andere Feinde anhetzt. Die verweichlichten Perser können ohne fremde Soldaten und Feldherren nichts mehr ausrichten. Aber durch solche, durch Gold und Ränke vermehren sie noch einmal ihre Macht nach außen. † 361.

Ihm folgt sein Sohn Artaxerxes III. Ochus. Dieser sucht sich durch Ermordung aller seiner Brüder und nächsten Verwandten im Regiment zu befestigen. Er regiert 23 Jahre. Furchtbar grausam und doch schwach. Der Verschnittene Bagoas führt in der That das Scepter. Empörung über Empörung in Cypern, Aegypten und Phönizien, die nur durch die schlechtesten Künste und durch griechische Hilfstruppen unterdrückt werden. Bagoas vergiftet den blutbefleckten König, 338. — Dessen Sohn Arses ist ein vollendeter Schwächling. Der Verschnittene herrscht unter seinem Namen, bis er ihn wie seinen Vater ermordet, 336.

Darius III. Kodomannus macht den Beschluß der persischen Könige, ein Seitenverwandter des ausgerotteten Königshauses. Ein anderer Fürst als die vorigen, von stattlicher Gestalt, tapfer und menschenfreundlich. Er kann aber das in sich selbst aufgelöste Reich vor dem Untergange nicht mehr bewahren. Das ganze Volk, Vornehme und Gemeine, ist durch Ueppigkeit, Treulosigkeit und Sünde aller Art in geistige Fäulniß übergegangen. Schon ein paar Jahre nach seinem Regierungsantritt erhebt sich gegen ihn der Macedonier, der Stifter des dritten Weltreiches, und von zwei oder drei gewaltigen Stößen desselben stürzt das zweite, nachdem es so lange gewankt, völlig zusammen. Der edle Darius liegt, von Verrätherhand geschlachtet, unter den Trümmern, 330. Davon näher bei der Macedonischen Geschichte.

Ehe wir aber zu dieser kommen, haben wir die griechische Hauptgeschichte einzufügen.

VIII. Griechenlands Hauptgeschichte.

Jeder Theil dieses Landes (S. 44) faßte von uralter Zeit her mehrere Landschaften in sich. Nordgriechenland enthielt in Epirus drei Landschaften: Molossis, Thesprotia und Dodona; in Thessalien fünf: Pelasgiotis, Thessaliotis, Estiäotis, Phthiotis und die Landzunge Magnesia. Hellas hatte neun Landschaften: Attika, Megaris, Böotia, Phokis, das östliche und westliche Lokris, Doris, Aetolia und Akarnania. Der Peloponnes zählte eben so viele: Korinthia, Sikyonia, Phliasia, Achaia, Elis, Arkadia, Argolis, Messenia, Lakonia. Hellas und der Peloponnes hängen durch eine schmale Landenge zusammen, welche der Isthmus heißt.

Die merkwürdigsten der vielen Inseln, welche um Griechenland herum liegen, sind von West nach Ost: Korkyra (Corfu), Leukadia, Kephalonia, Zakynthos, Kythera, Aegina, Salamis, Euböa; Andros, Keos, Tenos, Kythnos, Delos, Paros, Naxos; und tiefer nach Süden herab die große Insel Kreta. Auch an der Küste von Kleinasien liegen viele Inseln, die von Griechen bevölkert wurden; die berühmtesten sind: Lesbos, Chios, Samos, Kos, Rhodos, und südöstlich die große Insel Cypern (Chittim). Noch ist zu merken, daß das Meer zwischen Griechenland und Kleinasien das Aegäische heißt, und daß die Inseln darin, welche gegen Griechenland her liegen, zusammen die Kykladen, die welche gegen Kleinasien hin liegen, zusammen die Sporaden genannt werden. Die von der klarsten Luft umflossenen grünen Eilande im dunkelblauen Meere waren wunderlieblich.

§ 1. Die Dorische Wanderung.

Etliche Menschenalter nach dem trojanischen Krieg, um 1100, brachte die sogenannte Dorische Wanderung eine große Bewegung und Veränderung in Griechen-

land hervor. Ein Dorischer Stamm, welcher am hohen Olympos in Thessalien saß, wurde von Hellenen, die aus Epirus herüber kamen, verdrängt, verließ unter Anführung der Herakliden (Nachkommen des Herakles) Kresphontes, Aristodemos und Temenos seine Wohnplätze, durchzog Hellas, schiffte über den Korinthischen Meerbusen und drang im Peloponnes ein. Mit ihres starken Armes Kraft bemächtigten sie sich eines großen Theils desselben. Die von ihnen verdrängten Bewohner des Landes verdrängten Andere wieder, und so fand, wenn auch der Name der Landschaften blieb, ein großer Wechsel der Bewohnerschaft statt.

Aber nicht dies allein. Viele wanderten vom griechischen Festlande ganz aus und suchten in der Fremde eine Heimat. So die aus dem Peloponnes vertriebenen Ionier, welche zuerst in Attika bei ihren Stammgenossen Aufnahme gesucht und gefunden hatten; sie sagten nachher dem Vaterlande gänzlich Lebewohl, steuerten nach Osten, und ließen sich auf den kleinasiatischen Inseln, Chios, Samos 2c. und auf der mittleren Westküste Kleinasiens selbst nieder, welche von dem an Ionien genannt ward. Hier gründeten sie zwölf Städte, die zu ausnehmender Blüte gediehen. Milet war die blühendste darunter; nach ihr kamen Ephesus, Phokäa 2c. Aeolier setzten sich an der thracischen Küste fest und eroberten dann Troas von den Dardanern. Andere Vertriebene wendeten sich wo anders hin. — Nachdem aber das Auswandern einmal begonnen hatte, war es, wie wenn ein schwerer Stein oben am Berge sich losgemacht hat und fortrollend auch andere mit in's Rollen bringt; es währte jetzt einige Jahrhunderte fort. Auch aus andern Ursachen, aus der alten, wiederaufgewachten Abenteuerlust, dann wegen Uebervölkerung in der Heimat, dann um des Handels willen, der allmählich von den Phöniziern auf die Griechen übergieng 2c., zogen diese nach allen Richtungen in die Fremde.

Mit der Zeit gab es griechische Kolonieen an der ganzen Westseite Kleinasiens hin, wo die Ansiedler mit urverwandten Stämmen (Altioniern) leicht zusammenschmolzen. Weiter auf den Inseln, darunter besonders Rhodus ein mächtiger Handelsstaat wurde; dieser war dorisch, wie auch Kreta. Es gab solche ferner im Norden der Thracischen Küste entlang und, Sinope voran, um den ganzen Pontus herum; auch Byzanz (Konstantinopel) war eine griechische Pflanzstadt. Deßgleichen wieder tief im Süden das schon genannte Cyrene 630 auf der Küste Afrika's. Auch nach Westen hin gieng der Lauf der Griechen. Sie faßten auf der großen Insel Sicilien Fuß, und bauten mehrere Städte darauf, worunter Syrakus 735 und Messana die wichtigsten waren. Sie nahmen auch den untern Theil Italiens in Besitz, der bald Großgriechenland hieß. Daselbst erhoben sich die Städte Rhegion, Kroton, Tarent seit 720, Neapolis 2c. Auch das ferne Gallien betraten sie; dort gründeten kühne Phokäer 600 das berühmte Massilia (Marseille) und nisteten sich neben den Phöniziern sogar am spanischen Gestade ein. Den barbarischen Eingebornen brachten sie doch einige menschliche Kultur.

§ 2. Veränderung in den staatlichen Verhältnissen.

In den frühesten Zeiten wurde das griechische Volk von vielen kleinen Königen beherrscht, da auch immer der Sohn dem Vater im Regiment folgte. Aber vom Jahr 1000 an so ein paar Jahrhunderte herab, da änderte sich die Sache; es hörte überall die Herrschaft der Stammfürsten auf. Es kamen so viele Städte empor, und die reich und stolz gewordenen Bürger meinten, sie wären Mannes genug, sich selbst zu regieren, und brauchten nicht mehr dem Gebot eines Einzigen zu gehorchen. So denn nun, wann der König starb, ließen sie dessen Sohn nicht mehr auf den Thron steigen, oder sie jagten auch in ihrer Gewaltthätigkeit den lebenden Fürsten davon.

So entstanden allenthalben sogenannte Republiken. Die Zahl derselben ward aber außerordentlich groß; denn fast jede Stadt gab sich eine eigene Verfassung

und bildete einen Staat für sich. Nur die Landschaften Attika und Lakonien waren jede das Gebiet Einer Hauptstadt.

Also Freistaaten hatten jetzt die Griechen, und sie hielten viel auf ihre Freiheit. Diese mag auch sehr schön hersehen, aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wo keine einheitliche und erbliche Regierung besteht, da ist ewige Unruhe. Immer sind die Einen eifersüchtig auf die Andern, welche sich gerade am Ruder befinden, da die doch auch nicht besser wären als sie, und suchen ihnen das Regiment zu nehmen und sich zuzueignen, und die Parteikämpfe hören nicht auf. Ist die Gewalt doch nur in den Händen der Vornehmen, so wird sie von diesen gewöhnlich härter ausgeübt als von einem Monarchen, und statt Eines Herrn hat man viele. Ist die Gewalt wirklich beim gesamten Volk, so geht's fast immer nach Laune und Eigennutz; da werden schändliche Bestechungen getrieben, um sich die Führer des großen Haufens geneigt zu machen, und die besten Bürger, die Retter und Beglücker des Vaterlands, werden verjagt, ja gemordet, wie wir in der folgenden Geschichte die ergreifendsten Beispiele sehen werden. Ach, die rechte Freiheit, das ist die, welche Christus gibt, die edle Freiheit der Kinder Gottes. Sonst in den zeitlichen Verhältnissen ist's gar gut für den Menschen unterthan sein; er kann eher dabei Demuth lernen. Und wer hienieden recht dient, der wird ja einmal herrschen.

Die Freistaaten sind vornämlich von zweierlei Art. Ist die Hauptmacht bei den Vornehmen, Adeligen, so nennt man die Republik eine Aristokratie; ist die Hauptmacht bei den Freien insgesamt, so nennt man sie eine Demokratie. Manchmal kommt die Macht nur an einige Wenige, das heißt dann Oligarchie; wenn aber der eigentliche Pöbel herrscht, das heißt Ochlokratie. — Es ereignete sich auch, wie in Sikyon oder Korinth, daß sich Einer aus dem Volk wieder zum unumschränkten Herrscher aufschwang. Solch Einer empfieng den Namen Tyrann und ließ sich ihn gefallen; denn dieses Wort bedeutete ursprünglich nur einen nicht durch Erbrecht, sondern durch Gewalt zum Regiment gekommenen Herrscher, und lag sonst noch kein schlimmer Begriff darin. Mehrentheils geschah es, daß das gemeine Volk selbst, um dem Drucke der Aristokraten zu entgehen oder um aus greulicher Verwirrung nur wieder zu einiger Ruhe zu gelangen, Einem zur Tyrannis verhalf. Aber weil doch mit der Zeit die meisten dieser Herrscher einen harten Scepter führten, so erhielt später der Name die Bedeutung: grausamer Herrscher.

§ 3. Die zwei vornehmsten Staaten Griechenlands.

Unter allen griechischen Staaten ragen zwei hoch über die andern empor: Sparta und Athen. Um sie bewegt sich das meiste der griechischen Geschichte. Sonst hat kein Staat vor den andern sich sonderlich hervorgethan, bis späterhin einmal Theben auf kurze Zeit.

Sparta

war eine Stadt in Lakonien, der untersten Landschaft des Peloponnes. Sie lag in einem grünen und wohlgebauten Thale am lorbeerbeschatteten Flusse Eurotas; hüben und drüben füllte rauhes Gebirg die ganze Landschaft. Westlich ragt 2400 m hoch der Taygetos, von dessen Gipfel man fast den ganzen Peloponnes übersehen kann. — Dem Lande glichen seine Bewohner. Sie waren ein Theil jener eingedrungenen Dorier neben unterjochten Achäern; doch blieb die Eroberung durch Aristodemos eine unvollständige, und von den zwei Familien, aus denen immer zwei Könige, je einer aus einer, mit einander regierten, war die der Agiden achäisch.

Es gieng aber mit der Zeit wüst und wild im Staate zu, daß sogar einmal einer der Könige, Polydektes, im Aufstand umkam. Da stand ein großer Mann auf, Lykurgos, der ein Bruder war des Getödteten und an seiner Statt den Thron besteigen sollte, aber darauf zu Gunsten seines Neffen Charilaos freiwillig verzichtete. Dafür sann er über eine seinem Volke passende Staatsverfassung nach; und als er jahrelang nachgesonnen, auch auf weiten Reisen die Einrichtungen anderer Staaten erkundet hatte, gab er um 820 Sparta eine sehr eigenthümliche, in der

alten Welt vielbewunderte Verfassung, die wir nach ihren Grundzügen kennen lernen wollen. Freilich war sie nicht mit einemmale fertig, doch legte er den Grund dazu.

Die bisherigen zwei Könige sollten zwar hinfort noch an der Spitze des Staates bleiben, doch nicht mit königlicher Machtvollkommenheit; sie sollten nur die Präsidenten der obersten Staatsbehörde, sowie die Feldherren im Kriege sein. Die oberste Staatsbehörde wurde aus 28 Mitgliedern (ohne die zwei Könige) gebildet, welche Geronten, d. h. Alte hießen, denn keiner sollte unter sechzig Jahre zählen; daher sie Gerusia (Rath der Alten) genannt ward. Aus den Tugendhaftesten und Erfahrensten sollte sie gewählt werden. Diese Gerusia schaltete und waltete. Die wichtigsten Sachen, wie die Frage über Krieg und Frieden, die Einführung neuer Gesetze ꝛc. kamen

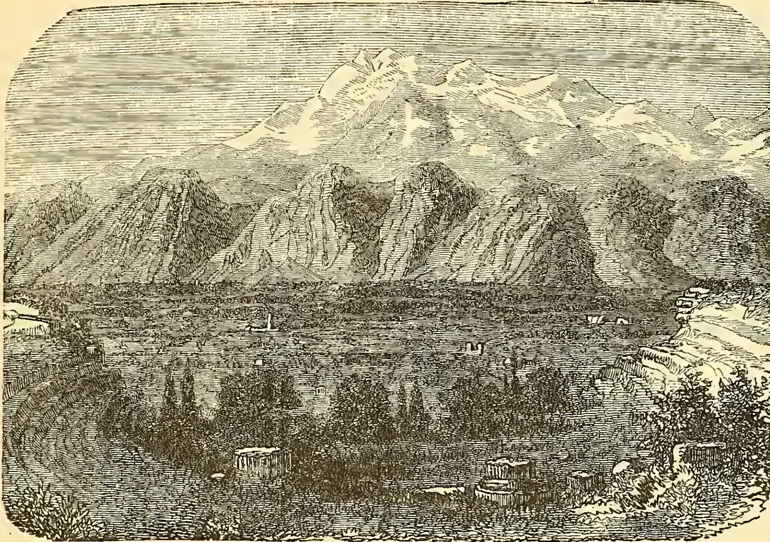


Fig. 23. Ansicht des Taygetos mit den Ruinen des Theaters von Sparta.

wohl an die Volksversammlung; allein das Volk redete nicht; die Gerusia trug vor und setzte auseinander, und fragte endlich: „Wollt ihr das?“ Darauf riefen die Einen: „Ja!“ und die Andern: „Nein!“ und das stärkere Geschrei sollte entscheiden. Ob aber das Ja oder das Nein lauter geschrieen worden sei, das bemaß die Gerusia, und handelte, und brauchte sich nicht zu verantworten. Die Hauptmacht war in den Händen der Geronten, und darum war die Verfassung Sparta's eine Aristokratie. Hinwiederum hatten nur diejenigen Zutritt zu der Volksversammlung und überhaupt das volle Bürgerrecht, welche sich als Nachkommen der eingewanderten Dorier ausweisen konnten. Diese 9000 Familien Vollbürger wurden Spartiaten genannt und wohnten beisammen im Thale, während unter dem Namen Lacedämonier auch die Periöken mitbegriffen waren.

Es gab dreimal mehr Periöken, zu deutsch Umwohner, als Spartiaten. Das waren die Nachkommen der besiegten Achäer, welche im Lande zurückgeblieben. Sie wohnten auf den Abhängen des Gebirgs, das sie bebauten, hatten persönliche Freiheit, auch die Ehre, mit in den Krieg ziehen zu dürfen, aber keinen Antheil an der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. — Dann gab es noch die Heloten, Staatssklaven. Denn die sogenannte Freiheit und die abscheuliche Sklaverei sind je und je beisammen gewesen. Die Heloten, obwohl die Mehrzahl des Volks, galten nicht für Personen, sondern nur als Sache; sie gehörten zu dem Grundstück, das jeder Spartiate für sich besaß, durften aber weder verkauft noch verschenkt werden. — Alle Ländereien nämlich zog der Staat ein. Ein Theil davon wurde an die Familien der Spartiaten gleichmäßig vertheilt, und

diese ließen ihr Grundstück von den ihnen mit zugefallenen Heloten zu ihrem eigenen Nutzen bebauen. Der andere Theil der Aecker wurde den Periöken gegeben, welche wohl die Früchte für sich selbst sammeln durften, jedoch davon einen Erbpacht an den Staat abtragen mußten. Zu seinem Familiengrundstück durfte, um Reichthum und Armut unter ihnen zu verhindern, kein Spartiate ein zweites bringen. In erledigte Ackerloose konnten tüchtige Periöken eingesetzt und damit zu Spartiaten gemacht werden. Es sollte auch kein Gold und Silber unter ihnen umlaufen; Geld wurde aus Eisen geschlagen. In ihren Häusern sollten die einfachsten Geräthe stehen, bei der Kleidung aller Putz, bei der Nahrung alle Ueppigkeit vermieden werden. Auf daß dies auch wirklich geschehe, aß man nicht daheim in seiner Familie, sondern in gemeinschaftlichen Speisehäusern, wobei der Hauptbestandtheil des Mahles eine schwarze Blutsuppe war, welche Fremde kaum hinunterbringen konnten.

Bei der Erziehung der Kinder war Körper- und Gemüthsstärke das vorzügliche Augenmerk. Nur gesunde und kräftige Kinder blieben am Leben; die kranken und schwachen wurden auf die Seite gethan, gewöhnlich in eine Schlucht des Taygetos geworfen. Bis zum achten Jahre giengen die Kinder nackt. Von früh an fortwährend schliefen sie nur auf Schilfgras. Mit dem achten Jahre wurden sie den Ihrigen genommen und zusammen in Staatsgebäuden sehr strenge erzogen. Knaben und Mädchen mußten sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen härten. Die Knaben wurden noch besonders im Hunger- und Durstleiden, im Nächtedurchwachen, in Ertragung der Hitze und des Frostes geübt. Sie sollten gegen alle Beschwerden und Schmerzen unempfindlich werden. Jährlich am Feste der Göttin Artemis wurden sie, ohne etwas verschuldet zu haben, vom Ersten bis zum Letzten herab bis auf's Blut gegeißelt, und Keiner durfte dabei wehklagen. Uebrigens wurde doch auch ihr Geist etwas kultivirt, sie empfiengen Unterricht im Lesen, Schreiben und Singen patriotischer Lieder; namentlich leitete man sie zu einem richtigen Urtheil an. Das sollten sie kurz und bündig aussprechen; schwätzen durfte Keiner; wenig reden und darin viel sagen, das ziere den Menschen. Lakonische Antworten sind sprichwörtlich geworden.

Sie wurden zu einem wohlanständigen und tugendhaften Wandel, freilich nach heidnischen und insonderheit spartanischen Begriffen, ernstlich angehalten. Namentlich sollte ihnen Trunkenheit als eine große Schande gelten. Man führte öfters besoffene Heloten in den Speisesaal der Jugend, damit sie an dem unflätigen Wesen derselben die Völlerei verabscheuen lerne. — Gehorsam ward auf's Schärfste eingeprägt, und nicht nur gegen Eltern und Vorgesetzte. Die kleinen Kinder mußten den Knaben, die Knaben den Jünglingen, die Jünglinge jeglichem Bürger gehorchen, wie Alle wiederum den Geboten des Staates. Keiner sollte einen eigenen Willen haben, jeder seine Lust, seine Neigung, sein Gut und Blut dem Staate opfern. Wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es doch bei den Christen in Beziehung auf das Reich Gottes so sein möchte.

Wir sehen aber, der Hauptzweck der Lykurgischen Verfassung war der, die Spartaner zu einem recht starken Volk und mächtigen Staate zu machen, der sich über alle emporthue und von keinem überwunden werde. Sparta durfte keine Mauern haben; die Tapferkeit der Bürger sollte ihre Mauer und die Furcht der Fremden ihr Graben sein. Nur die Jagd brachte Abwechslung in's eintönige Leben.

Als Lykurgus seine Gesetze — in kurzen Sprüchen, die das Volk auswendig lernte und von Mund zu Mund fortpflanzte — entworfen hatte, bat er zuerst das Delphische Orakel um einen Ausspruch hierüber. Dasselbe lobte und heiligte sie. So wurden sie williger und freudiger angenommen. Und als dies geschehen, ließ er sich vor dem Antritt einer Reise von seinen Mitbürgern schwören, daß sie bis zu seiner Wiederkunft nichts daran ändern wollten. Aber siehe, er kehrte nie mehr zurück; und so waren sie eidlich gehalten, dabei zu bleiben. Die Lykurgische Verfassung bestand gegen 400 Jahre unverändert und die Spartaner wurden ein heldenhaftes Volk, aber auch ein stolzes, ein mächtiges, aber auch gewaltthätiges.

Mit ihrer Tugendhaftigkeit sah es nicht in allen Stücken zum besten aus, oder sie hatten eben ihre eigene Vorstellung von der Tugend. Sie führten mit ihren westlichen Nachbarn, den Messeniern, Dorischen Stammgenossen, zwei ungerechte und grausame Kriege (743—24 und 645—28), und machten dieselben nach dem siegreichen Ende des einen zu Periöken, und nach dem des andern zu Heloten. Dann griffen sie ihre nördlichen Nachbarn, das Hirtenvolk in Arkadien und die Leute in Argolis an, und rissen ihnen um 600 weg, so viel sie konnten. Und sie streckten ihre raubgierigen Hände und ihren gebieterischen Sinn noch weiterhin aus.

Athen.

Am südöstlichen Ende von Mittelgriechenland lag die Landschaft Attika. Sie streckt sich in's Aegäische Meer hinein als eine Halbinsel, welche mit ihrer Spitze in das hohe Vorgebirge Sunium ausläuft. Sie ist im Innern auch gebirgig; da erhebt sich der honigreiche Berg Hymettus, der marmorreiche Pentelikon und das silberreiche Gebirge Laurium. Sie hat aber auch treffliche Thäler und Ebenen, in welche von den duftigen Höhen nicht viele, aber silberhelle Bäche herabfließen und die mit edeln Gewächsen mancherlei Art, namentlich aber mit Wäldern von Oelbäumen, bedeckt sind, aus denen noch die Bewohner ihre Hauptnahrung ziehen. — Hier lebte das geistreichste und heiterste Volk der alten Welt. Aber „geistreich" nicht in dem Sinne, wie man von geistreichen Predigten spricht, und „heiter" in einer Freude, die nicht bleibender Art ist. Bei diesem Volke entfaltete sich der menschliche Geist am herrlichsten. Verstand und Witz, Kunst und Wissenschaft, so weit die Kräfte der Natur reichen, kamen hier in wunderbarem Glanze hervor. Aber es war doch im Ganzen ein sehr leichtes lockeres Volk und ein sehr eitles, ehrgeiziges, selbstsüchtiges Volk, und war im Höheren blind wie die andern, ob es auch Einige ahnten und sehnsüchtig zu ihm hinstrebten.

Das ganze Land Attika wurde schon von Theseus (S. 50) zu Einem Staate vereinigt, dessen Hauptstadt das unfern des Meeres gelegene, mit drei nahen Schiffshäfen versehene Athen war. Es war aber nicht bloß die Hauptstadt im gewöhnlichen Sinne, sondern alle freien Bewohner Attika's galten als Bürger dieser Einen Stadt. Sie war Alles in Allem; daher wir auch hinfort nur von den Athenern reden, ohne die anderen Bewohner Attika's auszuschließen. — Hier herrschten von Theseus ab Könige, bis auf Kodrus, welcher a. 1068 sich selbst in den Opfertod gegeben haben soll, weil ein Orakel ausgesprochen, es würden, thäte er dies, die vom Peloponnes heraufdringenden Dorier Attika nicht erobern können. Haben's auch nicht bekommen. Von da an schon war Attika ein Freistaat. Es hatte aber der Adel, hier die Eupatriden genannt, die Macht einige Jahrhunderte lang; es bestand also auch in Attika zuerst eine Aristokratie. Allein die Aristokraten beuteten das harte Schuldrecht aus, um allen Besitz an sich zu bringen; darüber wurde der gemeine Mann aufgebracht und es folgten lange Unruhen und schwere Kämpfe. Zuletzt trat eine völlige Anarchie ein, welche Drakon's Gesetzgebung 621 nicht beilegen konnte. Da flehten Alle den Solon an, durch eine neue Gesetzgebung dem betrübten Zustand ein Ende zu machen.

Solon, der Weise (S. 73), wird geschildert als ein Mann voll Verstand und Würde, und obwohl vornehmen Geschlechtes, voll Bescheidenheit, Milde und Freundlichkeit gegen die Aermsten und Geringsten. Er hatte durch seinen Charakter, sowie schon durch Verdienste um seinen Staat und ganz Griechenland, sich das allgemeine Vertrauen erworben. Er willfahrte der allgemeinen Bitte und gab seinem Staat eine Verfassung a. 594, die wir nun auch in ihren Grundzügen darstellen wollen.

Solon theilte alle Bürger, außer denen es noch Metöken (Schutzgenossen) und Sklaven gab, nach ihrem Vermögen in vier Klassen, in solche, welche 500, 360, 180 und weniger Scheffel Gerste jährliche Einkünfte hatten. Darnach wurden

die Steuern berechnet, und die Reichsten entrichteten am meisten. Zum Kriege hatten sich die zwei ersten Klassen als Reiter, die zwei letzten als Fußsoldaten, und zwar die dritte als Schwerbewaffnete, die vierte als Leichtbewaffnete zu stellen. Alle vier Klassen nahmen gleichen Theil an den allgemeinen Bürgerrechten, namentlich an der Volksversammlung, und sie genossen dasselbe Recht vor Gericht, so daß dem Herrenstand hinfort kein Vorzug vor Gericht mehr eingeräumt wurde. Aber nur die drei ersten Klassen konnten zu Staatsämtern gelangen, die vierte nicht.

Die Regierung besorgten neun Archonten (Regierer), welche jährlich neu gewählt wurden. Ihnen zur Seite stand ein Ausschuß von 400 Bürgern, die Bule, zu deutsch der Rath. Er hatte den Archonten zu rathen; an ihn mußten alle Anträge gebracht werden; er führte den Vorsitz bei der Volksversammlung. Die Volksversammlung war der eigentliche Herr. Sie war es, welche über die Vorlagen und einstweiligen Beschlüsse der Bule verhandelte und endgiltige Bestimmung traf, welche neue Gesetze gab, politische Verbrechen bestrafte, die Steuern festsetzte, die Verwendung der Staatseinkünfte controlirte, die Beamten wählte, über Krieg und Frieden entschied 2c. Sie stimmte durch Handaufhebung oder durch Abgabe eines Steinchens, auch eines beschriebenen Scherbens ab, und die Mehrheit der Stimmen entschied. So war denn die Hauptmacht bei dieser Volksversammlung, und der Athenische Freistaat eine Demokratie.

Aber nun setzte der weise Solon noch eine hohe Behörde hin, den Areopag, welcher aus den jährlich abgehenden Archonten, die bei der Prüfung ihrer Amtsverwaltung untadelig befunden wurden, gebildet wurde. Dieser Areopag hatte über die öffentliche Erziehung der Jugend, über die Sitten der gesamten Bürgerschaft, über die Aufrechterhaltung der Religion zu wachen. Er hatte das Gericht in den peinlichen Fällen, Mord, Meineid, Religionsstreit, während über die gewöhnlichen Rechtsfälle eine Art Geschwornengericht, die Heliäa, urtheilte. Der Areopag hatte aber auch das Recht, die von der Volksversammlung gefällten Beschlüsse, wo er es nöthig fand, nachgehends zu prüfen und selbst sie außer Geltung zu setzen. Er sollte da nur in äußerster Noth, um Uebereilungen des Volks zu bessern, eingreifen; aber wir sehen, welch heilsame Schranke dieser hohe Gerichtshof für das launenhafte, leidenschaftliche, oft so ungerecht verfahrende Volk und namentlich für ein Athenisches Volk war, und daß also Solon eine gemäßigte Demokratie einführte. — Das war des Gesetzgebers Hauptabsicht, die Leitung des Staates in die Hände der Verständigsten zu bringen, und sowohl den Druck eines übermüthigen Adels zu beseitigen, als auch der Pöbelherrschaft einen Riegel vorzuschieben. Und das letztere that er durch den Areopag: dieser sollte die Hauptstütze seiner Verfassung sein.

Die Erziehung der Kinder (der Knaben) war der größten Sorgfalt befohlen; und sie sollten nicht so einseitig wie in Sparta, sondern gleichmäßig nach Leib und Geist ausgebildet werden. Darum mußten sie von früh an fort und fort öffentliche, mit tüchtigen Lehrern versehene Schulen besuchen, um nicht bloß Lesen, Schreiben und Singen, sondern auch Flötenblasen, Citherspielen und Gedichte auswendig zu lernen, weiterhin auch im Zeichnen, in der Zahlenlehre, Größenlehre, Denklehre, Sittenlehre, Geschichte und vornehmlich in der Redekunst Unterricht zu empfangen. Daneben giengen immer die leiblichen Uebungen her, und vom 16. Jahre an mußten sie sich besonders in Führung der Waffen tüchtig machen. Mit dem 18. Jahre traten sie förmlich in's Militär ein, nachdem sie am Altare der Götter gelobt, ihre Waffen nicht durch Feigheit zu beschimpfen, ihren Posten im Kriege nicht zu verlassen und freudig, wenn's sein müsse, für's Vaterland zu sterben. Mit dem 20. Jahre durften sie an der Volksversammlung theilnehmen und waren ganze Bürger. Jeder Athener war gehalten, mit Schild und Schwert den äußern Feind abzuwehren, ebenso innern Streit durch Parteinahme und durch die mächtige Waffe der Rede entscheiden zu helfen.

Wir haben das noch hervorzuheben, daß in der Solonischen Verfassung mehr eigentliche Moralität (Sittlichkeit) als bei der Lykurgischen zu finden ist. Denn

nicht nur daß, wie in Sparta, jeder öffentlich in Lastern (Völlerei, Unzucht 2c.) Lebende von jedem Amte ausgeschlossen sein sollte, es kamen darin auch solche Bestimmungen vor: Wer ein Kind, ein Weib, einen Armen beleidigt, der kann von jedem Bürger deshalb vor Gericht gezogen werden. Wer seine Eltern im Alter nicht versorgt oder gar mißhandelt, der soll mit Geld, Gefängniß und Verlust der bürgerlichen Ehren gestraft werden. Ehrerbietung gegen die Eltern wurde nächst der Ehrfurcht gegen die Götter von Solon ganz besonders eingeprägt.

Seine Gesetzgebung blieb bei ihren sichtlichen Vorzügen vor der Lykurgischen doch nicht so lange unverändert als diese. Wie wohlmeinend und wohlberechnet der Weise sie gestellt hatte, er befriedigte doch nicht Alle damit. Die Unruhen und Streitigkeiten hörten nicht auf. Vornehme und Gemeine rieben sich immerfort an einander. Bald war diese Partei, bald jene im Vortheil; zwischenein herrschte auch der kluge Pisistratus als Tyrann; bis nach Vertreibung seines Sohns 510 die demokratische Richtung die Oberhand gewann und die Verfassung etwas änderte. — Zwar mischten sich die Spartaner drein, welche schon in ganz Griechenland das große Wort führen wollten, und suchten mit Hilfe ihrer Bundesgenossen, der Thebaner, Chalcidier und Aegineten, gewaltsam die Aristokratie in Athen wieder aufzurichten. Aber da setzten sich die Athener mannhaft zur Wehre, und siehe, sie schlugen ihre so starken Feinde glorreich aus dem Feld a. 507—4. Ihr Sieg zeigte ihnen, was sie vermöchten; und ein anderer größerer Kampf und Sieg stärkte ihr Kraftgefühl noch viel mächtiger.

§ 4. Der erste griechisch-persische Krieg.

Wir kommen jetzt in der griechischen Geschichte dahin, wo sie sich mit der (S. 79) erzählten persischen verknüpft. Es ist der vierte persische Weltmonarch, der uns hier wieder vor's Auge tritt, Darius Hystaspis.

Die griechischen Kolonisten in dem schönen Kleinasien, im Allgemeinen Jonier genannt, lebten unter persischer Oberherrschaft; und sie hatten es nicht schlecht darunter. Ihre Städte blühten prächtig; Reichthum und die Fülle wohnte in ihren Palästen. Milet strahlte wie die Krone von allen, die Mutter von 80 Pflanzstädten. Allein sie wollten auch von der süßen Frucht griechischer Freiheit kosten, und so empörten sie sich. Milet machte den Anfang, und die andern folgten schleunig nach, 499. Es war wie Ein Schlag, so wurden in allen jonischen Städten die persischen Beamten vertrieben und die Herstellung der Volksfreiheit ausgerufen. Weil sie aber richtig vermutheten, der Weltmonarch werde nicht ganz stille zuschauen, so schickten sie eilig in's Mutterland nach Europa um Beihilfe herüber. Aber die dortigen Griechenbrüder beeiferten sich gar nicht so sehr, ihnen beizustehen; die allermeisten regten sich nicht einmal; nur Athen sandte 20 und die Stadt Eretria auf Euböa 5 Schiffe.

Indessen rückten jetzt die vereinigten Griechen gen Sardes, wo der Persische Statthalter über Lydien, Artaphernes, residirte. Sie erstürmten die Stadt 498, und unter ihrem Muthwillen gieng sie in Flammen auf. Aber diese Flammen entzündeten die Bewohner dermaßen, daß sie alle ihre Kraft zusammenfaßten, mit äußerster Wuth die Mordbrenner anfielen und sie in die Flucht schlugen. Später kam auch ein Hilfsheer aus dem Innern Persiens und verfolgte die Verbündeten. Zuletzt wurden sie in einem Seetreffen bei der Insel Lade auf's Haupt geschlagen, 496. Denn die Jonier hatten wohl gelernt zu prangen und zu schwelgen, aber nicht, sich tapfer zu schlagen. Sie erlitten grausame Strafe. Milet wurde zum Dank für Sardes hinwieder verbrannt, dazu die Männer erwürgt, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Das war aber erst der Anfang!

Der großmächtige Darius war entrüstet, daß die Athener und Eretrier, deren ganze Macht er mit seiner kleinen Zehe zertreten zu können meinte, es gewagt hatten, mit den Jonischen Rebellen gegen ihn zu kämpfen. Sie sollten gezüchtigt und bei

dieser Gelegenheit ganz Griechenland unterjocht werden. Zu dem Ende schickte er eine Land- und Seemacht unter seinem Schwiegersohn Mardonius ab. Allein es wollte ihm auch mit Griechenland, wie dort mit Scythien, nicht so schnell gelingen; seine Flotte wurde 492 am Vorgebirg Athos durch Sturm übel zugerichtet und sein Landheer von dem Thracischen Volk der Bryger angefallen und hart mitgenommen. Mardonius mußte nach Hause zurück, ohne einen griechischen Grashalm niedergetreten zu haben.

Indessen hat ein Persischer Großkönig die Mittel zur Herstellung einer neuen und größern Kriegsmacht. Schon 490 fährt eine gewaltige, mit Kriegsvolk dicht besetzte Flotte des Darius unter den Befehlshabern Datis und Artaphernes gerade auf Griechenland los. Herolde gehen voraus und durchziehen ganz Griechenland; sie fordern überall Erde und Wasser, die Zeichen der Unterwürfigkeit. Viele Staaten des Festlandes und die meisten Inseln reichen sie willig dar, die Athener aber werfen die Boten in eine Grube, die Spartaner in einen Brunnen, „da sollten sie sich Erde und Wasser selbst holen." Nun landen die Persischen Krieger an der langen, östlich an Hellas sich hinstreckenden Insel Euböa. Sie fallen über das frevelhafte Eretria her, zerstören's von Grund aus und schicken die Einwohner in Ketten dem Darius nach Asien. Dann verwüsten sie die ganze Insel mit Feuer und Schwert. Sofort setzten sie über die schmale Meerenge nach Attika herüber. Die Athener, welche wohl wußten, daß es ihnen noch mehr als den Eretriern gelte, die das Wort gehört, welches sich Darius täglich dreimal von einem Diener zurufen ließ: „Herr, gedenke der Athener!" hatten sich emsig gerüstet, selbst einige tausend Sklaven bewaffnet, was nur in höchster Noth geschah, auch überallhin Schnellläufer um Sukkurs gesandt. Allein die griechischen Brüder zeigten sich sehr theilnahmslos; das einzige Platäa in Böotien schickte Hilfstruppen, und Sparta wollte zwar, that aber zu wissen, daß es seine Mannschaft aus religiösen Gründen erst mit dem Vollmond ausziehen lassen könne.

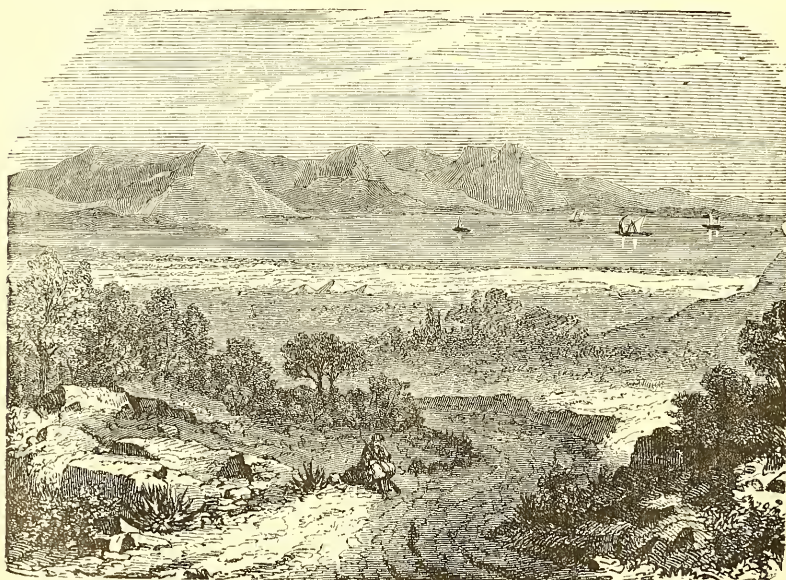


Fig. 42. Marathon.

Doch die vereinten Athener und Platäer ziehen für sich allein muthig dem Perserheer entgegen. Als sie jedoch das ungeheure erblicken, beginnt den meisten

das Herz zu sinken und begehren wieder umzukehren. Da redet ihnen aber Miltiades, einer der zehn Anführer, brennend von Vaterlandsliebe, so feurig an's Herz, daß sie sich zum Kampf entschließen. Miltiades leitet alles; die andern Anführer haben sich ihm freiwillig untergeordnet. So wurde die Schlacht bei Marathon, fünf Stunden von Athen, geschlagen, 12. Sept. 490. Zehntausend Griechen stehen einem Perserheer von weit über hunderttausend Mann gegenüber. Die Perser schicken lachend einen Hagel von Pfeilen gegen sie; als aber die Griechen, rechts die Athener, links die Platäer, in der Mitte die Sklaven, im Sturm gegen sie anlaufen und mit ihren Spießen ihnen den Leib anrühren, da vergeht ihnen das Lachen schnell. Sie werden auf beiden Flügeln geworfen. Jene eilen jetzt den bedrängten Sklaven im Centrum zu Hilfe, werfen auch da die Perser zurück; und nun arbeiten sie immer vorwärts und so furchtbar in die Feinde hinein, daß diese entsetzt die Flucht geben und auf ihre Schiffe losstürzen. Doch nehmen ihnen die verfolgenden Griechen, denen sie ihr ganzes Lager auf dem Lande zurücklassen, noch sieben Schiffe weg. — Nach geendeter Schlacht marschirten die Spartaner auf, betrachteten den Kampfplatz und lobten ihre tapfern Brüder. Auf einen gefallenen Griechen kamen 33 Perser. Unter Siegesliedern führte Miltiades sein bekränztes Herr nach Athen zurück, wo er als Retter des Vaterlandes begrüßt ward. Lange feierten die Athener den Marathonischen Schlachttag. Den „asiatischen Barbaren" schwuren sie ewige Feindschaft.

Held Miltiades fuhr bald darauf mit 70 Schiffen nach der Insel Paros, einer der Cykladen, um sie wegen ihrer Freundschaft mit den Persern zu züchtigen. Allein er zerstieß sich den Fuß an ihren starken Mauern; und als er, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Athen zurückkehrte, wurde er deshalb auf Leib und Leben angeklagt. Die Volksversammlung schnaubte über ihn. Kaum konnten seine Freunde „den Retter des Vaterlands" vom Missethätertod erretten. Aber zu einer Strafe von 50 Talenten wurde er verurtheilt; und weil ein Talent („Centner" in der Schrift) 4710 ℳ betrug, so war das eine feine Summe, und weil er nicht gleich so viel Baarschaft hatte, so wurde er einstweilen in's Gefängniß gelegt, worin er an seiner Beinverletzung starb!

§ 5. Der zweite griechisch-persische Krieg.

Nach des Miltiades Tode hatten zu Athen zwei Männer das größte Ansehen unter allen. Der eine, Aristides, war der Gerechte beigenannt, weil er in seinen öffentlichen Aemtern auf's gewissenhafteste handelte und sich nie bestechen ließ. Er war einer der zehn Feldherren im großen Kriege gewesen, und er hatte die andern vermocht, dem Miltiades als dem Tüchtigsten den Oberbefehl allein zu überlassen, unter dem er dann auf's tapferste gefochten. Als Staatsmann hatte er sich die größten Verdienste um sein Vaterland erworben. Der andere, Themistokles, war ein Mann von ausnehmender Klugheit, von feuriger Thatkraft, von kühner Entschlossenheit; auch besaß er eine ausgezeichnete Rednergabe, die namentlich bei den Athenern Vortheil brachte. Größer aber als alles an ihm war sein Ehrgeiz. Er erhielt auf seine Bitten eine Flotte, um die griechisch-persischen Inseln zu plündern, überfiel sie damit und brachte die reichste Beute heim. Da stieg er noch viel höher in der Gunst seines Volkes, ihm selbst doch noch nicht hoch genug.

Denn Aristides, der Hochverehrte, stand immer noch neben ihm; und er kann keinen gleich Gewichtigen im Staate dulden, er will der Erste sein. Da macht er dem Volke weiß, Aristides trachte darnach, sich zum Oberherrn aufzuschwingen, ja dem Volke seine Freiheit zu rauben, und trägt auf Verbannung des Frevlers an. Und siehe, es läuft alles Athenische Volk mit Scherben herbei, um sie mit der Aufschrift „Aristides" in die Verbannungs-Urne zu werfen. Aristides stand auf der Seite und sah dem Gedräng um die Urne ruhig zu. Da lief ein Mensch, der nicht schreiben konnte, mit

seinem Scherben auf ihn zu und bat: „Schreib mir doch den Namen des Aristides darauf!“ Er fragte: „Was hat dir denn der Mann gethan?“ Er antwortete: „Nichts! ich kenne ihn gar nicht; aber es verdrießt mich, daß er allein der Gerechte sein soll.“ Aristides beschrieb gutwillig den Scherben. Er ward wirklich auf zehn Jahre aus dem Vaterland verbannt! — Also stand Themistokles allein an der Spitze Athen's, und das muß ihm bezeugt werden, er that alles Mögliche, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Insonderheit lag ihm daran, dessen Seemacht zu heben; denn er erkannte richtig, daß es sich damit am ersten emporschwingen könne. Zu diesem Behuf setzte er den Beschluß durch, daß die Einkünfte aus dem Laurischen Bergwerke zum Schiffbau sollten verwendet werden; und er baute in einer Kürze 100 neue Schiffe davon. Er wollte damit auch seinen Staat gegen die Perser rüsten, denn er erwartete, daß dieselben wiederkommen würden.

Und freilich gieng auch schon Darius damit um, die Marathonische Schmach zu rächen; aber der Tod nahm ihn über seinen Vorbereitungen weg. Sein Sohn Xerxes I. setzte die Zurüstungen einige Jahre lang mit äußerster Anstrengung fort. Er wollte nicht Athen allein züchtigen, nicht Griechenland allein erobern; der Beherrscher Asien's und Afrika's wollte auch Europa zu seinen Füßen legen. Sein Oheim Artabanus stellte ihm zwar wohlmeinend vor, die Götter litten nicht, daß die Menschen ihnen gleich groß würden; allein das schlug er in den Wind. Endlich hatte er aus allen Theilen seines ungeheuern Reichs ein Heer beisammen, wie die Welt bis auf unsern Tag noch kein solches sah. Es zählte 800,000 Mann zu Fuß und 80,000 Reiter ohne den Troß von Weibern und Knechten. „Es hätte manchen Fluß ausgetrunken und manche große Stadt rein aufgezehrt.“ Daneben war eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen (Dreideckern) mit 3000 Lastschiffen versammelt. — Der König führte das Landheer selbst, welches diesmal den Landweg nach Griechenland machen sollte. Er kam mit ihm an den Hellespont. Hier ließ er Schiff an Schiff durch Anker und Taue befestigen, und so vermittelst aufgelegter Balken und Bretter eine Schiffbrücke schlagen, auf welcher das Heer von Asien nach Europa hinüber marschiren sollte.

Das Meer empört sich im Sturm und reißt die Brücke weg. Da läßt Xerxes das Meer geißeln und eine neue Brücke bauen, und das Meer bleibt nun ruhig. Ehe der Zug hinübergeht, hält der Herrscher eine Heerschau. Er sitzt auf einem hohen Throne von weißen Steinen und überschaut mit Staunen und Freude das Gewühl der Menschen aus allen Himmelsgegenden mit ihren verschiedenen Gesichtern, Trachten und Waffen. Plötzlich verändert sich sein Antlitz, es wird ernst und Thränen laufen darüber herab; denn er denkt daran, daß von diesen Millionen vielleicht keiner das hundertste Jahr erreichen werde. Nun, dieser Gedanke hätte ihn demüthigen können, war er doch selbst einer dieser Hinwelkenden! aber so weit kam er nicht. — Am andern Morgen bringt Xerxes dem ausstrahlenden Lichtgotte ein Trankopfer aus goldener Schale, wirft dann die Schale samt einem goldenen Becher und Säbel in's Meer, und der Zug beginnt. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte derselbe ununterbrochen fort.

Das Heer kam durch Thracien und Macedonien nach Thessalien herein. Letzteres gehörte schon zu Griechenland. Da wird wohl gleich ein ansehnliches Griechenheer stehen und die Perser empfangen? Nein! selbst die drohende allgemeine Gefahr hatte die freien Griechen nicht vereinigen können. Nur 10,000 Hilfstruppen waren Thessalien zugezogen; und da diese bei der Annäherung des Xerxes zurückwichen, so ergaben sich ihm die Thessalier ohne Widerstand und stellten sich noch selbst als Krieger in sein Heer. — Die vom Könige ausgesandten Boten brachten ihm von vielen Städten die Zeichen der Unterwerfung. Andere erklärten, daß sie neutral bleiben wollten. Doch Athen und Sparta nebst den meisten Städten im Peloponnes, sodann Thespiä und Platäa in Böotien und etliche andere waren zum Kampfe bereit. Schnell stellten sie jetzt alle Zwistigkeit unter sich selbst ein, und beschworen

einen Bund gegen die Barbaren. Es war vornehmlich dem rastlosen Wirken des Themistokles zu danken, daß dieser Bund zu Stande kam.



Fig. 25. Gegend der Thermopylen.

Von Thessalien nach Hellas führte den Xerxes eine einzige Straße, der Engpaß bei Thermopylä. Er läuft zwischen Meer, Gebirg und Sümpfen zuweilen nur wagenbreit hin. Eilig ward dieser Engpaß mit 6000 Griechen unter Anführung des Spartaners Leonidas besetzt. Dieser ist entschlossen, um den wichtigsten Posten bis zum Tode zu kämpfen; und hier zeigte sich allerdings Spartanischer und überhaupt Hellenischer Heldenmuth.

Seine Krieger erneuern die alte Vermaurung, dann flechten sie ihre Haare, schmücken sich wie zum Fest, halten Kampfspiele, singen frohe Kriegsweisen, jauchzen und tönen. Die Persermasse wälzt sich heran, Xerxes schickt einen Herold an die Griechen und verlangt die Auslieferung ihrer Waffen. Der trägt die lakonische Antwort zurück: „Hol' sie dir!" Ein Thessalier schleicht zur Griechenschar und spricht: „Was wollt ihr machen? Der Feinde sind so viel, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln!" Der hört die Antwort: „Desto besser, so fechten wir im Schatten!" Vier Tage lang wartet Xerxes, dann heißt er die Meder vordringen. Sie thun's, können aber ihre Menge nicht ausbreiten; jeder Mann hat seinen Gegner, und die Griechen stoßen viel kräftiger. Haufen von persischen Leichen füllen den Hohlweg; immer neue rücken nach; sie mühen sich umsonst, es öffnet sich ihnen kein anderer Durchgang als der in die andere Welt hinüber. Da ruft der Ergrimmte noch die Tapfersten seiner Truppen vor, die zehntausend Unsterblichen, wie er sie betitelt hatte und trotz seiner thränenweckenden Gedanken am Hellespont immer noch nannte. Diese stürzen brüllend heran, und es entsteht ein entsetzliches Gemetzel; aber auch die Unsterblichen werden zurückgeschlagen, nachdem mancher von ihnen seine Sterblichkeit erfahren.

Die Sache der Griechen gieng durch Verrath verloren. Ein schuftiger Grieche, Ephialtes, entdeckte dem König um Geld einen Fußpfad, auf welchem während der Nacht 20,000 Mann das Gebirge überstiegen. Leonidas erfuhr den Verrath noch in der Nacht durch einen Jonischen Ueberläufer. Da rieth er selbst seinen Bundesgenossen, nach Hause zu gehen und ihr Leben für's Vaterland zu sparen. Nur er

blieb mit 300 Spartiaten und 400 Thebanern, die er als Geiseln für die Treue ihrer Stadt mitgenommen; auch 700 Thespier blieben, die ihn nicht verlassen wollten. Am Morgen heißt er seine Leute frühstücken: „das Abendbrot würden sie im Todtenreich einnehmen." Drauf führt er die todesmuthige Schar etwas weiter im Passe vor, wo er breiter ward. Sie würgt furchtbar unter den andringenden Persern; zahllos sinken sie hin, selbst zwei Brüder des Königs. Jetzt aber kommen die über's Gebirg Gestiegenen von hinten her, und die Griechen fallen alle, ausgenommen manche Thebaner, die betheuerten, nur gezwungen gekämpft zu haben. Xerxes ließ dem Leonidas den Kopf abschlagen und auf einen Pfahl stecken. Aber die Griechen setzten nachher diesen Helden schöne Denkmale, und ihr Ruhm gieng von Kind auf Kindeskind. Das war im Juli 480.

Die Perser fluteten durch das geöffnete schaurige Thor nach Hellas herein. Sie verheerten alles auf ihrem Wege; die Städte wurden verbrannt, die Kinder gespießt, die Weiber geschändet, denn es waren allerdings Barbaren. Besonders an den Städten Thespiä und Platäa, deren Mannschaft gegen sie gekämpft hatte, ließen sie ihren Grimm barbarisch aus. Noch rauchten die Aschenhaufen dieser Städte, als sie wüthend in Attika eindrangen, und auch das schöne Athen, von seiner Schutzgöttin Pallas Athene verlassen, sank in einen Schutthaufen zusammen. Doch waren die Greise, Weiber und Kinder nach der Insel Salamis und andern befreundeten Orten entsendet worden, die Männer und Jünglinge aber hatten die Schiffe bestiegen, weil das delphische Orakel ausgesprochen: „hinter hölzernen Mauern würden sie sicher sein." Wohl hätte Athen stehen bleiben mögen, wenn die Verbündeten ihr gesammeltes Landheer dem Xerxes nach Böotien entgegengeführt hätten. Allein die lieben Griechen pflegten auch dann nicht einig zu sein, wenn sie zu gemeinschaftlicher Sache beisammen waren. Sie stritten immer, was das beste zu thun sei, und ließen die Perser derweilen sengend und mordend Hellas durchziehen. Und die Peloponnesier dachten eben an das Heil des Peloponnes, giengen vor dem nahenden Feind über den Isthmus zurück, und waren eifrig daran, die Landenge durch Aufführung einer Quermauer zu versperren, daß der Feind nicht zu ihnen hinab könnte!

Es war auch keine volle Einigkeit bei der vereinigten griechischen Flotte, die sich doch schon bei Artemision glücklich mit der persischen geschlagen hatte. Jetzt lag jene im Saronischen Meerbusen zwischen der Attischen Stadt Eleusis und der Insel Salamis. Der Spartaner Eurybiades commandirte sie; unter ihm befehligte Themistokles die Athenischen Schiffe (200 unter 366). Als nun das ungeheure Landheer der Perser am Ufer erschien und zugleich ihre heransegelnde Flotte sichtbar ward, da wollte alles in der nächsten Nacht auf und davon, ein jeder seiner Heimat zu; und so wären die Vereinzelten von der Persermasse erdrückt worden. Hier aber ersann der schlaue und entschlossene Themistokles ein sonderliches Mittel, sie beisammen zu halten und zur Schlacht zu zwingen. Er schickte ungesäumt einen treuen Sklaven zum Xerxes und ließ ihm sagen: „Ich bin dein Freund! Die Schiffsführer wollen furchtsam sich zerstreuen; laß sie nicht auseinander. Die ganze Flotte ist in deinen Händen, wenn du sie noch vor Mitternacht umzingelst." Xerxes traute, und ließ noch Abends die Meerenge von beiden Seiten mit seinen Schiffen schließen, so daß die griechischen nicht hie, nicht da entwischen konnten. Themistokles frohlockte und sprach zu den andern Führern: „Nun werdet ihr doch fechten!?"

So erfolgte die Seeschlacht bei Salamis, 20. Sept. 480. Sie begann am frühesten Morgen, nachdem die Griechen vorher drei gefangene junge Perser den Göttern der Unterwelt geopfert hatten, was auch barbarisch genug war. Die Griechen hatten nur 366 kleine gegen 1000 große persische Schiffe; aber sie kämpften überaus tapfer, und der Wind war ihnen günstig, und noch mehr der Ort. Denn die Perser konnten in der Meerenge von ihrer Uebermacht keinen Gebrauch machen. Auch bewegten sich ihre großen Fahrzeuge viel schwerer als die kleineren der Griechen. Diese

rannten an die persischen Kolosse hin, daß die Rümpfe derselben von ihren Schnäbeln durchbohrt wurden und sie mit Mann und Maus untersanken. Auch waren die Griechen flinker als ihre Gegner; sie schwangen sich an Bord der feindlichen Schiffe und metzelten die Mannschaft derselben so hurtig nieder, daß sich bald der Rest ergab. Wie mochte dem stolzen Weltmonarchen zu Muthe sein, der vom goldenen Throne am Ufer der Schlacht zusah! Und seine Schreiber saßen um ihn her, die Großthaten seiner Leute gleich frisch aufzuzeichnen! Den ganzen Tag wurde gekämpft; die Meerenge war voll Trümmer und Leichen. Am Abend war die Niederlage der Perser vollendet; 200 ihrer Schiffe lagen im Meeresgrund; viele hatten die Griechen erobert; der Ueberrest suchte das Weite.

Und Xerxes stieg von seinem goldenen Thron finstern Geistes, und hatte sich die Zähne verbissen, daß er eilends nach Asien heimkehrte. Doch ließ er seinen Schwager Mardonius mit 300,000 Mann Kerntruppen zurück, um Griechenland vollends im nächsten Frühjahre zu erobern. Wie fühlten sich aber die Griechen durch diesen glorreichen Sieg gehoben, und wie schwoll das Herz namentlich den Athenern, die am zahlreichsten dabei betheiligt waren und nebst den Aegineten am tapfersten gekämpft zu haben das Zeugniß erhielten!

Als nun Mardonius, der sich aus dem verödeten Hellas zur Ueberwinterung nach Thessalien zurückgezogen, durch freundliche Versprechung die Athener gewinnen wollte, wurde er auf's entschiedenste zurückgewiesen. Da drang er im Frühjahr wieder nach Attika vor. Die Griechen hatten den Winter auf ihren Lorbeeren geschlafen, und wachten etwas zu spät auf. Die Athener sahen sich abermals verlassen; sie mußten ihre Stadt, zwischen deren Trümmern sie sich Hütten gebaut, nach acht Monaten auf's neue gesegnen und samt ihrer Habe auf der Insel Salamis Zuflucht suchen. Die Perser verwüsteten Athen und Attika noch gründlicher als im vorigen Jahre, und giengen hierauf nach Böotien zurück.

Endlich aber, schon tief im Sommer drin, sehen wir die Verbündeten wieder beisammen. Unter dem spartanischen Feldherrn Pausanias (denn bei allen gemeinschaftlichen Unternehmungen führten jetzt noch die Spartaner das Oberkommando) rückte ein Heer von mehr als 100,000 Mann dem Mardonius nach Böotien nach, und es kam dort bei den Ruinen von Platäa zur Schlacht am 25. Sept. 479. Die Griechen erfochten den vollständigsten Sieg; doch waren sie alle beim ersten Angriff zurückgewichen, die Athener unter Aristides und die Spartaner ausgenommen. Diese schlugen die Perser, jene die griechischen Bundesgenossen der Perser. Mardonius selbst kämpfte auf's tapferste, und so lange er sich vorne dran auf seinem weißen Rosse tummelte, hielten sich auch seine Leute brav. Als er aber, von einem Stein getroffen, vom Pferde sank, fuhr ein solcher Schrecken in sie, daß sie alle in ihr befestigtes Lager rannten; als dies von den Griechen erstürmt war, ließen sie sich geduldig hinschlachten. Es fielen 250,000 Perser. Nur ein geringer Rest rettete sich nach dem Hellespont. Die Beute im eroberten Lager war überreich; davon ein Theil den Göttern geweiht, das andere unter die Sieger vertheilt wurde. Um keinerlei Eifersucht zu erregen, verzichteten die Athener hier, wie nach dem Sieg bei Salamis, auf den wohlverdienten Ehrenpreis, was ihnen gewiß hoch anzurechnen ist.

Und welch ein wunderbares Zusammentreffen! Am nämlichen 25. Sept. 479 wurde der Rest der persischen Flotte am kleinasiatischen Vorgebirg Mykale von der griechischen Seemacht aufgefunden und gänzlich zerstört. Diese zwei großen Siege machten den Einfällen der Perser in Griechenland für immer ein Ende.

Froh kehrten die Athener, Jung und Alt, nach ihrer verödeten Wohnstätte zurück, und bauten sie schöner und fester auf. Weiber und Kinder arbeiteten mit den Männern in die Wette an den neuerstehenden Mauern derselben. Sie umgaben auch ihren größten und besten Hafen, den Piräeus, mit einer zwei Wagen dicken Mauer und machten ihn zu einer eigenen Festung. (In der Folge ward der Piräeus noch durch

eine meilenlange doppelte Mauer mit der Stadt zu Einem Ganzen verbunden.) Themistokles war die alles klüglich anlegende und rührig betreibende Seele. Er ruhte nicht, seine Vaterstadt zur Oberherrin in Griechenland zu erheben und dadurch sich selbst eine Ehrensäule zu errichten. Sein Name war seit Salamis hoch- und weitberühmt. Als er bei den nächsten Olympischen Spielen, an denen ganz Griechenland theilnahm, nach schon begonnenem Wettkampfe erschien, da geschah das Ungewöhnliche, daß alle die Augen von den Kämpfern weg nach ihm wendeten, während sein Name von allen Lippen erscholl. Gerührt bekannte er seinen Freunden, das sei der schönste Tag seines Lebens. Gott gebe uns schönere!

Allein auch dieser Mann mußte die Unbeständigkeit der Volksgunst erfahren. Daß er selbst von seinen Verdiensten so viel Rühmens machte und durch seine Seeexpeditionen so reich geworden war, das erregte Verdruß, und so wurde auch Er, „der Retter Griechenlands", durch das Scherbengericht verbannt 471. Auch noch in der Fremde verfolgt, mußte er sich dem Perserkönig (!) in die Arme werfen, in dessen Gebiet er einsam starb. — Er hatte es freilich schon am Aristides verdient, welcher dagegen noch vor Ablauf der zehn Jahre aus seiner Verbannung zurückgerufen worden war. An der Schlacht bei Salamis hatte er noch als Verbannter theilgenommen und dem Themistokles mit Rath und That zum Sieg geholfen. Er starb 467 im geliebten Vaterlande, nachdem er demselben mit größtem Eifer und rühmlichster Bescheidenheit und so uneigennützig gedient hatte, daß seine Beerdigung auf Staatskosten besorgt werden mußte, weil er kein Vermögen hinterließ. Zum Dank für die Opferfreudigkeit des ganzen Volkes hatte er für alle Bürger die Berechtigung zu den Staatsämtern durchgesetzt. Aristides ist wohl auch wie Solon eine von den Heidenseelen, an denen eine vorlaufende göttliche Gnade gearbeitet hat.

§ 6. Athens Höhe.

Es war auf einer allgemeinen Hellenenversammlung beschlossen worden, den Krieg gegen die Barbaren, der schon bei Mykale von der Vertheidigung zum Angriff übergegangen war, nunmehr angriffsweise fortzusetzen. Jener Sieg an Kleinasiens Gestade hatte bereits die meisten Inseln und viele jonische Küstenstädte frei gemacht. Wohlauf! hieß es jetzt, das Perserjoch muß bei allen Hellenischen Brüdern zertrümmert werden!

Unter dem Oberbefehl des Pausanias, des Helden von Platäa, lief eine gemeinschaftliche Flotte von hundert Schiffen aus. Und es gieng sehr glücklich. Das große schöne Cypern ward vom Feinde gesäubert, die wichtige Stadt Sestos am Hellespont im Hui erobert, sogar Byzanz, ein Hauptwaffenplatz der Perser, eingenommen ꝛc.

Das schrieb sich aber alles Pausanias zu, als ob er's allein gethan; und sein eitles Herz ward über die Maßen stolz und verblendet. Und so wurde er Ursache, daß nun das größte Gewicht in Griechenland von Sparta auf Seite Athens kam. Er behandelte die andern griechischen Führer geringschätzig, die gemeinen Soldaten verächtlich und bei Gelegenheit grausam hart. Dazu fiel er aus spartanischer Lebensstrenge in persische Ueppigkeit; er kleidete sich asiatisch; er tafelte asiatisch; ja er umgab sich mit einer Leibwache von Medern und Aegyptern, als ob er schon wäre, was er werden wollte. Er unterhandelte nämlich insgeheim durch persische Gefangene, die er entkommen ließ, mit Xerxes, desselben Schwiegersohn zu werden um den Preis von ganz Griechenland, das er ihm verschaffen wollte. Konnte man auch davon nur erst munkeln, so machte er doch schon durch sein offenbares ärgerliches und verletzendes Wesen sich und seinen Oberbefehl bei den Bundesgenossen sehr verhaßt. Wohl rief ihn Sparta, als man dort Nachrichten und Vermuthungen über ihn empfangen, von seinem Posten ab und strafte ihn zunächst wegen seines ungebührlichen Benehmens gegen die Bundesgenossen. Darnach, als auch seine

Verrätherei erwiesen war, wurde er in einem Tempel, dahin er sich geflüchtet, eingemauert, daß er elend Hungers starb 469. Allein die Griechen waren einmal dem Oberkommando Sparta's aufsätzig geworden, und nahmen keinen Führer von dort mehr an, sondern stellten sich freiwillig unter den Oberbefehl Athens, dessen Aristides ihnen das Herz gewonnen hatte durch seine Milde und Gerechtigkeit.

So stand jetzt Athen an der Spitze des Bundes; und wenn auch Sparta aus Verdruß darüber und mehr Ursachen sich vom Perserkrieg ganz zurückzog und andere Staaten ein Gleiches thaten, so wurde der Bund hinwiederum durch die beitretenden Inseln und jonischen Küstenstädte verstärkt. Seine Kasse wurde im Apollotempel in Delos niedergelegt, aber von Athenern, zuerst dem Aristides, verwaltet; jährlich wurden an 2 Millionen Mark beigesteuert. Auch hatte Athen einen trefflichen Feldherrn für die vereinten Griechen, den Kimon, einen Sohn des Miltiades, welcher den Krieg gegen die Perser ruhmreichst fortführte. Er nahm diesen ihre letzten Besitzungen am Hellespont ab, befreite alle noch unter ihrer Botmäßigkeit befindlichen griechischen Städte Kleinasiens, und erfocht endlich am Ausfluß des Eurymedon in Pamphylien an Einem Tage über eine persische Flotte und Landarmee den glänzendsten Sieg, 469. Dieser Doppelsieg erschreckte die Perser so sehr, daß sich lange Zeit „kein persischer Reiter näher als eine Tagreise an's Meer heran wagte."

Athen gewann hohes Ansehen durch seinen Kimon, und es ist nicht zu wundern, wenn es ihn hochwerth hielt. Und er wußte sich nach seiner Heimkehr der Gunst des Volks immer mehr zu versichern. Er bewies diesem die größte Leutseligkeit; seinen großen Reichthum, den er theils ererbt, theils auf seinen Kriegszügen erworben hatte, verwendete er zum Nutzen und Vergnügen desselben. Täglich speiste er eine Anzahl brotloser Bürger; stets, wenn er ausgieng, folgten ihm Sklaven mit vollen Geldbeuteln, daraus er jedem begegnenden Dürftigen verabreichen ließ; verschämten Armen schickte er das Geld heimlich in ihre Wohnungen. Für alle, Reiche und Arme, ließ er Hallen bauen, wo sie an regnerischen Tagen spazieren gehen, und einen großen Lustgarten mit schattigen Gängen, Ruhesitzen und Springbrunnen anlegen (später die Akademie), wo sie an heiteren Tagen lustwandeln konnten u. s. f. — Aber der edle Kimon lebte in einer Republik und dazu in einer demokratischen. Trotz aller seiner Verdienste hatte er doch seine Feinde, weil er, wenn auch ohne alle Unmäßigkeit und gerade gegen das unmäßige Gelüste des Volkes hin, eine aristokratische Gesinnung spüren ließ. Und so wurde auch Er unschuldigerweise in die Verbannung geschickt. Die nächste Veranlassung war diese. Im Jahr 464 wurde Sparta durch ein schreckliches Erdbeben zerstört, wobei mehr als 20,000 Menschen das Leben verloren. Die Heloten, auch die Messenischen, benützten diese Gelegenheit, sich gegen ihre harten Herren zu empören. Die Noth der Spartiaten war so groß, daß sie nach dem sonst so unlieben Athen, das sie eben zu bekriegen gedacht hatten, um Beistand schickten! Als aber Kimon großherzig für sie einstand und mit einem Hilfsheer bei ihnen anlangte, schickten sie aus Mißtrauen die Athener als überflüssig zurück 461. Dadurch fühlten sich diese schwer gekränkt, und ließen ihren Aerger in der bemerkten Weise an Kimon aus 459, freilich auch noch aus andern Gründen, weil er nämlich dem Unwesen der Demokratie und dem Bestreben, Athen aus dem ersten Bundesgenossen zum Herrscher des Bundes zu machen, kräftig widerstand.

An seine Stelle trat ein Mann, der Athens Macht noch höher hob, der überaus viel zu dessen Ruhm und Glück, aber auch nicht wenig zu seinem Verderben that, obwohl sie's nicht meinten. Das war Perikles. Ein ganz besonderer Mann, von höchst einnehmender Gestalt und Manier; in aller Weisheit der Griechen gebildet; voll erhabener Gedanken und Vorstellungen, ohne den nüchternen Blick in's wirkliche Leben im geringsten zu verlieren; und ein Redner, daß sie ihn nur den Olympier

hießen, der Blitz und Donner von der Rednerbühne herabsende; doch ganz besonnen bei der brausendsten Rede, immer bei sich und beisammen, von Ruhe und Fassung nie verlassen. Aber die rechte Besonnenheit und ein in die Tiefe eindringender Blick mußte ihm doch entgehen.

Dieser Perikles trat, obschon selbst aus altadeligem Geschlechte, ganz auf die Linke, d. h. zur äußersten Demokratie. Er that alles dem gemeinen Volk zu Liebe, Gutes und Schlimmes; er wendete ihm jeden möglichen Vortheil zu, verschaffte ihm eine Belustigung um die andere ꝛc. Er machte das Volk auch zum vollkommensten Herrn. Die Athenische Verfassung war mit der Zeit noch demokratischer geworden. Aber der Areopag! der steht noch immer als ein Stück Aristokratie und wie eine starke Wehrmauer gegen die völlige Volkssouveränität da! Nun siehe, da streckt Perikles die kühne Hand aus, und Tausende von Händen vereinigen sich hier, und unter allgemeinem Jauchzen stürzt der Areopag zu Boden. Das heißt: er behielt das Blutgericht, verlor aber allen Einfluß auf Politik und Gesetzgebung. Jetzt ist das Volk alles in allem! jetzt hat es seine ganze Herrlichkeit! „Von jetzt an sprechen aber alle Alten von der Athenischen Staatsverfassung als von der elendesten Mißgestalt." Alles war in die Hand eines unwissenden, leichtfertigen und launenvollen Haufens gegeben, der heillos wirthschaftete. Jeder miserable Kerl brüstete sich, als der auch im allerhöchsten Rath mit zu bestimmen habe. Den schlechtesten Leuten mußte man schmeicheln und Geldopfer bringen, wenn man in Ehren und Würden, oder nur seines Lebens sicher sein wollte. Die Nichtswürdigsten wurden hervorgestellt, die Besten geschändet. Es gab keine Schranke mehr gegen die zügelloseste Willkür.

So lange Perikles lebte, offenbarte sich wohl der Jammer nicht so gar arg; denn er gehörte jedenfalls zu den Besseren, und er hatte die Gabe, die freilich eine ganz ungemeine sein mußte, das Volk, welches dem Namen nach herrschte, dauernd nach seinem Willen zu leiten; das Hauptruder des Staats wenigstens behielt er immer in seinen Händen. Wie es aber nach ihm zugieng, davon werden wir etwas erfahren. — Der ungewöhnlichen Klugheit und Thätigkeit des großen Staatsmannes war es nun auch zu danken, daß Athen zu seiner höchsten Höhe emporstieg. Um allen Argwohn fern zu halten, blieb er das Muster eines mäßigen, nüchternen Mannes; immer traf man ihn ernst, gesammelt und vielbeschäftigt. Er förderte den Gewinn bringenden Handel; er pflegte sorgsältig die Seemacht Athen's; er wußte neue vortheilhafte Verbindungen mit andern Staaten zu schließen; er führte glückliche Kriege und verstand es, den Nachtheil eines ungünstigen zu mäßigen. Ein großer Theil von Hellas, selbst ein Theil vom Peloponnes und fast alle Inseln im Aegäischen Meere waren mit Athen verbunden oder ihm unterworfen. Es hatte ferne Kolonieen an der macedonischen und thracischen Küste. Seine Flotten liefen stolz durch die Gewässer und spielten überall den Herrn.

Athen war oben dran. Sparta, wie gelb es vor Neid wurde, stand dazumal weit hinter ihm zurück an Macht und Ruhm. Wohl erregten die Spartaner
457 die Böotier gegen ihre Nebenbuhlerin und brachten dieser bei Tanagra eine Schlappe bei, aber Kimon, dessen Vaterlandsliebe sich auch in dieser Zeit glänzend bewährt hatte, wurde nun auf Perikles Vorschlag zurückberufen, und ihm gelang's, Sparta und Athen vorerst wieder zu versöhnen. Er zog noch einmal gegen die Perser nach Cypern, starb aber dort 449, worauf der Krieg wider die Ostmacht einschlief. — Seinen vornehmsten Ruhm hatte Athen aber doch in was Edlerem als in seiner politischen Größe, in etwas, darin Sparta sich niemals mit ihm messen konnte, in der dort wunderbar sich entfaltenden Kunst und Wissenschaft. Perikles war ein außerordentlicher Freund und Gönner derselben; von allen Seiten zog er die größten Gelehrten und Künstler herbei. Und die Athenische Luft zog sie selber an; und aus dem Boden Athens selbst wuchsen sie zahlreich und kräftig hervor. Da gab's Meister und Meisterwerke! Man kann sagen: Kunst und Wissenschaft waren schon vorher zu Athen mehr als sonst wo zur Herberge; aber mit Perikles wurden sie ganz dort zu Hause, und ihr Haus eine fruchtbare Kindermutter von

Meistern und Meisterwerken der folgenden Zeit. Und darum vornehmlich war das Perikleische Zeitalter, welches 461—29 währte, die eigentliche Glanzzeit Athens.

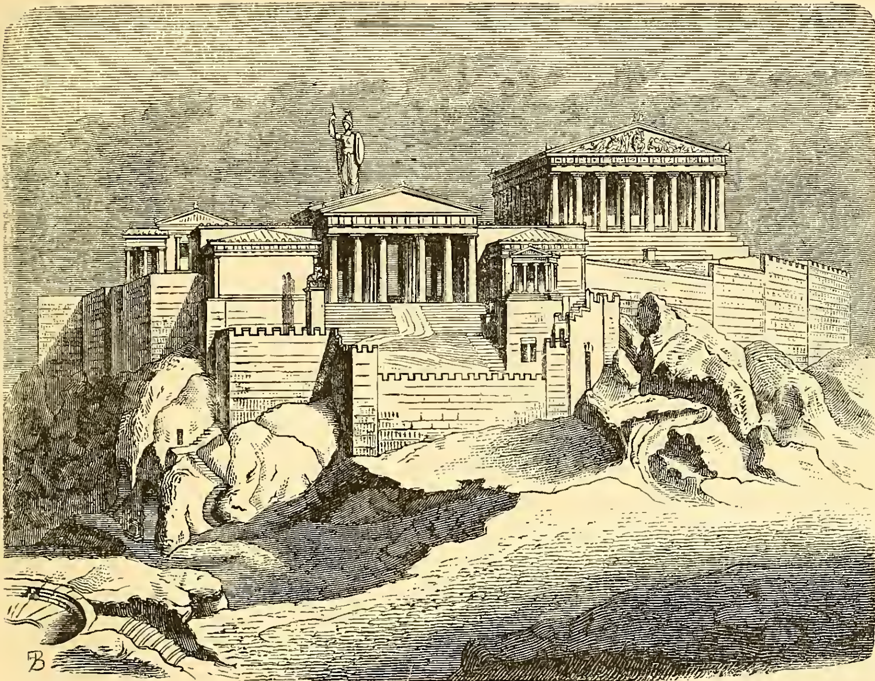


Fig. 26. Die Akropolis von Athen.

Diesen Glanz sah man gleich an Athen, wenn man es betrat. Perikles ließ die zweimal zerstörte und hastig wieder aufgebaute Stadt durch herrliche Bauwerke, Tempel, Theater, Hallen ꝛc. mit prangenden Statuen und Malereien mächtig verschönern. Das Haupt der Stadt, die Akropolis, ließ er ganz neu schaffen und prachtvoll herstellen. Ein breiter gewundener Weg inmitten einer großen Freitreppe führte zum Prachtthor der Propyläen; das war eine marmorne Säulenhalle mit fünf Durchgängen, wozu links ein Tempel der Siegesgöttin, rechts ein mit den Heldenthaten der Griechen ausgemaltes Hallengebäude gehörte. Durch die Bogen gieng's auf glatten Stufen, breit wie die breiteste Straße, zur Burg hinauf. In derselben stand das Parthenon, ein der Schutzgöttin Pallas geweihter Tempel von weißem Marmor, ein auserlesenes Meisterwerk der alten Baukunst, 230 Fuß lang, 100 Fuß breit und 70 Fuß hoch, rings von einer auf zierlichen Säulen ruhenden Halle umlaufen. Aber in diesem Tempel war noch Herrlicheres zu schauen, das wundervolle 40 Fuß hohe Bild der Göttin, von eitel Elfenbein und Gold auf das kunstreichste gearbeitet. Dieses Bild ist verschwunden, aber der Tempel steht noch und gibt ein wirklich staunenerregendes Zeugniß, wie weit es die Griechen auch im großartigen und zugleich anmuthsvollen Bauen gebracht haben. Auf dem Dach aber ragte ein ehernes Kolossalbild der Pallas, deren Helm und Lanze ein gutes Auge schon vom Vorgebirg Sunium aus, 10 Stunden weit her, erblickte. Eine Menge Bildsäulen zierten außerdem den Burghof.

Perikles verwendete auf die Akropolis und sonstige Verschönerung Athens ungeheure Summen. Wo er sie her nahm? Natürlich aus dem Staatsschatz, d. h. zum guten Theil auch aus der Bundeskasse, darein die Griechen jährlich ihre Beiträge zum Perserkrieg legten, die sich ursprünglich auf Delos befand, aber des leichteren Zugangs wegen nach Athen geschafft worden war. Zwar hatten manche erstlich ihr Bedenken über solche Verwendung des Bundesgeldes, allein der Redner Perikles bewies es ihnen mit unwiderleglichen Gründen, daß man das vollkommenste Recht dazu habe.

Nun denke dir Athen mit aller seiner Zier, und ein Fest um's andere, wo sie in schmucken Prozessionen nach den Prachttempeln ihrer Götter wallten, denen sie zahllose vom Staat gelieferte Opferthiere schlachteten, dann zum Schmause übergiengen und die gebratenen Opferthiere unentgeldlich verspeisten und freigebig vom Staate dazu gespendeten Wein tranken, dann in die Theater zogen, um die vorzüglichsten Schauspiele anzusehen, die ergötzlichste Musik zu hören, ohne daß es einen Pfennig kostete u. s. f. Das Volk schwamm in Lust und Wonne. Aber denke ja nicht, daß es dabei wahrhaft glücklich gewesen; wiewohl das Leben bei den Athenern eine gewisse Schönheit hatte, besser wurde das Volk dabei nicht. Vielmehr wurden die Athener bei allen ihren Kenntnissen und Künsten immer hoffärtiger, zanksüchtiger, lüsterner, räuberischer, immer eitler und geschwätziger, launiger und toller. Selbst ihrem Perikles, dem Vater ihrer Herrlichkeit, thaten sie manchen Schabernack an, und dieser ihr Olympier mit seinem Blitz und Donner mußte sich zu Zeiten auch auf's Bitten und Weinen legen, um nicht allzuharte Fußtritte von ihnen zu erleiden.

Nunmehr übte das mächtige Athen einen immer härtern Druck gegen seine Unterjochten und sogar auch gegen seine freien Bundesgenossen aus, die es mit der Zeit fast alle wie Unterthanen behandelte. Und so wurde dieser völligste Freistaat ein abscheulicher Tyrann für Andere. Darum entstand auch viel Erbitterung gegen Athen, und die, auf welchen die Größe seiner Macht beruhte, fielen von ihm ab zu seinen Feinden in dem schrecklichen Kriege, der es stürzen sollte.

§ 7. Der Peloponnesische Krieg (431—404).

Es war ein großes Uebel bei den Griechen, daß sie nicht nur mit auswärtigen Feinden kämpften, sondern auch fast beständig unter sich selbst. Ihre Staaten, die größern und kleinsten, lebten fort und fort in Eifersucht und Zwietracht, die bei der geringsten Veranlassung zum offenen Krieg wurde. Den ärgsten Groll und einen fortwährenden, ob sie sich auch zu Zeiten ein freundlich Gesicht machten, hegten die zwei mächtigsten Staaten, Sparta und Athen, gegen einander. Endlich, nachdem er sich in leichteren Kämpfen Luft gemacht, brach er in einen schweren Krieg aus, an welchem fast ganz Griechenland theilnahm, und der der gesamten Nation unsäglichen Schaden brachte.

Die nächste Veranlassung zu ihm war diese, daß Athen der Insel Korkyra in einem Kampf mit dem reichen Korinth Beistand leistete. Korinth schrie Zeter gegen Athen und bestürmte namentlich Sparta, zu seinen Gunsten einzuschreiten. Sparta dachte, jetzt wäre die Zeit vorhanden, die gehaßte über es selbst hinaufgewachsene Nebenbuhlerin zu demüthigen. Es nahm die Sache in seine Hand. Auf einer Tagsatzung des Peloponnesischen Bundes wurde Athens Anmaßung überhaupt in's Auge gefaßt, und eine drohende Weisung dahin gesandt: es sollte ohne Weiteres allen unterdrückten Städten und Inseln ihre Freiheit zurückgeben. Athen wies dieses Verlangen mit stolzer Verachtung zurück. Gleich griff man von allen Seiten zu den Waffen, und schon jetzt büßte Athen, indem ein bedeutender Theil seiner Bundesgenossen auf die Seite seiner Feinde trat. — Zu den Spartanern standen fast alle Peloponnesier, außerdem die meisten Böotier, dann die Lokrer, Phokier, Ambracier, Leukadier und Megaräer. Die Athener hatten weniger Verbündete, die Akarnanier, einen Theil Thessalier und die großen Inseln Korkyra, Kephalonia, Zakynthos, Chios, Lesbos, Samos; dann noch die völlig unterworfenen Eilande und die Macedonischen und Thracischen Pflanzstädte. Auf Spartanischer Seite befand sich eine viel größere Landmacht gegenüber einer überlegenen Seemacht.

Das große Landheer der Spartaner drang unter König Archidamos in Attika ein. Hier führten die Athener, die sich nun ganz wieder ihrem alten Perikles hingegeben hatten, nach dessen Rath einen bloßen Vertheidigungskrieg. Die Bewohner des Landes gaben ihr unbewegliches Gut preis, und zogen mit aller andern Habe in die Hauptstadt, wo sie bei Gefreundten oder in den öffentlichen Hallen, auch in

Tempeln oder auf den Straßen ihre Wohnung aufschlugen. Freilich ward die schöne und so sorgfältig angebaute Landschaft um Athen her nun ganz verheert: dafür aber kreuzten die Athener mit einer Flotte am Peloponnes herum, machten da und dort Einfälle, raubten, was sich wegbringen ließ, und verwüsteten, was sie nicht rauben konnten. Damit mochten sie sich trösten; allein bald kam ein ärgeres Unheil über sie. — Es brach in Athen die Pest aus, 430, welche in der Sommerschwüle unter der zusammengestopften Menschenmenge fürchterlich wüthete. O welch eine Gestalt nahm die herrliche Stadt an! Da lagen die Elenden auf den Straßen, in den Hallen und Tempeln umher; an den Brunnen, dahin sie zu einem letzten Labetrunk in ihrer Fieberglut gekrochen waren, an den Bildsäulen ihrer Götter, die sie umsonst um Rettung angefleht, lag alles voll Sterbender, Todter, Verwesender! 429 raffte die Pest auch den Perikles hin, nachdem sie ihn beider Söhne beraubt hatte. Ein unersetzlicher Verlust für Athen; einen solchen Staatsmann bekam es nicht mehr.

Mit seinem Tode entstand eine gräuliche Verwirrung und Zügellosigkeit. Die elendesten, schändlichsten Menschen drängten sich an's Staatsruder. Einem rohen Gerber, Kleon, einem frechen Schreier und räuberischen Menschen, gelang es, des Perikles Stelle einzunehmen und 7 Jahre lang zu behaupten. Da konnte Athen trotz der schrecklichen Geißel seiner Heimsuchung nicht die Hand zum Frieden bieten. Der Krieg wurde von beiden Seiten erbittert fortgeführt. Von beiden Seiten wurden die eingenommenen Orte verbrannt, geschleift, die Gefangenen unmenschlich hingeschlachtet. Es war eine grauenvolle Zeit. Feindseligkeit, Grimm, Wütherei innerhalb der Staaten selbst. Allerorten brach Aufruhr und Kampf los zwischen Aristokraten und Demokraten, d. i. zwischen Spartanisch- und Athenisch-Gesinnten. — Doch geriethen die Spartaner in Nachtheil und boten Frieden an; allein der Gerber stellte so harte Bedingungen, daß sich die Unterhandlung zerschlug. Darauf neigte sich das Glück wieder den Spartanern zu, und es kam, nachdem der Gerber 421 in der Schlacht gefallen war, der Abschluß eines Friedens zu Stande, der jedoch nicht gehalten wurde. Denn bald hetzte nun ein anderer von größtem Einfluß am Athenischen Volk zur Fortsetzung des Krieges, durch den er nicht seinem Staate Heil, sondern sich strahlenden Ruhm erwerben wollte.

Alkibiades tritt auf den Schauplatz. Noch ein junger Mann, von vornehmster Geburt, außerordentlich reich, im Schmuck der schönsten Gestalt, liebreizendsten Wesens wenn er will, voll Witz und Verstand, gewandt in allem, dazu kühn und entschlossen, aber auch grenzenlos leichtfertig, liederlich und muthwillig. Einmal ließ er sich von Sokrates zur Selbsterkenntniß leiten; aber durch den Abfall von dem, was er für recht erkannt, wurde er gewissenloser als je. Er wußte die Athener zu verzaubern, daß sie ihm die Leitung des Staates überließen, that ihnen auch anfangs nützliche Dienste. Allein nachher kam er auf den seltsamen Einfall, einen Kriegszug gegen das ferne Syrakus, die erste Stadt Siciliens, zu unternehmen. Er hielt dem Volke vor, zuerst wollten sie Syrakus in die Tasche stecken, dann das übrige Sicilien, indem dort überall Demokratieen eingeführt würden, sodann vielleicht nach Afrika hinüber und das mächtige Karthago bezwingen, endlich mit verstärkten Kräften über Sparta herfallen und es samt dem Peloponnes erobern. Das Gelingen all dessen versprach er seinem Volke zuversichtlich, und dieses glaubte ihm.

Eine herrliche Flotte von 174 Kriegsschiffen lief aus dem Piräeus, im Juli 415, und landete an Siciliens Gestade. Es gelang dem Alkibiades gleich, die Stadt Katane zu besetzen, und ließ sich alles sehr wohl an. Allein schnell kommt ein Staatsschiff aus Athen nach und ruft den Feldherrn zurück, um sich wegen einer gegen ihn erhobenen schweren Anklage zu verantworten. Es waren nämlich zu Athen in einer Neumondsnacht die in den Straßen aufgestellten Hermen (Götterbilder) verstümmelt worden; und das sollte Alkibiades gethan haben. Daß er wenigstens einmal bei einem Trinkgelage die Mysterien von Eleusis spottend nachgeahmt habe,

wurde so ziemlich erwiesen; die größere Beschuldigung aber scheint grundlos. Alkibiades folgte zwar sogleich der Vorladung, entwich aber an der Italischen Küste und verbarg sich. Und als er darauf erfuhr, daß er in Athen zum Tode verurtheilt, von den Priestern verflucht und sein Vermögen eingezogen worden sei, gieng er in's Heerlager der Feinde nach Sparta. Hier wendet er seinen trefflichen Verstand und seine eindringende Beredsamkeit in jeder Weise an, sein Vaterland zu verderben.



Fig. 27. Hellenische Seemacht vor Syrakus.

So geschah es auf seinen Rath und rastlosen Antrieb, daß die Spartaner eine starke Macht unter dem tüchtigen Gylippus nach Sicilien sandten, um die Athener im Rücken zu fassen. Der jetzige Anführer der letztern, Nikias, hatte Syrakus bereits von der Land- und Seeseite eingeschlossen und die beste Aussicht, der Stadt Meister zu werden; da kommen plötzlich die Spartaner und bringen ihn in harte Bedrängniß. Diese wird nicht gehoben durch ein bedeutendes Hilfsheer, welches die Athener auf 73 Schiffen nachsenden, da dasselbe gleich nach seiner Landung von den Spartanern eine furchtbare Niederlage erleidet. Eine Seeschlacht mit den Syrakusern innerhalb des Hafens fällt auch unglücklich für die Athener aus. Sie müssen alle ihre im Hafen eingesperrten Schiffe dem Feinde preisgeben. Und auf dem Lande vereinigen sich nun Mangel, Krankheit und feindliche List und Tapferkeit zu ihrem Untergang. Was noch von ihnen lebt, muß sich zuletzt ergeben 413. Die beiden Feldherrn werden auf dem Marktplatze hingerichtet, die Soldaten in die Steinbrüche geschleppt, wo sie unter Arbeit, Hitze und Darben in kurzer Frist verschmachten. Die Nachricht von diesem großen Unglück erfüllte Athen mit unsäglicher Bestürzung. Die Kräfte des Staates sind beinahe erschöpft; er hatte wohl 60,000 Männer verloren. Die bisher noch treu gebliebenen Inseln und Städte fallen ab, eine um die andere. Die Spartaner, von persischen Satrapen mit Geld unterstützt, werden eine Seemacht, entreißen die fernen Thraeischen Besitzungen und das nahe Euböa. Das hocherhabene Athen liegt tief im Staube.

Nun schaut es sehnlich — nach seinem Verderber aus, daß er es errette. Alki-

biades, welcher sich unterdessen durch seinen frechen Lebenswandel Feinde in Sparta gemacht und aus Furcht vor ihnen nach Kleinasien begeben hatte, floh zu den Persern, wußte sie von Sparta abzuziehen und sich der Athenischen Flotte in Samos zu empfehlen. Von den Flottenführern abgeholt, entsprach er der auf ihn gesetzten Hoffnung vollkommen. Es war wunderbar, wie das Glück an seinen Fersen hieng. Er brachte die Flotte von dem Gedanken ab, nach Athen zu fahren und die daselbst aufgekommenen Oligarchen zu vernichten. Während diese auf Frieden mit Sparta sannen, gab er dem Krieg eine neue Wendung. Gleich siegte er über die Spartaner in einem Seetreffen bei Abydus 411; noch glorreicher zu Land und Wasser bei Kyzikus 410. Die Abtrünnigen werden nach einander wieder unterworfen. Nach drei Jahren prangt Athen im vorigen Glanze. Mit Ruhm und Beute beladen fährt der verfluchte, zum Tod verdammte Missethäter nach seiner Vaterstadt zurück 407. Am Admiralsschiff blähen sich purpurne Segel. Kopf an Kopf steht das Volk am Piräeus; vieltausendstimmiger Jubel begrüßt ihn, da er in seiner alten Herrlichkeit ans Land steigt. Er wird mit Blumen überschüttet; eine goldene Krone wird dem Retter des Vaterlandes aufs Haupt gesetzt. Die Priester heben den über ihn ausgesprochenen Fluch feierlich auf. Alle seine Güter werden ihm erstattet.

Aber wie bald dreht sich sein und seines Staates Geschick! Sogleich fuhr er wieder aus, um das ganze Aegäische Meer vom Feinde zu säubern. Er lag vor Ephesus und nicht ferne die mit Persischer Hilfe erneute Spartanische Flotte, welche an Lysander einen ausgezeichneten Feldherrn erhalten hatte. Nun mußte sich Alkibiades einstmals von den Seinigen in Berufsgeschäften entfernen, und da gebot er seinem Unterbefehlshaber aufs Schärfste, sich ja in keinen Kampf einzulassen. Allein dieser, nach Lorbeeren lüstern, griff trotzdem die Spartaner an, und ward geschlagen. Es war kein großer Verlust dabei: allein kaum hörten die Wetterfahnen in Athen davon, als sie auch schon den Alkibiades wegen Pflichtvernachlässigung vom Kommando jagten 407. Dieser zog sich nach Kleinasien zurück, wo er ein paar Jahre später eines bösen Lebens böses Ende fand, ermordet ward. Aber die thörichten Athener hatten den von sich gestoßen, der ihre letzte Hoffnung war, und das hatten sie solch einem vortrefflichen Feldherrn, wie Lysander, gegenüber gethan.

Noch ein Sieg wurde von 10 Athenischen Admiralen 406 erfochten, bei den Arginusen, wo Lysanders Nachfolger fiel. Aber weil jene Sturmes halber unterlassen hatten, die Leichen der Gebliebenen aufzufischen, wurden ihrer 8 zum Tod verurtheilt! Und alsbald kehrte Lysander zur Spartanischen Flotte zurück und mehrte sie mit persischem Gelde. Er täuschte nun die Athenische Flotte, bei welcher jetzt mehrere zugleich befehligten, durch verstellte Furchtsamkeit, indem er fünfmal vor ihr zurückwich, und fiel dann unversehens über die sichere her, während ihre Mannschaft sich auf dem Lande zerstreut hatte. Es war am Aegospotamos (Ziegenfluß) im Hellespont December 405. Er eroberte alle Athenischen Schiffe bis auf neun, welche unter Konon noch das Weite fanden; übrigens flohen sie nicht nach Athen, sondern nach Cypern. Er fieng zwei Anführer und 3000 Mann, die sämtlich hingerichtet wurden. Das war ein Schlag für Athen! Dessen ganze Macht war vernichtet! Als die Kunde dahinkam, durchdrang Wehegeheul die Lüfte. Lysander zog langsam herab, alles unterwerfend, was zu Athen hielt oder gehörte. Endlich belagerte er den Hafen Piräeus, während ein Sparterheer die Stadt umzingelte. Die Athener wehrten sich noch hartnäckig und verzweifelt; als jedoch eine gräßliche Hungersnoth Haufen von ihnen hingerafft hatte, ergaben sie sich bedingungslos 404.

Das erboste Korinth hatte Athen ganz von der Erde vertilgt wissen wollen; das däuchte den Spartanern doch zu viel. Aber alle seine noch übrigen Schiffe wurden verbrannt, die Mauern der Stadt und des Piräeus unter Flötenspiel niedergerissen, die demokratische Verfassung des Staates umgestürzt, und dreißig den Spartanern ergebene Männer mit der höchsten Gewalt bekleidet, welche eine wahre Schreckens-

herrschaft führten, die demokratischgesinnten Bürger zu Tausenden hinwürgten oder vertrieben, und jedes Reichen Gut nach Willkür einzogen. Armes Athen! Es war die Strafe seines Uebermuths und unsäglichen Leichtsinns, seiner rohen Fleischlichkeit bei aller feinen Bildung und allem geistreichen Wesen. Der gerechte Gott hat auch bei den Heiden noch regiert und gerichtet.

Wir schauen die glanzvollste Stadt der Heidenwelt mit Wehmuth an und sagen wenig mehr von ihrer weitern Geschichte. Schon 403 versammelte wohl ein ehmaliger Führer, Thrasybul, draußen eine Menge Vertriebener und Flüchtiger; mit diesen zog er nach der Stadt und stürzte die 30 Tyrannen. Er führte die Solonische Verfassung wieder ein, die jedoch bei dem entarteten Volke nicht mehr zum Leben kommen konnte. Athen erhob sich nie mehr zu seiner vorigen Macht; die meisten altathenischen Familien waren auch ausgestorben. Aber in Kunst und Wissenschaft blieb es obenan, so daß noch später die Römer und andere Völker nach Athen, als der hohen Schule der alten Welt, wanderten.

§ 8. Das allgebietende Sparta.

Nun war Sparta in politischer Bedeutung höher gestiegen, als je Athen; es hatte auch nicht von ferne einen Nebenbuhler mehr. Wird es etwa sein Ansehen und seine Macht dem schönen Berufe widmen, die vom Athenischen Joch erledigten Staaten und Stätlein, so wie die andern Hellenen, bei ihrer Freiheit zu beschirmen? O keineswegs! Vielmehr mußte ganz Griechenland es fühlen, daß Sparta noch mehr bedrücken könne als Athen. Die Inseln und kleinasiatischen Küstenstädte, von denen Athen, wie man ihm vorwarf, schmählicherweise so viel Geld erpreßt, mußten jetzt denselben Tribut nach Sparta liefern; und die Leute, welche nur eisernes Geld führen sollten, strichen behaglich die Haufen blinkenden Silbers und Goldes ein. Dazu mischte sich Sparta noch viel mehr und verletzender in die innern Angelegenheiten aller Staaten. Namentlich gieng es darauf aus, allenthalben die Demokratie zu stürzen, und dafür nicht eine Aristokratie, wie es selbst hatte, sondern eine Oligarchie einzurichten, eine Herrschaft weniger, die es nach seinem Willen lenken konnte. In allem sollte überall nur sein Wille geschehen; mit feiner List und roher Gewalt wirkte es unablässig dahin, Griechenland gänzlich zu knechten.

Freilich erhielt es eine Mahnung, daß seine Macht auch nicht auf ehernen Füßen stehe. Nachdem es vorher gegen Athen Persiens Freundschaft gesucht, verflocht es sich nun in einen neuen Krieg mit diesem Reiche, 397. Es schickte den Joniern, welche der Großkönig Artaxerxes II. wieder unterwerfen wollte, ein Hilfsheer hinüber. Sparta's Heldenruhm erneuerte sich auf Asiatischem Boden. Sein hinkender König Agesilaus, ein ganz vortrefflicher Feldherr, schlug bei Sardes mit einem kleinen Heere ein großes Persisches in die Flucht. Er dringt weit vor, und schon steigt der kühne Gedanke in ihm auf, die ganze, fühlbar mürbe gewordene Weltmonarchie zusammenzuwerfen. Allein die Barbaren sind schlauer als tapfer; sie machten den Spartanern, um sie sich vom Leibe zu schaffen, in ihrer Heimat zu thun. Mit Hinweisung auf die unerträgliche Tyrannei derselben und mit Aufwendung schönen Goldes stifteten sie Korinth, Theben und Argos, denen sich dann Athen, Euböa und die beiden Lokris anschloßen, zu einer Erhebung gegen Sparta an. So erwuchs diesem in Griechenland selbst ein ernstlicher Krieg, welcher der Korinthische heißt. Und siehe, die Spartaner werden von den Verbündeten bei Haliartos geschlagen, wo Lysander fällt 395, und ihre Lage wird so schlimm, daß sie sich vermüßigt sehen, ihren Agesilaus von seinem Siegeslauf in Asien heimzurufen. Während dieser sich auf dem Rückmarsch befindet, wird ihre Flotte bei Knidos von einer Persischen, welche der Athener Konon befehligt, total geschlagen, ja vernichtet, 394. Der zurückgekehrte Agesilaus kämpfte nun wohl auch in der Heimat sehr tapfer, und gewann noch die heiße, lange zweifelhafte Schlacht bei

Koronea (394); allzuviel konnte er aber auch nicht ausrichten. Der Krieg zog sich in die Länge hin und wurde mehr und mehr von bloßen Söldnern geführt.

Endlich schickte Sparta einen Gesandten, den Antalkidas, nach Asien, und ließ durch ihn mit den Persern einen sehr ruhmlosen Frieden schließen, welcher ein allgemeiner ward, da ihm auch die andern Griechen beitraten, 387. Dieser sogenannte Antalkidische Frieden hatte zwei Hauptbedingungen: 1. alle griechischen Städte Kleinasiens nebst den Inseln Cypern und Klazomenä treten wieder unter persische Oberherrschaft. 2. Die einzelnen Griechischen Staaten, große und kleine, sollen von einander gänzlich unabhängig und frei sein. Wenn nun das stolze Sparta, das All-Griechenland sein wollte, sich nicht schämte, den Barbaren dasjenige freiwillig zurückzugeben, worum Griechenland so lang und ruhmvoll gekämpft hatte, so scheute es sich auch nicht, die zweite, feierlich beschworene Bedingung zu verletzen und zu verspotten. Uneingedenk der empfangenen Mahnung an seine nicht eherne Kraft, schaltete es noch ärger als zuvor, übte an kleinen Staaten Gewaltthätigkeit über Gewaltthätigkeit und gieng auch mit größeren himmelschreiend um.

Es war im J. 382, als die Spartaner, ohne irgend ein Recht, die Kadmea oder Burg von Theben besetzten, und die Demokratie dieser Stadt verstörten. Das Haupt derselben, Ismenias, wurde hingerichtet, eine Zahl von 400 angesehenen Männern vertrieben, eine Oligarchie aufgedrungen. Ganz Griechenland war entrüstet über diesen schändlichen Frevel, allein Niemand wagte mit den gefürchteten Herren darüber zu rechten. Doch hatte sich Sparta hier seine Grube gegraben. Es kam die Stunde des Gerichts.

§ 9. Thebens kurze Herrlichkeit.

Die aus Theben Vertriebenen hatten in Athen Aufnahme und Schutz gefunden. Von dort aus setzten sie sich in geheime Verbindung mit den in der Vaterstadt zurückgebliebenen Freunden, und es wurde der Plan entworfen und lange gepflegt, die Oligarchen daselbst zu beseitigen und die Freiheit Thebens wieder herzustellen. Endlich 379 ward ein Tag zur Ausführung des Werkes festgesetzt.

Zwölf Verschworene gehen Morgens von Athen aus und kommen in der Abenddämmerung, als Bauern verkleidet, durch verschiedene Thore nach Theben hinein. Sie versammeln sich im Hause des Verbündeten Charon. Ein anderer Verbündeter, Phyllidas, hat schon die beiden Gewichtigsten der Oligarchen, den Archias und Philippus, zu einer Gasterei eingeladen und gibt ihnen starken Wein zu trinken. Da kommt Einer herein und lispelt dem Archias in's Ohr, Verschworene seien in die Stadt gekommen und Charon wisse davon. Charon wird von Archias herbeigerufen und befragt. Er spricht ganz gelassen, er wisse von nichts, wolle aber Nachforschung halten. Archias beruhigt sich und schmaust fort. Nicht lange darauf tritt ein Eilbote von Athen herein, der ihm einen Brief übergibt, darin die ganze Verschwörung entdeckt ist. Archias, schon trunken, legt den Brief auf die Seite. Der Bote sagt: „Du sollst ihn sogleich erbrechen; er enthält eine Sache von größter Wichtigkeit!" „Wichtiges," lallte Archias, „muß auf morgen verschoben werden." Jetzt öffnet sich die Thüre und es hüpfen ein paar Tänzerinnen herein, die Gäste zu belustigen. Allein sie machen nur wenig Sprünge, dann fallen sie mit gezückten Dolchen über den Archias und Philippus her und erstechen sie, denn es waren verkleidete Verschworene. Zwei andere Oligarchen wurden in ihren Häusern aufgesucht und ermordet.

Am Morgen versammeln sich alle Verschworenen auf dem Markte; sämtliche Vertriebene erscheinen; Häupter der Stadt führen bewaffnete Scharen herbei; das herbeigerufene Volk strömt zusammen. Man unterrichtet es von dem, was geschehen; es jubelt über seine Befreiung. Die Priester bringen Dankopfer. Hierauf wurde die Burg belagert, deren Besatzung sich nicht geregt hatte; sie übergab die Kadmea gegen freien Abzug. Sodann ward wieder eine demokratische Regierungsform eingerichtet mit drei jährlich wechselnden Vorstehern, die Böotarchen hießen.

Die Freiheit Thebens vom Spartanerjoch war errungen; aber jetzt mußte sie gegen den gewaltigen Feind erhalten werden. Auch das gelang durch zwei hochansehnliche Männer. Es sind Pelopidas und Epaminondas. Der Erstere hatte den Verschwörungsplan entworfen und die Ausführung geleitet; der Andere wollte zwar am Mordwerk aus Gewissensbedenken keinen Antheil nehmen, trat aber nachher mit allen seinen Kräften zur Sache. Beide verband von früh an und lebenslänglich die innigste Freundschaft, wiewohl sie in ihren äußeren Verhältnissen ganz verschieden waren. Pelopidas war einer der reichsten Bürger, Epaminondas einer der ärmsten. Dieser hatte nur Einen Rock, und wenn derselbe beim Schneider (Walker) war, so konnte er nicht ausgehen. Pelopidas wollte oft seinen Reichthum mit ihm theilen; er nahm aber nie einen Pfennig von ihm an, denn er habe, was er brauche. Er lebte äußerst einfach, war in seinem ganzen Wesen überaus bescheiden, und nicht minder gerecht und gewissenhaft; er gehörte mit zu den edelsten Heiden. Bei seiner Armut besaß er eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und studirte immer fort. Dabei der vorzüglichste Feldherr seiner Zeit, ein größerer als Pelopidas, der dafür ein ausgezeichneter Diplomat war. An Vaterlandsliebe wetteiferten sie mit einander.

Diese zwei Männer hoben ihr für träg und roh verschrieenes Volk auf eine alle andern Griechischen Staaten überragende politische Höhe. Sie ordneten das Innere des Gemeinwesens auf's Weislichste und Beste. Sie bereiteten ihre Bürger und Jünglinge durch unablässige Waffenübung auf den bevorstehenden Kampf vor. 300 Jünglinge schlossen sich begeistert zu einer „heiligen Schar" zusammen, welche niemals weichen, sondern freudig für's Vaterland sterben wollte. Die Spartaner, durch Anderes verhindert, konnten Theben nicht sogleich und längere Zeit nicht kräftig bekriegen. Als sie mit einem kleineren Heer in's Thebanische Gebiet eingerückt waren, verheerten sie wohl das platte Land, wagten sich aber nicht an die Stadt. Diese aber sandte bei Gelegenheit einen Schwarm über sie, welcher ihnen die starken Thebanischen Muskeln zu fühlen gab und dabei die Furcht vor den Spartanischen Waffen mäßigen lernte.

Endlich zog ein großes 40,000 Mann starkes Spartanerheer siegesgewiß gegen Theben an. Epaminondas beschwichtigt die aufsteigende Angst seines Volkes, und zieht demselben mit nur 6000 Mann beherzt entgegen. Doch stoßen noch 2000 Thessalische Reiter zu ihm. Er trifft den Feind bei dem Böotischen Flecken Leuktra, und durch sein großes Feldherrntalent, namentlich mit Hilfe einer von ihm erfundenen Kampfesweise, „der schrägen Schlachtordnung," gewinnt er über den fünfmal stärkern Feind den vollständigsten und preiswürdigsten Sieg, 6. Juli 371. Wohl merkt man, daß die Spartaner nicht mehr die alten waren; die mehrsten von ihnen hatten bereits ihre strenge Lebensweise auf- und einer verweichlichenden Ueppigkeit sich hingegeben. Indessen fochten sie um ihren gefallenen König Kleombrotus mit furchtbarer Anstrengung; als sie jedoch seine Leiche erkämpft hatten, kehrten alle den Rücken, die laufen konnten, 4000 von ihnen blieben auf dem Felde und darunter lagen 300 Thebaner. Es war die ärgste Niederlage, welche die Spartaner je erlitten hatten; die Menge der Flüchtlinge war so groß, daß das Gesetz, welches sie zu entehren gebot, übersehen werden mußte.

Aber sie hatten den Kelch des Gerichtes noch weiter zu trinken, und er kam noch bitterer. Denn mit Leuktra schwand überall die Furcht vor Sparta, und der Groll gegen die Tyrannen trat offen heraus. Viele liefen den Thebanern zu, daß sie auf 70,000 Mann anwuchsen; und dieses stattliche Heer führten Epaminondas und Pelopidas in den Peloponnes, um die Spartaner auf eigenem Boden anzugreifen. Unaufhaltsam drangen sie durch die Halbinsel hinab, obgleich nun die Athener aus Neid sich mit Sparta verbanden, unaufhaltsam über Lakoniens Grenze vor, und die Spartanerinnen mußten 368 ein fremdes Heer vor ihrer Stadt sehen!

Darüber kamen sie außer sich, und schimpften wüthend auf ihre schlechten Männer, wiewohl dieselben jetzt alle ihre Kraft zusammenrafften und doch ihre offene Stadt, deren Mauern sie selbst sein sollten, vertheidigten und behaupteten. Aber Lakonien ward von den Thebanern ausgeplündert und Messenien von Spartas Herrschaft freigemacht.

Noch dreimal drang Epaminondas in den Peloponnes ein, verhalf den Arkadiern zu einer engeren Vereinigung, und trat Sparta's Macht und Ruhm immer mehr zu Boden. Zugleich gewann Pelopidas den Perserkönig in Susa soweit, daß dieser den Thebanern freie Hand ließ. Beim vierten Einfall kam es zuletzt zur Schlacht bei Mantinea, 4. Juli 362. Hier sank Epaminondas, nachdem er die feindliche Linie durchbrochen hatte, von einem Spieß in die Brust getroffen. Er wurde weggetragen. Die Aerzte erklärten, daß er, sowie man das Eisen herausziehe, augenblicklich sterben werde. Er fragte: „Ist mein Schild gerettet?" Antwort: „Hier ist er!" Er weiter: „Wer hat gesiegt?" Antwort: „Die Thebaner!" Er: „Nun, so ist's Zeit zu sterben, denn ich sterbe unbesiegt." Dann mahnte er noch: „Machet Frieden!" befahl ruhig, den Spieß aus seiner Brust zu nehmen, und starb, sobald dieß geschehen, unter dem schmerzlichsten Wehklagen der Seinigen. — Pelopidas war schon vorher 364 in Thessalonien gefallen, als er es von einem ruchlosen Tyrannen Alexander zu befreien suchte.



Fig. 28. Epaminondas.

So lange diese zwei Männer lebten, war Theben obenan in Griechenland. Mit ihrem Tode erlosch Thebens ganzer Glanz. Und von nun an stand kein griechischer Staat mehr an der Spitze der andern; unter Vermittlung persischer Gesandter wurde ein allgemeiner Friede geschlossen.

§ 10. **Der heilige Krieg** (356—346).

Die griechischen Staaten hatten sich selbst durch ihre gegenseitigen Kämpfe sehr geschwächt. Gleichwohl konnten sie keine Ruhe unter einander geben; sie mußten sich durch fortwährenden Hader und Streit nur immer mehr verderben. Mit des Epaminondas Fall ward Friede zwischen Theben und Sparta; aber gleich band letzteres wieder mit Argos an; Athen schlug sich mit seinen Bundesgenossen Chios, Rhodus und Byzanz herum 2c. Und schon sechs Jahre nach dem Thebanisch-Spartanischen entstand wieder ein großer und langer Krieg, welcher von dem, worum es sich handelte, „der heilige Krieg" genannt wurde, aber von Seite seiner Ursächer gar schändlich war.

Es herrschte unter den jetzigen Griechen im Allgemeinen die ärgste Lasterhaftigkeit, grenzenlose Schwelgerei und Lustseuche, schmutziger Eigennutz und schamlose Bestechlichkeit, abscheuliche Falschheit und Treulosigkeit. Nun aber sehen wir, wie ein Theil von ihnen sich auch noch am eignen höchsten Heiligthum vergreift und alles, was sie noch von Religion haben, mit Füßen tritt.

Hauptort in der Landschaft Phokis war Delphi. Um den Apollo-Tempel herum waren in vielen Kammern ungeheure Schätze aufgehäuft, welche in den Jahrhunderten seines Bestehens von allen Ländern her dem weissagenden Gotte geschenkt waren. Sie bestanden theils in kostbaren Kunstwerken aus Silber, Gold, Edelstein, Perlen 2c., theils in gemünztem Metalle. Es wird berichtet, daß die Perser, als sie (S. 92) durch die Thermopylen nach Hellas hereinströmten, den lockenden Schätzen des Delphischen Heiligthums einen Besuch abstatten wollten; da sei aber ein schreck-

liches Gewitter ausgebrochen und der Sturmwind habe vom Parnaß herab ungeheure Felsstücke gegen sie geschleudert, daß sie entsetzt geflohen wären. Jetzt fielen die Phokier selbst über diesen Tempel her und raubten seine Schätze, 356, weil ein Amphiktyonenbeschluß sie zur Zurückgabe von Tempelländereien und einer Strafe für die Usurpation verurtheilt hatte. Mit dem Raub warben sie Söldner, giengen aber auch so schandbar damit um, daß sie dem Gotte geweihte goldene Lorbeerkränze als Schmuck an schlechte Dirnen verschenkten.

Der die Pflege des Heiligthums besorgende Amphiktyonenrath sprach den Fluch über die Frevler aus und forderte Griechenland zur Bestrafung derselben auf. Die Thebaner, Lokrer u. A. erhoben sich gegen sie, mehr aus heuchlerischer Herrschsucht als aus sittlicher Entrüstung. Allein von Etlichen, namentlich Sparta und Athen, wurden sie unterstützt. Und da sie auch mit dem unermeßlichen Gelde des Tempels immer frische Söldnerscharen anwerben konnten, so währte der Krieg 10 Jahre lang fort, ein Krieg, welcher Griechenland in zeitlicher und sittlicher Hinsicht vollends zu Grunde richtete. Die Vollstrecker des Amphiktyonenspruchs konnten auch allein gar nicht fertig werden; da riefen sie endlich den König Philipp von Macedonien zu Hilfe, mit dessen starkem Arm der Sieg über die Tempelräuber gelang, 346. Dieselben wurden nochmals verflucht, ihre Städte zerstört, die Einwohner in offene Flecken vertheilt, viele nach Macedonien weggeführt, Philipp aber erhielt fortan die Oberaufsicht über den Tempel.

§ 11. Ende der griechischen Freiheit.

Der genannte Philipp von Macedonien war ein mächtiger und sehr tüchtiger Herrscher. Er hatte als Geisel seines Vaters die schönsten Jünglingsjahre in Theben zugebracht und sie klug benützt; so konnte er nach seiner Thronbesteigung 360 sein rohes Volk durch gute bürgerliche Einrichtungen heben und durch Uebung im Kriegswesen stark machen. Aus geworbenen Bauern bildete er sein Fußvolk, die Phalanx, aus dem kriegerischen Adel seine Reiterei. Er hatte zu seinem Stammland, das nördlich von Thessalien gelegen, an Größe etwa die Hälfte von Griechenland betrug, durch Eroberung noch Illyrien und Thracien und weitere Länderstriche gebracht. Ihre Truppen benützte er je nach ihrer nationalen Streitart. Schon lange her blickte sein begehrliches Auge auch auf Griechenland, das durch seine ewigen Fehden sich selbst erschöpfte und einer fremden Macht zum Raube bereitete, und da er nun einmal mit dessen Angelegenheiten vermengt war, so gieng er ernstlich und zunächst auf feine Weise damit um, es gleichfalls unter sein Scepter zu bringen. Und das gelang ihm zuerst mit Thessalien im heiligen Kriege.

Geraume Zeit blendete er die Griechen durch sein freundliches Benehmen, seine Achtung für Kunst und Wissenschaft und durch sein blinkendes Gold, daß sie keine Gefahr von ihm merkten. Endlich aber wurde es gar zu offenbar, was er im Schilde führte, und da standen noch die Athener und die mehrsten der übrigen Griechen, entflammt vornehmlich von dem großen Redner Demosthenes, wider ihn auf, um ihre Freiheit zu vertheidigen. Am 2. August 338 kam es bei Chäronea in Böotien zur Entscheidungsschlacht. 40,000 Hellenen kämpften mit ihren letzten Kräften gegen den Unterdrücker. Aber wo war Marathon? wo Platää? Sie rafften sich wohl noch einmal auf und thaten über Erwarten, und von der heiligen Schar der 300 Thebanischen Jünglinge wich nicht Einer, sie starben alle an ihrem Platz. Doch siegte Philipp, und durch diese Eine Schlacht wurde er Herr Griechenlands.

Er verfuhr indessen mit den Besiegten sehr schonend, ließ ihnen vor der Hand ihre Verfassungen und Rechte, ja er wollte nur ihr Bundesgenosse und Präsident der allgemeinen Bundesgenossenschaft sein, wozu er ihre Staaten vereinigte. Da legte sich ihr Groll gegen ihn. Und 337 rief er sie zu einem Congreß in Korinth zusammen. Hier trägt er ihnen vor: Jetzt wär' es an der Zeit, das Reich der

Barbaren zu Grab zu tragen; er begeistert sie zu einem gemeinschaftlichen Kriegszug gegen die Perser. Alles außer Sparta stimmt frohlockend ein, und man ernennt Ihn „zum Oberfeldherrn mit unbeschränkter Gewalt." Das war ja Alles, was Philipp vorerst wollte. „Wohlan, ich will euch führen. Es rüste sich Griechenland und Macedonien zum großen Werk!" Er kehrt zu diesem Zwecke nach Macedonien zurück. Dort feiert er noch vor Beginn des Feldzugs, welcher ihn zum Herrn der Welt machen soll, die Hochzeit seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige von Epirus in höchster Pracht. Auf derselben wird er bei einem Festzuge von einem seiner Leibwächter meuchlings erstochen, 336.

Allein sein noch größerer Sohn Alexander nimmt das Vorhaben des Vaters mit feuriger Seele auf, und dieser ist vom Weltenlenker zur Ausführung bestimmt; er ist dazu ersehen, das persische Weltreich zu stürzen und ein neues aufzurichten. Ehe wir aber Griechenland als Schauplatz unserer Erzählung verlassen, wollen wir nach so vielen Kriegsgeschichten noch Einiges vom Leben der Hellenen im Frieden berichten, und müssen dann vornehmlich noch von der griechischen Kunst und Wissenschaft reden.

§ 12. Vom häuslichen und täglichen Leben der Griechen.

Wir schauen es in Athen an, das für die meisten andern Griechen zum Muster diente.

Ein zur Welt geborenes Kind wurde zuerst dem Vater vor die Füße gelegt. Nahm er's nicht auf, so tödtete man es gleich oder trug es in den Wald, was besonders oft bei Mädchen und fast bei allen unehelichen Kindern geschah; und wir gewahren hier wieder eben auch bei den feinen Athenern das rohe Heidenthum. Hob der Vater das Kind auf, so wurde es gebadet und der Mutter zurückgebracht, die es selbst oder durch eine Amme säugte. Am siebenten Tage nach der Geburt brachten sie dann ein Opfer für dasselbe, wobei es seinen Namen empfieng, und hielten einen Kindsschmauß.

Bis zum sechsten Jahre blieb das Kind in den Händen seiner Mutter. Von da an, wie bei uns, wurden die Kinder, aber nur die Knaben, in öffentliche Schulen geschickt, und so sah man auch zu den bestimmten Tageszeiten die Schülerlein mit Schreibtafeln gehen oder springen, nur waren es Brettchen mit Wachs überzogen, in das sie mit einem Stifte die Buchstaben eingruben, welche sie mit dem hintern platten Theile des Stil's wieder auslöschen konnten. Und stand man vor einer Schule, so konnte man sie singen hören wie bei uns, und nicht selten schöner, dazu noch deklamiren; denn sie mußten lange Stücke aus ihren Dichtern auswendig lernen und gar ernst und nachdrucksvoll hersagen. Die Erziehung bestand in Grammatik, Musik und Gymnastik. Solon hatte jedem Bürger gestattet, seinen Vater zu verklagen, wenn dieser ihn nicht gehörig hatte erziehen lassen.

Die großen Knaben oder angehenden Jünglinge sah man täglich scharenweise in's Gymnasium ziehen. Dieses war ein weitschichtiges Gebäude mit freien Plätzen, Gärten und Hainen, und nicht sowohl eine Schule für Wissenschaft als vielmehr ein Ort für körperliche Uebungen, ein rechter Turn- und Tummelplatz, wo sie liefen, rangen, warfen, sprangen rc. Dann aber giengen sie auch wieder in die Lehrsäle, um in die höhern Wissenschaften eingeführt zu werden.

Wo sind aber die Mädchen? Die sieht man nicht auf dem Schulweg und in keiner Bildungsanstalt. Auf die Erziehung der Töchter wurde keine Sorgfalt gewendet; die waren gegen die Söhne bitter verwahrlost. Sie saßen still daheim bei ihren Müttern, von denen sie lernten, was diese selbst konnten. Die Frauen wurden (mit Ausnahme von Sparta, wo die Weiber Haare auf den Zähnen hatten) geringschätzig behandelt. Sie lebten zurückgezogen im innern Theile des Hauses, Gynäkeion genannt, und durften sich vor fremden Leuten nicht sehen lassen. Sie saßen

drinnen unter ihren Sklavinnen, mit weiblichen Arbeiten und ihren Kinderlein beschäftigt. Die reicheren natürlich hatten auch etwas Musik und einfache Spiele.



Fig. 29. Häusliches Leben der Frauen.

Alle häuslichen Geschäfte, die von den Frauen nicht besorgt wurden, sowie die Arbeiten im Garten und Feld, lagen den Sklaven ob. Sklaven gab es in allen jenen Freistaaten die Hülle und Fülle. Athen hatte in seiner blühendsten Zeit 400,000 Sklaven, so daß je auf einen freien Bürger dreizehn Sklaven kamen. Doch waren sie in diesem Staate vor allzuharter Behandlung durch die Gesetze etwas geschützt.

Die freien Bürger arbeiteten im Ganzen wenig. Sie trieben wohl auch Handwerke und brachten es bei ihrem Geschicke weit darin; aber sie strengten sich dabei nicht zu heftig an. Andere standen in den Kaufläden und handelten meisterlich; aber ihre Diener waren ihre Hände. Andere dagegen arbeiteten mit großem Eifer in ihren Kunstwerkstätten, denn die Kunst (Malerei, Bildhauerei 2c.) galt für eine hochedle Beschäftigung; während wieder Andere an ihrem Studirtische saßen und emsig lasen, dachten, forschten, schrieben. Wieder Andere hatten in den Amtsstuben mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun.

Die mehrsten der freien Bürger sahen indessen bloß ihren Sklaven nach, giengen in die Volksversammlung, wo sie mitredeten und gelegentlich mitschrieen, begaben sich in die Palästren oder Kampfübungsplätze für die Erwachsenen, lustwandelten an den klaren Wassern und in den kühlen Hainen, pflogen auf den Bergen und in den Wäldern der Waidmannslust. Oder in der Stadt — und das war ein besonderes Vergnügen — da standen sie auf dem Markte und in den Barbierstuben, welche am Markte herumliefen, dicht beisammen und unterhielten sich über die Neuigkeiten des Tages, schwatzten und lauschten; denn „etwas Neues zu sagen oder zu hören" war ihre absonderliche Leidenschaft. — Gieng die Sonne gegen die Berge hinab, dann machte sich jeder frei und schickte sich auf die Hauptmahlzeit. Alle badeten vorher, die geringeren Leute in öffentlichen vom Staate unterhaltenen Bädern, wo stets warmes und kaltes Wasser floß, die

Vermöglichen daheim in ihren Wohnungen, deren jede ein wohleingerichtetes Bad hatte. Nach dem Bade kleideten sich diese schön an, besprengten Haare, Gesicht und Gewand mit köstlicher Salbe, daß sie wie ein Blumenstrauß dufteten, und so gereinigt, geschmückt und gewürzt giengen sie zu Tische, wozu gewöhnlich eine Gesellschaft von Freunden eingeladen war. Die Tafel stand in dem herrlichen, mit Tapeten ausgeschlagenen, mit Gemälden behängten, am Fußboden mit Teppichen belegten und mit glänzenden Möbeln ausgestatteten Speisesaal. Um sie her waren weiche Polster gebreitet, auf die man sich halb legte, halb setzte. Die mannigfaltigsten und ausgesuchtesten Gerichte wurden in silbernen Schüsseln aufgetragen; die theuersten Weine aus goldenen, reichbesetzten Pokalen geschlürft. Dabei führten sie lebhafte Gespräche über dieß und das und lachten viel, besonders, wenn witzige Reden sich hören ließen, auf die sie ordentlich Jagd machten. Nach dem Essen gieng eine Leier herum, und mußte Jeder ein Stücklein darauf spielen und dazu singen. Auch unterhielt man sich mit Gesellschaftsspielen. Endlich verabschiedete der Hausherr seine Gäste und zog sich zu Weib und Kind in's Gynäkeion zurück.

So lebten sie fort, äußerlich glänzend, innerlich elend, bis sie starben. In den Armen der Krankheit und des Todes hatten sie wohl Weinen und Wehklagen um sich, aber keinen Tröster. Der Todte lag schön geputzt mit einem blühenden Kranz um's Haupt, eine Zeitlang da, und seine Freunde betrachteten ihn, wie er schläft. Dann wurde er verbrannt, seine Asche in eine Urne gethan und in die Erde gesetzt.

§ 13. Die olympischen Spiele.

Nun noch ein Stück aus dem gemeinsamen Leben der Griechen. Sie waren in so viele Staaten zersplittert, und die Athener wollten Athener, die Spartaner Spartaner, die Korinther Korinther 2c. sein, doch gab es Gelegenheiten, wo sich die Getrennten wieder als Ein Volk fühlten. So in den Perserkriegen; so auch ohne auswärtigen Feind bei ihren gemeinschaftlichen Festspielen. Deren hatten sie mehrere: die Isthmischen, die Nemeischen und andere; die weitaus berühmtesten jedoch, an welchen sich das gesamte Griechenland betheiligte, sind die Olympischen. Zu Olympia in der Landschaft Elis wurden sie gehalten, Zeus zu Ehren, der dort einen prachtvollen Tempel hatte. Sie bestanden seit uralter Zeit, wurden aber durch das glänzende Fest im J. 776 so sehr berühmt, daß die Griechen von da an eine neue Zeitrechnung begannen und nach Olympiaden, d. h. Zeiträumen von 4 Jahren, zählten.

Alle 4 Jahre also, im Monat Juli, strömte das griechische Volk aus allen Theilen des Gesamtvaterlandes, auch aus Thessalien und Epirus, zum Feste nach Olympia. Es war da eine Art Gottesfriede; Niemand durfte einen Pilger zum Feste unterwegs beleidigen, und im Peloponnes mußten die Waffen gänzlich ruhen. Das versammelte Volk brachte zuerst „dem Vater der Götter und Menschen" ein feierliches Opfer und sang ihm Loblieder. Hierauf begannen die Spiele, zu welchen zwei große Bahnplätze hergerichtet waren, der Hippodromos und das Stadion. In jedem saßen auf erhöhten Stühlen Kampfrichter, und ringsumher auf den ansteigenden Höhen befand sich eine zahllose Zuschauermenge.

Unter Trompetenschall that sich die Schranke des Stadions auf und die Wettläufer traten zuerst hinein. Lauter freie unbescholtene Hellenen, die sich lange darauf vorbereitet hatten, auch durch eine sehr enthaltsame Lebensweise. Sie stürzten jetzt auf ein gegebenes Zeichen dahin „nach dem vorgesteckten Ziele." Wer so glücklich war, es zuerst zu erreichen, der hatte gesiegt; sogleich ward sein Name samt dem seines Vaters und seiner Vaterstadt von einem Herold ausgerufen und die Menge gab ihn in jauchzendem Echo zurück. Im Stadion gab es noch Wettkämpfe im Ringen, im Faustkampf, im Werfen mit dem Diskus (einer metallenen Scheibe) und mit dem Speer. — In der andern Bahn, im Hippodromos, stand eine Reihe vierspänniger Wagen (alle Pferde neben einander gespannt), welche auf das gegebene Zeichen mit einander fortrasten. Am Ende der Bahn befanden sich zwei Säulen; durch diese mußten die Wagen hindurch und wieder herumlenken, um

zwölfmal denselben Kreis zu beschreiben. Wer dann mit seinem Gespann am ersten zurückkam, der war Sieger. Es fanden hier auch Wettrennen zu Pferde statt.

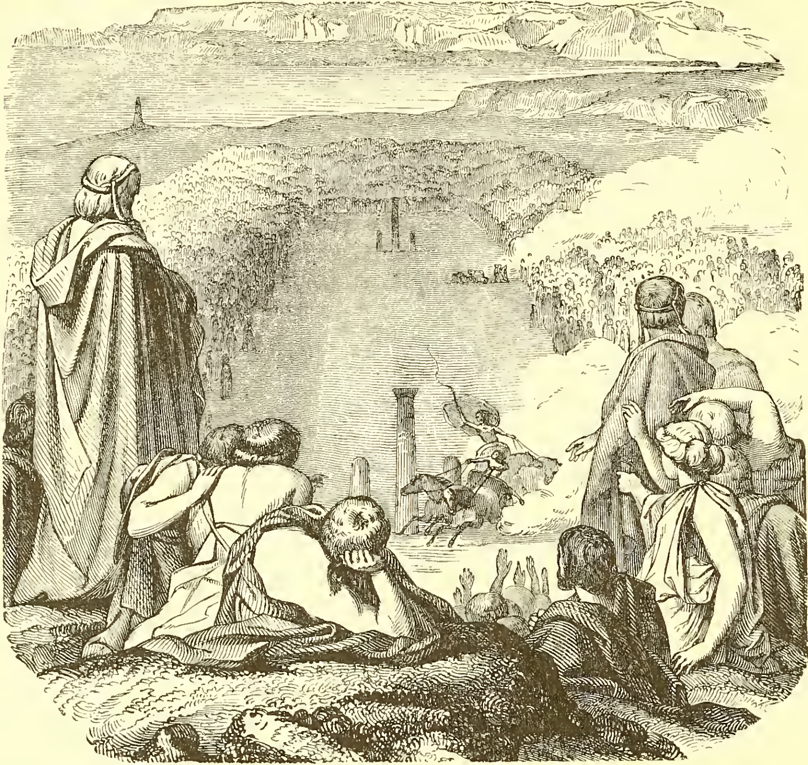


Fig. 30. Wagenrennen bei den olympischen Spielen.

Fünf Tage dauerten die Spiele. Am Schlusse wurden die Preise vertheilt und der beste Wettläufer wurde zuerst bekränzt. Der Preis bestand nämlich in einem Kranz von Oelzweigen, welcher dem Sieger unter donnerndem Jubelruf auf's Haupt gelegt ward. Solch einen Kranz samt einer Palme zu empfangen, galt für den höchsten Ruhm. Der Bekränzte wurde bei seiner Heimkehr von seinen Mitbürgern im Triumph eingeholt, war frei von allen Staatslasten, und sein Lob erscholl durch ganz Griechenland. Darum strebten sie so sehnlich nach solch einer Krone; und darum sagt Paulus, daß wir uns doch auch im geistlichen Wettkampf so mühen möchten, um aus der Hand des Kampfrichters die unverwelkliche Krone der Ehre zu empfahen.

In der Folgezeit wurde zu Olympia auch ein Wettstreit in Kunst und Wissenschaft gehalten. Geschichtschreiber lasen ihre Werke vor. Poeten deklamirten ihre Gedichte, Bildhauer stellten ihre Statuen auf, Musiker ließen ihre Tonstücke hören, und wer nach dem Urtheile der Kampfrichter das Vorzüglichste geleistet hatte, der empfieng auch seine „vergängliche“ Krone. — Neuestens (s. 1875) wurden vom deutschen Reich Ausgrabungen in Olympia vorgenommen, die manchfache Ausbeute geliefert haben.

§ 14. Die Lichter in Kunst und Wissenschaft.

Ich habe schon gesagt, daß es die Griechen in menschlicher Kunst und Wissenschaft außerordentlich weit gebracht haben. Hier kommt ihnen im Ganzen kein Volk

der Erde gleich und hier lernt die Menschheit noch immer von ihnen. Jetzt wollen wir die Ausgezeichnetsten darin kennen lernen; wobei wir vor allen Orten Athen werden hervorstrahlen sehen.

Dichter.

Vom Urmeister, dem blinden alten Homer, und seinen zwei epischen oder Heldengeschichten ist schon S. 53 berichtet. Großen Ruhm erwarb sich nach ihm Hesiod, welcher um 800 in Böotien lebte. Er hat sehr ernste Gedichte verfaßt, von denen uns noch drei erhalten sind: „der Schild des Herakles", „die Abstammung der Götter" und das Lehrgedicht „Werke und Tage", darin er vom Ackerbau, häuslichen und menschlichen Leben überhaupt handelt. In diesem kommt der Vers vor:

„Liebe den, der dich liebt, und hilf dem, welcher auch dir half;
Gib dem, der dir gab; wer dir nicht gegeben, dem gib nicht 2c."

Freilich ist das erst eine Zöllnerliebe (Mat. 5, 46); das Christenthum singt dagegen: „Liebe den, der dich haßt, und hilf dem, welcher dir nicht half" 2c.

Um 600 lebte zu Korinth der Meistersänger Arion. Die Sage erzählt, es hätten ihn einmal auf einer Heimreise zur See seine Schiffsgenossen umbringen wollen; da habe er gebeten, sie sollten ihn vorher noch eins seiner Stücke singen und spielen lassen; das habe dann so schön gelautet, daß ein neben dem Schiffe herschwimmender Delphin ganz davon gerührt worden sei. Nach Beendigung seines Liedes sei der Sänger in's Meer gesprungen, weil er lieber im Wasser, als von Dolchstichen sterben wollte; da habe ihn aber der Fisch auf seinen Rücken genommen und wohlbehalten an's Land getragen. Dieser Arion, von dem wir leider nichts mehr besitzen, hat, wie die zwei Folgenden, lyrische Gedichte gemacht, das sind solche, welche zur Leier gesungen wurden. — Etwas später sang auf der Insel Lesbos eine Dichterin, Sappho. Von ihr hat sich wenig mehr erhalten als das Sapphische Versmaß. Doch stimmt das Alterthum darin überein, daß ihre Lieder von der höchsten Anmuth und Holdseligkeit gewesen seien.

Der vornehmste aller lyrischen Dichter ist Pindar. Geboren zu Kynoskephalä bei Theben 522, und daselbst als 80jähriger Greis gestorben. Hochberühmt machte er sich durch seine „Preisgesänge auf die Sieger in den olympischen und andern öffentlichen Spielen der Griechen", von denen 45 auf uns gekommen sind. Voll erhabener Gedanken und Vorstellungen gehen sie in einer Kraft „wie eines brausenden Waldstroms" daher. Alles wollte von Pindar besungen sein; Könige und Städte rangen nach dieser Ehre. Und doch schmeichelt er nicht, sondern redet männlich und würdig. Er ermahnt auch immer wie zur Tapferkeit und Tüchtigkeit, so zur Sittenreinheit und Frömmigkeit. Ueberall, wo er hinkam, wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft; zu Delphi setzte man ihm einen Lorbeerkranz auf's Haupt und speiste ihn, auf Befehl des Orakels, mit einem Theile der Opfer.

Es gab sonst noch viele gefeierte Leierdichter, darunter auch recht leichtfertige. Ein vielbelobter Fabeldichter aber lebte schon vor dem Letztgenannten 620—568 in Lydien. Er hieß Aesop, und soll ein kleines, bucklichtes und recht häßliches Männlein, dazu ein Sklave gewesen sein.

Er trug allerlei nützliche Lehren in Fabeln vor, welche meist aus der Thierwelt genommen waren. Das Volk hörte sie mit Begier und erzählte sie freudig weiter; so pflanzten sie sich mündlich fort und erst späterhin wurden sie aufgeschrieben. Luther hat sie gar gern gehabt und sonderlich nützlich für die Jugend gehalten. Wir wollen doch ein paar anhören: Ein Pfau beklagte sich bei seiner Gebieterin, der Here, daß ihm als so einem schönen Vogel eine liebliche Stimme versagt sei, während doch die Nachtigall, dieser schmucklose Vogel, solch einen ausgezeichneten Gesang führe. Die Göttin erwiderte ihm: Was klagst und schreist du? Es ist ja billig, daß nicht Einer allein alles Gute habe. — Ein alter Krebs spricht zum jungen: „Mein Sohn, geh doch nicht immer so schief, sondern geradaus!" Der junge Krebs antwortet: Lieber Vater, ich will dir gern gehorchen, wenn ich sehe, daß du es auch so machst. Diese Fabel lehrt, daß die Jugend durch nichts mehr als durch's Exempel zum Rechten angeleitet werde.

Nach der lyrischen that sich die dramatische Poesie auf, d. i. die Schauspieldichtung. Man feierte den Gott Dionysos durch Festchöre, welche immer ausgebildeter, endlich durch Erzählung, Handlung und Kostüm belebt wurden, womit sich noch Tanz und Musik verbanden. Das Volk wollte mit Schauspielen unterhalten sein und war ganz erpicht darauf, und sein Verlangen wurde ihm reichlich befriedigt. Und wahrlich, diejenigen Stücke, welche ihm zuerst geboten wurden, waren nicht schlechter, als die heutigen Theaterstücke sind, und was Züchtigkeit betrifft, entschieden besser. Die drei namhaftesten Schauspieler sind: Aeschylus, Sophokles und Euripides.

Aeschylus, ein Athener, 525—456, führte den Dialog ein. Er schrieb 70 Schauspiele, von denen sich 7 erhalten haben. Für das vorzüglichste darunter gilt: „der gefesselte Prometheus"; ein hochpatriotisches heißt „die Perser"; ein drittes „die Sieben gegen Theben." Diese Dichtungen schreiten gar ernst und feierlich, gewaltig und grauenhaft her und erschüttern das Gemüth durch „eine furchtbare Grazie."


Fig. 31. Aeschylus.

Sophokles, geboren in Kolonos bei Athen 496—405, führte den dritten Schauspieler ein. Er fand noch mehr Beifall als der Vorhergehende, obwohl er nicht so hoch und tief ist als jener. Dagegen führt er die schönste Sprache, weiß alles meisterlich darzustellen und namentlich das Seelenleben so zu schildern, daß man sich selber sieht. „Er erschüttert nicht, wie Aeschylus, er rührt das Herz." Von seinen 113 Stücken sind noch 7 vorhanden, darunter die Antigone allgemein für das vortrefflichste anerkannt wird; nicht viel weniger gepriesen ist sein Oedipus auf Kolonos, dessen seltsame Geschichte wir S. 50 vernommen haben.

Euripides, geboren auf Salamis am Tage der glorreichen Schlacht, 480—407. Er ist nicht mehr so religiös als die zwei vorigen; doch schließen seine Stücke die Gemüthswelt auf, sind keusch und sittig, und zeichnen sich durch lebhafte Darstellung und schöne Sprache aus. Von 92 Schauspielen, die er geschrieben, sind 18 auf uns gekommen: „Medea", „Iphigenia in Aulis" 2c.

Diese drei haben fast lauter Tragödien oder Trauerspiele verfaßt. Es waren ernstere Männer, und wenn sie in jener heidnischen Zeit um sich und in sich sahen, so sahen sie eben überall im Hintergrunde die Trauer. Der Hauptgedanke, oder wie man sagt, die Idee bei fast allen ihren Dichtungen ist: ein heldenkräftiger Mensch, der mit einem dunkeln unbeugsamen Schicksal kämpft und im Kampfe unterliegt. Das ist freilich keine tröstliche Idee! Es fehlt eben das himmlische Licht, in dem man einen allwaltenden Gott schaut, der mit Liebe und Gnade alles Geschick regiert und der diejenigen, welche sich zu ihm halten, durch heilsamen Prüfungskampf und scheinbares Unterliegen zu ewigem Siege führt.

Mit dem Perikleischen Zeitalter kam aber auch die Komödie oder das Lustspiel auf, und das war mehr nach dem Geschmack der Menge, als die ernste Tragödie, und wenn da so ein rechtes Volksstück gegeben wurde, so drängte man sich wirklich am Eingang zum Theater wie an der Thüre eines Bäckerladens zur Zeit der Hungersnoth. Ich nenne nur den gepriesensten Lustspieldichter, den Aristophanes. Er lebte zu Athen 455—387. Er hat 60 Stücke geliefert, von denen noch 11 zu lesen sind, als: „die Wolken, die Wespen, die Vögel oder die Kukuksstadt" 2c. Seine Hauptabsicht war nicht übel, denn er brachte zumeist die schlechten Sitten seiner Zeit und seiner Mitbürger auf's Theater, um sie mit der Geißel des Witzes und des Spottes zu züchtigen; aber er macht's grob, und ein sittsamer verschämter Mensch konnte nicht wohl in's Theater gehen, wenn etwas von ihm gespielt wurde. Doch

solche Menschen waren bei den spätern Athenern rar, und das geliebte Lachen gieng ihnen nirgends besser von statten, als bei einem Aristophanischen Stücke.

Tonkünstler.

Neben und mit der Dichtkunst trieb man auch die Tonkunst oder Musik. Man kannte ihre Kraft zur Anregung der Lebensgeister und zur Beruhigung der Leidenschaften. Die Hauptinstrumente der Griechen waren die Cither oder Leier (wiewohl streng genommen ein Unterschied zwischen beiden stattfand, indem die letztere zwischen den Knieen gehalten wurde und einen tiefern und umfangreichern Schallboden hatte) und die Flöte.

Der Vater der griechischen Tonkunst ist Terpander aus Lesbos, um 670. Er hat zuerst Kunstregeln gegeben. Schöner noch und süßer war die Musik des Olympos aus Phrygien, welcher sich um 550 in Griechenland aufhielt.

Es haben sich keine Notenbücher von dort auf uns erhalten, und wir können also nur nach den Aussagen der Alten urtheilen; aber nach diesen stand auch die griechische Tonkunst auf keiner niedern Stufe. Freilich gab's noch keine Harmonie in Gesang; der Chor sang Unisono oder in der Oktave; doch hat Archilochus um 700 die polyphonische Begleitung der Instrumente zu entdecken angefangen.

Baumeister.

Hochberühmte Baumeister waren: Chersiphron und sein Sohn Metagenes, welche um 580 am wundervollen Tempel der Artemis zu Ephesus bauten, an dem 220 Jahre bis zu seiner Vollendung gearbeitet wurde. Das herrliche Parthenon zu Athen war ein Werk des Kallikrates und Iktinos.

Die Baukunst verherrlichte sich besonders an Tempeln, Rathhäusern und Theatern, während bei den Privatwohnungen mehr als auf's Aeußere auf die Einrichtung des Innern gesehen zu werden pflegte. Was die Tempel auszeichnete, das war besonders die schöne Verbindung der schlanken kannelirten Säulen mit dem anmuthigen, bilderreichen Giebeldach, wie wir's am Parthenon (S. 97) sehen. Es kam da frühe ein doppelter Stil auf, der ernste dorische (4) und der weichere jonische (3), zwischen welchen es Uebergänge gab (5), wie später durch kelchförmige Ausschmückung des Kapitäls die korinthische Abart (1. 2) entstand.

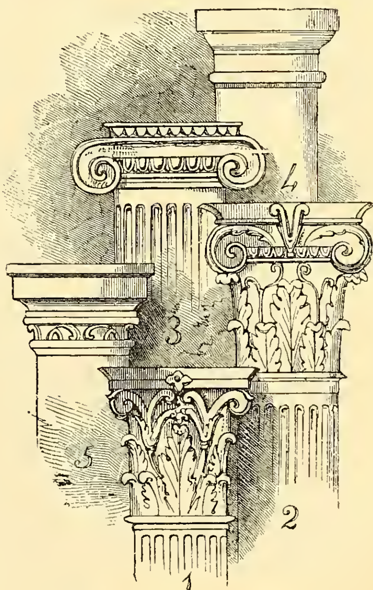


Fig. 32. Kapitäle griechischer Baustile.

Bildhauer.

Die Bildhauerei oder richtiger gesagt: Bildnerei, griechisch Plastik, ist die Kunst, aus mancherlei Stoffen, namentlich aus Marmor, Erz, Gold und Elfenbein, Figuren herzustellen. Wenn man nun auch in andern Künsten die Griechen mit der Zeit erreicht oder gar übertroffen hat, in der Bildnerei sind sie nicht nur unübertroffen, sondern noch lange nicht erreicht; da erhoben sie sich zur vollendetsten Schönheit. Das erkennen wir nicht bloß aus den Beschreibungen ihrer Schriftsteller, sondern aus ihren Bildwerken selbst, von denen viele, noch ganz oder in Trümmern, wieder aufgefunden worden sind, mit denen nichts derartiges Neueres den Vergleich aushält. Wenn du dahin kommst, so kannst du in Rom, Dresden, München und a. O. solche Werke sehen und anstaunen. In Rom ist unter Anderem ein bloßer Rücken von einem Herakles, der nicht um Hunderttausende feil wäre.

Ich führe unter den Meistern gleich den höchsten, den ersten Bildhauer der Welt auf, den Phidias von Athen. Er war ein Zeitgenosse des Perikles und sein genauer Freund. Er arbeitete in Erz, Marmor, Elfenbein und Gold. Zu Delphi stand von ihm ein herrlicher Apollon von Erz; auf dem Marathonischen Schlachtfeld eine mächtig große Nemesis (Göttin der Vergeltung) von Marmor; die aus Elfenbein und Gold gearbeitete wunderbare Pallas im Parthenon zu Athen war von ihm.

Sein höchstes Meisterwerk war der Götterkönig Zeus im Tempel zu Olympia. Auf einem 12 Fuß hohen Sockel stand ein reichverzierter Thron von Cedernholz, und auf demselben saß nun der Götterkönig, in dieser sitzenden Stellung noch 40 Fuß hoch. Es war aus zusammengefügtem und durch kunstvolle Arbeit ganz in einander geflossenem Elfenbein gebildet, und das Gold bei ihm so wenig gespart, daß eine einzige seiner Locken 6000 M. Werth hatte. In seiner Rechten hielt er eine Siegesgöttin und in seiner Linken einen Scepter, auf dessen Spitze ein Adler saß; ein faltenreicher Mantel wallte an ihm herab. Der Eindruck, den man von ihm empfieng, wenn man in den Tempel trat, soll ein ganz erstaunlicher gewesen sein; in seinem Angesicht lag ein Ausdruck von Majestät, Güte und Ruhe, daß „der Anblick die Seele ihres Erdenleids vergessen machte.“ Das konnte freilich nur auf eine kurze Zeit sein, erst der Glaubensblick zu dem wahren Gott der Allmacht und Erbarmung, des Trostes und Friedens, wie er sich uns in Christo geoffenbart hat, gibt dauerndes Vergessen alles Erdenleids und selige Himmelsfreude. Aber das wird man sagen dürfen, daß Phidias bei der Schaffung dieses Bildes den wahren Gott gesucht und etwas von Ihm erfaßt habe. — Dieser Phidias, der den Athenern so köstliche Augenweide verschaffte, wurde von ihnen zum Dank dafür unschuldig in's Gefängniß geworfen, darin er sterben mußte.

Ein anderer hochgepriesener Bildhauer war Polykleitos aus Sikyon, 469—409. Er fertigte die kräftigsten und anmuthigsten Menschengestalten. Sein „Lanzenträger“ wurde als Musterbild für das Ebenmaß des menschlichen Körpers betrachtet. — Etwas später, 361—310, glänzte Praxiteles helle, ein Meister aus des Phidias Schule zu Athen. Von ihm soll die unvergleichliche „Gruppe der Niobe“ aus Marmor sein, welche sich zu München in der Glyptothek befindet.

Der größte im Erzguß war Lysippos aus Sikyon. Er schuf einen gewaltigen Herakles, der zu Korinth aufgestellt war, einen prachtvollen Helios oder Sonnengott, wie er mit vier Rossen herfährt 2c.

Ein anderer großer Erzgießer, Perilaos, ist durch sein schreckliches, wiewohl nicht unverdientes Ende bekannt. Er goß zuletzt zur Vergnügung des Tyrannen Phalaris von Agrigent (auf Sicilien) einen kolossalen ehernen Stier, in dessen hohlen Leib ein Mensch gesteckt und durch darunter angezündetes Feuer zum Heulen gebracht wurde, welches sich ausnahm, als ob der Stier brülle. Aber der Erste, den der Tyrann hineinstecken und brüllen ließ, war Perilaos selbst. — Das Großartigste in diesem Felde schufen Chares und Laches: den Koloß von Rhodus. Das war ein aus Erz gegossener Pharus oder Leuchtthurm für die Schiffe in Form einer ungeheuren Menschenfigur, die am Eingange des Hafens auf zwei gegenüberliegenden Felsen stand und durch deren Füße die Schiffe ein- und ausfuhren. Dieser Koloß stürzte bei einem Erdbeben um und schlug einen guten Theil der Stadt zusammen.

Maler.

Von den Gemälden der Griechen, welche auf gewichste Leinwand und Kalkmauern aufgetragen wurden, findet sich nichts mehr vor. Nach dem aber, was auf Thongefäßen und in Büchern davon steht, hat auch die Malerei bei ihnen eine hohe Ausbildung erlangt. Drei Meister strahlen vor allen hervor: Zeuxis aus Heraklea, Parrhasios aus Ephesus und Apelles von der Insel Kos.

Die beiden Erstern, welche um 400 lebten, giengen einst einen Wettstreit ein, wer es besser machen könnte. Zeuxis malte einen Korb mit Trauben und so natürlich, daß die Vögel herbeiflogen und nach den Beeren pickten. Parrhasios malte dann aber heimlich

einen Schleier über den Korb und so ähnlich, daß Zeuxis, als er wieder an sein Bild trat, den Schleier wegnehmen wollte, den jemand seines Bedünkens darüber gelegt hatte. Es wurde von den Richtern dem Parrhasios der Sieg zuerkannt, da er nicht bloß Thiere, sondern Menschen und einen Meister der Kunst getäuscht habe.

Der später lebende Apelles († 308) war aber noch mehr als alle beide; der größte unter allen Malern der Griechen und Alten überhaupt. Seine Göttin Aphrodite, wie sie dem Meeresschaum entsteigt, und seine Göttin Artemis unter opfernden Jungfrauen erweckten in jedem Betrachtenden die höchste Bewunderung. Einst malte er Alexander zu Pferde. Derselbe war mit seinem eigenen Bilde zufrieden, tadelte aber die Zeichnung seines Rosses, und ließ dieses zur Vergleichung herbeiführen. Kaum sah es das gemalte Pferd, so wieherte es laut auf vor Freude. „Siehst du," sprach Apelles zum großen Könige, „daß dein Roß sich besser auf die Kunst versteht als du?" Und Alexander zürnte ihm nicht.

Aerzte.

Schon im 14. Jahrhundert vor Christo wurde die edle Heilkunde oder Medicin von einem Thessalischen Fürsten, Namens Asklepios (Aesculap), so erfolgreich geübt, daß man ihn nach seinem Tode zu einem Gott, und zwar zum Gott der Gesundheit machte. Man weiß jedoch von seinem Heilverfahren nichts. Die Erfahrungen der Heilkunde blieben ein Geheimniß der Priestergeschlechter in den Tempeln des Asklepios. Aber seit 460 lebte in Kos und Athen ein Asklepiade, „der große Hippokrates", welcher nicht nur unzähligen Leidenden zum besten der irdischen Güter verhalf, sondern auch medicinische Bücher verfaßte, von denen mehrere bis auf uns gekommen sind, und in denen nach dem Urtheil unserer Aerzte die Grundlage aller wahren Heilkunde enthalten ist, wenn er auch noch keine Leichen secirte. Dieser Hippokrates soll auch ein edelgesinnter Mensch gewesen sein, dem es nicht um Gold und Ehre, sondern um das Wohl der Menschheit zu thun war. Möge Gott aus Gnaden ihn selbst auf ewig gesund gemacht haben!

Geschichtschreiber.

Diesen sind wir besondern Dank schuldig, weil wir ja ohne sie wenig von dem wüßten, was vor uns geschehen ist. Ich führe die drei vorzüglichsten der griechischen Geschichtschreiber an.

Herodot. Lebte von 404—408. Er wurde zu Halikarnaß in Kleinasien geboren, hielt sich aber geraume Zeit zu Athen auf. Er machte weite Reisen in Asien, Lybien (Afrika) und Europa, auf denen er überall Nachrichten einsammelte. Er heißt der Vater der Geschichte, weil vor ihm kein Heide eine größere Geschichte geschrieben hat. Wir besitzen von ihm neun Bücher, welche die Begebenheiten von der Zeit des Lydischen Königs Gyges bis zur Schlacht von Mykale enthalten, also einen Zeitraum von 220 Jahren umfassen. Er erzählt volksthümlich, treu und mit religiösem Ernst, und schreibt vortrefflich. Er gab sich aber Mühe, auch alles was ihm von Erd- und Völkerkunde zu erfassen gelang, in seine Geschichte einzuweben, so daß man eine Erdtafel (Fig. 33) entwerfen kann, welche die Vorstellungen der gebildetsten Griechen von unserer Erdscheibe verdeutlicht.

Thukydides. Ein Athener. Lebte von 471—402. Auch ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, der von manchen dem ersten noch vorgezogen wird. Er übertrifft denselben auch an Schärfe der Beobachtung und Vollkommenheit der Darstellung; doch fehlt ihm der religiöse Geist, welcher in den menschlichen Geschicken ein göttliches Walten wahrnimmt. Er schrieb für denkende Leser die Geschichte des Peloponnesischen Kriegs, in dem er mitfocht, von 431—411, also nicht zu Ende.

Xenophon. Ein Athener, 444—355, Feldherr und Geschichtschreiber zugleich. Er vollendete das Werk des vorigen über den Peloponnesischen Krieg und

setzte die Griechische Geschichte bis zur Schlacht von Mantinea, 362, fort. Er schrieb auch eine Cyropädie, d. h. eine Erziehungsgeschichte des Königs Cyrus. Er kann's

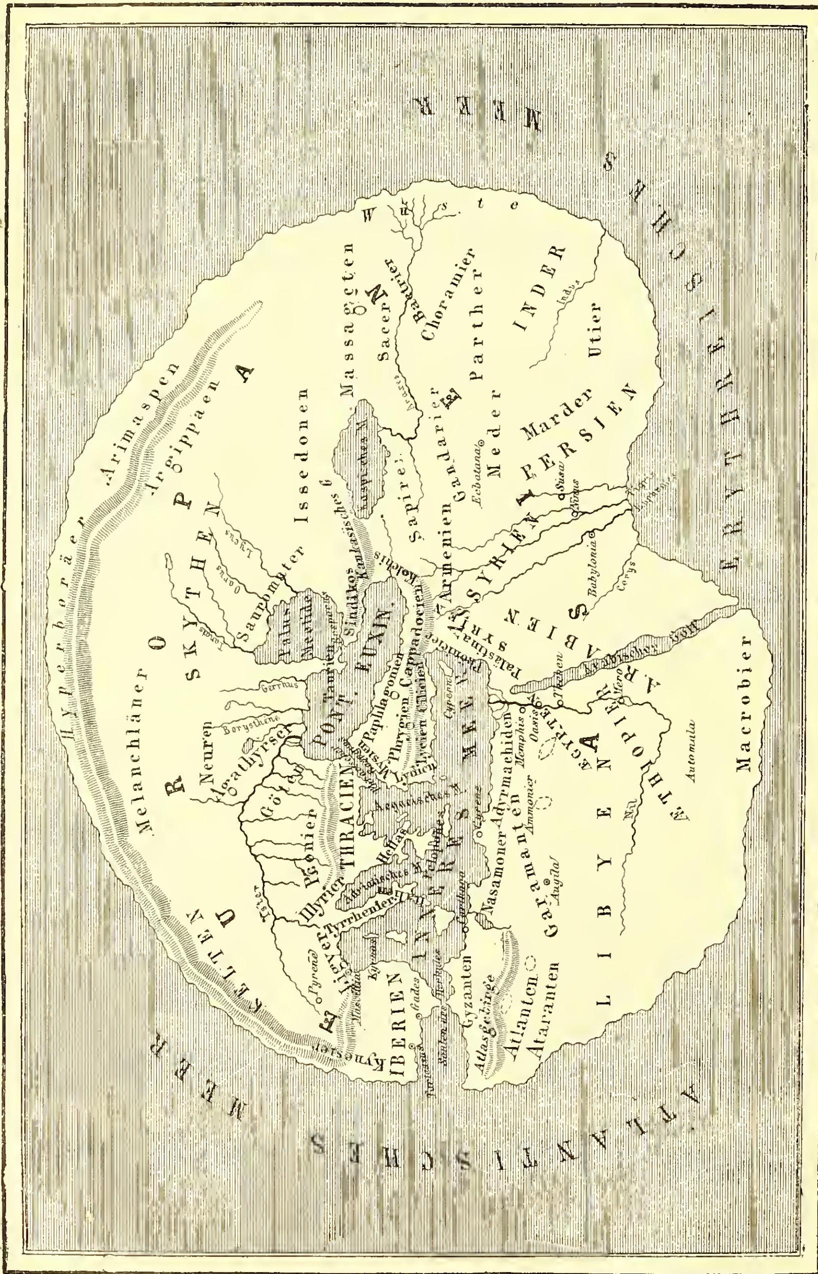


Fig. 33. Erdtafel nach Herodot.

nicht so originell wie seine Vorgänger, hat aber viel Honig der Anmuth und Lieblichkeit, darum er „die Attische Biene“ genannt ward.

Redner.

Die Redekunst wurde bei den Griechen mit großem Fleiße studirt, denn daran lag viel. Alles wurde in den Freistaaten mündlich verhandelt: das gesamte Volk horchte nach der Rednerbühne hinauf. Wer nun recht reden konnte, der gewann sich die Gemüther, erhielt schmeichelnden Beifall und noch Ehrenstellen dazu; ja er bemächtigte sich des Volks, daß er es leitete, wie er wollte. Ein rechter Staatsmann aber konnte keiner ohne eine rechte Zungenfertigkeit sein. Ich nenne die drei berühmtesten Redner der Griechen, und sie sind alle Athener.

Der erste ist Perikles, der große Staatsmann, den wir schon kennen; er brachte einen ganz neuen Ton und Schwung in die Beredsamkeit. Doch bleibt seine Rede bei aller Schönheit und Lebendigkeit noch einfach und natürlich; nichts haßte er mehr als unnütze Worte. — Isokrates, 436—338, stieg zu noch höherem Ansehen; ja er wurde das Muster, wie sich von dem an alle Redner bilden sollten. Er glänzte mit einer überaus feinen und kunstreichen Sprachweise, und ließ auch seine Mienen, seine Hände, seine ganze Stellung und Bewegung entsprechend mitreden, was dem Volke höchlich wohlgefiel. Weil ihm die starke Stimme fehlte, wurde er bald ein Lehrer der Beredsamkeit, in dessen Schule sich Tausende von Staatsmännern bildeten. Neben ihm glänzte der Sicilier Lysias als Logograph, d. h. als Verfasser von Reden für das Bedürfniß der Recht suchenden Bürger.

Aber den höchsten Gipfel der Redekunst erstieg Demosthenes, 384—322. Er war ganz originell, d. h. er hatte so eine ganz eigenthümliche Art, daß es kein anderer machen konnte, wie er. Erst übte er sich auch als Logograph, aber früh regte sich ein ganz besonderer Redetrieb in ihm, der durch alle Schwierigkeiten brach. So konnte er als Kind das R nicht aussprechen; was thut er? Er nimmt Kieselsteine in den Mund und bemüht sich dabei immer R zu sagen, und nach etlicher Zeit kann er es, ohne Steine, vollkommen. Er hat eine schwache Brust und leise Stimme: da stellt er sich an's brausende Meer hin und schreit hinein, oder er läuft einen Berg hinauf und deklamirt dazu, und so wird seine Brust fester, seine Stimme kräftiger und ausdauernder. Aber seine ersten Reden vor dem Volk befriedigen nicht, weil ihnen das entsprechende Geberdenspiel abgeht. Da läßt er sich von einem Schauspieler darin unterrichten, und übt sich vor seinem Spiegel fort und fort, und um bei dem langwierigen Studium auszuhalten, scheert er sich die eine Seite seines Scheitels kahl, damit er ein paar Monate seine Stube nicht verlassen kann. Doch was wäre alles Aeußerliche gewesen, wenn nicht ein ungemeines, ja einziges Talent und das ernstlichste wissenschaftliche Studium sich damit verbunden hätten? Genug, in Demosthenes gieng der allergrößte Redner seines Volkes und der ganzen Heidenwelt hervor, der mit seiner Rede die Gemüther wunderbar ergriff, mit seiner Zunge eine Zeit lang Athen und Griechenland beherrschte und des Philippus gefürchtetster Gegner war. 61 seiner Reden haben sich auf uns erhalten, und der Ruhm derselben, der durch alle Zeitalter geklungen, schweigt auch heute nicht.

Philosophen.

Unter der Philosophie versteht man die Weltweisheit, oder diejenige Weisheit, welche die menschliche Vernunft durch eigenes Denken und Forschen zuwege bringt, im Gegensatz zur göttlichen Weisheit, die uns aus dem geoffenbarten Worte Gottes leuchtet. Es ist begreiflich, daß der menschliche Geist, wenn er einmal recht zum Bewußtsein erwacht ist, gern etwas mehr wissen möchte, als was die Sinne fassen, daß er nach dem Unsichtbaren bei dem Sichtbaren, ja nach dem Grund aller Dinge fragt. Nun das ist ja gut, wenn nur der Mensch mit Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das er ahnet, mit stetem Horchen auf das Gesetz, das ihm Gott in sein Gewissen geschrieben hat, und mit Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Demuth, ohne hoffärtigen Dünkel dabei zu Werke geht. Gott kann ihn so im natürlichen

Lichte etwas erkennen lassen, kann ihm das auch zu seiner Besserung segnen; und Gott kann ihm sein Streben besonders so segnen, daß er merkt, wie er doch aus sich selbst keine gewisse Wahrheit und am wenigsten den rechten Frieden der Seele erlangt; und das kann eine heilsame Sehnsucht in ihm erwecken nach höherem Licht und Trost. Das aber ist sicher, daß der Mensch im besten Falle mit seinem Philosophiren auf unübersteigliche Schranken stößt oder doch zum klaren Licht und wahren Ruhegrund nicht hindurchdringt.

Unter den Denkern und Forschern bei den älteren Griechen wurden sieben besonders berühmt, so daß man sie die sieben Weisen Griechenlands nannte. Sie verdienten auch, als Heiden, diesen Namen, vornehmlich darum, weil sie alle mit dem Erkennen ein tugendhaftes Leben zu verbinden trachteten. Sie hießen: Kleobulos, Periander, Pittakos, Bias, Thales, Chilon, Solon. Der tiefsinnige Heraklit von Ephesus (um 500) klagte: sie beten zu Bildern, als wenn jemand mit Häusern redete! und trat sein erbliches Priesteramt ab, um keinen Götzendienst zu treiben.

Nach ihnen vermehrten sich „die Weisen“ sehr. Da gab's nun freilich viele eitle, dünkelhafte, geld- und luststüchtige, gott- und heillose Weise, welche sich mit einem bloßen Schein von Weisheit brüsteten und mit dem Irrwisch ihrer Lehre und mit dem schlimmen Exempel ihres Lebens die Leute immer mehr verführten und verderbten. Und diese Weisen (Sophisten), welche Legion wurden gegen einzelne bessere, haben der Weltweisheit allerdings einen schlechten Namen machen müssen. Es waren hochangesehene darunter: Protagoras, Georgias, Prodikos rc.; ich mag aber von ihnen nicht mehr reden. Ich spreche nur von den vier Philosophen, die unbestritten die größten sind.

Pythagoras.

Der erste war Pythagoras, geb. auf Samos 582. Ein seltener Mann. Er war noch jung, da wurden schon seine philosophischen Vorträge zu Olympia von Griechenland bewundert. Aber er besaß sich noch nicht Weisheit genug. Er reiste mehrere Jahre in den Ländern herum, um überall den Spuren derselben nachzugehen. Auch Aegypten besuchte er und ägyptische Weisheit lernte er kennen. Dann begab er sich 529 nach Kroton in Großgriechenland. Da machte die Erscheinung des hochgewachsenen, schöngestalteten, in einem langen Talar einherschreitenden, strenger Enthaltsamkeit sich befleißenden, sittenreinen und religiösen Mannes, welcher so erhaben und feierlich und wieder so tief und sinnig redete, einen gewaltigen Eindruck. Der Rath von Kroton ließ ihm einen Hörsaal bauen, in welchem täglich mehr als 2000 Menschen seine Weisheitslehre hörten.

Er lehrte aber: Es sei ein Urfeuer im Mittelpunkt der Welt, um das sich die Welt in vielen Kreisen bewege und welches die Ursache alles Lebens sei. Von diesem Feuer kommen die Sterne, Götter, Geister und Menschen her: namentlich sei die menschliche Seele ein Ausfluß oder Funke desselben. Dieses Urfeuer sei vollkommen lauter und gut, und der Mensch müsse, eingedenk seines Ursprungs, rein und gut leben, und das nicht bloß äußerlich, sondern von innen heraus. Weil aber die Seele während des gegenwärtigen Lebens nicht völlig rein werde, so müsse sie nach dem Tode durch verschiedene Körper wandern rc. Die Zahl ist das Wesen der Dinge. Wir sehen, es ist etwas von Wahrheit an seiner Lehre, aber überall haftet der Irrthum daran. So war es bei den weisesten und besten Heiden. O wie sollten wir Gott danken, daß uns aus seinem Wort ein Licht leuchtet, das Kindern den Weg zur Seligkeit zeigt!

Pythagoras stiftete einen Bund mit verschiedenen Graden, in der er Alte und Junge aufnahm. Den letzteren widmete er besondere Sorgfalt, um sie zu weisen Lehrern der Menschheit und tüchtigen, für das Wohl des Volkes treulich sorgenden Staatsmännern zu erziehen. Die Pythagoräer führten eine eigene Lebensweise, die sich, von dem Heidnischen beim Gottesdienst abgesehen, ganz schön ausnimmt. Sie standen Morgens früh auf. Zuerst stellten sie eine Selbstprüfung an; hierauf giengen sie in's Freie hinaus und der Sonne, als dem Abbild des Urfeuers, betend

entgegen: dann hörten sie des Meisters Lehrvorträge und dachten darüber nach; sofort folgten Leibesübungen, weil sie (freilich nicht ganz richtig) meinten, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne; nach einem geringen Mittagsmahle beschäftigten sie sich mit den öffentlichen Angelegenheiten bis gegen den Abend hin; jetzt machten sie einen Spaziergang, nahmen ein Bad und genoßen die sehr mäßige Hauptmahlzeit; mit Gesang und Gebet wurde jeder Tag beschlossen.

Die Schüler des Pythagoras hatten solch ein Vertrauen zu ihrem Meister, daß ihnen jedes Wort desselben für ausgemachte Wahrheit galt. Statt aller Beweise sprachen sie nur: Er hat's gesagt! Ach, daß wir mit solchem Glauben auf allen Aussprüchen des unfehlbaren himmlischen Lehrmeisters Christi ruhen möchten! Indessen ahmten die Pythagoräer ihres Meisters Sittenreinheit und seine Tugenden nach, und wenn gleich in ihrem Herzen, wie sie selbst bekannten, Unreinigkeit und Sünde genug blieb, und darum auch, weil sie von keiner Versöhnung wußten, der wahre Friede noch keine Stätte haben konnte, so zeichneten sie sich doch vor den andern Heiden auffallend aus. Es giengen auch viele der besten damaligen Lehrer und Staatsmänner aus der Schule dieses Weltweisen hervor.

Nachdem dieselbe lang geblüht, wurde sie 504 durch demokratische Unruhen verstört und dabei eine Menge Pythagoräer erwürgt, gleich als ob der Teufel auch das Bessere bei den Heiden nicht leiden könnte. Der hohe, 80jährige Greis wurde aus seiner Weisheitshalle verjagt und mußte an einem andern Ort, zu Metapontum, sterben.

Sokrates.

Sein Name ist am weitesten bekannt, wiewohl er unter allen die demüthigste Philosophie hatte. Er gilt für den tugendhaftesten aller Heiden. Eines Bildhauers Sohn, geb. zu Athen 469, arbeitete er zuerst seinem Vater nach mit dem Meisel; es drängte ihn jedoch zur Erforschung der höhern Dinge, und so warf er sich mit aller Macht auf das Studium der Weltweisheit. Tief und schwer dachte er über das Unsichtbare nach; er kam aber zu keiner Gewißheit darüber. Er sagte nach langem Forschen: „Ich weiß das Eine, daß ich nichts weiß!" Wenn der Philosoph dahin kommt, dann schadet ihm seine Philosophie gewiß nichts. Sokrates merkte wohl den Einen wahren Gott, „das höchste Gut"; er führte auch solche Reden, daß man annehmen könnte, er habe ihn gefunden; allein es war doch keine Klarheit und Festigkeit des Erkennens, es war keine Gewißheit in seiner Seele, darum er auch alle heidnischen Götter gelten ließ. Ja, er wendete sein Nachdenken mehr und mehr von dem Gebiete des Ueberirdischen ab und sagte, es heiße seine Zeit verschwenden, wenn man zu viel darüber nachgrüble, weil man doch zu nichts Sicherem gelange. Das hielt er nun für die ächte Weisheit, zu lehren, was den Menschen für's Leben nützlich sei; darauf richtete er nun sein Hauptbestreben. Aber er behauptete, und mit ganzem Recht, nur das Gute bringe dem Menschen wahren Nutzen, und wer einen Unterschied zwischen dem Nützlichen und Sittlichen mache, der sei ein verabscheuungswürdiger Volksverderber. Darum legte er sich jetzt insonderheit auf die Tugendlehre. Und hier konnten allerdings die Heiden noch das meiste leisten, weil sie (Röm. 2, 15) noch ein Gewissen haben, das vom Guten und Bösen Zeugniß gibt. Es ist aber auch dies göttliche Gesetz im Innern des Menschen nicht mehr ganz hell und rein. Des Sokrates Tugend bestand vornehmlich in „Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit"; die Hauptsache, die Liebe, fehlte oder stand doch nicht obenan. Man könnte sagen, er habe sie noch mehr mit seinem Exempel als mit Worten gelehrt.

Was er indessen von der Tugend lehrte, das suchte er auch mit höchstem Ernst an sich selbst darzustellen; er lebte ganz einfach und gering, that wissentlich niemandem Unrecht, kämpfte mit Muth und Hingabe für's Vaterland. Er befliß sich der größten Mäßigung seiner Leidenschaften, und blieb so ruhig und gelassen, daß er sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ. Mit Unrecht aber schildert man seine Frau Xanthippe als einen Ausbund von Bösartigkeit.

Da er fand, daß an den ältern Leuten meist nicht viel zu bessern sei, so bemühte er sich eifrigst, Jünglinge um sich zu sammeln, daß er sie bilde. Er hatte auch eine besondere Gabe, diese an sich zu ziehen und zu fesseln. Selbst der leichtfertige Alkibiades gieng eine Zeit lang zu ihm und bekannte unter heißen Thränen, daß ein Leben, das dem Sokrates nicht gefalle, gar kein Leben zu nennen sei. Einmal traf er in einem engen Durchgang auf einen zarten, vielversprechenden Jüngling. Er hielt ihm seinen Stock vor und fragte ihn, „wo man Mehl kaufe?" Der Jüngling erwiderte: auf dem Markte. „Und wo Oel?" Antwort: auch daselbst. Sokrates fuhr fort: „Aber wo geht man hin, um weise und tugendhaft zu werden?" Jener stutzte. Sokrates sprach: „Folge mir, ich will dir's weisen." Der Jüngling folgte ihm und ward sein innigster Anhänger auf Zeitlebens. Es war der nachmalige Geschichtschreiber Xenophon. Ein anderer junger Mensch, Euklides von Megara, lief oft die acht Stunden Weges nach Athen, um einen Tag bei Sokrates zubringen zu können. In einem ihrer Kriege setzten die Athener die Todesstrafe fest für jeden Megaräer, der sich bei ihnen blicken ließe; da schlich sich Euklides, als Weib verkleidet, Abends nach Athen hinein, um ein paar Nachtstunden des Sokrates genießen zu können. Reiche und Arme scharte dieser um sich, denn er nahm kein Geld für seinen Unterricht, wie die andern Weisheitslehrer. Er unterrichtete seine Schüler gesprächsweise; geschrieben hat er nichts. Es ist keine Frage, daß Sokrates eine schöne, bei vielen erfolgreiche Wirksamkeit übte.



Fig. 34. Sokrates.

Sein Ansehen stieg auf's höchste, als das Orakel zu Delphi, befragt, wer der Weiseste aller Sterblichen sei? ihn dafür erklärte. Dennoch grollten ihm nicht wenige seiner Mitbürger und die vornehmsten darunter, weil er mit aller Macht die Tugend empfahl und das Laster bestrafte, weil er das eitle, genußsüchtige, liederliche, falsche Wesen und Leben seiner Athener ohne Ansehen der Person und nicht in losem Scherz, wie Aristophanes, sondern mit strengem Ernst züchtigte. Und siehe — wir sind ja zu Athen — so geschah es, daß selbst ein Sokrates endlich als ein Missethäter auf Tod und Leben angeklagt wurde: „er verachte die Götter und verderbe die Jugend, darum müsse er sterben."

Sokrates stand vor seinen 560 Richtern und hielt eine auserlesene Vertheidigungsrede, die uns sein Schüler Plato aus dem Gedächtniß aufgezeichnet hat. „Wie er die Götter verachten könne, denen er doch jederzeit mit den andern gebührenden Gottesdienst erwiesen? Und welchen einzigen Schüler man nennen könne, den er mit seiner Lehre verdorben habe?" Man konnte ihm durchaus nichts mit einigem Schein der Wahrheit aufbürden. Allein statt seine Richter, wie sie erwarteten, mit Bitten und Thränen um ein mildes Urtheil anzugehen, griff er auch hier ihre Sünden an, während der hinsichtlich seines Wissens so demüthige Mann seine eigene Tugend freilich allzustark hervorhob. So erbitterte er die Richter mit seiner Rede vielmehr, als daß er sie zu seinen Gunsten gestimmt hätte; und so geschah es, daß auch ein Sokrates zum Tod verurtheilt wurde.

Er hörte das Urtheil ruhig an und gieng gutes Muths in den Kerker. Darin lag er gefesselt dreißig Tage lang. Doch durften seine Freunde ihn besuchen und er fuhr fort, sie zu lehren. Daneben tröstete er sie freundlich über ihren Schmerz um ihn, suchte sie wohl auch durch ein scherzendes Wort zu erheitern. So rief Einer aus: „Nein, so unschuldig sterben müssen!" und er erwiderte lächelnd: „möchtest du denn lieber, daß ich schuldig stürbe?" Seine Freunde wollten ihm durch Bestechung der Wächter zur Flucht verhelfen; allein diese Verführung derselben zur Pflichtverletzung wies er entschieden zurück.

Am letzten Tage kamen seine Freunde früh ins Gefängniß, und blieben bis zum Abend bei ihm. Den ganzen Tag sprach er mit ihnen über Tod und Unsterblichkeit. Den Inhalt dieses Gesprächs hat Plato (im Phädon) herausgegeben. Als die Sonne sich neigte, griff er nach dem Giftbecher, sprach zu seinen Freunden: „Laßt uns beten, daß der Uebergang dorthin glücklich von statten gehe!" und leerte dann den Becher auf Einen Zug. Die Freunde weinten und jammerten laut; er hieß sie ruhig sein und ihm glückwünschen. Nun gieng er auf und ab, bis er matt wurde; dann streckte er sich mit verhülltem Angesicht aufs Lager nieder. Er erkaltete und erstarrte von unten auf. Als er den Tod an der Brust merkte, bat er, man möchte für ihn dem Asklepios (als der ihm nun zur völligen Gesundheit verhelfe) einen Hahn opfern. Gleich darauf starb er 399. — Kaum war er todt, so stimmte die ganze Stadt eine große Wehklage über ihn an. Seine Ankläger wurden in die Verbannung gejagt, ihm aber eine schöne eherne Bildsäule zu bleibenden Ehren gesetzt. Das waren die Athener!

Plato.

Der Dritte unserer vier Philosophen ist **Plato**, 429 zu Athen geboren. Zwanzig Jahr alt hörte er den Sokrates und hörte ihn acht Jahre fort; er ließ nicht mehr von ihm bis zu dessen Tode. Er sprach, wie er den Göttern besonders für drei Wohlthaten danke, daß sie ihn 1) einen Mann, 2) einen Griechen, 3) einen Zeitgenossen des Sokrates hätten werden lassen. Nachher machte er weite Reisen und hielt sich längere Zeit in **Syrakus** auf. Den größten Theil aber seines Lebens brachte er in der Vaterstadt zu, woselbst er 347 starb.

Wenn nun Plato die Tugendlehre des Sokrates ganz zu der seinigen machte, so stieg er doch auch mit seinem forschenden und fühlenden Geiste recht ins Unsichtbare hinein, und er stieg da höher und tiefer als irgend ein andrer heidnischer Philosoph. Er redet in seinen Schriften, von denen zwei vorzügliche „Phädrus" und „Timäus" betitelt sind, von einer ewigen **Ursache** alles dessen, was da ist, die **Leben** sei und **Wissen** und **Wollen** habe, und die Fülle des **Wahren** und **Guten** in sich schließe. Er nennt sie auch **Gott**, und glaubt, daß die griechischen Götter von diesem Höchsten erst erschaffen seien.

Auf diesen Urgrund der Dinge müsse sich die menschliche Seele vor Allem mit heiliger staunender Ehrfurcht richten. Unsere Seele sei mit Gott verwandt und ursprünglich mit ihm vereinigt gewesen, in einem Dasein vor dem Erdenleben. Jetzt sei sie es nicht mehr und solle erst wieder mit ihm in Gemeinschaft kommen. Allein die sichtbare Welt ziehe den Menschen mit ihren täuschenden Gütern und Reizen von Gott ab; und daß der Mensch sich von dem Sichtbaren beherrschen lasse, daher entspringe alles Böse. So lange aber der Mensch ein Knecht des Sichtbaren und damit böse sei, befinde er sich in einem unseligen Zustand, und dieser Zustand werde dann nach dem Tode noch viel trauriger. Darum müsse der Mensch von der verderblichen Herrschaft befreit und wieder mit seinem Ursprung vereinigt werden. Dann sei ihm schon hienieden wahrhaft wohl und nach dem Tode erwarte ihn noch ein seligeres Loos. — So weit hat Plato **ziemlich** recht gesehen und so weit hat die heidnische Weisheit kommen können, aber auch nicht weiter. Dieser Philosoph hat Gott von fern erkannt und die Nothwendigkeit einer **Erlösung** empfunden. Was meint er nun aber, wie der Mensch vom Bösen erlöst und zu seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt werde? Er meint, das geschehe eben durch die Philosophie! Dadurch, daß der Mensch zunächst sich selbst recht erkennen lerne, dann die in seinem Innern schlummernden großen Gedanken (Ideen) erwecke und sofort mit aller Kraft und Sehnsucht zum Göttlichen aufstrebe; so mache sich ihm dasselbe offenbar, und der Erkenntniß des Göttlichen folge die Tugend von selbst; er werde von allen Banden frei, zu allem Guten geschickt und sein ganzes Leben ein schöner Einklang, wie die Sterne sich im ewigen Einklang bewegen.

Ach, der werthe Plato hat gewiß bei sich selbst noch genug Mißklänge vernommen, und in seinem Innersten, im Gewissen, da blieb der Hauptmißton. Es liegt bei ihm alles daran, daß die Seele recht zum Göttlichen aufstrebe und in's Ewige hineindringe;

aber er klagt selbst, daß es damit nicht recht gehen wolle. Er vergleicht einmal die Seele einem mit zwei Rossen bespannten und gen Himmel fahrenden Wagen; das eine Roß sei folgsam und trachte vorwärts; das andere sei faul und störrig, wolle nicht vorwärts und schlage immer aus der Bahn, daß der Wagen nicht erklecklich weiter komme. — Wohl nähert sich von allen heidnischen Weisheitslehren die platonische dem Christenthum am meisten; aber der Welt das Heil bringen, das konnte sie doch nicht, noch fehlte der Heiland. Indessen war Plato gewiß vornehmlich einer von den Heiden, in welchen die Seele sich aufschloß für ein Höheres, Ewiges, das sie ahnten, von dem sie etwas im Dämmerlicht erkannten, und nach dem sie sich zu seliger Vereinigung sehnten. Der Geist Gottes wird in vorlaufender Wirksamkeit dabei thätig gewesen sein, und Gott wird ja in Gnaden dieses Sehnen gestillt haben.

Dieser Philosoph hat sich noch mit besonderer Vorliebe dem Staatswesen zugewendet, und in einem Buche das Bild eines vollkommenen Staates hingestellt, in dem Alle würdig und glücklich leben. Darum weilte er auch so lange zu Syrakus, weil er dachte, er könnte bei den dortigen Herrschern, Dionys dem Aeltern und Jüngern, sein Bild verwirklichen, was er in dem verdorbenen Athen für nicht mehr möglich hielt. Allein es mißglückte ihm bei Beiden; denn sie waren das Gegentheil von einem platonischen Regenten, und mochten sich, wie ernstlich er lehrte und ermahnte, nicht ernstlich bessern. Ja, wiewohl sie ihn eine Zeitlang hoch ehrten, erntete er doch zuletzt von ihnen nichts als Undank, Kränkung und Verfolgung, so daß er Sicilien gesegnete. — Weil Plato zu Athen in der Akademie (S. 95) seine Lehrvorträge hielt, nannte man seine Schüler Akademiker. Sie waren nicht eben sehr viele, aber die Edelsten.

Aristoteles.

Der vierte, Aristoteles ist geboren zu Stagira in Macedonien, 384. Er kam mit dem 17. Jahre nach Athen und besuchte lange Plato's Lehrstunden. Darauf lebte er einige Zeit in Kleinasien, von wo er zu dem ehrenvollen Berufe, den hoffnungsvollen Sohn seines Königs Philipp zu erziehen, in sein Vaterland zurückgerufen wurde. Späterhin gieng er wieder nach Athen, um dortselbst Philosophie zu lehren. In den Hallen und Hainen des Lyceums, wie ein Turnplatz hieß, wandelte er dabei mit seinen Schülern auf und ab, darum diese Peripatetiker (Herumwandler) genannt wurden. Er verließ Athen, weil sich die Beschuldigung der Götterleugnung gegen ihn erhob, und starb zu Chalkis auf Euböa 322. Er hat noch viel mehr Bücher als Plato geschrieben, und über alle möglichen Gegenstände, die der hochgelehrte Mann alle in sein Wissen aufnahm. Die Sammlung seiner logischen Schriften heißt „Organon".


Fig. 35. Aristoteles.

Dieser Schüler des Plato wurde aber ein ganz anderer Philosoph als sein Lehrer. Er kennt das Gemüth, das tiefere Seelenleben nicht; ihm ist der Verstand im Kopfe alles. Den hatte er allerdings schärfer als wohl je ein andrer Mensch. Mit diesem außerordentlichen Verstande dringt er aber nicht zunächst in's Unsichtbare hinein, sondern damit packt er die sichtbare Welt an, an welcher man allein, meint er, einen festen Halt habe, die er genau erforscht, von einander scheidet und wieder zusammenordnet und von dannen er erst seine Schlüsse macht und so wohl auch auf einen letzten Grund der Dinge kommt. Den erkennt er zwar mit einem gewissen Respekte an, aber läßt sich nicht weiter mit ihm ein, weil er ihn nicht begreifen könne; und was er nicht gar begreifen kann, damit will er nicht näher zu thun haben. Er blickt gelegentlich kühl und kalt auf ihn hin, und ein herzlich Sehnen nach ihm, wie bei Plato, findet sich bei Aristoteles nicht von ferne. Ihm

liegt alles an der Kunst, recht zu denken, die man **Logik** heißt. Die Wissenschaft, wie der Mensch denken solle, daß er nach festen Gesetzen den Gedankenweg hinwandele und nicht die Kreuz und Quer vagire, ist ihm eigentlich die ganze Philosophie. Diese Wissenschaft hat er aber auch zu solcher Vollendung gebracht, daß die größten Philosophen aller folgenden Jahrhunderte nichts Neues von Belang hinzuthun konnten, und daß er da noch immer als der Meister gilt. Aber seine Denklehre ist leer; es ist keine wesentliche Wahrheit drin, daran die Seele mit ihren tiefen Bedürfnissen zehren, sich trösten und stärken könnte. Man mag sie etwa einem schöngeformten Model vergleichen, aber ohne das nährende Weizengebäck darin. Und auch das ist nicht etwa der Fall, daß darin der Teig himmlischer Wahrheit, das geoffenbarte Wort, zu einem besonders schönen Lebensbrot sich formen und backen ließe. Man hat's versucht, aber es ist schlecht gerathen.

Man hat späterhin die Philosophie der Beiden, des **Aristoteles** und des **Plato**, mit dem Christenthum in Verbindung gebracht, aber nicht zum Vortheil desselben. Man hat nur durch die platonische Philosophie das Christenthum schwärmerisch und durch die aristotelische es dürr und todt gemacht. Das Christenthum bedarf der Hilfe der Philosophie nicht und hat sich bis dato noch nicht recht mit ihr vertragen wollen, weil am Ende doch Philosophie und Christenthum zwei verschiedene Dinge sind.

Uebrigens muß man es diesen beiden Männern lassen, daß sie nicht nur zu ihrer Zeit als die größten Lichter leuchteten, sondern auch durch ihre Schriften auf die menschliche Bildung unseres Geschlechts in aller fortlaufenden Zeit den größten Einfluß übten. Ueberhaupt merket: die menschliche Bildung unseres Geschlechts schreibt sich vornehmlich von Griechenland, von griechischer Kunst und Wissenschaft her. Aber ach, alle diese Kunst und Wissenschaft konnte dem Verderben und Elend der gefallenen Menschheit nicht abhelfen, konnte die tief versunkene Welt nicht emporheben zu wahrem Licht und Heil, zu einer rechten Schönheit des Lebens, zur ersehnten Gottesgemeinschaft und gewissen Hoffnung eines ewigen Lebens!

Und jetzt kommen wir zu dem königlichen Schüler des Aristoteles, der kein großer Philosoph, aber ein großer König, ein **Weltmonarch** wurde.

IX. Das macedonische Weltreich.

§ 1. Alexander.

In **der** Nacht, da ein toller Mensch, Herostratus, das größte Heiligthum Kleinasiens, den majestätischen Artemistempel zu Ephesus (S. 113), in Brand steckte, nur um sich einen Namen zu machen, wurde dem macedonischen Könige **Philipp II.** sein **Alexander** geboren 356. Der Vater hatte große Freude an dem schönen Kind und dem wohl gedeihenden Knaben, welcher frühzeitig ungewöhnliche Anlagen und Kräfte entwickelte. Als er das 13. Jahr erreicht hatte, berief Philipp den größten Weisen, den **Aristoteles**, zu seiner Erziehung, die derselbe mit der angelegentlichsten Sorgfalt betrieb. Alexander zeigte sich als einen sehr lernbegierigen Schüler. Mochte auch seine feurige Seele an der kalten Logik seines Lehrers weniger Geschmack finden; die Moral desselben hörte er mit reger Theilnahme. Sehr sprach ihn auch der Unterricht in der Naturgeschichte an, noch mehr die Menschengeschichte. Vornehmlich gefielen ihm sodann die Lehrstunden, welche ihn in die Kunst überhaupt und namentlich in die Dichtkunst einführten. Ja, wenn ihm Aristoteles den alten Homer vorlas und erklärte, da wurde er ganz hingenommen. Hier waren's aber nicht sowohl die schönen Verse, als die herrlichen Helden, welche ihn so sehr

entzückten. Homer ward sein Lieblingsdichter. Die Ilias stack immer unter seinem Kopfkissen und er las täglich darin. Ach, mit welcher Lust und Brusterhebung betrachtete er diese alten Heroen, und insonderheit „den göttergleichen Achilleus“, von dem er sein eigenes Geschlecht ableitete! Ein solcher Held und noch ein größerer zu werden, das war sein Gedanke, der ihm Tag und Nacht vorschwebte. Darum trieb er neben seinen Studien mit höchstem Eifer die körperlichen und ritterlichen Uebungen, in denen er es noch als Knabe den Jünglingen zuvorthat. Doch wollte er kein bloßer Haudegen werden, sondern auch ein Kriegskundiger; deßhalb studirte er dabei die Kriegswissenschaft mit größtem Fleiß. Und auch ein kluger Staatslenker wollte er dereinst sein, darum studirte er mit gleicher Begier die Regierungskunst; und wenn sein Vater einen Staatsrath hielt, saß der Sohn dabei und hörte.

Nun stellt euch den erwachsenen Alexander vor. Eine edle, kräftige Gestalt, funkelnde Augen, einen Gang, daß das Haar zurückfliegt, eine Stimme wie eines Löwen 2c. Er hat was Königliches in seinem Wesen; doch nicht bloß etwas Gebieterisches, auch etwas Mildes, Freundliches. Er ist kein Barbar, denn er kennt Kunst und Wissenschaft und liebt sie und fördert sie zeitlebens auf's Freigebigste; er ist kein Barbar auch der Gesinnung nach, die gehörte Moral hat einen Eindruck bei ihm zurückgelassen und seine Natur in etwas gezähmt und veredelt. Aber sie wirkt nicht so weit, daß sie ihn vor allem Rohen und Wüsten behütet. Er kann namentlich noch furchtbar leidenschaftlich werden, ja auch bei Gelegenheit barbarisch handeln, obgleich es ihn nachher wieder zu reuen pflegt. — Ein Uebel ließ aber die Moral ganz unberührt bei ihm, das war sein grenzenloser Ehrgeiz. Oft rief er, wenn man seines Vaters Siege vor ihm rühmte, schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen!“

Sein Vater nährte freilich diese Ruhmgier, wie aus folgendem Geschichtlein zu ersehen, das zugleich sein ritterliches Wesen abbildet. Es war dem Könige ein thessalisches Roß gebracht worden, ein überaus schönes, aber auch überaus wildes. Er hätte es gern um das hohe Gebot von 60,000 *M.* gekauft, allein da war kein Bereiter, der es nur besteigen konnte. Zuletzt erbat sich noch der junge Alexander die Gunst, einen Versuch machen zu dürfen. Unversehens mit einem Schwung ist er auf dem Thiere; er schießt pfeilschnell damit hin, aber er lenkt es wieder um und wohin er will. Das Pferd hat seinen Meister, sowie Alexander das trefflichste Streitroß, seinen Bukephalos, auf dem er in der Folge so manchen Sieg erficht. Sein Vater aber, als der Jüngling von demselben herabsprang, umarmte ihn und sprach mit Thränen: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, Macedonien ist für dich zu klein!“

§ 2. Des jungen Königs erste Thaten.

Alexander war zwanzig Jahre alt, als er den durch die Ermordung seines Vaters erledigten Thron bestieg, 336. Er ergriff die Zügel der Regierung gleich mit fester Hand. Da Hellas sein Joch abschütteln wollte, eilte er selbst nach Theben und verzieh allen Griechen, nur mußten sie auf einem Tag in Korinth ihn zum unumschränkten Oberfeldherrn gegen die Perser wählen. Er versicherte sie dabei, Griechenland solle an den Barbaren gerächt werden für alle das Unglück, das diese darin angerichtet hätten. Er traf nun alle Anordnungen zu dem großen Kriegszug, befragte auch das delphische Orakel. Weil es ein Unglückstag sei, wollte die Pythia den Dreifuß nicht besteigen. Da führte sie der König mit Gewalt hin, so daß sie ausrief: Mein Sohn, du bist unwiderstehlich! Er ließ sich an diesem Orakel genügen. Da die Triballer und andere nördliche Völkerschaften in Empörung ausbrachen, drang er 335 rasch hinauf bis zur Donau, ja auch ins Getenland jenseits, und in Kurzem hatte er die Rebellen zu Paaren getrieben und Alle zum Frieden gestimmt. Es war ein anstrengender Feldzug; er trug aber alle Strapatzen wie der gemeinste Soldat. Ebenso unterwarf er im Südwesten die Illyrer.

Unterdessen hatten die Thebaner, auf ein Gerücht von seinem Tode hin,

einen Theil der macedonischen Besatzung niedergehauen, den andern in die Burg Kadmea eingeschlossen. Urplötzlich stand der, den man gefallen glaubte, mit 20,000 Mann vor den Mauern der frevelhaften Stadt. Er wollte sie mit Schonung bestrafen, wenn sie nur seine Gnade reumüthig gesucht hätte. Aber sie trotzte noch; und so erlitt sie von seinem Zorn ein schreckliches Schicksal. Sie wurde, nachdem sie erstürmt war, zum warnenden Exempel für Andere dem Erdboden gleich gemacht; 6000 Thebaner waren erschlagen, 30,000 wurden in die Sklaverei verkauft; die Stadt des Epaminondas war vernichtet, nur Pindars Haus (S. 111) und Nachkommen wurden verschont. Alexander bereute nachher seine Härte. Aber die andern griechischen Staaten schickten sehr erschrocken von allen Seiten Ergebenheitsversiche-



Fig. 36. Alexander der Große (nach der antiken Büste im kapitol. Museum).

rungen an den König mit den Adlers-Flügeln und -Klauen, und folgten unbedingt seinem Willen. Und nun gieng's gegen Morgen.

§ 3. Des großen Kriegszugs glänzender Beginn.

Im Frühling 334 brach Alexander mit nur 35,000 Mann Macedoniern und Griechen nach Asien auf. Allein die ersteren waren die kräftigsten Leute und vortrefflich in den Waffen geübt; die Letzteren gedachten ihres alten Grolls und ihrer alten Siege gegen die Barbaren; und Alle begeisterte der Anblick des jugend-

lichen, heldenherrlichen Führers. Auch hatte dieser Anordnung getroffen, daß ihm immer frischer Zuzug an Truppen aus Europa nachfolgte. Sie marschirten an den Hellespont, über den sie in Schiffen setzten. Als das Schiff des Königs dem Ufer nahte, warf er hoch vom Bord seine Lanze in den asiatischen Boden, als ob er ihn aufspießen wollte, und sprang dann in voller Rüstung zuerst an's Land. Sein Erstes war, daß er die Ruinen von Troja, bei denen sein Geist so oft mit Homer gewandelt, besuchte und am Grabmahl seines Ahnherrn opferte. „Glücklicher Achilleus," rief er da aus, „der du einen Homer zum Sänger deiner Thaten gefunden!"

Er führte nun sein Heer ostwärts zum nahen Flusse Granikus. Hinter demselben erwartete ihn schon ein von Satrapen befehligtes Perserheer. Im Angesichte desselben stürzte er sich mit seinen Kriegern in den tiefen und reißenden Fluß; sie durchwateten ihn unter dem Pfeilhagel der Feinde, und rangen sich am jenseitigen Ufer glücklich empor. Drüben erfolgte eine tobende Schlacht. Einige persische Generale sprengten auf Alexander los, den sein weißer Helmbusch kenntlich machte; einer spaltet ihm den Helm und während er gegen diesen kämpft, hebt ein anderer den Arm zum Todesstreiche. Nach diesem haut der Macedonier Klitus so kräftig, daß sein Arm und Schwert zu Boden fällt. Zugleich streckt Alexander den Gegner vor sich hin, und fährt fort, die Schlacht zu leiten. Und durch seine den Persern weit überlegene Kriegskunst und seine alles vor sich niederwerfende Phalanx — das war eine von seinem Vater erfundene eigenthümliche Aufstellung der Schwerbewaffneten, deren lange Lanzen aus fünf Gliedern heraus wie ein Wald von Eisen starrten — erfocht er einen großen Sieg. Die meisten persischen Führer liegen erschlagen, und fast alles Fußvolk, das nicht gefangen ist, liegt um sie her.

Nach dieser Schlacht am Granikus, 334, zog er an der ganzen Westseite Kleinasiens herab und dann ein Stück ostwärts hin. Und all die schönen reichen Städte dieser gesegneten Küste ergaben sich ihm freiwillig oder wurden von seinen Mauerbrechern (Sturmmaschinen) schnell geöffnet. Jetzt zog er durch Phrygien wieder aufwärts zur Hauptstadt Gordium. Dort hielt er Winterrast und löste den Gordischen Knoten. Es war am Wagen eines alten Königs Midas ein seltsam verschlungener Knoten, an welchem man keinen Anfang und kein Ende wahrnahm; und ein altes Orakel sagte, daß, wer ihn löse, die Herrschaft über Asien erlangen werde. Alexander suchte nicht lange an ihm herum; er faßte sein scharfes Schwert und zerhieb ihn; so war er freilich gelöst. Seine Soldaten jubelten und noch stärkeres Vertrauen zu ihm schwellte ihr Herz. — Dann drang er wieder durch die Halbinsel zur Südküste hinab. Mit Staub und Schweiß bedeckt gelangte er nach Tarsus in Cilicien (Pauli Geburtsstadt), an welchem der Cydnus mit klarem frischem Wasser fließt. Er kann nicht widerstehen, er steigt zum erquickenden Bade hinein. Plötzlich vergehen ihm die Sinne. Ohnmächtig wird er herausgetragen; das heftigste Fieber stellt sich ein. Kein Arzt weiß Rath und man fürchtet für sein Leben. Da fällt der Arzt Philippos noch auf ein Mittel; allein, er sagt's voraus, es ist ein gefährliches. Doch Alexander heißt es ihn sogleich bereiten. Während dessen empfängt er von seinem Feldherrn Parmenio einen Brief, er solle sich vor dem Arzte hüten, derselbe sei vom Perserkönig bestochen, ihn zu vergiften. Philippos tritt mit dem Tranke herein. Alexander gibt ihm mit der einen Hand den Brief, mit der andern setzt er die Schale an und trinkt. Die Arznei griff ihn furchtbar an, aber sie machte ihn gesund. Sein Heer begrüßte den Genesenen mit Frohlocken.

Er marschirte an der Südküste fort, bis an's Ende der Halbinsel, wo die Stadt Issus lag. Hier hörte er, daß der Perserkönig, Darius III., ihn umgehe mit einem zahllosen Heer. Freudig kehrt er um in's enge Thal des Pinaros. Doch wurde diese Schlacht bei Issus, 333, viel heißer als die vorige. Denn der Perser ist eine halbe Million, und unter den Augen ihres ehrwürdigen Königs fechten sie unerwartet tapfer, mit ihnen 30,000 griechische Söldner.

Darius saß auf einem hohen Streitwagen im Centrum seines Heeres. Hierher wirft sich Alexander mit ganzer Macht. Die Perser vertheidigen ihren Herrn beharrlich, sinken aber um seinen Wagen her zusammen. Wie von seinen Großen einer um den andern fällt, wendet Darius den Wagen, für die Seinen das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Die Macedonier stürmen nach. Darius läßt Mantel, Schild und Bogen auf seinem Wagen, wirft sich auf ein schnelles Pferd und entrinnt. Aber die andern Fliehenden werden erreicht und niedergemetzelt. Die Niederlage der Perser war total; ihr ganzes Lager fiel in die Hände des Siegers, auch des Königs Mutter, Gemahlin und beide Töchter! Diese behandelte Alexander ritterlich, und dadurch unterschied er sich gänzlich von barbarischen Siegern: er ließ die gefangenen Fürstinnen auf's Beste pflegen, besuchte sie selbst, bezeigte ihnen seine Ehrerbietung und tröstete sie über ihr Mißgeschick. Gegen seine tapfern Krieger bewies er sich natürlich nicht minder wohlwollend; er theilte von der gemachten ungeheuern Beute reichlich unter sie aus, und gieng, obgleich selbst verwundet, bei den Verwundeten von Mann zu Mann herum. Kein Wunder, wenn sie immer eifriger wurden, für ihn zu fechten. Den Griechen zu Hause entsank der Muth zu rebelliren, und als er seinen Parmenio nach Damaskus sandte, die persische Kriegskasse wegzunehmen, wagte Niemand, diesem zu widerstehen.


Fig. 37. Alexander und die Familie des Darius.

Alexander zog jetzt durch Phönicien hinab. Eine Stadt nach der andern ergab sich ihm, auch das uralte Sidon (Fig. 38) ungesäumt. Nur die Inselstadt Neu-Tyrus (S. 70) leistete Widerstand. Er mußte sie belagern 7 Monate lang, was ihn sehr verdroß; endlich jedoch wurde er mittelst eines vom Festlande gebauten Dammes und einer vom Meer her angreifenden Flotte Herr darüber, Aug. 332. Aber hier ward er wieder über seinen Zorn nicht Herr; denn nachdem schon 8000 tyrische Männer gefallen waren, ließ er noch 2000 derselben kreuzigen und alle übrigen Bewohner, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkaufen. Die Stadt wurde mit Cypriern neu bevölkert und zu einem Waffenplatz eingerichtet.

Nachdem Alexander auch Gaza belagert und erobert hatte, kam er gegen die Stadt Jerusalem. Da, heißt es, gieng ihm der Hohepriester Jaddua im purpurnen, golddurchwirkten Amtskleide, den hohen Turban auf dem Haupte, an der Spitze der gesamten Priesterschaft feierlich entgegen, um seine Milde anzuflehen. Dieser Anblick machte ihn betroffen, denn solchen Zug hatte er bereits in einem Traumgesicht gesehen. Um so gütiger empfieng er die Diener Jehovah's. Er gieng mit ihnen hinein in die Stadt der Städte und hinauf zum Tempel Gottes, dem er nach Jaddua's Anweisung ein Opfer darbrachte. Keinesfalls ist ihm sein Jehovahdienst von Herzen gegangen, wenn er überhaupt je selbst nach Jerusalem kam.

So hatte er bereits ganz Vorderasien in seiner Macht, und steht, bisher überall Sieger, am Welttheil Afrika. Als „König Asiens" wies er Darius' Friedensvorschläge zurück.

§ 4. Alexander in Afrika.

Von Gaza aus brachten ihn 7 Tagmärsche nach Aegypten. Hier hatte er leichte Arbeit; die Eroberung dieses Landes kostete ihn nicht einen Tropfen Bluts. Denn der persische Satrap war eben von Söldnertruppen entblößt, die Aegypter selbst aber mochten nicht streiten; müde der 200jährigen persischen Herrschaft, unterwarfen sie sich ihm willig und freudig. Alexander kam aber auch gar anders zu

ihnen, als weiland Kambyses (S. 75), welcher ihren Gott Apis erdolchte; er opferte zu Memphis dem schwarzen Ochsen und allen ägyptischen Gottheiten. Und wie er sich gegen die Priester respektvoll benahm, so gegen alles Volk nur freundlich und leutselig. Ja, statt wie jener Eroberer das Land auszurauben, suchte er gleich

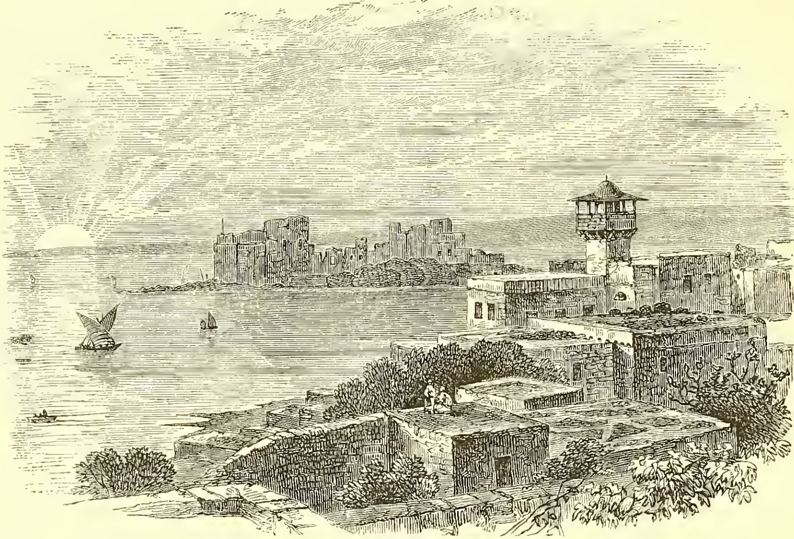


Fig. 38. Sidon.

dessen Wohlstand zu heben, indem er den Nil hinabfuhr und eine nachmals hochberühmt gewordene Stadt, die er Alexandria hieß, auf einem höchst günstigen Platze am Mittelmeer anlegte, um durch sie dem gesunkenen Handel Aegyptens wieder einen Aufschwung zu geben. Sie ist sein dauerndstes Denkmal geworden.

Den afrikanischen Staat Cyrene brauchte er gar nicht zu betreten; dieser sandte ihm seine freiwillige Huldigung nach Aegypten hinüber.

Ehe er aber Afrika verließ, machte er noch den Zug, auf welchem einst des Kambyses Heer von Sandwehen begraben worden war, den Zug durch die lybische Wüste nach Ammonium. Ihm glückte es besser; er kam wohlbehalten, zuletzt von voranfliegenden Raben geleitet, zu der lieblichen Palmeninsel im Sandmeer und zu dem gefeierten Heiligthum des Gottes Zeus-Ammon. Der Oberpriester empfieng ihn an der Pforte mit dem Gruße: „Heil dir, mein Sohn!“ Und er erwiderte: „Vater, gib mir die Herrschaft der Welt!“ Er meinte natürlich durch Anrufung des Zeus-Ammon für ihn. Mit der nachgesuchten Gottessohnschaft wollte er sich begreiflich nur die Orientalen unterwürfig machen; doch scheint er bei all seiner philosophischen Aufklärung vom Aberglauben nicht ganz frei gewesen zu sein. Hierauf führte der Priester ihn allein in's Innere des geheimnißvollen Tempels, aus welchem ihn sein im Vorhof wartendes Gefolge nach einer Weile mit heiterem Gesicht wieder heraustreten sah. Niemand erfuhr, was drin geschehen war; aber unter seinen Kriegern gieng doch die Rede, der Gott habe ihn zu seinem Sohn angenommen, wenn auch die alten Generale darüber lachten.

§ 5. Sturz des Achämenidenthrons.

Nachdem Alexander die persischen Besitzungen in Afrika wie am Wege aufgehoben, gieng er im Frühling 331 wieder nach Asien herüber. Er drang nun durch Syrien an den Euphrat, durch Mesopotamien an den Tigris und über diesen nach Assyrien reißend vor. Die an den Strömen aufgestellten Perser flohen ohne Kampf.

Der schwergebeugte Großkönig hatte schon früher Gesandte zu ihm um Frieden geschickt. Alexander sollte ihm seine Mutter, Gemahlin und Kinder ausliefern, und er wollte ihm dagegen alle Länder bis an den Euphrat abtreten, dazu noch 10,000 Talente oder 47 Millionen Mark zahlen, auch eine seiner Töchter zur Ehe geben. Da dieses Anerbieten zurückgewiesen ward, hatte er eine letzte Anstrengung gemacht; aus allen Satrapieen des Ostens war die waffenfähige Mannschaft zusammenberufen und hinter dem Tigris „ein Völkerheer von vielen Hunderttausenden" aufgestellt.

Beim assyrischen Gaugamela traf Alexander auf Darius mit nicht vollen 50,000 Mann. Es gab dort, 2. Okt. 331, eine schreckliche Entscheidungsschlacht. In den Persern war ein Gefühl für ihren ehrwürdigen Achämenidenthron und für ihren ehemaligen Ruhm erwacht, und sie stritten nach ihrem Vermögen auf's Hartnäckigste. Zum erstenmal hatten sie auch (15) Elephanten in's Feld gebracht. Schon hatten sie den einen Flügel der Macedonier durchbrochen und sogar ihr Lager überfallen; allein Alexander führt im Centrum einen so furchtbaren Stoß auf den Feind, daß er hier zerbricht: seine Phalanx stürmte so gewaltig ein, daß Darius dort abermals die Flucht ergreifen muß; und auch die vorgedrungenen feindlichen Reiter werden niedergeworfen. Genug, der große Feldherr erringt noch den vollkommensten Sieg. „Der macedonische Ziegenbock stößt den persischen Widder zu Boden und zerstößt und zertritt ihn." Asiens Völker liegen in ungezählten Leichen auf dem Schlachtfelde, und das persische Lager wird eine Beute der Macedonier. Selbst der königliche Schatz fällt in Arbela dem Sieger zu. Achilleus Enkel wird zum König von Asien ausgerufen.

Jetzt wendete sich Alexander zunächst südlich, um sich der Hauptstädte Asiens zu versichern. Das große Babylon öffnete ihm zuvorkommend seine Thore, und er zog huldreich ein. Hier opferte er dem Bel, während sein General die zweite Hauptstadt des Weltreichs, das schöne, mit Reichthümern erfüllte Susa einnahm und den Schatz von 170 Mill. ℳ leerte. Von da aber gieng's im Sturm nach Persis, denn Persepolis darf ihm am wenigsten fehlen, das Familienheiligthum der persischen Könige. Auch dort widersetzte sich ihm niemand, und er nahm in Ruhe die daselbst aufgehäuften Schätze in Besitz, an denen 3000 Kamele und 20,000 Maulthiere wegzutragen hatten. Im Riesenpalaste, neben den stillen Todtenkammern der Perserkönige, hielt er Rast und rauschende Freudenfeste. Das ganze Heer durfte eine Weile ruhen und fröhlich sein, sich erquicken und stärken. Ehe er weiter zog, steckte er den Palast in Flammen, die einen sagen: „zur Rache für die von Xerxes in Griechenland verbrannten Göttertempel und verwüsteten Heldengräber," die Andern: „er hab's im Taumel der Trunkenheit gethan und nüchtern sehr bereut." Doch ist durch den Brand nur ein Theil der Residenz zerstört worden.

§ 6. Des letzten Perserkönigs klägliches Ende.

Von Persis gieng Alexander, April 330 nordwärts nach Medien; und auch Ekbatana, dieses Landes Hauptstadt und die vierte des Reichs, ward ohne Schwertschlag sein. Von Medien drang er östlich nach Parthien, und von da immer östlich nach Baktrien. Er verfolgte die Spur des flüchtigen Königs.

Dieser hatte sich vom letzten Schlachtfeld nach Medien zurückgezogen, dann aber weiter östwärts geflüchtet. Da war er von Bessus, dem Satrapen von Baktrien, gefangen genommen worden, der ihn jetzt in Ketten fortschleppte. Durch ungeheure Eilmärsche kam ihnen Alexander so nahe, daß sie nur noch eine Tagereise von einander schied. Jetzt nahm er die Rüstigsten seines Heeres und jagte mit ihnen die ganze Nacht durch eine dürre Wüste; und siehe, am Morgen erblickten sie den Zug der Flüchtigen. Ehe sie ihn jedoch erreichten, wurde Darius von dem schändlichen Satrapen niedergestochen. Tödtlich verwundet trafen ihn die Vordersten der macedonischen Reiter. Er flehte sie um einen Trunk Wasser an, bat sie, den Alexander

zu grüßen, reichte ihrer einem die Hand und sprach: Diese Hand gebe ich dem Alexander! Hierauf starb er, Juli 330, nicht fern von den kaspischen Thoren.

Als Alexander angeritten kam, breitete er seinen Mantel über den Leichnam. Er ließ ihn nach Persepolis schaffen und in einer unzerstörten Todtenkammer mit großer Pracht beisetzen.

Den Bessus, der sich geborgen, hernach sogar mit einem Anhang anderer Fürsten gestärkt und den Königstitel über Asien angenommen hatte, bekam Alexander später in Marakanda (Samarkand) in seine Gewalt. Er wurde des Darius Bruder übergeben, der ihn, nach persischem Recht, seiner Nase und Ohren beraubte und darauf kreuzigte. Die meisten Prinzen und Großen Persiens sahen jetzt schon den Sieger als rechtmäßigen Erben der Achämeniden an.

§ 7. Alexander, Herr des ganzen Perserreichs.

Von 330—327 zog Alexander die Kreuz und Quer im persischen Reiche Innerasiens umher, und unterwarf sich alle Provinzen desselben, zu den bereits genannten auch Aria, Hyrkania, Drangiana, Arachosia u. s. f. Hiebei überschritt er bei schon eingebrochenem Winter das himmelhohe Gebirge Paropamisus (S. 38), über dessen schauerliche Schneehöhen das Heer vierzehn Tage zu steigen hatte. Er drang auch 329 mittelst einer fliegenden Brücke von schlauchartig zusammengenähten Thierhäuten über den großen Strom Oxus (der in den Aralsee fließt) in die nördlichste Provinz Sogdiana, und durchzog sie erobernd bis zu ihrem Ende, dem Flusse Jaxartes (Sirdarjah) hin. Da und dort in den eroberten Ländern brachen Aufstände los; schnell erschien er allenthalben und unterdrückte sie wieder mit Güte und Strenge.

Alexander hat nun dieses Ziel erreicht: er ist Herr der ganzen persischen Weltmonarchie. Da ruht er zu Baktra (Balch), der Hauptstadt der Provinz Baktrien, welche südlich von Sogdiana lag und östlich an Indien grenzte. Und nun scheinen zartere Empfindungen seine Brust zu bewegen; er vermählt sich 327 mit einer baktrischen Fürstentochter, Namens Roxane, „der Perle des Morgenlandes". Außer dem Wohlgefallen an ihrer Schönheit bewog ihn noch etwas anderes zu dieser Heirath: er wollte sich den Asiaten noch näher befreunden, wollte Morgen- und Abendland verschmelzen. Er that alles, um sich die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Ueber die eroberten Provinzen setzte er meist persische Statthalter; andere fesselte er durch die wohlwollendste Behandlung um seine Person. Nicht blos macedonische, auch persische Krieger sollten ihn schirmend und mit ihm Siege erfechtend umgeben; darum ließ er 30,000 persische Knaben in der macedonischen Kriegskunst unterweisen. Während er umsichtig Städte gründete und Straßen baute, näherte er sich in seiner Hofhaltung, Tracht und Lebensweise auffällig der asiatischen Sitte. Nahm er's doch sogar an, daß sie ihn nach morgenländischer Art mit Kniebeugung verehrten.

Aber diese Hinneigung zu den Besiegten und ihrem Wesen erzeugte in den Gemüthern seiner Macedonier eine merkliche Mißstimmung. Wiewohl er von aller gemachten Beute reichlich unter sie vertheilt hatte, sie fort und fort auf's Freigebigste beschenkte, und in jeder Weise auch ihnen seine Gunst und Güte zu erkennen gab, so stellten sie sich doch fremder gegen ihn, ließen wohl auch ihren Verdruß in bittern Worten laut werden. Das große Glück hat ihn auch sichtlich verschlechtert.

In diese Jahre fallen zwei leidige Geschichten, eine Folge jener Mißstimmung und seiner unmäßig gewordenen Eitelkeit. Es gährte in den Herzen etlicher Unzufriedenen so sehr, daß sie sich gegen sein Leben verschworen. Die Verschwörung wurde entdeckt und auch Philotas, sein erster Reiterobrist und der Sohn seines ruhmvollen Feldherrn Parmenio, darein verwickelt befunden. Alexander ließ die Verschworenen vor ein Kriegsgericht stellen, das nach heimischem Brauch aus allen gebornen Macedoniern bestand. Hier

erwachten nun freilich in ihnen wieder die alten Gefühle; entrüstet über den Frevel gegen ihren herrlichen König verurtheilten sie den Philotas und sämtliche Schuldige sogleich zum Tode. Diese wurden nach Volkssitte von allen Macedoniern gesteinigt, das war soweit in der Ordnung. Allein Alexander läßt dann auch den alten getreuen Parmenio in Ekbatana, der ihm und seinem Vater die größten Dienste geleistet hatte, und dem nicht die geringste Theilnahme an der Verschwörung nachgewiesen werden konnte, meuchlings aus der Welt schaffen, damit er nicht den Tod des letzten seiner Söhne, deren zwei auf diesem Kriegszuge gefallen waren, durch Empörung rächen möchte.

Fast noch weher thut folgende Geschichte, wenn gleich Alexander dabei nicht schlechter erscheint als in der vorigen. Bei einem Trinkgelage im sogdianischen Marakanda wurde er von seinen Schmeichlern, die er je länger, je lieber hörte, über alles Maß erhoben, über den Halbgott Herakles und über den großen Gott Dionysos hinaufgesetzt rc. Das empörte jenen Klitus, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte (S. 126), und er strafte solch schmähliches Thun und den, der es sich gefallen ließ, wobei er allerdings, trunken wie er war, zu lange und stark fortpolterte. Die Generale schaffen ihn hinaus, während der König bitter über Undank und Verkennung klagt. Wie aber Klitus wieder in den Saal hereinstürzt und Spottreden über jenen ergießt, wird der gleichfalls trunkene Alexander vom Zorn so überwältigt, daß er einem Leibwächter die Lanze wegriß und sie auf seinen Lebensretter schleuderte, der sogleich todt niedersank. Damit war aber der König auf einmal nüchtern; er warf sich verzweiflungsvoll jammernd über die theure Leiche hin, von der er nur mit Mühe weggerissen werden konnte. Drei Tage und Nächte wälzte er sich weinend auf seinem Lager, ohne Speise und Trank zu nehmen, und rief nur immer: „Klitus, o Klitus!" Zuletzt gelang es seinen Freunden doch, ihn wieder zu beruhigen.

§ 8. Der Zug nach Indien.

Was ist's doch um das Herz eines Eroberers! So klein, und kann mit einem Weltreich nicht voll werden! Alexander sah begehrlich nach Morgen hin, nach dem wunderbaren Indien, in welchem noch kein Weltmonarch Fuß gefaßt hatte, und erreichte es unter heftigen Kämpfen.

Mit mehr als 100,000 Mann, die er zum Theil bei den kriegerischen Parthern, Baktrern, Sogdianern rc. ausgehoben hatte, trat er im Frühling 326 auf einer über den Indus geschlagenen Brücke, nachdem er den Göttern, seinen Feldzug zu segnen, Opfer gebracht hatte, in das heutige Pandschab oder Fünfströmeland ein, ein fruchtbares, wohlbevölkertes Land. Hier war zunächst nicht zu kämpfen; der Fürst von Taxasila, der hier vorne herrschte, hieß ihn willkommen und übergab ihm sein Reich, um es von dem Gütigen sogleich als Lehen zurückzuempfangen. Alexander zog hindurch zum Flusse Witasta (Dschilam). Jenseits desselben begann das Reich des Königs Porus, der am Ufer sein großes Heer mit 200 Elephanten, welche hölzerne, mit Kriegern erfüllte Thürme auf dem Rücken trugen, aufgestellt hatte. Alexander konnte nicht bei Tag über den Fluß gehen, da die Pferde vor den greulichen Thieren drüben scheuten; also nahm er die Nacht dazu und ließ, etwas seitwärts, sein Heer theils schwimmend, theils auf Flössen hinübersetzen. Am Morgen führte er es zur Schlacht (bei dem hernach erbauten Bukephala). Es war ein langer und harter Kampf. Die Elephanten verscheuchen seine Schwadronen und zerstampfen sein Fußvolk. Aber seine Lanzenträger arbeiten doch fort und fort ihr Eisen in den Bauch der Unthiere, und die zersprengten Reiter werden immer wieder gesammelt und geordnet, und sprengen von neuem gegen den Feind an. Endlich wirft er das feindliche Fußvolk auf die Elephanten hin, wodurch eine erstaunliche Verwirrung unter den Indiern entsteht, welche die Macedonier trefflich zum Würgen benützen. So siegte Alexander auch in dieser Schlacht, in der jedoch sein getreuer Bukephalus blutend unter ihm zusammenbrach. 20,000 Feinde und 100 ihrer stolzen Elephanten lagen mit ihm hingestreckt. Porus, welcher in goldener Rüstung auf dem höchsten Thiere sitzend sorgsam kommandirt, tapfer gefochten und standhaft ausgehalten hatte, wurde gefangen. Ein riesenhaft gestalteter und edel gebildeter

Greis! Alexander fragte ihn: „Wie willst du behandelt sein?“ Er erwiderte: „Königlich!“ Alexander ließ ihn sogleich frei, gab ihm sein Besitzthum als Lehen zurück und vergrößerte es noch. Dafür war Porus sein beständiger Freund.

Vom Hydaspes (Witasta) gieng der Marsch durch prächtiges Land an den Akesines (Tschinab), über ihn an den Hyraotis (Irawati), über ihn an den Hyphasis (Wipasa). Alle Städte und Fürsten übergaben sich oder wurden bezwungen. Ich bemerke hier gleich, daß (nach Arrian) die Besitznahme Alexanders in Indien im Ganzen 2000 Städte und 7 Völkerstämme in sich begriff. — Aber je tiefer er eindrang, desto schwieriger wurde der Feldzug. Er stieß auf immer festere Städte, immer kriegerische Völker und verlor viele Leute. Als er nun auch über den Hyphasis gehen wollte, weigerten sich seine Soldaten; müde der endlosen Beschwerden und Gefahren sehnten sie sich nach der trauten Heimat, wo sie die erbeuteten Schätze in Ruhe genießen wollten. Alexander ermahnte, bat, zürnte, drohte; da half alles nichts. „Wir gehen nicht weiter! Heim, heim!“ schrieen sie. Und so mußte er seinen Lieblingsgedanken aufgeben, bis an die fabelhafte Ganga vorzudringen, hinter welcher das Ende der Erde sein sollte. Als er endlich nachgab und seinen Kriegern den Entschluß der Rückkehr verkündigte, da dankten sie ihm mit Freudeweinen, „daß der stets Unbesiegte von seinen Macedoniern sich habe überwinden lassen.“ So ließ er am Ufer der Wipasa 12 thurmhohe Altäre bauen, und darauf reiche Opfer verbrennen zu Ehren der Götter, die ihn siegreich so weit geführt.

§ 9. Rückkehr.

Im September 326 war's, als Alexander von seinem Siegeslauf umkehrte oder ihm wenigstens eine östliche Grenze setzte. Auf einer schnell erbauten Flotte schiffte ein Theil seines Heeres den Akesines (Tschinab) und sodann den Indus hinab, während das übrige Heer am Ufer folgte. Das Unerforschte zog ihn mächtig an. Auf diesem Zuge traf er ein kriegerisches Volk, die Maller (Malawa), unter deren Händen beinahe sein Heldenleben geendet hätte.

Bei der Bestürmung ihrer Hauptveste stieg er selbst auf der ersten Leiter hinauf; er erreichte mit drei Offizieren, Abreas, Peukestas und Leonnatus die Mauerzinne; nun aber brach die Leiter. Seine Begleiter ermahnten ihn, rückwärts hinabzuspringen; dafür sprang er geradezu in die Festung hinein, was dann auch jene thaten. Mit dem Rücken gegen die Mauer kämpfte er gegen die Feinde; allein ein Pfeil fliegt in seine Brust und er sinkt nieder. Schon ist auch Abreas gefallen, aber Peukestas bedeckt ihn mit dem Schilde und Leonnatus vertheidigt ihn wie ein wüthender Löwe so lange, bis seine Krieger von draußen nachstürmen. Jammernd sehen sie ihn gefallen und grimmig machen sie alles Lebende nieder. Alexander wurde wie todt auf seinem Schilde fortgetragen. Eine Woche lang sah man nichts von ihm, und das Heer war trostlos; es fühlte sich völlig verwaist. Als er sich endlich wieder zeigte, erscholl ein ungeheurer Jubel; alles drängte sich heran, ihn zu betasten, und der Ruf: er ist's! er lebt! wollte nicht aufhören.

Je weiter man den Indus hinabgelangte, desto höhere Kultur und dichtere Bevölkerung wurde getroffen. Er baut etliche Alexandria und richtet Statthalterschaften ein. Am untern Sindhu widerstanden aber die Brahmanen den Fremdlingen auf's hartnäckigste und wiegelten ohne Unterlaß Fürsten und Völker gegen sie auf. Darum mußte Alexander, um seine Herrschaft geltend zu machen, viel Blut vergießen, wodurch er sich den Ruf der Grausamkeit zuzog. Endlich erblickte er das indische Weltmeer, in welches der Indus ausmündet. Da opferte er den Meeresgöttern und erfuhr was von Ebbe und Flut.

Von da gieng's nun wirklich zurück (August 325). Die Flotte ließ er unter dem Befehlshaber Nearch westlich an Asien hin bis zur Mündung des Euphrat segeln. Kraterus sollte mehr nördlich marschiren über Kandahar. Er selbst führte einen Heerestheil auf geradem Wege durch die schreckliche Gedrosische Wüste zurück. Er liebt einmal das Außerordentliche und Ungeheuerliche. Das war ein Marsch!

Nackte, schroffe, scharfe Felsen zuerst; dann ein glühend Meer von Sand; keine menschliche Wohnung weit und breit; kein Baum, keine Staude, kein Halm; Tagereisen weit keine Quelle, kein Tropfen Wassers; brennender Durst und zehrender Hunger; erstickende Hitze und Staubluft. Die Wagen bleiben stecken, denn die Zugthiere davor fallen um; die Packthiere fallen und die Menschen auch! Man läßt die Kranken liegen und schlachtet die Pferde. Alexander gieng vor dem laut murrenden Heere schweigend her, aber mit ungebeugtem Muthe. Einstmals brachte ihm ein Soldat in seinem Helm etwas aufgefundenes Wasser; er dankte, trank es aber nicht, weil zu viel für einen, zu wenig für alle, sondern goß es auf die Erde; das stärkte das ganze Heer, als ob jeder getrunken hätte. 60 Tage lang dauerte der entsetzliche Marsch, bis zuletzt der dritte Theil seines Heeres wieder grünes fruchtbares Land erreichte. Durch die Provinz Karamanien kamen sie vollends nach Persis, 325. Die Flotte lief glücklich im Persischen Meerbusen ein. Jetzt hatte Alexander seine Tapfern alle, die noch lebten, wieder um sich. Er hielt mit ihnen ein großes Dank- und Freudenfest. Durch eine längere Ruhezeit, durch die reichsten Geschenke, die lustigsten Spiele, die leckersten Gastmähler suchte er ihnen ihre Leiden vergessen zu machen, während er die Ausschreitungen der Statthalter streng strafte.

§ 10. Alexander inmitten seines Reichs.

Zwei Jahre hielt er sich nunmehr inmitten seiner Eroberungen und größtentheils in Susa und Babylon auf, wo er die nöthigen Einrichtungen zur Ordnung seines ungeheuren Reiches traf. Eine dieser beiden Städte sollte sein eigentlicher Herrschersitz werden, denn dieser wurde am füglichsten in die Mitte des Reichs gelegt, und von beiden war so ziemlich gleich weit bis an die Grenze seiner europäischen und an die seiner asiatischen und afrikanischen Besitzungen. Er saß nun aber auch inmitten der Herrlichkeit, die ihm auf Erden beschieden war. An seinem Hofe war eine unbeschreibliche Pracht. Scharen von Fürsten und Edelleuten umgaben ihn, lauschten auf sein Wort, bewegten sich nach seinem Winke. Gesandtschaften aus allen Theilen der Welt, selbst aus Italien, Gallien, Spanien und Karthago brachten ihm Huldigungen dar. Er war wie ein Gott auf Erden. Freuden der köstlichsten Tafel, Gesang, Spiel, Tanz, alle Lust der Erde wechselten täglich mit einander ab, und nur zahlreiche Feste dazwischen überboten die Herrlichkeit jedes einzelnen Tages.

Ein einzigartiges Fest war die große Hochzeit zu Susa, 324. Um sich auf dem Perserthrone recht fest zu setzen, nahm Alexander zu seiner Roxane noch eine zweite Frau, nämlich des Darius ältere Tochter Statira, welche für die natürliche Erbin gelten, mit der er auch rechtmäßige Ansprüche auf das Reich begründen konnte. Auf seinen Betrieb vermählten sich zugleich 80 vornehme Macedonier mit Töchtern persischer Großen und 1000 geringere mit andern Perserinnen. Die Hochzeitlader liefen nach allen Himmelsgegenden hin, und überallher liefen Theilnehmer und Zuschauer zu dem fünftägigen Feste, das „mit einem auf Erden noch nie gesehenen Glanze“ begangen wurde. Zugleich zahlte er mit 90 Mill. ℳ die Schulden seines Heers. Auf alle Weise sollten Morgenländer und Abendländer mit einander verschmelzen, daß hinfort nur Ein Volk in seinem Reiche sei. Aber der Erfolg zeigte, daß es doch nicht recht gieng, und daß nur das Christenthum die Bestimmung und die Kraft habe, alle Bewohner der Erde zu Einer Herde zu vereinigen.

Die meisten Macedonier sahen im Grund ihres Herzens zu der großen Hochzeit sehr sauer. Und daß Alexander immer mehr die asiatische Lebensweise annahm und dies auch von ihnen begehrte, daß er die in der macedonischen Kriegskunst eingeübten Perser unter sie hineinscharte und gleicher Rechte mit ihnen theilhaftig machte, daß er sogar persische Generale über sie setzte und persische Große zu Kammerherren

erkor, durch welche sie sich bei ihm anmelden lassen mußten, das alles steigerte ihre Unzufriedenheit hoch und ließ sie alle Wohlthaten vergessen, die sie von ihm empfangen hatten. Der innere Groll und Grimm kam zum Ausbruch, als der König in guter Meinung 10,000 ausgediente und dienstunfähige Soldaten in die Heimat entlassen wollte, nach der sie sich doch am Hyphasis so sehr gesehnt hatten. Als er es erklärte, entstand ein gewaltiger Lärm und völliger Aufruhr. Das ganze Heer wollte jetzt entlassen sein. „Alexander braucht uns nicht mehr!" schrieen sie, „wohlan denn, fort, alle fort! Möge er sich mit seinen Barbaren und seinem Vater Ammon behelfen!"

Sogleich ließ Alexander 13 der ärgsten Schreier niederhauen. Dann sprang er auf eine Bank und hielt in tiefer Bewegung eine Rede an sie, worin er ihnen vorhielt, wie viel er für sie gethan und wie sie ihn nun zum Dank dafür mitten unter den Ueberwundenen verlassen wollten. „Aber gehet hin!" schloß er, „es wird euch unstreitig bei den Menschen Lob und Ehre, bei den Göttern großen Lohn bringen!" Mit diesen Worten trat er ab und schloß sich drei Tage lang im Innersten seiner Wohnung ein, unzugänglich für jeden Macedonier. Das griff ihnen doch an's Herz. Sie lagen auf ihren Knieen vor dem Schlosse. „Er soll nur heraus!" schrieen und schluchzten sie. Endlich trat er zu ihnen heraus, gerührt von ihrer Anhänglichkeit. Sie baten um Verzeihung; er umarmte und küßte sie. Den Abschluß machte eine öffentliche Gasterei, wo das ganze Heer herrlich schmauste und jauchzend seine Gesundheit trank. Hierauf ließ er eine Einladung an die wohlverdienten Veteranen ergehen, daß sich diejenigen von ihnen melden möchten, welche freiwillig heimkehren wollten. Es meldeten sich gegen 10,000. Er gab ihnen tüchtige Führer und entließ sie, jeden mit 4350 ℳ beschenkt, Thränen im Auge. Kraterus mußte sie heimführen und Antipaters Stelle als Statthalter Macedoniens einnehmen.

§ 11. Sein früher Tod.

Nachdem Alexander eine Zeitlang geschwankt, welche von den zwei genannten Städten er zu seiner Hauptresidenz wählen sollte, entschied er sich doch endlich für Babylon, um ihres alten Namens willen. Hier also sollte der erhabenste Thron stehen, den je die Erde getragen, auf dem er noch lange und seine Kinder und Enkel nach ihm majestätisch und glückselig herrschen sollten. Vorher aber, ehe er sich auf den Thron geruhig niederließ, wollte er doch den Nachkommen das Reich noch ein wenig vergrößern. Er will zuerst noch Arabien, das Land der Würze, und dann noch ein Stück Afrika's oder den ganzen Welttheil unterjochen. Dazu machte er seine Vorbereitungen zu Babylon.

Aber „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen!" Das traf zuerst bei seinem nächsten Freunde, seinem „Patroklus" (S. 51), bei Hephästion zu, welchen er mehr als alle Menschen, ja mit einer schwärmerischen Liebe liebte. Dieser starb unvermuthet an einem Fieber in Ekbatana. Alexander wurde tief erschüttert. Er ließ die Leiche mit größtem Pomp nach Babel bringen, auf einem hohen, mit dem köstlichsten Schmucke behangenen Scheiterhaufen, der 12,000 Talente kostete, verbrennen, und 10,000 Stiere opfern. Aber der tiefe Gram seines Herzens blieb.

Vielleicht daß er diesen Gram durch Wein mildern wollte. Nach einem Nachtschmaus, dem er schon unwohl beiwohnte, einen Freund zu ehren, wurde auch er von einem bösen Fieber ergriffen, das ihn nach qualvollen Leiden am zehnten Tage, im 33. Jahre seines Alters, zum unaussprechlichen Leidwesen seiner Macedonier dahinraffte, 11. Juni 323. Sie umstanden während der Krankheit den Palast, und ließen sich zuletzt nicht mehr abhalten, ihren großen König noch einmal zu sehen. Sie wurden eingelassen. Mann für Mann zogen sie still an seinem Sterbe-

lager vorüber, und er grüßte sie, der gewaltige Welteroberer, mit schwachem Kopfneigen! „Wen suchen wir, der Hilfe thut, daß wir Gnad erlangen?“

Alexanders Gebeine wurden in dem von ihm erbauten ägyptischen Alexandria beigesetzt. Was war nun aber das Größte, das dieser große König auf Erden ausrichtete? Daß durch ihn die griechische Sprache überall bekannt und so die Sprache der alten Welt wurde. Er förderte ihre Kenntniß auf's eifrigste, um durch sie griechische Bildung unter die Barbaren zu bringen. Aber Gottes Rath und Wille war es, daß das Wort des neuen Bundes darin niedergelegt und in dieser nun allbekannten Sprache verbreitet werde.

§ 12. Zersplitterung des macedonischen Weltreichs.

Die dritte Weltmonarchie war die bis jetzt größte, aber auch die kürzeste. Sie bestand unter einem einzigen Herrscher wenige Jahre, dann stob alles auseinander.

Alexander hatte sterbend seinen Siegelring dem Marschall Perdikkas übergeben, ohne ein Wort über die Nachfolge im Regiment zu sagen. Da er nun einen, jedoch geistesschwachen Bruder mit Namen Arrhidäus, und seine Gemahlin Roxane in Schwangerschaft hinterließ, welche bald darnach ein Söhnlein, den Alexander Aegos gebar, so wurde wohl zuerst von Perdikkas im Verein mit Leonnatus, Kraterus und Antipater für diesen seinen Sprößling und seinen Bruder zusammen eine Reichsverwesung geführt. Allein dieselbe dauerte gar nicht lange: Alexanders Große, außer den Genannten noch Ptolemäus, Seleukus, Antigonus, Lysimachus u. A. suchten für sich selbst Herrschaften zu gewinnen und jeder von seiner ungeheuren Länderhinterlassung so viel als möglich an sich zu reißen. Da gieng es denn nun schrecklich wüste zu. 22 Jahre lang führten sie stete Kämpfe untereinander, während welcher der Aegos und Arrhidäus ermordet und Alexanders ganzes Geschlecht, auch bis auf das letzte weibliche Glied, rein ausgetilgt wurde.

Man nennt diese Zeit die der Diadochen- oder Nachfolger-Kämpfe. Sie sind zu unfruchtbar und zu verworren, als daß hier davon geredet werden könnte. Ich melde nur, daß nach einer großen Schlacht bei Ipsus in Kleinasien 301 endlich vier größere Reiche aus dem grausigen Durcheinander hervortraten, Aegypten, Syrien, Macedonien und Thracien, deren Beherrscher den Titel „Könige“ annahmen. Daneben entstanden noch viele kleinere Reiche: Bithynien, Pontus, Kappadocien, Armenien, Atropatene, Parthien, Baktrien und mehr. So zersplitterte das große Alexandersreich. Ich berichte nur noch etwas von zwei Stücken desselben, von Aegypten und Syrien; von dem ersten, weil dieser Splitter am meisten glänzt, und von dem letzteren um des Volkes der Wahl willen, das unter ihm noch einen merkwürdigen Theil seiner Geschichte hat.

Aegypten.

Dieses erhielt Alexanders berühmter Feldherr Ptolemäus I. Lagi. Er regierte bis 285, und unter ihm ward also das alte Aegypten wieder ein selbständiges Reich.

Nach ihm regierte sein Sohn Ptolemäus II. Philadelphus 38 Jahre. Diesem folgte wiederum der Sohn Ptolemäus III. Euergetes, und regierte 24 Jahre. Das waren drei kluge, milde, treffliche Regenten nacheinander; unter ihnen wurde Aegypten samt Kanaan das damals blühendste Land der Erde und stand ein Jahrhundert lang in seiner schönen Blüte, 323—221.

Alle drei Könige liebten Kunst und Wissenschaft, und pflegten sie mehr als dazumal irgend ein Fürst der Erde. In dem mehrerwähnten Alexandria, der nunmehrigen Hauptstadt, ward verbunden mit dem Palast ein Museum, d. i. ein Gelehrtenhaus errichtet, darin kenntnißreiche Männer jeder Nation Aufnahme fanden und auf Königskosten unterhalten wurden. Hier strömten die Gelehrten aus allen

Ländern zusammen, darum sich auch zu Alexandria morgenländische und abendländische Weisheit am meisten vermischten. Hier wurde auch eine Bibliothek angelegt, die größte der Welt. Was von Büchern bisher in der alten Welt geschrieben war und aufgefunden werden konnte, das kauften die Ptolemäer in der Urschrift oder doch in Abschrift zusammen. Darunter befand sich auch die heilige Schrift Alten Testamentes, und diese mußte noch von etwa 70 gelehrten Juden aus dem hebräischen Grundtext in's Griechische übersetzt werden, welche Uebersetzung die Septuaginta heißt. Es lagen in der Alexandrinischen Bibliothek nicht weniger als 700,000 Bücherrollen.

Handel und Gewerbe wurde von den Ptolemäern gleichfalls eifrig gefördert und mächtig emporgebracht. Alexandria ward der Hauptstapelplatz der ganzen Welt; von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht liefen da die Handelswege zusammen. Zur Sicherheit des Ein- und Auslaufs der Schiffe auch bei Nachtzeit ließ schon Ptolemäus I. einen majestätischen Pharus (Leuchtthurm) vor dem Doppelhafen bauen. Er war 400' hoch von weißem Marmor in acht Stockwerken übereinander mit prächtigen Galerien herum. Oben brannte allnächtlich ein soches Feuer, daß es auf 15 Stunden weit den Schiffern winkte. Auch ein großer Metallspiegel war oben, darin man die kommenden Schiffe schon sah, wenn sie mit bloßem Auge noch nicht bemerkt werden konnten.

Unter den folgenden Königen, lauter Ptolemäern, sank das ägyptische Reich wieder. Wir werden bei der römischen Geschichte noch von ihm hören.

Syrien und die Juden.

Der erste Beherrscher Syriens war ein anderer Feldherr Alexanders, Seleukus, von dem seine Nachkommen auf dem syrischen Throne, wenn sie auch für sich selbst einen andern Namen führten, zusammen die Seleuciden genannt werden. Er hatte zunächst Babylonien und Susiana zu verwalten; mehrte aber sein Reich nach manchen Glückswechseln, indem er selbst weiter als Alexander, bis Pataliputra am Ganges vordrang. Zur Hauptstadt schuf er, 301, ein Antiochia am Orontes, das fast mit Alexandria wetteiferte, und breitete griechische Bildung mit Vorliebe aus. † 280.

Der bedeutendste unter seinen Nachfolgern ist Antiochus der Große, 224—187. Baktrien, Parthien und Medien fielen bereits vom Reiche ab; doch dehnte er die syrische Herrschaft wieder etwas aus, und brachte auch das jüdische Land dazu, welches anher zu Aegypten gehörte. Zuletzt bekam er mit den Römern Händel, was ihm und seinem Reiche zu empfindlichem Nachtheil gedieh.


Fig. 39. Seleukus.



Fig. 40. Antiochus IV.

Während er nun die Juden gütig behandelt hatte, warf sein Sohn Antiochus IV. Epiphanes (der Erlauchte), 175—64, einen grimmigen Haß auf sie, ließ sie ausrauben und zu vielen Tausenden hinschlachten oder in die Sklaverei verkaufen; ja er beschloß, den jüdischen Glauben völlig auszurotten. Er verbot die Beschneidung, die alttestamentlichen Opfer, die Sabbatsfeier, kurz, den ganzen mosaischen Gottesdienst. Die heiligen Schriften hieß er wegnehmen, wo man sie fand, und verbrennen. Dagegen ließ er im Tempel einen neuen Altar mit dem Zeus-

bilde aufstellen, und im ganzen Lande Götzenbilder aufrichten, wovor das Volk von nun an seinen Gottesdienst verrichten sollte, 168. Wer den Götzen nicht opfern wollte, der mußte sterben, und wer dem wahren Gott nach Väterweise diente, der mußte auch sterben.

Viele der Juden unterwarfen sich dem Willen des launischen Despoten, doch nicht alle. Es gab schöne, rührende und erhebende Exempel der Glaubenstreue. Der alte Gesetzeslehrer Eleasar ließ sich nicht zwingen, heidnisch zu leben, sondern wollte lieber ehrlich sterben. Und da sie mit seinem eisgrauen Haupte und seinen Antlitz Mitleiden hatten und ihm zuredeten, nur zum Scheine dem königlichen Gebot sich zu fügen, auf daß er sein Leben errette, sprach er: „Schickt mich unter die Erde, denn es stünde meinem Alter übel an, zu heucheln und damit die Jugend zu verführen." Sieben Söhne Einer Mutter wurden nach einander gräßlich gemartet, um sie von ihrem Glauben abfällig zu machen. Aber sie hielten standhaft aus und trösteten sich ihres Gottes im Himmel und des ewigen Lebens nach der kurzen Marterzeit; sie ermahnten sich unter einander zur Standhaftigkeit und am beweglichsten ermahnte sie die Mutter dazu, welche als ein Wunder Gottes dabei stand, stark und groß bei dem Jammeranblick. Alle Sieben und zuletzt auch die Mutter starben freudig.

Hier sehen wir, wie ein armes Menschenkind, dieser Erlauchte, der auch Epimanes (der Tolle) heißt, gegen den Ewigen ankämpft. Denn er will den alten Bund zerstören, und der ist doch von Gott aufgerichtet und muß bleiben, bis der neue gekommen ist. Darum aber muß der ruchlose Anschlag vernichtet und das elende Menschenkind gerichtet werden. Ein alter Priester, Mattathia, widersetzte sich dem königlichen Befehl mit Gewalt, und mit Hilfe seiner fünf kräftigen Söhne und eines großen Anhangs von Juden kämpfte er glücklich gegen des Tyrannen Scharen, 167. Nach des Alten Tod, 166, gelang es seinem tapfern Sohne Juda, genannt Makkabi, d. h. der Hammer, von dem das ganze Geschlecht das der Makkabäer heißt, die Syrer fortzujagen und den alttestamentlichen Gottesdienst wiederherzustellen, 165. Antiochus aber starb in Trostlosigkeit. Die Syrer kriegten zwar noch fort, aber unter Mattathiä Enkel, dem Johannes Hyrkan, wurden die Juden von ihnen völlig frei und wieder zu einem selbständigen Staate, 130, welcher gegen 70 Jahre bestand. Dann kamen sie unter die Botmäßigkeit der Römer.

Erwähnen wir gleich hier, daß seit 250 die Parther in Chorasan unter einem König Arsaka sich erhoben, die alte Zendreligion wieder hervorzogen und mit Griechenthum vermischten, worauf sie das syrische Reich stetig beschränkten, bis das ganze Werk Alexanders im innern Asien, die Verbreitung des Hellenismus, vernichtet war.

Das vierte Weltreich tritt jetzt auf unsern Schauplatz, bei dessen Geschichte wir aber natürlich von vorne, und darum in frühere Zeit zurücksteigend beginnen müssen.

X. Das römische Weltreich.

Wir gehen noch mehr nach Abend herüber und Italien wird der Schauplatz unserer nunmehrigen Geschichte.

Italien (das „Rinderland") ist eine Halbinsel, welche die Gestalt eines Stiefels mit einem Sporen hat. Es ist 300 Stunden lang und in der Mitte 60 Stunden breit. Es wird im Norden von den Alpen begrenzt, nach den drei andern Himmelsgegenden aber vom Mittelmeer umspült, das hier gegen Osten das Adriatische,

gegen Süden das Jonische, gegen Westen das Tyrrhenische Meer heißt. Ist die griechische Halbinsel gegen Morgen gewendet, so die italische gegen Abend.

Das ganze Land theilt sich in: Oberitalien, von dem aber zu merken, daß es die Römer nicht zu Italien selbst rechneten, sondern noch zu Gallien, und es Gallia Cisalpina, d. i. das diesseits der Alpen gelegene Gallien nannten (s. § 19); Mittelitalien oder das eigentliche Italien, und Unteritalien oder Großgriechenland. Jeder dieser drei Theile befaßte wieder einige oder mehrere Landschaften, und zwar Oberitalien: Liguria westlich, dann Gallia Transpadana und Gallia Cispadana, d. i. das jenseits und diesseits des Po-Stroms gelegene (Cisalpinische) Gallien; Mittelitalien: Etruria, Latium und Campania, westlich; Umbria, Picenum und Samnium östlich; — Unteritalien: Lucania und Bruttium westlich; Apulia und Calabria östlich. Eine solche einzelne Landschaft war mehrentheils wieder von verschiedennamigen Völkerschaften bewohnt.

Oben von den westlich gelegenen Seealpen her läuft durch das ganze Mittel- und Unteritalien, bis in die Fußspitze hinab, das Gebirg des Apennin, welches an seinen höchsten Punkten zu 2900 m ansteigt. Abgesondert davon, nahe am Tyrrhenischen Meer, an der Scheide zwischen Mittel- und Unteritalien, steht der 1200 m hohe feuerspeiende Berg Vesuv, welcher schon in alter Zeit furchtbare Ausbrüche hatte. In Oberitalien gibt es größere und wunderschöne Seen, den Lago maggiore (lacus Verbanus), den Comersee (lacus Larius) ꝛc. Die drei bedeutendsten Flüsse sind: der Po (Padus), welcher Oberitalien in der Mitte von Westen nach Osten durchströmt, die Etsch (Athesis), welche nördlich vom Po ihren Lauf, wie dieser, nach der Adria nimmt, und der Tiber (Tiberis) in Mittelitalien, der in's Tyrrhenische Meer fällt.

Das Land ist wohl hin und wieder, namentlich im Gebirge, rauh und öde; aber zumeist enthält es herrliche Gefilde voll Fruchtbarkeit und voll der edelsten Früchte.

Es ist das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n ꝛc.

Zu Italien rechnet man noch die drei westlich nahe liegenden Inseln: Sicilien, die schönste und größte des Mittelmeers, mit dem 3320 m hohen Feuerberg Aetna, Sardinien, Korsika.

Schon in uralter Zeit war Italien von einer Menge einzelner Völkerschaften besetzt, welche von Osten und Norden her eingewandert waren. Erst im Südosten die Japyger, die sich später leicht hellenisiren ließen; dann die eigentlichen Italer, (auch Opiker), nahe verwandt mit den griechischen Stämmen, aber ohne deren Drang zu Spiel und Kunst, den ernsten Sinn auf Klugheit, Reichthum und Kraft gerichtet. Im Norden die betriebsamen Etrusker (Tusker), ein gebildetes Volk, das seine Städte in malerischen uneinnehmbaren Gebirgslagen baute mit Straßen und Kanälen, und dabei Jahrhunderte lang das Meer beherrschte, bis Hiero von Syrakus a. 474 ihnen eine entscheidende Niederlage beibrachte. Sie hatten früh Kupfermünzen, erst viereckig, dann rund. Ihre Gräber gleichen den Wohnungen der Lebenden, sie zeigen in geschnitzten Decken und bemalten Wänden die Wettrennen, Faustkämpfe und Theaterdarstellungen, die man im Jenseits zu genießen dachte, mit Schutzgeistern und Sinnbildern der Unsterblichkeit. Da liegen die Todten gekleidet wie im Leben, auf Bronzebahren oder in schöngeformten, geschmackvoll bemalten Vasen, und neben ihnen große Schätze.

§ 1. Entstehung Roms.

Wir müssen jetzt weit in der Zeit zurückgehen, bis in's 12. Jahrhundert vor Christo. Und der Anfang der römischen Geschichte vermischt sich wieder mit der Sage; denn das meiste, auch aus der Königszeit, ist unzuverläßig.

Bei dem Brande Trojas (S. 53) und dem Würgen der Griechen dort gelang es einem Trojanischen Prinzen, Namens Aeneas, mit einer Schar auf Schiffen zu entfliehen. Nach langer Irrfahrt landete er endlich an Latiums Gestade, wo

er ruhige Wohnsitze fand. Sein Sohn Askanius baute die Stadt Alba Longa (Lang-Alba), welche die erste unter den 30 selbständigen Städten Latiums wurde.

Im 8. Jahrhundert herrschte zu Langalba Numitor, noch aus des Aeneas Geschlechte. Er wurde durch seinen jüngern Bruder Amulius vom Throne verdrängt. Dieser ließ ihn selbst, da er ungefährlich schien, als Privatmann leben, tödtete jedoch seinen Sohn und machte seine Tochter zu einer Priesterin der Vesta, als welche sie Jungfrauschaft zu halten verbunden war, damit er keine rächende Nachkommenschaft des Entthronten zu fürchten habe. Allein die Vestalische Jungfrau gebar, wie es hieß, vom Gotte Mars, Zwillingssöhne. Dafür wurde sie ertränkt. Den Knäblein aber ergieng es wie dem kleinen Mose, sie wurden in einer Wanne ins Wasser gesetzt. Von ungefähr war damals der Tiber über sein Ufer gestiegen, so daß der königliche Diener die Wanne nur ins ausgetretene Wasser setzen konnte, und als dieses sich schnell verlief, blieb sie auf dem Trockenen stehen. Die Kleinen wurden hungrig und schrieen; da lief eine Wölfin aus dem Walde herbei und säugte sie. Ein Hirte, Faustulus, kam zu dem seltsamen, rührenden Auftritt; er nahm die Kinder und trug sie seiner Frau heim, die sich ihr besonderes Wohlgefallen an ihnen ersah und sie sorglich pflegte. Wo sie herstammten, nun das brachten sie auch heraus.

Indessen wuchsen die Knaben, welche Romulus und Remus genannt wurden, — ihr erinnert euch dabei an des großen Cyrus Jugendgeschichte — als Hirtensöhne auf. Und sie wurden auch so muthige Jünglinge, daß sich ihre Genossen bei allen Zügen gegen wilde Thiere und gegen das Raubgesindel der Gegend von ihnen anführen ließen.

Die trotzigen Jünglinge beleidigten aber auch einstmals Numitors friedliche Hirten. Diese stellten ihnen nach, fiengen den einen, den Remus, und führten ihn vor den Numitor. Jetzt redete der geängstete Faustulus; er entdeckte dem Romulus seine und des Bruders wahre Abkunft; Numitor erfuhr sie auch. Da ward nicht gestraft, sondern ein Bund geschlossen. Die beiden Jünglinge sammelten heimlich eine Schar Tapferer, überfielen damit unversehens den Kronräuber Amulius, tödteten ihn und setzten den Großvater wieder auf den verlorenen Thron.

Darauf baten sie von demselben, an dem Orte, wo sie ausgesetzt worden waren, eine Stadt bauen zu dürfen, wozu er ihnen gern die Erlaubniß gab und sie mit den nöthigen Hilfsmitteln versah. Zu ihrem bereits zahlreichen Anhange schlugen sich noch viele aus dem Lande umher. So ward dort am gelben Tiberfluß in einer waldigen Gegend, wo 7 Hügel nahe an einander lagen, der Bau der Stadt Rom begonnen, welche späterhin, als sie sich über alle diese Berge ausgebreitet hatte, die Siebenhügelstadt beigenannt und an äußerlicher Macht und Pracht die erste Stadt der Welt geworden ist. Jetzt aber wurde, unter Gebet zu den Göttern, noch erst ein bescheidener Raum auf dem Palatinhügel mit dem Pfluge umfurcht, auf welchem sich ein unansehnlicher Ort mit niedern Mauern erhob. Es war im Jahr 753 v. Chr., um die Zeit da Jesaja in Juda auftrat. Gewiß wurde die Stätte gewählt, weil sie die Vortheile fester Lage und die Nähe einer dem Handel günstigen Flußmündung vereinigte.

§ 2. **Romulus, der erste römische König** (753—716).

Das erste Rom ist fertig. Aber „Einer sei Herrscher", sprachen sie — wer soll es sein? Man wußte nicht, ob Romulus, ob Remus zuerst geboren war. Darum sollten die Götter entscheiden; und jene Menschen nahmen aus dem Vögelflug der Götter Willen ab. So stellte sich nun Romulus auf den Palatinischen, Remus auf den Aventinischen Hügel; und sie warteten auf der Götter Entscheidung. Siehe, da flogen von der glücklichen Rechten 6 Geier über den Remus hin; und die um ihn her begrüßten ihn frohlockend als König. Aber siehe, gleich darnach flogen

12 Geier, und auch von der Rechten her, über den Romulus hin, und es blitzte und donnerte dazu; und die ihn umgaben, jauchzten ihm als dem vom Himmel erwählten Könige zu. Darüber entspann sich Streit zwischen den beiden Parteien, in welchem Remus erschlagen ward.

Nun war Romulus Herrscher; des Bruders Leiche war Allen der deutlichste Götterausspruch, daß Er's sein sollte. Aber „mit Bruderblut wurde der neue Staat eingeweiht" und damit Rom als ein rechter Streithorst angekündigt. Ich habe schon so viel von Krieg und Streit berichtet, daß ich gern wenig mehr davon erzählen möchte; aber da müßte ich aufhören, die Geschichte der Menschheit zu erzählen, denn diese ist Krieg und Streit. Und gerade die Geschichte der Römer zeichnet sich dadurch aus, und ihr würdet kein treues Bild von ihr empfangen, wenn ich zu viel davon verschweigen wollte.

Die Staatseinrichtung des jungen Roms war im Hauptsächlichen also: Der König nahm einen aus den besten Bürgern gewählten Senat an die Seite, dessen Rath er hören sollte, ehe er etwas Wichtiges beschloß und unternahm. Dieser Senat bestand anfänglich aus 100 Mitgliedern, Senatoren; die Zahl derselben stieg aber mit der schnellen Vergrößerung Roms bald auf 300. Das Volk wurde in 3 Tribus (Abtheilungen) und jede Tribus in 10 Curien (Unterabtheilungen), also das ganze Volk in 30 Curien geschieden, wonach es sich auf dem Markte zu versammeln hatte. (Die Zahl der Tribus hat weiterhin auch sehr zugenommen.) Die Volksversammlungen hießen Comitien. An sie wurden die wichtigsten Angelegenheiten, die Frage über Krieg und Frieden u. dergl. gebracht, und das Volk gab bloß mit Ja oder Nein seinen Willen zu erkennen, nach welchem jedoch der König sich richten sollte. Der römische König war also kein unumschränkter Herrscher, wie auch sein Thron nicht erblich. Nach seinem Tode sollte der Nachfolger vom Volke frei gewählt werden, falls der Vorgänger ihn nicht ernannt hatte.

Uebrigens stand auch die Religion mit den Staatsangelegenheiten in enger Verbindung; es wurde nichts von einigem Belang vorgenommen, ohne vorher die Götter um ihren Willen zu befragen, den man namentlich wie aus dem Vögelflug, so aus den Eingeweiden der Opferthiere zu erkennen meinte. Die Männer, welche den Vögelflug deuteten, hießen Augurn, die welche aus den Thiereingeweiden weissagten, Haruspices.

Die auf Lebenslang gewählten Senatoren wurden wegen ihres reiferen Alters und Ansehens patres, Väter, genannt. Davon, sagt man, empfiengen die sämtlichen Glieder ihrer Familien den Namen Patricier. Die Patricier (Vaterkinder) waren aber anfangs die rechten Bürger, neben welchen es bloß Sklaven und Clienten, d. h. Hörige, gab.

Wiewohl Romulus schon ein ziemlich Volk unter sich hatte, war es ihm doch zu wenig. Um es rasch zu vermehren, machte er Rom zu einem Asyl, d. h. er erklärte es für eine Freistätte, wo Alle, wer und was sie seien, Aufnahme finden sollten. Da liefen denn solche, denen es wegen Schulden oder verübter Verbrechen in ihrer Heimat nicht mehr geheuer war, sodann auch mit ihren heimischen Verhältnissen Unzufriedene von allen Seiten herbei, und Roms Bevölkerung wuchs mächtig. Aber freilich kamen auch allerlei Leute, und nicht immer die besten, dortselbst zusammen. Indessen scheint es, daß sich die Nichtsnutzigen, vielleicht durch die Einwirkung des folgenden Königs gebessert haben; denn die Römer der Anfangszeit waren im ganzen doch viel löblicher als die spätern. Zunächst raubten sie sich Weiber.

Da es nämlich an Weibern fehlte, schickte Romulus Gesandte an die benachbarten Städte und Völker, um sich Jungfrauen zu Gattinnen für seine Römer auszubitten; allein sie waren als ein aus allen Winden zusammengelaufenes, zum Theil aus Taugenichtsen bestehendes Volk in üblem Geruch, und die Heirathsanträge wurden verächtlich zurückgewiesen. Da half Romulus mit List und Gewalt. Er veranstaltete ein glänzendes Fest mit neuen Kampfspielen zu Ehren des Meergottes und ließ Einladungen hiezu an

alle Nachbarn ergehen. Diese wurden nicht verachtet; neugierig und schaulustig kamen sie in Menge mit Weib und Kind herbei. Die Festspiele beginnen und Alles ergötzt sich; aber wie Alle im besten Schauen sind, stürmen plötzlich die römischen Jünglinge mit bloßen Schwertern unter die Gäste und rauben sich die Mädchen weg, während die Andern erschrocken fliehen. So wurden viele Römer beweibt.

Wohl treibt der Zorn über den Weiberraub die Leute von Cänina, Antemna und Crustumerium zum Krieg gegen Rom. Allein sie werden nach einander besiegt. Doch geht Romulus ganz glimpflich mit den Besiegten um; sie müssen nur nach Rom übersiedeln, wo sie mit allen Ehren römische Bürger werden.

Nach diesen kleinen zog aber ein mächtigeres Volk aus den nordöstlich von Latium wohnenden Sabinern heran, die geraubten Töchter zu holen und die frechen Räuber zu züchtigen; und es kam vor den Mauern Roms zu einer heftigen Schlacht. Wie sie jedoch auf's Erbittertste streiten und der Sieg hin und her schwankt, siehe da stürzen die jungen Sabinerinnen in Trauerkleidern mit fliegenden Haaren und Wehegeschrei zwischen sie hinein, flehen hier ihre Männer an, sie sollten doch nicht das Blut ihrer theuren Erzeuger vergießen, dort ihre Väter, sie sollten doch nicht ihre lieben Ehemänner erwürgen, bei denen sie bleiben wollten und die gar nicht so schlecht wären; und siehe, da steckten alle die Schwerter in die Scheide. Die Sabiner sind gerührt und reichen den Römern die Hand zum Frieden. Ja sie entschließen sich, Ein Volk mit ihnen zu werden, holen Weib und Kind und alle ihre Habe, und bauen sich zu Rom an. Die Römer aber geben ihnen nicht blos volles Bürgerrecht, mit der Fähigkeit, in den Senat zu treten, sondern sie legen sich auch von Cures, der Hauptstadt dieses Sabinischen Stammes, den Zunamen „Quiriten" bei.

Auf solche Weise nahm denn freilich die Volkszahl Rom's gleich anfangs außerordentlich zu. Auch noch eine Schar hochangesehener Etrusker gesellte sich zu ihnen.

Romulus führte noch mehrere glückliche Kriege. Das war sein Hauptthun, die Macht des jungen Staates zu vergrößern. Er starb nicht in der Schlacht, nicht auf dem Bette. Er musterte sein Heer, das schon Tausende zählte; da brach ein furchtbares Gewitter aus, wo Blitz und Donner grausig durch einander arbeiteten, und als es vorüber war, sah man ihn nicht mehr. Etliche argwohnten, er sei von feindseligen Senatoren während des Wetters auf die Seite geschafft worden. Es trat aber ein Römer, Proculus, auf und meldete: Romulus sei ihm erschienen und habe geoffenbart, er sei im Sturm unter die Himmlischen erhoben worden, sei nun ein Gott und heiße Quirinus; seine Römer sollten ihn unter diesem Namen anbeten und tapfer sein, so würde ihre Herrschaft groß werden. Das Volk glaubte und betete hinfort, wie den Vater Jovis (Jupiter) und den Kriegsgott Mars, auch seinen König als Schutzgott Quirinus an.

§ 3. **Numa Pompilius, der zweite König** (715—672).

Nach einer vom Senate geordneten Zwischenregentschaft, welche über ein Jahr dauerte, wurde Numa Pompilius, aus Sabinischem Geblüte, zum König erwählt. Ein bisher in der Stille lebender Mann, der die Wahl gar nicht annehmen wollte und nur durch dringendes Zureden seiner Freunde bewogen wurde, den elfenbeinernen Stuhl zu besteigen. Ein ungewöhnlicher Mann, als Heide mit einem Edelsinn und einer Lindigkeit des Wesens, daß man sich nur verwundern muß.

Er pflegte vor allem die Religion, denn er erkannte, daß er nur durch sie sein rauhes wildes Volk zähmen und mildern könnte. Er baute neue Tempel, z. B. einen der Vesta, der Göttin des häuslichen Glückes, darin die priesterlichen Jungfrauen das ewige Feuer unterhalten mußten, einen andern dem Gotte Janus, der in allen Dingen den Anfang segnen mußte, an dessen Tempel die Thüren in Kriegszeiten offen, in Friedenszeiten geschlossen waren. Man verehrte die Naturkräfte, auch die Tugenden, wie Clementia Milde, Concordia Eintracht 2c.; weiter das

Glück, den Sieg, die Furcht. Numa machte die Treue, lat. Fides, zu einer Gottheit, bei welcher man Redlichkeit im Handel und Wandel schwören mußte. Später erst kamen griechische Götter mit lateinischen Namen; übrigens gab es noch keine Götterbilder, sondern den Jupiter verehrte man unter dem Symbol eines Kieselsteins, den Mars unter dem der Lanze 2c. Numa setzte einen Oberpriester (pontifex maximus) und eine Menge von Priestern in verschiedenen Ordnungen, und gebot ihnen, ihres Amtes mit aller Sorgfalt zu warten. Die wichtigsten heiligen Handlungen vollzog er aber in eigener Person. Er ordnete Feiertage, unblutige Opfer, heilige Gesänge, religiöse Umgänge 2c. an, und ließ allen Gottesdienst vom Volke mit größter Andacht verrichten. Das drückte sich dem Volke so tief ein, daß es noch lange nach ihm seinen peinlichen Ceremoniendienst mit äußerster Gewissenhaftigkeit übte. Möchten wir des geistigen Gottesdienstes mit ähnlichem Ernste wahrnehmen.



Fig. 41. Numa Pompilius. (Nach der antiken Marmorherme in der Villa Albani.)

Numa erkannte, daß vom häuslichen Leben als der Wurzel die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ausgehe. Er erklärte den Ehebund für besonders heilig, der nicht ohne die schwerste Sünde gebrochen werden könne, und ermahnte die Ehegatten zu einem schönen Zusammenleben und zu einer guten Kindererziehung. Er sah namentlich beim weiblichen Geschlechte auf Zucht und Ehrbarkeit. Das mußte sich sittsam kleiden, vom Wein enthalten, von männlichen Händeln fern bleiben, im häuslichen Kreise walten, die Männer lieb haben und ihnen gehorsam sein. Hinwieder aber waren die Weiber der Römer keine Sklavinnen ihrer Männer, wie im Morgenland, auch nicht so gering geachtet wie bei den Griechen; sie wurden von ihren Männern werthgeschätzt und hochgehalten. — Numa erbarmte sich auch der armen Sklaven. Er sah darauf, daß sie nicht allzuhart behandelt würden; und um ihnen ihr trübseliges Loos wenigstens auf eine kurze Zeit im Jahre vergessen zu machen, soll er das Fest der Saturnalien eingeführt haben, wo ein paar Tage lang sie die Herren spielen durften und ihre Herren ihnen aufwarten und die besten Gerichte und Getränke auftragen mußten.

Das Volk gab sich allen seinen Anordnungen besonders darum so willig hin, weil er öfters einen heiligen Hain bei der Stadt besuchte, wo an einer Quelle die Göttin (Nymphe) Egeria wohnen sollte, von welcher er, glaubte es, seine Weis-

heit und die Offenbarung seiner heilsamen Einrichtungen empfienge. Wunderbarlich gieng von ihm auf sein rauhes kriegerisches Volk ein Geist der Milde und des Friedens aus. Und auch die umliegenden Völker wurden von diesem Geiste angefaßt. So lange er lebte, war der Janustempel geschlossen. Kein Krieg und Kriegsgeschrei störte die Ruhe des Staates. Aber Ackerbau und Gewerbe gediehen fröhlich. Als er beerdigt wurde, folgten nicht nur seine Römer, sondern auch Abgeordnete aller benachbarten Völker der Asche des Hochverehrten weinend zu Grabe.

§ 4. **Tullus Hostilius, der dritte König** (672—640).

Sein Nachfolger Tullus Hostilius war ein ganz anderer, noch wilder als Romulus. Seine Lust war Krieg und Kriegsgetümmel. Kaum hatte er das Regiment, so wurden die einander gegenüberstehenden Thüren des Janustempels aufgerissen, daß der Wind hindurchfuhr, der den empfangenen Friedensgeist der Römer bald verwehte.

Er brach die Gelegenheit vom Zaun, mit der Mutterstadt Alba Longa anzubinden. Als sich schon beide Heere in Schlachtordnung gegenüberstanden, rief ihm der Albanische Führer Mettus Fuffetius zu: sie sollten verwandtes Blut schonen und lieber durch Zweikampf entscheiden lassen, welche Stadt hinfüro über die andere herrsche. Das wurde angenommen und feierlich beschworen, daß der besiegte Theil dem siegenden dienen solle. Alba verlor es.

Es befanden sich in jedem Heere Drillingsbrüder, die Römischen „Horatier", die Albanischen „Curiatier" genannt. Diese wurden zum Kampf ausersehen, welcher jetzt in der Mitte beider Heere stattfand. Nach längerem Gefechte fielen zwei der Horatier schnell übereinander hin, wobei das albanische Heer ein Freudengeschrei erhob, während das römische trauerte. Allein der übrige Horatier ist noch unversehrt, während alle drei Curiatier verwundet sind. Da fällt jener auf die List, scheinbar zu fliehen, um die Gegner zu trennen. Es gelingt; sie verfolgen ihn, aber ungleich, je nachdem sie mehr oder weniger von ihren Wunden gehindert sind. Plötzlich wendet sich der Horatier, greift rasch den nächsten an und stößt ihn nieder; dann eilt er auf den zweiten los und durchbohrt ihn; endlich naht er sich dem dritten und erlegt ihn mit leichter Mühe. Jetzt brechen die Römer in einen Jubelsturm aus, und die Albaner unterwerfen sich stumm ihrer Herrschaft. — Gleich nach dem Kampfe trug sich noch etwas Gräßliches zu, bezeichnend für des Römers Wesen, der um der Ehre seines Staates willen die theuersten Gefühle der Natur verleugnen konnte. Als der Horatier an der Spitze des römischen Heeres triumphirend zur Stadt zurückkehrte, begegnete er seiner Schwester, die mit einem der gefallenen Curiatier verlobt war. Sie zerraufte sich die Haare und wehklagte über den Tod ihres Bräutigams. Da stieß ihr der Bruder sein noch blutiges Schwert in's Herz, indem er ausrief: „So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauert!" Nach dem üblichen Recht wurde der Horatier zum Tode verurtheilt; aber sein alter Vater flehte, daß man ihn nicht seines letzten Sohnes berauben möchte, nachdem sich zwei dem Heile des Vaterlandes geopfert hätten; so wurde ihm das Leben geschenkt.

Nur sehr ungern trugen die Albaner das Joch; und von ihrem Fürsten dazu angestiftet, ließen sie sich trotz ihres Eides in verrätherische Verbindung mit Roms Feinden ein. Da fiel Tullus Hostilius ergrimmt über sie her, und machte des Askanius Stadt nach 400jährigem Bestehen wüste. Alles Albanische Volk führte er nach Rom weg. Indessen scharte er die Bürger den seinigen bei, und ihre Edelsten nahm er sogar in den Senat auf. Allen seinen Grimm schüttete er auf den Mettus Fuffetius, den er zwischen zwei Wagen binden und durch entgegengesetzt laufende Pferde auseinanderreißen ließ.

Rom aber sehen wir mit einem Male erstaunlich vergrößert. Auch wurde es durch die Zerstörung Albalonga's das nunmehrige Haupt des Latinischen Städtebundes, obwohl sich dieser nicht willig vom Haupte leiten ließ.

Der wilde grausame König ward zuletzt vom Blitze getroffen, und verbrannte in seinem auflodernden Palaste mit seinen Kindern und Dienern.

§ 5. Ancus Marcius, der vierte König (640—616).

Auf die neuerwachte Kriegslust der Römer sollte wieder ein Dämpfer gesetzt werden. Der neue König Ancus Marcius zeigte sich sanft und mild, wie es sein Großvater Numa war. Er ließ sich's sehr angelegen sein, Ruhe im Innern und Friede nach Außen zu haben. Als er aber von etlichen ihn verachtenden Nachbarn angegriffen ward, trat er auch als Held auf, der sie mit starkem Arm niederlegte. Tausende von ihnen schaffte er nach Rom herüber, so daß von den sieben Hügeln einer nach dem andern mit Wohnungen bepflanzt und ein Stadttheil wurde. Hier mag nun bemerkt werden, daß man wie die Clienten, so die nach Rom übergeführten Latiner plebs nannte; solche Plebejer waren Bürger ohne Stimm- und Ehrenrechte.

Dieser Ancus Marcius baute die erste Brücke über den Tiber, eine hölzerne, pons Sublicius genannt. Ebenso legte er die erste römische Pflanzstadt an, indem er an der Mündung der Tiber die Hafenstadt Ostia gründete und mit römischen Bürgern bevölkerte.

Damals zog ein sehr reicher Mann, Namens Lucumo, nachher Lucius Tarquinius geheißen, aus der Etrurischen Stadt Tarquinii mit Sack und Pack nach Rom. Daselbst machte er sich durch seine Freundlichkeit, Freigebigkeit und Klugheit viele Freunde. Selbst der König gewann ihn lieb, zog ihn näher an sich, und gebrauchte ihn zu manchen Unternehmungen, wobei er sich um König und Staat große Verdienste erwarb. Als nun der König zu sterben kam, bestellte er ihn zum Vormund seiner minderjährigen Söhne.

§ 6. Tarquinius Priscus, der fünfte König (616—578).

Rom war ein Wahlreich. Zwar befand sich des Ancus Aeltester schon hübsch bei Jahren, und durch ein abermaliges Interregnum (Zwischenregierung) hätte die Herrschaft auf ihn übergeleitet werden können. Allein es mußte ja nicht sein, daß der Sohn dem Vater auf dem Throne folgte. — Der Vormund fühlte selbst einige Lust nach der goldenen Krone, und seine Frau, Tanaquil, fachte dieselbe noch stärker an; ja sie, die sich auf die Vögel verstand, behauptete geradezu, es könnte gar nicht anders sein, als daß er König würde. Denn da sie miteinander zuerst nach Rom hineingefahren, war der Königsvogel, ein Adler, aus den Lüften herabgeflogen, hatte dem Tarquinius den Hut vom Kopfe genommen, hatte sich mit demselben in die Höhe geschwungen, dann wieder herniedergesenkt und ihm den Hut wieder aufgesetzt. Damit sei ja deutlich angezeigt, sagte Tanaquil, was er noch werden sollte. So bewarb sich Tarquinius selbst um die königliche Würde und das Volk ertheilte sie ihm.

Die Wahl war keine schlechte. Er traf neue, billige und zweckmäßige Einrichtungen in der Staatsverfassung; er erfocht glänzende Siege über Latiner, Etrusker und Sabiner; und er führte, vornehmlich von der in seinen glücklichen Kriegen gemachten Beute, großartige, gemeinnützliche und zum Theil recht wohlthätige Bauten aus.

Er legte das Forum, den ausgedehnten Marktplatz, an, wo die Comitien des großen Volks gehalten, das Forum, von dem aus späterhin die Schicksale dreier Welttheile bestimmt wurden. Er baute den Cirkus, eine mit Schausitzen eingeschlossene Rennbahn, in der sie ihre Uebungen und Wettspiele zu Roß und Wagen hielten. Er begann die berühmten Kloaken zu bauen, das sind unter Rom hinlaufende breite und tiefe Kanäle, so stark gewölbt, daß sie noch heute die schwersten Paläste und Kirchen tragen, Kanäle, durch welche der sumpfige Boden zwischen den Hügeln ausgetrocknet und aller Unflath aus der Stadt in den Tiber geleitet wurde. Er begann auch die Burg der Stadt, das Kapitol (s. S. 146), und soll die ersten Götterbilder nach griechischer Art eingeführt haben.

Das Ende dieses löblichen Königs, welcher zum Unterschied von einem späteren L. Tarquinius den Beinamen der Alte führt, ist kläglich. Er war 80 Jahre alt

und dem Tode nahe. Die Söhne seines Vorfahren merkten, daß er sterbend keinen von ihnen, sondern einen Andern dem Volke zum Nachfolger empfehlen werde und sie also bei Erledigung des Thrones abermals übergangen werden sollten; da ließen sie ihn durch Meuchelmörder tödten. Zwei Taglöhner erhoben einen Streit vor des Königs Wohnung, und riefen ihn zur Schlichtung ihres Handels heraus. Er kam, Friede zu machen. Während er nun die Klage des Einen anhörte, spaltete ihm der Andere mit der Axt das Haupt. Den Söhnen des Ancus half aber der schändliche Meuchelmord nichts. Die Thäter wurden ergriffen, beichteten und jene flohen erschrocken von dannen.

§ 7. Servius Tullius, der sechste König (578—534).

Der gemordete König hinterließ keinen Sohn, doch zwei Enkel von einem verstorbenen Sohne. Indessen waren diese noch klein, konnten jedenfalls den erledigten Thron nicht besteigen. Er hinterließ aber auch einen Schwiegersohn Servius Tullius, und dieser mußte König werden, das konnte nach der Ueberzeugung der Seherin Tanaquil gar nicht anders sein. — Dieser Servius nämlich, welcher mit seiner Mutter, einer gefangenen Latinerin, in's königliche Haus gekommen war, hatte einst als Knabe einen seltsamen Anblick gewährt. Er schlief; da sah man sein Haupt in hellen Flammen brennen, die mit seinem Erwachen verschwanden. Das konnte nichts anders bedeuten, als daß er einmal herrschen sollte. Deßhalb hatten ihn der König und die Königin auf's beste erziehen und erwachsen mit ihrer eigenen Tochter vermählen lassen. Er hatte sich dann auch schon als einen tüchtigen Regierungsgehilfen und tapfern Führer im Kriege bewährt.

Also machte die starke Tanaquil bei jenem schrecklichen Vorfalle schnell ihren Plan. Sie ließ den hingesunkenen Gemahl sogleich in's Haus schaffen und die Thüren verschließen. Dann rief sie dem zusammengeströmten Volke aus dem Fenster zu: der König lebe noch und werde wieder genesen; unterdessen sollten die Römer, so befehle er, dem Servius Tullius als seinem Stellvertreter gehorchen. Dieser erschien auch von Stund an im königlichen Aufzuge und regierte im Namen des kranken Königes. Nachdem er das Spiel einige Zeit getrieben, eröffnete er dem Volk, der König sei leider gestorben; er erbot sich auch, die Regierung nunmehr in die Hände eines Andern niederzulegen. Allein er hatte sein Verweseramt gar wohl verwaltet, hatte namentlich schon den armen Bürgern so viele Schulden bezahlt, an dürftige Familien so schöne Staatsgüter vertheilt, daß das Volk ihn zum König wählte. Und er regierte gütig, weislich und glücklich.

Unter seinen gepriesenen Einrichtungen ist besonders diese bemerkenswerth, daß er alle Bürger Roms nach ihrem Vermögen in fünf Klassen theilte, diese wieder in 193 Centurien, und darnach die Steuern von ihnen erhob und ihre Stellung im Heer bestimmte. Je nach dem Maße des Vermögens galt die Stimme mehr oder weniger. Die erste Vermögensklasse bestand aus solchen Bürgern, welche wenigstens 100,000 Asse (7000 ℳ) Besitz hatten, woraus wir entnehmen können, daß die Römer der Vorzeit noch nicht sonderlich reich gewesen, wiewohl auch damals das Geld viel mehr Werth hatte als jetzt. Diese erste Bürgerklasse stellte 80 Centurien Fußvolk und 18 Centurien Reiter in's Feld. Letztere waren theils patricischen, theils plebejischen Geschlechts, und daraus ergab sich nun ein eigener Stand zwischen Senatoren und Plebs, der Ritterstand. Zu den drei nächsten Vermögensklassen gehörten je 20, zur fünften 30 Centurien.

Servius Tullius that sonst noch manches, was ihm Lob und Ehre brachte. So wußte er die latinischen Städte enger mit Rom zu verbinden, und ließ die benachbarten Etruskischen Städte die Obermacht Roms fühlen. Dazu stand ihm freilich ein schönes Heer zu Gebote, indem die Zahl der römischen Bürger, was fast soviel hieß als der Soldaten, unter ihm bereits 83,000 erreichte.

Aber für den Betrug, damit er sich den Zugang zum Thron verschafft hatte, wurde er noch in später Zeit furchtbar gestraft. Als ein dankbarer Sohn seiner Pflege- und Schwiegermutter Tanaquil, verheirathete er seine beiden Töchter an die großgewordenen Enkel derselben. Die sanfte Tochter gab er dem wilden Lucius Tarquinius, die wilde dem sanften Aruns Tarquinius zur Gemahlin; so glaubte er das Heftige gleichsam zu mildern. Allein da täuschte er sich sehr. Die wilde Tullia und der wilde Lucius hielten sich für einander geschaffen, vergifteten dieser seine Gattin, jene ihren Gatten und heiratheten einander selbst; und er konnte es nicht verhindern. Aber dabei blieb es nicht. Lucius stiftete mit unzufriedenen Patriciern eine Verschwörung gegen den König, seinen Schwiegervater, und stürzte ihn.

Eines Tages trat er im Herrscherschmuck, von Bewaffneten bekleidet, in die Rathsversammlung, setzte sich ohne weiteres auf den elfenbeinernen Stuhl und focht in einer langen Rede das gegenwärtige Regiment an, wie schlecht es sei. Das hört der königliche Greis; er eilt auf's Rathhaus, will entrüstet den Frechen vom Thron herabziehen. Allein dieser umfaßt ihn mit den stärkern Armen, trägt ihn zum Saal hinaus und stürzt ihn die Treppe hinab. Mühsam richtet sich der Greis unten auf, will sich blutend heimschleppen. Da ereilen ihn nachgesandte Leute des Tarquinius, die ihn vollends tödten. Das alles erfuhr die wilde Tullia mit großer Freude. Sie läßt anspannen und fährt nach dem Rathhaus, um ihrem Gemahl zur Königswürde Glück zu wünschen. Auf dem Heimweg kommt sie durch eine enge Gasse; da liegt der Leichnam ihres Vaters quer herüber. Der Wagenlenker hält, er kann nicht ausweichen. Aber die unnatürliche Tochter gebietet ihm, nur frisch über die Leiche hinüber zu fahren, und sie kommt mit dem Blute des Vaters bespritzt in ihre Wohnung zurück.

§ 8. Tarquinius Superbus, der letzte König (534—510).

Lucius Tarquinius, der Jüngere, der Enkel des Priscus, saß auf dem Thron; er empfieng den Beinamen „der Uebermüthige". Wie er durch eine Gewaltthat, ohne Wahl des Volkes, die Herrschaft erlangt hatte, so war seine Regierung eine fortlaufende Kette von eigenmächtigen, gewaltthätigen und grausamen Handlungen. Er achtete Staat und Comitien, Gesetz und Brauch nicht; er hob viele gute Einrichtungen seiner Vorgänger wieder auf; trieb unmäßig erhöhte Steuern ein, verbannte die, welche er haßte, und eignete sich ihre Güter zu. Er ließ sogar aus bloßem Mißtrauen viele hinrichten; selbst die Söhne seiner Schwester, damit ihm nicht einmal mit eigenem Maße gemessen werde. Nur seinen Neffen Lucius Junius, mit dem Zunamen Brutus, d. i. der Dumme, ließ er leben, weil ihn dieser durch verstellte Dummheit täuschte.

Uebrigens war dieser hochfahrende, despotische König ein Mann, wie von Thatkraft, so von vielem Verstande, und durch seine Schlauheit, die bei Gelegenheit schmähliche Arglist wurde, und durch glücklich geführte Kriege stärkte er Roms Macht nach außen. Im Innern bewerkstelligte er große Bauten zum Nutzen und zur Zierde der Stadt; er vollendete das von seinem Großvater begonnene Riesenwerk der Kloaken, und das von ebendemselben angefangene Capitolium, das er mit einem, dem Jupiter geweihten Tempel schmückte. Hiemit war der Stadt wie eine Burg, so ein religiöser Mittelpunkt gegeben.

Während seiner Regierung kam eine alte Frau nach Rom und bot ihm neun Bücher köstlichen Inhalts um einen hohen Preis an. Er weigerte sich des Kaufs, weil sie so theuer waren. Da warf die Frau drei der Bücher in's Feuer und begehrte für die übrigen sechs den nämlichen Preis. Noch weniger wollte er sie nehmen. Da warf sie abermals drei Bücher in's Feuer und forderte für die letzten drei dieselbe hohe Summe. Jetzt wurde der König aufmerksam; er ließ die Bücher von Priestern untersuchen, und sie sagten ihm, daß Weissagungen der berühmten Sibylle (Seherin) von der griechischen Pflanzstadt Cumä darin enthalten wären. Nunmehr kaufte sie der König um das theure Geld,

worauf das Weib verschwand. Die Bücher wurden einer besonders hiezu erwählten Priesterschar übergeben und in einer steinernen Kiste auf dem Kapitol streng verwahrt, bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten aber um Rath gefragt. Das Volk hatte die tiefste Ehrfurcht vor ihren Offenbarungen, und wenn es hörte: die Sibylle sagt's! so glaubte es und folgte ohne Widerrede. — Natürlich müssen dies griechische Schriften gewesen sein; als sie später (§ 19) verbrannten, suchte man sie durch eine neue Sammlung, die man in asiatischen und griechischen Städten veranstaltete, zu ersetzen.

Indessen seufzte Senat und Volk unter dem Druck der Despoten, bis eine empörende Schandthat seines jüngsten Sohns den innern Groll zum Ausbruch brachte und eine große Veränderung der Dinge herbeiführte. Der hauptsächlichste Grund des Mißvergnügens wird übrigens in der Härte gesucht werden müssen, womit der König die ärmeren Bewohner zu Frohnarbeiten zwang.

Als der König Ardea belagerte, die südlich gelegene Hauptstadt der Rutuler, saßen einst seine Söhne mit andern vornehmen Römern, darunter auch ihr Verwandter Lucius Tarquinius Collatinus, Statthalter von Collatia, einem Städtlein bei Rom, sich befand, im Lager beim Weine zusammen, und jeder rühmte die Schönheit und Tugend seiner Frau. Die Herren wurden dabei hitzig und ritten auf schnellen Rossen noch diesen Abend nach Rom und Collatia, um zu sehen und zu entscheiden, welcher Frau der Preis gebühre. Man traf die Gemahlinnen der Andern bei Schmaus und Spiel die Gattin des Collatinus aber, Lucretia, noch spät in der Nacht emsig wollwebend mitten unter ihren Mägden. Ihr wurde der Preis der Schönheit und Sittsamkeit zuerkannt. Bald darnach aber begab sich Sextus, von schnöder Lust entzündet, allein nach Collatia und übte an Lucretia, die ihn als Verwandten gastlich aufgenommen hatte, unter furchtbaren Drohungen eine schändliche Gewaltthat aus. — Lucretia ließ am Morgen ihren Mann aus dem Lager und ihren Vater Spurius Lucretius aus Rom holen; der verwandte Lucius Junius Brutus erschien auch mit. Thränenvoll berichtete sie ihnen die vom Königssohn widerfahrene Schande, ob der sie nicht länger leben könne, und flehte sie an, ihren Tod zu rächen. Und eh' sie sich's versahen, stieß sie sich einen unterm Kleide verborgenen Dolch in's Herz. Die Männer zogen den Dolch aus der Wunde, legten ihre Finger darauf und schwuren, das verruchte Königshaus zu stürzen. Sie eilten nach Rom und bearbeiteten das Volk.

Brutus, nun auf einmal ein andrer Mann, trug in feuriger Rede alle Tyrannei des ungerecht zum Thron gekommenen Königs und alle Missethaten der Königsfamilie vor, und forderte das Volk auf, diese gottlose Familie zusamt zu verbannen und das Königthum ganz abzuschaffen. Das Volk stimmte zu und beschloß es. Der herbeieilende König fand Roms Thore verschlossen. Unterdessen war auch das Heer unterrichtet und gewonnen, und als er zu diesem zurückkehrte, jagte es ihn auch davon.

So wurde das Königthum zu Rom auf ewig abgeschafft, nachdem es 244 Jahre gedauert hatte, und dafür eine Republik hergestellt.

§ 9. Noch Einiges vom Leben der alten Römer.

Es war im Ganzen ein biderbes, aber ein derbes, rauhes, hartes Volk, hart wie Eisen. Tapferkeit galt ihnen für das Höchste; „Tugend und Tapferkeit ist in ihrer Sprache (der lateinischen) Ein Wort." Alle wehrfähigen Bürger waren Soldaten, mußten je nach Umständen Kriegsdienste thun. Bei einem Kriege zogen die vom 17. bis zum 45. Jahre in's Feld, während die vom 46. bis zum 60. Jahre die Stadt zu vertheidigen hatten. Sie mußten sich selbst ausrüsten und verproviantiren; nur der Ritter empfieng sein Streitroß nebst Fourage dazu vom Staat.

Außer den Sklaven, welche, wie überall, auch bei den Römern vorkamen, die indessen öfters freigelassen wurden und dann sogar das Bürgerrecht erlangen konnten, gab es dort noch die sog. Clientel. Der angesehene Bürger hatte nämlich einen Anhang Geringerer

die ihn, wo er es wollte, begleiteten, und ihn, wo er es brauchte, mit ihrem Arm und Vermögen unterstützten; das waren die Clienten (Hörige). Der, dem sie anhiengen, hieß der Patron oder Schirmherr; dieser mußte sich ihrer in allem, namentlich vor Gericht annehmen und sie auf jede Weise schützen.

Das Hauptgeschäft der alten Römer außer den Waffen war der Ackerbau. Ihn trieben alle Bürger, auch die vornehmsten, selbst. Ackerbau war bei ihnen Ehrenberuf. Handwerk und Gewerbe trieben die angesehenen Bürger nicht, nur die Freigelassenen und Clienten. Von Kunst und Wissenschaft war dazumal noch äußerst wenig vorhanden.

Die Lebensweise war bei den Allermeisten höchst einfach und mäßig; ihre Hauptnahrung bestand in einem dicken Brei, in Gemüsen und Früchten, ihr Trank in Wasser oder in einer Mischung von Wasser und Wein. Reinen Wein trank man nicht. Man kleidete sich in die hemdartige tunica, die für den Senator breite Streifen hatte; darüber legte man künstlich einen Ueberwurf, die toga, im Krieg aber das mantelartige sagum. Die Frau trug über der tunica die lange stola; alles ursprünglich von Wolle und im Hause gewoben. Die Wohnungen waren sehr ärmlich ausgestattet, die hölzernen unscheinlichen, zwischen denen nur die öffentlichen Gebäude, insonderheit die Tempel, stattlicher hervortraten. Nach und nach waren doch alle sieben Hügel überbaut und durch zusammenhängende Werke befestigt worden. Lustbarkeiten gab es nur wenige, Pferderennen und Kriegsspiele. Man sang, tanzte und blies Flöten (aus Thierschenkelknochen); die griechische Leier kam auch bald auf. Die Buchstabenschrift hatte man längst von den Griechen erhalten.

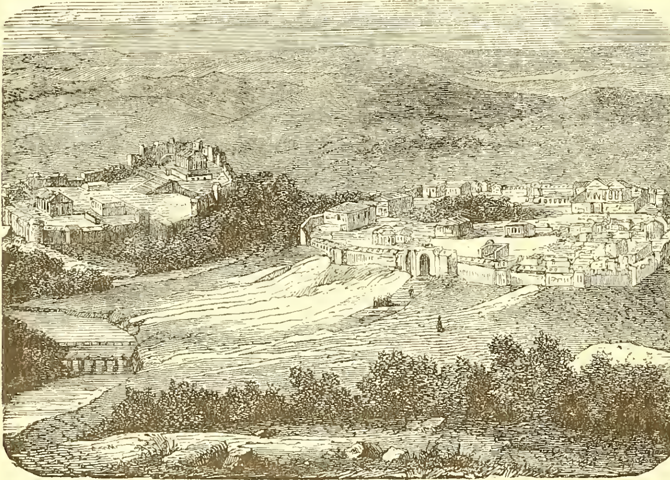


Fig. 42. Rom unter den Königen.

Der Vater hatte volle Gewalt über seine Kinder. Die mißgebornen und schwächlichen wurden gewöhnlich gleich getödtet, er durfte aber alle seine Kinder tödten oder in die Sklaverei verkaufen. Ließ er sie lebendig, so wurden sie von den Eltern selbst sorgsam in ihrer Weise erzogen. Die Ehe wurde in der Regel von einem Priester in Gegenwart von Zeugen geschlossen. Das Band war heilig. Ehescheidungen kamen in dieser ersten Zeit noch gar nicht vor. Eine auf Ehebruch betroffene Frau durfte der Mann gleich umbringen. Die Todten wurden am achten Tage verbrannt, ihre Asche in eine Urne gethan, und ein kleiner Erdhügel darüber aufgeworfen.

§ 10. Die neue Staatseinrichtung.

Um 510, zur Zeit des Perserkönigs Darius Hystaspis, war Rom also eine Republik geworden.

Die ganze Gewalt lag nun aber in den Händen des Senats, von welchem alles ausgieng und der überall zu entscheiden hatte. Er brachte zwar die wichtigsten Sachen vor die Volksversammlung und hörte diese; allein der Wille des Volks wurde erst durch seine Einstimmung und Bestätigung giltig. — Die Häupter des Senates waren zwei jährlich neuzuwählende Consuln („Zusammenseiende", die man aber zuerst nur Prätoren, Vorgänger, nannte), so daß es von jetzt ab heißt: Rom unter Consuln. Sie waren die obersten Beamten daheim, welche die Beschlüsse des Senats vollzogen, und die Befehlshaber im Kriege. Zum Zeichen ihrer Machtherrlichkeit giengen zwölf Lictoren (Diener) vor jedem her, welche Bündel von Stäben trugen, aus deren Mitte zur Kriegszeit ein Beil schaute. Sie konnten jedoch, war ihr Jahr herum, wegen ihrer Amtsführung zur Rechenschaft gezogen und, hatten sie Unrechtes gethan, gestraft werden. — Die Consuln führten anfänglich auch das Richteramt; dasselbe gieng aber bald auf besondere Beamte, die Prätoren, über, welche nach den Consuln den höchsten Rang einnahmen. — Die Rentmeister, welche die Staatsgelder einzogen und verausgabten, hießen Quästoren. — Etwas später wurden auch Aedilen gemacht, welche die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude und das Polizeiwesen zu besorgen hatten. — Ich erwähne gleich hier noch ein anderes 442 aufgekommenes und sehr wichtiges Amt, das der Censoren. Sie hatten die Vertheilung der Bürger nach Stand und Vermögen zu beaufsichtigen, waren aber zugleich die Sittenrichter, die da eingreifen, ermahnen und strafen sollten, wo die gewöhnliche Polizei und Justiz nicht hinreichte; wie wenn einer liederlich und verschwenderisch lebte, wenn Ehegatten ärgerlichen Zwist mit einander hatten 2c.

Der Senat aber, die Consuln und alle andern Staatsbeamten wurden nur aus den Patriciern gewählt; woraus sattsam erhellt, daß die römische Republik zunächst eine rechte Aristokratie war. Wie die Staatsverfassung sich weiterhin verändert hat, davon werden wir das Wichtigste an seinem Ort erfahren. Es werde nur noch bemerkt, daß zu den ersten Consuln L. Junius Brutus und Lucius Collatinus ernannt worden sind.

§ 11. Tarquinius versucht eine Restauration.

Der vertriebene König hatte sich nach Tarquinii in Etrurien begeben, von dannen sein Geschlecht stammte. Von dort aus zettelte er zunächst in Rom, wo er doch auch noch Anhänger hatte, eine Verschwörung an, durch welche die neue Verfassung umgestoßen und er wieder in sein Königthum eingesetzt werden sollte. Und siehe, selbst die zwei Söhne des Consuls Brutus ließen sich in die gefährliche Sache ein. Sie wurden durch einen Sklaven entdeckt, der die Verschworenen belauscht hatte. Diese waren schnell festgenommen und ihrer Schuld überführt, alle Theilnehmer an der Verschwörung wurden hingerichtet.

Als die Knaben weinend vor ihrem Vater standen, da wurde alles gerührt und jedermann hoffte ihre Begnadigung. Aber der Consul, strengen Angesichts, ließ ihnen zu einem abschreckenden Exempel vor seinen Augen durch die Beile der Lictoren den Kopf abschlagen. Das dünkt uns freilich allzuhart; allein wir sehen hier das Wesen eines ächten Römers, dem das Beste seines Staates näher gieng, als das Leben seiner Kinder. Immerhin hätte er bei Vollziehung der Strafe auf die Seite treten können.

Darnach drang Tarquin mit einem aus Tarquiniensern und Vejentern (vom etrurischen Veji) bestehenden Heere ein, wurde aber durch eine Schlacht im Wald Arsia zurückgewiesen. Hier fiel jedoch Brutus, um den die Frauen Roms ein Jahr lang Trauerkleider trugen. — Darauf suchte und fand Tarquin die Hilfe Porsena's, des mächtigen Königs von Clusium in Etrurien. Im Kriege mit diesem gieng es wohl Rom nahe an's Leben; doch sehen wir dabei Thaten römischen Muthes, römischer

Leibes- und Geisteskraft. Porsena drang 508 mit einem großen Heere bis an Rom vor. Er erstürmte den jenseits des Tiber gelegenen befestigten Berg Janiculus und warf das römische Heer zurück, welches sich mit Mühe über die schmale Tiberbrücke in die Stadt rettete. Wie nun aber die Etrusker nachdringen wollten, stellte sich ihnen zuletzt Horatius Cocles am Zugang zur Brücke allein entgegen und vertheidigte denselben so lange, bis die Brücke auf sein Geheiß hinter ihm abgebrochen war. Dann warf er sich mit voller Rüstung in den Strom und schwamm unter dem Hagel der Wurfspieße und Pfeile, vielgetroffen, doch nicht schwer versehrt, nach der Stadt hinüber.

Da Porsena die Stadt hart bedrängte, so weihte sich der Jüngling Mucius zur Rettung des Vaterlandes dem Tode. Er begab sich, als Etrusker verkleidet, in's feindliche Lager, um den König zu ermorden. Am Königszelte standen zwei vornehm gekleidete Männer neben einander; es war Porsena und sein Kanzler. Mucius hielt den letzteren



Fig. 43. Mucius Skävola vor Porsena.

für den König und stieß ihn nieder; der Festgenommene hörte aber zu seinem Leidwesen, daß er den Unrechten getroffen habe. Porsena verkündigte ihm zornig, daß er des Feuertodes sterben müsse. Sogleich streckte Mucius seine Rechte über ein Feuer, das dort auf einem Altare brannte, und ließ sie, ohne Schmerz zu verrathen, von der Flamme verzehrt werden. Der König betrachtete es mit Staunen und ließ ihn ungestraft heimkehren. Er hieß von da an Mucius Skävola, d. h. der Linkhändige.

Solche Römerthaten flößten dem Porsena Achtung vor diesem Volke ein. Damit mochte sich Furcht vermischen; denn der begnadigte Mucius hatte ihm vertraulich eröffnet, daß noch 300 Römer sich gegen sein Leben verschworen hätten. So stand er von seinem Vorhaben ab und schloß mit den Römern Friede, welcher zwar demüthigend, aber doch besser war als der Untergang, den ihnen der mächtige Konig hätte bereiten können; sie mußten ein Stück Landes jenseits

des Tiber abtreten und männliche und weibliche Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern geben.

Auch von den Letzteren wird eine kühne That berichtet. Clölia, eine der Geiseln, ermunterte die übrigen Jungfrauen, mit ihr den Wächtern zu entrinnen und über den Strom an's römische Ufer zu schwimmen. Sie thaten's und es gelang allen. Freilich wurden sie von den Römern wieder zurückgeschickt; aber Porsena schenkte der Clölia in Bewunderung ihres Muthes die Freiheit und erlaubte ihr sogar, noch einige ihrer Genossinnen mit heimzunehmen, wozu sie die jüngsten wählte.

Der alte Tarquin ruhte nicht. Er hetzte Tusculum, wo er eine Tochter verheirathet hatte, und viele Latinische Städte gegen Rom auf. Dieses mußte noch eine schwere Zeit über sich ergehen lassen. In seiner Bedrängniß that es etwas Außerordentliches; es ernannte einen Dictator, d. h. es übertrug Einem, doch nur für die Zeit der augenblicklichen Noth und auf längstens sechs Monate, die höchste Gewalt und zwar eine unbeschränkte, daß er vornehmen konnte, was er wollte, ohne Senat und Volk vorher fragen zu müssen und ohne nachher für sein Handeln irgend verantwortlich zu sein. Dieß that man, damit mehr Einheit und Schnelligkeit in's Handeln komme. Das Amt bewährte sich trefflich. Der Dictator Aulus Posthumius schlug (496) ein zahlreiches latinisches Heer am Regilischen See so auf's Haupt, daß von dem an alle Bestrebungen für den vertriebenen König unterblieben, und das alte latinische Bundesverhältniß wiederhergestellt wurde. Die Römer erzählten von dieser Schlacht, es hätten zwei wunderbare berittene Jünglinge von übermenschlicher Größe ihrem Heere vorgekämpft, die nachher verschwunden seien. Man hielt sie für die Götterzwillinge Kastor und Pollux, und baute ihnen einen Tempel, darin alljährlich am Schlachttag ein Opferfest gehalten wurde. — In Wahrheit war wohl Rom und Latium eine Weile von den Etruskern unterjocht; aber die Griechen im Süden, namentlich Syrakus und Cumä brachen die Seemacht der Etrusker, welche dann zu Land durch Kelten und Latiner beschränkt wurden.

§ 12. Innerer Kampf zwischen Volk und Adel.

Bisher hatten die Patricier alles Regiment, alle Aemter und Würden im Staat allein inne. Die Plebejer (S. 144) konnten wohl in den Versammlungen ihre Meinung kundgeben; ob sie aber beachtet werden sollte, das hieng vom gnädigen Willen des hohen Senats ab, dessen Beschlüsse wiederum durch lauter Adelige vollzogen wurden. So nur mit sich thun zu lassen, das däuchte dem Volk je länger, je mehr ein hartes unerträgliches Joch. — Dazu kam noch etwas Leidiges. Die Plebejer hatten alle Steuerlast zu tragen; die Patricier giengen leer aus. Dadurch und noch mehr durch die immerwährenden Kriege, bei denen sie sich selbst verköstigen mußten und durch die sie auch verhindert wurden, ihre Aecker zu bestellen, während die im Felde stehenden Patricier dieselben von ihren Sklaven bauen lassen konnten, waren sie zum großen Theil sehr verarmt und verschuldet worden. Und ihre Schulden wurden um so größer, als die reichen Patricier ihre Verlegenheit benützten, um ihnen auf wucherische Zinsen Geld zu leihen. Konnten sie nun gar nicht mehr bezahlen, so verloren sie zuletzt ihre Freiheit und mußten als Schuldknechte auf den Gütern ihrer Gläubiger arbeiten, bis deren Forderung befriedigt war, worüber sie und ihre leibeigen gewordenen Kinder hinsterben konnten. Dieses schwere Loos trugen sie mit größtem Unwillen.

Wiederholt zwar hatte ihnen der Adel Erleichterung verheißen, damit sie nicht in den Kriegsnöthen den Militärdienst verweigerten; allein sobald die Gefahr vorüber war, zeigte sich, daß man sie nur getäuscht hatte.

Müde der Täuschung und ihres elenden Zustandes zogen die Plebejer endlich, 493, in Masse aus Rom weg und ließen sich auf dem sogenannten heiligen Berge, etliche Meilen davon, nieder. Sie wollten mit den Patriciern nicht mehr zusam-

menleben, mit diesen stolzen und falschen Menschen gar nichts mehr zu schaffen haben. Das war kein kleiner Schrecken für die Patricier; sie sandten Boten um Boten an dieselben, sie möchten doch zurückkehren, man meine es in der Wahrheit gut mit ihnen und wolle ihnen gewißlich alles zu Liebe thun 2c. Aber diese Plebejer mögen nicht. „Adieu Rom! Adieu Patricier! Adieu ihr herrschsüchtigen Senatoren insonderheit! Ihr Faulbäuche, die ihr alles Gute habt und schafft am wenigsten, während wir uns schinden und plagen und darben und leiden müssen!" Endlich kamen noch zehn der bravsten Senatoren und an ihrer Spitze der allgemein geachtete Mann und anerkannte Volksfreund Menenius Agrippa. Dieser redete ihnen warm an's Herz und vernünftig an den Verstand.

Er erzählte ihnen eine Fabel: „Einstmals verschworen sich alle Gliedmaßen des menschlichen Körpers gegen den Magen; die Hand wollte ihm keine Speise mehr zuführen, die Zähne sie nicht mehr zermalmen, der Schlund sie nicht mehr hinunterdrücken 2c. Denn der Magen, das sei der große Taugenichts, der sich alles geben lasse und selbst am unthätigsten bleibe. Gesagt, gethan! Der Magen war verlassen und verloren. Aber siehe, wie mußten es alle Glieder empfinden! Der ganze Körper mit sämtlichen Theilen litt und welkte hin. Da kamen die Gliedmaßen zur Erkenntniß, daß es doch der Magen sei, der mit der Kraft der empfangenen Speisen sie alle erhalte und frisch und munter mache; und sie gaben ihren selbstmörderischen Vorsatz wieder auf. So, lehrte Menenius, sei es auch der Senat, welcher den ganzen Staat bei Gedeihen und Wohlsein erhalten müsse.

Diese Darstellung wirkte. Das Volk besann sich, und nachdem es sich die Gewährung einiger Forderungen hatte feierlich versprechen lassen, kehrte es nach acht Wochen zum großen Troste des Adels in die leere Stadt zurück.

Die Forderungen, die auch wirklich gewährt wurden, waren: 1) Aufhebung der Schuldknechtschaft, 2) Nachlaß der gegenwärtigen Schulden, und 3) Volksvertreter. Das war das Wichtigste. Es durfte sich das Volk nun aus sich selbst fünf sogenannte Volkstribunen wählen, welche es gegen alle Beeinträchtigung von Seiten des Adels schützen mußten. Diese Tribunen konnten sogar gegen jeden Senatsbeschluß, welcher den Rechten des Volks zu nahe träte, ein Veto, d. h. einen verbietenden Widerspruch einlegen. „Tag und Nacht stand ihr Haus offen für Jeden, der um Hilfe rief, und diese konnten sie gegen Jeden, wer es war, ertheilen." Von besonderer Wichtigkeit war, daß sie die Volksgemeine im engern Sinne, d. h. die Plebejer, ohne die Patricier, versammeln und Beschlüsse fassen lassen konnten. Dazu waren sie unverantwortlich für ihre Amtsführung, wie die Dictatoren, und unverletzlich für ihre Person, so daß, wer sich an ihnen vergriff, verflucht sein sollte. Kein Wunder, daß sie hohes Ansehen genossen und großen Muth hatten, sich des Volkes anzunehmen. Offenbar konnten sie auch einem übermüthigen Adel gegenüber sehr heilsam wirken. Aber wie sie einestheils auch Ursache waren zu stetigen Reibungen im Staate, so konnten sie andererseits bei selbstsüchtigem und leidenschaftlichem Wesen schreiendes Unrecht begehen und zum Ruin des Staates kräftig mitbeitragen. Genug aber, das gemeine Volk hatte jetzt schon etwas im Staate zu besagen.

§ 13. Mütterliches Ansehen bei den alten Römern.

Es war ein junger Patricier, Gnäus Marcius, der in einem Kriege mit den (südlich von Latium wohnenden) Volskern zur Eroberung der Stadt Corioli das Meiste beigetragen und sich damit den Beinamen Coriolanus erworben hatte. Diesem war die größere Volksmacht und namentlich das Tribunat ein wahrer Dorn im Auge, so sehr, daß er in einer eingetretenen Hungersnoth, da der Senat von außenher Getreide geschafft hatte, den Antrag machte, man solle der Noth des Volkes nur dann zu statten kommen, wenn es das Tribunat wieder auf-

heben und alles in die früheren Verhältnisse zurückversetzen lasse. Er stürmte auch sonst mit Wort und That auf's Hartnäckigste gegen die Volkssache.

Der Zorn gegen ihn wurde so groß, daß er als ein Staatsfeind öffentlich verklagt, mit Bewilligung des Senats vor das Gericht der Plebejergemeinde gerufen, und da er sich nicht stellte, von demselben abwesend zur Verbannung verurtheilt wurde, 491. Mit finsterem Groll im Herzen und heißen Rachegedanken begab er sich nun geradewegs zu den Volskern und bot ihnen seine Dienste gegen Rom an. Dieselben nahmen ihn freudig auf und machten ihn zu ihrem Obergeneral, 488.

Bald erschien er mit einem starken Heer auf römischem Gebiete, nahm da einen Ort nach dem andern weg, und schlug endlich 5000 Schritte von Rom sein Lager auf. Ringsum verwüstete er die plebejischen Aecker, während er die patricischen schonte. Rom ward von Schrecken und das gemeine Volk insonderheit von Jammer erfüllt. Man sendet Boten an ihn mit Bitte um friedlichen Abzug und Verheißung seiner ehrenvollen Zurückberufung. Aber er will Rom unter seine Füße treten und weist die Gesandtschaft stolz zurück. Es kommen die Priester und werfen sich flehend vor ihm nieder; er wendet sich kalt von ihnen weg. Da kommt zuletzt ein Zug Matronen in sein Lager; seine Gattin Volumnia ist dabei, welche seine beiden Kinder auf den Armen trägt, aber an der Spitze geht seine Mutter Veturia. Sie tritt an ihn heran mit ernstem Blick und strafendem Wort: „Ob er dieß Verhalten gegen seine Vaterstadt vor den Göttern verantworten könne? Ob er der Mutter Segen oder Fluch wolle?" rc. Sie weint dann über die Bosheit des Kindes, das sie unter ihrem Herzen getragen. Das brach des Sohnes harten Sinn. Er fiel der Mutter um den Hals und rief: „O Mutter! Mutter! Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!" Darauf führte er sein Heer zurück, und die getäuschten Volsker tödteten ihn.

Uebrigens hatte Rom in den nächsten Jahrzehnten beständigen Krieg mit diesem Volke, mit den daneben wohnenden Aequern und noch Andern. Die innern Reibungen dauerten auch fort. Dazu kam um diese Zeit noch eine furchtbar wüthende Pest, daß die Feinde ungehindert bis an die Mauern der Stadt hin plünderten, aber auch mit Grauen vor ihrem Todtengeruche flohen.

§ 14. Der Dictator Cincinnatus.

Ein schönes Exempel altrömischer Einfachheit und Genügsamkeit liefert uns die Geschichte um's Jahr 460. Damals lag ein römisches Heer gegen die Aequer zu Felde, wurde aber in seinem Lager am Berge Algidus von denselben mit Uebermacht umzingelt und hart bedrängt. In dieser Noth ernannte man zu Rom einen Dictator in der Person des bejahrten edlen Lucius Quinctius Cincinnatus. Er befand sich nicht in der Stadt, sondern draußen auf seinem kleinen Gute. Der Staatsbote traf ihn, wie er eben, nur in der Tunica (S. 148) sein Aeckerlein umriß; zwei Oechslein voran und der Pflug, und er hinter ihm mit dem Stachelstecken. Der Bote sagte ihm, er habe ihm etwas vom hohen Senate zu vermelden; er sollte aber geziemender Weise erst seine Toga anziehen. Das that Cincinnatus folgsam, und hierauf hörte er die Botschaft seiner Erwählung zum Dictator, zum unumschränkten Gebieter, der sich selbst um die gefürchteten Volkstribunen nicht das Geringste zu bekümmern hatte.

Cincinnatus trat in Rom ein, bot die zurückgebliebenen wehrfähigen Bürger auf, welche nebst dem Kriegsgeräthe fünftägigen Proviant mit sich nehmen mußten, zog gegen Abend mit ihnen aus und gelangte noch in selbiger Nacht bis zum Berge Algidus. Hier schloß er im weitern Kreise die belagernden Aequer ein und ließ dann durch ein ungeheures Feldgeschrei seiner Leute den eingeschlossenen Römern Muth machen, mit dem lichten Morgen aus ihrem Lager zu stürmen. Die Aequer befanden sich in der Mitte zwischen den Feinden ohne Ausweg; da legten sie die

Waffen hin, und baten um ihr Leben. Man schenkte es ihnen und ließ sie abziehen; vorher aber mußten sie unter dem Joch wegkriechen. Das Joch waren zwei in die Erde gesteckte Speere, über welche ein dritter quer herüberlag. Da gebückt durchgehen, das war die größte Schande des italischen Kriegers.

Den ihm gebührenden Theil von der ansehnlichen Beute überließ Cincinnatus seinen Soldaten, legte nach seinem triumphirenden Einzug in Rom alsbald seine Dictatur nieder, und kehrte so arm und zufrieden als zuvor auf sein Gütlein zu seinem Pflug und Gartenmesser zurück.

§ 15. Das Zwölftafelgesetz.

Die Ausübung der Justiz oder der ordentlichen Rechtspflege war noch bei den Patriciern, und die Richter urtheilten nach dem Herkommen und nach eigenem Ermessen; denn es gab in Rom noch keine geschriebenen Gesetze. Daß hiebei in den richterlichen Aussprüchen viel Willkürliches mit unterlief, war natürlich und ein Gegenstand der Unzufriedenheit des Volks seit lange schon. — Das Volk, welches bereits gemerkt, daß es etwas durchsetzen könne, begehrte feste Gesetze, nach denen es gerichtet und seine Händel geschlichtet würden, und stellte durch den Tribun Terentilius Arsa den Antrag darauf. Allein die Patricier, welche hierin eine neue Beschränkung ihrer Herrlichkeit sahen, widersetzten sich auf's Stärkste und wendeten selbst Gewaltmittel an, das Volk abzuschrecken. Die Tribunen dagegen trotzten von ihrer Seite und hielten auf's zäheste an dem Terentilischen Antrage fest. Und siehe, auch hier drang endlich die Volkspartei durch; die Patricier mußten nachgeben.

Nunmehr wurden zunächst etliche besonders hiezu geeignete Männer nach Griechenland geschickt, um sich mit den dort geltenden Gesetzen bekannt zu machen; und als diese nach zwei Jahren reiche Erkenntnisse und Erfahrungen heimbrachten, gab es ein Neues in Rom. Zehn patricische Männer wurden zur Ausrichtung des Werkes auserlesen. Sie wurden zugleich mit allumfassender Gewalt versehen, so daß während der Dauer ihres Geschäftes Consulat und Tribunat und alle Staatsämter aufhörten; sie hatten alles zu verwalten, und von ihnen konnte nirgendshin appellirt werden. Diese Decemvirn (Zehnmänner) stellten nun theils aus dem römischen Herkommen, theils aus griechischen Rechten feste Gesetze auf; und sie verfuhren wirklich dabei in schöner Eintracht so sorgfältig und gewissenhaft, daß alles Volk, Patricier und Plebejer, das fertige Werk billigte und anerkannte. Sofort wurden diese Gesetze in zwölf metallene Tafeln eingegraben und die letzteren auf dem Forum aufgestellt, so daß nun jeder Römer das Recht vor Augen hatte, das in Rom gelten, durch das er geschützt und nach dem er gestraft werden sollte.

Dieses 450 zu Stand gekommene Zwölftafelgesetz ist „ein Denkmal des tiefsten Rechtsgefühls und der großen Staatsweisheit der Römer." Es ist trefflich, wenn es schon für unsere Begriffe auch manches Harte enthält. Wenn z. B. ein Brandstifter den Feuertod erleiden soll, so mag das zwar hart sein, muß aber doch eigentlich die angemessenste Strafe genannt werden; und wenn ein nächtlicher Dieb ohne weiteres getödtet werden darf, so ist das wohl hart, aber man sieht, wie unverletzlich den Römern das Eigenthum war; und wenn falsche Zeugen vom Tarpejischen Felsen hinabgestürzt werden sollten, so lautet das sehr hart, zeigt aber, wie viel man noch auf Treu' und Redlichkeit hielt.

Das Zwölftafelgesetz ist die Grundlage des römischen Rechts, welches in der Folgezeit durch hinzukommende Senats- und Volksbeschlüsse und kaiserliche Verordnungen immer größer und über alle möglichen Fälle ausgedehnt wurde. Und dieses römische Recht ist wesentlich auch in alle unsere Gesetzbücher übergegangen. Römisches Recht wird noch heutzutage allenthalben von den Juristen vornehmlich getrieben, als dem Wesen nach das allgemeine Recht der Menschheit. Denn es war eine Hauptaufgabe der Römer, die ihnen von dem obern Lenker der Menschheitsgeschichte geworden ist, das menschliche Recht auszubilden; und sie sind mit

ihrem nüchternen, verständigen, auf's Wirkliche gerichteten Sinn auch die rechten Leute dazu gewesen und haben diese ihre Aufgabe erfüllt.

§ 16. Wie ein Vater der Tochter Ehre wahrt.

Die Decemvirn hätten nach Vollendung des Geschäftes, für das sie eigentlich gewählt waren, ihre Gewalt niederlegen sollen. Allein das Herrschen schmeckte ihnen so süß, daß sie sich nicht mehr davon trennen wollten, sondern fest im Regimente sitzen blieben, nachdem die zwölf Tafeln schon lange verfaßt waren. Auch erschienen sie auf einmal ganz anders denn zuvor; sie handelten in Ausübung der Gewalt vielfältig, wie zum Hohn auf ihr eigen Werk, ganz gegen die aufgestellten Gesetze, indem sie das gemeine Volk willkürlich an Gut, Leib und Leben straften. Die Patricier lachten in die Faust; die Plebejer fühlten sich ohne Tribune rath- und muthlos. Dabei gab es neue und nachtheilige Kriege mit den Aequern und Sabinern. Es war eine wüste, böse Zeit für Rom, trotz des erlangten Zwölftafelgesetzes.

Endlich mußte eine empörende Schandthat des Angesehensten unter den Decemvirn den Sturz der Tyrannei herbeiführen. Appius Claudius begehrte in sündlicher Lust nach der zarten Jungfrau Virginia, die des Hauptmanns Virginius Tochter und bereits verlobt war. Weil nun die sittsame Jungfrau seine Anträge mit Verachtung von sich wies, so suchte er ihrer durch eine ganz abscheuliche List habhaft zu werden. Einer seiner Clienten mußte Klage vor Gericht stellen: das Mädchen sei nicht wirklich des Virginius Tochter, es sei vielmehr das weggenommene Kind einer Sklavin von ihm (dem Clienten), und so gehöre es ihm an und müsse ihm zurückgegeben werden. Diese Klage schnitt dem Virginius in's Herz; indessen konnte er mit sattsamen Zeugnissen die Falschheit derselben nachweisen. Allein das half ihm nichts; Appius selbst saß als Richter und erkannte die Virginia seinem Clienten zu. — Der Vater war in Verzweiflung, als man ihm seine Tochter wegnehmen wollte, daß sie in welche Hände? komme. Jammernd bat er, man möge ihn nur noch ein paar Worte mit ihr besonders reden lassen. Dies wurde ihm gewährt. Er führte sie an eine nahe Schlächterbude hin, ergriff schnell das dort liegende Messer und stieß es ihr mit dem Ausruf in's Herz: „Nur so, mein Kind, kann ich deine Ehre und Freiheit retten!" Dann hob er das blutige Messer gegen den Appius auf und schrie: „Mit diesem Blut weihe ich dein Haupt den rächenden Göttern!"

Virginius hat als Heide gethan, eine grauenvolle That! Aber dabei müssen wir doch mit Achtung wahrnehmen des Vaters Sorge für der Tochter Unschuld und Ehre. Wie gleichgiltig sehen viele sogenannte Christen auf die Schande ihrer Kinder hin!

Sofort brach ein furchtbarer Sturm los. Mit dem wüthenden Volke zu Rom verband sich das aus dem Feld heimeilende tobende Heer, und das Decemvirat wurde mit einem allgemeinen Schrei für abgeschafft erklärt. Den Appius warf man bis auf Weiteres in's Gefängniß, darin er sich durch Selbstentleibung der drohenden Todesstrafe entzog; seine Amtsgenossen trieb man unter Einziehung ihres Vermögens aus Rom weg. Consulat und Tribunat wurden wieder hergestellt, 448.

§ 17. Fortgesetzter Kampf zwischen Volk und Adel.

Nun hatten die Plebejer ihre Tribunen wieder und mit ihnen frischen Muth, und je mehr sie schon durchgesetzt, desto emsiger kämpften sie gegen das Voraus der Patricier fort. Diese hatten noch gar zu viel Herrlichkeit vor ihnen. — Ja sie erschienen immer noch als eine höhere Gattung von Menschen, welche durch nähere Verbindung mit den Plebejern verunreinigt würden, das Heiraten zwischen beiden war gänzlich verboten. Da stellte der Tribun Cajus Canulejus den Antrag, daß dieses Verbot aufgehoben werde: dem römischen Blute dürfe römisches Blut

nicht zu schlecht sein; und trotz allen Widerstrebens des Adels siegte das Volk auch hier. Der Antrag gieng durch, 445. — Es fehlte doch nicht an einzelnen Patriciern, welche von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch machten und liebenswerthe Plebejerinnen sich heimholten oder ihre Töchter achtbaren Plebejern anvertrauten. Und sowie nur der Anfang mit solchen Ehen gemacht war, folgten schon mehrere nach, so daß beide bisher so getrennte Bürgertheile mehr und mehr durch dieses heiligste der menschlichen Bande verknüpft und durch Vermischung des Bluts geeinigt wurden, was zur größeren Einheit des Staates viel austrug.

Aber die Plebejer waren damit noch lange nicht zufrieden; sie wollten nicht weniger als völlige Rechtsgleichheit mit den Patriciern. Diese hatten bisher alle Staatsämter allein verwaltet; das Volk begehrte jetzt durch seine Tribunen Zutritt zu allen, selbst dem höchsten, dem Consulate. Darüber entsetzte sich der Adel. „Nein, das ist unmöglich," hieß es, „da gienge der Staat zu Grunde; die Plebejer verstehen ja nichts!" Allein die Plebejer wollten keineswegs so unfähig sein, und drängten fort und fort auf ihr Ziel los. Eine schreckliche Noth kühlte ihr heißes Verlangen nicht gar ab. Im Jahr 439 wüthete eine solche Hungersnoth in Rom, daß viele arme Leute sich in dem Tiber ertränkten, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen. Kaum konnten sie sich wieder satt essen, so erneuerten sie ihre Ansprüche mit Ungestüm. Und sie hatten eine starke Waffe gegen den Adel darin, daß sie ihre Waffen ruhen ließen. Rom hatte stets äußere Feinde zu bekämpfen, und da verweigerten sie geradezu den Kriegsdienst, wenn der Adel ihnen nicht willfahren wollte.

Die bedrängten Patricier wußten nicht, wie sie sich helfen sollten. Um nur Ruhe zu gewinnen, ließen sie eine Zeitlang keine Consuln wählen, sondern dafür sogenannte consularische Kriegstribunen (nicht mit Volkstribunen zu verwechseln), welche den Oberbefehl im Kriege führten, sonst aber an Macht und Ansehen den Consuln nicht gleichkamen; solche Consulartribunen konnten nun auch die Plebejer werden. Das Consulat selbst bewahrte man noch vor ihnen. — Aber von 421 an durften sie auch das Amt der Quästoren (Rentmeister) bekleiden; und weil die abgehenden Quästoren nach dem Herkommen in den Senat eintraten, so nahmen denn die Plebejer auch in dieser hohen Körperschaft ihre Plätze ein.

Noch etwas verlangten sie um jene Zeit, was ihnen bei ihrer häufigen Armuth sehr wohl that, daß nämlich von dem Kriege an, der nun erzählt werden wird, die Bürger im Felde, wo sie sich bisher selbst hatten erhalten müssen, Sold erhielten; und zwar weil nun zum erstenmal ein römisches Heer Sommer und Winter im Felde blieb.

§ 18. Camillus.

Mit der nahegelegenen etrurischen Stadt Veji hatten die Römer schon oftmals ihre Kräfte gemessen. Sie schickten sich zu einem neuen Krieg mit derselben an; es war diesmal auf Unterwerfung eines stammfremden Volkes abgesehen. Die Stadt lag fest auf einem vereinzelt stehenden, jäh abschüssigen Berge, und war voll tapferer Bürger und voll Proviant. Gleichwohl wurde sie von den Römern belagert; doch 10 Jahre umsonst, wie Troja von den Griechen. Da ernannte man, um schneller fertig zu werden, wieder einen Dictator, den Marcus Furius Camillus, einen etwas stolzen, doch edlen Patricier. Der griff das Werk ebenso kräftig als klug an und vollführte es.

Er umzingelte den Berg mit einer Menge Römer und grub zugleich wie ein Maulwurf zur Stadt hinauf, d. i. er grub eine Mine, die uns hier zuerst begegnet. Er that dann noch etwas Besonderes; er verrichtete ein Gebet an die Schutzgöttin der Stadt, an die Juno Cupra, darin er sie feierlich um die Güte bat, von Veji nach Rom überzusiedeln. Hierauf kommandirte er zum Generalsturm. Während nun der eine Theil seiner Leute am Berg und an den Mauern emporkletterte, drang der andere durch den unterirdischen Gang hinauf und bohrte sich gerade im Tempel der Juno Cupra vollends

heraus. Die Vejenter wurden nicht wenig verstürzt, wie ihnen bei ihrem Kampf gegen die von außen heraufdringenden Feinde plötzlich noch solche in den Rücken fielen; der Muth entsank ihnen und sie ließen sich schnell überwinden. Sie wurden größtentheils niedergestochen, die Uebrigbleibenden in die Sklaverei verkauft, ihre Güter dem Kriegsvolk preisgegeben, 396.

Camillus hatte sich durch dieses Werk einen hohen Ruhm erworben. Diesen vermehrte er noch durch siegreiche Kriege gegen die Aequer und Falisker (Einwohner des etrurischen Falerii). Letzteren Krieg endete eine schöne That desselben. Der Schulmeister von Falerii führte bei einem Spaziergange, den er mit seinen Schulkindern machte, diese verrätherischer Weise ins römische Lager. Statt aber von Camillus den gehofften Lohn zu empfangen, ließ ihm derselbe, empört über solche Schändlichkeit, die Hände auf den entblösten Rücken binden und ihn von seiner Schuljugend mit Ruthen nach Falerii zurücktreiben. Das rührte die Falisker so, daß sie sich freiwillig der Oberherrlichkeit Roms unterwarfen.

Dieser hochangesehene, tapfere und edle Mann verlor in Kürze, ohne es verschuldet zu haben, die Gunst seines Volkes, und wurde sogar fälschlich angeklagt, daß er mit der Kriegsbeute unredlich umgegangen sei. Er sollte sich dieserhalb vor dem Plebejergericht verantworten. Dazu war er zu stolz. Er begab sich freiwillig in die Verbannung nach Ardea, indem er ausrief: „Möchten die Götter das römische Volk dahin gerathen lassen, daß es nach meiner Rückkehr begehrt!" Und das Letztere geschah, wenn auch nicht von den Göttern aus.

§ 19. Rom — ein Schutthaufen.

Ein Schwarm von Kelten, welche über die Seealpen nach Oberitalien gekommen waren, die Senonischen Gallier, drang eben damals unter einem Anführer Brennus erobernd und verheerend nach Tuscien herab. Man wird sichs so zu denken haben, daß seit mehr als einem Jahrhundert gallische Völker sich ins Pothal drängten, dort die etruskische Macht brachen, einen Theil der Etrusker, die Rätier, in die Tyroler Alpen trieben und selbst das Flachland besetzten. Die letztgekommenen besonders waren wilde und starke Leute, die sich selbst für die Tapfersten aller Sterblichen hielten, gekleidet in bunte Gewänder, mit dem Goldring um den Hals, unbehelmt, aber in glänzender Rüstung, mit langem Schnurrbart, sonst rasirt; sie zählten 170,000 Mann. Nichts desto weniger giengen die Römer denselben mit gutem Muthe entgegen. Allein sie erlitten am Flusse Allia eine so furchtbare Niederlage, daß sie noch lange hernach riefen: „O der allische Tag!" 18. Juli 390.

Rom war voll Schrecken. Die Stadt war vor dem anstürmenden Feinde verloren. Der Senat flüchtete sich mit den werthvollsten Gütern aufs Capitol; die Meisten suchten in benachbarten Städten, namentlich im leeren Veji, eine Zuflucht. Die Gallier zogen ungehindert in Rom ein. Kein Mensch auf den Gassen, in den Häusern. Nur auf dem Forum saßen 80 alte Senatoren in ihrer langen weißen Toga, mit dem elfenbeinernen Stab in der Rechten, auf ihren kurulischen (Amts-) Stühlen schweigend und unbeweglich da. Sie waren zurückgeblieben, um die der Stadt zürnenden Götter durch ihren Tod zu versühnen. Die Gallier betrachten sie verwundert; Einer faßt den Senator Papirius bei seinem Silberbarte, um zu prüfen, ob er lebe. Dieser schlägt nach ihm mit seinem Stabe. Augenblicklich wird er, werden alle die Greise niedergemacht. Die Feinde plünderten die Stadt rein aus und verbrannten sie.

Ihr Sturm auf das Capitol wurde zurückgeschlagen. Sie umzingelten es, um es auszuhungern. Einmal hätten sie es beinahe erobert; sie hatten einen Ort entdeckt, wo man hinaufklettern konnte; sie thaten es in einer Nacht, und etliche standen schon oben, ohne daß es ein Wächter gemerkt, ein Hund sich geregt hätte. Plötzlich aber erhoben die der Juno geheiligten Gänse ein solches Geschnatter, daß die Römer,

voran der Consular Manlius, erwachten, die Heraufgestiegenen wieder hinabstießen, und die Burg noch gerettet ward.

Als jedoch die Belagerung gegen 7 Monate gewährt hatte, sahen sich die Römer durch Hunger gezwungen, mit den Galliern zu unterhandeln, und den Abzug derselben mit 1000 Pfund Goldes zu verkaufen. Das Gold ward hergebracht und abgewogen. Die Gallier brauchten falsches Gewicht; die Römer beschwerten sich. Da warf Brennus lachend sein Schwert zum Gewichte, indem er ausrief: Wehe den Besiegten! Eine Sage läßt dann Camillus noch rechtzeitig erscheinen mit einem aus geflüchteten Römern und theilnehmenden Nachbarn gesammelten Heere, das über die treulosen Gallier herein fiel und sie, die durch Seuche gelitten hatten, zum Theil noch zwischen den Trümmern der Stadt, zum Theil auf ihrer Flucht, dermaßen darnieder schlug, daß ihrer nur wenige entrannen. Die auf dem Capitol stiegen herab, die Zerstreuten sammelten sich wieder, und Alle jubelten dem Camillus zu. Er heißt nun der Vater des Vaterlands und der zweite Schöpfer Roms. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Feinde wenig gestört mit ihrem Golde abzogen, während freilich Camillus sie später, zuletzt 367 bei Alba, ruhmvoll besiegte.

Die eingeäscherte Stadt war in Jahresfrist wieder aufgebaut, aber so unregelmäßig und dürftig, wie sie zuvor gewesen. Alle älteren Denkmäler und Schriften waren dahin.

§ 20. Beendigung des inneren Kampfes.

Es stand nicht lange an, bis in der neuen Stadt schon neue Unruhen sich regten und immer heftiger wogten. Schon die Baulast, nebst Kriegen gegen die empörten Umwohner, verwickelte die Aermeren in schwere Schulden. Wenn dann ein Manlius, jetzt Capitolinus genannt wegen seiner Rettungsthat, die Schuldner loskaufte, und ein Abgott des Volks ward, so mußte er nach der Königskrone gestrebt haben und dafür sterben 384. Die Plebejer aber gönnten den Patriciern keine Vorrechte mehr, und sie ruhten namentlich nicht, bis sie die Theilnahme an der höchsten Würde im Staat, am Consulate, errungen hatten. Der Volkstribun Cajus Licinius Stolo stellte den Antrag, daß die Consulartribunen als ein halbes Ding abgeschafft und dagegen wieder wie früher, zwei Consuln gewählt werden sollten, davon jedoch jedesmal der Eine ein Plebejer sein müsse. Die Patricier wehrten sich gegen diesen Antrag auf Tod und Leben; sie brauchten alle Mittel, ihn zu hintertreiben. Allein die Volkspartei ließ nicht von ihm ab; 10 Jahre nacheinander fort und mit immer größerer Anstrengung wurde er erneuert, bis die Patricier, des langen Widerstandes gegen ihn müde und zum Theil von der Billigkeit und Heilsamkeit desselben überzeugt, endlich nachgaben. Im J. 367 gieng der Licinische Antrag durch, und Licinius selbst wurde vom dankbaren Volke zum ersten plebejischen Consul erwählt.

Nun war in der Hauptsache Rechtsgleichheit zwischen Volk und Adel vorhanden. Wohl hatten sich die Patricier auch jetzt noch etwas vorbehalten, das Amt der Prätoren (Richter), Censoren (Sittenrichter), und die Priesterwürde. Allein daran lag doch weniger; und etliche Zeit nachher — es war ja einmal das Höchste und Beste mit ihnen getheilt — gewährten sie den Plebejern auch zu diesen Aemtern und Würden den Zutritt. Man sah 356 einen plebejischen Dictator, 351 einen plebejischen Censor, 337 einen plebejischen Prätor, 300 plebejische Augurn und Pontifexe. — Da man zugleich mit der Bewilligung des Consulats den Plebejern bedeutende Staatsländereien, welche bisher alle den Patriciern zur Nutznießung gegen einen geringen, dem Staate zu entrichtenden Pacht überlassen waren, als Eigenthum zutheilte und damit die Umstände der vielen Armen unter ihnen beträchtlich verbesserte, so waren sie gestillt. Es kehrte Ruhe und Friede und holde Eintracht in Rom ein, und das geeinte Römervolk war jetzt wohl stark, seine

Herrschaft weit auszubreiten, wozu es sich bestimmt hielt. — Daß Rom herrlich werde, dahin strebten sie hinfort Alle mit gleichem Eifer unverrückt. Für die Größe, für das Wohl ihres Roms konnten sie alles thun, alles opfern.

Nur ein Beispiel solcher freudigen Aufopferung; wir werden in der Folge noch mehrere vernehmen. Um 360 erschütterte ein Erdbeben das Land; auf einem Platze in Rom entstand ein solcher Erdriß, daß er durch Berge hineingeworfenen Schuttes nicht gefüllt werden konnte. Grausig gähnte der Schlund, der sich erweitern und die ganze Stadt verschlingen konnte. Man fragte die Priester, was zu thun sei, und sie brachten die Antwort: „Der Spalt schließe sich nur, wenn man das hineinwerfe, woran Rom am stärksten sei!" Das deutete der Ritter Marcus Curtius auf Waffen und Tapferkeit, darin liege ja die Stärke Roms. So betet er zu allen Göttern für die theure Vaterstadt, setzt sich in voller Rüstung auf sein Streitroß und sprengt in den Abgrund hinein! Rom's Frauen werfen ihm Früchte und Blumen nach. Der Schlund soll sich sogleich über ihm durch hervordringendes und einen Teich bildendes Wasser geschlossen haben.

§ 21. Rom beherrscht Mittelitalien (342—282).

Der römische Staat war bis jetzt noch eine freilich schon sehr große und bevölkerte Stadt, doch aber mit keinem beträchtlicheren Gebiete als dem eines deutschen Fürstenthums. Latium und ein allerdings schönes Stück von Etrurien war sein Gebiet. Von dem an jedoch, da Volk und Adel einträchtig zusammenhielten, gewann er durch fortwährende und zum Theil unglücklich geführte Kriege, die er aber stets mit neuer Kraft aufnahm und siegreich durchkämpfte, in etlichen Menschenaltern schon eine erstaunliche Ausdehnung. Am meisten hatten es die Römer zunächst mit den Samnitern und Latinern zu thun.

Weil die Samniter den Römern Capua überließen, standen alle Latiner gegen Rom auf, indem sie sich nicht nur untereinander, sondern auch mit den südlich wohnenden Campanern verbanden und ein furchtbares Heer zusammenbrachten. Die Römer zogen gegen sie unter den Consuln Publius Decius Mus, der sich schon durch kühne, treffliche Thaten ausgezeichnet, und Titus Manlius, welcher den Beinamen Torquatus, der Bekettete führte; denn er trug die goldene Kette eines Gallischen Goliaths, den er bei einem neuen Einfall des wilden Volkes im Zweikampf erlegt hatte.

Die Consuln mußten dem starken Feinde gegenüber die größte Vorsicht anwenden, und so verboten sie ihren Soldaten bei Todesstrafe, sich ohne Kommando in einen Kampf einzulassen. Nun traf es sich, daß des Manlius eigener Sohn bei einem Streifzuge von einem Tuskulanischen Offizier spottend zum Zweikampf herausgefordert wurde. Das war dem ehrliebenden Jüngling zu viel; er nahm die Ausforderung an und erlegte den Spötter. Vom Heere ward er zwar mit Jubel empfangen, aber der Vater-Feldherr, so weh es ihm geschehen mochte, konnte beim Sohn keine Ausnahme machen; er ließ dem, der die Todesstrafe verwirkt hatte, vom Liktor das Haupt abschlagen. Da gieng eine Furcht durch das Heer der Römer und sie leisteten hinfort den strengsten Gehorsam.

Bei Trifanum im Norden von Capua kam es zur Schlacht 340. Sie war sehr grimmig. Der linke römische Flügel unter Decius wich zurück. Da weiht sich derselbe betend den Göttern des Todtenreichs, und sprengt sofort mitten ins feindliche Heer hinein, wo er solange würgt, bis er von unzähligen Hieben und Stichen fällt. Aber seine Soldaten, von neuem Muthe entflammt, dringen ihm so ungestüm nach, daß jetzt der Feind weichen muß. Auch der andere Flügel der Römer siegte, durch die Geschicklichkeit und Standhaftigkeit des Beketteten. Der Feind erlitt eine schreckliche, seine Hauptmacht völlig brechende Niederlage. Er wehrte sich noch etliche Jahre mit geringer Kraft. Im J. 336 (da Alexander den macedonischen Thron bestieg) war ganz Latium samt dem wonnigschönen Campanien der römischen Herrschaft unterworfen. An die Stelle der latinischen Eidgenossenschaft traten jetzt Bündnisse Roms mit den einzelnen Städten.

Mit den Samnitern, welche ein großes Gebiet von Latiums und Campaniens Ostgrenze an bis an's Adriatische Meer hin bewohnten, mit diesem den Römern an Zahl überlegenen und ungemein tapfern Volke gab es einen weit hartnäckigeren Krieg, und eigentlich drei Kriege.

Der erste fällt schon vor den Latinerkrieg, 343. Die Römer waren von Andern in ihn hineingezogen worden. In diesem Kriege geriethen sie wohl einmal in eine höchst mißliche Lage, sie halfen sich aber zum Verwundern wieder heraus; und durch wiederholte Siege brachten sie den streitbaren Feind für diesmal zur Ruhe. Es war das vornehmlich der guten Führung ihres Consuls Marcus Valerius zu danken, welcher den Beinamen Corvus, der Rabe, trug, weil er einen trotzigen Gallier mit Hilfe eines Raben besiegt hatte, der während des Gefechts sich ihm auf den Helm setzte und mit seinem Flügelschlag die Augen des Gegners blendete.

Indessen bestimmten die großen Fortschritte, welche die römische Herrschaft namentlich durch die inzwischen erfolgte Eroberung Latiums und Campaniens gemacht, die eifersüchtigen und für sich selbst besorgten Samniter zum zweiten Krieg. Dieser begann 326 für die Römer sehr glücklich; ihr ausgezeichneter Feldherr Lucius Papirius Cursor drang tief in's gebirgige Land der Feinde ein, und richtete dieselben in etlichen Treffen so übel zu, daß sie froh waren, einen Waffenstillstand zu erlangen. Der gewünschte Friede aber wurde ihnen versagt, und bei der Erneuerung der Feindseligkeiten wendete sich das Glück. Nunmehr standen zwei weniger fähige römische Führer dem sehr tüchtigen Samnitischen Feldherrn Gavius Pontius gegenüber. Dieser lockte die Römer im Gebirge der Apenninen zwischen die beiden Kaudinischen Engpässe hinein 321, wo sie sich plötzlich vollkommen eingesperrt und gänzlich unvermögend sahen, wieder herauszukommen oder nur gegen die Feinde sich zu wehren. Pontius, unschlüssig was er mit ihnen thun



Fig. 44. Demüthigung der Römer in den Kaudinischen Pässen.

sollte, befragte sich deßhalb bei seinem hochgebildeten Vater Herennius. Dieser rieth ihm, die Gefangenen entweder alle zu tödten und dadurch Rom auf lange hinaus zu schwächen, oder sie alle ohne weiteres frei zu lassen und durch diese Wohlthat

Roms Freundschaft zu gewinnen. Es war seines Volkes Unglück, daß Pontius dem guten Rathe des Vaters weder so noch so folgte. Er schloß vielmehr mit den Römern einen Friedensvertrag der Art, daß sie ihr Leben davontragen durften, aber versprachen, das Samnitische Gebiet für immer zu räumen, und — o entsetzliche Schmach für Römer! — unter dem Joche weggehen mußten. Weil aber nicht die Consuln berechtigt waren, einen Frieden zu schließen, sondern nur Senat und Volk, so erkannte das tiefbetrübte und entrüstete Rom den gemachten nicht an. Man sandte die beiden Consuln und alle, die den Vertrag unterschrieben hatten, mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Samnitern zurück, daß sie mit ihnen thäten, was sie wollten: aber Rom bleibe ihr Feind. Pontius war sehr betroffen und meinte, wenn der Friede nicht gelten solle, so müsse das ganze römische Heer wieder zwischen die Kaudinischen Pässe hinein, woran er eigentlich auch vollkommen Recht hatte. Allein davon wollten die Römer, so redlich sie damals noch im Allgemeinen waren, doch nichts wissen. Und es rührte sie auch nicht, daß Pontius ihnen hochherzig die Missethäter entfesselt zurückschickte. Schnell entsandten sie frische Heere, eins unter ihrem besten Feldherrn, dem Papirius, welche mit Wuth über die Samniter herfielen, eine große Zahl derselben erwürgten, und die gefangene Besatzung Luceria's, zur Vergeltung für die Kaudinische Schmach, hinwiederum durch's Joch gehen ließen. Die erschöpften Samniter mußten sich 304 zu einem noch leidlichen Frieden verstehen.

Er war aber nicht beständig. Als sich die Samniter wieder etwas erholt hatten, rüsteten sie sich abermals und mit der äußersten Anstrengung, und begannen 298 den dritten Krieg. Sie fielen erbittert in's römische Gebiet ein. Sie wurden hinausgeschlagen. Dagegen ward ihr eigenes Land von den Consuln Quintus Fabius Rullianus und Publius Decius Mus, dem Sohne, greulich verwüstet. Sie verbanden sich mit den Etruskern, Umbrern (östlich von den Etruskern) und Galliern (in Oberitalien), und Rom hatte vollauf zu thun, um mit diesen mächtigen Völkerschaften zusammen fertig zu werden, konnte auch nicht nach jeder Schlacht Viktoria! schreien. Aber die ebengenannten zwei trefflichen Feldherren errangen nachher den großen Sieg bei Sentinum 295, und zwar vornehmlich durch die Selbstaufopferung des einen, des Decius, der, als die römischen Legionen vor den tausend anrasselnden Streitwagen der Gallier wankten, sich wie sein Vater in den Weihetod stürzte. Mit dem Kern der Samniter fiel auch ihr bester Feldherr Gellius Egnatius. In der letzten Hauptschlacht 292 siegte der Samnitische Feldherr Pontius, vielleicht der Sohn des Siegers von Caudinum, den die Römer später fiengen und unedel hinrichteten. Es half auch nichts, daß die Samniter mit ihren letzten zusammengerafften Kräften den Widerstand noch eine Weile fortsetzten; der treffliche Consul Manius Curius Dentatus unterwarf sie, daß sie Rom's Oberherrlichkeit anerkennen mußten, 290, wenn auch in der Form eines Bundes.

Der ganze Krieg mit den Samnitern währte, die dazwischen fallende Ruhezeit abgerechnet, gegen 50 Jahre. Rom erstarkte in ihm bei allen dabei erlittenen Unfällen mächtig und bahnte sich durch ihn den Weg zu seiner künftigen Größe. — Zu gleicher Zeit wurden auch die Etrusker, Umbrer und Campaner, dann die minder mächtigen Herniker, Volsker, Aequer und viele andere kleinere Völkerschaften gänzlich oder doch zum größten Theil unterjocht. Genug, Etliches ausgenommen, Mittelitalien lag bereits zu Rom's Füßen. Und bereits stieß dieses je und je mit den Galliern im Norden zusammen.

§ 22. Rom unterwirft Unteritalien.

Es kam aber zunächst zur Eroberung Unteritaliens oder Großgriechenlands, und da gieng's viel schneller; in etwa 15 Jahren war alles geschehen.

Die dortigen griechischen Städte lagen immer mit einander in Streit, konnten sich daher kaum der Angriffe italischer Ureinwohner erwehren, außer indem sie Hilfe aus den Mutterstaaten herbeiriefen und theuer bezahlten. Früher galt das achäische Sybaris (seit 721) für die gewaltigste Stadt Großgriechenlands. Jetzt aber war die erste, reichste und mächtigste Tarent, 708 von Doriern gegründet. Zunächst mit dieser übermüthigen Stadt, deren feine griechische Bildung in Ueppigkeit ausgeartet war, wurde Rom in Krieg verwickelt. Den Tarentinern, welche erst römische Schiffe überfallen, dann einen Gesandten in muthwilligster Weise beschimpft hatten, ward bange, als es nun Ernst werden sollte, 281. Sie riefen darum den König Pyrrhus von Epirus (Westhälfte Nordgriechenlands) zu Hilfe, einen Abenteurer zwar, der bald dies, bald das unternahm, aber einen Helden dabei, welcher sich schon großen Kriegsruhm erworben hatte. Dieser folgte dem Rufe mit 25,000 Mann und 20 Elephanten, nahm dazu die Tarentinische Macht unter sein Commando, und war an der Spitze seines zahlreichen Heeres ein um so gefährlicherer Gegner, da er mit seiner und seiner Epirotischen Truppen Tapferkeit noch macedonische Kriegskunst verband. Er selbst, wie Tarent, war ganz siegesgewiß. Als er indessen zum erstenmal der Römer ansichtig ward, merkte er gleich, daß er es nicht mit „Barbaren" zu thun habe.

Es erfolgte die heiße Schlacht bei Heraklea am Siris, 280. Die Römer wehrten sich auf's tapferste, und schlugen den Ansturm der Epiroten siebenmal ab. Endlich aber, da die ihnen noch unbekannten Elephanten greulich einherbrausten, floh ihre Reiterei und die Legionen folgten. Sie erlitten eine empfindliche Niederlage, aber sie hatten ehrenhaft gefochten. Als Pyrrhus auf dem Schlachtfeld die kräftigen Gestalten der gefallenen Feinde sah, sprach er: „Mit solchen Kriegern wollte ich die Welt erobern!" Umsonst suchte er ihre Gefangenen für sein Heer anzuwerben. — Er zog durch Campanien hinauf bis nach Latium und in die Nähe von Rom. Allein die Römer waren von dem erfahrenen Unfall nicht entmuthigt; sie rüsteten mit Eifer frische Legionen, und es kam keine friedebittende Gesandtschaft aus Roms Thoren zu Pyrrhus, wie er gehofft; und er wagte sich nicht ganz an diese Thore heran, sondern zog sich nach Campanien zurück. Dorthin folgten ihm römische Gesandte, aber nicht um Frieden zu erbitten, sondern nur um wegen Auslösung der Gefangenen mit ihm zu verhandeln.

Das ganze Wesen dieser Gesandten flößte dem Könige Achtung ein. Einer derselben, Cajus Fabricius, gefiel ihm besonders wohl. Diesem, von dessen Armut er gehört, wollte er zum Zeichen seiner Hochachtung ein Geschenk machen; aber Fabricius nahm es nicht an. Sodann wollte er, heißt es, seinen Muth versuchen, und ließ darum während einer Unterhaltung mit ihm einen Vorhang wegziehen, hinter welchem sein größter Elephant stand, der jetzt seinen Rüssel über des Römers Haupt hinstreckte. Dieser lächelte aber und sprach: „So wenig mich gestern dein Gold rührte, so wenig schreckt mich heute dein Elephant!"

Pyrrhus ließ die gefangenen Römer nicht auslösen, erlaubte ihnen aber, zum eintretenden Fest der Saturnalien nach Rom zu reisen, natürlich gegen das Versprechen, daß sie wiederkehren wollten. Sie stellten sich auch wirklich nach dem Feste allesamt wieder bei ihm ein.

Da der König anderwärts Größeres vollbringen zu können hoffte, so that er nun seinerseits Schritte zum Frieden, und sandte dieserhalb seinen Freund Kineas nach Rom. Dieser wurde von dem Anblick und der Haltung des Senats so überrascht, daß er nachher zu Pyrrhus sagte, derselbe sei ihm wie eine Versammlung von lauter Königen erschienen. Kineas war ein ausnehmend trefflicher Redner; aber er richtete bei den Römern gar nichts aus; sie erwiderten stolz, „es lasse sich nicht eher vom Frieden handeln, als bis Pyrrhus Italien geräumt habe." So kam es bei Asculum zu einer zweiten Schlacht, 279. Zwar siegte Pyrrhus abermals

mit Hilfe seiner Elephanten, büßte jedoch so viele Leute ein, daß er ausrief: „Noch solch ein Sieg, und ich bin verloren!"

Es trug sich etwas zu, das ihm seine kleingewordene Lust, mit diesem respektabeln Volke zu kämpfen, noch mehr benahm. Sein eigener Leibarzt sandte schändlicherweise einen Brief an Fabricius, darin er sich gegen eine bedeutende Belohnung erbot, den König zu vergiften. Der über solche Niederträchtigkeit empörte Fabricius schickte den Brief sogleich an Pyrrhus, welcher sich nicht genug über die römische Tugend wundern konnte und insonderheit über den Fabricius ausrief: „Das ist der Mann, der schwerer von der Rechtschaffenheit, als die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden kann!" In der Rührung seines Herzens soll er jetzt alle gefangenen Römer ohne Lösegeld zurückgeschickt haben.

Da Pyrrhus von Syrakus um Beistand gegen die Karthager angefleht wurde, war er froh, mit guter Gelegenheit aus Italien zu kommen. Er kriegte mit solchem Glück in Sicilien, daß er sich fast der ganzen Insel bemächtigte; weil er aber die Herrschaft streng und willkürlich ausübte, brachen da und dort Aufstände aus. Und mittlerweile machten die Römer große Fortschritte in Unteritalien.

Endlich kam er auf den Hilferuf der hartbedrängten Tarentiner wieder herüber, wurde aber nunmehr von dem uns schon bekannten Manius Curius bei Benevent auf's Haupt geschlagen, 275. Die Römer hatten ein Mittel gegen die Elephanten gefunden: sie warfen brennende Pechkränze auf sie, so daß die scheuen Thiere umwendeten, wie rasend in ihr eigenes Heer stürzten und dasselbe in gänzliche Unordnung brachten. Pyrrhus ließ alles im Stich und zog schimpflich aus Italien nach Epirus heim; er fiel später in Argos durch einen Ziegel, der vom Dach geworfen wurde. Papirius gewann hierauf die große Stadt Tarent mit ihrem schönen Hafen und ganzen Gebiete, 272. Die Mauern wurden geschleift, alle Schiffe und Kriegsvorräthe weggenommen, den Tarentinern ein jährlicher Tribut auf-, und damit sie hübsch folgsam blieben, eine Besatzung zu ihnen hineingelegt. Sie erhielten dabei den freundlichen Namen: Bundesgenossen der Römer.

In kurzer Zeitfolge vor und nach Tarents Eroberung wurden sämtliche Völkerschaften Unteritaliens, in Lucania, Bruttium, Kalabria und Apulia, der römischen Herrschaft gänzlich unterworfen. Und da die Römer zu dieser Zeit auch alles noch Uebrige in Mittelitalien, auch die vorhin noch unberührte östliche Landschaft Picenum, unterjochten, so lag bereits im Jahr 265 das ganze Italien im engern Sinne (ohne Oberitalien) zu Roms Füßen.

Es fand aber ein mehrfaches Verhältniß der Unterworfenen zu den Siegern statt. Etlichen, doch nur wenigen (namentlich Latinischen) Städten ertheilte man großmüthig das volle römische Bürgerrecht, daß auch ihre Bürger in den Comitien zu Rom mitstimmen und zu allen Aemtern und Würden des Staats gelangen konnten. Andere Orte, Municipien genannt, erhielten das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht und sonstige Theilnahme am Regiment; sie genossen aber noch viele Vorrechte vor den Folgenden. Wieder Andere, und das waren die allermeisten, führten den Namen Bundesgenossen; sie behielten zwar noch ihre eigene Verfassung, waren aber tributpflichtig und sehr beschränkt. Wieder Andere waren Unterthanen im strengen Sinn ohne eigenes Regiment, von römischen Magistraten regiert und sehr bedrückt. Endlich kann man hier noch die Kolonien nennen, nämlich solche besiegte Orte, in welche Rom einen Theil seiner Bürger übersiedelte, als Zwingburgen für die Umwohner, welche nicht viel besser gehalten waren als die Sklaven der Römer. Diese selbst aber verloren nunmehr durch den Verkehr mit den verdorbenen Griechen der Küste die bisherige Einfachheit ihrer Sitten.

§ 23. Sitte und Bildung der Römer in der bessern Zeit.

Noch waren sie die kräftigen, tapfern, unverzagten Leute wie vorhin; dazu besonnen, ernst, würdevoll, streng und hart. Sie sahen auf häusliche Zucht und öffentliche Ehrbarkeit. Redlichkeit und Treue ward gepriesen und im Allgemeinen geübt. Sie befleißigten sich der Gottesfurcht im heidnischen Sinne; sie opferten

und beteten viel in ihren Tempeln; auch hatte jedes Haus seine Laren und Penaten (häusliche Schutzgötter), und sie dienten ihnen täglich mit Scheu. Da ihnen aber ihr Staat als das Höchste galt, und sie sich von oben berufen glaubten, ihn groß zu machen auf Erden, so wurde freilich das Stärkste in ihrem Wesen Eroberungs- und Herrschsucht.

Ihre Lebensweise war einfach und mäßig. Noch wohnten sie in hölzernen und gering ausgestatteten Häusern. Dem entsprach auch die gewöhnliche Kleidung; nur daß die Vornehmen einen goldenen Ring und die Edelfrauen bei festlichen Gelegenheiten schöne Gewänder und goldene Zieraten trugen. Ihr Tisch pflegte mit ganz ordinären Speisen besetzt zu sein. Den großen Feldherrn Manius Curius trafen einst Samnitische Gesandte, wie er gar nicht an einem Tische, sondern am Herde saß und Rüben, die er sich selbst gekocht, aus einer hölzernen Schüssel speiste. — Außer den Waffen war der hochangesehene Landbau noch immer ihre liebste Beschäftigung. Die vornehmsten Herren, welche kaum den Regentenstab niedergelegt hatten, eilten auf ihre Güter hinaus, bestellten ihren Acker selbst, oder gruben, pflanzten und schnitten in ihren Gärten mit Herzenslust. Und noch in spätern Zeiten, wo sie das doch den Sklaven überließen, redeten sie wenigstens mit innigem Vergnügen von dem glücklichen Leben der Alten auf ihren Bauernhöfen. — Von Wissenschaften war es lediglich die Rechts- und Kriegskunde, auf die sie sich ernstlicher legten. Das menschliche Recht bildeten sie auf der Grundlage ihres Zwölftafelgesetzes für alle Verhältnisse und Vorkommnisse lichtklar und haarscharf aus. Die Kriegskunst betrieben sie mit dem größten Eifer, und darin übertrafen sie weit alle umwohnenden Völker.

Ihre Heere waren in Legionen eingetheilt, deren jede statt unserer Fahne einen silbernen oder vergoldeten Adler auf einer Stange führte. Eine Legion zählte ungefähr 4200 Mann. Sie theilte sich in 10 Cohorten, die Cohorte in 6 Centurien (Compagnien). Der Centurie stand ein Centurio oder Hauptmann vor; die Hauptleute standen unter Kriegsobersten. Der Feldherr

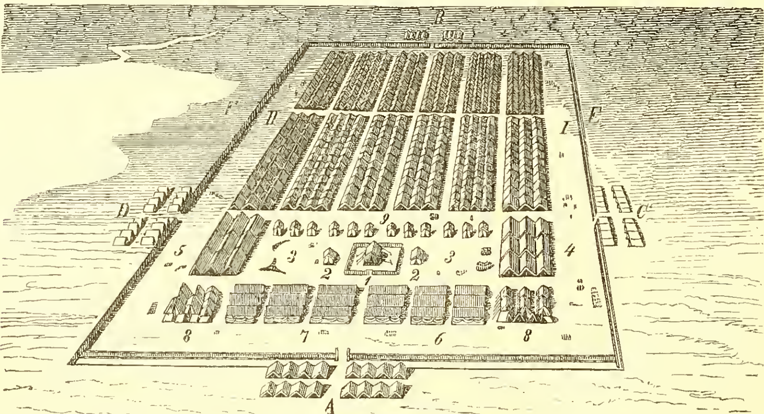


Fig. 45. Ein römisches Lager.

führte das Ganze. Doch hatte er noch ein paar Legaten (Generaladjutanten) an der Seite, welche nach ihm den höchsten Rang einnahmen und durch die er seine Stelle vertreten lassen konnte. — Die Waffen der römischen Soldaten waren Helme, Brustpanzer, 4 Fuß lange Schilde, kurze Schwerter und die verschiedenen Spieße.

Das Heer wurde in einer dreifachen Linie aufgestellt, voran die Hastati mit leichtem Wurfspieß, hinter diesen die Principes mit schwerem Wurfspieß, zuletzt die Triarii mit langen Spießen. Die Triarier waren die ältesten Truppen, welche in hartnäckigen

Kämpfen den Ausschlag geben mußten. Die Reiterei, ohne Sättel, focht zu beiden Seiten des Fußvolks. — Wenn die Römer marschirten, so hatte jeder Fußsoldat außer seinen Waffen noch 60 Pfund zu schleppen, nämlich Lebensmittel, Korb, Topf, Handmühle, Beil, Säge, Hacke, Stricke, Ketten und noch etliche Pfähle. War man Abends an dem Platze angelangt, wo übernachtet werden sollte, so wurde jedesmal ein befestigtes Lager hergestellt. Die Soldaten arbeiteten emsig, bis sie um den Lagerplatz her einen 4 m breiten, 3 m tiefen Graben aus- und die Erde zu einem Wall aufgeworfen hatten, der noch mit spitzen Pfählen besetzt ward. Es war ein Viereck, hatte vier Thore (A—D, davon B das Hauptthor porta praetoriana, A porta decumena), innen Straßen EF und Zeltabtheilungen (I. II. Der Legionen. 1. Das Prätorium. 2. Das Quästorium. 3. Forum. 4. 5. Römische Freiwillige. 6. 7. Kernvolk der Bundesgenossen. 8. Fremde Hilfsvölker. 9. Die zwölf Kriegstribunen). Jetzt erst kam das Heer zur Ruhe; es zog hinein, kochte sich, aß und schlief sicher, denn ein solches Lager war schwer zu erstürmen. Es war wie eine Stadt, und aus stehenden römischen Lagern ist späterhin manche Stadt entstanden.

Von feinern Künsten, Poesie, Malerei 2c., fand sich bei den Römern auch bis heute noch ziemlich wenig. Der Silberdenar wurde seit 269 geprägt. Das Bauen verstanden sie schon besser; es sind hier namentlich zwei berühmte Werke anzuführen, welche sie seit 312 auf Betrieb des Censors Appius Claudius aus der Staatskasse herstellten.

Das erste ist die Via Appia oder Appische Heerstraße, welche, aus zusammengeschlossenen, über festgestoßenen Kies gelegten Quadern unübertrefflich gebaut, von Rom 80 Stunden lang, an regelmäßigen Meilensteinen (die römische Meile betrug $^2/_5$ Stunden), Einkehrhäusern und mancherlei Denkmälern vorüber, bis zur Campanischen Hauptstadt Capua hinlief. Das andere ist die Aqua Appia, Appische Wasserleitung, ein meist unter der Erde, zum kleinen Theil aber auch über derselben auf Bögen fortlaufender Quaderkanal, vermittelst dessen ein reicher Quell vortrefflichen Wassers, daran Rom Mangel hatte, vier Stunden weit her a. 305 dahin geführt ward. Eine zweite Wasserleitung baute Curius 272 aus der pyrrhischen Beute. Dergleichen Bauten freuten das praktische Volk mehr als die Herrlichkeit griechischer Tempel. Doch wurden nun auch die Straßen gepflastert, die Bildsäulen großer Männer auf dem Markt aufgestellt und Schindeldächer verboten.

§ 24. Der erste punische Krieg (264—241).

Gleich nach der Unterjochung Unteritaliens kam Rom in einen Kampf, gegen den alle bisherigen Kämpfe zurücktreten, in den mit den Karthagern, die auch Punier (Phönicier) heißen.

Karthago (Kartahadta, d. h. Neustadt) lag drüben in Afrika, südwestlich von Sicilien, da wo heut das muhammedanische Tunis steht. Es war eine Kolonie von Tyrus. Von da floh um 846 eine Prinzessin Elissa (Dido, d. i. Astarte genannt) vor ihrem Bruder Pygmalion, dem Könige von Tyrus, der ihren Gatten ermordet hatte, um sich dessen reiche Schätze zuzueignen. Mit einer Schar Phönicier samt den Schätzen auf Schiffen geflüchtet, landete sie an der afrikanischen Küste, wo sie nicht fern von der alten Kolonie Utika an einem Meerbusen die Neustadt anlegte und als Königin beherrschte. Daraus erwuchs mit der Zeit, mit welcher auch das Königthum in eine aristokratische Republik sich umwandelte, eine gewaltig große Stadt, der ein weites Gebiet umher mit vielen Städten zugehörte. Aus dem innern Afrika bekam sie Goldstaub, Elfenbein und Elephanten, welche man wie in Indien zähmte. Ja Karthago dehnte seine Herrschaft noch weithin über das Meer aus; es machte sich viele Inseln, die Balearen, Malta, Elba, selbst Sardinien und Korsika, unterthänig. Es drang sogar jenseits des Meeres in Südspanien ein, und seine Eroberungen und Kolonien in diesem Silberlande waren besonders wichtig. Mit seinen großen Flotten beherrschte es das ganze Mittelmeer gegen Abend hin, und schützte seinen großartigen Handel, durch den es wie durch seine Bergwerke in Spanien unermeßlichen Reichthum an sich zog. Damit konnte

es gewaltige Söldnerheere aufstellen. Karthago war der reichste und mächtigste Handelsstaat der damaligen Welt, dessen Einkünfte man mit denen des persischen Großkönigs verglich.

Aber die Punier führten ein heilloses Leben. Sie hatten noch den greulichen kanaanitischen Götzendienst mit dem Baal-Moloch, der Astarte rc. Jedes Jahr wurde ein Kind vornehmer Eltern geopfert, in besonderen Gefahren sogar 200 auf einmal. Sie waren voll Habsucht, Wollust, Grausamkeit und Treulosigkeit. Darum kamen die göttlichen Gerichte über sie.

Der erste Krieg zwischen Rom und Karthago brach in Sicilien los. Die Punier hatten auch diese größte Insel des Mittelmeers schon zum Theil bezwungen, was ihnen durch die Zwietracht der Griechischen Kolonien sehr erleichtert wurde. Sie hatten zwar 480 bei Himera ein ganzes Heer eingebüßt, aber seit dem Peloponnesischen Krieg waren sie zurückgekehrt und hatten wiederholt die ganze Insel bedroht. Die Römer blickten längst eifersüchtig auf die so mächtig anwachsende Herrschaft der Punier, und besonders neidisch auf ihre Fortschritte in Sicilien hin, dem sie durch die Besitznahme von Unteritalien aufs nächste gerückt waren. So benützten sie mit Freuden einen Hilferuf aus der Insel, auch dorthin den Fuß zu setzen. Wilde Söldner hatten die Stadt Messana besetzt, die Bürger erschlagen und eine Seeräuberrepublik errichtet. Hiero II. in Syrakus vereinte sich mit den Karthagern, um diesem Unwesen zu steuern; da neigte sich ein Theil der Seeräuber zu den Karthagern, ein anderer warf sich den Römern in die Arme, und diese griffen trotz etlicher Gewissensbedenken zu, indem sie die Stadt in die italische Eidgenossenschaft aufnahmen 265.

Im J. 264 sandten sie ein Heer unter dem Consul Appius Claudius Caudex über die schmale Meerenge hinüber, welche Sicilien vom Festlande trennt. Die Punier wurden bei Seite gedrückt und Messana besetzt. Kaum hatten die Römer einen rechten Sieg erfochten, so gieng Hiero zu den Römern über, welche bald die meisten Karthagischen Städte auf der Insel erobert hatten. Allein den Uferstädten, welche die Punier mit ihren Flotten beschützten, konnten die Römer wenig anhaben, während mittlerweile ihr ganzer Handel stockte. Wollten sie ganz obsiegen, das sahen sie, so mußten sie auch eine Seemacht werden, da sie bisher sich mit Handelsschiffen und Dreideckern beholfen hatten. Wunderbar rührig erbauten sie in zwei Monaten eine Flotte von 160 großen Kriegsschiffen mit fünf Ruderbänken übereinander, und zwar nach dem Muster eines gestrandeten Punischen Fünfdeckers, an dem sie erst die Einrichtung eines solchen Fahrzeuges kennen lernten. Und siehe, der Consul Duilius erfocht damit beim ersten Zusammentreffen mit einer feindlichen Flotte im J. 260 bei den Liparischen Inseln einen glänzenden Sieg, zum unbeschreiblichen Jubel seines Volkes. Er hatte dazu die Enterhaken und Fallbrücken erfunden; seine Schiffe machten sich nämlich mit einem Haken an den feindlichen fest, und dann fiel von ihnen eine Brücke auf diese hinüber; schnell waren seine Krieger drüben, wo sie wie zu Lande kämpfen konnten. Zum Gedächtniß dieses hochwichtigen ersten Seesiegs wurde auf dem Markte zu Rom eine marmorne Denksäule aufgerichtet, von welcher noch heut die Ruine steht. Darnach konnten die Römer auch Korsika und Sardinien angreifen. Und 256 erfocht der Consul Marcus Attilius Regulus einen zweiten glänzenden Seesieg über eine Flotte von 350 Punischen Schiffen mit 15,000 Mann.

Dieser bahnte ihm den Weg, nach Afrika selbst hinüber zu gehen. Er landete im Osten der Stadt, und es glückte ihm, eine punische Stadt nach der andern zu gewinnen und das Land auszubeuten bis an die Thore Karthago's hin. Umsonst bat dieses um Frieden; die römischen Forderungen waren unerträglich, und eben jetzt erschien der Spartaner Xanthippus mit griechischen Söldnertruppen. Die Karthager erkannten die Tüchtigkeit des kriegskundigen Führers und übergaben ihm

den Oberbefehl. Er brachte die Römer zu einer Schlacht in der Ebene bei Tunes, 255, wo er die treffliche afrikanische Reiterei wohl benützen konnte. Nur wenige Römer entrannen. Regulus selbst wurde gefangen und mit grimmigem Frohlocken nach Karthago geführt.

Die Römer, welche auch durch Stürme auf der See schweres Unglück erlitten, konnten in Afrika nichts mehr unternehmen, wiewohl Xanthippus bald nach der Schlacht wieder fortgieng. Auf Sicilien wurde der Krieg mit höchster Erbitterung fortgeführt. Das geschah eine Zeitlang mit wechselndem Glück. Weiterhin jedoch gelang es den Römern, bei der Stadt Panormus 251 eine Hauptschlacht zu gewinnen, und nicht nur 20,000 Feinde, sondern auch 100 ihrer Elephanten zu fangen. Es war ein großartiges Schauspiel und erstaunendes Ergötzen in Rom, als diese kolossalen Thiere im Triumph eingeführt wurden.

Die ermatteten Punier schickten jetzt eine Gesandtschaft nach Rom, welche einen billigen Frieden zuwegebringen sollte. Sie sollen derselben den gefangenen Regulus mitgegeben haben, nachdem sie ihn vorher hatten schwören lassen, daß er, wenn der Friede nicht erlangt werden sollte, zurückkehren werde. Aber was thut Regulus in Rom? Er widerräth den Frieden auf's Ernstlichste: „Kämpft fort, ihr Römer! Ihr habt noch Kräfte, eure Gegner aber sind todesschwach; sie müssen euch völlig unterliegen." So zerschlug sich die Sache und Regulus reiste mit den Gesandten zurück. Die aufgebrachten Karthager, sagt man, marterten ihn grausam zu Tode. Es sieht das dem punischen Charakter nicht unähnlich; aber andere Berichte lassen den Gefangenen im Frieden sterben.

Der Krieg dauerte fort. Indessen neigte sich durch die gute Führung des Feldherrn Hamilkar Barka („der Blitz"), dem die Karthager 247 den Oberbefehl in Sicilien übergaben, das Glück wieder auf ihre Seite. Zu Land und auch zu Wasser erleiden die Römer harten Verlust, und 6 thatenlose Kriegsjahre zeigen, wie groß ihre Erschöpfung ist. Der Staatsschatz ist rein ausgeleert; die gemeinen Bürger sind durch die großen Kriegsleistungen ganz ausgezogen, die Bundesgenossen ganz verdrossen geworden. Da tritt der römische Adel hervor und rüstet lediglich aus seinen eigenen Mitteln, durch Privatunterzeichnung, mit größter Aufopferung eine neue Flotte von 200 Fünfrudern aus. Sie ist bemannt von 60,000 Seeleuten. Diese führt der Konsul Cajus Lutatius Catulus gegen den Feind, den er bei der Insel Aegusa trifft, 241. Der punische Admiral Hanno ordnet die Schlacht mit vielem Geschicke; allein seine Miethsoldaten mögen die mit äußerster Anstrengung kämpfenden römischen Bürger nicht bestehen. 50 karthagische Schiffe werden in den Grund gebohrt, 70 weggenommen; 10,000 Feinde sind gefangen, noch viel mehr getödtet und ertrunken. Der unglückliche Admiral wurde zur Strafe gekreuzigt.



Fig. 46. Hamilkar Barka.

Dieser Schlag war entscheidend. Die Punier beauftragten ihren unbesiegten Helden Hamilkar, Frieden zu schließen. Er wurde unter folgenden Bedingungen gewährt: 1) Karthago überläßt Sicilien an Rom; 2) es gibt alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück; es zahlt sogleich 1000 Talente und binnen zehn Jahren noch weitere 2200 Talente Kriegskostenentschädigung. Die herrliche Insel Sicilien, welche namentlich so reich an Getreide ist, daß die Römer sie nur die Kornkammer Italiens nannten, wurde nun die erste römische Provinz, d. h. das erste außerhalb Italien gelegene und zum römischen Reich geschlagene Land.

Durch diesen glücklichen Ausgang des ersten Kriegs mit der hohen Nebenbuhlerin sind die Römer mächtiger und berühmter, aber nicht besser geworden. Hier läßt sich eine bedeutende Aenderung ihres Wesens wahrnehmen. Von nun an tritt Uebermuth und Ungerechtigkeit auffallend bei ihnen hervor. Schon 238 f. nahmen sie, ohne irgend einen rechtlichen Grund, auch die Inseln Sardinien und Korsika den Karthagern weg. Diese mußten sichs gefallen lassen, weil eine Meuterei des Söldnerheers ihren Staat in die größte Gefahr und Ohnmacht gestürzt hatte, ja sie mußten noch 1200 Talente extra bezahlen, um nur Frieden zu behalten. — Sardinien und Korsika wurden gleichfalls römische Provinzen. Ueber solche Provinzen setzte man gewesene Consuln, Prätoren und andere hohe Staatsbeamte unter dem Namen Proconsuln, Proprätoren ꝛc. als Statthalter, und aus ihnen wurde das meiste Geld gezogen. Vorerst aber holte man aus den beiden westlichen Inseln fast nur Sklaven, die man auf den Raubzügen ins Innere fieng.

Im Jahr 235 konnte zum erstenmal seit König Numa's Zeit der Janustempel geschlossen werden, „zum Zeichen, daß nun Rom mit aller Welt Frieden habe." Er blieb aber nur einige Monate zu; dann gieng er wieder auf und blieb offen bis zu Kaiser Augustus Zeit.

§ 25. Rom beherrscht auch Oberitalien.

In Kurzem setzten die Römer auch über das Adriatische Meer. Da drüben, oberhalb Epirus, lag das Königreich Illyrien. Aber die Illyrer waren böse Gesellen, welche auf dem Adriatischen und Jonischen Meere und an allen Ufern daran Räuberei trieben. Selbst die Römer waren vor ihnen nicht sicher und schon öfters von ihnen beunruhigt und beschädigt worden; Aetoler und Achäer aber vermochten dem Unwesen nicht zu steuern.

Rom sandte darum 230 eine Botschaft an den König von Skodra und verlangte Ersetzung seines Schadens und Einstellung der Raubzüge für alle Zukunft. Der stolze König wollte von dem Einen und Andern nichts wissen, ja er ließ die Gesandten auf dem Rückwege ermorden. Jetzt schickten die Römer 200 Linienschiffe mit ihren Legionen hinüber und arbeiteten die Illyrer in einigen Gefechten so zusammen, daß die Königin-Witwe Teuta um Frieden flehte 229. Die Illyrer mußten die ansehnliche Insel Korkyra an Rom abtreten, sich auch noch zu einem jährlichen Tribut verstehen, und durften nicht mehr mit bewaffneten Fahrzeugen auf dem Meer erscheinen. Die beschämten Griechen aber beeilten sich, die römischen „Barbaren" durch Zulassung zu den isthmischen Spielen und ihren Mysterien in den hellenischen Verband aufzunehmen.

Bald darauf, 225, brach ein tosender Krieg mit den Galliern in Oberitalien los. Diese bewohnten in verschiedenen Stämmen, welche wieder ihre eigenen Namen führten, das schöne Land diesseits und jenseits des Po. Sie sahen klar, was auch ihnen von dem immer mächtiger werdenden Rom drohe, und wollten dem zuvorkommen. Darum vereinigten sie sich zu einem großen Bunde, welcher noch durch Zuzug Gallischer Brüder von jenseits der Alpen verstärkt wurde, und fielen mit Grimm das römische Gebiet an. Man zitterte in Rom; so wurden auf dem Markt ein Gallier und eine Gallierin lebendig begraben, und zwei Heere in Eile abgesendet. Die erste Schlacht bei Clusium gieng für die Römer verloren; dann siegten sie allenthalben. Der Consul Marcus Claudius Marcellus erlegte den Fürsten der Gäsaten, Virdumar, mit eigener Hand 222, und Gnäus Scipio nahm die Hauptstadt der Insubrer, Mediolanum (Mailand) ein. In 5 Jahren wurde ganz Oberitalien bis an die Alpen hin erobert und unter dem Namen Gallia Cisalpina zur römischen Provinz gemacht.

So besaß Rom im J. 220 schon ganz Italien mit seinen drei großen Inseln, und noch Korfu bei Griechenland. Und Illyrien war von ihm abhängig.

§ 26. **Der zweite punische Krieg** (218—201).

Drei und zwanzig Jahre waren seit Beendigung des ersten punischen Krieges vergangen, gerade so viele, als er gedauert, da brach der zweite aus. Doch wir müssen etwas in die Zwischenzeit zurückschauen.

Der tapfere Hamilkar Barka war 237 nach Spanien gezogen, um dort wieder zu gewinnen, was Karthago an Rom verloren hatte. Das schöne reiche Land wurde von sehr streitbaren Völkerschaften bewohnt, den Keltiberern, Tartesinern, Lusitaniern (in Portugal) und andern; allein sie hielten nicht zusammen, und so gelang es dem trefflichen karthagischen Feldherrn, neue große Besitzungen bis weit in's Innere des Landes hinein zu erkämpfen. Und auch nach seinem Fall 229 breitete sein Schwiegersohn Hasdrubal die punische Herrschaft noch weiter aus, bis er 221 ermordet wurde. Neue Pflanzstädte entstanden und gediehen. Es erhob sich dort sogar ein Neu-Karthago (Cartagena), das bald so reich wurde, daß es mit Alt-Karthago beinahe wetteifern konnte.



Fig. 47. Hannibal. (Nach einer Erzbüste aus Herkulanum.)

Nun ragte Hamilkar's ältester Sohn, Hannibal, hoch empor, und er überragte noch seinen Vater. Er war als neunjähriger Knabe von seinem Vater mit nach Spanien genommen worden, nachdem ihn dieser zuvor am Altare ewige Feindschaft gegen Rom hatte schwören lassen; denn das konnte man an den Altären der Götzen. Hannibal war in Spanien geblieben und zu einem seltenen Feldherrn herangereift. An Tapferkeit und Umsicht, an Kühnheit und Besonnenheit, an Festigkeit und Ausdauer des Leibes, sowie an Stärke und Unbeugsamkeit des Geistes war er gleich ausgezeichnet. Im Tiefsten seines Gemüthes brannte unauslöschlich die Begierde, Karthago an Rom zu rächen; er blieb seines schrecklichen Schwures eingedenk bis zum letzten Athemzug. Als Punier und „Günstling Baals" (das bedeutet sein Name) war er auch verschmitzt und grausam.

Nachdem das Heer ihm den Oberbefehl übertragen hatte, machte er sich zuerst an die nördlich von Neu-Karthago gelegene griechische Pflanzstadt Sagunt, und

belagerte sie, 219. Die Römer, welche immer mit Neid auf die wieder so hoch steigende Macht Karthago's hingeblickt hatten, sahen hier eine gute Gelegenheit, mit der Nebenbuhlerin abermals anzubinden. Sie hatten Sagunt 226 für ihre Bundesgenossin erklärt, und geboten, darauf sich stützend, dem Hannibal durch eine Gesandtschaft, von dieser Stadt abzulassen. Allein der Kühne kümmerte sich nichts um der Römer Gebot, das kein Heer unterstützte, setzte die Belagerung Sagunt's fort, eroberte es trotz zähester Gegenwehr im achten Monat und zerstörte es.

Jetzt schickten die Römer Gesandte nach Karthago und begehrten Hannibal's Auslieferung; wenn sie verweigert würde, so wäre Krieg! Der punische Senat war unschlüssig, was er thun sollte. Der das Wort führende Römer faltete seine Toga zu einem Sacke, schüttelte sie, als ob Lose darin wären, und sprach: „Hierin ist Krieg und Frieden; wählet!" Die Senatoren erwiderten: „Gib, was du willst!" Da entfaltete der Römer seine Toga und sprach: „So nehmet Krieg!" Auf diese Weise entspann sich 218 der „hannibalische" Krieg, welcher 17 Jahre währte und meist in Italien geführt wurde.

Denn Hannibal, hocherfreut über den Krieg, wollte Rom auf eigenem Boden angreifen und — zertreten. Er ließ seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurück und gieng selbst, da die Römer das Meer beherrschten, mit 50,000 Mann Fußsoldaten, 9000 Reitern und 37 Elephanten über das Gebirg der Pyrenäen nach Frankreich, durchzog das weite Land, dessen Völkerschaften er für sich gewonnen, und stieg endlich, im September, über die himmelhohen Alpen nach Italien herein. Das war ein Weg — die starren Felsen, die glitscherigen Eisfelder mit Pferden und Elephanten hinauf. Auch litt das Heer von Kälte und Hunger und von den Angriffen der feindlichen Bergvölker unsäglich. Endlich nach neun Tagen war der Gipfel des Gebirges (vom kleinen St. Bernhard) erstiegen, und man blickte auf Italiens Grün herab. Hannibal ließ das Heer zwei Tage auf dem Schneegefilde Rast halten. Aber der Weg hinunter, welcher vier Tage dauerte, war noch schlimmer; Thiere und Menschen stürzten in die Schlünde und Abgründe hinab. Als sie unten standen im freundlichen Dorathal, befand sich's, daß die Menschen um die Hälfte geschmolzen und die Thiere fast alle dahin waren. Indessen konnte Hannibal sein Heer gleich durch Tausende von Galliern ergänzen, da einige Stämme derselben sich schon auf die Kunde von seiner Ankunft gegen ihre römischen Untertreter erhoben hatten, und er hauchte Muth und Lust.

In Rom hatte man den Uebergang eines Heeres über die Alpen für eine Unmöglichkeit gehalten, und wollte darum anfangs die Nachricht von dem Einbruche Hannibal's durchaus nicht glauben. Aber siehe, sie bestätigte sich, und bald folgten noch größere Botschaften nach. Der Punier traf zuerst ein römisches Heer am Ticinus, welcher vom Norden her in den Po fließt; er griff es feurig an und siegte im ersten Reitergefecht. Scipio zog sich nun über den Po zurück und vereinigte sich an der Trebia mit einem andern Römerheere. Hannibal rückte nach, brachte die Vereinigten zur Schlacht und vernichtete sie fast (Dec.). Nun gieng Völkerschaft um Völkerschaft zu dem Punier über, und ganz Italien gerieth in Bewegung.

Die Römer sammeln eiligst ein neues Heer und senden es mit dem Frühling dem vordringenden Feinde entgegen. Hannibal bricht in Etrurien ein; der Arno ist ausgetreten und hat die Landschaft überschwemmt; er watet mit seinem Heere vier Tage lang durch Morast und Wasser, ohne einen trockenen Platz zum Lagern zu finden; er verliert dabei sein eines Auge, welches sich entzündet hat, aber er erreicht die Römer am Trasimenischen See, lockt sie aus ihrer festen Stellung heraus und bringt ihnen abermals eine furchtbare Niederlage bei, 217. Die Schlacht war so hitzig, daß die Kämpfenden von einem ungeheuren Erdbeben nichts merkten, welches gerade in jenen Stunden stattfand, viele Städte Italiens zerstörte

und ganze Berge umwarf. Die Römer wehrten sich verzweifelt, aber dem Hannibal mußten sie erliegen.

Der Siegreiche rückte vorwärts in der Richtung auf Rom, das sich freilich entsetzte. Allein er erkannte, daß er jetzt schon gegen die wohlbefestigte und noch wohlbemannte Hauptstadt nichts unternehmen könne. Er wollte zuerst alles außen wegnehmen, die römischen Bürger draußen schlachten, und dann an das entblößte und entkräftete Rom selbst gehen. Darum schwenkte er ab, stieg über den Apennin und zog am Adriatischen Meere nach Samnium und Campanien hinab, indem er sich überall als den Befreier der Italischen Völker vom Römerjoch ankündigte. Allein keine italische Stadt öffnete ihm die Thore.

In der großen Noth hatte man zu Rom einen Dictator gewählt und zwar den alten Quintus Fabius Maximus, welcher durch seine Art, den Krieg zu führen, den Zunamen Cunctator, Zauderer, erhielt. Denn dieser zog mit einem frisch ausgehobenen Heere dem Feinde nach, ließ sich jedoch in keine Schlacht ein, sondern hielt sich immer auf den Höhen in unzugänglichen Stellungen, schnitt aber dem Feinde, wo er konnte, die Zufuhr ab und fiel unversehens über kleinere, vom Hauptheer getrennte Theile desselben vernichtend her. So hoffte er ihn zu schwächen und allmählich aufzureiben. Das war nun freilich gar nicht nach dem Sinne der noch immer kampflustigen Römer; sie zankten mit dem Zauderer darüber, ja sie nannten es Feigheit; allein er ließ sich nicht irre machen, und Hannibal war diese Kriegsführung in der That die verdrießlichste und nachtheiligste.

Dieser gerieth dabei auch einmal mit seinem ganzen Heer in die äußerste Gefahr, aus welcher ihn nur seine ausnehmende Listigkeit rettete. Er hatte sich in's Thal des Volturnus verirrt. Plötzlich sah er sich eingeschlossen und ringsum von den auf den Höhen erscheinenden Römern umzingelt. Er schien verloren. Allein der Mann, dem der Rath nicht fehlte, ließ in der Nacht eine Anhöhe erklimmen und da 2000 Ochsen Reisbündel an die Hörner binden, diese anzünden und abwärts treiben. Die Römer hielten sich für umgangen und räumten die bisher besetzte Straße, auf der dann die Punier entschlüpften.

In Rom war man sehr ärgerlich darüber, daß der Feind aus der Falle gelassen und nun nach Apulien gegangen war, und da der alte Fabius bei seiner Weise beharrte und jede Schlacht vermied, so wurde dort, wie im Heere, laut über ihn gescholten und die Dictatur ihm abgenommen. Es führten wieder zwei Consuln das neue Heer, ein so großes, wie Rom noch keines ausgesandt hatte: Marcus Terentius Varro, ein Hitzkopf, und Lucius Aemilius Paullus, ein vorsichtiger Mann. Sie sollten im Kommando täglich wechseln. Bei Cannä in Apulien trafen sie mit Hannibal zusammen. Aemilius hielt sich an seinem Tage still im Lager; Varro aber griff am folgenden (Juni 216) gegen seines Amtsgenossen Rath den Feind an. Aber welch ein Tag des Unglücks! Vom großen römischen Heere blieb nur wenig übrig. 70,000 Römer und 80 Senatoren lagen auf der Wahlstatt. Auch Aemilius, der auf's tapferste gefochten, fiel, während Varro seinem guten Pferde die Rettung dankte. Hannibal schickte drei Scheffelmetzen goldene Ringe, die den gefallenen römischen Rittern abgezogen wurden, als Siegeszeichen nach Karthago.

Die Botschaft von der fürchterlichen Niederlage brachte allerdings Jammer und Entsetzen nach Rom. Die Weiber liefen heulend und mit aufgelöstem Haare auf den Markt; die Kinder schrieen erbärmlich drein. Allein der Senat verlor seine Fassung nicht; er trieb die Weiber heim und sprach den Männern Trost und Muth zu. Er besetzte die Thore der Stadt und traf alle Anstalten zur äußersten Vertheidigung derselben. Varro wurde zurückberufen, und einem augenblicks neugeschaffenen Heere, zu dem auch Bürger aus den Gefängnissen und kräftige Sklaven genommen wurden, der erfahrene Marcus Claudius Marcellus vorge-

setzt. Und als Gesandte Hannibal's vor den Thoren der Stadt erschienen, die Auslösung der Gefangenen anzubieten, wurden sie gar nicht hereingelassen. So stark zeigte sich Rom im Unglück! Ja es ist wahr, was die Schriftsteller sagen, daß Rom nie größer gewesen sei, als nach der Niederlage bei Cannä, wo ihm der Untergang so nahe stand. Denn höchst bedenklich sah es allerdings mit ihm aus. Nun erst fielen italische Bundesgenossen von ihm ab; auch die zweite Perle des Reichs, Capua; nicht aber die griechischen Städte. Fast war das römische Reich wieder so klein als vor dem Samniterkrieg, und hatte einen Hannibal gegen sich, mit dem eben Macedonien und Syrakus (nach Hieros Tode) ein Bündniß schloßen.

Man fragt, warum dieser nicht gleich mit seinem siegesmuthigen Heere auf das bestürzte Rom losgieng. Damals aber verstand man weit besser, eine Stadt zu vertheidigen, als sie zu nehmen. Hannibal wußte sich auch schwächer, als er schien; die Mehrzahl seiner alten Kerntruppen war gefallen, weniger verläßige Söldner hatten sie ersetzt, und da ein Theil seiner Krieger als Besatzung in den eroberten Plätzen liegen mußte, so konnte er nicht seine ganze Macht gegen die feindliche Hauptstadt zusammennehmen. Uebrigens wurde er von seinen eigenen Unterfeldherren getadelt, daß er nicht von Cannä nach Rom gieng. So viel aber ist gewiß: um mit den Römern fertig werden zu können, bedurfte er Unterstützung von Karthago her; und hier fehlte es. Seine elenden Mitbürger, welche theils seinen Ruhm beneideten, theils geizhalsig die Kosten scheuten, theils kurzsichtig nach Frieden verlangten, thaten zu seiner Verstärkung so viel als nichts, ließen ihn trotz seiner flehentlichen Bitten mitten in seiner Heldenlaufbahn schmählich im Stiche. Sein Bruder in Spanien war von den Scipionen schwer bedrängt, und weder Macedonien noch Syrakus strengten sich ernstlich an.

Hannibal hatte mit dem letzten großen Siege den Höhepunkt seiner Siegesherrlichkeit erreicht. Von Cannä zog er nach Campanien, ohne doch etwas Sonderliches zu vollbringen. Da die Römer die rechte Mitte hielten zwischen Zauderei und Vorschnelligkeit, kam es mehrere Jahre lang zu keiner größern Schlacht. Kleinere Gefechte fielen vor, und wohl gewöhnlich zu Hannibal's Gunsten; doch in einem Treffen bei Nola siegten die Römer unter Marcellus zum erstenmal über den gewaltigen Gegner; auch nachher erlangte jener tüchtige Feldherr noch öfters den Vortheil über ihn, und der Römer Herz schwoll wieder von Muth und Hoffnung. Schon 215 war die Gefahr vorüber.

Einmal, 211, marschirte der Punier rasch auf Rom los; und es war doch einiges Grausen drinnen, als es hieß: Hannibal vor den Thoren! Er that es aber nur, um die Römer von seinem Hauptwaffenplatz Capua, den sie belagerten, abzuziehen, und kehrte wieder um, ohne einen Angriff gewagt zu haben. Seine Absicht erreichte er auch nicht; denn die Römer bedrängten Capua fortwährend. Nach zweijähriger Belagerung fiel es und wurde für seinen Abfall mit blutiger Strenge gestraft. Ebenso ergieng es 209 dem reichen Tarent durch den 80jährigen Fabius.

Schon 214 hatte Marcellus nach Sicilien übergesetzt, um die abgefallene Stadt Syrakus zurückzukriegen. Auch sie mußte zwei Jahre belagert werden, denn sie wurde durch die wunderbaren Erfindungen des weltberühmten Mathematikers und Mechanikus Archimedes, der sich in ihr befand, gewaltiglich vertheidigt. Dieser fertigte Maschinen, aus denen er ungeheure Steinmassen auf die nahenden römischen Schiffe warf, daß sie schen die Flucht ergriffen. Kamen sie doch bis an die Mauer, so senkte er eiserne Haken herab, welche sie beim Vordertheil packten und in die Höhe zogen, wieder in's Wasser platschen und unliebsam darauf tanzen ließen. Ja er soll Brennspiegel erfunden haben, mit denen er entfernte Schiffe anzündete. So wirkten seine Maschinen auch auf der Landseite furchtbar gegen die Belagerer, die samt ihren Schirmdächern von dem Hagel geschleuderter Felsstücke zerschlagen wurden. Allein die Römer wurden endlich doch, mit Hilfe von Verrath, der Stadt Meister, 212, und bei ihrem Eindringen fand Archimedes seinen Tod. Ein Soldat traf ihn mitten unter seinen Figuren, die er sich in den Sand gezeichnet hatte. Er studirte

so ernstlich darin, daß er von der Eroberung nichts merkte, und dem Hereinstürzenden zurief: „Verstöre mir meine Kreise nicht!“ Dieser stach den Greis nieder, was gebildete Römer nachher bedauerten. Aber Syrakus war gewonnen und ausgeplündert, und die ganze Insel wurde 210 zurückerobert.



Fig. 48. Archimedes.

Das niedergedrückte Rom hob sich wieder kräftig empor, wenn es auch Mühe genug kostete, immer frische Truppen und frisches Geld zu schaffen. Wo indessen das Staatsvermögen nicht ausreichte, da traten die Einzelnen ein. Die Opferwilligkeit Aller war außerordentlich. Die Reichen schickten ihre silbernen und goldenen Geräthe in die Münze, um Geld daraus schlagen zu lassen, und ihre Sklaven in's Feld; Unteroffiziere wie Reiter dienten ohne Sold. Viele latinische Gemeinden aber erklärten, sie können weder Truppen noch Steuern mehr schicken. Eben hoffte der alte zähe Marcellus dem Krieg ein Ende zu machen; aber bei Venusia von Afrikanischen Reitern überfallen, fand er 208 einen Soldatentod, mit ihm auch der andere Consul. Doch war nun Hannibal auf die Südspitze Italiens, auf Bruttium beschränkt.

Alle Hoffnung desselben stand noch auf seinem Bruder Hasdrubal, der ihm von Spanien aus ein neues Heer zuführen sollte. Dieser opferte 208 einen Theil dieses Heers, um mit dessen Auswahl an die Nordküste und nach Gallien zu eilen; und im Frühjahr 207 stieg er wirklich mit 48,000 Mann, 8000 Pferden und 15 Elephanten, mit weniger Verlust an derselben Stelle über die Alpen, wo Hannibal seinen Uebergang bewerkstelligt hatte. Und er kam noch früher an den Po, als sein Bruder dachte. Dieser drang eben nach Apulien vor, vom Consul Claudius Nero bewacht. — Da mußte den Römern alles daran gelegen sein, die Vereinigung der Brüder zu verhindern. Als darum Nero Hasdrubals Boten auffieng, brach er schnell mit dem Kern seiner Truppen nach Norden auf, um zu dem andern Consul, Marcus Livius, welcher mit einem Heere in Umbrien stand, zu stoßen, und in Gemeinschaft mit demselben dem Hasdrubal den Weg zu verlegen. Den größern Theil seiner Soldaten ließ Nero vor Hannibals Lager stehen, und täuschte damit den klugen Punier, daß er seinen Weggang gar nicht inne ward. In Eilmärschen erreichte er den Livius schnell, und die Vereinten fielen ohne Säumen, bei dem Städtchen Sena, 207, über den Hasdrubal her. Der Ort war für diesen sehr ungünstig, und wiewohl er seines Geschlechtes würdig kämpfte, ward er doch mit fast allen seinen Leuten erwürgt. Es war ein schwererkämpfter, aber vollständiger Sieg. Sechs Tage nach der Schlacht hatte Nero den Rückweg von neunzig Stunden vollendet, und stand mit seinen Tapfern wieder vor Hannibals Lager. Er ließ den Kopf des Bruders den Vorposten hinwerfen; das war die erste Nachricht, die der große Gegner von dem sehnlich Erwarteten empfieng. Hannibal erkannte Karthago's Schicksal. Aber mit staunenswerther Standhaftigkeit behauptete sich der von aller Hilfe Verlassene noch vier Jahre in Italien. Alle Furcht vor ihm war nun freilich verschwunden. —

Wir müssen jetzt einen kurzen Blick nach Spanien hinüber werfen. Schon im Anfange des Kriegs hatte Rom auch dahin Kriegsvolk geschickt und mit wechselndem Geschick gegen die Punier gekämpft. Die einst glücklichen Scipionen waren 211 gefallen, worauf man den Sohn des einen, den erst 27jährigen Publius

Cornelius Scipio als Oberbefehlshaber dorthin sandte. Ein hoher Mann voll Würde, Verstand und Kraft, so fromm, daß er kein wichtiges Geschäft vornahm, ohne vorher im Tempel gebetet zu haben, und so gütig und leutselig gegen die Menschen, wie man es selten bei einem Heiden gefunden hat. Dieser kämpfte höchst glücklich. Er nahm wie im Spiel 209 Neukarthago mit unermeßlichen Schätzen ein. Da wurde ihm eine gefangene Spanische Jungfrau von so ungewöhnlicher Schönheit vorgestellt, daß er von ihrem Anblicke ganz betroffen wurde. Kaum aber hörte er, sie sei die Braut eines jungen Keltibererfürsten, als er sogleich diesen, Allucius mit Namen, samt ihren Eltern herbeirufen ließ, und ihm die Braut übergab, indem er nichts dafür von ihm verlangte, als daß er ein Freund Roms sein sollte. Allucius versprach das tiefgerührt. Die Eltern legten doch ein Lösegeld für ihre Tochter dar; Scipio nahm es dankend an, verehrte es aber den Brautleuten zum Hochzeitsgeschenke.

Durch seine Menschenfreundlichkeit nicht minder als durch die Waffen gewann Scipio immer weitere Herrschaft in Spanien; und wenn er auch den Hasdrubal entschlüpfen ließ, so warfen sich doch nun die Spanier von allen Seiten den siegreichen Römern in die Arme. Scipio nahm den Puniern 206 das uralte Gades weg, nachdem dessen Vertheidiger Mago, auch noch seinem Bruder Hannibal zu helfen, abgesegelt war; er reinigte Spanien von Feinden und machte es zur römischen Provinz. Also selbst während der furchtbare Krieg in Italien noch nicht ausgekämpft war, erlangte Rom eine so große und wichtige Provinz. Wobei man sich jedoch vorstellen muß, daß darin noch manche unbezwungene Völkerschaften lebten, die erst hinfüro bewältigt werden mußten. Zugleich hatte Scipio eine Reiterei geschaffen, die es mit der punischen aufnehmen konnte. Mit schwerer Beute beladen kehrte er nach Rom zurück.

Er wurde sogleich, 205, zum Consul erwählt und seines Wunsches gewährt, mit einem Heere nach Afrika überschiffen zu dürfen, um dort den Krieg zu beendigen. Auf Sicilien traf er seine Zurüstungen mit gewohnter Einsicht und Thätigkeit, und fuhr von da 204 nach einem feierlichen Opfer unter dem Gejauchze einer zahllosen Menge nach Afrika hinüber. Er landete am schönen Vorgebirge. Gegen ihn geschickte Reiterscharen warf er zurück, und bezog sodann auf einer Erdzunge wohlverwahrte Winterquartiere. — Er hatte in Afrika noch einen achtbaren Feind außer den Puniern; doch auch einen Freund. Westlich vom karthagischen Gebiete, da wo heutzutage Algier ist, lag das große Land der Numidier (Berbern, Amazigt), welches dazumal in zwei Reiche getheilt war. Der König der Massyler (um Cirta oder Constantine), Massinissa, war mit Rom verbunden, aber freilich damals sehr geschwächt; Syphax, der viel mächtigere König von Massäsylien (Oran), hielt es mit Karthago. Im Frühling 203 geht Scipio aus seinem Lager. Er erfährt, daß die Punier und Numidier in zwei Lagern von Holz- und Rohrhütten liegen. Plötzlich um Mitternacht naht er still und läßt beide anzünden. Es erfolgt eine greuliche Verwirrung der durch das prasselnde Feuer aus dem Schlafe Erschreckten, bei welcher er 40,000 derselben niederhaut; 5000 fängt er; viele finden den Tod in den Flammen. In einer folgenden Schlacht am Tage erringt er über ein neugesammeltes feindliches Heer den vollständigsten Sieg, und nimmt selbst den König Syphax gefangen. Ja, er erobert fast das ganze karthagische Gebiet bis auf die Hauptstadt. Wie bestürzt und niedergeschmettert in dieser, so erhoben und wonnetrunken war man in Rom. Hier ließ der Stadtprätor auf die Botschaft vom Waffenstillstand alle Tempel öffnen, daß Jedermann den Göttern danke.

Die Karthager aber wußten in ihrer Angst nun nichts mehr zu thun, als den schmachvoll verlassenen Hannibal zu ihrem Schirm heimzurufen. Auch Mago sollte kommen, der drei Jahre wacker in Oberitalien gefochten hatte; eben jetzt starb er an einer Wunde. Mit grimmigem Weh verließ sein Bruder nach 16jährigem Auf-

enthalte den Schauplatz so vieler seiner Heldenthaten; seine Pferde ließ er niederstoßen, auch die italischen Soldaten, die ihm nicht übers Meer folgen wollten. Als er in Kroton aufs Schiff stieg, rann dem harten Mann eine Zähre über die Wange, er meinte: Nicht Rom, sondern der Neid meiner Mitbürger hat mich besiegt! Wegen des Abzugs des einst so schrecklichen Gegners wurde ein fünftägiges Dankfest im ganzen römischen Reich gehalten.

Hannibal landete in Afrika, und betrat nach 36 Jahren zum erstenmal wieder den vaterländischen Boden, dessen er sich kaum noch aus seiner Kindheit erinnerte. Den Waffenstillstand kündigte er nicht, sondern brach ihn. Bei der Stadt Zama traf er mit den Römern zusammen. Er war noch derselbe treffliche General als zuvor, aber hatte die Leute nicht und versah sich keines Guten; darum versuchte er zuerst einen friedlichen Vergleich. Er lud den Scipio zu einer Unterredung ein. Sie ward angenommen und im Angesichte beider Heere standen die beiden größten Feldherren ihrer Zeit einander gegenüber. Scipio, jung noch, schön, blühend, die Brust von Siegesgewißheit gehoben, Hannibal, noch nicht alt, aber gebräunt und verwittert, mit seinem übrigen Einen Auge düster in die Zukunft blickend. Eine Zeitlang sehen sie sich schweigend an, und wie gegenseitig über einander verwundert. Endlich beginnt Hannibal zu reden vom wandelbaren Kriegsglück, auf das die Römer nicht zu sehr vertrauen, sondern lieber einen ehrenvollen Frieden eingehen möchten. Scipio will diesen nur bei unbedingter Unterwerfung der Feinde gewähren. Sie trennen sich unverständigt. Am andern Morgen ermahnen Beide ihre Heere mit flammenden Worten und führen sie gegen einander zur Schlacht. Vor den Puniern stürmen 80 Elephanten her; aber das Trompetengeschmetter und Feldgeschrei der Römer jagte sie noch vor ihrem Annahen zurück, und sie richten im eigenen Heere Verstörung an. Hannibal thut alles, um sein Volk wieder zu ordnen; er thut alles, was der beste Feldherr vermag; aber seine Truppen sind zu schlecht beschaffen, es ist umsonst, Scipio's Reiter sprengen seine Linie. 20,000 seiner Leute sind todt, 20,000 gefangen, die andern in die Winde zerstreut. Das war die Entscheidungsschlacht bei Zama, 202.

Es kommen, auf Betrieb Hannibals selbst, Rathsherren von Karthago mit Oelzweigen ins römische Lager, und flehen kläglich um Frieden. Er wird unter folgenden Bedingungen bewilligt: 1) Karthago verzichtet auf alle Besitzungen außerhalb Afrika's; 2) es liefert alle seine Elephanten aus und alle Kriegsschiffe bis auf zehn; 3) es darf hinfort mit Niemanden ohne Genehmigung der Römer Krieg führen; 4) es gibt alle römischen Gefangenen und Ueberläufer umsonst zurück; 5) es bezahlt an Rom 10,000 Talente innerhalb 50 Jahren; 6) es stellt 100 Geiseln aus den edelsten Geschlechtern. Die Punier unterziehen sich allem in stiller Trauer. Sie sehen 500 ihrer Schiffe in Brand aufgehen. So ist Karthago's Macht zu Land und Wasser gebrochen, und Rom hat jetzt auch die unbestrittene Herrschaft zur See.

Jeder siegreich heimkehrende römische Feldherr durfte einen Triumph halten. Scipio hielt bei seiner Rückkehr nach Rom einen solchen, wie man noch keinen gesehen (Fig. 49). Die Palme aber legte er im Hause des Gottes nieder, dem er, wie man sich zuflüsterte, seine Eingebung verdankte; von seinem dankbaren Volke bekam er den Ehrennamen Afrikanus.

§ 27. Wie Rom nun den Osten unterwirft.

Dieser große Erfolg ihrer Waffen weckte in den Römern ein Streben nach Weltherrschaft. Aber es waren staatskluge Leute; so mischten sie sich zunächst erst in die Händel anderer Staaten und warfen sich denselben zu Schiedsrichtern auf; sie wußten nicht nur, daß von solchen zu Herrschern nicht mehr weit sei, sondern auch, daß sich so um ihr selbstsüchtiges Trachten noch ein ehrbarer Schleier ziehen ließ. Nachdem sie die Hauptmacht im Süden gedemüthigt und ein schönes Land

im Westen, Spanien, in Besitz genommen, schauten sie nun nach dem Osten hin in die alte Welt, die hochberühmte vor ihnen.

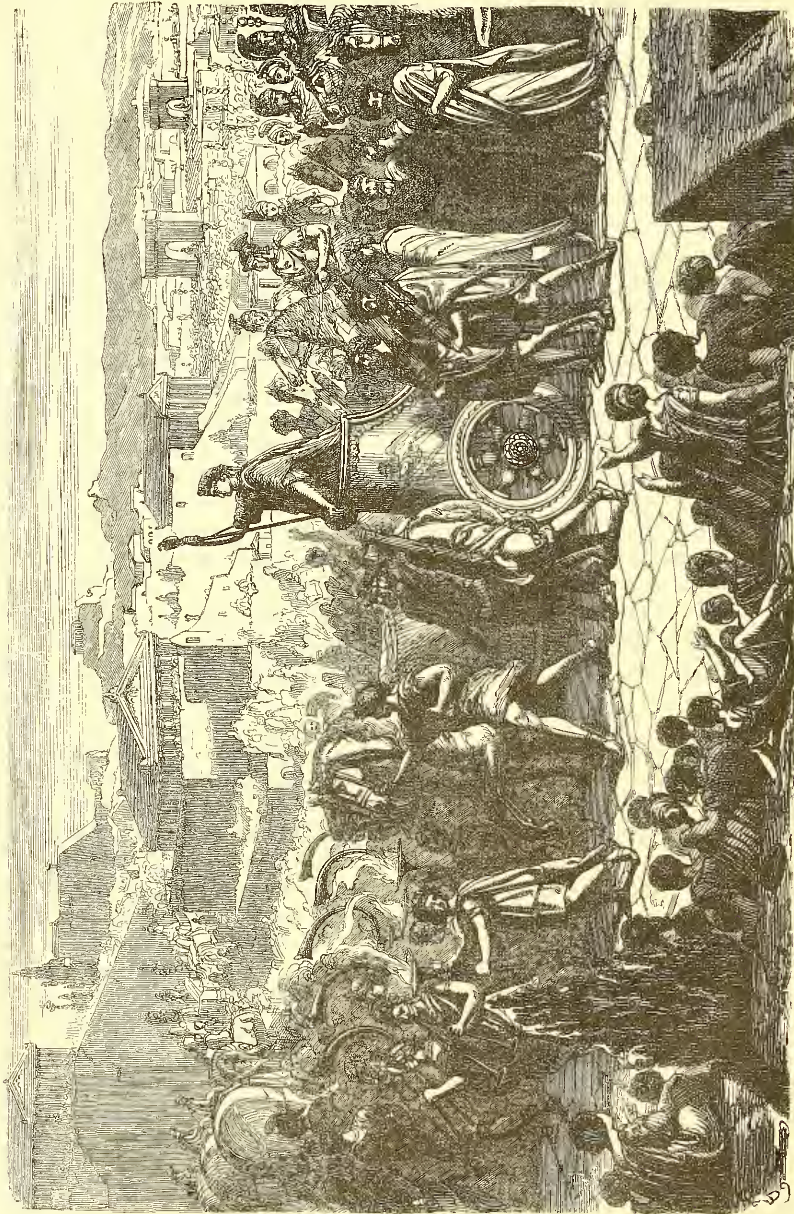


Fig. 49. Triumphzug des Scipio Afrikanus. (Vergl. Seite 178.)

Nach Osten hin lag das uns schon bekannte Macedonien, damals immer noch einer der mächtigsten Staaten, obwohl tüchtig verheert durch einen Einfall der Gallier. Philipp II. (oder V.) seit 221 wollte es wieder recht groß machen; er wollte ja Hannibal helfen, die Römer zu demüthigen, schloß aber 205 Frieden mit diesen, ohne was rechtes gethan zu haben; er gieng mit der Unterjochung Griechen=

lands um, das nach der Zersplitterung der dritten Weltmonarchie allmählich einige Selbständigkeit erlangt hatte; er griff auch andere Staaten an, z. B. die Hansa der Rhodier. Die Bedrängten, am dringendsten unter ihnen die Athener, riefen das gewaltige Rom um seinen Beistand an, und dieses sagte ihnen huldreich seine Vermittlung zu. Es kommt ein römischer Gesandter zu Philipp und fordert ihn auf, von seinen Eroberungsgelüsten abzustehen. Philipp verwundert sich, und fragt bitter, was denn die Römer seine Sachen angiengen? Da muß man ihm doch den Krieg ankündigen, 200. Dieser aber wird etliche Zeit ziemlich erfolglos geführt, bis endlich der auf dem Schauplatz erschienene Konsul Flaminius bei Kynoskephalä (Hundsköpfe, ein thessalischer Hügel) eine Hauptschlacht liefert, 197, in welcher die gepriesene Phalanx dem Ansturm der Legionen unterliegt und Philipp so besiegt wird, daß er sich gänzlich der Gnade der Römer übergibt. Er mußte alles Eroberte freigeben, sein Geld und seine Kriegsschiffe ausliefern, und ein ganz frommes Verhalten für die Zukunft versprechen, wie sichs für römische Bundesgenossen schickte.

Flaminius besuchte die isthmischen Spiele, wo die Griechen von allen Seiten her versammelt waren. Da verkündigt er ihnen die Freiheit von ganz Griechenland! Darüber brach ein unendliches Jubelgeschrei aus, Flaminius wurde von den dankbaren Hellenen fast erdrückt und mit Blumenkränzen fast erstickt. Ja, die lieben Griechen waren jetzt wieder frei, damit die Erbärmlichkeit ihrer staatlichen Zerrissenheit noch recht an den Tag komme.

Gleich nach dem macedonischen Kriege gedachte man eines noch weiter nach Osten liegenden Reichs, nämlich Syriens, das nach Rom der mächtigste Staat der damaligen Welt war. Eben herrschte Antiochus der Große (S. 136) darüber, der kurz zuvor 198 an den Jordanquellen die Aegypter besiegt hatte und nun allerlei Land in Kleinasien besetzte. Er kam sogar nach Thracien herüber, um dem Philipp zu einem neuen Wagniß Muth zu machen. Man ließ ihm sagen, auch er müsse die griechischen Städte, die er in Kleinasien unterjocht habe oder unterjochen wolle, frei lassen, denn Rom habe einmal die Freiheit aller griechischen Staaten ausgesprochen, also auch der in Asien und Thracien. Allein Antiochus entschloß sich zuletzt doch lieber zum Kämpfen als zum Nachgeben. Zu Ersterem reizte ihn aufs Eifrigste Hannibal, welcher eine Zeit lang an der Spitze seiner tief herabgeworfenen Vaterstadt löblich und ersprießlich gewaltet hatte, als aber die argwöhnischen Römer seine Auslieferung von Karthago begehrten, 195, zum Antiochus geflohen war. Der empfing ihn in Ephesus aufs ehrenvollste, folgte ihm aber in der Führung des Krieges nicht, welcher 192 ausbrach. So rieth Hannibal, denselben gleich in Italien selbst zu beginnen; Antiochus jedoch zog nach Griechenland, um sich erst dieses zuzueignen. Allein es gelang ihm nichts; er wurde von dem Konsul Glabrio, 191, bei den Thermopylen so derb geschlagen, daß er eiligst nach Hause zog; ebenso gieng es 190 seiner Flotte.

Schon setzte der Konsul Lucius Scipio, ein Bruder des Afrikanus und von diesem begleitet, über den Hellespont nach Asien, um das Wild in der eigenen Höhle aufzusuchen. Hier erscheinen also die römischen Adler zum erstenmal im Mutterwelttheil. Und sie besiegten bei Magnesia 190 den Antiochus trotz seinen Sichelwagen, welche die Leute rechts und links niedermähen sollten, trotz seinen Elephanten und Dromedaren, auf's vollständigste mit sehr geringem Verlust; denn neben ein paar hundert Römern lagen 50,000 Syrer auf dem Schlachtfelde. Der Große gab sich jetzt ganz klein; er bat demüthigst um Frieden, der ihm unter harten Bedingungen gewährt ward. Antiochus mußte die erstaunliche Summe von 15,000 Talenten erlegen, und verlor Kleinasien bis zum Halys 189, hauptsächlich an die Rhodier und den König von Pergamum. L. C. Scipio hielt bei seiner Heimkunft nach Rom einen so glänzenden Triumph wie vordem sein Bruder, und legte sich den Beinamen Asiatikus (oder Asiagenus) zu.

Staaten, die Rom zu fürchten hätte, gab es nun nicht mehr, aber doch noch einen Mann, den ewigen Römerfeind. Im Friedensschlusse war auch die Auslieferung Hannibal's mit einbedungen, der jedoch auf erhaltene Kunde weiter floh. Aber die Römer suchten und fanden ihn beim Könige Prusias von Bithynien. Unversehens wurde seine Wohnung von Soldaten umzingelt, und mit den Worten: „So will ich die Römer von ihrer Furcht befreien, weil es ihnen doch zu lange währt, bis ich alter Mann sterbe!" nahm er ein schon lang bei sich getragenes Gift, 183.

Nach einiger Zeit gieng es abermals mit Macedonien an. Schon Philipp hatte im tiefen Grimm über seine Erniedrigung heimlich wieder gegen Rom gerüstet. Er starb darüber; aber sein Sohn Perseus setzte die Rüstungen so eifrig fort und wühlte so manchfach unter den Griechen, daß Rom ihn durchschaute. Von der Herrscherin zur Rede gesetzt, antwortete er trotzig, daß er gesonnen sei, ihr schimpfliches Joch abzuschütteln, 172. Allein Perseus war der Mann nicht. Er fand bei den Nachbarn viel Hilfsgeneigtheit, und stand drei Jahre lang in entschiedenem Vortheil; aber sein Geiz und seine Unentschlossenheit hinderten ihn an einer kräftigen Führung; und als der tüchtige Konsul Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des bei Cannä gefallenen, über ihn kam, that er einen eiligen Fall. Er wurde bei Pydna 168 auf's Haupt geschlagen, floh fast allein mit seinem Golde, und gerieth, auf der Insel Samothrake, in Gefangenschaft. Ebenso sein Bundesgenosse, der Illyrer Genthius.

Diesem Perseus wurde der Thron abgesprochen, und Macedonien in vier Republiken zertheilt. Nur daß sie die Hälfte der bisherigen Abgaben, die sonst im Lande blieben, nach Rom schicken und im Uebrigen alles thun mußten, was die Römer haben wollten. Ueber diejenigen griechischen u. a. Staaten, welche sich dem Perseus zugewendet hatten, ergieng ein schweres Gericht; ihre besten Schätze und ihre besten Männer als Geiseln wanderten nach Rom; in Epirus wurden 70 Städte den römischen Soldaten zur Plünderung preisgegeben und gegen 150,000 Epiroten als Sklaven verkauft. Pergamum aber und Rhodus demüthigte man recht absichtlich.

Bei seiner Rückkehr nach Rom hielt Aemilius einen Triumph, der glänzender war als jeder bisherige, selbst der des Africanus und Asiaticus. Diesen haben die Schriftsteller Livius und Plutarch beschrieben. Er dauerte drei Tage. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen waren überall Schaugerüste aufgeschlagen, welche das Volk in Festkleidern bestieg. Alle Tempel standen offen und köstliche Weihrauchdüfte strömten aus ihnen heraus. Den ganzen ersten und zweiten Tag wurden auf endlosen Wagen die erbeuteten Gemälde, Bildsäulen und andere größere Gegenstände, dann die polirten feindlichen Waffen und Rüstungen dahergefahren, darnach durch Tausende von Männern das gemünzte Silber in offenen Gefäßen und kunstreich gearbeitete silberne Geräthe einhergetragen. Der dritte Tag war der herrlichste. Da standen die Römer frühe auf ihren Schaugerüsten, den Zug anzusehen. Voraus spielte Kriegsmusik. Dann wurden von stattlich aufgeputzten Jünglingen 120 fette Opferstiere mit vergoldeten Hörnern, mit Bändern und Kränzen, geführt. Hierauf trug man das erbeutete gemünzte Gold in 77 Schüsseln, sodann das mannigfach und kunstvoll verarbeitete Gold, worunter insonderheit die kostbaren Gefäße aus des Perseus Schatzkammer sich auszeichneten. Nun fuhr der Staatswagen des entthronten Königs mit seinem Diadem und Waffenschmucke. Hinter diesem Wagen giengen seine armen Kinder. Ihnen folgte Perseus selbst, in Ketten und im Trauerkleide, samt dem Illyrer. Nach ihm gieng seine Gemahlin und übrige Verwandtschaft. Hierauf schritten Träger mit 400 goldenen Kronen, welche die griechischen Städte den Römern verehrt hatten. Nunmehr kommt die Hauptperson, die majestätische Gestalt des Aemilius, auf einem prachtvollen, von vier edeln Rossen gezogenen Triumphwagen, in einem mit goldenen Sternen besäeten Purpurmantel, einen Lorbeerzweig in der Rechten, einen Kranz von Gold und strahlenden Edelsteinen auf dem Haupte. Hinter dem Triumphwagen ritten seine zwei tapfern Söhne. Und nun folgte das ganze Heer nach seinen Abtheilungen, mit Lorbeeren geschmückt, fröhliche Lieder singend. O wie wohl that solch ein Triumph dem Römervolke!

Aber schon wird Rom von einer Schiedsrichterin eine Beherrscherin der Welt. Es befiehlt Königen und sie gehorchen. Zur Zeit der Pydnaschlacht machte das Ungeheuer, der Syrer Antiochus Epiphanes (S. 136) Eroberungen in Aegypten. Der römische Gesandte Popilius Länas kommt zu ihm und befiehlt ihm im Namen des Senats, Aegypten zu verlassen. Der König will sich erst mit seinem Rathe besprechen; allein Popilius zieht mit dem Stabe einen Kreis um ihn und spricht: „Ehe du aus diesem Kreise trittst, muß ich deine Entscheidung wissen!" Und der König spricht: „Ich will thun, was der Senat für gut findet." — Könige kriechen im Staube vor Rom. Der König Prusias von Bithynien nennt sich „einen Freigelassenen des römischen Volks", und die Senatoren heißt er „seine rettenden Götter!" — Roms Scheu vor Ungerechtigkeit sank mehr und mehr dahin. Es war nicht bloß „hart wie Eisen", sondern „mit eisernen Zähnen fraß es um sich" und „mit ehernen Klauen" zerriß es alles, was neben ihm leben wollte.

§ 28. **Der dritte punische Krieg** (150—146).

Es war seit der Beendigung des zweiten punischen Krieges ein halb Jahrhundert vergangen. Karthago hatte sich trotz der schweren jährlichen Abzahlung an Rom und den starken zu dessen Kriegen geleisteten Lieferungen durch gute Verwaltung und namentlich durch seinen Handel wieder bedeutend emporgehoben. Daran hatte niemand weniger Freude als Rom; es sah mit scheelem Blick über das Mittelmeer hinüber auf das Wiederaufblühen der gehaßten Stadt, die doch wohl keine Nebenbuhlerin mehr werden konnte. Keiner aber in Rom empfand darüber mehr Ingrimm in seinem Herzen, als Cato der Censor, ein Mann von strenger Tugend nach heidnischen Begriffen, welcher aber hier so wenig Gewissen besaß, daß er ohne allen rechtlichen Grund den Untergang Karthago's sehnlich wünschte und unermüdlich betrieb. Er schloß jede seiner Reden im Senat, sie mochte vom Bergbau oder von der Schafzucht handeln, oder von was sie wollte, mit dem Zusatz: „Uebrigens halte ich dafür, daß Karthago zerstört werden müsse!" Mochte nun hiebei anfangs in etlichen noch etwas Gewissen sich regen, zuletzt stimmten sie alle zu.

Ein Vorwand zum erneuten Kriege mit Karthago bot sich dar. Wiederholt schon hatte Massinissa, jener Freund und Kampfgenosse der Römer (S. 174), der durch ihre Gunst jetzt über das ganze Numidien herrschte, im W., S. u. O. Karthago's bis nach Kyrene hin den von ihm umschlossenen Puniern schöne Landstriche weggenommen. Sie hatten sich in ihrer Angst vor Rom nicht gewehrt, „denn sie sollten ja ohne dessen Genehmigung keinen Krieg führen", und ihre Klagen in Rom waren nur an taube Ohren gedrungen. Nun aber fiel sie der steinalte Massinissa zum drittenmal räuberisch an; das war ihnen doch zu arg, und diesmal rüsteten sie. Es kam zu einem Zusammenstoß, in welchem der Numidier siegte und die Karthager unter das Joch schickte, ja am Ende die Entwaffneten noch zusammenhauen ließ. Nun erst schrieen die Römer: „Die Karthager haben den Frieden gebrochen!" und ließen sofort 149 ein Heer von 84,000 Mann gegen sie ausziehen, welches zunächst nach Sicilien übersetzte.

Die Punier hören es mit Bestürzung, senden schleunigst Abgeordnete nach Rom und übergeben ihren ganzen Staat freiwillig, aber vertrauend in der Römer Hände. Man verbürgt ihnen ihre Freiheit, verlangt aber zum Pfand für ihre gute Gesinnung 300 Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern. Die Karthager reißen sie aus den Armen ihrer jammernden Mütter, und schicken sie. Aber siehe, das römische Heer schifft doch von Sicilien nach Afrika hinüber und steigt dort an's Land. Die Punier kommen zitternd und fragen: Warum und wozu denn? Darauf empfangen sie keine Antwort; aber der Befehl ergeht an sie, alle ihre Waffen auszuliefern. Sie gehorchen; 200,000 Rüstungen samt anderem Kriegszeug und allem Flottenmaterial werden in's römische Lager geschafft. Da sie fragen, ob weiteres begehrt werde,

macht man ihnen folgende Eröffnung: Es sei der Wille des Senats, daß sie ihre Stadt verließen, und sich wo anders, doch wenigstens vier Stunden vom Meere entfernt, ansiedelten; denn Karthago müsse vertilgt werden!

Da faßt Verzweiflung die beispiellos Geduldigen. Man vergreift sich an den Beamten, die zur Auslieferung gerathen hatten; man tödtet alle Italiker. Alle sind entschlossen, um ihre theure, herrliche Stadt zu streiten bis in den Tod. Die Thore werden verrammelt, Steine auf die Mauerzinnen geschafft, neue Waffen gefertigt. Zugleich bittet man demüthig um 30tägigen Waffenstillstand zur Absendung einer Gesandtschaft nach Rom. Die Consuln dürfen das nicht gewähren, verschieben aber doch den Angriff. Auf allen Plätzen arbeiten Männer und Frauen Tag und Nacht. Metall reißt man herunter, wo man's findet, auch in den Tempeln; Bogensehnen werden aus Weiberhaaren bereitet. Wie die Consuln endlich Leitern anlegen lassen, die Mauern zu ersteigen, finden sie die Zinnen mit Katapulten gekrönt. Die Stadt ist fest und hat 700,000 Einwohner; der vertheidigenden Arme sind genug, während auch außen ein Heer sich bildet, gestützt auf libysche Stämme, die dem Massinissa verfeindet waren. Dieser stirbt, wie auch Cato, ohne das Ende der verhaßten Stadt zu sehen.

Ein paar Jahre lang vergeblich belagert, erlag sie erst, als Scipio Aemilianus 147 den Oberbefehl erhielt. Dieser Mann war ein Sohn jenes Aemilius, der den großen Triumph gefeiert, und zugleich durch Adoption ein Enkel jenes Scipio Afrikanus, welcher den zweiten punischen Krieg siegreich vollendet hatte. Er erst sperrte die Stadt völlig ab, ließ dann den Winter hindurch Hunger und Seuchen ihr Werk thun und brach 146 in einem fürchterlichen Sturm in die mit der äußersten Anstrengung vertheidigte Stadt ein. Aber drinnen war auch noch ein verzweifeltes Wehren; Straße um Straße, Haus um Haus bis in's sechste Stockwerk mußte genommen werden; sechs Tage wüthete der Kampf im Innern. Wie es dabei zugieng, wie die Karthager erstochen, zerhauen, zertreten, aus den Fenstern gestürzt und zerschmettert wurden 2c., das läßt sich nicht beschreiben.

Am siebenten Tage ergab sich auch die Burg mit 30,000 Männern und 25,000 Frauen, bis auf den obersten Theil derselben, einen Tempel, in welchen sich

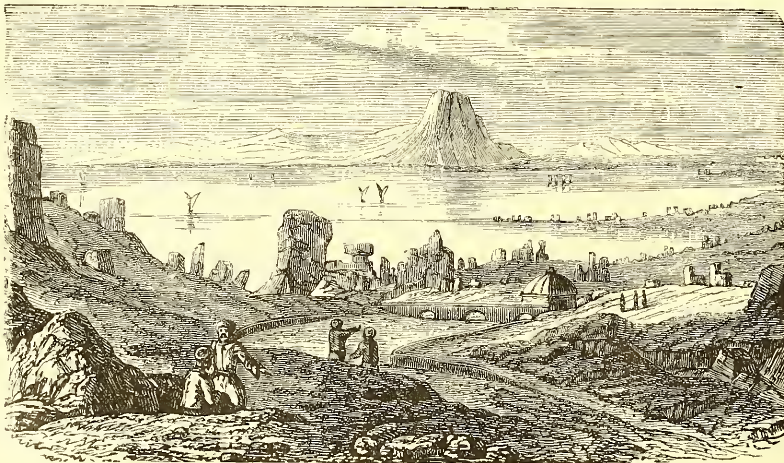


Fig. 50. Ruinen von Karthago.

noch der Kommandant — wieder ein Hasdrubal — mit 900 römischen Ueberläufern geworfen hatte. Da dieser aber sah, daß sie auch bei der hartnäckigsten Gegenwehr doch verloren seien, so schlich er sich heimlich zu Scipio und flehte um

Schonung. Scipio trat mit ihm vor, und hieß ihn sich zu seinen Füßen setzen; so zeigte er ihn den droben auf der Tempelzinne Stehenden. Da zündeten diese den Tempel an, um sich zu verbrennen. Plötzlich erschien Hasdrubals Gemahlin auf der Zinne mit ihren zwei Kindern. Sie schalt von da herab ihren Gatten ob seiner elenden Feigheit, und stürzte erst die beiden Kinder, dann sich selber in die Flammen des Tempels.

Auch den Rest der Stadt befahl der Senat dem Boden gleich zu machen; 17 Tage brannte die große, 6 Stunden im Umfang haltende Stadt, bis sie Ein Aschenhaufen geworden war. Als Scipio das dunkelrothe Flammenmeer sah, in welchem die 500jährige Beherrscherin des Meeres zu Grabe gieng, wurde er erschüttert, und mit Thränen sprach er Homer's Vers von der Stadt Troja aus:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

Er meinte nicht das vor ihm zusammensinkende Karthago, sondern seine Vaterstadt, deren dereinstiges gleiches Schicksal ihm im Geiste vorschwebte. Nach dem Brande wurde Karthago geschleift und der Fluch über die Stätte ausgesprochen, damit nie mehr eine menschliche Wohnung sich dort erheben sollte. Das war das Ende der hochherrlichen Phönicierstadt! Rom aber wurde in einen völligen Freudenrausch versetzt. Scipio erhielt nebst einem glanzvollen Triumphe den Beinamen seines Adoptiv-Großvaters Africanus mit dem Zusatz „der Jüngere." Das karthagische Gebiet wurde unter dem Namen „Africa" zur römischen Provinz gemacht.

§ 29. Rom nimmt immer zu, auch an Schlechtigkeit.

Das römische Reich wuchs gerade zur Zeit des dritten punischen Krieges noch auf einer andern Seite beträchtlich. Macedonien und Griechenland, nicht dauernd gerührt durch die ihnen geschenkte Freiheit, erwiesen sich widerspenstig. Jenes nur, indem es sich einem angeblichen Sohne des Perseus gezwungen fügte, dieses aber in tollem Freiheitstaumel. Der Consul Metellus bekämpfte und besiegte das erstere, der Consul Mummius das letztere. Nun löschte man ihnen auch ihren Schein von Freiheit gar aus; Macedonien war a. 148, Griechenland 146 (also gerade mit dem karthagischen Gebiet) in eine römische Provinz verwandelt. Korinth, „der Augapfel von Hellas", wurde wahrscheinlich auf Betrieb der neidischen Kaufleute dem Boden gleich gemacht.

Wohl drohte demnächst ein Abbruch auf entgegengesetzter Seite. Die ritterlichen Spanier hatten gegen die sich ihnen sehr drückend auflegende römische Oberherrschaft einmal um's andere angekämpft, wobei sie nur darum wenig erzielen konnten, weil die einzelnen Stämme gewöhnlich nicht mit, sondern nach einander sich erhoben. Weil sie sich aber unter allen Völkern am hartnäckigsten gegen das Joch wehrten, so daß die Römer Jahr aus Jahr ein 4 Legionen dort unterhalten mußten, so wurden diese furchtbar erbittert und giengen auf die schändlichste und schonungsloseste Weise mit ihnen um. Sie hielten ihnen kein Wort und keine Treue; auch im Frieden plünderten und zerstörten sie ihre Städte und hieben Harmlose, ja von ihnen selbst erst noch sicher Gemachte, zu Tausenden nieder.

Da stand in dem Lusitaner Viriathus, einem klugen und kühnen Hirten, 148 ein Rächer auf. Entflammt von Vaterlandsliebe, wußte er auch seine spanischen Brüder zu entzünden, daß aus verschiedenen Völkerschaften eine große Schar begeisterter Vaterlandsvertheidiger sich um ihn sammelte, mit denen er die Römer zu wiederholten Malen empfindlichst schlug. Ja er trieb sie so zu Paaren, daß sie sich gezwungen sahen, einen Frieden mit ihm zu schließen, darin sie die Lusitaner als völlig unabhängig anerkannten, 141; und das geschah mit Genehmigung des Senats: so tief demüthigte sich hier das stolze Rom. Allein ein neugekommener Consul, Q. S. Cäpio, brach 140 mit Wissen und Willen des Senats den un-

rühmlichen Frieden; und als auch er den tapfern Viriathus nicht bewältigen konnte, scheute er sich nicht, ihn durch einige Offiziere desselben, welche er durch Bestechung gewann, aus der Welt schaffen zu lassen, 139.

Durch den Tod des trefflichen Führers gieng die Sache der Vaterlandsbefreier zurück. Indessen hielt sich immer noch die keltiberische Stadt Numantia, welche fest auf einem Berge am Durusstrome lag. Sie vertheidigte sich Jahre lang auf's tapferste, und die durch Zuchtlosigkeit entarteten Römer konnten um so weniger gegen sie ausrichten. Endlich zogen sie unverrichteter Dinge ab. Aber die Numantiner hatten den Muth, sie zu verfolgen, und das Glück, sie in einem Engpasse dermaßen einzuschließen, daß sie alle vertilgen konnten. Sie gewährten ihnen freien Abzug unter der feierlich beschworenen Bedingung, daß nie mehr Römer gegen sie kämpfen wollten, 137. Allein solch einen Vertrag respektirte Rom jetzt noch viel weniger als zur Zeit der Samniterkriege (S. 161): zornwild sandte es 134 seinen größten Siegeshelden, den Scipio Aemilianus, über das kleine Völklein. Dieser belagerte die Stadt auf's neue, umschloß sie mit Wall und Graben, und da sich seine 60,000 Mannen doch nicht zu stürmen trauten, hungerte er sie aus. Immer stiller ward's drinnen. Der Hungertod wirkte täglich mehr darin. Sie schlachteten und verzehrten einander selbst. Andere tödteten sich, um nicht qualvoll zu verhungern oder in die Hände der Römer zu fallen. Manche zündeten ihre Häuser an und verbrannten sich und die Ihrigen. Nur wenige Uebrige ergaben sich zuletzt und schlichen als mißgestaltete Schatten heraus. Die öde Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht (133). Scipio hieß nun Scipio Aemilianus Africanus Numantinus. Der römische Adler flog wieder stolz über Hispanien hin.

Im J. 133 fiel den Römern noch ein schön Stück Land durch Erbschaft zu. Da starb nämlich der kinderlose König Attalus von Pergamum, der ihnen sein Reich testamentarisch vermacht hatte. Auch Pergamum ward dem römischen Reiche einverleibt; es war die erste Provinz in Asien und wurde darum „Asia" genannt. Schon hatten die Römer auch durch einen Sieg über Allobrogen und Arverner 121 im südlichen Gallien Fuß gefaßt, woselbst sie die berühmt gewordene Kolonie Narbo gründeten.

§ 30. Sitten und Bildung der Römer dieser Zeit.

Rom erscheint bereits mit der Weltherrschaft angethan. Wie es nun schon lange breit auf seinen sieben Hügeln thront, so herrscht es auch schon weithin über die Breite der bekannten Erde. Es dehnt seine Grenzen in Europa vom ägäischen bis zum atlantischen Meere; ein Theil Afrika's und ein Theil Asien's gehört ihm zu, und viele Länder und Reiche, die es noch nicht förmlich zu seinem Gebiet geschlagen, richten sich doch nach seinem gebieterischen Willen. Zu beachten ist aber, daß wir hier zuerst eine weitausgedehnte Republik sehen; die vorigen größern Reiche waren alle Monarchieen.

Die Römer dieser Zeit aber hat uns das Bishergesagte schon in einer viel schlimmern Beschaffenheit als die früheren erscheinen lassen. Stolz waren sie zwar von Anfang; aber je mächtiger sie wurden, desto stolzer auch. Ihr Hochmuth war Uebermuth geworden, und dieser kennt keine Schranken der Gerechtigkeit mehr. Wie war jetzt schon die ursprüngliche Biederkeit und Redlichkeit verschwunden! Es gab wohl noch Ausnahmen, aber im Allgemeinen waren sie voll der Ungerechtigkeit. Sie erlaubten sich jedes Mittel, andere Staaten zu unterdrücken; sie begiengen hiezu die schreiendsten Ungerechtigkeiten. Da machten sie sich freilich ein Bild vor von ihrem Staate, als der von oben her berufen sei, herrlich zu werden auf Erden, für dessen Macht und Glanz Alles geschehen dürfe und solle. Sie begiengen aber nun auch schon für ihre eigene Person vieles und schreckliches Unrecht. In der That begann ihnen schon das Wohl des Staates zurück- und der eigene Nutzen

hervorzutreten. Das Geld wurde ihnen immer werther. Sie wurden von einer wahren Geldsucht ergriffen und brachten an sich, was sie konnten. Am ärgsten trieben es die Beamten in den eroberten Provinzen, welche dieselben nicht nur für die Staatskasse, sondern auch für den eigenen Seckel ausbeuteten und zum Theil greulich ausraubten. Auch die Soldaten raubten für sich und brachten aus den fremden Ländern oft ansehnliche Schätze mit heim. Die Bürger daheim neideten sie und suchten sich auf andere Weise etwas ohne Mühe zu verschaffen; sie verkauften z. E. ihre Stimme in den Comitien, daß sie Aemtersüchtige für eine Geldsumme zu Consuln, Prätoren 2c. wählten, was zuletzt allgemeine Sitte ward; oder sie legten sich auf noch schlechtere Künste, um auch ihren Theil an dem Reichthum zu erlangen, der von allen Seiten in die Herrscherstadt floß. Dieser Reichthum war freilich ungeheuer, und in seinem Gefolge gieng Prunken und Wohlleben, das den Römern immer besser gefiel.

Die alte Einfachheit der Lebensweise verschwand je mehr und mehr. Die Häuser wurden mit glänzenden Geräthen ausstaffirt, mit den aus dem Osten weggeschleppten goldenen und silbernen Gefäßen, namentlich mit den köstlichen Gemälden und Bildsäulen Griechenlands ausgeschmückt; wenn man gleich auf das Aeußere der Wohnungen in der Stadt selbst noch weniger zu verwenden pflegte, ja noch manche Patrizier, wie die meisten Plebejer, hölzerne Häuser in den schmutzigen Gassen bewohnten. Aber von Innen und Außen prächtig stellten sie ihre Landhäuser her, deren sie unzählige in der Nähe Roms und durch ganz Italien hin besaßen. Da liefen herrliche Gebäude hin, mit Bädern und allen Gemächlichkeiten versehen; Gärten mit den schönsten Statuen, Bäumen und Blumen umzogen sie; große Fischteiche glänzten daran, die erst ausgegraben worden waren 2c. Solch eine Villa war wohl etwas Reizendes, und dahin zog sich der vornehmere Römer, wenn er von Kriegs- und Staatsgeschäften frei war; und von da reiste er dann nur manchmal auf kürzere Zeit nach Rom, um an den Versammlungen theilzunehmen oder in seinem Atrium (Fig. 51) Freunde, Bittsteller und Clienten zu empfangen. In der Villa suchte er seine rechte Glückseligkeit. Aber nun nicht mehr so, daß er innig glücklich sein Feld pflügte, seine Obstbäume beschnitt, sein Gemüse zog; er saß auch nicht mehr am Herd, um sich sein Gemüse selbst zu kochen, noch die edle Römerin emsig schaffend am Wollgewebe; sie saßen in Prachtgewändern, mit Gold und Juwelen überladen, an der Tafel, und schmausten alles Gute und Theure, manchen Fisch, „der mehr als ein Ochse kostete," um sich darnach mit Spielen, Wasserfahrten u. dgl. zu vergnügen. Die Arbeit aber wurde von hart angelegten Sklaven verrichtet, die man wie das Vieh verkaufte, wenn zu alt zur Arbeit. Schon war ein gewaltiger Hang zum Schwelgen eingerissen, und durch alle Klassen hin; die Vornehmen thatens voran, die Geringen nach, so gut sie's vermochten. Die Aermsten, wenn sie einmal etwas Geld in der Hand hatten, verpraßten es heute und hungerten morgen. Mit der Schwelgerei geht Wollust Hand in Hand. Auch diese wucherte auf und gewann eine furchtbare Herrschaft. Das keusche Rom ward allmählich eine Kloake der Unzucht. Schreckliche, schauerhafte Unzucht kam zum Vorschein, und zwar im Dienste des Gottes Bacchus geübt.

Manche Censoren, besonders der schon genannte Cato († 149), arbeiteten ernstlich gegen das ausschweifende Wesen; sie wollten mit aller Gewalt die alte römische Nüchternheit und Sittenstrenge zurückführen; sie schalten, drohten, straften; aber es war alles umsonst. Es war zu spät; in Griechenland und Asien hatten die Römer das sinnliche Genußleben kennen und lieben gelernt, und bald war es heimisch auch auf Latinischem Boden.

Dagegen hatten bis jetzt die Wenigsten die feinere Bildung der Griechen angenommen. An Kunst und Wissenschaft fanden sie im Ganzen noch immer keinen sonderlichen Geschmack. Die wunderbaren Gebilde eines Phidias, Praxiteles 2c. standen zwar in ihren Hallen, und sie thaten sich etwas zu Gute darauf; aber sie schauten sie wohl in vielen Tagen nicht an. Fremde Götter wurden eingeführt, je mehr man an den eigenen zu zweifeln anfieng. — Außer der Kriegs-, Rechts- und Baukunde befließen sie sich noch am meisten der Beredsamkeit, weil man

diese bei den öffentlichen Verhandlungen sehr gut brauchen konnte. — Einer, freilich ein Grieche, der nur in Rom lebte, Polybius († 127), schrieb eine sehr lobens-

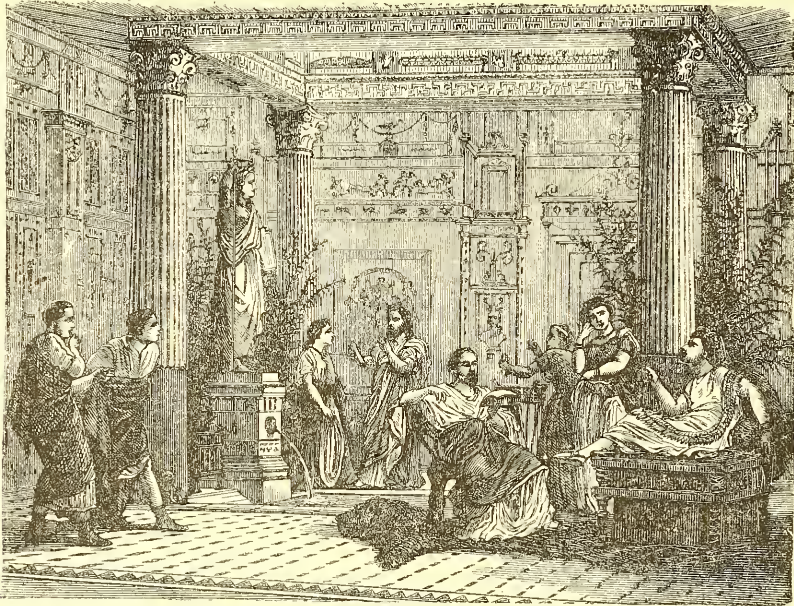


Fig. 51. Empfang im Atrium eines Consuls.

werthe, zuverlässige Weltgeschichte, von welcher noch Bruchstücke vorhanden sind. Im Epos versuchte sich zuerst Quintus Ennius († 169), freilich mit noch harten Versen.

Etliche der Römer, deren Natur übrigens nicht recht zur Poesie stimmte, thaten sich in der Komödie hervor, welche bei dem sonst so ernsten Volke jetzt allgemein beliebt war. Derjenige, welcher zuerst etwas Erkleckliches in der Lustspieldichtung leistete, war 235 der Campaner Nävius, den man aber wegen einiger Freiheiten in den Block schloß und verbannte. Von Titus Maccius Plautus († 184) besitzen wir noch 20 Stücke, welche allerdings mit ächtem Volkswitze gewürzt sind und das griechisch-römische Leben getreu abschildern. Ein berühmter Dichter dieser Art ist Publius Terentius Afer († 159), nicht so körnig und kräftig als jener, aber feiner und kunstmäßiger, der wegen seiner schönen und richtig gesetzten Sprache früher in unsern Schulen viel gelesen ward.

Wenn nun aber die Römer, Hoch und Nieder, mit namhaftem Ergötzen den vor ihnen aufgeführten Komödien beiwohnten, so war ihnen doch ein anderes Schauspiel unendlich lieber; das waren die a. 264 eingeführten Fechterspiele. In ihrem großen eirunden Circus saßen sie auf erhöheten Sitzen ringsumher Kopf an Kopf und schauten mit gespannter Begier auf den Sandplatz unten hinab, wo die Gladiatoren — gewöhnlich Leute aus dem Sklavenstande — mit einander kämpften.

Paar und Paar bekämpften sie sich, nicht zum Scherz, sondern im bittern Ernst, auf Tod und Leben. Warum oder wozu? Bloß zur Belustigung des Römervolkes. Manchmal standen sie sich zu Fünfundzwanzigen, manchmal zu Hunderten gegenüber, etwa in fremde Kriegstracht gekleidet, um einen Kampf anderer Völker vorzustellen; und sie stritten so lange, bis eine Partei todt oder schwerverwundet auf dem Boden lag. Auch mit Löwen, Tigern, Elephanten ꝛc. kämpften sie (seit 186), bis die Thiere oder sie selbst im Blute

lagen; alles bloß zur Belustigung des Römervolkes. Dieses konnte sich an dem greulichen Schauspiel nicht satt sehen vom Morgen bis zum Abend. Es ist aber begreiflich, daß es dabei immer wilder und grausamer wurde.



Fig. 52. Gladiatoren.

§ 31. Innerer Kampf zwischen Reichthum und Armut.

Lange haben wir vorhin von nichts als auswärtigen Kriegen vernommen; nunmehr ist wieder von innern Kämpfen zu berichten.

Man meine doch nicht, daß die ungeheuren Schätze, welche Rom aus aller Welt an sich zog, die zeitlichen Umstände aller römischen Bürger glänzend gemacht hätten. Zum Theil floßen sie in die Staatskasse, und der Staat bestritt seine großen Bedürfnisse damit, stellte Prachtbauten davon her u. s. f. Was aber das Uebrige und Mehrste dieser Güter betrifft, so waren es im Verhältniß zur Menge des Volkes doch nur Wenige, denen sie in die Hände fielen und in den Händen blieben. Das waren namentlich die Haupträuber, die Befehlshaber im Kriege, die Statthalter über die Provinzen und die Pächter der Staatseinkünfte; denn der Staat verpachtete damals die Steuern und Abgaben der eroberten Länder. Viel wurde freilich auch von den Soldaten geraubt; aber sie hatten, heimgekommen, ihr Erbeutetes in der Regel bald verpraßt.

Jene Haupträuber waren wohl zumeist aus den Patriciern. Denn diese saßen ja ohnedies im Fetten, und mittelst ihres Geldes konnten sie es bewerkstelligen, daß vorzugsweise ihnen die hohen Aemter des Staates, die man sich dann so einträglich machte, und der Pacht der Staatseinkünfte, an dem man das Doppelte und

Dreifache zu gewinnen wußte, überlassen wurden. Weil indessen doch auch gar manche Plebejer schon sich zu hohen Aemtern, oder durch Theilnahme an dem bemerkten Pacht, oder auf andere Weise zu bedeutendem Vermögen emporgeschwungen hatten, hinwiederum aber auch manche Patricische Familien durch Verschwendung oder aus anderen Ursachen heruntergekommen waren, so treten jetzt die Patricier als solche in den Hintergrund, und es stellt sich dagegen ein Adel hervor, welcher Geburtsadel, Amtsadel und Geldadel in sich verband, eine Genossenschaft der Reichen und Mächtigen (Optimaten), die wir hinfort mit dem uns schon bekannten Namen Aristokratie bezeichnen werden. Und dieser kleinen Partei gegenüber steht der große Haufe des geringen und armen Volks, welcher jetzt, weil auch liederlich geworden, noch ärmer war als je.

Es war in Rom ein schreiender Gegensatz zwischen Reichthum und Armut, und kein Mittelstand da. Es gab Gutsherren, welche einen Länderbesitz wie ein Fürstenthum hatten, den sie durch Tausende von Sklaven zu immer größerem Anwuchs ihres Mammons bearbeiten ließen; und daneben eine Masse Bürger, deren Gütlein längst an die Reichen verkauft war, die nichts mehr hatten als den geflickten Rock am Leibe, und mit Weib und Kind Hunger litten. Die Sklaven führte man besonders aus Asien ein; auf dem großen Markt von Delos konnten ihrer 10,000 an einem Tag verkauft werden. Das Elend der verdrängten Bauern, des großen besitzlosen Haufens, war allerdings unsäglich. Wie die Zahl der Freien beständig sank, so vermehrte sich die Sklavenbevölkerung. Das geschah besonders in Sicilien, dem Kornland, das darum den ersten Sklavenkrieg 134—2 mit allen seinen Greueln sah; die letzten 20,000 Gefangenen wurden gekreuzigt. Nun hatten besser gesinnte Männer, deren es immer noch einige gab, schon lange sich damit beschäftigt, wie dem abzuhelfen sei. Endlich traten zwei Männer auf, der namenlosen Noth zu steuern. Das sind die beiden Gracchen.

Zwei Brüder Gracchus stammten aus einem vornehmen und reichen Hause. Ihr Vater hatte das Consulat bekleidet. Ihre Mutter war die hochgesinnte Cornelia, Tochter des ersten Afrikanus, die nach dem Tode ihres Gemahls hätte Königin von Aegypten werden können, aber den Heirathsantrag ausschlug, um ganz der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Und sie erzog diese vortrefflich, so weit es im Heidenthum möglich war. Das ist die Mutter, welche einstmals, da sie schmucklos unter kostbar geschmückten Frauen saß, ersucht wurde, sie möchte doch auch ihre Kleinode zeigen, und die dann ihre beiden Söhne vorstellte und sprach: „Das sind meine Kleinode!“ Es thut wehe, daß diese keinen schönern Freudenglanz auf ihr nachfolgendes Leben geworfen haben.

Als der ältere Sohn, Tiberius Sempronius Gracchus, 134 Volkstribun geworden war, gieng er mit dem wärmsten Eifer daran, dem armen Volke Hilfe zu verschaffen. Es war wirklich Mitleid mit dem grausigen Elende, was ihn zu seinem Unternehmen trieb. Zuerst hielt er in öffentlichen Versammlungen ergreifende Reden: „die Thiere hätten Gruben und Nester, aber die Herren der Welt keinen Fußtritt Erde; Italien werde ja voll Sklaven und Barbaren, aber die freien Bürger nehmen gewaltig ab, haben nichts und erziehen ihre Kinder nicht, verlieren auch alle Lust am Kriegsdienste. Warum sollten sie auch für die Ueppigkeit anderer ihr Blut vergießen?“ Als er die Herzen vorbereitet hatte, kam er mit dem Vorschlag, daß dem alten (licinischen) Gesetze gemäß kein Bürger mehr als 500 Jauchert Landes besitzen, und, was er zur Zeit mehr besitze, in Loosen von 30 Morgen den armen Bürgern überlassen werden sollte, gegen billige Entschädigung aus dem Staatsschatze. Nun, dadurch wären freilich die bestehenden Verhältnisse ganz ungeheuerlich umgewandelt worden; da würden Manche mit Einem Schlag ganze Herrschaften Besitz verloren haben, und blutarme Bürger würden stattliche Erbpächter geworden sein. Es ist kein Wunder, daß des Gracchus Beginnen eine außerordentliche Erregung hervorrief. Das Volk jubelte schon vor Freude, und die Reichen schnaubten vor Zorn.

Nach dem Herkommen wurde der Vorschlag auf dem Forum in der vollen Versammlung aller Römer zur Verhandlung gebracht. Aber wie nun eben die Sache im besten Zuge für das Volk war, erhob sich ein anderer Volkstribun, Oktavius, den die Reichen auf ihre Seite gebracht hatten, und sprach: Veto (ich verbiete!), und damit war der Antrag zwar nicht ganz abgewiesen, aber doch zur endlichen Erledigung auf eine künftige Versammlung verschoben. Die Verfassung gewährte dem Oktavius das Recht zu seinem Veto; allein hier verließ den Gracchus die Besonnenheit, und die Leidenschaft nahm ihn hin; er ließ seinen Amtsgenossen vom erbitterten Volk als einen Volksfeind absetzen, was gegen allen Brauch war. Und so wurde der wohlmeinende Mann, dessen Antrag, wie bedenklich auch, doch verfassungsmäßig eingebracht war, ein Revolutionär. Für vermeintliches Staatswohl ward ein Staatsstreich gewagt und damit der Boden der Gesetzlichkeit verlassen.

Nunmehr nach der Entfernung des feindlichen Kollegen siegte er freilich; sein Vorschlag wurde bei einer neuen Versammlung durch Stimmenmehrheit angenommen. Allein der Zorn der Begüterten wurde darüber zu tobendem Grimme. Und wie Gracchus seinerseits Anstalten traf, um mit Gewalt durchzugreifen, so rüsteten sich andrerseits auch die Aristokraten. Droben auf dem Capitolium geriethen beide Parteien an einander. Es war zuerst ein entsetzliches Geschrei und Getöse. Da Gracchus sich dabei nicht verständlich machen konnte, bewegte er seine Hand nach dem Kopfe, um dem Volke anzudeuten, daß sein Kopf in Gefahr schwebe. Gleich schrieen einige der Gegner, er habe ein Zeichen gemacht, daß man ihm die Königskrone aufsetzen solle; und darauf fiel, trotz dem Gegenbefehl des Consuls, der Consular Scipio Nasika an der Spitze einer bewaffneten Schar über die Volkspartei her. Und wie das Volk ist, schnell in Hitze versetzt, doch nicht Stand haltend, — es ließ nach kurzem Kampf seinen Führer im Stich und lief davon. T. Gracchus wurde mit Knitteln todtgeschlagen; 300 seiner Anhänger fielen mit ihm. Und nicht einmal ein ehrliches Begräbniß verstattete man ihm; man warf sie alle als Vaterlandsverräther in den Tiber, 133.

Als das Volk wieder frischen Muth geschöpft hatte, geberdete es sich indessen entsetzlich wild, so daß der Senat es nicht wagte, das einmal angenommene Ackergesetz für ungiltig zu erklären. Vielmehr ließ er erwählte Männer zur Austheilung des Landes schreiten, und sie vermehrten die Bauernschaft in segensreicher Weise. Doch als lateinische Bundesgenossen klagten, man nehme auch ihnen schon von ihren Ländereien, legte sich der Schwager des Gracchus, der edle, milde Afrikanus, drein und ließ die Sache in's Stocken gerathen 129. Dafür wurde er Nachts in seinem Bette erdrosselt.

Nun griff der jüngere Bruder des Erschlagenen, Cajus Gracchus, das Werk auf's neue an. Er war gleichen Sinnes mit dem Tiberius, nur kräftigeren Geistes, aber auch noch leidenschaftlicher, der beredteste Römer. Und bei ihm gesellte sich zum Eifer für des Volkes Wohl noch die Begierde, den Bruder zu rächen. Das Volk setzte jetzt all sein Vertrauen auf ihn; und sie erhitzten sich gegenseitig immer mehr. Als er trotz aller Gegenwirkung der Aristokraten 123 zum Volkstribun erwählt worden war, bemühte er sich mit der größten Heftigkeit, nicht nur seines Bruders Unternehmen zur völligen Ausführung zu bringen, sondern auch noch weitere Aenderungen in's Werk zu setzen, daß man z. B. dem Stadtvolk Getreide wohlfeil ablassen, allerlei Verwaltungsrechte dem Senat nehmen, den Senat selbst aber durch 300 neue Mitglieder aus dem Ritterstand verstärken solle. Damit verband sich doch schon das Streben, den sinkenden Staat monarchisch zu leiten. Weiter schlug er vor, den Latinern das volle Bürgerrecht zu ertheilen. Seine Mutter Cornelia warnte, ermahnte und bat ihn, doch besonnen zu handeln, allein er achtete nicht darauf. Da gewann die Gegenpartei einen andern Tribun, der mit seinen Vorschlägen den Gracchus an Freigebigkeit noch überbieten mußte, bis das verwirrte Volk gegen den Gracchus

gleichgiltig geworden war und ihn nicht mehr zum Tribun wählte. Zuletzt kam es wieder zu einem blutigen Zusammenstoß. Als bei einem Opfer, mit welchem jede Römerversammlung begonnen wurde, ein Lictor die Eingeweide des Opferthieres wegtrug, und gerade damit den heftigsten Volksleuten nahte, rief er leichtfertig aus: „Macht Platz für ehrliche Leute, ihr schofeln Bürger!" Er wurde augenblicks von den Wüthenden niedergestoßen. Das war dem Senat erwünscht; er ließ den Ruf an den anwesenden Consul ergehen, „er möge zusehen, daß der Staat keinen Schaden leide!" eine in Nothfällen gebräuchliche Formel, womit Vollmacht zu beliebigem Einschreiten gegeben ward. Der Consul Opimius heißt alsbald die Senatoren und Ritter mit ihren Clienten und Sklaven sich bewaffnen. Die Volkspartei bewaffnet sich auch. Opimius läßt angreifen, verspricht jedem, der ihm das Haupt des Gracchus bringe, es mit Gold aufzuwägen. Das Volk hält abermals schlechten Stand. Cajus Gracchus erlitt das Schicksal seines Bruders; er ward mit 3000 seiner Anhänger, die meisten davon auf der Flucht, getödtet, 121. Sein Kopf wurde von einem Römer abgeschnitten, mit Blei ausgefüllt und dem Consul gebracht, welcher 17 Pfund Goldes dafür bezahlte; Cornelia durfte um ihre Söhne kein Trauergewand anlegen. Sie trug aber ihr hartes Geschick mit Fassung und konnte ohne Thränen von ihnen reden. Späterhin, als auch sie todt war, wurden die Bildnisse von ihr und ihren Söhnen in Rom aufgestellt und hoch verehrt.

Die gracchischen Gesetze wurden nur theilweise wieder abgeschafft, der Bürgerstand aber sank nun eilends. Es gab a. 104 keine 2000 Bürger mehr, die Vermögen besaßen. Sklavenaufstände wurden immer häufiger und gefährlicher. Das Volk blieb arm und elend, wurde noch unzufriedener und ingrimmiger, wurde auch fauler, bestechlicher und in jeder Weise nichtsnutziger. Aber die Aristokratie wetteiferte mit ihm an Nichtsnutzigkeit und namentlich auch an Feilheit.

§ 32. Der Jugurthinische Krieg.

Ein trauriges Bild von der Verdorbenheit der römischen Sitten, die in dem Rottenwesen immer schneller und tiefer sanken, zeigt uns die Geschichte Jugurtha's.

Jener Massinissa, den wir bei den punischen Kriegen kennen gelernt, hatte sein weites Reich Numidien seinem Sohne Micipsa hinterlassen. Diesem waren zwei Söhne, Adherbal und Hiempsal, geboren worden. Mit ihnen ließ er den Jugurtha, den unächten Sohn eines verstorbenen Bruders, erziehen; und um diesen schlauen, tapfern und verwegenen Menschen durch Güte zu gewinnen, setzte er ihn seinen Söhnen gleich, und theilte sterbend unter alle Drei das Erbe, 118.

Allein der herrschsüchtige Jugurtha räumte gleich im ersten Jahre nach des gütigen Pflegvaters Tod den Hiempsal durch Meuchelmord aus dem Wege, und dessen Bruder überzog er mit Krieg. Der bedrängte Adherbal floh nach Rom und bat dort um Hilfe gegen seinen Untertreter, die man ihm auch reichlich zusagte. Aber Jugurtha hatte im numantinischen Krieg seine Beschützer kennen gelernt; er schickte seinem Verkläger Diener mit vollen Beuteln nach; diese besuchten die Senatoren von Haus zu Haus, und siehe, der Zorn legte sich. Der Senat that den Ausspruch: „Beide Könige sollten friedlich neben einander zu gleichen Theilen das Land regieren." Opimius (s. oben) übernahm das gewinnreiche Theilungsgeschäft; und Jugurtha bekam die fruchtbarere Westhälfte. Alsbald bekriegte er den schwachen Vetter auf's neue; und als jener dahin gerieth, sich ihm ergeben zu müssen, so ließ er ihn, dem er Leben und Freiheit feierlich verbürgt hatte, grausam zu Tode foltern und alle Vertheidiger Cirta's, Italiker wie Afrikaner, hinmetzeln, 112.

Auf diese Nachricht schickten die beleidigten Römer nun freilich ein Heer gegen ihn über's Wasser. Allein Jugurtha bestach den Feldherrn, Calpurnius Bestia, und erlangte dadurch von ihm einen günstigen Frieden. Darüber schrie allerdings das Volk in Rom, und auf Andringen des Tribun Memmius ward Jugurtha

nunmehr zur Verantwortung dahin gefordert. Er lacht und geht nach Rom, nachdem ihm sicheres Geleite versprochen ist. Er hat viel Gold bei sich, und mit diesem Zaubermittel wendet er die ihm drohende Gefahr einer Verurtheilung kräftig von sich ab. Da wird er so kühn, daß er in Rom selbst einen dort sich aufhaltenden Enkel des Massinissa, der ihm vielleicht noch einmal schädlich werden konnte, ohne große Heimlichkeit erdolchen läßt. Das ist aber doch zu arg. Man packt ihn zwar nicht, um des versprochenen sichern Geleites willen, befiehlt ihm aber, augenblicklich Italien zu verlassen; das Weitere werde nachfolgen. Jugurtha geht lachend aus Rom; draußen wendet er sich noch nach ihm um und ruft verächtlich: „O feile Stadt, mit dir ists aus, wenn sich ein Käufer findet!"

Es zog ihm ein römisches Heer nach Afrika nach 110. Aber ein Theil desselben geht bestochen zu ihm über, und der andere läßt sich von ihm durch's Joch schicken!

Nun mußte denn doch Roms Ehre gerettet werden. Das Volk tobte 109. Man wählte einen redlichen, tüchtigen Feldherrn, den Quintus Cäcilius Metellus, und schickte ihn mit frischen Truppen nach Numidien. Dieser war unempfindlich gegen Jugurtha's Gold, schlug tapfer auf ihn los, verwüstete sein Land, und trieb ihn endlich so in die Enge, daß er zu seinem Schwiegervater, dem Könige Bocchus von Mauretanien (Marokko) floh, der sich auch zu gemeinschaftlicher Sache mit ihm bereden ließ.

Metellus konnte den Krieg in der ihm zugemessenen Zeit nicht vollenden; er mußte 106 das Kommando dem neuerwählten Consul Cajus Marius abtreten. Dieser war eines Bauern roher Sohn, aber mit einer guten Portion Mutterwitz versehen und von außerordentlicher Thatkraft und Tapferkeit. Er nahm in Numidien einen der noch unbezwungenen festen Plätze nach dem andern ein, wagte viel, kam aber doch ungeschlagen durch. Darnach gelang es ihm, durch seinen Quästor Lucius Cornelius Sulla, einen hochadeligen und feingebildeten Mann, „halb Löwe, halb Fuchs," den Bocchus zu überreden, daß er gegen ein Stück von Numidien seinen Schwiegersohn festnahm und den Römern auslieferte. So ward dieser Krieg, der von 111 bis 105 dauerte, geendigt.

Jugurtha wurde 104 in Fesseln nach Rom gebracht, und gieng in denselben, jetzt nicht mehr lachend, sondern halb wahnsinnig vor Scham und Schmerz, samt seinen zwei Söhnen vor dem Triumphwagen des Marius her. Dann stieß man ihn in einen tiefen Kerker. Hier sollte er verhungern. Als aber der starke Mann am sechsten Tage noch lebte, ward er aus Gnaden erdrosselt. Der Theil von Numidien, den Bocchus nicht als Verrätherlohn empfieng, wurde vorerst einem Halbbruder Jugurtha's übergeben. Man konnte nun ahnen, daß nicht ein Staatsmann wie C. Gracchus, sondern ein Offizier bestimmt sei, Herr von Rom zu werden.

§ 33. Kampf mit den Cimbern und Teutonen.

Wir haben nun eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie nämlich die Römer zum erstenmal mit unsern Ahnen zusammenstoßen. Jenseits der von Rhätern und Kelten umwohnten Alpen lag den Römern noch unbekanntes Land und niemand unter ihnen wußte näheres von dem ungeheuerlichen Volke der Germanen, welches dahinter bis zur Nord- und Ostsee, zwischen Rhein und Weichsel in vielen Stämmen hauste. Nur an der untern Donau waren die Griechen mit den deutschen Völkerschaften der Geten und Bastarnen schon zusammengetroffen; und Pytheas, ein massilischer Schiffer, hatte 325 die Nordsee besucht und dort „Teutonen" gefunden.

Zwei solcher Stämme, die Cimbern und Teutonen, verließen in Folge einer Sturmflut ihre bisherigen Wohnsitze an der Nordsee mit Weib und Kind, Hab und Gut, und drangen gegen Süden vor. Sie zogen auf lederbedachten Karren, und der Männer allein waren an 400,000. Zunächst brachen die Cimbern in die

östlichen Alpen ein. Die Römer wollten die Grenze vertheidigen; aber wie erschreckte sie der Anblick dieser Leute! Es waren lauter Riesen gegen sie. Sie waren behost wie die Gallier, manche staken aber in Eisen oder Kupfer vom Kopf bis zur Zehe. Sie hatten hohe Schilde und lange breite Schwerter, auch greuliche Streitkolben. (Sehet die Waffen und Geräthe unserer Vorfahren, wie man sie in Gräbern findet.)

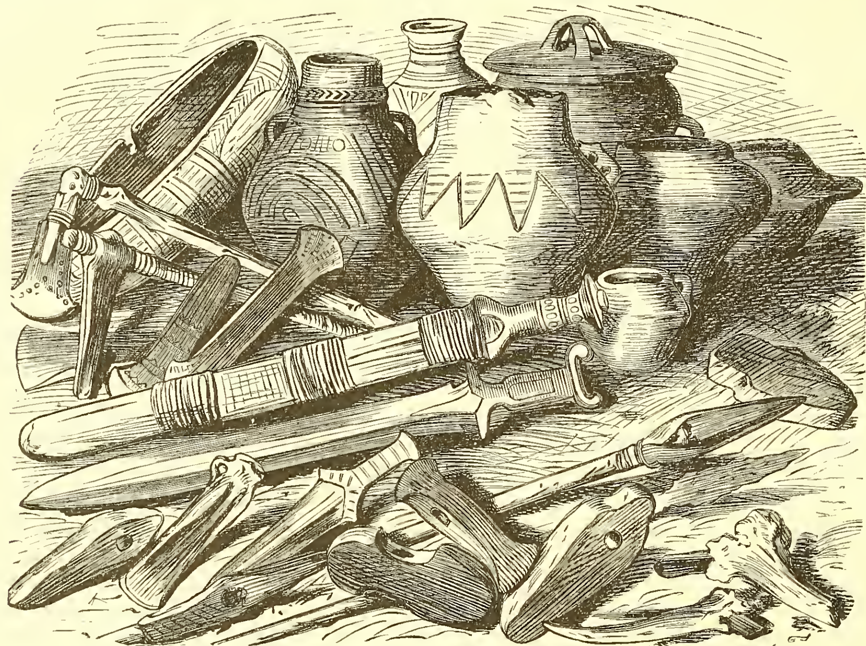


Fig. 53. Altdeutsche Geräthe.

Ihr Kopf aber war mit einem kupfernen Helm bedeckt, auf welchem sich noch als Aufsatz, seltsam und schrecklich anzusehen, ein Thierbild befand, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, ein Bär, ein Wolf mit offenem Rachen rc. Mit diesem Helm auf dem Kopfe war der Germane fast noch einmal so groß, als ein Römer. Unter dem Helm wallte goldrothes Haar lang herab, und die großen blauen Augen blickten so steif und starr, daß man den Blick nicht aushalten mochte. Priesterinnen opferten die Gefangenen und leiteten das Heer.

Es war schon im J. 113, da schlugen sich die Römer zuerst in Kärnthen, bebenden Herzens, mit diesen furchtbaren Fremdlingen. Hätte nicht ein ausbrechendes Gewitter die Schlacht beendigt, es wäre kaum ein Römer übrig geblieben. Hierauf zogen die Cimbern unter ihrem König Bojorix westwärts fort und durch Helvetien nach Gallien hinein. Im Süden dieses Landes hatten die Römer auch schon Besitzthum (S. 182); das wollten sie gegen die Germanen schirmen. Sie wurden 109 jämmerlich, 107 erbärmlich von ihnen zusammengehauen. Das war aber alles noch wenig gegen die fürchterliche Niederlage, welche sie 105 bei Arausio am Rhodanus unter ihren Führern Manlius und Cäpio erleiden mußten. Hier wurden 80,000 Römer in Stücke gehauen; nur 10 Mann entrannen, um die große Trauerkunde nach Rom zu bringen.

Ein ungewohnter Schrecken durchdrang die Weltherrin; man hieß ihn nachher den „Cimbrischen Schrecken", eine außerordentlich große Bestürzung zu bezeichnen. Die Römer sahen die entsetzlichen Menschen schon vor den Thoren ihrer Stadt, und

weil der alte Muth doch schon abgenommen hatte, so klapperten vielen die Zähne. „Wer kann gegen diese stehen?“ so fragte man sich mit bleichen Lippen. „Das kann etwa noch Marius mit seinen festen Knochen, mit seinem wildtrotzigen, in Afrika noch dunkler gewordenen Angesicht und mit seiner ausnehmenden Tapferkeit.“ So wurde Marius, den Gesetzen zum Trotz, abermals zum Consul und Oberbefehlshaber gegen die Germanen gewählt. Diese brachen doch nicht gleich nach Italien herein, wie sie gedroht hatten; man weiß nicht, warum. So gieng Marius 104 mit einem neuausgehobenen Heere, unter das auch Sklaven und Fremde eingereiht worden waren, zu ihnen nach Gallien hinüber. Er fand sie nicht. Sie hatten unterdessen weit herum gebeutet, ja sogar die Pyrenäen überschritten und Spanien einen Besuch abgestattet. Doch kehrten sie von dort nach zwei Jahren zurück. Diese Ruhezeit war dem Marius höchst erwünscht, er konnte sie benützen, seine Soldaten recht einzuüben und vorzubereiten für den schweren Kampf.

Im dritten Jahr erschienen die Teutonen, vielleicht erst jetzt nachgezogen mit der cimbrischen Schar der Ambronen, im südlichen Gallien bei den Besitzungen der Römer. Marius vermied den Kampf mit ihnen; aber den Weg nach Italien verlegte er ihnen durch sein festes Lager. Umsonst suchten sie es zu stürmen. Sechs Tage lang zogen sie dann höhnend an ihm vorüber. Er folgte ihnen, und bei Aquä Sextiä, 102 kam es zur Schlacht. Ein Theil der Ambronen wurde glücklich zurückgeworfen. Während der Nacht tönte von den Feinden ein furchtbares Gebrüll und grausiger Schlachtgesang zu den Römern herüber, welche sich dagegen ganz still in ihrem Lager verhielten. Am andern Morgen stürmte die ganze Menge der Feinde heran. Sie schlugen mit ihren nervigen Armen und mit ihren langen breiten Schwertern grimmig drein, und ihre Weiber feuerten sie aus der Wagenburg durch unaufhörliches Geschrei zu Muth und Wuth an. Sie standen fest bis die Mittagsglut ihre Sehnen erschlaffte und ein blinder Lärm im Rücken die Reihen auflöste. Sie fielen über einander hin, und die Römer mußten über Hügel von Leichen schreiten, um zu den hintern zu gelangen, die sie dann auch niederstreckten. Zuletzt stürmten sie noch die feindliche Wagenburg, welche von den deutschen Weibern auf's Hartnäckigste vertheidigt wurde, bis ihnen die Kräfte ausgiengen, worauf viele ihre Kinder und dann sich selbst erstachen. Der streitbaren Männer lagen mehr als 100,000 auf der Wahlstatt, und die wenigen Uebrigen, darunter ihr König Teutobod samt einigen Fürsten wurden gefangen. Der Teutonische Stamm war vernichtet.

Unterdessen brachen die Cimbern mit Helvetiern über den Brenner Paß wirklich in Italien ein. Sie fuhren auf ihren Schilden jauchzend die Eisgletscher herunter. So eilte denn Held Marius, welcher in Rom abwechselnd immer wieder zum Consul erwählt wurde, mit seinen siegesmuthigen Truppen an den Po. Es stand dort ein anderes schon sehr erschüttertes Römerheer unter dem Consul Catulus, mit dem er sich vereinigen konnte; und den Winter über ruhten die Cimbern. Ehe sie zum Kampfe schritten, schickten sie eine Gesandtschaft und baten für sich und ihre Brüder, die Teutonen, „um Land zum Wohnplatz“, so wollten sie friedlich neben den Römern wohnen: denn das schöne Land umher gefiel ihnen über die Maßen wohl. Marius erwiderte ihnen, „die Teutonen hätten Land genug für immer!“ Diese Rede hielten die Cimbern für Spott und drohten Rache. Da ließ ihnen Marius die gefangenen Teutonischen Fürsten zeigen. Nun forderte Bojorix die Römer zur Schlacht heraus, und zwar „sollten sie selbst Ort und Zeit derselben bestimmen.“ Marius wunderte sich über dies Ungewöhnliche, nahm aber die Ausforderung an, bestimmte die Raudische Ebene links vom Po, und den nächsten Tag, den 30. Juli 101, zur Schlacht. Die ganze Macht der Cimbern rückte in einem ungeheuren, anderthalb Stunden langen und breiten Viereck gegen das römische Heer an. Unerwartet stießen zuerst im Morgennebel die Reiter auf einander; die Römer warfen die keltische Reiterei zurück auf das Fußvolk. Dieß stand so, daß

der Sonnenstrahl sie blendete und der Wind ihnen den Staub entgegenwehte; dazu hatten sie sich thörichterweise mit ihren Gürteln an einander geschlossen, wodurch sie um so mehr im Kampf gehindert waren. Mit geringen Opfern ward der Sieg erfochten, um dessen Ehre dann Marius und der gleichfalls tüchtige Catulus sich zankten. Gegen 140,000 streitbare Männer sanken auf die Wahlstatt. Wer aber nach der Wagenburg floh, der wurde dort als ein elender Feigling von den ergrimmten Weibern erwürgt, die dann, wie die Teutonischen, ihre Kinder und sich selbst tödteten; doch wurden 60,000 gefangen. Auch der Cimbrische Stamm war vertilgt.

So gieng dießmal noch für Rom die Gefahr von den Germanen vorüber. Es sah nichts von ihnen als die Gefangenen, die mit ihrer hohen Gestalt, mit ihrem Goldhaar und ihrem stieren Blick durch seine Thore einzogen, über die es staunte und sich freute, mehr als dort über Karthago's Elephanten (S. 167). Unsere lieben Ahnen waren damals noch gar zu roh und wild; wir wollen's darum nicht bedauern, daß sie unterlagen und Rom's Cultur vor ihnen erhalten blieb, welche ihre besten Früchte in Kunst und Wissenschaft erst noch bringen sollte.

Der Bauernsohn Marius aber ward von vielen Römern wie ein Gott verehrt; sie spendeten ihm Trankopfer beim Mahle und nannten ihn den dritten Romulus, den zweiten Camillus. Das Heer hatte er ganz an seine Person gekettet, wenn er es zunächst auch entließ; 5 Jahre hinter einander 104—100 war er Consul gewesen. Aber zum Heilen der inneren Schäden fehlte ihm alles Geschick des Staatsmannes.

§ 34. **Der Bundesgenossenkrieg** (91—88).

Wenige Jahre nach dem cimbrischen Schrecken, der sich in Siegesjubel auflöste, trat die Gefahr des Untergangs Rom noch näher, ja sie umringte es von allen Seiten. Die meisten Städte und Völker Italiens waren mit Rom unter dem Namen Bundesgenossen (S. 163) vereinigt. Sie hatten in allen Schlachten an der Seite der Römer gekämpft und ihr Blut für Roms Heil und Herrlichkeit vergossen; dafür wollten sie aber auch gleichbegünstigt sein, wollten das volle römische Bürgerrecht haben. Darauf hatte man ihnen schon öfters Hoffnung gemacht, aber dieselbe nie erfüllt; abgesehen von einer kleinen Ausnahme, die sich Marius nach der letzten Schlacht erlaubte.

Als nun zuletzt ein förmlicher Antrag des Volkstribuns Marcus Livius Drusus, „den Italern das Bürgerrecht zu ertheilen", abgewiesen, dagegen der Vorschlag eines Andern, „alle diejenigen zu strafen, welche das Begehren der Bundesgenossen unterstützen würden", angenommen und Drusus 91 ermordet wurde, da zuckte es durch ganz Italien hin. Ein Geheimbund umschloß die Halbinsel, und die Drohrede eines Consulars Servilius in Asculum führte zum blutigen Ausbruch. Allerwärts standen die Getäuschten und Erbitterten auf, die Marser, Picenter, Peligner, Marruciner, Frentaner, Samniter, Vestiner, Hirpiner, Apulier, Lucaner ꝛc.; nur einige, und namentlich die Latiner, Etrusker und Umbrer, nahmen an dem Handel keinen Theil.

Die empörten Bundesgenossen riefen das ganze Italien zu Einer Republik aus. Und nicht mehr Rom sollte die Hauptstadt sein, sondern Corfinium, das auch in der Mitte des langen Stiefels, nur östlich lag. Sie schufen einen Senat von 500 Gliedern, Consuln, Prätoren und andere Beamte, welche ihren Sitz in Corfinium nahmen. Sie führten gleich ein Heer von 100,000 in's Feld gegen das selbstsüchtige Rom, das hinfort nichts mehr sein und haben sollte, als jede andere Stadt Italiens. Der sabellische Stier brach los gegen die römische Wölfin.

Zwei Jahre wüthete der blutigste Krieg um Rom herum und oft vor seinen Thoren. In seinen Hilfsmitteln so sehr beschränkt, daß es mit Noth ein größeres

Heer aufbrachte, erlitt es anfangs mehrere Niederlagen, und die stolze Weltherrscherin schwankte, wie ein hoher Thurm im Gewittersturme. Aber sie taumelte in ihrem Verstande nicht; sie war so klug, a. 90 den treugebliebenen Bundesgenossen das Bürgerrecht von freien Stücken zu ertheilen, wodurch sie diese ganz für sich gewann und zum kräftigsten Beistand ermunterte. Das Kriegsglück wendete sich wieder; der alte Marius trieb die Tapfersten der Feinde, die Marser, zurück, und Sulla that noch Größeres; er schlug die Marser und Samniter so nachdrücklich, daß sie sich Rom wieder unterwerfen mußten, 89. Strabo brach 88 den letzten Widerstand. So war auch dieser dräuende Nothstand vorüber, nachdem auf beiden Seiten gegen 600,000 Menschen gefallen waren.

Nachträglich zeigt sich Rom als die Edelmüthige; es gibt freiwillig allen italischen Bundesgenossen ohne Unterschied das begehrte Bürgerrecht. Da sehen wir nun abermals ein Neues: während bisher eigentlich eine Stadtrepublik bestand, besteht von hier an eine Landesrepublik. Aber von der Auskunft durch eine Repräsentantenversammlung wußte man noch immer nichts. Man denke sich nun, wenn eine Volksversammlung in Rom gehalten wurde und die Bürger aus ganz Italien dazu giengen, wie sie sich da drängen und auf die Füße treten mußten! Zum Glück giengen auch bei wichtigen Angelegenheiten nicht Alle dazu, denn der Weg war Vielen doch zu weit. — Wie kommt's aber, daß das selbstsüchtige Rom zuletzt noch so edelmüthig handelte? Ach, es wußte, warum? Gerade damals hatte sich in Asien eine große Gefahr erhoben, und in der Stadt selbst war gewaltige Entzweiung.

§ 35. Erster Krieg mit Mithradates.

Weit hinten am schwarzen Meere lag ein mäßiges Königreich, Pontus genannt. Ueber dieses herrschte seit 120 der Kappadocier Mithradates, der sich durch seine Eroberungen den Beinamen der Große erwarb. Er hatte in früher Jugend seinen Vater durch Meuchelmord verloren, und sich selbst den Nachstellungen seiner Verwandten durch Flucht in ein waldiges Gebirge kaum entzogen. Aber in ihm war eine wilde Kraft, und als er erwachsen aus seinen Wäldern hervorgieng, erfaßte er das väterliche Scepter mit starker Hand. Er hatte eine herkulische Leibesstärke und einen muthigen, durchbrechenden Geist, auch ein reiches Maß Verstand und eine unersättliche Eroberungsbegier. Er sprach die 22 Zungen der ihm unterworfenen Völker und sah selbst nach Allem. Frühe aber faßte er, wie Hannibal, den Entschluß, ein steter Feind der Römer zu sein, die während seiner Knabenzeit das väterliche Reich beschränkt hatten, und ihm noch sein ganzes Reich nehmen konnten.

Mithradates machte den Plan, zunächst die römische Herrschaft in Asien zu stürzen, und dort selbst ein großes Reich zu stiften, dessen Grenzen er dann auch über Europa ausdehnen wollte. Und mit aller Klugheit gieng er an's Werk; er stärkte sich durch leichte Eroberungen im Osten und Norden, namentlich von der Krim aus, warb Barbarenheere, versah sich mit einer Fülle von Kriegsbedürfnissen, schloß Bündnisse mit benachbarten Fürsten und Völkern. Aber zu neuen Hoffnungen hielt sich Mithradat berechtigt, als die Römer im Bundesgenossenkrieg vollauf zu thun hatten. Sulla war damals Statthalter in Cilicien und er trieb rasch den Verbündeten Mithradats, den Armenier Tigranes, aus Kappadocien hinaus 92.

Die Gelegenheit, mit ihnen anzubinden, ergab sich von selbst. Es fiel nämlich im J. 89 der König Nikomedes von Bithynien, von den Römern dazu angestiftet, räuberisch in Pontus ein. Da erhob sich der lauernde Löwe. Er schlägt die Bithynier, schlägt die diesen zu Hilfe kommenden Römer 88. Er bricht reißend durch die Länder Phrygien, Mysien, Lycien 2c.; bald ist ganz Kleinasien sein. Durch seine grausame Verhöhnung des gefangenen Consuls und durch sein wohlwollendes Benehmen gegen die asiatischen Griechen gewann er sich überall die Herzen; die Städte empfiengen ihn frohlockend als den „Retter Asiens!"

Aber wie kocht der Haß gegen die Römer in seinem Busen! Er erläßt von Ephesus heimlichen Befehl in alle kleinasiatischen Städte, wo welche sich aufhielten, daß alle Italer an Einem Tage überfallen und ermordet werden sollten. Merkwürdigerweise wurde die Heimlichkeit allenthalben so gut bewahrt, daß die Bedrohten nicht das Geringste davon erfuhren, und so wurden sie an dem bestimmten Tage aller Orten mit Wuth angefallen und ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, 80,000 an der Zahl, niedergemacht. Der römische Name war in Kleinasien ausgerottet; nur Rhodus erwehrte sich des neuen Sultans.

Mithradates blieb in Pergamum, wo er alles ordnete und leitete. Aber sein General Archelaus bemächtigte sich schon mit einer Flotte der Inseln des ägäischen Meeres, und landete selbst am griechischen Festlande. Auch hier freudiger Empfang der Feinde Roms. Die Athener führen sie jauchzend in ihre Stadt ein und träumten sich schon die Wiederkehr ihrer alten Freiheit, die ihnen ein Mithradates herstellen sollte. Ihnen nach fielen die Spartaner, Achäer, Böotier u. a. seiner Sache zu.

In Rom riefen diese Ereignisse ernste Besorgnisse hervor. Aller Besitz im Osten stand auf dem Spiele. Hier galt es, einen gewachsenen Feldherrn abzusenden. Als solcher — aber erst nach einem blutigen Streit in Rom selbst, von dem wir bald hören werden — gieng Sulla, der Hauptsieger in dem nun geendigten Bundesgenossenkriege, mit einem Heere ab im Frühling 87.

Durch diesen auserlesenen Feldherrn nahm die Sache schnell für Rom eine günstige Wendung. Kaum erschien Sulla ohne Kriegsschiffe, wie ohne Schatz, mit nur 30,000 Mann in Griechenland, als sich die dortigen Staaten den Römern reumüthig wieder zu Füßen legten. Nur das leichtfertige Athen, auf seine mithradatische Besatzung vertrauend, blieb im Widerstand. Es wurde umzingelt. In Kurzem entstand eine solche Hungersnoth darin, daß sie Gras, Leder und Leichname verzehrten. Endlich eroberte es Sulla im Sturm und ließ das Blut seiner Bewohner in Strömen fließen, bis er „um der Todten willen den noch Lebenden verzieh." Aber Hab und Gut verschlangen seine Soldaten und begiengen unmenschliche Greuel, März 86.

Hierauf rückte Sulla nach Böotien vor, wo sich das Heer des Archelaus mit noch einem andern pontischen Heere, welches Ariarathes, des Mithradates Sohn, durch Thracien und Macedonien herbeigeführt, vereinigt hatte. Nicht die Hälfte so stark, besiegte Sulla die furchtbare feindliche Macht in zwei schweren Schlachten bei Chäronea 86 und Orchomenos, 85. In der letztern flohen seine Leute schon, da riß er einem Fähndrich den Adler weg und schrie: „wenn man euch daheim fragen wird, wo ihr euren Feldherrn im Stich gelassen habt, so sagt: bei Orchomenos!" Damit stürzte er sich in die Feinde, und seine beschämten Soldaten drangen ihm nach und errangen noch einen glänzenden Sieg.

Nachdem der Feind in Europa überwunden war, setzte Sulla nach Asien über, wo man indessen des Tyrannen müde geworden war. Lucullus hatte in Syrien Schiffe aufgetrieben, welche die Inseln unterwarfen. Die schönen Städte Kleinasiens mußten alle wieder den Römern huldigen, und als Strafgeld für ihre Untreue das Höchste, das Rom je gefordert, nämlich 20,000 Talente zahlen. Rechne zu dieser ungeheuren Summe noch das, was die Soldaten verpraßten, verdarben und fortschleppten: so theuer mußten diese Städte für ihren Wahn büßen, durch Mithradates frei zu werden. Dieser nahm den Frieden an, den ihm Sulla bot, 84, der demüthigend genug, doch bei seiner gegen die Römer verübten Bosheit immer noch recht gelind für ihn ausfiel; er zahlte 3000 Talente, trat seine Flotte von 70 wohlgerüsteten Schiffen ab und gab alles Eroberte heraus, so daß ihm nur sein altes Königreich Pontus blieb.

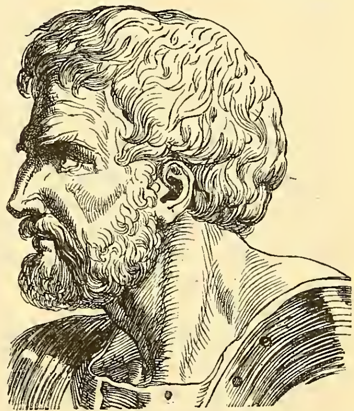
Während Sulla in seinem Siegeslauf begriffen war, gab es aber kuriose Auf-

tritte in Rom, wobei seine Häuser verbrannt, seine Güter geraubt und er selbst geächtet ward. Wie es zugieng, wird § 36 zeigen.

§ 36. Der erste Bürgerkrieg.

Wir sind nun schon bei der letzten und gräßlichsten Zeit der römischen Republik angelangt. Jetzt muß ich erst noch viel von Streit und Blutvergießen melden, daß ich lieber die Feder niederlegen möchte. Allein es thut's nicht anders; ich muß mein Vornehmen getreu vollenden. Ich muß euch aber zuerst mit euren Gedanken vor den Abmarsch Sulla's in den mithradatischen Krieg zurückführen, dann Gleichzeitliches mit diesem Kriege berichten, ehe ich in der Zeit weiter komme; bitte darum, auf die Jahrzahlen zu merken, daß ihr euch nicht verwirret.

Der Bundesgenossenkrieg hatte die Bürger der Stadt Rom, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, den aufrührerischen Italern gegenüber wieder in Eins zusammengebracht. Kaum jedoch war er geschlossen, als der alte Spalt zwischen Reichen und Armen, oder zwischen Aristokraten und Demokraten, auf's neue und nur desto tiefer und weiter gähnte. Es stellten sich aber nun Offiziere an die Spitze der einen und andern und kämpften gegen einander, doch nicht mehr für das Wohl des Staates, sondern für ihren eigenen Vortheil. Hier treten uns zunächst zwei Männer vor Augen, die wir in den letzten Kriegen neben einander gesehen, die aber jetzt wider einander standen in bitterster Feindschaft und unaussprechliches Unheil über ihr Vaterland brachten. Diese Männer waren Marius und Sulla, jener das Haupt der Demokraten, dieser das Haupt der Aristokraten.


Fig. 54. Marius.

Als Mithradates seine gewaltigen Fortschritte machte und mit aller Kraft bekriegt werden mußte, bestimmte der Senat den Sulla zum Feldherrn gegen ihn. Allein der nun fast 70jährige Marius gönnte ihm diese Stelle nicht; er wollte selbst noch diesen ehre- und beuteverheißenden Krieg führen und wiegelte darum das Volk auf, ihm selbst den Oberbefehl zu übertragen. Nun, schon damals gab es, wie bereits oben angedeutet, Rauferei und Schlächterei in Rom. Sulla aber marschirte mit den ihm anhangenden Legionen geradezu auf Rom, eroberte es und setzte seinen Oberbefehl durch, während Marius geächtet, das Wahlrecht den Armen genommen und die Macht des Senats verstärkt wurde, 88. Der Besieger der schrecklichen Germanen, der dritte Stifter Roms, irrte jetzt überall verfolgt zu Land und Wasser, in Hunger und Kummer umher.

Einmal verbarg ihn ein Fischer in einem Moraste und deckte ihn mit Gesträuch zu. Die Häscher entdeckten ihn doch, zogen ihn mit einem um den Hals geworfenen Strick heraus und brachten ihn in das Städtchen Minturnä, wo er getödtet werden sollte. Hiemit ward ein Cimbrischer Sklave beauftragt. Dieser gieng mit einem Schwert in die dunkle Kammer, in der Marius am Boden saß. Aber die Augen des Greisen blitzten ihn an, und er hört aus seinem Munde das donnernde Wort: „Mensch, du wagst es, den Marius zu tödten?“ Da kam den Germanen ein Zittern an, er gieng und sprach zu denen, die ihn geschickt: „Ich kann's nicht thun!“ Davon gerührt, ließen die Minturner den Marius laufen. Er fuhr nach Afrika hinüber. Er saß verlassen auf der verfluchten Stätte Karthago's, von der er auch verjagt ward. Endlich konnte er sich auf einer kleinen Insel bergen. Aber sein Unglück beugte ihn nicht; es machte ihn nur bitterer und wilder.

Indessen hob während der Abwesenheit Sulla's von Rom die demokratische Partei dortselbst wieder das Haupt empor, und es erfolgten neue, harte Reibungen

zwischen ihr und den Aristokraten. Neben dem gemäßigt-aristokratischen Consul Cnejus Octavius stand der Consul Lucius Cornelius Cinna, ein gemeiner und verwegener Demokrat. Nie erschien dieser in einer Volksversammlung als mit zahlreichen Clienten, die allesamt Dolche unter der Toga trugen. Da mußte sich Octavius mit gleichem Schutz umgeben; und so kam es einmal zwischen beiden zu einem greulichen Gemetzel, in welchem zehn Tausende auf dem Platze blieben. Indessen behielt Octavius die Oberhand, und Cinna mußte aus Rom fliehen.

Allein der ergrimmte Mensch sammelte sich in Campanien ein Heer, wozu er eine Menge Sklaven durch das Versprechen ihrer nachmaligen Freiheit lockte. Auch rief er den Marius aus seinem Versteck hervor, der sogleich wie ein alter, noch zerfleischungssüchtiger Tiger aus seiner Höhle sprang, auch gleich in Afrika einen Auswurf von Menschen an sich zog und mit ihnen zum Cinna herübereilte. Sie rückten beide racheschnaubend gegen Rom, 87, und sicherten allen überlaufenden Sklaven die Freiheit zu. Der Senat fühlte sich zu schwach zum Widerstand und schickte ihnen Abgeordnete entgegen, welche sie dringend baten, Bürgerblut zu schonen. Cinna empfieng dieselben in der Kleidung des Consuls mit stolzer Geberde; doch versprach er möglichste Mäßigung. Neben ihm stand Marius mit fürchterlichem Grinsen; der sagte nichts. — Sie hielten ihren Einzug durch die offenen Thore Roms. Aber gleich beim Eintritt begann das Würgen, das fünf Tage und Nächte fortwährte. Auf wen Marius mit dem Finger zeigte, den hieb sein Mordgesindel nieder. Von Straße zu Straße floßen die Bäche des Bluts. Auf dem Markte wurde Octavius samt vielen Senatoren erschlagen. In alle Häuser seiner Gegner sandte Marius seine Henkersknechte, um ihm die Köpfe derselben zu bringen, die er alle auf dem Markte aufstecken ließ. Auch sein Mitsieger Catulus mußte sterben. Den Kopf eines besonders Gehaßten stellte Marius erst vor sich auf den Tisch hin und lachte ihn grimmig an. Er war ein wüthender Satan; je mehr Blut floß, desto mehr lechzte er nach Blut. Und was trieben seine Schandbuben für sich selbst, die mit gezückten Dolchen überall herumschwärmten, mordeten, plünderten, schändeten! Auf dem Forum stak Kopf an Kopf; die Straßen lagen voll Leichenrümpfe. Cinna selbst erschrack über der Mordwuth seines Genossen; aber er konnte ihr nicht Einhalt thun. Die Häuser der Gegner wurden zerstört, ihre Güter eingezogen.

Das war denn die Zeit, wo auch des abwesenden Sulla Häuser verbrannt und seine Güter geraubt wurden, während man ihn selbst für vogelfrei erklärte.

Die Demokratie hatte jetzt in Rom die Oberhand, und der alte Bluthund Marius ließ sich neben Cinna zum siebenten Male zum Consul wählen. Er konnte jedoch seine erneute Würde nicht lange besitzen. Das Mordfieber, welches in allen seinen Gliedern tobte, der Neid, der ihm über die einlaufenden Nachrichten von Sulla's Siegen am Herzen fraß, der Haß und Fluch aller Parteien verzehrten ihn. Um seine Angst zu vertreiben, schüttete er unmäßig Wein in sich hinein; schon am 13. Tage seines siebenten Consulats verendete er, Jan. 86. Italien athmete auf; Sertorius rief des Marius Banditen unter dem Vorwand der Soldzahlung zusammen und ließ sie durch seine Kelten sämtlich niederhauen.

Der schlaffe Cinna blieb noch etliche Jahre Consul und Meister in Rom. Denn Sulla beendete wohl seinen Krieg mit Mithradates, beeilte sich aber gar nicht mit seiner Rückkehr nach Italien, ließ vielmehr seine Soldaten in Kleinasien und Griechenland erst noch sich gütlich thun, um sie fester an sich zu knüpfen. Cinna, der ihm zuletzt entgegenrückte, wurde von seinen meuterischen Truppen ermordet.

Als Sulla endlich im Frühling 83 nach Italien herüber sagen ließ, jetzt komme er, die Ruhe herzustellen, nur die Schuldigsten müssen gestraft werden, war alles bestürzt, niemand gerüstet. Sulla landete mit 40,000 Mann zu Brundisium und marschirte unter strengster Mannszucht auf Rom. Zwar stellten ihm die Marianer in Italien noch sehr zahlreiches Volk entgegen, und er hatte viel zu kämpfen, be-

sonders mit des Marius grimmigem Sohne; allein im Ganzen widerstanden die Revolutionstruppen doch nur schlecht; die meisten suchten bald die Flucht, oder sie giengen gar zu ihm über. Und schon besiegt tödteten die Marianer noch alle Senatoren der Gegenpartei.

Nach heißem Kampf, 25. Okt. 82, zieht Sulla triumphirend in das zitternde Rom ein. Wird er seinen Zorn dämpfen? Wird er, der Adelige, sich edel zeigen? Wird er, der vor Marius so hoch Gebildete, schön handeln? Ach, die feinste menschliche Bildung besiegt die bösen Gelüste des Herzens nicht. Sulla vollzog die gedrohte Strafe auf das Grausamste. Es war indessen kaum Rachsucht, was ihn dabei trieb; er wollte die Aristokratie für immer zur Herrschaft bringen, und da meinte er sein Vorhaben am sichersten zu erreichen, wenn er alle irgend bedeutenden oder gefährlichen Glieder der demokratischen Partei vernichtete. Darum mordete er so viel als Marius, ohne dessen Mordwuth zu haben. Er war überhaupt kein heißer Teufel, wie dieser, sondern ein kalter; er that alles Teuflische mit kalter Ruhe und gänzlicher Unbefangenheit des Gemüthes. Er ließ gleich anfangs 4000 gefangene Marianer auf dem Marsfeld in Stücke hauen, während er daneben im Tempel der Göttin Bellona eine Senatssitzung hielt. Die Senatoren hörten mit Grausen das Schwertgeknirsch und das Angstgeschrei. Er aber sprach beruhigend: „Laßt euch nicht stören, es sind nur etliche Taugenichtse, die auf meinen Befehl gezüchtigt werden."

Sodann ließ er sich vom Senat das Recht ertheilen, so lange er es für nöthig halte, über Leben und Eigenthum der Bürger zu erkennen, und erhielt die „Dictatur zur Ordnung des Gemeinwesens." Wer der Revolution gedient oder ihr im letzten Jahre Vorschub geleistet hatte, der wurde in die Acht erklärt. Und da man bei dieser Gelegenheit seinen Haß gegen persönliche Feinde kühlen konnte, so läßt sich denken, wie viele Unschuldige mit angegeben und in's Verderben gebracht wurden. Sulla verfuhr dabei mit einer gewissen Ordnung. Er ließ Listen anfertigen, worauf die Geächteten mit Namen verzeichnet standen; diese Proscriptions-Listen wurden an seinem Palaste angeschlagen, und sogleich eilten seine Soldaten fort, die dem Tode Geweihten aufzusuchen. Dieselben wurden, wo man sie fand, auf der Straße, im Haus, im Tempel geschlachtet. Das Vermögen der Geächteten, wie der schon im Kampf Gefallenen, verfiel dem Staat.

Nach den Geflüchteten und Auswärtigen wurden Treibjagden durch's Land hin angestellt. Damit die Soldaten ja keinen entwischen lassen, setzte Sulla auf jeden Kopf eines Proscribirten eine Belohnung von 10,000 *M.*, welche ausbezahlt wurde, sowie der Kopf geliefert war. „So giengen stündlich Leute mit Menschenköpfen in sein Haus, und mit Geld heraus." O was führt doch der Bürgerkrieg für namenlose Greuel mit sich! Sulla aber fühlte nichts von Grauen. Er belustigte sich allabendlich in Schmaus und Scherz mit Schauspielern und Dirnen, und am andern Morgen freute er sich auf die frischen Menschenköpfe, die wieder zu seinem Thore eingetragen würden. Das Blutwerk gieng fort von einem Tag zum andern. Einmal wagte es einer seiner Offiziere, ihn zu fragen, wann denn das Morden ein Ende haben solle? „Wir wollen," sprach derselbe, „gar nicht für diejenigen bitten, die du zu tödten beschlossen hast, sondern nur aus der Ungewißheit kommen, wen du noch leben lassen willst." Sulla erwiderte: „Das weiß ich jetzt selbst noch nicht; vor der Hand nimm diese hinzu!" Damit reichte er ihm ein Blatt mit einer langen Reihe neu Proscribirter hin. Am Ende standen 4700 Namen auf der Bluttafel.

Als die Bluttage um waren, zählte man, daß in diesem ersten Bürgerkriege, wohlgemerkt ohne die im Kampf Gefallenen, 15 Consuln und Consularen, 90 Senatoren, 2600 Ritter und 40,000 Bürger hingemordet waren. Auch ganze Gemeinden wurden gestraft, Samnium völlig verwüstet.

Anstatt der republikanischen Regierung hatte man in der That schon eine Art Alleinherrschaft. Der äußern Form nach aber stellte Sulla eine vollkommene Aristokratie her. Selbst die Appellation an die Volksversammlung, welche sich das Volk errungen hatte, ward abgethan; der jetzt ergänzte und vermehrte Senat

sollte wieder alle Macht besitzen. Freilich zunächst so viel er ihm ließ; denn der allmächtige Senat mußte doch natürlich ganz nach des Dictators Willen sich richten. Aus den Sklaven der Geächteten sprach er 10,000 Jünglinge frei, eine Leibwache für die Regierung. Hierauf gab er noch viele neue, darunter gute, zur Wiederkehr der Ordnung dienliche Gesetze. Und dann folgten prächtige Spiele und Speisungen des Volks, damit es nach so vielen Mühseligkeiten sich wieder ergötze.

Nachdem er a. 80 sich mit Metellus hatte zum Consul wählen lassen, legte er ganz unerwartet seine Dictatur nieder, 79. Es war ihm ein Ernst damit; er gieng ganz aus Rom und von allen Staatsgeschäften fort, so daß jetzt wirklich wieder der Senat mit seinen zwei Consuln regierte. Ihm nämlich, der sich selbst den Namen „des Glücklichen" beigelegt, war doch das Glück des Schwelgens süßer als jedes andere geworden; und dazu zog er sich auf eine prachtvolle Villa bei Cumä zurück, wo er jagte, fischte, Erinnerungen schrieb und alles genoß, was dem fleischlichen Menschen ergötzlich ist. Schon 78 endete sein Leben durch einen Blutsturz. Der Schrecken seines Namens verschaffte ihm noch eine großartige Leichenfeier.

§ 37. Die Demokratie kämpft in Spanien fort.

Der kräftigste und der bestgesinnte unter den Marianern war Quintus Sertorius. Dieser hatte sich nach Spanien geflüchtet; die Lusitaner aber, die ihn von früherem Dienst her kannten, luden ihn a. 80 zu sich ein, und als ihr Feldherr sammelte er aus römischen Flüchtlingen einen tüchtigen Heerkern. Durch seine Klugheit, Ritterlichkeit und Milde gewann er solche Zuneigung, daß sich ein großer Theil der spanischen Völker ihm anschloß und Rom den Gehorsam kündete. Er übte sie sorgfältig in der Kriegskunst, legte auch, zu Osca, eine Schule zur Bildung ihrer Söhne an, und that sonst noch Manches zu ihrem Gedeihen. Zur Erhöhung seines Ansehens half ihm noch der Aberglaube nicht wenig; er hatte eine gezähmte weiße Hirschkuh, die ihn auch in die Schlacht begleitete, und die Spanier glaubten, es stecke eine Gottheit in dem Thiere und offenbare sich ihm. Sertorius besiegte die gegen ihn streitenden Sullanischen Heere in mehreren Treffen, und dehnte seine Macht auch auf's Meer aus. Er richtete einen eigenen Staat „der freien Römer" ein, weil es zu Rom nur noch „Sklaven" gebe.

Zuletzt sandte der Senat den Cnejus Pompejus gegen ihn, welcher sich als Unterfeldherr Sulla's in Sicilien und Afrika bereits Ruhm erworben hatte. Dieser vom Glück begünstigte Jüngling war der erste, der ein römisches Heer über Alpen und Pyrenäen nach Spanien führte, 77. Aber auch er im Verein mit dem dort schon kämpfenden Metellus, verstärkt noch durch ein nachgesandtes Heer, konnte mit dem genialen Gegner nicht fertig werden. „Der neue Hannibal" unterlag erst, als sein Untergeneral Perpenna eine Verschwörung gegen ihn stiftete, und ihn bei einem Mahl meuchlings ermordete, 72. Perpenna dachte jetzt selbst den Krieg gegen die Aristokraten siegreich zu bestehen. Allein er ward von Pompejus schnell überwunden, gefangen und hingerichtet.

§ 38. Der Sklavenkrieg (73—71).

Noch ehe Pompejus aus Spanien zurückkehrte, brach schon wieder ein innerer Krieg aus, Rom viel näher und gefährlicher als der eben erzählte. Es wimmelte in Italien, mehr noch als in Griechenland, von Sklaven. Je mehr Feinde die Römer fiengen, desto mehr Sklaven bekamen sie, bis gewiß auf jeden Freien zwei Sklaven kamen. Sie kauften auch noch welche von den Sklavenhändlern, die solche „Waare" aus den fremden Ländern herführten. Ihr Loos war das kläglichste, auch abgesehen davon, daß sie wie Vieh erhandelt wurden und vom Besitzer ungestraft getödtet werden konnten.

Am Tage keuchten sie unter schwerer Arbeit, Nachts lagen sie in Gewölben eingesperrt; sie wurden armselig gefüttert und wegen unbedeutender Fehler auf's Blut gepeitscht. Darunter waren Menschen, die vorher in hohem Stande gelebt hatten. Hunderte von tapfern Kriegsgefangenen sollten nun gegen einander oder gegen wilde Thiere bis zum Tode kämpfen. Manche speculirten auf diese Fechterspiele für ihren Beutel; sie kauften Scharen kräftiger Sklaven zusammen und richteten sie in Fechterschulen ab, um sie dann für hohes Geld an vornehme Römer zu vermiethen, welche dem Volke den Augenschmaus solch blutiger Spectakel geben wollten. Bei all dem dachte man an kein Unrecht. Doch sollte eine scharfe Züchtigung nicht ausbleiben.

Nachdem schon mehrmals die Sklaven sich da und dort zusammengerottet und wider ihre Dränger empört hatten (S. 186, 188), so kam es jetzt zu einem höchst bedenklichen Sklavenkrieg. In einer Fechterschule zu Capua befand sich ein baumstarker Thracischer Deserteur, Spartacus, den der Gedanke, wozu er mißbraucht werden sollte, im tiefsten Herzen entrüstete, und der einen Plan der Befreiung für sich und seine Unglücksgenossen machte. Er entfloh a. 73 mit etlichen Siebzig aus Capua und setzte sich auf dem Vesuv fest. 3000 Mann Miliz umstellten ihn, flohen aber vor dem Angriff der Verzweifelten. Spartacus rief alle seine elenden Brüder zu sich, daß sie mit ihm ihre Menschenrechte erstreiten sollten, und sie liefen ihm von allen Seiten zu, daß seine Schar zu Tausenden anschwoll, die freilich jetzt vom Raube lebten und sonst noch grobe Ausschweifungen begiengen; denn die lange Erniedrigung hatte sie allerdings verschlechtert. — Man schickte zwei Legionen gegen sie. Als sie aber diese niederwarfen und durch Zulauf zu einer furchtbaren Masse anwuchsen, mußte man 72 beide Consuln gegen sie aussenden. Aber Spartacus mit seinen Thraciern, Germanen und Galliern schlug sechs Feldherren nach einander.

Den Gefangenen bezahlte er ihre Härte reichlich; so ließ er einst 300 Römer in Paaren gegen einander auf Tod und Leben kämpfen. „Also habt ihr's mit uns gethan!" hieß es; und hier ergötzten sich die Sklaven im Kreise herum am mörderischen Fechterspiel der Herren. Die Siegenden wurden zuletzt selbst noch niedergestochen. Jeder gefangene Sklave aber wurde von den Römern gekreuzigt.

Spartacus wollte die Alpen erreichen, damit dort Kelten und Thracier sich trennen und ihre Heimat aufsuchen möchten. Aber seine Bande gelüstete nach Raub, sie zwang ihn zur Umkehr gegen Rom. Er hatte 120,000 kühne Krieger, und von den Römern war der Muth gewichen; sie rissen vor dem Feinde aus, wo sie ihn erblickten. Da zitterte das stolze Rom vor seinen Knechten! Es übertrug jetzt einem Offiziere Sulla's, dem Marcus Licinius Crassus, den Oberbefehl gegen sie. Dieser nahm seine 8 Legionen fest zusammen, jeden Ausreißer bestrafte er mit dem Tode; und nachdem mit der Mannszucht Muth und Vertrauen wiedergekehrt war, drängte er mit geschickten Manövern den Feind in's untere Italien zurück. Es kam ihm auch eine im Sklavenheer eingerissene Zwietracht zu statten. Die Gallier und Germanen trennten sich von den andern; so konnte er sie einzeln vernichten. Sodann glückte es ihm auch, den geschwächten Spartacus selbst in einer großen Schlacht am Silarus völlig zu überwinden, 71. Dieser Mensch kämpfte löwenmäßig; vor der Schlacht stieß er sein Roß nieder, zu zeigen, daß er bei den Seinen ausharren werde. Zuletzt stürzte er sich mitten unter die Römer, hieb noch auf den Knieen um sich und ward aus der Ferne erschossen. Mit ihm lagen 60,000 Sklaven auf dem Schlachtfeld, die sich alle tapfer gewehrt; 6000 wurden gefangen. Diese alle schlug man der Straße von Capua nach Rom entlang an's Kreuz! Durch eine niegesehene Menschenhetze des Pompejus wurde der Sklavenkrieg beendigt.

§. 39. Der Seeräuberkrieg (67).

Schon geraume Zeit her waren die vielen Piraten (Seeräuber) im Mittelmeere eine schwere Plage. Sie nahmen die Handelsschiffe auf offener See weg; sie

landeten bald da, bald dort, plünderten Küstenorte und raubten Menschen, die sie nur gegen große Lösegelder wieder frei gaben. Sie hatten zuletzt viele Hunderte von Schnellseglern, förmliche Bündnisse unter einander, ganze Kriegsheere und allenthalben feste Plätze. Während des Sklavenkrieges war das Uebel auf's äußerste gediehen. Aller Verkehr stockte, weil sich kein Kaufmann mehr auf's Wasser wagte. Als die Piraten nun gar vor Ostia eine römische Flotte zerstörten, da schrie alles ungestüm, es müsse einmal dem Unwesen gründlich gesteuert werden! Und dazu wurde der berühmte Pompejus berufen und auf 3 Jahre mit dictatorischer Vollmacht versehen.

Mit 500 Schiffen, 125,000 Mann Kriegsvolk und reichen Geldmitteln fuhr er von dannen; er richtete aber auch seinen Auftrag, vom Volk dem Senat aufgedrungen, preiswürdig aus. Das Mittelmeer zu säubern, fieng er an der Straße von Gibraltar an, trieb die schlimmen Gäste aus allen ihren Schlupfwinkeln in Spanien, Gallien, Afrika und den Inseln nach Osten, und lieferte ihnen in Cilicien, wo sie sich zur Wehre setzten, eine Schlacht. Er schlug sie auf's Haupt, und die Zerstreuten verfolgte er überallhin mit Blitzesschnelle, alle ihre Raubnester zerstörend. So hatte Pempejus in 89 Tagen das ganze Seeräuberwesen vertilgt, 1300 Raubschiffe versenkt oder erbeutet. Freude und Dank war allenthalben groß und des Pompejus Ruhm hoch gestiegen; denn statt der früheren Hungersnoth herrschte in Italien endlich wieder Ueberfluß. Er konnte nun Monarch werden, wenn er zugriff.

§ 40. **Erneuerter Krieg mit Mithradates** (74—63).

Der kleingemachte „Große" von Pontus hatte noch immer seinen glühenden Haß gegen Rom und seine Eroberungslust. Schon mit Sertorius in Spanien verband er sich zu abermaligem Kampf. Er baute Schiffe und bemannte sie mit tüchtigen Piraten; er ließ seine Rekruten von zu ihm geflüchteten Marianern einüben, unterwarf sich noch völliger die Küsten des Schwarzen Meeres und übergab sein „Bosporanisches Reich" (Krim) seinem Sohne Machares; er suchte ein Bündniß mit dem durch Syriens Eroberung mächtig gewordenen Tigranes von Armenien, seinem Schwiegersohne; er zog Hilfstruppen aus den wilden Nordvölkern an sich. Als er alle Vorbereitungen auf's Beste getroffen zu haben glaubte, fiel er 74 mit 120,000 Fußsoldaten, 16,000 Reitern und 100 Sichelwagen in Bithynien ein, welches eben die Römer „geerbt" und zu einer Provinz gemacht hatten. Gegen ihn zog der Consul Lucius Lucullus, wieder einer von Sulla's Offizieren, ein bedeutender Mann und feiner Herr, der seinen Geist durch die Schriften der Griechen gebildet hatte und auf dem Forum vortrefflich sprechen konnte. Er hatte sich unter Sulla ausgezeichnete Tüchtigkeit im Kriegswerk erworben, so doch, daß er immer etwas Mildes in seinem Wesen behielt und feine Genüsse hochschätzte.

Lucullus führte zuerst unter den in Asien liederlich gewordenen Soldaten eine bessere Mannszucht ein, griff dann den Mithradates kräftig an und jagte ihn trotz seiner großen Macht aus Bithynien hinaus. Hierauf drang er 73 in Pontus ein, und eroberte es. Mithradates ließ seine Weiber tödten und floh zu seinem Eidam Tigranes, der ihn ungern aufnahm, während sein Sohn Machares mit den Römern auf eigene Faust Frieden schloß, 70. Lucull forderte nun vom Großkönig Armeniens die Auslieferung seines Schwiegervaters. Allein der hochfahrende Tigranes, „König der Könige", verweigerte sie und erwartete die Römer mit ungeheurem Heer. Lucull drang über Euphrat und Tigris bis zur Hauptstadt Tigranokerta vor, die er belagerte. Als ihn hier das 20mal stärkere armenische Heer umzingelte, besiegte er es so, daß 100,000 Feinde das Feld bedeckten, während nur 5 Römer getödtet waren, 6. Okt. 69! Dann nahm er die Hauptstadt ein mit des Königs Schätzen, welche alle Kosten des Kriegs deckten. Darauf übernahm freilich Mithradat die Leitung des Kriegs; er entflammte die Asiaten mit religiösen

Motiven, und vermied jede Schlacht, bis er sie tüchtig eingeübt hatte. Und als Lucull den Königen tiefer hinein nach Armenien folgte, brach ein Aufstand unter seinen Truppen aus, er brachte sie nicht weiter. Das Land vor ihnen war ihnen zu öd und rauh, sie hätten viel lieber im lieblichen Kleinasien geschwelgt; auch waren sie ihrem Führer bitter gram, daß er sie so wenig plündern ließ, „während er doch für sich die Fülle sammle." So mußte Lucull mit betrübtem Sinne umkehren und in Nisibis sich ein Winterquartier erobern, während es Mithradat gelang, Pontus zurückzuerobern. Und die fortgesetzte Meuterei seiner alten Soldaten, denen freilich der Abschied längst versprochen war, trieb Lucull a. 67 vollends nach Kleinasien zurück, so daß alle Früchte der Mühen verloren giengen.

Statt daß man nun aber von Rom aus dem Lucull frische Soldaten geschickt hätte, wurde er abgesetzt. Und das, weil er dem Unwesen, das römische Wucherer in Asien trieben, kräftig entgegengetreten war, auch den die Lande aussaugenden römischen Beamten ernstlich wehrte, die Unterthanen mit Schonung behandelte. Damit erwarb er sich freilich das größte Lob der Kleinasiaten, zog sich aber auch den höchsten Zorn der Wucherer und Beamten zu, die ihn dafür in Rom tüchtig anschwärzten, wo er ohnedem schon seine Feinde hatte. Der Oberbefehl wurde ihm abgenommen und dem hochgefeierten Pompejus übertragen 67.

Lucullus fühlte sich so gekränkt, daß er sich von allen Staatsgeschäften gänzlich zurückzog; heimgekehrt mußte er vor den Thoren der Stadt 3 Jahre auf seinen Triumph warten. Er brachte ein ungeheures Vermögen mit heim, von dem er sich nunmehr die herrlichsten Villen baute und mit den prachtvollsten Gemälden und Bildsäulen ausschmückte. Er legte die schönsten Gärten an, in welchen er asiatisches Obst pflanzte, wie er denn zuerst die Kirschen nach Europa brachte. Er grub seengroße Fischteiche und lenkte das Meerwasser hinein; baute wunderliebliche Lusthäuser in's Meer hinaus; lebte mit seinen Freunden der Kunst und Wissenschaft und jeglichem Vergnügen.

Pompejus hatte indessen in Rom die Anordnungen Sulla's mit Crassus Hilfe über den Haufen geworfen, 70, hatte die Piraten vernichtet, 67; jetzt ließ er sich mit unumschränkter Macht den Mithradatischen Krieg übertragen. Der Senat hatte eigentlich aufgehört zu regieren. Mit seinem neu herbeigeführten Heere hatte Pompejus freilich kein schweres Spiel in Asien, da ihm Lucull so trefflich vorgearbeitet hatte, dessen Einrichtungen er zum Dank dafür überall tadelte und aufhob. Mithradates zog sich an den Euphrat zurück. Pompejus ereilte ihn jedoch, fiel nächtlicherweile über ihn her und vertilgte in grausiger Nachtschlacht sein ganzes Heer, 66. Nachdem der eitle Römer angeordnet hatte, daß an der Stätte seines Sieges eine „Siegesstadt" erbaut würde, gieng er auf den Tigranes los und drang in dessen Erbland ein. Zuletzt kam dieser „König der Könige" und legte ihm seine Krone zu Füßen. Pompejus gab sie ihm zurück, doch nur über Armenien selbst; alle eroberten Länder mußte Tigranes abtreten.

Pompejus drang 65 erobernd bis an den Kaukasus, den er doch nicht überschreiten mochte. Er wendete sich wieder südlich und durchzog ordnend die Euphratlande bis nach Syrien herab. Hier endete er durch einen Machtspruch die Seleucidenherrschaft; er setzte den Schattenkönig Antiochus XIII. ab und erklärte Syrien mit Phönizien zur Provinz. Er kam nach Judäa, wo er einen Thronstreit der Makkabäischen Brüder Hyrkan und Aristobul zu Gunsten des Ersteren entschied, dem aber das Jüdische Reich nur als ein Lehensfürstenthum bewilligt wurde, 63. Von Jerusalem aus war dem Pompejus ein wundervolles Geschenk aus dem Tempel entgegengesandt worden, ein goldener Weinstock, 2 Mill. ℳ im Werth. Doch mußte er noch den Tempelberg erobern, wunderte sich da, während des Blutbads die Priester weiter opfern zu sehen, schritt dann in's Innere des Tempels, neugierig, „den einzigen Gott der Juden" zu sehen, und schalt beim Herauskommen das „gottlose" Volk, das gar keinen habe!

Wo ist denn aber Mithradates? Der hatte sich in sein früheres bosporanisches Reich begeben, hatte daselbst seinen Sohn gestürzt und getödtet und ein neues Heer gesammelt, mit dem er durch halb Europa nach Italien ziehen wollte. Doch geschah's vor seinem Abmarsch, daß sein Lieblingssohn Pharnakes sich gegen ihn empörte, und den Vater in der Burg von Pantikapäon (bei Kertsch) belagerte, um ihn an die Römer auszuliefern, für welchen Preis er, der Sohn, das angestammte Königreich Pontus wieder zu erlangen hoffte. Da hat der Greis mit seinem ganzen Harem auch sich vergiftet, 63. Pharnakes sandte zwar des Vaters Leichnam an Pompejus, empfieng aber Pontus nicht, sondern nur das Bosporanische Reich, Pontus ward Provinz wie Cilicien ꝛc. Roms Herrschaft hatte sich durch Pompejus außerordentlich erweitert. Sein Name ward bis in die Wolken erhoben.

§ 41. Cato und Cicero.

Bei dem zunehmenden Sittenverderben der Römer, da Schwelgerei und Unzucht allenthalben im Schwange gieng, da man vor keiner Ungerechtigkeit und keinem Verbrechen mehr scheute, die Leute vor Gericht logen und trogen um Geldes willen, die Richter falsche Urtheile sprachen um Geldes willen ꝛc., sucht das Auge nach besseren Gestalten, die dem Verderben entgegentraten oder doch für sich selbst ein reineres Leben führten. Es gab noch Solche, aber wenige.


Fig. 55. Cicero.

Marcus Porcius Cato, geb. 95, war Urenkel des strengen Censors (S. 179), mit dem er in seinem Wesen vieles gemein hatte, nur daß er die Wissenschaft mehr schätzte und sich über die zeitlichen Güter mehr erhob als jener. Er war ein Stoiker, Anhänger der Philosophie, die sich von einem Cyprier Zenon († 260) herschrieb. Diese Philosophen wollten Tugend, wozu sie vornehmlich Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Gleichmuth rechneten. Ein rechter Stoiker sollte wie über alle Lust, so über allen Schmerz erhaben sein. Dieser Ruhe und Gelassenheit, wie der strengsten Gerechtigkeit und Keuschheit befleißigte sich Cato mit ganzem Ernst. Als eine Art Musterbürger bekämpfte er das böse Wesen um sich her mit Wort und That; er widersetzte sich allem Unrecht der Vornehmsten. Rastlos wirkte er, als Quästor und Tribun, zum Besten des Staates, wie er es verstand. Er grollte allen, welche ihren persönlichen Vortheil suchten oder gar die Macht der Republik an ihre Person bringen wollten. Denn als rechten, die Menschheit beglückenden Staat kannte er nur die Republik.

Marcus Tullius Cicero ist 106 zu Arpinum aus einem Rittergeschlechte

geboren. Von seinen Eltern, welche auch noch zu den Bessern gehörten, sorgfältig erzogen, verlangte er frühe an Kenntnissen und guten Sitten der Erste zu sein. Nach Rom in die Schule gebracht, lernte er so eifrig und glücklich, daß seine Lehrer staunten. Er wurde auch in griechische Kunst und Wissenschaft eingeweiht, übersetzte sich die griechischen Schriften in's Lateinische, und kam so immer tiefer in sie hinein, in ihren Geist und in ihre schöne Ausdrucksweise. Neben allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung legte er sich insonderheit auf die Rechtskunde und die Beredsamkeit. Stets besuchte er den Gerichtsplatz, um Anklage- und Vertheidigungsreden zu hören. Vom 26. Jahr an trat er selbst öffentlich auf und trieb das Geschäft eines Anwalts, wobei er vorerst unschuldig Verfolgte vertheidigte. Dann begab er sich aber nach Griechenland und Asien, um die berühmtesten Redner und Philosophen zu hören. Darauf zum Quästor gemacht und mit Siciliens Verwaltung betraut, erwarb er sich durch ungewohnte Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit großes Lob. Nach Rom zurückgekommen, hielt er wieder öffentliche Reden, für Beklagte und Klagende, da denn sein Rednerruhm zur höchsten Stufe stieg. Im 43. Jahre ward er gleich bei der ersten Bewerbung zum Consul erwählt. Er verwaltete das Konsulat mit großer Treue; seiner Wachsamkeit verdankte der römische Staat eine unverdiente Rettung. Cicero war menschenfreundlich, dienstfertig, ein treuer Familienvater und Freund. Mäßig im Leben, froh an witzigem und lehrreichem Gespräch, arbeitete er doch unermüdlich. Er litt aber an Empfindlichkeit und hatte viel Eigenliebe; was er Rühmliches that, posaunte er immer selbst aus. Also kein großer Mann, doch noch der Besten einer.

§ 42. Die Catilinarische Verschwörung (63—62).

Nach diesen zwei edleren Gestalten begegnet uns ein wahres Scheusal: Lucius Sergius Catilina. Vornehm, klug und stark an Willen und Körperkraft; aber ein Scherge Sulla's, der den eigenen Schwager niedergestoßen hatte, zu allen Verbrechen aufgelegt, der verwegenste Mensch. Der hatte sein Vermögen verpraßt, nun dachte er durch Raub und Mord wieder zu Mitteln zu kommen. Da er mit seiner Bewerbung um's Consulat immer durchfiel, stiftete er eine Verschwörung an, in welche er eine Menge liederlicher Leute hereinzog. Möglich, daß Cäsar und Crassus ihn benützen wollten zu ihrer eigenen Erhebung. Sein Plan aber war der: Es sollten die Consuln samt den reichsten Bürgern ermordet, Rom in Brand gesteckt und die verwirrte Stadt durch ein in den Apenninen verborgenes Heer überrumpelt werden. Dann wollten sie die Aemter und Güter unter sich theilen.

So geheim dieses schwarze Vorhaben gehalten wurde, entstand doch durch wiederholte Verschiebung und unvorsichtiges Plaudern ein dunkles Gerücht davon. Consul Cicero hatte sich bald nähere Kunde verschafft und traf seine Anstalten so, daß es vereitelt wurde. Als zwei verschworene Ritter, in der Absicht, ihn noch im Bette zu erstechen, ihm nach römischer Sitte einen beehrenden frühen Morgenbesuch abstatten wollten, fanden sie doppelte Wache vor seiner Thüre. Sogleich versammelte er den Senat. Auch Catilina erschien und saß ganz unbefangen da. Jetzt hielt Cicero eine gewaltige Rede, darin er ihm sein Verbrechen offen vorhielt. Während alles staunt, blickt Catilina dreist und frech um sich; von allen Seiten ein Verruchter und Vaterlandsfeind gescholten, verläßt er rachedrohend den Saal und eilt zu seinem Heer im Gebirge. Die zurückgebliebenen Verschworenen, so hatte er hinterlassen, sollten demnächst mit Sengen und Morden in der Stadt beginnen; er wolle schnell Hilfe bringen.

Cicero gelang es, sich rechtsgiltige Beweise zu verschaffen. Die Verschworenen suchten eben anwesende Gesandte der gallischen Allobroger durch lockende Verheißungen zur Theilnahme zu gewinnen. Diese entdeckten es dem Cicero, welcher ihnen rieth, sich schriftliche Versicherungen von den Häuptern geben zu lassen; und

letztere waren unvorsichtig genug, solche auszustellen. Sobald Cicero diese in Händen hatte, theilte er sie dem Senate mit, worauf die genannten Häupter gepackt, ja als Ueberführte zum Tode verurtheilt und im Gefängniß erdrosselt wurden, 5. Dec. 63. Einen römischen Bürger aber durfte doch nur die Volksversammlung verurtheilen, wie Cäsar umsonst warnte. — Gegen Catilina rückten die Legionen. Er kämpfte, wie seine ganze Rotte, mit Muth und Wuth, wurde aber nach verzweifeltem Kampfe besiegt. Er fiel und mit ihm seine 3000, von denen keiner im Rücken verwundet war, Febr. 62. Noch einmal schien der Staat gerettet. Cicero empfieng durch Cato den Namen „Vater des Vaterlandes", der ihm so süß lautete.

§ 43. Das erste Triumvirat.

Doch schon erbleichte Cicero's Glanz. Es zog einer in Rom ein, um den jubelten sie noch mehr. Pompejus kehrte nun erst von seinem asiatischen Feldzuge heim und hielt an seinem 46. Geburtstag (Sept. 61) den allerglänzendsten Triumph. Da trug man Tafeln voran, darauf alles von ihm Bezwungene verzeichnet war, 16 Länder, 1000 Burgen, 900 Städte, 800 Schiffe, 2 Millionen Gefangene 2c. Unter unzähligen Kostbarkeiten, welche zur Schau getragen wurden, prangte das 16' hohe goldene Bild des Mithradates und des Pompejus eigenes, von eitel Perlen zusammengesetzt. Ein Sohn des Tigranes, sieben Kinder des Mithradates, der Jude Aristobul 2c. giengen vor seinem Siegeswagen her, der von Edelsteinen wie eine Sonne strahlte. Auf diesem stand der schöne Mann in einer Rüstung Alexanders des Großen! Pompejus fühlte sich auch berufen zu einem Herrscher wie Alexander.

Besonderes Ansehen genoß dazumal noch Crassus, Besieger der Sklaven. Doch aber weniger sein Kriegsruhm stellte ihn so hoch, als sein unermeßlicher Reichthum, den er sich namentlich in der Sullanischen Proscriptionszeit erworben hatte, wo er Häuser und Güter um Spottpreise ankaufte, bis halb Rom und Ländereien wie Fürstenthümer ihm zugehörten. Er war ein rechter Spekulant und unersättlicher Geldwolf. Und da er sein Vermögen nutzbar zu machen verstand, erlangte er immer mehr Geld, bis er's kaum mehr zählen konnte, damit aber auch großen Einfluß.

Nun geht aber noch ein Stern am Römerhimmel auf, den wir nur einmal erwähnt haben (S. 203), Cajus Julius Cäsar. Er war jünger als Pompejus und Crassus (geb. 100), von römischem Adel. Ein hochgewachsener Mann mit schwarzen funkelnden Augen; ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Läufer, Fechter; ein Mensch vom schnellsten und schärfsten Verstande; in allen Künsten Kriegs und Friedens wohlbewandert; eine kühne feurige Seele und doch fest und ruhig in allem. Ehrgeiz war die Haupttriebfeder seines Handelns, aber dieser stets von Ueberlegung und Besonnenheit im Zaum gehalten. Während der Schreckensherrschaft Sulla's empfieng er Befehl vom Allgewaltigen, sich von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Hauptdemokraten Cinna, zu scheiden. Er mag nicht und muß nach Asien fliehen. Auf Verwendung seiner Freunde begnadigte ihn jedoch Sulla wieder und erlaubte ihm, nach Rom zurückzukehren. Er mag nicht. Erst nach Sulla's Tode kehrte er zurück. Auf einer Fahrt nach Rhodus fiel er den Seeräubern in die Hände; sie verlangten 20 Talente (90,000 ℳ) für seine Loslassung. Er schalt sie, daß sie für ihn solch ein Lumpengeld forderten, und versprach ihnen 50. Seine Begleiter holten das Geld aus Milet. Unterdessen gieng er mit den Seeräubern ganz herrisch um, tadelte und strafte an ihnen alles, was ihm nicht gefiel, las ihnen seine Gedichte vor, und wenn sie dieselben nicht genug lobten, drohte er lachend, sie alle zu kreuzigen. Seine Freunde bringen das Geld; er wird frei. Sogleich bemannt er etliche Schiffe, sucht die Seeräuber damit auf, besiegt sie, nimmt ihnen sein Geld ab und läßt sie alle kreuzigen. In Rom suchte er die Leute durch Freundlichkeit, Artigkeit und Dienstfertigkeit zu gewinnen, erntete mit seiner hinreißenden Beredsamkeit großen Beifall, wurde nach einander Quästor, Aedil, Ober-

priester, Prätor. Er bemühte sich auf alle Weise, in der Gunst des Volks immer höher zu steigen. Einstmals gab er ihm ein überraschendes Schauspiel; 320 Fechterpaare in silbernen Rüstungen mußten vor ihm kämpfen, und der ganze Schauplatz war mit silbernen Platten belegt. Das Geld warf er nur so hinaus, woher es kam, daß er in ungeheure Schulden gerieth. Als er nun nach Ablauf seiner Prätur 62 nach Spanien gehen sollte, wollten ihn seine Gläubiger nicht fortlassen. Doch der reiche Crassus stand gut für ihn, und er durfte abreisen. Auf dem Wege in einem schmutzigen Städtlein meinte er: er wolle lieber da drin der Erste, als der Zweite in Rom sein! In Spanien waltete er gerecht und gelinde, daß die Unterthanen sich mit ihm zufrieden bezeigten; er unterwarf noch unbezwungene Theile, und behandelte sie nicht hart, erwarb sich aber auch so viel, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Mit Lob und Ehre kehrte er a. 60 heim, und nun begibt sich was Neues.

Es war a. 60, daß Pompejus, Crassus und Cäsar einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung mit einander schloßen, um vereint den Staat zu beherrschen. Es ist das Triumvirat, Dreimännerbund, und zwar das erste. Keiner dachte dabei an das Wohl des Staates, keiner an das Glück der andern, sondern nur an das eigene. Indessen meinte jeder, er könnte vor der Hand wenigstens in Verbindung mit den beiden andern seinen eigenen Nutzen am meisten befördern. Mit Hilfe des Pompejus und Crassus setzte Cäsar gleich seine Bewerbung um's Consulat durch; und indem sie sich so kräftigst unterstützten, wurden sie immer zu Consuln gewählt oder mit den vortheilhaftesten Statthalterschaften begabt; und theils in Rom anwesend, theils von außen her leiteten sie alle Angelegenheiten des Staats. So geht's also mit der Republik zu Ende, sie ist eine Oligarchie geworden, um bald in eine Monarchie überzugehen. Dagegen setzten sich nun Cato und Cicero, denen viel an der Erhaltung des geliebten Freistaats lag. Aber es bekamen beide ihr Theil.

Ein gewisser Clodius, ein wüstes Werkzeug der Triumvirn, machte sich geschwind zum Plebejer, um Tribun zu werden und als solcher bei der Volksversammlung das Gesetz zu beantragen: „Wer einen römischen Bürger ohne Volksurtheil hinrichten lasse, der solle verbannt werden." Das war auf Cicero gemünzt, der die Verschworenen Catilina's nur auf Senatsbeschluß hatte tödten lassen. Wirklich gieng der Antrag durch, und in Folge davon wurde Cicero um seiner Vaterlandsvaterschaft willen verjagt, obwohl er in Trauerkleidern beim Volk herumgieng und es anflehte, doch so was nicht zu thun. Seine Wohnung in Rom brannte man nieder und seine Landgüter wurden verwüstet, während er selbst nach Macedonien floh, 58. Er schrieb klägliche Briefe aus seiner Verbannung: auch vermochten es seine Freunde dahin zu bringen, daß er nach acht Monaten zurückgerufen wurde. Seine Rückkehr beschreibt er begeistert als einen Triumphzug. Sein Haus wurde auf Staatskosten wieder aufgebaut, seine Landgüter in Stand gesetzt. Er aber behütete nunmehr seine Zunge vor Ausfällen gegen die Triumvirn.

Dem unangreiflichen Cato thaten sie ein anderes, um seiner auf eine Zeit lang los zu werden. Damals hatte ein Volksbeschluß den König von Cypern, einen Ptolemäer, ohne allen rechtlichen Grund entthront, und Cato, „der rechtlichste Römer", bekam den Auftrag, von der wonnigen Insel und des Königs Schätzen Besitz zu ergreifen. Wie sträubt sich sein biederes Herz gegen solche Gewaltthat! Nach langer Weigerung gieng er aber doch dahin, indem er sich mit dem römischen Grundsatz beruhigte, „daß die Herrlichkeit Roms höher stehe als alles Recht." Und er richtete seine Sendung mit strenger Gewissenhaftigkeit aus; der König nahm Gift, und Cato brachte einen Raub von 36 Mill. ℳ für den Staatsschatz zurück. In Rom aber fuhr er fort, mit großem Ernst gegen Ungerechtigkeit zu sprechen.

§ 44. Cäsar in Gallien. Wie groß er wird!

Cäsar hatte sich die Provinz Gallien, und zwar jenseits und diesseits der Alpen, auf 5 Jahre übertragen lassen. Er reiste ohne Aufenthalt in's jenseitige,

wo die Römer nur Narbo S. 182, die Provence und Languedoc inne hatten, daher es für sein Feldherrn- und Regenten-Talent noch ein weites Arbeitsfeld gab. Er hat glorreich dort gekämpft, und das Römerreich durch die Unterwerfung und Romanisirung des Westens erst vollendet.

Zunächst besiegte er ein helvetisches Volk, das von Deutschen gedrängt nach Gallien auswanderte, bei Bibracte (Autun), und trieb es in seine verlassenen schweizerischen Gebirge zurück. Weiter nördlich an der Saone traf er auf ein mächtiges deutsches Volk, das im Dienst der Sequaner 71 über den Rhein gegangen war und sich in dem angenehmen Lande immer weiter ausbreitete. Die bedrückten Gallier baten Cäsar um Schutz. Aber der Herzog der Sueben, Ariovist, that sehr stolz, und ließ dem Cäsar sagen, „mit ihm solle er nicht anbinden; seine Leute, die in 14 Jahren unter kein Dach gekommen, seien unbesiegt!" Die römischen Soldaten erschracken auch so vor ihnen, daß sie ihre Testamenter machten und nach der Heimat schickten. Aber Cäsar stachelte ihr Ehrgefühl auf, daß sie sich doch tapfer zu fechten entschloßen; er kam den Deutschen in der Besetzung von Vesontio (Besançon) zuvor, und in der Schlacht bei Mühlhausen siegte die Kriegskunst über die rohe Kraft, 58. Die hohen Leiber der Germanen lagen in Haufen auf der Wahlstatt; der großsprecherische Ariovist aber floh auf einem Kahne über den Rhein zurück und verscholl. Der Rhein wurde römische Grenze.

Cäsar bemächtigte sich des ganzen mittlern Galliens, des Stammlandes der viel zersplitterten Kelten. Er drang in Belgien ein, damals eine Eidgenossenschaft von gallischen und deutschen Stämmen; und er bezwang auch diese Belgen, die tapfersten Gallier, in mehreren Schlachten, 57. Dem allertapfersten Stamme der Nervier wäre er fast unterlegen, dafür auch dieser Stamm beinahe ausgetilgt wurde. Cäsar unterjochte sofort die Seegaue (Aremorica) im Norden und Westen, auch durch eine Seeschlacht vor der Loiremündung, 56. Er lernte ihre Druiden kennen, den hochgeachteten Orden „der Priester", die auch Menschenopfer darbrachten, und wußte die Spannung zwischen ihnen und dem Adel klug auszubeuten. Die wunderlichen Dolmen (Fig. 56) des Westens, ungeheure Steinblöcke als Säulenwälder zusammengepflanzt, mögen schon ihm so räthselhaft gewesen sein wie den Jetztlebenden. Aber das ganze große Land ward römisch, daß die 64 Stämme der Belosten sprachen: „Laßt uns dem Willen der Götter folgen und uns ergeben!"

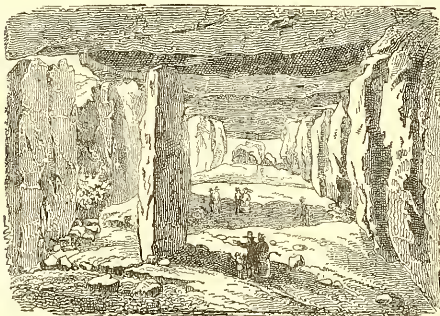


Fig. 53. Keltenmonument bei Saumür.

Nachdem Cäsar zwei neu über den Rhein gekommene Stämme der Deutschen, die Usipeter und Tenetrer, überfallen und 200,000 Menschen niedergemetzelt hatte, gieng er (bei Neuwied?) über den Rhein nach Deutschland hinüber, 55 und wieder 53. Allein in dem öden Waldlande der Sigambern und nahe dem starken Volk der Sueben war's ihm doch nicht recht geheuer; bald kam er über den Strom zurück, ließ aber doch die Brücke stehen. — Weiter setzte er auch auf schnell erbauter Flotte nach Britanien über, das gleichfalls von Kelten bewohnt war; er überschritt die Themse, kehrte aber aus dem unwirthlichen Lande ohne Eroberung zurück, 54.

Cäsar war ein wunderbarer Mensch, immer auf dem Marsch, bis in die entlegensten Gegenden, und immer doch mit seinem Blick in Rom, von wo er alles durch Boten erfuhr, dahin er stetig verhandelte, dem er sich oft im Winter näherte. Zu den 5 Jahren seiner Amtsführung ließ er sich weitere 5 zutheilen. Oefters

saßen zwei Schreiber neben ihm im Zelte, denen er zugleich Briefe diktirte. Aufstände aber warf er rasch nieder. Noch einmal rafften sich die Gallier auf, vereint unter dem ritterlichen, klugen Arverner Vercingetorix, wider ihre Zwingherren 52. Aber in der furchtbaren Schlacht bei Alesia (Alise bei Semur) wurde ihr Doppelheer von 300,000 Kriegern fast vertilgt. Nun war ihre Kraft zerbrochen, und Rom herrschte über sie in Ruhe und Cäsar mit Schonung. Der ritterliche Vercingetorix aber, der sich für sein Volk zum Opfer auslieferte, wurde im Triumph des Jahrs 46 durch die Gassen Roms geführt und enthauptet.

Die Botschaften von diesen Siegen brachten in Rom außerordentlichen Jubel hervor. Cäsar strich seinen Ruhm mit Gedanken ein, welche über den bloßen Ruhm hinausgiengen. Doch mehr noch als sein gefeierter Name war es sein so trefflich eingeübtes und ihm völlig ergebenes Heer, dessen er sich im Hinblick auf seinen geheimen Plan freute. Und die deutsche Wanderung war auf Jahrhunderte gestaut.

§ 45. Der zweite Bürgerkrieg.

Noch vor der Schlacht bei Alesia wurde der Dreimännerbund in einen Zweimännerbund gewandelt.

Crassus war 54 in die Provinz Syrien abgegangen, hatte dort nach seiner Art das Land ausgeraubt, die Tempel ohne Scheu geplündert, auch den von Jerusalem, und unternahm zuletzt, der bejahrte Mann, noch einen Zug gegen die wilden Parther. Theils wollte er neue Schätze erbeuten, theils noch größeren Kriegsruhm erwerben. Allein er sollte mehr als Ruhm und Schätze verlieren. Obwohl ernstlich gewarnt, ließ er sich durch verrätherische Wegweiser in die Wüste bei Harran verlocken, wo plötzlich die Parthischen Reiter ihn umringten und mit einem Hagel von Geschossen einen Theil seines matten Heeres samt seinem tapfern Sohn erlegten. Er selbst wurde gleich darauf zu einer Unterhandlung geladen und meuchlerisch getödtet, 9. Juni 53. Seinen Kopf soll König Orodes mit Gold ausgegossen haben; 7 Legionen waren vernichtet. Seit Jahrhunderten der erste ernsthafte Sieg, den die Orientalen über das Abendland erfochten; wie jubelte man in der Hauptstadt Ktesiphon, welche Seleucia gegenüber am Tigris sich erhoben hatte. Der Euphrat blieb fortan die vielumstrittene Grenze des Römerreichs.

So waren noch zwei Gewalthaber da, Pompejus und Cäsar; der alternde Pompejus hatte Cäsars Tochter geheirathet, aber jetzt (54) war sie gestorben. Damit lockerte sich die Verbindung. Jeder wollte durch den Andern nur selbst höher steigen, jeder der Erste sein. Noch suchten sie ihres Herzens Gedanken einander zu verbergen; aber der Zwiespalt mußte früher oder später hervortreten. Rom war darauf so gespannt, daß es sich um den Schlag von Harran kaum kümmerte.

Pompejus, der Eingebildete, brach zuerst den Bund. Er hatte bisher große Vorzüge genossen, war immer in Rom geblieben, war Consul, einmal sogar, wie unerhört! alleiniger Consul gewesen, und hatte doch dabei die Statthalterschaft über das reiche Spanien innegehabt, was ganz gegen das Gesetz anlief. Da nun seine Statthalterschaft zu Ende gieng, ließ er sich dieselbe auf neue 5 Jahre verlängern. Als aber Cäsar für sich ein Gleiches in Gallien verlangte, neue Uebertragung seiner Provinz und dabei Erlaubniß, sich ums Consulat zu bewerben, widersetzte sich Pompejus mit aller Macht. Umsonst erbot sich Cäsar zu weiterem Nachgeben. Es wogte in Rom ein wilder Parteikampf. Das Volk stand größtentheils auf Seite des Cäsar, welcher schon als Schwiegersohn Cinna's für einen Demokraten galt; doch hiengen demselben auch manche Vornehme an, die er mit seinem vielen nach Rom gesandten Gelde angezogen. Die meisten Senatoren hielten es jedoch mit Pompejus; ja selbst Cato und Cicero waren zu seiner Partei getreten, da sie durch den Cäsar die geliebte Republik mehr gefährdet glaubten und vom Pompejus wunderlicherweise noch bessere Hoffnung hegten. So kam es denn, daß nach vielem Hin

und Wieder Nov. 50 der Senatsbeschluß durchgieng: Cäsar solle in kürzester Frist seine Statthalterschaft niederlegen und seine Heere entlassen; wo nicht, so werde er für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Zugleich wurde ob dringender Gefahr die Bürgerschaft unter die Waffen gerufen. Die Tribune, welche für Cäsar eintraten, mußten aus der Hauptstadt fliehen.

Als Cäsar in Ravenna diesen Beschluß empfieng, versammelte er die Legion, welche ihm gefolgt war, erzählte, wie undankbar er vom Senat behandelt werde, und fragte sie, ob sie für seine Ehre, für den Schutz des Tribunats und des Volkes Wohlfahrt fechten wollten. Alle riefen ein freudiges Ja. Da brach Cäsar ungesäumt auf, Jan. 49. Als er nach 9jähriger Abwesenheit an den Grenzbach Rubicon gelangte, rief er: „Der Wurf ist gethan!" und hinüber gieng's nach Italien. Mit Flügelschnelle drang er von Stadt zu Stadt, und was ihm die Thore nicht öffnete, eroberte er im Nu.

In Rom verursachte die Annäherung seiner kriegsbewährten Legionen (ihrer 8 folgten der ersten in Eilmärschen nach) einen außerordentlichen Schrecken. Wird er nicht, ein andrer Cinna und Marius, alle Aristokraten über die Klingen springen lassen? Pompejus selbst, der stolze Sichere, fand, daß es nicht so schnell gehe mit dem „Legionen aus dem Boden heraussstampfen". Ja, obgleich er 25,000 Mann gegen Cäsars 15,000 hatte, floh er aus Rom. Mit ihm floh der Senat; und in der Verwirrung nahmen sie nicht den Staatsschatz, sondern nur die Schlüssel dazu mit, als ob Cäsar ihn nicht auch ohne Schlüssel öffnen könnte, der darin außer Münze 26,000 Goldbarren vorfand. Pompejus begab sich mit allen seinen vornehmen Herren nach Griechenland, um aus dem Osten eine Macht an sich zu ziehen, mit welcher er seinen Gegner erdrücken wollte.

Cäsar ließ ihm Zeit. Wohl ein schneller, wie starker Aar, flog er zuerst durch Italien hinab und in 60 Tagen hatte er es in seine Gewalt gebracht. Doch zerbrach er kein Haus, das nicht von Feinden vertheidigt ward, noch vergoß er einen Blutstropfen der Nichtkämpfer. Er verfuhr überall mit unerwarteter Milde, um mit Güte die Massen zu gewinnen. Nachdem Italien sein war, wollte er zuerst den Westen des Reichs säubern, und begab sich, während er einen General gegen die Pompejaner in Afrika schickte, mit der Hauptmacht nach Spanien, wo 7 Legionen seines Gegners lagen. In 40 Tagen brachte er sie alle dahin, daß sie sich ihm ergeben mußten. Er schickte sie einfach heim. Sicilien und Sardinien wurden leicht unterworfen, wodurch Italien sein Korn wieder bekam. Der nach Afrika gesandte Curio aber ließ sich von den Feinden überraschen und tödten.

Nun schiffte Cäsar Nov. 49 nach Epirus hinüber, wo Pompejus außer gewaltigen Flotten ein zahlreiches Heer versammelt hatte, unter welchem fast alle römischen Ritter ihre Rosse tummelten. Wirklich gieng's hier dem Cäsar hart, er gerieth durch ein verlorenes Gefecht und durch Mangel an Lebensmitteln in fühlbare Noth. Aber sein kühner Geist schwang sich über alles empor; und als er endlich bei Pharsalus in Thessalien, Juni 48, den Pompejus zur entscheidenden Schlacht brachte, da führte er seine Leute, die an Zahl nicht die Hälfte der Feinde erreichten, mit frohestem Muthe hinein. Er sah voraus, daß seine Reiterei der feindlichen, aus Kelten, Thrakern, Asiaten und Numidiern gebildeten nicht gewachsen sei, stellte darum hinter ihr seine besten Legionen auf und hieß sie ihre Speere nicht werfen, sondern gegen die Reiter brauchen. Als Pompejus seine beste Waffe geworfen sah, ritt er davon, weil er seinem Fußvolk nicht traute. Dieses wehrte sich doch besser, fieng aber an zurückzuweichen; ein zweiter Tag konnte das alles wieder ausgleichen. Allein Pompejus ritt schon dem Meere zu, ein Schiff zu suchen. Seine führerlosen Soldaten suchten Schutz im Lager, das aber bald erstürmt ward. Am Abend war das große Heer zerschlagen und der Rest von 20,000 Pompejanern streckte am Morgen die Waffen.

Dem Sieger fiel natürlich der ganze Osten zu, Könige, Völker und Städte.

Pompejus flüchtete an's Meer, schlief in einer Fischerhütte und schiffte dann nach Lesbos, seine Cornelia und seinen Sohn Sextus zu sich zu nehmen. Statt seine Flotte zu suchen und nach Afrika zu segeln, wo er noch ein starkes Heer besaß, fuhr er nach Aegypten, um bei dem dankbaren Könige neue Truppen zu holen. Aber des Königs Räthe, den Cäsar fürchtend, beschloßen den Flüchtigen zu ermorden. Sie holten ihn mit einem Kahn an's Gestade, und eben als er den Fuß an's Land setzte, stieß ihm einer seiner alten Soldaten von hinten das Schwert durch den Leib,

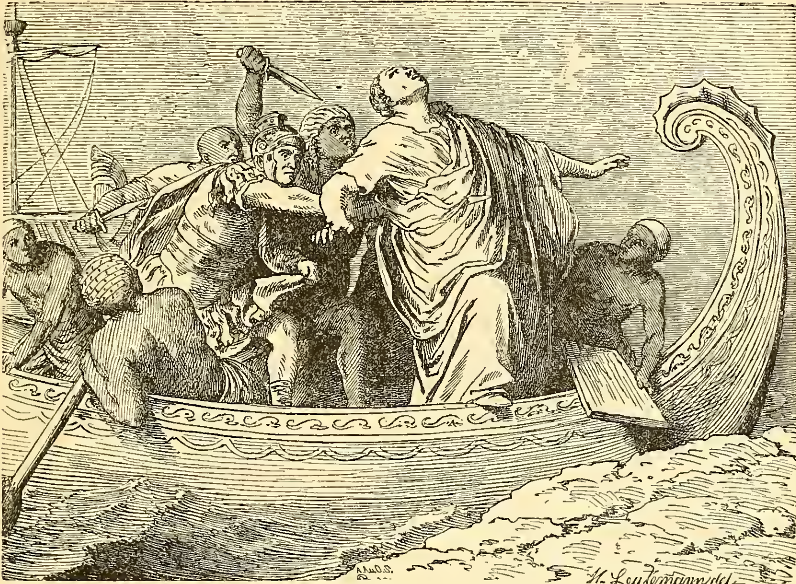


Fig. 57. Tod des Pompejus.

daß er auf's Ufer fiel, 28. Sept. 48. Seine Gemahlin sah es vom Schiffe aus, der Steuermann rettete flüchtend sie und ihren Sohn. Die Aegypter übergaben dem Cäsar Kopf und Siegelring des Ermordeten; der aber wendete sich mit Thränen ab. Dann ordnete er die Thronfolge in Aegypten und hatte den Winter über alle Mühe, mit seinen 4000 Mann sich der Alexandriner zu erwehren, bis Syrer und Juden ihm Ersatz brachten.

Darnach 47 eilte Cäsar über Kleinasien, wo er rasch den Pharnakes (S. 202) besiegte, und über Rom nach Afrika. Da stand noch ein großes Heer seines gefallenen Gegners und des siegreichen Numidiers Juba, das durch die der Pharsalischen Schlacht Entronnenen auf 14 Legionen verstärkt war. Auch die Pompejanische Flotte unter dem Befehl des Cato war dahin gelaufen. Hier hatte Cäsar noch um die volle Herrschaft zu kämpfen. Aber das Glück blieb dem kühnen und einzigen Feldherrn treu; er vernichtete in der großen Schlacht bei Thapsus, 46, das feindliche Heer gänzlich. Der Pompejanische Senat saß samt Cato in Utika, dem jetzt Cäsar nahte. Zum Theil flohen die Herren, zum Theil baten sie ihn, und fast alle nicht umsonst, um Gnade. Nur Cato wollte nichts von Flucht oder Gnade wissen. Da er die Republik gestürzt sah (die Pompejus als Ueberwinder auch nicht hätte leben lassen), so hatte das Leben keinen Werth mehr für ihn. Seinen Sohn hieß er Cäsar's Gnade nachsuchen, er selbst sei dafür zu alt. Darum stieß er sich, nachdem er zuvor Plato's Phädon (von der Unsterblichkeit) gelesen, sein Schwert in den Leib; und als ihn die Seinigen verbanden, riß er den Ver-

band ab und starb. Die meisten der übrigen Führer tödteten sich unter einander oder flohen auf die Schiffe und nach Spanien.

§ 46. Cäsar, lebenslänglicher Dictator.

Cäsar hielt bei seiner Rückkehr nach Rom prachtvolle Triumphe und ein großes Dankfest für den von den Göttern beschiedenen Sieg. Er wurde, bald auf Lebenslang, zum Dictator ernannt. Auch legte man ihm und seinen Erben den Titel Imperator, Befehlshaber, bei. Die alte Republik hatte ausgelebt, und nicht zum Unglück der Römer. Cäsar herrschte, doch ließ er noch die alten Namen und Formen stehen, um seine Römer allmählich an den Gedanken der Monarchie zu gewöhnen. So wurden immer noch Consuln gewählt, aber zwischen ihren Amtsstühlen stand der erhöhte Sessel des purpurbekleideten Imperators. Der sehr zusammengeschwundene Senat wurde, auf 900 vermehrt, sein Staatsrath, in welchem auch Spanier und Gallier saßen. Nur einmal hatte er noch zu kämpfen, im südlichen Spanien, wo das verzweifelte Ringen bei Munda, März 45, den Pompejanern ein Ende machte.

Uebrigens wollte er den Römern nicht Tyrann, sondern väterlicher Berather sein. Und er regierte sie mit sanftem Stabe und sorgte weislich und gütig für ihr Wohlergehen. Seine Monarchie war die Vertretung der Nation durch ihren Vertrauensmann. Nachdem er für sich alles hatte, konnte er auch viel für Andere thun; und in der Freude über sein Glück konnte er auch viel vergessen.

Er dachte nicht an Rache; wenn Feinde um Gnade baten, war ihnen alles verziehen, und wenn er mit ihnen zusammenkam, sagte er ihnen kein böses Wort. Auch Cicero, den er selbst besucht hatte, um ihn zu gewinnen, und der dann doch dem Pompejus nachgelaufen war, mußte das nicht entgelten; er konnte in ungekränkter Ruhe seine Bücher lesen und schreiben, daß er tief gerührt solch hohe Güte pries. — Die unermeßlichen Schätze, welche Cäsar in die Hände gefallen waren, brauchte er dazu, seinen Freunden, aber auch allem Volk wohlzuthun und Vergnügen zu bereiten. Jeder Soldat empfieng nebst einem Stück Land ein Geschenk von 4200 ℳ; die Offiziere das Doppelte, Vierfache ꝛc. Aber auch jeder Bürger wurde mit 6 ℳ bedacht. Außerdem theilte er Korn und Oel an unbemittelte Familien aus. Er ließ vor dem Volke allerlei prächtige Spiele, Thierhetzen, Fechterkämpfe, ja Feld- und Seeschlachten aufführen. Und einmal lud er das ganze Volk zu Gaste, und speiste es in 22,000 Zimmern, in deren jedem zwei Fässer besten Weines floßen.

Er traf nun heilsame Anstalten zur Wiederkehr einer dauernden Ordnung, gab wohlbemessene Gesetze, die Jedem sein Recht und Schutz gewährten, beförderte Ackerbau und Handel, mehrte durch Kolonien den schwindenden Wohlstand und ließ sich auch die Wiedereinführung besserer Sitten angelegen sein, obgleich er selbst kein Muster der Sittenreinheit abgab. — Indessen blieb bei all diesen Gutthaten doch etwas Gehässiges an ihm haften. Man sah schon den König an ihm, wenn er auch den Namen nicht führte. Er empfieng sitzend den Senat, vergab auch alle Aemter und Würden, ohne Senat und Volk zu fragen; seit 45 erscheint sein Kopf auf den Münzen. Seine Freunde machten Versuche, ihm auch den Königstitel zu geben, doch stets umsonst. Unter der jetzigen Alleinherrschaft war ein unendlich besserer Zustand als vorher; nur sie konnte den Staat noch retten; und doch grollten viele dem Alleinherrscher, obschon sie ihm äußerlich auf knechtische Weise schmeichelten.

§ 47. Cäsar's Ermordung.

Nur kurz sollte die Herrlichkeit des „Imperators" sein. Im dritten Jahre nach seinem Einzug entspann sich eine Verschwörung, an der 60 Senatoren theilnahmen, meist junge, nicht lauter Republikaner, sondern auch manche, die es verdroß, daß sie nicht mehr so räuberisch schalten konnten wie vorher. — Der eigentliche Anstifter des Mordplans war ein von Cäsar begnadigter und zum Legaten

beförderter Pompejaner, Cajus Cassius, ein finsterer, in sich zerrissener Mensch. Mit ihm an der Spitze stand Cato's Neffe und Schwiegersohn, Marcus Brutus, welchen Cäsar gleichfalls begnadigt, mit Gutem überhäuft und so lieb hatte, daß er ihn nur seinen Sohn hieß. Dieser hatte lange nicht gewollt, aber man ließ ihm keine Ruhe. Man führte ihn an die Bildsäule seines Ahnherrn (S. 147), auf



Fig. 58. Julius Cäsar. (Nach der Colossalbüste im Museum zu Neapel.)

welche man geschrieben: „Ach, daß Du noch lebtest!" man legte Zettel auf seinen Stuhl: „Brutus, du schläfst?" man reizte ihn so lange, bis er in eitler Selbstüberschätzung sich mitverband. Auch alle andern Verschworenen hatten von Cäsar Wohlthaten empfangen und angenommen.

Die Ausführung des Mordplans wurde auf 15. März 44 gesetzt. Cäsar hatte sich zu einem Krieg gegen die Parther gerüstet, welche nicht nur die Schuld eines Meuchelmords an Crassus trugen, sondern sich auch immer weiter in die römischen Besitzungen eindrängten; er wollte die Euphratlinie sichern und sodann die an der untern Donau um sich greifenden Geten zurückweisen. In der letzten Senatssitzung sollte er erdolcht werden. — Viele Anzeichen warnten Cäsar, z. B. ein schwerer Traum, den seine Frau Calpurnia vor dem verhängnißvollen Tage hatte, darin ihr der Gatte blutbedeckt in die Arme fiel. Sie bat ihn flehentlich, heute daheim zu bleiben; und weil er sich unwohl fühlte, gab er ihr nach und traf Anstalt, daß der bereits versammelte Senat wieder entlassen werde. Nun kam aber ein Verschworener aus der Curie, sich nach dem Grunde seines Nichterscheinens zu

erkundigen; dieser, dem sich Cäsar als einem Vertrauten offen mittheilte, verlachte den Glauben an eitle Weiberträume, machte ihn auf die Wichtigkeit der heutigen Versammlung aufmerksam, faßte ihn bei der Hand und zog ihn fort, und Cäsar folgte. Noch auf dem Wege schob ihm jemand einen Brief zu mit den Worten: „Lies sogleich, eine Sache von höchster Wichtigkeit!“ Im Briefe war die ganze Verschwörung aufgedeckt, allein er fand keine Zeit zum Lesen. So gieng der sonst so scharfblickende Mann wie mit verhüllten Augen an den Ort seiner Schlachtung.

Als er sich im Sitzungssaale auf seinen goldenen Stuhl niedergelassen, stellten sich die Verschworenen um ihn her. Cimber brachte eine unbedeutende Bitte vor, und als ihn Cäsar damit zurückwies, weil hier nicht der Ort dafür sei, riß ihm Cimber die Toga herunter. Das war das verabredete Zeichen; in diesem Augenblicke fiel Casca ihn mit dem Dolche an. „Verruchter, was beginnst du?“ schrie Cäsar und griff nach ihm. Doch schon drangen sie alle mit ihren Dolchen auf ihn ein. Eine Zeitlang vertheidigte sich der hohe Mann; als er aber auch Brutus den Dolch zücken sah, verhüllte er sich mit seiner Toga und sank mit 23 Wunden an der Bildsäule des Pompejus entseelt nieder. — Der Größere hatte also ein ähnliches Ende wie sein großer Gegner. Rom kann bessere Männer aufweisen als Cäsar, doch einen größern hat es vom Anfang bis zum Ende nicht gehabt. Er hatte sich aber auch im Tempel des Quirinus eine Statue errichten, sich also wie Alexander als einen Gott verehren lassen.

§ 48. Das zweite Triumvirat.

Der nächste Eindruck des Blutwerkes war allgemeines Entsetzen; die Verschworenen sahen sich in ihrer Hoffnung, daß die andern Römer zustimmen würden, sehr getäuscht. Der Senat zerstob, und sie konnten die That nicht, wie sie gewollt, in einer Rede vor ihm rechtfertigen. Auch das Volk floh vor ihnen und wollte ihre Predigt von der neuaufgegangenen Freiheit nicht anhören. Darüber wurden sie verblüfft, und weil sie gar keinen festen Plan auf weiter hinaus gemacht, standen sie rathlos und suchten Schutz auf dem Kapitolium. — Das gemeine Volk jammerte laut um seinen väterlichen Wohlthäter, schrie und tobte gegen seine Mörder. Die Aristokratie dagegen, als sie wieder zu sich gekommen, nahm allerdings für die Verschworenen Partei. Der Senat wagte zwar nicht, ihre That gut zu heißen; aber er amnestirte die Thäter, sorgte für ihre Sicherheit, vertraute ihnen sogar die wichtigsten Aemter an. Selbst Cicero trat für die „Sache“ auf und gebrauchte noch einmal seine Redekunst zum Preise „der Freiheit“. Wie stand's aber mit den mächtigen Freunden Cäsars? Hätten denn diese, die Masse des Volks auf ihrer Seite, mit den Legionen Cäsars nicht den Senat über den Haufen stürzen können? O freilich, wenn sie nur alle unter sich einig gewesen wären. So aber suchte jeder aus dem Ereigniß seinen eigenen Vortheil zu ziehen, und sie kamen mit einander selbst in Zerwürfniß und standen in Waffen gegen einander.

Es trat eine außerordentliche Verwirrung im Staate ein, wie wenn ihm die Seele genommen wäre, ein tolles Durcheinander, blutiger Kampf allenthalben. Im andern Jahr löste sich die Verwirrung. Da versöhnten und verbanden sich die mächtigsten Cäsarianer Marcus Antonius, Marcus Lepidus und Cajus Octavius, worauf wieder zwei gesichtete Parteien hervortraten. — Antonius war der beste Feldherr Cäsars, aber ein ausschweifender, gewissenloser Mensch. Er bekleidete gerade das Consulat, und konnte jetzt selbst den Herrn machen, entflammte durch eine meisterhafte Rede bei der Bestattung den Volkshaß gegen die Mörder, und hauste, zwar nicht unter den Republikanern, die er klüglich schonte, aber unter den Staatsgeldern in greulicher Weise. Lepidus, Cäsars Reitergeneral, war nur ein tapferer Degen, aber reich, daher ihn Antonius durch die Heirat ihrer Kinder an sich fesselte. — Den 18jährigen Octavius, den Enkel seiner Schwester, hatte

Cäsar im Testamente zum Haupterben eingesetzt und an Sohnesstatt angenommen. Er studirte in Apollonia (Epirus) Beredsamkeit, als der Großonkel starb, und konnte nicht gleich die Erbschaft antreten, weil Antonius sie ihm als Staatseigenthum vorenthielt. Doch seit der Eröffnung des Testamentes nannte er sich Cäsar Octavianus. In diesem lag mehr, als man zuvor vermuthet hätte. Der zarte Jüngling erschien als vollendeter Mann; er zeigte eine Kraft, Besonnenheit und Klugheit, daß man sich nur verwundern mußte; und obschon er sehr bescheiden auftrat, merkten doch die schärfer Blickenden bald, daß er es auf den goldenen Stuhl seines Adoptivvaters abgesehen habe. Er gewann zunächst die Gunst des Volks durch Auszahlung der von Cäsar jedem Bürger vermachten Gelder; dann lockte er etliche Legionen an, half der Ordnungspartei April 43 zum Sieg bei Mutina über den Antonius, der zum Staatsfeind erklärt war, und ließ sich nun statt der gefallenen Consuln zum Consul wählen, trat auch förmlich seine Erbschaft an. — Diese drei, von denen sich jeder allein zu schwach fühlte, es mit den Republikanern aufzunehmen, schloßen Okt. 43 auf einer Flußinsel bei Bononia (Bologna) ein Bündniß, um die republikanische Partei zu vernichten und die Herrschaft unter sich zu theilen. Dies das zweite Triumvirat.

Sie zogen mit ihren vereinigten Legionen nach Rom. Aber wie schrecklich begannen sie ihr Werk! Sie wollten, da die Staatskasse leer war, die Kosten zu dem großen Kriege durch Aechtungen erlangen; auch wollte jeder seine persönlichen Feinde aus dem Wege geräumt haben; so setzten sie eine Proscriptionsliste von 300 Senatoren und 2000 Rittern und vielen andern Namen auf, welche „an Cäsars Tod Antheil gehabt oder wenigstens sich darüber gefreut hätten," die darum verdientermaßen getödtet und deren Güter zum gemeinen Besten eingezogen werden sollten. Gleich bei ihrer Ankunft in Rom ließen sie mit der Ausführung der Proscription beginnen. Es war Abend; die Soldaten stürzen nach den Geächteten, Häuser werden umzingelt, Thüren erbrochen, Schwerter gezückt; man hört das Geschrei der Verfolgten, das Heulen der Weiber; Feuer bricht aus und durchleuchtet die gräßlichste Nacht, die Rom je erlebt. Das Morden gieng mehrere Tage nach einander fort. Da wurden wieder alle Teufel der Bosheit los; Gattinnen verriethen ihre Gatten, Söhne ihre Väter. Jeder Sklave, der einen Kopf einbrachte, erhielt das Bürgerrecht und 7000 ℳ, jeder Freie 18,000 ℳ Nach den nicht Aufgefundenen wurden Hetzjagden durch's Land angestellt. Die Erschlagenen warf man in den Tiber oder ließ sie den Thieren zur Speise; die Köpfe aber paradirten wieder auf dem Forum!

Da steht nun auch das Haupt Cicero's an dem Orte, wo er so viele glanzvolle Reden gehalten. Auch er war auf der Aechtungsliste, da er den Antonius so scharf angegriffen hatte. Octavian zwar wollte den ausgezeichneten Gelehrten erhalten; allein der Beleidigte bestand durchaus auf seinem Tode. Cicero floh von seinem Landgut Tusculum nach der Meeresküste, setzte sich auf ein Schiff, kehrte aber wieder an's Land zurück und suchte auf einem andern Landgute ein Versteck; dann ließ er sich von seinen Sklaven in einer Sänfte nach dem Meere tragen. Auf dem Wege ward er von den Soldaten ereilt. Sie hieben ihm den Kopf und die Hände ab und brachten sie nach Rom. Antonius hatte eine unmäßige Freude darüber und bezahlte sie gut. Und sein schändliches Weib Fulvia zog aus dem Kopf die Zunge heraus, die auch ihrer nicht geschont hatte, und durchbohrte sie mit Nadeln.

§ 49. Dritter großer Bürgerkrieg.

Cassius und Brutus hatten sich schon vor der Stiftung des Dreimännerbundes nach dem Osten begeben, und dort mit unsäglichen Erpressungen eine große Macht gesammelt. Sie vereinigten alle ihre Truppen in Macedonien. Antonius und Octavian zogen gegen sie, während Lepidus in Rom Ordnung hielt. Die Cäsarianischen Soldaten brannten vor Begierde, ihres Imperators Mord zu

rächen; aber auch die Gegnerischen waren schlachtenmuthig. Uebrigens waren beide Heere einander ziemlich gleich, 110,000 bis 115,000. Bei Philippi erfolgte der Zusammenstoß in zwei heißen Schlachten, 42. — Die erste war nicht entscheidend. Cassius unterlag auf seiner Seite dem Ansturm des Antonius; dagegen erhielt Brutus die Oberhand über die Truppen des Octavian, welcher durch Krankheit verhindert am Kampfe nicht selbst Antheil nehmen konnte. Es hätte sich so ausgeglichen. Allein durch ein finsteres Verhängniß erfuhr Cassius nicht gleich den Vortheil seines Genossen: er hielt das ganze Heer für besiegt, und in Verzweiflung darüber ließ er sich mit seinem Schwerte den Kopf abhauen. Als Brutus die Kunde hievon empfieng, weinte er um „diesen letzten Römer", an dem doch nicht viel verloren war.

Brutus vereinigte jetzt sämtliche Truppen unter seinem Commando, wollte jedoch, wohlversorgt mit allen Bedürfnissen, an denen die Gegner Mangel litten, nicht gleich wieder schlagen, sondern in seiner sichern Stellung bleiben, bis jene durch Entbehrung geschwächt wären. Allein die Soldaten drangen so ungestüm auf Erneuerung des Kampfes, daß der Feldherr nicht zu widerstehen vermochte, und so folgte denn nach 20 Tagen eine zweite Schlacht, die ihr Verderben entschied. Etliche Monate zuvor saß Brutus Nachts bei einem Buche im Zelt, als eine riesige Gestalt vor ihm erschien. Auf seine Frage: Wer da? antwortete sie: „Ich bin dein böser Geist; bei Philippi wirst du mich wieder sehen!" Damit verschwand der Geist. Nun, in der Nacht vor der zweiten Schlacht sah Brutus abermals diesen Geist stumm vorüberschreiten. Am Morgen stürmten beide Heere auf einander, und es wurde mit äußerster Anstrengung und Erbitterung gefochten. Wiederum war es der vortreffliche Feldherr Antonius, welcher den Ausschlag gab. Denn nachdem Octavian zurückgedrängt war, zerbrach jener mit ungeheurem Stoß das Centrum der Feinde, die dadurch so in Unordnung geriethen, daß auch Octavian wieder vordringen konnte. Die Cäsarianer gewannen den vollständigsten Sieg. Brutus wurde umzingelt und stürzte sich selbst in sein Schwert. Das Uebrige seines Heeres ergab sich den Siegern.

Es war kein Heil aus Cäsars Mord gewachsen, weder dem Staate noch den Verschworenen. Der Republik aber war für immer zu Grab geläutet, nachdem sie 467 Jahre gewährt hatte.

§ 50. Auch das zweite Triumvirat hält nicht.

Das Reich hatte also wieder drei verbündete Herren, von denen jedoch, wie früher, zwei nach der Alleinherrschaft strebten, während der dritte so neben hergieng.

Octavian begab sich nach Italien zurück, um im Westen noch Widerspenstige zu bezwingen und alles vollends in Ordnung zu bringen. Dasselbe sollte Lepidus in Afrika ausrichten. Antonius aber gieng nach Asien, um die Verwaltung des Ostens zu besorgen und namentlich denen Geld abzupressen, welche solches den Republikanern hatten geben müssen. Er überließ sich aber jetzt solch einem schwelgerischen Leben, daß seine Thatkraft merklich abnahm. Es war bezeichnend, daß sie ihn in Kleinasien zum Gotte Bacchus machten. Sie thaten's, um ihm Schonung abzugewinnen; und er hatte an solcher Vergötterung seine absonderliche Freude. Ganz toll wurde er vollends durch die junge Königin Kleopatra von Aegypten gemacht.

Diese hatte erst Cäsar gewonnen, dann aber sich den Republikanern zugekehrt, und wurde deshalb von Antonius zur Verantwortung nach Tarsus beschieden. Sie erschien, dachte jedoch seinen Zorn mit ihren Reizen zu überwinden, war sie doch schön, voll Witz und Kunst, eine vollkommene Buhlerin. In goldenem Schiff mit silbernen Rudern, darin sie als Venus gekleidet in all ihrem Liebreiz saß, fuhr sie daher. Das Volk am Ufer rief: „Venus kehrt bei Bacchus ein!" Am Strande steigt sie nicht aus, sondern läßt Antonius freundlich zu einem Mahle einladen. Er kommt und wird von ihrem Anblick ganz närrisch. Er liegt zu ihren Füßen und lebt hinfort nur für sie. Er begleitete sie

nach Aegypten und brachte dort seine Tage in eitel Wollüsten hin. Sie wußte ihn mit immer neuen Festen und Spielen zu belustigen und tiefer in ihr Netz zu ziehen; denn sie gedachte durch ihn Königin der Welt zu werden. Einst wollte sie eine Probe machen, wer den andern kostbarer bewirthen könne. Antonius gab ihr ein Mahl, bei dem die auserlesensten Gerichte endlos aufgetragen wurden. Hierauf gab ihm Kleopatra ein mäßigeres Mahl, das eine Brühe schloß, die eine Million kostete, die größte Perle war darin aufgelöst worden.

Noch schien es einmal, als ob Antonius aus seinem Taumel herausgerissen werden sollte. Die Parther drangen bis nach Jerusalem vor und setzten dort einen König ein. Zugleich war Fulvia mit Octavian über der Bezahlung der Truppen in einen Krieg gerathen. So zog denn Antonius mit seiner Flotte nach Italien. Doch legten sich Freunde in's Mittel und so erneuerten die Triumvirn a. 40 ihren Bund zu Brundisium. Da theilten sie das ganze Reich unter sich, daß Antonius die Morgenländer, Octavian den Abend und Lepidus Afrika erhielt. Nun heirathete Antonius, dessen Gemahlin Fulvia aus Wuth gestorben war, Octavians junge Schwester Octavia, zum Frohlocken des ganzen Volks, welches darin eine Bürgschaft des Friedens sah. Octavia war die schönste und tugendhafteste Römerin; Antonius schien auch eine Zeitlang an ihr Gefallen zu finden und durch sie von einem bessern Geiste beseelt zu werden; er widmete sich wieder ernstlicher den Geschäften. — Die bessere Eintracht konnte aber nicht von Dauer sein, denn im tiefen Herzen war jeder dem andern abhold. Bald gab es wieder bittern Streit, daß nur Octavia's innige Vermittlung sie noch etliche Jahre zusammenhielt, bis Antonius die Octavia selbst genug hatte.

Indessen löste sich das Triumvirat, eh' es noch zum Bruche kam. Es stand noch ein Sohn des großen Pompejus, Sextus, der sich in Sicilien festgesetzt, gegen die Cäsarianer in Waffen. Nachdem man ihm erst die Insel gelassen, wurde er doch von Octavian bekriegt und vertrieben. Lepidus, bisher von den zwei andern zurückgesetzt, wollte auch einmal einen Vorzug haben und nahm das schöne Sicilien für sich in Anspruch. Da lief Octavian zu den Soldaten desselben und klagte ihnen, daß ihr Führer den Frieden stören wolle; und siehe, das ganze Heer trat zum Octavian über 36. Lepidus wurde nach Circeji verbannt, wo er vergessen starb. Den Sextus, der nach Mitylene geflohen war, besiegte und tödtete Antonius 35.

Bald erfolgte auch der Bruch zwischen Antonius und Octavian. Des erstern tugendhafte Gattin widerte ihn für die Länge an, er wendete sich mit aller Leidenschaft wieder der ägyptischen Buhlerin zu. Er begab sich wieder nach Aegypten, um das alte Schandleben mit ihr zu erneuern, angeblich jedoch, um sich zu einem „Rachekrieg" gegen die Parther zu rüsten. Als nun die treue Octavia ihm nachzog, und zwar mit Geld und Truppen, das sie ihm von ihrem Bruder zuführte, schickte er ihr den Befehl entgegen, fern zu bleiben, nachher sogar einen Scheidebrief. Die Verstoßene zog sich zurück, nahm sich aber wie ihrer eigenen, so seines zuvor mit Fulvia erzeugten Sohnes fortan mit aller Treue an. Später nahm sie sogar noch die dem Treulosen von der schlechten Kleopatra geborenen Kinder zu sich, und widmete auch ihnen mütterliche Liebe. — Diese Verstoßung der edlen Octavia brachte indessen bei den Römern eine große Erbitterung gegen den Antonius hervor. Doch noch eine viel größere, daß er an die Kleopatra die schönsten Länder verschenkte, ja alle von ihm beherrschten Provinzen, als wären sie sein Privateigenthum, schon im voraus unter seine Kinder von ihr austheilte. So ward es dem Octavian, der bisher bedächtig zugesehen, wie sein Nebenbuhler sich selbst ruinirte, ein Leichtes, den Senat zu bestimmen, daß er den Antonius für einen verrückten Feind des Vaterlands erklärte, und der Kleopatra als seiner Verführerin den Krieg ankündigte. Nur ihr, denn Octavian wollte den Namen eines neuen Bürgerkriegs vermeiden.

§ 51. Antonius stürzt im vierten Bürgerkriege.

Alles neigte sich zur festen Monarchie; es fragte sich nur noch, wer von den beiden der Herr sein sollte. Es war im J. 31, als die beiden bei Actium, einer griechischen Küstenstadt, mit Flotte und Landheer einander gegenüberstanden. Antonius erkannte, daß er zu Land seinem Gegner überlegen sei, und seine besten Unterbefehlshaber riethen zu einer Landschlacht. Allein es war Kleopatra bei ihm, und sie, die zur See leichter entrinnen zu können hoffte, drang auf eine Seeschlacht; ihr Wille war ihm Gebot; so mußte zur See geschlagen werden. (An einem Tempel in Präneste fand sich sein Admiralschiff abgebildet Fig. 59.)

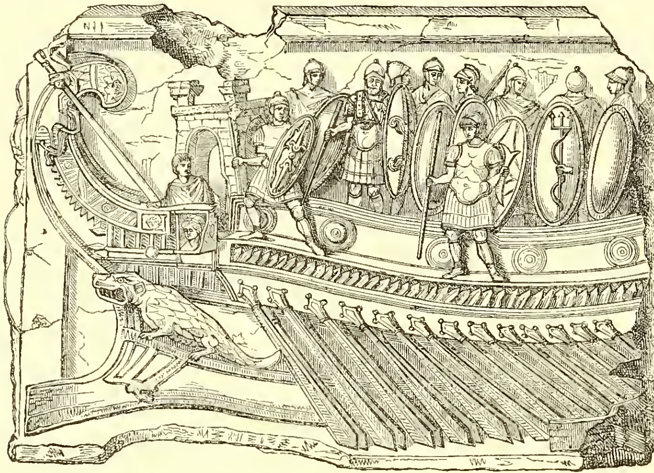


Fig. 59. Fragment des Admiralschiffs des Antonius in der Schlacht bei Actium. (Basrelief vom Tempel der Fortuna in Präneste.)

Am 2. Sept. stießen die Flotten Angesichts der beiden Landheere zusammen. Antonius hatte seine großen prächtigen Schiffe sehr gut aufgestellt, daß sie wie ein undurchdringlicher Wall dastanden, und seine Leute fochten mit vorzüglicher Tapferkeit. Kaum aber war's dem Octavian nach langer Arbeit gelungen, ein wenig in diesen Wall einzudringen, so ergriff Kleopatra mit ihren 60 ägyptischen Schiffen die Flucht; und kaum gewahrte das Antonius, als er seiner Hexe auf einem Schnellsegler nach Aegypten folgte, wo er freilich nachher seiner Heldenthat sich schmerzlich schämte, ohne sich doch mehr ermannen zu können. Seine Leute fochten bis zum Abend fort, da sie sich endlich, nachdem die Flucht des Führers bekannt geworden, mit allen ihren Schiffen dem Octavian ergaben. Das die Gegner um 20,000 Mann überragende Landheer des Antonius wartete noch 7 Tage lang sehnlich auf ihn, daß er es zum Sieg führe. Allein es sah nichts mehr von ihm, daher streckte es vor dem Cäsarssohn die Waffen.

So hatte Octavian die Welt gewonnen. Seine Freude darüber war mit gänzlicher Besonnenheit gepaart. Er schaute alles kühl an und gieng langsam aber sicher seinen Weg. Zunächst zog er lohnend und strafend durch Griechenland und Vorderasien, wo allenthalben die noch übrigen Truppen sich ihm ohne Schwertschlag ergaben. Im Winter ließ er seine Heere ausruhen. Im Frühling aber, 30, erschien er mit großer Macht vor Alexandrien, dessen Vertheidigung Kleopatra heimtückisch vereitelte. So blühte dem Antonius kein Heil mehr; seine frisch aufgebrachten Truppen und Schiffe giengen zu Octavian über, sobald derselbe sich zeigte. Bei diesem sich zu empfehlen, wollte Kleopatra sich nun des Antonius entledigen; so mußte man ihm die Nachricht hinterbringen, die Königin habe sich im Gram über ihr gemeinsames Unglück entleibt. Die Schlane hatte sich nicht geirrt; als Antonius dies hörte, stieß er sich sogleich das Schwert in den Leib. Da hörte er, daß Kleopatra noch lebe, und augenblicklich befahl er, daß man ihn in ihr Versteck, ein Grabmal, trage, um bei ihr zu sterben. Und der Verzauberte starb in ihren Armen.

So war denn Kleopatra ihres Liebhabers ledig und trachtete nach einem neuen. Sie bat den Octavian um eine Unterredung, und bot noch einmal alle ihre Reize und Künste auf, um auch ihn zu verzaubern. Allein dieser sah die schöne, in Trauerkleidern anmuthig sitzende, Thränen vergießende, endlich seine Füße umfassende Frau kalt an, und ob er ihr wohl höflich einige tröstende Worte zusprach, daß ihrem Leben kein Leid geschehen solle, so merkte sie doch ihr Schicksal, daß sie nämlich als besiegte Fürstin mit goldenen Ketten vor seinem Triumphwagen hergehen sollte. Um solcher Schmach zu entgehen, vergiftete sie sich selbst. Einige sagen: durch eine angelegte Schlange, wo dann eine Schlange sich von der andern hätte umbringen lassen. Octavian machte Aegypten zur Provinz. So namhaft mehrte er das Reich gleich beim Beginn seines Alleinregiments. Und daß er dasselbe beliebter antreten könnte, dazu kamen ihm Kleopatra's Schätze zu statten, mit denen er seine Krieger und Freunde herrlich belohnen und auch noch alle Bürger Roms stattlich beschenken konnte. Zur Vorsicht ließ er doch Antonius Sohn umbringen.

§ 52. Octavian, der erste römische Kaiser.

Nun zog Octavian als Alleinherrscher in Rom ein, und es beginnt das Kaiserreich. Es ward ihm der hohe Titel Imperator beigelegt; allein er nannte sich bescheiden nur nach seinem Adoptivvater „Cäsar" (deutsch: Kaiser). Octavianus Caesar wird daher als der erste Kaiser aufgeführt. Mit diesem Namen, welcher jetzt den des Königs überragt, zeigten sich seine Römer völlig zufrieden. Am Königstitel lag aber dem Octavian nicht das mindeste; es lag ihm nichts an allem Schall und Schein, wenn er nur die Macht hatte, die ihm jetzt niemand mehr bestritt. Er trug keine Krone, aber er war unbeschränkter Regent; er gieng einfach wie ein Bürger einher, aber alle Bürger beugten sich vor dem Allgewaltigen.


Fig. 60. Kaiser Augustus.

Die Republik hatte für immer aufgehört. Man erkannte allgemein, daß sie unmöglich länger hätte bestehen können; und es stand um so weniger ein neuer Versuch zu ihrer Wiederaufrichtung zu besorgen, da ja wiederholte Proscriptionen und Bürgerkriege ihre besonderen Freunde gar weggeräumt hatten. Um aber doch den Uebergang zur bleibenden Monarchie weniger fühlbar zu machen, ließ auch Octavian noch einige hohle Bilder von der vorigen Verfassung stehen, Consulat, Senat, ja Volksversammlung zu Zeiten. Indessen mußte alles nach seinem Willen geschehen; und zu den Berathungen, die der besonnenen Festsetzung dieses seines Willens vorausgiengen, nahm er nicht den ganzen Senat, sondern nach seinem Ermessen die Verständigsten davon, welche einen besondern Staatsrath bildeten. Was er mit seinem Staatsrathe besprochen hatte und darnach als Edikt ausgehen ließ, das galt als Gesetz und wurde in die Gesetzbücher eingetragen.

Um so leichter aber konnten die Römer ihre sog. Freiheit verschmerzen, weil sie ihnen doch so gar viel Jammer gebracht hatte. Jetzt waren sie des ewigen

Haders müde und sehnten sich nach Ruhe, und das mußte ja Jeder einsehen, daß sie diese nur unter Einem erlangen konnten. Und wie gerne konnten sie sich dem Octavian ergeben, da er nicht von fern einem Tyrannen glich, sondern die größte Milde walten ließ. Seitdem er erreicht hatte, wornach sein Ehrgeiz strebte, traten seine strengen Eigenschaften ganz hinter Freundlichkeit und Wohlwollen zurück, bis das Andenken an sein grausames Auftreten als weiland Triumvir ausgelöscht war.

Er sorgte unablässig und auf's Gedeihlichste für die Wohlfahrt seiner Unterthanen, wobei ihm zwei innig befreundete uneigennützige Männer trefflich zur Hand giengen, nämlich M. Vipsanius Agrippa, sein tüchtiger Feldmarschall (und Schwiegersohn), und Mäcenas, sein gewandter Minister. Er selbst blieb doch in allem das Haupt und die Seele. Mit seinem scharfen durchschauenden Verstande traf er überall die besten Anordnungen, und mit seiner ausnehmenden Beharrlichkeit setzte er sie stets in Kraft und Leben. Durch stehende Heere, die er allenthalben, besonders gegen die Grenzen hin, vertheilte, hielt er alles in Ruhe, wobei doch die Angesessenen nicht mit Dienst geplagt waren; denn Bürger und Soldat waren jetzt ganz von einander getrennt. In Rom selbst hielt eine zahlreiche Stadtmiliz (cohortes urbanae) die Sicherheit aufrecht, daß dort nie zuvor eine so gute Polizei bestanden; während die Leibwache der Prätorianer (cohortes praetorianae) den kaiserlichen Palast schirmte, obwohl das bei ihm wenigstens gar nicht nöthig erschien. Die backsteinerne Stadt konnte er sich rühmen in eine marmorne verwandelt zu haben. Er baute auch das Forum aus, nachdem es freilich fast unnöthig geworden war (Fig. 61).

Namentlich ward aber den Provinzen ein viel besseres Loos zu Theil; damit sie nicht mehr von den Beamten und Einkünftepächtern so schändlich ausgepreßt würden, setzte er den Erstern, die vorher auf Bezüge aus ihren Provinzen angewiesen waren, einen festen Gehalt aus, und ließ alle Einkünfte der Länder unmittelbar in die Staatskasse fließen. Er bereiste auch persönlich die Gebiete des Reichs, hörte von Jedermann Beschwerden an, stellte wahrgenommene Mißbräuche alsbald ab und duldete nirgends Unrecht. So hatten sie in und außer Rom mäßige Freiheit, gutes Recht und guten Schutz. Auch sonst that er viel zum Frommen seiner Unterthanen: durch Anlegung trefflicher Heerstraßen, durch Herstellung von Wasserleitungen, auch durch gute Sittengesetze, z. B. gegen Ueppigkeit und Schwelgerei, die nur leider außer ihm selbst, der sich eines ehrbaren Lebens befließ, von den Wenigsten gehalten wurden. Genug aber, das Volk vergaß je mehr und mehr seine miserable republikanische Freiheit, und lobte und segnete, nun wirklich frei aufathmend, die Monarchie. Es fühlte sich in Rom, Italien und in den Provinzen unendlich besser berathen als vorher.

Das Volk freute sich insonderheit des edlen Friedens nach so harten Stürmen. Der Janustempel ward zugeschlossen, zum erstenmal wieder seit 235, zum andernmal seit Roms Entstehung. Da war denn kurz vorher, ehe das höhere Friedensreich, das Friedensreich für die armen gequälten Seelen, mit Christo in die Welt kam, und wie zu einer Anmeldung desselben und zu einem Vorbild darauf, im ganzen weiten Reich zeitlicher Friede. Nun baute der Landmann allenthalben ruhig seinen Acker, der Kaufmann zog sicher die gute Straße, und auch die Künste und Wissenschaften blühten im milden Hauche des Friedens auf.

Uebrigens blieb der Janustempel auch nicht immer unter Octavianus Regierung geschlossen. Er gieng nicht gerade auf Eroberungen aus, sein Reich war ihm groß genug; aber er wollte die Grenzen desselben sichern. Nun waren die Alpenvölker immer wegig, und die hinter den Alpen und überhaupt im Norden wohnenden kriegerischen Völkerschaften beunruhigten häufig das römische Gebiet. Darum sandte er seine Legionen gegen sie, und das Glück heftete sich an ihre Adler dermaßen, daß sie alle noch unbezwungenen Länder unterhalb der Donau bis an's Schwarze Meer hinab eroberten: Rätien (Tirol), Vindelicien (Baiern und Schwaben zwischen Inn und Bodensee), Noricum (Westöstreich mit Krain und Salzburg), Pannonien (Oestreich, Niederungarn, Slavonien) und Mösien (Serbien und Bulgarien).

So kamen allerdings auch die deutschen Länder südlich der Donau unter römische Botmäßigkeit, 15 v. Chr.; und es erhoben sich da aus befestigten römischen Lagern Städte, die noch berühmt sind, Augusta Vindelicorum,

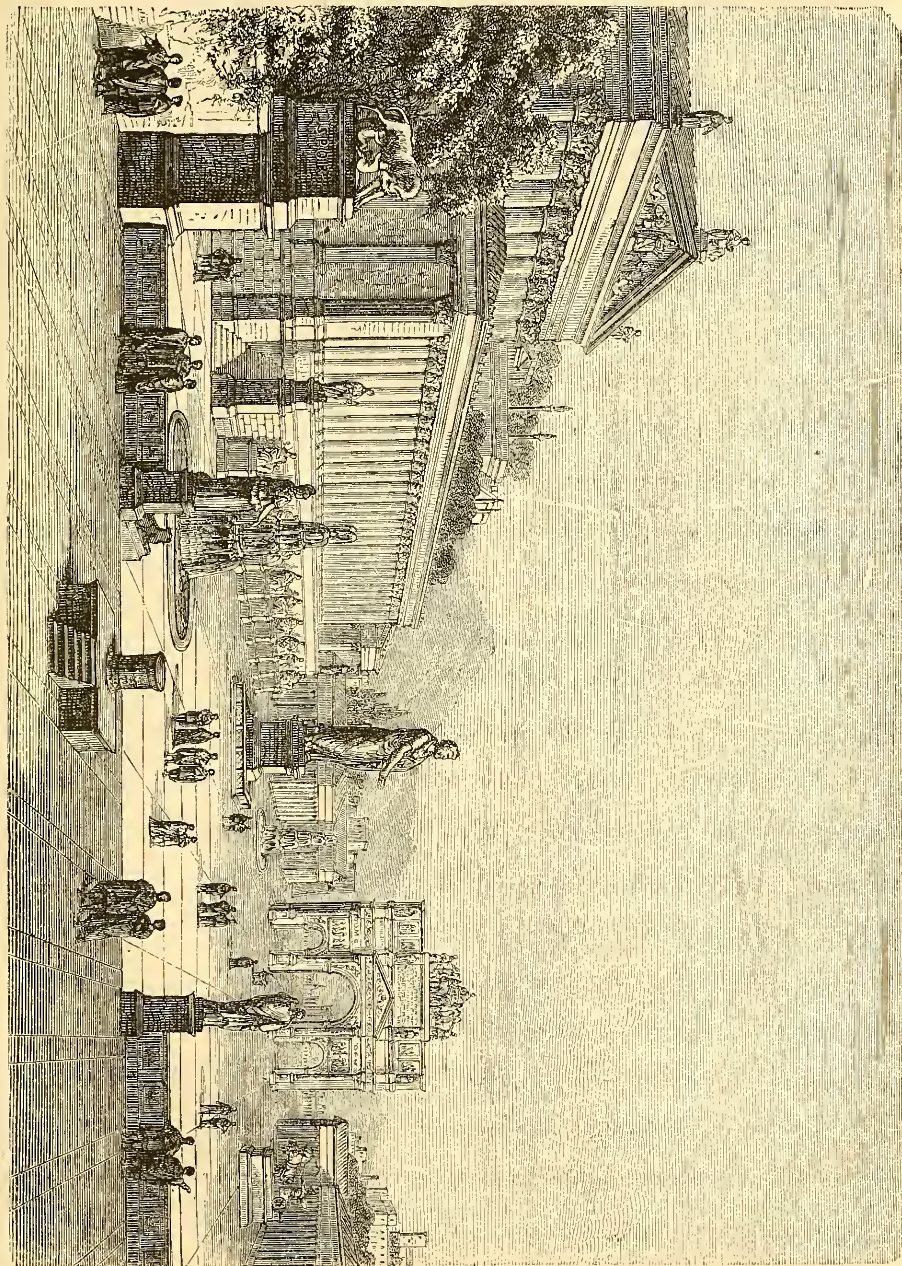


Fig. 61. Römisches Forum. (Entworfen nach Bouchet.)

unser werthes Augsburg, Regina castra, unser Regensburg ꝛc. Die beiden Stiefsöhne Octavians, Drusus und Tiberius, welche bei diesen Eroberungen das

Meiste gethan, drangen sogar, Einer nach dem Andern, in's Herz von Deutschland ein, bis zur Elbe hin; allein hier konnten sie keinen festen Fuß fassen und mußten sich beide wieder zurückziehen. Im Nordwesten Deutschlands, vom Rhein bis zur Weser hin, setzten sich zwar die Römer einmal fest, jedoch auch nicht auf lange. Hier gieng es ihnen im Jahre 9 n. Chr. sehr schlimm, wie später erzählt wird.

Jetzt war der römische Staat größer als irgend eines der vorherigen Weltreiche. Er umfaßte die Länder Asiens vom Mittelmeer bis an den Euphrat und noch drüber hinaus, sodann den ganzen Norden Afrika's, endlich den ganzen Süden und Westen Europa's, die Türkei, Griechenland, das meiste von Ungarn und Oestreich, auch Süddeutschland, Italien, die Schweiz, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal; er reichte vom Kaukasus bis ans Atlantische Meer, und von der Wüste Sahara bis zur Donau. Zusammen 24 Provinzen, 5 in Afrika, 4 in Asien, 15 in Europa.

Betrübend ist es, daß Octavian, dieser ungemein kluge und nach dem Maße seiner Erkenntniß auch gute Fürst in seinem häuslichen Leben so gar viel Herzeleid hatte. Seine dritte Frau, Livia, welche er als Witwe geheirathet und die ihm eben die vorhergenannten Stiefsöhne aus ihrer ersten Ehe zugebracht hatte, war ein unmäßig böses und ruchloses Weib, das ihm sein Leben arg verbitterte. Mit Verleumdungen und heimlichen Praktiken drängte sie alle seine nähern Verwandten von ihm weg; ja es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie die Mehresten derselben durch Meuchelmord aus der Welt schaffte. Sie that dieß, weil sie nach Octavian, der keinen eignen Sohn hatte, ihren geliebten Tiberius, einen Herkules an Kraft, aber so heillosen Charakters wie seine Mutter, auf dem Thron sehen wollte. Sie lag auch ihrem Gatten beständig in den Ohren, daß er den trefflichen Tiberius adoptiren und zu seinem Nachfolger bestimmen sollte. Lange widerstand Octavian, der seinem Volk einen bessern Fürsten nach ihm gönnte; erst da er älter und schwächer geworden, und so einsam stand, gab er nach, verheirathete ihn auch mit seiner einzigen Tochter Julia, die aber in keiner Ehe gutthat.

Hatte dieser große Monarch auch wenig Trost und Heil im eigenen Hause, so konnte er sich doch der bleibenden, ja wachsenden Liebe und Verehrung seines gesamten Volkes erfreuen. Sie nannten ihn Vater des Vaterlands und seit 27 „Augustus“, der Hehre, und es war ihnen ein rechter Ernst damit. Der Monat Sextilis, in welchem er a. 29 seinen Triumph gefeiert, wurde nach ihm August geheißen, wie der Quintilis nach Cäsar Juli hieß. So regierte er ruhig im Ganzen und glücklich über die Welt die lange Zeit von 44 Jahren. Endlich ward er auf einer Reise krank und starb zu Nola in Campanien im 76. Lebensjahre, 19. Aug. 14 n. Chr. Als er den Tod nahen fühlte, sprach er zu seinen ihn umstehenden Freunden: „Hab' ich meine Rolle gut gespielt?“ Er meinte wohl, ob er die ihm vom Schicksal gewordene Aufgabe gut vollbracht habe. Und als sie es ihm bejahten, sagte er: „So klatscht!“ und schloß die Augen.

Das ist der Cäsar Octavianus Augustus, unter welchem **der Herr Jesus Christus** geboren worden ist, Luk. 2, 9.

§ 53. Roms damalige Gestalt, und noch etwas von der Bildung und Gesittung der Römer.

Die Stadt Rom streckte sich jetzt weit über ihre sieben Hügel hinaus. Eine rechte Hauptstadt der Welt mit $1^1/_2$ Mill. Einwohner, während sie heutzutage nicht den vierten Theil der damaligen Seelenzahl enthält. Sie hatte 420 Hauptstraßen samt vielen freien Plätzen. Der größte freie Platz war nicht mehr das Forum, sondern das später hergerichtete Marsfeld, dieses so groß, daß sich darauf die ganze römische Bevölkerung, Alt und Jung, versammeln konnte. Es gab jetzt weit mehr ansehnliche Gebäude, als noch vor hundert Jahren. Da prangten 400 größere und kleinere Tempel; der prächtigste darunter immer doch der mit Goldblech gedeckte Jupiterstempel auf dem Kapitol. Durch Agrippa war der zweite Wundertempel gebaut worden, ein Rundgebäude, das heute noch steht, das

Pantheon mit den Statuen der meisten Götter. Stolz erhoben sich auch mehrere Basiliken, öffentliche Gebäude bloß mit Sälen und Hallen, zu Vorträgen gelehrter Männer und anderem dergleichen Gebrauch. Marmorpaläste der Großen und Reichen in Gold-, Silber- und Elfenbeinschmuck ließen sich in vielvermehrter Anzahl schauen. Auch gab es glänzende Theater, darunter ein von M. Aemilius Scaurus gebautes und mit Tausenden von Marmor- und Erzstatuen ausgeschmücktes Amphitheater, welches 60,000 Zuhörer faßte. Ein solches Amphitheater war eirund gebaut, ohne Dach, ringsum mit mehreren Reihen von Sitzen versehen, welche gegen hinten aufstiegen, so daß die hintersten Zuschauer über alle Köpfe vor ihnen wegsehen konnten. Neben den Prachtgebäuden standen allerdings der kleinen ärmlichen Häuser noch die Menge, und die Straßen waren meistens noch schmal, krumm und winkelig wie vordem. Die vornehmern Römer liebten es auch fortan, sich aus der dumpfen Stadt hinauszumachen und die Sommertage auf ihren freien schönen Villen zuzubringen.

Aber in den Häusern der Stadt oder auf den Villen saßen nun viel Mehrere als sonst in der Studirstube und beschäftigten sich emsiglich mit den Büchern der Griechen, brachten auch selbst auf dem geistigen Gebiete mehr hervor als ihre Vorfahren. Augustus selbst war ein Kenner, Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft; und sein aus Etrurischem Königsgeblüte stammender Minister Mäcenas gilt für den römischen Patron derselben. So wurde denn das Zeitalter des Augustus „das goldene Zeitalter der römischen Literatur", wiewohl diese die Griechische doch lange nicht erreicht. — Wir wollen noch die in Kunst und Wissenschaft berühmtesten Römer des letzten Jahrhunderts kennen lernen. Es sind namentlich Dichter, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte und Redner. Von römischen Bildhauern und Malern, die an Meisterschaft den griechischen nahe gekommen wären, ist nichts bekannt.

Dichter.

Cajus Valerius Catullus 87—54. Ein vollendeter Kunstdichter im Po-Thal, der auch die Gewaltigen nicht schonte, heißblütig und rücksichtslos.

Titus Lucretius Carus, 99—55. Ein geistvoller Mann, der in seinem Lehrgedicht „über das Wesen der Dinge" die Lehre Epikurs verkündigte, daß die Götter sich nichts um den Menschen kümmern, und dem Aberglauben mit dem Unglauben kräftig zu Leibe gieng.

Publius Vergilius Maro, 70—19. Der bedeutendste römische Poet im Epos oder Heldengedicht. Er hat „die Aeneide" verfaßt, ein Werk, darin er die Irrfahrten des angeblichen Stammvaters der Gründer Roms, und seine Niederlassung in Latium besingt, liebenswürdig, correkt und elegant. Vergil (oder Virgil) hat dann auch den Landbau in meisterhafter Form dichterisch dargestellt; dieses Werk heißt Georgica. Noch früher sang er Hirtenlieder, Bucolica.

Quintus Horatius Flaccus, 65—8. Ist der größte lyrische oder Leier-Dichter der Römer. Er hat ein Buch Oden (Gesänge) geschrieben, darin er von Allerlei sehr fein, geschmackvoll und glänzend redet; auch ein Buch Satiren (Spottgedichte), in denen er die menschlichen Schwachheiten und Thorheiten lächerlich macht. Mit schalkhaftem Humor redet er über sich und andere; seine Briefe zeichnen sich durch den feinen Takt aus, mit welchem er namentlich ästhetische Fragen abhandelt.

Albius Tibullus, 54—19. Ein rechtschaffener Dichter. Er hat Elegien oder Wehmuthsgesänge verfaßt, in welchen er gar zart, innig und ergreifend singt vom seligen Landleben und von der Sehnsucht darnach.

Sextus Propertius 49—15 ist gleichfalls Elegiker. Ein frischer, lebhaft schildernder, markiger Dichter.

Publius Ovidius Naso, 43—17 n. Chr. Sein berühmtestes Werk sind

die Metamorphosen (Verwandlungen), wo er in vielen Gedichten Sagen von Schöpfung der Welt an erzählt, die alle mit einer Verwandlung schließen. Er dichtet leicht, gewandt, auch phantasiereich, aber weder tief noch züchtig.

Geschichtschreiber.

In der Historiographie haben die Römer das Meiste geleistet, so wenig sie sich noch mit eigentlicher Geschichtsforschung befaßten.

Cajus Julius Cäsar Imperator, 100—44. Er war in Allem groß, auch mit der Feder. Er hat selbst seinen ganzen gallischen Krieg und den zweiten Bürgerkrieg, und wahrhaft meistermäßig, zu Papier gebracht, doch mehr in Form eines populären Militärberichts. Seine Wirksamkeit als Staatsmann umgeht er vorsichtig. Cäsar führte auch mit dem ägyptischen Sonnenjahr einen bessern Kalender ein, der nach seinem Vornamen der Julianische heißt und bis zum J. 1582 n. Chr. gegolten hat.


Fig. 62. Titus Livius.

Cornelius Nepos, 95—29. Hat ein Buch anspruchsloser „Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren" hinterlassen, 20 Biographieen meist griechischer Männer.

Sallustius Crispus, 87—34, hat „die Catilinarische Verschwörung" und „den Jugurthinischen Krieg" beschrieben, dem Thukydides nacheifernd. Er weiß die Sünden seiner Zeit scharf zu zeichnen und zu strafen, hat aber selbst allzusehr daran theilgenommen.

Titus Livius, 59—17 n. Chr. Er hat die ganze Historie des römischen Volks von Anfang an bis auf Kaiser Augustus in 142 Büchern erzählt, die aber bedauerlicherweise bis auf 35 verloren gegangen sind. Vollendet in der Darstellung, ermangelt doch dieses Nationalwerk der wahren Kritik.

Rechtsgelehrte.

Die Jurisprudenz wurde von den Römern eifrigst fortgetrieben; sie haben das menschliche Recht aufs allseitigste und allerschärfste ausgeführt. Die zwei berühmtesten Juristen dieser Zeit heißen Labeo und Capito.

Redner und Denker.

Die römische Redekunst hat vor dem Kaiserthum ihren Gipfel erstiegen. Vor allen Rednern strahlen zwei, welche zu gleicher Zeit lebten und auch bei Gelegenheit gegen einander sprachen, Quintus Hortensius 114—50 und Marcus Tullius Cicero 106—43 (S. 202). Cicero ist der größte von allen römischen, doch an einen Demosthenes reicht er weit nicht hin; er war zu sehr Advokat und bloßer Stylist. Unter seinen vielen Reden sind besonders ausgezeichnet: die für den Roscius und Milo, die Reden gegen den Verres, Catilina und die gegen Antonius (Philippiken gen.), die ihm den Kopf kosteten. — Cicero hat sonst noch gar viel in Prosa geschrieben, z. E. eine anmuthige Abhandlung „über das Greisenalter", eine nicht minder schöne „über die Freundschaft", und ganz ausgezeichnete Briefe. In ihm haben wir auch den größten römischen Philosophen. Allein seine Weisheit ist durchgängig aus den Schriften der Griechen geschöpft, wie denn allen Römern die Anlage zum selbsteignen Philosophiren abgieng. Zu seinen namhaftesten philosophischen Werken gehören die „über das höchste Gut und Uebel", „über das Wesen der Götter", „über die Pflichten". Cicero gilt übrigens für den größten römischen Schriftsteller, und sein Latein für das beste. —

Viele Aufsätze schrieb auch M. Terentius Varro 116—27, ein ehrenhaftes Original voll launiger Einfälle; das wichtigste Werk handelt von der römischen Sprache.

Ueberschaut man diese letzte Zeit der Literatur, so theilt sie sich in eine ciceronische, in welcher die Prosa ihren Gipfel erstieg, und in eine augusteische, worin die Poesie den Höhepunkt erreichte. Es ist aber auffallend, wie griechisch diese Römer — den Varro etwa ausgenommen — in ihrem Reden, Denken und Dichten werden. So wollte es die Mode. Griechen finden sich in allen vornehmen Häusern, als Lehrer der Jugend, als Gesellschafter daheim und auf der Reise; der stolze Römer will in seinem Hofstaat auch einen Philosophen, Poeten und eine dienstwillige Feder haben. Strebsame Jünglinge reisen nach Athen, Rhodus oder sonst einer griechischen Hochschule, um ihre Bildung zu vollenden; und Sulla, Lucullus u. a. Eroberer bringen vom Osten auch reiche Bücherschätze nach der Hauptstadt der Welt. Es wurde nun ungemein viel geschrieben; in den bürgerlichen Händeln wirkte man schon auch durch Flugschriften auf's Volk, und man erfand selbst eine Art von Stenographie. Sogar ein amtliches Tagblatt (acta) kam durch Cäsar auf seit 59; man unterschied die acta senatus, mit denen behutsamer verfahren wurde, und die acta populi. Die letzteren Tagesneuigkeiten wurden jeden Tag öffentlich ausgestellt.

Mit dem Umschwung, den der Tag von Actium bezeichnet, erlischt allmählich das öffentliche Leben: und das spürte zumeist die Beredsamkeit. Das freie Wort wurde selten, um so mehr wetteiferten die begabteren Geister nach kurzem Besinnen im Schmeicheln und Kriechen. Auch Geschichte zu schreiben, ward eine mißliche Sache. Asinius Pollio, der die Bürgerkriege zu erzählen angefangen, fand es gerathen, sein Werk unvollendet zu lassen. Ein Geschichtswerk des Labienus wurde durch Senatsbeschluß verbrannt. Freilich wenn man sich des strengen Urtheils und der Anspielung auf die Gegenwart enthielt, konnte man jetzt über Fernes und Altes in voller Ruhe schriftstellern, wie namentlich viele Griechen unter Augustus gethan haben. Am meisten wurde von ihm durch Anlegung von Bibliotheken für die Verbreitung der Gelehrsamkeit und literarischer Bestrebungen geleistet. Um seinen Minister Mäcen sammelten sich dann Dichter wie Horaz, Vergil, Properz, auch der durch sein unglückliches Ende bekannt gewordene Quintilius Varus u. a. Wurde freilich einmal ein Dichter unbequem, so verbannte ihn der Kaiser aus der Hauptstadt, wie z. B. der lockere Ovid an den Donaumündungen seine letzten Jahre zubringen mußte. Weil er in allen Tonarten um seine Zurückberufung flehte, so versuchte er es auch durch ein Lobgedicht auf Augustus, das er in getischer Sprache verfaßte. Wie gerne mißten wir alle seine Verse, wenn nur dies Eine, älteste Denkmal altdeutscher Sprache auf uns gekommen wäre! Augustus selbst, kühler als sein Großonkel, dichtete weniger, schrieb aber „Ermahnungen zur Philosophie", womit er auch den Ton angab, welcher Mittel etwa denkende Männer sich bedienen müßten, um sich über den Verlust der Freiheit zu trösten. Die begabtesten Männer zogen sich in sich selbst zurück.

Was soll ich nun zum Schlusse noch von der Gesittung der Römer in diesem letzten Jahrhundert sagen? Ach, die Geschichte selbst hat schon übertraurig davon geredet! Wenn auch da und dort noch ein edleres Menschengebilde sich schauen ließ, im Ganzen waren sie immer schlechter geworden. Etwas mochte dazu der Verfall der Religion beitragen, der jetzt bei einer großen Menge eingetreten war, die nicht mehr an die alten Götter und an gar nichts mehr glaubte. Denn das lehrt auffallenderweise die Geschichte, daß es selbst mit den Heiden noch schlimmer geworden ist, wenn sie aus ihrem Aberglauben in den Unglauben geriethen. So kam nun eine ganz nichtsnutzige Philosophie auf, die der Epikurer (Apg. 18, 18). Der Stoiker, von denen ich beim jüngern Cato (S. 202) Meldung gethan, waren es wenige; Epikurer dagegen gab es unzählige.

Diese Philosophen zerbrachen sich den Kopf nicht viel mit Nachsinnen über das Unsichtbare; sie hatten es nur mit der sichtbaren Welt zu thun, mit dem, was den Sinnen

schmeichelt. Was bei den Römern nun am allerstärksten hervortritt, ist: Sinnenweide, Fleischeslust, und insofern waren fast alle Epikurer, wenn sie sich auch nicht zu der philosophischen Sekte zählten. Essen, Trinken, Schlemmen, Prassen, Unzuchttreiben 2c., das war ihre Lebensaufgabe, ihr Gottesdienst. Es ist erstaunlich, wie sie schwelgten, und selbst solche, die auch dabei geistige Beschäftigung liebten. Zwei angesehene Römer luden sich einst beim reichen Lucull zu Gaste, mit der Bitte, daß er keine Umstände mache, sie wollten bloß ein heiteres, geistreiches Tischgespräch bei ihm führen. Gleichwohl fanden sie ein Mahl bereitet, das sie über 70,000 *M.* schätzten. Die Römer waren nun auch nicht mehr mit einmaliger Gaumenergötzung zufrieden; hatten sie sich vollgegessen, so reizten sie sich z. B. mit einer Vogelfeder zum Erbrechen, um mit entleertem Magen von vorne beginnen zu können. Wie schrecklich unter ihnen daneben die Unkeuschheit herrschte, davon läßt sich nicht näher reden. Sie kannten da gar keine Schranke mehr. Die Ehe, sonst so heilig bei ihnen, wurde für nichts mehr geachtet; Ehebruch war eine gemeine Sache; wie denn auch Ehescheidungen, meist nur um sinnlicher Lust und Unlust willen, zur Tagesordnung gehörten. Die armen Kinder aber, welche ohnedem von verdorbenen Sklaven und Freigelassenen, ihren Erziehern, frühzeitig zu einem schnöden Lasterleben angeleitet wurden, sahen an ihren eigenen Erzeugern die unverheimlichte Sünde, und folgten ihnen denn ungescheut nach, ja überboten sie noch darin.

Mit der Wollust paart sich häufig die Grausamkeit; und diese wurde bei den Römern schon durch das viele Kriegführen, dann insonderheit noch durch die abscheulichen Fechterspiele geweckt und genährt; in den entsetzlichen Bürgerkriegen mußte sie in's Ungeheure wachsen. Besonders wurde sie an den Sklaven geübt, deren Leben ganz in der Hand ihrer Herren stand, und die man nach ihren Empörungen um so weniger schonte. Ein Pollio, man sollte den Namen nicht nennen, ließ seine Sklaven um geringer Versehen willen lebendig in Stücke zerhauen und das blutende Menschenfleisch den Seethieren, die er in seinen Teichen hielt, zur Speise vorwerfen!! Und die Sklaven hatten nicht bloß mit ihren Leibern den Gelüsten der Herren zu dienen, auch ihre Seelen gehörten diesen an; zu jeder Sünde wurden sie mißbraucht. „Alles ist voll Laster und Verbrechen“, sagt Seneca, „die Schamlosigkeit zieht durch das Volk und gewinnt so sehr die Herzen Aller, daß die Unschuld nicht allein selten ist, sondern daß es gar keine mehr gibt. Die Erde nährt nur noch böse und feige Menschen, und jeder Gott, der sie ansieht, lacht ihrer und haßt sie.“

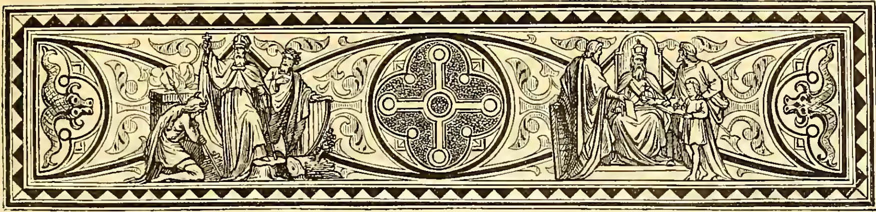
Denke dir die Häuser der Großen, glänzend von Gold; eine Menge kostbar gekleidete Sklaven laufen hin und her. Der Palast eines reichen Römers enthält 4 Speisesäle, 20 Schlafgemächer und 100 andere Zimmer, ihn umgibt eine doppelte Säulenhalle von Marmor. Er hat alles was sein Herz begehrt, ruft aber verächtlich: Wie lange immer dasselbe? Wie dieser Mann wollen es die andern Bürger auch haben; sind ihre Häuser gering, so haben sie dafür die reich geschmückten Säulengänge am Forum und in den Tempeln, worin sie mit ihrer Langeweile herumspazieren können. Alles führt ein Leben von Festen und Müßiggang, denn das Volk lebt nicht von Arbeit, sondern von Almosen; Schiffe aus Aegypten bringen ihm sein täglich Brot. Eine Mittelklasse gibt es nicht mehr. Sklaven verrichten jede Arbeit; aus ihnen arbeiten sich Freigelassene empor, um wo möglich Große zu werden.

Je mehr bei den Römern das menschliche Recht sich ausbildete, desto ungerechter wurden die Menschen, je mehr sie in Kunst und Wissenschaft fortschritten, desto wüster wurden ihre Sitten, ein leuchtender Beweis, daß das Gesetz nicht zum Leben verhilft und Bildung nicht vom Tod errettet. Auch bei dem äußern Frieden unter Augustus war in den Herzen Unfriede, Jammer und Qual, und, ob sie die Ewigkeit leugneten, doch heimlich ein Schauer vor dem Tode und dem, was dahinter ist. Und wie in Italien, so stand es durch's ganze Reich und über die weite Erde hin. Entweder mußte alles brechen, oder die Welt mußte verjüngt, sie mußte wieder gereinigt und geheiligt werden.



Zweiter Theil.

Das Mittelalter.



I. Der Aufgang des ewigen Lichtes.

§ 1. Die Welt zur Zeit der Erscheinung Christi.

Schauet hin, liebe Leser, auf das menschliche Geschlecht, wie es 4000 Jahre nach seiner Erschaffung sich befindet.

Es hatte sich nun ausgebreitet in einer Menge von Völkern über die Erde; aber ein einziges Volk war auf weiter Erde, unter welchem ein Morgenlicht göttlicher Wahrheit schien, das der Juden (die stammverwandten Samariter [S. 64] dazu genommen, die dieses Lichtes wenigstens theilweise theilhaftig waren). Die Juden hatten die göttliche Offenbarung des Alten Testamentes, und die h. Schriften wurden alle Sabbat dem Volke vorgelesen. Den Glauben an den Einen Gott, der sich darin offenbart, hielten sie nun auch fest und schieden sich streng von allem groben Götzendienste. Aber nur Wenige drangen tiefer in das Verständniß des göttlichen Wortes ein, nur Wenige nahmen seine Lebenskräfte in sich auf. Die Allermeisten thaten blos äußerlichen Gottesdienst; sie waren der Feigenbaum mit Blätterschmuck ohne gottgefällige Früchte. Und selbst ihr äußerliches Gottdienen richtete sich nicht lediglich nach den göttlichen Vorschriften; viele Menschensatzungen waren hinzugekommen, die sie sorgsamer befolgten als jene, und hinter die sie die heiligen Sittengebote des Herrn ganz zurückstellten. Es gab zwei Sekten unter den Juden, die obenan standen und mit Wort und Exempel das Volk nach sich zogen, — die Pharisäer, welche Frömmigkeit und Heiligkeit zur Schau trugen und damit dem Volke gefielen, während sie voll Selbstgerechtigkeit stacken, — und die vornehmen Sadducäer, welche die Unsterblichkeit der Seele leugneten, deren eigentliche Religion hieß: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! Daneben gab es noch eine Art Mönche, die Essener, welche von der Welt zurückgezogen lebten und große Enthaltsamkeit übten; das Volk aber lief aus Tempel und Bethäusern den Weg des Fleisches, der Ungerechtigkeit und Sünde hin.

Sonst aber wohnten über den Kreis der Erde hin lauter Heidenvölker. Und o wie tief saßen diese in Finsterniß und Todesschatten! Der greulichste und unsinnigste Götzendienst wurde noch allenthalben von der großen Menge getrieben. Sie suchten ihr Heil noch immer bei denen, die Mäuler haben und reden nicht, Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, Hände und helfen nicht, die kein Herz der Barmherzigkeit haben, daran der arme Mensch sich trösten könnte. Und sie dienten ihren Göttern nicht mit einem Wandel nach der Stimme des Gewissens, sondern nur mit Opfern und Gebetplappern, zum Theil sogar mit rohen Fleischessünden. Die Gebildeten spotteten zwar untereinander über den Aberglauben des Volkes; sie hatten aber mit dem Glauben an die Götter zugleich alle Religion verloren und damit alle Furcht vor einem Gericht, alle Scheu vor der Sünde.

Wohin war es doch mit der nach Gottes Bild geschaffenen Menschheit gekommen! Und wie elend, wie namenlos elend war sie durch ihre Entfernung vom Licht und Leben Gottes geworden! Die Seelen schmachteten nach Nahrung und Befriedigung, nach einer Labung für ihren tiefen Schmerz, und giengen mit ungestilltem Verlangen dem trostlosen Tode entgegen und sanken verzweiflungsvoll hinab in den ewigen Tod. Fürwahr, die Welt brauchte einen Erlöser! Sie fühlte es auch mehr oder minder. Und es war ein Warten auf einen großen Erretter und Beglücker, gerade zu der Zeit ein allgemeines Harren der Völker.

Israel hörte die Weissagungen des A. T., die wie eine goldene Kette sich durch die Schriften desselben ziehen, die als ein göttliches Vermächtnißwort von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzten: von dem Samen Abrahams, in welchem alle Völker auf Erden gesegnet sein sollten (1 Mos. 12, 3. 26, 4), von dem großen Davidssohne, der ein herrliches, ewiges Königreich aufrichten und wohl regieren würde (Jer. 33, 15. Dan. 7, 14. Ps. 72), von einem Erlöser in Jakob (Jes. 59, 20), der auch der Heiden Licht (Jes. 60, 3) und Trost (Hagg. 2, 8) sein sollte; und die Weissagungen (1 Mos. 49, 10. Dan. 9, 24) und alle Umstände wiesen gerade auf diese Zeit. Freilich wie falsch verstanden, wie fleischlich deuteten die meisten Juden die köstlichsten Verheißungen; sie hofften zumeist auf einen Befreier vom drückenden Joche des weltlichen Regiments, unter das sie geworfen waren; sie rechneten auf ein Messiasreich voll zeitlicher Herrlichkeit und Glückseligkeit. Aber doch waren unter ihnen noch gar manche, wie der alte Simeon, die auf einen bessern Trost Israels warteten. Und sie warteten doch alle und immer schmerzlicher und immer gewisser, auf die Ankunft ihres verheißenen Messias.

Und solch ein Harren, und wohl im Ganzen ein reineres, war auch in der großen Heidenwelt. Ueberall die Sage von einer kommenden bessern Zeit, von einer Wiederkehr des goldenen Zeitalters. Wunderbar, fast prophetisch, hatten Sibyllen und Dichter verkündigt „von einem Sohne des höchsten Gottes, der in der Welt erscheinen, die Schmerzen der Welt stillen, die Krankheit der Menschen heilen, die Todten lebendig machen werde." Ja es gieng die Sage im ganzen Morgenlande, daß aus Judäa der große König aufstehen werde, der die bessere Zeit wiederbringen würde.

Und siehe, das Verlangen und die Hoffnung der Menschheit wurde erfüllt. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Zu der von Daniel bestimmten Zeit, an dem von Micha genannten Orte (Mich. 5, 1), von einer Jungfrau geboren, wie Jesaja vorausgesagt (Jes. 7, 14), aus Davids königlichem Blut entsprossen, trat er in diese Welt ein.

Merket nur das noch, wie jetzt die Welt recht vorbereitet war auf sein Kommen. Denn die armen Menschen hatten nun alles versucht, um zu einem befriedigenden Wohlsein zu gelangen, aber die glänzendste Wissenschaft, die herrlichste Kunst, die weisesten Staatsverfassungen, die größten Reichthümer, die schmeichelndsten Sinnengenüsse hatten ihnen doch im Grund ihres Herzens kein Genüge verschaffen können. Selbst der göttliche Bund vom Sinai mit dem ernsten drohenden Gesetze konnte nur dazu dienen, den Menschen ihre Sünde und Verdammlichkeit zu offenbaren und so ein Zuchtmeister auf Christum zu sein. Alle noch besseren, für ein höheres Heil empfänglichen und nach göttlicher Gnade sich sehnenden Herzen mußten dem Wort von der wahrhaftigen Gnade, dem Worte des ewigen Lebens zufallen, wenn sie es nun vernahmen.

Und sehet auch darauf noch hin mit Anbetung des göttlichen Waltens, daß gerade damals in dem ungeheuren römischen Reiche, das fast die ganze bekannte Erde umfaßte, der Verkehr unter den Menschen so leicht geworden war und das Evangelium von Christo überallhin offenen Weg hatte.

§ 2. Die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes.

Aus dem Volke der Wahl, in welchem die näheren Vorbereitungen und Voranstalten auf sein Kommen getroffen waren, sollte Der hervortreten, mit

dessen Erscheinen eine neue Zeit und darum auch mit Recht eine neue Zeitrechnung beginnt.*)

Es war eine kleine, unwerthgeachtete Stadt, Namens Nazareth in Galiläa, dem nördlichen Theile Palästina's, welcher wie der südliche, Judäa, von Juden bewohnt wurde; zwischen beiden Provinzen lag Samaria. In Nazareth lebte eine demüthige, innigfromme Jungfrau mit Namen Maria, von David stammend, aber arm und gering. Einst in ihrem Gemache trat plötzlich der Engel Gottes Gabriel zu ihr und sprach: „Gegrüßest seist du, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gesegnete unter den Weibern." Und wie sie erschrack über der Erscheinung und dem hohen Gruße, meldete ihr der Bote Gottes, daß sie, die Jungfrau, wunderbarerweise, durch Kraft des heiligen Geistes, den Sohn des Höchsten empfangen und gebären werde, der den Stuhl des Ahnherrn Davids besteigen und über ein ewiges Königreich herrschen sollte. Maria sprach: „Siehe ich bin des Herrn Magd: mir geschehe, wie du gesagt hast."

Maria war die Verlobte eines Zimmermanns, des Joseph von Nazareth, welcher gleichfalls zu Davids Geschlecht gehörte; und vom Engel des Herrn belehrt nahm er die Schwangere doch als seine Ehefrau zu sich.

Es hatte aber der Kaiser Augustus ein Gebot ausgehen lassen, daß alle Unterthanen seines Weltreichs nach Köpfen und Vermögen aufgeschrieben würden; zu dieser Schatzung mußten beide nach ihrer Geschlechtsstadt Bethlehem in



Fig. 63. Bethlehem.

Judäa reisen. So fügte Gott Alles, wie es sein sollte. Dort fanden sie keinen Raum in der Herberge als einen Stall; und in diesem gebar Maria in der Nacht das Heilige, das unter ihrem Herzen geruht. Und sie wickelte es in Windeln

*) Wir zählen die Jahre nun immer von Christi Geburt an; also: Christi Geburt J. 1, obwohl diese streng genommen um vier Jahre früher fällt, als nach der üblichen Zeitrechnung.

und legte es in eine Krippe. „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein." So tief hat sich der Sohn Gottes erniedrigt. Aber doch war seine Geburt hinwiederum herrlicher, als die eines andern Menschenkindes. Denn zu Hirten draußen auf dem Felde trat ein leuchtender Engel und verkündigte ihnen die große Freude für sie und alles Volk, daß ihnen der Heiland geboren sei, Christus der Herr, in der Stadt Davids. Und zu ihm gesellte sich ein Heer von Engeln, die den Lobgesang anstimmten: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Als die himmlische Erscheinung vorüber war, eilten die Hirten das wunderbare Kind aufzusuchen, und fanden es, und sie breiteten die Kunde von ihm aus mit Lob und Preis Gottes.

Nach acht Tagen wurde das h. Kind wie die andern jüdischen Knäblein beschnitten, zum Zeichen, daß der menschgewordene Sohn Gottes sich dem göttlichen Gesetz unterwerfe, Gal. 4, 4, und dabei empfing er den von oben bestimmten Namen: Jesus, d. h. Seligmacher.

Vierzig Tage nach seiner Geburt brachten ihn Maria und Joseph nach dem nahegelegenen Jerusalem, um ihn als erstgebornen Sohn nach dem jüdischen Gesetz im Tempel Gotte darzustellen. Da erkannte ihn, erleuchtet vom hl. Geiste, der alte fromme Simeon und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den von dir bereiteten Heiland gesehen! Und die uralte Prophetin Hanna trat auch hinzu und pries Gott über ihm und redete von ihm zu Jerusalems auf die Erlösung wartenden Bewohnern.

Wie das erschienene Heil sofort den Juden bekannt gemacht worden, so sorgte die alle Menschen umfassende Gottesgnade, daß auch Heiden gleich sich sein freuen möchten. Im fernen Morgenlande lebten Magier, in allerlei Weisheit, namentlich in der Sternkunde erfahrene Männer, die auch (vielleicht von Daniel her) von einem aus den Juden kommenden großen Könige und Weltheilande wußten. Sie erblickten einen wundersamen Stern am Himmel und erkannten daran die erfolgte Geburt desselben. Und sie machten sich auf gen Kanaan und suchten ihn in der Königsstadt. Dort fanden sie wohl einen König, Herodes den Großen, der, ein Edomiter von Stamm, unter der Oberhoheit des römischen Kaisers Palästina beherrschte; das war aber der rechte nicht. Doch hörten sie dort die Weissagung des Propheten, daß er zu Bethlehem sollte geboren werden. Und Herodes selbst wies sie hin und wollte, sobald sie es ihm ansagten, das gefundene Kindlein, auch kommen und anbeten. Er war ein falscher, blutdürstiger Mensch, der seine eigene Gemahlin, seine eigenen Kinder und unzählige Andere tödtete. Die Weisen zogen gen Bethlehem, und der Stern leitete sie zu dem Hause, wo das heilige Kind lag. Und sie sahen es und fielen anbetend vor ihm nieder, und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Dann kehrten sie, von Gott im Traume belehrt, auf einem andern Weg in ihr Vaterland. Als Herodes umsonst auf sie wartete, wurde er zornig und ließ alle Kinder zu Bethlehem vom zweiten Jahre abwärts tödten. Aber doch traf sein Mordstahl das göttliche Kind nicht; denn schon waren die Eltern auf Gottes Geheiß mit ihm nach Aegypten geflohen. Daselbst blieben sie, bis der Tyrann an einer schauerlichen Krankheit starb. Jetzt kehrte Joseph mit den Seinen in's Land Israel zurück, und als er vernahm, daß nun der seinem Vater an Gesinnung ähnliche Archelaus über Judäa herrschte, begab er sich, von Gott berathen, nach seinem Wohnort Nazareth zurück.

Da wuchs das heilige Kind heran, in nichts von andern Kindern verschieden, als daß es nie etwas Unrechtes that und ungewöhnlich früh im Geist erstarkte.

Als der Jesusknabe 12 Jahre alt war, durfte er seine Eltern auf ihrem alljährlichen Gange nach Jerusalem zum Osterfeste begleiten. Seine Lust war im Tempel, im Hause Gottes seines Vaters. Nach vollendetem Feste giengen die Eltern ohne ihn von Jerusalem weg, denn sie meinten, er sei schon voraus mit den Gefährten.

Als sie ihn aber nicht trafen, kehrten sie besorgt nach Jerusalem zurück. Sie fanden ihn im Tempel mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, sie fragte, ihnen antwortete und alle sich seines hohen Verstandes verwunderten. Die Mutter sprach zu ihm: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Siehe, wir haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Er aber erwiderte: „Warum habt ihr mich doch gesucht!“ Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?“ Und er gieng mit ihnen hinab nach Nazareth und war ihnen unterthan. Und er nahm, ohne menschliche Bildung zu bedürfen, immer an Weisheit zu, und man sah, wie Gottes Gnade bei ihm wohnte, und die Menschen hatten ihn lieb.

Weiter wissen wir aus der Jugendzeit Jesu nichts. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß er bis zum Mannesalter seinem Pflegvater Joseph beim Handwerk half oder seine, wie es scheint, früh verwitwete Mutter mit seiner Hände Arbeit ernährte.

§ 3. Christus der Prophet.

Es läßt sich nicht näher davon reden, wie die göttliche Natur in Jesu sich entfaltete. Im unablässigen Umgange mit seinem himmlischen Vater und ohne im mindesten von der Sünde getrübt und gehemmt zu sein, strahlte das ewige Licht immer heller in ihm auf. Er wußte, ehe er vor dem Volke hervortrat, auf's Allervollkommenste, daß er Gottes einiger ewiger Sohn und der im A. T. geweissagte Messias oder Christus, der Heiland aller Menschen sei, und wie er ihre Erlösung bewerkstelligen müsse. Nachdem er bis zu seinem 30sten Jahre in stiller Verborgenheit gelebt, trat er dann zur Vollbringung seines ihm vom Vater befohlenen Werkes öffentlich hervor. Damals regierte Pontius Pilatus als Procurator des Kaisers über Judäa, während des Archelaus Bruder, Herodes Antipas, mit dem Titel „Vierfürst“, den er gern in „König“ verwandeln ließ, noch über Galiläa herrschte.

Christo voraus gieng aber ein Mann in Geist und Kraft des Elias, der ihm den Weg bereiten sollte, wie die Propheten Jesaja (40, 3) und Maleachi (4, 5) geweissagt hatten. Das war Johannes der Täufer, der Sohn des frommen Priesters Zacharias und seines Weibs Elisabeth, auch wunderbar, den Eltern erst in ihrem Alter, geboren. Ein ernster, strenger Mann, ärmlich bekleidet und die geringste Lebensweise führend. Er zog am Jordan umher und predigte Buße; denn nur die Bußfertigen könnten in's Messiasreich eingehen, das nahe herbeigekommen sei. Und alles Volk lief zu ihm hinaus. Wer nun seine Sünden bekannte und seinen Sinn ändern wollte, um zur Aufnahme in's Messiasreich geschickt zu sein, den taufte er. Indessen bekannte er, daß er nur mit Wasser taufe, was dem Menschen bloß die nöthige Reinigung von Sünden versinnbildlichen sollte. Es komme aber ein Stärkerer nach ihm, dem er die Schuhriemen aufzulösen nicht werth sei, der werde sie mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen. Wer diesen verschmähe, den werde derselbe richten; wer ihn aber aufnehme, der werde wahrhaftig rein von allen Sünden.

Auch Jesus kam an den Jordan, um sich von ihm taufen zu lassen. Johannes wehrte ihm; er bedürfe das ja von ihm. Aber Jesus sprach: Laß es sein; also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Was sollte aber diese Taufe des schon ganz Reinen? Es wurde damit seine Leidenstaufe angedeutet, der er sich für die Menschheit zu ihrer Reinigung von Sünden unterziehen wollte. Und als er getauft aus dem Wasser stieg, da that sich der Himmel über ihm auf, und der Geist Gottes schwebte gleich als eine Taube auf ihn herab, und eine Stimme vom Himmel sprach: Das ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Damit war Jesus so beglaubigt, daß ihn nun Johannes das Lamm Gottes nannte, das der Welt Sünde trägt.

Doch noch mußte der zweite Adam Satans Versuchung bestehen, die der erste

nicht bestanden hatte. Dreimal nacheinander reizte ihn der Versucher zum Ungehorsam gegen Gott, seinen Vater (Matth. 4, 1—11); aber standhaft wies er ihn ab; der Fürst dieser Welt hatte nichts an ihm. Dann zog Jesus umher in Judäa und Galiläa, wobei er manchmal auch Samaria und die heidnische Grenze berührte, als der von Mose (V. 18, 15) verkündigte große Prophet, der Mann mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk.

Gleich im Anfang sammelte er sich Jünger oder Schüler, die er zu seinen Dienern in Aufrichtung seines Reiches bilden wollte. Zwölf davon sollten ihm am



Fig. 64. Der See Genezareth mit Tiberias.

nächsten stehen und seine besondern Apostel (Gesandte) an die Menschheit werden. Er nahm sie nicht aus den Vornehmen und Weisen dieser Welt; es waren Fischer, Zöllner u. dgl. Ihre Namen sind: Simon Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Matthäus, Thomas, Jakobus der Jüngere, Simon, Judas und Judas Ischarioth. Diese vornehmlich unterrichtete Jesus in der göttlichen Wahrheit; dann aber auch alles Volk. Doch hören wir zuerst von den großen Thaten, die er verrichtete; seine Lebensbeschreiber (die Evangelisten) haben nur einen Theil davon aufgezeichnet (Joh. 21, 25).

Es war eine Hochzeit im Städtchen Cana, und sie luden auch Jesum und seine Jünger dazu. Es gebrach an Wein. Da wendete sich Maria hilfesuchend an ihren Sohn. Und Er, der zeigen wollte, wie er den edelsten Freudenwein für betrübte Seelen spenden könne, hieß die Diener sechs dastehende Wasserkrüge mit Wasser

füllen, dann davon dem Speisemeister schöpfen, der es als den besten Wein erfand. Das war das erste Zeichen Jesu und offenbarte seine Herrlichkeit.

Einstmals war ihm eine große Menge Volks in eine Wüste nachgezogen. Er redete zu ihnen vom Reiche Gottes und machte ihre Kranken gesund. Am Abend wollte er auch ihren leiblichen Hunger stillen; es waren aber nur fünf Gerstenbrote und zwei Fische vorhanden. Er ließ das Volk sich auf das Gras lagern, nahm die Speise und dankte darüber, und gab sie seinen Jüngern zur Vertheilung unter das hungrige Volk. Und sie aßen alle und wurden alle satt, 5000 Mann ohne Weiber und Kinder, und blieb noch mehr übrig, als zuvor da war. Und sein Brot des Lebens, sein göttlich Wort, wie unscheinbar in den Augen der Weltkinder, nährt Millionen Seelen und wird nie verzehrt, wird nur desto mehr, je mehr wir davon genießen.

Ein andermal fuhr er mit seinen Jüngern auf dem See Genezareth (Fig. 64), und es erhob sich, während er schlief, ein großer Sturm, der das Schifflein mit Wellen bedeckte. Seine Jünger weckten ihn mit dem Angstgeschrei: Herr, hilf uns, wir verderben! Und er stand auf und bedrohte den Wind und das Meer, da ward es ganz stille. Die Menschen aber sprachen verwundert: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind?" Ja, es ist der Herr der Natur.

Insonderheit offenbarte er seine Herrlichkeit an Kranken und Elenden aller Art. Ein am Wege sitzender blinder Bettler rief den Vorüberziehenden an: Jesu, du Sohn Davids (d. h. du Messias), erbarme dich mein! Der Herr steht still und spricht: Was willst du, daß ich dir thun soll? Er fleht: Herr, daß ich sehen möge! Jesus spricht: Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen! — und zugleich ward er sehend, folgte ihm nach und pries Gott.

Jesus war zu Kapernaum und eine große Menge füllte und umlagerte das Haus, da er sich aufhielt. Da trugen sie einen Gichtbrüchigen auf einem Bette her, und weil sie vor dem Volke nicht herein konnten, stiegen sie mit dem Kranken auf das Dach des Hauses, deckten es auf und ließen ihn mit dem Bette vor Jesum hinab. Da der Herr ihren Glauben sah, sprach er zu dem Elenden: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Und weiter sprach er zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim! Und er that's. — Ein Aussätziger fiel vor Jesu nieder und sprach: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen! Und Jesus streckte die Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will's thun, sei gereinigt! Und er war's. — Wieder einmal heilte er einen Taubstummen, den sie zu ihm brachten. Er legte ihm die Finger in die Ohren und benetzte seine Zunge mit Speichel, blickte zum Himmel auf, seufzte und sprach: Hephata! (Thue dich auf!) Und seine Ohren thaten sich auf und das Band seiner Zunge ward los und redete recht. Das Volk aber sprach verwundert: Er hat alles wohlgemacht!

Auch dem Tode konnte er seinen Raub nehmen. Wie er mit seinen Jüngern nach der Stadt Nain gieng, trug man einen Todten aus dem Thore, den einzigen Sohn einer Witwe. Da sie Jesus sahe, jammerte ihn derselben und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührete den Sarg an und sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Da richtete sich der Todte auf und fieng an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter. Alle Anwesenden aber priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht.

Ja, Er konnte sagen: „Die Blinden um mich her sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf." Matth. 11, 5. Er setzt aber hinzu: „und den Armen (das sind alle Sünder) wird das Evangelium (die frohe Botschaft von einem Erlöser) gepredigt." Seine Wunder that er wohl auch, weil ihn der zeitlichen Noth der Menschenkinder jammerte, vornehmlich aber darum, daß sie ihn erkenneten als den Helfer für alle Noth, seine Hilfe suchten in ihrer Seelennoth und seinem Worte glaubten als dem Mittel der innern Heilung und des ewigen Lebens.

Jesus Christus erschien in der Welt als der Prophet aller Propheten, als

der rechte göttliche Lehrmeister der Menschen. Er begann aber seine Predigt mit dem Spruche Mark. 1, 15.: „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeigekommen; thut Buße und glaubet an das Evangelium." Und das führte er weiter aus.

Den alleinigen wahren Gott, der sich schon im Alten Bunde geoffenbart hatte, offenbarte er noch deutlicher als den Vater und Herrn Himmels und der Erde, den Allmächtigen, Alleswissenden, Ueberallnahen, Allwaltenden, Allsorgenden, als den Heiligen und Gerechten, vornehmlich aber als die allerbarmende Liebe. Und offenbarte seinen ewigen Liebesrathschluß zur Wiederaufrichtung der gefallenen Welt. Denn alle Menschen sind in einem gottentfremdeten, unglückseligen Zustande, der in ewiges Elend auszugehen droht, Sünder, geistlich Kranke, Mühselige und Beladene, für sich selber Verlorene. Darum zeigte Jesus auch das göttliche Gesetz in seiner ganzen Schärfe, damit die Menschen desto mehr ihre Uebertretung einsehen und ihre Sündennoth fühlen möchten und um so empfänglicher würden für das Evangelium von ihrer Errettung. Denn Gott von unermeßlicher Liebe und Gnade sendet seinen eignen Sohn in die Welt, um das Reich des Fürsten dieser Welt zu zerstören und Gottes Reich wieder aufzurichten. Das thut er durch sein ganzes Leben, Lehren, Wirken, besonders aber durch sein Leiden und Sterben zur Versöhnung der sündigen Welt. Denn wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöht hat, also muß Christus am Kreuz erhöhet werden: da läßt er sein Leben zu einer Erlösung für die Vielen. Die Frucht dieser Versöhnung ist die Vergebung der Sünden und damit die Gerechtigkeit des Sünders vor Gott, welche Friede und Freude gibt. Und das ist zunächst Gottes Reich, ein inwendiges, im Innern des Menschen bestehendes, Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. Das Reich Gottes kommt also in und mit Christo und ohne ihn nicht, darum er sagt: bei mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen; und so ihr nicht glaubet, daß Ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.

Darum, will man theilnehmen am Gottesreiche, so muß man sich auch wie durch Buße vom Reich des Bösen scheiden, so durch den Glauben mit Dem verbinden, der dieses Reich bringt und ohne den niemand zum Vater kommt. Durch den Glauben ergreift man das Heil; wer an den Sohn glaubt, der wird nicht gerichtet, der hat das ewige Leben. Aus dieser seligen Gemeinschaft mit dem Lebensfürsten geht aber jetzt schon ein neues Leben hervor, das in der Nachfolge Christi oder nach seinem Vorbilde geführt wird. Und dieses neuen Lebens Wesen ist die Liebe zuerst zu Gott, dem ewigen Erbarmer, und dann zu den Menschen, seinen von ihm so werthgeachteten Geschöpfen. An der Liebe soll man Christi Jünger erkennen.

Wer nun aber nicht an Christum glaubt, der ist schon gerichtet; er bleibt außerhalb Gottes Reich, sinkt immer tiefer und wird einst völlig verworfen. Es kommt ein Tag, wo Christus wieder erscheint, nicht in Niedrigkeit, sondern in Majestät als Richter der Lebendigen und der Todten. Und alle seine Verächter verurtheilt er zur ewigen Pein. Aber denen, die ihm mit rechtschaffenem, in der Liebe thätigem Glauben anhangen, bescheidet er das vollendete Gottes- oder Himmelreich, wo sie in der Freudenfülle vollkommener Seligkeit und sonnenhaft leuchtender Herrlichkeit ewig mit ihm leben sollen. Das ist die Summa der Lehre Christi.

Er predigte mit unverhüllten Worten; häufig redete er auch in Gleichnissen. Um die Köstlichkeit des göttlichen Reiches zu schildern, vergleicht er es mit einem im Acker verborgenen Schatze, den ein Mensch findet und um dessen Besitz er mit Freuden Alles opfert. Um die alles durchdringende und umwandelnde Kraft seines Wortes darzustellen, vergleicht er es mit einem Sauerteige, den ein Weib unter drei Scheffel Mehl menget. Um zu zeigen, wie sein Heil leider nicht von allen Menschen angenommen wird, vergleicht er es mit einem großen Abendmahle, zu welchem gerade die Erstgeladenen nicht kommen mögen, weil ihnen zeitlich Gut und fleischliche Lust wichtiger ist, während die Leute auf den Landstraßen und an den Zäunen, die armen fremden Heiden, dem Rufe besser folgen und das Haus voll machen u. s. f.

So in Gleichnissen wie ohne Bild predigte der Herr Jesus unermüdlich, bald in den Bethäusern, bald in des Tempels Hallen, jetzt in Häusern, dann unter freiem

Himmel, auf dem Berge zum lagernden Volk, vom Schiff aus zu der Menge am Ufer. Häufig umgaben ihn große Scharen; er verschmähte es aber auch nicht, Einzelne zu lehren, wie den Rathsherrn Nikodemus in stiller Nachtstunde, die Maria zu Bethanien, die heilverlangend zu seinen Füßen saß. Seine Rede war einfach, nach dem Verständniß des Volkes eingerichtet, überall an das menschliche Leben anknüpfend; sie war hell und klar wie das Sonnenlicht und jedoch so tief bis in's Unergründliche und so hoch bis über den Himmel hinaus: und sie drang mit wahrer Gotteskraft an die Herzen. Alles Volk entsetzte sich darüber, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten; und alle heilbegierigen Seelen sprachen in sich und auch laut: Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!

Großen Nachdruck gewann seine Rede noch durch sein ganz fleckenloses, heiliges Leben. Da stand unter allen Menschen der Einzige, der sprechen konnte: welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und er beruft sich darauf als auf ein Zeugniß für seine Glaubwürdigkeit, indem er hinzufügt: So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht?

Sein Leben war nicht nur rein von allem Bösen, sondern auch das Ausströmen einer unendlichen Liebe, welche die reumüthigen Sünder wunderbar mächtig anzog. Als er einst zu Tische saß, kam ein Weib, das früher in groben Sünden gelebt, mit einem Glas voll Salbe herein, trat hinten zu seinen Füßen und weinte, fieng an seine Füße zu netzen mit Thränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen und küßte seine Füße und salbte sie. Sie hatte schon seine Erbarmung erfahren und liebte viel, weil ihr viel vergeben war. Und Jesus tröstete sie auf's neue: Dir sind deine Sünden vergeben; dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden!

Bei allem Gottesglanze, der aus seinen Thaten und Worten und seinem ganzen Wesen und Leben leuchtete, blieb Jesus doch immer in unscheinbaren zeitlichen Verhältnissen. Er für sich wollte der arme geringe Menschensohn sein. Er hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Er hatte Mühe und Arbeit, oft nicht Ruhe zum Essen ob dem Ueberlaufen des Volks, und neben dem Beifall der Menge viel Widerspruch, Schmähung und Verfolgung von den jüdischen Obern zu leiden.

Und nun nahte die Zeit seiner tiefsten Erniedrigung. Vorher aber fällt noch der Schleier weg, der auf Erden seine göttliche Gestalt (Phil. 2, 6) umhüllte; freilich nur auf einen Augenblick und vor einigen seiner Jünger. Er führte Petrus, Jakobus und Johannes mit sich auf einen hohen Berg, und da wurde er verklärt vor ihnen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider waren lichtweiß. Und zwei Bewohner der obern Welt, Mose und Elija, erschienen und redeten mit ihm. Ein unaussprechlich seliges Gefühl durchzog die Herzen der Jünger; dann überschattete sie eine lichte Wolke und eine Stimme aus ihr sprach: Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören! Bei dieser Stimme fielen die Jünger auf ihr Angesicht und erschracken sehr. Als sie aber, von Jesus angerührt und angeredet, wieder aufblickten, sahen sie sich mit ihm allein, und das himmlische Gesicht war vorüber; doch nicht in ihren Seelen.

§ 4. Christus der Hohepriester.

Nachdem Jesus drei Jahre lang als Prophet gewirkt, sollte er sein Heilswerk als Hohepriester der Menschheit vollenden. Er gieng mit seinen Jüngern zum Passahfeste nach Jerusalem, J. 30; und wie er im Geist erkannte, daß die Zeit seines Abschiedes vorhanden sei, so sagte er ihnen, daß nun vollendet werden müsse, was die Propheten von seinem Ausgange geweissagt hätten (Ps. 22. Jes. 53.); er werde in die Hände der Heiden geliefert, verspottet, verspeit, gegeißelt und getödtet werden, aber am dritten Tage wieder auferstehen. Er sah seinen ganzen Kampf voraus; aus freier Liebe zu unserem ewigen Heile gieng er hinein.

Wie kam's aber dahin von Seite der Menschen? Das Volk staunte wohl über seine großen Thaten und gewaltigen Predigten, und an Lob und Ehre von demselben fehlte es ihm nicht. Aber es war bei den Allermeisten doch nur äußerlicher Beifall und das Innere ihrer Seele nicht ergriffen. Und da Jesus immer keine Anstalt machte, ein Messiasreich nach ihren Begriffen aufzurichten, wurden sie in ihrem Warten auf ihn verdrossen, und ihre Anhänglichkeit konnte leicht in das Gegentheil umschlagen. Die Vornehmen aber waren ihm gram von Anbeginn; die Pharisäer verletzte und erbitterte er, indem er ihre Werkheiligkeit bei unbekehrten Herzen strafte, die Sadducäer stieß er mit seiner Forderung der Weltverleugnung und himmlischen Wandels zurück. Die eiteln Obern zusammt neideten ihn um seine Volksgunst. Bei solcher Stimmung der Juden machte Jesus seine letzte Reise nach Jerusalem.

Indessen ließ es sich Anfang gar anders an, als es darnach kam. Jesus hatte kürzlich erst den Lazarus zu Bethanien, einem Flecken nahe bei der Hauptstadt, von den Todten auferweckt, nachdem er schon vier Tage im Grab gelegen war, und mit dieser Wunderthat ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Als es nun hieß, er ziehe des Weges nach Jerusalem her, strömten sie ihm von dort zum Empfang entgegen. Es war sechs Tage vor seinem Tode.

Da ritt er auf dem Füllen einer Eselin, sanftmüthig und demüthig, zur Königsstadt. Seine Jünger umringten, die Menge umwogte ihn. Der geringe Aufzug Jesu störte sie nicht: es war als ob etwas von oben über sie gekommen wäre. Viele breiteten ihre Kleider, streuten grüne Zweige auf den Weg, das Volk aber, das vorangieng und nachfolgte, rief: Hosianna (Heil) dem Sohne Davids. Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Sie bewillkommten ihn als den verheißenen großen König Israels. Unter solchem Jubel und königlicher Ehre zog Jesus daher, ernst und mit schweren Gedanken, und als er nahe an die Stadt kam, sah er sie an und weinte über sie. Und er verkündigte den schrecklichen Untergang, den die verblendete 40 Jahre nachher nahm, wie sie von Feinden umlagert, an allen Orten geängstigt, endlich erobert und von Grund aus zerstört werden sollte, darum daß sie nicht erkannt hätte die Zeit ihrer Heimsuchung.

Vom Sonntag bis zum Donnerstag hielt sich Jesus des Tags in Jerusalem auf, des Nachts in Bethanien. Und er wendete diese Tage noch besonders eifrig an, das Volk zu lehren und um Seelen zu werben für Gottes Reich. Aber der sein Brot aß, trat ihn mit Füßen. Einer der Zwölfe, Judas Ischarioth, der sich in seiner fleischlichen Messiashoffnung getäuscht sah, gieng zu den Hohepriestern und sprach: Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verrathen, d. i. unbemerkt von der Menge in die Hände liefern. Und sie boten ihm 30 Silberlinge, den geringsten Preis eines Sklaven. Von dem an suchte Judas Gelegenheit, wie er Jesum in ihre Hände brächte.

Am Abend des Donnerstags hatte sich der Herr mit seinen Jüngern in einem befreundeten Hause Jerusalems versammelt, nach jüdischer Weise das Passahlamm mit ihnen zu essen. Er begann: „Mich hat herzlich verlangt, dieß Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide!“ Und mit Schmerz sagte er ihnen, daß einer von ihnen selbst ihn verrathen werde, was alle sehr betrübt machte, bis auf den, der es war, das Kind des Verderbens mit ruchlosem Herzen und frecher Stirne. — Vor dem Abendessen stand Jesus auf, legte seine Kleider ab, umgürtete sich mit einer Schürze, goß Wasser in ein Becken und hob an, seinen Jüngern die Füße zu waschen und trocknete sie mit dem Schurze. Und er sprach zu ihnen: „Ich, euer Herr und Meister, habe euch hier ein Beispiel gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe!“ Darauf setzte er das Sakrament des Abendmahls ein. Das Passahmahl des Alten Bundes hört auf; ein Neuer Bund beginnt mit neuen Sakramenten. Er nahm das Brot, dankte, brachs und gab's seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Und er gab ihnen

den Kelch und sprach: Trinket alle daraus, das ist mein Blut des neuen Testamentes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Und er ermahnte sie, daß sie oft dieses Mahl halten sollten zu seinem Gedächtniß.

Darnach sprach er noch viel mit ihnen, hehre, tiefe und trostvolle Worte, — von seinem Hingang zum Vater, in dessen himmlischem Haus er ihnen die Stätte bereiten wolle, von dem Fürsprecher, dem heil. Geiste, den er ihnen zum Ersatz seiner sichtbaren Gegenwart senden werde, von dem Frieden, den er ihnen bescheren würde, den die Welt nicht gebe 2c., und ermahnte sie zum festen Bleiben an Ihm und zur innigen Liebe unter einander. Und alles beschloß er mit dem hohepriesterlichen Gebet.

Es war schon tief in der Nacht, da gieng er mit seinen Jüngern hinaus an den Oelberg, zu einem Hofe Gethsemane, daselbst war ein Garten, in den er eintrat. (Wie dieser jetzt aussieht, zeigt Fig. 65.) Er hieß seine übrigen Jünger sich setzen, die Zeugen seiner Verklärung aber nahm er weiter mit sich hinein als Zeugen seines tiefen Leidens. Denn hier — welch ein seltsamer Anblick? hier fieng der starke Löwe aus Juda zu trauern an, zu zittern und zu zagen. Es war, daß er nun in's göttliche Gericht trat an der sündigen Menschen Statt. Er sprach: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod. Auch auf seine Seele nahm er die Last unsrer Sünden. Dreimal warf er sich in unnennbarer Bangigkeit zur Erde nieder vor Gott, seinem Vater, und betete, daß der Leidenskelch von ihm gehen möge, so es möglich wäre, daß er ihn aber trinken wolle, so es des Vaters unabänderlicher Wille sei. Ein Engel erschien und stärkte ihn vor dem härtesten Kampfe. Denn nun kam es, daß er mit dem Tode rang, und sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.



Fig. 65. Garten Gethsemane.

Dann stand er auf und ging zum Garten hinaus, der bewaffneten Schar entgegen, die zu seiner Festnehmung abgesandt und von dem Verräther herbeigeführt war. Auf sein Wort: Ich bin es, den ihr suchet! fielen sie erschrocken zu Boden. Aber er stand ihnen als opferwilliges Lamm gegenüber; sie ermannten sich und griffen ihn, und er ließ sich ihren Händen. Sie führten ihn gebunden nach der Stadt zu dem regierenden Hohepriester Kajapha, bei dem sich der hohe Rath (die höchste, aus 70 Beisitzern bestehende, jüdische Behörde) versammelte.

Sie hielten Gericht über ihn. Gedungene Zeugen traten gegen ihn auf; mancherlei Beschuldigungen brachten sie vor, aber sie widersprachen sich immer unter einander, und Jesu Unschuld leuchtete hell. Endlich ward er auf sein ihm vom Hohepriester abgefordertes Bekenntniß, daß er Gottes Sohn sei, — und er

war es doch! — als Gotteslästerer zum Tode verurtheilt. Darauf schlugen sie ihn, verspieen ihn, verspotteten ihn schändlich.

Der hohe Rath durfte damals kein Todesurtheil mehr vollziehen; es bedurfte der Bestätigung und Vollstreckung der römischen Obrigkeit. Darum führten sie Jesum am frühen Morgen des Freitags vor den Landpfleger Pilatus. Hier verklagten sie ihn als einen Rebellen; er mache das jüdische Volk vom Kaiser abwendig, indem er selbst dessen König sein wolle. Sie beschuldigten ihn hart. Pilatus verhörte Jesum, der ihm sagte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; er erkannte bald des Verklagten Unschuld. Er wollte ihn los lassen, doch freilich ohne Gefahr für sich selbst. Darum dachte er, das Volk sollte ihn selber losbitten; und da er gewohnt war, am hohen Feste gleichsam zu dessen Beehrung einen Gefangenen freizugeben, so stellte er ihnen dießmal die Wahl zwischen dem reinen Jesu und einem wirklichen Aufrührer und Mörder, Namens Barabba. Allein das wankelmüthige Volk, von den Hohenpriestern überredet, begehrte Barabba los und Jesu Kreuzigung. Und sie schrieen immer ungestümer: kreuzige, kreuzige ihn! da wusch zwar Pilatus seine Hände vor ihnen zum Zeichen, daß er unschuldig sein wolle am Blute dieses Gerechten; aber er wich ihrem Ungestüm und sprach das Todesurtheil über ihn aus.

Der Hinrichtung eines Verbrechers pflegte die Geißelung voraus zu gehen. Die römischen Kriegsknechte nahmen Jesum, entkleideten und geißelten ihn. Um den zerfleischten Rücken legten sie ihm darauf einen alten Purpurmantel und setzten ihm eine von Dornen geflochtene Krone auf's Haupt, gaben ihm auch einen Rohrstab als Scepter in die Hand, fielen vor ihm nieder und sprachen: Gegrüßet seist du, der Juden König! Und sie spieen ihn an, nahmen das Rohr und schlugen damit sein Haupt. In diesem mitleiderregenden Zustande führte ihn Pilatus vor das Volk heraus und sprach: Sehet, welch ein Mensch! Er machte noch einen Versuch, die Juden umzustimmen; aber sie schrieen: Weg mit ihm! und drohten Pilato, ihn als Feind des Kaisers zu verklagen, wenn er diesen Rebellen losgäbe. Da ließ er ihn aus Menschenfurcht zur Kreuzigung hinführen.

Jesus trug selbst sein Kreuz nach dem nahen Hügel Golgatha. Dort reichten sie ihm einen betäubenden Trank, aber er nahm ihn nicht an; mit vollem Bewußtsein wollte er Alles leiden. So kreuzigten sie ihn nun in der Mitte zweier Missethäter.

Da hieng der Gottmensch zwischen Himmel und Erde am Holz des Fluches. Und die Obersten des Volks und die Kriegsknechte lästerten ihn und spotteten sein. Jesus sah auf seine Peiniger herab und zum Himmel hinauf und sprach: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Seine arme Mutter stand unter dem Kreuze und der Jünger daneben, den er besonders liebte, und er sprach zu ihr: Siehe, das ist dein Sohn! und zu Johannes: Siehe, das ist deine Mutter! Auch einer der Mitgekreuzigten lästerte ihn; der andere aber strafte diesen, und wunderbar vom Geist erleuchtet bat er Jesum in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner zu gedenken, wenn er in seinem Reiche komme; und der Herr tröstete ihn: Heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein.

Um Mittag ward plötzlich eine Finsterniß über das ganze Land, ein Abbild von dem innern Zustande Jesu. Denn abermals kämpfte seine Seele mit der Macht der Finsterniß und des ewigen Todes. Gegen 3 Uhr rief er: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Aber nun war auch der Kelch geleert bis auf die letzten Tropfen. Er sprach: Mich dürstet! und sie hielten ihm einen mit Essig gefüllten Schwamm an einem Rohre zum Munde und tränkten ihn damit. Darnach sprach er, selig über die versöhnte Welt hinschauend: Es ist vollbracht! und gleich darauf: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! neigte sein Haupt und verschied.

So hat Jesus Christus sein Hohepriesteramt vollzogen und sich selbst für die Menschheit geopfert als das heilige unbefleckte Gotteslamm, das die Strafe für die Sünde der

Welt trägt. „Es ist vollbracht!" — o großes Wort! Wer das fasset mit gläubigem Muth, Friede, seliger Friede, ewiges Heil ist sein Gewinn.

Als Jesus verschied, zerriß der Vorhang im Tempel, der das Allerheiligste verschloß, mitten entzwei; denn durch unsern Hohepriester hat nun jeder freien Zutritt zum Gnadenthron. Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen. Da schlug das Volk an seine Brust und wandte von Golgatha wieder um. Der römische Hauptmann aber, der die Wache am Kreuz hatte, sprach: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen! — Noch öffneten die Kriegsknechte dem Verschiedenen die Seite mit einem Speer, um jeden etwa übrigen Lebensfunken auszutilgen. Dann kamen zwei vornehme Juden und heimliche Freunde Jesu, nahmen mit Pilati Erlaubniß den Leichnam vom Kreuz und legten ihn in einem nahen Garten in ein neues Felsengrab. Die Hohepriester aber erbaten sich von Pilato eine Wache an's Grab, auf daß Jesus nicht von seinen Jüngern weggenommen und fälschlicherweise von ihnen behauptet werde, er sei nach seiner Vorhersagung auferstanden.

§ 5. Christus der König.

Im Grauen des Sonntagsmorgens erschütterte ein Erdbeben das Land, und ein Engel in blitzender Gestalt stieß den Stein von des Grabes Thür. Die Hüter erschracken und flohen.

Schon aber nahten von Jerusalem her fromme Weiber, die Jesu aus Galiläa nachgefolgt waren, mit Spezereien und Salben, den Leichnam ihres Meisters einzubalsamiren. Verwundert sahen sie den großen Stein schon weggethan, und als sie in die Gruft eintraten, sahen sie keinen Leichnam mehr darin, wohl aber den Engel als glänzendweißen Jüngling sitzen, der ihnen die unverhoffte Meldung that, daß Jesus auferstanden sei und lebe. Und sie eilten hinweg mit Furcht und großer Freude.

Und Er selbst, der auferstandene Siegesheld zeigte sich noch an diesem Tage den Seinigen im Drang der Liebe, damit er sie geliebet hatte bis zum Tode und über den Tod hinaus liebte. Zuerst erschien er der Maria Magdalena, die mit dem Ausruf: O mein Meister! zu seinen Füßen niedersank. Auch dem Petrus erschien er, dann Zween, die nach dem Flecken Emmaus wanderten; zuletzt am Abende den Aposteln zusammen. Bei verschlossenen Thüren, die seinem neuen Leibe kein Hinderniß boten, trat er plötzlich unter sie. Und er grüßte sie: Friede sei mit euch! und zeigte ihnen seine durchbohrten Hände und Füße und seine geöffnete Seite; da wurden die Jünger froh. Und abermals sprach er: Friede sei mit euch! er brachte ihnen den durch sein Leiden und Sterben erwirkten und durch seine Auferstehung versiegelten Frieden mit Gott wahrhaftig und wesentlich entgegen. Und diesen Frieden sollten sie den unruhvollen Menschenkindern in's Herz sprechen, nämlich den Bußfertigen und Gläubigen; er sprach zu ihnen: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen 2c.

Nunmehr blieb der Herr noch 40 Tage sichtbar bei seinen Jüngern. In Jerusalem und in Galiläa, bald hier, bald dort, bald Einzelnen, bald den Haufen der Jünger erschien er und redete mit ihnen vom Reiche Gottes. Sie hatten immer noch unklare Vorstellungen davon; sie zweifelten wohl nicht, daß es eine Gemeinde der Heiligen sein müsse; aber sie wähnten noch, daß es jetzt schon auch in äußerlicher Herrlichkeit werde aufgerichtet werden. Doch damit wies er sie auf des Vaters verborgenen Rathschluß hin. Indessen öffnete er ihnen das Verständniß der Schrift und tröstete sie mit dem verheißenen Beistande, dem heil. Geiste, den er ihnen vom Vater senden wolle, auf den sie in Jerusalem warten sollten, um dann in seiner Kraft ihren hohen Beruf zu erfüllen. Er sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Und er verordnete die heil. Taufe, als Sakrament

der Aufnahme in sein Reich, und sprach: Taufet alle Menschen im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Zuletzt führte er seine Jünger an den Oelberg hinaus. Da hob er seine Hände auf und segnete sie. Und so mit aufgehobenen segnenden Händen schwebte er empor, bis ihn eine Wolke ihren Blicken entzog. So gieng er in den unsichtbaren Himmel zurück, von dannen er gekommen war, und der Gottes- und Menschensohn setzte sich zur Rechten der Majestät in der Höhe und sitzet nun auf dem Thron des Himmels ein ewiger König. Die Jünger sahen ihm staunend nach. Da standen zwei Engel bei ihnen, die ihnen sagten, daß dieser Jesus einst sichtbar, wie er von ihnen gen Himmel gefahren sei, vom Himmel wiederkommen werde. Und sie fielen nieder und beteten ihn an.

§ 6. Die Stiftung der christlichen Kirche.

Mit großer Freude kehrten die Jünger nach Jerusalem zurück und harrten dort auf das Wort ihres verklärten Meisters. Und bald, schon 10 Tage nach seiner Himmelfahrt, erwies er sich ihnen wirksam als König.

Es war am Pfingstfeste, als es plötzlich wie ein gewaltiger Wind vom Himmel brauste und das Brausen und Wehen das Haus erfüllte, wo die Jünger einmüthig bei einander waren. Flämmchen wie feurige Zungen zückten in der Luft und setzten sich über ihre Häupter. Unter diesen äußerlichen Zeichen wurde der heilige Geist in ihre Seelen ausgegossen, — Er, der sie erleuchtete, daß sie nun Wort und Werk Christi recht verstehen und so die untrüglichen Lehrer der Menschheit werden konnten, der sie lebendig, kräftig, feurig für ihres Herrn Sache, welt- und todverachtend und zu ganz neuen Menschen machte, der sie auch mit wunderbaren Gaben und Kräften zur leichtern Ausbreitung des Evangeliums ausrüstete.

Auf jene seltsame Erscheinung strömte die Menge in der Stadt zum Hause der Jünger zusammen, Juden und Proselyten aus allen Theilen der Erde, die sich zum hohen Fest eingefunden hatten. Und die Jünger, voll des hl. Geistes, fiengen an zu predigen mit andern Zungen. In niegelernten Sprachen, je nach der Heimat der Zuhörer, redeten sie die großen Thaten Gottes zur Welterlösung, — ein heiliges Vorspiel, wie das Evangelium in allen Sprachen der Welt sollte verkündigt werden. Dann trat Petrus noch besonders auf und hielt eine gewaltige Rede von diesem Weben und Leben des hl. Geistes, das schon durch Joel geweissagt, und von Jesu, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, daß er wahrhaftig von Gott zu einem Herrn und Christ gemacht sei. — Die Hörer waren anfangs bestürzt. Darnach drang das Wort der ewigen Wahrheit und Erbarmung Vielen durch's Herz: sie ergaben sich Jesu Christo, ihrem Heilande, und ließen sich taufen zu Gliedern seines seligen Reichs. Und es wurden an diesem Einen Tage zu dem Haufen der Gläubigen, welcher erst etliche Hunderte zählte, bei 3000 Seelen hinzugethan.

So richtete der erhöhte Christus sein Reich auf, das als Gemeinde von Menschen die christliche Kirche heißt. Kirche bedeutet: eine Versammlung, sie ist ein Haus von lebendigen Steinen. Von jenem Pfingsttage schreibt sie sich, die werthe christliche Kirche; denn sie ist erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist (Ephes. 2, 20), die Apostel sind es aber erst mit diesem Tage recht geworden durch die ihnen da widerfahrene göttliche Erleuchtung und Kräftigung. — Die Glieder der neuen Kirche hielten fest an der Apostel Lehre, pflogen untereinander eine innige Liebesgemeinschaft, stärkten sich durch die Feier des heiligen Mahles, beteten ohne Unterlaß einsam und gemeinsam, und lobten Gott mit Freuden und redlichem Herzen. Der Herr aber that hinzu täglich, die da selig wurden, zu der Gemeine.

II. Die alten Deutschen und ihr Befreiungskampf.

Wir haben begrüßet den Aufgang aus der Höhe, der uns durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes besucht hat, zu erleuchten, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes und ihre Füße zu richten auf den Weg des Friedens. Wir haben Hosianna gerufen Dem, mit welchem eine neue Weltzeit beginnt. Gelobet sei der Vater der Barmherzigkeit und Gott des Trostes! — Ehe wir nun aber in der Geschichte des Reiches Gottes vorwärts gehen, wenden wir unsern Blick herüber zu dem Volke, in welchem das Christenthum einen besonders fruchtbaren Boden fand und das der Hauptträger desselben werden sollte, zu dem Volk unsrer Väter, und erzählen Gleichzeitiges mit dem vorhergehenden Abschnitte.

§ 1. Die alten Deutschen.

Zu den Ureinwohnern Europa's gehörten, außer den Griechen und Italern im Süden noch drei Hauptstämme: die Kelten, westlich in Frankreich wohnhaft, von dannen sie sich nach Spanien und Britannien ausbreiteten, die Slaven oder Wenden, östlich in Rußland sitzend, von wo sie sich nach Polen herein vorschoben, und in der Mitte zwischen beiden die Germanen.

Das ursprüngliche Germanien dehnte sich vom Rhein bis zur Weichsel und von der Donau bis zur Nord- und Ostsee aus; die Römer nannten dieses Großgermanien. Frühe schon, noch vor Christi Geburt, waren deutsche Völkerschaften jedoch auch auf das linke Rheinufer hinübergezogen, und das Land, das sie dort einnahmen, nannten die Römer Kleingermanien. Deutsche waren es aber auch, welche die Skandinavische Halbinsel bevölkert hatten. Wir halten vorzugsweise Großgermanien im Auge. — Dieses Land sah damals anders aus als jetzt mit seinen offenen fröhlichen Gefilden; es war voll düstrer Wälder und nebelbedeckter Sümpfe, rauh und kalt. Mitten durch dasselbe vom West- bis zum Ostende lief ununterbrochen der große Hercinische Wald hin. Da standen, wie auch sonst in Süd und Nord, die starken riesigen Eichen. Deutschland ist heute noch das Land der Eichen; aber die mächtigen, himmelhohen sind selten geworden.

In und zwischen diesen Wäldern wohnte das Volk der Germanen, das in grauer Vorzeit aus Asien eingewandert war und von jenen „ehrwürdigen" Ariern (S. 38) abstammte. Weil ein Theil der Arier sich nach Indien gezogen und Inder und Germanen die vornehmsten unter den Völkern sind, zwischen denen eine nähere Verwandtschaft in Gesichtsbildung und Sprache stattfindet, so redet man neuerlich auch von einer Indo-Germanischen Völkerfamilie. Den Namen „Germanen" hörten die Römer bei den Kelten. Auf keltisch bedeutet er: Schreier oder Nachbarn. Der Name „Deutsche" kommt erst viel später vor; Deutsch (Diotisk) bedeutet „zum Gesammtvolk (Diot) gehörig" im Gegensatz zu den Fremden (Walhen, Wälschen).

Das ganze Volk bestand aber aus sehr vielen Stämmen oder Völkerschaften, als da sind: am Niederrhein: Sigambern, Ubier, Usipeter, Tenktrer, Brukterer, Chamaven, Bataver; am Mittelrhein: Chatten, Mattiaker; in Thüringen: Hermunduren; die niederdeutschen Cherusker, Angrivarier (Engern), Marsen; am Meer: Friesen und Chauken, Angeln, Cimbern, Teutonen; weiter die sue-

vischen Stämme: Markomannen, Quaden, Semnonen, Lygier, Langobarden, vielleicht auch Burgunden; im Südosten und Osten: Gothen, Bastarnen, Gepiden, Herculer, Rugier, Vandalen. — Ueber dem Rheine drüben in Kleingermanien saßen die suevischen: Triboker, Nemeter, Vangionen. Mehrere Völkerschaften traten zu Zeiten in ein engeres Bündniß zusammen und nahmen dann einen Vereinsnamen an; so erscheinen Alamannen (meist Sueven), Franken (Sigambern u. s. w.) 2c.

Den Menschenschlag haben wir schon S. 190 kennen gelernt, die hohen starken Leute mit dem hochblonden langen Haare, mit den großen blauen schrecklichblitzenden Augen. Auf der weißen Haut des Angesichts lag schöne Wangenröthe. Sie standen da ein Bild der Gesundheit und Kraft, des Muthes und Trotzes. Tacitus hat sie uns genau beschrieben samt ihren Sitten, Bräuchen 2c.

Die alten Germanen waren edel angelegte Heiden, aber doch in mancher Hinsicht noch erstaunlich wild und roh. Betrachten wir zuerst die schönen Züge an ihnen.


Fig. 66. Ein Germane.

Diese sind: ihre Gastfreundlichkeit, welche der der bessern Uralten in Asien gleichkam, noch mehr ihre Redlichkeit und Treue, die kein gegebenes Wort brach, am meisten ihre Züchtigkeit und Schamhaftigkeit. Unkeuschheit war ihnen eine Schande, Ehebruch eine todeswürdige Sünde. Das weibliche Geschlecht empfieng bei ihnen seine ganze Ehre, ja wurde fast verehrt. Die Frauen dagegen, welche getreust zu ihren Männern hielten, thaten alles gerne, um rechte Gehilfinnen derselben zu sein. Die Familie oder Sippe hieng eng zusammen. Aber es fehlen auch die wüsten Züge nicht. Da sehet ihre Völlerei; sie brauten aus Gerste und Hafer ein starkes Bier (auch bereiteten sie aus Honig Meth), das sie aus den Hörnern der Ure tranken; selbst ihre Rathsversammlungen hielten sie beim Trinkgelage, wobei sie sich häufig so sehr berauschten, daß sie mit den Schwertern über einander herfielen. Sehet ihre Spielwuth; da spielte mancher fort mit den Würfeln, bis er all seine Habe verloren hatte, dann setzte er noch seine Person auf den letzten Wurf und verlor er wieder, so war er redlich genug, dem Gewinner als Sklave heimzufolgen. Sehet ihre Streitsucht; es war ihnen nicht lange wohl im Frieden, wenn's nur Händel gab, sei's mit Fremden oder mit ihren Brüdern! Sehet ihre Rachsucht; Beleidigung konnte nicht vergeben werden, der Feind mußte büßen, seis auch nur mit Wergeld. Seht endlich ihre Ruhmsucht; hervorthun wollen sie sich, für Tapfere und Tapferste gelten, als

Helden kämpfen und fallen; von ihren Sängern lebend oder todt ob ihrer blutigen Großthaten verherrlicht zu werden, war ihnen das Höchste.

Daß auch ihre Kinder stark, daß sie Helden würden, das war ihre Hauptsorge um sie. Gleich nach der Geburt wurde das Kleine in's kalte Wasser gestoßen und so fort und fort abgehärtet. Frühzeitig mußte der Knabe mit dem Vater auf die Jagd hinaus; von jung auf wurde er in den Waffen geübt. Der Jüngling bestand den Schwertertanz, er mußte nackt durch vorgehaltene Schwerter furchtlos hindurchtanzen. Im Kreise der Alten wurde er für mündig, wehrhaft erklärt. — Die Männer beschäftigten sich außer dem Kriege vornehmlich mit der Jagd. Damals gab es in unsern Wäldern auch noch Eber, Wölfe, Bären, das schnelle Elen, den starken Wisent, den wilden Ur. Auf diese jagten, mit diesen kämpften, unter diesen würgten sie. Heimgekehrt lagen sie dann tagelang müßig auf der Bärenhaut oder sie kamen zu Trunk und Spiel zusammen. Die Viehzucht überwog noch den Ackerbau; die Wohnungen, Blockhäuser, waren nicht sehr fest.

Für das Hauswesen, für Stall und Feld sorgten die Frauen mit ihren Knechten und Mägden (Sklaven). Sie saßen am Webstuhl und bereiteten Leinwand, färbten sie roth und fertigten sich Gewänder daraus, in denen sich die hohen Gestalten mit ihrem goldschimmernden langhinabwallenden Haare gar stattlich ausnahmen. Ihren Männern machten sie Kleider aus den Fellen wilder Thiere, bald auch aus Tuch. Doch diesen war der Lieblingsschmuck mächtige und schöngearbeitete Waffen. Jeder Stamm hatte eigenthümliche Waffen. Wackere Schmiede mag es früh gegeben haben; in andern Gewerben hatten sie es noch nicht weit gebracht. Auch nicht in Wissenschaft und schönen Künsten, mit Ausnahme etwa der Dichtkunst, des Harfenspiels und Gesanges; es klang ihnen wenigstens gar herrlich, wenn ihre Sänger ihnen Lieder zur Harfe sangen. Die Schrift war ihnen jedoch nicht unbekannt. Ihre Buchstaben nannten sie Runen und schnitten sie in Holzstäbe, gruben sie in Steine ein. Solche Runenstäbe und Runensteine sind noch vorhanden und man versteht sie auch zu lesen.

Die alten Deutschen lebten fast durchgängig nicht in Städten, nicht einmal in Dörfern zusammen, sondern auf einzelnen Höfen, um welche das dazugehörige urbar gemachte Land herumlag. Solch ein Besitzthum als freies Eigenthum hieß ein Allod. Eine Zahl nahe beisammenliegender Höfe bildete eine Mark (Waldgrenze); mehrere Markungen zusammen machten einen Gau. Das Allod vererbte vom Vater auf den erstgebornen Sohn. Dieser hatte aber seine Geschwister zu ernähren, so lange sie in seinem Gehöfte lebten, dafür sie unter seinem Gebote standen. Die ganze Familie, Mann, Frau, Kinder, Geschwister und Verwandte, hieß Sippschaft, auch Magschaft, und sie theilte sich in Schwertmagen und Spill- (Spindel-) magen, d. i. männliche und weibliche Glieder.

Außer diesen Freien befanden sich auch Schalke, Sklaven, im Gehöfte, welche gewöhnlich aus gefangenen Feinden und ihren Nachkommen bestanden. (Das Wort Sklaven kommt von den Slaven her, aus denen man später die meisten Gefangenen machte, wie früher aus Kelten u. a.) Das waren die gezwungen Dienenden, welche jedoch milder behandelt wurden als bei den Römern. Viele derselben hatten Höfe, die sie als Hörige, Lite, für ihre Herren bearbeiteten.

Es gab auch freiwilligen Dienst. Freie Mannspersonen, die selbst kein Allod besaßen, begaben sich nicht selten aus dem heimatlichen Hofe weg und zum Besitzer eines andern Allods in Dienst, und diese wurden auch Hörige (Gehorchende). Oefters erhielt dann solch ein Höriger von einem reichen Herrn gegen gewisse Abgabe und Dienstleistung, namentlich im Kriege, ein Besitzthum geliehen. Ein solches hieß ein Feod oder Leihgut, und die Beliehenen hießen Dienstmannen oder Leute. Und hieraus entwickelte sich das nachmals so ausgebreitete Feudalwesen. Hatte einer ein starkes Gefolge von Dienstmannen und vielleicht noch einen freien Anhang kleinerer Allodbesitzer, so nannte man ihn Edeling (Adelich), im Gegensatz zum Friling oder Gemeinfreien. Gewöhnlich wurden aus diesen Edelingen die Obersten im Krieg und Frieden gewählt.

Im Krieg mußte Einer der Führer sein; er hieß der vor dem Heer Herziehende

oder Herzog. Führte er ein großes Heer, so nannte man ihn wohl auch König. Doch war es gemeiniglich eben nur ein Heerkönig, ohne richterliche Gewalt. Die letztere lag in den Händen der Aldermänner (z. B. unter Sachsen, Friesen) oder Grafen (die sich zuerst bei den Franken finden). Der Gaugraf richtete im Gau mit Beisitzern oder Schöffen die Händel der Einzelnen untereinander, während die allgemeinen Angelegenheiten und auch die schwersten Verbrechen Einzelner vor die Volksversammlung gebracht wurden, welche aus allen freien Männern bestand.

Die Volksversammlung (Mal) hielt man unter freiem Himmel, an geweihtem Orte, „unter der heiligen Eiche, am heiligen Stein." Der Ort hieß die Dingstätte; es wurde „gedingt," d. h. verhandelt. Zur Ermittlung der Wahrheit wurde der Eid und zwar mit großem Ernste gebraucht. Der Beklagte hatte Eideshelfer, welche ihre Hand unter der seinigen auf ein Heiligthum legten, wenn er den Schwur sprach. In sehr schwierigen Fällen ließ man das Ordal (angelsächsisch für Gottesurtheil) entscheiden. Die Gegner kämpften mit dem Schwerte gegen einander und der Unterliegende galt für den Schul-



Fig. 67. Zweikampf vor Gott. (Nach einem alten Gemälde.)

digen. Weiber und Unfreie hatten die Feuer- und Wasserprobe zu bestehen. Sie giengen mit bloßen Füßen über eine glühende Pflugschar oder holten mit entblößtem Arm einen Stein aus kochendem Wasser heraus ꝛc.; nahmen sie dabei keinen Schaden, so waren sie unschuldig. Dem Schuldigen wurde zur Strafe meistens eine Bezahlung, Buße, wie das Wergeld (d. h. Preis des erschlagenen Mannes) aufgelegt. Landesverrath, feige Flucht, Ehebruch und Diebstahl ward mit dem Tode bestraft; Todtschlag dagegen konnte mit Geld gebüßt werden.

Die Religion der alten Deutschen

war in Süd- und Norddeutschland, sowie bei den Skandinavischen Germanen wesentlich dieselbe und nur bei den letztern am meisten ausgebildet. Bei diesen ist sie in zwei Büchern niedergelegt; die ältere Edda (Urgroßmutter) scheint um 1100 gesammelt, die jüngere von Snorri Sturlison um 1230 verfaßt.

Sie ist nun freilich sehr verwunderlich und ungeheuerlich, diese Religion unserer Väter; doch läßt sich wahrnehmen, daß darin die Naturkräfte zu persönlichen Wesen gemacht sind, dann daß sie noch erfreuliche Züge eines sittlicheren Sinnes

enthält, und endlich, daß noch große Wahrheiten von der Urreligion des Menschengeschlechts aus ihr hervorschimmern.

Vor Allem, von Ewigkeit her, war der unsichtbare, unveränderliche Alfadir (Allvater). Er schuf die Welt, die Anfangs ein Chaos war. Sein Blick spaltete sie in zwei Hälften, ein Lichtreich, Muspelheim, und ein Nachtreich, Niflheim. Ueber die Lichtwelt setzte er den Surtur, über die Nachtwelt die grimme Hela (daher unsere Hölle). Aus der von ihm gebotenen Verbindung beider kam jetzt der böse Riese Ymir und die gute Kuh Audhumla hervor. Ymir verband seine Füße miteinander und so ward eine Nachkommenschaft von Riesen. Audhumla leckte aus einem Salzfelsen den Gott Buri, den Stammvater der guten Götter heraus. Seine Enkel, Odin voran, erschlugen den herrschsüchtigen Ymir, und aus dessen Körpertheilen entstand erst die Welt, aus seinem Schädel das Himmelsgewölbe, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinen Knochen die Felsen, aus seinem Blute das Meer rc. Den guten Göttern wurde von Alfadir das Regiment über die sichtbare Welt verliehen.

Die obersten Götter hießen Asen (deutsch: Ansen). Wuotan (im Norden Odin) ist der höchste von allen; er wurde verehrt als Vater der Götter und Menschen, der Allwaltende, er hat nur Ein Auge, mit welchem er aus einem Fenster seiner Himmelsburg auf die Erde herabschaut: manchmal aber jagt er auch auf grauem Roß im schwarzen Mantel durch die Lüfte. Seine Frau hieß Frea oder Hulda, die Göttin der Ehen, die für Haus und Hof sorgt. Zwei Söhne Odins sind mit ihm die Höchsten: Tyr, unser Ziu (im Zistag, Dienstag), auch Er genannt, der einhändige Gott des Kriegs, und Thor oder Donar, der Donnergott, welcher bei Gewittern seinen Streithammer auf die Erde herabschleudert, der aber gleich wieder in seine Hand zurückfliegt. Nerthus ist die Göttin der Erde, und die zwei folgenden: Freir, der Gott des Ackersegens, und Freyja, die Göttin der Liebe, welche die Milchstraße als Halsschmuck trägt und zu welcher sterbende Frauen gelangen, sind ihre freundlichen Kinder. Baldr, der Gott des Lichts, ist der schönste unter allen Asen, ähnlich dem griechischen Apollo. Braga, der Gott der Dichtkunst, singt seine Lieder zum Spiel der Harfe rc.

Außer den hohen Asen gab es noch andere göttliche Wesen, z. E. die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen, die Walkyren, jungfräuliche Göttinnen des Schlachtentodes; dann zwei feine Wesen: Snotra, die Göttin der Schamhaftigkeit, und Gefiona, die Göttin der Unschuld, welche beide die holdselige Freyja begleiten.

Die Menschen stammen von Einem Paar, welches Alfadir aus einem Eschen- und Erlenklotz bildete. Das Böse kam in die Menschen von den sie regierenden Göttern her, welche sich durch thörichte Vermischung mit den Riesen verdarben und namentlich von dem lug- und trugvollen Loki, der sich selbst als Gott unter sie eindrängte, mehr und mehr verderben ließen. Außer dem Geschlecht der Riesen, in denen sich die Germanen wohl „die großen Naturgewalten" persönlich machten und die sie sich als lauter feindliche, furchtbare Wesen vorstellten, hatten sie auch ein Geschlecht der Elfen (Alp), welche wohl ursprünglich die kleinern Regungen in der Natur bedeuteten; diese schieden sich aber in Schwarzelfen, verschmitzte häßliche Zwerge, welche das Gold und Silber in den Bergen hüten, und Lichtelfen, die den Menschen wohlwollen und den Armen und Kindern Gutes thun.

So besteht nun das Weltall aus 6 Reichen oder Heimen: Asaheim (auch Asgard), die Heimat der Götter, Mannaheim, die der Menschen, Jötunheim, die der Riesen, Alfheim, die der Elfen, dann Muspelheim, das Lichtreich hoch oben, und Niflheim, das Nebel- und Nachtreich tief unten. Droben in Asaheim, wohin von Mannaheim die Regenbogenbrücke führt, steht Walhalla, die prachtvolle Burg Odins. Dahin steigen die Seelen der im Kampfe gefallenen Helden, wo sie ein ewiges Freudenleben genießen, nämlich ewig fortkämpfen, forttrinken und ihre Heldenthaten singen hören. Die ordentlichen Weiber und Kinder kommen zwar auch in den Himmel, haben jedoch ihre Wohnung neben der Walhalla. Die nicht

im Kampf gefallenen Männer aber, sowie insonderheit die Feigen und Ehrlosen, und alle Schlechten, müssen nach dem Tode in den Abgrund von Niflheim, wo Schlangen um sie zischen und ihr Gift über sie spritzen.

Himmel, Erde und Hölle werden nun seltsamerweise durch einen ungeheuren Baum, die Weltesche Yggdrasill, zusammengehalten, an deren Wurzeln ein Drache liegt und auf deren Gipfel ein Adler sitzt, zwischen welchen ein haderstiftendes Eichhörnlein immer auf- und abläuft, während Hirsche auf den Aesten sitzen und springen. Der Drache nagt an den drei Wurzeln des Weltbaumes, welche sich nach dem Menschenheim, dem Riesen-



Fig. 68. Die Weltesche Yggdrasill.

heim und der Unterwelt hin vertheilen (was wohl in keinem Bilde darzustellen ist). Mittlerweile werden Götter und Menschen immer schlechter. Der Drache nagt grimmig fort, und wenn er die Wurzeln abgenagt hat, dann kommt der jüngste Tag. Der Baum sinkt, es erhebt sich ein furchtbarer Kampf zwischen den Riesen und Göttern; alles braust durcheinander. Der Baum fällt, und von Muspelheim fällt Feuer herab; die ganze Welt verbrennt und Alles hüllt sich in Dunkel. „Das wird sein Ragnarök (Götterdämmerung)." Darnach aber schafft Alfadir eine neue Welt, in der es kein Uebel mehr gibt.

Weise Frauen, die Walen oder Seherinnen, wurden als Vermittler zwischen der Götter- und Menschenwelt betrachtet, auf deren Aussprüche man als auf Götteraussprüche merkte. Mit Losstäbchen befragte man die Götter. Wenn es auch Priester gab, bildeten sie doch keinen Orden. Den Gemeindegottesdienst leiteten auserwählte Edle als Oberpriester. Man hieß einen solchen Ewart, Gesetzbewahrer. — Den Gottesdienst hielten sie in heiligen Hainen. Tempel hatten sie in frühester Zeit nicht, und nur wenige Bilder. Sie opferten ihren Göttern, wie die andern Heiden, namentlich am Jul-, Oster- und Sommerfest. Sie brachten auch Menschenopfer, gewöhnlich Gefangene und Verbrecher. Auf einer Insel wurde jährlich das Bild der Erdmutter Nerthus aus seiner Verborgenheit auf einem Wagen von Kühen zum See gefahren; Sklaven mußten es darin waschen, wurden aber sofort in den See gestürzt.

§ 2. Befreiungskampf der alten Deutschen.

Wir haben S. 220 gehört, daß die Römer unter Kaiser Augustus im Nordwesten Deutschlands festen Fuß faßten. Nun hatten sie sich am Rheinstrome und nach der Weser hin eine Menge Kastelle gebaut, und hielten ihre Herrschaft schon für gesichert. Sie nannten die unterjochten Germanen Bundesgenossen, gingen aber damit um, sie zu Unterthanen zu machen. — Ein neuer Statthalter, Quinctilius Varus, wollte unklugerweise die Sache allzurasch durchführen. Er drang ihnen namentlich das fremde Gerichtswesen ohne Schonung auf; nach römischem Rechte mußten sie sich richten, von römischen Sachwaltern sich vertheidigen lassen; sie wurden wegen Vergehen mit Ruthen gezüchtigt, was bei ihnen für eine entehrende Strafe galt, und er verhängte die Todesstrafe über solche, die sonst nur durch die Volksversammlung dazu verurtheilt werden konnten.

Das erbitterte die ehrliebenden, freiheitgewohnten Germanen. Und es war namentlich Einer, der die Schmach im Innersten empfand, Armin, der Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, ein junger Mann, edel, kühn, feurig, voll Vaterlands- und Freiheitsliebe. Er hatte, wie viele Deutsche, schon im römischen Heere gedient und da die bessere Kriegskunst der Römer gelernt; das Erlernte wollte er im Vereine mit Germanischer Kraft nun gegen die Meister selbst brauchen. Heimlich schloß er mit den Häuptern einen Bund, das Fremdlingsjoch abzuschütteln. Alles wurde vorbereitet in tiefer Stille. — Varus merkt nichts; er sitzt behaglich mit 3 Legionen in einem Sommerlager. Da empfängt er Kunde, daß die Marsen im Süden der Weser sich empört hätten. Das war nur zum Schein, um ihn weiter weg von seinen befestigten Plätzen zu locken. Die Deutschen um ihn rathen ungesäumt den Aufstand zu unterdrücken; sie versprechen ihm, selbst dabei behilflich zu sein. Varus, obwohl gewarnt von Armins Schwiegervater, geht in die Schlinge; er bricht mit seinen Legionen auf; die deutschen Fürsten begleiten ihn eine Strecke und verabschieden sich dann, um mit ihren daheim aufgebotenen Mannschaften schnell wieder zu ihm zu stoßen. Sie eilen heim und rufen ihre Leute auf, — aber zur Freiheit! Von Gau zu Gau erschallt der Freiheitsruf, und alle Wehrhaften erheben sich zum heiligen Kampfe.

Indessen zieht Varus sorglos durch den langen und schaurigen Teutoburger Wald nach Süden hin. Der Weg muß oft erst durch's Dickicht gehauen werden; es fällt Regen in Strömen herab und durchweicht den Boden; das Heer wird sehr ermattet. Plötzlich erscheinen die Deutschen, aber nicht zur Hilfe; sie fallen mörderisch über die matten, ungeordnet sich hinschleppenden Römer her. Unter stetem Gefechte erreichen diese am Abend eine freie Stelle zum Lager, das geschlagen wird und sie birgt. Am andern Morgen schließen sich die Legionen eng zusammen und Varus, der jetzt die ganze Gefahr erkennt, ändert den Marsch und zieht in gerader Richtung auf die westlich gelegene Festung Aliso an der Lippe zu. Aber kaum ist der Marsch

begonnen, so erscheinen die Deutschen wieder, von allen Seiten dringen sie aus dem Gebüsche zu wüthendem Angriff hervor, und die Legionen müssen den ganzen Tag unter hartem Kampf vorwärts streben; kaum können sie Abends sich nothdürftig verschanzen. Am dritten Tage wiederholt sich das Schicksal des vorigen und der Verlust der Römer wird immer größer. Endlich erreichen sie, furchtbar geschwächt, den südwestlichen Abhang des Teutoburger Waldgebirges; aber siehe, hier erwartet sie erst die Hauptmacht der Deutschen, die sich ihnen brüllend entgegenwirft. Die erschrockenen Römer gerathen in Verwirrung; es erfolgt ein entsetzliches Gemetzel unter ihnen; ihre Adler werden ihnen entrissen; Varus stürzt sich verzweifelt in sein Schwert. Fast alle Römer sinken hin; einige werden gefangen, nur wenige entrinnen. (Man sucht das Schlachtfeld bei Horn.)


Fig. 69. Arminius.

Die meisten Gefangenen wurden an den Altären der Götter geschlachtet, und die römischen Richter und Sachwalter, denen man besonders grollte, mußten zuvor erst grausame Martern ausstehen, wie man z. E. einem die Zunge mit den Worten ausriß: „Nun zische, du Natter, wenn du noch kannst!" Die übrigen Gefangenen wurden als Knechte weggeführt und stolze Ritter misteten die Ställe auf den deutschen Höfen bis zu ihrem Verscheiden. — Es war im Sept. 9 n. Chr., daß die Teutoburger Schlacht geschlagen ward. Durch sie wurde Deutschland für immer vom Römerjoche befreit. Auf einem Hügel dort, der Grooteburg, hat man neuestens ein Denkmal jenes Befreiungskampfes errichtet, einen kolossalen Armin von Erz. Er hat seinen Namen unter den Deutschen groß gemacht für alle Zeiten; damals besang ihn das Volkslied. Unter Armin's Führung gieng es jetzt über die römischen Festungen zwischen Rhein und Weser her. Sie wurden alle genommen und zerstört.

Die Nachricht von diesen Vorgängen verursachte in Rom ein außerordentliches Erschrecken: 27,000 Römer waren gefallen; es war das beste der römischen Heere.

Der Kaiser selbst verlor alle Fassung; er schrie: Varus, gib mir meine Legionen wieder! und entfernte seine germanische Leibwache. Ja, wie einst zur Zeit des Cimbrischen Schreckens (S. 190) sah man schon die entsetzlichen Germanen über die

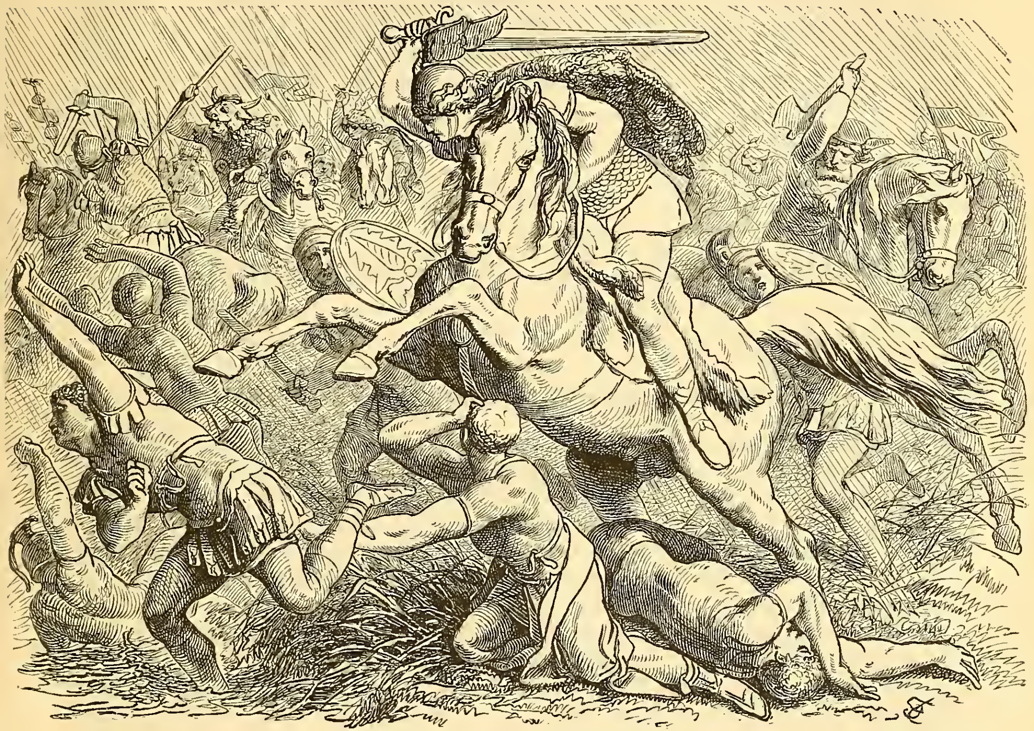


Fig. 70. Die Teutoburger Schlacht.

Alpen steigen und gegen Rom anstürmen. Daran aber dachten sie nicht; nachdem sie ihr liebes Vaterland von allen Zeichen der Knechtschaft gereinigt hatten, kehrten sie auf ihre Höfe heim.

Unter dem folgenden Kaiser (Tiberius) drang zwar der treffliche Germanicus, ein Sohn des Drusus (S. 219) wieder ins Land der Chatten, Marsen und Cherusker vor. Armin ließ jedoch einen begeisternden Aufruf durch die deutschen Gauen ertönen, und es versammelte sich abermals ein großes Volk von Germanen und wiewohl es ihnen heiß ward auf der Ebene Idistaviso (Elfenwiese) und bei Minden a. 16, und Ströme deutschen Blutes flossen, Germanicus muß zuletzt den Rückzug antreten und das gerettete Vaterland bleibt frei. — Viel Größeres hätten die Deutschen ausrichten können, wären sie nur nicht so uneinig gewesen. Das war der Jammer bei diesen Brüdern von Anfang an. Aus Feindschaft entzog sich ein Stamm dem andern zum gemeinschaftlichen Kampfe für's Vaterland. Vereinigt, hinderte ein Führer den andern aus Eifersucht in seinen Unternehmungen. Und wieder schlugen sie grimmig auf einander selbst los.

Auch der Befreier Germaniens, wie ihn schon Tacitus nennt, wurde von andern Fürsten und namentlich seinen eignen Verwandten, beneidet, gehaßt und bitter gekränkt. Sein Bruder diente im römischen Heer. Der Cheruskerfürst Segestes, dessen schöne Tochter Thusnelda er sich, freilich wider des Vaters Willen, zur Gattin angetraut, nahm sie ihm nicht nur, während er zu Felde lag, wieder weg,

sondern übergab sich sogar mit derselben in die Hände der Römer, und nie mehr sah Armin sein edles trautes Weib, das damals die erste Frucht von ihm unter dem Herzen trug. Thusnelda und ihr Sohn lebten später in Ravenna. Armin kämpfte noch glücklich gegen die oberdeutschen Markomannen, welche das Bojerland, Böhmen, in Besitz genommen hatten, so daß endlich ihr König Marbod sich in den Schutz der Römer begab. Den Sieger aber beschuldigten neidische Verwandte, er strebe nach der Alleinherrschaft, überfielen und tödteten ihn! Er starb 37 Jahre alt a. 21 n. Chr.

III. Die Zeit der bedrängten Kirche.

§ 1. Kaiser Augustus' Nachfolger aus seinem Hause.

Wir schauen nun wieder nach Rom und auf den römischen Kaiserstuhl hin. — Augustus, der Hehre, wurde nach seinem Tode gar zu hoch erhoben, er wurde als Gott verehrt; man baute ihm Tempel und bestellte ihm Priester. Hatte man doch unter seinem Regiment nach so schrecklichen Nothzeiten wieder Ruh und Frieden gehabt. Es blieb aber von dem an Sitte, die Kaiser nach ihrem Abscheiden zu vergöttern. Und bald geschah es noch bei ihren Lebzeiten. So wurde die Gott gebührende Ehre den Menschen gegeben, und was für Menschen oft! Gleich die vier ersten Nachfolger Augustus', die noch zu seinem Geschlechte (dem Julisch-Claudischen) gehörten, sind abscheuliche Männer.

Augustus' Adoptivsohn Tiberius herrschte von 14—37; während seiner Regierung ist also Christus gestorben und auferstanden. Ein begabter, schon 55jähriger Mann, zeigte er zuerst Mäßigkeit und Wohlwollen, um nicht allzusehr hinter seinem trefflichen, von Volk und Heer gleich geliebten Brudersohne, dem Germanicus (S. 249), zurückzustehen, zu dessen Gunsten entthront werden zu können er besorgte. Als er aber denselben, wie es scheint, vergiftet hatte, trat das Ungeheuer mehr und mehr hervor. Mißtrauen gegen sich und andere, Menschenhaß und Verachtung, Ingrimm und Tücke tief im Busen, peinigte er jetzt besonders die Vornehmen auf entsetzliche Weise, während für die Provinzen seine Regierung wohlthätig war. Alle, welche im Geringsten etwas gegen ihn äußerten, viele auf bloßen leeren Verdacht hin, nicht selten solche, die er erst freundlich angeblickt, ließ er greifen, grausam foltern, langsam hinrichten und ihre Leiber durch die Stadt in den Tiber schleifen. Eine Mutter mußte sterben, weil sie über die Hinrichtung ihres Sohnes Thränen vergossen. Wiewohl Tiberius seine Leibgarde, die Prätorianer, auf 10,000 Mann vermehrt hatte, hielt er sich doch zuletzt in Rom nicht vor Nachstellungen sicher; darum schloß er sich a. 26 auf der wohlverwahrten Insel Capreä bei Neapel ein. Dort lebte er in schändlicher Völlerei und Unzucht seine Tage hin und quoll eine Bosheit um die andere. Je älter, desto ärger wurde er. Männer und Frauen, die in seinen Zorn gefallen zu sein fürchteten, tödteten sich selbst, um einer martervollen Hinrichtung zu entgehen. Indessen herrschte in Rom sein Günstling Sejan, bis er es zu bunt trieb und auch sterben mußte. Endlich in seinem 78. Jahre befiel ihn eine tödtliche Krankheit. Er lag schon wie todt; da beglückwünschten die Hofleute seinen Adoptivsohn Caligula. Aber der Alte erwachte wieder, und nun wehe ihnen allen! Da warfen sie schnell so viel Betten auf ihn, daß er darunter erstickte.

Caligula (37—41), des edeln Germanicus entarteter Sohn, trieb es indessen noch schlimmer als der vorige. Er gesellte zu aller Bosheit noch die unsinnigste Verschwendung, so daß er in Einem Jahre mit dem vorgefundenen Staatsschatze von 420 Millionen Mark fertig ward. Er ließ seinem Lieblingspferd einen Marmorpalast bauen und es aus goldener Krippe fressen. Ueber eine stundenbreite Bucht baute er eine Schiffbrücke mit doppelter Häuserreihe darauf, um einmal hinüberzufahren ꝛc. Seinen Beutel wieder zu füllen trieb er falsches Spiel und noch Aergeres. Er war so grausam, daß er Menschen vor seinen Augen lebendig auseinandersägen ließ. Wenn bei den Thierkämpfen im Circus keine Sklaven und Verbrecher mehr da waren, ließ er ohne weiteres Zuschauer ergreifen und vor die wilden Thiere werfen. Um Lieb und Haß der Menschen kümmerte er sich so wenig, daß er sprach: „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“ Ja er wünschte, daß das römische Volk nur Einen Kopf haben möchte, daß er es auf einmal köpfen könnte. Im steigenden Wahnsinn erklärte er sich selbst für einen Gott, und es mußte ihm noch bei Lebzeiten in eignen Tempeln geräuchert und geopfert werden. Endlich wurde der Gott samt Frau und Kind von seinen Offizieren ermordet.

Ihm folgte Claudius, sein Oheim, — reg. v. 41—54. Er wurde von den Prätorianern aus einem Versteck, dahin er sich beim Morde seines Neffen geflüchtet, hervorgezogen und jubelnd als Kaiser ausgerufen. Das war ein ganz schwacher, ja blödsinniger Mensch. Statt seiner regierten seine zwei heillosen Frauen, zuerst Messalina, das unzüchtigste Weib des Erdbodens, und nach deren Tod Agrippina, das herrschsüchtigste Weib des Erdbodens. Wer dieser widerstand, mußte sterben. Zuletzt schaffte sie ihren Gatten durch vergiftete Pilze fort, um ihren Sohn aus erster Ehe, Nero, auf den Thron zu bringen. — Unter dem elenden Claudius wurde doch 43 Südbritannien von den Römern erobert.

Nero (54—68) war das vollendete Muster eines Tyrannen. Und doch erzog ihn einer der besten Römer seiner Zeit, der Stoiker Seneca. Der erst 17jährige Kaiser ließ sich auch anfangs von seinem Lehrer leiten, ja er wollte sogar ein zweiter Augustus werden; allein nur kurze Zeit hielt er den Zwang aus und bald brach sein innres Wesen, seine Wollust, Rohheit und Blutgier, gewaltsam hervor. Er mordete seinen Stiefbruder (Britannicus), seine Mutter (Agrippina, welcher freilich nach Verdienst bezahlt ward), seine erste Gattin (Octavia) und seine zweite (Poppäa), letztere durch einen Fußtritt, und zahllose Andere, selbst seinen Lehrer Seneca. Ihm war es sogar lieber, gehaßt als geliebt zu werden. Die Schrecknisse des bösen Gewissens verfolgten ihn, er suchte sie durch die unerhörtesten Schwelgereien und Ausschweifungen zu verscheuchen. Da drängte ein Fest das andere, Aufzug, Wagenrennen, Spiel und Sang ꝛc. Und der eitle Mensch zeigte sich selbst vor dem Volk als kunstreicher Wagenlenker, Sänger und Schauspieler, und wer ihn nicht beklatschte, der büßte es. Er war ganz wahnsinnig in Lust und Wuth. a. 64 zündete er selbst die Stadt Rom an allen Enden an, „um sich an der Flammen Pracht zu ergötzen“ und dann eine schönere Hauptstadt zu bauen. Sieben Tage brannte es, und Nero sah von einem Thurme herab das schauerlich prachtvolle Schauspiel an und deklamirte dabei aus Homer im Spotte, was bei dem Brande Karthagos (S. 181) Scipio unter Thränen gesprochen: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt ꝛc.“ Wirklich sank auch fast die ganze ungeheure Stadt mit ihren Tempeln, Palästen, Häusern und Hütten in Asche hin. Wie aber Nero nun seiner Bosheit die Krone aufsetzte dadurch, daß er die Brandstiftung von sich ab auf Schuldlose schob und eine Menge der edelsten Menschen dem grausamen Martertode überantwortete, davon reden wir später noch (§ 7).

Rom wurde wieder aufgebaut und allerdings regelmäßiger und schöner, als es war. Und für sich baute Nero darin einen Palast von unsäglicher Pracht, das goldene Haus genannt, der mit seinen Gärten, Lusthäusern, Teichen, Wildgehegen ꝛc. einen ganzen

Stadttheil einnahm. Um die erstaunlichen Kosten dieses Werkes bestreiten zu können, raubte er von allen Seiten zusammen, wodurch er sich denn einen großen Haß zuzog, während sonst das elende Römervolk wegen seiner Speisungen und Schauspiele sich unter ihm befriedigt fühlte. Es entstand eine Verschwörung gegen ihn. Selbst die Prätorianer fielen von ihm ab. Verlassen fast von jedermann reitet er in einer schaurigen Gewitternacht aus Rom, um sich auf einem Landgute zu verbergen. Als er hört, daß ihn der Senat entsetzt und zum Tode verurtheilt hat, wehklagt er wie ein Weib. Seine wenigen Getreuen ermahnten ihn, sich selbst zu tödten, um die Schande einer Hinrichtung zu vermeiden. Er hat den Muth nicht; er nimmt einen Dolch und schreckt vor der mit dem Finger geprüften Spitze zurück. Da hört man den Hufschlag der Reiter, die ihn suchen; und jetzt setzt er den Dolch an die Kehle und ein Freigelassener hilft ihm denselben hineindrücken.



Fig. 71. Kaiser Nero.

Wir sind mit des Augustus Hause zu Ende. Sehet aber, solche Herrscher gab's. O danket Gott für die eurigen.

§ 2. Wachsthum der jungen Kirche unter Verfolgungen.

Wir richten unsern Blick wieder in's heilige Land, wo wir (S. 240) die Kirche Christi haben erstehen sehen.

Seit jenem Pfingsten predigten die Apostel das Evangelium fort und fort mit großer Freudigkeit. Furchtlos bezeugten sie vor dem Volk und den Obern der Juden, daß in keinem Andern Heil sei als in dem von ihnen verworfenen Jesu. Und der Herr bekräftigte ihr Wort durch staunenerregende Wunder, die sie in seinem Namen verrichteten. Und die Zahl der Gläubigen wuchs und wurde immer größer. Sie waren aber Ein Herz und Eine Seele. Die Wohlhabenden betrachteten ihre Güter als die der Armen mit; sie hielten alles unter einander gemein. Und sie setzten sieben Diakonen oder Almosenpfleger ein, welche aus gemeinschaftlichen Mitteln für die Armen gleichmäßige Sorge tragen mußten.

Eine Zeitlang hatten die Gläubigen Gunst und Ehre beim Volk, das sich einer Hochachtung gegen sie um ihres lautern Wandels willen nicht erwehren konnte. Allein die jüdischen Obern sahen doch mit tiefem Grolle das Aufkommen einer Gemeinde Dessen, den sie als einen Gotteslästerer zum Tode überantwortet hatten. Sie griffen die Apostel, setzten sie ein, stäupten sie, die fröhlich waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Und das wetterwendische Volk stimmte bald wieder mit seinen Führern ein. Wir sehen die Kirche Christi zuerst von den Juden bedrängt.

Etliche Juden stritten mit Stephanus, dem Diakon, über dem Evangelio; und sie konnten seiner Weisheit und Geisteskraft nicht widerstehen. Da bewegten sie das Volk wider ihn, und sie rißen ihn vor den hohen Rath hin als einen Lästerer Moses und Gottes. Er verantwortete sich in der Salbung des heil. Geistes und sein Angesicht leuchtete dabei als eines Engels Angesicht. Als er ihnen aber zuletzt ihre Halsstarrigkeit vorhielt, da bissen sie im Grimm ihre Zähne über ihm zusammen. Er blickte in die Höhe und sprach: Ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen! Sie aber stürmten einmüthig auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Er sprach: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! kniete nieder und rief nach dem Exempel seines gekreuzigten Meisters: Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht! sank hin und entschlief.

Es erhob sich nunmehr, a. 35, eine große Verfolgung über die Gemeine zu Jerusalem, wodurch ihre Glieder nach allen Seiten hin zerstreut wurden, auch über

das heil. Land hinaus bis Phönicien und Cypern, bis Damaskus und Antiochia in Syrien. Indessen blieben die Apostel selbst in Jerusalem. Die Verstörten aber trugen das Evangelium überall hin, und so mußten auch die bösen Anschläge der Menschen zur Förderung der Sache Gottes dienen. Doch wurde noch überall nur den Kindern Israels das Wort von Christo verkündigt.

Aber hat denn Gott der Heiden vergessen? Sind sie nicht auch seine Geschöpfe, noch im Busen seiner Erbarmung getragen? Gott erweckte 36 den Heidenapostel Saulus oder Paulus. Er war ein gelehrter Jude, strenger Pharisäer und einer der heftigsten Eiferer gegen das Christenthum. Eben gieng er mit Vollmacht des Hohepriesters nach Damaskus, die dortigen Gläubigen gefangen zu nehmen und zur Abstrafung nach Jerusalem zu führen. Aber nahe bei Damaskus umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel, und da er vor Schrecken niederfiel, hörte er die Stimme: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?" Er sah nun auch die Gestalt des Redenden und sprach: Herr, wer bist du? Der Herr sprach: „Ich bin Jesus, den du verfolgst; es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken." Da sprach Paulus mit Zittern und Zagen: Herr, was willst du, daß ich thun soll? So ergab er sich dem gekreuzigten Könige des Himmelreichs, welcher ihn durch unmittelbare Erleuchtung zu einem auserwählten Rüstzeug machte, seinen Namen vor die Heiden zu tragen.

Daß auch die armen Heiden am Heile Gottes theilhaben sollten, das hatten ja schon die Propheten geweissagt (Jes. 60. rc.), das hatte ja der Herr seinen Aposteln mit dem Auftrage kundgegeben: Gehet hin in alle Welt rc. Und daß sie in seine Kirche eingehen könnten, ohne erst Juden werden zu müssen, wie die Jünger anfangs meinten, das lehrte er den Petrus auf überzeugende Weise bei der merkwürdigen Bekehrungsgeschichte des Hauptmanns Cornelius zu Cäsarea. Denn als der Apostel, durch ein himmlisches Gesichte und des Geistes Stimme bewogen, in das Haus dieses heilsuchenden Heiden eingetreten war und ihm und den Seinen das Wort von Christo predigte, da fiel auch auf diese heidnischen Zuhörer der hl. Geist (mit jenen außerordentlichen, auch äußerlich wahrnehmbaren Gaben), gleichwie ihn die Gläubigen aus dem Judenthume empfiengen, so daß Petrus keinen Unterschied mehr machen konnte, sondern ließ sie sogleich taufen im Namen des Herrn, 37.

Es hatte nun die Gemeinde gegen 8 Jahre Frieden durch ganz Judäa und Galiläa und Samaria. Und sie bauete sich, äußerlich durch stete Zunahme ihrer Glieder, innerlich durch treuen Gebrauch der Gnadenmittel, wandelte in der Furcht des Herrn und ward erfüllet mit Trost des hl. Geistes.

Dann aber erhob sich neue Verfolgung. Herodes Agrippa, ein Enkel Herodes des Großen (S. 230), dem vom Kaiser wieder das ganze Land seines Großvaters untergeben war, legte die Hände an Etliche von der Gemeine. Den Apostel Jakobus ließ er mit dem Schwerte hinrichten, den Ersten unter den zwölf Boten, der seine Botschaft vom Heilande der Welt mit seinem Blute besiegelte, 44. — Da der König sah, daß das den Juden gefiel, griff er auch Petrus, um ihn nach dem Osterfest zu tödten. Aber die erschütterte Gemeinde betete ohne Aufhören für ihn zu Gott. Und siehe, in der Nacht trat ein Engel zu Petrus, weckte ihn, löste seine Fesseln und führte ihn mitten durch die Wachen hinaus. Der Apostel grüßte die staunende Gemeine, und begab sich auf einige Zeit von Jerusalem weg.

Schon war auch jener vom Herrn nach seiner Erhöhung berufene Apostel, Paulus, in voller Thätigkeit. Ein anderer Mensch geworden, predigte er Jesum, den er verfolgt hatte, mit heiligem Eifer und gewaltiger Kraft. Er hat zur Ausbreitung des Reiches Gottes mehr gewirkt als alle, doch nicht er, sondern die Gnade Gottes, die in und mit ihm war. Sein Hauptaufenthalt war die große Stadt Antiochia; hier arbeitete er ein ganzes Jahr mit Barnabas, einem Mann

voll heiligen Geistes, und durch ihre Arbeit wuchs die dortige Gemeinde zu einer sehr großen Menge. In Antiochia wurden die Gläubigen zuerst „Christen“ genannt. Von hier aus machte Paulus drei Missionsreisen, auf denen er Cypern besuchte, Kleinasien durchzog, auch schon nach Macedonien und Griechenland herüberkam. Er predigte den Weisen im schönen Athen; 1½ Jahre hielt er sich im reichen Korinth auf, wo der Herr ein großes Volk hatte, 2½ Jahre in dem herrlichen Ephesus, wo die Majestät der Göttin Diana vor dem Lichte des Lebens zu erbleichen begann. Ueberall gieng er treuen Herzens mit seiner Friedensbotschaft zuerst zu seinen Brüdern, den Juden; da aber die allermeisten sie feindselig zurückwiesen, so wandte er sich rein an ihrem Blute damit zu den Heiden, von denen Scharen sie mit Begierde und großer Freude aufnahmen. Paulus bethätigte mit ganzem Ernste seinen Beruf als Apostel der Heiden, und der außerordentliche Erfolg seines Wirkens bestätigte denselben.

Er war es auch, welcher die Freiheit der Christen nicht nur vom Fluche des Gesetzes, sondern auch von der Beobachtung der Ceremonialgebote auf's Entschiedenste lehrte. Das gereichte aber doch manchen Gläubigen, die vorher eifrige Juden und Pharisäer gewesen, zu einem Anstoße; sie behaupteten, alle Christen müßten Moses Gesetz in allen Stücken halten, sonst könnten sie nicht selig werden. Als nun Etliche mit solcher Lehre nach Antiochia kamen, entstand darüber eine heftige Erregung und traurige Verwirrung in der Gemeinde. Da giengen im Auftrage derselben Paulus und Barnabas nach Jerusalem, den Aposteln die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Und so sehen wir, a. 50, die erste Synode in der Christenheit. Es kamen die Apostel und Aelteste zusammen, nebst der ganzen Muttergemeinde, und sie besahen die hochwichtige Frage. Wiewohl nun aber Einige für die Unterwerfung aller Gläubigen unter das Ceremonialgesetz eifrig stritten, so wurde doch nach einer kräftigen Rede Petri, die von Jakobus d. J. durch Hinweisung auf die Aussprüche der Propheten unterstützt ward, feierlich beschlossen, die Heidenchristen mit dem Joche nicht zu beschweren. „Wir auch,“ hatte Petrus gesprochen, „glauben durch die Gnade des Herrn Jesu selig zu werden, gleicherweise wie auch sie.“ Da denen in Antiochia der Beschluß gebracht ward, wurden sie des Trostes froh.

Augensichtlich trug diese Erste Kirchenversammlung viel bei, die Juden- und Heidenchristen, zwischen denen doch anfangs eine merkliche Unterscheidung stattfand, näher miteinander zu vereinigen. Noch enger knüpfte sich das Band dadurch, daß die Heidenchristen, dankbar für das Heil, das von den Heiden kam, von allen Seiten reiche Almosen den größtentheils armen Gläubigen in Jerusalem sandten. Diese Liebe empfanden ja die Judenchristen alle. Sie verloren auch durch die fortgehende Belehrung des hl. Geistes je mehr und mehr ihre angeerbten Vorurtheile gegen die Leute aus der Heidenwelt. Und so schloßen sich Beide immer inniger zu Einer Herde unter dem Einen Hirten zusammen. — Noch andere Irrlehren traten frühe schon in der Kirche auf, z. B. daß Christus zwar der vollkommenste, aber doch nur ein bloßer Mensch sei, daß es keine leibliche, sondern nur eine geistliche Auferstehung gebe 2c. Aber solche Irrthümer wurden alle durch die übereinstimmende Apostellehre ausgeschieden und es blieb „Ein Herr, Ein Glaube.“

Fröhlich arbeitete Paulus in der Einigkeit mit den andern Aposteln und unterstützt von trefflichen Gehilfen, Timotheus 2c., auf dem Heidenfelde fort und erfüllte alles bis an Illyrien hin mit dem Evangelio. An unzähligen Orten blühten schöne Gemeinden auf. Auch schriftlich nahm er sich der theuer erlösten Seelen an; er schrieb Briefe voll Geist und Leben, von denen uns vierzehn im Neuen Testamente bewahrt sind. Unter diesen zeichnen sich vor allen die an die Römer und Galater aus, welche den einigen Trost des Sünders, die Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum mit aller Macht treiben. Unsägliches stand der herrliche Mann in seinem Apostelamte aus; er wurde verhöhnt und gelästert, geschleift, gesteinigt, gestäupt, eingekerkert, er fiel in die Tiefe der Fluten, in die Hände

der Räuber, er litt Hunger und Durst, Frost und Blöße, aber das alles irrte ihn nicht, seinen Lauf mit Freuden zu vollenden. Im J. 58 griffen ihn bei einem Aufenthalte zu Jerusalem die Juden, die ihn zu Tode geschlagen haben würden, hätte ihn nicht die römische Schar ihrer Wuth entrissen. Da er aber von den Juden auf den Tod verklagt und vom Landpfleger immer festgehalten ward, sah er sich endlich genöthigt an den Kaiser zu appelliren, und so wurde er dahin, wohin frei zu gehen er immer schon ein mächtiges Verlangen spürte, nach Rom gefangen abgeführt. Doch hatte er bei der Kette, die er trug, ein sogenanntes „freies Gefängniß", er konnte in seinem Quartiere Besuche annehmen und in Begleitung eines Soldaten überall herumgehen; und er benutzte seinen Aufenthalt in der Weltstadt treulich, auch hier recht viele Seelen zur Erkenntniß des Sohnes Gottes zu bringen und im Glauben zu stärken. Aus seiner Gefangenschaft zu Rom ist er wieder frei geworden und wohl nach dem Zuge seines Herzens bis an's westliche Ende der damals bekannten Welt, nach Spanien, mit der Heilsbotschaft vorgedrungen. Er kam aber wieder nach Rom und wurde dort, 67, um des Zeugnisses von Jesu willen enthauptet.

Die andern Apostel blieben lange in der geistlichen Hauptstadt der Welt, zu Jerusalem. Sie boten der Tochter Zion mit vereinter Stimme fort und fort seine Erbarmung an, bis sie sich zuletzt an ihrer wachsenden Verbitterung gegen das Evangelium überzeugten, es sei nun an der Zeit, daß auch sie sich von dem Israel nach dem Fleische wendeten und den Auftrag des scheidenden Herrn Matth. 28, 19 vollzögen. Und sie giengen hin, zu lehren alle Völker, Bartholomäus — so sagen alte Nachrichten — nach Indien, Thomas nach Persien und Parthien, Judas nach Arabien, Andreas nach Scythien, Matthäus nach Aethiopien &c. Sie haben gewiß alle viel Frucht des Lebens geschafft, sollen aber auch alle, bis auf Einen, Gott mit dem Märtyrertode gepriesen haben. Hören wir noch etwas mehr von den drei Säulen der Kirche!

Petrus predigte zunächst noch in Palästina herum; dann begab er sich nach Syrien und soll auch nach Babylon gekommen sein. Später erscheint er in Rom, wo er des Märtyrertodes starb, wie ihm der Meister zuvor verkündigt, 67. Petrus hat uns zwei Briefe hinterlassen, in denen vornehmlich die Hoffnung auf das ewige Zion sich ausspricht.

Johannes nahm in späteren Jahren seinen ständigen Sitz zu Ephesus und sorgte von da aus für die kleinasiatischen Gemeinden. Unter Domitian (um 90) wurde er auf die Insel Patmos verbannt, wo ihm die Offenbarung gegeben ward. Er durfte aber wieder nach Ephesus zurückkehren. Als er nicht mehr gehen konnte, ließ er sich in die Christenversammlung tragen; und als er nicht viel mehr reden konnte, sagte er doch jedesmal zu den Versammelten: „Kindlein, liebet einander!" Er starb um 100, eines natürlichen Todes. Von ihm besitzen wir außer dem Evangelium und der Offenbarung noch 3 Briefe, in welchen er immer und immer wieder die Liebe empfiehlt. Darum kann man Paulum den Prediger des Glaubens, Johannem den der Liebe, Petrum den der Hoffnung nennen.

Jakobus d. J. blieb, als Haupt der dortigen Gemeinde, zu Jerusalem. Er hielt sich für seine Person noch strenge nach dem Gesetze, nur daß er das nicht als Bedingung der Seligkeit betrachtete; er wollte den Juden, daß er sie gewinne, soviel sein, als er konnte. Er stand auch außerhalb des Christenkreises in großer Achtung und führte allgemein den Beinamen: „der Gerechte." Gleichwohl wurde er endlich auch verfolgt. Man griff ihn, stellte ihn auf die Zinne des Tempels, und gebot ihm, von da herab gegen Christum zu predigen. Er aber legte ein freudiges Zeugniß für Christum ab. Da stürzten sie ihn hinunter. Unten auf seinen Knieen liegend betete er, während Steine auf ihn flogen, für seine Mörder. Selbst ein Priester wird davon ergriffen und schreit: „Höret auf, der Gerechte betet für euch!" Allein die Juden fallen wüthend über ihn her und einer zertrümmert ihm den Kopf mit einer Keule, 63. Jakobus schrieb einen Brief, worin er vor todtem Glauben warnt; Werke muß der rechte haben.

§ 3. Endliche Rache über Jerusalem und das jüdische Volk.

Die Ermordung „des Gerechten" machte das Schuldmaß der Juden voll. Es kam die Zeit, wo ihr vermessenes Wort bei dem Morde des vollkommenen Gerechten eintreffen sollte: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! und die Weissagung des ewig Wahrhaftigen (Luk. 19, 43) wurde erfüllt.

Die folgende Geschichte hat uns ein gleichzeitiger Schriftsteller, Josephus, erzählt. Er sagt aber: Jener Zeitabschnitt war unter den Juden sehr reich an Verderbniß aller Art, so daß keine Schandthat ungethan blieb. Ja, wenn jemand mit Ueberlegung hätte etwas Böses aussinnen wollen, hätte er nichts Neues entdecken können; so waren alle im öffentlichen und im Privatleben angesteckt und wetteiferten sich zu übertreffen in Verbrechen gegen Gott und Menschen. Also nicht blos Jerusalem, wenn schon dieses vorzüglich, sondern das ganze jüdische Volk war reif zum Gericht.

Die Juden empörten sich in ihrem Hochmuth einmal um's andre wider ihre Oberherren, dafür wurden sie nur immer härter gedrückt. Ueber die Maßen hart behandelte sie zuletzt der Landpfleger Gessius Florus, worüber aber der Aufstand gegen die Römer an allen Orten ausbrach, 66. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit unerhörter Grimmigkeit und Metzelei geführt. Anfangs siegten die Juden, jagten die Römer ganz aus dem Lande hinaus; da wurden sie nur um so trotziger und toller.

Jetzt sandte der Kaiser Nero seinen vortrefflichen Feldherrn Vespasianus mit einem starken Heere wider sie, 67. Dieser zog sengend und mordend durch



Fig. 72. Vespasian.

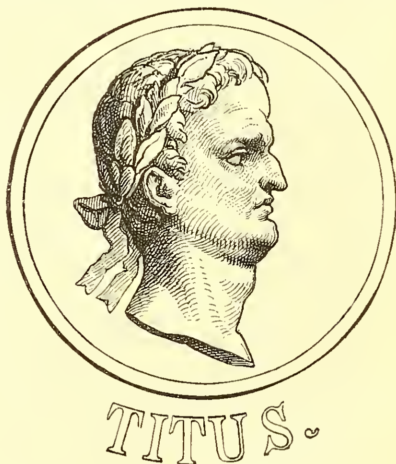
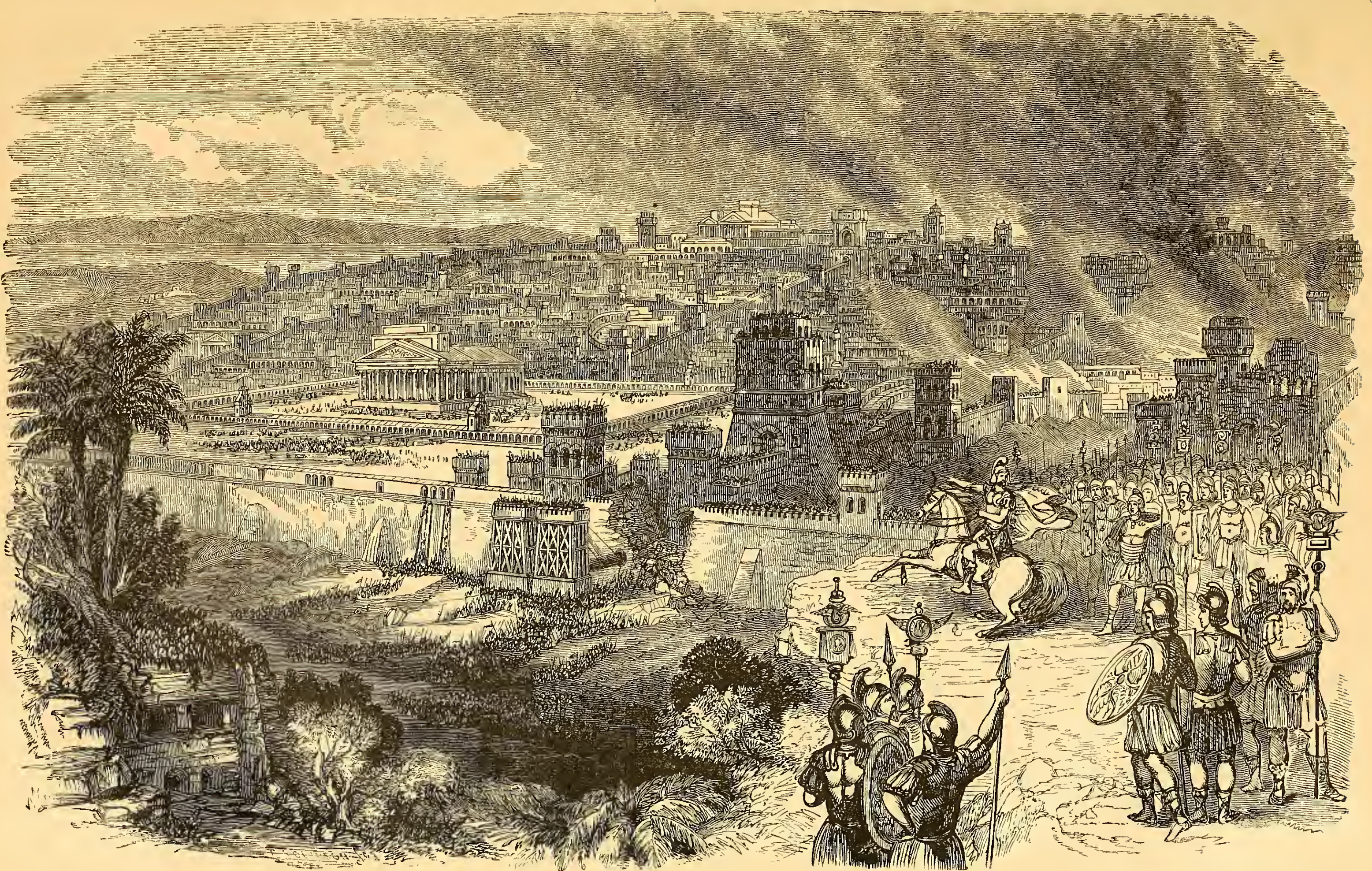


Fig. 73. Titus.

Galiläa daher. Er berannte und erstürmte die festen Plätze nacheinander; wollte erst ganz Palästina erobern, ehe er sich an die Hauptstadt machte. Unterdessen wurde Nero entthront und darauf Vespasian von seinen Legionen selbst als Kaiser ausgerufen, 69; da überließ er, nach Rom eilend, das Kommando seinem Sohne Titus, der an Kriegstüchtigkeit dem Vater glich. — Titus rückte vor Jerusalem und schlug eine Wagenburg herum. Es war gerade zur Osterzeit und hatten sich nach alter Sitte her zahlreiche Festgäste eingefunden, so daß die Stadt bei 1,200,000 Menschen in sich faßte. Diese sind jetzt eingeschlossen zum schrecklichen Gericht.

Aber müssen auch die Tausende von Christen in der Stadt mitleiden? Nein die Jünger samt und sonders, vom Herrn gewarnt, hatten schon vor der Belagerung sich entfernt und nach der Stadt Pella, jenseits des Jordan's, geflüchtet, wo sie während der furchtbaren Heimsuchungstage Jerusalems ruhig lebten.

Wohl gieng es mit der Eroberung der Stadt nicht so leicht. Sie war, auf einer Höhe mit vier Hügeln liegelnd, auf drei Seiten durch abschüssige Felsen und



Belagerung Jerusalems durch Titus.

tiefe Thäler unzugänglich und nur nach Norden hin unbeschirmt von der Natur, dafür aber mit dreifacher Mauer befestigt. Und die Juden, wie uneins untereinander, vereinten sich doch alle im angestrengtesten Kampfe gegen die Belagerer. Fünf Monate mußte Titus ausharren, bis er zum Ziele kam. Aber wie sah es derweilen in der armen Stadt aus! Es gab drei Parteien darin, die sich untereinander wie wilde Bestien zerfleischten. Und bald entstand bei der Ueberfüllung mit Menschen eine gräßliche Hungersnoth. Man aß Heu, Schuhe, das Leder von Schilden 2c. Wer noch ordentliche Nahrung hatte, war ihrer nicht sicher; die hungrigen Soldaten liefen suchend in die Häuser und raubten sie weg. Alle natürliche Liebe in den Familien selber weicht; Eltern reißen den Kindern, Kinder den Eltern die Speise vom Munde weg; ja eine Frau kocht ihr eigenes Kind, verzehrt die Hälfte und beut die andere den suchenden Räubern dar. Hunger und Schwert würgten fürchterlich in der Stadt. Es sollen gegen 600,000 Leichen über die Stadtmauer geworfen worden sein. Andere Todte wurden in leere Häuser aufgeschichtet: viele blieben auf der Straße liegen. Die Haufen unbeerdigter Leichname hauchten pesti-

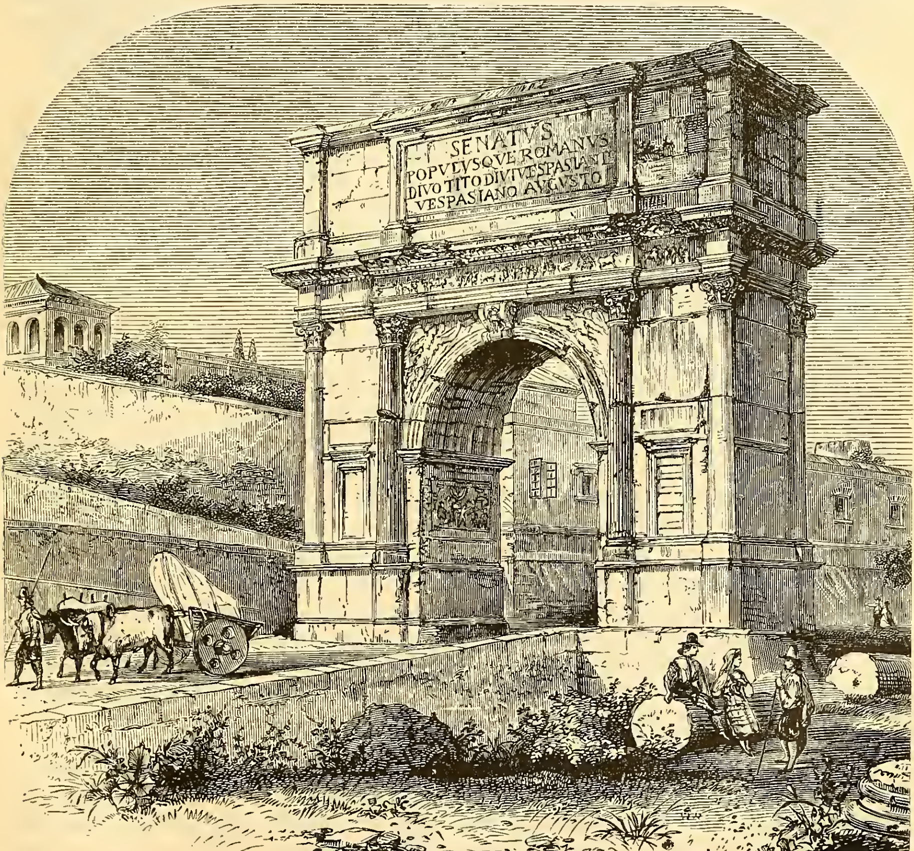


Fig. 74. Triumphbogen des Titus.

lenzialische Dünste aus, welche Seuchen erzeugten. Von der Hungerqual getrieben flohen Viele in's römische Lager hinaus; da schnitten die Soldaten einigen Tausenden den Bauch auf und durchwühlten ihre Eingeweide, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, sie hätten Gold verschluckt, um es auf diese Weise zu retten. Solchem

Greuel that endlich Titus durch ein Machtgebot Einhalt, auch ließ er den Ausgehungerten Speise geben. Diejenigen aber, welche bei Ausfällen gefangen wurden, ließ er zum abschreckenden Beispiele für die Hartnäckigen auf einer Anhöhe nebeneinander kreuzigen, einmal an Einem Tage 500. Josephus sagt: „Keine Stadt hat je soviel erlitten, es war aber auch kein lasterhafteres Geschlecht auf Erden als dieses.“ (Vergl. das große Bild: Belagerung Jerusalems durch Titus.)

Titus bot den Belagerten mehrmals Gnade an, wenn sie sich ergeben würden. Allein mit der Noth wuchs die Wuth der Juden, und niemand durfte von Uebergabe reden. Sie hofften im Wahnvertrauen zu Jehova immer noch auf den Sieg; ja sie glaubten sogar, eben jetzt werde der Messias kommen und sie herrlich erhöhen.

Titus durchbrach die erste Mauer, er durchbrach die zweite und dritte. Nun hatte er schon den untern Theil der Stadt erobert und stand vor dem Tempelberg, auf dem sich die Juden verschanzt hatten. Noch einmal bot er ihnen Begnadigung an; die Halsstarrigen wiesen sie zurück. Da wurde der Tempel gestürmt. Die römischen Soldaten dringen schreiend hinauf, die Juden vertheidigen heulend ihr Heiligthum. Welch ein Schlachten! Ströme von Blut fließen die Stufen herab, daß die nachfolgenden Soldaten bis zum Knöchel darin waten. Aller Todesmuth der Juden ist umsonst; sie werden überwältigt, der Tempel wird genommen.

Diesen Tempel hatte erst Herodes der Große neu erbaut. Aus weißem Marmor und Cedernholz, innen und außen mit blitzendem Golde bedeckt, ungeheuer groß und herrlich war er ein wahres Wunderwerk der Welt. Titus hatte seine Schonung den Soldaten scharf geboten. Aber er mußte zu Grunde gehen, denn der Herr hatte es gesagt, Mat. 24, 2. Etliche Soldaten warfen Feuerbrände hinein, die Vorhänge fangen, das Holz entzündet sich, er brennt. Titus befiehlt zu löschen, es ist umsonst, niemand gehorcht. Er muß vor Glut und Qualm schleunig zurück; der Tempel geht in Flammen auf. Als das die Juden sehen, stürzen sich viele mit entsetzlichem Schmerzgebrülle theils in die Flammen, theils in die Schwerter der Feinde. 6000 verbrennen in einer Halle, dahin sie sich verborgen hatten.

Es war der 10. August 70, da der Tempel fiel und damit nun auf leichte Weise auch die noch übrige Oberstadt in der Römer Hände kam. Titus ließ die ganze Stadt niederbrennen und das Gemäuer schleifen; es sollte kein Stein auf dem andern bleiben. — Umgekommen von Jerusalems Bevölkerung waren 1,100,000; gefangen wurden 97,000, welche theils in Bergwerke geschickt, theils als Sklaven verkauft, theils zu den Schaukämpfen mit wilden Thieren verwendet wurden. Etliche Vornehme mußten den Triumphzug der Sieger in Rom verherrlichen, wobei auch die erbeuteten Tempelgeräthe (der goldene Leuchter &c.) mit aufgeführt wurden. Noch heute steht in Rom der Triumphbogen des Titus (Fig. 74), auf welchem sie abgebildet sind.

Ein so furchtbar schreckliches Ereigniß, wie der Untergang Jerusalems, ist sonst in der Weltgeschichte nicht vorgekommen. Aber auch außerhalb der unglückseligen Stadt verloren Hunderttausende der Juden das Leben. Und die Uebriggebliebenen wurden unter alle Reiche der Erde zerstreut, wie der Herr ihnen bereits durch Mose (5 Mos. 28, 25. 64) gedroht hatte. Das jüdische Volk hat von dem an aufgehört, eine Nation zu sein.

§ 4. Die Reihe der bessern römischen Kaiser.

Als nach Nero's Tode drei Kaiser — Galba, Otho und Vitellius — nacheinander schnell erhoben und gestürzt waren (68. 69.), gelangte der schon genannte Vespasianus wieder zu dauernder Herrschaft. Wir erblicken aber jetzt eine Reihe besserer Gestalten auf dem römischen Throne, die nur von einer einzigen, den vorigen ähnlichen, unterbrochen ist.

Vespasian (S. 256) regierte von 69—79. Ein guter Regent, der mäßig lebte, gerecht richtete, seinen Unterthanen sich freundlich erwies. Mit Verstand ordnete er nach der Neronischen Wirrsal das Staatswesen, führte wieder Zucht unter den Soldaten ein, pflegte Kunst und Wissenschaft. Er ließ Rom vollends vom Brandschutt

reinigen und ganz wieder herstellen. Er baute darin unter anderm einen Friedenstempel und ein ungeheures Amphitheater, das Colosseum genannt, das 100,000

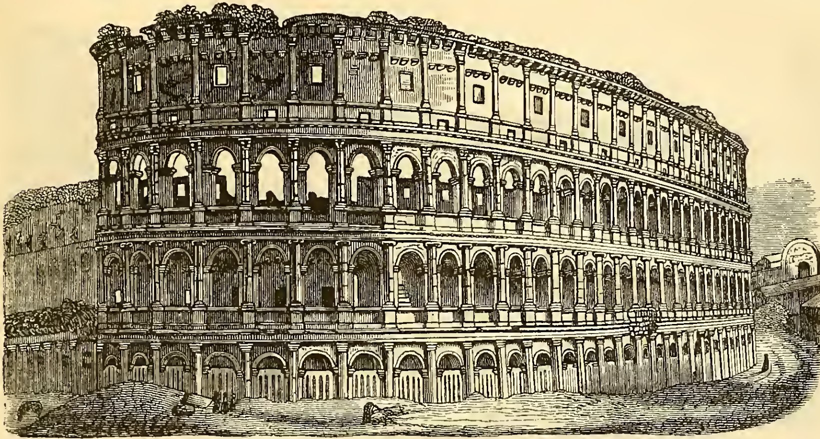


Fig. 75. Colosseum.

Zuschauer faßte und sogar zur Aufführung von Seegefechten mit Wasser gefüllt werden konnte. Dieses Riesengebäude wird noch in seinen Trümmern bewundert. Als Vespasian im 70sten Jahre seinen Tod nahen fühlte, sprang er von seinem Lager auf mit den Worten: Ein Imperator muß stehend sterben! sagte: O weh, jetzt werd ich ein Gott! und sank um.

Ihm folgte sein Sohn Titus, der Eroberer Jerusalems; reg. von 79—81. Eine der schönsten Erscheinungen auf dem Kaiserstuhle. Er verwaltete sein Herrscheramt mit hoher Gewissenhaftigkeit und bezeigte gegen alle, selbst gegen Feinde, eine Leutseligkeit, Milde und Erbarmung, daß man sich bei ihm, wie bei dem spätern Antoninus Pius, zur Annahme bewogen fühlt, er habe diese ächte Schönheit des Lebens den Christen abgesehen. Er sprach: „Von eines Kaisers Throne muß niemand traurig weggehen.“ Als er sich eines Abends an kein Werk der Wohlthätigkeit während des Tages erinnern konnte, sprach er zu seinen Freunden: „Heute habe ich einen Tag verloren!“

Gleich nach seinem Antritt, Aug. 79, gab es in Unteritalien ein großes Erdbeben, wobei der Vesuv solch einen furchtbaren Ausbruch hatte, daß die nahen Städte Herkulanum und Pompeji unter Aschenregen und Schlammströmen begraben wurden. Man sah nichts mehr von ihnen, sie ruhten tief unter der Erde, zu welcher die Asche sich verhärtete. Erst 1719 stieß man auf Häuser beim Brunnengraben, und es wird noch fortwährend an ihnen ausgegraben, so daß jetzt schon ganze Straßen von Pompeji bloßliegen (Fig. 76). Man findet in den Häusern alle möglichen Geräthschaften, doch wenig Menschengerippe, ein Zeichen, daß die Leute sich durch die Flucht retteten, während nur einige Kranke und Schwache zurückblieben. Titus unterstützte die durch dieses Ereigniß Unglücklichgewordenen, so wie die Armen und Elenden aller Art nach Kräften. Schade, daß dieser Kaiser, „die Wonne des menschlichen Geschlechts“, so früh starb.

An seine Statt trat nun jene Ausnahme, sein Bruder Domitianus, v. 81—96. Ein schändlich übermüthiger Mensch, der sich in allen seinen Erlassen selbst „Herr und Gott“ nannte. Dabei war er verschwenderisch im höchsten Maße und in Folge davon eben so raubsüchtig; er belustigte sich mit Fliegenspießen, wie er auch Menschen mit satanischer Lust quälte und mordete. Nach 15jährigem greuelhaftem Despotenregiment wurde er von Verschworenen in seinem Palaste erwürgt. Unter ihm vollendete übrigens der tüchtige Agricola die Eroberung Britanniens mit Ausnahme des nördlichsten Theils, Kaledoniens, und gründete die Hauptstadt York.

Gleich besteigt wieder ein andersgestalteter Fürst den Thron, Nerva, 96—98. Ein rechtlicher und wohlgesinnter Greis, der den schweren Abgabendruck unter seinem

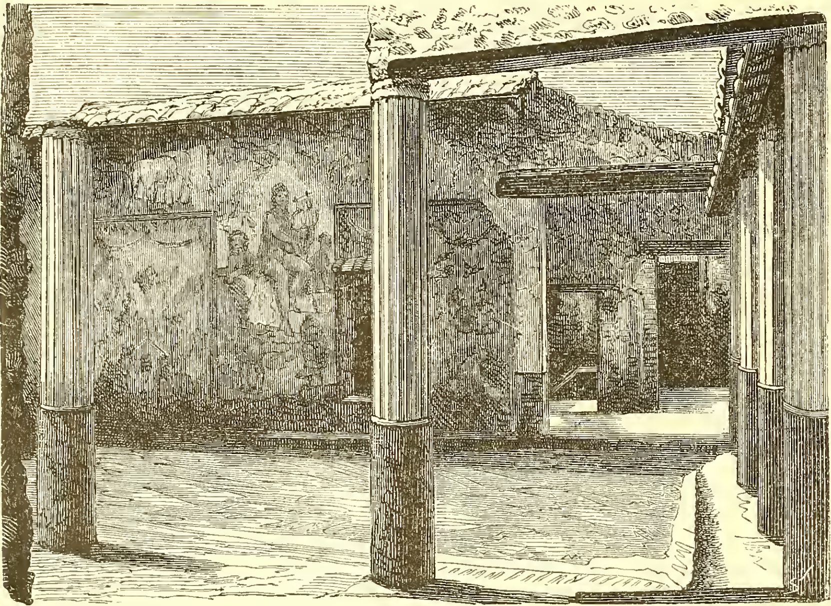


Fig. 76. Ein pompejanisches Haus.

Vorgänger minderte, Aecker an die Dürftigen austheilte 2c. Auf ihn folgte sein Adoptivsohn

Trajanus, ein geborner Spanier, 98—117. Ein einsichtiger, wachsamer, gerechter und kräftiger Herrscher, wohl der größte Kaiser. Er stellte wieder eine freiere Verfassung her, so weit sie sich mit der Monarchie vereinbaren ließ und vom Volke bei seiner Sittenlosigkeit ertragen werden konnte. Es dauerten ihn die wild herumlaufenden Kinder; er ließ Tausende von Waisen in ganz Italien erziehen und versorgen. Er stiftete eine öffentliche Bibliothek, von seinem Vornamen „die Ulpische" genannt, wie Rom noch keine besaß. Er schuf die großartigste Prachtanlage, welche Rom je aufzuweisen hatte, das »forum Trajani,« einen von den erhabensten Gebäuden umgebenen Marktplatz. Auch war er ein tüchtiger und glücklicher Krieger; er eroberte 105 das große, im Norden der Donau gelegene Dacien (Siebenbürgen, Rumänien) und machte es zur röm. Provinz, besiegte auch die Parther. Wäre nur dieser sonst löbliche Fürst nicht gegen das Christenthum so verblendet gewesen! Er hielt es für einen dem Wohle des Staates und der Seelen schädlichen Aberglauben und verfolgte es hart.

Ebenso löblich, wenn auch launenhafter, war der von ihm adoptirte Hadrianus, 117—138. Kenntnißreich, voll guten Willens, unermüdlich thätig im Regimente. Er verbesserte die Gesetze, sicherte die Rechtspflege, sah auf den geordnetsten Verwaltungsgang, stiftete und erweiterte wohlthätige Anstalten 2c. Er durchreiste, meist zu Fuß, zehn Jahre lang die Provinzen, um überall selbst nachzusehen und die beste Hilfe zu schaffen. „Ein Kaiser," sagte er, „muß wie die Sonne, alle Theile seines Reiches beleuchten." Er that auch sehr viel für Kunst und Wissenschaft; selbst auf seinen Reisen hatte er immer Bauleute, Künstler und Gelehrte um sich. Besonders lag es ihm an, in allen Gebieten seines großen Reiches den Frieden aufrecht zu erhalten, was ihm auch fast durchweg gelang. Dazu half in Deutschland

die Vollendung des Pfahlgrabens, von der Donau zum Rhein, in England der Wall von See zu See. Nur mit den Juden gab es einen schweren Krieg.

Die Juden, welche jetzt in allen Ländern, besonders aber um Palästina herum lebten, deren viele aber auch aus der Zerstreuung allmählich wieder in's heil. Land gekommen waren, hatten selbst aus dem entsetzlichen Gottesgerichte (§ 3) nichts für die Dauer gelernt. Sie waren das alte unruhige, störrige und wider ihre Herren ergrimmte Geschlecht. Schon unter Trajan erhoben sie sich zu einer neuen Empörung und vergoßen Ströme von Blut, die sie mit dem ihrigen zwölffach bezahlen mußten. Als nun aber Hadrian an der wüsten Stätte Jerusalems eine Heidenstadt Aelia Capitolina baute, als an der Stelle, wo Jehovas Haus stand, ein Tempel des Capitolinischen Jupiters sich erhob, da zuckte in allen Juden eine grimmigere Wuth als je. Und siehe, es steht ein falscher Messias unter ihnen auf, Barcochba 132, und er wird von ihnen als der ächte große Davidssohn anerkannt und gekrönt. Die Juden laufen aus den fernsten Gegenden herbei, fallen rasend vor Wuth über die Heiden her und würgen und schlachten sie hin. Sie erobern unter der Anführung ihres Messias Jerusalem und ganz Palästina. Hadrian sandte seinen tüchtigsten Feldherrn, den Julius Severus, mit seinen besten Legionen dahin; aber es gab schwere Arbeit mit dem tollkühnen Volke, und erst im dritten Jahre vermochten die Römer der Rebellion Meister zu werden.

Jerusalem wurde bis in den Erdboden hinein zerstört und das ganze Land so verheert, daß es wie eine große Wüste dalag. Eine Million Juden, darunter wahrscheinlich auch Barcochba, welcher verkam, war wieder und theilweise martervoll getödtet worden. Und nun gieng ein kaiserlicher Befehl aus, daß kein Jude in Zukunft Judäa betreten, geschweige sich Zion nahen dürfe. Dieses Verbot wurde geraume Zeit streng aufrecht erhalten, bis Israels Kinder späterhin Milderung und die Erlaubniß erhielten, gegen eine Geldabgabe des Jahres, einmal den Ort, wo ihre Stadt stand, besuchen und über deren verblichene Herrlichkeit trauern zu dürfen. „Da sah man jedes Jahr am Tage der Zerstörung Jerusalems ein ganzes Volk in Trauer stehen, von Kummer erschöpfte Weiber, mit Lumpen bedeckte Greise; aber während ihnen Thränen über die Wangen rinnen und sie die Arme sehnsüchtig ausstrecken, erscheint der römische Soldat und verlangt Tribut von ihnen, wenn sie noch länger weinen wollen.“ (Hieronymus.)

Nach Hadrian regierte Antoninus Pius, 138—161. Pius, der Fromme, hieß er wegen seiner Anhänglichkeit an jenen seinen Adoptivvater. Das war der beste Kaiser. Ein Menschenfreund und Landesvater, wie uns kaum ein andrer unter allen heidnischen Herrschern begegnet; geräuschlos, aber unablässig wirksam in allen Zweigen der Regierung; sparsam für sich, freigebig gegen die Dürftigen und meist aus seinem eignen reichen Privatvermögen. Unter andern wohlthätigen Anstalten errichtete er auch ein weibliches Waisenhaus. Den Frieden des Reichs zu bewahren, bestrebte er sich mit um so besserem Erfolg, da sein Name selbst bei barbarischen Völkern hohe Achtung genoß. Sein Grundsatz, den man noch auf aufgefundenen Münzen um sein Bild her lesen kann, war: „Lieber einen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten.“ Er hätte gern alle die Millionen seines Reiches glücklich gemacht, und hütete sich auf's Aeußerste, einem Einzigen Unrecht zu thun. Auch die Christen behandelte er möglichst gerecht, so daß sie ihn hoch rühmten.


Fig. 77. Marcus Aurelius.

Ihm folgte Marcus Aurelius mit dem Zunamen: Philosophus, 161

bis 180. „Ein Weltweiser auf dem Throne.“ Er hatte sich in seiner Jugend mit voller Neigung dem Studium der stoischen Philosophie hingegeben und übte nach dem Maße der natürlichen Erkenntniß und Kraft die stoische Tugend, Gerechtigkeit, Gleichmüthigkeit, Enthaltsamkeit in seinem ganzen Leben. Mit hoher Regentenweisheit verband er eifrige Sorge für die Wohlfahrt des Reichs, und mit männlicher Kraft hielt er dasselbe aufrecht in unglücklicher Zeit, da es Pest, Hungersnoth und schwerer Krieg zerrütteten und an den Rand des Verderbens brachten. Er war nicht nur gerecht, er war auch gütig und schonend; eher verkaufte er in der Noth die kostbaren Geräthe des Palastes, als daß er seine Unterthanen mit neuen Abgaben beschwerte. Aber seltsam! gerade gegen den besten Theil seiner Unterthanen war er ungerecht und hartmüthig, indem er die Christen blutig verfolgte.

Germanische Völkerschaften, die Markomannen an der Spitze, brachen ungestüm in's Reich ein. 15 Jahre lang hatte er mit diesen zu kämpfen und kam dabei in die äußerste Bedrängniß, bis der große Philosoph zu abergläubischen Hilfsmitteln seine Zuflucht nahm. Ein Aegyptischer Wahrsager rieth ihm, zwei Löwen über die Donau jagen zu lassen, vor deren Anblick und Gebrülle die Barbaren sich entsetzen und umkehren würden. Allein die Deutschen hielten die Löwen für große, eigens bellende Hunde, schlugen sie mit Knitteln todt und würgten gleich darauf 20,000 Römer hin. Nur mit großer Mühe konnte sich Marc Aurel der furchtbaren Feinde erwehren. Er starb auf dem letzten Zuge gegen sie zu Vindobona (Wien). Sein Nachfolger brachte sie nur dadurch zur Ruhe, daß er ihnen einen schimpflichen Frieden abkaufte.

Mit dem Imperator Philosophus schließt sich die Reihe der bessern Kaiser. Unter ihnen und namentlich unter Antonin, war die Blütezeit des Kaiserreichs und noch das silberne Zeitalter der römischen Literatur.

§ 5. Kunst und Wissenschaft in den ersten zwei Jahrhunderten.

Sie erreichte im Allgemeinen die des goldenen Zeitalters (S. 221) nicht mehr. Häufig trat an die Stelle der edeln Einfachheit und innerer Kraft eine prunkende und lärmende Wortmacherei. Doch zeichneten sich einige Männer rühmlich, ein Paar rühmlichst aus.

Zwei Dichter, der wackere Persius Flaccus (34—62) und der leichtere Juvenalis († 130) sind vornehmlich deßhalb des Gedächtnisses werth, weil sie mit dem bittersten Ernste das greuelvolle Lasterleben ihrer Zeitgenossen strafen. — Ein angesehener Redner Quintilianus, († um 100) schrieb eine Anweisung zur Redekunst, in welcher er auch schon die Einrichtung des Schulunterrichts behandelt.

Plinius der Aeltere, 23—79, der größte Gelehrte Roms, legte sich besonders auf die Naturgeschichte. Er schrieb in 37 Büchern eine „Darstellung der gesamten Welt, des Himmels wie der Erde, mit allen ihren Erscheinungen, Kräften, Reichthümern der belebten und unbelebten Natur“. Dieses inhaltsreiche Werk schöpft aus allen möglichen Quellen, und findet sich auch viel Schwaches darin, so war doch Mangel an Ernst und Eifer, in die Natur hineinzuschauen, an den Fehlern nicht Schuld. Bei dem S. 259 berührten Ausbruche des Vesuv wagte sich der Mann, um das merkwürdige Naturereigniß recht genau zu beobachten, so nahe daran hin, daß er im Dampf und Aschenregen erstickte. Sein Neffe, Plinius d. Jüngere 62—114, kann für einen Meister der Briefsteller gelten. Wir haben von ihm außer einer Lobrede auf Kaiser Trajan eine Sammlung von „Briefen“, welche lehren, wie man gefällig schreibt. Einer dieser Briefe ist hochwichtig, weil er dem Kaiser „von der verrufenen Sekte der Christen“ berichtet.

Der bedeutendste Philosoph war der uns schon bekannte Seneca, † 65, ein Stoiker. In seinen Schriften: „Ueber Selbstbeherrschung im Zorn“, „über Seelenruhe“, „über Wohlthätigkeit“, „über die Kürze des Lebens“ u. s. f. lehrt

er viel Wahres und Gutes. Manchmal streift er an die christliche Sittenlehre hin, die ihm vielleicht nicht unbekannt blieb, weicht aber auch wieder sehr stark von ihr ab; denn, meint er, wenn man Widerwärtigkeit erfährt, soll man sich in den Mantel seiner Tugend hüllen, und wenn das Unglück zu groß wird, soll man sich die Kehle abschneiden. Seneca wurde (S. 251) von seinem Zögling Nero dem Tode geweiht, doch mit der Vergunst, sich selbst auf beliebige Weise zu tödten; er öffnete sich die Adern.

Nun tritt uns aber ein Geschichtschreiber vor Augen, der nach allgemeinem Urtheile zu den besten Historiographen des ganzen Alterthums zu zählen ist, Cornelius Tacitus, 50—119. Er schaut die menschlichen Verhältnisse und Begebenheiten mit scharf eindringendem Blicke an, berichtet mit Wahrhaftigkeit und Treue und mit edlem Zorne wider das Schlechte seiner Zeit, und führt die körnigste, bündigste Sprache. Wir haben von ihm Geschichten und Annalen, sodann eine vortreffliche „Lebensbeschreibung des Agricola", seines Schwiegervaters. Noch preiswürdiger ist uns seine Schrift „Von der Lage, den Sitten und Völkern Germaniens", das er selbst bereiste. Ihm haben wir das Meiste von dem zu danken, was wir von unsern Urahnen wissen. Er kehrt die gute Seite dieser einfachen Naturmenschen besonders stark heraus, um damit seinen verbildeten Römern einen Spiegel vorzuhalten. — Noch ein namhafter Geschichtschreiber war Suetonius, der 120 eine Biographie der zwölf ersten Kaiser verfaßte.

Nehmen wir hinzu einen gleichzeitigen griechischen Historiographen, den Plutarch aus Chäronea, † 120. Er verfaßte ein wegen seiner lebendigen und treffenden Darstellung hochgehaltenes Werk: „Vergleichende Lebensbeschreibungen", darin er immer einen berühmten Griechen und einen berühmten Römer nebeneinander stellt. Zu gleicher Zeit zeichnete sich der Kleinasiate Arrian als Geschichtschreiber, Philosoph und Feldherr aus.

Mit dem 2. Jahrhundert geht heidnische Kunst und Wissenschaft allmählich zu Grabe und überläßt es der christlichen aufzuleben.

§ 6. Die Kirche in ihrer Blütezeit.

Schon gegen das Ende des ersten Jahrhunderts war das Evangelium bekannt von Indien bis Spanien und von der Wüste Afrika's bis zum Donaustrom. Es mochte damals bereits eine halbe Million Christen geben. Und ihre Zahl wuchs immer mächtiger.

Der Mund der Apostel war verstummt, aber ihr Wort blieb in den gestifteten Christengemeinden, dieselben fester zu gründen und von ihnen weiter zu bringen. Sie redeten fort und fort in ihren hinterlassenen heil. Schriften, wegen welcher wir noch insbesondere die göttliche Fürsorge zu preisen haben. Denn wie Gott durch die von seinem h. Geist erleuchteten Propheten des A. T., so ließ er die Apostel und Evangelisten auf Eingebung desselben Geistes das N. T. schreiben, auf daß in der Bibel für alle Zeiten das sichere und untrügliche Wort der seligmachenden Wahrheit vorhanden wäre.

Und die Apostel hatten ja auch ihre Nachfolger im christlichen Predigtamte, welche zum Theil ihre unmittelbaren Schüler, und wenn auch alle nicht einer solchen Gabe des Geistes wie sie selbst theilhaftig, doch reichlich mit demselben zu ihrem heiligen Berufe gesalbt waren. Es gieng eine Kette herrlicher Lehrer durch die ersten Jahrhunderte hin. Wollen wir hier einige der leuchtendsten mit Namen anführen: Clemens, Bischof von Rom, † 100, Ignatius, Bischof von Antiochia, † 115, Polykarpus, Bischof von Smyrna, † 155, Justin der Märtyrer, † 165, Irenäus, Bischof von Lugdunum (Lyon), † 202, Tertullian, Presbyter in Karthago, † 220, Origenes, Lehrer in Alexandrien, der größte Gelehrte seiner Zeit, † 254, Cyprian, Bischof von Karthago, ein treuer Seelenhirt, † 258. Diese und viele andere Gottesmenschen sind theils durch mündliche Predigt, theils

auch durch Schriften für die Bewahrung und Weiterverbreitung des göttlichen Lichtes ausnehmend wirksam gewesen.

Hunderte und Tausende erweckte Gott zu trefflichen Boten, welche in alle Gegenden immer weiterhin das theuerwerthe Evangelium verkündeten, und allenthalben in der weiten Heidenwelt fielen ihnen Scharen Glaubender zu. Es waren ja doch allerorten gar viele des trostlosen Götzendienstes müde und der elenden Lust heidnischen Fleischeslebens satt, und kehrten sich sehnlich zu dem ihnen verkündigten wahren Gotte und seinem Sohne, dem Heiland der Welt, der der armen Seele den Frieden und wahre, tieferquickende, ewige Freuden bot. Gelehrte und Ungelehrte, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, am meisten aber freilich die Geringen und Verachteten dieser Welt, drängten sich zur Kirche Jesu herzu.

Hören wir etwas von der Einrichtung, dem Gottesdienste, der Gemeinschaft und gemeinschaftlichen Arbeit der damaligen Kirche und vom Leben ihrer Glieder. Die Christen eines Ortes oder eines kleineren Umkreises bildeten eine Gemeinde. Diese hatte geistliche Vorsteher, welche Aelteste (griech. Presbyter) oder Bischöfe (Aufseher) hießen, und war im Anfang noch kein Unterschied zwischen Bischöfen und Aeltesten. Sie besorgten die Lehre und die Regierung der Gemeinde. Zuerst wurden sie von den Aposteln oder Apostelgehilfen eingesetzt, danach wählte die Gemeinde sie sich selbst. Außer ihnen gab es noch Diakonen (Diener), denen zunächst die Pflege der Armen und Kranken vertraut war, die aber auch frühzeitig als Gehilfen der Aeltesten geistliche Verrichtungen vornahmen. Bald gab es auch Diakonissen, welche die Armen- und Krankenpflege auf weiblicher Seite besorgten und dabei geistlichen Zuspruch spendeten.

Im 2. Jahrhundert trat aber Einer der Vorsteher den andern an Ansehen vor, der nun ausschließlich den Namen Bischof führte und dem die andern in Ausrichtung des Kirchenamts sich unterwarfen und Gehorsam leisteten. Es war auch der Fall, daß Bischöfe auf dem Lande und in kleineren Städten sich hinwiederum den Bischöfen der Hauptstädte, von welchen aus gewöhnlich die Gemeinden der Umgegend gegründet wurden, unterordneten. Solche Oberbischöfe hießen dann Metropoliten (Bischöfe der Muttergemeine), auch Erzbischöfe. So kam eine Gliederung in's Kirchenregiment und es entstanden Diöcesen oder kirchliche Bezirke. Indessen fand lange noch keine andere als eine freiwillige Unterwerfung der Bischöfe unter einander statt; von Haus aus hatte jeder gleiches Recht. Die angesehensten Bischöfe übrigens mit dem weitesten Amtskreise waren in dieser Zeit die zu Antiochia, Rom und Alexandria. Der Bischof des allmählich wieder entstehenden Jerusalems genoß wegen der Ehrwürdigkeit seiner Stadt gleichfalls besondere Achtung. Später wurden diese vier (und der von Konstantinopel) Patriarchen genannt.

Zum gemeinschaftlichen Gottesdienste versammelte man sich vornehmlich am Sonntag, dem Tag des Herrn, und an den Festtagen, von denen Ostern und Pfingsten früher als Weihnachten gefeiert ward. Die Versammlung fand anfänglich meist in den Sälen der Vornehmen statt; erst im 3. Jahrh. begann man besondere Häuser dazu oder Kirchen zu bauen. Der Gottesdienst war unserm evangelischen sehr ähnlich: es wurde ein Abschnitt der hl. Schrift vorgelesen, daran der Bischof oder ein Aeltester eine erbauliche Rede knüpfte; darauf folgte das allgemeine Gebet; dann wurden die Opfer (Gaben) für Lehrer und Kirchendiener (welche dazumal noch keine fixe Besoldung hatten), für Arme, Witwen und Waisen gespendet; hierauf gaben sich alle, die Männer den Männern, die Frauen den Frauen, den Kuß geschwisterlicher Liebe; die schließende Krone des Gottesdienstes, allsonntäglich, war die Feier des heiligen Abendmahls mit Liebesmahl; Gesang, besonders von Psalmen, durchzog das Ganze. — Gleich heilig wie das Abendmahl wurde die Taufe gehalten, auf welche diejenigen, die um Aufnahme in die Kirche gebeten hatten, durch Unterricht vorbereitet wurden. Diese hießen darum Katechumenen (Unterrichtetwerdende). Zu gewissen Zeiten in feierlicher Versammlung wurde dann das Sakrament an ihnen vollzogen. Vor dem Empfange der Taufe mußten sie

das Glaubensbekenntniß (der drei Artikel) ablegen, welches im Wesentlichen uralt, das allgemeine Glaubensbekenntniß der Christenheit geblieben ist.

Die Gemeinden standen unter einander in regem Verkehr, den sie durch Briefe und Reisende unterhielten. Von der Mitte des 2. Jahrhunderts an hielten sie auch öfters Synoden, da die Geistlichen, namentlich die Bischöfe, aus einem weitern Umkreise zusammenkamen, kirchliche Angelegenheiten mit einander beriethen und gemeinsame Beschlüsse faßten, die sie daheim gleichmäßig in Ausführung brachten. Das waren also Provinzialsynoden. Alle Christen betrachteten sich nur als Einen Leib an dem himmlischen Haupte, Christus, dessen Geist sie alle durchdringe. Sie glaubten „Eine heilige christliche Kirche", die sie auch „die katholische", allgemeine nannten, und hatte das Wort „katholisch" da einen guten Sinn.

Mit größter Sorgfalt wurde auf Einheit und Reinheit der Lehre gesehen. Es thaten sich auch im 2. und 3. Jahrhundert mancherlei Irrthümer auf; es kamen z. E. die Gnostiker zum Vorschein, welche mit dem schlichten Christenglauben nicht zufrieden waren, sondern noch eine viel höhere und tiefere Erkenntniß haben wollten, Leute, die in seltsame Spekulationen (Vernunftgrübeleien), aber auch häufig in grobes Fleischesleben verfielen; später die Manichäer, welche sogar die Persische Lehre (S. 39) zweier von Ewigkeit neben einander bestehenden Reiche des Lichts und der Finsterniß mit dem Christenthum vermischten und den größten Theil der Bibel verwarfen; die Montanisten ferner, viel ehrenwerthere Leute zwar, als jene beiden, die aber doch schwärmerisch über die Offenbarung der Schrift hinaus noch immer neue Offenbarungen haben wollten, dagegen hinsichtlich des Wandels eine übertriebene, finstere, unbarmherzige Strenge forderten und einhielten u. s. f. Die allgemeine oder katholische Kirche bekämpfte aber dergleichen Irrthümer mit aller Anstrengung und reinigte sich von ihnen, indem sie die Falschgläubigen (Häretiker, Sektirer), wenn sie sich nicht zurechtbringen ließen, aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß.

Dabei hielt man aber auch mit größter Sorgfalt auf wahre Reinheit und Güte des Lebens. Wer ein Lasterleben führte und trotz aller Vermahnung darin verharrte, der wurde gleichfalls aus der Kirche gestoßen, und er konnte nur nach offenbarer Reue und Lebensänderung Wiederaufnahme finden. Weil nun aber damals doch die Allermeisten aus lautern Absichten zum Christenthum traten, das ihnen ja statt zeitliche Vortheile zu bringen, mit Verlust der Ehre, des Vermögens und Lebens drohte, und weil die Kirche über den Wandel ihrer Glieder so ernstlich wachte, so war das Leben der Christen in jener Frühzeit im Ganzen doch ein sehr schönes, liebliches, herrliches und gar ein anderes als heutzutage.

Die Grundlage ihres Wesens war Demuth. Nun sie den heiligen Willen Gottes recht erkannten und sein gnädiger ihr Herz getroffen, blickten sie mit tiefer Beugung auf ihr vergangenes Leben hin, wie überaus sündlich und verdammlich es sei. Auch fühlten sie tief, wie unvermögend der Mensch sei, sich selbst aus dem Verderben herauszuhelfen und wahrhaft Gutes zu schaffen; es sagt Irenäus: „Wie die dürre Erde keine Frucht bringt, wenn sie nicht befeuchtet wird, so würden auch wir, die wir vorher ein dürres Holz waren, niemals Frucht göttlichen Lebens bringen ohne den gnädigen Thau von oben." Mit sehnendem Verlangen gaben sie sich täglich auf's neue Gott ihrem Heiland hin. Das Kreuz Christi, daran er ihre und der Welt Sünde versöhnt, umfaßten sie mit den Armen des Glaubens und aus des Gekreuzigten Fülle nahmen sie Gnade um Gnade, seligen Trost und höhere Kräfte zu allem Guten. Ihr Leben war so recht ein Leben im Glauben des Sohnes Gottes; alles von Christo, durch Christum, in und mit Christo. Aber im Spüren der himmlischen Kräfte strebten sie auch mächtig, dem Bilde ihres Herrn ähnlich zu werden, ihrem guten Hirten als fromme Schafe nachzufolgen. In ihrem Wesen und Wandel lag ein heiliger Ernst; sie nahmen nicht Theil an den rohen und wollüstigen Freuden der Heiden, an ihren Gastgelagen, Schauspielen, Thier=

hetzen, Menschenkämpfen 2c., sie kannten bessere Freuden, Erbauung im göttlichen Wort, inniges Gebet, geistliche Gesänge, die sie selbst hinter dem Pflug anstimmten, trautes Zusammenleben untereinander, fröhliches Wirken und Schaffen zu ihres Gottes Ehre.

Es war ihnen süß, ihren Gott zu lieben, der sie zuerst so hoch geliebt, und bitter, daß sie ihn nicht so liebten wie sie gerne wollten. Ein christlicher Greis sah einmal eine sorgfältig geschmückte Schauspielerin nach dem Theater gehen; da fieng er an bitterlich zu weinen, daß er noch keine solche Sorgfalt angewendet, Gott zu gefallen als diese den Menschen. Weil nun Christus mit Wort und Vorbild so dringend zur Nächstenliebe ermahnt, so übten sie sich auch in dieser mit herzlichem Eifer. Sie nannten sich untereinander Brüder und Schwestern als Kinder des Einen Vaters, nahmen gegenseitig an ihren Geschicken den regsten Antheil, speisten die Hungrigen, tränkten die Durstigen, kleideten die Entblößten, beherbergten die Fremdlinge, pflegten die Kranken, besuchten und trösteten die um des Glaubens willen gefangen lagen. Tröstung und Pflege der Kranken und Gefangenen galt für Gottesdienst. Und es war hier kein Unterschied zwischen Hohen und Geringen, Freien und Unfreien, sie fühlten sich allzumal Einer in Christo Jesu. Dieses Einssein im Herrn zeigte sich besonders schön bei ihren Agapen oder gemeinschaftlichen Liebesmahlen, da alle ohne Unterschied zusammen und die Armen aus den Schüsseln der Reichen speisten. An ihnen sah man das Zeichen der Jüngerschaft Christi, Joh. 13, 35; an ihnen jenes sein Gebet Joh. 17, 21 erfüllt. Wenn die Heiden ihr inniges in der Welt nie dagewesenes Verhältniß zu einander wahrnahmen, so riefen sie erstaunt aus: „Sehet wie sie sich lieben." Ja diese meinten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn auch solche, die sich nie zuvor gesehen, alsbald auf das Herzlichste und Traulichste miteinander umgiengen. Aber sie liebten nicht blos sich untereinander, sondern auch die draußen, ja ihre bittersten Feinde. Wenn sie grausam verfolgt wurden, so beteten sie für ihre Verfolger, daß der Herr sie auch noch erleuchten und retten möge, und in Zeiten allgemeiner Drangsal, bei Pest, Hungersnoth 2c., wenn die Heiden ihre nächsten Angehörigen verließen, Christen waren es, die sich noch der Elenden annahmen, die Kranken warteten, die Verschmachtenden erquickten, die Todten begruben.

Löblich war insonderheit auch ihr häusliches Leben. Die Ehe wurde heilig gehalten und keusch geführt in der Furcht Gottes. Die Weiber, fast bei allen Heiden verächtlich und sklavisch behandelt, standen geehrt und in den ewigen Angelegenheiten ganz gleichen Rechts an der Seite der Männer, während sie sich hinwiederum in zeitlichen Dingen nach Gottes Wort ihren Männern von Herzen unterthan bezeigten. Ihre Kinder zogen die Eltern selbst auf mit treuer Sorge in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Die Dienstboten, damals Sklaven, erfuhren eine milde Behandlung, auch wenn noch nicht zum Christenthum bekehrt, zu dem sie mit innigem Drange hingeführt wurden. — Die Obrigkeit hatte keine treuere Unterthanen als die Christen, denn sie wußten aus Gottes Wort, daß keine Obrigkeit ohne von Gott sei. Und wenn sie von der, die sie schützen sollte, viel Unrecht und Gewalt leiden mußten, so empörten sie sich doch nie, sondern befahlen's dem Herrn und duldeten.

Die bösen Leidenschaften, Zorn, Grimm, Rachgier 2c. wurden bei ihnen gekreuzigt. Es wehte in ihnen und um sie her ein sanfter stiller Geist. Dabei waren sie aber muthig und stark; mit dem Lammessinne wohnte ein Löwenherz zusammen. Die schwersten Trübsale konnten sie ertragen, denn tief innen quoll ihnen dabei ein voller Born göttlicher Erquickung. Dem Tode konnten sie freudig in's Angesicht sehen, denn sie hatten die Bürgschaft in sich, durch ihn erst in's rechte Leben zu dringen. „Wenn die Welt hinstürzt, sagt Cyprian, haben wir unter ihren Trümmern noch ein aufgerichtetes Herz, eine unerschütterliche Stärke, eine immer fröhliche Geduld und eine Seele, die allzeit ihres Gottes versichert ist." Ja, Leid und Lust und alles vergängliche Wesen dieser Welt kümmerte sie wenig; sie sahen über alles hinweg in's Ewige hinüber; ihr Leben war schon auf Erden ein Wandel im Himmel. Lieber Leser! Es hat mich das Leben jener Christen — so im 2. Jahrhundert angeschaut, wo es wohl am schönsten blühte — hingenommen! Es versteht sich, daß immer noch Mängel und Flecken genug daran waren,

daß ich nur im Allgemeinen reden kann. Aber im Allgemeinen schienen jene Christen wirklich als Lichter in der Welt, Phil. 2, 15.

Um so strahlender mußte ihr Leben sich ausnehmen, da das der Heiden neben ihnen so unsäglich schlecht war. Unter den abscheulichen Kaisern von Tiberius bis Vitellius wurde das Verderben von oben her in's Ungeheure genährt, und die folgenden bessern Kaiser konnten zur Steuerung desselben und Sittenbesserung wenig ausrichten. Es stand jetzt noch schlimmer als zur letzten Zeit der Republik. Die viehische Schwelgerei herrschte fort und zum Fressen hatte sich das Saufen gesellt, so daß einer wohl 15 Flaschen Wein in sich hineinschüttete. Unzucht, die feinste und gröbste, wucherte allenthalben; die Schamlosigkeit überstieg alle Begriffe. Damit verband sich eine unaussprechliche Blutlust; öfters mußten sich Tausende von Gladiatoren niedermetzeln, um dem Volk ein Vergnügen zu machen. Vom Schauspielhause, von den Schwelgertischen, aus den Unzuchtskammern lief man weg in die Tempel der Götter, umfaßte die Bildsäulen derselben und raunte ihnen Gebete in's Ohr: um das Verderben der Feinde, um den Tod von Eltern und Verwandten, die man beerben wollte. Niemals hatte es im römischen Staate so viele Verbrechen gegeben, als im zweiten und dritten Jahrhundert; die vielen Gefängnisse wurden zu klein; ein Dichter sagt: „Die Schmiede haben jetzt mehr mit Verfertigung von Ketten, als von Ackergeräthen zu thun.“ Heidnische Schriftsteller „schildern die ganze Masse des römischen Volks als einen Abschaum von Sittenlosigkeit.“ — Welchen unter dieser Masse nun aber doch noch etwas Besseres im Herzen rege ward, die wendeten sich mit Ekel und Schrecken von solch unseligem Gräuelleben und suchten sehnend nach dem Wahren, Guten und Ewigerfreuenden. Und wenn sie dann gegenüber das edle, herrliche und merkbar innerlichselige Leben der Christen wahrnahmen, so wurden sie mit Macht dazu hingezogen. Theophilus, Bischof von Antiochia im 2. Jahrh. spricht: „Wie auf dem Meere fruchtbare Inseln hervorragen, wo die Unglücklichen, die auf den tobenden Wellen umherirren, einen Hafen der Ruhe und einen Labequell finden, so hat Gott in der von den Stürmen der Sünde bewegten Welt die christlichen Gemeinden gegründet, wohin alle fliehen, die nach der Wahrheit und dem ewigen Heil verlangen und dem Gericht und Zorn Gottes entfliehen wollen.“

§ 7. Wie die Kirche in Lieb und Leid fortwächst.

Die Menge derer freilich, welche mit Lust Arges thaten, war den Christen unhold und schon eben um ihres bessern Lebens willen; „dieweil ihr nicht von der Welt seid, darum hasset euch die Welt.“ Ja, das züchtige heilige Leben der Christen, als eine wenn auch nur stumme Bestrafung des ihrigen, reizte sie nicht selten bis zur Wuth. Es kamen noch andere Umstände hinzu, welche die Feindschaft gegen das Christenthum anfachten. Je mehr dasselbe sich ausbreitete, desto leerer wurden die Götzentempel; das sahen die Liebhaber des Götterdienstes mit bitterem Verdrusse. Bei den Priestern, Handwerkern, Kaufleuten, welche vom Götzenthume lebten, regte sich hiebei der Eigennutz und stiftete sie zum Vertilgungskrieg gegen das Christenthum an. Die obrigkeitlichen Personen hielten häufig die Christen bei all ihrer treuen Unterthänigkeit in zeitlichen Dingen wirklich für staatsgefährliche Menschen, weil sie mit ihrer Lehre die Menschen aller Orten so in Aufregung brachten und auch den obrigkeitlichen Verordnungen bezüglich der religiösen Feiern, namentlich der göttlichen Verehrung des Kaisers, nachzukommen sich hartnäckig weigerten.

Es brachen denn auch von Seite der Heiden Verfolgungen gegen die Kirche Jesu aus und noch schwerere, als die von den Juden waren. Sie giengen theils vom Volke, theils von der Regierung aus, in letzterem Falle wurden sie um so allgemeiner und blutiger, weil dann des Volkes Grimm überall losbrach und ungehindert sich austoben konnte. Wir reden nicht von den Plackereien und Quälereien

im Einzelnen, denen die Christen an den meisten Orten fort und fort ausgesetzt waren, sondern nur von den größeren, allgemeineren, ja wohl durch das ganze römische Reich hin sich erstreckenden Verfolgungen, deren gewöhnlich, wenn auch ungenau, zehn angenommen werden.

Da hatten die armen Christen unsäglich viel zu erdulden. Mit Geschrei und Lästerung, daß sie Rebellen, daß sie Gottesleugner wären, daß sie Blutschande trieben, Menschenfleisch äßen ꝛc., stürmte man gegen sie aus. Man suchte sie in ihren Häusern, in allen Winkeln auf und mißhandelte sie auf die roheste Weise. Man fiel in ihre hl. Versammlungen ein und jagte sie auseinander, daß sie nur des Nachts noch sich zu versammeln wagten und oft kaum in Höhlen und Grüften sich sicher wußten. Scharen derselben wurden ergriffen, vor die Gerichte gezogen und wenn sie vor den Bildnissen der Götter und den Büsten der Kaiser nicht anbeten wollten, in's Gefängniß, zu Martern, zum Tode geschleppt. Sie wurden geköpft, gekreuzigt, gesteinigt, verbrannt, den Löwen und Tigern vorgeworfen und auf andere schauderhafte Weise umgebracht.

Die erste größere Christenverfolgung fand schon unter dem Blutmenschen Nero (64—68) statt. Dieser ließ (S. 251) ganz Rom in Brand stecken, und dann, um den grimmigen Volkshaß von sich abzuwenden, die Christen der Brandstiftung beschuldigen. Jetzt fiel man unmenschlich über diese her; sie wurden jammervoll gequält und gemordet, viele in Thierfelle genäht und von den Hunden zerfleischt, viele lebendig mit Werg und Pech umzogen und des Nachts als Fackeln in den Gärten des Kaisers angezündet, welcher in einem Prachtwagen an diesem Schauspiele sich erlustigend durch die langen Flammenreihen hindurchfuhr.



Fig. 78. Verurtheilung eines Presbyters zum Tode.

Auch der löbliche Trajan (S. 260) stritt, von der Finsterniß bethört, wider den Herrn und seine Kirche. Er verbot streng die Ausübung jeder fremden Religion; und so konnten denn die Völker und die Statthalter ihren Groll gegen die Christen frei auslassen. Wohl handelten die Befehlshaber einzelner Provinzen milder gegen sie: aber in den meisten Gegenden wurden sie doch arg mitgenommen und unzählige hingeschlachtet. Der Kaiser fand sich endlich

bewogen, dem ganz willkürlichen grausamen Verfahren gegen sie durch ein Edikt Einhalt zu thun; sie sollten gesetzmäßig angeklagt, von der Obrigkeit ordentlich verhört und erst dann hingerichtet werden, wenn sie beharrlich beim Bekenntnisse Christi blieben (vgl. Fig. 78).

Noch Aergeres war ihnen unter Marc Aurel beschieden, der doch auch (S. 261) eine bessere Seite hatte; aber der stolze Stoiker ärgerte sich am Kreuz Christi. Nun war damals eine Unglückszeit über das Reich gekommen; außer den verderblichen Kriegen zog Pestilenz und Hungersnoth verheerend durch die Lande. Da schrieen die Heiden, es sei eine Strafe der Götter, deren Dienst vernachlässigt und verachtet werde, und daran seien die Christen schuld, um deretwillen der Zorn der Götter über alle komme. Und der Kaiser, statt die blinde Wuth der Heiden zu hemmen, erließ daraufhin selbst die Strafgesetze gegen die Christen, in Folge deren sie aller Orten aufgespürt und in zahlloser Menge zur Folter und Schlachtbank geschleppt wurden.

Man sollte meinen, daß durch solche wüthende Verfolgungen die Kirche Christi hätte vernichtet werden müssen. Allein es konnte ja das Wort des Herrn nicht fallen: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ Die Christen mit geringer Ausnahme blieben standhaft bei ihrem Glauben, sie verachteten alle Gefahr, Drohung und Marter, mit Lobgesängen giengen sie in's Gefängniß und in den schaurigsten Tod. Chrysostomus läßt den Satan sagen: „Ich streute glühende Kohlen hin; sie aber wandelten wie auf Rosen. Ich zündete ihnen Feuer an; sie aber legten sich hinein wie in Quellen kühlenden Wassers. Ich schlug ihre Seiten und machte tiefe Furchen in ihnen und ließ Ströme Bluts herausfließen; sie aber jubelten, als wenn sie von Gold umflossen wären. Als wenn sie zum Himmel hinanstiegen, so frohlockten sie; als wenn sie zum Spiel auf einer grünen Matte sollten, so giengen sie in die Martern und erduldeten dieselben, als ob sie Frühlingsblumen pflückten, um sich Kränze zu winden.“ Sehet, da verwunderten sich die Heiden, wie diese Menschen alles so gelassen, so freudig, so selig erdulden konnten, und da merkten sie etwas von der hohen Kraft des Christenglaubens und von dem unvergleichlichen Werthe des Christenheils und wurden unwillkürlich dazu hingezogen. Für Hunderte von Jüngern, die geopfert wurden, schlossen sich Tausende neuer Bekenner der Kirche an. So wuchs diese mitten unter den blutigsten Verfolgungen. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Wollen wir nun noch einzelne Exempel des fröhlichen Zeugentodes jener Christen hören, sie sind gar erhebend.

Ignatius, ein Schüler des Apostels Johannes, Bischof zu Antiochia bei 40 Jahren, starb als hochbetagter Greis unter Trajan. Als dieser Kaiser einst durch Antiochia kam, gieng Ignatius zu ihm, um die Verfolgung von seiner Gemeine abzuwenden. Er bezeugte aber freimüthig, daß der Heiden Götter nichts seien, daß es nur Einen Gott gebe, der Himmel und Erde geschaffen, und nur Einen Heiland, Gottes eingebornen Sohn, den er in seinem Herzen trage. Dieß Letztere konnte Trajan nicht begreifen, hielt darum den Bischof für einen tollen Schwärmer und verurtheilte ihn, gebunden nach Rom geführt und dort den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Ignatius dankte Gott für solche Ehre, ließ sich freudig fesseln und hinführen. Sein Weg nach Rom war ein Triumphzug. Aus allen Orten kamen die Christen und begrüßten ihn mit Liebe und Ehrerbietung, und er stärkte sie mit Worten göttlicher Kraft und dem Beispiele seiner Dulderfreudigkeit. Er schrieb auch schöne, herztröstliche Briefe unterwegs. Da er gehört, daß die römischen Christen für ihn den Kaiser bitten wollten, schrieb er ihnen voraus: „Ich fürchte, daß eure Liebe mir schaden möchte. Ich bitte euch, erlaubt mir, eine Speise für die wilden Thiere zu sein, damit ich bald zum himmlischen Reiche gelange.“ In Rom empfiengen ihn die Brüder mit Freude und Trauer zugleich. Er durfte sich noch mit ihnen unterreden. Zuletzt kniete er nieder und betete für alle Gemeinden, daß die Verfolgung bald ein Ende nehmen und daß alle Christen in heiliger Einigkeit und Liebe zusammenhalten möchten. Darauf ward er in's Schauspielhaus gebracht und den Bestien

vorgeworfen, die ihn bald zerrissen und verschlungen hatten bis auf wenige Gebeine, welche von den Christen gesammelt und zu Antiochia begraben wurden, 115.

Polykarpus, Bischof von Smyrna, starb 90 Jahre alt 155. Das heidnische Volk dort schrie laut um seinen Tod, weil er der Verführer aller Andern wäre. Polykarp wollte ruhig sein Verhängniß abwarten, allein die Christengemeinde drang in ihn, sich ihr durch die Flucht zu bewahren. Er barg sich auf einem Landsitze, wo er nach seiner Gewohnheit Tag und Nacht betete. Betend sah er einmal im Gesichte, wie sein Kopfkissen brenne; da sagte er zu seinen Freunden: Ich soll verbrannt werden. Wirklich ward auch sein Aufenthalt verrathen, und die Häscher kamen. Nachdem er sie freundlich bewirthet, führten sie ihn in die Stadt zurück. Der Statthalter, von seinem Anblicke gerührt, sprach zu ihm: „Ehre die Götter, schwöre bei dem Kaiser, fluche Christo, und ich lasse dich los!“ Polykarp erwiderte: „86 Jahre hab' ich ihm gedient, und er hat mir nur Gutes gethan; wie könnte ich ihm fluchen, meinem Herrn und Könige?“ Der Statthalter drohte ihm nun mit allen Martern; er aber sprach: „Thue, was dir gefällt!“ Jener hätte ihn vielleicht losgelassen; allein die Menge schrie: „Dieser ist der Lehrer und Vater der Christen in Asien, der Zerstörer der Götter; hinweg mit ihm!“ Und eiligst trug das Volk einen Scheiterhaufen zusammen. Auf seine Bitte wurde Polykarp nicht, wie gewöhnlich, angefesselt; auch so stand er, mit den Händen auf dem Rücken, fest am Pfahle und pries den allmächtigen Gott und Vater Jesu Christi, daß er ihn gewürdigt, theilzunehmen an dem Kelche seines Sohnes. Aber die Flammen berührten seinen Leib nicht, sondern umgaben ihn rings wie ein vom Winde geschwelltes Segel. Da durchbohrte man ihn mit einem Eisen und warf ihn in's Feuer. Die Gemeinde feierte seinen Todestag jährlich als seinen himmlischen Geburtstag.

Noch ärger als in Kleinasien wüthete die Marcaurelische Christenverfolgung im südlichen Frankreich, in Lugdunum (Lyon) und Umgegend. Da wurde mit Andern auch eine Sklavin, Blandina, ergriffen, sehr schwächlich am Leibe, daß alle Christen fürchteten, sie werde ein standhaftes Bekenntniß abzulegen nicht im Stande sein. Aber gerade sie bewies sich stärker als alle. Sie wurde im Verhöre gefragt, ob sie zur verbotenen Sekte gehöre? was sie freudig bejahte. Nun sollte sie die Verbrechen eingestehen, welche die Christen insgeheim begiengen. Sie bezeugte, daß alle diese Beschuldigungen Lügen seien. Jetzt wurde sie gemartert und immer härter, bis sie diese Schandthaten gestünde und Christum verleugnete. Aber je mehr man sie quälte, desto freudiger rief sie: Ich bin eine Christin und bei uns geschieht nichts Böses! Die Peiniger wunderten sich, daß das zarte Geschöpf nur noch am Leben blieb; sie sagte aber nachher, daß bei jedem Bekenntniß eine süße Labung sie durchdrungen habe. Nach etlicher Zeit wurde sie zu neuen Martern gebracht, welche sie eben so heldenmüthig bestand. Hierauf machte man ihren Kerker zu einer Folterkammer; man warf sie in einen stinkenden Ort, wo man kaum athmen konnte, und spannte sie auf die grausamste Weise in den Stock. Als sie nachher aus diesem Fäulnißloche in's Schauspielhaus geführt wurde, dehnte man sie an einem Holze, in der Form eines Kreuzes, aus. Ihr Mund betete laut um Beständigkeit für sich und ihre Leidensgenossen, denen sie noch köstliche Trostworte zurief. Jetzt wurden die wilden Thiere auf sie losgelassen; aber keines wollte sie anrühren. Man mußte sie in den Kerker zurückschleppen. Am letzten Tage der Schauspiele führte man sie wieder hervor, um mit ihr den Schluß der Hinrichtungen zu machen; sie gieng fröhlich, wie zur Hochzeit. Nach zerfleischender Geißelung setzte man sie auf einen glühendgemachten eisernen Stuhl; da saß sie wie an einer Königstafel. Immer neue Lebenskraft von oben durchdrang sie und aller Schmerz war verschlungen von seliger Lust. Die Henkersknechte nahmen den verbrannten und doch noch athmenden Leib und legten ihn den wilden Thieren hin; aber auch dießmal wendeten diese sich weg. Da steckte man sie in ein Netz und warf sie einem wüthend gemachten Büffel vor. Dieser packte sie mit den Hörnern und stieß sie auf dem Schauplatze herum. Allein Blandina starb noch immer nicht; es war, als ob sie vor Freude nicht sterben könne. Endlich waren selbst die rohen Henker des Schauspiels müde und tödteten sie vollends mit dem Schwerte. Aber sie bekannten, eine solche Kraft sei noch bei keinem Weibe erfunden worden.

§ 8. Die Soldatenkaiser.

Ich führe jetzt die römischen Kaiser von Marc Aurel bis zu dem auf, welcher sich zuerst zum Christenthum bekannte. Eine lange Reihe meist schlechter, schändlicher Herrscher wieder, zum Theil leibhaftige Ungeheuer, die aber auch gewöhnlich ermordet werden. Welch ein Regentenmorden nacheinander fort! Welch ein Sittenzustand! Schnell führe ich sie vorüber, da von ihnen wenig Wichtiges zu sagen ist. Weil es fast immer die Soldaten, Prätorianer oder Legionen waren, welche den Kaiser machten, darum redet die Ueberschrift von Soldatenkaisern.

Auf Marc Aurel folgte sein Sohn Commodus (180—192). Kein Philosoph wie sein Vater; ein ganz roher Mensch, der nur Lust an Thierhetzen und Fechterspielen hatte, der selbst, der Kaiser, mehrere hundert Male als Gladiator öffentlich auftrat. Er wird in einer Verschwörung von seinem Ringmeister erdrosselt. — Nun setzte der Senat den würdigen Pertinax auf den Thron. Weil er jedoch Ordnung im Staatshaushalt herstellen wollte, wurde er bald von der Leibwache erwürgt (193).

Nunmehr boten sie die Krone an den Meistbietenden aus, und der reiche Schlemmer Julianus kaufte sie. Dagegen empörten sich die Legionen in den Provinzen, welche drei Kaiser zugleich ausriefen. Septimius Severus, von den Illyrischen Legionen gewählt, kam zuerst nach Rom, ließ den Julianus hinrichten und besiegte auch die zwei Nebenkaiser. Er schuf sich eine neue Leibwache, die er auf 50,000 Mann erhöhte, und herrschte nun durch Schrecken 193—211. Den Christen that er besonders wehe. Doch vertheidigte er den Staat kräftig gegen die Grenznachbarn, eroberte selbst Ktesiphon am Tigris, zog dann gegen die Kaledonier und starb zu York in England.

Ihm folgte sein Sohn Caracalla (211—17). Ein entsetzlich wilder Mensch. Er tödtete seinen bessern Bruder Geta in den Armen seiner Mutter, seine eigene Gemahlin, viele Verwandte und Tausende Andere. Dafür quälte ihn sein böses Gewissen; oft sah er den ermordeten Bruder mit dem Schwerte auf sich eindringen. Auch die Furcht vor lebenden Menschen peinigte ihn, daß er nur unter seiner Leibwache sich sicher glaubte. Dafür erlaubte er dieser alle Schandthat, und plünderte das Reich aus, um sie durch reichste Geschenke an sich zu ketten. Er sprach: „Niemand soll außer mir Geld haben, damit ich es meinen Soldaten geben kann." Und doch wurde er von seinem Prätorianerobersten erwürgt. Durch Prachtbauten hat er die Herrlichkeit der Stadt vollendet (Fig. 79). Weil er 212 allen Bewohnern des Reichs das römische Bürgerrecht ertheilte, um sie gleich hoch besteuern zu können, unterschieden sich dieselben hinfort als Romania von den umwohnenden Völkern.

Nach ihm setzten sie einen wunderschönen Knaben, Elagabal, auf den Thron (218—22). Derselbe war zuvor Sonnenpriester in Emesa gewesen und brachte die dortige Religion mit nach Rom. Baal, der Sonnengott, und Astarte, die Mondgöttin, wurden jetzt die höchsten Götter Roms und nach phönizischer Weise mit ausschweifendster Wollust und Menschenopfern verehrt. Schamlos wie keiner mehr, dazu der unsinnigste Verschwender, der seine Hunde mit Gänselebern, seine Löwen mit Fasanen füttern ließ, machte er es selbst der Leibgarde zu toll; sie erschlug ihn und warf ihn in den Tiber.

Sein Nachfolger, Alexander Severus (222—35), war ein besserer Mann und redlich bestrebt, wieder bessere Zustände herbeizuführen. Aber seine strenge Kriegszucht verdroß die Soldaten, die an Zügellosigkeit gewöhnt waren, so daß sie ihn endlich auch umbrachten. Er zeigte sich den Christen freundlich, hatte sogar in seiner Hauskapelle den Herrn Christus neben dem Apollo stehen und verrichtete vor ihm sein Gebet wie vor Apollo. Während seiner Regierung wurde das Parthische Reich der Arsakiden (S. 137) durch einen kühnen Perser Ardeschir Babekan,

Sassans Sohn, gestürzt und dafür 233 das Neupersische Reich der Sassaniden gestiftet, mit welchem Rom hinfort nicht weniger als mit dem Parthischen zu kämpfen hatte.

Der Mörder des Kaisers, Maximinus der Thracier, welcher sich durch seine Riesenstärke und Kriegstüchtigkeit vom Bauern zum Feldherrn emporgeschwungen hatte, erlangte hierauf selbst die Herrschaft (235 bis 237): Er blieb grob und brutal, wie er gewesen, und übte dabei eine schreckliche Raubsucht, also daß er auch der Tempel nicht verschonte. Unter ihm erreichte der Militärdespotismus die höchste Stufe. Niemand galt mehr etwas als der Soldat. Und den Soldaten galt ihr Kriegsherr nichts mehr, sie schlugen ihn todt.

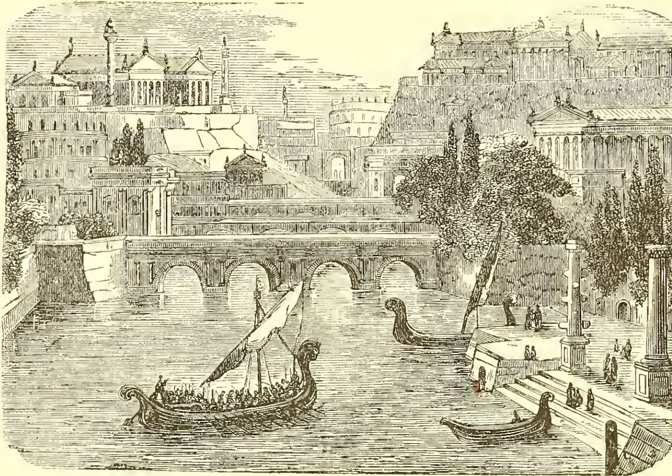


Fig 79. Umgebung des Tiber zur Kaiserzeit.

Darnach erhöhten sie einen gutmüthigen Knaben, Gordianus (238—44), den sie als Jüngling in des Todes Staub hinwarfen. Es folgte der Araber Philippus (244—49), Sohn eines Räuberhauptmanns und selbst Räuber und Mörder. Die Römer können wohl einen solchen, aber den Morgenländer nicht für die Länge leiden. Die Legionen rufen den Decius zum Kaiser aus, und im Kampfe mit diesem fällt Philippus.

Unter ihm ward das 1000jährige Jubelfest des römischen Staats mit größtem Pomp gefeiert, des einst so starken, jetzt aber schon sehr geschwächten und in allen seinen Fugen krachenden Staates. a. 753 vor Chr. war Rom gegründet worden; 247 Jahre dazu macht 1000.

Decius (249—51) war ein entschlossener Mann und wollte dem Reiche wieder aufhelfen. In seiner heidnischen Blindheit jedoch zerrüttete er es nur noch mehr. Er meinte, wenn's besser werden sollte, müßte das alte Heidenthum in seinem vollen Glanze hergestellt und der ärgste Feind desselben, das Christenthum, gestürzt werden. So erhob sich jetzt eine schwerere Verfolgung über die Kirche als je zuvor. Planmäßig wurde den Christen aller Orten im großen Reiche nachgejagt, und alle als solche Erfundene und die Rückkehr zum Götzendienst Verweigernde mußten unter schrecklichen Quälungen sterben. Man ersann neue Foltern, um die vermeinte „Halsstarrigkeit" der Christen zu brechen. Wohl war nun der Zeugenmuth nicht mehr so allgemein; viel mehre verleugneten aus Schmerzscheu und Todesfurcht den h. Glauben: die Meisten giengen aber auch jetzt noch standhaft und freudig in Qual und Tod, und Decius erreichte seine Absicht nicht. Trotz dieser fürchterlichen Verfolgung, welche lang über seine Zeit hinaus währte, blieb und wuchs die Kirche. Ihr Dränger aber fand einen frühen Untergang. Damals brachen die Gothen (früher Geten?), ein großer germanischer Stamm, verheerend in Dacien ein, von dannen sie selbst Macedonien und Griechenland durchstürmten. Decius wollte sie in Thracien aufhalten und fiel in der Schlacht. — Der schwache Gallus (251—53)

verschaffte sich durch Tributversprechen einige Ruhe vor den gefürchteten Fremden. Von seinen Römern ward er erschlagen.

Nach ihm empfängt Valerianus die Krone (253—60). Ein gebildeter Mann und sonst milden Wesens, nur den Christen hart. Dieser muß gegen die wieder eingefallenen und selbst Kleinasien verwüstenden Gothen, gegen die Gallien durchstöbernden Franken, und gegen die Alamannen, welche die Alpenländer heimsuchen, verzweifelnd kämpfen. Ueberhaupt wird das römische Reich, nachdem es schon im 2. Jahrh. schwere Stöße von Germanischen Völkerschaften auszuhalten hatte, von der Mitte des 3. Jahrh. an durch gewaltige Angriffe derselben unaufhörlich erschüttert, worin denn sein künftiger Untergang sich immer lauter ankündigt. Valerian hatte es auch mit den Neupersern zu thun, in deren Gefangenschaft er gerieth und bis zu seinem Tode blieb. Der erhabene Weltmonarch soll sogar dem Perser Schapur als Fußschemel gedient haben.

Sein Sohn Gallienus (260—68) bekümmerte sich um den gefangenen Vater nicht das Geringste. Auch ließ er in träger Gleichgiltigkeit die fremden Völker im Reiche nach Belieben wirthschaften. Man weiß nicht mehr, wer Herr ist. Die Statthalter werden selbständig; das Reich scheint in viele Theile auseinandergehen zu wollen. Doch nach Gallienus Ermordung besteigen zwei tapfere Männer nacheinander den Thron, daß er noch nicht zerfällt. Claudius II. (268—70) weist kräftig die wie Heuschrecken hereinschwärmenden Germanen zurück, stirbt aber an der Pest.

Aurelianus, eines armen Pächters Sohn (271—75), säubert mit starkem Arm das ganze Reich von den Eindringlingen; nur Dacien, die Provinz oberhalb der Donau, die sich nicht halten läßt, gibt er den Gothen und Vandalen preis. (Aus den Kolonisten Daciens erwuchs dann das Volk der Rumänen.) Dagegen bringt er einen abgerissenen Theil des Reichs an dasselbe zurück. In der Syrischen Wüste hinter Damaskus liegt ein palmenreiches Oasenland. Dessen Hauptstadt Palmyra (Tadmor S. 59) war eine prächtige Handelsrepublik, endlich römische Kolonie geworden. Hier hatte sich ein Araber, Odeinat Septimius, große Verdienste um die Vertheidigung des Reichs gegen die Perser erworben, wurde aber auf Anstiften seiner geistreichen und kühnen Gemahlin Zenobia ermordet, worauf sie sich zur unabhängigen Herrscherin aufwarf, 271, und ihr Reich vom Euphrat bis nach Bithynien und sogar über Aegypten ausdehnte. Nunmehr aber machte sich Valerian gegen die Rebellin auf und überwältigte sie in zwei harten Schlachten. Er nahm sie gefangen und ließ die schöne Frau in goldenen Ketten vor seinem Triumphwagen hergehen, 273. Palmyra wurde zerstört und liegt noch in seinen großartigen Trümmern. Auch dieser siegreiche Kaiser ward von seinen Leuten meuchlings umgebracht.

Als der ihm folgende greise Claudius Tacitus nach rühmlichem Anfang gleichfalls erwürgt war, gelangte Probus zur Regierung (276—82), ein sehr löblicher, einsichtsvoller und tapfrer Fürst. Rasch trieb er allerlei eingedrungene Feinde aus dem Reich. Und er baute zur Sicherung desselben gegen Germanien hin einen großen Grenzwall, den schon Hadrian gezogen hatte, vollends aus. Derselbe zog sich vom Main bei Aschaffenburg bis zur Donau oberhalb Regensburg fort und war mit einer Reihe von Castellen versehen. Diesen Grenzwall sieht man noch in seinen Resten; er heißt beim Volk: Pfahlgraben, Pfahlhecke, auch Teufelsmauer. Das Land hinter dem Wall überließ Probus unter dem Namen „Zehntland“ Gallischen und Alamannischen Ansiedlern gegen die Pflicht, die Grenze zu hüten. Er war ernstlich bemüht, den Wohlstand des zerrütteten Reiches wieder zu heben. Er baute eine Menge zerstörter Städte auf, stellte Kanäle, Brücken und Straßen her; er ließ am Rhein und an der untern Donau die ersten Weinberge anlegen. Aber auch diesen edlen Kaiser erschlugen die eigenen Soldaten, da er sie bei Trockenlegung eines Sumpfes zur Arbeit ermunterte.

Ihm folgte Carus, der im Kampfe gegen die Perser siegreich bis zum Tigris vordrang, aber dort frühe starb, 283.

Im J. 284 wurde Diocletianus, der Sohn eines Freigelassenen, von den Legionen zum Kaiser ernannt. Ein staatskluger Mann, beharrlichen Geistes. Da er sah, daß ein Regent allein das ausgedehnte Reich gegen die von vielen Seiten eindringenden Feinde nicht mehr erhalten konnte, so nahm er seinen Freund Maximianus, einen tüchtigen Kriegsmann, zum Mitregenten an, dem er den Westen zur Verwaltung übergab, während er selbst den Osten besorgen wollte. Für die Dauer schien ihm auch das noch nicht genug; es wurden noch zwei Mitregenten (Cäsaren) erkoren, Galerius, ein früherer Viehhirte, aber mannhafter Held, und Constantius, ein feingebildeter und edelgesinnter Herr. So gab es jetzt vier Herrscher im Reiche, was allerdings zur Abwehr der Feinde gut, aber insofern schlimm war, als nun leicht Krieg unter den Gewalthabern selbst entstehen konnte und die Unterthanen an vier glänzenden Hofhaltungen schwerer zu tragen hatten. Besonders kostspielig war die Hofhaltung des Diocletian, der zu Nikomedien in Kleinasien residirte und sich ganz mit der Pracht der alten persischen Weltmonarchen umgeben hatte. Er ließ sich auch wie diese durch Niederwerfen auf's Angesicht verehren, was er darum einführte, daß die heruntergekommene Majestät des Kaisers wieder stärker empfunden werde.

Dieser Diocletian und der Mitregent Galerius verhängten die letzte und ärgste Verfolgung über die Kirche des Herrn. Die Christen hatten sich in vierzigjähriger Ruhe erstaunlich gemehrt. Und was wollte es werden? Dem Heidenthum gieng es offenbar an's Leben. Da machte es noch einen verzweifelten Versuch, seinen gewaltigen Gegner zu überwinden. Beide Herrscher beschlossen nicht zu ruhen, bis das Christenthum vertilgt sei; Galerius war besonders heiß darauf. Ueberall wurden sofort die Versammlungen zerstört, die heil. Bücher weggenommen und verbrannt, die Christen ergriffen und mit entsetzlichen Martern zum Abfall versucht. Gelang es nicht gleich, so ließ man sie heil werden, um sie auf's neue zu foltern. Sie wurden bis auf die Knochen gegeißelt, mit Nägeln und Haken zerfleischt, und dann goß man ihnen Essig, rieb man ihnen Salz in die Wunden. Man legte sie auf glühende Kohlen und begoß sie mit kaltem Wasser; man röstete sie langsam überm Feuer. Half alle Marter nichts, so tödtete man sie endlich, ganze Scharen miteinander, 303—11.

Eine Phrygische, von lauter Christen bewohnte Stadt wurde umzingelt und mit allen ihren Bewohnern verbrannt. Und dieses Foltern und Morden dauerte sieben Jahre fort. „Die Mordschwerter selbst," sagt Eusebius, „wurden zuletzt stumpf und zerbrachen als abgenützt; die Henker ermüdeten und mußten sich ablösen; die Christen aber stimmten dem allmächtigen Gott zu Ehren Lob- und Danklieder an bis zum letzten Hauch ihres Lebens." Ja, mit vielen Ausnahmen freilich wieder; die Meisten aber blieben treu bis in den Tod und giengen bewährt in die himmlische Ruhe ein. Die Henker aber „ermüdeten", die Zahl der Gläubigen war bereits zu groß, man konnte mit Hunderttausenden von Opfern doch nur den kleinsten Theil vertilgen. Und die Lücken wurden durch Neubekehrte immer wieder gefüllt. — Constantius übrigens in seinem Reichstheile (Gallien, Spanien und Britannien) milderte die Verfolgung so sehr er konnte. Er hatte den persischen Mithra (S. 38) hauptsächlich verehrt und lernte allmählich den einen Gott anbeten. Sein wohlwollender Sinn gieng auf seinen hochberühmten Sohn Constantinus über, welcher nach des Vaters Tod 306 an dessen Stelle trat.

§ 9. Constantin der Große, der erste christliche Kaiser.

Diocletian hatte sich zum Erstaunen der Welt 305 von der Regierung gänzlich zurückgezogen. Aber Andere wurden zu Mitregenten angenommen oder drängten sich selbst ein, und a. 308 sehen wir gar sechs Kaiser neben einander. Maximianus, Galerius, Constantinus, Maximinus, Licinius

und Maxentius. Ihre Uneinigkeit untereinander ließ jedoch erkennen, daß es wieder Bürgerkrieg geben müsse und zuletzt doch nur Einer an der Spitze bleiben könne. — Zuerst trat der alte Maximianus vom Schauplatz ab. Er war vor seinem eignen Sohn, dem Maxentius, zu Constantin, seinem Schwiegersohne, geflohen, spann aber Hochverrath und Mord gegen diesen und wurde deßhalb am Leben gestraft, 310. Dann starb 311 der wüthige Christenfeind Galerius, der in seiner entsetzlichen Krankheit die greulich verfolgten Christen ersuchen ließ, sie möchten zu ihrem Gotte um seine Genesung beten.

Von den noch übrigen vier Herrschern stritten demnächst Constantin und Maxentius wider einander. Letzterer hauste nämlich in Rom so arg, daß die Römer selbst den Erstern zur Hilfe herbeiriefen. Constantin bricht mit einem Heere aus Gallien auf; er zieht dahin, bekümmert in seinem Herzen, wie die Sache ausgehen werde. Von seiner christlichen Mutter Helena hat er wohl viel vom Gotte der Christen gehört und oft gesehen, wie brünstig sie zu demselben bete. Da drängt es ihn jetzt auch, zu diesem zu beten um Heil und Sieg. Und nun erblickt er ein Kreuz von Lichtstrahlen in den Wolken und glaubt zu hören: „In diesem siege!“ Sogleich läßt er eine Kreuzesfahne machen (es war ein hohes vergoldetes Kreuz mit einem purpurrothen Tuch an der Querstange); diese voran geht er von nun an in die Schlacht. Und sein Gegner Maxentius wird an der milvischen Brücke völlig von ihm besiegt und ertrinkt im Tiberstrome, 312.



Fig. 80. Constantin der Große.

Von dem an war Constantin ein entschiedener Freund des Christenthums. Er erließ 313 ein Friedensedikt für die Christen; sie sollten ihre Religion vollkommen frei üben können und dabei wie jede öffentliche Genossenschaft geschützt werden. Noch a. 313 kamen Licinius und Maximinus aneinander. Maximin wurde geschlagen und vergiftete sich darauf.

Jetzt waren also von den sechs Herrschern nur noch zwei übrig, Constantin und Licinius. Schwäger zusammen herrschten sie friedlich neben einander. Aber Licin begann in seinem Reichstheile die Christen abermals zu bedrücken; das konnte Constantin nicht mehr dulden; in zwei Schlachten bei Adrianopel und Chalcedon legte er ihn zu Boden, 323. Licinius mußte abdanken, und da er mit Verrath umgieng, wurde er erdrosselt. So ist denn Constantin Alleinherrscher über das Reich, und die lange schwere Drangsalszeit für die Kirche vorüber!

Constantin hatte die Macht des Christengottes erfahren; er war überzeugt, daß Dieser allein Herr Himmels und der Erde; und alle Heidengötter nichts seien; er erkannte auch, daß nur der Christenglaube der Menschheit helfen könne, und daß er nach Gottes gnädigem Rathe sich über die Erde zu verbreiten bestimmt sei. In Ausführung dieses Raths wollte er dem Höchsten dienen. So begünstigte er das Christenthum auf alle Weise. Nicht nur, daß Niemand hinfort die Bekenner Jesu beleidigen durfte, er ließ ihnen auch die entrissenen Güter zurückerstatten, er hielt sich freundlicher zu ihnen als zu den Heiden und betraute sie vorzugsweise mit Aemtern. Es wurden auf seine Kosten viele schöne Kirchen gebaut und freigebig sorgte er für den Kirchendienst. Er übte selbst den christlichen Gottesdienst mit regem Eifer, las in der Bibel und ermahnte seine Beamten und Soldaten zum

Lesen, Beten und Kirchenbesuch. Das Heidenthum unterdrückte er zwar nicht mit Gewalt, aber das Christenthum erhob er zur Staatsreligion.

So war denn das Christenthum die herrschende Religion geworden. Die heilsamen Folgen fallen in's Auge: jetzt konnten die Christen in Ruh und Frieden sich erbauen auf ihren allerheiligsten Glauben; christlicher Geist drang auch in die Gesetzgebung und das ganze Staatswesen ein; der Kirche kam zu ihrem Bestand und Wachsthum noch der weltliche Arm zu Hilfe, durch den namentlich die in ihr auftauchenden Irrthümer leichter unterdrückt werden konnten. Aber es läßt sich auch eine andere Seite nicht verbergen: von nun an mischte sich der Staat, d. i. der weltliche Regent, auch in die innern kirchlichen Angelegenheiten, und übte gar oft in geistlichen Dingen fleischliche Gewaltthätigkeit aus; zu dem jetzt zeitlichen Vortheil bietenden Christenthum drängten sich Haufen solcher herzu, denen es kein Ernst war, die im Wesen und Leben Heiden blieben; und der Glanz, mit welchem nunmehr der Gottesdienst gefeiert ward, zog den Sinn Vieler mehr in's Sinnliche herab als in's Geistliche hinauf. In der That merkt man bei der Kirche von der Zeit ihres äußern Sieges an einen allmählichen Verfall ihres innern Lebens. Daran war freilich nur die Sünde der Menschen schuld.

Dieser Kaiser eignete sich eine unumschränkte Oberherrlichkeit zu, die gewiß zur sittlichen Verdorbenheit der Massen am besten paßte. Zur Erhöhung des kaiserlichen Ansehens schuf er eine Menge Hofämter vom Oberkammerherrn bis zum Edelknaben herab. Dem Reiche gab er eine ganz neue Einrichtung. Er theilte es in 4 Präfecturen: 1) Italien (mit Westafrika von Cyrene an), 2) Gallien (mit Spanien und Britannien), 3) Illyricum (mit Mösien, Macedonien und Griechenland), 4) den Orient (mit Asien und Aegypten). Jede Präfectur theilte er wieder in Diöcesen, jede Diöcese in Provinzen, jede Provinz in Distrikte. Ueberall standen kaiserliche Beamte, und es gab eine große Abstufung und Unterordnung derselben, einen vielgegliederten Staatsorganismus zur Erleichterung der Verwaltung.

Alle beamtliche Wirksamkeit lief bei seinen Ministern zusammen, welche seine erhabene Person umgaben; also eine Regierung nach neuerem Zuschnitt. Die Civil- und Militärgewalt trennte er, damit die Statthalter nicht zu mächtig und dadurch abfallsüchtig würden. Die großen Standlager der Truppen löste er auf und vertheilte kleine Abtheilungen derselben durch die Städte hin, um Soldatenaufständen vorzubeugen. — Er wachte über allem, was im Reiche vorgieng, für das Wohl seiner Unterthanen ernstlich besorgt. Vor seinem Gericht galt kein Ansehen der Person und schnell mußten die Rechtshändel entschieden werden &c.

Die Stadt Rom aber mit ihrem Heidenthume, das sich dort am meisten und längsten hielt, gefiel ihm nicht mehr. Weg von ihr! Er verlegt seine Residenz nach Byzanz, jener Stadt am Bosporus, die einzig zwischen zwei Welttheilen (Europa und Asien) und zwischen zwei Meeren (dem Schwarzen und Mittelländischen) liegt, die auf drei Seiten vom Wasser umschützt und auf der vierten von Bergen gedeckt ist. Er ließ diese Stadt ganz neu und überaus prachtvoll, mit herrlichen Kirchen, Palästen, Rathhäusern &c. aufbauen und mit den köstlichsten Kunstwerken aus Asien, Griechenland und Italien schmücken. a. 330 wurde sie durch glanzvolle Feste zu seinem Herrschersitz eingeweiht. Sie hieß aber nunmehr Constantinopolis (Constantinsstadt) und ist die heutige Hauptstadt des türkischen Reichs (Fig. 81).

Nicht verschweigen dürfen wir von diesem Ersten christlichen Kaiser, daß der heilige Christusglaube allerdings nicht sein ganzes Wesen überwältigte, daß Heidnisches ihm immer noch ankleben blieb und in einzelnen seiner Handlungen stark hervortrat. Grausam schickte er auf bloßen Verdacht hin sein Weib und seinen Sohn in den Tod. Doch hat er dem Christenthume nicht etwa nur aus Staatsklugheit gehuldigt, sondern es war ihm eine Herzensangelegenheit. Und weil er sich so zu seiner Lebensaufgabe machte, das Kreuz des Erlösers hoch aufzurichten auf

Erden, was ihm Gottes Gnade auch gelingen ließ, vornehmlich darum geben wir ihm den Beinamen, den er in der Geschichte führt, der Große. — Schon betheiligte er sich auch an einem höchstwichtigen Kirchenstreite. Es war ein Presbyter in Alexandrien, Namens Arius, welcher anhob zu lehren, „Christus sei nicht wahrer Gott, sondern ein bloßes Geschöpf, wenn schon das erste und vorzüglichste aller Geschöpfe; man könne ihn darum doch nicht gottgleich, sondern höchstens gottähnlich nennen." Wie viel liegt nun aber daran, daß unser lieber Herr Christus (nach seiner höhern Natur) wahrer Gott sei!

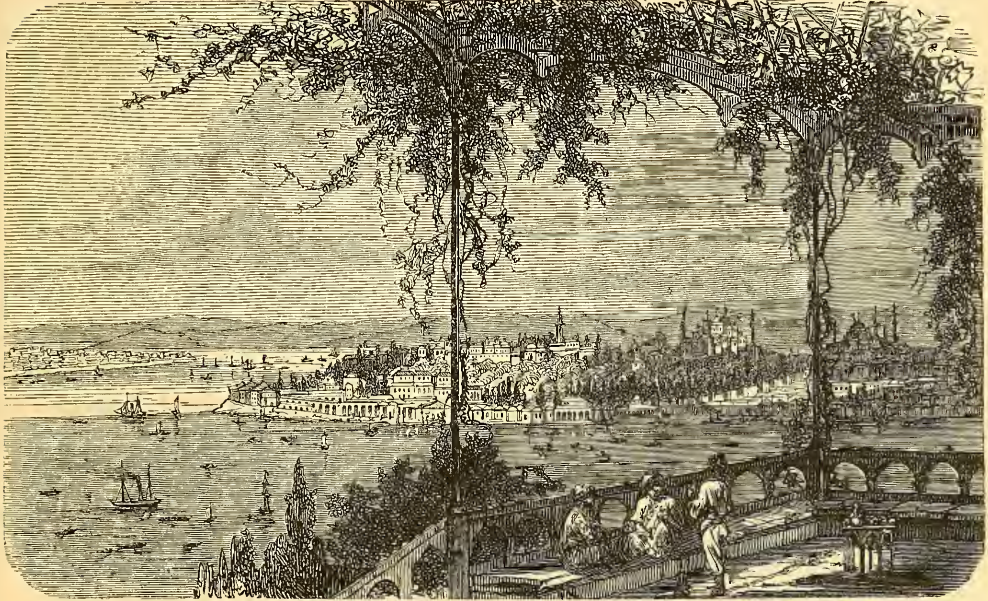


Fig. 81. Constantinopel.

Nur als solcher konnte er ja eine Welt voll Sünder erlösen. Gegen die Irrlehre trat vornehmlich der Erzdiakon und spätere Bischof von Alexandrien, Athanasius, auf, der für die Gottheit seines Heilands und für den Trost der Welt heiligeifrig in den Kampf gieng. Da auf beiden Seiten viele sich betheiligten und der Streit sehr heftig ward, auch besonders das ganze christliche Morgenland erregte, so rief nun der Kaiser das Erste Oekumenische Concil, die Erste allgemeine Kirchenversammlung zusammen, um Einigkeit zu schlichten. Das Concil fand zu Nicäa in Kleinasien a. 325 statt; Geistliche aus allen Theilen der Welt, allein 318 Bischöfe, strömten dahin zusammen. Hier wurde denn der rechte Glaube, namentlich von Athanasius, siegreich vertheidigt, und das Concil verfaßte ein Symbolum, das die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater auf's Bündigste ausspricht.

Das ist das Nicänische Glaubensbekenntniß, welches sammt dem Apostolischen in der ganzen Christenheit gilt, und von dem Luther sagt, „daß seit der Apostel Zeit in der Kirche des N. T. nichts Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben wurde." Arius, welcher bei seiner Irrlehre beharrte, wurde aus der Kirche gestoßen. Allein der verschmitzte Mensch mit geläufiger Zunge wußte sich noch immer einen Anhang zu erhalten, so daß der leidige Zwiespalt fortdauerte. Späterhin verstellte er sich, als ob er seine Lehre geändert habe, und ließ den Kaiser auf die Meinung bringen, daß er sich gar nicht mehr im Widerspruche mit der Kirchenlehre befinde. Da bewog Constantin

die Mehrzahl der Bischöfe, ihn wieder als rechtgläubigen Christen anzuerkennen. Schon sollte er 336 zu Constantinopel feierlich wieder in die Kirche aufgenommen werden. Tags zuvor geht er mit einigen seiner Anhänger stolz durch die Gassen; da treibt ihn ein Bedürfniß, sich an einen heimlichen Ort zu entfernen; wie seine Freunde sich nach ihm umsehen, finden sie ihn starrtodt. Darin sahen viele ein Gottesgericht.

Als Constantin 65 Jahre alt war, fühlte er, von einer Krankheit ergriffen, sein nahendes Ende. Jetzt erst ließ er sich taufen. Er hatte das Sakrament, wahrscheinlich in der irrigen Meinung, daß die nach der Taufe begangenen Sünden nicht mehr vergeben würden, so lang verschoben. Nach dem heiligen Bade zog er seinen Purpurmantel nicht mehr an, sondern blieb im weißen Taufkleide, des Abrufs in die himmlische Heimat gewärtig. Bald darauf verschied er im Bekenntniß zu Christo 337 und wurde nach seinem Wunsch in der Apostelkirche zu Constantinopel begraben.

§ 10. Das römische Reich und die Kirche bis zur Trennung des ersteren.

Constantin hinterließ das Reich seinen drei Söhnen: Constantin II., Constantius und Constans. Sie waren sorgfältig im Christenthum erzogen worden; aber es hatte bei keinem tiefe Wurzeln gefaßt. Sie stritten untereinander, und Constantin II. fällt im Bruderkrieg, 340. Constans, der Schwelger, wird von Aufrührern getödtet, 350. Constantius ist Alleinherrscher. — Dieser pflichtete der falschen Lehre des Arius bei und suchte sie zur herrschenden zu machen! Viele waren doch dem Irrthum des Ketzers heimlich zugethan geblieben; so mehrte sich denn jetzt sein Anhang gewaltig. Die Arianer traten überall triumphirend hervor und verfolgten die Rechtgläubigen. Ihnen gieng ja der Kaiser voran, welcher sogar den vortrefflichen Athanasius wiederholt aus seinem Bischofssitze verjagte. Aber die meisten Bischöfe und Gemeinden duldeten lieber alle Drangsal, als daß sie vom rechten Glauben abgefallen wären. Da brachte Constantius' Tod 361 eine noch härtere Noth über die Kirche; es gieng noch einmal auf gänzliche Vernichtung derselben los.

Des Constantius Neffe Julianus (361—63) war in seiner Jugend streng zum Christenthum angehalten worden, hatte aber an seinen Onkeln nur Schlimmes gesehen. Im Lesen der alten Schriftsteller und im Umgange mit heimlichen oder öffentlichen Heiden, namentlich zu Athen, wo er sich längere Zeit aufhielt, faßte er eine sonderliche Neigung zum Heidenthum; und den eiteln Menschen lockt die Vorstellung, welch großen Ruhm es ihm eintragen würde, wenn er das alte herrliche Römerreich wieder emporbringen werde. Sogleich nach seinem Regierungsantritt ertheilte er darum völlige Religionsfreiheit, bekannte sich selbst als Heide und bestrebte sich, das Heidenthum Jedermann angenehm zu machen. Die Gebildeten suchte er mit der Rede zu gewinnen, daß hinter der Götterlehre, wie man sie dem gemeinen Mann vortrage, etwas Tieferes, ein geheimer erhabener Sinn stecke, das gemeine Volk durch die Prachthülle, womit er den Götterdienst ausstatten ließ. Da wurden nun überall die verfallenden Tempel neugebaut und ausgeschmückt, die umgestürzten Götzen wieder aufgerichtet, Prozessionen gehalten, geopfert und geräuchert; und der Kaiser machte selbst den Oberpriester dabei. Das Christenthum verbot er



Fig. 82. Julian Apostata.

zwar nicht ausdrücklich; allein er entzog den Kirchen ihre Güter, nahm den Christen ihre Staatsämter, verbot den christlichen Lehrern, Unterricht in höhern Wissenszweigen zu ertheilen, damit die Christen eitel rohe Leute und deßhalb verachtet werden sollten. Er hatte nur Heiden um sich, sah jeden Christen sauer an und hinderte es nicht, wenn sie von andern geplagt wurden; er selbst verhöhnte sie, schrieb heftige Schmähschriften auf das Christenthum. Sein Haß gegen dasselbe steigerte sich bis zur Tollheit; gar verächtlich schien ihm „der Galiläer", der es denn doch gewann.

Um die Weissagung des Herrn, daß der Tempel zu Jerusalem wüste bleiben solle, zu Schanden zu machen, sollte derselbe wieder aufgebaut werden. Er erläßt eine Aufforderung an alle Juden, nach der hl. Stätte zu ziehen und ihr Gotteshaus wieder hoch und herrlich aufzurichten. Sie eilen von allen Seiten herbei; flugs wird das Werk begonnen. Allein bei der Grundlegung des Baues erbebt die Erde und aus der Tiefe brechen Flammen hervor, die einen Theil der Arbeiter tödten, den andern wegschrecken. Das Unternehmen muß aufgegeben werden. Was will der ohnmächtige Mensch wider den Herrn Herrn? — Julian zog gegen die Neuperser. Es mißglückte ihm mit seinem zahlreichen, trefflichen Heere nach anfänglichem Sieg. In einer Schlacht ward er tödtlich verwundet. Da nahm er eine Hand voll von seinem strömenden Blute, warf es in die Luft und rief: „Galiläer, so hast du doch gesiegt!" Er starb, der unglückliche Mensch, der im übrigen manche löbliche Eigenschaft besaß, erst 32 Jahre alt, genannt Apostata, der Abtrünnige.

Keiner seiner Nachfolger ist mehr vom Christenthum gar abgefallen. Der neue Kaiser, Jovianus, (363—64) verkündigte sogleich, daß er ein Christ sei und über Christen herrschen wolle. Somit war hier alle Gefahr in einer Kürze vorüber. — Ihm folgte Valentinian I. († 374), welcher seinen Bruder Valens zum Mitregenten annahm. Valens, im Osten des Reichs, war aber ein entschiedener Arianer und Verfolger der Rechtgläubigen; Gott strafte ihn. Damals brach der Sturm der Völkerwanderung los; da wurden die Gothen in sein Reich hineingeworfen, und im Kampf mit ihnen geht er traurig unter. Später (S. 283 ff.) näher davon.

Im Westen herrschte seit Valentinians Tode sein Sohn Gratianus. Derselbe übergab den Reichstheil des verunglückten Valens dem Spanier Theodosius, der, wie Constantin I., den Beinamen des Großen erhielt. Er war groß an Geist, Kraft und edlem, frommem Sinne. Dieser wußte mit den Gothen fertig zu werden und sie noch recht wohl zu gebrauchen (S. 284). — Als Gratianus ermordet ward, 383, überließ Theodosius den Westen an dessen Bruder Valentinian II. Als auch dieser dem Mordstahle fiel, 392, wurde er wieder Alleinherrscher, aber auch der letzte, über das alte römische Weltreich. Und er war zum „Ordner des Reichs" erkoren; er brachte das jämmerlich zerrüttete und fast schon zerbrechende noch etwas zurecht, daß es währe bis auf seine Zeit. Gott hat ihn aber auch zum „Ordner der Kirche" ersehen, die durch den Arianismus gleichfalls sehr zerrüttet und geschädigt war; und daß er dieser zurecht half, das ist das Größte, was er durch die göttliche Gnade ausgerichtet hat.

Theodosius beschloß, schon vor seiner Alleinherrschaft, der unseligen Verwirrung in der Kirche ein Ende zu machen. Er bekannte sich mit voller Ueberzeugung zur lautern Lehre, und es war ihm das tiefste Herzensanliegen, ihr wiederum zur allseitigen Geltung zu verhelfen. Darum berief er 381 ein Zweites Oekumenisches Concil nach Constantinopel, wo die Väter der Kirche sich abermals von allen Seiten her versammeln. Die meisten halten doch noch zum rechten Glauben, und da die Arianer in zwei Parteien zerspalten sind, gelingt es um so eher sie zu überwinden. Hier wurde nun das Nicänische Concil bestätigt, dazu ausgesprochen, daß der Geist mit Vater und Sohn zugleich angebetet werde. Später entstand das Symbolum, welches dem Athanasius zu Ehren das Athanasianische genannt wird; es ist das dritte Glaubensbekenntniß der Christenheit, welches mit dem Apostolischen und Nicänischen wenigstens von allen Kirchen des Abendlandes einmüthig angenommen wird.

In ihm ist auf's Festeste die Gottheit des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes ausgesprochen, die doch nicht drei Götter sind, sondern nur ein Gott dem Wesen nach. „Das ist," so heißt es im Eingange, „der rechte christliche Glaube, daß wir einen Einigen Gott in drei Personen und drei Personen in der Einigen Gottheit ehren, und nicht die Personen ineinandermengen, noch das göttliche Wesen zertrennen." Auf dieser Lehre von der Dreieinigkeit, welche allerdings für unser jetziges Fassungsvermögen ein hohes Geheimniß, aber unleugbare Lehre der heil. Schrift ist, steht das Christenthum als auf seiner untersten Grundlage.

Die rechtgläubigen oder orthodoxen Lehrer der Kirche waren im Vereine mit dem Kaiser bemüht, dem Dreieinigkeitsglauben überall Geltung zu verschaffen, und der Herr segnete ihr treues Bemühen, daß der Arianische Irrthum allenthalben ausgetilgt ward mit Ausnahme freilich etlicher Germanischen Völker, zu denen das Christenthum in der Zeit von Constantius auf Valens, man weiß nicht näher wie, gekommen war. — Theodosius bestrebte sich aber auch mit Erfolg, das Heidenthum im Reiche vollends auszutilgen. Er verbot allen heidnischen Gottesdienst auf's strengste und belegte die Uebertreter dieses Verbots mit empfindlichen Strafen. Alle Götzentempel wurden zugeschlossen, die meisten niedergerissen; 394 wurden die olympischen Spiele zum letztenmal gefeiert. So verschwand wenigstens aller öffentliche Cultus des Heidenthums. Jetzt hatte das Christenthum, und in den Hauptlehren noch rein erhalten, den vollständigsten äußern Sieg erlangt.

Wenn Theodosius auch in seinem Eifer gegen das Götzenwesen zu unrechten Mitteln, zu fleischlichen Waffen griff, so meinte er es doch gut. Er war aufrichtig fromm. Und wie demüthig dieser hohe Herrscher, wie furchtlos aber auch ein Diener der Kirche, davon ein schönes Beispiel. Der Kaiser hatte einmal in aufwallendem Zorn über den Mord mehrerer Offiziere ein grausames Blutbad unter dem Volk zu Thessalonich anrichten lassen. Nicht lange nachher wollte er die Kirche zu Mailand besuchen. Da stellte sich aber der Bischof Ambrosius unter die Kirchthüre und verweigerte ihm den Eintritt: er könne seine blutbefleckten Hände nicht ungesühnt zu Gott erheben, erst müsse er Buße thun um seine Missethat. Und der große Kaiser zieht seinen Purpur aus, fällt auf sein Angesicht und betet: Meine Seele liegt im Staub ꝛc., während sein Volk umher weint. Und erst nachdem er gelobte Besserung monatelang treu gehalten, wird er wieder in die Kirche aufgenommen.

Er starb 395 selig im Herrn. Das Reich hinterließ er seinen zwei jungen Söhnen Arkadius und Honorius. Jener sollte den Osten, dieser den Westen beherrschen. Von dem an theilte sich der römische Staat für immer in ein Morgenländisches und Abendländisches Kaiserthum. Jenes heißt auch das Griechische oder Byzantinische, dieses das Lateinische. In beiden ist vom innern Sieg des Christenthums nicht viel zu rühmen.

Die blutigen Gladiatorenkämpfe z. B. dauerten auch unter Honorius fort, bis einmal ein muthiger Mönch in die Arena hinabsprang, die Kämpfer zu trennen und dafür vom Volk gesteinigt wurde. Sein Tod besiegelte ihr Ende.

Ich muß noch die berühmtesten Kirchenlehrer des 4. Jahrhunderts aufführen und schicke die schon genannten voran.

Athanasius also, Bischof von Alexandrien. Ein hocherleuchteter Mann vom reinsten, schönsten Wandel, der tapferste Streiter für die göttliche Wahrheit. Fünfmal wurde er ob seines Kampfes wider die Arianische Ketzerei aus seinem Bisthum vertrieben. Doch durfte er in seiner Gemeine, die ihm mit ungemeiner Liebe und Verehrung anhieng, sterben, 373. Von ihm haben wir Bibelerklärungen, Predigten und gelehrte Abhandlungen über den Glauben.

Ambrosius, Bischof von Mailand. Er war dazu vom Staatsmanne weg erwählt worden. Da schenkte er seine zeitlichen Güter den Armen und ließ Gottes Wort sein einzig Gut sein, daran er sich Tag und Nacht ergötzte. Er war unablässig beeifert, den Menschen zu ihrem Heile zu dienen, mild, freundlich, erbarmend gegen alle, aber auch ernst und fest, wo es noth that. Von ihm besitzen wir noch 91 Briefe voll Geist

und Salbung, auch hehre Hymnen. Er übersetzte den Lobgesang: **Te Deum laudamus**, Herr Gott, Dich loben wir, mit welchem die Christen in aller Welt Jahrhunderte lang den Dreieinigen verherrlicht und ihren Geist erhoben haben. Die ganze Christenheit bewunderte diesen Mann und beweinte ihn, als er starb, 397.

Eusebius (Pamphili), Bischof von Cäsarea. Ein großer Gelehrter. Er schrieb eine Chronik aller Völker und Staaten von Anfang der Welt bis 325 vor Chr. und eine höchst schätzenswerthe Kirchengeschichte in 10 Büchern von Christo bis zum J. 324. Diese gibt uns die meiste Kunde von den kirchlichen Verhältnissen bis dahin. Er ist der Vater der Kirchengeschichte. † 340.

Johannes, Bischof von Constantinopel, Chrysostomus (Goldmund) genannt wegen seiner außerordentlich hinreißenden Beredsamkeit. Schon da er als Presbyter in Antiochia predigte, strömten ihm Zuhörer aus allen Gegenden zu. In Constantinopel lauschte oft eine Versammlung von Zehntausenden seiner Rede. So süß und erquicklich er predigte, so ernst und scharf aber auch wieder. Er strafte ohne Scheu die Sünden, auch die Großen der Welt um ihre Sünden. Darum wurde er aus der üppigen Hofstadt verjagt, und als er auf heftiges Verlangen des Volks zurückgerufen war und mit derselben Strenge gegen das Laster auftrat, auf's neue verjagt. Er starb in der Verbannung, 407, mit den Worten: „Gelobt sei Gott um alles!" Es haben sich etwa 1000 Predigten von ihm erhalten, an denen wir seine große Bibel- und Menschenkenntniß, seine seltene Kunst, die Schrift auf's Leben anzuwenden, seinen Reichthum an trefflichen neuen Gedanken und seine edle musterhafte Sprache bewundern. Er ist der erste Kanzelredner des christlichen Alterthums.

Hieronymus, von Stridon in Dalmatien. Ohne Kirchenamt brachte er den größten Theil seines Lebens auf Reisen im Abend- und Morgenlande und in Zurückgezogenheit zu. Er lebte strengenthaltsam, studirte viel und erwarb sich besonders eine große Bekanntschaft mit den Sprachen. Sein vornehmstes Werk ist eine Uebersetzung der Bibel aus dem Hebräischen und Griechischen Grundtext in's Lateinische, welche unter dem Namen Vulgata in der ganzen römischen Kirche Geltung hat bis auf diesen Tag. Er beschloß sein Leben hochbetagt als Einsiedler bei Bethlehem, 420.

Wir müssen noch eines merkwürdigen Mannes, des Wulfila (Ulphilas) gedenken, welcher aus einer Familie gothischer Kriegsgefangener in Kappadocien stammte und (341—381) als Bischof unter seinem Volke besonders im Hämusgebirge wirksam war. Schon vor ihm hatte das Christenthum unter diesem Germanischen Stamme einigen Eingang gefunden; Ulphilas aber war es, der mit aller Kraft und großem Erfolge es unter demselben weiter ausbreitete. Er hatte die Freude, daß sich noch bei seinen Lebzeiten der gothische Herzog Frithigern taufen ließ. Um seinen lieben Gothen das göttliche Wort in der heil. Schrift selbst zugänglich zu machen, übersetzte er dieselbe, wenigstens größtentheils, in's Gothische. Wir besitzen noch Bruchstücke seiner trefflichen Uebersetzung, und in diesen das älteste Denkmal der deutschen Sprache.

Höret doch etwas von diesem alten Deutsch, höret das heil. Vater Unser darin! Es lautet:

Atta unsar, thu in himinam, Weihnai namo thein, Kwimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. Ja aflet uns thatei skulans sijaima, swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni bringais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins. Amen.

Verständlicher schon ist das Vater Unser, wie es die Alamannen 2—3 Jahrhunderte später beteten; es stehe zur Vergleichung hier:

Fater unser, thu bist in himile. Wihe namun dinan. Queme rihi din. Werde willo din, so in himile, so sa in erdu. Prot unser emezik kip uns hiutu. Oblaz uns skuldi unser, so wir oblazen uns skuldigen. Enti ni unsih firletti in khorunka. Uz erlosi unsih fona ubili.

Eine eigene Erscheinung dieser Zeit ist noch zu erwähnen, die Entstehung des Einsiedler- und Mönchslebens.

Den Morgenländern ist eine gewisse Hinneigung zur Einsamkeit und Beschaulichkeit eigen; und eine Weltflucht, wie sie die Buddhisten (S. 41) übten, kam auch bei Aegyptern und Juden (S. 227 Essener) vor. Die Verfolgungen trieben manche ägyptische Christen in die Wüste; sie glaubten zu finden, daß man abgesondert von der Welt ein frommeres, göttlicheres Leben führen könne. Man übte sich,

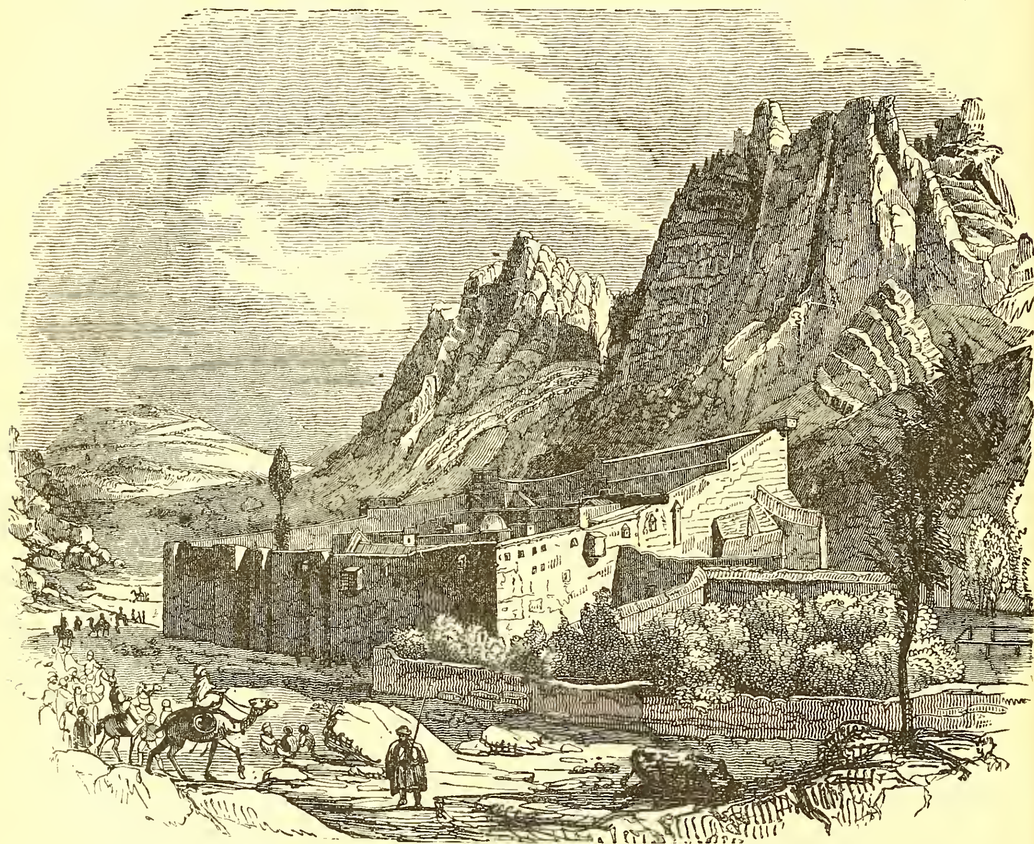


Fig. 83. St. Katharinenkloster am Sinai.

möglichst wenige Bedürfnisse zu haben. Wie dann, seit Constantin die Kirche erhoben, so viele Heuchel- und Namenchristen hineinkamen, dachten ängstliche Seelen, sie müßten sich von der falschen weltlichen Christenheit ausscheiden, um sich nicht durch sie zu verunreinigen; und der Zug nach diesem Leben wurde noch viel stärker.

Als Stifter des Einsiedlerlebens wird der Aegypter Antonius genannt. Er stammte aus einer angesehenen Familie. Für die Wissenschaften hatte er keinen Sinn, aber frühe eine flammende Lust an der Verehrung Gottes. Nach dem Tode seiner Eltern schenkte er sein ganzes Vermögen weg und zog sich 280 in eine öde Gebirgsgegend am rothen Meere zurück, wo er nun zu Gottes Ehre ein ascetisches (in der Kreuzigung des Fleisches sich übendes) Leben führte. Er lernte von anderen Asceten, begnügte sich mit der geringsten Kost, Brot, Salz, Wasser, fastete tagelang, schlief auf dem bloßen Erdboden, wachte Nächte hindurch ꝛc. Dabei betete er immer auch unter der täglichen Arbeit. Als er dieß 20 Jahre fortgetrieben, begann er denen, welche den heiligen Mann in der Einöde besuchten, zu predigen; und es zogen Massen von Menschen zu ihm hin, hörten ihn mit Begier und ließen sich von ihm Rath und Trost ertheilen. Zweimal erschien er aus seinem abgeschiedenen Aufenthalt in Alexandria, die Christen zu

stärken und zu ermahnen. Seine Jünger mehrten sich ungemein und als er, über 100 Jahre alt, 356 starb, waren alle Einöden Aegyptens mit Einsiedlern (Eremiten, Anachoreten) erfüllt.

Sein Zeitgenosse Pachomius († 348) ward Stifter des Mönchslebens. Er vereinigte nämlich viele Eremiten zu einem heiligen Zusammenleben. Auf einer Nilinsel in Thebais errichtete er ein in Zellen abgetheiltes Gebäude, darin sie mit einander unter seiner Leitung nach einer gemeinsamen, von ihm entworfenen Regel ihre Tage zubrachten. Solch ein Gebäude wurde Könobion (Gemeinschafts-Leben) genannt; lateinisch hieß es Claustrum (Verschluß, Kloster). Die Hausgenossen hießen Könobiten oder Mönche. Pachomius regierte seine Mönche fromm und gut, und sie nannten ihn Abbas, Vater, woraus das Wort Abt entstanden ist. Es liefen ihm aber so viele zu, daß er aus dem einen Kloster zuletzt neun machen mußte, um seine 3000 Könobiten darin unterzubringen. Gleich gab es auch ein Nonnenkloster; Pachomius selbst baute ein solches für seine Schwester, welche mit einem Chor der Welt entsagender Jungfrauen durch die vermeintlich „selige Pforte" einzog. Nonne ist ein ägyptisch Wort und bedeutet ehrwürdige Mutter, „Monch" aber fromm. Die Klöster mehrten sich in kurzer Zeit erstaunlich, besonders in Aegypten und Syrien. Uebrigens stand es im Anfange jedem frei, aus dem Kloster wieder in die Welt zurückzukehren. Das Katharinenkloster am Sinai (Fig. 83) mag wohl 1300 Jahre alt sein.

Was sagen wir hiezu? Allerdings gehört Muth und Kraft dazu, so der Erde Güter und Annehmlichkeiten zu verleugnen. Allein einmal ist es schon eine sehr irrige Meinung, daß man in der (äußern) Abgeschiedenheit von der Welt Gott heiliger dienen könne; nein! „**in** der Welt der Welt entfliehen," das ist die höchste Heiligkeit. Und dann lag diesen Heiligen allen die große Gefahr nahe, in geistlichen Hochmuth, in Ueberhebung ihrer selbst zu gerathen und in den Wahn zu verfallen, daß man mit solchem besonders heiligen Leben die himmlische Seligkeit verdienen könne. Und auch noch die Gefahr jenes Müssiggangs lag nicht ferne, der viel Böses lehrt. Sir. 33, 29.

IV. Die große Völkerbewegung.

Ich habe jetzt von einem außerordentlichen Ereignisse zu erzählen, von einem Sturme, der Europa von Osten nach Westen hin durchtobte, ein Volk auf das andere warf und die Sitze vieler Völker veränderte, das westliche Römerreich aber zertrümmerte. Unsere Germanischen Vorfahren waren es, die diesem, wie schon lange angekündigt, den Todesstoß gaben, sie, die bestimmt waren, von der alten abgelebten Welt das Christenthum in sich aufzunehmen als in einen neuen frischen Boden, wo es mit der Zeit am herrlichsten gedeihen konnte. Dabei muß ich noch ins 4. Jahrh. zurückgreifen und schon Berichtetes näher darstellen.

§ 1. Beginn der Völkerwanderung.

Ums J. 375, während noch Valens (S. 279) im Osten des Römerreichs herrschte, begann die sog. Völkerwanderung. Aus dem Innern Asiens (Mongolei) brach ein großes, unzählbares Volk, Hunnen genannt, hervor und zog mit Weib und Kind und aller Habe nach Westen hin. Häßliche Leute, nicht groß, aber breitschultrig und festknochig; auf dem derben Rumpfe saß mittelst eines sehr kurzen Halses ein dicker Kopf mit schwarzgelbem bartlosem Gesichte, stark hervortretenden Backenknochen, platter Nase, großem Munde, kleinen schief- und tiefliegenden Augen. Sie stacken in schmutzigen Kitteln von Leinen oder Mausfellen; Hosen aber trugen sie von Bockshäuten und eine Zottelmütze auf dem Kopfe. Sie

lebten von der Milch ihres Viehes, von Wurzelwerk und rohem Fleische, das sie unter ihren Sätteln mürbe ritten. Immer saßen sie auf ihren kleinen, häßlichen, aber dauerhaften Pferden, sie aßen, tranken, rathschlagten und schliefen wohl auch darauf. Die Weiber wohnten mit den Kindern auf Karren. Sie kannten nicht Ackerbau, noch Gewerbe; von Kind auf waren sie ein Streifleben gewöhnt. Raubsüchtig, jähzornig, blutgierig umschwärmten diese „zweibeinige Bestien" den Feind, beschossen ihn mit Knochenpfeilen und rissen ihn mit Schlingen vom Pferd.

Als diese Hunnen über den großen Strom Wolga gesetzt hatten, stießen sie 372 auf die Alanen oder Massageten, ein Germanisches Volk von schöner Bildung, das zwischen Wolga und Don saß. Mit furchtbarem Gebrülle fielen sie über dasselbe her; theils floh es, theils wurde es bezwungen von ihnen mit fortgerissen. Jetzt kamen sie an den stärksten deutschen Stamm, an den der Gothen, getheilt in Ost- und Westgothen. Die Ostgothen, welche damals vom schwarzen Meere bis zur Ostsee hinauf saßen, waren es, auf welche jetzt die Hunnen trafen. Aber auch dieses mächtige Volk konnte ihrem Angriffe nicht widerstehen. Blitzschnell stürmen sie heran, senden schon aus der Ferne einen Hagel von scharfgespitzten Pfeilen, hauen angesprengt mit dem Säbel drein und werfen ihre Schlingen; plötzlich verschwinden sie auf ihren schnellen Rossen, um ebenso plötzlich wieder zu erscheinen und mit erneuter Wuth die Feinde anzufallen, bis diese müde sind und sinken oder weichen. Die Ostgothen wurden auf die Westgothen gedrängt, welche diesseits des Dniepers in Dacien (S. 273) wohnten. Die schwächern Westgothen können den Stoß ihrer Brüder nicht aushalten: sie sammeln sich am Ufer der Donau, und lassen durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze Bischof Wulfila steht, den Kaiser Valens um Aufnahme in seine Lande südlich des Stromes flehentlich bitten. Valens bewilligte ihnen Wohnsitze in Thracien unter der Bedingung, daß sie ihm unterthänig und heerdienstwillig und alle Christen würden, die noch Heiden seien; es ist ihnen alles recht, und so werden sie denn auf Schiffen, Flößen und Baumstämmen über die Donau gebracht. Man zählte allein 200,000 streitbare Männer.

Aber drüben wurden sie von den kaiserlichen Beamten sehr schlecht behandelt; die elendeste Nahrung, Hunde- und Katzenfleisch, verkaufte man ihnen für theures Geld, ja für ihre Söhne und Töchter, die sie zu Sklaven hingeben mußten, wenn sie nicht verhungern wollten u. s. f. Da empörten sich, von ihrem Herzog Frithigern aufgerufen, die so schändlich Mißhandelten, schlugen ein gegen sie aufgebrachtes Heer und durchzogen dann mit Raub, Mord und Brand ganz Thracien. Jetzt machte sich Valens gegen sie auf und es kam bei Adrianopel, 378, zu einer großen Schlacht, in welcher die wüthenden Gothen zwei Dritttheile des römischen Heeres, 40,000 Mann, niedermetzelten. Valens selbst wurde tödtlich verwundet. Seine Leute trugen ihn vom Schlachtfelde weg in eine Hütte; aber die Gothen umringten und verbrannten dieselbe samt dem Kaiser und seinem Gefolge (S. 279).

Jetzt erhielt ja Theodosius die Herrschaft im Osten. Klug wie tapfer, wußte er durch freundliche Behandlung den Zorn der Gothen zu besänftigen. Er schloß 382 mit dem gesammten Volke einen Friedens- und einen Heervertrag. Sie sollten in den ihnen angewiesenen Landstrichen abgabenfrei unter ihrem eigenen Fürsten nach eigenen Gesetzen leben, jedoch die Oberhoheit des Kaisers anerkennen und immer, gegen schöne Jahrgelder aber, 40,000 Mann für ihn in Waffen halten. So hatte Theodosius, so lang er lebte, Ruhe vor ihnen und konnte mit diesen trefflichen Kriegern seine Herrschaft befestigen.

§ 2. Alarich.

Arkadius, welcher nach des Vaters Tode zu Constantinopel über das Morgenland herrschte, war so unverständig, den Westgothen ihren Dienstvertrag nicht zu halten, so empörten sie sich abermals. Sie durchzogen plündernd und verwüstend

Macedonien und Hellas und ließen sich endlich in Illyrien nieder. Ihren tapfern Anführer Alarich erhoben sie nach Germanischer Sitte auf einem Schilde vor allem Volk zum Könige, und er trachtete diesem einen festen Boden zu gewinnen.

Die Griechische Regierung fürchtete diesen Mann sehr; um ihn für sich unschädlich zu machen, suchte sie ihn anderwärts zu beschäftigen, und so reizte sie ihn selbst zu einem Einfall in Italien, wo bekanntlich des Theodosius anderer Sohn, Honorius, herrschte. Das war noch ein elenderer Regent als sein Bruder; seine größte Sorgfalt wendete er auf seinen Hühnerhof. Er erschrack heftig, als ihm die Nachricht vom Heranziehen „der Barbaren" zu Ohren kam, und flüchtete sich mit seinen geliebten Hühnern in die für unbezwinglich gehaltene Stadt Ravenna. Bei der allgemeinen Angst behielt jedoch der Minister und Oberfeldherr des Kaisers, Stilicho, ein Vandale, das Herz noch auf dem rechten Fleck; er zog eilends Truppen von allen Seiten, namentlich aus den Provinzen, an sich, und bewog den Alarich in zwei blutigen Schlachten, wieder nach Illyrien zurückzugehen, 403.

Als aber darauf der blödsinnige Honorius seine einzige menschliche Stütze, den Stilicho, unschuldigerweise hatte hinrichten lassen, da drang Alarich auf's neue in Italien ein, 408. Der Kaiser verschließt sich sogleich in dem festen Ravenna. Mit der ungewissen Belagerung desselben will sich Alarich nicht aufhalten; er zieht, und zwar ungehindert, hinab bis vor Rom. Da standen nun die schrecklichen Germanen, vor deren befürchtetem Nahen sie schon vor 500 Jahren gezittert hatte (S. 190), vor der stolzen Weltstadt! Sie faßte noch eine halbe Mill. Bewohner; aber Niemand spürte Lust, sie zu vertheidigen. Man unterhandelte mit dem Gothen und erkaufte seinen Abzug mit dem ungeheuren Preise von 5000 Pfd. Gold und 30,000 Pfd. Silber; 4000 Seidenkleider, 3000 Saffianhäute und 3000 Pfd. Pfeffer waren nebeneinbedungen.

Alarich wollte den Kaiser nicht entthronen; er wollte sein (freilich allmächtiger) Oberfeldherr werden, und darum verhandelte er mit demselben. Weil aber Honorius sich mit ihm nicht vertragen mochte, so zog er, 409, zum andern Mal vor Rom. Es muß sich ihm ergeben; doch schont er Leben und Eigenthum der Römer. Er setzte aber hier den Honorius ab, und ließ durch den Senat den Stadthauptmann Attalus zum Kaiser wählen. Da er jedoch mit dem Benehmen desselben unzufrieden ward, hieß er ihn bald wieder vom kaiserlichen Stuhle herabsteigen und unterhandelte auf's neue mit Honorius. Währenddem wurde er hinterlistig angegriffen; da entbrannte sein Zorn und er rückte zum dritten Male vor Rom. Er eroberte es am 24. August 410. Um Mitternacht öffneten ihm gothische Kriegsgefangene die Thore, und die schauerlichen Töne der deutschen Hörner und das Flammengeprassel auflodernder Gebäude scheuchen die Römer aus ihrer Ruhe auf. Die Gothen plünderten dießmal die ungeheure Stadt mit ihren unzähligen Palästen; doch schonten sie die Kirchen und Kirchengüter und das Leben aller Wehrlosen. Das alte Rom verendet.

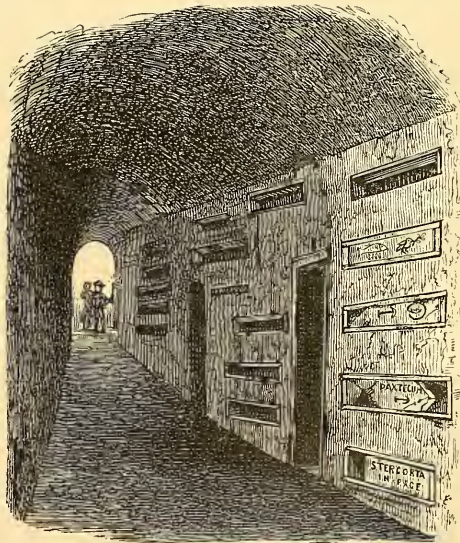


Fig. 84. Gallerie mit Gräbern in den Katakomben Roms.

Merkwürdigerweise hört mit 410 die Sitte der römischen Christen auf, sich in Grüften, Katakomben (Fig. 84) beerdigen zu lassen. Diese geriethen allmählich in Verfall und

Vergessenheit, bis in unsern Tagen eifrige Forschung aus ihnen eine Fülle von Zeugnissen über die ersten Jahrhunderte der römischen Kirche ans Licht gebracht hat, welche über den Verlust so mancher Schrift trösten kann. — Seit Constantin kam das Kreuzeszeichen und Monogramm Christi (das griechische Ch vom R durchschnitten) vielfach in Gebrauch; das dritte Zeichen auf Fig. 85 steht auf vielen Münzen Constantins und soll dem Kreuzeszeichen, das dem Kaiser im Gesicht (S. 275) erschienen war, entsprochen haben. Während der Anker (Fig. 86) als Symbol der christlichen Hoffnung, und Schaf und Taube als Sinnbilder der lebenden oder verstorbenen Christen nie ganz außer Gebrauch gekommen sind, ist das Sinnbild des Fisches mit dem Aufhören der Verfolgungen völlig verschwunden. Der Fisch (Ichthys) bedeutete den Gläubigen „J. Chr. Gottes Sohn Heiland"; Fisch und Brot erinnerte an die Mahlzeiten Joh. 6, 11 und 21, 13, ja versinnbildlichte die Spendung von Christi Leib und Blut im hl. Abendmahl. Ebenso galt die Milch (oft in einem am Hirtenstab aufgehängten Eimer) als Symbol der Communion wie des Wortgenusses.

Fig. 85. Kreuz u. Monogramm Christi.

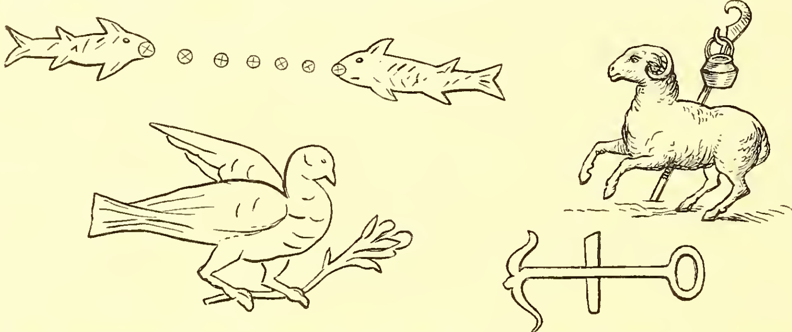


Fig. 86. Symbolische Zeichen u. Bilder der Christen in der Verfolgungszeit. Nach den Denkmälern in den Katakomben.

Mit reichster Beute beladen führte Alarich nach kurzem Aufenthalte sein Heer dem Süden zu. Er wollte sich „der Kornkammer Italiens" (Sicilien und Afrika) bemächtigen. Unaufgehalten drang er bis an's Meer hin. Aber im Angesichte Siciliens ereilte ihn ein früher Tod. Der jugendliche Held starb im 34. Jahre seines Lebens zum großen Leidwesen seiner Krieger zu Cosenza. Seine Gothen leiteten den Fluß Busento ab, bauten im Bette desselben ein tiefes Grab, setzten ihren herrlichen König in seiner Rüstung auf seinem Streitrosse nebst vielen Kostbarkeiten hinein und ließen dann den Busento wieder über das Grab laufen. Unangetastet ruhen dort die Gebeine des Deutschen, der Rom bezwang und schonte.

§ 3. Neue Reiche auf dem Boden des römischen.

Das Abendländische Kaiserreich stürzte wohl noch nicht zusammen, verlor aber schon einen großen Theil seines weiten Gebietes.

Der Nachfolger Alarichs und sein Ebenbild, der jugendlich blühende Athaulf (Adolf) führte die Westgothen durch Italien zurück und ganz hinaus nach Gallien hinüber, 412. Er minnte die Schwester des Kaisers Honorius, die in gothische Gefangenschaft gerathene Placidia, begehrte sie sittsam vom Bruder zur Ehe und erhielt auch nach einigem Zögern dessen Jawort. Leider wurde Athaulf schon 415 von einem treulosen Diener ermordet. Er aber und sein Nachfolger Wallia gründeten dort im südlichen Gallien ein sehr ansehnliches Westgothenreich, das sich noch über die Pyrenäen hinüber ein gut Stück nach Spanien hinein ausdehnte. Tolosa (Toulouse) war der Königssitz. In den lieblichen Gegenden blieben die Westgothen, des langen Wanderns müde, nun feste sitzen, widmeten sich dem Ackerbau, den Gewerben und Künsten, und wurden bei ihren trefflichen Anlagen bald gebildeter als die Römer, deren Oberhoheit ihr König zunächst noch anerkannte.

Wir müssen aber zunächst wieder um einige Jahre zurück und etwas aufmerken. In Folge des Einbruchs der Westgothen in Italien (S. 285) kam zu dem Drucke der Hunnen von Osten her noch eine andere Ursache der großen Völkerbewegung jener Zeit. Denn da die Römer, um sich gegen Alarich zu schützen, ihre Streitkräfte aus den Provinzen zogen und so die Grenzen des Reichs entblößten, stürzten Germanische Völkerschwärme gierig in die offenen schönen Länder hinein. — Schon 406 brach ein ungeheurer Schwarm von Alanen, Vandalen, Sueven und Burgunden unter Anführung eines Herzogs Hradagais über die Alpen in Oberitalien ein und drang Alles verwüstend bis Florenz hinab. Zum Glück für Italien lebte damals der unverzagte Stilicho noch, dem es, nachdem Hunger und Seuchen grausam unter ihnen gewüthet hatten, mit seinem tapfern Schwerte gelang, die wilden Horden wieder über die Alpen zurückzuschaffen. Nun aber setzten sie, 407, über den Rhein und überfluteten zwei Jahre lang ganz Gallien. Sie zerstörten die von den Römern gegründeten schönen Städte am Rhein und weiter hinein, Mainz, Worms, Straßburg, Speier, Arras, Reims 2c., sie hausten allenthalben mit Feuer und Schwert. Von 409 an drangen die Alanen, Vandalen und Sueven auch nach Spanien und verwüsteten das Land ebenso. Endlich ließen sich diese drei Stämme im Westen Spaniens (Portugal dazugerechnet) nieder und gründeten dort eigene Reiche. Das geschah also Alles vor dem Zuge der Westgothen nach Gallien, welcher erst 412 statt hatte.

Die Burgunden jedoch blieben in Gallien und setzten sich seit 414 von Worms an am Rhein aufwärts bis zum Juragebirge fest. Das Burgundenreich dehnte sich in der Folge noch weiter nach Westen und Süden hin aus, es lief von der Rhone bis zum Meer hinab und auch in die Schweiz und Savoyen hinein.

Die Vandalen kamen aber bald aus Spanien nach Afrika hinüber, und das gieng so zu. Kaiser Honorius, der Hühnerfreund, starb nach einer unrühmlichen Herrschaft, 423. Seine Schwester Placidia hatte nach ihres Athaulfs traurigem Tode wider ihren Willen eine zweite Ehe mit einem vornehmen Römer eingehen müssen und in derselben einen Sohn geboren, und diesem, Valentinian III., fiel jetzt die Krone zu. Da er aber noch ein Kind war, regierte vorerst Placidia in seinem Namen das weströmische Reich. Sie hatte aber zwei tapfere Feldherrn, den Bonifacius und Aëtius. Der Erstere führte die Statthalterschaft über das reiche Afrika, und der Letztere beneidete ihn und beredete die Gebieterin, ihm dieselbe abzunehmen. Bonifacius will nicht weichen und ruft die Vandalen zu seiner Hilfe herbei. Diese setzen wirklich unter ihrem König Genserich, 30,000 streitbare Männer stark, über das Mittelländische Meer, 429. Sie zeichneten sich vor allen deutschen Stämmen durch Wildheit aus, die auch durch das von ihnen angenommene Arianische Christenthum nicht sehr gemildert worden war; doch waren sie keuscher als die römischen Christen. Wie grimmige Thiere fielen sie in Afrika ein, verheerten die Ländereien, plünderten und verbrannten die Wohnorte, folterten die Männer, knechteten die Frauen, zerschmetterten die Kinder. Der Statthalter Bonifacius entsetzte sich über ihren Greueln und hieß sie wieder nach Spanien gehen. Allein sie mögen nicht. Da kämpft er selbst gegen sie, wird aber wiederholt geschlagen und muß flüchtig werden. Sie bewältigten die ganze Provinz und gründeten das Vandalische Reich in Afrika mit der Hauptstadt Karthago.

Und nun blicken wir noch nach Britannien hinüber. Auch aus dieser fernen Provinz waren die römischen Soldaten gegen Alarich herbeigezogen worden, und die Briten hatten darauf ihre Selbständigkeit wieder erlangt, doch nicht auf die Dauer. Sie kamen zwar nie mehr unter römische, wohl aber unter Germanische Botmäßigkeit. Denn da sie sich der kriegerischen Picten und Scoten, von welchen sie aus Hochschottland her einmal um's andere angefallen wurden, nicht erwehren konnten, so riefen sie endlich die an der Nordsee wohnenden Angel-

Sachsen zu ihrem Beistande. Diese schifften unter den Führern Hengist und Horsa 449 nach dem Inselland hinüber, bezwangen die Picten und Scoten, ließen sich's aber gefallen, im Lande zu bleiben, und stifteten, da immer mehr Nachzug aus Deutschland eintraf, in 130 Jahren sieben Britische Königreiche, welche bis 827 neben einander bestanden, wo sie dann sämtlich vom Westsachsen Egbert zum Königreich England (Angelland) vereinigt wurden.

§ 4. Attila, König der Hunnen.

Seit ihrem Eindringen in Europa hatten sich die Hunnen in Südrußland und an der untern Donau raubend umhergetrieben. Um 433 stand ein großer König unter ihnen auf, Attila (Väterchen) oder Etzel genannt. Nach äußerlichem Ansehen ganz ein Hunne, war er aber überaus verständig, dazu starken und stolzen Geistes. Er hielt sich zum Herrscher über das Erdreich bestimmt. Er vereinigte alle Hunnen, welche bisher verschiedene Oberhäupter hatten, unter sein Scepter und dehnte sein Reich von der Wolga bis nach Deutschland aus; die Ostgothen, die Gepiden u. A., selbst die Thüringer wurden ihm unterthänig und dienten ihm. In seinem Lager herrschte strenge Zucht, aber schrecklich war er, wenn er mit seinem unermeßlichen Heere herzog und Alles mit Mord und Brand erfüllte. Seine Residenz, in die er den Raub aus weiter Welt zusammenschleppte, lag in Pannonien (Westungarn); ein weitläufiger Palast in Mitte der Häuser seiner Großen, zwar nur von Holz erbaut, inwendig aber mit allen Schönheiten und Gemächlichkeiten ausgestattet. Er liebte große Pracht um sich, während er selbst für seine Person sehr einfach lebte; er aß nach Vätersitte von hölzernen Tellern, aber seine Gäste speisten aus goldenen und silbernen Schalen.



Fig. 87. Attila.

Dieser Attila griff auch das Griechische Reich an. Er eroberte die südlichen Donauländer desselben bis zum Hämus (Balkan), und nur durch einen hohen Tribut vermochte der griechische Kaiser Theodosius II. ihn von Weiterem abzuhalten. Attila hatte aber trotzdem diesem Reiche den Garaus zugedacht.

Nur wandte er seinen Blick zuvor nach dem Abendlande. Denn Genserich, der Vandalenkönig in Afrika, welcher einen Angriff von Seite der Römer und Westgothen fürchtete, hatte ihn, sich davor zu sichern, zum Einbruch in den Westen Europa's aufgefordert. Und es reizte ihn noch etwas; die 450 verstorbene Placidia hatte auch eine Tochter Honoria geboren, und diese mit ihrem Bruder, dem Kaiser Valentinian III., zerfallene Prinzessin, hatte sich selbst dem Hunnenkönig zur Gemahlin und zugleich die Hälfte des römischen Reichs zur Mitgift angeboten. —

Im Frühjahr 451 stürmte Attila mit einer halben Million Krieger nach Abend hin. Er durchzieht Deutschland, Alles vor sich niederschmetternd, und nimmt dann seinen weitern Weg zunächst über den Rhein. Drüben schlägt er ein Burgundenheer bis



Fig. 88. Hunnenlager.

zur Vernichtung, durchtobt sofort das Land bis nach Belgien, zerstört die Städte Metz, Reims und viele andere. Grauen und Entsetzen begleiten seine Erscheinung wie noch keine.

Aber er findet doch eine Mauer, an der er abprallt. Der schon genannte Aëtius, Statthalter in dem noch übrigen römischen Gallien, hatte die Völker des Westens zu einem großen Bunde gegen die Hunnen vereinigt und trieb diese von Orleans zurück. Auf der Catalaunischen Ebene (bei Mery sur Seine) wird die große Völkerschlacht geschlagen. Auf der einen Seite stehen links die Römer unter Aëtius, rechts die Westgothen unter ihrem Könige Dietrich, in der Mitte die Alanen unter dem Fürsten Sangipan; das waren die drei vornehmsten Völkerschaften der Bundesgenossen, aber auch geflüchtete Burgunden, Franken, Sachsen, Armoriker ꝛc. unter ihnen. Auf der andern Seite ordnete Attila seine Scharen; seine Hunnen stellt er in die Mitte, rechts und links Gepiden und Ostgothen, so daß auch hier Deutsche Deutschen gegenüberstehen. Attila hält eine Rede an seine Krieger, worin er sie ermahnt, sich nichts aus den Römern zu machen, sondern ihre ganze Kraft gegen die Germanen zu wenden; er schließt mit den Worten: „Müsset ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht! Zuerst schleudere ich; wer müßig bleiben kann, wenn Attila kämpft, ist des Todes!“ Und nun bricht er mit ihnen gegen den Feind los, der ihn mit den kräftigsten Streichen empfängt. Es erfolgt ein fürchterliches Würgen. Nach grauser Arbeit siegen die Hunnen im Centrum; siehe, es fällt auch der hohe König der Westgothen! Aber wüthend stürmen nun die Westgothen auf die Feinde ein, drängen sie zurück und richten das entsetzlichste Blutbad

an. Bei einbrechender Nacht sind über 100,000 Hunnen erwürgt. Im Ganzen liegen 165,000 Leichen auf dem Schlachtfelde. Attila zieht sich in seine Wagenburg zurück und tritt am andern Tage besiegt, doch unverfolgt den Rückzug an. Die Geister der Erschlagenen sollen noch drei Tage lang in der Luft fortgekämpft haben.

Nachdem er daheim sein Heer wieder gestärkt hatte, brach er im nächsten Frühlinge, 452, über die Julischen Alpen in Italien ein, um sich nunmehr seine Braut samt einem schönen Brautschatze zu holen. Auch hier verheerte und zerstörte er Alles; Aquileja, Padua, Mailand, die blühenden Städte Norditaliens sinken in Trümmer hin. Aber von Mittelitalien hält ihn Aëtius kräftig ab. Da kommt ihm eine Gesandtschaft entgegen, an der Spitze der röm. Bischof Leo, welcher ihn mit feierlichen Worten unter Erinnerung an Alarichs, des Romeroberers, frühen Tod im Namen Gottes bittet, des Landes zu schonen. Da nun auch vom Ostreich ein Heer heran nahte, kehrte Attila um und verließ Italien.

Er geht nach Pannonien zurück. Die Honoria hat er nicht bekommen; dafür nimmt er die schöne Burgunderin Hildigund 453 zu seinen andern Frauen. Aber in der Brautnacht stirbt er an einem Blutsturz. Die Hunnen reiten mit zerschlitzten Gesichtern, seine Heldenthaten singend, im weiten Kreis um seinen Leichnam herum und begraben ihn dann in einem dreifachen, goldenen, silbernen und eisernen Sarge. Die Gräber seines Grabes werden getödtet, auf daß Niemand erfahre, wo er liegt. — Unter seinen Söhnen, welche um die Herrschaft mit einander stritten, löste sich über ein Kleines das ganze gewaltige Reich auf. Die bezwungenen Deutschen, geführt vom Gepiden-König Ardarich, erlangten ihre Freiheit wieder. Diese nahmen Dacien, die Gothen Pannonien in Besitz. Die Hunnen aber verschwanden aus Europa.

Unter diesen Stürmen geschah es, daß die Slaven, ein den Deutschen urverwandtes Volk in vielen Stämmen, das östliche Deutschland besetzten; um 480 zog ihr Vortrab, die Tschechen, in Böhmen ein.

§ 5. Untergang des Abendländischen Kaiserreichs.

Nachdem das Westreich schon sehr zerbröckelt, ja fast auf Italien zusammengeschmolzen war, neigte es sich immermehr seinem gänzlichen Ende zu. Kaiser Valentinian III. hatte sich nach dem Tode seiner ihn stets leitenden Mutter ganz der Sinnenlust ergeben; und er begieng so arge Thorheiten, daß er den Aëtius, den Retter Europas vom Hunnenjoche, mit eigner Hand niederstieß. Zum Lohn wurde er von einigen Freunden des Gemordeten selbst niedergemacht, 455.

Kaiser an seiner Statt wurde der Anstifter seiner Ermordung, der Prätorianeroberst Maximus, erfuhr aber auch ein böses Schicksal. Er zwang die Witwe Valentinians, Eudoxia, eine Prinzessin von Constantinopel, seine Frau zu werden. Im Zorn darüber rief sie den heillosen Genserich in Afrika nach Italien herüber. Dieser, lange schon nach dessen Schätze lüstern, erschien alsbald mit einer mächtigen Flotte, 455. Rom wird blaß und todt vor Entsetzen, als es seine Landung hört. Der neue Kaiser will fliehen; das Volk steinigt den Feigling auf der Straße. Der fürchterliche Vandale kommt vor Rom und nimmt es ohne Mühe ein. Bischof Leo erhielt nur das Versprechen, daß es von Feuer und Schwert verschont bleiben solle. Dafür wird es nun 14 Tage lang greulich ausgeplündert. Da bleibt nichts, was einen Werth hat und fortgeschafft werden kann; alles Geld, alles bewegliche Gut, die Kleinodien der Kirchen, die Bildnisse und Kunstwerke jeder Art, auch das Metall auf den Dächern, an Mauern und Wänden, alles wird geraubt und mit der Beute aus den übrigen Städten behaglich in die Schiffe gepackt. Und auch die Kaiserin selbst, die den Unhold herbeigerufen, und ihre zwei Töchter schleppt er zum Dank samt den andern vornehmsten Römern und Römerinnen als Gefangene mit sich fort. Unter den geraubten Kostbarkeiten befanden sich auch die heiligen



Romulus Augustus legt die Kaiser-Insignien vor Odowacar nieder.

Tempelgeräthe, welche Titus von Jerusalem nach Rom gebracht hatte, und welche dort im Tempel des Friedens aufgehoben waren. Sie kamen 80 Jahre später von Afrika nach Constantinopel.

Mit der ungemeinen Beute schmückte Genserich seinen Herrschersitz Karthago aus; so mußte Rom seine Herrlichkeit an Karthago geben, gleichsam zur Sühne dessen, was es einst an dieser Stadt gethan. So wurde Rom zertreten und Scipio's Ahnung (S. 181) gieng stückweise in Erfüllung. — Uebrigens nahm sich der (orthodoxe) Bischof Deogratias in Karthago mit seiner Gemeinde der elenden Gefangenen auf's Liebreichste und Thätigste an. Man bereitete ihnen in den Kirchen Herberge, pflegte sie Tag und Nacht, kaufte mit den Kirchengütern, mit den werthvollen heiligen Gefäßen ihrer viele los, daß hier Kinder mit ihren Eltern, Gattinnen mit ihren Gatten wieder vereinigt wurden 2c.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Endzeit des römischen Reiches hin. Nach dem gesteinigten Maximus kamen in 21 Jahren acht Kaiser. Man kann nicht sagen: sie regierten, aber sie führten den Titel. Und es gab bessere darunter; sie waren aber alle Spielbälle deutscher Fürsten, — des Westgothenkönigs, des Burgunderfürsten, vornehmlich des Sueven Rikimer, — die sie erhoben und wohl selbst wieder stürzten. Ich will doch auch ihre Namen noch nennen: Avitus, Majorianus, Libius Severus, Anthemius, Olybrius, Glycerius, Julius Nepos und Romulus Augustulus (der kleine Augustus).

Als der 15jährige Romulus ein Jahr lang den Purpur getragen, stand das römische Söldnerheer an der oberen Donau, welches aus Herulern, Rugiern, Schiren und andern Germanen bestand, unter seinem Anführer, dem tapfern Edeling Odowacar, auf und verlangte den dritten Theil der Aecker Italiens. Dieser ließ sich zum König ausrufen, brach über die Alpen herein, bewältigte die Wenigen, die für den Kaiser stritten, und nahm diesen, der sich gar nicht wehrte, zu Ravenna fest. Der hübsche Knabe mußte nur den Purpur ablegen und wurde auf das schöne Landgut des Lucullus bei Neapel verwiesen, wo er einen ihm bewilligten Jahrgehalt in Ruhe verzehren konnte. (Vergl. das große Bild.)

Das war also der letzte römische Kaiser, Romulus — es klingt wehmüthig — wie der starke Gründer Roms genannt. Und das war das Ende des einst so gewaltigen Reichs, so ruhmlos und armselig ging es unter, 476, nachdem es 1229 Jahre, länger als irgend ein anderes vorher und nachher, gedauert hatte. Das Alte ist vergangen, es kommt eine neue **christlich-deutsche** Welt. — Uebrigens sah es zunächst nicht aus als ob so viel verändert wäre. Der Kaiser des Ostreichs, Zeno, wurde auch im Abendlande anerkannt; Odowacar, obwohl König seiner Deutschen, trat nur als Statthalter des Kaisers für Italien auf, trug weder Purpur noch Diadem, hieß blos „Patricius der Römer". Erst a. 800 hörte die Scheinherrschaft des Ostkaisers im Abendlande auf.

Odowacar (Besitzeswächter) regierte in Ravenna mit Verstand und Einsicht. Seinen Kriegern, Abenteurern aus vielen Stämmen, gab er den dritten Theil des italienischen Bodens, meist ödeliegendes, herrenloses Land, zum Besitze. Für die Italiener behielt er die altgewohnte römische Verfassung bei; der Senat bestand fort. Auch ließ er, der Arianische Christ, die im Lande bestehende katholische Kirche im Frieden. So kehrte Ruhe und Ordnung ein, und das erschöpfte Land begann sich wieder zu erholen. Doch herrschte er kaum 14 Jahre, bis ein mächtigerer Germanenfürst über ihn kam und seinen Thron umwarf.

Man vergleiche hier die Karte: Europa am Ende der Völkerwanderung, während die Nebenkarte die Lage der Reiche Europas im Jahr 526 darstellt.

§ 6. Theoderich, der große Ostgothenkönig.

Die Ostgothen — immer wohl zu unterscheiden von den Westgothen — saßen in Pannonien, gefürchtet vom Griechischen Hofe, welcher ihnen, um sie

zahm zu halten, reiche Jahrgelder bezahlte. Es lebte aber eines Gothischen Häuptlings Sohn, Theoderich (Volkskönig) mit Namen, von seinem 7. bis zum 18. Jahre im kaiserlichen Palaste zu Constantinopel, wo er auf's Ehrenvollste behandelt wurde und die sorgfältigste Erziehung empfieng. Derselbe kehrte nach seines Vaters Tode, kräftig an Leib und Geist, nach Hause und übernahm die ihm zugefallene Herrschaft; und da man seine hohe Begabung wahrnahm, stellte sich das ganze Volk unter sein Regiment. — Es wäre aber der Griechische Hof der lästigen und gefährlichen Nachbarschaft gern los gewesen, und so trug derselbe dem kühnen Theoderich auf, die Provinz Italien dem „Tyrannen" Odowacar zu entreißen. Und siehe — es war einmal das Wandern in den Leuten jener Zeit — das Gothenvolk steht auf, wohl eine Million, Groß und Klein, und macht sich fort mit Vieh und aller Habe, 488, und steigt nach langer beschwerlicher Wanderung durch feindliche Horden und Wüsteneien hindurch über die Julischen Alpen in's erstrebte Land herab.

Odowacar stellte sich ihm mit seinen Söldnerscharen mannhaft entgegen, hatte aber eben kein Volk hinter sich. So wurde er von dem jugendlichen Helden Theoderich 489 am Isonzo, bei Verona und 490 an der Adda, geschlagen, und zuletzt mit dem Reste seiner Krieger in Ravenna eingeschlossen. Wohl vertheidigte er sich da auf's Tapferste; aber das Jammergeschrei der hungernden Einwohner zwang ihn zuletzt, sich zu ergeben 493. Er that es gegen Verspruch seines Lebens und seiner Freiheit, ward aber doch nach 10 Tagen in den Palast geladen und meuchlings getödtet. Auch seine Witwe und sein Sohn mußten sterben.


Fig. 89. Theoderich der Große.

Jetzt ließ sich Theoderich als König von Italien begrüßen, das sich ihm bereits zu Füßen gelegt hatte. Mit großer Sorgfalt, Einsicht und Weisheit ordnete er das neuerrichtete Reich. Auch er, wie der vorige König, will die Römer und Germanen nicht verschmelzen, was nicht so schnell gehen kann, was sich mit der Zeit von selbst geben muß; er behandelt beide nach ihrer Eigenthümlichkeit, läßt die Römer nach Römischem, die Gothen nach Gothischem Rechte richten, und nur bei gemischten Händeln stellt er beide unter dasselbe Gesetz. Es lag ihm besonders daran, daß Recht und Gerechtigkeit im Schwange gehe, und er übte strenge Unparteilichkeit gegen Volksgenossen

und Unterjochte. Er war aber auch gar mild und freundlich, ein Vater gegen Alle. Obwohl Arianischer Christ ließ auch er die katholischen Italiener in ihrem Bekenntniß und Gottesdienste ganz ungekränkt. Ohne Rücksicht auf Glauben und Abstammung besetzte er die Aemter mit den dazu Fähigsten, und da dieß im Allgemeinen die Römer sind, meistens mit Römern. Ihnen überließ er auch, nach ihrem bessern Geschicke dazu, Handel und Gewerbe; nur am Ackerbau nahmen seine Gothen Theil. Den Wehrstand jedoch behielt er ausschließlich seinen Deutschen vor, die er unausgesetzt im Waffendienst übte. Mit ihnen schirmte er sein ausgedehntes Reich, welches außer Italien noch Sicilien, einen Theil des südlichen Frankreichs und der Schweiz, Tirol, Altbaiern, Südösterreich, Dalmatien und Westungarn umfaßte. Sicherheit und Ruhe herrscht in seinen Grenzen, Ackerbau, Gewerbe und Handel hebt sich, das Land blüht wieder fröhlich auf, der Wohlstand wächst von Jahr zu Jahr.

Selbst Wissenschaft und Kunst, die er in Constantinopel hatte schätzen gelernt, schützte und pflegte er, der nicht einmal schreiben konnte, baute auch viel, namentlich schöne erhabene Kirchen. Er hatte großen Ruhm auch im Auslande. Bis aus Schweden und Altpreußen sandte man ihm Ehrengeschenke zu. Besonderes Ansehen genoß der Mächtige unter den andern Germanischen Fürsten, mit welchen er absichtlich nahe Verwandtschaften eingieng, um desto mehr auf sie zu vermögen. Seinen großen Einfluß benützte er aber auf die edelste Weise, um überall unter den Germanischen Reichen Frieden zu erhalten. Als ein Friedenshort steht er unter den damaligen Völkern da, wenn ihm freilich auch nicht Alles gelang.

Er herrschte in hohen Ehren, in Frieden und Segen 33 Jahre lang. Nur kurz vor seinem Ende noch gestalteten sich die Verhältnisse für ihn trüber und fiel ein Schatten auf ihn selbst. Es entstand, von Constantinopel aus angeregt, eine heftige Bewegung gegen den Arianismus unter seinen Römern und sie ließen selbst gegen ihren arianischen König gehässige Urtheile laut werden. Da erbitterte ihn der Gedanke, daß alle seine Wohlthaten mit Undank vergolten würden, und da ward der milde Fürst noch zuletzt hart und tyrannisch. So ließ er zwei vornehme Römer, Boëthius und Symmachus, aus unbegründetem Verdachte der Verrätherei hinrichten. Aber kurz darauf erwachte sein Gewissen — man sagt: beim Anblick eines auf seine Tafel getragenen großen Fisches mit aufgesperrtem Rachen — und er starb in tiefer Reue, 526. Er hinterließ das Reich seinem Enkel Athalarich unter der mütterlichen Vormundschaft seiner gelehrten Tochter Amalaswintha, der Witwe des Thronfolgers Eutharich.

Dieser Theoderich, der seine Residenz abwechselnd zu Ravenna und Verona hatte, ist der „Dietrich von Bern“, welcher in alten Sagen eine so große Rolle spielt.

§ 7. Die Gründung des Frankenreiches.

Das Volk der Franken (Freien), dessen Kern die Sigambern bildeten, stark und mild vor andern Germanen, wohnte ursprünglich zu beiden Seiten des Niederrheins, hatte sich aber seit 414 auch über Belgien nach Gallien hinein verbreitet. Die in der Nähe des Rheins Sitzenden, früher Ubier genannt, hießen nun die Ripuarischen oder Ufer-Franken, die weiter westlich Gezogenen nannte man die Salischen (vom Salogau). Das ganze Volk stand unter mehreren Fürsten. Von einem sigambrischen Herrscher in der Meruwe (Meergau) stammt das berühmte Königsgeschlecht der Merowinger her, das sich nicht nur der Herrschaft über die salischen Franken bemächtigte, sondern auch des Reiches Grenze weit ausdehnte.

Das geschah schon durch einen Enkel des ersten Eroberers Chlodjo, der den Namen Chlodowech, Chlodwig (Ludwig) führte. Er war ein Zeitgenosse des großen Theoderich und sein Schwager. Erst 15 Jahre alt war er zur Regierung gelangt, 481. Tapferkeit, Schlauheit und Herrschgier zeichneten ihn frühe aus.

Er warf sein Auge zunächst auf das Gebiet, welches ein römisches Heer auch nach dem Zusammensturz des Kaiserreichs noch selbständig inne hatte. Nachdem er sich mit zwei andern Frankenfürsten verbunden hatte, schickte er an dessen Befehlshaber, den Gallier Syagrius, eine Herausforderung zur Schlacht, die dieser annahm. Bei Soissons, 486, wurde gekämpft. Es zerschmetterte aber die furchtbare fränkische Streitaxt (Franke genannt) gar grausam die Köpfe der Römer. Sie unterliegen gänzlich, und der Kaiser Anastasius ernennt den Sieger zum Consul. Er war jetzt König der Franken und römischer Statthalter über Gallien.

a. 493 vermählte sich Chlodwig mit der Burgundischen Prinzessin Chlothild, deren Vater Hilperich von dessen Bruder Gundobad erschlagen worden war. Hier gibt's seiner Zeit ein Erbe zu holen. Chlothild war eine Christin, denn die Burgunden hatten von den Galliern, wie diese von den Römern, das Christenthum angenommen, und zwar das rechtgläubige katholische. Chlodwig dagegen diente mit seinen Franken noch den heidnischen Göttern. Es war der Königin, deren Leben allerdings selbst noch Heidnisches an sich trug, doch ein großer Ernst, ihren Gatten zum christlichen Glauben zu bringen, aber lange mühte sie sich damit umsonst. Zwar ließ er ihr zu Liebe sein erstes Kind taufen; als es aber nach etlichen Tagen starb, meinte er, das komme von dem Zorn seiner Götter, denen er das Kind entzogen. Gleichwohl ließ er ein zweitgeborenes auf dringende Bitten der geliebten Gemahlin abermals taufen; als es aber darnach erkrankte, sprach er mit Zorn zu ihr: Da hast du's, es wird auch sterben! Da betete Chlothild inbrünstig um des Kindes Leben und ihr Gott erhörte sie, es genaß.

Wie nun Chlodwig ernstlich nach Burgund hin dachte, kam ihm etwas Anderes dazwischen. Sein Vetter Sigbert, König der Ripuarischen Franken zu Köln, sandte ihm Botschaft, daß er von den Alamannen hart bedrängt werde, und bat um seine Hilfe gegen sie. Die Alamannen saßen zu beiden Seiten des Oberrheins, aber auch noch weiter nach Ost und Nord hin, und sie drängten sich immer am Rheinstrome hinab und in die Sitze der Franken hinein. Chlodwig säumte nicht, sich aufzumachen gegen das starke Volk von wachsender Macht, das ihm selbst noch gefährlich werden konnte. — Es erfolgte die Schlacht bei Zülpich (oder schon am Oberrhein), 496. O ein harter Kampf! Und siehe, die Franken beginnen zu weichen. Chlodwig ist voll Sorge. Da gedenkt er dessen, was ihm seine Chlothild so oft von dem allmächtigen Könige Jesus gesagt hat, und er betet mit Thränen: „O Jesus Christus, den meine Chlothild den Sohn des lebendigen Gottes nennt, ich rufe deine Hilfe an, denn meine Götter verlassen mich. Wenn du mir noch den Sieg verschaffst, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen!" Er führt sein Heer auf's neue vor, stürmte gewaltig an. Der Alamannenherzog stürzt; seine Leute fliehen. Chlodwig erringt noch den vollständigsten Sieg. Er dringt in das Land der Feinde selbst ein und erobert eine gute Strecke am Mittelrhein und am Main hinauf (das spätere Franken).

Nach Beendigung des Krieges empfieng Chlodwig christlichen Unterricht von dem ehrwürdigen Bischofe Remigius zu Reims. Darauf am Weihnachtsfeste (496) ließ er sich mit seiner Schwester und 3000 vornehmen Franken in der Kirche des heil. Martin zu Reims taufen. In dem festlich-geschmückten und beleuchteten Tempel wallte so süßer Weihrauchduft, daß die Franken „Luft des Paradieses" einzuathmen vermeinten. Der Bischof aber sprach zu dem an's Taufbecken herantretenden Könige: „Beuge still deinen Nacken, Sigamber! Bete an, was du sonst verfolgtest, und verfolge, was du anbetetest!" — Chlodwigs Beispiele folgten allmählich die andern Franken nach und traten in die christliche Kirche (katholischen Bekenntnisses) ein. Und wenn man die rasch anwachsende Macht dieses Volkes ermißt, so erkennt man, welch hohe Bedeutung Chlodwigs Bekehrung für die Ausbreitung der Kirche hatte. Daher freute sich auch der Bischof von Rom und nannte bald die Frankenkönige

„allerchristlichste". Chlodwig jedenfalls war das noch nicht; sein Wesen erscheint nach seiner Taufe um nichts besser als vorher.

a. 500 gieng er nun gegen Burgund, unaufhörlich von Chlothild dazu angetrieben, welche bei ihrem gutkatholischen Glauben doch noch Blutrache nehmen zu müssen glaubte. Er überwand den Gundobad in der Schlacht bei Dijon. Indessen waren die Umstände darnach, daß er doch säuberlich mit ihm zu fahren sich bewogen fand; und weiterhin mußte er ihn ganz in Ruhe lassen, denn der Ostgothe Theoderich nahm ihn in seinen Schutz.

Darnach machte er sich an die Westgothen um Tolosa, deren schönste Zeit unter König Eurich bereits vorüber war. Er besiegte sie in der Schlacht bei Voullon, 507, und nahm ihnen den größten Theil ihres Gebietes ab. Er würde sie ganz aus Gallien hinaus über die Pyrenäen geworfen haben, wenn nicht der Schwager Theoderich ein ernstes Wort darein gesprochen hätte.

Etwas unternahm er noch, was ihm völlig gelang, zu gewaltiger Erhöhung seiner Macht, aber auch zu seiner tiefsten Schmach. Er brachte alle Franken, die Salischen und Ripuarischen, unter sein Scepter, indem er sämmtliche andere Frankenfürsten, seine lieben Vettern, durch abscheuliche Hinterlist aus dem Wege räumte. Doch nicht lange erfreute er sich seiner Alleinherrschaft; er starb schon 511 zu Paris im 45. Lebensjahre. Er hatte aber das mächtige Frankenreich gegründet, das späterhin noch um vieles größer und auf anderthalb Jahrhunderte der Hauptschauplatz der Weltgeschichte werden sollte.

Zunächst theilten sich Chlodwigs vier Söhne darein. Der älteste bekam Austrasien, die östliche nach Deutschland herüber sich erstreckende Seite des Reichs; die drei andern erhielten Neustrien (Neuwestrien), die westliche Seite desselben. Diese Brüder herrschten in Einigkeit nebeneinander, bis dem jüngsten, der die andern überlebte, Chlothar I., wieder das ganze väterliche Erbe zufiel, 558. Es war aber schon bedeutend vermehrt; die Brüder hatten 534 ganz Burgund und 531 den größten Theil von Thüringen, auch nahmhafte Stücke vom Ostgothenreich außerhalb Italiens dazu gebracht. Auch die Bojowaren, die früheren Markomannen, welche die keltischen Bojer vertrieben hatten, und im ersten Viertel des 6. Jahrh., von Slaven gedrängt, über die Donau schritten und nach (Alt-)Bayern einwanderten, hatten sich unter fränkische Oberhoheit gestellt. Ein schönes Reich bereits! Es erstreckte sich von den Pyrenäen bis zur Unstrut; seit 539 erkannte es die Oberhoheit des Kaisers nicht mehr an.

Chlothars I. vier Söhne lebten nicht in Frieden miteinander. Es erfolgte eine Zeit innerer Kämpfe, jammervoller Bruderkriege und fürchterlicher Greuelthaten. Insonderheit waren es zwei fränkische Königsweiber, die Fredegund und Brunhild, welche mit unsäglicher Rach- und Mordgier gegeneinander und ihre Geschlechter wütheten. Das Frankenreich erhielt sich zwar in seiner Größe, wuchs selbst noch durch den Ueberrest des Westgothenreichs in Gallien, aber die folgenden Merowingischen Fürsten wurden immer kleiner, d. h. schwächer.

Anm. 1. Schon von Chlodwig an begann sich das altgermanische, später so stark hervortretende und gleichsam das ganze politische Leben tragende Feudalwesen weiter auszubilden. Bei Eroberung fremder Länder gab nämlich der König von seinem Antheil an den Ländereien, welcher bei weitem der größte war, Besitzthümer an die Edeln seines Gefolges mit der Verpflichtung ab, ihm dafür bestimmte Dienste an seinem Hofe zu leisten und namentlich mit einer gewissen Zahl von Kriegern zu seinen Kämpfen stets bereit und gewärtig zu sein. Man bezeichnete solch ein Gut mit dem alten Namen Feod oder Feudum (Lehengut), doch auch mit dem lateinischen beneficium (Wohlthat). So hießen wiederum die Empfänger der Feode wie sonst Dienstmannen, Leute, auch „Getreue, Vasallen" jetzt. Diese unmittelbaren Vasallen des Königs wurden die Mächtigsten im Staate. Aber die Großen des Reichs gaben hinwiederum einzelne Theile ihrer eignen Güter unter ähnlichen Bedingungen an Geringere ab; es geschah auch, daß bisher freie

Allodbesitzer um des Schutzes willen mit ihren Gütern in Lehensabhängigkeit bei Vornehmern traten, so hatten demnach Vasallen selbst wieder Vasallen oder Getreue. Der Lehnsherr konnte beim Tode des Belehnten das Feudum zurücknehmen, denn es war nur auf Lebenszeit geliehen; aber frühe schon geschah es häufig, daß die Lehen sich auf die Kinder vererbten. In diesem Vasallenverhältniß kamen die schönsten Exempel von Anhänglichkeit, Hingebung und Treue vor. Willst du ein wunderschönes Bild davon schauen, so lies: „Eckart, den treuen Knecht" von L. Tieck.

Anm. 2. Die Franken, Gothen &c. sprachen natürlich auch in Gallien ihre deutsche Sprache fort; aber es waren darin schon zwei Sprachen, die keltische der Ureinwohner und die lateinische der Römer. Wie nun die verschiedenartigen Menschen in all diesen Ländern mit der Zeit sich vermischten und zu neuen, romanischen Völkern wurden, so entstanden auch neue Sprachen, wie die französische. Doch bis dahin dauerte es Jahrhunderte lang. Auch ist nicht zu übersehen, daß ein großer Theil des Frankenreichs im Osten reindeutscher Zunge blieb.

§ 8. Justinian und seine Feldherren.

Wir müssen jetzt auf das Morgenländische Kaiserthum hinüberblicken. Es hatte sich immer noch in großem Umfange erhalten, indem es mit Geld und List die Angriffe der barbarischen Völker abwendete, die auch nie aufhörten, seinen Glanz zu bewundern. Doch war es unter meist schwachen Kaisern recht schwach geworden und in vielfache Verwirrung gerathen. Einen neuen Aufschwung gewann es unter Justinian I., der 527—65 mit großem Ruhme regierte. Dieser Bauernsohn war ein sehr kluger und politischer Kopf, unermüdlich arbeitsam, dazu ein entschieden orthodoxer Christ; doch hinwieder unmäßig eitel und ehrsüchtig, unehrlich, undankbar gegen seine besten Freunde. Seine Gemahlin Theodora, eine gewesene Schauspielerin und dann majestätische Fürstin, seine erklärte Mitregentin, war noch verständiger als er und viel willenskräftiger, und trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei. Das Meiste jedoch von dem Glanze, der seine Herrlichkeit umgab, kommt auf Rechnung seiner zwei großen Feldherren. Er wollte das Kaiserreich ganz wieder herstellen, wie es unter Constantin gewesen. So sehr ihn nun die Verhältnisse begünstigten, konnte er sein Vorhaben doch nicht gar hinausführen; aber Vieles glückte ihm.

Zunächst ward ihm von den Stücken des ehemaligen Abendländischen Reiches Afrika zu Theil. Die Vandalen dort waren durch Schwelgerei und Wollust verweichlicht. Der Kaiser schickte seinen Feldherrn Belisar (Fig. 90) gegen sie, 533. Dieser Daker war unzweifelhaft der erste Mann seiner Zeit, groß und stark an Körper, schönen, edeln Angesichts, weise, mäßig, keusch, milde, unerschütterlich treu seinem Herrn und demüthig ergeben bei Kränkungen und Trübsalen, dazu der vorzüglichste Kriegsführer seiner Zeit. Mit nur 15,000 Mann landete er an der afrikanischen Küste. Doch fiel dort gleich die alte Bevölkerung, welche von den Vandalen hart mißhandelt und besonders auch ihres katholischen Glaubens halber verfolgt wurde, allenthalben dem rechtgläubigen und freundlichen Feldherrn zu. Und als nun der Vandalenkönig Gelimer mit einem Heere gegen ihn heranzog, schlug er ihn auf's Haupt. Belisar zog mit fröhlicher Musik in Karthago ein, ohne Morden, ohne Plünderung. In 3 Monaten hat er das ganze Land erobert, und führt bei seiner Rückkehr nach Constantinopel den gefangenen Gelimer und die von den Vandalen geraubten Schätze Italiens im Triumphe mit auf. Afrika wurde jetzt eine griechische Statthalterschaft, genannt Exarchat. Das rohe Vandalenreich endigte nach 95jährigem Bestehen, 534.

Nun wendete Justinian seinen Blick auf das Ostgothenreich in Italien, dem unerwartet schnell von seiner Höhe herabzusinken beschieden war. Er nahm einen Vorwand, dasselbe zu bekriegen. Dort hatte Amalaswintha nach dem frühen Tod ihres Sohnes Athalarich (S. 293) in ihrem eignen Namen regiert,


Angelsächs. Königreiche:
1. Kent. 4. Wessex.
2. Sussex. 5. Ostanglia.
3. Essex. 6. Mercia.
7. Deira.
Färeyjar
Hjaltland
Orcades Is (Orkneyjar)
WESTARWEG
SKANDINAVIEN
Suithiod
Gauthiod
Skaney
REICH DER DÄNEN
HIVERNIA
SCOTEN
PICTEN
ANGELN SACHSEN JUTEN
Eboracum
Londinia
BRITEN
FRIESEN
SACHSEN
REICH D. FRANKEN
SALISCH
RIPUAR.
Agrippina
Treviri
Mogontia
Julinum
R. D. THÜRINGER
REICH DES SYAGRIUS
Armorica
Namnetes
Ligeris
Sequana
Suessiones
Parisii
Remi
Aurelianum
Turones
Voglade (Vouglé)
Pictavium
ALAMANNEN
Spira
Strassburg
Regina
R. D. RUGIER
Aquitania
Burdigala
Garonna
REICH D. BURGUNDER
Lugdunum
Vienna
Rhaetia
Noricum
Juvavum
Tridentum
Verona
Aquileja
Pannonien
Tolosa
Narbona
Narbonensis
Nemausus
Arelatum
Massilia
Forum Julii
Taurinum
Polentia
Genua
Ravenna
Pisae
REICH DES ODOAKAR
476 bis 493
Salona
R. D. HULNEPOS
REICH DER WESTGOTHEN
Tarraconensis
Bracara
Durius
Conimbrica
Ulixbona
R. D. SUEVEN
Lucus
Asturica
Palentia
Cantabrer
Vasconen
Carthaginensis
Toletum
Complutum
Tarraco
Dertosa
Lusitania
REICH
Baetica
Corduba
Hispalis
Gades
Malaca
Valentia
Baleares
Maiorica
Pityusae
Charthago (Spartaria)
Corsica
ROMA
Sardinia
Forum Trajani
Cumae
Neapolis
Tarentum
Epidamnus (Dyrrhachium)
Corcyra
Fretum Gaditanum
Septum
TYRRHENISCHE MEER
REICH DER VANDALEN
(429 bis 534)
Hippo regius
Utica
Carthago
Tagaste
Tapsus
Messana
Panormus
Sicilia
Rhegium
Aetna M.
Syracus
Melita
Panormus
ADRIATISCHES
Kleine Syrte
Tripolitana
UNABHÄNGIGE MAURUSIER
Berenice
Grofse Syrte
Maafsstab: 1:18.250.000.
Deutsche geogr. Meilen, 15 = 1° d. Aequators.

SÜDWEST-EUROPA
beim Tode
Theodorich d. Grofsen
(526).
Maafsstab: 1:20.000.000.

Britannia
Tolbiacum
Colonia
REICH D. THÜRINGER
Aschaffenburg
Moguntia
Remi
Parisii
Metis
Spira
Argentoratum
Aurelianum
REICH DER FRANKEN
ALAMANNEN
BOJARIER
REICH DER LONGOBARDEN
Danubius
Pannonien
Noricum
REICH DER BURGUNDER
Divio
Rhaetia
Lugdunum
Venetia
Aquileja
Verona
Istria
Ravenna
Liburnia
Dalmatien
REICH DER OSTGOTHEN
Burdigala
Aquitania
Taurinum
Genua
Arausio
Arelatum
Arnus
Vasconia
Tolosa
Narbona
REICH DER WESTGOTHEN
R. D. SUEVEN
Portucale
Palentia
Caesaraugusta
Urgellis
Mons serratus
Tarraco
Corsica
Roma
Perugia
Adria
Toletum
Capua
Cumae
Neapolis
Nuceria
Apulia u. Calabria
Lactar Bg.
Emerita
Baleares
REICH DER VANDALEN
Sardinien
Valentia
Pityusae
Corduba
Gades
Sicilia
Bg. Pappua
VANDALEN
35 Östl. L. v. Ferro.

Danapris
Danaster
Tanais
HUNNISCHE VÖLKER
SLAVISCHE VÖLKER
REICH DER GEPIDEN
Palus Maeotis
Taurica
Cophen
Chersona
ZICHEN
ALANEN
CASPISCHES MEER
Kaukasische Thore
Caspische Thore
Scythia
Phasis
Marcianopolis
Moesien
PONTISCHES MEER
Iberia
Albania
Cyrus
Sinope
Sardica
Philippopolis
Thracia
Hadrianopolis
Trapezus
Neocaesarea
Eras
Chalcedon
Nicomedia
Philippi
CONSTANTINOPOLIS
Nicaea
Ancyra
OSTRÖMISCHES REICH
REICH DER SASSANIDEN
(226 bis ca. 650)
Abydus
Larissa
Lesbos
Pergamum
Caesarea
Amida
Nisibis
Smyrna
Nazianz
Edessa
Hamadan
Athenae
Ephesus
Laodicea
Mopsvestia
Antiochia
Corinthus
Halicarnassus
REICH DER LACHMIDEN (abhängig von den Sassaniden)
Euphrates
Rhodus
Laodicea
Seleucia
Ctesiphon
Cyprus
Creta
Tripolis
Palmyra
Heliopolis
Sidon
Damascus
Sinus Romanus
REICH D. GHASSANIDEN
Caesarea
Aelia
Gaza
Pelusium
Alexandria
Rhinocolura
AEGYPTUS

und als die Gothen mit dem Weiberregimente für die Länge nicht zufrieden sein wollten, ihren Vetter Theodat zum Gemahl und Mitregenten angenommen. Dieser schlechte Mensch hatte sie aber, 535, um allein zu herrschen, im Bade erdrosseln lassen. Da wollte nun Justinian den Mord der Königin rächen.

So entsandte er seinen bewährten Belisar, jedoch mit nur 7000 Mann. Gleichwohl bemächtigte sich derselbe alsbald der Insel Sicilien, gieng von da auf's Festland herüber und schritt auch hier tapfer vorwärts, wobei ihm allerdings wieder seine Orthodoxie sehr zu statten kam. Die katholischen Italiener öffneten dem Glaubensgenossen überall gern die Thore; selbst die Stadt Rom nahm er durch die Mithilfe ihrer Bewohner ein.

Unterdessen hatten die Gothen den feigen Theodat abgesetzt, ja getödtet, und den tüchtigen Witigis zum Könige gemacht. Dieser rückte mit 150,000 Mann



Fig. 90. Belisar.

vor Rom und belagerte den Belisar darin. Er that es ein ganzes Jahr vergebens und opferte seine Leute in nutzlosen Stürmen. Belisar vertheidigte sich mit seiner Handvoll in bewundernswerther Weise, bis ein Hilfsheer von Constantinopel ihn frei machte. Und nicht lange darnach schloß er den Witigis in Ravenna ein, und die Gothen verlieren den Muth und übergeben ihm die fast unbezwingbare Veste, was ihre Frauen so schimpflich dünkt, daß sie den Männern darüber in's Angesicht spucken. Belisar hätte ohne Zweifel die Gothen gleich ganz aus Italien vertrieben, wenn ihn nicht der mißtrauische Kaiser aus seinem Siegeslauf abgerufen hätte, 540. Er geht ohne Murren heim und bringt seinem Kaiser den gefangenen König und den Schatz Theoderichs mit.

Nach seiner Entfernung ermannten sich die halbausgerotteten Gothen wieder; sie hoben 541 den trefflichen **Totila** auf den Schild, und eroberten einen großen Theil Italiens zurück, weil dieses der gelderpressenden Griechen schon müde war. Nun mußte doch Justinian den zurückgesetzten Belisar wieder ausschicken; aber aus Eifersucht, als sollt' er doch nicht allzu Großes vollbringen, gab er ihm nur wenig Mannschaft mit, so daß er gegen die neuermuthigten Gothen nichts Erkleckliches ausrichten konnte, und es nur seiner außerordentlichen Feldherrnkunst zuzuschreiben war, daß er nicht unterlag. Belisar ruft und fleht umsonst um Unterstützung nach Constantinopel hinüber; da begehrt er nach fünfjähriger Verlassenheit seine Abberufung, die auch erfolgt, 548. Unwürdig von seinem Kaiser behandelt, starb der große Mann in tiefer Verborgenheit.

In Italien herrscht nun Totila; er schuf sich eine Flotte und eroberte die Inseln. Da sendet der Kaiser seinen andern großen Feldherrn, den **Narses**, hin, 551. Das war ein persischer Eunuche, kleinen und dürren Leibes, aber von großer Geistes- und Thatkraft. Und dieser brachte ein auserlesenes Heer von fast lauter angeworbenen **Germanen**, **Langobarden**, **Gepiden** u. a. nach der Burg Venedig. Bei **Taginä**, am Fuße der Apenninen, rennt Narses mit Totila zusammen, 552. Heldenmüthig ringen die Gothen, allein die frischere Kraft ihrer Germanischen Brüder wirft sie zu Boden. Totila fällt; 6000 seiner Leute liegen auf dem Schlachtfelde. Die Macht der Gothen ist gebrochen für immer. Noch einmal wohl raffen sie sich auf; sie wählen ihren Besten, den **Teja**, zum Könige, und am Fuße des **Vesuv** kämpfen sie den letzten verzweifeltsten Kampf.

Teja, der wie ein Fels im Gewitter steht und wie ein Gewitter seine Speere schleudert, wird von einem Wurfspieß durchbohrt, als er eben wieder seinen Schild wechselt, an welchem zwölf aufgefangene Geschosse herabhängen. Seine zusammengeschmolzene Schar kämpft aber noch bis zum Abend und mit dem neuen Tage bis zum andern Abend fort, an dem dann das Häuflein der Uebriggebliebenen gegen freien Abzug die Waffen senkt. Sie ziehen fort, man weiß nicht wohin, 553. Sie und die sonst noch Vorhandenen des Volkes, die sich theils ergeben, theils in die Alpen flüchten, sie verkommen unter den andern Völkern, und von dem herrlichen Ostgothenstamme verschwindet jegliche Spur. Indessen ist er nicht unrühmlich untergegangen.

Italien wurde nun gleichfalls ein Griechisches **Exarchat**. Der Exarch residirte aber in **Ravenna**; die alte Hauptstadt blieb verworfen. Es sah nun aber das ganze einst so blühende, gesegnete Land wie ein verworfenes aus. Wie schrecklich war es durch den 19jährigen Krieg und dazu noch durch Einfälle wilder Germanischer, namentlich Alamannischer Horden, die zu derselben Zeit stattfanden, zugerichtet worden! Weite Strecken lagen wüst und leer, völlig verödet und von Menschen entblößt! Denn außer dem würgenden Schwerte hatte auch der Hunger Unzählige hingerafft.

So groß nun auch Justinian I. durch seine Feldherren geworden war, erlitt er doch auch harte Stöße: von Osten durch die **Neuperser**, die er nur durch angestrengten Kampf und schmählichen Tribut zurückhalten konnte; von Norden durch die greulich rohen **Bulgaren**, welche bei ihren Einbrüchen Alles zerstörten, was ihnen unter die Hände kam, und einmal raubend, sengend und mordend bis unter die Thore seiner Hauptstadt vordrangen. Diese Menschen waren so grausam, daß sie Kinder auf spitzige Pfähle spießten oder sie ihren bestienartigen Hunden zur Fütterung vorwarfen.

Justinian hat übrigens seine Regierung auch im Innern glänzend gemacht. Er baute viele und starke Festungen, eine Menge Brücken und Wasserleitungen, Krankenhäuser und **Kirchen**, bloß in Constantinopel 25 neue Kirchen. Unter diesen befand sich die schon zweimal abgebrannte **Sophienkirche**, die er weit größer und prächtiger aufbaute, als sie vorher war. Noch heute steht sie da und

wird mit freudigem Staunen betrachtet, aber auch mit Schmerz, denn sie ist jetzt eine Moschee (s. X. § 11). An ihr haben 10,000 Menschen sechs Jahre lang gearbeitet. Sie ist wahrhaft prachtvoll. Ihre Mauern, aus Ziegelsteinen, sind innen ganz mit Marmorplatten ausgesetzt; der Fußboden ist Mosaik, d. h. aus verschiedenfarbigen Steinen künstlich zusammengesetzt; das Herrlichste daran ist aber die innen vergoldete und außen mit einer kostbaren Säulengallerie umgebene Kuppel, welche auf einem aus Arkaden (Gewölbbögen) gebildeten Kreuze ruht und wie in der Luft schwebt. Justinian selbst rief beim Anblicke des vollendeten Werkes begeistert aus: „Gelobt sei Gott, ich habe dich überwunden, Salomo!" († 565.)

Hochberühmt ist sein Gesetzbuch, welches er vornehmlich mit Beihilfe seines ausgezeichneten Ministers Tribonianus zu Stande brachte. Dieses besteht 1) in einer Sammlung der Edikte früherer Kaiser mit den Erklärungen der besten Rechtsgelehrten, codex Justinianeus oder die Pandecten, 2) in neueren von Justinian selbst erlassenen Verordnungen — Novellen, und 3) in einem wissenschaftlichen Grundrisse des römischen Rechts — Institutionen genannt. Das Ganze heißt corpus juris und ist die Grundlage aller folgenden Gesetzgebung. Am Corpus juris erstudiren sich noch heutzutage alle jungen Juristen, und die alten haben darin noch nicht ausgelernt.

Endlich gehört diesem Kaiser noch ein vorzüglicher Antheil an der Einführung des Seidenbaues in Europa. Lange war nur China im Besitze desselben und die Seidenzucht anderwärts ein Geheimniß. Bekannt war das feine Produkt heraußen schon länger und sehr hochgeschätzt, aber auch, weil nur durch Karawanen auf dem längsten und beschwerlichsten Wege zu bekommen, überaus theuer; ein Pfund Seide kostete zur Zeit des Augustus ein Pfund Gold. Doch kam die Seidenraupe allmählich nach Persien. Und zwei griechische Mönche, welche auf einer Missionsreise bis in den Osten gedrungen waren, lernten dort das Geheimniß der Seidengewinnung kennen, sagten bei ihrer Rückkehr dem Kaiser davon, reisten sodann, von ihm mit Mitteln versehen, nochmals dorthin und brachten in ausgehöhlten Stäben eine Menge Sameneierchen mit zurück. Aus diesen krochen in gehöriger Wärme Würmchen heraus und fanden auch in Griechenland Maulbeerbäume, von deren Blättern sie sich nähren, bis sie sich die Seide aus ihrem Leib heraus um sich herum zum Sarge spinnen.

§ 9. Die Langobarden.

Die Herrschaft der Byzantiner über Italien war nicht von Bestand; schon unter Justinian's Nachfolger gieng sie größtentheils wieder verloren.

Wir haben (S. 298) den Namen der Langobarden gehört. Sie waren ein kräftiger und rauher Germanenstamm, der sich aus seinen nördlichen Wohnsitzen an der untern Elbe nach Pannonien gezogen. Sie hatten da (wenigstens nach der Mehrzahl) den christlichen Glauben, jedoch Arianischen Bekenntnisses, angenommen. Und was es überhaupt noch für ein Christenthum gewesen sein mochte, das werden wir an ihrem jungen Heldenkönig Alboin (Alpwin) sehen, der um 556 über das Volk zur Herrschaft kam. — Alboin bekriegte die östlich angrenzenden, den Gothen verwandten Gepiden, mit welchen deutschen Brüdern die Langobarden schon manchen Kampf auf Mord und Tod gestritten hatten, und die er jetzt bis zur völligen Vernichtung besiegte. Den Schädel des erschlagenen Kunimund nahm er nach alter heidnischer Germanensitte zur Trinkschale, dessen Tochter aber, die reizende Rosamund, mußte sich fügen, seine Frau zu werden.

Es hatten aber diejenigen Langobarden, welche aus dem Gothenkrieg heimgekehrt waren, den andern viel gerühmt von dem milden Himmel Italiens und von der Schönheit des Landes, die auch noch aus seiner Verwüstung herausblickte; darüber waren sie alle lüstern geworden. Und wirklich zogen sie, wie vordem die Ostgothen, 568 mit Sack und Pack, Weib und Kind aus Pannonien dahin und machten damit den Beschluß der Völkerwanderung. Als sie über die Kärnthner Alpen herabgestiegen waren, eroberte der tapfere Alboin mit seinen streitbaren Mannen eine Stadt nach der andern und fast ganz Oberitalien mit leichter Mühe,

schlug zu Pavia seine Residenz auf und herrschte von da über sein neugegründetes Reich. So haben wir nun ein Italisches Langobardenreich. Von diesen hat Oberitalien den Namen Lombardei (Lamparten) empfangen, den ein großer Strich desselben heute noch führt; früherhin gehörte auch Piemont dazu.

Alboin endete schon 573 auf eine gewaltsame Weise sein Leben. Bei einem Freudenmahle trank er aus Kunimunds Schädel und hielt ihn dann seiner neben ihm sitzenden Gemahlin hin; und ob sie sich mit Entsetzen wegwendet, es hilft ihr nichts, trunkenen Muthes zwingt er sie, aus ihres Vaters Schädel zu schlürfen. Darauf stiftete die Empörte seinen Schildträger Helmichis und den riesenstarken Peredeo an, ihn in seinem Schlafgemache, dahin sie beide selbst führt, zu erwürgen. Wiewohl darüber einige Verwirrung im Reiche der Longobarden entstand, setzten sie doch ihre Eroberungen fort und nahmen auch einen großen Theil des mittleren und unteren Italiens weg, so daß den Griechen nur mehr die festesten Städte, wie Ravenna, Rom, Neapel, mit ihren Umgebungen und einige Küstenstriche blieben. Die Langobarden beließen übrigens den Einwohnern ihre Ländereien, forderten dagegen den dritten Theil der Früchte davon; sie selbst trieben Krieg und Jagd.

a. 584 wurde Anthari König dieses Volks. Er hörte den Ruf von der so lieblich schönen, kenntniß- und geistreichen und innig gottseligen Theudelind, welche die Tochter des Bayernherzogs Garibald und bereits Christin war, obschon die Menge der Bojowaren damals noch dem Heidenthum fröhnte. Da schickte Authari eine Gesandtschaft nach Bayerland, um ihre Hand zu werben.

Er stellte sich aber selbst an die Spitze derselben und warb so unerkannt um die holdselige Prinzessin; und nicht umsonst. Da er nun einen ausgetrunkenen Becher, den ihm Theudelind gereicht hatte, zurückgab, drückte er mit dem Finger ihre Hand und strich mit der Hand über ihre Wange, darob diese verschämt sich röthete und ihr Herz sich verwunderte; doch gab er sich nicht gar zu erkennen. Auf der Heimreise aber, als er mit Bayrischem Geleit an die Grenze seines Reichs gekommen war, da schmetterte er seine Streitaxt tief in einen Baum hinein und sprach: „So sind die Hiebe eines Königs der Langobarden!“ da erkannten sie ihn mit hoher Freude.

Authari lebte überaus glücklich mit der vortrefflichen Bayrischen Fürstentochter, doch nur ein Jahr; schon 590 drückte sie ihm die Augen zu. Und so viel galt sie bei seinem ganzen Volke, daß es nach Autharis Tod erklärte, „derjenige solle König nach ihm sein, den Sie sich zum Gemahle wählen würde.“ Sie erkor den Agilulf, Herzog von Turin, und alles Volk jauchzte ihm zu. — Theudelind war eine Gottesgelehrte. Sie wechselte Briefe mit dem großen Bischofe Gregor von Rom; er sandte ihr seine Schriften, und ihre Antworten bewiesen, daß sie den Inhalt derselben wohl begriff. Selbst der rechtgläubigen Kirche herzlich zugethan, brannte sie von Eifer, das katholische Christenthum unter ihrem Volke auszubreiten, und in Befolgung des guten Raths, mit dem Gregor ihr beistand, brachte sie es auch dahin, daß die Langobarden mehr und mehr von der Arianischen Irrlehre sich abwandten und endlich allesamt in die katholische Kirche eintraten. Und da 529 auch die Westgothen in Spanien dem Arianismus entsagten, so verschwand derselbe nunmehr, Gott sei gelobt, aus der Christenheit.

Das Langobardische Reich bestand 200 Jahre, dann erlag es dem großen Frankenreiche.

§ 10. Die christliche Kirche vom 5. zum 7. Jahrhundert. Augustin. Gregor I.

Der Herr gab seiner Kirche auch in dieser Zeit noch ausgezeichnete Lehrer; aber sie werden seltener. Der vorzüglichste ist

Augustinus, welcher 354 zu Tagaste in Numidien geboren, doch vornehmlich erst im 5. Jahrh. leuchtete. Seine christliche Mutter Monika sprach viel fromme Worte an des Kindes und Jünglings Herz; aber er ward hoffärtig, leichtsinnig und

gab sich dem fleischlichen Leben hin. Bei seinen außerordentlichen Geistesgaben erwarb er sich indessen viele menschliche Kenntnisse. Er wurde Lehrer der Beredsamkeit zu Tagaste, zu Karthago, zu Mailand. Besser aber ward er nicht, wiewohl er nach Wahrheit zu suchen begann und Unruhe und zu Zeiten Schrecken in seinem Gewissen fühlte. Seine fromme Mutter betete und weinte so viel um ihn, daß einst Bischof Ambrosius (S. 280) sie mit den Worten tröstete: „Es ist unmöglich, daß ein Kind so vieler Gebete und Thränen sollte verloren gehen.“ Und so erfand sich's. Augustin wurde immer unruhiger. Einstmals gieng er im Garten und sein Herz drängte ihn zum Gebete. Da hörte er — wie eine singende Kindesstimme aus des Nachbars Hause — mehrmals die Worte: „Nimm und lies!“ In der Laube lag gerade die Bibel, er schlug sie auf und seine Augen fielen auf die Worte Röm. 13, 13: „Lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht 2c.“ Sie schnitten tief in sein Herz ein, und von Stund an entsagte er seinem schlechten Lebenswandel und gab sich dem Dienste Jesu hin zur unbeschreiblichen Freude seiner erhörten Mutter. Es ist sehr bemerkenswerth, daß er dem Herrn im herzlichen Glauben zufiel, sobald er sich von seinem Sündenleben geschieden hatte; denn dieses ist eben der Hauptgrund des Unglaubens der Kinder dieser Welt. Und im Glauben an den allmächtigen Sohn Gottes wurde er ein neuer Mensch, also daß er im Bewußtsein seiner vorigen Verdorbenheit sich selber ein Wunder der Gnade Gottes nennt. Mit dem regsten Eifer forschte er jetzt in Gottes Wort, und bei seinen seltenen Gaben erlangte er ein ungewöhnlich hohes und tiefes Verständniß der göttlichen Wahrheit. Ob seines heiligen Wandels und seiner ausnehmenden Gottesgelehrtheit wurde er 396 zum Bischof in Hippo erwählt, woselbst er nun 34 Jahre lang in höchstem und weit über sein Bisthum hinausgehendem Segen wirkte. Gott machte ihn zu einem auserlesenen Rüstzeuge und großen Licht der Kirche für alle Zeit: von den Aposteln an bis auf Luther ist kein größerer Gottesgelehrter aufgestanden. Er hat viel Herrliches geschrieben, z. E. seine „Confessionen“, Bekenntnisse, das Buch „vom Gottesstaate“. Am preiswürdigsten ist aber seine Vertheidigung der biblischen Lehre von der göttlichen Gnade wider einen damals dagegen auftretenden argen Irrthum. Der herrliche Mann starb 430 zu Hippo, eben als die Vandalen (S. 287) diese Stadt belagerten; die Greuel der Verwüstung an seinem Bischofsitze durfte er nicht mehr erleben.


Fig. 91. Augustinus.

Es war ein Britischer Mönch, Namens Pelagius, welcher sich längere Zeit in Rom aufgehalten und 410 nach Afrika hinüber begeben hatte. Dieser lehrte: „Es gibt keine Erbsünde. Der Mensch ist bei seiner Geburt in demselben Zustande wie Adam bei seiner Erschaffung. Er besitzt natürliche Willenskraft genug, gut und fromm zu leben; ja es ist von Natur eine gewisse Heiligkeit in seiner Seele herrschend; so kann er aus sich selbst ein Leben führen, welches ihn des Himmels würdig macht.“

Gegen diesen schweren Irrthum trat nun der hocherleuchtete Augustin auf: er wies aus Gottes Wort und der Erfahrung nach, daß jeder Mensch von Natur sündig und verdammlich sei und unvermögend, sich selbst aus seinem Elende emporzuringen; nur die freie (durch kein Verdienst des Menschen gebundene) Gnade Gottes könne ihm helfen, die durch Christi Versöhnungswerk seine Sündenschuld tilge und durch Mittheilung des heiligen Geistes ihm Kraft zum seligmachenden Glauben und zu einem neuen gottgefälligen Leben verleihe. — Es war vornehmlich der mächtigen Wirksamkeit Augustins zu danken, daß die Irrlehre des Pelagius auf der Synode zu Karthago 418 und andern Kirchenversammlungen verworfen wurde. Und das war ein großes Heil; es handelte sich ja augenscheinlich um das ganze Christenthum, denn nach Pelagii Lehre hätten wir gar keiner Erlösung bedurft.

Zu derselben Zeit entstand noch ein anderer Kirchenstreit, der noch viel allgemeiner und heftiger geführt wurde. Er betraf einen schwierigen Gegenstand, der aber doch nicht ohne wesentliche Bedeutung ist. Die Lehre von der Gottheit Christi war kirchlich festgestellt, aber noch nicht das Verhältniß seiner Gottheit zu seiner Menschheit. Nun lehrte der Bischof Nestorius zu Constantinopel: Man könne die Maria nicht „Gottesgebärerin" nennen; sie habe nur den Menschen Jesus geboren, denn „die göttliche und menschliche Natur in Christo seien nur verbunden, nicht geeint." Das war allerdings irrig, doch mehr nur eine theologische Ansicht. Darüber griff aber der Bischof Cyrillus von Alexandrien den Nestorius an, und es entstand eine große Bewegung in der Morgenländischen Kirche. Es wurde deßhalb 431 zu Ephesus die dritte Oekumenische Synode gehalten. Hier ward die Lehre des Nestorius als ketzerisch verurtheilt und er selbst abgesetzt. Er behielt jedoch viele Anhänger, welche sich nach Mesopotamien und Persien und tief in Asien hinein zogen und eine eigene Sekte bildeten, die Nestorianer, die sich noch heutzutage unter dem Namen „Nasrani oder Thomas-Christen" finden.

Der Streit war noch nicht aus. Denn im Gegensatze zu der gerügten Irrlehre behauptete darnach ein gewisser Abt Eutyches, daß in Christo die göttliche und menschliche Natur sich nicht bloß zu Einer Person verbunden, sondern zu Einer Natur vermischt habe. Das war wieder falsch, denn da hätte mit der Gottheit und mit der Menschheit Christi eine Veränderung vor sich gehen müssen, daß er nicht mehr wahrer Gott und nicht mehr wahrer Mensch gewesen wäre. Indessen nahm sich der Nachfolger des Cyrill, der Alexandrinische Bischof Dioskurus, dieser Lehre an und setzte sie auf einer Synode zu Ephesus, 449, mittelst bewaffneter Mönchsscharen durch. Es gieng auf dieser Synode sehr übel her, man nannte sie nachher nur die Räubersynode. Allein 451 wurde ein viertes Oekumenisches Concil zu Chalcedon (in Kleinasien) gehalten, auf welchem 630 Bischöfe zugegen waren. Hier verdammte man die Lehre des Eutyches und setzte fest: „in Christo seien die zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, unvermischt, aber auch unzertrennlich zu Einer Person verbunden, so daß er in Einer Person unzertrennlich wahrer Gott und wahrer Mensch, doch ohne Sünde sei." Das ist auch die rechte Lehre und Gott zu danken, daß auch hier noch die Wahrheit sich durchgekämpft hat. Es blieb jedoch dem Eutyches ein großer Anhang, Monophysiten (Eine Natur Behauptende) genannt; sie bestanden, von der Kirche ausgeschieden, namentlich in Armenien, Syrien und Aegypten fort und kommen noch unter dem Namen Jakobiten vor.

Ruhe war darum noch nicht, auch innerhalb der Kirche nicht. Die Bewegung wegen der Lehre von den zwei Naturen Christi dauerte bis in's 7. Jahrh. hinein. Die Morgenländischen Kaiser mischten sich drein, wollten durch kaiserlichen Befehl den Glauben bestimmen, wodurch sie die Sache nur verschlimmerten. Einige dachten die Orthodoxen und die Monophysiten durch den Lehrsatz zusammenbringen zu können, „daß in Christo

wohl zwei Naturen aber nur Ein Wille" sei. Die Folge war aber nur ein neuer tobender Streit und eine Sekte, die Monotheleten (Einen Willen Behauptende). Zu ihnen gehörten die Maroniten des Libanon, ehe sie sich dem Papst unterwarfen.

Bei all diesen Streitigkeiten spielten die Mönche, deren Zahl Legion hieß, eine Hauptrolle; und sie kämpften mit solcher Leidenschaftlichkeit, daß sie Faust, Prügel und Schwert dabei gebrauchten. Auf der Räubersynode mißhandelten sie den Bischof Flavian von Constantinopel so, daß er in Folge davon starb. Ueberhaupt zeigten sich die Morgenländischen Klosterbrüder so frühe schon in einer schlimmen Gestalt; das war ein unnützes, faules und zügelloses Volk von Heiligen geworden.

Im Abendlande aber, dahin das Mönchsthum sich auch verpflanzt und woselbst es ebenfalls sich sehr verschlimmert hatte, erhielt dasselbe eine neue und bessere Einrichtung. Das geschah durch Benedict von Nursia (in Umbrien). Derselbe widmete sich schon als zarter Jüngling, den Sünden Roms entfliehend, einem heiligen Leben in der Einsamkeit. Da sich aber Mehrere gleichen Sinnes um ihn sammelten, gründete er mit ihnen 529 auf dem Berge Cassino in Campanien ein Kloster, dessen Abt er ward († 543). Er gab ihm eine Regel, durch welche

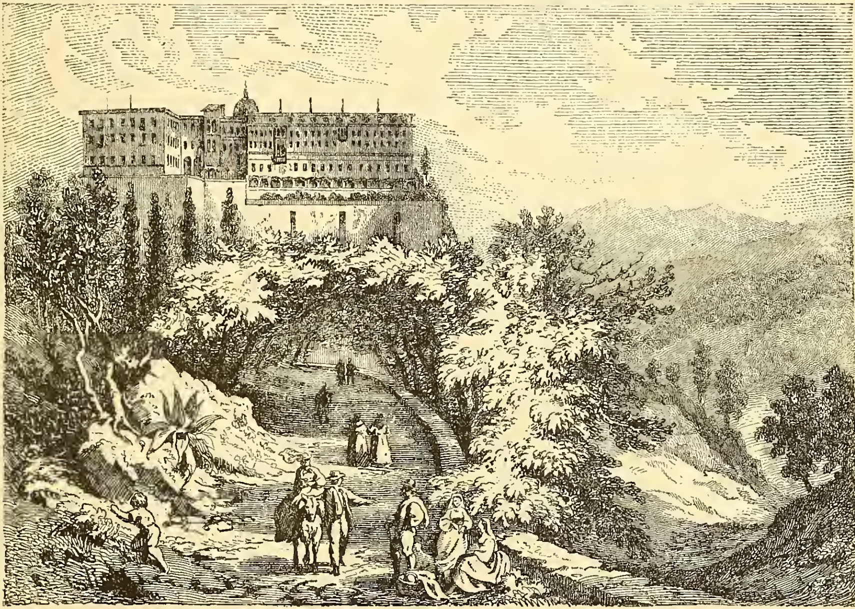


Fig. 92. Das Kloster Monte Cassino.

sie von dem müßigen und ausgelassenen Leben der Morgenländischen Mönche abgehalten und zur rechten christlichen Thätigkeit gewöhnt werden sollten. Andere Männer bildeten sie aus; so theilte sich die Zeit der Mönche in Gottesdienst, Studium und Handarbeit. Zum Gottesdienst gehörte auch die Unterweisung der Mitmenschen, insonderheit der Jugend; mit dem Studium der h. Schrift und anderer geistlicher Bücher durfte sich die Beschäftigung mit den alten Griechischen und Römischen Schriftstellern verbinden; die leibliche Arbeit bestand vornehmlich in Garten- und Feldbau. Die Mönche waren zu einem sittenreinen Wandel auf's Strengste verpflichtet, durften kein Fleisch essen und wurden mit dem Stock bestraft. Benedicts Regel fand großen Beifall und durch seinen Bewunderer Gregor (S. 304) u. a. wurden die Mönche des Westens fast alle Benedictiner.

Was sagen wir nun (S. 283) zu diesen abendländischen Klöstern? Sie hatten kein Gebot in der Schrift, waren eine menschliche Anstalt; auch sie bargen die Gefahr des geistlichen Hochmuths und der Selbstgerechtigkeit; insonderheit kann es nimmermehr gebilligt werden, daß Benedict ein Gelübde auf Lebenslang ablegen ließ, da doch niemand einer freudigen Ausdauer in solchem Leben bis an's Ende zum voraus gewiß sein kann. Da waren die irischen Klöster freier, wo auch Verehlichte wohnten. Doch müssen wir von diesen Klöstern bekennen, daß sie im Ganzen ein Segen für die damalige Menschheit waren. Durch die unverdrossene Arbeit der Mönche wurden, namentlich im rauhen Deutschlande, Wildnisse gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, weite öde Strecken urbar gemacht, und das Land gewann eine neue schönere Gestalt. In den Klöstern wurde die Bibel, das Buch der Bücher, und so manches gute geistliche Buch nicht bloß gelesen, sondern auch für Andere abgeschrieben. Auch die menschliche Wissenschaft fand in jenen Zeiten allgemeiner Verwilderung hier noch eine Pflegestätte, und viele schätzbare Werke des Alterthums haben sich nur zwischen den Klostermauern erhalten. Jene Mönche lehrten nicht nur das einfältige Christenvolk, sie übten auch durch das Beispiel ihres ernsten, sanftmüthigen, demüthigen und aufopfernd thätigen Lebens einen heilsamen Einfluß auf ihre Umgebung aus. Hauptsächlich aber muß dieß zum Preise jener Klöster gesagt werden, daß von ihnen Verkündiger des christlichen Glaubens unter die Heiden ausgiengen.

Ein Benedictinermönch, der Missionär werden wollte, aber nicht durfte, und etwas ganz Besonderes, der erste Papst geworden ist, war Gregor I., auch der Große geheißen, mit welchem wir schon S. 300 bei der Theudelind zusammengekommen sind. Gregor war um 540 zu Rom von vornehmen Eltern geboren. Mit den trefflichsten Gaben ausgestattet empfieng er noch den besten Jugendunterricht; bekleidete dann weltliche Aemter und brachte es bis zu dem hohen Posten eines (griechisch-) kaiserlichen Statthalters (Präfecten) von Rom. Es zog ihn aber in die Stille des Klosterlebens; er verließ alle seine zeitliche Herrlichkeit und wurde Mönch; daß man ihn bald zum Abte machte, ist begreiflich. Durch die Strenge seines Lebens im Kloster zog er sich eine lebenslängliche Kränklichkeit zu; aber in dem kränklichen Leibe wohnte eine starke Seele. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit erwarben ihm den Namen eines ganz vorzüglichen Kirchenmannes, und 590 wurde er von Volk und Geistlichkeit zu Rom einstimmig zum Bischof erwählt. Er sträubte sich gegen die Annahme dieses hohen Amtes, aber man nöthigte ihn dazu. Er verwaltete es bis zu seinem 604 erfolgten Ende mit höchstem Ernst und Eifer, umsichtig in großen Dingen und treu auch in den geringsten.

Mit größter Anstrengung wirkte er für Wiederherstellung der verfallenen kirchlichen Zucht und eines geordneten Christenwandels. Er war selbst unermüdlich thätig in guten Werken, stiftete Armen- und Krankenhäuser, sorgte für Freimachung der Sklaven rc. und ermahnte das Christenvolk unabläßig, den Glauben mit der That zu erweisen. Und, das muß gesagt werden, er blieb nicht bei den äußern Werken, sondern drang auf Herzenserneuerung; aus einem wiedergeborenen Herzen müsse alles Gute hervorgehen. Er schätzte das Wort Gottes sehr hoch und ermahnte auch die Laien, es fleißig zu lesen: „Was anders, schreibt er, ist die Schrift, als ein Brief des allmächtigen Gottes an sein Geschöpf? Versäumt es nicht, diesen Brief zu lesen; lernt das Herz Gottes in seinem Worte erkennen, damit eure Seele von Sehnsucht nach ihm entzündet werde.“ Gleichwohl hegte er schon mancherlei Irrthum und Aberglauben, der damals in der katholischen (also in Wahrheit nicht mehr ganz „orthodoxen“) Kirche aufgekommen war. Das jedoch ist besonders ärgerlich an ihm, daß er das Haupt der ganzen Christenheit sein wollte. Da sind wir nun bei einem Gegenstande, der in der Weltgeschichte gar gewaltig sich hervorhebt, und ich muß weitläufiger davon sprechen.

Schon frühere römische Bischöfe, namentlich jener Leo (S. 290), maßten sich ein Supremat, d. h. ein oberstes Aufsichts- und Leitungsamt über die ganze Kirche an. Sie gründeten ihren Anspruch darauf, daß Petrus der Fürst der Apostel gewesen sei, dem Christus seine Macht über die Kirche übertragen habe; Petrus aber sei zuletzt Bischof in Rom gewesen und habe diese Macht den dort

ihm nachfolgenden Bischöfen hinterlassen. Dagegen ist aber schon einzuwenden, daß man durchaus nicht weiß, ob nur Petrus Bischof in Rom war, und daß, wenn er's war, seine Nachfolger ihm darum noch nicht gleich zu achten sind, eben weil sie keine Apostel sind. Und wo steht denn geschrieben, daß Petrus der Fürst der andern Apostel und Regent der ganzen Kirche war? Der Herr spricht wohl Matth. 16. zu ihm: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine," allein unter diesem Felsen ist im tiefsten Grunde gemeint das von Petro so eben abgelegte Bekenntniß: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn;" denn Christus selbst ist der ewige Fels und Eckstein seiner Kirche, und einen andern Grund kann niemand legen. Der Herr sagt wohl dort ferner zu Petro: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein ꝛc.," allein dasselbe spricht er Mat. 18, 18 und Joh. 20, 23 zu allen Aposteln. Die andern Apostel haben auch niemals den Petrus als ihren Fürsten anerkannt, was aus der h. Schrift (Apg. 11,1—3. 15,13—23. Gal. 2, 7—11. 1 Kor. 12, 28 ꝛc.) unwidersprechlich hervorgeht. Wo derselbe einmal nicht richtig wandelte nach der Wahrheit des Evangelii, da hat sich Paulus herausgenommen, ihn kräftig zu strafen, Gal. 2, 14. Die Begründung jenes Anspruchs an eine Oberherrlichkeit des römischen Bischofs in der Kirche erscheint also wenig stichhaltig. Und in der That wurde lange an einen Vorrang desselben vor den andern Metropoliten nicht von ferne gedacht. Vom vierten bis in's sechste Jahrh. war allerdings sein Ansehen durch mancherlei Umstände, namentlich dadurch, daß ihn andere Bischöfe in ihren Streitigkeiten öfters zum Schiedsrichter anriefen, ausnehmend gewachsen, doch hatte ihm auch bis dahin der allergrößte Theil der Kirche eine solche Oberherrlichkeit nicht zugestanden, vielmehr noch das vierte Oekumenische Concil Leo's Vordrang zu seinem bittern Verdruß ernstlich zurückgewiesen.

Indeß haben die römischen Bischöfe vom 5. Jahrh. an das Streben nach dem Supremat niemals wieder aufgegeben. Und insonderheit Gregor nun, der sich einen „Knecht der Knechte Gottes" nannte, gieng mit beharrlichem Eifer darauf los, ein Herr aller Knechte Gottes, das Oberhaupt der ganzen Christenheit zu werden. Gewiß hat er es gut gemeint, als ob's der Kirche zur Erhaltung ihrer Einheit ersprießlich sei; allein hier steht einmal das Wort des Herrn Matth. 23, 9.: „Ihr sollt niemand Vater (der Christenheit) heißen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist; und sollt euch nicht lassen Meister nennen, denn Einer ist euer Meister, Christus." Vor diesem Ausspruche kann das römische Supremat in Ewigkeit nicht bestehen. Die Christenheit sollte kein sichtbares Oberhaupt haben, so wenig als Israel einen sichtbaren König. Doch es fand hier und dort, wie in so Vielem, was gegen Gottes erklärten Willen ist, eine göttliche Zulassung statt. Denn es gelang dem Gregor, dessen ungemeine Klugheit die günstigen Verhältnisse auf's beste zu benützen verstand, sein Ziel wenigstens im Abendlande so ziemlich zu erreichen. Wie er sich „höchster Pontifex" nannte, so wurde es hier Sitte, dem römischen Bischof ausschließlich den Namen Papa (Papst), d. h. Vater (der gesamten Kirche) beizulegen; hier nahmen nun die andern Bischöfe vom römischen Stuhle mehr und mehr Rath und Weisung an. Und so kann man diesen Gregor als den Stifter des Papstthums bezeichnen, obschon dasselbe damals auch im Abendlande noch nicht allgemein, sowie im Morgenlande gar nicht anerkannt war, und da, wo es anerkannt war, noch lange nicht so weit greifen durfte, als später. (Für unfehlbar galten die Päpste so wenig, daß a. 553 Vigilius wegen großer Schwankungen in der Lehre von der Kirche ausgeschlossen wurde und bekennen mußte, er habe sich von den Eingebungen des finstern Geistes hinreißen lassen. Und Papst Honorius wurde, weil er Monothelet geworden war, 681 vom Concil in Constantinopel verdammt und seine Schriften verbrannt, daher auch spätere Päpste ihn als Verräther des Glaubens verworfen haben.)

Zu großem Ruhm gereicht es diesem Gregor, daß er für die heilige Sache der Heidenbekehrung nach Kräften sich bemühte. Ihm nächst Gott hat England das Christenthum zu verdanken, wo es zwar schon durch die Römer eingeführt, dann aber durch die hereingekommenen heidnischen Angelsachsen (S. 287) fast gänzlich wieder zerstört worden war. Einst gieng er, noch als Abt, über den Markt zu Rom; da sah er wunderschöne Sklaven von hohem Wuchse mit lieblichen Angesichtern und blendendgelbem Haare. Er blieb verwundert stehen und fragte, woher die Leute wären, und erfuhr, daß sie aus Britannien und Angeln und noch Heiden seien. Da rief er tiefergriffen: „Ja, es sind Angeli; sie haben Engelsgesichter und sollten der Engel Miterben sein!" Nun wollte er gleich selbst als Missionar nach Britannien gehen; allein das römische Volk litt es nicht, holte den schon Aufgebrochenen wieder zurück. Aber er konnte die Engelsgesichter nicht vergessen, und Papst geworden, sandte er 596 eine Schar Mönche unter Anführung eines Abtes Augustin an seiner statt dahin. Sie wurden von dem mächtigsten der Angelsächsischen Könige, Ethelbert von Kent, welcher in der fränkischen Königstochter Bertha schon eine christliche Gattin hatte, gütig aufgenommen. Der König bekehrte sich und Tausende seiner Unterthanen mit ihm. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, was heute noch der oberste Bischofssitz in England ist. Fanden die Missionare auch Widerstand, besonders in den andern Theilen des Landes, bei Vielen, die ihre Germanischen Götter nicht verlassen wollten, derselbe wurde durch ihr muthiges und unermüdliches Fortwirken mehr und mehr überwunden. Ihre Schüler traten in ihre Arbeit; immer mehr Kirchen und Klöster mit immer weiter greifender Wirksamkeit erstehen; nach etwa 80 Jahren sind die sieben Königreiche christlich. — Noch bestand aber die Britische Kirche in dem westlichen Gebirgslande der Insel, ohne vom Papst in Rom etwas wissen zu wollen. Sie war verbunden, mit der auf dem „grünen Erin", d. i. auf Irland, wohin das Christenthum um 430 durch den h. Patricius (Patrik) gekommen war und wo eben ein reges Leben der Frömmigkeit und Wissenschaft herrschte. Nur allmählich wurden diese Kirchen und ihre Missionen durch die Angelsachsen dem Stuhl von Rom unterworfen.


Fig. 93. Gallus.

Von den Irischen Klöstern giengen gegen das Ende des 6., dann von den Englischen im 7. und 8. Jahrhundert die Missionare aus, welche den Germanischen Stämmen in Deutschland selbst das Christenthum brachten, wobei jedoch nicht zu übersehen, daß dasselbe an den Säumen unsres Vaterlandes, besonders am Rheine hin und zwischen den Alpen und der Donau schon zur Römerzeit bekannt, aber freilich auch durch die Fluten der Völkerwanderung größtentheils wieder vertilgt worden war. Reden wir einstweilen von den romfreien Irischen Glaubensboten.

Aus dem berühmten Kloster Bangor in Irland zog vor 585 der Ire Kolumban mit zwölf frommen Jünglingen aus. Seine Mutter wollte ihn nicht über das Meer lassen; er sprach aber zu ihr: „Es steht geschrieben: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der

ist mein nicht werth." Sie kamen durch Frankreich über die Vogesen, wo sie eine Zeit lang in viel Elend und Arbeit lebten, den oberen Rhein hinauf zu den heidnischen Alamannen und hatten ihr Wesen in der Gegend von Zürich und Bregenz. Sie nährten sich vom Gartenbau und Fischfange und predigten den Heiden das Wort vom Kreuze, dem sich viele beugten. Kolumban gieng zuletzt nach Italien, wo er in dem von ihm gegründeten Kloster Bobbio bei Pavia starb, 615.

Einer seiner zwölf Schüler, Gallus (Fig. 93), blieb unter den Alamannen. Er nahm ihre Götzenbilder und zertrümmerte sie an den Steinen; und sie verwunderten sich und glaubten ihm eher. In einer Wildniß gründete er das Kloster St. Gallen. Er baute mit seinen Gehilfen das Land an und verkündigte bis zu seinem Tode, 640, das Evangelium den Heiden, deren Viele sich zu Gott bekehrten. Sein Kloster wurde eine der fruchtbarsten Pflanzschulen des Christenthums.

Gedenken wir noch eines andern Irischen Mönchs, welcher von 650 an Thüringen durchreiste und zuletzt seinen Sitz in der Gegend von Würzburg nahm. Dort hauste der ostfränkische Herzog Gozbert. Er nahm den christlichen Glauben mit vielen seiner Hofleute und Unterthanen willig an. Kilian redete ihm scharf in's Gewissen, er solle seine Frau Geilane entlassen, weil sie seines Bruders Weib war. Endlich versprach Gozbert es zu thun, wenn er aus einem Feldzug zurückgekehrt sein würde, den er gerade unternahm. Aber Geilane ist darob auf Kilian erbost, und während der Abwesenheit des Herzogs läßt die böse Herodias den Knecht Gottes einkerkern und enthaupten, 689. Darüber gerieth leider auch sein Werk wieder in Verfall.

Von den innern Zuständen der christlichen Kirche ist zu merken: Die hohe Lehre von der dreieinigen Gottheit und die von der Gottmenschheit Jesu Christi war festgestellt und der Irrthum aus der katholischen oder allgemeinen Kirche für immer ausgeschieden worden. Auch die Pelagianische Irrlehre, daß der Mensch sich selbst des Himmels würdig machen könne, war beseitigt und die Geltung der Augustinischen, d. h. biblischen Lehre wurde von niemanden geradezu bestritten. In der That aber schlich sich doch ein gewisser Halbpelagianismus ein. Man legte schon ein übergroßes Gewicht auf die guten Werke und zwar häufig ohne auf das Innere dabei, auf die Gesinnung einzugehen. Sorgfältige Uebung des äußern Gottesdienstes, reichliche Almosen, Stiftungen an Gotteshäuser, Fasten 2c. wurden am meisten betont; ja es wurde auch wohl schon da und dort gesagt, daß die Werke verdienstlich seien, daß man damit Sünden abbüßen und etwas zur Erlangung der himmlischen Seligkeit leisten könne. Die Lehre war auch sonst nicht mehr ganz rein. Schon wurde von der Messe (dem Abendmahl) als einer Wiederholung des Opfers Christi geredet, durch welche diejenigen Sünden getilgt würden, die man nach der Taufe begehe; Gregor empfahl Seelmessen für die Todten. Schon wurde von einem Fegfeuer gesprochen, durch welches die Seelen der Gläubigen nach dem Tode erst hindurchmüßten, um zur Erquickung von dem Angesichte Gottes zu gelangen. Schon wurden die verstorbenen Heiligen, insonderheit die Jungfrau Maria, übermäßig verehrt und man suchte Hilfe bei ihnen. Schon schrieb man den Reliquien (Ueberbleibseln, z. E. Spänen vom Kreuze Christi, Knochen von Märtyrern) eine wunderthätige Kraft zu und betete zu Bildern.

Daß das leidige Papstthum aufkam, haben wir gehört. Aber es that sich der ganze Klerus (die Geistlichkeit) immer mehr als eine über den Laien stehende Menschenklasse hervor. Ja man lehrte und glaubte schon, daß die Priester wie im A. T. eine Mittlerschaft zwischen Gott und dem Volke hätten, daß nur durch ihre Vertretung letzteres zu Gott nahen könne und hinwieder in geistlichen Dingen ihrer Weisung und Führung unbedingt folgen müsse.

Durch diese Gebundenheit an das Priesterthum und das allzu starke Dringen auf Werke gieng die Kirche mit dem freimachenden Evangelio allmählich in eine alttestamentliche Gesetzesanstalt über. Viele behaupten, daß dieß für die rohen Völker

jenes Zeitalters, denen zur Aufnahme des rechten Christenthums noch die Befähigung gemangelt habe, gut und nöthig gewesen sei. Ich halte das für eine sehr falsche Ansicht; es hat sich in unsern Tagen z. B. auf den Inseln der Südsee gezeigt, daß die rohesten und wildesten Heiden ohne weiteres von der Kraft des Evangeliums angefaßt und zu guten Christen umgewandelt werden können, wenn es nur recht gepredigt wird. Und wie viel gelang auch damals den freieren Iren!

Schauen wir noch auf das Leben der damaligen Christen hin, so finden wir bei jenen neubekehrten Germanischen Völkern freilich im Allgemeinen noch wenig von einem eigentlichen Christensinn und Wandel. Das lag gewiß schon zum Theil in der nicht rechten Verkündigung des Evangeliums, erklärt sich anderntheils aber auch daraus, daß sie ja gewöhnlich in Haufen, ohne vorher näheren Unterricht zu empfangen, in die Kirche eintraten. Man begnügte sich bei ihrer Aufnahme damit, daß sie die Nichtigkeit ihrer bisherigen Götter zugestanden, den Glauben an den wahren Gott bekannten und den Satzungen der Kirche sich unterwarfen, und ließ ein tieferes Eindringen des Christenthums in ihr Wesen und Leben hoffend der Zukunft über. Indessen wurde im Ganzen ihre wilde trotzige Natur doch in etwas von der Kirche gemildert und es war bei ihnen ein, wenn auch noch rauher, doch fruchtbarer Boden zu einem bessern Christenthum der Zukunft vorhanden. Ach wäre ihnen nur nachher, wäre ihnen nur bald das lautere Wort kräftig gepredigt worden!

Bei der alten Christenheit aber sank das geistige Leben immer tiefer herab. Man lief emsig in die Kirche zu dem ceremonienreichen, die Sinne ansprechenden Gottesdienst, und hatte man ihn abgehalten und sonst noch einige äußere gute Werke gethan, so tröstete man sich, seinen Christenglauben sattsam bewiesen und das Anrecht auf den Himmel bewahrt zu haben. Die innere Gemeinschaft mit Christo, das Leben im Glauben des Sohnes Gottes war bei der großen Menge jämmerlich geschwunden. — Am schlechtesten stand es in der Morgenländischen Christenheit. Dort entartete die Geistlichkeit voran über die Maßen. Mit Neid und Mißgunst blickte einer auf die höhere Würde, auf die reichern Einkünfte des andern hin. Die zwei vornehmsten Bischöfe, die Patriarchen von Constantinopel und Alexandrien lagen sich aus Eifersucht beständig in den Haaren. Der meiste Theil des höhern Klerus richtete sich nach der Gunst des kaiserlichen Hofes und nicht nach der Wahrheit. Hohe und niedere Kleriker kämpften über subtile Lehrbestimmungen mit ungemessener Heftigkeit, ja mit grimmiger Wuth und versäumten auf's Gewissenloseste ihr Amt an den Seelen. Dazu kam das schlechte Leben der weltlichen Obern. Bei ihnen und vorzüglich am Byzantinischen Hofe selbst herrschte Ehrgeiz, Wollust, List und Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und jegliches Laster. Welch verderblichwirkendes Exempel für das von treuer Seelsorge verlassene Volk! Die Sünde gieng von den geistlichen und weltlichen Führern wuchernd auf die gemeine Christenheit über; auch hier überall Haß, Verbitterung, Zertrennung, wilde Streitsucht und wüste Wollust. Es war ein trauriger geistlicher Tod in der Kirche des Morgenlandes! So mußte denn jenes Offenb. 2. 3. angedeutete Strafgericht über sie hereinbrechen, da in einer Kürze weithin der Leuchter gar von seiner Stätte weggestoßen wurde, an der er einst mit so hellem, schönem Licht gebrannt hatte.

V. Der falsche Prophet und sein Reich.

§ 1. Muhammed.

Am Südwestende Asiens liegt das Land Arabien. Es ist eine große Halbinsel, viermal so groß als Deutschland; im Westen wird es vom Rothen, im Süden vom Indischen Meere, im Osten vom Persischen Meerbusen umspielt, im Norden

grenzt es an Palästina und Syrien. Das Land hat viel öden Sand und wüstes Gesteine, doch auch fruchtbare, ja herrliche Gegenden, wo Myrrhe und Aloe, Weihrauch und Kaffee rc. wächst. Vornehmlich zeichnet sich der südwestliche Küstenstrich am rothen Meere hin aus, das glückliche Arabien, auch Jemen genannt, mit ewigheitrem Himmel und würzduftigen Hügeln.

Das Volk nennt Ismael, Abrahams Sohn von der Hagar, seinen Stammvater. Ein paar Jahrtausende lebte es mit gleichen Sitten in seinem durch Meer und Wüste abgeschlossenen Lande, wenig angefochten von äußeren Feinden; selbst die römische Weltmacht hielt an seinen Grenzen an. Ein Theil der Bewohner, besonders am Meere, hatte Städte und trieb Handel; viele Beduinen oder Söhne der Wüste genannt, zogen als wandernde Hirten herum, reich besonders an Kamelen und edeln Pferden, wie denn die arabischen Pferde für die edelsten der Erde gelten. Die Araber waren und sind wohlgebildete Leute mit schwarzen, feuerfunkelnden Augen, kräftigen und zugleich geschmeidigen Körpers, mit heißem Blut in den Adern, voll Einbildungskraft und phantastischen Vorstellungen, darum sie die Dichtkunst absonderlich lieben; sie sind im Umgang angenehm, in ihren Häusern und Zelten gastfrei, worttreu, aber stolz dabei, gegen Feinde voll Grimm und Rachsucht, gegen begüterte Fremde Räuber; Raub war von jeher bei ihnen ein ehrenvolles Gewerbe. Sie lebten in vielen Stämmen unter eignen Oberhäuptern; nie bisher stand das ganze Volk unter Einem Herrscher. Das Oberhaupt des Stammes hatte keine despotische Gewalt; die Araber waren frei und hielten viel auf ihre Unabhängigkeit.

So lebten sie Jahrtausende her immer dieselben, nur etwa daß sie in der Religion von ihren Ahnen herabgesunken und völlige Heiden geworden waren. Sie huldigten dem Sterndienst (Sabäismus). Doch wohnten Juden und auch Christen zerstreut unter ihnen. Ihr größtes Heiligthum war die Kaaba, Würfelhaus, mit dem eingemauerten schwarzen Stein, der in uralter Zeit vom Himmel gefallen sein soll, voll Wunderkräfte. Sie steht als Abbild des Thrones Gottes in der unfern des rothen Meeres gelegenen Stadt Mekka, und alle Propheten und Frommen sollen sie besucht haben, um leib- und seelenheilende Kräfte zu empfangen. Im Gotteshaus um die Kaaba her standen mehr als dreihundert Götzenbilder. Die Aufsicht über dieß höchste Heiligthum des Volkes war dem edlen Stamme Koreisch anvertraut.


Fig. 94. Araber.

Aus diesem Stamme gieng der Mann hervor, welcher nach göttlichem Verhängnisse die abgestandene Christenkirche in einem großen Theile der Welt zerstören und überhaupt die Gestalt der Erde wunderlich verändern sollte. Er heißt Muhammed und ist 571 zu Mekka geboren. Seine Eltern starben ihm frühzeitig und hinterließen ihm ein Haus, einen Sklaven und fünf Kamele. Ein Oheim erzog ihn und zwar zur Kaufmannschaft.

Muhammed wuchs zum Bilde eines schönen Mannes heran. Seine schwarzen Augen blitzten wundervoll, seine Gestalt schritt majestätisch einher. Auch besaß er große Geistesgaben und eine seltene Beredsamkeit; die Rede floß ihm mit dichterischem

Schwung auf's Mächtigste und Anmuthigste von den Lippen. Dem Manne von vollkommener Schönheit und Würde vermählte sich die reiche Witwe Chadidscha, deren Handelsgeschäfte er eine Zeit lang geführt hatte. Er setzte die Kaufmannschaft fort, in deren Betrieb er beträchtliche Reisen machte, auf denen er Judenthum und Christenthum, wiewohl nur in verkommener Gestalt kennen lernte.

Doch zog er sich nun auch oft in die Einsamkeit zurück. Er weilte gern in einer Höhle auf dem Berge Hera, in welcher er sich einmal einen Monat lang verbarg. Da gab er sich dem Nachsinnen über die höheren Dinge hin, und besser gesagt, der Mensch von der regsten und unbändigsten Phantasie schwärmte darin, und ward so zugänglich dem Lügengeiste, der ihm göttliche Offenbarungen



Fig. 95. Muhammed.

vorspiegelte. Er hatte epileptische Zufälle und bekam Erscheinungen. Manche meinen, Muhammed habe sie nur vorgegeben, habe wissentlich betrogen; gewiß hat er bei Ausführung seines Werkes auch das gethan, aber gewiß ist er auch selbst betrogen worden. Täuschung und Täuscherei vereinigt sich seltsam bei dem wunderlichen Geschöpfe, das Mensch heißt. Genug, als er vierzig Jahre alt war, trat der Engel Gabriel zu ihm, so verkündigte er, und eröffnete ihm, daß ihn Gott zu seinem Propheten berufen habe, welcher die wahre und vollkommene Religion unter dem Arabischen Volk und über den Kreis des Erdbodens verbreiten sollte. Der Engel theilte ihm nach und nach seine ganze Lehre mit.

Ihr Hauptinhalt ist folgender: „Es gibt nur Einen Gott und Muhammed ist sein Prophet. Abraham, Moses, Jesus waren auch Propheten, aber geringere;

Muhammed ist der letzte und höchste, der Edelste aller Erschaffenen. Allah ist groß, allmächtig, unveränderlich; man soll ihm Ehrfurcht und Gehorsam beweisen. Er hat die Welt gemacht, erhält und regiert sie. Jeder Mensch hat ein unvermeidliches Schicksal nach dem unbedingten Rathschlusse Gottes, darum soll man in Freud und Leid gleichmüthig sein. Der Mensch muß Gerechtigkeit üben, sein gegebenes Wort halten, gastfrei sein und sich der Frömmigkeit befleißigen. Zur Frömmigkeit gehört vornehmlich: Beten, Fasten und Almosengeben. ‚Beten führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an die Pforte des Himmels, Almosen öffnet sie.' Von Wein und Schweinefleisch soll sich der Mensch enthalten, indessen ihm mehrere Frauen zu nehmen erlaubt ist. Die höchste Tugend ist, für die Lehre des Propheten in den Kampf zu gehen. Denn mit dem Schwerte soll alle Welt seiner Lehre unterworfen werden. Wenn nun der Mensch im rechten Glauben nach Allahs Geboten lebt und stirbt, so kommt er in das Paradies, wo die köstlichsten Auen, die prächtigsten Bäume, die lieblichsten Bäche, die kühlsten Lüfte und die schönsten Geschöpfe, die schwarzäugigen ewigjugendlichen Huris sind. Da empfängt er unermeßliche Schätze, die prachtvollsten Gewänder, die zahlreichste Dienerschaft, die edelsten Pferde, da genießt er die leckersten Mahlzeiten, die süßesten Weihrauchdüfte und die größte Liebeslust. Die ächten Gläubigen leben in dieser Herrlichkeit ohne Aufhören, während alle Ungläubigen, Heiden, Juden und Christen auf ewig in einer gräßlichen Hölle leiden müssen, wohin auch die gottlosen Muhammedaner kommen, jedoch in die erträglichste Qual und mit der Hoffnung, nach mehreren hundert oder tausend Jahren wieder daraus erlöst zu werden."

Man merkt, diese Religion hat etwas von der jüdischen und christlichen, auch von der bessern Volkssitte, in sich aufgenommen; aber die Natur, das Fleisch, spielt doch die Hauptrolle darin. Es ist begreiflich, wie solch eine Fülle sinnlichen Freudenlebens im Paradiese die sinnlichen Menschen entflammen konnte, und wie sie so muthig in den Kampf für diesen Glauben gehen konnten, weil ja der Tod die Kämpfenden zu der höchsten Stufe solcher Glückseligkeit brachte. Uebrigens hat diese Religion, welche die Wahrheit des Einen Gottes lehrt, doch nur einen fernen kalten Gott, mit dem man in keine lebendige Gemeinschaft zu treten vermag. Von einer Erlösungsbedürftigkeit weiß sie im Geringsten nichts, darum sie eine gründliche und ewige Feindin des Christenthums ist. Von einer innern Heiligung kann dabei keine Rede sein, weil alles auf äußere Gesetzeserfüllung ankommt. Die bösen Leidenschaften Zorn, Haß, Rachsucht, Hochmuth und Fleischeslust bleiben unangetastet oder werden noch gesteigert. Der Geist des Muhammedanismus ist Stolz, Selbstzufriedenheit und Sinnenlust, während das Christenthum Selbstverleugnung, Demuth und geistliche Gesinnung wirkt.

Muhammed theilte seine Erscheinungen und Offenbarungen zuerst seiner Frau Chadidscha, seinen Dienern und nächsten Verwandten mit, welche mit Staunen und Ehrfurcht hören und seine ersten Gläubigen werden. Als er sich aber nach einiger Zurückhaltung den Häuptern seines Stammes entdeckte, verlachten und verspotteten ihn diese. Er trat ihnen strafend entgegen, da haßten und verfolgten sie ihn. Die Erbitterung gegen ihn wurde so stark, daß er endlich seines Lebens nicht mehr sicher war, und darum aus Mekka nach Medina (Jathreb) entwich. Es war a. 622, und von diesem Jahre der Flucht, Hedschra, fangen die Muhammedaner ihre Zeitrechnung an. Die Einwohner von Medina, seit lange voll eifersüchtigen Hasses gegen die Mekkaner, nehmen ihn mit Freuden bei sich auf. Er sammelt hier bewaffnete Scharen um sich, die er mit feurigen Reden entzündet, und beginnt mit ihnen den heiligen Krieg. Er fällt über die Karawanen der Koreischiten her und plündert sie; er kämpft mit ihrer Macht im Felde bei Beder und besiegte sie. a. 630 rückt er mit 10,000 Mann vor Mekka und nimmt es ohne Schwertstreich ein. Nun erkennen sie ihn als ihren Propheten und Herrscher. Er reinigt den Kaabatempel von den Götzen und weiht ihn zu einem Hause Allah's. Derselbe soll für alle Zeiten das Heiligthum der Araber sein und Mekka die heilige Stadt, der Mittelpunkt aller Gläubigen auf Erden, dahin jeder während seines Lebens wenigstens einmal wallfahrten müsse.

Von Mekka aus führte Muhammed „den heiligen Krieg“ weiter. Mit Sturmesschnelle und Kraft bezwang er Arabiens Bewohner: in zwei Jahren ist fast das ganze große Land seiner Lehre und seinem Scepter unterthan. — Schon sandte er zu den Regenten andrer Reiche umher und ließ sie auffordern, ihn als Propheten zu erkennen und seiner Herrschaft sich zu unterwerfen, wo nicht, so werde er mit

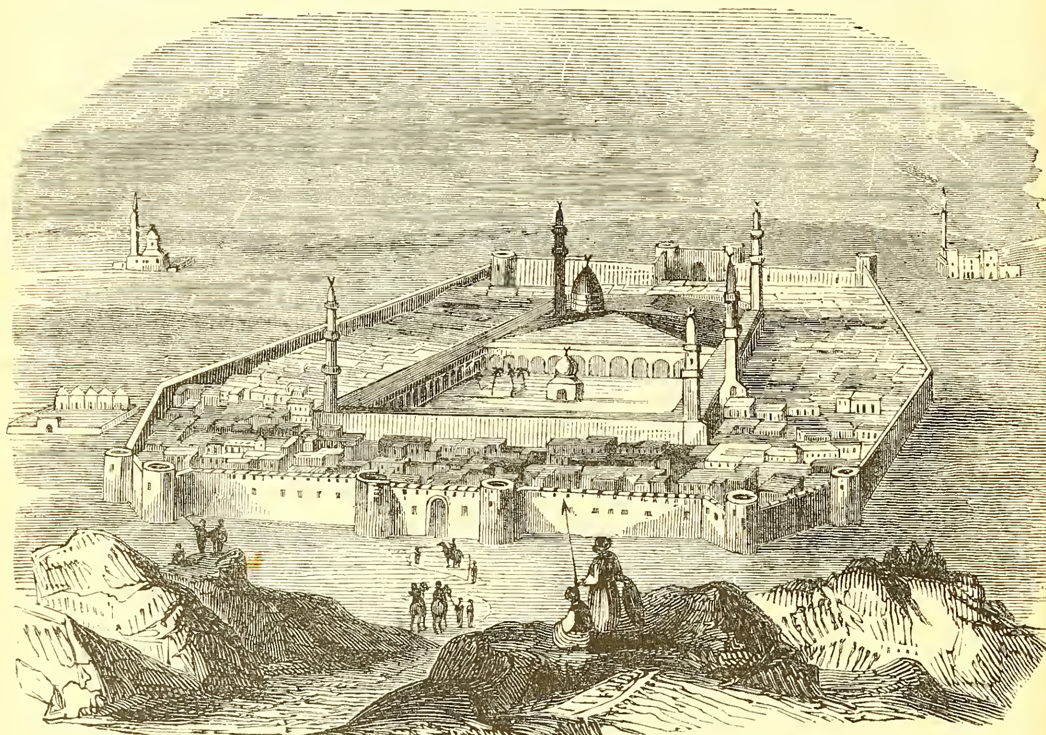


Fig. 96. Medina.

Feuer und Schwert sie zum Glauben bringen, als er unvermuthet starb, 632. Er selbst behauptete: an Gift, das ihm eine Jüdin beigebracht habe. Er endete in Medina in den Armen der Ayescha, einer der elf Frauen, die er nach- und nebeneinander hatte. Er wurde in einem gemauerten Grabe unter seiner Wohnung beigesetzt, und auch dahin wallfahrten seine Gläubigen aus aller Welt.

Muhammeds Lehre heißt Islam, gläubige Hingebung in Gottes Willen; davon führten seine Jünger den Namen: Moslim, Muselmanen. Der Islam ist erst nach seinem Tode in ein Buch gesammelt worden, welches Koran heißt, die Bibel der Muhammedaner. Er ist aber nicht blos Religionsbuch, sondern auch Staatsgesetzbuch, denn auch die Summe der bürgerlichen Gesetze ist darin enthalten. — Ich bemerke noch, daß die Muhammedaner mit den Juden die Beschneidung gemein haben, daß sie aber nicht den Samstag, sondern den Freitag als Feiertag halten, daß ihre Gotteshäuser Moscheen (Mesdschid) heißen, daß man stets mit nach Mekka gerichtetem Angesichte beten muß, und — daß auf den Abfall vom Islam die Todesstrafe steht. Es findet sich im Koran manches Richtige und Gute, aber auch erschreckliche Thorheit und Fabeln; es ist darin ein greulich Gemisch von Wahrheit und Lüge, wie es eben Satans List zusammenmengt, um mit kräftigen Irrthümern die Menschen desto baß zu berücken. Muhammed ist und bleibt „der falsche Prophet“ und sein Werk ein Werk der Finsterniß. Aber er sollte Gottes gerechtes Gericht an der verdorbenen, abgestorbenen Christenheit vollziehen.

§ 2. Wie das Reich des falschen Propheten sich mächtig ausbreitet.

Muhammed hinterließ keinen Sohn, hatte auch niemanden zum Regenten nach ihm bestimmt. Es erhob sich gleich unter seinen Verwandten ein heftiger Streit, wer seine Stelle einnehmen und sein Werk fortsetzen sollte. Es siegte Abubekr, der Vater seiner geliebten Ayescha, und wurde der erste Chalif, d. h. Nachfolger Muhammeds. Die Chalifen folgten ihm nach in seiner weltlichen und geistlichen Macht.

Abubekr starb schon nach zwei Jahren, 634. Nun erhielt Omar das Chalifat, ein besonders kräftiger Herrscher; er gründete in zehnjähriger Regierung den moslimischen Staat, indem er festsetzte, wer den Islam anerkennt, soll für seine Verbreitung kämpfen; wer ihn nicht anerkennt, soll seine Vertheidiger nähren. Das wurde die Grundlage eines einträglichen und doch gemäßigten Finanzsystems in den eroberten Ländern. Nachdem er von einem Perser ermordet war, 644, trat Othman an seine Stelle, welcher in einer Verschwörung gesteinigt ward, 655. Ihm folgte Ali, der Schwiegersohn Muhammeds, Gatte seiner Tochter Fatime von der Chadidscha; gegen diesen stiftete Ayescha eine Empörung an, wurde aber in der mörderischen „Kamelsschlacht" überwältigt; gleichwohl konnte Ali nicht zur vollen Herrschaft gelangen und erlag nach kurzem Regimente dem Dolch eines erhitzten Arabers, 661. So gieng's im Reich des Propheten zu!

Auch bezüglich der Lehre entstand Streit unter den Muhammedanern. Die Einen nahmen nur den Koran an, diese heißen Schiiten und halten Ali für den rechten Nachfolger. Die Andern und Meisten fügten dem Koran noch die Sunna, Ueberlieferung von Aussprüchen des Propheten bei; diese heißen Sunniten. (Heutzutage sind die Türken Sunniten und die Perser Schiiten.) Beide Theile verfluchten sich gegenseitig.

Indessen wurde bei dieser Verwirrung im Innern der h. Krieg mit aller Kraftanstrengung fortgeführt. Gleich nach Muhammeds Tode giengs über Arabiens Grenzen hinaus, und durch des Schwertes Schärfe mit furchtbarer reißender Macht breitete sich der Islam über die Länder aus. Der Feldherr Chaled, das Schwert Gottes genannt, verrichtete besonders erstaunliche Thaten; aber alle Araber eiferten ihm nach in Tapferkeit. Sie waren, kann man sagen, von der Hölle begeistert; der Wahn einer durch Heldentod zu erringenden Ueberfülle paradiesischer Sinnengenüsse, verbunden mit dem Wahnglauben, daß sie zu der ihnen vom Schicksal unbedingt gesetzten Todesstunde fern vom Kampf so gut als mitten in demselben sterben würden, machte, daß sie tollkühn in die Schlacht stürzten und alles vor sich niederstürmten. Schon unter Abubekr und Omar wurde Syrien, Palästina, Phönizien, Aegypten — lauter Theile des Byzantinischen Kaiserreichs —, so wie das mächtige Neuperserreich diesseits und jenseits des Tigris erobert. Unter Othman wurde die liebliche Insel Cypern und Mehres noch in Besitz genommen.

Der Kaiser Heraklius hatte die fanatischen Stürmer aufhalten wollen. Es kam am Bache Jarmuk, der in den Jordan fällt, zu einer großen Schlacht, 636, in welcher 80,000 Griechen fielen. Ueber den gefallenen 4000 Muselmanen priesen die Andern Gott, daß er ihnen die Ehre des Märtyrerthums beschieden habe. — Jerusalem vertheidigte sich vier Wochen lang; Pest und Hunger zwang es sich zu ergeben, 637. Chalif Omar zieht in schlechtem Gewande mit einem Sack voll Datteln, einem voll Gerste und einem Wasserschlauche auf seinem Kamel in die Stadt ein. Die Kirche auf dem Tempelberg verwandelte er in eine Moschee; Alexandria fiel nach langer Vertheidigung, 641. Hier war die ungeheure Bibliothek der Ptolemäer (S. 136) noch zum Theil vorhanden. Omar gab Befehl sie zu verbrennen; denn so lautete sein Ausspruch: „Entweder steht in diesen Büchern, was der Koran enthält, und dann sind sie überflüssig; oder es steht etwas anderes darin und dann sind sie schädlich." Es sollen mit diesen Büchern sechs Monate lang die 4000 Bäder der Stadt geheizt worden sein! — Der (Neupersische) Thron der Sassaniden stürzte 642 völlig zusammen. Bei der Er-

oberung ihrer Hauptstadt Madain war die Beute so außerordentlich, daß unter die Soldaten 600 Millionen M. sollen vertheilt worden sein. Außer der klingenden Münze fand man dort Kostbarkeiten von unbeschreiblicher Pracht, so einen 300 Ellen langen und 60 Ellen breiten Teppich, auf welchem ein Garten kunstreich eingewirkt war, dessen Bäume, Blüten und Früchte aus lauter Edelsteinen bestanden.

Nach Ali's Ermordung wurde sein Gegner Moawija aus dem Geschlechte der Omajaden Chalif, und es herrschten nun Omajaden über des Propheten Reich 90 Jahre lang (661—750). Wir brauchen die weitern Namen nicht. Sie residirten aber von Moawija an zu Damaskus, der wunderschön in weitem Gartenlande gelegenen, von klaren Wassern des Antilibanon durchströmten Stadt. Gegen die Herrscher aus diesem Geschlechte müssen ihre Vorgänger noch gepriesen werden. Das waren gar grausame Despoten. Auch verließen sie die einfache Lebensweise der ersten Chalifen und nahmen schon auf Erden ein maßloses Schwelgen in allen Sinnesgenüssen vorweg. Inneres Streiten und Morden dauerte bei ihnen fort.

Dabei aber wurde der h. Krieg mit glühender Begeisterung immer weiter fortgesetzt. Sie eroberten einen Theil Kleinasiens samt vielen Inseln daran. Selbst Constantinopel erfuhr wiederholte Angriffe von ihnen; doch wurden diese noch vermittelst des von dem Mönche Kallinikus erfundenen „Griechischen Feuers" vereitelt, welches auch unter dem Wasser fortbrannte und ihre Schiffe zerstörte. Von Aegypten aus eroberten sie die ganze Nordküste Afrikas bis an's Atlantische Meer hin. Auch drangen sie ins Innere Asiens ein, brachten alles Land zwischen dem Oxus und Jaxartes unter ihre Botmäßigkeit und setzten ihren Fuß bereits auf Indische Erde.

Und siehe, a. 711 brachen die Moslems schon in Europa ein. Der Feldherr Tarik setzte mit seinen Mauren, d. h. Berbern geleitet von Arabern, über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien über. Dort bestand noch ein wiewohl sehr geschwächtes und zerrüttetes Westgothenreich. Die Deutschen waren romanisirt worden, und Bischöfe mit dem Adel vereint, bedrängten die Königsgewalt. König Roderich brachte doch ein großes, den Feinden an Zahl dreimal überlegenes Heer zusammen und kämpfte bei Jerez in einer achttägigen Schlacht mit ihnen, die aber zuletzt durch Verrath für die Christen verloren geht. Ganz Spanien fällt in die Hände der Moslims bis auf Asturiens Gebirge, in welchen die Gothen noch Zuflucht und Halt finden, um sich dereinst von hier aus gegen ihre Ueberwinder zu erheben und sie hinwiederum zu untertreten. — Aber jetzt steigen die Mauren, verstärkt durch gewaltigen Nachzug aus Afrika, sogar auch über die Pyrenäen nach Frankreich herein; ja sie wollen in unaufhaltbarem Siegeslauf von West nach Ost die Europäischen Länder bis nach Asien zurück durchziehen und sich unterwerfen. Doch hier wurde ihnen durch einen starken Arm Einhalt für immer gethan, 732, wie wir bald (S. 316) hören werden.

Aber im fernen Osten und nach Süden hin breitete sich die Arabische Macht während des 8. Jahrh. noch immer weiter aus, bis an China hin und bis tief in Indien und tief in Afrika hinein. Auch der größte Theil von Kleinasien gieng da noch den Griechen an sie verloren. Sehet da, welch eine Macht, die sich 200 Tagreisen weit ununterbrochen hin erstreckt, von China bis zum Atlantischen Weltmeer! Doch gab es fort und fort schwere und grauenvolle innere Kämpfe.

Die Omajaden wurden 750 durch das Geschlecht der Abbasiden gestürzt, das sich nun des Throns bemächtigte. Dabei gieng es gar schauerlich her. Der Abbaside Abdallah ließ z. B. 90 Verwandte des Omajadischen Herrschers mit List herbeilocken, sodann niedermetzeln, zu einer Tafel aufschichten und mit einem Teppiche überbreiten, und über den blutenden und röchelnden Sterbenden hielt er nun eine fröhliche Mahlzeit! Das sind Muhammedanische Greuel! Die ganze Partei der Omajaden, mehrere Hunderttausende, wurden geschlachtet; nur Einer davon,

Abderrahman, rettete sich durch die Flucht nach Spanien, wurde das Haupt der dortigen Araber, und stiftete das nachmals berühmt gewordene Chalifat (auch Emirat) Kordova, 756.

Ich eile von diesen heillosen Geschichten weg. Die Abbasidischen Fürsten nahmen ihre Residenz zu Bagdad am Tigris, das zu einer Stadt von unglaublicher Pracht heranwuchs. In ihrer Blütezeit soll sie 100,000 schöne Gärten mit Palästen und voll Springbrunnen, 10,000 Moscheen, 10,000 öffentliche Bäder, 105 Brücken gehabt haben; mag auch etwas davon abgehen, so muß sie doch über die Maßen groß und herrlich gewesen sein. — Das Arabische Reich zerfiel aber in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. in mehrere Stücke. Die drei vornehmsten Reiche waren hinfort: das der Abbasiden in Asien, das der Fatimiden (von der Tochter Muhammeds) in Afrika und das der Omajaden in Spanien.

So war denn vor 800 fast das ganze christliche Asien, das ganze christliche Afrika und der Kopf von Europa (s. die Landkarte an), beinahe ganz eine Beute der hungrigen Wölfe geworden. Tausend und abertausend Kirchen lagen in Trümmern; die größten und schönsten waren in Moscheen umgewandelt. Wo sonst oben das Kreuz so mild und tröstlich strahlte, blickt nun der Halbmond, das Zeichen des Islam, kalt und trostlos herab; wo sonst die Glocken wie aus einer höhern Heimat oder Kirche her tönten, kreischen nun die Muezzins (Ausrufer der Zeit des Gottesdienstes) ihr: „Allah ist groß und Muhammed sein Prophet!“ von den Thürmen herab. Wie viele Getaufte hat das Schwert der Moslims in der Schlacht, wie viele ohne Gegenwehr aus bloßer Mordlust, wie viele in Wuth getödtet, wenn sie auf das Gebrülle: „Den Islam oder den Tod!“ nicht gleich den ersten wählten! Und die beim Christenthum beharrten und lebend gelassen wurden, mußten jämmerliche Bedrückung und Schmach erleiden; „Christenhunde!“ das war ihr gewöhnlicher Titel von Seite der stolzen Muselmanen. Unzählige haben freilich aus Furcht vor Mißhandlung und Hinwürgung ihren Heiland verleugnet und den Glauben an den Lügenpropheten angenommen; sie haben ihr Leben erhalten, um es auf die traurigste Weise zu verlieren, Matth. 10, 39. — Ephesus, das die erste Liebe verlassen und mit der Zeit sich immer betrübender der Lieblosigkeit gegen Gott und Menschen überlassen hat, ist ein Trümmerhaufe! Sardes, das lebendigtodte, ist jetzt ein Steinhaufe! Laodicäa, das laue und immer ekelhafter gewordene, ist mit seinem Stein- und Trümmerhaufen eine Behausung der Wölfe und Füchse! Ja, Herr, allmächtiger Gott, Deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht! Offb. 16, 7.

VI. Das Frankenreich Schirm und Pflegerin der Kirche.

§ 1. Die fränkischen Hausmaier.

Ich bitte die Leser, das S. 295 Gesagte im Gedächtnisse zu erneuern. Die Merowingischen Könige, welche über das weite Frankenreich herrschten, des gewaltigen Chlodwigs Sprößlinge, wurden immer matter und kraftloser, und verloren damit immer mehr von ihrem Ansehen beim Volke. Es trat aber unter den Großen am Hofe das Amt des Majordomus oder Hausmaiers hervor. Der fränkische Hausmaier war ursprünglich Aufseher über das Krongut und Vorsteher des königlichen Gefolges; allmählich aber wurde er auch erster Minister und bekam die ganze Leitung des Staates in seine Hand.

Seit 687 war Pippin von Heristal Hausmaier und eigentlicher Regent im ganzen Frankenreiche. Er war ein sehr kluger und kräftiger Fürst. Durch seine

Tapferkeit, Freigebigkeit, Wohlthätigkeit und durch seine Begünstigung des mächtigen Klerus ward er immer geehrter, beliebter und gewichtiger. Er starb 714.

Die Hausmaierwürde überkam sein Sohn Karl (Karal, Mann) nicht ohne Kampf. Er stand seinem Vater an Verstand und Kraft nicht im Mindesten nach. Mit starker Hand beseitigte er die Unordnungen, welche nach des Vaters Tod eingerissen waren, erst im Osten, dann auch in Neustrien, und vereinigte alle Macht der Franken. Damit durfte er dem gefährlichsten Feind der Christenheit auf seinem Eroberungszug in Europa ein Ziel setzen. Wir haben S. 314 gehört, daß a. 732 die wilden Araber, die auch Saracenen (Scharki, Ostländer) heißen, aus Spanien in's Frankenreich hereinstürmten. Es war ein ungeheurer Schwarm,



Fig. 97. Schlacht bei Poitiers.

gegen 400,000, gierig nach Kampf, lechzend nach Christenblut; aber Karl verzagt vor ihnen nicht. Er hat seine „hochstämmigen" Austrasier (östliche Franken) um sich gesammelt, dazu Thüringer, Alamannen, Bayern u. A.; selbst Friesen haben sich seinem Heere angeschlossen. Im Namen des Herrn geht er den schrecklichen Feinden entgegen. Bei Poitiers, südlich von Tours lagen beide Heere einander gegenüber. Sechs Tage lang versuchen sich einzelne Haufen im Schlagen; am siebenten Tage (Okt.) erfolgt die Hauptschlacht, die von der Morgenröthe bis zum sinkenden Abend dauert. Die ganze Saracenenmacht rennt in toller Wuth an; aber Karl mit seinen Mannen steht wie eine eherne Mauer entgegen, und wie eines Hammers Schläge fallen seine und der Seinigen Hiebe ohn' Ermatten auf der Feinde Schädel. So lange die Welt steht hat es keine so blutige Schlacht

gegeben; selbst die Hunnenschlacht bei Chalons war nicht so blutig. Es fielen nicht weniger als 375,000 Halbmondsmänner. Der Ueberrest floh über die Pyrenäen zurück.

Bis hieher, hatte der Herr gesprochen, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! O wie dürfen wir Gott danken für diese mörderische Schlacht! Wehe den Völkern Europa's, wenn hier nicht den greulichen Moslims ein Damm gesetzt worden wäre! Aber, Gott sei gelobt, die Kirche des Abendlandes sollte wohl gemahnt, doch im Ganzen erhalten und eben jetzt erst recht aufgerichtet werden unter unsern deutschen Vätern, zu künftigem schönern Gedeihen. Nun wisset ihr aber auch, woher Karl seinen Namen Martell hat: weil er wie ein „Hammer" die Macht der Saracenen zermalmt hat. Noch zweimal that er es bei Narbonne und in den Alpen. Das Ansehen des Hausmaiers stieg immer höher; alles Volk sah auf ihn und fragte nicht nach dem Schattenkönige, der Jahrelang gar nicht existirte.

Nach Karl Martells Tod, 741, gieng das Amt auf seinen Sohn Pippin III. über. Er war bei kurzer Gestalt so stark, daß er einst bei einem Kampfspiel einem Löwen mit Einem Hiebe den Kopf abschlug. Er bewies sich überaus tüchtig im Krieg und im Frieden. Klerus, Adel und der gemeine Mann hiengen ihm an, und der König war wie nicht vorhanden. Da ließ Pippin den Papst, Zacharias, fragen: „Gebührt dem der Königsname, der sich nicht um's Reich annimmt, oder dem, der die Last des Regimentes trägt?" Die Antwort von dem Kirchenoberhaupte in Rom lautete, wie erwartet: „**Der** soll König heißen, der wirklich regiert." Hierauf hielt Pippin einen Reichstag zu Soissons, 752, und trug den Versammelten den Ausspruch des heil. Vaters vor: und siehe, der schwache König, Childerich III., wird von ihnen förmlich abgesetzt und Pippin einstimmig als König der Franken ausgerufen und gesalbt. Diese Salbung durch Bischöfe war etwas Neues; sie schien eine Geistesmittheilung an den König und einen Segen auf seine Nachkommen zu bringen. Childerich mußte mit abgeschnittenen Haaren in's Kloster wandern, um daselbst seine übrigen Tage hinzubringen. Mit ihm verschwinden die Merowinger.



Fig. 98. Salbung Pippins zum Könige.

Pippin fand bald Gelegenheit, sich dem römischen Stuhle dankbar zu bezeigen. Rom war lang unter Griechischem Regimente geblieben (S. 300); doch seit 730 war es anders geworden. Es hatte nämlich der Kaiser Leo der Isaurier (717—41) die Verehrung der Bilder (von Christus, den Engeln und Heiligen), welche bis zur Abgötterei gestiegen war, streng verboten, ja befohlen, daß alle Bilder aus den Kirchen entfernt werden sollten; helfen sie doch nichts gegen die Bilderfeinde, die Moslims! Darüber war im Morgenlande ein großer Lärm und Streit, aber auch in Italien eine solche Erbitterung entstanden, daß man die kaiserlichen Beamten in

Rom und an andern Orten davonjagte. Da hatte der Papst gesprochen: Rom und Umgebung sei eigentlich das Erbgut (Patrimonium) des heil. Petrus, und seitdem betrachtete er sich als den rechtmäßigen Herrscher darüber, und die Bewohner ließen sich seine Herrschaft gefallen. Allein diese war sehr gefährdet.

Die Lombarden, welche die günstigen Umstände gleichfalls benützt und sich des griechischen Exarchats Ravenna vollends bemächtigt hatten, griffen auch das römische Gebiet an, um es zu ihrem Reiche zu schlagen. Da reist der geängstete Nachfolger des Zacharias, Papst Stephan II., selbst zum großmächtigen Frankenkönig, 754, und fleht ihn auf seinen Knieen um Hilfe gegen die raubsüchtigen Lombarden an. Pippin hebt ihn zärtlich auf, sagt ihm bereitwilligst Beistand zu und läßt sich dagegen von ihm salben, ein heil. Siegel auf die erlangte Königswürde. Jeder schenkte da dem andern, was ihm nicht gehörte. Mit Heeresmacht zog Pippin über die Alpen und bewog den Lombardenkönig Aistulf durch ein paar harte Stöße, nicht nur des heil. Vaters junges Besitzthum in Ruhe zu lassen, sondern auch das Exarchat herauszugeben, das er dem Papste zu seinem römischen Gebiete schenkt. So hatte denn dieser auch schon eine bedeutende zeitliche Herrschaft, und der Grund zum Kirchenstaate war gelegt. Der Papst empfieng das neue Besitzthum von Pippin zu Lehen, so daß er eigentlich nun ein Vasall des Frankenkönigs wurde. Immerhin aber war er jetzt auch ein weltlicher Fürst geworden, obgleich der Herr Christus seinen Jüngern und natürlich auch ihren Nachfolgern geboten, sie sollten keine Fürsten sein, Luk. 22, 25.

Der Griechische Kaiser erhob zwar Einspruch gegen Pippins Schenkung, allein da ihn dieser bedeutete, er hab's dem hl. Petrus gegeben! ließ er die Sache bewenden. Er hielt sich freundlich gegen den Frankenkönig, den er als seinen Patricius (Vicekaiser) betrachtete, und schickte ihm sogar eine Orgel zum Geschenke, die erste, die in's Land der Franken kam, welche sich an den mächtigen Tönen, besonders des tiefen Basses höchlich ergötzten. — Pippin herrschte in hohem Ruhme bis 768. Dieser kraft- und machtvolle Regent hat sich von dem an, da er sich des bedrängten Papstes angenommen, für den Schirmherrn des römischen Stuhls und der von demselben geleiteten Kirche angesehen. Sein Vater hatte die Kirche gegen den furchtbarsten Feind, den Islam, geschirmt, wenn er auch nothgedrungen sich am Kirchengut vergriff. An beiden, sowie auch schon am Großvater, ist noch besonders zu preisen, daß sie die Mission unter den annoch heidnischen Germanen freudig begünstigten, schützten und förderten.

§ 2. Winfrid, der Apostel der Deutschen.

Wir haben S. 306 f. von den Irischen Missionaren berichtet, welche unser finstres Deutschland mit der Leuchte der christlichen Lehre besuchten; von den Englischen ist nun zu reden. — Aus England kam 692 Wilibrord mit elf Gehilfen zu den an der Nordsee wohnenden abgöttischen Friesen herüber. Dieselben stunden unter der Oberherrlichkeit der Franken, jedoch mit stetem Widerstreben, und ihr Haß gegen diese kehrte sich auch gegen das von ihnen bekannte Christenthum.

Aber der Knecht Gottes predigte frei das Wort von Christo, zwar unter dem Schirme der fränkischen Hausmaier, Pippin und Karl Martel, dennoch in steter Lebensgefahr, namentlich durch Radbod, den wilden und störrigen Friesenfürsten. Dieser war schon einmal dahingebracht, sich taufen zu lassen, und hatte bereits den einen Fuß in's Wasser gesetzt, da fragte er noch, ob seine Vorfahren im Himmel seien; und als man ihm antwortete: Nein, denn sie seien Heiden gewesen, zog er den Fuß zurück und sprach: „Nun, so will ich auch nicht in den Himmel kommen, sondern dahin, wo meine Vorfahren sind.“ Und er grollte der neuen Lehre ärger als zuvor. Wilibrord arbeitete fort mit langer Geduld und doch auch nicht ohne Erfolg, zuletzt als Erzbischof von Utrecht. Sein Gefährte Swidbert wirkte schon in Westfalen, wiewohl mit weniger Frucht.

Mehr als alle andere wirkte für Einführung des römischen Christenthums in Deutschland Winfrid mit dem Zunamen Bonifacius, Wohlthäter, 682 zu

Kirton (Wessex) geboren. Er stammte aus einem edeln Geschlecht, und seine Eltern waren gar nicht damit zufrieden, daß es ihn schon als Knabe unwiderstehlich in's Kloster zog. Er lernte darin sehr begierig, so daß er sich schöne Kenntnisse in der Gottesgelehrtheit und andern Wissenschaften erwarb; am meisten aber befleißigte er sich eines frommen und strengen Lebens. In ihm regte sich ein besonders starker Liebesdrang, Heiden und Christen in die allein wahre Kirche zu bringen. Er gieng zu Wilibrord auf's Festland 716 und arbeitete als dessen Gehilfe unter den Friesen. Dann wollte er das Missionswerk auf eigene Hand treiben. Um aber dabei mehr auszurichten, begab er sich zuvor nach Rom zum Papste 718 und ließ sich von diesem als Heidenbekehrer aussenden. 722 besuchte er Rom nochmals und schwur zum Bischof ernannt, den Papst immer für sein kirchliches Oberhaupt erkennen, alle durch seine Wirksamkeit gegründeten Kirchen unter ihn stellen und überhaupt für die Einheit der Kirche unter dem römischen Haupte stetig besorgt sein zu wollen. Als päpstlicher Gesandter hatte er jetzt desto größeren Muth zu seinem schweren Werke; der Papst gab ihm aber auch ein gewichtiges Empfehlungsschreiben an Karl Martell mit, welcher ihn auf's beste unterstützte.

Von 719 an hat Winfrid nun mit unermüdlichem Eifer für die Christianisirung und Romanisirung Deutschlands gewirkt. Er durchzog es nach allen Seiten hin unter Hunger und Durst und großen Gefahren. Besonders thätig war er in Thüringen und Hessen, wo schon viel vorgewirkt war von den milderen Iroschotten; zwischenhinein auch bei den Friesen. Er predigte unter freiem Himmel vor den zusammenströmenden Scharen mit flammender Zunge. Den halben Christen setzte er zu, bis er sie gewonnen hatte, und bekämpfte schonungslos die verehlichten Priester. Im heiligen Schmerz über den Anblick des Götzenwesens that er nur um so freudiger seinen Mund auf zur Verkündigung der seligen Botschaft. Seine Worte drangen durch; Tausende ließen sich taufen, nachdem Donar's Eiche gefallen war.

Bei dem Dorfe Geismar stand eine uralte dem Donnergotte geheiligte Eiche. Auf den Rath der Christen beschloß Winfrid sie zu fällen. Er thut den ersten Hieb hinein, seine Begleiter folgen, staunend stehen die ehrlichen Hessen herum; jeden Augenblick, meinen sie, muß Blitz und Donner aus dem Baum auf die Frevler fahren. Aber der Baum stürzt nieder, und kein Gott hat sich für ihn geregt. Da erkennen sie die Ohnmacht ihres Gottes, und geben ihm und ihrer ganzen wunderlichen Götterwelt den Abschied. Winfrid baute aus dem Holze der Eiche ein Kirchlein und stellte das sieghafte Kreuz darauf; so folgten jetzt Massentaufen.

Der Mann Gottes arbeitete nicht allein; glaubensmuthige und aufopferungsfreudige Männer aus England begleiteten ihn, Lullus, Burkhard, Wilibald, Witta u. A., und halfen ihm am schweren Netze ziehen. Selbst fromme, von heiliger Liebe erfüllte Frauen kamen auf seinen Ruf aus Britannien herbei, Thekla, Lioba, Walburgis 2c., welche sich der Unterweisung und Erziehung des weiblichen Theils der Bevölkerung herzlich annahmen. Allenthalben baute er Kirchen, in welche die Menge zum Worte des Heils und zum Troste des Sakraments strömte. Auch stiftete er viele Klöster, in welchen aus den Deutschen selbst Geistliche gebildet wurden. Auch Nonnenklöster entstanden, so unser Heidenheim am Hahnenkamm, dem er die Walburgis zur Aebtissin vorsetzte.

Gregor III., hocherfreut über Winfrids gesegnete Wirksamkeit, ernannte ihn 732 zum Erzbischof Germaniens mit der Vollmacht, das Kirchenwesen in allen neubekehrten Gemeinden zu ordnen. Jetzt konnte er untergeordnete Bisthümer errichten und er that es 741 zu Erfurt, Büraburg (bei Fritzlar), Würzburg, Eichstädt, und setzte ihnen Bischöfe; Eichstädt übergab er dem h. Wilibald. Diese Bischöfe leiteten die Geistlichkeit, wie sie von Winfrid geleitet wurden, und die freisinnigen Iroschotten mußten nun weichen oder sich fügen. a. 739 gieng er auch nach Bayern. Hier hatten vor ihm h. Severin, Emmeran und andere

Evangelisten schon viel gewirkt, aber die Herrschaft des Papstes mußte erst noch eingeführt werden. So theilte er Bayern in vier Bisthümer: Regensburg, Freising, Passau und Salzburg, deren Bischöfe sich freilich ihm nicht gleich unterordneten.

Eine seiner wichtigsten Stiftungen ist das Kloster Fulda in Hessen, das er 744 in Mitte eines düstern Buchenwaldes bauen ließ und dem er seinen Lieblingsschüler Sturm, einen Bayer, zum Abte bestimmte. Dieses Kloster gedieh herrlich und wurde ein reicher Segen für Deutschland, eine außerordentlich fruchtbare Pflanzschule für Kunst, Wissenschaft und vornehmlich katholisches Christenthum. Von hier gieng fort und fort eine große Anzahl tüchtiger Heidenbekehrer und Christenlehrer aus.

a. 743 wurde Winfrid auf Betrieb Pippins an die Stelle eines abgesetzten Unwürdigen zum Erzbischof von Mainz erwählt. Schon vorher war ihm die Aufsicht über die australische Geistlichkeit übertragen worden, so konnte er auch im östlichen Frankenreiche reformirend einwirken. Ja Pippin verschaffte ihm auch Einfluß auf die westfränkische Geistlichkeit, der ein solcher besonders Noth that. Das Leben der fränkischen Geistlichen überhaupt war sehr schlimm bestellt; sie brachten großentheils in wüster Unzucht, auf der Jagd, im Kampfe ihre Tage hin. Winfrid schaffte, soviel er vermochte, die zerfallene Zucht unter ihnen wieder herzustellen. Zu diesem Behufe richtete er die längst abgekommenen Synoden wieder unter ihnen ein, wo man das Beste der Kirche berieth und die Vorschriften des h. Petrus mehr und mehr einschärfte.

Er war der Hirte des ganzen Frankenreichs geworden, das er erst dem Papst zu Füßen legte. Mit kräftigem Arme waltete er in der Kirche, zähmte die Wilden, bewahrte die Bessern und hielt das Ganze zusammen. Er war ruhelos thätig und spornte mit Vorbild und Wort auch seine Freunde und Gehilfen zu immer frischem Eifer und unverdrossenem Kampfe gegen alles Widerwärtige an. Er schrieb einem Freund: „Laß uns streiten für den Herrn, denn wir leben in Tagen der Trübsal und Angst; laß uns sterben, wenn es Gott so gefällt, für die Lehre unsrer Väter, damit wir mit ihnen das himmlische Erbe erlangen mögen. Laß uns nicht sein wie die stummen Hunde, die schläfrigen Wächter oder wie die selbstsüchtigen Miethlinge, sondern wie die sorgfältigen und wachsamen Hirten, und allen Menschen predigen, soviel Gott Gnade dazu gibt, zur rechten Zeit und zur Unzeit.“

Endlich legte er sein Erzbisthum in die Hände seines Lullus nieder. In dem Greise war noch eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Jugendberufe erwacht, der Heiden Bekehrung. Und wo er begonnen hat, da will er vollenden. Er zieht wieder zu den Friesen, predigt ihnen mit der alten Kraft; er tauft Scharen Gewonnener; er läßt Kirche um Kirche unter ihnen aufbauen, und freut sich seines gesegneten Werks. Eines Tages hat er sein Zelt bei Dokkum aufgeschlagen und wartet eben auf eine Schar Getaufter, daß er ihnen die Hand zur Konfirmation auflege, da braust ein bewaffneter Schwarm heidnischer Friesen daher, um die verhaßten Franken zu züchtigen. Seine Begleiter wollen sich zur Wehr setzen, er untersagt es: „Schon lange habe ich mich auf den Tag meiner Erlösung gefreut. Seid stark in dem Herrn; der Tod ist nur ein Augenblick, dann sind wir bei dem Herrn, um ewig mit ihm zu herrschen.“ Sie beteten mit einander und währenddem wurden sie alle erschlagen, 52 an der Zahl, 5. Juni 755. Winfrid's Leiche wurde nach seinem geliebten Kloster Fulda gebracht und dort beigesetzt.

Wie geht uns Deutsche dieser Mann so nahe an; wie viel haben wir ihm zu danken, ohne doch seiner minder wirkungsreichen Vorgänger zu vergessen! Es ist wahr, er hat die deutsche Kirche unter den Papst gebracht, was uns ehrlichen Protestanten wehe thut. Allein wir dürfen nicht übersehen, das lag im Zug jener Zeit, und leichter ist es ihm mit seinem Bekehrungswerk gegangen, indem er sich damit an den hochangesehenen Stuhl Petri und die mit demselben verbundene Königsgewalt anlehnen konnte. Und der damalige Papst war noch nicht der spätere; Winfrid war ihm auch gar nicht knechtisch

unterthan; tadelte denselben vielmehr freimüthig und ernstlich, wo er ihn fehlen sah. — Die Hauptfrage bleibt immer: „Was für ein Christenthum lehrte er unsere deutschen Väter?" Er predigte ihnen aus der Schrift, die er täglich las, predigte im Ganzen, wenn auch in vorherrschend gesetzlicher Weise, nach Gottes Wort. Wie er im Glauben stand, läßt sich aus einem Briefe an Freunde entnehmen: „Betet zu dem heiligen Hüter unseres Lebens, zu dem einzigen Retter und Hort aller Mühseligen, zu dem Lamme Gottes, welches die Sünden der Welt hinweggenommen hat, daß er uns mit seiner Rechten schirmen wolle, daß der gnädige Vater unsere Lenden umgürte, in unsern Händen die Lampen helle brennen lasse und das Herz der Heiden erleuchte, auf daß sie sehen das Evangelium der Herrlichkeit Christi." Das war es doch, was er predigte, wenn auch manches sich dem anhieng, was nicht dazu gehörte, das Evangelium von der Herrlichkeit Christi! Und das überwand die Herzen. Allerdings aber war er nicht frei von jeder falschen und abergläubischen Meinung; entrüstet klagte er dem Papst über einen Bischof, der die Erde für rund hielt rc. Indessen, wäre man nur allgemein auf seinem Standpunkte gestanden, und wäre man nur darauf geblieben! Wie viel reiner war sein Christenthum noch als das so vieler Kirchendiener seiner Zeit, und wie viel freier von Unkraut noch als das der folgenden Jahrhunderte auch an den Stätten, wo er es gepflanzt hat!

Winfrid war ein echter Bonifacius, ein hoher Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes und insonderheit unseres Vaterlands, darum er nicht bloß bei Katholiken „der Apostel der Deutschen" heißen darf.

§ 3. Karl der Große.

Auf Pippin folgte als Frankenkönig sein Sohn Karl der Große. Er war sieben seiner Füße groß und dabei von starkem Körperbaue. Er hatte eine gewölbte Stirne, große lebhafte Augen, eine gebogene Nase, ein glänzend helles Haupthaar; auf seinem Antlitz, das schrecklich werden konnte, lag gewöhnlich eine milde Heiterkeit. Sein etwas kurzer Nacken und vorragender Leib benimmt der ganzen Gestalt nichts von ihrer Würde. Sein Gang ist fest, seine Haltung männlich; man sieht den geborenen Herrscher. Groß war er noch vielmehr am Geist, voll Verstand und Einsicht, bei seinem Wirkensdrange stets besonnen, gern guten Rath hörend; das erkannte Gute führte er mit eiserner Willenskraft durch.

Karl war 747 geboren. Zu Leibesübungen mag er fleißig angehalten worden sein, er ward ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Fechter rc.; aber Schulunterricht scheint er wenig empfangen zu haben. Man lehrte ihn nicht einmal schreiben; das lernte er erst später aus eignem Triebe, wo er es aber bei den schon steif gewordenen Fingern zu keiner schönen Handschrift mehr bringen konnte. Was er geistigerweise war, das kam aus ihm selbst und von oben. 768 wurde er König des großen Reiches, das er um noch so viel vergrößerte. Nach Ost und West, nach Süd und Nord trug er die Waffen. Er war der erste Kriegsheld seiner Zeit, schnell und niederschmetternd wie ein Wetter.

Am meisten hatte er es mit den Sachsen zu thun, seinen Nachbarn im Nordwesten Deutschlands. Sie hatten ihren Namen von dem kurzen Schwert, das sie führten (Sahs), und waren ein sehr kräftiges, aber auch stolzes und unbeugsames Volk, dabei noch gewaltig roh und dicke heidnisch. Bei ihnen wurden noch immer Menschenopfer gebracht. Sie waren aber auch stete Ruhestörer des fränkischen Reichs, die einmal um's andere über dessen Grenze brachen und mit Mord und Brand darin wütheten. Karl hielt es für eine Gewissenssache, diese Barbaren zu unterwerfen, nicht nur um seinem Volke Ruhe vor ihnen zu verschaffen, sondern vornehmlich auch, um sie der Wohlthat des Christenthums theilhaftig zu machen, dessen ewigen Segen unter die Menschen zu bringen ihm noch stärker am Herzen lag als seinen Vorfahren.

Auf seinem ersten Reichstage, den er 772 zu Worms hielt, trug er der Versammlung die Nothwendigkeit des Kriegs mit den Sachsen vor und alles stimmte ihm freudig zu. Alsbald fiel er bei ihnen ein, schlug sie, eroberte ihre starke Feste

Erisburg an der Diemel und zerstörte ihr höchstes Heiligthum, die Irminsäule, ein Bild der Weltesche (S. 246). Da sie ihm aber Unterwerfung versprachen, gab er ihnen freundlich Frieden und ließ ihnen viele Geistliche, die er mitgenommen, als Lehrer zurück. Allein die Sachsen halten den Frieden nicht; kaum ist er von ihnen weg und wo anders beschäftigt, so empören sie sich. Das thaten sie 774—779 dreimal nach einander, jagten die christlichen Lehrer davon, zerstörten die fränkischen Burgen, fielen nach Hessen und Thüringen herein, verbrannten Schlösser und Kirchen, raubten und mordeten. Karl war immer gleich wieder da und besiegte sie jedesmal. Das letzte Mal, 779, schlug er sie an der Aa und an der Weser und durchzog ihr Land bis zur Elbe hin; da kamen sie flehend um seine Gnade und legten ihm das feierliche Versprechen treuen Gehorsams ab, und nahmen wieder Religionslehrer an. Nun meinte Karl, mit ihnen fertig zu sein. Allein ihr tapferer Feldherr Witukind war vorher nach Dänemark geflohen, um durch kein gegebenes Wort gebunden zu sein; und er kehrte zurück, um neuen Aufstand anzustiften. Unversehens überfielen sie 782 eine harmlos hinziehende Frankenschar, darunter zwei königliche Sendboten, vier Grafen und viele Edle sich befanden, metzelten sie mit ihren Sachsenmessern nieder, zerstörten darauf die neuangelegten Kirchen und Klöster, tödteten die Geistlichen und verheerten das Frankenreich bis zum Rheine hin. Die Nachricht von diesen Unthaten versetzte Karl freilich in den heftigsten Zorn, sturmschnell eilt er herbei und hielt ein schweres Gericht. Er ließ zu Verden 4500 Sachsen, die ihm als Theilhaber an der Rebellion von den sächsischen Edeln selbst ausgeliefert wurden, in großer Versammlung nach dem gemeinen Recht als Treubrüchige zum Tode verurtheilen und auf dem Platze enthaupten. Immer bleibt dieses allzu harte Gericht ein dunkler Flecken an seinem sonst so lichten Leben. Und siehe — der Hauptschuldige (Witukind) ist entgangen und entflammt nun alles darüber zur Rache. Jetzt stehen alle Sachsenstämme auf und verbinden sich durch einen schauerlichen Schwur zum gemeinsamen äußersten Kampf gegen den Schlächter ihrer Brüder, gegen den Feind ihrer Götter. Von dem gewaltigen Witukind angeführt kämpfen sie mit wüthender Erbitterung, ja stellten sich ihm zum erstenmal in offener Feldschlacht, bei Detmold, 783; Karl mußte sich zurückziehen. Nachdem er sich aber verstärkt hat, vermag er in der noch blutigern Schlacht an der Hase sie zu bewältigen und ihre Macht zu brechen. Zwei Jahre durchzieht er jetzt strafend, drohend und verheißend ihr Land. Zuletzt kommt selbst der furchtbare Herzog Witukind zu ihm und huldigt ihm. Derselbe ließ sich taufen und viel tausend Edle und Gemeinfreie folgten ihm, 785. Weil aber Taufe und Königthum mit Blutgesetzen aufgedrungen wurden, empörte sich das hartnäckige Volk, als es wieder einige Kraft geschöpft, auf's neue. Erst 803 kam zu Selz (Königshofen an der Saale) ein dauernder Friede zu Stande, nachdem Karl, Alkuins Rath befolgend, die milde Seite gegen sie herausgekehrt und namentlich die Annahme des Christenthums ihrem freien Willen überlassen hatte. Nunmehr erkannten sie ihn allgemein und für beständig als ihr Oberhaupt an, während er ihnen dagegen ihre eigenen Gesetze beließ und sie in allen Stücken seinen Franken gleichstellte. Auch traten sie sämtlich zur christlichen Kirche über und wurden viele Bisthümer unter ihnen aufgerichtet.

Von Magdeburg, Bremen, Verden, Paderborn, Osnabrück, Münster ꝛc. aus ward für ihre Unterweisung im Christenthum gesorgt. Das geschah insonderheit durch den trefflichen Lindger, einen Friesen und Missionar der Friesen, der sein segensreiches Leben als Bischof von Münster beschloß, 809. Die Nordalbinger wurden erst 804 unterworfen. So hatte der 32jährige Krieg, welcher allerdings das Gepräge eines Religionskriegs trägt, obgleich Karls Bekehrungsweise mit dem Schwert nimmermehr gutgeheißen werden kann, doch unter des gnädigen Gottes Lenkung recht wohlthätige Folgen: die Sachsen wurden ihrer Wildheit entkleidet, ihrem traurigen grauenvollen Götzenthum entrissen und nachher so fromme Christen als sie vorher rohe und blutdürstige Heiden gewesen. Sie wurden die besten unter den damaligen Christen.

Ich habe den Sachsenkrieg nacheinander fort erzählt; dazwischen fallen aber viele andere Kämpfe Karls. Er hatte erst eine Tochter des Lombardenkönig Desiderius geheirathet, worüber der Papst geradezu wild wurde. Bald aber verstieß sie Karl und gieng mit zwei Heereszügen über den Mont Cenis und Bernhard nach Italien, 773. Als Desiderius von einem Thurm aus die starke Macht der Franken an ihrer Spitze den hohen von Eisen umpanzerten König erblickte, sprach er zu seinen Freunden: „Lasset uns hinabsteigen und uns in die Erde verbergen vor dem Zornesanblick dieses gewaltigen Feindes!“ Desiderius wurde in Pavia belagert und nach zehn Monaten mußte er sich ergeben. Karl entthronte ihn und schickte ihn in's Kloster. Die eiserne Krone, so heißt die Lombardische, setzte er sich selbst auf. Von Pavia zog er nach Rom, wo der Papst sich schon als Landesherr geberdete; Karl aber behauptete als „Patricius der Römer“ seine Oberhoheit.

Im J. 778 gieng Karl mit einem mächtigen Heere über die Pyrenäen nach Spanien. Er benützte Streitigkeiten zwischen Arabischen Fürsten daselbst, um etwas der dem Kreuze entrissenen Erde dem Halbmonde wieder abzuringen. Ihm war es ein heiliger Krieg. Gewaltig schlug er auf die Moslims los, fand sich aber von den Westgothen im Stiche gelassen und konnte Saragossa nicht bewältigen. Auf dem Rückwege durch die Pyrenäen fiel bei einem unvermutheten Angriff der Basken der in der Sage so berühmte Held Roland, welcher einer von den zwölf Paladinen (Hauptheldenrittern) Karls gewesen sein soll. Er sei riesengroß gewesen und habe mit seinem Schwerte Duranda einen Marmorblock auf Einen Streich durchhauen können. Als er bei jenem Ueberfalle tödtlich verwundet war, habe er noch so stark in sein Horn geblasen, daß der Schall acht Meilen hin bis zum Hauptheere gedrungen sei; aber über dem starken Blasen seien ihm die Halsadern zersprungen. Später gewann doch Karl 801 die spanische Mark bis zum Ebro.

Bayern stand schon früher (S. 316) unter der Oberhoheit des Frankenkönigs. Der Herzog Tassilo lehnte sich dagegen auf. Karl wies ihn nachdrücklich zurecht. Als derselbe jedoch schnöder Verrätherei sich schuldig machte, kam Karl abermals über ihn, nahm ihm das Regiment und schickte ihn mit einer geschorenen Platte in's Kloster. Er schaffte die Bayrische Herzogswürde ab und theilte das Land in mehrere Grafschaften, 788. Es folgte ein Krieg mit Tassilo's Verbündeten, den Avaren, die selbst der milde Winfrid ein höchst häßliches und abscheuliches Volk, ein Anderer „ein äußerst wildes, grausames, treuloses und räuberisches Volk“ nennt. Sie waren mit den Türken verwandt und hatten sich nach Unterjochung vieler slavischer Völker in Ungarn festgesetzt, von wo aus sie häufige Raubeinfälle in deutsche Gaue machten. Karl schlug sie 791 und drang bis zur Raab vor. Sein Sohn Pippin eroberte 795 ihren größten Ring (Umpfählung) an der Theiß, nahm ihnen die geraubten Schätze weg und unterwarf sie 796.

Weiter richtete Karl seine kriegerische Thätigkeit gegen die Wilzen, ein Slavisches Volk, das jenseits der Elbe in der Mark Brandenburg saß. Die Wilzen müssen seine Oberherrschaft anerkennen, 789; ebenso 806 die Sorben u. a. Slaven.

Auch die Dänen wollte er dafür züchtigen, daß sie die aufständischen Sachsen unterstützt hatten. Er setzte 808 die Eider zur Grenze zwischen Dänen- und Frankenreich. So weit dehnte Karl sein Reich aus, daß es vom Ebro bis zur Raab und von der Eider bis zum Volturno reichte.

An den Grenzen des Reichs errichtete er Mark-, d. h. Grenzgrafschaften zum Schutze desselben gegen die Einfälle anwohnender Völker, so die Sächsische Mark gegen die Dänen, die Thüringische gegen die Serben, die Oestliche

Mark (Oestreich) gegen die Avaren, Friaul und Kärnthen gegen die Südslaven. Diese Markgrafschaften hatten einen größeren Umfang und die Edeln, die er ihnen vorsetzte, also eine größere Macht, der sie zur Abwehr feindlicher Angriffe bedurften. Sonst aber wollte er keine zu mächtigen Vasallen, weil diese leichter zur Empörung neigten. Er schaffte darum die Herzogswürde fast ganz ab und theilte das Reich in kleinere Bezirke oder Gaue, die er unter Gaugrafen stellte.

Die Gau- und Markgrafen und sonstigen hohen Vasallen regierten in seinem Namen mit voller Macht, mußten sich jedoch nach den ihren Untergebenen eigenthümlichen Gesetzen und Gewohnheiten richten; denn seine verschiedenen Völker sollten bei ihren alten Sitten und Rechten bleiben, sofern dieselben nicht unchristlich waren. Aber über die Volksrechte erhob er (durch Capitularien) ein allgemeines Reichsrecht, das dem Kirchenglauben angepaßt war. Uebrigens regierte er die Kirche bis ins Einzelnste, ernannte die Bischöfe und Aebte, wie die Grafen. Damit seine Stellvertreter nicht willkürlich handelten, gab er ihnen besondere Aufseher, die Sendboten (Missi), die ihre aus mehreren Gauen bestehenden Sprengel jährlich viermal bereisen mußten, um sich nach der Amtsführung der Ersteren zu erkundigen, Urtheil zu sprechen und dem Könige von allem Bericht zu erstatten. Auf diese Berichte sandte er rasch überallhin seine Befehle aus. Sein Petschaft war in seinen Schwertknopf eingegraben und manchmal, wenn er damit eine Verfügung an einen halsstarrigen Vasallen gesiegelt hatte, sprach er: „So, hier ist mein Befehl und," indem er das Schwert schüttelte, „der, welcher ihm Respect verschaffen soll!" Uebrigens genügte ihm die Aufsicht der Sendboten nicht; er reiste selbst viel in den Ländern umher, um mit eigenen Augen nachzusehen, alles Ungleiche in Ordnung zu bringen und heilsame Einrichtungen an Ort und Stelle zu treffen. Karl hatte überhaupt keinen festen Wohnsitz; doch hielt er sich am meisten in Aachen und Ingelheim auf, wo er sich schöne Schlösser gebaut hatte. — Jährlich wurde ein Reichstag gehalten, das Maifeld (die alten Frankenkönige hielten Märzfelder). Hier versammelte der König alle Großen des Reichs, Bischöfe und Aebte miteingeschlossen, empfing ihre jährlichen Gaben, hielt Heerschau über alle Freien, verhandelte die wichtigsten Angelegenheiten, namentlich die Kriegsfrage. Alle kamen schon bewaffnet, mit Lebensmitteln auf 3 Monate. Er war doch ein rechter Monarch oder Alleinherrscher. Da geht er durch die Reihen, grüßt, empfängt, spricht mit den Aeltesten, scherzt mit den Jüngsten. In engerem Rath läßt er sich von jedem Graf über die Bedürfnisse der Provinzen berichten, fragt um Rath und entscheidet. Für die Wohlfahrt seiner Unterthanen war er mit warmem Herzen unermüdlich thätig.

Landbau, Gewerbe und Verkehr förderte er nach allen seinen Kräften. Er ließ Sümpfe austrocknen, Wälder ausreuten und den Boden urbar machen. Seine 128 Kronhöfe richtete er zu wahren Musterwirthschaften ein; da beschäftigte er auch Handwerker aller Art, welche den Bedarf der Hofbewohner in möglichster Vollkommenheit, zur Nachahmung für Andere, anfertigen mußten. Er richtete Jahrmärkte ein, ließ gute Straßen herstellen, baute Brücken, z. B. über den Rhein bei Mainz, grub Kanäle; er schon versuchte die Donau mit dem Rhein zu verbinden, wovon noch der „Karlsgraben" bei Pappenheim zeugt, wiewohl diese Arbeit liegen blieb und erst durch Ludwig I. von Bayern ausgeführt werden sollte. Vornehmlich aber lag ihm daran, Geist, Herz und Leben seiner noch so rohen Völker zu bilden. Zu dem Ende zog er eine Zahl durch Kenntnisse und Wohlgesinntheit ausgezeichneter Männer an sich, durch die sein Hof eine Bildungsschule für Adel und Geistlichkeit wurde.

Der Vorzüglichste von allen war der Alkuin (Alhwin), ein ausbündig gelehrter, kluger und frommer Mönch aus England, das an Beda († 735) einen großen Kirchengelehrten und Geschichtschreiber gehabt hatte. Karl lernte diesen Alkuin auf einer Reise nach Italien kennen und bewog ihn, an seinem Hofe zu leben. Er machte ihn zu seinem ersten Rathgeber, nannte ihn öffentlich seinen Freund und versicherte einmal, „daß er stolzer auf diesen Mann sei als auf ein Königreich." — Ein Anderer war der Franke Einhard, ein gleichfalls sehr gelehrter, dabei kunstverständiger und in seinem Wesen

höchst liebenswerther Mann, den Karl zu seinem Geheimschreiber machte und der uns des großen Königs Leben sehr gut und anschaulich beschrieben hat. — Ein Dritter war der schöngestaltete und geistvolle Franke Angilbert, welchem Karl so geneigt war, daß er ihm seine Tochter Bertha zur Frau gab. — Mit diesen und noch mehreren trefflichen Männern stiftete er einen Gelehrtenverein, der fleißige und ganz zwanglose, ja brüderlich trauliche Zusammenkünfte hielt. Hier las man die alten Bücher und trieb allerlei Wissenschaft. Da lernte Karl selbst noch mit großer Begier und brachte es so weit, daß er Lateinisch fertig und Griechisch ziemlich konnte, auch namentlich in der Mathematik und Sternkunde etwas verstand. In diesem Verein arbeitete man auf seinen Betrieb insonderheit an der Ausbildung der lieben deutschen Muttersprache; denn Karl war ein Deutscher und in seinem ganzen Wesen deutsch; man entwarf eine deutsche Sprachlehre, sammelte die Lieder der alten Sänger, gab den Monaten und Winden deutsche Namen 2c. Hier rathschlagte man auch über die Erziehung und Bildung des gesamten Volks.

Karl verbesserte die schon vorhandenen Schulen und legte überall im Reiche tüchtige neue an, immer mit geistlichen Stiftern und Klöstern verbunden, denn Kirche und Schule gehören zusammen und waren von Anfang an immer beisammen. In diesen Schulen, welche für Leute jeden Standes sich öffneten, konnte man Lesen und Schreiben, damals schon eine große Kunst, aber auch höhere Wissenschaft lernen. In Paris, Lyon, Tours, Reims, Pavia, Fulda, Reichenau 2c. blühten solche Schulen, von denen gute Kenntnisse sich in's Land verbreiteten und auch bessere Sitten. An seinem Hofe hielt Karl unter Alkuins Leitung eine Musterschule, wohin alle seine Diener, hohe und niedere, ihre Kinder schicken mußten, und die er öfters besuchte, um sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Bei einer solchen Prüfung erfand sich's, daß die Kinder der Vornehmen die Ungeschickten, die Kinder der Geringen aber die Geschickten waren; da lobte er diese gar freundlich und huldreich; jene aber schalt er übel und drohte ihnen, daß sie trotz ihres Adels und ihrer feinen Gesichter einmal keine Aemter von ihm erlangen würden, wenn sie sich nicht besser anstrengten, etwas zu lernen. — Da er einsah, daß die beste und allein wahre Bildung nur von der Religion ausgehe, so mußte der Hauptgegenstand in den Schulen immer die Religion sein. Daß sie aufkomme und gedeihe, das war überhaupt seine heiligste Sorge. Er war ein Pfleger der Kirche im vollen und edelsten Sinne. Nun wurden wieder theologische Werke verfaßt, die nachhaltig wirkten; es wurde auch gedichtet und Geschichte geschrieben wie schon lange nicht mehr.

Karl begehrte von allem Volke christliche Erkenntniß und Frömmigkeit. Jeder Erwachsene mußte wenigstens den Glauben und das Vaterunser kennen, sonst durfte er nicht Pathenstelle vertreten. Alle sollten fleißig die Kirche besuchen und Gottes Wort hören; und da gar viele Pfarrer nicht im Stande waren, gehörig zu predigen, so ließ er 786 durch Paul Warnefrid eine Anzahl Predigten der besten alten Kirchenlehrer zum Vorlesen beim Gottesdienst in's Deutsche übersetzen. Diese Predigtsammlung ist die erste deutsche Postille. Weil es auch lieblich lautet vor Gott und Menschen, die Psalmen und geistliche Lieder schön zu singen, so ließ er zur Herstellung eines guten Kirchengesanges Orgeln und Singlehrer für seine Franken aus Italien kommen, wobei es nur zu bedauern war, daß diese so gar rauhe Kehlen und so gar wenig Singgeschick hatten, also daß die Italiener ihren Gesang „mit dem Heulen wilder Thiere und mit dem Hinrumpeln eines Lastwagens über einen Knüppeldamm" verglichen. Indessen mag's bei manchen recht ernstlich und von Herzen gegangen sein, und dann doch angenehm gelautet haben vor Gott und seinen lieben Engeln.

Die Sorge für die höhere Wohlfahrt seiner Unterthanen legte sich Karl so sehr an's Herz, daß er den weltlichen Sendboten in der Folge auch geistliche zugesellte, um durch sie überall zu prüfen, wie es mit der christlichen Erkenntniß und dem Wandel im Volke stehe, und seine Maßnahmen zu möglicher Besserung darnach zu treffen. Mit besonderem Ernst sah er auf eine tüchtige Ausbildung und ein würdiges Verhalten des Klerus.

Diejenigen jungen Leute, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, mußten in den Schulen am meisten lernen, und Unfähige sollten gar nicht zum Kirchendienste zugelassen werden. Alle Geistlichen aber sollten fort und fort studiren, vorzugsweise in der heil. Schrift, und ein frommes erbauliches Leben führen; sie sollten sich ganz ihrem Berufe hingeben und alles meiden, was sich nicht für ihren Stand zieme, nicht mit Hunden und Falken in den Wald gehen, nicht Schauspiele und Wirthshäuser besuchen, nicht geharnischt mit Schwert und Spieß in den Streit ziehen. Dagegen baute er ihnen wohnliche Pfarrhäuser an ihre Kirchen hin und sorgte für ihren ausreichenden Unterhalt. Er verordnete, daß von allen Ländereien der Zehnte an die Geistlichen verabreicht werden sollte, und nahm selber seine Krongüter von dieser Pflicht nicht aus; so alt war der Zehnte bei uns, über tausend Jahre wurde er gegeben, der nun abgelöst und weggekommen ist! Karl begünstigte den geistlichen Stand auf alle Weise und hegte eine hohe Achtung gegen ihn, denn er erkannte seinen Werth für das gemeine Beste und der Menschen ewig Wohl.

Besonders ehrerbietig und ergeben bezeigte er sich seiner Lebtage gegen den Papst, den er mit der gesamten Abendländischen Christenheit für den geistlichen Oberhirten ansah. Die Geschenke und Vergünstigungen, die er demselben machte, sind nicht zu zählen. Er schwur ihm am Grabe des h. Petrus beständige Freundschaft und hielt sie. Er schützte ihn gegen jeden Feind, denn er glaubte damit die Kirche zu schirmen. Und doch hat sich Karl dem Papste auch im Bereich des Geistlichen nicht unbedingt unterworfen. Er war noch weit entfernt, ihn für den unfehlbaren Statthalter Christi anzusehen, und wo er fand, daß derselbe irre, da handelte er ihm unbedenklich entgegen. Bei dem im Morgenlande entbrannten und auch in's Abendland gedrungenen Bilderstreit (S. 317) verfocht der Papst die Verehrung der Bilder. Trotzdem trat Karl auf der Reichssynode zu Frankfurt, 794, mit aller Entschiedenheit gegen diesen Aberglauben hervor, welcher hier auch nach seinem Vorgange verworfen ward. Er ließ den Synodalbeschluß durch sein ganzes Reich publiciren, „daß zwar die Bilder als Erinnerungsmittel in der Kirche bleiben, aber in keiner Weise verehrt werden sollten.“ Und das ist auch das Rechte.

Man sieht, der Papst hatte damals noch keine Glaubensherrschaft. Bei den kirchlichen Angelegenheiten seines Reiches fragte Karl ihn nicht um Rath, sondern handelte lediglich nach eigenem Gutbefinden auf Grund seiner christlichen Erkenntniß aus der Schrift und den alten Kirchenlehrern, von denen er besonders den Augustin, den Größten nach den Aposteln, eifrig las. In der That war Karl das Oberhaupt der Fränkischen Kirche viel mehr als der Papst in Rom; und in der That war er ein **summus episcopus** oder oberster Bischof viel mehr, als es heutzutage evangelische Landesfürsten sind. Denn auch die Synoden in seinem Reich hatten eigentlich nur eine berathende Stimme; Er setzte fest. Er meinte es aber auch mit seinen kirchlichen Bestimmungen immer treulich und auf's Beste.

Bei seinem selbständigen Verhalten dem römischen Stuhle gegenüber, stand er doch immer gut mit demselben, und der neue Papst, wie der alte, blickte in seiner Bedrängniß nach ihm. Leo II. war bei einem feierlichen Umzuge in Rom 799 von einer feindlichen Partei überfallen und mit Stößen und Schlägen abscheulich mißhandelt worden. Da floh er zu seinem Schirmherrn, der ihn zu Paderborn mit den größten Ehren empfieng. Karl sagte ihm seine Hilfe zu, sandte ihn mit schirmender Begleitung zurück und folgte selbst mit einem Heere nach. In Rom angekommen hielt er Gericht, und der Papst befreite sich durch einen Reinigungseid vom Verdacht der ihm nachgesagten Verbrechen. Zwei Tage darauf, am Weihnachtsfeste 800, als Karl im langen Purpurkleide eines römischen Patriciers am Altare der Peterskirche betete, trat plötzlich der Papst mit einer goldenen Imperatorskrone heran und setzte sie ihm auf's Haupt. Und alles Volk rief jauchzend: „Karl dem Hehren, dem von Gott Gekrönten, dem großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg“. Mit ihm warf sich Leo vor Karl nieder und betete ihn als Augustus an.

So ward unser Karl Römischer Kaiser. Er war unangenehm überrascht, ließ sichs aber doch gefallen. Gewann er auch keine größere Macht, so doch ein noch größeres Ansehen. Es war ein alter Begriff, daß der römische Kaiser der Herr der Welt sei oder wenigstens der Erste Herrscher; und da in Constantinopel eben eine Kaiserin Irene herrschte, die ihren Sohn gestürzt und ermordet hatte, paßte sichs, daß jetzt das Kaiserthum auf die Franken übertragen wurde. Nur das war bei der Sache bedenklich, daß der Papst ihm die Krone aufgesetzt hatte und nicht seine eigene Hand; so konnte es scheinen, als ob er sie von des Papstes Gnade empfangen habe, was auch die spätern Inhaber des römischen Stuhles behaupteten. Doch hielt Karl, wie noch viele seiner Nachfolger, die weltliche Oberhoheit über den Papst ganz fest, ja jetzt als römischer Imperator um so fester. Um so mehr jedoch fühlte er sich jetzt auch verpflichtet, Schirmherr der Kirche zu sein. Uebrigens stehen allerdings nun zwei höchste Häupter des Abendlandes da, ein weltliches und ein geistliches, Kaiser und Papst. — Der Hof von Byzanz erkannte Karl 812 als Kaiser an.

Wollen wir den erhabenen Fürsten noch ein wenig in seinem Privatleben anschauen. Außer bei festlichen Gelegenheiten, wo auch Seide, Gold und Juwelen an ihm schimmerten, kleidete er sich ganz einfach und kaum besser als ein fränkischer Bürger; er trug inländisches, von seinen häuslichen Töchtern gesponnenes und gewobenes Zeug. So speiste er auch sehr mäßig; auf seiner Tafel erschienen nur vier Gerichte außer dem Braten, den er am Spieße auftragen ließ und der ihm am meisten mundete. Dabei trank er nicht mehr als drei oder vier Schluck Wein. Täglich gieng er zweimal zur Kirche, Vor- und Nachmittags; öfters sogar noch in der Nacht.

Bei Tische, wie überhaupt, sprach er viel und immer voll Verstand und Anstand, manchmal ließ er sich dabei alte Geschichten vorlesen, manchmal sich und die Tischgenossen mit Saitenspiel und Gesang ergötzen. Bei aller Würde konnte er „der fröhliche Kaiser der Germanen“ heißen. Nach Tische pflegte er ein gutes Schläfchen zu machen. Die andere Zeit verwendete er sehr haushälterisch, wie zum Regieren, so zum Studiren und sonstigen nützlichen Beschäftigungen. Er hatte eine gute Ordnung in allem und war immer thätig, so bis auf's Kleinste herab, daß er z. E. alle Wirthschaftsrechnungen von seinen 128 Kronhöfen, in welche sogar die Zahl der gelegten Eier eingetragen sein mußte, selbst und genau durchsah. Er hatte einen sehr unterbrochenen Schlaf, wachte mehrmals auf, stand auch auf und trieb etwas, oder gieng zu den nächtlichen Horen (Betstunden) in die Kirche. Kam der Morgen, so blickte er doch klar in die Welt und grüßte heiter die Seinigen. Von seinen häuslichen Verhältnissen ist besonders zu rühmen seine Ehrerbietigkeit gegen die Mutter (Bertrada), seine Treue gegen die Schwester (Gisela), seine Liebe gegen die Gattin (namentlich seine zweite, Hildegard aus Schwaben), seine Sorgfalt für die Kinder, deren Unterweisung er dem vortrefflichen Alkuin übergeben, deren Erziehung er selbst mitleitete. Er hatte von Hildegard drei Söhne und fünf Töchter, welche letztere er besonders zärtlich liebte, so daß sie stets, auch auf Reisen, um ihn sein mußten. Er war aber gütig und leutselig gegen alle Menschen, ein hoher Wohlthäter der Armen, Kranken, Elenden. Seine Wohlthaten giengen bis übers Meer hin; nach Syrien, Jerusalem, Aegypten u. s. f. schickte er Almosen an nothleidende Christen. — Wie hehr und lieblich steht doch dieser Karl vor uns! Sein Enkel Nithard sagt von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ragte durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervor, daß er Allen gleich schrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewundernswürdig zu sein schien.“ Siehe in ihm das Urbild eines christlich-deutschen Fürsten!

Der Ruhm seines Namens breitete sich noch weit über die Grenzen seines Reiches aus. Insonderheit ehrte ihn auch ein muhammedanischer Fürst, Harun al-raschid, der berühmte Abbaside, dem Bagdad (Fig. 99) seine höchste Blüte verdankte. Lieder rühmen ihn als einen seltenen Mann, der im Morgenlande ähnlich wie Karl im Abendlande leuchtete, der die Wissenschaften liebte und sein rohes, dumpfes Volk dafür zu erregen strebte, der aus Griechenland gelehrte Leute zu sich rief und die griechischen Philosophen, namentlich den Aristoteles, in's Arabische übersetzen

ließ, der Gelehrte und Künstler aus allen Ländern um sich sammelte, und ihre Arbeiten hoch belohnte. In Wahrheit war er ein grausamer, üppiger Fürst, der aber Ostrom tief demüthigte.

Harun schickte Boten an Karl, die ihm seinen Freundschaftsgruß und herrliche Geschenke brachten, indischen Balsam, prachtvolle Seidenstoffe, eine kunstvolle Wasseruhr, welche durch kleine, klingend auf eine Metallplatte fallende Kugeln die Stunden anzeigte, einen weißen Elephanten von ungemeiner Größe, der kein geringes Erstaunen unter den Franken hervorrief, und den Schlüssel zum hl. Grab in Jerusalem, das hinfort alle christlichen Pilger ungehindert und wohlbeschützt sollten besuchen können. Karl sandte

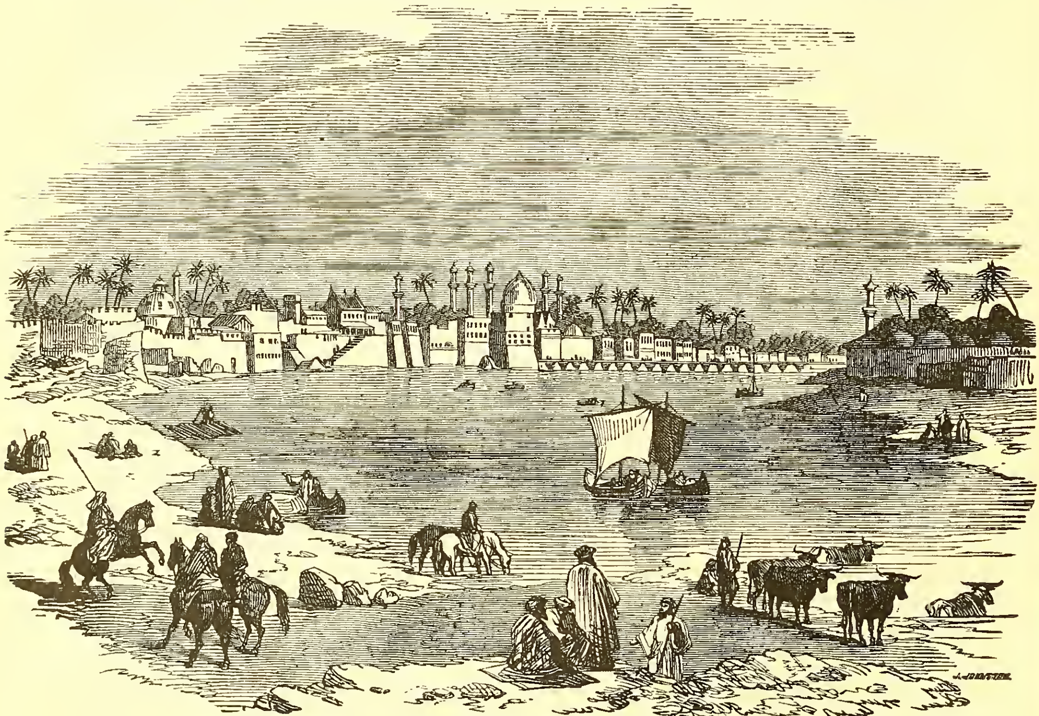


Fig. 99. Bagdad am Tigris.

ihm seinen Dank und Gegengruß zurück und gleichfalls werthvolle Geschenke, vornehmlich große treffliche Jagdhunde und die feinen Webereien der kunstreichen Fränkischen Frauen. Vergl. das große Bild: Maurische Emire vor Karl d. Gr.

Von Karls Söhnen, Karl, Pippin und Ludwig, waren die beiden erstern und geisteskräftigern zu seinem tiefen Schmerze vor ihm gestorben und nur der jüngste übrig geblieben. Er bestellte 813 einen Reichstag nach Aachen. Hier fragte er seine Großen, ob dieser sein Sohn Ludwig die Krone nach ihm tragen solle? Sie erwiderten alle: Gott will es haben. Darauf an einem Sonntag in der Kirche betete er zuerst mit seinem Sohne auf den Knieen, dann ermahnte er ihn vor allem Volk, Gott zu fürchten und seine Gebote zu halten, die Kirche zu schützen und zu pflegen, seine Verwandten freundlich zu behandeln, seine Unterthanen wie seine Kinder zu lieben und wohl zu regieren, die Armen zu trösten und zu versorgen u. s. w. Zuletzt fragte er ihn: Willst du das alles thun, mein lieber Sohn? Ludwig versprach es mit vielen Thränen. Nun hieß er ihn sich selber die auf dem Altare liegende Krone aufsetzen, zum Zeichen, daß er sie nur von Gottes und keines Menschen Gnade habe.



Maurische Emire vor Karl dem Großen zu Paderborn.

Im Januar 814 wurde Karl von einem hitzigen Fieber befallen. Da er sich durch sein gewöhnliches Heilmittel, durch Fasten, nicht kuriren konnte, merkte er sein Ende. Er empfieng das hl. Abendmahl und richtete seine ganze Seele dahinein, wo er ewig zu sein wünschte. Zuletzt faltete er seine Hände über der Brust und sprach (wie später der sterbende Luther): „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Unter allgemeiner Wehklage wurde er in der von ihm erbauten prachtvollen Marienkirche zu Aachen bestattet, noch am Todestage (28. Jan.). Friedrich I. aber erhob 1165 seine Gebeine und ließ sie zu Heiligenresten weihen.

§ 4. Ludwig der Fromme.

Vier kraftvolle herrliche Frankenherrscher sind nacheinander vor unsern Augen vorübergegangen; aber plötzlich bricht die Reihe ab, und es kommen andere Gestalten. Ludwig, der neue König und Kaiser, der Fromme zugenannt, weil er am liebsten in die Kirche gieng und für die Wohlfahrt der Kirche nach seinem Verständniß auf's Allereifrigste sorgte, war dabei ein wissenschaftlich gebildeter Herr, welcher vier Sprachen verstand, aber bei seiner Gutmüthigkeit auch äußerst schwach und so römisch als sein Vater deutsch gewesen war.

Er ließ sich vom Papst Stephan V., der ungerufen kam, 816 zu Reims nochmals die Krone aufsetzen, als ob seine erste Krönung durch eigene Hand nicht genügte! Die Großen des Reichs, die sein Vater mit so starker Hand niedergehalten, thaten sich unter ihm selbstherrisch auf und machten ihm viele Noth. Hatte schon Karl die allgemeine Wehrpflicht wesentlich verändert, indem zuletzt bloß die großen Grundbesitzer persönlich zu dienen hatten — mit Lehensmannen und persönlichen Dienern, die sie sich herangezogen — so wurde nun das Reich ein Feudalstaat, in welchem der Kaiser bald kein eigenes Heer, sondern nur noch Vasallenscharen hatte.

Der gute schwache Mann, dem es im Kopf und Herzen schwirrte, ließ sich schon 817, da er kaum vierzig Jahre zählte, zu einer Theilung des Reichs unter seine drei Söhne, Lothar, Pippin und Ludwig, bewegen; sie sollten unter seiner Oberherrschaft die ihnen zugewiesenen Gebiete regieren, nach seinem Tode aber die beiden Jüngern unter dem Aeltesten als Oberherrn des einen Reiches stehen. Nach dem Hingange seiner Gemahlin Irmgard wollte der Kaiser Mönch werden; doch bewogen ihn seine Räthe zu einer zweiten Ehe mit Judith, der Tochter des Grafen Welf, 819, und von derselben ward ihm noch ein vierter Sohn geboren, Karl (der Kahle), welcher zu jämmerlichen Zerwürfnissen Anlaß gab. Denn ganz von seiner schönen Judith beherrscht, wendete der Kaiser diesem schon als Knaben Alemannien zu; das verdroß die älteren Brüder und sie traten das vierte Gebot mit Füßen und empörten sich wider den eigenen Vater. Der Papst Gregor IV. mischte sich drein und — nahm Partei für die rebellischen Kinder! a. 833 standen sich Vater und Söhne bei Kolmar mit Heeren gegenüber. Der Papst war persönlich gekommen und begab sich in's kaiserliche Lager, „um nach seinem Amte Frieden zu stiften.“ Leider ließ sich der Kaiser in Unterhandlungen mit ihm ein: denn hiebei wußte der Papst auf das auch von den Söhnen bearbeitete kaiserliche Heer einen solchen Eindruck zu machen, daß es in einer Nacht in's jenseitige Lager übergieng. Der Kaiser war verrathen. Daher heißt die Ebene bei Kolmar, vorher „Rothfeld“ genannt, „das Lügenfeld“ bis auf den heutigen Tag. Als sich der Alte am Morgen von fast allen seinen Treuen verlassen sah, warf er sich seinen Kindern flehend in die Arme, als der nichts mehr auf dieser Welt haben wollte, denn einen stillen Zufluchtsort. Lothar nahm ihn in seine Gewalt und die Brüder trennten sich.

Lothar aber, der nun den Kaisernamen führte, wollte sich des Thrones für immer versichern; darum suchte er den Vater zu bereden, ein Mönch zu werden,

und als er das doch nicht vermochte, trieb er ihn, um ihn recht verächtlich und damit unfähig zum Kaiseramte zu machen, dazu, daß er öffentliche Kirchenbuße that, knieend in der Kirche das Bekenntniß einer Reihe der schwersten Versündigungen von einem Zettel ablas, darauf sein fürstlich Gewand auszog und in einen härenen Rock schlüpfte. Dann sperrte Lothar ihn ein und hielt ihn in strenger Haft. Allein dieses schnöde Verfahren entrüstete alle Welt, besonders die Deutschen. Auch der junge Ludwig war darüber empört. Er und Pippin hatten es ohnedem nicht zur völligen Absetzung des Vaters kommen lassen wollen. Der junge Ludwig rief jetzt die deutschen Stämme für den Vater unter die Waffen, einmüthig erhoben sie sich für ihren bemitleideten Kaiser. Auch Pippin trat zu; und die beiden Brüder hatten den armen Vater bald befreit und wieder auf den Thron gesetzt. Dieser verzieh dem Lothar großmüthig, und so wäre wieder Friede in der Familie gewesen.

Aber der schwache Ludwig handelte nach so schmerzlichen Erfahrungen abermals so thöricht, daß er sein Schoßkind Karl in auffallendster Weise begünstigte. Er gab ihm viel und immer mehr Land, ja als Pippin 838 starb, wies er ihm, von der Judith beschwatzt, noch dessen ganzes Gebiet zu. Und während er den gottlosesten seiner Söhne, den Lothar, durch anderweitigen Vortheil beschwichtigte, verkürzte er gerade den Ludwig am meisten, der doch das Meiste zu seiner Wiedererhebung beigetragen hatte. Das erbitterte diesen so sehr, daß er nochmals die Waffen wider den Vater ergriff. Beide Ludwig, der Alte und der Junge, rückten gegeneinander zu Felde. Doch regte sich eine Furcht in des Sohnes Herzen, daß er umkehrte, ehe man handgemein wurde. Aber dem kranken Vater war das Herz vollends vor Gram gebrochen; er starb noch im Feldlager, auf einer Insel des Rheins, 840. Der Erzbischof von Metz ermahnte den Sterbenden, ohne Groll gegen seinen Sohn aus der Welt zu scheiden. Da sprach er nach einigem Zögern: „Ich rufe Gott und Euch zum Zeugen an, daß ich meinem Sohn alles, was er gegen mich gesündigt hat, vergebe; an Euch aber wird es sein, ihn zu erinnern, daß er meine grauen Haare in die Grube gebracht hat.“

§ 5. Die Theilung von Verdun.

So hinterließ denn Ludwig drei Söhne, Lothar und Ludwig aus erster und den Karl den Kahlen aus zweiter Ehe. Lothar wollte nicht nur die Kaiserwürde behaupten, sondern auch seine Brüder an ihren Reichsantheilen schmälern, wo nicht das ganze Reich sich allein zueignen. Da schloßen Ludwig und Karl, obwohl bisher feindlich gegen einander, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Aeltesten, das sie mit feierlichem Schwure heiligten. Und es entstand unter den Enkeln Karls des Großen ein blutiger Bruderkrieg.

Die verbündeten Brüder besiegten den Lothar in etlichen Schlachten, vornehmlich in der großen bei Fontenay, 841. Indessen wollten sie ihn nicht gar verderben; sie ließen sich in Unterhandlungen mit ihm ein und erwiesen sich dabei höchst billig, so daß dieselben trotz der Störrigkeit Lothars endlich zum Ziele führten. So schlossen denn die drei Brüder 11. August 843 im Beisein aller Großen des Reichs den weltberühmten **Vertrag zu Verdun**, durch welchen das ganze Reich des Großvaters in drei Reiche geschieden ward, nämlich in Ostfranken, Westfranken und Italien.

Lothar empfing nebst dem Kaisertitel das schöne Italien und dazu noch einen Landstreifen links des Rheins von der Nordsee bis zum Mittelmeer herab. Südlich bestand dieser Strich aus Burgund und nördlich aus dem nachherigen (von Lothar benannten) Lotharingen oder Lothringen; er gieng mitten durch die Gebiete der andern Brüder durch.

Karl II. der Kahle erhielt alles Land gegen Abend, Westfranken oder das nachmalige Frankreich.

Ludwig bekam alles Land östlich vom Rhein oder das eigentliche Deutschland, dazu jedoch jenseits des Stromes noch Mainz, Speier und Worms mit Umgebiet.

Damit war nun, was hervorzuheben ist, **Frankreich und Deutschland auseinander geschieden**, und die Scheidung ist geblieben und wird bleiben. Wälsch und Deutsch paßt nicht recht zusammen; nur im Christenthume kann eine höhere Einigung stattfinden. Wir haben also vom J. 843 an ein eigenes Deutsches Reich, und mit diesem müssen wir uns von nun an vorzugsweise beschäftigen. Vorher wollen wir aber noch einen kurzen Blick auf die zwei andern Reiche oder Dynastieen (Fürstenhäuser) werfen, wenn wir auch dabei theilweise unsrer Zeit vorgreifen.

Lothar, der römische Kaiser und König von Italien herrschte 12 Jahre, im Norden von den Normannen, im Süden von den Arabern bedrängt; dann ward er ein Mönch, 855, um sich seiner Gewissensnoth ledig zu machen! Er theilte sein Reich unter seine drei Söhne, von welchen der älteste, Ludwig II., den Kaisernamen empfieng. Die jüngern starben noch vor demselben und er endete 875 kinderlos. So war diese Linie der Karolinger frühzeitig erloschen.

Wie gieng's mit der andern Linie in Frankreich? Karl der Kahle lebte noch, als Ludwig II. entschlief, und er erlangte 875 bittend und opfernd vom Papste die Kaiserkrone, welche mithin als Geschenk Roms von den Italischen Karolingern zunächst auf die Französischen übergieng. Sie schmückte jedoch nur zwei Jahre lang das kahle Haupt, dann fiel auch dieses in des Todes Staub, 877. Die Nachkommen desselben erhielten sich noch 110 Jahre auf dem Throne. Das war aber eine Reihe der elendesten Regenten, wie schon ihre Namen andeuten; Einer hieß der Stammler, ein Anderer der Einfältige, wieder ein Anderer der Faule. Die großen Vasallen rissen immer mehr Macht an sich, machten ihre Lehen erblich, ja fragten nicht mehr nach ihren Königen. Es kam mit einem derselben so weit, daß ihm nur mehr zwei Städte gehorchten. Die Verachtung des Französisch-Karolingischen Herrscherhauses war zuletzt so groß geworden, daß nach dem Tode des Faulen, 987, ein noch übriger des Geschlechts vom Throne ausgeschlossen und ein gewisser Hugo Capet, Herzog von Franzien und Graf von Paris, der mächtigste Große des Reichs, darauf gesetzt wurde. Er war der Enkel eines sächsischen Recken Witichin, der unter Karl d. Gr. nach Neustrien gekommen war, im Herrendienst sein Glück zu machen. Somit stieg in Frankreich ein neues Königshaus auf, das der Kapetinger. Diesem sind alle französischen Könige bis auf die letzten, die in unserem Jahrh. verjagt wurden, entsprossen. Die Kapetinger waren allerdings bessere Leute, wenn auch nicht eben hochbegabte. Es befinden sich wenigstens viele tüchtige und namentlich aufrichtig gottesfürchtige darunter. Das Königthum in Frankreich hob sich unter ihnen allmählich wieder.

VII. Das deutsche Reich, das herrlichste der Erde.

Wir haben also seit 843 ein selbständiges deutsches Reich. Ich werde jeden deutschen König und Kaiser durch die Jahrhunderte hindurch mit Namen anführen, aber freilich bei ihrer vielen nur weniges berichten können. Uebrigens findet bei ihnen ein großer Wechsel hinsichtlich der Geschlechter statt, aus denen sie entsproßten. Doch nahmen aus manchen Fürstenhäusern Einige oder Mehrere (meist nacheinander) den deutschen Thron ein, und so redet man von Karolingern, Sachsen, Franken oder Saliern, Hohenstaufen, Luxemburgern und Habsburgern auf diesem Throne.

§ 1. Die Karolinger.

Karls des Großen Enkel Ludwig, des frommen Ludwigs Sohn, ist der Erste König Deutschlands (843—76); er führt darum auch den Beinamen der Deutsche. Ohne Frage der tüchtigste von seinen Brüdern. Derselbe hatte aber eine recht unruhige Regierung. Es empörten sich gegen ihn seine eignen Söhne und erinnerten ihn an seine eigene Schuld. Dann machten ihm besonders die Normannen viel zu schaffen. So hießen die Bewohner von Norwegen, Schweden und Dänemark; diese, germanischen Geblüts und noch Heiden, stark, kühn und wild, fielen damals häufig und zahlreich in die fremden Länder ein; Fürstensöhne z. B., welche daheim kein Besitzthum und keine Aussicht hatten, fuhren unter dem Namen „Seekönige" auf Schiffen aus, um sich auswärts Ruhm, Beute und wo möglich ein eignes Land zu erwerben; sie fuhren an den Gestaden Deutschlands, Frankreichs, Spaniens hin, ja bis nach Italien hinab, drangen durch die Mündungen der Ströme tief in die Länder ein, selbst nach Rußland, überfielen die Wohnorte am Ufer, plünderten und verbrannten sie. Karl der Kahle erkaufte 866 ihren Abzug mit 4000 Pf. Silber. — Mit ihnen, dann aber auch mit den Slaven im Osten, jenseits der Elbe, hatte Ludwig beständig zu kämpfen. Zum bessern Schutze des hart angegriffenen Reichs sah er sich gedrungen, wieder Herzoge mit größerer Macht einzusetzen, welche sein Großvater wohlweislich abgeschafft, da sie ihre Macht gar oft gegen den Oberherrn selbst kehrten. Indessen gewann das deutsche Reich unter ihm an Ausdehnung, da er beim frühen Aussterben des Lotharischen Hauses 870 das schöne Lothringen, welches damals von der Nordsee bis über Straßburg heraufreichte, hinzubrachte. Dieser erste deutsche König residirte mit seiner tugendreichen Gemahlin Emma meistens zu Frankfurt und Regensburg, den ältesten Königssitzen diesseits des Rheins.

Er hinterließ drei Söhne, Karlmann, Ludwig den Jüngern und Karl III. Aber jetzt geht ja das liebe deutsche Reich schon auseinander! denn die Brüder theilen es unter sich. Karlmann erhielt Bayern, wozu dazumal noch Oestreich und Kärnthen gerechnet ward, woraus ersichtlich ist, daß schon vor 1000 Jahren ein Königreich Bayern und ein größeres als jetzt, wenn auch nur auf vier Jahre, bestand; Ludwig der Jüngere empfieng Franken mit Thüringen, Sachsen, Friesland und Lothringen; Karl der Dicke Alemannien d. i. Schwaben. Weil jedoch die beiden ältern Brüder schon frühzeitig starben, so erbte der Jüngste ihre Reiche und das getrennte Deutschland kam bald wieder zusammen, 882.

Karl III. (der Dicke) ist also der Zweite deutsche König (882—87). Und noch mehr, auf seinem Haupte glänzte auch die römische Kaiserkrone. Der Papst Johann VIII. setzte sie ihm 881 auf, weil er Beistand leisten sollte gegen die Araber, welche seit 827 auch nach Sicilien und Italien herübergekommen waren und schon 846 Rom geplündert und die Peterskirche zu ihrem Stalle gemacht hatten. So ist denn die Kaiserkrone von Italien nach Frankreich und von da nach Deutschland gewandert, um hier bald für immer zu bleiben. Karl hatte zugleich damit das verwaiste Königreich Italien überkommen; und siehe, er sollte dazu noch König von Frankreich werden. Da dort gerade zur Zeit schwerer Heimsuchung von den Normannen der Thron erledigt wurde und kein erwachsener Prinz vorhanden war, so untergaben sich die eines kräftigen Schutzes bedürftigen Franzosen seiner Herrschaft, 885. Und so sehen wir noch einmal das weite Reich Karls des Großen unter Einem vereinigt, aber nur für einen Augenblick. Denn der Dicke gewährte leider keinen kräftigen Schutz; er war siech und schwach. Als schon im andern Jahre wieder ein Normannenheer Frankreich überzog und mit 700 Schiffen Paris belagerte, brauchte er zwölf Monate dazu, bis er zum Entsatz der hartbedrängten und meisterlich sich vertheidigenden Stadt herannahte; und als er endlich kommt, was thut er? Statt die frechen Räuber anzugreifen, unterhandelt er mit ihnen und kauft ihnen um 7000 Pfund Silbers den Frieden ab, und bis das Geld beisammen ist, läßt er sie frei in den schönen Gauen Frankreichs plündern und sengen. Dieses schmachwürdige Verhalten entrüstete Jedermann, zumeist jedoch die schon vorher mit ihm unzufriedenen Deutschen. Diese hielten 887 einen Reichstag zu Tribur am Rhein, setzten ihn wegen Unfähigkeit ab und wählten seinen Vetter Arnulf zu ihrem Könige. Und die Franzosen und Italiener mochten ihn nun ihrerseits auch nicht mehr. Der arme Epileptische konnte mit Mühe noch ein paar Güter zu seines Lebens Unterhalt erlangen, starb aber schon nach zwei Monaten.

Arnulf war ein natürlicher Sohn Karlmanns von Bayern, darum nur mit dem Herzogthume Kärnthen belehnt worden. Zu Tribur hatte man sich nicht weiter an seiner unehelichen Geburt gestoßen, sondern die Trefflichkeit des Mannes angesehen. Ja, das war noch ein fester und tapferer Karolinger! a. 891 machten die Normannen einen verwüstenden Einfall in die niederrheinischen Lande und schlugen alles zu Boden, was sich entgegenstellte. Die Angst und Noth war so groß, daß man Kirchengebete gegen sie veranstaltete. Aber Arnulf naht und greift sie unweit Löwen in ihrem Lager an und schlägt sie so aufs Haupt, daß ihre Fürsten mit fast ihnen allen umkommen. Es fielen der Normännischen Leichen so viele in die Dyle hinein, daß der Fluß im Laufe stockte. Das war doch ein kräftiges Merks für diese bösen See- und Landräuber. Als im nächsten Jahr ein neuer Schwarm erschien, wartete derselbe den heranziehenden Arnulf gar nicht ab, sondern verschwand wieder. Der mannhafte König zog auch gegen Swatopluk, den Fürsten von Mähren 893 und ließ sich von Böhmen huldigen. Dann hatte ein Herzog von Spoleto die Herrschaft Italiens samt der Kaiserkrone an sich gebracht, die doch ihm viel eher gebührte. Er erstürmte Rom, jagte die Spoletiner hinaus, wurde vom Volk als Befreier begrüßt und vom Papste gekrönt, 896. Als er nun aber gegen Spoleto anrückte, befiel ihn plötzlich ein furchtbares Kopfleiden, das ihn nöthigte, nach Deutschland zurückzukehren. Er wurde nicht mehr gesund, vielleicht von italienischem Gift, bis er 899 zu Regensburg starb, wo er auch begraben liegt.

Von Arnulf blieb ein sechsjähriger Sohn zurück, Ludwig das Kind genannt. Doch wählten ihn, er war ja des Großen Karls letzter Sprosse, die deutschen Fürsten zu Forchheim zu ihrem Könige (900—911). Erzbischof Hatto von Mainz und Herzog Otto von Sachsen sollten einstweilen für ihn das Reich verwalten. Allein es machte sich schlecht und Deutschland gerieth in

Unordnung. Die Großen führten unter sich selbst blutige, land- und volk-verderbende Kriege. Und von außen her kommt zu den alten ein neuer schrecklicher Feind. Um 898 hatten sich die Madscharen (Magyaren), von den Slaven Ugri genannt, des vorhin (S. 323) Avarischen Landes Ungarn bemächtigt. Sie waren Finnischen Stammes, Heiden annoch, an Ackerbau, Gewerbe und ein ruhiges Leben nicht gewöhnt, wilde Reiter, welche von der Beute des Waldes und anderer Länder lebten. Sie sollen erstaunlich häßlich gewesen sein; ein Schriftsteller meint, „man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen Mißgeburten solch kostbares Land überlassen habe.“ Diese Magyaren fielen 899 in Italien ein, stürzten 906 Swatopluks Reich und kamen nun alljährlich nach Deutschland, raubten und verwüsteten Alles.

Sie schlugen die deutschen Heere, die sich ihnen entgegenwarfen, elendiglich darnieder, Bayern, Thüringen, Schwaben, Franken durchzogen sie mit Plünderung und Mord, würgten alles Männliche und trieben die Weiber wie Vieh zusammengekoppelt davon. Eine hochbetrübte Zeit, da man allgemein sagte: Wehe dem Land, deß König ein Kind ist! In dieser Nothzeit suchte nun der Bauer Schutz bei den Großen: er wurde dem Schutzherrn hörig, oder wenn bewaffnet, sein Vasall. Aus diesen sog. Ministerialen erwuchs dann der neue Adel, der vom alten sich scharf unterscheidet. Ueber die Grafen aber erhoben sich jetzt, von der Gunst des Volks getragen, die Herzoge in allen Stämmen, welche allmählich die Königsgewalt in ihren Kreisen (Bayern, Schwaben, Franken, Lothringen, Sachsen) an sich rissen.

§ 2. Die Kirche zur Zeit der Karolinger.

Nach außen hin schritt sie vorwärts. Es zog 826 der heil. Ansgar aus dem Kloster Corvey (an der Weser) als Missionar nach dem Norden. Manche Jahre wanderte er in Dänemark und in Schweden unter dem rauhen Normannsvolke umher, predigte und taufte. Er erfuhr harten Widerstand und betrübenden Rückgang, fieng aber immer aufs neue an und nicht ohne neuen Erfolg. Er war zuletzt Bischof von Bremen, von wo aus er unermüdlich für die Mission in beiden genannten Ländern wirkte. Er heißt mit Recht der Apostel des Nordens († 865).

Um 863 zogen zwei wackere Mönche aus Thessalonich, Cyrillus und Methodius, ins Mährische Reich und brachten den rohen Südslaven (in Pannonien) die Botschaft des Heils. Und zwar in ihrer eigenen Sprache, sie schufen die slavischen Evangelien und Liturgie. Ihre Bekehrten wurden jedoch nicht der Griechischen, sondern der Lateinischen Kirche einverleibt, weil diese Mönche sich zur besseren Stütze ihres Werkes unter den Papst gestellt hatten. — War das Werk solcher Missionare auch erst ein Anfang, so wurde doch von nachfolgenden Heidenboten und von den Bekehrten selbst weiter gewirkt, so daß die Anfänge mit der Zeit und manchmal schnell unter Gottes Gnade über das ganze Volk hin wuchsen. Auch gieng von einem mit dem Christenthum einmal bekannten Land dasselbe still und unmerklich in benachbarte, noch ganz heidnische Länder über, wie von Böhmen nach Polen.

Schauen wir aber auf das Innere der Kirche, so nehmen wir mit Betrübniß wahr, daß sie sich von dem Hingang Karls des Großen an, der so viel zu ihrer Besserung gethan, mehr und mehr verschlimmerte. Es wurde wohl zum Theil noch ernstlich studirt, und es waren einzelne, verhältnißmäßig große Lichter, welche in Schulen leuchteten oder leuchtend aus ihnen hervorgiengen: so Johann Scotus Erigena, ein ausnehmend gelehrter Brite, den Karl der Kahle an die Hochschule zu Paris gerufen hatte; dann Hrabanus Maurus, ein Mainzer, Alkuins bester Schüler, der hochberühmte Abt des Klosters Fulda, welcher als Erzbischof von Mainz starb (856). Beide haben uns philosophische und theologische Schriften hinterlassen.

Aus der Ludwige Zeit besitzen wir noch ein ausgezeichnetes geistliches Dichtwerk, betitelt der Heliand (Heiland), von einem unbekannten Sachsen, der wahrscheinlich von einer angelsächsischen Dichtung Cädmons angeregt war. Es ist eine eigenthümliche Darstellung der evangelischen Geschichte in Form altdeutschen Lebens; da werden die Apostel als Helden und die frommen jüdischen Weiber als Edelfrauen aufgeführt. Merkwürdig ist, wie in dieser den damaligen Deutschen annehmlichsten Form der ihnen noch anklebende heidnische Stolz und Trotz niedergekämpft wird; denn die Helden und Heldinnen sind es eben in der Selbstverleugnung, im Leiden und in der Liebe. Etwas später schrieb Otfrid, ein elsässischer Mönch, die evangelische Geschichte in Reimen für die Oberdeutschen.

Im Allgemeinen wogte jedoch die Finsterniß immer stärker in die Kirche herein. Die Bischöfe, diese Hirten und Wächter der Kirche, wurden weltliche Herren; sie erhielten von den Königen in den Besitzungen ihrer Stifter auch häufig die weltliche Gerichtsbarkeit und Verwaltung, kein Wunder, wenn sie dabei selbst verweltlichten und ihr heiliges Amt vernachlässigten. Und wie sie, so sank auch die untergeordnete Geistlichkeit immer tiefer. Ihrer viele waren so unwissend, daß sie nicht lesen konnten. Sie sagten selbst ohne Hehl: nescio literas, ich kenne die Buchstaben nicht. Sie leierten beim Gottesdienste das Auswendiggelernte her, machten ihre Ceremonien und damit war das Amt gethan. Was sollte da mit dem Volke werden, mit dem Volke, das durch die Fehden seiner Fürsten und die Einfälle wilder Horden so sehr verstört und verwildert wurde? Unwissenheit, Aberglaube und Sittenlosigkeit wurden immer größer. — Recht bedenklich war es auch, und wenn schon in manchen Fällen nützlich, im Ganzen doch verderblich, daß der Papst immer größere Macht erlangte. Die Schwachheit der weltlichen Herrscher kam dabei den kräftigen Leuten, welche dazumal den römischen Stuhl einnahmen, sehr zu statten. Diese verstanden die Gelegenheiten, ihr Ansehen zu mehren, vortrefflich zu benutzen, und es glückte ihnen, sich immer höher emporzuheben.

Zur Steigerung der päpstlichen Macht dienten insonderheit die pseudo-isidorischen Dekretalen (Bestimmungen). Ein spanischer Bischof des 7. Jahrh., Isidor von Sevilla, hatte eine Sammlung von Kirchengesetzen veranstaltet, wie sie durch Concilien-Beschlüsse und Entscheidungen früherer römischer Bischöfe Geltung erlangt hatten, und diese Sammlung war im Abendlande zu hohem Ansehen gekommen. Nun erschien um 832 eine verfälschte Ausgabe dieses Werkes, daher der Name „pseudo- d. h. falsch-isidorische Dekretalen;" fränkische Bischöfe hatten sie fabricirt, die lieber dem fernen Papst, als ihrem Metropoliten und der weltlichen Obrigkeit gehorchten. Allein die Blindheit des Zeitalters war so im Steigen begriffen, daß man sie bald als das ächte Werk Isidors hinnahm. Darin wird nun der Papst über die Maßen erhöht. Da ist er nicht der Erste von den Bischöfen, sondern der Herr über sie alle. Die Metropoliten stehen unter ihm und müssen seiner Befehle gewärtig sein, und die anderen Bischöfe haben sich nicht nach den Verordnungen der Metropoliten, sondern nach den seinigen zu richten; er ernennt alle Bischöfe, Erzbischöfe und ist Richter über allen; in allen Streitigkeiten derselben soll an ihn appellirt werden und er kann überall einschreiten auch ohne Appellation; er beruft die Concilien und diese stehen unter ihm, so daß die Beschlüsse derselben nur gelten, wenn er sie bestätigt hat; er hat die höchste Leitung und das höchste Wort in allen kirchlichen Angelegenheiten; er ist der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Hauptes der Kirche Jesu Christi. Ebenso ist er mit der Kirche völlig unabhängig vom Staate; kein weltlicher Herrscher, auch nicht der höchste, kann ihm in die Regierung der Kirche etwas einreden; er aber hat die Aufsicht über den Glauben und die Sitten aller Fürsten, und sie müssen sich hierin nach seinen Geboten richten und er kann sie, wo sie es brauchen, strafen.

Der erste Papst, der sich auf die falschen Dekretalen berief, war der geistesstarke Nikolaus I. (858—67). Und man muß sagen, der Handel, in dem er es that, war darnach, daß er es um so muthiger thun konnte. Lothar II., König von Lothringen (Sohn jenes ersten Lothars) wollte sich von seiner Gemahlin Dietberga scheiden lassen, um seine Buhlerin zur Königin zu machen. Darum dichtete

er derselben schwere Vergehungen an, die niemand glaubte. Gleichwohl sprach eine Landessynode, Erzbischöfe von Köln und Trier an der Spitze, aus elender Menschenfurcht die Scheidung aus 862. Die verstoßene Dietberga rief aber den Beistand des Papstes an und Nikolaus, gemäß der Macht, die ihm die Dekretalen beilegen, erklärt den Synodalausspruch für nichtig, setzt die beiden Bischöfe ab und gebietet dem Könige bei Strafe des Bannes (des Ausschlusses aus Kirche und Himmelreich) sein rechtmäßiges Weib wieder zu sich zu nehmen. Und der König — gehorchte.

So gelang es dem Papst im Abendlande. Aber im Morgenlande, über das er auch seinen gebietenden Stab ausstrecken wollte, gelang es ihm nicht. Ja, durch sein Bestreben, auch dort zu herrschen, wurde der kirchliche Riß zwischen Ost und West nur größer und völlig. Der Hof zur Constantinopel hatte den gottesfürchtigen und freimüthigen Patriarchen Ignatius ab- und einen Photius an seinen Platz gesetzt. Da rief der Erstere — etwas Unerhörtes freilich! den Papst Nikolaus zum Richter auf. Das war diesem Wasser auf seine Mühle. Er hielt eine Synode zu Rom, 863, ließ durch diese die Absetzung des Ignatius für ungiltig erklären und gebot dem Photius, sogleich von seinem Stuhle herabzusteigen mit Ausspruch des Bannes, falls er nicht gehorchen würde. Aber Photius, von seinem Hofe gestärkt, sprach hinwiederum den Bann über Nikolaus und über die ganze „ketzerische" Christenheit des Westens aus. Dieser dagegen wußte den von Griechen bekehrten König der Bulgaren auf seine Seite zu ziehen. So trat eine völlige Spaltung zwischen der morgenländischen und abendländischen Christenheit ein.

Diese Kluft wurde noch weiter und tiefer, als 1054 über der Frage, „ob gesäuertes oder ungesäuertes Brot im hl. Abendmahl zu gebrauchen sei" (die Lateiner gebrauchten das Letztere, die Griechen das Erstere), die kirchlichen Häupter zu Rom und Constantinopel gegenseitig sich und ihre Kirchen auf's neue verfluchten. Alle Versuche zur Wiedervereinigung sind bisher fehlgeschlagen; und sie müssen fehlschlagen, so lange nicht die Griechische Kirche dem Papst sich unterwirft, wozu sie wohl niemals eine Lust bezeigen wird. — Es sei aber noch bemerkt, daß die Griechische Kirche sich auch fortwährend verschlechtert hat und nicht weniger verderbt ist als die Römische.

§ 3. Die sächsischen Kaiser.

Den deutschen Herrschern aus dem Sächsischen Fürstenhause geht einer voraus, der noch nicht zu ihnen gehört. Nach dem Tode Ludwigs des Kindes hätten manche Herzoge am liebsten den Königsthron gar bei Seite geschoben, um ganz selbständig in ihrem Gebiete herrschen zu können; allein das gieng doch nicht an. Die Grafen und Bischöfe riefen laut, daß der Nothstand des Vaterlandes durchaus ein gemeinsames Oberhaupt erheische, und so wurde 911 auf den selbstlosen Rath des greisen Otto von Sachsen Konrad, Herzog von Franken, zum deutschen Könige gewählt.

Deutschland war also jetzt (eigentlich schon von Arnulf an) ein Wahlreich; sein König wurde gewählt und wenn er starb, ein neuer. Es sei aber gleich hier gesagt, daß solch eine Wahlverfassung keine glückliche ist; schon darum nicht, weil es da beim Thronwechsel begreiflicherweise häufig Streit und öfters die ärgste Wirrsal gibt, und auch darum nicht, weil ein mancher, der gern die Krone trüge, versucht ist, Versprechungen an die Wähler auf Kosten derselben zu machen. Das Letztere geschah fast bei jeder Königswahl, wodurch die königlichen Rechte immer mehr geschmälert wurden. Uebrigens ist zu merken, daß jetzt noch nicht blos die Fürsten, sondern auch der übrige hohe Adel (Grafen und Freiherrn) und die hohe Geistlichkeit (Bischöfe, Aebte) wählten und das Volk zustimmte.

Konrad I. (911—18), ein redlicher, verständiger und tapfrer Mann, bemühte sich ernstlich, das so sehr geschwächte königliche Ansehen wieder herzustellen; allein

es gelang ihm bei aller Thatkraft und Strenge nicht, wie er wünschte. Lothringen konnte er nicht behaupten; durch die Einflüsterungen der Geistlichkeit ließ er sich bewegen, den Erben jenes Otto zu kränken, und den Schwabenherzog, seinen Schwager, strafte er 917 durch Hinrichtung. Zur Vermehrung seiner Noth gereichten ihm die erneuerten Einfälle der Ungern, welche im Reiche raubten und mordeten bis über den Rhein hinüber. Da er sich eben anschickte, ihnen kräftig zu begegnen, ward er krank. Sterbend ermahnte er seinen Bruder Eberhard, auf die Nachfolge in der Königswürde zu verzichten; die Wohlfahrt des Reichs erheische den Mächtigsten und Tüchtigsten zum Könige, und das war — sein Hauptgegner, der Herzog von Sachsen, den er nun zu seinem Nachfolger empfiehlt. Der Sachse wird zu Fritzlar gewählt, als der edle Franke seine Augen zugeschlossen, und Bruder Eberhard bringt selbst die Reichsinsignien (Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige) zu dem Sachsen, den er auf dem Vogelfang getroffen haben soll.

Es gehen jetzt herrliche Gestalten an uns vorüber.

Heinrich I. (919—36.)

Der gewählte König Heinrich I. (später der Vogler genannt) war ein männlich schöner Herr, von feinen gewinnenden Sitten, dazu hochverständig, ernst und kräftig, muthig und entschlossen, ehern beharrlich, gerecht, mild und fromm, sehr demüthig vor Gott. Als der Erzbischof von Mainz ihn salben wollte, sprach er: „Mir genügt die Macht der Sachsen und Franken; hebt Salböl und Krone für Würdigere auf; für mich ist diese Ehre zu groß.“ Er hat das sinkende Reich wieder aufgerichtet.

Da die Herzoge von Schwaben und Bayern, welche bei seiner Wahl nicht zugegen gewesen, ihn nicht anerkennen wollten, zog er erst gegen den Schwaben,



Fig 100. Reiter aus dem Ungerlande.

dann gegen den Bayer, schon mehr mit versöhnlicher Rede; und sie unterwarfen sich und ehrten und liebten ihn, jemehr sie ihn kennen lernten. a. 921 zog er über

den Rhein, um Lothringen wieder zu gewinnen, welches sich dem französischen Könige untergeben hatte. Mit diesem Könige, Karl dem Einfältigen, machte er Freundschaft und unterwarf sich 923 die Provinz. Von da an ist Lothringen gegen 700 Jahre lang ein Theil des Reichs gewesen; dieses war nun vereinigt.

a. 924 machten die Ungern neue Einfälle, ob denen Schrecken und Entsetzen das Reich durchdrang. Da sah man allenthalben wieder hohle ausgeleerte Räume, lodernde Gebäude, rauchende Trümmer, Haufen Hingewürgter und Koppeln Gefangener, die sie an den Haaren zusammengebunden mit sich fortschleppten (Fig. 100). Gegen diese furchtbaren Feinde war noch keine ausreichende Macht vorhanden; Heinrich vermied jede Schlacht und schloß sich in seiner Burg Werla ein. Doch vermochte er sie durch Herausgabe eines ihrer Fürsten, der glücklicherweise in seine Gefangenschaft gerathen war, und durch das Versprechen eines jährlichen Tributs, zu neunjährigem Waffenstillstand, wenigstens für Sachsen, zu bewegen.

Die erlangte Frist benützte er aber auf's Beste, einst anders mit ihnen zu reden. Emsig übte er seine Deutschen in den Waffen. Namentlich schuf er eine tüchtige Reiterei gegen die gefährliche Ungrische; aus dem Volksheer wurde ein Ritterheer. Dann ließ er schon vorhandene Ortschaften mit Mauern und Gräben umziehen und bauete neue feste Orte, damit bei feindlichem Einbruche das Volk vom offnen Lande sich dahin flüchten könnte. So entstanden die Städte Merseburg, Nordhausen, Quedlinburg, Goslar, Meißen ꝛc. Viele Städte, an denen besonders Sachsen und Thüringen so arm waren, verdankten Heinrichen ihre Entstehung, darum er auch den Namen Städtebauer empfieng. Der neunte Mann von den Dienstleuten mußte in die Stadt ziehen, während die acht ihm sein Feld bestellten. Dabei stellte er mit Weisheit und Kraft Ordnung im Reiche her und schritt insonderheit strengstrafend gegen die innern Fehden ein, auf daß nicht die Deutschen thörichterweise sich selbst schwächten. — Nach drei Jahren übte er seine Krieger im Ernste, indem er wider die slavischen Heveller und Daleminzier hinter der Elbe zog, welche auch häufig die Grenze beunruhigten. Er eroberte Brennabor und stiftete dort eine Markgrafschaft, aus der die Mark Brandenburg geworden ist. a. 928 drang er in Böhmen ein, dessen Herzog sich selbständig gemacht hatte; er eroberte die Hauptstadt Prag und zwang den Herzog, ihm den Lehenseid zu leisten. Dann besiegte er auch die Wenden und eroberte 932 die Lausitz.

Die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungern giengen zu Ende und Deutschland war gegen sie gerüstet. Da ermahnte Heinrich zuvor auf einer Versammlung seine Deutschen, standhaft zu streiten gegen die, welche ihrer Kinder Habe raubten, und fest auf den wahrhaftigen Herrn und Erlöser zu trauen, der auch sie erlösen werde. Alles Volk gelobte mit aufgehobenen Händen, seiner Ermahnung zu folgen. Und als dann ungrische Gesandte kamen, um neuen Tribut zu holen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Da brach 933 ein ungeheurer Schwarm dieser Unmenschen in Sachsen ein. Heinrich rückte ihnen mit seinem wohlgeübten Heere entgegen. Voran flattert das Banner des Erzengels Michael und der König schwingt in seiner Hand „die h. Lanze" (ein Geschenk des Burgunderkönigs mit Kreuzesnägeln). Bei Riade an der Unstrut treffen sie zusammen. Die Feinde rennen auf ihren schnellen Rossen an, erschrecken aber an den dichtgeschlossenen Reihen der Deutschen und geben bald die Flucht. Und Heinrichs Reiter jagen ihnen nach und ereilen zwar wenige, erstürmen aber das Lager und befreien viele Gefangene, 13. März 933. Die Deutschen errangen den vollkommensten Sieg; und als alles ausgerichtet ist, gibt der König Gott die ganze Ehre. Noch alljährlich wird im Kirchspiele Keuschberg dieser Sieg durch eine Predigt und Vorlesung der Geschichte der Schlacht gefeiert. Von dem Gelde, das sonst die Ungern als Tribut erhielten, ließ Heinrich neue Kirchen aufbauen und Arme pflegen. Auch ließ er die Töchter der gefallenen

Edeln im Stifte zu Quedlinburg anständig erziehen. Die Ungern aber wagten sich nicht mehr an die Sachsen, so lang Heinrich lebte.

Im folgenden Jahre zog er gegen die Dänen, welche die Slaven in ihren Unternehmungen gegen Deutschland unterstützt hatten. Er drang über die Eider vor und machte Schleswig auf 100 Jahre zu einer deutschen Markgrafschaft. Der treffliche Mann wollte noch mehr ausführen; aber auf der Jagd im Harz traf ihn ein Schlag. Er konnte noch den Fürsten seinen zweiten Sohn Otto empfehlen und schied ruhig dankend 2. Juli 936 auf seiner Pfalz Memleben (Mimiliba). Er wurde in Quedlinburg bestattet, der Gründer des deutschen Reichs.

Otto I., der Große (936—73).

Den ruhmbekränzten Vater überstrahlte noch der Sohn. Er war von hoher majestätischer Gestalt; seine großen Augen leuchteten, an seinem schöngerötheten Antlitze wallte hellblondes Haar herab, das in einem stattlichen Barte sein Kinn umzog; seine Brust hob sich mächtig. Ein geborner Herrscher, wie Karl der Große, den er sich auch in allem zum Muster erlesen. Er hatte noch einen größern Geist als sein Vater Heinrich und dessen edles Herz. Aber leichter war er erzürnt und dann wie ein brüllender Löwe; doch ließ er sich bald wieder besänftigen und trug niemanden etwas nach. Sein ganzes Wesen ist unbeugsam fest, offen, ohne Falsch. War Heinrich mehr ein Oberherzog gewesen, so wollte Otto nun wirklicher König der deutschen Völker sein.

Otto wurde 8. Aug. 936 zu Aachen in voller Versammlung der weltlichen und geistlichen Großen auf den Marmorstuhl Karls gehoben; dann gelobten sie ihre Treue durch Handschläge. Veranschaulichen wir uns seine Krönung. Der Erwählte wurde in feierlichem Zuge in die Marienkirche geführt. Der Erzbischof von Mainz, als der erste Geistliche des Reichs, führt ihn auf Karls Grabstein und stellt ihn dem versammelten Volke mit den Worten vor: „Sehet hier den von Gott erkorenen und von den Fürsten einmüthig gewählten König Otto! Gefällt euch die Wahl, so erhebt eure Rechte!" Alle streckten mit freudigem Zurufe die Hand empor. Darauf führte ihn der Erzbischof an den Altar, auf welchem die Reichskleinodien lagen und übergab ihm jedes Stück mit einer besondern Ermahnung; beim Schwerte sprach er: „Nimm und führe es den Feinden Christi zum Schrecken, der Christenheit zum Heil!" beim Scepter: „Züchtige väterlich die Untergebenen, sei barmherzig gegen die Diener Gottes, die Witwen, Waisen und Armen; nimmer versiege auf dem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone empfahest!" Zuletzt salbte er ihn an der Stirne und setzte ihm mit Beihilfe des Kölners die Krone aufs Haupt, worauf Otto den Thron bestieg, während die Messe gesungen ward.

Darnach zogen sie aus der Kirche in die Pfalz, wo das Krönungsmahl an einer Marmortafel gehalten wurde. Bei dieser Krönungsfeier erschienen zum erstenmal die vier Erzämter oder höchsten weltlichen Reichs-Würden und Dienste. Der Herzog von Lothringen war Erzkämmerer, als welcher für Herberge und Haushalt des Königs zu sorgen hatte, Eberhard von Franken war Erztruchseß, welcher die Tafel ordnete, Hermann von Schwaben Erzschenk, welcher den Wein kredenzte, Arnulf von Bayern Erzmarschall, welchem die Sorge für das Rittergefolge und den Marstall oblag. Diese Erzämter blieben nicht für alle Folgezeit bei denselben Fürstenthümern.

So glänzend Otto sein Königthum antrat, so müh- und schmerzvoll wurde ihm die Führung desselben, was er freilich durch seine Leidenschaft theilweise selbst verschuldete. Er hatte eine Reihe von Kämpfen mit mächtigen Vasallen und Anverwandten zu bestehen; denn er war entschlossen, die selbständige Macht der Herzoge zu brechen. Nicht bloß der edle Frankenherzog, auch seine zwei Brüder, sein Schwager, sein Tochtermann und sein eigener Sohn Liutolf empörten sich gegen ihn. Doch unter Gottes Beistande siegte sein mächtiger Arm über alle, und eine günstige Lenkung half ihm aus den mißlichsten Lagen heraus. Er konnte dann aber auch seinen

Schuldigern großmüthigst verzeihen, wie schwer sie sich gegen ihn vergangen hatten. Seinem Bruder Heinrich, der sich zweimal wider ihn erhoben und selbst nach der Königskrone getrachtet hatte, vergab er 941 zum andernmale, da er im Bußgewand vor ihm niederfiel, und belehnte ihn 945 mit dem erledigten Herzogthum Bayern, wodurch derselbe so gerührt wurde, daß er ihm nun zeitlebens aufs Treuste anhieng. Seinen Freunden erwies er sich gütigst, dankbar bis zur äußersten Selbstverleugnung. Seinem besten Freunde, Hermann Billung, der ihm den rebellischen Böhmenherzog Boleslav in schwerem Streite wieder unterworfen, trat er 947 sein eigenes Herzogthum Sachsen ab, so daß er selbst kein Gebiet mehr im Reiche hatte. Doch führten ihm die getreuen Vasallen immer Volks genug zu seinen Kriegen zu. Und überall kämpfte er glücklich.

Gereizt von dem strengen Grafen der Ostmark, Gero, standen alle Slaven von der Elbe bis zur Oder wüthend auf; sie werden von Otto bezwungen und nehmen das Christenthum an. Durch diesen Markgrafen Gero zwang er den Herzog Miesko von Polen, die deutsche Lehenshoheit anzuerkennen. Der Dänenkönig Harald, der Blauzahn, fiel in die Markgrafschaft Schleswig ein; Otto treibt ihn hinaus und dringt siegreich durch ganz Dänemark bis an die Spitze Jütlands vor. Harald mußte ihm den Lehenseid schwören und wurde endlich Christ. Frankreich durchzog er zweimal bis zur Seine.

Auch Italien brachte Otto wieder zum Reich. Dort und besonders in Rom war es bunt und greulich hergegangen. Seit 914 hatten drei liederliche Weibspersonen, Theodora und ihre Töchter Theodora und Marozia, den römischen Stuhl beherrscht und ihre Söhne, Enkel und andere Leute ihres Beliebens, die schändlichsten und unfähigsten Menschen zu Päpsten gemacht. Dazu stand im ganzen Lande Partei gegen Partei, und das Haupt bald dieser, bald jener riß die Herrschaft und wohl auch die Kaiserkrone an sich. Zuletzt war ein gewisser Lothar, aus Burgundischem Geblüte, König von Italien gewesen, aber von einem Markgrafen Berengar von Ivrea 950 durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Dieser Berengar eignete sich jetzt das Königthum zu und um sich darin zu befestigen, wollte er Lothars Witwe Adelheid, die schönste Frau ihrer Zeit, mit seinem häßlichen Sohne vermählen. Allein derselben graute vor einer solchen Verbindung und sie entfloh. Indessen wurde sie eingeholt und auf's Aergste mißhandelt. Willa, die Frau des Berengar, schlug sie mit Fäusten, trat sie mit Füßen, schleifte sie an den Haaren herum. Endlich warf man sie in einen Thurm. Ein ihr treuergebener Mönch jedoch, der einen Gang hineingrub, befreite sie daraus, und sie konnte sich nach dem Schlosse Canossa retten. Von hier aus flehte sie den deutschen König um Hilfe an, indem sie ihm, welcher Witwer war, zugleich ihre Hand und Italien zur Mitgift anbot. Otto säumte nicht, dahinzugehen, 951, erlöste die von Berengar belagerte Dulderin, nahm die Hauptstadt Pavia ein, ließ sich dort als König Italiens huldigen und hielt auch daselbst an Weihnachten mit Adelheid eine prachtvolle Hochzeit. Er lebte mit ihr in süßer Liebe; aber ungestört konnte er seines häuslichen Glückes sich nicht freuen, denn diese Heirath selbst gab Anlaß zum Kriege mit seinem Sohn Liutolf und seinem Tochtermann. Und kaum ist dieser geendigt, so folgt ein anderer schwerer Kampf.

a. 955 machten die Ungarn einen neuen Raubzug durch Deutschland. Sie drangen bis Lothringen vor und belagerten dann Augsburg, das aber von seinem Bischof Udalrich (dem h. Ulrich) trefflich vertheidigt ward, bis Otto mit dem Reichsheere herbeikam. Auf dem Lechfelde wurde am 10. Aug. geschlagen. Das ganze Christenheer betet aber zuvor, empfängt das heil. Abendmahl und schwört treu zusammenzustehen gegen den Feind, bis in den Tod. Das Banner des Erzengels flattert wieder voran, und wieder schwingt der König die h. Lanze, und stürmt gegen den Feind an. Es war ein harter Streit vom Morgen bis zum Abend, er ent-

scheidet sich aber völlig für die Deutschen, und das Hunnenheer, gegen 100,000 Mann, wird beinahe völlig aufgerieben. Viel brave Deutsche sind freilich auch gefallen; unter ihnen liegt Otto's Schwiegersohn, der Herzog Konrad von Franken, der zur Sühne seiner vorigen Empörung mit höchster Anstrengung kämpfte, dem, als er vor Hitze die Halsberge lüftete, ein Pfeil in die Kehle fuhr. Doch nunmehr hatten die Ungarn Deutschland für immer satt, sie kehrten niemals wieder und die Ostmark jenseits der Enns wurde wieder deutsch. Die Völkerwanderung war endlich abgeschlossen.

a. 961 gieng Otto zum andernmal nach Italien. Er hatte dasselbe in königlicher Milde dem Berengar als Reichslehen überlassen; aber dieser undankbare Mensch schüttelte während der Kriegsunruhen in Deutschland jegliche Oberherrschaft von sich ab. Er bedrängte auch den Papst in Rom, Johann XII., so sehr, daß dieser noch selbst den König zur Hilfe herbeirief. Nachdem Otto zu Mailand eine Versammlung der Großen Italiens gehalten, durch welche er Berengars Absetzung aussprechen ließ, zog er zu Rom ein und empfieng daselbst 2. Febr. 962 vom Papst die Imperatorenkrone, wobei das Volk ihm jauchzend ewige Treue gelobte.

Von nun an blieb die römische Kaiserkrone beständig beim deutschen Reich und darum redet man von einem heil. römischen Reich deutscher Nation, und wir sagen von jetzt an für gewöhnlich „deutscher Kaiser“ statt „König,“ freilich etwas ungenau, so lange einer die Kaiserkrone nicht völlig aufgesetzt hat. So war nun aber Deutschlands Regent „der Herrscher der Welt“, d. h. er galt für den berufenen Schirmherrn der Christenheit.

Als Otto von Rom nach dem Berengar ausgieng, schlug sich der liederliche Papst, der ihn erst gekrönt, zu der Partei des Feindes, ja rief Griechen, Ungarn

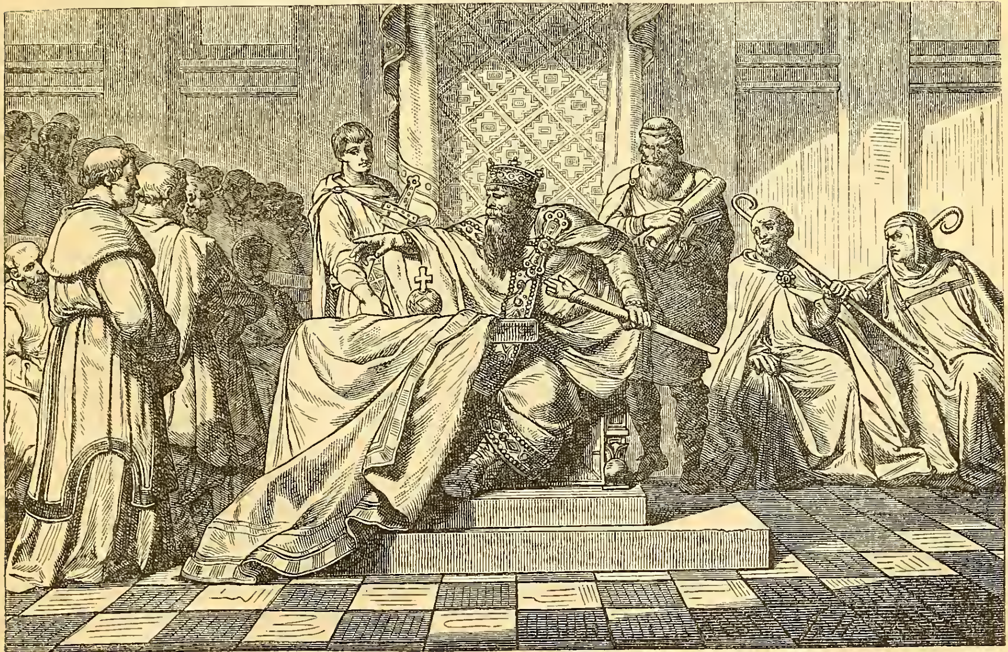


Fig. 101. Otto I. beim Concil in Rom.

und Araber gegen den Kaiser auf. Erzürnt über diese Treulosigkeit kehrte Otto um, berief ein Concil von deutschen und italienischen Bischöfen und ließ es trotz den Dekretalen über den Papst richten. Das Concil setzte denselben ab um seiner

überhäuften Sünden willen; denn er war auch ein Spieler, Flucher, Wollustdiener ꝛc. Otto ließ 963 an seine Stelle Leo VIII. wählen und zugleich die Römer geloben, künftighin keinen ohne seine Genehmigung zum Papste zu erheben. Leo erklärte jeden für ausgeschlossen, welcher des Kaisers Recht, den Papst zu wählen, beanstanden würde. Da steht der Kaiser noch über dem Papste. — Da Otto unvorsichtigerweise den größten Theil seiner deutschen Krieger heimgehen ließ, so griffen ihn darnach die Römer unversehens an. Er schlug sie jedoch mit seinem Häuflein zurückgebliebener Deutschen, und sie schwuren ihm abermals ewige Treue. Kaum aber hat er sich darauf aus Rom entfernt, so jagten sie seinen Papst Leo davon und rufen den abgesetzten Johann zurück, und als dieser schnell stirbt, wählen sie flugs einen andern, Benedict V. Da kehrt der Kaiser mit verstärktem Heere zurück, erobert Rom, setzt den Leo wieder ein und schickt den Benedict in die Verbannung nach Hamburg hinauf, während er den Berengar, dessen er endlich habhaft geworden, samt seinem rohen Weibe Willa nach Bamberg in Gefangenschaft sendet. Im Uebrigen schont er noch. Aber nicht lange darnach, als er ganz nach Deutschland heimgekehrt ist, empören sich die elenden Römer auf's neue. Nun erwacht sein Zorn in seiner ganzen Stärke; er geht zum drittenmal über die Alpen, fährt wie ein Wetter Gottes 966 über Rom her und läßt viele der Frevler hängen, köpfen und auf andere Weise hart strafen. Auch nöthigte er den Griechen zur Anerkennung seiner Kaiserwürde.

Otto's letzte Lebensfrist war schön und erquicklich. Es war ihm vieles gelungen. Er blickte hin auf gefriedigte Lande. Er sah namentlich Deutschlands Wohlfahrt gestiegen und durch seinen Bruder Brun, den Kanzler und Erzbischof, die Geistlichkeit bedeutend gehoben. Er hatte viel zur Ausbreitung des Christenthums thun können. Die von ihm für seine slavischen Völker gestifteten Bisthümer, Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Zeitz, Meißen, wirkten im Segen; auch die für die Normannen gegründeten zu Schleswig, Ripen und Aarhus. Die Großen seines Reichs umringten ihn mit Freude und Huldigung. Von allen Ländern her kamen Gesandte an seinen Hof, selbst von dem großen Omajadenherrscher Spaniens Abderrahman III.; sie brachten Geschenke und Freundschaftsanträge. Geehrt und gefürchtet im In- und Auslande starb er, 61 Jahre alt, im Lehnstuhle sitzend, eines sanften Todes in Memleben. In seinem geliebten Magdeburg wurde er begraben.

Ihm folgte sein von der Adelheid geborner Sohn Otto II. (973—83), welcher noch bei seinen Lebzeiten zum Kaiser ernannt und mit der Theophano, einer griechischen Prinzessin, getraut worden war. Noch sehr jung, 18 Jahre alt, übernahm derselbe das Regiment über die weitläufigen Länder, doch ein muthiger und tapferer Jüngling, auch edelgesinnt wie der Vater, nur noch eher in Hitze gebracht, wodurch er sich selbst manche Ungelegenheit bereitete. Auch er hatte mit widerspenstigen Verwandten zu kämpfen, die er aber gleichfalls bemeisterte. Ebenso gelang es ihm trefflich gegen den König von Frankreich, der in Lothringen einbrach, Aachen überrumpelte und den Adler auf dem Kaiserpalaste, welcher nach Deutschland schaute, nach Frankreich herumwenden ließ. Otto fährt schnell daher, jagt die Franzosen aus Lothringen hinaus und des Weges hin, wohin jetzt der Adler blickt, bis nach Paris, dessen Vorstädte er verbrennt; den Adler zu Aachen dreht er darnach wieder um. Weniger glückt es ihm in Italien.

Dort herrschte wieder große Wirrniß; die Mailänder stritten mit ihrem Erzbischofe, die Römer hatten einen Papst erschlagen. Otto kommt und stillt wohl die Unruhen in Mailand, und die trotzigen Römer beugen sich demüthig vor ihm. Aber nun wollte er Apulien und Kalabrien, die untersten annoch griechischen Landschaften Italiens, in Besitz nehmen, auf die er als Aussteuer seiner Frau Anspruch machte. Er drang auch siegreich bis nach Tarent, da verbündeten sich aber die Griechen mit den Arabern (S. 333), und diese brachten ihm bei Cotrone, 982, eine schwere Niederlage bei. Seine Leute

fallen über einander hin und er selbst läuft Gefahr in Gefangenschaft zu gerathen. Da stürzt er sich mit seinem Roß ins Meer, und schwimmt auf demselben nach einem Schiff in der Nähe, kommt auch glücklich hinein. Aber es sind Griechen und er traut ihnen nicht. So beredet er den Schiffer, erst noch mit ihm nach Rossano zu fahren, wo er seine Gemahlin und Kostbarkeiten habe; die wolle er erst einnehmen und dann wollten sie nach Constantinopel segeln. Kaum aber ist das Schiff dem Lande nahe, so springt er über Bord und schwimmt nun glücklich ans Ufer zu den Seinigen. Theophano empfieng ihn spöttelnd: „Ei, wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!“ In Oberitalien führten ihm seine getreuen deutschen Vasallen so viele frische Truppen zu, daß er die Oberherrlichkeit im welschen Lande behaupten konnte. Aber die Dänen und Wenden fielen ab. In Folge seiner Anstrengungen ergriff ihn ein heftiges Fieber und er starb 28jährig zu Rom, wo er sein Grab in der Peterskirche fand.

Otto II. hinterließ ein dreijähriges Söhnlein, das jedoch die Fürsten um des innern Friedens willen als ihren Herrn erkannten. Otto III. (983—1002). Er wurde von seiner Mutter Theophano und Großmutter Adelheid unter Beirath des Mainzer Erzbischofs Willigis, welche drei auch während seiner Unmündigkeit das Reich rühmlich verwalteten, sehr sorgfältig erzogen; nur schien er von der griechischen Mutter und italienischen Großmutter dem deutschen Wesen etwas entfremdet zu werden. Uebrigens zeigte er außerordentliche Gaben, so daß man ihn das Wunderkind nannte, und erlangte darum eine reiche Geistesbildung. Auch seine körperliche Ausbildung wurde nicht vernachlässigt und frühe schon ließ man ihn an Feldzügen Theil nehmen. Noch als Knabe trat er die Regierung selbst an und unternahm 996 seine erste Römerfahrt, nach welcher er ein sehnliches Verlangen trug. Es hatte ihn auch der Papst Johann XV. gegen den übermüthigen Patricier Crescentius, den Sohn der heillosen jüngeren Theodora, zu Hilfe gerufen. Da dieser elende Johann starb, ließ er nach seiner Ankunft in Rom einen Deutschen, seinen Vetter Bruno unter dem Namen Gregor V. zum Papst wählen, von welchem er sofort zum Kaiser gekrönt ward; den Crescentius verbannte er. Aber nach seiner Heimkehr kam dieser wieder und stürzte den deutschen Papst. Darum schickte sich Otto zu einem zweiten Zuge nach Rom. Wohl warf sich Crescentius in die feste Engelsburg, allein die tapfern Deutschen erstürmten sie; der Bösewicht wird enthauptet und sein Rumpf zu einem Warnungszeichen für die empörungssüchtigen Römer aufgehängt, 998. Als dann der wiedereingesetzte Gregor V. im folgenden Jahre verschied, ließ Otto einen Franzosen, seinen hochverehrten Lehrer Gerbert als Silvester II. auf den päpstlichen Stuhl erheben, der nun gründlich auszufegen anfieng.

In Deutschland zurück reiste Otto nach der Väter Sitte im Reich umher, überall Ordnung herzustellen und Recht zu sprechen. a. 1000 wallfahrtete er nach Gnesen zum Grabe des h. Märtyrers Adalbert, seines vertrauten Freundes, eines Böhmen, der als Erzbischof von Prag das Christenthum bei den Slaven sehr gefördert, auch den ungarischen Prinzen Stephan I. (997—1038) getauft, dann aber unter den heidnischen Preußen das Evangelium verkündigt hatte und 997 erschlagen worden war. Barfuß gieng er den letzten Weg zum Grabe und betete an demselben in tiefer Andacht, machte auch Adalberts Bruder zum Erzbischof in Gnesen. Von da begab er sich nach Aachen zum Grabe Karls des Großen, das er sich öffnen ließ; er nahm von den Gebeinen einige Gewandreste mit. — Davon weg zog er, voll des phantastischen Gedankens, das römische Reich in seiner ganzen Herrlichkeit herzustellen, zum drittenmale nach Italien. Es war ihm gar so wohl in dem noch in seinen Trümmern majestätischen Rom; ja er gieng damit um, seinen Thron in dieser Weltstadt aufzuschlagen. Doch wie wurde ihm dieses Babel verleidet! Unversehens empörten sich die Römer und belagerten ihn drei Tage in seinem Palaste und nur dem tapfern Muthe treuer Deutschen hatte er seine Rettung zu danken. Und ob er den Treulosen verzeiht, der Aufruhr bricht nochmals los. Tiefgekränkt verläßt er „das falsche Rom“ und strebt nach „dem redlichen frommen Deutschland“ zurück. Aber er soll das hintenangesetzte nicht mehr sehen; er stirbt noch

ledig in Italien zu Paterno. Selbst sein Leichnam, den man nach Aachen brachte, wurde auf dem Wege noch von den Welschen angegriffen!

Nach Otto's III. frühzeitigem Tode bestieg ein Herzog von Bayern, aber ein Urenkel des Voglers, den deutschen Thron, nachdem er seiner Nebenbuhler sich rasch entledigt hatte. Heinrich II. hieß er, 1002—1024; ein schlauer, ernst gesinnter, nur nicht ausdauernder Mann, der in manchem an Heinrich I. erinnert. Er that, was in seinen Kräften stand, Ordnung und Ruhe im Reich herzustellen. Auch er machte drei Fahrten nach Italien, doch nur ungern, um die ihm übertragene Macht zu wahren oder erbetene Hilfe zu leisten.



Fig. 102. Heinrich II., der Heilige.

Schon auf seiner ersten, da er einen Usurpator (Thronräuber) zu bekämpfen kam, erfuhr auch er die welsche Treulosigkeit 1004, indem er zu Pavia, kurz nachdem sie ihm die eiserne Krone aufgesetzt und gehuldigt hatten, Nachts in seinem Palast umzingelt und nur durch einen Sprung aus dem Fenster und die Tapferkeit weniger deutscher Ritter gerettet ward, welche den wüthenden Angriff der Pavenser bis zum Morgen abwehrten, da denn das außerhalb der Stadt lagernde Heer zur Rache herbeikam. Auf seinem zweiten Zuge setzte er den vertriebenen Papst Benedikt VIII. wieder ein, von dem er die Kaiserkrone empfing, 1014. Dieser Papst veranlaßte den dritten Zug, um Beistand rufend gegen die Griechen, welche seit ihrem Sieg über Otto II. mit geschwollenem Kamme in Unteritalien vorwärts drangen und sogar Rom bedrohten. Heinrich warf sie zurück; allein „Italiens Luft stimmte so wenig als Italiens Bewohner zur deutschen Natur“: in dem heißen Klima entstanden Seuchen unter seinem schönen Heere und rafften den Kern desselben hin, so daß er mit dem übrigen Haufen 1022 mißmuthig heimkehrte.

Viel gekämpft hat er auch mit den Polen, deren König Boleslav 1018 bis Kiew hin alles bezwang, der größte Eroberer seiner Zeit. Heinrich II. beschäftigte sich ernstlich mit Aufbau und Verschönerung von Kirchen; denn er hatte die Stätte des Hauses Gottes herzlich lieb. Gern stützte er sich gegen den hohen Adel auf die Geistlichkeit, die er sich immer dienstbarer machte; nach bestem Ermessen stellte er die Bischöfe an, während er auch die Reformbestrebungen, welche damals vom Kloster Clüny (S. 345) ausgiengen, angelegentlich unterstützte. Er liegt im Dome zu Bamberg begraben, allwo er das Bisthum gestiftet und glänzend ausgestattet hatte. Er galt für den frömmsten Mann seiner Zeit und wurde später samt seiner Gemahlin Kunigunde unter die Heiligen versetzt. Mit ihm erlosch das Sächsische Kaiserhaus.

§ 4. Noch einiges aus der Zeit der sächsischen Kaiser.

Deutschland war eine Monarchie, aber von eigenthümlicher Art. Ein Haupt stand über dem Ganzen; aber die Herzoge und andere Fürsten regierten ihren Landestheil wie eigene Gebieter, obwohl der Kaiser, wo er zugegen war und überhaupt, wo er wollte, überall eingreifen und man auch jederzeit an ihn appelliren

konnte, was jedoch begreiflicherweise nicht zu oft geschah. Es war dieses Verhältniß naturgemäß, weil das deutsche Volk sich in verschiedene Stämme schied, und jeder Stamm am liebsten seinen eigenen angestammten Fürsten hatte; aber freilich wurde es dabei dem Kaiser schwerer zu regieren, als wenn die Fürsten nur die Präsidenten seiner Regierung gewesen wären, und um so schwerer, da diese immer nach unbeschränkter Eigenmacht zu trachten pflegten. Indessen wußten die kräftigen Sächsischen Herrscher doch ihre Vasallen in gehörigem Gehorsame zu halten; ja sie erneuerten gewissermaßen Karls des Großen Sendboten, sie übertrugen ihren Pfalzgrafen, welche ursprünglich die obersten Hofrichter waren, das Geschäfte, neben der Verwaltung der unmittelbaren kaiserlichen Güter und Rechte im Reich auch Aufsicht über die Fürsten zu halten. Und obgleich es gewöhnlich war, daß letztere ihre Fürstenthümer auf ihre Kinder vererbten, so ließen sie es doch nicht als ein Recht gelten, sondern vergaben oftmals die erledigten Lehen nach freiem Belieben auch an Andere. Wenn dann die Hintangesetzten sich empörten, so darf man das nicht zu scharf beurtheilen; die verletzte Ehre schien sie oft dazu zu nöthigen.

Es kamen aber neben den weltlichen die geistlichen Herren immer mehr empor. Kaiser, Fürsten und Geringere schenkten den Stiftern und Klöstern viel, weil man das für ein Gott besonders wohlgefälliges Werk ansah. Weite Landstrecken wurden „der Kirche Gottes" zugewendet, namentlich von Sterbenden vermacht. Die geistlichen Herren waren auch sehr eifrig darauf, ihr Besitzthum durch Kauf und sonst zu vergrößern. So geschah es, daß Bischöfe, auch Aebte, ganze Grafschaften erlangten, ja daß solch ein Herr öfters mehrere Grafschaften in seinem Stifte vereinigte. Und dazu verschafften sie sich nun alle Fürstenrechte, daß sie darin volle Gerichtsbarkeit übten, Beamte einsetzten, den Heerbann aufboten 2c. Die Kaiser sahen das gern, weil diese Fürsten wenigstens keine erblichen waren. Nicht selten zogen sie mit ihrem Heerbann selbst in den Krieg; da sprengt denn mancher Bischof in voller Eisenrüstung auf hohem Rosse vor seinen Kriegsleuten her in die Schlacht und würgt mit Lanze und Schwert ärger als ein Ritter. Da wird es uns freilich auch sehr glaublich, daß es mit ihrer geistlichen Wirksamkeit nicht sonderlich tröstlich beschaffen war.

Die sächsischen Kaiser waren für Hebung des Christenthums, wie für Ausbreitung desselben, ernstlich besorgt, in der That aber richteten sie darin nur wenig aus. Im Ganzen wurde es im Christenthum immer schlimmer, so doch, daß Deutschland und Frankreich viel mehr geistliches Leben hatten als Italien. Soweit war wohl ein Glaube da, daß man als wahr annahm, was die Geistlichen sagten, und insofern auch eine Frömmigkeit, als man die äußern kirchlichen Gebräuche ängstlich hielt. Allein der Aberglaube nahm bei Geistlichen und Laien nicht ab, sondern stetig zu; die abgöttische Bilderverehrung, die Karl der Große so streng verpönte, riß auch im deutschen Reich immer ärger ein; immer häufiger und thörichter schrieb man den Reliquien wunderwirkende Kräfte zu, und das Mönchsleben hielt man für den Gipfel der Vollkommenheit! Weil dasselbe sehr entartet war, stiftete ein frommer Herzog von Aquitanien 910 ein Kloster Clüny in Burgund, darin strenge Zucht herrschte. Dieses zog so viele edlen Seelen an, daß es Kolonien aussenden konnte und bald viele Klöster, zu einer Congregation vereint, von dem Abt in Clüny sich unbedingt leiten ließen. Die aber draußen, außerhalb der klösterlichen Strenge, führten trotz ihrer kirchlichen Frömmigkeitswerke einen um so ungebundeneren Wandel. Es herrschte im Allgemeinen ein rohes Leben. Große und Kleine rauften und balgten sich jämmerlich. Raub und Mord war sehr gewöhnlich. — So tritt z. B. das aus dem Heidenthume herübergekommene Ordal (S. 244) jetzt wieder stärker hervor. Besonders bei verwickelten Händeln schritt man, lange Untersuchung scheuend, alsbald zum Gottesgerichtskampf oder Schwertspruch. Da traten die Gegner vor den Richtern mit dem Schwert einander gegenüber (Weiber und Greise ließen sich durch bestellte Kämpfer vertreten), und wer im Zweikampfe siegte, der hatte Recht! Gott, sagte man, hat sein Recht hervorgebracht. Aber in dieser Welt ist's nicht so, daß der Gerechte jedesmal siegt; die zukünftige wird Alles ausgleichen.

Für Wissenschaft und Kunst geschah unter den sächsischen Kaisern etwas mehr als unter den letzten Karolingern; doch viel bedeutete es auch nicht. Wisset ihr, wo damals Kunst und Wissenschaft ihre vornehmste Stätte hatte? Es ist seltsam: in Spanien bei den Mauren. Unter Abderrahman III. (912—60) stand dort das Maurische Reich in seiner höchsten und wirklich wundersamen Blüte. Es war mit Städten, Dörfern, Schlössern, anmuthigen Gärten übersäet. Die ungeheure und prachtvolle Hauptstadt Cordova hatte 113,000 Häuser, 600 Moscheen, 50 Hospitäler, 80 öffentliche Schulen. Der Emirspalast, welcher auf 3412 Säulen ruhte, war ein Wunderwerk. Es bestanden 17 hohe Schulen im Reiche (Cordova, Sevilla, Toledo ꝛc.) und 70 Bibliotheken. Damals giengen viele wißbegierige Christen zu den Mauren nach Spanien, um etwas zu lernen. Die maurische Baukunst erreichte übrigens ihren Höhepunkt erst später, in der seit 1250 erbauten Veste Alhambra in Granada. (Fig. 103.)

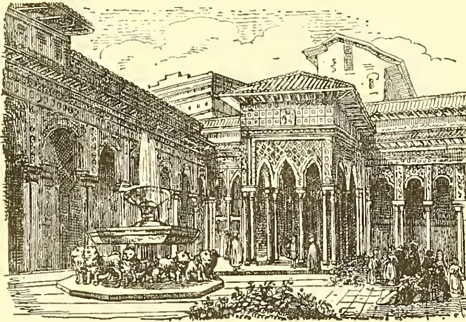


Fig. 103. Ein Hof der Alhambra in Granada.

Erwähnt sei noch, daß unter der Christenheit beim Nahen des Jahres 1000 sehr viele meinten, jetzt gehe die Welt unter. Es war keine kleine Angst unter den Leuten. Viele wanderten in's gelobte Land nach Jerusalem, um auf heil. Boden zu stehen, wenn der Herr komme; wiewohl der Boden die Herzen nicht heiligt und der Herr richtet doch nach dem Herzen. Allein das J. 1000 gieng vorüber und die Welt blieb noch stehen. Man darf annehmen, daß der jüngste Tag gerade da nicht kommt, wo er recht erwartet wird (Mat. 24, 44).

§ 5. Die Franken oder Salier.

Wenn nach dem Aussterben des Sächsischen Kaiserhauses die Großen Deutschlands ihrem Triebe nach Unabhängigkeit nachgegeben hätten, wie traurig konnte das deutsche Reich zerrissen werden! Aber siehe sie zeigten sich ehrenwerth. Die Einheit und Herrlichkeit des Reichs galt ihnen doch höher als der eigene Vortheil; sie verständigten sich, einen neuen Oberherrn zu wählen und zwar „den Besten". Es war im Herbst 1024, da versammelten sich die Herzoge, Grafen, Freiherren und die hohe Geistlichkeit mit unzähligem Volk auf der Ebene bei Oppenheim. Sie lagerten unter freiem Himmel, die Ober- und Niederlothringer auf der linken Seite des Rheins, auf der rechten die Franken, Sachsen, Bayern, Schwaben, Kärntner und Böhmen. Zwei Franken zeichneten sich unter den Fürsten besonders aus, Urenkel des auf dem Lechfeld gefallenen Konrad (S. 341), sie hießen Konrad der Herzog und Konrad der Graf. Aber schwer war die Wahl zwischen beiden! Nach langer Berathung erhebt sich endlich, vom Volke aufgefordert, der Erzbischof von Mainz und gibt dem älteren Konrad, dem Grafen seine Stimme und alle geistlichen Herren nennen den Nämlichen. Jetzt kommt die Abstimmung an die Weltlichen! da steht zuerst der jüngere Konrad, der Herzog auf und stimmt laut und fröhlich für seinen gräflichen Vetter und schnell folgten ihm alle Uebrigen nach. Das ganze Volk streckt die Hände empor und jubelt: „Ja, Konrad der Salier soll unser König sein!" Das war eine einmüthige, schöne Wahl! Der Erkorene wurde frohlockend nach Mainz geführt und dort gekrönt. Es beginnt also jetzt die Reihe der Fränkisch-Salischen Kaiser.

Konrad II. (1024—39.)

Was war das aber auch für ein Mann, dieser Salier! Sein Hauskaplan Wipo schreibt: „Man setzt sich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen, wie ernsthaft gegen die Schlechten, wie gütig gegen die Bürger, wie streng gegen die Feinde, und wie unermüdet und nachdrucksam in Geschäften des Reichs er gewesen.“ Er durchreiste das Reich von Gau zu Gau, schlichtete alle Streitigkeiten mit strenger Gerechtigkeit, nahm sich überall der Unterdrückten an, strafte mit harter Hand die Frevel gegen die öffentliche Sicherheit, lobte und ermunterte die Friedsamen. Den Bürgern in den Städten war er besonders hold und that viel zu ihrem Emporkommen. Die kleinern Lehen machte er erblich, um die niedern Vasallen gegen die Willkür und Gewaltthätigkeit der Großen zu schützen; die Herzogthümer vergab er, wie es ihm gut däuchte, und strebte eine vollständige Erbmonarchie an. Um kirchliche Dinge aber kümmerte er sich wenig.

a. 1026 gieng er nach Italien, das immer aufrührerisch und in sich zerspalten war. Kurz zuvor hatten die Italiener einem französischen Prinzen ihre Königskrone angetragen, aber der französische König scheute Deutschlands Herrscher und ließ seinen Sohn nicht zugreifen. Konrad erzwang sich den Gehorsam der Widerspenstigen und stiftete Frieden zwischen den Städten. In Mailand ließ er sich zum König Italiens, in Rom zum römischen Kaiser krönen.

Als er nach Deutschland zurückkam, fand er seinen Stiefsohn, den Herzog Ernst von Schwaben, im Aufruhr begriffen. Er warf ihn zu seinen Füßen und schickte ihn auf den Giebichenstein; später wollte er ihn zu Ehren annehmen, aber dessen Freund Werner nicht begnadigen. Allein Ernst blieb diesem treu, wurde dafür in die Reichsacht erklärt und fiel samt dem Freunde im letzten Kampfe 1030.

Konrad demüthigte nicht nur die rebellischen Polen und Böhmen, 1032, er brachte auch ein neues Königreich zum deutschen Reiche. Es war nämlich 879 in Südfrankreich und der Westschweiz ein Königreich Burgund entstanden, das von der Hauptstadt Arles auch das Arelatische Reich genannt wurde. Dieses hatte der letzte erblose König Rudolf III. noch bei seinen Lebzeiten dem deutschen Kaiser vermacht. 1032 starb Rudolf und da ein anderer (Graf Odo von Champagne) nach dem schönen Erbe griff, zog Konrad mit einem Heere aus und nahm 1034 mit blutiger Hand, was ihm gebührte.

Als er wegen neuausgebrochenen Unruhen Italien zum andernmale, 1037, besucht und die miteinander Streitenden durch billige Bestimmungen verglichen hatte, brach dort während der Feste, die ihm zu Ehren angestellt wurden, eine furchtbare Pest aus, welche Vornehme wie Gemeine seines Heeres in Scharen wegraffte. Er selbst kränkelte nach seiner Rückkehr beständig. In Utrecht starb er und wurde in dem von ihm erbauten Dome zu Speier begraben.

Heinrich III. (1039—56.)

Noch bei Lebzeiten Konrads II. wurde sein Sohn Heinrich III. zu seinem Nachfolger gewählt. Der war eines Hauptes länger als andere Männer. Er war edel, gerecht und thätig wie sein Vater, an Kraft und Wissenschaft ihm noch überlegen, der machtreichste Deutsche, der je auf einem Thron gesessen; gelegentlich überspannte er auch den Bogen. — Im Alter von 22 Jahren, aber ein ganzer Mann schon trat er die Regierung an. Auch er zog im Reich umher, Widersetzliche zu strafen, Streitende zu versöhnen, Bedrängten beizustehen. Er duldete kein Unrecht, am wenigsten gegen den Kaiserthron. Da der Böhmenherzog Bretislav ihm den schuldigen Tribut verweigerte, kam er über ihn und zwang ihn in drei Feldzügen, daß er alle Rückstände bezahlte und neue Treue schwur, 1041.

Darnach bekriegte er die Ungarn. Diese waren wohl nicht mehr so wild als früher, weil das Christenthum unter Stephan I. (S. 343) bei ihnen Eingang gefunden hatte (so wie um dieselbe Zeit bei den Russen, die sich jedoch, von Griechenland aus bekehrt, an die griechische Kirche anschlossen). Aber wie bis zum heutigen Tag immer noch struppig genug, rebellirten die Madscharen gegen ihren König Peter und dieser sprach in seiner Noth den Kaiser um Hilfe an. Heinrich drang über das eroberte Preßburg tief ins Land ein und nöthigte die Empörer, ihrem Könige wieder unterthänig zu sein. Aber Peter leistete seinem Helfer sofort zu Stuhlweißenburg, 1045, den Lehenseid, und sein Nachfolger zahlte wenigstens jährlichen Tribut.

Heinrich war so fromm, daß er sogar Mönch werden wollte, seine Freunde hielten ihn davon ab, weil er für das Heil der Kirche unentbehrlich sei. Diese Freunde waren besonders die Männer von Clüny (S. 345), deren Reformen er überall den Klöstern aufdrängte. Damals faßten die Bischöfe in dem fehdereichen Südfrankreich den Beschluß, daß von Mittwoch Abend bis Montags früh alle Waffen ruhen müßten; wer in dieser Zeit jemanden befehdete, wurde in den Bann gethan. Der weltberühmte Abt Odilo von Clüny, dem mehr als 100 Klöster gehorchten, verkündete solchen Gottesfrieden (treuga Dei) als Befehl vom Himmel; sofort wurde er vom Kaiser auch in Burgund und weiterhin eingeführt und jeden Mittwoch Abend eingeläutet. Ebenso bot Heinrich denen von Clüny die Hand zur Unterdrückung der Simonie, des Schachers mit geistlichen Aemtern, und da galt es zunächst in Rom aufzuräumen.

a. 1046 machte Heinrich seine Römerfahrt. Hehr und herrlich fuhr er durch Italien hinab. Er kam nach Rom; da sah es abscheulich aus. Drei Päpste, von streitenden Parteien um schweres Geld erhoben, saßen da nebeneinander. Der eine, der heirathen wollte, hatte sein Papstthum verkauft und den Käufer zum Nachfolger geweiht. Da trat Heinrich nun als Schirmherr der Kirche mit ganzem Ernste auf, diesem schreienden Aergerniß ein Ende zu machen. Er berief ein Concil nach Sutri, welches alle drei Päpste wegen ihres Stellenkaufs absetzte. Volk und Geistlichkeit in Rom beschlossen, daß der Kaiser allein über den h. Stuhl zu verfügen habe. Er gab ihnen den Bischof Swidger von Bamberg, welcher unter dem Namen Clemens II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Als derselbe starb, erhob er nacheinander noch drei deutsche Bischöfe, darunter einen von Eichstädt (Victor II. 1055), zum höchsten Hirtenamte. Es sei bemerkt, daß diesem nach Heinrichs Tode noch zwei deutsche Päpste folgten; das war also die Zeit, wo Deutschland den römischen Stuhl versorgte. Der treffliche Kaiser und die von ihm gesetzten wohlmeinenden Päpste, besonders der Elsäßer Leo IX. (1049—54), bestrebten sich einmüthig, die Kirche aus ihrem tiefen Verfall emporzuheben; allein viel konnten sie nicht ausrichten, weil die Lehre schon so sehr verderbt war und niemand daran dachte, die Lehre nach Gottes Wort zu bessern. In Leos Todesjahr vollzog sich auch der Bruch zwischen der abendländischen und der griechischen Kirche (S. 336), indem seine stolzen Legaten in der Sophienkirche den Bann über den Patriarchen von Constantinopel aussprachen.

Allenthalben waltete Heinrich mit voller Herrschermacht; er setzte Herzoge und Bischöfe ab und ein, er betrachtete sie nur als seine Statthalter, was ihnen freilich selbst nicht gefallen wollte, doch dem Reiche zu mehrer Wohlfahrt diente. Leider konnte er kein Reichsgesetz zu Stande bringen, das seine Schöpfung bewahrt hätte. Den Herzog von Niederlothringen hatte er mehrmals zu bekriegen, doch entzog sich derselbe zuletzt dem Machtbereich des Kaisers. Als der König von Frankreich, gleichfalls ein Heinrich (I.) sich bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser erkühnte zu sagen, Lothringen sei seinen Vorfahren mit List entrissen worden, warf ihm der Kaiser seinen Handschuh vor die Füße; darob erschrack jedoch der König dermaßen, daß er sich in der nächsten Nacht davon machte. — Gott gegenüber hegte dieser kraftvolle Kaiser eine tiefe Demuth. Nie an einem Festtage setzte er seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet und schmerzliche Buße gethan zu haben, wobei ihn sein Beichtvater auf den entblößten Rücken geißeln mußte!

Leider starb der gewaltige Mann schon im 39. Lebensjahre auf Schloß Botfeld am Harz. Er beschwor noch den anwesenden Papst Victor II. und die Fürsten, die Jugend seines Söhnleins zu schützen, und sie gelobtens unter theuren Eiden. Nun hat aber das Kaiserthum seinen höchsten Glanz, das deutsche Reich seine weiteste Ausdehnung erlangt. Wie verbleicht doch dieser Glanz bei dem nächsten Nachfolger! und wie dreht sich namentlich das Verhältniß des Kaisers zum Papste um! Ehe wir dazu übergehen, müssen wir jedoch noch wo anders hinschauen.

§ 6. Die neugegründeten Normannenherrschaften.

Wir haben (S. 332) schon von den starken und raubsüchtigen Normannen gehört, und daß sie in der Fremde nicht nur Beute, sondern auch Besitzthum und Herrschaft suchten. Sie erlangten auch diese. Von 891 an plünderte der furchtbare Normannenfürst Rollo das französische Küstengebiet einmal ums andere aus. Der schwache König Karl der Einfältige wußte sich nicht anders mehr vor ihm zu sichern, als daß er ihn, 912, gar in sein Land aufnahm. Er räumte ihm und seinen Leuten einen beträchtlichen Landstrich an der untern Seine zur Niederlassung ein, der von dem an die Normandie hieß. Rollo wurde Herzog darüber, doch, wenigstens dem Namen nach, unter der Oberherrlichkeit des französischen Königs. Er ließ sich jetzt taufen, wobei er den Namen Robert empfieng. Alle seine Leute wurden Christen und damit etwas ehrlicher und friedfertiger.

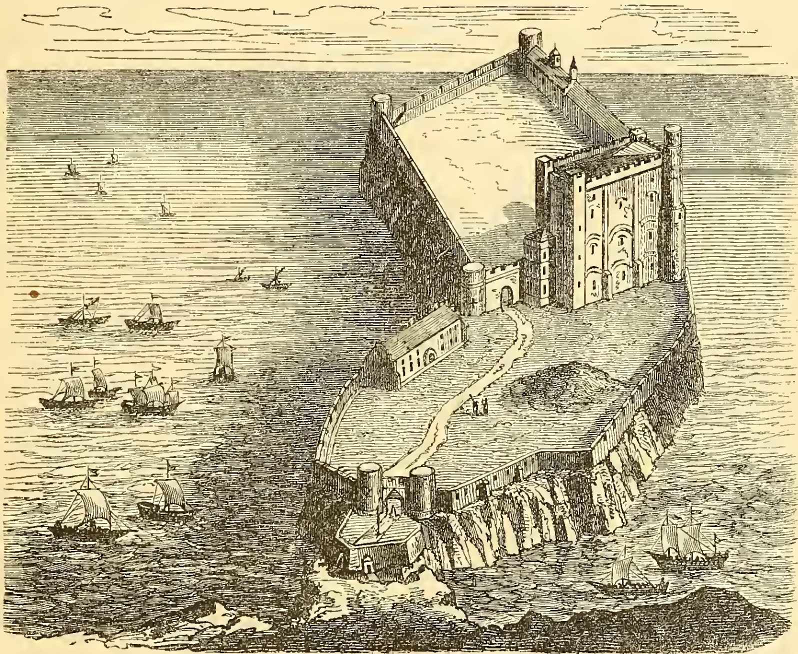


Fig. 104. Normännisches Inselschloß.

Nun entstand auch eine Herrschaft der Normänner tief im Süden Europa's. Kaiser Heinrich II. hatte eine Schar dieser Tapfern, meist Abenteurer aus der Normandie, in Sold genommen, 1021, um sie gegen die Griechen in Unteritalien zu gebrauchen (S. 344). Für ihre Dienste erhielten sie 1038 eine Burg Aversa und 1041 ein Stück Land in Apulien (Ostseite Unteritaliens) und hier setzten

sie sich fest. Ihr Gebiet wuchs und wurde eine „Grafschaft" unter der Oberhoheit des deutschen Kaisers. Es kamen aber viele ihrer Brüder nach, und also mächtig nahmen sie den Griechen all ihr Apulisches Besitzthum weg. Sie griffen immer weiter um sich, und unter ihrem berühmten Führer Robert Guiscard (Wishart, d. i. Schlaukopf) verdrängten sie die Griechen auch aus Kalabrien. Benevent bot sich dem Papste an, um nicht normannisch zu werden, und dieser, Leo IX., that sie in den Bann und bekriegte sie. Allein seine Welschen flohen, die Normannen nahmen ihn gefangen 1053, sanken aber vor ihm auf die Kniee und flehten um Absolution. Diesen Robert nun ernannte Papst Nikolaus II., 1059, zum Herzog von Apulien und Kalabrien, und der Normanne ward mit seinem ganzen Herzogthum ein Vasalle des Papstes statt des Kaisers und — eine starke Stütze des Papstes gegen den Kaiser. Roberts Bruder eroberte demnächst auch Sicilien, aus dem er die Saracenen verjagte, welche es seit 895 beherrscht hatten.

Noch eine größere Herrschaft als in Frankreich und Italien errangen die Normänner aber im Nordwesten Europa's; sie bemächtigten sich des Königreichs

England.

Es wird den Lesern (S. 288) erinnerlich sein, daß a. 827 unter einem König Egbert die verschiedenen Angelsächsischen Reiche zu Einem vereinigt wurden. Ein Enkel Egberts war Alfred (Alprat) der Große (871—901), in manchem Karls des Großen Bilde ähnlich. Ein herrlicher König, von höherer Bildung, weise, tapfer in jeder Art, aufrichtig fromm, unablässig wirksam für das zeitliche und geistige Wohl seines Volkes. Er wurde aber noch mehr als seine Vorfahren von den Normannen beunruhigt; sie fielen in sein Land, zerstörten alles, besonders zu seinem tiefsten Leide Klöster und Kirchen, und schleppten, was sie konnten, mit sich fort. Alfred kämpfte in vielen Schlachten tapfer gegen sie; allein immer zahlreicher kehrten sie wieder und immer weiter breiteten sie sich über das Land aus.

Einmal mußte sich Alfred hilflos vor ihnen flüchten. Er verbarg sich in einsamer Gegend in eines Hirten Hütte, da widerfuhr es ihm, daß er von der Hirtenfrau, die ihn für einen verlaufenen Knecht hielt, ein fauler Tagdieb gescholten wurde, weil er, tief in Gedanken an sein armes Reich versunken, die ihm zur Aufsicht übergebenen Brote im Ofen hatte verbrennen lassen. Indessen gelang es ihm mit den Getreuen, die sich um ihn sammelten, glückliche Streifzüge gegen die Fremden zu machen; und als er, dadurch ermuthigt, einen Aufruf an alle Engländer erließ, sich zur Rettung des Vaterlandes um ihn zu scharen, strömten sie, verwundert und hocherfreut, daß ihr todtgeglaubter König noch lebe, von allen Seiten herbei. Als Harfner verkleidet, schlich er sich ins feindliche Lager, ihre Stärke auszukundschaften. Dann überfiel er sie.

Alfred errang einen vollständigen Sieg. Was von den Normannen übrig und im Lande blieb, mußte sich seinem Scepter und dem Christenglauben unterwerfen, und er regierte nunmehr im Frieden und Segen bis zu seinem Tode. — Nach demselben fielen aber die Räuber von Zeit zu Zeit auf's neue ein, verheerten das Land wieder schändlich und schleppten seine besten Güter und Schätze fort. Das dauerte so ein Jahrhundert lang. Da erwürgten endlich die erbitterten Engländer an einem Tage (13. Nov. 1002) alle im Reiche ansässigen Normannen. Die Nachricht davon versetzte den wilden Dänenkönig Swen in Wuth und er kam mit einem großen Heere zur Rache. Er vollzog sie in schauerlicher Weise und setzte seine verderblichen Einfälle von Jahr zu Jahr fort, bis 1013 London und das ganze Reich in seiner Gewalt ist. Mithin ist England jetzt ein Normannenreich.

Swen's Sohn, Knut der Große, hatte es zwar aufs neue zu erobern, wurde aber von den Engländern willig als Herrscher anerkannt (1017—1035). Das war ein besserer Mann als sein Vater, nicht minder stark und tapfer, aber auch gerecht,

mäßig und gottesfürchtig. Er war der mächtigste Herrscher seiner Zeit im Norden; denn außer England und Dänemark gehorchte ihm auch (seit 1028) Norwegen. Konrad II., der ihn hochachtete, trat ihm sogar Schleswig ab, um Grenzhändeln ein Ende zu machen. Unter ihm ging es England wohl, und überall im Norden blühte nun das Christenthum auf.

Da Schmeichler ihn einst rühmten, daß er alles vermöge, setzte er sich zur Zeit der nahenden Flut ans Meer hin und sprach zu den heranziehenden Wellen: „Ich gebiete euch, daß ihr meine Füße nicht benetzt!“ Aber siehe, eine ungezogene Woge kam und schlug über seine Füße und bespritzte ihm noch das Gesicht. Er stand auf und sprach zu den Schmeichlern: „Da sehet ihr, was ich vermag! Nicht einmal dieses schlechte Wasser gehorcht mir. Gott allein die Ehre!“

Nach seinem Tode zerfiel seine Herrschaft und es gelangte wieder ein Angelsächsischer Prinz, Eduard der Bekenner, auf Englands Thron. Aber schon dessen Nachfolger mußte abermals einem Normannen, freilich einem französirten, weichen. Der Herzog der Normandie, Wilhelm der Eroberer, machte Erbansprüche auf die englische Krone und zog herüber, ein fester und harter, kluger und verschlagener Mann, dazu mit dem Papste verbündet. Er landete mit 3000 Schiffen und 60,000 kühnen Kriegern. Unter ihnen befanden sich auch französische und niederländische Ritter; denn es erwachte jetzt allgemein eine Lust zu Abenteuern. Beim Aussteigen aus dem Schiffe strauchelte Wilhelm und fiel zu Boden, das konnte von den Abergläubischen als eine böse Vorbedeutung betrachtet werden; allein er rief schnell: „So halt ich dich, Engelland!“ und seine Krieger jubelten und giengen in die furchtbar blutige Schlacht bei Hastings (1066), in welcher der englische König und die meisten seiner Leute umkamen.

Wilhelm hatte in vier weiteren Jahren ganz England gewonnen und er hielt es fest. Empörungen unterdrückte er mit den grausamsten Strafen und besetzte alle Aemter mit seinen Ausländern. Alles muß sich ihm beugen und stille gehorchen. Um keine Aristokratie aufkommen zu lassen, gab er jedem Grafen nur Eine Grafschaft zu verwalten, und auch die Untergebenen seiner Vasallen mußten ihm Treue schwören. Damit bewahrte er England vor dem Zerfall, der Frankreich und Deutschland betraf. Dem Papste und zwar dem großen Hildebrand (S. 352) weigerte er den versprochenen Tribut und wußte ihn kleinlaut zu machen. Er baute die gewaltige Königsburg, den Tower, und wie derselbe heute noch steht, so dauert das Regentengeschlecht von ihm in weiblicher Linie noch heute fort. Jahrhunderte lang herrschte nun französische Sprache und Sitte unter den höhern Ständen Englands.

VIII. Die Herrschaft des Papstthums.

Wir haben gesehen, wie die Päpste im Laufe der Zeiten emporgekommen und hoch gestiegen sind, wie sie sich die Herrschaft über die ganze Kirche des Abendlandes zueigneten, Bischöfe absetzten, Synodalbeschlüsse aufhoben, wie sie auch weltlichen Fürsten in religiösen Dingen Befehle zugehen ließen und ihnen mit dem Banne drohten, wenn sie nicht gehorsam würden. Am Bann, womit sie die Widerspenstigen aus der kirchlichen Gemeinschaft und, so glaubte man, von allem Heil ausschlossen, hatten sie eine starke Waffe; noch eine stärkere an dem auch schon von ihnen gebrauchten Interdict, wo sie ein ganzes Land mit einer Art von Bann belegten, daß kein

Gottesdienst mehr gehalten, keine Glocke mehr geläutet werden durfte, als ob der Fluch Gottes auf dem Lande liege. — Selbst jener tiefe Verfall des Papstthums (S. 340. 348) hatte seinem Ansehen im Ganzen wenig geschadet. Es war darnach, als wieder Bessere auf „den heil. Thron" stiegen, nur desto mehr gewachsen. Indessen ein völliges Uebergewicht über die weltlichen Herrscher hatten die Päpste bisher noch nicht erlangt, wenn schon erstrebt. Am wenigsten erschienen sie als Oberherrn zu den deutschen Kaisern. Nun aber trat in einem ganz ungewöhnlichen Manne das Papstthum mit dem vollen Anspruche der Obmacht über alle Gewalten der Erde offen und siegreich hervor.

§ 1. Hildebrand.

Hildebrand war der Sohn eines Handwerkers von Soano im Toscanischen. Er lebte zuerst als strenger Mönch in einem Kloster der Congregation von Clüny, die damals für die Entweltlichung und Befreiung der Kirche am eifrigsten arbeitete. a. 1049 zog er mit Leo IX. nach Rom. Der zwerghafte, braune Mann hatte einen großen und starken Geist, und dieser machte sich bald geltend. 24 Jahre lang war es vornehmlich sein Rath, welcher die Entschließungen und Unternehmungen der Päpste leitete. Und sein Hauptstreben gieng jetzt schon auf die Obmacht des römischen Stuhles hin.

Noch unter Nicolaus II. (1059) wurde auf seinen Betrieb eine neue Bestimmung über die Papstwahl getroffen, um sie allem weltlichen Einflusse zu entziehen. Bisher war es üblich gewesen, daß die gesamte römische Geistlichkeit im Vereine mit dem römischen Adel und Volke den Papst wählte, den dann der Kaiser als Oberlehensherr bestätigte. Seit 1046 ernannte der Kaiser den Papst. Jetzt wurde festgesetzt, daß nur die Kardinäle oder vornehmsten Geistlichen des römischen Sprengels, 5 Bischöfe und 28 Hauptpfarrer, ihn wählen sollten und daß er des Kaisers Bestätigung nicht bedürfe. Diese Verordnung wurde gleich bei der Wahl Alexanders II., 1061, trotz dem Widerspruche der Römer durchgeführt. Der deutsche Kaiser war damals ein Kind, das man nicht zu fürchten brauchte.

Am Tage von Alexanders Tod, 21. April 1073, wurde Hildebrand, obwohl er nur erst Diakon war, vom Kardinalscollegium und zwar einstimmig auf den päpstlichen Stuhl erhoben, den er unter dem Namen Gregor VII. bestieg. Und nun erst enthüllte er ganz „seinen riesenhaften Plan." Er wollte, daß ich's kurz sage, erstlich die Kirche vom Staate völlig unabhängig und sodann den Papst zum Gebieter über alle Herrscher der Erde und diese ganze Welt machen.

„Die Welt, sagt er, wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Macht wie die Sonne, die königliche wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige, Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Darum sind sie auch dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig. Alles ist unter ihm; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Wenn die Apostel im Himmel (was das Himmlische betrifft) binden und lösen, so müssen sie auch auf Erden Kaiserthümer, Königreiche und Grafschaften und eines Jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst ꝛc." — Wie viel dabei eitle Herrschsucht und wie viel gute Meinung war, die Meinung nämlich, mit solcher Gewalt für das Beste der Menschheit am Besten wirken zu können, wer will das bemessen und ausscheiden? Aber wenn man annehmen wollte, es sei alles gute Meinung gewesen, was schwer zu glauben ist, so wäre doch diese Meinung aus der Finsterniß geboren. Daß er das Reich Gottes, welches inwendig in uns sein soll, so gar ins Aeußere trieb und ein mächtig herrlich Weltreich daraus machte, daß er den Worten des Herrn Jesu: „die weltlichen Könige herrschen; ihr aber nicht also," „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" so entsetzlich Hohn sprach, das hat ihm doch nimmermehr der Geist

Gottes eingegeben. Aber das muß auch bemerkt werden: die Zeit war für ein solches Papstthum gestimmt; die Menge der damaligen Christenheit verlangte eine solche Kirchen-Weltherrschaft. Jedenfalls zeigt der weitere Verlauf, daß Volk und Fürsten selbst dem Papste zur Erreichung seines Zieles in die Hand arbeiteten. Und so hat Hildebrand, wiewohl er für seine Person zuletzt weichen mußte, doch im ganzen genommen seinen Plan durchsetzen können, der dann von tapfern Nachfolgern noch völliger ins Werk gerichtet ward.

Zunächst bekämpfte er die Simonie und da trat er allerdings einer schlechten Sache entgegen, wie denn anzuerkennen ist, daß er überhaupt äußern Unordnungen und Lastern mit Ernst zu Leibe gieng. Simonie hat ihren Namen von jenem Simon (Apg. 8, 9), welcher eine geistliche Gabe um Geld erkaufen wollte; und wurde darunter der Geldhandel mit geistlichen Stellen verstanden (S. 348). Dessen hatten sich damals namentlich viele Landesherren schuldig gemacht, indem sie Bisthümer und Abteien nicht bloß nach Gunst vergaben, sondern auch förmlich verkauften, und das war schändlich genug. Da hatte denn Hildebrand um so festeren Boden für seine päpstliche Machteinschreitung gegen die Großen dieser Welt. Er erließ den schärfsten, mit Banndrohung verbundenen Befehl an die Fürsten, von diesem Greuel abzustehen. Und die meisten beugten sich darin vor dem Oberhaupte der Kirche und versprachen es.

Bald aber gieng er weiter und erließ 1075 ein strenges Verbot der Investitur von Laienhand. Die Landesherren sollten erledigte Bisthümer und Abteien gar nicht besetzen und niemanden mehr damit belehnen. Diese betrachteten nämlich solche Stellen wie erledigte Lehen und belehnten die dazu Erkorenen durch Ueberreichung eines Ringes und Stabes damit, wobei sie sich von denselben den Lehenseid schwören ließen. Diese Belehnung nannte man Investitur, d. h. Amtseinkleidung. Die geistlichen Besitzthümer machten damals die Hälfte der Staaten aus. Nun aber untersagte Hildebrand allen Geistlichen, die Investitur von der Hand eines Laien anzunehmen, und hinwiederum allen weltlichen Herren, dieselbe einem Geistlichen zu ertheilen, bei Strafe des Bannes. Das Kirchengut sollte nur vom Papst abhängig sein. Dieses Verbot rief den heftigsten Streit zwischen dem Papste und den Fürsten hervor, welcher erst 1122 unter einem späteren Inhaber des röm. Stuhles und so, daß derselbe etwas nachgab, gänzlich geschlichtet ward (S. 360). Hildebrand aber gab nichts nach.

Und noch eines that er, was den ärgsten Widerspruch von Seiten des Klerus selbst erweckte, er verbot den Geistlichen die Ehe, womit er sie frei machen wollte von den Familienbanden, die sie vielfältig an den Staat knüpften, um sie ganz als seine ihm allein ergebenen Diener brauchen zu können. Die Ehelosigkeit oder der Cölibat wurde zwar schon seit langer Zeit von vielen für heiliger angesehen, als das Eheleben; je mehr und mehr war man in der Kirche neben roher Fleischlichkeit in eine falsche Geistlichkeit (Kol. 2, 18) gerathen. Doch viele Geistliche, höhere und niedere, lebten immer noch in dem uraltesten, von Gott selbst eingesetzten Stande der heiligen Ehe. Darum als nun Hildebrand auf einmal mit seinem Gesetze kam, „jeder unverheirathete Geistliche müsse ehelos zu bleiben geloben und jeder verheirathete müsse sein Weib von sich thun; und verbannt sei jeder Priester, der dieß Gesetz breche, und jeder Laie, der bei einem solchen noch Messe höre oder beichte", da entstand im Klerus eine ungeheure Erregung. Man nannte es „ein widerchristliches, lästerliches Gebot, eine Teufelslehre" (1 Tim. 3, 2. 4, 3); Bischöfe redeten ihren Pfarrern zu, nun gerade sich zu verheiraten; eine ganze Synode zu Paris erklärte die Feinde des von Gott gestifteten Ehestandes für Ketzer. Aber der Mann von eiserner Festigkeit ließ sich nicht beirren, und das Volk trat auf seine Seite und half ihm kräftiglich seine „Teufelslehre" durchsetzen. In diesem erwachte plötzlich ein wüthiger Eifer gegen die Priesterehe; es schimpfte, schlug und steinigte die verheirateten Geistlichen, es drang in die Pfarrhöfe ein und warf die

ehrbaren Pfarrfrauen als schlechte Dirnen hinaus. Hildebrand siegte glänzend, wiewohl es doch noch weit über ihn hinaus dauerte, bis der Priestercölibat allenthalben und ohne Ausnahme bestand. Hier brechen wir einstweilen von dem Manne ab; bald wird er uns in seiner ganzen finstern Größe vor Augen treten.

§ 2. Die noch folgenden fränkischen Kaiser.

Zwei herrliche Salische Kaiser haben sich uns dargestellt, trefflich in ihrer Persönlichkeit, strahlend in ihrer Kaisermacht (S. 347). Jetzt erscheint zwar auch ein Salier wieder, aber unter ihm trifft das Kaiserthum die tiefste Erniedrigung. Heinrich IV. (1056—1106) war bei seines Vaters Tod erst 6 Jahre alt, doch schon zu Deutschlands Beherrscher erwählt. Zuerst führte seine Mutter Agnes eine vormundschaftliche Regierung, eine achtungswerthe, aber launenhafte Frau. Die vom Vater kräftig niedergehaltenen Großen richteten sich wieder trotzig empor. Sie mußte die Herzogthümer, welche mit der Krone verbunden worden waren, um die Kaisermacht zu stärken, wieder vergeben; und auch so konnte sie doch nicht Ruhe und Zufriedenheit mit ihrem Regimente sichern. Vielmehr thaten sich geistliche und weltliche Fürsten zusammen, um dasselbe in festere Hände zu bringen.

Der Erzbischof Anno von Köln, ein strenger Ascet, dem der Kirche Friede und des Reiches Ehre am Herzen lag, entwarf den Plan. Man lud 1062 die Regentin samt ihrem Sohne zu einem Feste nach Kaiserswerth ein. Nach der Tafel beredete Anno den jungen Heinrich, mit ihm hinauszugehen und sein neues Schiff auf dem Rheine zu besehen. Arglos läuft der Knabe mit; kaum aber ist er auf dem Schiffe, so fahren sie mit ihm davon. Er merkt Unrath, er will bei seiner Mutter bleiben, schreit und tobt; er springt geradezu ins Wasser hinab und nur mit Mühe rettet man sein Leben. Aber er muß zu Köln aussteigen und jede Bemühung der Mutter, ihn zurückzubekommen, ist vergeblich; trostlos zieht sie sich nach Rom zurück. Anno bewirkte einen Fürstenbeschluß, daß derjenige Bischof die vormundschaftliche Regierung führen solle, bei welchem der junge König sich aufhalte; so war er jetzt Reichsverweser und Erzieher des königlichen Knaben. Aber 1063, als Anno durch Geschäfte nach Rom gerufen wurde, bekam ein anderer Erzbischof, Adalbert von Bremen, ein edler, doch hochfahrender Weltmann, die Aufsicht über den Knaben und nahm ihn gleich zu einem ungarischen Feldzug mit. Er schadete dem verschlossenen Jüngling vielleicht durch übertriebene Nachsicht. Heinrich hatte gute Anlagen des Geistes und Gemüthes; aber er gerieth in lockere Gesellschaft und lebte leichtfertig. Schon im 15. Jahre wurde er 1065 von den Fürsten für mündig erklärt. Adalbert regierte für ihn, dann wieder Anno. Man nöthigte ihn, zu heirathen; bald wollte er sich scheiden, die Fürsten aber zwangen ihn, die Gattin zu behalten.

Um 1070 fieng er an, einen eigenen Willen zu zeigen und suchte die widerspenstigen Fürsten zu beugen. Er klagte den Herzog Otto von Bayern an, einen Mordanschlag gegen ihn gemacht zu haben und erklärte ihn, als er vor dem Reichstag nicht erschien, seines Herzogthums für verlustig, das er an Welf übertrug. Dann verwüstete er seine Güter in Thüringen, und als er sich stellte, hielt er ihn und den Herzog von Sachsen lange gefangen. Doch war er durch den Bürgerkrieg so geschwächt, daß Papst Alexander II. 1073 wagen konnte, seine Räthe wegen Simonie in den Bann zu thun. Alexander starb und Hildebrand setzte sich erst fest auf seinen Thron, ehe er den Kampf aufnahm. Da erhoben sich 1073 die Sachsen auf's neue; schnell sind sie mit 60,000 Mann bei der Hand und umzingeln Heinrich in seiner Harzburg bei Goslar. Kaum kann er noch heimlich entfliehen, muß aber drei Tage lang in den Wäldern umherirren, bis er sich an einem sichern Ort herausfindet. Jetzt rief er die oberdeutschen Vasallen um ihren Beistand zur Züchtigung der Empörer an. Allein es wollte Niemand für ihn gegen die zu hart behandelten

Sachsen streiten. Da sah er sich vermüßigt, 1074 einen Vergleich mit letztern zu schließen und ihre Forderung zu bewilligen, daß alle Zwingburgen in ihrem Lande zerstört werden sollten.

Als nun aber die Sachsen nicht nur Heinrichs Burgen in ihrem Lande herunterrissen, sondern auch in ihrer Wuth gegen ihn die Kirche in der Harzburg zerstörten, und die darunter befindlichen Gebeine seines Bruders und eines Söhnchens herauswühlten und umherstreuten, so empörte solches Verfahren den religiösen Sinn der Deutschen, daß sie sich jetzt Heinrichen zuwandten; und da er es auch an Versprechungen nicht fehlen ließ, vermochte er ein zahlreiches Heer aus Schwaben zusammenzubringen. Er fiel mit demselben über die Sachsen her, ehe sie sich wieder gehörig gerüstet hatten, errang bei Hohenburg an der Unstrut, 1075, einen blutigen Sieg und stellte sofort einen schrecklichen Verwüstungszug durch ihr Land an. — Darauf ward ihren Häuptern gesagt, wenn sie persönlich beim Kaiser sich einfinden und um Gnade und Frieden bitten wollten, so würde er ihnen alles verzeihen. Da stellten sich die Sächsischen Fürsten, Grafen, Bischöfe ꝛc. miteinander bei Heinrich ein. Aber welche Enttäuschung! Er ließ sie allesamt greifen und durch ganz Deutschland hin an feste Orte in Gewahrsam bringen. Er meldet das dem Papst und verlangt, daß der die gefangenen Bischöfe absetze. Der Papst dagegen verlangt, daß er sie erst wieder einsetze; er macht ihm heftige Vorwürfe, bittet für die Sachsen, erinnert ihn an das Schicksal des Königs Saul. Heinrich aber ist schon empört über die Forderung der Legaten des Papstes, daß alle Priester zwischen der Ehe und dem Altardienst wählen sollen; dazu empfängt er Befehl von ihnen, er solle bei Strafe des Bannes am 22. Februar 1076 vor dem Statthalter Christi in Rom erscheinen, um sich wegen der ihm schuldgegebenen Verbrechen zu verantworten.

So etwas war freilich bisher noch nicht erhört worden. Heinrich erstaunt und ergrimmt. Und eingedenk dessen, daß sein Vater Päpste ab- und eingesetzt habe, beruft er sogleich ein Concil nach Worms, und läßt hier den Papst, welcher einen sittenreinen Wandel führte, wegen seiner Ueberhebung und wegen erdichteter Schandthaten für unwürdig erklären, noch ferner den Stuhl Petri einzunehmen, 24. Jan. 1076. Den Beschluß der Kirchenversammlung schickte er ihm mit einem Briefe, welcher so anhebt: „Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes Anordnung König, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falschen Mönch" — und so endet: „Du mit Fluch Behafteter, steig herab von dem angemaßten apostolischen Stuhle, steig herab, steig herab!"

Als der Papst diese Schriften empfangen hatte, hielt er auch eine Synode zu Rom, und sprach im Beisein von Mutter Agnes feierlichst „im Namen des allmächtigen Gottes und daß alle Völker wissen und erkennen, daß Petrus der Fels sei", den Bann über Heinrich aus, 22. Februar 1076, wobei er namentlich alle seine Vasallen und Unterthanen vom Eide der Treue losband. Fanatische Mönche mußten Deutschland durchziehen, überall den Bann verkündigen und Geistliche und Laien, Hohe und Niedere ermahnen, dem Gebannten jeglichen Gehorsam und Dienst zu versagen. Wegen Simonie gebannte Geistliche wurden sogleich absolvirt, wenn sie den König aufgaben. — Der leichtsinnige Heinrich wollte sich Anfangs über die Sache leicht hinwegsetzen, aber bald vergieng ihm der Muth. Denn es war eine große und furchtbare Wirkung, welche der päpstliche Bann hervorbrachte, überraschend selbst für Gregor. Sogleich standen die Sachsen wieder in Waffen, und die gegen sie helfen sollten, schlugen sich auf des Papstes Seite. Heinrich gab jetzt die sächsischen Gefangenen los, aber das stillte das Toben der Sachsen und die unheimliche Bewegung im Reich nicht. Die Fürsten versammelten sich (Okt.) zu Tribur, beriethen sich und ließen ihm sagen, „er solle sich alles Regierens enthalten, bis der heilige Vater, welcher auf ihre Bitte im nächsten Frühjahre zu einem Reichstag in Augsburg erscheinen werde, das Urtheil über ihn gesprochen haben werde. Wenn

derselbe ihn dann nicht vom Banne löse und zu fernerer Regierung fähig erkläre, so würden sie zur Wahl eines neuen Königs schreiten." So machten die Thörichten selbst den Papst zu ihrem höchsten Herrn!

Heinrich, von allen Mitteln entblöst, thut das Klügste, das er finden kann. Um noch vor dem Reichstag den Papst für sich zu stimmen und die Befreiung vom Banne zu erzwingen, entschließt er sich, als ein Büßender und Bittender zum Statthalter Christi zu reisen. Er macht sich heimlich mit seiner treuen Gattin Bertha, die er erst allmählich schätzen gelernt hatte, ihrem Kindlein und einem Knecht auf den Weg. Im Januar 1077, mitten in dem besonders strengen Winter, steigt er über die Eis- und Schneefelder des Montcenis. Er muß oft auf Händen und Füßen kriechen, seine Gemahlin und ihr Kindlein in eine Ochsenhaut eingenäht, an Seilen über die gefährlichsten Stellen hinaufgezogen und herabgelassen werden. Doch kommen sie glücklich nach Italien hinab.

Unten sammelten sich gleich die Lombarden um ihn, die den Papst haßten, und boten ihm ihre Hilfe zur Züchtigung desselben an; allein er weist sie zurück,

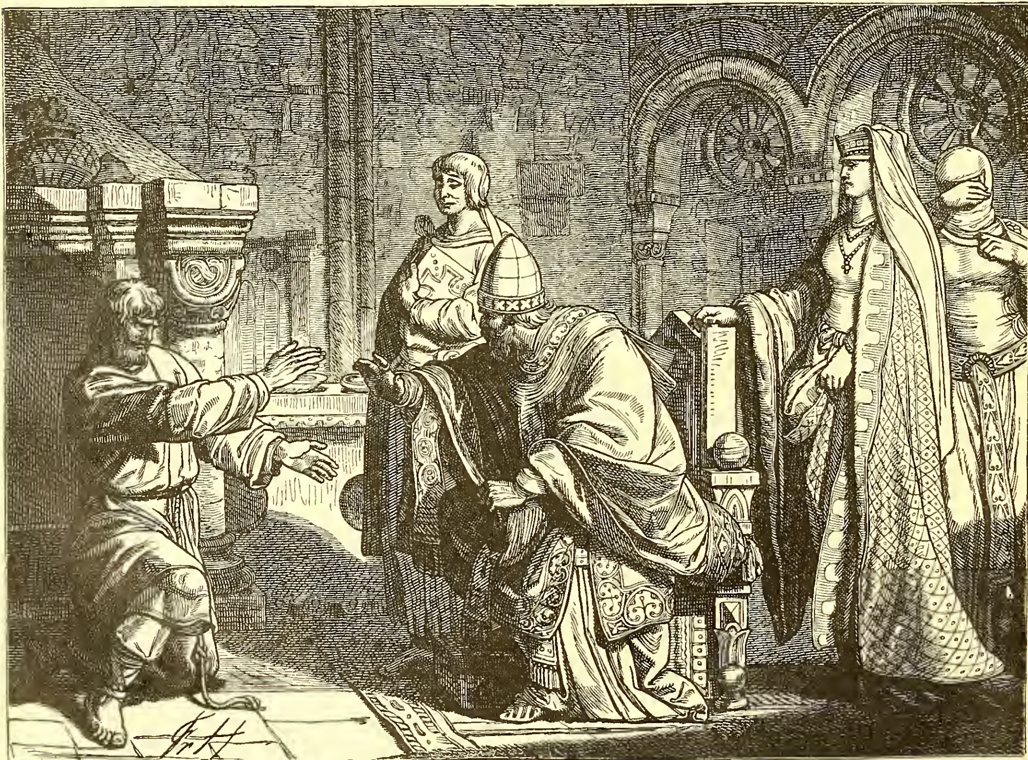


Fig. 105. Heinrich IV. vor Gregor zu Canossa.

er will demüthig dem Vater der Christenheit nahen. Der Papst befand sich schon auf der Reise nach Augsburg. Als er von dem Entgegenkommen Heinrichs hörte, wich er behutsam seitwärts ab und sicherte sich auf dem festen Schlosse Canossa bei der ihm ganz ergebenen Markgräfin Mathilde von Toscana. Dorthin eilte denn Heinrich, nicht um den Papst mit eisernen Waffen, sondern mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Hildebrand wollte trotz der dringenden Fürsprache, welche seine Freundin Mathilde für den Kaiser, ihren Verwandten, einlegte, ihn

nur lossprechen, wenn er der Krone entsage. Heinrich aber beschloß die Lossprechung zu erzwingen. Allein steht er vor dem Burgthor. Hier muß er, der erste Monarch der Erde, im Januarfrost, unter freiem Himmel, nur mit einem wollenen Büßerhemde bekleidet, barfuß und mit entblößtem Haupte, fastend vom Morgen bis zum Abend, drei Tage harren. Er fleht und weint „um apostolische Erbarmung", aber sie ist ferne. Die Burgbewohner, von tiefem Mitleide bewegt, weinen und flehen mit ihm; sie schreien, der Papst habe kein Herz eines Apostels, sondern eines Tyrannen! Hildebrand bleibt unbewegt und weidet sich hinter den Burgfenstern am Anblicke des gedemüthigten Herrschers. Endlich wird er weich; am vierten Tage, nachdem von Bevollmächtigten verhandelt worden war, darf der Büßer vor ihn kommen und weinend seine Schuld bekennen. Er gelobt, daß er sich dem Urtheil der deutschen Fürsten und Bischöfe unterwerfen wolle, auch wenn es auf Absetzung laute. Der Papst kann die Thränen nicht verhalten, mahnt und tröstet, und spricht den Bußfertigen vom Banne los (Fig. 105).

Hierauf hielt er eine Messe, bei welcher sich was Merkwürdiges zugetragen haben soll. Hildebrand brach die geweihte Hostie in zwei Stücke, faßte die eine Hälfte und sprach zu Heinrich: „Du hast mich vorhin (zu Worms) schwerer Verbrechen bezichtigt, ich nehme hier den Leib des Herrn darauf, und wenn ich ihrer schuldig bin, so strafe er mich durch einen plötzlichen Tod!" Er nahm und aß. Dann reichte er die andere Hälfte dem Kaiser und fuhr fort: „Nimm du den Leib des Herrn in gleicher Weise, die Fürsten zeihen dich arger Missethaten, laß auch deine Unschuld durch Gottes Urtheil an's Licht kommen!" Heinrich erzitterte und — nahm die Hostie nicht. (Andere erzählen, Papst und König nahmen das Abendmahl zusammen.)

Vom Banne befreit, aber tief verletzt zog er von Canossa weg. Auf dem Heimwege mußte er neue Demüthigung erfahren; die Lombarden verachteten ihn, ja einige Städte ließen ihn gar nicht ein. Seine Freunde bemühten sich, ihm die Lombarden wieder zu versöhnen, „er sei eben von den deutschen Fürsten zum Aeußersten getrieben worden, er werde gewiß den erlittenen Schimpf rächen" &c.; da öffneten sie ihm wieder ihre Thore und ihre Arme. Sie versprachen ihm ihren Beistand zur Bekämpfung des frevelhaften Hildebrand und er läßt sich, ganz wider seinen Eid, auf Racheplane ein. Indessen hielten die deutschen Fürsten in Forchheim eine Versammlung, zu welcher sie ihn luden; und da er der Ladung nicht Folge gab, machten sie kurzen Prozeß, setzten ihn ab und wählten seinen Schwager und bisher getreusten Anhänger, den Herzog Rudolph von Schwaben an seine Statt. Dieser gestand den Fürsten freie Königswahl, dem Papste freie Bischofswahl zu, 15. März 1077. Nun muß Heinrich nach Deutschland zurück, sonst ist Alles verloren. Er traf es hier besser, als er hoffen konnte. Die Härte, womit ihn der Stellvertreter des erbarmungsreichen Christus behandelt, hatte doch viele Gemüther entrüstet, und er fand namentlich unter den Städtern Theilnahme und Hilfe. Er konnte sich ein Heer am Rheine sammeln und raffte sich auf, seine Krone bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. So fiel er in Schwaben ein, griff den Gegenkönig mit Ungestüm an, jagte ihn hinaus und bis nach Sachsen. Er erklärte ihn seines Herzogthums verlustig und belehnte damit 1079 den treuanhänglichen Friedrich von Hohenstaufen, dem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Hier taucht in der Geschichte das nachmals so berühmt gewordene **Geschlecht der Hohenstaufen** auf.

Ueber diese Wendung der Dinge wurde der Papst verstutzt und machte jetzt den Politischen. Zwar sein Legat sprach den Bann über Heinrich, Gregor aber will abwarten; man weiß doch nicht, ob der Gedemüthigte nicht wieder emporkommen soll. Seine Gesandten wimmeln durch Deutschland hin; aber die Sachsen klagen, „daß sie bald dem Rudolph, bald dem Heinrich die päpstliche Gunst verhießen und von beiden Parteien möglichst viel Geld zögen, um es nach Rom zu schleppen."

Als jedoch Heinrich, 1080, bei Flarchheim geschlagen wurde, da schleuderte Hildebrand einen neuen Bannstrahl auf ihn, den Eidbrüchigen, und bestätigte Rudolph als Deutschlands König. Er verfertigte dabei einen schönen Hexameter: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo, „der Fels (Christus) hat die Krone dem Petrus gegeben; Petrus (der Papst) gibt sie dem Rudolph." — Allein der Herr in der Höhe machte diese Schenkung schnell zu nichte, auch wollte der zweite Bann nicht mehr wirken. In einer zweiten Schlacht bei Mölsen (Oct. 1080) empfieng Rudolph von Gottfried von Bouillon einen Hieb über die rechte Hand, daß sie ihm vom Arme fiel. Er hob sie mit der linken empor und sprach sterbend: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Könige Heinrich Treue geschworen habe." Fürwahr, Rudolph ist mit mehr Erkenntniß gestorben als Hildebrand.

Die Fortsetzung des Kampfes in Deutschland überließ Heinrich dem tapfern Friedrich von Hohenstaufen und wendete sich selbst nunmehr gegen den Papst. Nachdem er ihn abermals durch eine Synode in Brixen hatte absetzen und dafür den Erzbischof Wibert von Ravenna, seinen bewährten Freund, als Clemens III. wählen lassen, zog er 1081 mit einem kleinen Heere nach Italien und rückte, ohne sonderlichen Widerstand zu finden, vor Rom. Hier aber vertheidigte sich Hildebrand mit unerschütterlicher Standhaftigkeit. Die bedrängten Römer baten ihn flehentlich, sich mit Heinrich zu versöhnen; aber immer entgegnete er: „Wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung leistet!" Zuletzt öffneten die Römer selbst Heinrichen die Thore. Dieser führte Clemens III. als Papst ein und empfieng von seiner Hand die römische Krone 1084. Hildebrand aber hat sich in die feste Engelsburg geworfen, wo er nun hart belagert wird, auch von den Römern selbst. Endlich kommt ihm der Normannenherzog Robert Guiscard (S. 350) zu Hilfe, der ihn, da Heinrich sich schon entfernt hat, befreien kann und nach Salerno in Sicherheit bringt. Dort stirbt er nach 11 Monaten, 25. Mai 1085.

Seine letzten Worte waren: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehasset, darum sterbe ich in der Verbannung." Der heil. Ansgar betete bei seinem Ende: „Herr, gedenke mein nach deiner Barmherzigkeit; Herr, sei mir Sünder gnädig!" Hildebrand aber weiß Angesichts des Richterstuhles der Ewigkeit nur von seiner Gerechtigkeitsliebe zu reden. Er hätte wohl besser gethan, zu sagen: „Ich habe Christi Wort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! zu Boden getreten, darum sterbe ich billig in der Verbannung; der Herr gebe mich nur nicht in die ewige Verbannung, er sei mir Sünder gnädig!"

Uebrigens brachte sein Tod dem Kaiser keinen sonderlichen Vortheil, und dieser lebte, freilich auch nicht unbillig, in Kampf, Noth und Jammer bis zu seinem Ende. Denn Hildebrands Partei wählte einen anderen Papst, Urban II., einen Franzosen von Clüny, welcher über Heinrichs Papst die Oberhand gewann und nicht nur den Bannfluch über ihn erneuerte, sondern auch fortwährend und mit traurigem Erfolge die deutschen Fürsten, namentlich den Herzog Welf von Bayern, und sogar seine eigenen Kinder gegen ihn aufwiegelte. Nachdem er noch zwei aufgetretene Gegenkönige bekämpft hatte, empörte sich zuerst 1093 sein älterer Sohn Konrad, der bisher standhaft für den Vater gestritten, wider ihn! Doch dieser unterlag und Gottes Arm riß ihn in der Blüte seiner Jahre hin, 1101. Dann stand aber auch, vom Papste dazu eingesegnet, sein jüngerer Sohn Heinrich gegen ihn auf, 1104, den er hatte zu seinem Nachfolger wählen und von dem er sich unverbrüchliche Unterwürfigkeit hatte zuschwören lassen. Auch seine Vasallen wiederholten ihre Treulosigkeit; die meisten verließen ihn und traten zu dem rebellischen Sohne über; und der arme Vater irrte eine Zeit lang hilflos im Reich umher.

Indessen gewährten ihm die rheinischen Städte abermals eine freundliche Aufnahme und durch ihren Beistand sammelte er ein Heer, mit welchem er sein Kaiserrecht behaupten will. Nun fürchtet sich der böse Sohn und sucht durch schändliche Arglist zu erreichen, was vielleicht den Waffen mißlingen könnte. Er bittet den

Vater um eine Unterredung. Sie findet zu Koblenz statt. Als der Alte seinen rebellischen Sohn erblickt, fällt er vom Schmerz überwältigt zur Erde und ruft: „O mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünde wegen gestraft werden soll, so beflecke doch du deinen Namen nicht; denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" Da fällt der heuchlerische Sohn gleichfalls schluchzend auf die Kniee nieder, bittet den Vater um Verzeihung und betheuert ihm, daß er nichts weiter als seine Aussöhnung mit der Kirche suche. Er überredet ihn dann, seine Krieger zu entlassen. Der Vater traut und thut es. Nun aber lockt man ihn in die Burg Böckelheim, die sich hinter ihm schließt. Der Kaiser ist ein Gefangener und wird sehr hart behandelt. Der Sohn zwingt ihn, dem Throne zu entsagen, und gibt ihn doch nicht frei. Es gelang dem armen Kaiser zwar, nach den Niederlanden zu entfliehen, allein von so viel Jammer und Herzeleid ist er gebrochen und stirbt bald darnach, 7. Aug. 1106, zu Lüttich, erst 56 Jahre alt, aber ein 50jähriger König.

Der Bischof zu Lüttich, sein alter Freund, ließ ihn mit vollen Ehren in der dortigen Domkirche beisetzen. Aber auf Befehl des päpstlichen Legaten mußte der Gebannte gleich wieder aus der Gruft genommen werden. Der Sarg stand jetzt unbeerdigt auf einer Insel der Maas und ein mitleidiger Einsiedler von Jerusalem stellte sich freiwillig daran hin und sang Tag und Nacht Bußpsalmen für des Kaisers Seele. Sein Sohn, der unterdessen den Thron bestiegen, ließ ihn nach Speier bringen und im Dom beisetzen. Aber sogleich verbot der dortige Bischof allen Gottesdienst in dieser Kirche; der Sarg mußte wieder heraus, in eine noch ungeweihte Kapelle. Hier standen die kaiserlichen Gebeine fünf Jahre lang über der Erde. So verfolgte die heil. barmherzige Kirche noch die Todten! Nach so langem Zeitraum hob der Papst endlich den Bann auf und Heinrichs IV. Ueberreste wurden unter großer Theilnahme und Rührung des deutschen Volks, das in ihm einen hochbegabten, auch sehr barmherzigen Fürsten verehrte, in der Kaisergruft zu Speier bestattet.

Der harte und stolze Heinrich V. (1106—1125), ein Meister in der Verstellungskunst, arbeitete ernstlicher daran, die herabgekommene Kaisermacht wieder zu heben, als dem Reiche den Frieden wieder zu geben. Darum hatte der Papst gar keinen so gehorsamen Sohn an ihm, als er zu werden versprach, da er noch den kirchlichen Beistand zur Befriedigung seiner Herrschsucht brauchte. Er begehrte vom Papste, Paschalis II., alles Ernstes die Zurücknahme des Hildebrandischen Verbots der Laieninvestitur, durch welches das Recht der Regenten handgreiflich schwer geschädigt ward; denn so waren sie ja nicht mehr Oberherrn auch über die weltlichen Besitzthümer der Prälaten. Der Papst wies begreiflich sein Ansinnen zurück. Als aber Heinrich 1110 mit einem zahlreichen Heere nach Italien kam, dort eine ungehorsame Stadt (Novara) empfindlich züchtigte, auf den Roncalischen Feldern (in der Nähe von Piacenza) den erschrockenen Lombardischen Fürsten und Städten die Huldigung abnahm, und nun gen Rom daherfuhr, da wurde dem Paschalis, der kein Hildebrand war, etwas bange und um mit dem Gefürchteten fertig zu werden, machte er ihm einen seltsamen Vorschlag: „Der Kaiser solle auf die Investitur verzichten, dagegen alle zeitlichen Güter und Rechte der geistlichen Stellen zurücknehmen." Solche Trennung von Staat und Kirche war dem Kaiser vollkommen recht; wie reich wäre er da plötzlich geworden! Allein die Bischöfe lärmten dagegen; die wären ja auf einmal arme Hirten geworden! Am 12. Febr. 1111 begegneten sich Heinrich und der Papst vor der Peterskirche, küßten sich, und dieser designirte jenen zum Kaiser. Aber über des Papstes Urkunde, die den Bischöfen unermeßliche Opfer zumuthete, entspann sich ein solcher Streit, daß von der Krönung keine Rede mehr war und Paschalis in Heinrichs Händen blieb. Der Gefangene gab endlich nach: „Sofern nur der Kaiser sich bei der Wahl der hohen Geistlichen nicht betheilige, sollte er die Investitur wie früher vornehmen dürfen." Froh über die erwirkte Krönung kehrte Heinrich heim; kaum aber ist er fern, so nöthigen Synoden

den Papst, sein Zugeständniß als ein erzwungenes zu widerrufen, und schleudern auf den Frevler, der sich am Statthalter Christi vergriffen, den Bannfluch. Indessen mußte das ungleiche Benehmen des Papstes dazu beitragen, daß der Bann dießmal keine Wirkung hervorbrachte. Und da sein Nachfolger Calixt II. sich mit Ernst an die Lösung des Streites machte, der Kaiser aber Festigkeit und Klugheit verband, auch die Fürsten sich nach Frieden sehnten, so kam endlich eine Aussöhnung zwischen den zwei Häuptern der Christenheit und eine Ausgleichung des Handels zu Stande. Diese geschah auf dem Reichstage zu Worms, Sept. 1122. Man gieng hier in der Mitte durch: „Die Bischöfe und Aebte sollten von der betreffenden Geistlichkeit (der Stifter und Klöster) in Gegenwart des Kaisers oder seines Abgeordneten, aber ganz frei gewählt werden; dann sollte sie der Papst mit Uebergebung von Ring und Hirtenstab, diesen Abzeichen des Priesterthums, zur Führung ihres geistlichen Amtes, der Kaiser durch Berührung mit dem Scepter zum Genuß der zeitlichen Güter und Gerechtsame bevollmächtigen." Dieser berühmte Vergleich, der dem 50jährigen Streit ein Ende machte, heißt das Wormser Concordat. Papstthum und Kaiserthum erkannten sich als gleichberechtigte Gewalten an.

Heinrich V. hatte auch eine sehr unruhvolle Regierung und viel Veranlassung, über seine Sünden nachzudenken. Außer dem römischen Stuhle waren es besonders die Sachsen, mit denen auch er harte Kämpfe bestehen mußte. Einmal, 1115, erlitt er beim Welfesholz eine solche Niederlage, daß es seiner Herrschaft nahe an's Leben gieng. Doch die treue Hilfe der Hohenstaufen in Schwaben, der Welfen in Bayern arbeitete ihn wieder aus seiner mißlichen Lage heraus, während er auch in Italien die große Erbschaft der Gräfin Mathilde antrat, 1116.

Er starb noch jung, im 44. Jahre, zu Utrecht am Krebs und kinderlos. Im Volk sprach man, „Gott habe ihm alle Freude an Kindern entzogen, weil er so ein böses Kind gegen seinen Vater gewesen und ihm so viel Herzeleid verursacht habe."

Unter ihm geschah's, daß der thätige Bischof Otto von Bamberg hörte, wie Boleslav von Polen die Pommern besiegt, 1120, und zur Annahme des Christenthums verpflichtet habe, ohne daß doch die Missionare viel Eingang fänden. Schon 60jährig reist er selbst nach Gnesen, und weiter zu den Pommern, deren Herzog er alsbald das Herz gewann, worauf er predigte und 22,000 Seelen taufte, überhaupt aber durch geistliche Mittel das Volk dem Christenthum gewogen machte. Damit war zugleich das Signal gegeben zur Ausbreitung der deutschen Nationalität im Nordosten; durch Ottos Einfluß sind diese Gegenden durch und durch deutsch geworden. Albert der Bär erreichte dasselbe in Brandenburg (S. 338), aber auf anderem Wege, indem er seit 1142 die Mark mit niedersächsischen Ansiedlern füllte. Dagegen hatte die Gewalt der Deutschen in Dänemark, Polen, Ungarn, Burgund nun völlig aufgehört, in Italien war sie wenigstens im Sinken begriffen.

§ 3. Deutsche Zustände unter den letzten Saliern.

Das deutsche Reich war ein Wahlreich; es gieng die Krone nicht nothwendig vom Vater auf den Sohn über; der Sohn konnte dem Vater folgen und noch bei dessen Lebzeiten zu seinem Nachfolger gewählt werden, aber eine Wahl mußte stattfinden. Diese vollzogen jetzt noch die Vornehmsten der deutschen Stämme insgesamt, weltlichen und geistlichen Standes, während man sich jedoch dabei um das Volk immer weniger bekümmerte. — Die Macht der Fürsten dem Kaiser gegenüber kam durch den päpstlichen Einfluß seit 1056 wieder stark empor. Sie handelten wie Landesherren in ihrem Gebiete, wenn auch der Kaiser die Befugniß nicht aufgab, überall im Reich unmittelbar einzuschreiten. Schon ist dieser mehr von ihnen abhängig, als sie von ihm. Und doch war damals von allen Völkern Europa's das deutsche noch das geeinigtste durch sein Königthum. Die Erblichkeit der Fürstenthümer war wieder mehr und immer mehr Sitte, obgleich noch kein durchaus anzusprechendes Recht geworden. Die Grafschaften,

deren Inhaber aus königlichen Gaurichtern allmählich zu Besitzern ihrer Gaue geworden, welche bei einem Herzoge oder unmittelbar beim Kaiser zu Lehen giengen, waren bereits samt den Lehengütern weiter herab ganz erblich. Die Bisthümer aber wurden nicht mehr durch kaiserliche Ernennung, sondern durch Wahl der Kapitel besetzt.

Außer den Grafen rechnete man noch Barone oder Freiherrn zum höhern Adel. Die übrigen Edeln bildeten die gemeine Ritterschaft oder den niedern Adel. Zwischen dem Adel überhaupt und dem von ihm abhängigen und gedrückten Bauernstande erhob sich aber jetzt noch ein andrer früher in Deutschland fast unbekannter Stand, der der Bürger in den Städten. In den Städten lebten Gewerbfleiß und Handelsbetrieb auf und sie gediehen meist zu schönem Wohlstande. Sie genossen mancherlei Freiheiten vor dem Bauernstande, und es gab schon Städte, welche keine andern Herrn über sich hatten als den Kaiser. Solche nannte man Reichsstädte; zu den ältesten gehören: Frankfurt, Straßburg, Augsburg, Basel. Köln und andere Bischofsstädte hoben sich mächtig; auch Kaiserpfalzen wie Ulm und Nürnberg wuchsen lustig heran.

Die Wissenschaft wurde wohl in den Stiftsschulen und Klöstern getrieben, so zu Fulda, Hirsau, Reichenau, Paderborn, Lüttich, Bamberg, Würzburg ꝛc. Im Ganzen aber genossen doch nur Wenige davon; das Volk ließ man in tiefer Unwissenheit hinlaufen. — Die Sitten bei Niedrig und Hoch, die Geistlichkeit nicht ausgenommen, waren im Allgemeinen sehr roh; Trinksucht und Streitsucht, die Erbübel von den heidnischen Vätern her, herrschende Laster. Es gab viel blutige Köpfe, nicht wenig Räubereien und Mordthaten. Es kamen auch in Deutschland, noch mehr in Italien abscheuliche Grausamkeiten vor, z. E. das Blenden. Und doch, während jetzt schon in Welschland Falschheit und Hinterlist stark hervortrat, gieng durch das deutsche Volk noch ein Zug von Redlichkeit, Biederkeit und Treue hin, sowie vornehmlich auch von Ehrfurcht vor dem Heiligen.

§ 4. Das Ritterwesen.

In der Zeit der Salischen Kaiser entfaltete sich das Ritterthum zu seiner Blüte, am frühsten in Frankreich, dann aber gleichzeitig in England, Deutschland ꝛc. Die romanischen Nationen treten jetzt Deutschland gegenüber glanzvoll in die Geschichte ein. Die Kirchenreform war unter ihnen aufgetaucht (S. 345); französische Ritter erfüllten Morgen- und Abendland mit dem Ruhm ihrer Kämpfe und Abenteuer. Ihre Sprache hörte man vom Tweed und Tajo bis zum Euphrat und Jordan. Ihre Lieder erschollen in zwei Hauptdialecten, wo ihre Waffen erschienen. — Die Edlen zogen zu Pferd in den Streit, sie waren Reiter, Ritter. Im Ritterthume vereinigte sich die alte germanische Art mit christlichem Wesen: ein Ritter sollte tapfer sein, keinen Feind scheuen, auch den Stärksten nicht; er sollte fromm sein, der Kirche Gottes, den Witwen und Waisen, allen Schwachen und Bedrängten Schutz und Hilfe gewähren; er sollte eine gewisse zarte Verehrung für die Frauen hegen. Diese drei Elemente, Tapferkeit, Frömmigkeit und Galanterie befaßte das ächte Ritterthum.

Dasselbe bekam mit der Zeit seine eigenen genauen Gesetze, seine Regel. Eines Edelmanns Sohn wurde schon als Kind an den Hof eines Fürsten, Grafen, Freiherrn oder doch angesehenen Ritters gebracht. Hier war er zuerst Edelknabe oder Page; mit dem 14. Jahre wurde er Knappe. Er bediente seinen Herrn und lernte das Ritterwerk bei ihm, begleitete ihn auf seinen Zügen und focht an seiner Seite. Hatte er das Waffenwerk gelernt, sich auch im Kampfe bewährt, so wurde er, gewöhnlich nicht vor dem 21. Jahre, mit Feierlichkeit zum Ritter geschlagen. Nachdem er einen heiligen Eid geschworen, daß er sein Lebelang die Ritterregel halten und untadelig vor Gott und Menschen leben wolle, wurden ihm von seinem bisherigen Herrn oder einem Andern, häufig von einem Großen, mit dem Schwerte im Namen Gottes, des Erzengels Michael und des hl. Georg drei leichte Schläge auf die Schulter gegeben und sofort die einzelnen

Stücke des Waffenschmucks, Schwert, Lanze, Streitkolben, Dolch, Helm, Harnisch, Schild und die goldenen Sporen überreicht. Jetzt war er ein Ritter. Die Feierlichkeit fand gewöhnlich bei einem glänzenden Feste statt und schloß nicht selten mit einem Turniere.

Die Turniere waren ritterliche Kampfspiele, welche die Großen und Reichen veranstalteten. Lange vorher wurde in der Nähe und Ferne dazu eingeladen, und zur bestimmten Zeit sprengte eine Menge Ritter auf ihren stolzen Rossen dazu heran. Solch ein Ritter im vollen Schmucke ließ sich allerdings stattlich an-

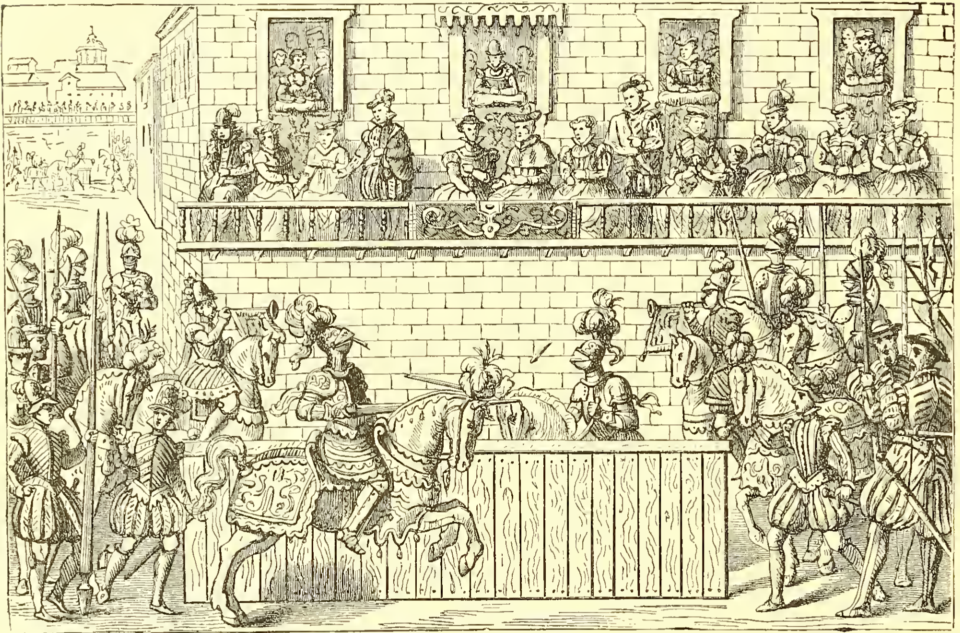


Fig. 106. Turnierscene aus dem 15. Jahrhundert. (Nach einem alten Stiche.)

sehen. Er war in glänzenden Stahl gekleidet vom Kopf bis zur Zehe; selbst das Gesicht verdeckte ein Visir, durch dessen Spalten nur die Augen blitzten; auf dem Helme wogte ein dreigetheilter Federbusch auf und nieder; an der Seite hieng der mit dem Wappen gezierte Schild 2c. Selbst die Pferde waren zum großen Theile mit Eisen überkleidet und mit schönen Decken, welche darunter hervorsahen 2c.

Jeder Ritter mußte sich bei den Kampfrichtern anmelden, die seine Turnierfähigkeit, d. i. seinen guten Adel und makellosen Namen zu prüfen hatten. Dann wurde der mit Schranken umgebene Kampfplatz geöffnet und die Kämpen ritten unter rauschendem Trompeten- und Paukenschall hinein. Turniervögte, Herolde, Grieswärtel sind zugegen, daß alles ehrlich und ordentlich zugehe. Die Grieswärtel sollen die zu hart Streitenden auseinanderbringen. An den Schranken aber sitzen auf Gerüsten (Balkonen) die Damen und vornehmen Zuschauer, und ringsum steht das Volk und alles blickt erwartungsvoll.

Ein Herold ruft die Herren mit Namen auf, welche mit einander kämpfen sollen. Sie sprengen mit den Lanzen (stumpfen, manchmal auch spitzigen) auf einander los und einer sucht den andern mit kräftigem Stoße vom Roß in den Sand zu strecken oder doch bügellos zu machen. Dann geht es wohl auch, wenn die Lanzen zersplittert sind, an den Kampf mit dem Schwerte. Manchmal streiten nicht Einzelne, sondern Scharen zugleich mit einander, wo Wolken von Staub aufwirbeln. Nachdem die Ritter sich getummelt haben, folgt das Gesellenstechen der Knappen. Die Tapfersten erhalten darauf, nach dem Ausspruche der

Richter, den sogenannten Dank, den ihnen die Hände der vornehmsten und schönsten Damen darreichen, eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, ein Schwert, eine Leibbinde 2c. Dieselben dürfen auch bei der folgenden Tafel an der Seite dieser Damen sitzen und nachher den Fackeltanz mit ihnen beginnen. — Bei diesen Turnieren gab es aber viel Unglück. Oft wurde ein Ritter vom Pferde geworfen, daß er Arm und Bein oder gar den Hals brach. Oft verwandelte sich das Spiel in bittern Ernst und aus dem Turnierplatze wurde ein Schlachtfeld. Bei einem einzigen Turnier zu Nuys in Lothringen blieben 42 Ritter und ein Paar Dutzend Knappen auf dem Platze.

Läßt sich auch das Ritterwesen als etwas Edles anschauen, die Mehrzahl der Ritter ist doch nicht edel gewesen. Sie pflegten hinter ihren Gesetzen weit zurückzustehen oder sich doch diese in sehr beschränktem Sinne auszulegen. Diese Ritter waren häufig schreckliche Trunkenbolde; und bei aller Zartheit gegen das weibliche Geschlecht bezeigten sie sich dem männlichen gegenüber unbändig roh, gewaltthätig und streitsüchtig. Ihre Fehden untereinander konnte man nicht zählen, und den Andern mit oder ohne Grund todtschlagen, seine Burg verbrennen 2c., das hielt man für kein Unrecht, sofern nur die Fehde vorher ehrlich angesagt war. Und von der Burg herab oder hinter einem Gebüsche hervor unversehens, so recht hinterlistig, über vorüberziehende Kaufleute herfallen, sie niederwerfen, ihre Güter rauben, ihre Person in's Burgverließ stecken, bis sie sich erst noch mit schwerem Lösegelde ranzionirten (freikauften), das hielt man für keine Sünde und Schande, sondern für eine rechte ritterliche Großthat. — Es gab auch fahrende oder irrende Ritter; so hießen solche, die auf Gerathewohl in der Welt herumritten, um Gelegenheit zum Strauß zu finden. Das nannten sie auf Abenteuer (aventure) ausziehen. Ein unmäßige Lust zu Abenteuern regte sich itzo in vielen Rittern, daß sie gerne in die Ferne, in's fabelhafte Morgenland zögen.

§ 5. Die Kreuzzüge.

In dieser Zeit ward das Abendland von einer seltsamen religiösen Bewegung ergriffen. Denn jetzt eben erreichte der Islam seine höchste Kraft. Während Spanien herrlich aufblüht (S. 346), fängt Mahmud von Ghazna 1001 an, das ferne Indien durch jährliche Raubzüge zu unterwerfen und neben ihm dichtet Firdusi das große Nationalepos, der Perser, das Schahnameh. Nun aber drangen seldschuckische Türken vor, stürzten das Ghaznareich und eroberten alles vom Indus bis ans Mittelmeer.

Von früher Zeit her pilgerten die Christen des Westens nach dem h. Lande, wo einst Gottes Sohn im Fleische gewandelt und gelitten und so viele auserlesene Menschen Gottes gelebt und gekämpft hatten. Ein heiliges Verlangen trieb sie, jenen Schauplatz der Wunder Gottes zu sehen. Das h. Grab, über welches schon die fromme Kaisersmutter Helena (S. 275) eine Kirche hatte bauen lassen, zog die Herzen am stärksten an. Diese Pilgerfahrten wurden immer häufiger, jemehr allmählich der Wahn die Gemüther bethörte, daß man damit ein verdienstliches, sündentilgendes Werk verrichte und sich dem Himmel näher schwinge (S. 346). So lang die Saracenen das h. Land beherrschten, erfuhren die christlichen Pilger wenig Bedrückung. Als dieses aber 1073 von den rohen Seldschucken erobert worden war, mußten sowohl die dort ansäßigen Christen, als auch die Wallfahrer viele und schwere Drangsale ausstehen. Schon hatten die Klagen Heimkehrender eine schmerzliche Theilnahme bei der abendländischen Christenheit erregt und auch bei Gregor den Wunsch hervorgerufen, daß doch Kanaan wieder ein Besitzthum der Christen werden möchte.

Da bat der griechische Kaiser Alexius um Hilfe gegen die Seldschucken. Der Papst sagte sie zu und veranstaltete zwei große Kirchenversammlungen, eine zu Piacenza in Italien, die andere zu Clermont in Frankreich. Bei der zweiten, 1095, waren auf einer weiten Ebene allein 225 Bischöfe, dann Tausende

von andern Geistlichen und zahlloses Laienvolk höheren und niederen Standes versammelt. Als da Urban II. in hoher Begeisterung eine Rede hielt, „wie Palästina als das Erbtheil des Herrn und Jerusalem als der Sitz aller Heiligthümer und Geheimnisse rein bleiben solle von jeder Befleckung, wie aber jetzt dieses Erbtheil von den Heiden zertreten und in der Stadt des Herrn des Teufels Lehre öffentlich verkündigt werde" ꝛc., als er die Frevel der Ungläubigen schilderte, und ein Wehe ausrief über die, welche solchem Unheile nicht steuern wollten, dagegen die selig pries, welche gegen die Feinde Gottes kämpfen würden, da blieb kein Herz unerschüttert, kein Auge trocken. Eine neue Begeisterung erfaßte alle und sie riefen vieltausendstimmig: „Deus lo volt! Gott will es!" Viele knieten gleich vor dem Papste nieder und ließen sich zum Zeichen, daß sie für die Sache des Kreuzes ihr Blut vergießen wollten, ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter heften, woher der Name Kreuzfahrer kommt.

Unzählige folgten nach. Denn die Kreuzfahrer empfiengen ja vom Papste Ablaß aller ihrer Sünden (eine ganz neue Lehre!) und den Verspruch des ewigen Lebens, wenn sie im Kampfe fallen sollten. Auch wurde ihnen zugesagt, daß sie für alle ihre zeitlichen Schulden während der Dauer ihrer Abwesenheit keine Zinsen zahlen dürften, sowie daß die Kirche ihre hinterbleibenden Güter beschützen und, wenn sie nicht wiederkehren sollten, für die Ihrigen sorgen würde. Die Hörigen, wenn sie durch Kampf frei werden wollten,



Fig. 107. Gottfried von Bouillon.

durfte niemand zurückhalten. Dazu kam dann noch die Lust, fremde Länder zu sehen und wunderliche Abenteuer zu bestehen, auch die Lust, reiche Beute zu machen, ja sich neue Herrschaften zu erstreiten. Genug, ein wahrhaft schwärmerischer Eifer: Fort! Fort! gen Morgen hin! ergriff plötzlich Hunderttausende. Frankreich, England und Italien betheiligten sich beim Ersten Kreuzzug am meisten, weniger jetzt noch das kühlere, bedächtigere, von Parteien zerrissene Deutschland.

Die Vornehmsten derer, welche sich zum ersten Zuge entschlossen, waren: Gottfried von Bouillon (Fig. 107), Herzog von Niederlothringen, ein durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und Milde ausgezeichneter Mann, die Grafen Balduin, und Eustach, Gottfrieds tapfere Brüder, der reiche Graf Raimund von Toulouse, Graf Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Herzog Robert von der Normandie, Bruder des Königs von England, der begüterte Graf Robert von Flandern, Bohemund, Robert Guiscards Sohn, Fürst von Tarent, und dessen Vetter, der kühne Tancred, einer der größten Helden des Kreuzheeres. Diese mächtigen Herren rüsteten sich mit Sorgfalt.

Ihnen voran brachen im Frühling 1096 mehrere Haufen auf, zusammen über 100,000 Mann, unter Anführung des Peter von Amiens, eines Fanatikers, der die Bauern begeisterte, des Ritters Walther von Habenichts u. A.; denn sie konnten vor Begierde den Abgang des Hauptheeres nicht erwarten. Das war aber loses und heilloses Gesindel. Diese Kreuzhelden begannen den h. Kampf schon am Rhein, indem sie über die dortigen Juden herfielen, die sie auch zu den Feinden Gottes rechneten, die sie beraubten und von denen sie Tausende ermordeten. Dann trieben sie es auch auf dem weiteren Wege mit Plündern, Blutvergießen und Verübung aller Schandthaten so arg, daß sie schon von den erbitterten Ungarn und Bulgaren großentheils erschlagen wurden. Peter, der mit dem Leben davongekommen, harrte betrübt in Constantinopel auf die Ankunft der Fürsten.



Fig. 108. Peter von Amiens.

Diese brachen im Sommer 1096 auf mit ihren wohlgerüsteten Scharen, an 700,000 Mann. Jeder befehligte seine Leute selbst; einen Oberbefehlshaber gab es nicht. Sie zogen auf verschiedenen Wegen durch Europa; in Constantinopel wollten sie sich zusammenfinden. Der griechische Kaiser Alexius erschrack über die heranflutenden Kreuzfahrermassen, von welchen er Gefahr für seine eigne Herrschaft befürchtete, und legte ihnen Anfangs, statt sie zu unterstützen, Hindernisse in den Weg. Doch verständigte man sich mit ihm durch Ernst und Willfährigkeit, schwur ihm den Lehenseid und setzte dann auf griechischen Schiffen nach Asien hinüber. Das gesamte Kreuzheer stellte sich Juni 1097 vor der dem Sultan von Ikonium, Kilidsch Arslan, zugehörigen Stadt Nicäa auf. Noch immer welch ein gewaltiges Christenheer! 100,000 Reiter und 300,000 Fußgänger, alle trefflich bewehrt. Dabei noch ein ungeheurer Schwarm von Mönchen und Knechten, Weibern und Kindern. Nicäa wird genommen; der Zug geht weiter. — Auf dem Marsche durch das dürre Phrygien theilte sich das Heer. Da griff plötzlich Kilidsch Arslan mit 150,000 Reitern die eine Abtheilung an. Die Seldschucken sind tapfer und listig; sie täuschen die Kreuzfahrer durch verstellte Flucht, wenden sich schnell und fallen über die in Unordnung Verfolgenden grimmig her. Hier wäre es um die Hälfte des Kreuzheeres geschehen gewesen, wenn sich nicht Gottfried von Bouillon mit dem andern Heerestheil zu rechter Zeit noch hilfreich eingestellt hätte. So wurden die Moslemen noch völlig besiegt.

Auf dem Weitermarsche hatten die Christen viel von Hunger und Durst und

ungewohnter Sonnenglut zu leiden; doch gelangten sie glücklich nach Syrien. Aber die Hauptstadt Antiochia, die sie im Oktober 1097 erreichten, wurde neun Monate lang vergeblich von ihnen belagert. Mangel an Lebensmitteln, Winterfrost, Seuchen und die beständigen Ausfälle der Belagerten rafften sie zu Haufen hin. Sie befanden sich in der äußersten Noth und ihr Glaubensmuth sank tief herab. Nicht Wenige machten sich davon und unter ihnen selbst der Kukupeter, wie man ihn nannte. Diesem aber setzte Tancred nach und brachte ihn wieder zurück. Indessen würden sie die ungewöhnlich feste Stadt nie bekommen haben, wenn nicht Bohemund einen Renegaten, welcher einen Thurm zu vertheidigen hatte, zum Verrath bewogen hätte. Mittelst einer von diesem herabgelassenen Strickleiter stieg Bohemund bei der Nacht in den Thurm und öffnete eine Pforte, durch welche das Christenheer eindrang. So wurden die Kreuzfahrer Herr der Stadt, in welcher sie jetzt barbarisch schlachteten.

Aber schon drei Tage nachher kam Kerboga, der Fürst von Mosul, mit 200,000 Mann zum Entsatze Antiochiens herbei, das er mit Grimm erobert findet. Er schloß nun die zusammengeschmolzenen Kreuzfahrer darin ein. Bald entstand eine fürchterliche Hungersnoth, daß sie todte Pferde, Mäuse und Leder verzehrten. Dazu kamen abermals pestartige Krankheiten. Es löste sich alle Ordnung auf. — Was rettet sie noch? Ein Mönch Bartholomäus tritt hervor und meldet, ihm sei der heil. Andreas erschienen und habe ihm verkündigt, daß in der Peterskirche die heil. Lanze begraben liege, mit welcher der Kriegsknecht Longinus die Seite des Herrn Jesu geöffnet habe, diese solle man ausgraben, ihr folge der Sieg! Sogleich wurde nachgegraben, und siehe, es steigt einer aus der Grube mit einer in Purpur eingewickelten Lanze herauf! Er zeigt sie den Christen und alles Volk jubelt. Die ausgehungerten, abgezehrten, erst noch wie Schemen hinschleichenden Menschen schritten unter hellem Psalmgesang aus den geöffneten Thoren und stürmten unwiderstehlich über das Türkenheer hinein, das in wilder Flucht auseinanderstob. Die Christen eroberten Kerbogas Lager mit unermeßlichen Reichthümern und solcher Fülle von Speisen, daß alle Noth ein Ende hatte.

Es war jetzt Sommer 1098. Der Weg nach Jerusalem betrug nur noch 100 und etliche Stunden; gleichwohl brauchten die Kreuzfahrer beinahe noch ein Jahr dahin. Denn die Fürsten stritten untereinander um den Besitz der eingenommenen Städte und Gebiete, waren auch bestrebt, in der Umgegend weitere Eroberungen für sich zu machen. Bohemund gründete ein Fürstenthum in Antiochia, Balduin in Edessa. Als aber das J. 1098 sich neigte, ohne daß man vorwärts gerückt, stellte sich das Volk über den Aufenthalt so ungeberdig, daß die Fürsten zum Weiterzug sich anschicken mußten. Es gieng an der Seeküste hin, den Städten Tripolis, Berytus, Sidon, Tyrus, Akko entlang nach Cäsarea; Kämpfe und Belagerungen verzögerten den Marsch beständig. Nun verließ man das Meeresgestade und zog gerade auf Jerusalem zu.

Endlich am 6. Juni 1099, im dritten Jahre nach dem Aufbruch, erblickte man die langersehnte h. Stadt. Ein unendliches Jubelgeschrei erschallt, Freudenthränen fließen; sie fallen auf die Kniee und küssen den Boden; sie loben Gott, daß er sie so weit gebracht, und alles ausgestandene Elend ist vergessen. Gleich rennen sie auch auf die Stadt los, um sich ihrer zu bemächtigen; allein das geht nicht so leicht. Sie ist wohlverwahrt mit Mauern und Thürmen und eine Besatzung von 40,000 Mann liegt darin. Es sind Aegypter, welche sie den Seldschucken entrissen hatten. Und das Kreuzheer? Es zählt noch 20,000 zu Fuß und 1500 zu Pferde, den 19. Theil der Ausgezogenen! Der erste Anlauf mißlang gänzlich; indessen verzagt keiner am endlichen Gelingen des großen Werkes. Aber Sturmwerkzeuge müssen gebaut und das Holz dazu muß meilenweit herbeigeschafft werden. Einstweilen kann man sich doch am Anblicke der Stadt des himmlischen Königs weiden und so manche heilige Orte um Jerusalem her besuchen! — Die Werkzeuge zum Sturme sind fertig. Jetzt

wallt das Pilgerheer zur Marienkirche im Josaphatthale, um sich den Sieg zu erflehen, und von da auf des Oelbergs Höhe, wo Peter predigt und alles Volk zu Buße, Eintracht und Tapferkeit ermahnt. Alle schlagen reumüthig an die Brust; die Feinde reichen sich die Hand zur Versöhnung; die Krieger insgesamt geloben, um die Stadt des Herrn und sein Grab bis zum letzten Blutstropfen zu streiten.

Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser mitten in der Glut des Sommers hatte indessen das Pilgerheer noch weiter geschwächt. Es kamen zum Glück genuesische Schiffe nach Jafa, welche Nahrung, Arbeitsgeräthe und Werkmeister brachten. Und dann hatte Tancred in einer Grotte tief versteckte Baumstämme entdeckt, welche früher den Aegyptern zur Berennung der Stadt gedient hatten. Immer mehr festigte sich doch unter den entmuthigendsten Erfahrungen die Losung des ganzen Kreuzzugs in den Herzen: Gott will es! Gott hilft uns! und der Anblick Jerusalems wirkte wie ein Zauber, der jede Art übernatürlichen Beistandes in Aussicht stellte. (Auf Fig. 109 sehen wir die Stadt von der Ostseite, vom Oelberg her, die sog. Omars-Moschee [S. 313] im Vordergrund.)

So wird denn, am 14. Juli, Jerusalem berannt. Den ganzen Tag wird gerungen; aber die Belagerten wehren sich verzweifelt; zurück und wieder zurück!

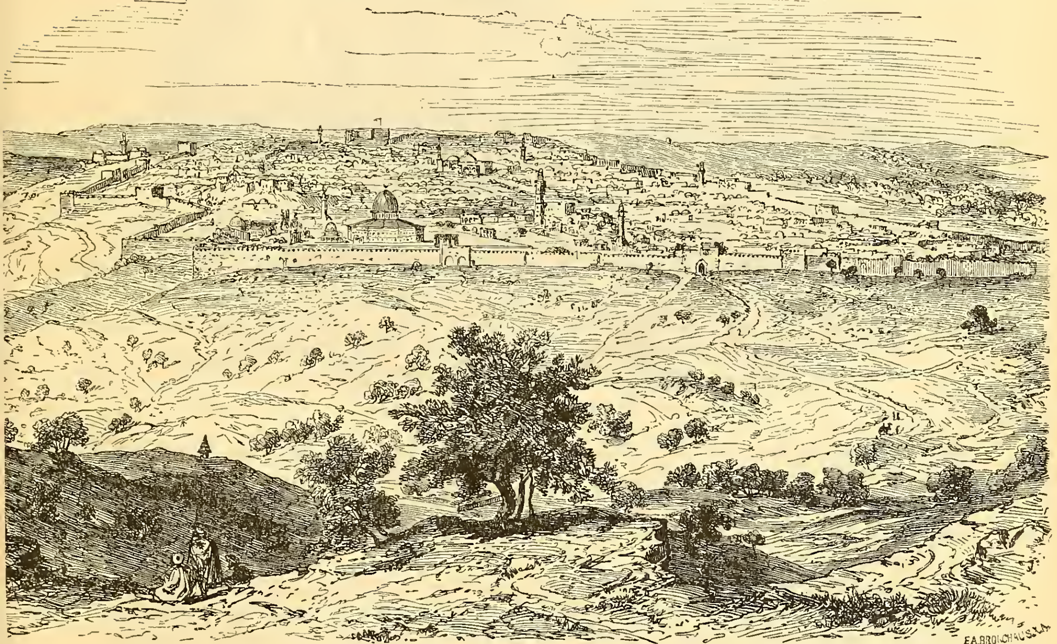


Fig. 109. Jerusalem.

Der Tag sinkt und die Belagerer müssen sich zurückziehen. Am andern Morgen wird der Sturm erneuert, denn Zion muß gewonnen sein; sieben Stunden lang dauert die allerheißeste Arbeit fort, bis alle Kräfte sinken. Da aber — schaut doch zum Oelberg hinauf! was ist das? Auf dem Oelberg steht ein Ritter in glänzender Rüstung und schwingt den Schild! Dies kann nur einer der starken Helden vom Himmel sein, der den Sieg verheißt. Wie mit übermenschlicher Kraft stürmen die Kreuzfahrer jetzt nochmals an und durchbrechen die äußere Mauer. Sie dringen an die innere vor. Gottfrieds hölzerner Thurm rollt an sie heran, die Fallbrücke sinkt von ihm herab; der Herzog und andere springen über sie auf die Mauer, springen von der Mauer in die Stadt hinein und öffnen von innen ein Thor, durch welches das Christenheer hereintobt.

So wird Jerusalem erobert am 15. Juli 1099. — Aber welch ein Wüthen der christlichen Sieger an der heiligen Stätte. Was Muhammedaner heißt, Krieger, Greise, Weiber, Kinder, alles wird erbarmungslos niedergemetzelt. Mit demselben Tigergrimme fallen sie über die Juden her. Die meisten derselben sind in ihre Synagoge geflüchtet; sie werden mit derselben verbrannt. Nur die Christen ließ man leben, die man in der Grabkirche versammelt fand, wo sie Kyrie eleison! sangen. In drei Tagen verbluteten 70,000 Moslims, 10,000 allein in der Tempelmoschee. Auch wurden alle nichtchristlichen Häuser ausgeplündert; jeder durfte behalten, was er erlangen konnte. Nach vollbrachter Raub- und Blutarbeit säuberten sie sich. Barfuß und mit bloßem Haupte ziehen sie jetzt nach der Grabkirche und stimmen dort

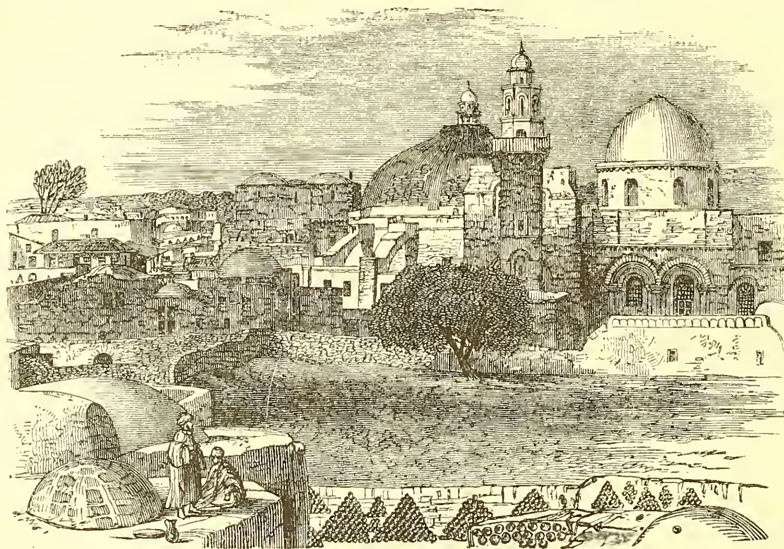


Fig. 110. Die heilige Grabkirche in Jerusalem.

unter Wonnethränen einen Lobpsalm für das gelungene h. Werk an, geloben auch dabei, Gott zu Ehren ihr Lebenlang einen heil. Wandel zu führen. Gottfried von Bouillon, der die namenlosen Greuel des Kreuzheeres bejammert hatte, ohne sie hindern zu können, wurde als der Edelste der Kreuzritter zum König von Jerusalem ausgerufen.

Er nahm zwar das Regiment an, wollte aber keine goldene Krone tragen da, wo sein Heiland die Dornenkrone trug; er nannte sich nur Vogt des h. Grabes. Indessen unterwarfen sich seiner Oberherrlichkeit auch die andern im Morgenland entstandenen und entstehenden christlichen Herrschaften, wie das Fürstenthum Antiochien, die Herrschaft Edessa, und sein Reich erlangte eine ziemliche Ausdehnung. — Freilich zog schon im August 1099 ein Muhammedanerheer von 140,000 Mann aus Aegypten herauf, um den Christen ihr Erobertes wieder zu entreißen. Gottfried hatte kaum den siebten Theil von Mannschaft entgegenzuführen. Doch erfocht er durch seine Klugheit und Tapferkeit bei Askalon einen glänzenden Sieg und sicherte dadurch das Bestehen des jungen Reiches. Er regierte mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aber schon 1100 erlag der hochgesinnte Fürst dem Streiche des Todes. Ihm folgte sein Bruder Balduin, der den Königstitel annahm. Da fortwährend bewaffnete Pilgerzüge aus Europa nachkamen, so erstarkte das Königreich einigermaßen; nur siedelten sich mehr schlechte als erträgliche Christen an.

Das die Geschichte des Ersten der Kreuzzüge. Man zählt noch sechs folgende größere, mit denen wir noch zusammentreffen werden. Ihrer keiner hat sein Ziel erreicht außer dem ersten. Aber fast zwei Jahrh. lang dauerte diese Be-

wegung nach dem Morgenlande fort; wer nicht selbst gehen konnte, kaufte sich durch einen Geldbeitrag los.

Der Johanniter- und Templerorden.

Wie das Ritterthum durch die Kreuzzüge einen mächtigen Anhauch erhielt, so auch eine eigenthümliche Gestaltung. Es entstanden geistliche Ritterorden, in denen Ritterthum und Mönchthum sich vermählten. Und zwar erscheinen die zwei obengenannten schon in der ersten Zeit des Königreichs Jerusalem, dem sie zu einer vorzüglichen Stütze dienten.

Nachdem schon 1048 ein Kloster des Täufers Johannes in Jerusalem sich der Krankenpflege gewidmet hatte, führte 1099 sein Abt Gerhard eine Ordenstracht für die Spitalbrüder ein, welche Paschalis II. 1113 bestätigte. Sie pflegten die armen und kranken Pilger mit solcher Hingebung, daß sie allgemeines Lob, zudem noch reiche Geschenke und Vermächtnisse aus der Nähe und Ferne empfiengen. Von ihrem Pilgerhause, St. Johannishospitium genannt, hießen sie Johanniter, auch Hospitaliter. Viele aus den verschiedenen Nationen traten in diesen Orden ein. Die Glieder desselben trugen ein schwarzes Kleid mit weißem Kreuz und legten das klösterliche Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit ab. Strengster Gehorsam wurde den Obern, insonderheit dem Großmeister geleistet. Armut bedeutete, daß der Einzelne nichts sein nennen dürfe; alle ihre Güter gehörten dem Orden. Gerhards Nachfolger fügte auch die Verpflichtung (der adeligen) zum Kampf gegen die Ungläubigen hinzu. Seinen Hauptsitz verlegte der Orden später von Jerusalem nach Cypern, dann auf die Insel Rhodus, dann auf Malta. Die sogenannten Malteserritter sind darum eins mit den Johannitern.

Eine ähnliche Verbindung ist der Templerorden, den der französische Ritter Hugo von Payens stiftete. Er trat 1118 mit noch acht Rittern zu dem Berufe zusammen, die Straßen im h. Lande sicher zu halten, die Waller zu geleiten und den Kampf gegen die Ungläubigen mit völliger Selbstaufopferung zu bestehen. Auch sie brachten das obenbezeichnete dreifache Gelübde dar. Ihre Wohnung war zu Jerusalem nahe an der Stelle, wo früher der Tempel gestanden, daher ihr Name Tempelritter, Tempelherren oder Templer. Sie trugen einen weißen Mantel mit blutrothem Kreuz. Ihr Großmeister hatte fürstlichen Rang. Zu diesem Orden drängten sich so viele, daß er ganze Heere ins Feld stellen konnte und sich den Ungläubigen bei der ausnehmenden Tapferkeit seiner Glieder sehr furchtbar machte. Er wurde noch reicher als der vorige, den er oft befehdete, und erlangte Besitzungen in allen Ländern. Wegen seines Reichthums wurde er 1312 gewaltsam aufgehoben, wie wir unten (IX. § 3) hören werden.

Beide Orden verdienten in der ersten Zeit ihres Bestehens durch selbstverleugnende Liebe, durch sittenreinen Wandel und Heldenmuth die hohe Achtung, die sie genoßen. Auch sie trugen zum Ruhme des Frankennamens bei, so gut als die neuen Formen des Mönchlebens, die nun in Frankreich auftauchten. Hatte Clüny erst weithin die Klosterzucht reformirt (seit 910), so steigerten nun die Kartäuser (in Chartreux seit 1086) die Ascese aufs Höchste; andererseits suchten die Cisterzienser (seit 1098 in Citeaux, 1115 in Clairvaux) dem Religionsunterrichte, die Prämonstratenser (seit 1120 in Prémontré) der Seelsorge unter die Arme zu greifen. Es war eine Zeit regen bunten Treibens auch im Geistlichen.

§ 6. Die Hohenstaufen.

Nach dem kinderlosen Abscheiden Heinrichs V. versammelten sich die deutschen Stämme bei Mainz, 1125, und die geistlichen Fürsten wählten den alten Herzog Lothar von Sachsen zu Deutschlands Gebieter. Wir haben also zuerst noch Einen, der kein Hohenstaufe, vielmehr ein Feind dieses Hauses war. Lothar (1125—37) war wohl besonnen und tapfer, aber er stand einmal im Dienst der

Kirche, worin er fromm, doch nicht blind verharrte. Auf seiner Romfahrt 1034 zum Kaiser gekrönt, erhielt er für seine Dienste vom Papste die Mathildischen Güter (S. 360) als ein Lehen, so daß er ein Vasall des Papstes wurde, worüber die Päpstlichen selbst spotteten. Doch hat er den Staufer besiegt und nach 80 Jahren den ersten allgemeinen Frieden in Deutschland aufgerichtet. Nachdem er noch Apulien dem Papst unterworfen, 1136, starb er auf dem Heimwege in einer Bauernhütte des Innthals. Und jetzt kommt das Heldengeschlecht der Hohenstaufen.

Es führte seinen Namen von seiner Burg Staufen, welche am nordwestlichen Abhang der Schwäbischen Alb auf einem hohen Bergkegel stand, wo von der einstigen Herrlichkeit nur noch ein kleines Mauerstück übrig ist. Hier hauste zur Zeit Heinrichs IV. jener Graf Friedrich, der dem bedrängten Kaiser so gute Dienste erwies, daß er ihm seine Tochter zur Ehe und das Herzogthum Schwaben zum Lehen gab (S. 357). Friedrich hatte zwei Söhne, einen Friedrich, der dem Vater als Herzog von Schwaben folgte, und einen Konrad, welchem Heinrich V. das Herzogthum Franken verlieh. Letzterer wurde nach Lothars Tod in übereilter Hast zum König erwählt. Es war eine verhängnißvolle Wahl, die Konrad zu stetem Kämpfen ohne Sieg verurtheilte. Konrad III. (1138—52) war ritterlich und verständig, aber unfähig die Verhältnisse zu beherrschen. Ueber seine Thronbesteigung grollte der mächtigste Fürst, Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und von Sachsen; derselbe mochte auf dem Reichstag nicht zur Huldigung erscheinen, und als er endlich die Reichskleinodien auslieferte, trutzte er doch fort. Darauf erklärte Konrad eigenmächtig den Trotzigen seiner beiden Herzogthümer verlustig, die er auch sogleich an andere Fürsten vergab.

Hier loderte nun der große langwierige Hader zwischen Welfen und Waiblingern, der sich schon unter dem vorigen Kaiser entzündet hatte, helle auf. Die Bayrischen Herzoge führten nämlich von ihrem Stammvater Welf (S. 354) den Namen Welfen und die Hohenstaufen von ihrem Stammschlosse Waiblingen den Namen Waiblinger. „Hie Welf! Hie Waiblingen!“ ward nun zum Feldgeschrei. Zuerst verstand man unter diesen Namen nur die Bayrische und Hohenstaufische Partei gegeneinander, in der Folge aber erweiterte sich der Begriff derselben, und da mit den Welfen meist die Päpste zusammenhielten, bedeuteten sie namentlich: päpstliche und kaiserliche Partei. Jahrhunderte lang spann sich der Streit zwischen Welfen und Waiblingern fort, dessen hauptsächlicher Schauplatz weiterhin Italien wurde. Die Italiener sprachen aber Guelfen und Ghibellinen.

Heinrich der Stolze wehrte sich verzweifelt um den Besitz seiner Herzogthümer, und nach seinem frühen Tode (1139) führte sein Bruder Welf mit gleicher Anstrengung den Krieg fort. Beiden fehlte es nicht an mächtigen Helfern. Es war ein harter Streit mit wechselndem Glücke. Indessen konnte Konrad nicht völlig über die Welfen obsiegen und 1162 nur durch einen Vergleich, in welchem dem jungen Sohne des Stolzen, Heinrich dem Löwen, das Herzogthum Sachsen gegen Verzichtleistung auf Bayern zugesprochen wurde, einen leidlichen Frieden herstellen. Der Kaiser fand es schwer, das zerrüttete Reich wieder in Ordnung zu bringen.

Konrad besiegte Welf 1140 bei Weinsberg. Die Sage aber meldet, er habe das Städtchen belagert und der hartnäckige Widerstand desselben ihn dermaßen erbittert, daß er allen Männern darin den Tod drohte. Als sich das Städtchen endlich ergeben mußte, erbaten sich die Weinsberger Weiber die Gunst von ihm, ihr Kostbarstes mit hinweg nehmen zu dürfen, soviel sie tragen könnten. Als nun die Stadtthore sich öffneten, kamen die Frauen heraus und jede trug ihren Mann auf dem Rücken, worüber sich der Kaiser herzlich freute. Darum ist die Weibertreue von Weinsberg sprichwörtlich geworden (Fig. 111).

Während Konrad in Deutschland umherreiste, bekam er zwei sonderliche Rufe aus Italien. Damals hatte ein Priester Arnold von Brescia, dem das weltliche üppige und hoffärtige Leben des Clerus höchlichst mißfiel, mit hinreißender Beredsamkeit gelehrt, daß die Geistlichen nach dem Exempel der armen und geringen Apostel keine zeitlichen Güter, Rechte und Ehren haben sollten. Er wurde vom

Papst verurtheilt 1139 und floh zu seinem Lehrer Abälard nach Paris, wo er auch mächtig predigte, bis der h. Bernhard ihn vertrieb. Er kam nach Rom zurück und unterwarf sich 1145 dem Papst. Die Römer aber wollten diesen auf das geistliche Gebiet beschränken und wählten sich einen Stadtrath, sie zu regieren. Der Papst als erster Geistlicher müsse den Anfang mit der rechten Geistlichkeit und apostolischen Armut und Demuth machen. So hatten sie den Senat wieder hergestellt; Arnold schloß einen Bund mit diesem und predigte frei gegen den Geiz und die Heuchelei der Kardinäle; ja auch dem Papst, dem Manne des Bluts, dürfe man nicht mehr gehorchen. Eugen III. zog 1149 mit einem Heer gegen die h. Stadt. Diese schickte an Konrad die Einladung, er solle bei ihnen in Rom, als der Hauptstadt der Welt, seinen Thron aufschlagen; der Papst aber solle predigen, nicht Blut vergießen. Ebenso rief ihn der Papst. Allein Konrad war durch deutsche Wirren zurückgehalten. Es hatte auch die ganze Sache keinen Bestand. Der Papst gelangte wieder zu seiner zeitlichen Macht und Herrlichkeit, Arnold aber auf den Scheiterhaufen.



Fig. 111. Weiber von Weinsberg.

Von seinem Streben, Deutschlands Ordnung zu befestigen, ward jedoch Konrad durch einen andern Ruf abgezogen. Vom Morgenlande her kam die Kunde, daß die wichtigste Christenstadt Edessa, jenseits des Euphrats, 1144, von den Ungläubigen erobert worden sei und einen fürchterlichen Untergang genommen habe. Die Einwohner wurden theils niedergemetzelt, theils fortgeschleppt, die Stadt von Grund aus zerstört. Schrecken und Jammer gieng durchs Abendland und die Begierde zum Kampf gegen Gottes Feinde erwachte aufs neue. Sie wurde hochentflammt durch den heil. Bernhard von Clairvaux, den berühmtesten aller Geistlichen, das Orakel Frankreichs. Seine Predigten brachten eine fieberhafte

Bewegung hervor, zuerst in Frankreich, wo von seinen gewaltigen Worten ergriffen selbst Ludwig VII., dann auch in Deutschland, wo König Konrad das Kreuz nahm. Dieser setzte zwar dem Aufruf anfangs eine stählerne Brust entgegen; als aber Bernhard 27. Dec. 1146 in Speier ihn mit Feuereifer auf das jüngste Gericht hinwies, wo er sein Zurückbleiben nimmermehr werde verantworten können, da wurde der Kaiser so erschüttert, daß auch er rief: Gott will es! Dem Papst, der ihn lieber in Italien gehabt hätte, wars leid. Mit ihm ließen sich drei Herzoge, zwei Markgrafen und mehrere Bischöfe das Kreuz aufheften, denn die Sache fand auch in Deutschland jetzt viel mehr Theilnahme als früher. Bernhard verhieß mit völliger Bestimmtheit einen glücklichen Erfolg des Unternehmens. Wohl eine Million Pilger setzte sich nutzlos in Bewegung.

So ward denn dieser zweite Kreuzzug 1147 unternommen. Bereits im Mai brach Konrad mit 90,000 trefflich gerüsteten Kriegern auf; er zog auf dem Landwege nach Constantinopel und setzte von da nach Kleinasien über. Aber von den Griechen verlassen wurde das von Hunger und Durst erschöpfte Heer durch berittene Bogenschützen der Türken umringt und fast ganz vernichtet. Der französische König brach im Juni mit noch zahlreicherer Mannschaft auf, gelangte auf demselben Wege nach Kleinasien und verlor auf gleiche Weise den größten Theil seines glänzenden Heeres. Doch kamen beide Regenten nach Jerusalem und verrichteten ihre Andacht an der hl. Stätte. Sie vereinigten sodann den Rest ihrer Krieger mit denen des Königs von Jerusalem, Balduins III., um zwar nicht das ferne Edessa, aber doch das näherliegende schöne Damaskus den Türken wegzunehmen. Allein Verrath der Palästinensischen Christen verschuldete, daß auch dieses Vornehmen scheiterte. Das Christenheer mußte von der belagerten Stadt nach schweren Verlusten unverrichteter Dinge abziehen.

Beide Fürsten, Konrad und Ludwig, kehrten mit tiefem Mißmuthe heim, 1149. Das Volk mißtraute hinfort der geistlichen Leitung. Konrad III. lebte nicht allzulange mehr. Eben als er seine Römerfahrt antreten wollte, starb er in Bamberg 15. Febr. 1152. Er hat keine Krone aus des Papstes Händen empfangen, woran aber auch nichts lag.

Friedrich I., Barbarossa (1152—90).

Nunmehr wurde Konrads Brudersssohn, Friedrich, von den zu Frankfurt versammelten weltlichen und geistlichen Fürsten einstimmig und unter dem Zujauchzen des Volkes zu Deutschlands Haupt erkoren und zu Aachen feierlich gekrönt.

Das war wieder einmal ein Kaiser! Schon äußerlich herrlich, dastehend in blühender Manneskraft, mit dem durchaus ebenmäßigen, wohlgebildeten, weißrothen Angesichte, mit seinen blauen, klaren, durchdringenden Augen, mit blondem gekräuseltem Haare, das unten zum röthlichen Barte ward, daher ihn die Italiener Barbarossa, Rothbart nannten. Voll Verstand und Einsicht, gerecht und tapfer, fromm und fröhlich, voll Selbstvertrauen, doch auch sich mäßigend, reiner keuscher Sitte, gleichmüthig und fest in allen Lagen, ernst und furchtbar gegen Widerstrebende, versöhnlich und weich gegen Reumüthige, ist er einer der Größten, die je das Scepter führten. Kaiser wollte er sein, sowie er den Thron bestieg, Gehorsam wollte er von allen seinen Untergebenen, und des Papstes ungöttliche Erhebung über Alles wollte er nicht dulden.

Zunächst suchte er in Deutschland Friede zu schaffen, und um Welf und Waiblingen zu befreunden, gab er seinem Vetter Heinrich dem Löwen zu seinem Herzogthume Sachsen auch das vom Vater zugleich besessene Bayern zurück. Noch 1152 schlichtete er auch einen Thronstreit zwischen zwei dänischen Prinzen, indem er dem Knut die Krone aufsetzte, dem Swend Seeland als ein Dänisches Lehen zusprach. Und nun wendete er sein Auge vornehmlich Italien zu, wo er die seit Heinrich V. kaum mehr geltend gemachte kaiserliche Oberhoheit wieder aufzurichten gedachte.

Die Lombardischen Städte, Mailand, Pavia, Brescia, Bergamo, Verona, Piacenza, Parma, Genua, Bologna &c. hatten sich durch

Rührigkeit in Handel und Gewerbe, so wie durch Kriegsmuth und Tapferkeit zu großem Reichthum und ansehnlicher Macht emporgeschwungen. Sie hatten sich der Herrschaft der Fürsten und Bischöfe ganz zu entziehen gewußt, und die meisten wollten nun auch von der Oberherrschaft des deutschen Kaisers frei sein. Sie hätten wohl auch diese gar abwerfen können, wären sie nicht unter sich selbst uneinig gewesen. So aber gönnten sie sich selbst untereinander die Freiheit nicht. Besonders war die mächtigste, Mailand, immer darauf aus, andere Städte zu unterdrücken. Das gab dem Kaiser um so mehr Veranlassung, ein Wort mit ihnen zu reden. Aber er griff eine schwere Arbeit an. — Auf seinem ersten Zug, 1154, lud er die Fürsten und Städte zur Huldigung auf die Roncalischen Felder ein und die mehrsten erschienen doch, etliche mit Klagen über andere, wie Pavia über Mailands Herrschsucht. Letztere Stadt, welche auch ein kaiserliches Schreiben mit Füßen getreten, zu züchtigen, hatte er dießmal die Streitmacht nicht; aber minder starke widerspenstige Städte, Rosate, Tortona 2c., strafte er schwer. Darauf führte ihn Pavia, welches immer am treusten zum Kaiser hielt, im Triumphe bei sich ein, und der dortige Bischof setzte ihm die eiserne Krone auf.



Fig. 112. Friedrich I. im römischen Straßenkampf.

Von hier eilte er nach Rom, um die römische zu empfangen. Aber gleich bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Papste, Adrian IV., entstund eine Spannung zwischen beiden. Der Kaiser hatte zwar den gefangenen Arnold (S. 371) ausgeliefert, der dann verbrannt, dessen Asche in die Tiber geworfen wurde; allein er unterließ es, dem entgegenkommenden Papste beim Absteigen den Steigbügel zu halten. Da that Adrian ganz bestürzt und wollte wieder umkehren. Friedrich versicherte ihm, daß er sich nie aufs Steigbügelhalten verlegt habe; doch um des Friedens willen gab er nach und verrichtete den kuriosen Dienst. Jetzt führte ihn der Papst in die Peterskirche zur Krönung, 1155. Gleich darauf griffen die Römer das deutsche Heer

in den Straßen an, da denn 1000 Bürger erschlagen wurden, fast ohne daß ein Deutscher fiel (Fig. 112).

Friedrichs Heer hatte übrigens in der ungesunden Luft viel gelitten und mit einem mäßigen Haufen kehrte er nach Deutschland zurück. Auf dem Rückwege wollten ihn die Veroneser und Mailänder verderben. Er mußte im Etschthale durch einen Engpaß an einem Felsenschlosse vorüber; hieher hatten sie heimlich Mannschaft gelegt, um ihn aufzuhalten und zu vernichten. Allein Pfalzgraf Otto von Wittelsbach rettete Kaiser und Gefolge, indem er einen noch über die Burg emporragenden Felsen, der nur Vögeln erreichbar schien, mit 200 leichtbewaffneten Jünglingen erkletterte. Freudengeschrei von oben erweckte jubelnden Muth von unten. Von oben herab und von unten herauf geht es jetzt über das Felsennest her und nach furchtbarem Kampfe wird dasselbe erobert. 500 der Schelmen sind schon getödtet; die noch lebenden, darunter 12 Adelige, werden aufgeknüpft. Friedrich dankt dem braven Otto und gibt ihm später einen schönen Lohn.

In Deutschland übte der Zurückgekehrte das Kaiserthum mit großer Kraft. Während seiner Abwesenheit war durch Fehden und Räubereien Ruh und Sicherheit arg gestört worden; er durchreiste das Reich nach allen Seiten und stellte durch Urtheil und Strafe überall die Ordnung wieder her. Er schonte die großen Frevler so wenig als die kleinen. Den rheinischen Pfalzgrafen Hermann und zehn Grafen mit ihm ließ er wegen Landfriedensbruch die Strafe des Hundetragens erleiden; jeder mußte seinen Hund fast eine Meile fort auf dem Rücken schleppen. Den Rhein entlang riß er eine Menge Raubschlösser herab. Die Markgrafschaft Oestreich erhob er zu einem Herzogthum. Einen Bruderkrieg zwischen Polnischen Herzogen entschied er mit dem Schwerte. Dem Herzoge von Böhmen verlieh er zum Dank für dabei geleistete Hilfe den Königstitel. Er selbst ließ sich zu Arles die Burgundische Krone aufsetzen, an die seine Vorfahren kaum mehr gedacht, 1157. Sein Ansehen stieg hoch empor; von allen Landen schickte man ihm ehrende Gesandtschaften; der König von England unterwarf sich in einem schmeichelhaften Briefe den Befehlen des Kaisers (was freilich nicht gar ernstlich gemeint war).

Nur die Italienischen Städte verhöhnten den Gewaltigen und seine Befehle, sobald er sich entfernt hatte. Insonderheit war es Mailand, das stolze, welches ihm fortwährend frech trotzte und kaiserlichgesinnte Städte grausam mißhandelte. Der Papst aber, dem die Macht des Kaisers allzuhoch anwuchs, den es auch sehr verdroß, daß ihm untersagt wurde, die Kaiserkrone ein beneficium (hieß zugleich „Wohlthat und Lehen") des röm. Stuhls zu nennen, und daß Friedrich in seinen Briefen an ihn seinen Namen immer vor den des Statthalters Christi setzte, der Papst sympathisirte mit den Städten, die ihm das nöthige Geld gaben, und steifte sie in ihrer Feindschaft gegen den Oberherrn. Da beschloß Friedrich einen neuen Besuch in Italien, um dort seine Kaiserherrlichkeit zu entfalten. Er umlagerte 1158 das trotzige Mailand, und da es nicht mit Lebensmitteln versehen war, mußte es sich bei aller Tapferkeit nach vier Wochen ergeben. Es mußte neue Treue geloben, Geißeln stellen, Strafgelder zahlen, sich tief demüthigen. — Nunmehr hielt Friedrich einen Reichstag auf den Roncalischen Feldern und rief die größten Rechtsgelehrten der hohen Schule zu Bologna dazu, um die noch unsichern kaiserlichen Rechte in der Lombardei ein für allemal feststellen zu lassen. Diese gelehrten Juristen, welche die altrömischen Gesetzbücher kaum erst ihrer langen Vergessenheit entzogen hatten, sprachen dem Kaiser eine Macht zu fast so groß, als sie dereinst die römischen Imperatoren besaßen. Das gereichte den für Freiheit schwärmenden Lombarden zu einem schweren Aergerniß. Namentlich däuchte es ihnen unerträglich, daß jetzt in jede Stadt ein kaiserlicher Beamte, Podesta, d. h. Gewalthaber genannt, gelegt wurde. Das am meisten entrüstete Mailand jagte den ankommenden Podesta gleich davon und reizte auch andere Städte zu solchem Verfahren auf.

Da nahte der Kaiser zu furchtbarer Rache. Er schloß die frevelhafte Stadt ein. Aber sie ist sehr fest, von hundert Thürmen und viel tausend Armen vertheidigt. Nur durch Aushungerung scheint sie bezwungen werden zu können; aber sie hat sich dießmal mit Proviant wohl versorgt. So zieht sich der Streit lange fort, mit großer Erbitterung geführt. Der Kaiser schwört, er wolle seine Krone nicht aufsetzen, als bis er Mailand dem Erdboden gleich gemacht. Endlich nach zwei Jahren ist es ausgehungert und ergibt sich auf Gnade und Ungnade. Die Thore öffnen sich und heraus kommen die Bürgermeister und Edelsten mit auf den entblößten Nacken gebundenen Schwertern und nach ihnen alle Einwohner der Stadt barfuß, mit Stricken um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuze in den Händen; sie werfen sich weinend vor dem Kaiser zur Erde und flehen um Erbarmung. Friedrich schenkte ihnen das Leben; aber ihre Stadt, „der Herd aller Unruhen", muß geschleift werden nach seinem Schwur und sie müssen sich in vier offenen Märkten ansiedeln. Bei der Schleifung Mailands bezeugten sich ihre italienischen Feinde am eifrigsten. Die prächtige Stadt liegt in Trümmern, und Barbarossa setzt seine Krone wieder auf 1162. Zitternd huldigten alle Guelfischen Städte dem Kaiser aufs neue und nahmen willig seine Podesta's auf. Nun schien allenthalben Ruhe und er kehrte nach Deutschland zurück.

Allein kaum ist er aus Italien draußen, so geht die Unruhe von neuem an. Die verhaßten Podesta's mißbrauchten vielfältig ihre Gewalt und steigerten damit den Zorn der Städte nur noch höher. Friedrich begab sich zum drittenmal über die Alpen 1164, doch ohne Heer; er suchte alle Mißbräuche abzustellen, konnte aber dennoch die Unzufriedenheit der Lombarden nicht stillen. Nach langem nutzlosen Aufenthalt unter ihnen muß er heim, um mit Truppen wiederzukehren, wenn er etwas ausrichten will. — Wer ihm aber noch besonders ein böses Spiel dort bereitete, das war wiederum ein Papst, ein feindlicherer als der vorige. Nach Adrians IV. Tod 1159 hatten die Ghibellinischen Kardinäle Victor IV., einen unbedeutenden Mann, die meisten dagegen den klugen und entschlossenen Alexander III. an seine Stelle gewählt; und dieser Alexander hatte alsbald samt seinem Gegenpapste auch den Kaiser in den Bann gethan. Dazu war er unermüdlich geschäftig, die Lombardischen Städte gegen den Kaiser aufzuregen, und eben wendete er alle Mittel und Kräfte an, dieselben mit Frankreich, Ungarn &c. zu einem allgemeinen Bund gegen ihn zu vereinigen.

Da zog Friedrich zum viertenmal über die Alpen, 1166, starkbewehrt, und gieng, ohne sich lang in Oberitalien aufzuhalten, auf Rom los, wo sein ärgster Feind saß. Er eroberte es nach blutigem Kampfe; Alexander floh verkleidet nach Benevent, Friedrichs Papst nahm „den Stuhl Petri" ein; es ließ sich alles gut an, 1167. Aber siehe, plötzlich brach im Lager die Pest aus und raffte so schnell, daß mancher vor seinem Pferde, das er besteigen wollte, todt niedersank, den größten Theil des Heeres, Hohe und Gemeine, hin. Es war ein grausig Sterben und Friedrichs Feinde nannten es eine Strafe Gottes, was wir zu den „unbegreiflichen Gerichten des Herrn" zählen. Aber machtlos war der Mächtige jetzt. Und hinter ihm hatten sich unterdessen die Lombardischen Städte so gewaltig empört, daß er nur wie ein Flüchtling durch die Feinde hindurch nach Burgund entkam.

In Susa, wo er übernachten wollte, verschworen sich die Bürger, ihn im Schlafe zu ermorden, was aber verrathen ward; da legte sich der Ritter Hermann von Siebeneichen, der ihm ähnlich sah, in sein Bett, während er in Verkleidung entfloh; doch ehrten die Susaner des Dienstmanns Treue und schonten seines Lebens.

Die Deutschen dankten Gott, ihren lieben Kaiser wieder zu haben. Während seines Wegseins hatten innere Fehden auf die störendste Weise überhand genommen. Namentlich war durch den Uebermuth Heinrichs des Löwen, mit dem derselbe alle seine Nachbarn behandelte, ein großer Krieg im Reiche entbrannt. Mit Nachdruck

stellt der Kaiser die Ordnung wieder her. Gesegnet herrschend blieb er nun sechs Jahre im Vaterland, ohne doch Italien aus den Augen zu verlieren. Er mußte aber erfahren, wie die Lombarden sich zu einem großen Städtebund geeinigt hatten, der auch des Kaisers Anhang zum Anschluß zwang, wie sie gemeinsam das von ihm zerstörte Mailand wieder aufbauten, das sich herrlicher denn zuvor aus seinen Ruinen erhob, ja wie sie dem Kaiser zum Trotz eine Festung anlegten, die sie dem Papste zu Ehren Alessandria hießen. Um so ernstlicher rüstete er.

Endlich 1174 zog er, von Heinrich dem Löwen und andern hohen Fürsten begleitet, mit einem gewaltigen Heere zum fünftenmal nach Italien. Er hielt sich zuerst mit der Zerstörung Susas auf, dann wollte er die Trotzburg Alessandria nehmen; sie war aber so fest gebaut, daß er sie 7 Monate vergeblich belagerte. Nun schickte er sich an, mit dem Feinde im offenen Felde zu kämpfen. Da knüpften aber die Lombarden Unterhandlungen mit ihm an, in deren Folge 1175 ein Waffenstillstand geschlossen ward. Sicher auf den Frieden rechnend, begieng Friedrich die Unvorsichtigkeit, die Fürsten und den größten Theil seines Heeres zu entlassen. Aber nun zerschlugen sich die Unterhandlungen. Freilich schickte er jetzt eilig nach Deutschland um neuen Zuzug und es erschienen auch bald kleinere Fürsten; allein mit Erstaunen muß er hören, daß gerade der Mächtigste, Heinrich der Löwe, gegen den er sich stets so freundlich und gnädig erzeigt, hartnäckig jeglichen Beistand verweigere. Friedrich sucht eine Unterredung mit ihm; sie treffen sich in Oberbayern. Friedrich bittet ihn beweglich, er möge ihn in seiner Noth nicht verlassen; er beschwört ihn bei seiner Lehenspflicht, bei des Reiches Ehre, bei ihrer früheren Freundschaft. Heinrich bleibt ungerührt und unerbittlich. So schieden der Welf und der Waiblinger wieder als Feinde.

Friedrich hatte noch keine große Macht beisammen, als ihn das gewaltige Heer der für ihre Freiheit flammenden Lombarden bei Legnano zur Schlacht zwang, 29. Mai 1176. Mit furchtbarem Ungestüme dringt er in die Feinde und erschüttert weichen sie zurück. Aber sie ermannen sich wieder und kämpfen auf Tod und Leben. Friedrichs Fahne wird genommen, sein Heer zurückgeworfen. Da stürzt er sich in den dichtesten Haufen der Feinde und würgt unter ihnen, bis sein Pferd zusammenbricht und er im Getümmel verschwindet. Als sie ihren edlen Herrn nicht mehr sehen, fliehen die Deutschen; und die meisten fallen unter dem Schwerte der Verfolgenden oder enden in den Fluten des Ticino. — Der Kaiser galt für todt und seine Gemahlin legte Trauerkleider an. Allein nach vier Tagen kam er zu den Seinen nach Pavia. In seinem großen Unglück verließ ihn der Gleichmuth und die Besonnenheit nicht; da er von Deutschland so bald keine frische Hilfe erwarten konnte, galt es sich jetzt seinen Gegnern nachgiebig zu zeigen und ihnen die Hand zum Frieden darzubieten. Er wendete sich zunächst an Alexander III., welcher sich aus nunmehriger Furcht vor allzustark anwachsender Macht der Lombarden zu einem Uebereinkommen bereit finden ließ. Friedrich erkannte diesen als den rechtmäßigen Papst an, indem er seinen eigenen fahren ließ, und Alexander sprach den Kaiser hinwiederum vom Banne los, 1177. Zu Venedig hatten die beiden hohen Häupter eine Zusammenkunft. Der Papst empfieng in seinem vollen päpstlichen Schmucke den kommenden Kaiser am Thore der Marcuskirche; Friedrich warf sich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße; der Papst hob ihn auf und gab ihm den Friedenskuß, dann führte er ihn zu einem feierlichen Dankfest in die Kirche und segnete ihn. Was vor 100 Jahren in Canossa nur angefangen hatte, war jetzt abgeschlossen: der Papst steht über dem Kaiser.

Mit den Lombarden schloß Friedrich einen Waffenstillstand auf sechs Jahre, während dessen an einem festen Frieden gearbeitet werden sollte. Derselbe kam auch 1183 zu Stande und noch günstiger für den Kaiser, als er eigentlich hoffen konnte. Die Städte erkannten ihn hinfort als ihren Oberherrn an und erneuerten ihm den

Eid der Treue; sie verpflichteten sich zu den früheren Leistungen an den Kaiser; auch sollte in wichtigen Sachen an ihn appellirt werden; sonst aber sollten sie sich selbst regieren und es treiben, wie sie wollten. Damit waren denn beide Theile zufrieden, am fröhlichsten darüber die Lombarden.

In Deutschland aber hatte Friedrich ein andres Werk zu verrichten. Dahin zurückgekehrt zog er Heinrich den Löwen wegen seiner Felonie (Untreue des Vasallen), zugleich auch wegen seiner Beeinträchtigungen anderer Reichsstände, über welche von allen Seiten die lautesten Klagen geführt wurden, zur Rechenschaft. Auf drei Reichstage nacheinander wurde Heinrich vorgeladen, er erschien auf keinem. Da ließ Friedrich die Fürsten das Urtheil über ihn sprechen; es lautete: Reichsacht! Reichsacht bedeutet „Verlust aller Lande, Güter und Freiheiten"; auch war der Geächtete „vogelfrei", daß ihn jedweder ungestraft beleidigen und tödten konnte. Der Kaiser vertheilte Heinrichs Lande; Bayern, etwas geschmälert jedoch, gab er dem getreuen Otto von Wittelsbach, welcher der Stammvater unseres Bayrischen Königshauses ist. — Der Spruch des Kaisers und Reichs mußte indessen erst mit den Waffen durchgeführt werden; der Löwe gab sich nicht so geduldig drein. Er wehrte sich mächtig, aber im zweiten Feldzuge ward er gebändigt. Zu Erfurt kniet der stolze Welf demüthig vor den Kaiser hin und bittet um Gnade, 1181. Friedrich hebt ihn auf, umarmt ihn und befreit ihn von der Acht. Doch wurden ihm nur seine (mütterlichen) Erblande, Braunschweig und Lüneburg, belassen; auch mußte der Ruhestörer auf etliche Jahre das Reich meiden.

Da nun in Deutschland und Italien der holde Friede eingekehrt war, so wollte sich der alternde Barbarossa nach so vielem Sturm und Ungemach einmal recht letzen, und hielt darum auf der Ebene bei Mainz um Pfingsten 1184 ein vielbesungenes Reichsfest. Da war eine große herrliche Pracht. Alle Hohen des Reichs, weltliche und geistliche, zogen mit stattlichem Gefolge herbei und Ritter mit edeln Frauen und Fräulein ohn Ende; Volk von allen Seiten strömte massenhaft zu und eine Menge von Gästen auch aus der Fremde. Vor Mainz stand eine zweite Stadt von Zelten und Buden; da war ein unsäglich Leben und Treiben! Der Kaiser wandelte darunter strahlend von Freude und Milde. Er ließ alle Anwesenden drei Tage kaiserlich bewirthen. Es gab Sang und Spiel und unendlichen Jubel. Nach einem glänzenden Turnier erfolgte der feierliche Ritterschlag, den der Kaiser selbst an Vielen und seinen eigenen Söhnen Heinrich und Friedrich vollzog.

Friedrich unternahm noch einen sechsten Zug nach Italien. Er muß das schöne Land nun auch beruhigt und gefriedigt schauen. Er durchreiste die Lombardischen Städte: überall der ehrenvollste Empfang. Und er spendet aller Orten kaiserliche Gnade aus und die Herzen schlagen ihm immer stärker zu. Besonders huldreich erzeigte er sich den Mailändern, welche ihm dafür eine unbegrenzte Verehrung zollten und ihn inständig baten, die Hochzeit seines Erstgebornen in ihren Mauern zu feiern. Denn an diese Reise knüpft sich noch ein höchst erfreuliches Ereigniß für ihn. Ihr wisset, daß die Normannen Süditalien eingenommen und ihre Herrschaft auch über Sicilien ausgedehnt hatten (S. 350). Ein Papst hatte dem mächtigen Fürsten dieses Reiches den Königstitel verliehen. Gegenwärtig war Wilhelm II. König; und er war kinderlos und eine Base, Constanzia mit Namen, sein einziger Erbe. Zwischen dieser Constanzia nun und seinem ältesten Sohne Heinrich hatte der Kaiser, trotz dem angestrengten Entgegenarbeiten des Papstes (jetzt Urban III.), eine Verbindung zu Stande gebracht und damit die Aussicht gewonnen, daß das große schöne Normannenreich in nicht ferner Zeit an das Haus Hohenstaufen fallen werde. Damit war den Päpsten ihr Rückhalt entwunden. Daß dieses Glück seinem Hause das schwerste Unheil gebären werde, davon konnte er und Niemand noch etwas ahnen, und die Hochzeit wurde im Jan. 1186 zu Mailand unter freudiger Theilnahme einer Menge Deutscher, Normannen und Lombarden mit außerordentlicher Pracht gefeiert. Heinrich ward zum „Cäsar" gekrönt.

Frohen Herzens kehrte Friedrich nach Deutschland zurück. Da erlebt er noch die Freude, daß die deutschen Bischöfe in Gelnhausen zusammen unter ihrem Wortführer Konrad von Mainz gegen neue Anmaßungen des Papstes einmüthig protestiren; sie schulden demselben nur geistigen Gehorsam, taste er die Rechte des Kaisers an, so seien sie verpflichtet einzuschreiten. Und der Papst ließ sichs gefallen und machte Frieden mit dem Kaiser. Dessen goldenes Haar war jetzt bleich, sein röthlicher Bart weiß geworden. Wie ist ihm zu gönnen, daß er seine übrigen Tage in erquicklicher Ruhe auslebt!

Siehe, da kommt aber eine Nachricht vom Morgen herüber, welche das ganze Abendland, auch ihn tief erschüttert. Das Königreich Jerusalem ist, nach 88jährigem Bestande, von Salaheddin, dem Sultan von Aegypten und Syrien, gestürzt worden. Man kann wohl eine gerechte Sündenstrafe darin erblicken, denn die dortigen Christen wohnten zwar auf heiligem Boden, wie wenig aber heiligte er sie selbst! Sie hegten unter sich stete Zwietracht, selbst die Johanniter und Templer haderten eifersüchtig miteinander und Laien und Geistliche führten ein abscheulich zuchtloses Leben. Damals herrschte dort der untüchtige König Guido von Lusignan. Als er, sich aufraffend, gegen den in's christliche Gebiet eingebrochenen Salaheddin zog, ward er von seinem Vasallen Raymund, dem Herrn von Tripolis, schändlich verrathen und verlassen. So erlitt er bei Tiberias eine gänzliche Niederlage und gerieth selbst mit vielen Edlen in Gefangenschaft. Nun gieng ein christlicher Ort nach dem andern in die Hände des Siegers, bis am 3. Okt. 1187 auch Jerusalem fiel und das goldene Kreuz auf der Tempelkirche unter dem Jammergeheul der Christen herabgeworfen wurde. Doch verfuhr Salaheddin weit milder mit den Christen als ihre Vorfahren einst mit den Muhammedanern; er that keinem ein Leid an seinem Leben. — Aber daß das h. Grab verloren sei, das klang doch der Abendländischen Christenheit allzu traurig, und Hohe und Niedere entbrannten vor Begierde, es wieder zu erstreiten, wozu der Papst mit den dringendsten Worten aufforderte. Die Könige von England und Frankreich, welche sich eben im Kriege gegen einander befanden, schlossen Friede und verbanden sich zum gemeinsamen Zug. Und der greise Barbarossa will auch nicht dahintenbleiben, frommen Sinnes will er die Reihe seiner Thaten mit dem h. Kriege beschließen. So wurde der dritte Kreuzzug ausgeführt.

Friedrich gieng mit aller Vorsicht zu Werke. Er schickte Gesandte voraus an den König von Ungarn, den Griechischen Kaiser und den Sultan von Ikonium, welcher letztere sich ihm früher freundlich genähert hatte, und alle drei versprachen ihm freien Durchzug durch ihr Land und jegliche Unterstützung auf seinem Marsche. Nachdem er nun die Angelegenheiten des Reichs geordnet und seinem ältesten Sohne Heinrich die Reichsverweserschaft übertragen hatte, brach er im Mai 1189 in Gesellschaft seines zweiten Sohnes Friedrich mit einem trefflich gerüsteten Heere von mehr denn 100,000 Mann auf. In Ungarn wurde er vom König ehrerbietig empfangen, unangefochten und gutversorgt zog das Heer hindurch. Es herrschte aber auch bei demselben, von dem alles liederliche Gesindel weggewiesen war, eine exemplarische Zucht, niemals hatte man so wohl sich verhaltende Kreuzfahrer gesehen. Gleichwohl wiederholten die Griechen, als man in deren Land kam, ihre Treulosigkeit, ja sie traten mit offener Feindseligkeit entgegen, so daß Friedrich mit Waffengewalt Durchzug, Lebensmittel und Ueberfahrt nach Asien erzwingen mußte.

Im März 1190 betrat man endlich Kleinasien. Da hatte auch dieses Kreuzheer auf rauhen Wegen, in Mangel und Noth und von den hinterlistigen Anfällen der leichten türkischen Reiterei viel auszustehen; indessen gelangte es mit nur geringem Verluste über Sardes, Philadelphia und Laodicäa ins Gebiet des befreundeten Sultans von Ikonium. Aber dieser war nun durch einen Feind ersetzt; der fiel das Heer von allen Seiten an. Unter Gefecht und Schlacht dringt man bis vor

die Hauptstadt. Diese vertheidigte der Sultan mit großer Uebermacht, und sie war stark befestigt. Aber der alte Barbarossa, kräftigst von seinem Sohne unterstützt, erstürmte sie doch und der Sultan mußte sich ihm ergeben. Friedrich handelte an demselben edelmüthig; statt seine Tücke zu strafen, gab er ihm seine Herrschaft zurück und schloß ein Bündniß mit ihm. — Hoch ermuthigt bewegte der starkgeschmolzene Zug sich weiter, überstieg glücklich das Taurusgebirge und kam in die Thäler Ciliciens herab. Unweit der Stadt Seleucia überschreitet das Heer den Saleph; der Zug über die schmale Brücke geht langsam vorwärts; Friedrich schwimmt, um eher jenseits zu sein, auf seinem Rosse hinüber, badet dann und wird vom Schlag getroffen. Entseelt wird sein Leib an's Ufer gebracht, 10. Juni 1190.

Welch entsetzlicher Schlag für das Kreuzheer! Starrer Schrecken zuerst, dann unbeschreiblicher Jammer. Noch in der Nacht drang Seufzen und Weinen aus dem Flammenmeer von Trauerfackeln heraus, welche vor jedem Zelt im Lager brannten. Alle fühlten, daß die Stütze des ganzen Unternehmens gebrochen sei. — So starb der hochgeliebte, herrliche Kaiser fern in der Fremde. Sein Herz wurde auf dem Weitermarsche in Antiochia, die Gebeine zu Tyrus beigesetzt. Im Abendland hat sich aber die Sage verbreitet, er (oder sein Enkel Friedrich II.) komme wieder, sitze schlafend im Kyffhäuserberg in Thüringen (oder im Untersberg bei Salzburg), bewege je und je das Haupt, zu vernehmen ob seine Stunde noch nicht gekommen sei. Wenn sein Bart um den steinernen Tisch, an dem er schlafe, dreimal herumgewachsen sei, dann gehe er hervor und richte des Reiches Herrlichkeit wieder auf.

Nach ihm führte sein Sohn, Herzog Friedrich, den Zug. Aber schon am Saleph waren Viele, an der Sache verzweifelnd, um- und heimgekehrt. Die Andern schmolzen auf dem Weitermarsche durch die Angriffe der Ungläubigen, durch Hunger und Seuchen fürchterlich zusammen. Kaum der fünfzehnte Theil der Ausgezogenen langte vor der festen Stadt Akko an. Vor dieser Feste, in ihrer Belagerung, starb auch Herzog Friedrich am Fieber, nachdem er zuvor einen den Johannitern und Templern ähnlichen Orden, den der Deutschherrn, für deutsche Pilger und Kranke im Land, gestiftet hatte, dessen erster Hochmeister Heinrich Waldpot von Bassenheim wurde. Bei des Herzogs Tode gieng nun aber wieder ein Theil der deutschen Krieger muthlos heim. Der Rest derselben, 5000, schloß sich an die ankommenden Heere der Könige von Frankreich und England an.

Fragt ihr, was denn diese ausrichteten? so werde kürzlichst vermeldet: Sie kamen zur See nach Palästina, wohlbehalten, frischkräftig; sie waren zusammen an Zahl dem ausgerückten Heere der Deutschen noch weit überlegen, und der englische König Richard, der von seinem unmäßigen Muthe den Namen Löwenherz trug und Löwenstärke besaß, hatte als Held seines Gleichen nicht; welche Hoffnung auf Gelingen! Allein die Uneinigkeit, welche zwischen beiden Königen sich frühe entspann, schadete der Sache der Christen sehr, und Richards hochfahrendes gewaltthätiges Wesen wurde bald so unerträglich, daß er damit den König Philipp August, so wie den Herzog Leopold von Oestreich, den Anführer der Deutschen zur Heimkehr bewog. Und ob er wohl selbst noch eine Weile blieb und mit seiner tollkühnen Tapferkeit sich so furchtbar machte, daß Haufen von Feinden vor ihm, dem Einen, flohen und daß die Muselmanischen Weiber ihre schreienden Kinder mit dem Worte stillten: „Schweig, der König Richard kommt!“ so zog er doch auch im Ganzen unverrichteter Sache ab, als ausgebrochene Unruhen in seinem England ihn dazu veranlaßten. Der Gewinn des ganzen großen Kreuzzugs war das eroberte Akko und einige andere Orte; aber der rechte Kampfpreis, den man suchte, blieb im Besitze der Ungläubigen.

Wollen wir hier gleich weiter berichten, daß auch ein Vierter größerer Kreuzzug, der 1202 unter Balduin von Flandern abgieng, Jerusalem nicht gewann; denn dieser sah Kanaan nicht einmal, er blieb unterwegs hängen, wovon ich weiter unten (§ 10) besonders erzählen muß. Ebenso vergeblich war ein Fünfter, etwas später (1217) vom

Ungrischen König Andreas unternommen; er eroberte im heil. Lande nur eine Menge Reliquien! Dazwischen zogen Scharen von Kindern zur Erkämpfung des hl. Grabes aus; denn Wahnwitzige riefen: Durch Unmündige und Säuglinge will Gott das große Werk vollbringen! Die armen bethörten Kinder verschmachteten elendiglich auf dem Wege, oder fielen in die Hände der Seelenverkäufer. So gieng ein Haufe von 20,000 französischen Kindern fort; in der Seestadt Marseille fanden sie Schiffer, welche sie unentgeldlich nach dem hl. Lande zu befördern versprachen; wie fröhlich steigen die Kinder ein! aber die Schiffer fuhren mit ihnen nach Afrika und verkauften sie an die Sarazenen als Sklaven.

Blicken wir wieder nach Deutschland. Die Kunde von Barbarossa's Tode rief hier allenthalben die tiefste Trauer hervor. Sein Sohn, der bisherige Reichsverweser Heinrich VI. (1190—97) war eben im Begriffe, das durch den Tod Wilhelms II. erledigte Normannenreich in Italien (auch Neapel und Sicilien oder das „Sicilische Reich" geheißen) als Erbschaft seiner Gemahlin Constanzia anzutreten; nun hielten ihn die deutschen Angelegenheiten noch eine Zeitlang zurück. Unterdessen erhob sich eine Partei in jenem Reiche, die keine Fremdherrschaft wollte, und die Besitznahme desselben kostete ihm nachher einen schweren Kampf. Doch endlich 1194 war das schöne Königreich dem Hause Hohenstaufen erkämpft und dessen Macht dadurch hochgestiegen. Aber Heinrich erwarb sich wenig Liebe von seinen neuen Unterthanen; er mußte 1197 eine Verschwörung der Sicilier mit despotischer Strenge unterdrücken. Er war zwar ein kräftiger Herrscher wie sein Vater, aber hatte mehr dessen staatsmännische als die ritterlich heldenhafte Begabung geerbt. Unwürdig handelte er auch an dem englischen Könige Richard Löwenherz.

Dieser war 1192 aus dem Morgenlande zurückgekehrt und unterwegs von einem Sturm an die adriatische Küste geschleudert worden. Als Pilger verkleidet wollte er durch Oestreich nach der Heimat reisen, wurde aber vor Wien erkannt und von dem Herzog Leopold, den er in Palästina schwer gekränkt, dessen Fahne er einmal hatte durch den Koth schleifen lassen, gefangen genommen. Als das der Kaiser hörte, ließ er sich den Gefangenen ausliefern und verwahrte ihn in einem Schlosse. Da soll der Sänger Blondel mit der Harfe durch Deutschland gezogen sein, um seinen Herrn zu suchen. Vor jeder Burg sang er den Anfang eines Liedes, das er oft mit seinem Herrn gesungen, und lauschte, ob nicht eine Stimme von innen fortführe. Als er so vor der Burg Trifels stand, offenbarte ihm Richards mächtige Stimme dessen Aufenthalt. So die Sage. In Wahrheit mußte er, um frei zu werden, dem Kaiser huldigen und 150,000 M. Silber als Lösegeld zahlen!

Uebrigens gieng dieser heißblütige Jüngling mit hohen Plänen um. Er wollte das deutsche Kaiserthum in seinem Hause erblich, wollte nach Frankreichs Eroberung auch Spanien lehenspflichtig machen, wollte das Byzantinische Reich und das ganze Morgenland erobern; aber das Erste konnte er bei den deutschen Fürsten nicht durchsetzen, und das Uebrige vereitelte sein frühzeitiger Tod. Er that einen Trunk kalten Wassers in der Hitze und davon starb er, erst 32 Jahre alt, in Palermo. Ein gewaltiger Schlag für die Deutschen, die von ihm das Größte erwarteten. — Er hinterließ ein dreijähriges Söhnlein, Friedrich, das ihm Constanzia geboren. Wir werden viel mit ihm zu thun bekommen. Doch zunächst von dessen Pflegevater.

§ 7. Innocenz III. (1198—1216.)

Drei Monate nach Heinrichs VI. Tode wurde Innocenz III., Graf von Segni, einstimmig von den Kardinälen zum Papste erwählt, ein außerordentlicher Mann. Er zählte erst 37 Jahre und es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß der jüngste Kardinal den römischen Stuhl bestieg, auf den man immer nur wohlbetagte Leute zu setzen pflegte (woher der schnelle Wechsel der Päpste sich erklärt). Gelehrt, scharfblickend und geschäftsgewandt in seltenem Maße, ruhigbesonnen, eisenfest, dabei von strengen Sitten, war er so hohen Geistes, daß er über alles auf Erden, Geistliches und Weltliches, zu herrschen sich berufen fühlte. Er war mehr noch als Hildebrand

und arbeitete in dessen Geiste mit allen Kräften fort. Auch gelang ihm sein Streben noch besser, als diesem. Innocenz III. brachte die päpstliche Macht auf den höchsten Gipfel. Unter ihm war die Glanzzeit der Hierarchie; er behauptete, „der Papst nehme nicht die Stelle eines bloßen Menschen, sondern des wahren Gottes ein."

Daß solche Herrschaft bei dem so oft ungebundenen Wesen und ungerechten Verfahren der weltlichen Fürsten in gar manchen Fällen auch wohlthätig wirken konnte, dem läßt sich nicht widersprechen, und daß sie Innocenz selbst wirklich zum Besten der Menschheit zu brauchen gedachte, das wollen wir nicht in Abrede stellen; aber das rechtfertigt sie doch wahrlich nimmermehr. Denn ganz abgesehen von dem ungleich größern Schaden anderseits, so mußte doch vor allem das göttliche Wort beachtet werden, das klar und laut dagegen spricht (S. 305. 352). „Man darf nicht Uebles thun, auf daß Gutes herauskomme." Innocenz hat, selbst wenn wir ihm die reinste Meinung zutrauen wollen, Uebles gethan, auf daß Gutes daraus komme, er hat in dem steifen Gedanken, daß die päpstliche Allgewalt der Menschheit heilsam sei, Christi Aussprüche von der Beschaffenheit seines Reiches und von der Stellung seiner Diener zu Boden getreten mehr noch als Hildebrand.


Fig. 113. Papstprozession.

Zunächst beschloß er als Italiener sein Land von der Fremdenherrschaft zu befreien, um seiner „überirdischen Macht auch eine stärkere irdische Stütze" zu verschaffen; und durch Gewalt und Klugheit vertrieb er allerwärts die deutschen Befehlshaber und unterwarf sich Mittelitalien. Dann forderte er von allen Regenten, daß sie ihn mit ihren Reichen als Oberlehensherrn erkennen und ihm zum Zeichen ihrer Lehensuntergebenheit einen jährlichen Zins entrichten sollten. Dann begehrte er überhaupt unbedingten Gehorsam von ihnen und allen für alle seine Befehle, als ob der Herr Christus selbst redete in allen Stücken. Und die Zeit sprach Ja und Amen dazu; die Masse der Christenheit jener Jahrhunderte wußte es einmal nicht anders, als daß der Papst zu solch einem Gebieter von Gott gesetzt sei. Darum fügte man sich ihm allgemein, und die sich ihm nicht fügen wollten, konnten doch für die Länge nicht widerstreben.

König Sancho I. von Portugal mußte ihm den verweigerten Lehenzins zahlen. Den mächtigen Philipp August von Frankreich (S. 379) zwingt er, seine verstoßene Gattin Ingeborg (eine dänische Prinzessin) wieder anzunehmen. Hingegen muß auf seinen Befehl König Alfons von Leon (in Spanien) seine Ehe wegen zu naher Verwandtschaft mit seiner Frau wieder auflösen. König Peter II. von Aragon und König Kalojohannes von Bulgarien empfangen ihre Kronen aus seiner Hand. In Ungarn und Norwegen entscheidet er den Streit verschiedener Kronwerber. Er unterwirft sich auch das griechische Reich (§ 10). Den König Johann von England belegt er wegen Widersetzlichkeit bei einer Bischofswahl mit dem Banne und das ganze Land mit dem entsetzlichen Interdict, wo nicht nur kein Gottesdienst gehalten werden durfte, sondern die Leichen außerhalb des Kirchhofs eingescharrt wurden 2c. Johann als Schwächling von seinem Volke im Stich gelassen, mußte sein Reich 1213 förmlich an den Papst abtreten, und nahm es nur als Gnadengeschenk und Lehen von ihm zurück.

Er organisirte 1205 den grauenvollen Religionskrieg gegen die Ketzer in Südfrankreich und 1215 die Inquisition zur Vernichtung aller Ketzer. Allenthalben beugte man sich dem Machtgebote dieses Innocenz; nur in Deutschland fand es hartnäckigeren Widerstand und einen Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems brachte er nicht zu Stande.

§ 8. Die folgenden Hohenstaufen.

Nach Heinrich VI. Hingange wurde sein jüngerer Bruder Herzog Philipp von Schwaben von dem größten Theile der Fürsten zum deutschen Kaiser erwählt (1198—1208). Allein die welfische Partei setzte den Herzog Otto von Braunschweig, des Löwen Sohn, entgegen. So gab es denn zwei Kaiser und der alte Kampf zwischen Welf und Waiblingen entbrannte mit neuer Wuth. Papst Innocenz sah einige Zeit der Verwirrung zu; dann trat er als Richter auf. Er wies aber den Philipp wegen seiner Abstammung zurück und übertrug „im Namen des allmächtigen Gottes" 1201 dem Otto das Regiment über das deutsche Reich, nachdem er ihn zuvor hatte schwören lassen, daß er sich stets nach des Papstes Rath und Weisung richten wolle. Zugleich ließ er an alle Städte des Reichs den Befehl ergehen bei Strafe des Bannes, den Otto für ihren Herrscher anzuerkennen. Allein hier hatte er sich nun einmal doch verrechnet; die meisten weltlichen Fürsten wagten es, den Ausspruch des so gefürchteten Herrn der Erde nicht zu beachten; während allerdings die mehrsten geistlichen Großen ihm gehorchten. So kämpften die beiden Parteien mit einander fort; zehn Jahre währte der Krieg und verheerte Deutschland jämmerlich. Wiederholt wechselten seine Fürsten um schnödes Geld die Fahne.

Zuletzt hatte Philipp entschieden die Oberhand gewonnen, als sein Leben auf gewaltsame Weise endete. Der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Neffe des Gründers der Bayrischen Dynastie (S. 377), welchem Philipp ein früheres Versprechen, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, wegen seines wilden Wesens nicht gehalten hatte, stürzte auf der Feste zu Altenburg (bei Bamberg) unvermuthet mit gezücktem Schwerte auf ihn zu und hieb ihn in den Hals, daß er entseelt zu Boden sank (21. Juni 1208). Ueber diesen schändlichen Meuchelmord war Deutschland furchtbar entrüstet, und ein Reichstag zu Frankfurt belegte den Kaisermörder mit Acht und Aberacht (eine Verstärkung der Acht, wobei namentlich die Vogelfreiheit des Geächteten betont war). Diese vollstreckte der Reichsmarschall Herr von Kallenthin, der den unstät Umherirrenden zu Oberndorf ereilte, tödtete und sein Haupt in die Donau warf.

Da der Papst den deutschen Fürsten eine neue Kaiserwahl verbot, kam jetzt Otto der Welf empor (1208—15). Dieser bezeigte sich anfangs als der unterwürfigste Diener des Papstes und ließ sich 1209 unter schmählichen Bedingungen die römische Krone aufsetzen. Sobald er sie aber hatte, trat er ihm kräftig entgegen und hielt ihm wenig von seinen Verträgen und Versprechungen. Ei wie befremdete das den erhabenen Geist des Innocenz! Da konnte er nicht anders, er mußte auf den Wortbrüchigen, wiewohl einen Welf, den Bannstrahl schleudern; und der traf gut. Sogleich erhob sich der deutsche Klerus und die Hohenstaufische Partei, zusammen die weitüberwiegende Macht Deutschlands, wider Otto und erklärten ihn des Regiments für unfähig. Dafür riefen sie den jungen Friedrich, Heinrich VI. Sohn, den König des Sicilischen Reiches, auf den deutschen Thron. Auch Innocenz stimmte für diesen, ob er gleich ein Hohenstaufe war, da er mit ihm in naher Verbindung stand; denn die Mutter Constanzia hatte bei ihrem frühen Ableben (1198) ihn selbst zum Vormund ihres Knäbleins bestellt, und er hatte sich dessen mit großer Sorgfalt angenommen und von solchem seinem Pflegesohn versprach er sich vollkommenen Gehorsam. Als der schöne Jüngling nach Deutschland

kam, 1212, empfieng ihn Frohlocken und Jubel, und 1215 wurde er zu Aachen gekrönt. Otto starb aber nicht lange darnach, fast von allen verlassen, auf der Harzburg.

Friedrich II. (1215—1250.)

In diesem Enkel des Barbarossa haben wir wieder einen gewaltigen Hohenstaufen. Kräftig und wohlgebaut trug er herrliche Züge im blühenden Angesicht, aus dem feurigblaue Augen blickten, um das blondes Lockenhaar wallte. Er hatte einen reichbegabten Geist, einen klaren scharfen Verstand, ein freundlich und fröhlich Gemüthe, nur daß er zu sinnlichem Vergnügen zu sehr hinneigte. Auch besaß er eine treffliche Bildung, verstand 6 Sprachen, wußte in der Naturkunde so viel, daß er ein gründliches Buch über die Vögelwelt schreiben konnte; er war ein ausgezeichneter Redner und ein Dichter, der anmuthige Lieder in italienischer Sprache verfaßte und für den Vater der italienischen Dichtkunst gelten kann. Friedrich II. ist einer der aufgeklärtesten Köpfe des Mittelalters; aber seine Aufklärung artete, wenigstens später, nach der schlimmen Seite hin, zur Freigeisterei, wozu ihn freilich großentheils das furchtbar lieblose Benehmen der Kirche, d. i. des Papstes und der Geistlichkeit treiben mochte. Dieser Kaiser hatte den schwersten Kampf mit der Hierarchie zu führen, welcher den größten Theil seines Regentenlebens einnahm.

Zwar mit dem Papste Innocenz III., seinem gewesenen Vormunde und stets väterlichen Freunde, stand er immer in gutem Einvernehmen; Dankbarkeit kettete ihn an diesen bis zu dessen Tode (1216). Auch mit dem folgenden Honorius III., seinem Erzieher, hielt er sich noch; er versicherte demselben mit den stärksten Ausdrücken seine Ergebenheit gegen die Kirche, „an deren Brüsten er gesogen, mit deren Milch er ernährt worden sei.“ Dieser mildere Papst sah es ihm auch nach, daß er den Kreuzzug, welchen er gleich bei seinem Regierungsantritt 1215 gelobt hatte, immer hinausschob und setzte ihm 1220 in der Peterskirche die römische Krone aufs Haupt. Bis dahin hatte sich Friedrich in Deutschland aufgehalten und mit preiswürdiger Thätigkeit und Weisheit die Reichsangelegenheiten geordnet. Jetzt gieng er in seine Erblande (Neapel und Sicilien) zurück, wo in Folge feindseliger Parteiung große Noth herrschte. Mit gleich rühmlicher Einsicht und Kraft stellte er auch hier Ordnung und Ruhe her und traf viele heilsame Einrichtungen zur Wohlfahrt seiner geliebten Lande. Dabei bereitete er sich auf den Kreuzzug vor.

Honorius III. starb 1227, ihm folgte Gregor IX., ein Neffe des Innocenz. Das war ein anderer Gregor VII. an Ehrgeiz und Kühnheit, aber nicht an Verstand und Besonnenheit; ein schon 80jähriger Greis gab er sich noch der ärgsten Leidenschaftlichkeit hin. Dieser warf gleich einen finstern Blick auf den „allzumächtigen Hohenstaufen,“ der ihm zudem (in seinem Erbreiche) so nahe saß; und daß derselbe immer noch den längstersehnten Kreuzzug nicht beginne, daß er wohlgemuth in seinen schönen Sicilischen Schlössern lebe, während Jerusalem und das h. Grab von den Ungläubigen zertreten werde, das däuchte ihm ein unerträgliches Aergerniß. Er schrieb einen Brief an den Kaiser in einer starken Sprache, strafte seinen Hang zur Sinnlichkeit und Ueppigkeit, und gebot ihm streng, den gelobten Kreuzzug unverzüglich anzutreten. Zugleich ließ er nach allen Seiten hin die Aufforderung zur Theilnahme daran ergehen. Scharen von Kreuzfahrern strömten aus allen Ländern in Apulien zusammen; aber ausbrechende Seuchen rafften viele derselben weg. Gleichwohl schiffte sich Friedrich, gehorsam dem Befehle des Papstes, im Sept. 1227 ein. Allein auf dem Meere wird er selbst von der Krankheit befallen, und er kehrte am dritten Tage ans Land zurück, um erst seine Genesung abzuwarten. Auf die Kunde von der Umkehr des Führers wenden auch die andern schon Eingeschifften um, und der ganze große Haufe läuft auseinander. Als der Papst dieß hörte, ergriff ihn ein unmäßiger Zorn, und ohne nähere Untersuchung erklärte er sogleich die Krankheit

des Kaisers für Verstellung, predigte öffentlich gegen den „Basilisken" und sprach den Bann über ihn aus, den päpstliche Briefe in alle Welt beförderten.

Friedrich trat der Ungerechtigkeit in Gegenschriften, darin er sich mit seiner nicht erheuchelten, sondern wirklichen Erkrankung entschuldigte und über die unerhörte Tyrannei und sonstige Untugend des Papstes bittere Klage führte, aufs Kräftigste entgegen. Und im Juni 1228 unternahm er nun wirklich den Kreuzzug — es ist der Sechste, — um der Christenheit zu zeigen, daß es ihm ein Ernst damit sei. Der Papst, weit entfernt dadurch versöhnt zu werden, gebärdete sich jetzt nur noch wilder; er hieß diese Unternehmung eines Gebannten frevelhaft und warnte jedermann vor der unheilbringenden Gemeinschaft mit demselben. — Der Kaiser landete zu Akko und wurde von den Morgenländischen Christen mit hohen Ehren und Freudenbezeigungen empfangen. Aber plötzlich folgen Gesandte des Papstes nach, rufen den Verfluchten als unwürdig zum h. Werke aus und verbieten, ihm irgend eine Unterstützung zu leisten, so daß selbst die Johanniter und Templer, welche bei des Kaisers Ankunft nach alter Sitte das Knie vor ihm gebeugt, sich von ihm abwandten. Indessen brauchte sie der Kaiser nicht. Er unterhandelte mit dem damaligen Besitzer des h. Landes, Kamil, dem Sultan von Aegypten, auf geschickte Weise und unter günstigen Umständen, da dieser gerade von Muhammedanischer Seite her selbst bedroht war; und nachdem sich beide Herrscher noch persönlich kennen und schätzen gelernt hatten, kam es ohne Schwertstreich dahin, daß Jerusalem samt Bethlehem, Nazareth rc., und einer beträchtlichen Landesstrecke an die Christen herausgegeben ward. — Froh zieht nun Friedrich in die h. Stadt ein. Aber siehe, der Patriarch flieht scheu vor ihm und untersagt allen Gottesdienst. Der Kaiser geht mit seinen Getreuen doch in die Kirche und setzt sich selbst die Jerusalemitische Krone auf.

Im Mai 1229 kehrt er von dem so erfolgreichen Kreuzzuge nach Italien zurück. Er fand die Schlüsselsoldaten (die päpstlichen, so genannt von dem „Schlüssel Petri," mit dem Gregor ihre Montur hatte bezeichnen lassen) in seinem Apulischen Lande; in wenigen Wochen reinigte er es von ihnen, hielt aber an der Grenze des Kirchenstaates an und — bot jetzt dem Papste die Hand der Versöhnung. Dieser war im Grolle gegen den Kaiser nur gewachsen, hatte ihn bereits als einen zum Islam Abgefallenen dargestellt und alle Christenheit zum Kriege gegen ihn aufgefordert; jetzt aber, von seinen Bundesgenossen ohne Beistand gelassen, dagegen von Fürsten und Prälaten heftig gedrängt, sah er sich bei bösem Gesichte gezwungen, die dargebotene Hand zu ergreifen. Die Aussöhnung geschah zu St. Germano 1230. Der Papst hob den Bann über Friedrich auf und dieser suchte das Kirchenhaupt durch Freundlichkeit und Gefälligkeit sich zu verbinden.

Nunmehr hatte Friedrich eine sechsjährige Ruhezeit, die er eifrigst zur Friedigung und Beglückung seiner theuern Erbstaaten verwendete. Er gab ein neues vortreffliches Gesetzbuch für dieselben heraus, worin die Rechte aller seiner Unterthanen nach ihren verschiedenen Klassen sichergestellt waren. Das gemeine Volk wurde darin mehr begünstigt, als es früherhin stand, und gegen die Uebergriffe des Adels und der Geistlichkeit wohlthuend geschirmt. Sodann ließ er aus Adel, Geistlichkeit und Volk Abgeordnete oder Stände wählen, die das Land der Regierung gegenüber vertreten sollten; und so haben wir denn hier zuerst eine ständische Verfassung nach neuerer Art, Friedrich hat seinem Erbreiche die erste Constitution gegeben. Er sorgte auch für das Aufblühen von Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft rc. Gewiß, Neapel und Sicilien war nie so glücklich als unter ihm. — Dabei wollte er aber auch selbst ein recht glückliches Dasein führen und schuf es sich nach seinen Begriffen. An seinem Hofe zu Palermo war alle Güte und Blüte des natürlichen Lebens entfaltet. Da gab es kostbare Tafeln, wo das Beste von Land und Meer, aus der Nähe und Ferne aufgetragen ward. Prachtvoll gekleidete Mohren bewegten sich dienend unter den höhern schimmernden Beamten. Sänger, Tänzer, Taschenspieler, Spaßmacher vergnügten ihn und seine Gäste. Er hatte

die anmuthigsten Gärten und Thiergärten voll fremder und seltener Thiere. Er hielt lustige Jagden. Höhern Genuß gewährte es, wenn in der Gesellschaft geistreicher Männer, die er um sich sammelte, die Werke der Gelehrten, Dichter und Künstler gelesen, betrachtet, beurtheilt und dargestellt wurden. So ergötzte sich Friedrich, wenn er von seinen Regierungssorgen ausruhte.

Mitten in dieses heitere Leben hinein drängte sich freilich ein herbes Leid. Sein ältester Sohn Heinrich, den er hatte zum deutschen König nach ihm wählen lassen und mit der Regierung Deutschlands in seinem Namen betraut, ein lockerer, leichtverführter Mensch, empörte sich gegen den Vater und verband sich mit den Lombarden. Friedrich gieng, 1235, ohne Heer, lediglich vertrauend auf die Treue der Deutschen in's Reich. Sogleich schlossen sich ihm auch die mächtigsten Fürsten an und Heinrichs böse Sache ist schnell verloren. Er kommt, bittet den Vater fußfällig um Gnade und erhält sie auch. Uebrigens machte er hernach einen neuen Empörungsversuch, der ihm übler bekam; er wurde gefangen und in ein apulisches Schloß gesteckt, darin er nach 7 Jahren starb.

Nach Beendigung jenes ersten Aufruhrs vermählte sich Friedrich, bereits zweimal Witwer, mit Isabella, der reichen Schwester des Königs von England. Sie wurde am Gestade des deutschen Meeres abgeholt und im Festzuge durch die blühenden niederländischen Städte geführt. Von Köln aus holten sie 10,000 stattlich geschmückte Bürger auf Rossen ein. Andere segelten ihr auf dem Lande in schönen, lustigbewimpelten Schiffen entgegen; es waren Wagen, wie Schiffe gebaut, mit verdeckten Rädern und Pferden. Die Hochzeit wurde in dem getreuen Worms prachtvoll gefeiert; 4 Könige, 11 Herzoge, dann Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter ohne Zahl verherrlichten sie durch ihre Gegenwart; vier Tage lang ergötzte man sich in Schmaus, Ritter- und Schauspielen 2c. Der Braut ward von den Gästen eine wunderschöne, aus Elfenbein, Gold, Perlen und Muscheln gearbeitete Wiege geschenkt.

Von Worms begab sich der Kaiser nach Mainz zu einem der glänzendsten Reichstage, die je gehalten worden sind, auf welchem viele heilsame Anordnungen zur Sicherheit und zum Gedeihen des Reiches getroffen wurden. Besonders merkwürdig ist dieser Reichstag auch dadurch, daß hier den deutschen Fürsten die Landeshoheit in ihren Gebieten feierlich gewährleistet wurde; a. 1356 und 1648 wurde sie noch weiter gemehrt, bis dem Kaiser nichts mehr zu regieren übrig blieb.

Nun gieng Friedrich daran, in der Lombardei die kaiserlichen Rechte wieder aufzurichten, da von den freiheitssüchtigen Städten der Vertrag mit seinem Großvater Barbarossa (S. 376 f.) längst verletzt war. Weil sie seine gerechten Ansprüche nicht gutwillig anerkannten, so kam es zum Kriege, zum erneuten Kampfe der Guelfen und Ghibellinen in Italien. Der Kaiser, welcher sein Heer mit 10,000 Saracenen aus Sicilien verstärkt hatte, erfocht bei Cortenuova, 1237, einen entscheidenden Sieg. Den erbeuteten Fahnenkarren der Mailänder schickte er nach Rom; Papst und Kardinäle sollen auch Gott für diesen Sieg danken. Die Städte wollten sich unter billigen Bedingungen unterwerfen; allein Friedrich, im Uebermuthe seines Glückes, begehrte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und dazu konnten sie sich nicht entschließen.

Und siehe, sie erhalten einen starken, furchtbaren Bundesgenossen, der Papst tritt auf ihre Seite. Der alte Groll desselben war dadurch wieder erwacht, daß Friedrich die Ausgleichung des Streites nicht seinem Schiedsgerichte überlassen und daß er seinem Sohne Enzio durch Heirat das Königreich Sardinien verschafft hatte, auf welches der röm. Stuhl Anspruch machte. Der uralte Gregor schleudert am Palmentage 1239 abermals den Bannstrahl über den Kaiser, indem er ihn vor aller Welt als Feind der Kirche und Freund der Ungläubigen verklagt, wozu ihm Friedrichs Verhältniß zum Sultan Kamil und die Aufnahme von Saracenen in sein Heer Anlaß gab; ja er heißt ihn einen entsetzlichen Lästerer, der gesagt

habe, die Welt sei durch drei Betrüger (Mose, Christus, Muhammed) hintergangen worden, was er jedoch nicht beweisen konnte und womit er sich selbst widersprach, da er ihn auch einen Muhammedaner schalt. Er nennt ihn auch das aus dem Meere gestiegene Thier der Offenbarung, den König der Pestilenz rc. Friedrich bezeugt dagegen in einem Schreiben an alle europäischen Könige und Fürsten seinen rechten christlichen Glauben und bezahlt sodann dem Papste mit gleicher Münze; er heißt ihn einen schmachvollen Verleumder, einen mit dem Oele der Schelmerei gesalbten Pharisäer, den Unhold, der den Frieden von der Erde wegnehme, einen wahnwitzigen Propheten, ja den Antichrist. Sie überbieten sich gegenseitig in Schmähungen. Darauf drang der Kaiser in's päpstliche Gebiet ein und nahm die meisten Städte desselben weg, was den Papst veranlaßte, feierliche Prozessionen um die Hilfe des Himmels abzuhalten. Derselbe ließ auch durch seine Diener, namentlich durch die erst aufgekommenen Bettelmönche (S. 401), in allen Landen das Kreuz wider Friedrich predigen. Um seiner Sache durch die öffentliche Beistimmung vieler hohen Geistlichen desto mehr Nachdruck zu geben, schrieb er auch eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom aus, die aber nicht zu Stande kam; denn Enzio, des Kaisers Sohn, hielt Wache mit seiner Flotte und nahm den größten Theil der herbeikommenden Prälaten gefangen, worüber Gregor, als er's vernimmt, ein fast hundertjähriger Greis, vor Grimm den Geist aufgibt, 1241.

Allein Friedrich ist damit nichts gebessert. Der neue Papst, Innocenz IV., ein andrer Innocenz III. an Klugheit und eherner Beharrlichkeit, doch nicht nach seinen bessern Eigenschaften, setzte den Streit gegen ihn mit der äußersten Anstrengung



Fig. 114. Bannfluch über Friedrich II.

fort, unerachtet der müde Kaiser nun allem aufbot, Friede zu erlangen. Dieser Papst begab sich sogar von Rom weg nach Lyon hinüber, um von dorther „desto freier wider den Kaiser handeln und fluchen zu können.“ Dorthin berief er das

von seinem Vorgänger beabsichtigte allg. Concil, 1245, und die hohen Prälaten eilten aus Frankreich, Spanien, England ꝛc. (weniger aus Deutschland und Ungarn) zu Haufen herbei. In dieser Versammlung hielt Innocenz eine Rede über Klagl. 1, 12: „Ihr alle, die ihr vorübergeht, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz“ ꝛc., und zählte dann die Verbrechen des Kaisers, die ihm diesen Schmerz bereiteten, nach einander her, daß er sei ein Ketzer, ein Muhammedaner, ein Gotteslästerer, Meineidiger, Mißhandler der Geistlichkeit ꝛc. Es war der kaiserliche Gesandte Thaddäus von Suessa gegenwärtig und vertheidigte seinen Herrn trefflich. Aber Innocenz sprach feierlichst das Verdammungsurtheil über Friedrich aus.

Derselbe wird als ein von Gott Verworfener aller seiner Ehren und Würden verlustig erklärt und alle seine Unterthanen werden ihres Eides gegen ihn entbunden; wer ihm hinfort noch diene, der sei seines Bannes theilhaftig, und welches Land ihn noch als Herrscher behalte, unterliege dem Interdict. Während der Verlesung des Urtheilsspruches hielten die Bischöfe brennende Kerzen in ihren Händen, die sie beim letzten Wort auf die Erde warfen, daß sie erloschen (Fig. 114).

Als der Kaiser die Nachricht davon erhielt, setzte er seine Krone auf's Haupt und sprach mit funkelnden Augen: „Noch habe ich meine Krone, und niemand soll sie mir ohne blutigen Kampf entreißen!“ Er schärfte es allen seinen Unterthanen streng ein, ihm treu und gehorsam zu bleiben, und über alle Geistliche, welche ihnen keinen Gottesdienst halten wollten, verhängte er die schwersten Strafen. Er sandte an alle Cardinäle eine Protestation gegen den Ausspruch des Concils und ließ abermals Schreiben an alle Regenten ausgehen, darin er sie aufforderte, die Anmaßungen des Papstes und der Geistlichkeit nicht länger zu dulden, sondern vereint mit ihm dagegen zu kämpfen. „Ich bin der Erste nicht,“ schreibt er, „und werde der Letzte nicht sein, den sie verfolgen und in den Abgrund zu stürzen suchen; und Ihr gehorcht bethört diesen Scheinheiligen, deren Ehrgeiz hofft, daß noch der ganze Ocean in ihren Rachen strömen werde.“ Er äußerte auch frei, daß er den entarteten Geistlichen ihre großen Reichthümer, welche sie nur zu einem ungeistlichen, üppigen Leben verwendeten, zu nehmen und sie zur Einfalt der Apostel zurückzuführen gesonnen sei. Allein wie der Bannfluch keinen tiefen Eindruck auf die Völker machte, so zündeten auch Friedrichs Worte nicht. Er stand nun einmal und nicht ganz mit Unrecht im Geruch der Freigeisterei, obgleich er selbst auch die Ketzer verfolgte. Doch suchte der fromme Ludwig IX. von Frankreich zwischen ihm und dem Papste zu vermitteln. Allein Letzterer wollte sich auf nichts einlassen, bevor nicht Friedrich und sein (zweiter) Sohn Konrad, den er statt seines rebellischen Heinrichs hatte zu seinem Nachfolger und einstweiligen Stellvertreter in Deutschland wählen lassen, aller Regierung entsagt hätten.

So wüthete der furchtbare Kampf zwischen den beiden höchsten Häuptern der Christenheit fort. Zu seiner kräftigen Führung setzte der Papst Himmel und Erde in Bewegung. Er wiegelte ohn' Unterlaß durch Briefe, Legaten und Bettelmönche, Italiener und Deutsche gegen Friedrich auf; er ertheilte allen, die wider ihn ziehen würden, Ablaß von ihren Sünden; auch suchte er die Anhänger des Kaisers durch Bestechung zum Abfall zu verleiten, bis dieser fast nur noch seinen Muselmanen trauen konnte.

Das durch seinen Machtspruch erledigte Kaiserthum bot Innocenz förmlich aus. Doch zeigte unter den deutschen Fürsten niemand Lust dazu. Endlich ließ sich der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen zur Annahme bewegen, welcher, weil nur von Geistlichen gewählt, der „Pfaffenkönig“ genannt wurde. Der Reichsregent Konrad schlug ihn aber, daß er verwundet floh. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode ließ sich noch der junge Graf Wilhelm von Holland bethören, „die entwürdigte Krone“ aus der Hand etlicher Prälaten anzunehmen. Der Papst unterstützte ihn, wie schon den vorigen, mit einer großen, in allen Landen erpreßten Geldsumme zur Ausrüstung eines mächtigen Heeres, und da nun auch das deutsche Volk

durch die Bettelprediger mehr und mehr „gegen die ketzerischen Hohenstaufen“ verhetzt worden war, so konnte sich Konrad dieses Gegners nicht entledigen.

Der Kaiser, welcher selbst in Italien, wo der Krieg am meisten tobte, einen sehr harten Stand hatte und eine Abnahme seiner Kräfte spürte, versuchte nochmals alles Mögliche, Frieden zu gewinnen. Allein der Papst war unversöhnlich und fuhr emsig fort, diesseits und jenseits der Alpen den Kreuzzug gegen „den großen Ketzer, den andern Pharao, den Statthalter des Satans“ predigen zu lassen. Friedrich mußte erfahren, daß ihm seine nächsten Diener und Freunde untreu wurden, daß sein eigener Kanzler und langjähriger Freund Peter de Vinea sich in eine Verschwörung zu seiner Vergiftung einließ. „Wehe mir,“ rief er in tiefem Schmerze aus, „die Treusten verlassen mich! Peter, die Hälfte meiner Seele, hat meinen Tod gesucht! Wem soll ich noch trauen? Wie kann ich je wieder froh werden?“ — Dazu traf ihn der entsetzliche Schlag, daß sein theurer Sohn Enzio, die Blume der Ritterschaft, von den Bolognesern gefangen wurde, 1249, die ihn um keinen Preis wieder freigeben wollten. Er versprach ihnen für denselben einen silbernen Ring, der ihre Stadt umschließen sollte; aber sie verachteten es. Nochmals rafft er sich auf, „will aus dem Ambos wieder ein Hammer werden.“ Er erringt auch namhafte Vortheile über die Italienischen Gegner. Nun will er einen raschen Zug nach Lyon machen, um den störrigen Papst zu fangen; da überfällt ihn Krankheit und Tod! Er starb, nachdem er dem Erzbischofe von Palermo seine Sünden gebeichtet hatte und von diesem wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen worden war, zu Fiorentino, 13. Dec. 1250, im 56. Lebensjahre. Der Papst hatte gesiegt und frohlockte. Deutschland hörte auf, eine Weltmacht zu sein.

Untergang der Hohenstaufen.

Friedrich II. hinterließ vier Söhne, Konrad, Heinrich d. Jüngern, Enzio und Manfred. Keiner von ihnen konnte zu der Höhe der Vorfahren aufsteigen; ja es sollte das Haus der Hohenstaufen nach so hehrer Pracht in Bälde traurig untergehen. War's ein von dem grausamen Heinrich VI. her auf dem Geschlechte haftender Fluch? Wer hat des Herrn Sinn erkannt! Jedenfalls ist die Endgeschichte dieses Hauses tiefergreifend.

Da der Papst, welcher nach des Kaisers Tode von Lyon nach Rom zurückgekehrt war, den schärfsten Befehl nach Deutschland ergehen ließ, daß niemand weiter dem Konrad von Hohenstaufen, „dem Herodessohne“, gehorche, sondern jedermann den Wilhelm von Holland als deutschen Oberherrn anerkenne, so wurden des Erstern Verhältnisse dort ungemein mißlich. Beinahe wäre er in Regensburg bei einem durch den dortigen Bischof angestifteten Ueberfall um's Leben gekommen; seine Rettung verdankte er nur dem getreuen Grafen von Eberstein, der sich in sein Bett legte und für ihn erschlagen ließ. Von Wilhelm 1251 geschlagen, begab er sich nach Italien, um wenigstens das väterliche Erbe des Sicilischen Reichs zu retten. Das gelang ihm auch im Verein mit seinem tapfern Bruder Manfred. Er starb aber schon 1254, an einem hitzigen Fieber, mit Hinterlassung eines zweijährigen Knäbleins, das auch Konrad getauft war und von den Italienern Konradin (Konradchen) genannt wurde. Ein Jahr vor ihm schon war sein Bruder Heinrich eines plötzlichen Todes gestorben.

Jetzt herrschte Manfred über das Sicilische Reich ein Jahrzehent lang, nicht ohne harten Kampf, aber sehr rühmlich. Dieser war seines Vaters jüngster und liebster Sohn und ganz dessen Ebenbild, freilich auch in den Fehlern. Aber Papst Urban IV. setzte den wüthenden Haß gegen die Hohenstaufen fort, und nachdem es ihn nicht zum Zwecke geführt, daß er auch gegen Manfred hatte das Kreuz predigen lassen, bot er zuletzt dem Karl von Anjou, einem Bruder des französischen Königs, die Sicilische Krone an. Dieser thatkräftige, aber kaltherzige, grausame,

geizige, an Leib und Seele häßliche Mensch ergriff das Anerbieten mit Freuden. Er kommt mit einem Heere. Manfred ist schon von Verrath umgeben, und in der Schlacht bei Benevent, 1266, geht ein Theil seines Heeres zum Feinde über. Als er alles verloren sieht, stürzt er sich in den dichtesten Haufen der Feinde und fällt. Er hatte drei Söhne; die ließ der Sieger im Kerker verschmachten.

So war denn Karl von Anjou König des Hohenstaufischen Erbreichs. Er herrschte aber höchst willkürlich, ungerecht und tyrannisch. Da sehnte man sich nach der viel bessern Ghibellinischen Herrschaft und sandte nach Deutschland, wo der nun 15jährige Konradin seit seiner Kindheit lebte, und lud denselben ein, sein väterliches Erbe anzutreten. Seine gute Mutter Elisabeth warnte ihn zärtlich vor dem schönen aber falschen Italien, das noch allen Hohenstaufen verderblich geworden. Aber das vorgehaltene Kleinod ist zu lockend, der zarte Jüngling voll Mannesmuth kann nicht widerstehen. Er sammelt sich von dem Reste der Hohenstaufischen Güter in Schwaben ein Heer und zieht in Begleitung seines treuen Freundes, des jungen Prinzen Friedrich von Baden, über die Alpen dahin. Die Ghibellinen Italiens empfangen ihn mit Frohlocken und verstärken seine Schar; der Papst bannt ihn. Bei Tagliacozzo stößt er mit Karl zusammen, 23. Aug. 1268. Er kämpft würdig seiner Ahnen, heldenmüthig und siegt. Doch zu frühe zerstreuen sich seine Krieger, um zu plündern; da bricht ein feindlicher Hinterhalt hervor und entreißt ihm wieder den Sieg. Er muß fliehen und wird auf der Flucht verrathen und gefangen. Karl ließ zu Neapel ein Gericht über ihn zusammentreten. Alle Richter bis auf Einen sprechen ihn frei, denn er habe in Meinung guten Rechts den Krieg unternommen; trotzdem sprach Karl das Todesurtheil über ihn und seinen Genossen aus. Barfuß gieng Konradin samt Friedrich zum Blutgerüst, umarmte noch den Freund und rief aus: „O Jesus Christus, wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" und legte das Haupt auf den Block. Als es fiel, schrie Friedrich vor Entsetzen laut auf, darob alle Anwesenden zu weinen anfiengen; dann legte auch er still das seinige auf den Block (29. Oct.). Wohl 1000 Anhänger starben durch Henkerhand.

Als Enzio im Gefängniß von Konradins Tode hörte und dachte, daß er allein vom Heldengeschlechte noch übrig sei, fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen, frei zu werden und der Hohenstaufen Glanz wieder herzustellen. Er machte darum einen Fluchtversuch, der auch beinahe gelungen wäre. Schon wurde er in einer Tonne aus dem Gefängniß getragen; aber eine seiner herrlichen Locken, wie sie kein Anderer zu Bologna hatte, quoll aus einer Oeffnung des Fasses hervor, daran wurde er auf der Straße erkannt. Man brachte ihn in den Kerker zurück, darin er nach 23jähriger Gefangenschaft starb (1272). So ist das Geschlecht der Hohenstaufen, das einst so hochbeglückte, hellstrahlende, schleunig, blutig und jammervoll untergegangen!

§ 9. Gestaltung des deutschen Reichs.

Das deutsche Reich war nicht mehr so groß als früher. Burgundische und Lothringische Landschaften hatten sich schon von ihm losgetrennt, wie sich in der Folge noch manches von ihm ablöste, ohne daß wir es jedesmal anführen können. Dänemark, Ungarn, Polen erkannten seine Oberherrlichkeit nicht mehr an. Und in seinem Bestande hatte es gar eine andere Gestalt als früherhin. — Die alten großen Herzogthümer hatten sich zersplittert oder ganz aufgelöst. So waren aus dem alten Bayern die getrennten Lande: Bayern, Kärnthen, Oestreich, Steiermark, Tyrol geworden. Das große Herzogthum Sachsen war in den beschränkten Theil, der den Namen fortführte, die Erzbisthümer Magdeburg, Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Osnabrück 2c., die Landgrafschaft Thüringen, die Markgrafschaft Meißen, die Grafschaften Holstein, Oldenburg 2c. auseinandergegangen. Schwaben zerfiel mit dem Untergange der Hohenstaufen gänzlich; Baden, Würtemberg, Hohenzollern und

viele andere, zum Theil winzige Herrschaften treten hervor. Franken hatte schon vorher als Herzogthum völlig aufgehört; aus diesem hatten sich die Stifter Mainz, Würzburg, Bamberg 2c., die Pfalzgrafschaft bei Rhein, die Grafschaft Nassau 2c., die Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg 2c. gebildet. So stand denn der Kaiser mit seinen immer mehr verarmten Rechten und Einkünften über einem in eine Menge einzelner, von einander unabhängiger Herrschaften zertheilten Reiche. Alle unmittelbar unter dem Kaiser stehenden, oder wie man sagte, „reichsfreien" Herren und Körperschaften hießen Stände des Reichs. Diese sonderten sich in drei Klassen.

Zu den Reichsständen gehörten erstlich: die hohen Fürsten, die Herzoge (einschließlich des Königs von Böhmen), Markgrafen, Pfalzgrafen, Landgrafen, andere gefürstete Grafen, dann die Erzbischöfe, Bischöfe, gefürsteten Aebte. Sie alle hatten die Landeshoheit in ihrem Gebiete, Aufgebot des Heerbannes, umfassende Gerichtsbarkeit 2c. Bei allen den weltlichen Fürstenthümern bestand nun auch schon ausdrücklich oder doch thatsächlich die Erblichkeit. Nur wenn das Fürstengeschlecht ausstarb, fiel das Lehen dem Kaiser heim, der es nach Belieben vergeben konnte; oder zur Strafe nahm derselbe einem Vasallen sein Land. — Zu den Reichsständen gehörten zweitens: die reichsfreien Grafen und Barone. Diese walteten auch selbstherrlich in ihren Ländlein, ob sie schon nicht alle Gerechtsame der Ersteren besaßen, z. B. keine Münzen schlagen durften. — Zu den Reichsständen zählten endlich: die freien Reichsstädte. Deren gab es im 13. Jahrh. schon gegen 60 und wurden es noch viel mehrere; fast jede größere Stadt wußte sich die Reichsunmittelbarkeit zu verschaffen. Diese Städte bildeten in sich eine Art Republik; sie regierten sich selbst durch Bürgermeister und Rath. Doch war ein Reichsvogt da, welcher das Regiment zu überwachen und in gewissen Fällen als die Oberbehörde zu handeln hatte. Das städtische Regiment befand sich in der Hohenstaufenzeit wohl überall noch in den Händen der adeligen Bürger und ritterbürtigen Kaufleute, welche „Geschlechter" oder auch (wie einst in Rom) „Patrizier" hießen. In der Folge aber, da die Handwerker durch ihren Zusammenschluß in Zünften stark geworden, errangen auch die geringern Bürger oder „Plebejer", allerdings gewöhnlich erst durch harte Kämpfe, einen Antheil am Regiment (Aufnahme plebejischer Glieder in den Rath). In manchen Städten erlangten die Plebejer sogar das Uebergewicht; da trat dann eine mehr demokratische Verfassung ein. In andern Städten behielten die Patrizier die Oberhand, da blieb die Verfassung dann auch vorherrschend aristokratisch.

Diese drei Klassen der Reichsstände formirten nun unter dem Vorsitze des Kaisers den Reichstag, zu welchem sie persönlich oder durch Abgeordnete erschienen. Außerdem gab es auch noch einige freie, reichsunmittelbare Landgemeinden (Bauern), wie in der heutigen Schweiz. Sie hatten, wie die Städte, einen Reichsvogt über sich, beschickten jedoch den Reichstag nicht.

§ 10. Rundschau in den andern Ländern Europa's.

Wir haben uns bisher vornehmlich mit der deutschen Geschichte beschäftigt; war doch Deutschland der Hauptschauplatz der Weltgeschichte. Lasset uns aber jetzt eine Rundschau in den andern Ländern Europa's machen, und besonders Merkwürdiges, was sich darin vom 11. bis zum 13. Jahrhundert zugetragen hat, so weit es in dem Vorhergehenden nicht schon berichtet ist, in's Auge fassen. Es ist aber dabei hübsch auf die Jahrzahlen zu achten, weil es nach der Lage der Länder und nicht gerade nach der Chronologie (Zeitrechnung) geht. Wir beginnen im Westen mit

Spanien.

Bei der Eroberung dieses Landes durch die Mauren war ein Theil der Christen in schützenden Gebirgen unbezwungen geblieben (S. 314). Diese kämpften stetiglich gegen die muhammedanischen Eindringlinge, und sie stritten mit glühendem Glaubenseifer und dem ritterlichsten Muthe und gewannen mit der Zeit breitern Fuß. Das maurische Reich aber zerfiel nach seiner Blüte unter den Omajaden (S. 346) in viele Kleinstaaten, an deren Höfen besonders die Poesie emporkam. Zugleich

hoben sich zwei christliche Königreiche hervor: Kastilien (mit Leon) und Aragon. Mehr und mehr siegten die christlichen Waffen über die häufig unter sich selbst uneinigen Ungläubigen. Der größte Held im Streite wider sie war Don Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, gewöhnlich der Cid (Herr des Kampfes), auch Campeador (Kämpe) genannt, † 1099. Seine gewaltigen Thaten wurden in vielen Volksliedern besungen; auch in deutscher Sprache sind sie zu lesen („der Cid von Herder"). Im 12. Jahrh. währten die Kämpfe der Christen mit den Mauren fast unausgesetzt fort; im 13. brachte ihnen König Alfons VIII. von Kastilien bei Tolosa (1212) eine so große Niederlage bei, daß von dem an ihre Macht in Verfall gerieth.

Schon 1139 wurde Portugal aus einer Statthalterschaft Kastiliens ein davon getrenntes (christliches) Königreich unter einem französischen Prinzen. Wir schreiten über die Pyrenäen nach Frankreich.

Frankreich (Ludwig IX.).

Jemehr in Deutschland die Macht der Fürsten dem Kaiser gegenüber zunahm, so daß dieser fast nur noch wie der Erste unter Gleichen erschien, desto mehr wuchs in Frankreich die Macht des Königs den Großen des Reichs gegenüber. Das hatte wohl darin einen Hauptgrund, daß dort die Krone erblich war; es gab aber unter den Kapetingern (S. 331) doch auch kluge und kräftige Regenten, welche die Umstände gut zu benützen vermochten. Der Strahlendste aller französischen Könige und Einer der Ersten von allen, die je einen Thron eingenommen haben, ist Ludwig IX. (1226—70), ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs II., den er aber um 20 Jahre überlebte. Von Natur mit den besten Geistesgaben ausgerüstet und von seiner Mutter auf's Sorgfältigste erzogen, wurde er ein ausgezeichneter Staatsmann, ein höchstgerechter und überaus milder, dabei auch muthiger und tapferer Fürst und ein herzlichstfrommer Christ. Durch ihn besonders wurde das königliche Ansehen in Frankreich hoch emporgehoben.

Er setzte vernünftige Gesetze durch, welche die Vasallen bändigten. Bei aller Ehrerbietung gegen das sichtbare Haupt der Kirche schützte er auch seine Regentenrechte gegen die päpstlichen Uebergriffe und seine Unterthanen gegen die maßlosen Gelderpressungen der päpstlichen Legaten. Die Angelegenheiten seines Staates ordnete und leitete er mit weisem Sinn und fester Hand, und seine Unterthanen freuten sich des Friedensfittiges, den er über sie ausbreitete. Er verfuhr in allen Händeln derselben mit strenger Gewissenhaftigkeit und möglichster Lindigkeit (nur nicht gegen Ketzer), und man verehrte seine Urtheilssprüche wie Gottesurtheile. In seinem Privatleben unterzog er sich, nach dem Geiste seiner Zeit, harten Bußübungen, ließ sich auch, wie andere fromme Fürsten, den Rücken blutig geißeln; aber er meinte es redlich zu seiner Heiligung. Seine guten Werke in Ausstattung von Kirchen und Klöstern, in Unterstützung der Armen, in Stiftung von Krankenhäusern 2c. that er aus aufrichtiger Liebe zu Gott und Menschen; er bezeugte, daß er sich damit, wie mit seinen Bußübungen, „nicht von der Sündenschuld befreien wolle;" seinen Haupttrost wenigstens setzte er auf die Gnade Gottes. Er hatte noch mehr evangelisches Licht als die meisten seiner Zeitgenossen; freilich kein ungetrübtes.

Im Drange seines frommen Herzens unternahm auch er einen Kreuzzug, den siebenten und letzten. Denn 1244 war Jerusalem abermals an die Ungläubigen verloren gegangen; das schmerzte ihn tief. Mit der heil. Oriflamme (seiner Fahne) und 50,000 auserlesenen Kriegern brach er im Sommer 1248 auf und schiffte nach Cypern, woselbst er überwinterte. Im folgenden Jahre griff er zuerst Aegypten an, dessen Sultan das h. Land beherrschte. Die feindliche Flotte wurde besiegt und die feste Stadt Damiette erobert. Gleich ließ er die dortigen Moscheen in Kirchen umwandeln. Voll Hoffnungsfreudigkeit, mit neuer Mannschaft aus Frankreich verstärkt, gieng er jetzt auf die Sultansresidenz Kairo

los; allein Unkenntniß der Wege, Sonnenhitze, Hunger, Durst und Seuchen vereinigten sich mit der feindlichen Uebermacht zum Verderben seines Heeres, so daß er nach schweren Kämpfen genöthigt war, sich mit dem Reste desselben gefangen zu geben, 1250. Viele der Gefangenen wurden niedergehauen und der König selbst mit dem Tode bedroht, wenn er nicht Muselman würde; er streckte aber willig seinen Hals dar, ehe er seinen Herrn verleugnete. Indessen ließen sie sich für seine Freiheit 100,000 Mark bezahlen und das eroberte Damiette herausgeben. Nachdem er noch Tyrus und Cäsarea eingenommen, kehrte er 1254 nach Frankreich zurück. — Doch blickte er immer auf's neue sehnlich nach dem h. Lande hinüber, für dessen Wiedereroberung der Eifer in der Christenheit fast ganz erloschen war; und es ließ ihm keine Ruhe, er mußte in alternden Tagen noch seinen Kreuzzug wiederholen. Er schiffte 1270 mit 60,000 Mann nach dem nähern Tunis, um von dort aus über die Saracenen siegend vorzuschreiten. Kaum aber war er gelandet, so brach in der glühenden Sonnenhitze eine Seuche unter seinem Heere aus, welche auch ihn in seinem 56. Lebensjahre dahinraffte. Die Hände kreuzweis über die Brust gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet sprach er sterbend: „Herr ich will in dein Haus gehen, in deinem h. Tempel will ich anbeten und deinen Namen verherrlichen.“ Sein Tod erweckte in Frankreich und im ganzen Abendlande die schmerzlichste Betrübniß. 27 Jahre nachher wurde er unter die Heiligen versetzt.

Mit den Kreuzzügen aber war es nunmehr zu Ende; niemand hatte mehr Lust dazu. Sie haben dem Abendlande 6—7 Millionen Menschen gekostet, und den Aberglauben und die Zuchtlosigkeit stark vermehrt; was sie Sonderliches genützt haben, ist schwer zu sagen. Genug, die Christenheit sollte nach Gottes Willen um den Besitz des himmlischen Kanaans sich bemühen, nicht des irdischen. a. 1291 fiel auch Akko in die Gewalt der Muhammedaner zurück und jede Spur eines christlichen Besitzes in Palästina verschwand. Nur Cypern blieb noch ein christliches Reich bis 1571. — Von Frankreich begeben wir uns über den Kanal hinüber nach

England.

Der Englische König Heinrich I. (1100—35), aus dem Hause Wilhelms des Eroberers (S. 351) starb ohne männliche Nachkommenschaft. Seine Tochter Mathilde, die Witwe Kaisers Heinrich V., hatte sich abermals und zwar mit dem französischen Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou vermählt. In ihrem Sohne Heinrich II. kam 1154 das Haus Plantagenet auf den Englischen Thron. — Dieser Heinrich II. nun hatte viel Verstand und Kraft. Er fand, daß die Irländer auf ihrer grünen Insel ein gar zu unkatholisches Leben führen, und bat den Papst Adrian IV., einen Engländer, ihm dies wohlgelegene Land zu schenken, so wolle er ihm auch den jährlichen Peterspfennig von dort zukommen lassen. Der Papst übergab ihm die Insel in einer Bulle 1155, und Heinrich eroberte sie; seither ist sie England und dem Papste unterworfen. Heinrich bestrebte sich mit Ernst und gutem Erfolge, die durch zügelloses Parteiwesen und die Unbotmäßigkeit des Adels zerrüttete Ordnung im Lande herzustellen. Als er aber auch der Ausgelassenheit und dem Zuweitgreifen des Clerus gegenüber seine königliche Gewalt geltend machen wollte, so widersetzte sich ihm der höchste Geistliche des Reiches, sein voriger Kanzler und treuer Gehilfe, der Erzbischof Thomas Becket von Canterbury, aufs Hartnäckigste. Da entfuhren ihm einmal im Zorn die Worte: „Ist denn Niemand da, der mich von diesem aufrührerischen Priester befreit?“ Alsbald giengen vier Ritter von seiner Umgebung hin und schlugen den Erzbischof in der Kirche am Hochaltar todt, 1170. Als das der König hörte, erschrack er und suchte sich gleich bei dem Papste zu entschuldigen. Es kostete ihm aber eine tiefe Demüthigung, bis er Absolution empfieng. Um das aufgebrachte Volk zu versöhnen, wallfahrtete er noch barfuß zum Grabe des Ermordeten, stand fastend und betend 24 Stunden lang

daran und ließ sich dabei von einem Chor von Mönchen den entblößten Rücken zerhauen. Das Volk aber lief hinfort zu Hunderttausenden zum Grabe des Heiligen; denn der Papst sprach den Becket heilig.

Heinrichs Söhne, die sich gegen ihn empörten, worüber er aus Gram starb, sind uns schon bekannt: Richard Löwenherz und Johann ohne Land (S. 379. 381). Der Erstere (1189—99) nahm ein elendes Ende. Er erhielt bei der Belagerung eines Vasallen, der ihm einen gefundenen Schatz nicht herausgeben wollte, einen Pfeilschuß in die Schulter, welcher, an sich nicht gefährlich, durch Vernachlässigung der Wunde tödtlich ward. — Johann aber (1199—1216) war ein dummer, roher und grausamer Mensch und bei allem Trotz erbärmlich feige, so daß er 1213 die Krone als Lehen von Innocenz III. zurückerhielt. Er tyrannisirte sein Volk schändlich; als aber die geistlichen und weltlichen Häupter desselben in ein großes Bündniß gegen ihn zusammentraten, ließ er sich die Magna Charta oder den großen Freiheitsbrief von ihnen abzwingen 1215, welcher die Grundlage der nachmaligen freien Englischen Verfassung ist. Dieser Brief ertheilt den Geistlichen und Adeligen, aber auch den Städten, Flecken und allen Staatsbürgern große Rechte der Krone gegenüber und unterstellt den König selbst einem Ausschusse von 25 Baronen, welche über ihn zu wachen haben, ob er die Charte nicht bricht; urtheilt der Ausschuß, daß er es gethan, so hat das Volk das Recht, sich gegen ihn mit den Waffen zu helfen. Umsonst verfluchte Innocenz diesen Freiheitsbrief.

Heinrich III. (1216—72) führte durch seine Geldforderungen einen allgemeinen Aufstand herbei. Diesen beendigte des Königs edler Schwager, Simon von Montfort, indem er 1264 auch Abgeordnete der Städte in's Parlament berief und damit Schöpfer des Unterhauses wurde. Der friedliebende Eduard I. aber (1272—1307) ist wohl Englands größter Monarch, indem er seine Unterthanen zur Freiheit heranzog; fast hätte er auch Schottland mit England vereinigt, was nur durch die Schwäche seines Nachfolgers vereitelt wurde. Das bisher romfreie Wales aber wurde 1283 englisch; die Geistlichen mußten ihre Frauen entlassen und der gegen die Heiligenverehrung eifernde Bardenorden wurde aufgehoben.

Preußen,

das Bernsteinland von der Weichsel bis zum Memel hin, war noch im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem heidnischen, den Litauern verwandten Volke bewohnt. Die halbbarbarischen Leute zeigten keine Neigung zum Christenthum; die zu ihnen gekommenen Missionare schlugen sie todt, wie den h. Adalbert (S. 343). Da wendete sich der Orden der Deutschherrn (S. 379), der in Palästina nichts mehr wirken konnte, gegen diese noch Ungläubigen in Europa. Er wollte aber ihr Land erobern und sie mit Gewalt bekehren. Gerufen von dem Polenherzog ließ Hermann von Salza sich zuerst alle seine Eroberungen von Kaiser und Papst zusichern. Von 1227 an führten nun die Weißmäntel mit schwarzem Kreuz Krieg gegen die Preußen, und es war ein hartnäckiger, blutiger Krieg. Fürst und Bischof in einer Person, mächtig in Wort und That, ordnete Hermann († 1239) das Land zur Zufriedenheit des Kaisers Friedrich II. wie des Papstes. Erst 1283 war die Eroberung des Landes vollendet und die noch übrig gebliebenen Preußen nahmen das Christenthum an. Die Sieger bauten viele Städte, Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg 2c. Sie zogen eine Menge Deutscher in die leer gewordenen Räume herein, so daß deutsche Sprache und Sitte dort herrschend ward. Das verödete Land blühte schöner auf, und das deutsche Reich, dem sie es einverleibten, erhielt an ihm doch einen hübschen Zuwachs für anderweitige Verluste.

Der Hochmeister des Ordens, welcher nach der Rückkehr aus dem Morgenland eine Zeitlang in Venedig residirte, nahm 1309 seinen Sitz in Preußen. Von 100

starken Burgen herrschte der Orden über das Land und dehnte sein Besitzthum noch beträchtlich über dessen Grenzen aus. Der Hochmeister war deutscher Reichsfürst und throute in seinem prachtvoll gebauten Marienburg wie ein König. Später sank aber die Macht des Ordens rasch von seiner Höhe herab, besonders in Folge der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg, 1410; er mußte 1460 Ostpreußen von den Polen zu Lehen nehmen, Westpreußen ihnen überlassen.

Das griechische Reich

ward seltsamerweise durch den vierten Kreuzzug (S. 379) in ein Lateinisches verwandelt. Ein Kreuzheer nämlich unter dem Grafen Balduin von Flandern lag in Venedig und konnte ohne Geld nicht weiter. Nun kam zu ihm der Prinz Alexius von Constantinopel, dessen Vater Isaak von einem Empörer entthront und geblendet worden war, und bat es unter Verheißung großen Lohnes um Hilfe gegen den Rebellen. Nach einiger Weigerung ließen sie sich wirklich be-

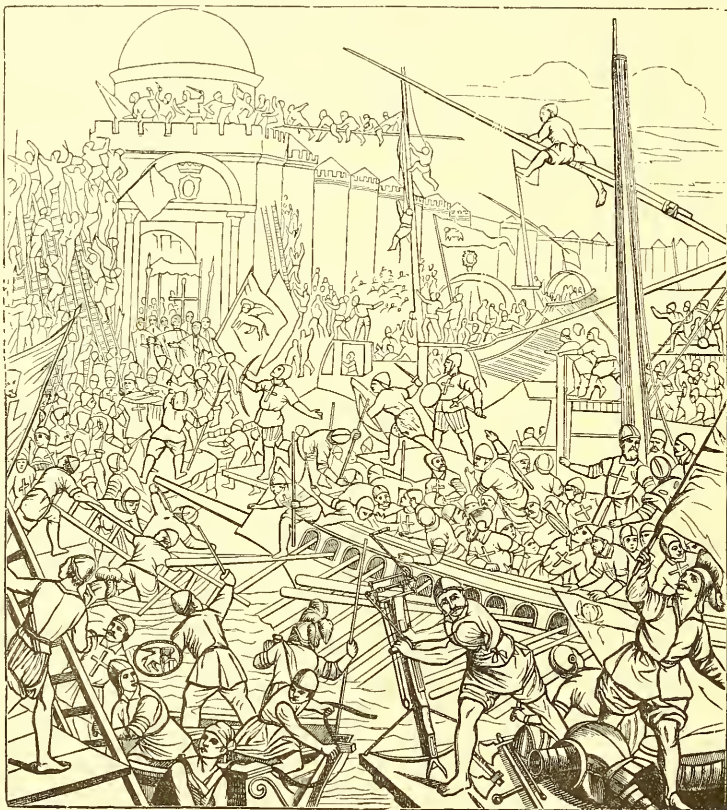


Fig. 115. Einnahme Constantinopels durch die Kreuzfahrer im Jahr 1204. (Nach einem mittelalterlichen Stiche.)

wegen, von ihrem h. Ziele abzulenken; denn Dandolo, der Doge von Venedig, fand es gerathen, den Sultan von Aegypten zu schonen, und der Papst gab zuletzt seine Einwilligung unter der Bedingung, daß die Griechische Kirche mit der Römischen vereinigt werde. Also fuhren sie nach Constantinopel, 1203. Und als sie darkamen, sprengten sie am zehnten Tage die Hafenketten vor der Stadt, drangen hinein und verjagten den Kronräuber. Das griechische Volk holte den blinden Isaak aus dem Gefängnisse und setzte ihn wieder samt seinem Sohne Alexis auf den Thron.

Aber dieser sollte nun den ungeheuern Lohn bezahlen, den er den Kreuzfahrern versprochen hatte, und konnte ihn nicht aufbringen, obwohl er auch geweihte Kirchengefässe dazu verwendete. Noch weniger konnte er das Andere, Vereinigung der Griechischen Kirche mit der Römischen, bewerkstelligen; denn die Griechen wollten bei ihrem Glauben bleiben. So gabs böses Blut bei den Kreuzfahrern; noch böseres bei den Griechen. Letztere schimpften über die außerordentlichen Auflagen, tobten über die Anmuthung der Glaubensverleugnung, beschuldigten den Alexius, daß er sie an die Lateiner verkauft und verrathen habe, nahmen den Unglücklichen gefangen und erdrosselten ihn, worüber Isaak der Vater vor Schrecken starb. Da fielen die Kreuzfahrer wüthend über Constantinopel her (Fig. 115), bemächtigten sich abermals der Stadt (13. April 1204), plünderten sie ganz aus und verbrannten sie zum Theil. Es herrschte solch eine feige Angst unter den Griechen, daß „Ein Ritter Tausende vor sich hertrieb." Die zusammengeschleppte Beute an Gold, Silber, Seidenzeugen ꝛc. war so groß, daß ein Augenzeuge meinte, im ganzen übrigen Europa sei nicht so viel Reichthum zu finden. Der Muthwille der h. Kreuzfahrer war aber so frech, daß sie selbst die Kirchen schändlich entheiligten; und die schönsten Bildsäulen eines Phidias wurden eingeschmolzen, um Bronzegeld zu prägen. Die Lateiner zeigten sich wohl stärker, aber auch schlechter als die Griechen. — Nicht nur die Hauptstadt, auch das Reich umher wurde von den 20,000 Kreuzfahrern in Besitz genommen und ihr tapferer Führer Balduin Kaiser darüber. Die Kirche ward mit Gewalt dem römischen Stuhle unterworfen; allenthalben feierte man römischen Gottesdienst.

Das lateinische Kaiserthum auf griechischem Boden bestand 57 Jahre; fest konnte es doch nicht werden. a. 1261 wurde es von einem Nachkommen des alten (Byzantinischen) Kaisergeschlechts der Komnenen, Michael Paläologus, und zwar mit Hilfe von Lateinern, der Genneser, gestürzt. Die Griechen jagten jetzt alle römischen Priester davon und die Politik des Papstes hatte keine dauernden Früchte getragen.

Von

Sicilien

ist noch ein schauerliches Ereigniß zu melden. Karl von Anjou (S. 388) herrschte in dem den Hohenstaufen entrissenen Reiche immer despotischer, grausamer und schrecklicher. Der Uebermuth seiner Franzosen und die Bedrückung und Quälerei, welche seine Italienischen Unterthanen erleiden mußten, überschritt alles Maß. Da stiftete ein kühner Sicilier, Johann von Procida, eine Verschwörung und verhandelte zugleich mit dem König Peter von Aragon und dem von Karl bedrohten Paläologen. Peter rüstete eine Flotte mit dem Vorgeben aus, die Mauren in Tunis bekriegen zu wollen; noch vor seiner Ankunft aber brachen die unzufriedenen Sicilier los. Als nämlich die Bürger von Palermo am Osterdienstag, 30. März 1282, wo sie ihrer Sitte gemäß ins nahe Kloster San Spiritu zur Vesper gegangen waren, nach derselben auf dem grünen Plane auf- und abwandelten, trat ein Franzose an eine junge edle Sicilierin heran und erlaubte sich in Gegenwart ihres Vaters und Bräutigams so grobe Unanständigkeiten gegen sie, daß sie vor Scham und Schrecken in Ohnmacht sank. Ein Sicilier stieß den Frechen nieder. In demselben Augenblick sind aber auch tausend unter den Gewändern verborgene Dolche entblößt und alle gegenwärtigen Franzosen werden niedergestochen. Und nun geht das Morden über die ganze Insel hin und hört nicht auf, bis im April der letzte Franzose abgesegelt ist. Das nannte man die Sicilische Vesper. — König Karl befand sich eben in Rom. Als er die Blutgeschichte vernahm, ergrimmte er im Tiefsten. Er kommt zur Rache gegen Messina. Aber jetzt eben eilt auch Peter von Tunis her, verspricht der Insel ihre alten Freiheiten und wird vom Parlament zum König gewählt. Karl mußte von Messina abziehen und behielt nur den Reichstheil auf dem Festlande, Neapel. Der finstere Mensch endete 1284. Sicilien aber verblutete sich fast in dem 20jährigen Kriege, den erst 1302 ein Friede beschloß.

§ 11. Der erste Mongolensturm.

Nun über Europa hinaus in den Osten! Auf den Hochebenen Innerasiens, von denen auch einst die Hunnen ausgiengen, lebte das Heidenvolk der Mongolen in vielen Horden. Temutschin, ein Häuptling, brachte sie um 1206 unter sein Regiment zusammen. Ein Schamane (Weissager) wollte eine himmlische Offenbarung gehabt haben, daß Temutschin die Welt erobern sollte; darum sollte man ihn Tschingischan (etwa „Weltherrscher") nennen. Derselbe ließ sich Namen und Beruf gefallen und mit einem Heere von 700,000 bricht er, wie ein zweiter Attila, aus seinen Steppen hervor, um seine Bestimmung zu erfüllen. — Zuerst wendete er sich nach Osten und bezwang den nördlichen Theil des großen China; dann eroberte er nach Westen hin die Tatarei und das Reich der Chowaresmier, das vom Indus bis zum Kaspi reichte und die herrlichen Städte Samarkand und Bochara in sich faßte, dann südlich das alte Persien. Es konnte ihm und seinen Söhnen nichts widerstehen.

Ein solch wildes Volk hatte man aber noch nicht gesehen: es waren meist türkische Stämme. Vor dem Angriff wurde der Feind zur Unterwerfung aufgefordert, dann aber vernichtet. Die größten Städte wurden Trümmerhaufen, Hunderttausende von Menschen hingeschlachtet. Als einer von den Söhnen des Tschingischan doch einmal nicht alle Bewohner einer eingenommenen Stadt hatte umbringen lassen, sprach der Vater zu ihm: „Ich verbiete Dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl milde zu sein; Mitleid findet sich nur bei schwachen Seelen." Doch gebot er zuletzt Schonung von Menschenleben und starb 1227.

Seine Nachkommen setzten die Eroberungen fort. Schon bei seinen Lebzeiten war einer seiner Söhne nach Europa hereingebrochen und hatte Südrußland verheert. Nun überschwemmten zahllose Mongolenscharen auch Polen und Ungarn und verwandelten diese Länder in Wüsteneien. Ueberall marterten, verstümmelten und würgten sie; Mongolische Knaben schlugen die Christenkinder zum Spiele mit Knitteln todt. Auch Deutschland bedrohten die Entsetzlichen; schon brachen sie verheerend in Schlesien ein und Männer, Weiber, Kinder fliehen heulend vor ihnen. Kaiser Friedrich II., im heftigsten Kampfe mit dem Papste begriffen, konnte das Reich nicht vor ihnen schirmen. Da stellt ihnen der Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien im Verein mit benachbarten Fürsten und Deutschordensrittern auf der Ebene bei Liegnitz; er führt kein großes Heer, aber ein tapferes, todesmuthiges, und es wird eine heiße Schlacht geschlagen, 9. April 1241. Das Christenheer wird von der fünfmal größern Feindesmacht besiegt und der fromme Heinrich stirbt den Heldentod; aber die Sieger haben schweren Verlust erlitten, kehren mit den Siegeszeichen von neun Säcken abgeschnittener Feindesohren um und „scheuen hinfort das Land der eisernen Männer."

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch. Unter dem Großchan Mengkü († 1259) erreichte sie ihren höchsten Gipfel. Ihm fiel auch 1258 das gewaltige Bagdad, wobei 200,000 Menschen gewürgt wurden. Mengkü eroberte ganz China samt Tibet und andern Landschaften. Fast ganz Asien gehorchte seinem Scepter. Nach einigen Menschenaltern zerfiel das unermeßliche Reich. Im fünfzehnten Jahrhundert richtete es ein zweiter Tschingischan wieder auf (IX. § 13). — Wir kehren nun zu den kultivirten Menschen zurück und beschäftigen uns mit ihren friedlicheren Bestrebungen.

§ 12. Wissenschaft und Kunst im 12. und 13. Jahrhundert.

Im 12. Jahrh. finden sich schon naturwüchsig entstanden, ohne daß sich ihre Stiftung nachweisen ließe, die hohen Schulen, die man Universitäten nennt. Universität bedeutet: Gesamtheit der Wissenschaften. An solch einer Hochschule wurden nämlich sämtliche Wissenschaften miteinander gelehrt. Jede lehrte die sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Rhetorik, Poesie, Logik (Dialectik),

Arithmetik (Zahlenlehre), Geometrie und Astronomie 2c. Dann die sogenannten Real- oder Haupt-Wissenschaften: Theologie, Jurisprudenz und Medicin. — Die vier ersten und lange Zeit angesehensten Universitäten waren: Bologna und Salerno in Italien, Paris in Frankreich und Oxford in England. Es ist aber zu merken, daß in Bologna die Rechtswissenschaft, in Salerno die Arzneikunde, in Paris und Oxford die Gottesgelahrtheit vorzugsweise betrieben ward. Die Gründer der Hierarchie, ein Alexander III., Innocenz III. und IV. waren Lehrer oder Zöglinge der Bologneser Schule, an der auch die staufischen Kaiser hoch hinauffahen.

Fürsten und Päpste begünstigten die Universitäten sehr. Die Studirenden genoßen besondern Schutz und eigene Gerichtsbarkeit unter ihrem Rektor Magnificus (herrlicher Leiter). Es studirten aber damals nicht blos junge Leute, sondern auch bejahrtere, manche aus reiner Liebe zur Wissenschaft ihr ganzes Leben fort. Diese Hochschulen waren darum, und weil es noch so wenige gab, überaus stark besucht; um 1200 befanden sich zu Bologna 10,000 Studenten aus allen Ländern. Uebrigens hatte keine Universität so dauernden Ruhm und mächtigen Einfluß auf Kirche und Staat als die Pariser. Alle Völker priesen Frankreich als das Land des Studiums. — Sonst sind noch die Juden als Förderer der Wissenschaft zu nennen, sie waren fast die einzigen Aerzte und Astronomen. Namentlich der spanische Jude Mose ben Maimun († 1204) wurde durch sein Altes Testament und griechisches Wissen ein großer Philosoph.

In Deutschland gab es noch keine Universitäten; die Wissenschaft wurde in den Stifts- und Klosterschulen gepflegt, und wer sich hier nicht genug lernte, der studirte dann auswärts in Bologna, Paris 2c. An Bildungseifer standen die Deutschen den andern Nationen nicht nach, sie nahmen gern fremde Bildungsstoffe in sich auf und verarbeiteten sie weiter, glücklich und unglücklich. Sie leisteten dieser Zeit etwas in der Geschichtschreibung. Schon im 11. Jahrh. schrieb der Mönch Lambert von Aschaffenburg eine gute deutsche Geschichte vom J. 1039—77. Aus dem 12. Jahrh. ist Bischof Otto von Freising zu nennen, welcher uns zwei schätzbare historische Werke hinterlassen hat, eine Weltgeschichte bis 1146 und eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Rothbarts. Doch war die Zeit nicht dazu angethan, zwischen Sage und Geschichte streng zu scheiden; der kritische Geist fehlte noch ebenso, wie in der Naturforschung das geduldige Beobachten und schrittweise vorgehende Versuchen. Darin wurde der Schwabe Albert Magnus († 1280) der Lehrer, ja der Humboldt seiner Zeit. Auch Roger Bacon suchte gleich ihm der Beschäftigung mit Physik und griechischer Literatur Bahn zu brechen; was vorerst nicht recht gelingen wollte, weil Theologie und Juristerei die Jugend mehr anzogen.

Im 13. Jahrh. fieng man an die deutschen Rechte und Gesetze niederzuschreiben. Es kam damals der Sachsenspiegel heraus, ein Rechtsbuch für die Sachsen, dem bald der Schwabenspiegel folgte, ein solches für die Schwaben. In beiden ist schon das Römische Recht benützt, das allmählich auch in Deutschland Eingang fand. — In Bearbeitung der Theologie herrschte in Deutschland und andern Ländern gerade während dieser Periode der regste Eifer; doch davon wird im folgenden § zu reden sein.

Die Dichtkunst

hatte im ganzen christlichen Abendlande ein paar Jahrhunderte geschlafen. Am ersten erwachte sie in der Provence (Süd-Frankreich), und sie wurde da vorzüglich von Rittern geübt. Christliche Krieger kamen vor Toledo in fruchtbaren Verkehr mit Mauren (S. 390) und brachten als Sieger zurückkehrend, die Keime der „frohen Wissenschaft“ in die Heimat zurück. — Die adeligen Herren wetteiferten miteinander im Dichten und Singen; Poesie und Sang mußte die Würze jeder geselligen Unterhaltung sein. Man sang fröhliche und klagende Lieder, Tanzlieder (baladas), Erzählungen (novas), Canzonen, der Schönheit zu huldigen, aber auch ernste Rügelieder (sirventes), welche fast reformatorisch klingen. Die provenzalischen

Dichter hießen Trobadors (Finder), die nordfranzösischen Trouveres. Auch nach England wanderte diese fröhliche Wissenschaft; dort hießen die Dichter Minstrels.

Am schönsten aber blühte die edle Kunst in Deutschland (unter den Hohenstaufen) auf, und auch hier waren es vorzugsweise Adelige, welche sie pflegten. Die deutschen Dichtungen zeichnen sich überhaupt durch Innigkeit, Zartheit, Reinheit, Tiefe, Kraft und Erhabenheit der Gedanken aus. Der Form nach scheiden sie sich vornehmlich in Epische und Lyrische. — Die epischen Gedichtswerke haben es mit den alten Sagen „von Karl dem Großen und seinen zwölf Paladinen," „vom Britischen König Artus und seinen zwölf Rittern der Tafelrunde", dann von andern Fränkischen, von Gothischen, Burgundischen 2c. Helden zu thun. Das Lob der Treue ist ein Grundton, der durch sie hinklingt. — Die lyrischen Gedichte sind von der Minne erfüllt, darum ihre Dichter den Namen Minnesänger führen. Minne bedeutet innigliche Liebe. Sie handeln aber nicht bloß von der Frauenliebe, die sie in den zartesten Gefühlen besingen, sondern auch von dem Zuge der Liebe und süßen Freude in der Natur, vom Frühlingsleben, von der Maienwonne, und dann auch von der himmlischen Liebe oder Gottesminne, von der Freude des Herzens an dem Quelle des Lebens und der Liebe, der von oben das Herz bethaut, und von dem Sehnen nach seinen vollen Strömen, nach völliger, ewigseliger Vereinigung mit Gott.

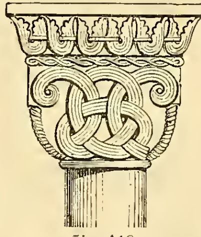
Die berühmtesten deutschen Dichter sind: Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach (bei Ansbach), Heinrich v. Ofterdingen und Walther von der Vogelweide. Von Wolfram v. Eschenbach besitzen wir ein herrliches Epos, Parzival betitelt. Darin ist die Sage vom heil. Gral behandelt, d. i. von einem zu einer Schale verarbeiteten köstlichen Edelstein aus dem Paradiese, worein Blutstropfen Christi aufgefaßt worden sind, und spricht sich in dieser Sage die Sehnsucht nach dem verlorenen und durch Christum wiederzufindenden Paradiese aus. Der Held Parzival stellt einen zuerst hochmüthig von Gott sich abwendenden, dann zur Demuth umkehrenden, nach dem Ewigen suchenden und dann das Höchste erreichenden Menschen dar. — Für besonders herrlich gilt ferner das Nibelungenlied von einem unbekannten, wohl östreichischen Verfasser, aus dem 13. Jahrh. Hauptinhalt ist der unvergleichliche Fränkische Held Sigfrid, der Hörnene, welcher meuchlerisch getödtet wird, und die Rache, welche seine Frau Krimhild dafür nimmt. Das Gedicht spielt aus dem Burgundischen, Gothischen und Hunnischen Sagenkreise. Sein Stoff ist urgermanisch, großartig und stellt zugleich das Leben und Weben der Menschen jener Zeiten gar treulich dar. Es ist auch durch seine körnige Sprache, durch den wohlklingenden Vers und den innigen Zusammenhang des Ganzen hochausgezeichnet. Viele halten das Nibelungenlied für das größte Epos des deutschen Volkes. Meine werthen Leserinnen werden aber doch, fürchte ich, keinen rechten Geschmack darin finden, denn es kommt gar zu Arges und Gräßliches darin vor. — Ein liebliches Gegenstück ist das Lied von Gudrun, einer Friesischen Königstochter, gleichfalls von einem unbekannten Verfasser. Da sehen wir statt einer stolzen, wilden, schrecklichen Krimhild ein edelweibliches, demüthigduldendes, feste Treue haltendes Frauenbild. Die Gudrun ist gewiß eine der schönsten Blumen im deutschen Dichtergarten. — Walther von der Vogelweide hat nur lyrische Gedichte verfaßt, aber vortreffliche, und darin namentlich auch die Ehre des deutschen Vaterlandes und die Herrlichkeit der Kirche gepriesen. Er meint aber nicht die Kirche, wie sie damals war, sondern die unverderbte, erkennt viel von ihrem Verderben und tritt insonderheit den päpstlichen Anmaßungen mit Kraft entgegen, wie er auch den Fürsten manch freimüthig Wort sagt. Ueberhaupt standen manche dieser Dichter auch bezüglich der Religion auf einer höhern Stufe und findet sich bei ihnen noch oder schon mancher Strahl des evangelischen Lichtes.

Die Dichter hielten sich häufig an den Höfen gesangliebender Fürsten auf. So waren die vier genannten und noch andere am glänzenden Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg beisammen und sangen da ihre holden Lieder zum Saitenspiele, daß die Herzen der Hörer sich wonniglich ergötzten. Sie hielten poetische Wettkämpfe miteinander, woraus die Sage „vom großen

Dichterkrieg auf der Wartburg" (1207) entstand. Aber die Fürsten dichteten auch selbst mit; der Züricher Rathsherr Rüdger von Manesse hat um 1300 eine große Sammlung von Minneliedern herausgegeben, worunter sich viele von fürstlichen Verfassern befinden. — Es gab auch fahrende Sänger, von geringerer Herkunft und Kunst, welche mit ihren Harfen von Ort zu Ort zogen und von den Thaten kühner Helden 2c. dem deutschen Volke vorsangen, das je und je eine Lust an Lied und Gesang hatte. — In der Musik wurde im 10. Jahrh. die contrapunktische Instrumentalbegleitung, welche wohl die Griechen schon hatten, wieder neuentdeckt.

Baukunst.

Bisher herrschte der romanische Styl, der sich durch den Rundbogen und die einfachen Säulen (Fig. 116 f.) auszeichnet. Nun aber begann (in den Kirchen St. Denis 1144 und Notredame zu Paris 1163) und im 13. Jahrh. stieg zur Vollendung die hauptsächlich in Nordfrankreich erwachsene sog. gothische oder deutsche Baukunst. (Vgl. die 1212 begonnene Kathedrale von Reims, Fig. 118.) Sie unterscheidet sich von jeder andern durch ihre in großen Massen so leicht und kühn zum Himmel aufsteigenden Bauten, durch ihre Spitzbögen, die wie Flammen in die Gewölbe emporzücken, durch ihre schwanken, durchbrochenen, luftigen Thürme, die sich wie in die Luft verlieren, dann durch die Größe des Ganzen mit der mannigfachsten Verzierung im Kleinsten und durch die höhere geistliche Bedeutung, die alles bei dem Bau von Steinen hat. Diese Bauart ist die rechte für die Kirchen und sie hat sich auch vorzugsweise in Kirchenbauten verherrlicht. Wir nennen einige der berühmtesten gothischen Bauwerke.



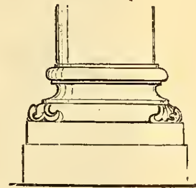


Fig. 116. Fig. 117.
Romanisches Capitäl und Basis.

Der Münster von Straßburg wurde schon 1015 begonnen und 1275 vollendet. Er ist mächtig schön, aber gegen den Thurm zu klein. Diesen mit der Façade baute von 1277 an der große Werkmeister Erwin von Steinbach; da steigt der untere Theil als längliches Viereck in einer gewaltigen Breite hoch über die Kirche empor; auf diesem Unterthurm sollten nun zwei Thürme mit einem freien Raum dazwischen sich erheben, das thut aber nur einer, der entsprechende auf der andern Seite fehlt. Der 1439 vollendete Thurm mißt 452′ vom Boden an; es schwindelt fast jedem, welcher hinaufsteigt, denn man schaut überall durch; der obere Theil besteht fast nur aus verbundenen Säulen und Bildwerken. — Es folgt der Dom zu Köln, welcher, 1248 begonnen, nächstens ausgebaut ist. Hier ist die Kirche von ungeheurer Größe, ja die großmächtigste aller Kirchen auf Erden. Sie ist 532 F. lang und 180 F. breit; 100 Säulen, davon die stärksten 40′ im Umfang halten, tragen von innen das Dach. Die Thürme sollen gar 500′ hoch werden (S. 33). — Ein ganz vorzügliches Gothisches Bauwerk ist ferner der Münster zu Freiburg mit seinem herrlichen Thurmhelm; ebenso die zwar etwas kleinere aber immer noch hochansehnliche Lorenzkirche in Nürnberg, bei welcher alles vollendet und wie aus Einem Guße dasteht. Schau sie dir bei Gelegenheit recht an und auch die herrlichen Glasgemälde in den hohen Bogenfenstern des Chores.

Die mittelalterlichen Baumeister und ihre Gesellen bildeten eine große, durch ganz Deutschland hin verbreitete Baubrüderschaft, mittelst der bei den Riesenbauten alles so recht von statten gehen konnte. Sie hatten ihre eigenen Hütten (Sitze) in Straßburg, Köln, Wien, Zürich 2c. unter der Leitung von Obermeistern, sie hatten ihre Gesetze und Rechte unter sich, ihre geheimen Zeichen und Sprüche. — Auch Bildhauerei und Malerei dienten zur Verherrlichung der Kirchen; sie breiteten sich von Unteritalien aus, besonders durch Nicolo von Pisa,

Cimabue und Giotto. Die Italiener liebten mehr die Gemälde in den Kirchen, die Franzosen aber Sculpturen; den Deutschen eigenthümlich ist die Schnitzerei, die viele tiefsinnig gedachte biblische Bilder (auf Flügelaltären 2c.) geschaffen hat.

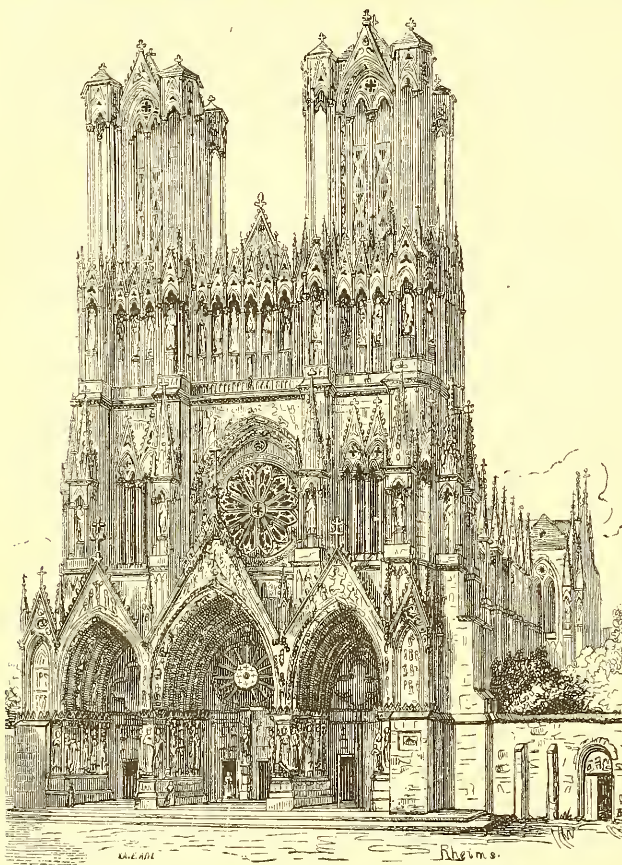


Fig. 118. Dom zu Reims, im frühgothischen Stil.

Uebrigens drängt es mich, hier noch etwas beizufügen; man spricht gewöhnlich, diese wunderbaren Kirchenbauten seien ein Werk der Glaubensbegeisterung jener Zeit. Das will ich, was die großen Meister betrifft, welche die Plane entworfen haben, vorneweg nicht bezweifeln; ja ich möchte annehmen, daß diese Baumeister, wie die großen Dichter des Mittelalters, noch mehr höheres Licht hatten als die meisten ihrer Zeitgenossen, denn ihre Bauwerke sind gar hochsinnig und man kann ihnen sogar evangelische Gedanken unterlegen. Auch das will ich noch zugeben, daß die damaligen Christen überhaupt mehr zur Ehre Gottes, als zur Ehre ihrer Stadt, ihrer selbst, sich an diesen Bauten betheiligt haben. Allein ein solches Streben, mit prächtigen Tempeln die Gottheit zu verehren, finden wir auch bei den Heiden neben der ärgsten geistlichen Finsterniß und Verdorbenheit. Darum darf man ja nicht von solchen herrlichen Kirchen einen Schluß auf das Christenthum derer machen, unter denen sie entstanden sind. Ach, es war im Ganzen gar anders, als es dort in Steinen stand! — Wir gehen von den Kirchen zur Kirche.

§ 13. Die Kirche in dieser Zeit.

Die christliche Kirche hat sich im 13. Jahrh. nach Nordosten hin ausgebreitet. Wie die heidnischen Preußen (S. 393) von den Deutschherren mit dem Schwerte bekehrt wurden, so die Liv- und Esthländer durch den eigens dazu gestifteten Schwertorden, 1217.

Innerhalb derselben will ich zuerst von neuen Erscheinungen im Mönchthum Nachricht geben. Um die Strenge des Klosterlebens, welche bei den Benedictinern nachgelassen hatte, in frischen Orden zu erneuern, waren schon seit Clüny (S. 345) mehrere andere gestiftet worden, Kamaldulenser in den Apenninen, Kartäuser und Cistercienser in Frankreich (S. 369), zuletzt Karmeliter nach Elias Vorbild im h. Lande (1156). Der Kartäuserorden trieb die Strenge auf die Spitze; seine Mönche mußten sich nicht nur arg martern, sondern auch immer schweigen mit Ausnahme, daß sie sich zu Zeiten: memento mori! Gedenke des Todes! zurufen

durften. Im Anfange des 13. Jahrh. aber entstanden zwei solche besonders merkwürdige geistliche Körperschaften, welche auch der Weltlust gründlich entsagen, dabei jedoch zum Frommen der Menschheit mehr unter den Menschen leben und wirken wollten, die nach ihren Stiftern genannten Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner.

Ein reicher Kaufmann zu Assisi in Italien hatte einen jungen Sohn mit Namen Franz, welcher ein fröhliches genußreiches Leben führte. Auf einmal fühlt er sich innerlich tief ergriffen; er verläßt seine heitern Gesellschaften, zieht einen zerrissenen Kittel an und geht aus, den Leuten Buße zu predigen. Bald sammelte sich eine Schar um ihn, die ihm nachfolgen wollte. Da gieng er zum Papste (Innocenz III.) und bat um die Erlaubniß, einen neuen Orden zu gründen. Der Papst sah zuerst den lumpigen Menschen mißtrauisch an; doch willfahrte er ihm nach einigem Besinnen, 1210. Franz († 1226) wollte sich mit seinen Mönchen die Armut einen rechten Ernst sein lassen; nicht nur daß keiner das Geringste für sich besitzen durfte, auch der Orden selbst sollte nicht mehr haben, als zur äußersten Nothdurft seiner Glieder nöthig wäre, und das sollten sie nicht durch Arbeit erwerben, sondern erbetteln. Bettelarm sollten sie sein, dabei aber nach allen Kräften den Sündern predigen und die Kranken und Elenden pflegen. Das thaten sie auch im Anfang mit großem Eifer und seltner Selbstverleugnung; und sie wurden hochgeehrt und bewundert, ihr Stifter fast vergöttert. Die Franziskaner tragen eine graubraune härene Kutte mit einer Kappe (Kapuze) am Kragen und einen Strick um den Leib. Sie nennen sich aus Bescheidenheit die geringern Brüder, fratres minores, woher ihr Name Minoriten. Ihr Orden gewann außerordentlichen Beifall und Zuwachs , so daß bald Haufen von Franziskanern in allen Ländern herumliefen; die Zahl ihrer Klöster stieg bald auf 8000. Kapuziner und Barfüßer sind Zweige von ihnen. Es entstand auch ein Nonnenorden nach der Regel Francisci, der der Klarissinnen.

Um dieselbe Zeit errichtete der adelige und gelehrte Spanier Dominikus de Guzman († 1221) einen ähnlichen Orden, „eine Gesellschaft von reisenden Predigern" und zwar zunächst für die Ketzer in Südfrankreich. Der Papst bestätigte sie 1216. Auch diese Mönche, vorzugsweise Predigermönche genannt, lagen ihrer Aufgabe mit dem größten Ernst und Eifer ob. Auch ihnen war gänzliche Armut auferlegt; auch sie verschafften sich die dringendsten Bedürfnisse durch Betteln. (Späterhin giengen freilich beide Orden zwar nicht vom Betteln, aber von ihrem strengen Grundsatze der Armut ab, indem auch sie schöne Besitzungen an sich nahmen.) Die Dominikaner tragen eine schwarze Kutte mit Spitzkappe. Sie vermehrten sich ebenfalls sehr schnell und brachten es im Laufe der Zeit auf 4000 Klöster.

Die Klostervorsteher heißen statt „Aebte" bei den Dominikanern Prioren, bei den Franziskanern Guardiane. Bei beiden Orden stehen die Klöster einer Landschaft zusammen unter einem höhern Aufseher, dem Provinzial, sämtliche Provinziale unter einem General, der seinen Sitz in Rom hat. Diese so zahlreichen Mönche, welche möglichst viel mit dem Volke verkehrten und neben dem Predigen auch Beichte hörten und Absolution sprachen, erlangten einen außerordentlichen Einfluß auf die Christenheit. Welch treffliche Heere besaß der Papst an ihnen, dem sie sich zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet hatten und der sie durch ihre Generale gleich in Thätigkeit setzen konnte! (Ein Beispiel S. 386 f.)

Wir schauen jetzt auf die Theologie hin. Unter dem Gelehrtenstande der Geistlichen regte sich in dieser Periode ein mächtiger Studireifer. Aber die Wenigsten giengen an die rechte Quelle, die h. Schrift. Man hatte schon lange her der Bibel die Tradition oder mündliche Ueberlieferung an die Seite gesetzt; die Apostel, sagte man, hätten nicht alles niedergeschrieben, was zur Seligkeit nöthig sei, ihre ganze Lehre habe sich nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, und aus dieser mündlichen Ueberlieferung müsse die Schrift ergänzt werden. Es hielten sich aber jetzt die Gelehrten nach der großen Menge lediglich an die Tradition, und diese war in der That nichts anders als die Kirchenlehre, wie sie sich mit der Zeit gestaltet hatte, mit allen ihren Irrthümern. Und das war nun die

Arbeit der Gottesgelehrten, die verfälschte Kirchenlehre wissenschaftlich darzustellen und zu begründen. Und wie thaten sie es? Mittelst der alten heidnischen Philosophie, namentlich der des Aristoteles (S. 122). In seine Logik zwängten sie die kirchlichen Lehren und suchten damit die schöne Zusammenstimmung derselben, woraus ihre vollkommene Richtigkeit erhelle, nachzuweisen. So wurde Aristoteles ein berühmterer Mann in der Kirche als der Apostel Paulus. Diese Theologie nannte man Scholastik, d. h. Schultheologie, weil sie vornehmlich auf den gelehrten Schulen getrieben wurde, und die sie betreibenden Theologen darum Scholastiker. Es gab ausgezeichnete Gelehrte unter ihnen, wenn man auf die Kunst sieht.

Einer der Besten unter den Scholastikern war Anselm, Erzbischof von Canterbury († 1093), bei dem man nicht blos große Verstandesschärfe, sondern auch noch einen tiefern Sinn und lebendigern Glauben wahrnimmt. Er hat, kann man sagen, die erste Dogmatik oder wissenschaftliche Glaubenslehre geschrieben in seinem berühmten Werke: Cur deus homo? (Warum ward Gott Mensch?) Uebrigens neigt er schon zu den Mystikern.

Neben der Scholastik gieng immer auch die Mystik her. Das Wort bedeutet eigentlich Geheimlehre und soll ausdrücken, daß diese Theologie mehr in die Tiefe, in's heimliche innere Leben geht. Wenn die Scholastiker das Christenthum vornehmlich mit dem Verstandesgriff auffaßten, so die Mystiker vornehmlich mit dem Gemüthe; es sollte bei ihnen ein inneres Erfahren und Erleben werden. Darum fand sich bei ihnen je und je noch mehr lebendiges, wenn auch getrübtes und verunreinigtes Christenthum als bei den Scholastikern. Diejenigen von ihnen, welche sich mit Philosophie einließen, fühlten sich begreiflich mehr zu Plato (S. 121) hingezogen. Der Größte unter den Mystikern und überhaupt der ausgezeichnetste Kirchenlehrer seiner Zeit war Bernhard von Clairvaux (S. 371).

In Burgund aus einem vornehmen Geschlechte geboren (1091 — 1153) fühlte Bernhard von Kind an einen mächtigen Zug zu heiligem Leben, daher er auch frühe in den Cisterzienserorden eintrat. Hier hielt er sich aber so streng, daß er für immer einen kränklichen Körper davontrug und nachher seine übertriebene Askese bereute. Schon 24jährig wurde er Abt des neuerbauten Klosters Clairvaux, das ihm seinen Zunamen gab. Durch ihn erhielt der Orden eine neue Gestalt. Er drang besonders auf innere Heiligkeit und sagte seinen Mönchen, daß äußere leibliche Uebung ohne innere heilige Gesinnung keinen Werth habe. Er wies sie auch zur hl. Schrift, „wo man mehr lernen könne, als in allen menschlichen Büchern;" und er erbaute sich selbst fleißig darin. Er kam auch dem großen Lehrsatze der Schrift „von unsrer Rechtfertigung vor Gott durch den Glauben an Jesum Christum" ziemlich nahe, wiewohl sein Licht kein rein evangelisches war. Uebrigens erwarb er sich durch den Ruf seiner Erleuchtung, durch seine aufrichtige Frömmigkeit, durch seinen Feuereifer für's Christenthum und durch seine hinreißende Beredsamkeit ungemeines Ansehen; Fürsten und Päpste suchten Rath bei ihm, und von seinem einsamen Kloster aus wirkte er gewaltig auf Kirche und Staat seiner Zeit ein. Und er redete ernst und ohne Menschenfurcht zu Jedermann; er strafte ungerechte Fürsten und schlechte Geistliche, hohe wie niedere. Auch dem Papste sagte er zu Zeiten ein freimüthiges Wort, was derselbe von ihm sich gefallen ließ; so schrieb er einmal an Eugen III., sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle französischen Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Magyaren wären in's Land gefallen.

Die Meisten aber, welche der Religionswissenschaft sich widmeten, wurden Scholastiker. Unter diesen erwarb sich ein Zeitgenosse Bernhards, Peter der Lombarde, Professor und Bischof zu Paris, durch sein Werk sententiarum libri IV. (Lehrsätze) einen glänzenden und dauernden Ruhm. Dann aber thaten sich Zwei hervor, welche die scholastische Kunst auf den Gipfel brachten: Thomas von Aquino, ein Dominikanermönch, Lehrer zu Köln und andern Orten, der englische (engelgleiche) Doctor genannt, † 1274, und Duns Scotus, ein Franziskaner, Lehrer zu Oxford 2c., der feine Doctor geheißen, † 1308. Diesen beiden beteten fast alle folgenden Scholastiker nach, und da sie in manchen

Punkten auseinandergiengen, so theilten sich die Schüler in Thomisten und Scotisten. Diese zwei großen Lehrer und ihre Schüler hinter ihnen her haben nun erst mit dem menschlichen Verstande und der heidnischen Philosophie gewaltig operirt, die Begriffe haarscharf gespalten, die erstaunlichsten Subtilitäten zu Tage gefördert und alle liebe Religion vollends saft- und kraftlos gemacht. R. Bacon, ein andrer Lehrer zu Oxford, † 1294, sagte zwar, man solle solche Künste lassen und lieber einfältig die Schrift studiren, aber wiewohl des Mannes ausnehmende Gelehrsamkeit (S. 397) bewundert ward, diese seine Rede verhallte doch.

So wurde durch die Theologen, von denen das Licht des Lebens am ersten ausströmen sollte, die Kirche in der That nicht erhellt und gebessert, sondern noch mehr verfinstert und um die göttlichen Lebenskräfte gebracht. Alle Irrthümer der Kirchenlehre wurden durch sie befestigt und weiter ausgesponnen, und das Wahre, das jene noch in sich hatte, traurig abgetödtet. Alle diese großen Theologen, auch die edleren Mystiker, fanden am Papstthum nichts Anstößiges; sie erklärten es für ein göttliches Institut. Der Papst war Herr der Kirche; er konnte sie vollmächtig regieren, er konnte, als vom heil. Geiste außerordentlich erleuchtet, auch neue Glaubensbestimmungen treffen; und kaum hatte er einen neuen Irrthum aufgebracht oder sanktionirt, gleich wurde derselbe von den Theologen wissenschaftlich begründet. — Es hat das Papstthum und die ganze Hierarchie allerdings auch etwas Einnehmendes. Hier ist ein schöner Organismus zu sehen: Einer an der Spitze der Alles leitet, ihm zunächst hohe Würdenträger und nun von den obersten bis zu den niedrigsten Werkzeugen herab ein genauer Zusammenhang, eine treffliche Gliederung, daß der Wille des Einen durch Alle hindurchgeht, alles in Bewegung und Thätigkeit setzt. Dieser schöne Organismus hat viele geblendet und thut's noch; aber man muß doch fragen, welchem Geist der Organismus dient? Möchten sich doch nicht selbst Protestanten von dem goldenen Kalbe blenden und bethören lassen! Ach, schau doch diesen Papst und diese Hierarchie recht an, wahrlich, du mußt erschrecken! Ein irrsamer, sündiger Mensch, und nicht selten ein gottloser und greulicher Mensch, der Stellvertreter Christi, der sichtbare Christus, dem man in allen Dingen glauben und folgen soll wie dem Herrn selbst, bei Verlust der Seligkeit! Und alle Geistlichkeit eine höhere Art von Menschen, welche Heil und Verderben des Volkes in Händen hält, ohne welche Niemand zum Thron der Gnade nahen, Niemand Vergebung der Sünden empfangen kann in Ewigkeit!?

Und wie verhielt es sich sonst mit der Religion? Schon waren so ziemlich alle Irrthümer vorhanden, die sich zur Zeit Luthers vorfanden. Die Grundlehre des Christenthums von unsrer Gerechtigkeit allein durch den Glauben an Christum war auf die Seite geschoben; alles gieng auf Werkgerechtigkeit hinaus, alles mußte verdient werden. Das Land war mit Kreuzen übersäet, sie standen in allen Kirchen, an allen Wegen, und man leugnete auch die vom Gottmenschen am Kreuze gewirkte Versöhnung nicht; aber dieselbe war doch den Menschen ferne, sollte sie ihnen zu gute kommen, so mußte sie erst noch verdient werden, die Menschen mußten sich vorher durch ihre Werke selbst versöhnen.

Die Priestermesse, nämlich die Feier des heil. Abendmahls von Seite des Priesters allein, trat jetzt schon auf's Stärkste hervor. Der Priester that da ein großes Werk, er opferte den Herrn Christus auf's neue für die Sünden der Menschen, als ob Christi eigenes Opfer, „mit welchem Einen er doch in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden“ noch nicht ausreichend wäre. Und die Messe wurde zur Seelmesse, der Priester hielt sie auch für Verstorbene, welche in dem erdichteten Fegfeuer sein und kraft des vom Priester für sie gebrachten Opfers eher herauskommen sollten. Diese falsche Messe für Lebende und Todte war jetzt schon Mittelpunkt des Gottesdienstes geworden. Beim Abendmahl hatte sich ferner der Irrthum der Brotverwandlung (Transsubstantiation) festgesetzt, so daß die geweihte Hostie selbst der Herr Christus sein und bleiben mußte und man sie also anbetete. Man schuf der Abgötterei ein eigenes Fest, das Frohnleichnamsfest, 1264. Auch wurde jetzt den Laien der Kelch im

Abendmahl entzogen, wie wenn nur die Priester würdig wären, es unter beiden Gestalten zu genießen.

Die abgöttische Verehrung der Heiligen wurde hoch getrieben. Maria hieß die Himmelskönigin. Schon glaubten die Meisten, Maria sei bereits auf Erden ganz sündlos gewesen, so daß sie der Erlösung ihres göttlichen Sohnes nicht bedurft hätte; Bernhard widersetzte sich zwar solcher Meinung zur Schmach dem Verdienste Christi, allein hier galt sein Ansehen wenig. Alle Heiligen hatten jedenfalls mehr Gutes gethan, als sie zu thun schuldig gewesen, darum konnte man „aus dem überfließenden Schatz ihrer guten Werke" für sich selber kaufen. Man rief sie auch unaufhörlich um ihre Fürbitte bei Gott an und kannte nicht mehr den rechten Fürsprecher beim Vater (1 Joh. 2, 1). Ja man betete ohne weiteres um ihre Hilfe in allerlei Nöthen.

Durch die Kreuzzüge war das Abendland mit Reliquien überschwemmt worden, mit denen der einträglichste Handel getrieben wurde. Irgend ein als heiliges Ueberbleibsel bezeichnetes altes Holz, Bein rc. ward, ohne viel nach der Aechtheit zu fragen, um theures Geld gekauft und als Hort des Hauses oder der Stadt bewahrt und verehrt. Seltsame Reliquien hatte man, z. B. Schweißtropfen Christi, Bußthränen Petri in Fläschchen, ja „den in einem Handschuh des Nikodemus aufgefangenen Athem des hl. Joseph."

Die Zahl der Sakramente, deren die Schrift nur zwei kennt, war schon auf sieben erhöht; die Ohrenbeichte, d. i. die namentliche Aufzählung aller Sünden (gegen Ps. 19, 13) eingeführt. Wallfahrt, Speisenunterschied, Geißelung mit eigener oder durch fremde Hand gieng hoch im Schwange und mußte alles verdienstliches Werk sein. Auch der Ablaß war bereits da; früher bedeutete er Nachlaß der äußern Kirchenstrafen, aber seit den Kreuzzügen verstand man darunter den Nachlaß der göttlichen Strafen. — Die Predigt galt — von den Bettelmönchen abgesehen — als Nebensache beim Gottesdienst, und wenn gepredigt wurde, hörte man Gesetz und nicht Evangelium, und mehr Legenden (alte Sagen) als heilige Geschichte. Der liturgische Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten, die das Volk nicht verstand. Das kümmerte nicht; denn wenn die Leute dem Gottesdienste nur äußerlich beiwohnten, so verherrlichten sie Gott schon und verrichteten ein gutes Werk.

Im Allgemeinen war das ganze Christenthum zu einem äußern todten Gesetzeswerke geworden und des Glaubens Trost, Kraft und Herrlichkeit war verschwunden. Und das Traurigste war, daß die Menge das Verderben noch gar nicht fühlte. Sie schien mit der Kirche im Ganzen noch wohl zufrieden. Die Pracht des immer ceremonienreicher gewordenen Gottesdienstes gefiel dem sinnlichen Menschen. Die Feste wurden fortwährend vermehrt; da gab's „lustige Feiertage." Die Kirche war auch sehr nachsichtig gegen die Welt. Wenn die Ernstern, welche Gewissensnoth empfanden, sich mit harten Uebungen quälten, so erklärte sie das freilich für das Beste. Aber so man ihr sonst nur Unterwürfigkeit bezeigte und die von ihr aufgegebenen guten Werke verrichtete, ließ sie auch der lustigen Welt einen weiten Spielraum. Es ist ein wunderlich Treiben: hier abgezehrte bußpredigende Bettelmönche, dort die wohlhäbige Weltgeistlichkeit (sogenannt im Gegensatz zur Klostergeistlichkeit), die der Mehrzahl nach ein lockeres, üppiges, fleischliches Leben führte und dem christlichen Volke gern ein gleiches zu gute hielt. Gönnte sie doch dem alten Adam seine Ergötzung in Mitte der Heiligthümer! Es wurden jährlich zwei eigenthümliche Feste gefeiert. Das eine hieß das Narrenfest; da wählten die niedern Kirchendiener aus ihrer Mitte einen Bischof, führten ihn rücklings auf einem Esel sitzend durch die Straßen und dann in das Haus Gottes; da hielt er unter allerlei Grimassen und Possen ein Hochamt am Altare und das Volk in der Kirche lärmte, lachte, tanzte und soff dabei. Das andere ist das Eselsfest; da mußte ein von einer Jungfrau in den Tempel geleiteter Esel an den Stufen des Altares niederknieen, und der, welcher den Priester vorstellte, erhob statt des Segens ein dreimaliges Eselsgeschrei, welches von der Gemeinde mit demselben Geschrei und wieherndem Gelächter erwidert wurde.

Solch lästerlicher Unfug wurde Jahrhunderte lang fortgeduldet, auf daß es dem lieben Volk im Schoße der Mutterkirche wohliger sei.

Indessen tauchen jetzt Leute auf, denen die bestehende Kirche keine Genüge mehr gewährte, die für ihr religiöses Bedürfniß etwas Besseres suchten, und nachdem sie es wirklich oder vermeintlich gefunden, sich ganz von ihr abwandten. Ja schon erschienen in Frankreich zwei größere Sekten: die Waldenser und Albigenser.

Die Waldenser.

Peter Valdes, ein reicher Kaufmann zu Lyon, leer und trostlos in seinem Innern gelassen von dem, was ihm die Kirche bot, wurde mit der heil. Schrift bekannt, las sie mit Gebet und großem Ernst, und der hl. Geist öffnete ihm die Augen; und er erkannte zu seinem Erstaunen, wie sehr die Lehre der Kirche von der biblischen und die Christenheit von der der ersten Zeit verschieden sei. Er nahm sich vor, das apostolische Christenthum zurückzuführen. Im Gegensatz gegen die Geistlichen, die nur nach Macht und Besitz geizten, verschenkte er seinen Reichthum an Nothleidende; arm aber fröhlich, bestrebte er sich jetzt seine aus der Bibel erlangte Erkenntniß auch andern mitzutheilen und sie zu der einigen Quelle der Wahrheit und des Lebens zu leiten. Und es gelang ihm bei gar Manchen, die wohl auch schon länger her ein ungestilltes Sehnen im Herzen trugen. Mit den gleichgesinnten schloß er einen Verein, 1170, welcher sich selbst „die Armen von Lyon" nannte. Sie predigten in den Städten und Dörfern umher, in den Häusern und auf offener Straße das wahre, seligmachende Christenthum und immer mehr nahmen es freudig auf. Sie traten auch 1218 in Bergamo mit den „Armen" der Lombardei zur Besprechung zusammen, Gemeinden, die von Arnold (S. 370) gelernt hatten, ungeistliche Priester zu meiden, und diese schickten den Bericht darüber weithin nach Oestreich, Böhmen und Pommern.

Die Waldenser (Valdesier) erkannten die Schrift als Quelle der Heilslehre an und forderten Glauben und Liebe; sie nahmen nur zwei Sakramente an, Taufe und Abendmahl, verwarfen den Papst, die römische Messe, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, den Cölibat, gebotene Fasten, Wallfahrten und alle Menschensatzungen und ermahnten dagegen alle Christen zu einem wahrhaft frommen Leben nach Gottes Geboten, dessen sie sich selbst auf's Ernstlichste befleißigten. Hier tritt uns die wahre Kirche, welche nie ganz aufhören kann, aber manchmal sehr unsichtbar wird, noch tröstlich vor Augen. Hier wurde aber auch der verderbten Kirche vorgehalten, wozu sie sich selbst reinigen und erneuern sollte; aber sie verhärtete sich dagegen. Der Erzbischof von Lyon widersetzte sich dem Wesen und Treiben der Waldenser, und der Papst that sie, als er sie nicht in einen „katholischen Orden" umwandeln konnte, als Ketzer in den Bann. Es ergiengen über sie dieselben schweren Verfolgungen wie über die gleich zu besprechenden Albigenser; sie wankten aber in ihrem guten Glauben und Bekenntnisse nicht. Viele wurden getödtet, die Uebrigen aus Frankreich vertrieben, auf daß der himmlische Same auch in andere Gegenden der Erde getragen werde. In den Waldthälern Piemonts sind heutzutage noch Reste, die sich der reformirten Kirche angeschlossen haben.

Mit diesen rechten Christen darf eine andere gleichzeitige Sekte in einer westlicheren Gegend Südfrankreichs nicht verwechselt werden, die der Albigenser. Dieselben hatten wohl manches mit den Erstern gemein, aber nicht so reine Lehre; ihr Christenthum hegte gnostisch manichäische (S. 265) Irrthümer. Sie nannten sich Katharer (Reine), woraus dann der Name „Ketzer" entstanden ist. Weil das Uebel von der Materie herkomme, sollten die wahrhaft geistlichen sich der Ehe und der Fleischspeisen, ja auch des irdischen Besitzes entschlagen. Im Uebrigen führten diese armen Leute ein musterhaftes Leben. Der Papst sandte zuerst Scharen Mönche über sie, um sie auf gütlichem Wege in den Schoß der Kirche zurückzuführen; als aber diese nichts ausrichteten, so ließ er (Innocenz III.) den Kreuzzug gegen sie predigen, 1205, das erste Beispiel dieser Art.

Wohl hieß es immer: „die Kirche trinkt kein Blut!" Nun freilich, der Papst und der Clerus zückte den Degen nicht selbst; der französische Graf von Montfort führte ein Kreuzheer gegen die Ketzer, und Geistliche wären dabei, um die Krieger mit heiliger Rede zu entflammen. Indessen nahm sich der mächtige Graf von Toulouse der Verfolgten, seiner Unterthanen an; Adel und Volk in seinem ganzen Gebiete greift zu den Waffen. So ereignete sich der 20jährige fürchterliche Albigenserkrieg, in welchem Ströme Blutes flossen. Als die Päpstlichen die Stadt Beziers erstürmten, fragten sie, woran sie die Ketzer erkennen sollten. „Tödtet alles, rief der Abt von Cisterz, der Herr wird die Seinen schon erkennen." Da machten sie 20,000 jedes Alters und Geschlechtes nieder. Scharenweise haben sie aller Orten die Armen verstümmelt, geblendet, erstochen, verbrannt.

Die Albigenser wurden endlich völlig besiegt und die öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes überall unterdrückt. Allein damit war die Ketzerei doch nicht gänzlich ausgerottet; insgeheim blieben immer noch viele derselben zugethan. Da verschärfte, 1229, Gregor IX. (wir kennen ihn leider schon) die gräßliche Inquisition! Das war ein geistlicher Gerichtshof, der die vom Kirchenglauben Abgefallenen aufspüren und einziehen, durch Foltern zum Geständniß ihres Irrglaubens bringen, die Widerrufenden mit harten Bußen (selbst lebenslänglichem Gefängniß) strafen, die Verstockten dem Feuertode überantworten sollte. Zu Inquisitoren oder Ketzerrichtern ernannte Gregor die Dominikaner, die das entsetzliche Amt auf's Eifrigste und Beste besorgten. Jetzt wurde die Albigenserketzerei vollkommen ausgetilgt; die Sekte verschwindet von der Erde.

Gregor dehnte den Wirkungskreis der Inquisition über die ganze Kirche aus. Hier und dort, diesseits und jenseits der Gebirge drangen die Inquisitoren unversehens in die Häuser ein; alle irgend Verdächtigen wurden ergriffen, in scheußliche Kerker geworfen, durch die schauderhaftesten Torturen zum Geständniß der Ketzerei gezwungen und dann zum Gerichte des Feuertodes verurtheilt, das aber die weltliche Obrigkeit, die sich auch elenderweise dazu hergab, vollziehen mußte: „denn die Kirche trinkt kein Blut! sie verbrennt auch Niemand!" Ach, wie viel Blut hat sie getrunken! wie viele höllische Feuer angezündet! Freilich nicht die rechte Kirche! Zahllos loderten die Scheiterhaufen und die Execution gieng immer mit großer Feierlichkeit im Beisein hoher geistlicher und weltlicher Herren und ungeheurer Volksmassen vor sich.

Diese Inquisition ist die greulichste Ausgeburt der römischen Kirche und von den Feuern derselben hat sie selbst ein unvertilgbares „Brandmal" empfangen. Außer Frankreich wüthete die Inquisition besonders heftig in Italien, wie denn zu Verona 1233 auf einmal 60 Männer und Frauen verbrannt wurden; am ärgsten aber wüthete sie späterhin in dem unglücklichen Spanien (s. X. § 12). In Deutschland jedoch kam sie nicht recht auf. Wohl trat auch hier ein Ketzerrichter, der Dominikaner Konrad von Marburg in Thätigkeit, ergriff Vornehme und Geringe, und übergab sie den Flammen. Er predigte den Kreuzzug gegen die Stedinger Bauern, die sich dem Erzbischof von Bremen nicht unterwerfen wollten, da denn ihrer Tausende erschlagen wurden. Doch ergrimmte das deutsche Volk und schlug den Konrad todt, 1233. Es kam kein Andrer nach.

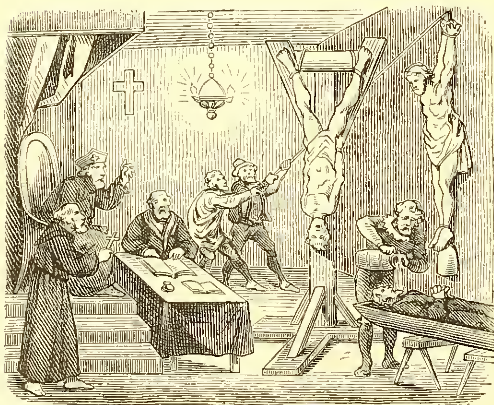


Fig. 119. Inquisitions-Scene.

IX. Die Zeit des sinkenden Papstthums.

---

§ 1. Das Interregnum in Deutschland.

Wir wenden uns nun wieder unserm werthen Vaterlande zu und fahren mit der Geschichte desselben fort, wo wir S. 388 stehen geblieben sind.

Der Gegenkönig, den die Prälaten gemacht hatten, Wilhelm von Holland, wurde wohl nach Konrads IV. Tode 1254 allgemeiner als Deutschlands Herrscher anerkannt. Aber schon 1256 unternahm er einen Feldzug gegen die Friesen und versank dort in einem Sumpf. Wer wird nun Kaiser werden? Von den deutschen Fürsten begehrte keiner die machtlose Würde; so verlangte aber auch keiner derselben nach einem Oberhaupte über sich und darum trafen sie gar keine Anstalt zu einer neuen Kaiserwahl. Wiederum schauten die Prälaten nach einem auswärtigen um. Da waren zwei, welche zu der einst so strahlenden Krone Lust bezeigten, sich sogar etwas darum kosten lassen wollten; und so — verkauften denn die Prälaten diese Krone an Einen von Beiden? nein, an alle Zwei! der eine Theil an den Herzog Richard von Cornwallis, des Englischen Königs Bruder, der andere Theil an König Alfons X. von Kastilien. Also gab es jetzt dem Namen nach zwei deutsche Kaiser zugleich. Indessen kam der Engländer nur ein paarmal auf Besuch und nicht weiter als bis an den Rhein, der Spanier gar niemals in's Reich herein; und die meisten der Reichsstände thaten, als ob keiner von beiden in der Welt wäre. Es war auch in der That 20 Jahre lang, von 1254—73, keine Oberherrschaft in Deutschland vorhanden und heißt man diese Zeit das Interregnum (die Zwischenregierung) in dem Sinne: eine Zeit, wo es keine Regierung gab.

Da trat nun eine erschreckliche Verwirrung in dem armen Deutschland ein. Jeder der vielen Reichstände handelte jetzt als höchster, unbeschränkter Herr, als Selbstkaiser in seinem Gebiete, und that, was ihm wohlgefiel, auch über dessen Grenzen hinaus. Fürsten, Bischöfe, Grafen, Städte bekriegten sich unaufhörlich untereinander; jeder alte Hader konnte jetzt ungehindert von einer höhern Macht ausgekämpft, jedem Gelüste nach des Nächsten Besitz ohne Scheu vor des Oberherrn Strafe stattgegeben werden. Alle Bande der Ordnung zerrissen. Auch die kleinern Ritter, die bei einem Fürsten, Bischofe &c. zu Lehen giengen, befehdeten sich in der allgemeinen Unordnung um so leichter und häufiger; bald hie, bald da loderten die erstürmten Burgen auf. Namentlich aber benützten sie die günstigen Zeitumstände, von dem Reichthum der Städte ihre eigenen Mängel zu erfüllen. Das Handwerk der Wegelagerung wurde jetzt glanzvoll betrieben; an allen Land- und Wasserstraßen lauerten sie, um über die reisenden Kaufleute und ihre Waren herzufallen. Dazwischen machten sie wohl auch den während der Kreuzzüge durch Schenkungen und Vermächtnisse abziehender Pilger noch besonders bemittelt gewordenen Stiftern und Klöstern einen Besuch und leerten ihnen Kammern und Keller aus. Viele edle Ritter lebten damals nur vom Raube, oder, wie sie wohlklingender sagten, vom Stegreif. Es war die Zeit eines blühenden Faustrechts, d. h. das Recht lag in der Faust, der Stärkere that mit dem Schwächern, was er wollte. Es war kein geheiligtes Recht mehr im ganzen Lande, keine Sicherheit des Vermögens und Lebens; das Volk litt furchtbar. Wohl halfen sich da die Städte durch Bündnisse (§ 7), und auch die Landesherren hatten gelernt, gegen besondere Gefahren wie dort bei Liegnitz (S. 396) zusammenzustehen. Aber Alles, selbst der Papst sehnte sich doch nach einem Rechtsschutz für Staat und Kirche.

§ 2. Rudolf von Habsburg (1273—91).

Endlich traten die noch vom Papste stark gemahnten Fürsten 1273 in Frankfurt a. M. zu einer Kaiserwahl zusammen. Es wählten aber nur Sieben aus der Fürsten Kreise, die sich in der letzten Zeit das alleinige Recht dazu angeeignet hatten und die darum Kur-, d. h. Wahlfürsten genannt wurden. Es waren die drei angesehensten Erzbischöfe, von Mainz, Köln und Trier, und die vier Fürsten, welche die Reichserzämter inne hatten, dazumal der Herzog von Sachsen (Erzmarschall), der Markgraf von Brandenburg (Erzkämmerer), der Pfalzgraf bei Rhein (Erztruchseß) und der König von Böhmen (Erzschenk). Weil aber der Letztere sich während des Interregnums gar zu ungebührlich aufgeführt hatte, so ließen ihn die Andern nicht zu, sondern übertrugen seine Stimme dem Herzoge von Bayern.

Wie sehr nun aber das zerrüttete und kläglich um sein Ansehen gekommene Reich eines starken Armes bedurft hätte, so wollten die hohen Herren doch keinen Mächtigen zum Oberherrn erhalten, um von demselben nicht allzusehr beschränkt zu werden. Der treffliche Bischof Bruno von Olmütz schrieb darüber dem Papst: „Geistliche sowohl als weltliche Fürsten verlangen einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollen sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können wenig nützt, und nichts ersprießlicher zu sein scheint als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch manchmal etwas ausartet." (Ein sehr wahres Wort!) So wählten sie denn den Grafen Rudolf von Habsburg (in der Schweiz), welcher treffliche Eigenschaften und dabei, wenn schon bedeutende Güter in der Schweiz und im Elsaß, doch verhältnißmäßig eine geringe Hausmacht besaß. Uebrigens ein ganzer Mann, thatkräftig, schlicht, gerad und bieder. Auch heller Verstand, ein muthiges Herz und eine tapfere Faust waren ihm gegeben.

Fromm nach seiner Zeit war er auch. Einst da er noch als Graf jagte, begegnete ihm ein Priester, der mit dem Sakramente zu einem Kranken wollte, aber nicht über die angeschwollene Reuß konnte; gleich stieg Rudolf von seinem Roß und setzte den Priester darauf, um zur Verrichtung seines heiligen Werkes an Ort und Stelle gelangen zu können; als ihm dieser nachher das Pferd dankend zurückbrachte, schenkte er es ihm mit den Worten: „Es schickt sich nicht, daß ich fürbaß sitze auf dem Thier, da der Herr der Herren ist übergeführt." — Rudolf befand sich zur Zeit seiner Wahl vor der Stadt Basel, mit deren Bischof er in Fehde begriffen war. Da brachte ihm Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, die große Botschaft. Er zeigte sich wohl sehr verwundert, aber sträubte sich nicht; er sprach: „Der Ehre halte ich mich zwar unwerth, bitt' aber Gott, er wolle mich also gesinnet machen, daß ich Ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führe." Schnell vertrug er sich mit Basel und folgte freudig dem Rufe zum höchsten Herrscheramt. Wo er durchzog, empfieng ihn das Volk mit lautem Jubel. In Aachen wurde er durch den Erzbischof von Köln gekrönt. — Nach der Krönung sollte die Verpflichtung der Lehenträger der Krone vorgenommen werden. Es war aber das Reichsscepter, worauf herkömmlich der Lehenseid geleistet wurde, in den vorausgegangenen Wirren abhanden gekommen. Schon wollten etliche der Fürsten bei diesem Mangel sich zurückziehen. Da ergriff Rudolf schnell ein dastehendes Krucifix und hielt es ihnen mit den Worten hin: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, mag wohl die Stelle eines Scepters vertreten!" Betroffen schworen sie alle ohne Weigerung darauf.

Der neue Kaiser sorgte mit großem Ernste, daß Gesetz und Recht, Ruh' und Frieden im Reiche wieder hergestellt werde, und sein Werk, das er klüglich und kräftig angriff, gelang ihm, wenn auch bei der argen Rauflust jener Zeit nicht vollkommen. Er war doch mehr Reichspolizeivogt als Kaiser. Zuerst sicherte er sich ein gutes Vernehmen mit dem römischen Stuhle, indem er demselben die von ihm angesprochenen kaiserlichen Hoheitsrechte und Besitzungen in Italien freiwillig überließ. Ja er schwur dem Papst einen förmlichen Unterthaneneid, womit er seinen Nach-

folgern den Weg zur Schädigung der höchsten Interessen Deutschlands gewiesen hat. Mit Italien wollte er gar nichts zu schaffen haben, „da die vorigen Kaiser nur des Reichs beste Kräfte dort geopfert hätten."

Dafür schritt er strenge gegen diejenigen in Deutschland ein, welche des Reichs Güter an sich gerissen hatten. Hauptträuber war der König Ottokar von Böhmen, der sein Land durch deutsche Einwanderer sehr emporgebracht, übrigens während der kaiserlosen Zeit Oestreich, Steiermark, Kärnten und Krain in Besitz genommen hatte. Rudolf gebot ihm, diese Lande alsbald zu des Reiches Handen zu stellen. Aber der stolze Böhme verweigerte das, wollte auch Rudolf, den er nicht mitgewählt, gar nicht als Kaiser gelten lassen. Da wiederholte Mahnung und Vorladung nichts half, so erklärte ihn Rudolf in die Reichsacht, und zur Vollziehung derselben machte er sich selbst gegen ihn auf. Dabei begleiteten ihn zwar die Mächtigsten der Fürsten nicht, wohl aber Viele des Rheinischen, Schwäbischen und Elsäßischen Adels. Unterwegs fragte ihn Einer, wie seine Kasse bestellt sei? Er erwiderte: „Ich habe nur fünf Schillinge darin; aber der Herr, der mir immer geholfen, wird auch jetzt für mich sorgen!" Er rückte in Oestreich ein und bemächtigte sich desselben fast ohne Schwertschlag. Da, vor Wien, demüthigte sich Ottokar; er



Fig. 120. Ottokar's Huldigung vor Rudolf I.

gab die geraubten Länder zurück und nahm sein Böhmen und Mähren als ein Lehen vom Kaiser an, 25. Nov. 1276.

Ottokar hatte über den grauen Rock des ganz einfach sich kleidenden Kaisers gespottet; dieser strafte ihn bei der Gelegenheit auf schalkhafte Weise. Er sitzt nicht im Kaiserornat, sondern in diesem selben geringen Rock in einem Zelte, als Ottokar kniefällig ihm huldigt, und da wird im nämlichen Augenblicke auf des Kaisers Veranstaltung das Zelt in die Höhe gezogen, daß alles Volk draußen den prächtig geschmückten Böhmenkönig „vor dem verachteten grauen Röcklein" knieen sieht.

Im tiefen Schmerz über seine Demüthigung und noch besonders von seiner ehrliebenden Gemahlin Kunigunde aufgestachelt, brach Ottokar seinen Vasalleneid

und kündigte dem Kaiser den Krieg an. Rudolf zog auch dießmal in eigener Person wider ihn aus und griff ihn auf dem Marchfelde bei Wien mit nur 15,000 gegen 30,000, aber vertrauend auf seine gerechte Sache, muthig und fröhlich an, 1278. Es war ein heißer Kampf. Der Kaiser fiel mit durchstochenem Pferde zu Boden und mußte sich eine Zeitlang mit dem Schilde decken. Nachdem er jedoch ein frisches Roß bestiegen, drang er gewaltig vor und gewann die Schlacht. Ottokar wurde fliehend von den Söhnen eines Ritters erschlagen, den er hatte unschuldigerweise an einen Pferdeschweif gebunden herumschleifen und dann an den Füßen aufhängen lassen. Die Königin überließ sich mit ihrem eilfjährigen Sohne Wenzel jetzt demuthsvoll der Großmuth des Kaisers, und dieser gab dem Söhnlein des Vaters rechtmäßigen Besitz, Böhmen und Mähren, zu Lehen, und verlobte ihm seine eigene Tochter Jutta. Oestreich, Steiermark, Kärnten und Krain blieben als erledigte Lehen dem Reiche heimgefallen.

Auch mit den andern Herren, welche während des Interregnums die Ordnung gestört und aus der Unordnung ungerechten Vortheil gezogen hatten, redete er ein ernstes Wort. Viel Noth machte ihm der wilde Graf Eberhard von Württemberg, dessen sonderbarer Wahlspruch war: „Gottes Freund, aller Welt Feind!" — den er erst durch Berennung Stuttgarts zur Unterwerfung bringen konnte. So hatte er auch mit den Grafen von Hochburgund, Mömpelgard und Savoyen hart zu streiten, bis er sie zur Herausgabe der an sich gerissenen Reichsgüter und Anerkennung seiner Lehensoberherrlichkeit zwang. Im Burgundischen Kriege murrten einstmals seine Leute über Mangel an Lebensmitteln, da zog er eine Rübe aus dem Acker, schälte und aß sie vergnügt. Die kleinen Friedensstörer verfolgte er wie die größern. In Thüringen allein zerstörte er 66 Raubburgen und 29 adelige Räuber ließ er in Erfurt aufknüpfen. Eine Menge Raubschlösser zerbrach er auch in Franken, Schwaben und am Rheine, dessen Ufern entlang sie fast an jedem Felsen wie Vogelnester hiengen; auch hier mußten viele Raubritter ihre Frevel mit dem Leben büßen.

Er ließ den Landfrieden neu beschwören. Alle ihre Streitigkeiten sollten die Fürsten auf dem Wege Rechtens austragen. So kam wieder Vertrauen auf ein gesichertes Leben in die Herzen; das Land wurde besser angebaut, der Handel getroster betrieben, die frechen Bösewichter aber verkrochen sich. Rudolf durchzog das Reich wie die besten der alten Kaiser von Gau zu Gau, von Stadt zu Stadt, und sorgte überall für Handhabung der Gerechtigkeit. Man nannte ihn „das wandelnde Gesetz". Wo er gegenwärtig war, richtete und schlichtete er meistens persönlich, und durch seine klare Einsicht und Unparteilichkeit gewann er die Zuneigung des Volks in immer reicherem Maße.

Wahr ist's, er suchte auch seine Hausmacht zu vergrößern; das mußte er aber auch um der Wohlfahrt des Reichs selber willen thun; denn das war handgreiflich, daß ein Kaiser mächtig sein mußte, wenn er wollte mit so vielen Widerspenstigen fertig werden und Ordnung im Lande aufrecht erhalten. So gab er denn die erledigten Lehen Oestreich, Steiermark und Krain an seine Söhne, wozu ihm jedoch die Fürsten Willebriefe (Bewilligungsbriefe) schrieben, und wurde damit der Stifter des Oestreich-Habsburgischen Herrscherhauses. Seine sechs Töchter verheiratete er an lauter Hochmächtige, Mathilde (Mechthild) an den Pfalzgrafen Ludwig, Agnes an Herzog Albrecht von Sachsen, Katharina an Herzog Otto von Bayern, Hedwig an den Markgrafen Otto von Brandenburg, Jutta an König Wenzel von Böhmen, Clementia an König Karl Martell von Neapel. So blühte sein Haus um ihn her; doch von seinen drei Söhnen überlebte ihn nur Albrecht, der Erbe aller seiner Hausmacht, aber nicht seines lieblichen Wesens. — Auf einem Reichstage zu Frankfurt stellt er den Antrag, daß man diesen seinen Sohn zu seinem Nachfolger ernennen möchte. Allein die Fürsten, denen die Habsburgische Macht schon zu hoch gestiegen schien, verstanden sich nicht

dazu. Das kränkte den alten Kaiser sehr, meinte, er hab's anders um's Reich verdient. So reiste er von Frankfurt weg den Rhein hinauf matten Herzens und Leibes. Bei Straßburg wird er ernstlich krank; da spricht er: „Wohlan gen Speier, wo ein Theil meiner Vorgänger ruht, die auch die Krone getragen!" Aber schon in Germersheim ergreift den 73jährigen Greis der Tod, 1291. Man schafft den Leichnam nach Speier und setzt ihn im Dome unter großer Wehklage des Volkes neben den andern Kaisern bei. Ein altes Geschichtsbuch sagt von ihm: „Er was (war) der beste Urlugs= (Kriegs=) mann syner Zyt. Er was der tyrest Mann, der Richters Amt je gewann. Man kann das nit alles beschryben, wie der selig König Rudolf was fromm und tugendhaft und fast von jedermänniglich ward beklaget."

Von seiner guten Laune, die ihn zum Manne des Volks machte, noch ein paar Anekdoten: Er hatte eine große Nase. In der Reichsstadt Eßlingen rief ein Muthwilliger aus dem Volke gegen den Kaiser hin: „Hei was für eine große Nase; man kann ja nicht vor ihr durchkommen!" Rudolf drehte gleich das Gesicht zur Seite und sprach: „Nun, guter Gesell, wirst du vorbei können!" Zu Mainz gieng er eines kalten Morgens, schmucklos wie er war, in ein Bäckerhaus und wärmte sich am Backofen. Die Bäckersfrau hält ihn für einen der vielen unverschämten Landsknechte und begießt ihn unter Schimpfreden mit Wasser. Er läßt sich's gefallen und geht weiter. Mittags läßt er die Frau zur kaiserlichen Tafel holen und bestraft sie so, daß sie alle ihre Reden vom Morgen zu seiner und der Gäste Belustigung wiederholen muß und mit einem Geschenk entlassen wird.

Nach Rudolfs Hingange dachten die Reichsfürsten abermals an einen Kaiser von kleiner Macht und auf Betrieb des Erzbischofs Gerhard von Mainz wählten sie dessen Vetter, den Grafen Adolf von Nassau (1292—98), einen jugendlichen tapfern, aber leichtfertigen und unbesonnenen Mann. Wohl stillte derselbe die in Schwaben und Elsaß wieder ausbrechenden Fehden; allein das Bestreben, wie sein Vorgänger seine geringe Hausmacht zu stärken, führte ihn auf schlimme Wege. Er kaufte mit Geld, das er vom König von England zur Ausrüstung eines Hilfsheeres gegen Frankreich empfangen hatte, dem alten Landgrafen Albert dem Entarteten, der seine Kinder erster Ehe, Friedrich mit der gebissenen Wange und Diezmann tödtlich haßte und enterben wollte, seine Lande Thüringen und Meißen ab, und da die Söhne ihr rechtmäßiges Erbe mit den Waffen zu behaupten suchten, führte er gegen sie einen grausamen Krieg. Am meisten schadete es ihm jedoch, daß er die dem Erzbischof Gerhard gemachten Versprechungen nicht hielt, so daß dieser über seinen Vetter höchst unwillig ward und im Zorn sagte, er habe noch andere Kaiser in seiner Tasche. Bei solchen Umständen gelang es dem Herzog Albrecht von Oestreich, welcher ein heißes Verlangen nach der deutschen Krone trug, den mächtigen Erzbischof und mit ihm den größern Theil der Kurfürsten für sich zu gewinnen und doch noch zum ersehnten Ziele zu kommen. Die Kurfürsten hielten ein förmliches Gericht über Adolf (wozu sie kaum ein Recht hatten), erklärten ihn als der zur Schande des Reichs von einem Geringern (dem König von England) Sold genommen und selbst den Landfrieden gebrochen habe, des Thrones verlustig und ernannten den Albrecht zum Kaiser an seiner statt. Indessen gab Adolf das Scepter nicht ohne Kampf her. Bei Göllheim unweit Worms kam es zur Schlacht; Adolf suchte wüthend seinen Gegner auf, wurde aber von ihm vom Pferde geworfen und im Getümmel vollends getödtet. Jetzt huldigte alles dem Rudolfssohne.

Albrecht I. (1298—1308) war aber dem Bilde des Vaters sehr unähnlich, ein habsüchtiger, herrischer Fürst. Schon sein strenges Gesicht mit nur Einem Auge hatte etwas Abschreckendes. Thatkraft besaß er jedoch in hohem Grade. Er that einiges zum Frommen des Reichs, schaffte die von den Rheinfürsten auferlegten

drückenden Rheinzölle mit Gewalt ab ꝛc.; am meisten aber dachte er immer auf sich selbst und unternahm rastlos Eins ums Andere zu seinem eigenen Vortheile, wiewohl ihn das Schicksal in nichts begünstigte. Da der Papst ihn nicht anerkannte, verband er sich mit dessen größtem Feinde, Philipp von Frankreich; dann aber löste er dies Bündniß und unterwarf sich kriechend dem Papst. Wie er vergeblich strebte, die deutsche Krone in seiner Familie erblich zu machen, da ihm die Kurfürsten die Nachfolge für seinen Sohn verweigerten, so scheiterten auch alle Plane und Bemühungen seiner unersättlichen Gier, mit neuen Gebieten seine Hausmacht zu mehren. Holland wollte er und bekam es nicht; Thüringen begehrte er und erlangte es nicht; Böhmen faßte er und behielt es nicht; die Waldstätten in der Schweiz suchte er seinen Stammgütern beizufügen und schädigte damit nur sein Haus (§ 3). Er nahm ein schreckliches Ende.

Er hatte einen Brudersohn, Herzog Johann, dem er sein väterliches Erbe vorenthielt. Darüber empört, verschwor sich der junge Mensch mit vier Rittern. Zu Brugg im Aargau bringt er nochmals seine Forderung vor, welche der Erzbischof von Mainz unterstützt. Albrecht verspricht spöttelnd, die Sache später einmal zu ordnen, und reitet dann weiter nach Rheinfelden. Johann schloß sich mit seinen Verbündeten dem Zuge an. Als der König bei Windisch über die Reuß setzen mußte, stiegen sie mit ihm zuerst in die Fähre. Kaum ist er jenseits ausgestiegen, so greifen sie ihn an. Albrecht ruft: „Vetter zu Hilfe!" „Da ist die Hilfe", schrie Herzog Johann und rannte ihm das Schwert in den Nacken, 1. Mai 1308. Während die Verschwornen sturmschnell entfliehen, eilt eine alte Bettlerin herbei und nimmt den sinkenden König auf, der in ihrem Schoße stirbt. Der Ritter von Wart wurde ergriffen und, obschon an der That gar nicht betheiligt, gerädert und zwar so, daß er noch drei Tage auf dem Rade lebte, bis er unter dem Gebete seiner neben ihm knieenden Gattin verschied. Es waren vornehmlich die Kaiserin Elisabeth und die Tochter Agnes, verwitwete Königin von Ungarn, welche für den gräßlichen Tod des Gatten und Vaters grausame Rache nahmen. Sie wütheten gegen alles den Verschworenen Angehörige; ihre Burgen wurden gebrochen und wohl tausend ihrer Verwandten und Dienstleute wie ein heidnisches Todtenopfer geschlachtet. Agnes ließ 46 Leute des Herrn von Palm vor ihren Augen enthaupten. Dann bauten die Fürstinnen an der Stelle, wo Albrecht fiel, das Kloster Königsfelden aus den eingezogenen Gütern; daselbst führte Agnes 56 Jahre lang ein so frommes Leben, daß man bei ihrem Tode sprach: „Da fährt eine Heilige gen Himmel!" Das war die Frömmigkeit und Heiligkeit jener Zeit.

§ 3. Die Eidgenossen.

Das alte Helvetien oder die heutige Schweiz gehörte zum deutschen Reiche. Unter der Oberherrlichkeit des Kaisers regierten viele geistliche und weltliche Herren darin, die Bischöfe von Basel, Constanz ꝛc., die Grafen von Habsburg, Kyburg ꝛc. Es gab auch reichsfreie Städte, Zürich, Bern, Solothurn ꝛc. und eben solche Landgemeinden, die also niemand über sich hatten, als den Kaiser. Reichsfrei oder reichsunmittelbar waren die Landgemeinden von Schwyz, Uri und Unterwalden. Diese Ländchen liegen um den Vierwaldstätter-See herum mitten in der Alpenwelt und hießen von Alters her die Stätten im Wald. Die Bewohner waren ein einfaches, biederes und in der Alpenluft starkgekräftigtes Volk.

Die Habsburger Grafen hatten alte Vogtsrechte über diese Waldstätter, kein Wunder, wenn sie dieselben mehr und mehr auszudehnen suchten. Die Waldstätter hatten Rudolf freiwillig zu ihrem Schiedsrichter bei innern Mißhelligkeiten gewählt; nach seinem Tode aber traten sie, 1. Aug. 1291, zu einem Bund zusammen, sich gegenseitig zu schützen. Albrecht aber als Graf von Habsburg hatte eine mächtige Begierde, diese Waldstätten seiner Hausmacht beizufügen. Sie sollten ihre Reichsunmittelbarkeit aufgeben und Unterthanen des Hauses Oestreich werden. Er machte ihnen den Antrag, sie möchten sich doch „in den ewigen Schutz seines Hauses" begeben; allein sie lehnten es ab, wollten lieber ihre alte Freiheit bewahren.

So versammelten sich denn 33 ihrer besten Männer beim Dunkel der Nacht im Rütli, einer Waldwiese am See. Sie rathschlagen und schwören: Sie wollten treu beisammen stehen, um die von den Vätern ererbte Freiheit für die Enkel zu bewahren; sie wollten sich nicht ihrer Pflicht gegen das deutsche Reich erledigen, auch dem Habsburger Haus nichts von seinen Gütern und Rechten entfremden. Sobald Albrecht davon hörte, wollte er mit Waffengewalt einschreiten, um so mehr weil die Waldstätter sich auf König Adolfs Seite geschlagen hatten. Da gerade wurde er ermordet.

Bekannt ist die Sage von Wilhelm Tell aus Uri, der dem vom Landvogt Geßler zu Altdorf aufgesteckten Hute keine Ehrerbietung bezeigte. Er wurde ergriffen und ihm bei Lebensstrafe auferlegt, einen Apfel von dem Kopfe seines Söhnleins herabzuschießen. Widerstrebend that er den Schuß und traf den Apfel. Geßler lobte die Kunst des Schützen, fragte ihn aber, was er denn mit dem andern Pfeile vorgehabt? Tell sagte ihm frei heraus: „Den hätt' ich dir ins Herz geschossen, wenn ich mein Kind getroffen!" Darauf ließ ihn Geßler binden und nach Küßnacht überführen. Auf dem See



Fig. 121. Schlacht bei Morgarten.

brach der Föhn los und Tell ward seiner Fesseln entledigt, daß er das Steuerruder führe. Tell treibt das Schiff gegen das Felsenufer hin und springt auf eine Platte hinaus, erwartet dann den Geßler in einem Hohlweg und erschießt ihn. (In Wahrheit ist wohl die Geschichte von dem Apfelschuß eine ältere deutsche Sage; es gab auch nie einen Landvogt Geßler. Bedrückungen aber, welche die Bergleute herausforderten, müssen vorgekommen sein.)

König Albrechts Nachfolger, der Luxemburger (§ 5) bestätigte den Waldstätten 1310 ihre Freiheitsbriefe und setzte ihnen in Ruh und Frieden einen Reichsvogt in der Person eines Grafen von Homberg. Dann aber ärgerte sich Albrechts Sohn, der kühne und zornmüthige Herzog Leopold von Oestreich, daß diese Waldstätter sich auf die Seite Ludwigs des Bayern schlugen; er beschloß, für die habsburgischen Rechte was zu wagen, und sammelte eine große Macht. Mit 9000 Mann Kernvolk rückte er gegen den Engpaß bei Morgarten heran, der in Schwyz hineinführt, gewiß, diese elenden Bauern mit dem Fuße zu zertreten. Stricke waren mitgenommen, sie zu binden oder aufzuknüpfen. Aber bei diesem Engpasse hatten die Eidgenossen auf des alten Redings Rath ihre Hauptstärke aufgestellt, wohl nur 1300 Mann, hofften aber, daß es langen werde. Die Oestreicher dringen in den Engpaß hinein; da rollen furchtbare Felsbrocken auf sie herab, daß Roß und Reiter zusammenstürzen; und unten stürmt die Schweizerschar mit Hellebarden und Morgensternen grimmig auf sie ein, sie werden niedergeschmettert, niedergestochen, viele in den Aegerisee gesprengt, viele im engen Raume von den Hufen der eigenen Pferde zerstampft; was fliehen kann, enteilt in wilder Flucht (Fig. 121). In anderthalb Stunden haben die Eidgenossen den rühmlichsten Sieg erfochten (15. Nov. 1315), gegen 1900 Feinde erlegt und nur 15 von den eigenen Leuten verloren. Der Herzog rettete sich kaum nach Winterthur. Wie auch Scham und Schmerz ihn brannte, er ließ hinfort das tapfere Bergvolk in Frieden. Die Eidgenossen erneuerten ihren ewigen Bund (von 1291), den ihnen auch König Ludwig bestätigte (1316), indem er die Reichsfreiheit der „Waldlüte" anerkannte.

Dieser Bund der Eidgenossen vergrößerte sich in der Folge, indem die Waldstätter, vor Oestreich auf der Hut, sich durch Aufnahme weiterer Gemeinden oder „Orte" zu stärken suchten. Zuerst trat ihm das gleichfalls am Vierwaldstättersee gelegene Luzern bei, 1332, dann die wohlhabende Reichsstadt Zürich, 1351, im folgenden Jahre Glarus und Zug, im nächsten Bern. Hiemit schloß sich der Bund auf lange Zeit und diese 8 Kantone hießen nachmals die acht alten Orte. Jetzt stand die Eidgenossenschaft in schöner Blüte; doch so, daß natürlich die Landgemeinden gegen die einflußreicheren Städte in den Hintergrund traten, und diese mit immer neuen Städten Bündnisse einleiteten. Ruhe hatten sie bis zum J. 1386. Da gab es wieder einen Herzog Leopold von Oestreich, einen Enkel des vorigen. Der war der erlittenen Schmach seines Hauses eingedenk und schwur, „der Schweizer trotzigen Bund in gottgefälligem Kriege zu strafen." Zu dem Ende verband er sich mit vielen Fürsten und Herren. Und er zog heran mit einem prachtvollen Heere, das allein 4000 trefflich gerüstete Ritter zählte. Bei Sempach, im Kantone Luzern, trifft er auf die Eidgenossen, 9. Juli 1386, und verliert die Schlacht und das Leben.

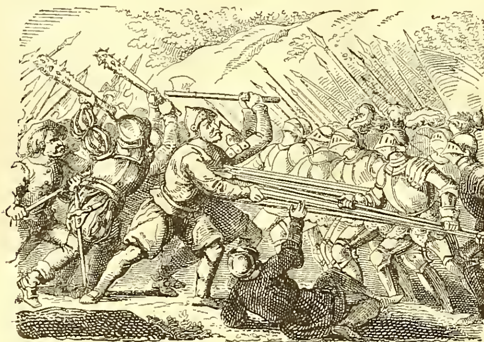


Fig. 122. Winkelried's Tod.

Es sollen nur 1400 Schweizer gewesen sein. Die 4000 Ritter steigen von den Pferden und stehen in ihren Harnischen, fest aneinander geschlossen, wie eine eiserne Mauer da. Die Schweizer knieen nieder und beten. Dann stehen sie auf und stürzen auf die Ritter los. Allein sie können die eherne Mauer nicht durchbrechen; sie spießen sich nur in den ihnen entgegenstarrenden Speeren. Da ruft Arnold von Winkelried, ein Bauer aus Unterwalden: „Liebe Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen; sorgt für mein Weib und meine Kinder!" breitet seine Arme aus, umfaßt so viele Speere, als er kann, drückt

sie in seine Brust und zieht sie sinkend zu Boden. In die dadurch entstandene Lücke arbeiteten sich nun die Schweizer hinein; die Ritter gerathen in Verwirrung; das Banner Oestreichs sinkt, der Herzog eilt herbei und wird erschlagen. Die Oestreicher erleiden die schrecklichste Niederlage; 656 adelige Herren und 2000 vom Fußvolke decken mit ihrem Führer das Feld; von den Schweizern sind nur 200 gefallen. (Vom Winkelried weiß übrigens erst die spätere Sage.)

So haben also die Waldstätter eine Republik gegründet, gesichert hat dieselbe für die Ostschweiz der Abfall der Städte; durch Berns Kampf mit Savoyen und Burgund sollte später auch die Westschweiz frei werden (Freiburg und Solothurn 1481, Basel und Schaffhausen 1501), bis der Bund der Eidgenossen sich zu 22 Kantonen ausdehnte.

§ 4. Demüthigung der Papstmacht.

Wir müssen nun nach Frankreich hinüberschauen. Während der Regierung Albrechts I. hat sich da zwischen dem französischen Könige und dem Oberhaupte der Kirche etwas ungemein Wichtiges zugetragen, das einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bezeichnet. Das Papstthum hatte seine höchste Blüte erreicht: es hatte seine Aufgabe vollbracht, die romanischen und germanischen Völker zu einem weltgeistlichen Staat zu vereinigen. Nun erfuhr es von Frankreich aus den empfindlichsten, seine Macht für immer schwächenden Stoß. Wohl merkte man dabei, wie doch die furchtbare Härte und überhaupt das ungöttliche greuliche Wesen der Nachfolger des III. Innocenz dem Ansehen „des heiligen Vaters“ in der Verborgenheit der Herzen schwer weh gethan haben mußte; das läßt sich an der Ruhe und Gleichgiltigkeit abnehmen, mit welcher das christliche Volk seiner Beugung zusah. Die Staaten konnten es nun wagen, das tyrannische Joch abzuwerfen; und Frankreich war jetzt der erste Staat.

Von 1285 bis 1314 herrschte da Philipp IV. der Schöne, ein Enkel Ludwigs des Heiligen, aber kein Heiliger selbst. Ein sehr kluger, seine Plane wohlberechnender und beharrlich zum Ziele führender Mann, aber ganz im Dienste der Herrsch- und Habsucht, welche zu befriedigen er keine Gewaltthat und keinen Frevel scheute. Er arbeitete Jahre lang so erfolgreich an der Vergrößerung der königlichen Gewalt, daß die Großen seines Reichs kaum noch in etwas ihm entgegenzutreten wagten. Seinen Geldverlegenheiten half er durch allerhand Erpressungen und regelmäßige Steuerauflegung ab. Geld aber gab es nur noch reichlich beim Clerus.

Nun bestieg 1295 Bonifacius VIII. den römischen Stuhl. Dieser hatte das Herz voll Weltherrschergedanken wie seine Vorgänger und führte noch eine stärkere, brausendere Sprache als sie. Da Philipp mit Eduard I. von England in Streit gerathen war, wollte sich Bonifacius als oberster Schiedsrichter dreinlegen. Allein Philipp ließ ihm sagen: ein König von Frankreich sei nicht gewohnt, in weltlichen Händeln sich vom Papste Gesetze vorschreiben zu lassen. Da höre man! Derselbe Papst schrieb einmal an den deutschen Kaiser: „Ich bin der Kaiser!“ und Albrecht verbeugte sich tief und hieß ihn demuthsvoll „seinen Oberlehensherrn“ (S. 412); und der König von Frankreich redet also zu ihm! Aber begreiflich, wie staunt der Papst! Doch Philipp gieng noch weiter; er legte jetzt 1296 zur Betreibung des Krieges auch dem französischen Clerus eine Steuer auf, womit derselbe bisher gänzlich verschont war. Sogleich verbot der Papst allen Geistlichen Frankreichs, irgend eine Abgabe an den König zu entrichten; allein er war bei Philipp an den unrechten Mann gekommen. Dieser erließ alsobald ein strenges Verbot an alle seine Unterthanen, gemünztes und ungemünztes Silber und Gold in fremde Länder auszuführen, so daß der römische Stuhl auf einmal von den großen Summen, die ihm aus Frankreich zuflossen, nichts mehr sah. Da fand sich der Papst denn doch ver-

anlaßt nachzugeben und zu äußern, Lehengefälle und freiwillige Gaben an die Krone habe er nicht gemeint, die Bulle beziehe sich auch nicht auf Frankreich.

Allein diese seine Nachgiebigkeit reute ihn wieder, nachdem er 1300 das Jubeljahr erfunden und durch den damit verbundenen Ablaß Millionen von Pilgern nach Rom gelockt und alle Römer reich gemacht hatte. Er fühlte sich wieder als Herr der Welt und sandte nun einen Legaten, den König zum Kreuzzug zu ermahnen, für welchen allein der von der Kirche erhobene Zehnte zu verwenden sei. Philipp verhaftete den Legaten, der Papst aber droht ihm mit dem Bann und beruft die französischen Bischöfe und Aebte nach Rom, auf daß er mit ihnen eine bessere Verwaltung des französischen Staates berathe und beschließe.

Darüber faßte Philipp einen starken Zorn und schrieb an den Papst: „Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine höchste Aberwitzigkeit wisse, daß wir in weltlichen Dingen niemand als Gott unterworfen sind u. s. w. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris“ 2c. Die päpstliche Bulle ließ er öffentlich in's Feuer werfen und allen seinen Geistlichen untersagte er bei harter Strafe nach Rom zu gehen. Und das nicht genug. Er berief, 1302, nach Paris die erste große Reichsversammlung, wo Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit und der Städte erschienen und von ihnen gemeinsam — von Seite des Clerus freilich mehr gezwungen als willig — ausgesprochen wurde, daß der König von Frankreich als solcher keinen Obern außer Gott habe.

Ueber solch ein Gebahren war der Vater der Christenheit und Fürst aller Könige auf Erden so entrüstet, daß er wirklich hätte unsinnig darüber werden mögen. Doch wollte er noch nicht zum Aeußersten schreiten. Einstweilen erließ er eine neue Bulle (Unam sanctam), worin er donnernd ins Gedächtniß rief, was vergessen werden wollte: „Es gibt nur Eine Gewalt auf Erden, die geistliche, von welcher jede weltliche nur ein Ausfluß ist; zwar sind der Schwerter zwei, aber das eine wird von der Kirche geführt, das andere für die Kirche nach dem Wink des Priesters“; und hinzufügte: „Der Glaube, daß jede menschliche Obrigkeit dem Papste unterworfen sei, ist zur Seligkeit nothwendig.“

Dagegen hielt aber Philipp eine Versammlung von Baronen und Juristen, 1303, auf welcher nunmehr sein Rath Duplessis eine Menge Beschuldigungen gegen Bonifacius vorbringen und den Antrag stellen mußte, der König von Frankreich als Schutzherr der Kirche sei zu bitten, daß er ein allgemeines Concil veranstalten möge, damit von diesem „der unwürdige Papst abgesetzt und der Kirche ein würdigeres Haupt gegeben werde.“ Dieser Antrag wurde „als beachtenswerth“ niedergeschrieben. Als Bonifacius dieß hört, kann er sich natürlich nicht mehr halten; er will nun den langverhaltenen Fluch auf den Ruchlosen schleudern und ihm sein verwirktes Königreich nehmen. Philipp bleibt guter Dinge, wirft alle in den Kerker, die päpstliche Bullen im Lande bekannt machen wollen, und schickt seinen Kanzler Nogaret mit Geld nach Italien. Wie der Papst zu Anagni ein Kardinalconsistorium halten will, erscheint unversehens, 7. Sept. 1303, Nogaret mit einer bewaffneten Schar in der Stadt, umzingelt die päpstliche Wohnung und verlangt von dem 80jährigen Greis, der stolz auf seinem Throne saß, daß er seine Bullen aufhebe. Bonifacius gibt nicht nach; auch erhoben sich endlich die Bürger von Anagni und befreiten den Gefangenen. Aber tief gebeugt starb er schon 11. Okt. 1303.

Philipp saß fest auf seinem königlichen Stuhle; niemand regte die Hand wider ihn. Im Kampfe mit dem Kaiser hat der Papst gesiegt; im Kampfe mit dem König ist er unterlegen. Sein Nachfolger Benedict XI. widerrief, was Bonifaz gegen Frankreichs furchtbaren Herrscher verordnet hatte, und der nach Benedicts schnellem Tode durch Philipp (1305) erhobene Papst Clemens V., ein Franzose, gab sich zu seinem gehorsamen Diener her. Derselbe erklärte auf

des Königs Verlangen alles für nichtig, was Bonifacius gegen ihn gesagt und gethan. So konnte es freilich mit der gerühmten Unfehlbarkeit des Statthalters Christi nichts sein. Auch mußte dieser Papst seinen Sitz 1309 nach Avignon (im Reiche Arelat) verlegen, damit ihn Philipp in der Nähe habe und

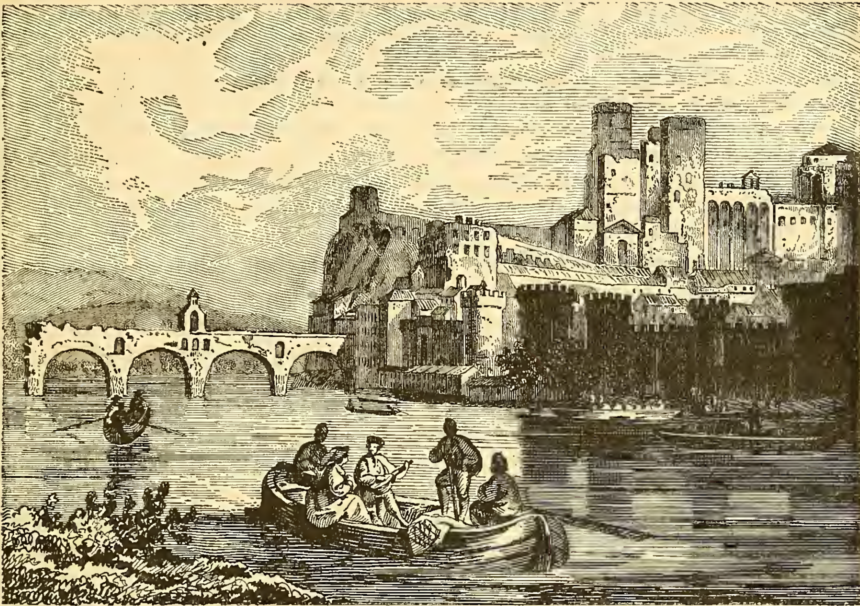


Fig. 123. Avignon.

gehörig überwachen und all sein Handeln leiten könne. Da war es um die Freiheit und Selbständigkeit „des h. Stuhles" geschehen; 70 Jahre lang residirten von dem an die Päpste zu Avignon unter übermächtigem französischem Einflusse, darum die Römischen diese Zeit die „Babylonische Gefangenschaft der Kirche" heißen. Und Avignon war ein Babylon, wo alles um Geld feil war, hier schwelgten die Päpste, schleuderten wie geheißen ihre Bannflüche und ließen die Kirche verderben.

Namentlich war Clemens V. ein fast willenloses Werkzeug Philipps. Kaum daß er der frechen Forderung desselben, den Leichnam des Bonifacius ausgraben und wie eines Ketzers Leib verbrennen zu lassen, sich entziehen konnte. Wie sehr er aber dem König willfährig sein mußte, das beweist noch seine Mithilfe bei der schändlichen und unmenschlichen Vertilgung des Templerordens (S. 369). Dieser Orden hatte späterhin seinen Sitz in Cypern genommen; seit aber die christliche Sache im Morgenlande verloren war, hatten sich die meisten Glieder auf ihre Besitzungen in Europa begeben. Der Orden war eine unabhängige Macht und unermeßlich reich; er besaß mehr als 9000 Kommentureien (Pfründen) und besonders in Frankreich sehr große Güter. Nach diesen sah Philipp schon lange mit lüsternsten Augen, und als ihm der Zeitpunkt gekommen schien, machte er es nach seiner Weise. Am 13. Okt. 1309 wurden der Großmeister, den der Papst unter dem Vorgeben eines mit ihm zu besprechenden Kreuzzuges hatte aus Cypern herbeilocken müssen (!), und alle Ritter in ganz Frankreich gefänglich eingezogen.

Philipp beschuldigte die Templer der Ketzerei und der gröbsten Schandthaten: sie sollten ein Götzenbild, Bafomet, anbeten, müßten auf das Kreuz speien, opferten Kinder, trieben die unnatürlichsten Wollüste 2c. Wohl waren Einzelne derselben in Unglauben und Laster verfallen und der Orden im Ganzen unleugbar entartet, aber im Grunde

war sein Reichthum das Hauptverbrechen. Falsche Zeugen wurden gegen sie aufgeführt, falsche Aussagen ihnen selbst durch grausame Foltern ausgepreßt; und daraufhin wurden sie für schuldig erklärt. Am 12. August 1310 verbrannte man 54 derselben, später noch 13. Man nahm alle ihre Güter in Beschlag, davon natürlich Philipp sich das Meiste zueignete. Endlich 1312 mußte der Papst ein feierliches Verdammungsurtheil über den ganzen Orden aussprechen, und denselben in allen Landen aufheben. Außerhalb Frankreichs wurde gegen die Person der Templer milder verfahren; ihre Güter gab man den Johannitern. — Dem Großmeister Jakob von Molay wurde versprochen, die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß zu verwandeln, wenn er die dem Orden geziehenen Verbrechen bestätigen wolle. Er aber betheuerte vor Gott und allem Volke dessen Unschuld. So wurde denn auch Molay zum Holzstoße geführt. Auf demselben lud er noch Papst und König vor Gottes Gericht und starb standhaft, 1314. Einen Monat nachher verblich Clemens und noch in demselben Jahre der „schöne" Philipp. Er hatte den „Temple" als Palast in Besitz genommen, später diente derselbe als Gefängniß Ludwigs XVI.

§ 5. Ludwig der Bayer und Friedrich von Oestreich.

Wir treten wieder auf vaterländischen Boden. Nach Albrechts Ermordung (S. 412) versammelten sich die Fürsten zur Wahl eines neuen Oberherrn. „Nur keinen Mächtigen," hieß es abermals; und so wählten sie wieder einen Grafen, Heinrich von Luxemburg (Lützelburg), empfohlen durch seinen Bruder, den Erzbischof von Trier, als der Kirche ganz ergeben. Gleich im Anfange der Regierung glückte es ihm, eine bedeutende Hausmacht zu bekommen, indem sich die Böhmen seinen 14jährigen Sohn Johann zu ihrem König und Gemahl ihrer Prinzessin Elisabeth erbaten.

Heinrich VII. (1308—13) war hochgesinnt, edel und thatkräftig, ein Kaiser, dem des Reichs Wohlfahrt am Herzen lag. Allein bald trieb ihn sein romantischer Geist nach dem Lande, welches Rudolf so sehr gescheut hatte, nach Italien; er wollte dort die alten Kaiserrechte wieder geltend machen, 1310, und um darin nicht gestört zu werden, überließ er das reiche Lyon dem schönen Philipp IV. Da in Italien immer noch die alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen, wiewohl unter diesem Namen nur für ihre eigenen Zwecke, sich bekämpften, so fand er bei den Letztern, die durch ihn ihre Partei emporzubringen hofften, viel Anhang. Er erlangte die Lombardische Krone, sogar die Römische, die ihm ein vom Papste zu Avignon abgesandter Kardinal aufsetzte. Schon diese nicht ohne Streit; darnach aber erhob sich die ganze Welfenmacht samt dem Könige von Neapel wider ihn, und da er ihr mit ungebrochenem Muthe entgegentrat, raffte ihn plötzlich, zu Buonconvento ein Fieber oder Gift hin. Mit seinem Lebenslicht erlosch alle Kaiserglorie in Italien wieder. — In Deutschland konnten sich die zwei Parteien, die sich gegenüberstanden, nicht verständigen. Schließlich wählte jede gesondert und zwar die luxemburgische den Herzog Ludwig von Bayern, die habsburgische den Herzog Friedrich von Oestreich, den Schönen, auf daß es wieder einmal zwei Kaiser im Reiche gäbe. Da indessen Ludwig eine Kurstimme mehr als sein Gegner erhalten hatte, so muß doch er als der rechte Kaiser betrachtet werden; und so kam auch das Haus Wittelsbach auf den deutschen Thron.

Ludwig III., gewöhnlich Ludwig der Bayer genannt (1314—47), war ein heiterer und leutseliger Herr, dazu frisch und unternehmend, doch nicht nachhaltig tapfer und im Unglück sehr verzagt. Das Reich war wieder jämmerlich zerspalten, und acht Jahre fort verheerte der Krieg zwischen beiden Gegnern seine lieben Gauen. Es stunden aber die Städte, wie die Schweizer zu ihm. Endlich wurde bei Mühldorf (in Altbayern), 1322, die Schlacht geschlagen, welche Ludwigs Uebergewicht entschied.

Der schöne Friedrich zog seinem Heere in goldener Rüstung mit dem blinkenden Reichsadler auf dem Helme prächtig voran. Ludwig trug einen unscheinbaren blauen Waffen-

rock und enthielt sich beim Hintertreffen. Das Kommando führte der Böhmenkönig Johann. Friedrich focht tapfer, streckte mit eignem Arme 50 Feinde zu Boden; nach zehnstündiger heißer Arbeit begannen Ludwigs Reihen zu wanken. Aber siehe, da stürmt der Burggraf von Nürnberg mit 500 frischen Rittern auf ihn los vom Rücken her. So stellte sich das Treffen bald wieder her und endete mit der vollständigen Niederlage der Oestreicher. Friedrich selbst mit Hunderten seines Adels wurde gefangen. Ein Dienstmann des Nürnbergers, Rindsmaul genannt, war der hartnäckige Krieger, dem er sich ergab.

Der schöne Friedrich wurde nach der Burg Trausnitz in Verwahrung gebracht. Allein Ludwig war darum doch noch nicht in ruhigem Besitze seines Thrones. Friedrichs Bruder, der Herzog Leopold (den die Waldstätter bei Morgarten heimgeschickt, S. 414), setzte den Streit gegen ihn fort und ließ sich von seiner Erbitterung so weit verleiten, daß er sogar mit dem Könige von Frankreich, Karl IV., ein Bündniß zum Verderben Ludwigs eingieng. Karl ließ nun den Papst zu Avignon, Johann XXII., mit der Kirchenmacht gegen Ludwig vorrücken, und der von Frankreich schmählich geknechtete Papst geberdete sich doch immer noch als den obersten Herrn des deutschen Reichs, befahl dem Kaiser ohne weiteres, sein Regiment niederzulegen, und schleuderte, da derselbe nicht gehorchte, den Bannstrahl gegen ihn, belegte auch alle Lande, die es fortan mit ihm halten würden, mit dem Interdikte, 1324.

Indessen konnte man die tröstliche Wahrnehmung machen, daß nunmehr das päpstliche Ansehen doch schon stark gelitten hatte; der von Avignon ausgegangene Fluch brachte geringe Wirkung hervor, selbst von den Geistlichen kehrten sich die Wenigsten daran. Ja, welch sonderbare Erscheinung! ein Theil der Franziskaner oder Minoriten (S. 401), dieser sonstigen Kerntruppen des Papstes, trat öffentlich gegen denselben auf die Seite des Kaisers. Die Strengern dieser Mönche waren nämlich mit den schon jetzt dieser Welt Gütern holdgewordenen Dominikanern in einen heftigen Streit „über die vollkommene Armut" gerathen, und da hatte der Papst im Widerspruch gegen seinen Vorgänger nicht ihnen, sondern den andern Recht gegeben, weil natürlich die Armut Christi seinem üppigen Hofe ein Vorwurf war. In flammendem Zorne darüber verketzerten sie jetzt den Papst und bearbeiteten das Volk in Predigt und Beichtstuhl, daß es gegen ihn fest zum Kaiser stehe.

Feierlich erklärte damals der Papst die Lehre seines Vorgängers für ketzerisch und übergab die Anhänger derselben dem Ketzergericht. So wurden 114 Minoriten verbrannt, weil sie den Papst für unfehlbar und für den alleinigen Eigenthümer ihres Besitzes hielten. Da wurde nun über die Berechtigung des Papstthums viel gestritten und mancher kühne Blick in die christliche Urzeit geworfen; man fand doch immer entschiedener, daß der Staat seine eigene Berechtigung habe und unabhängig von der Kirche sei.

Da sich Ludwig immerhin stark bedrängt sah, so ergriff er rasch ein Mittel, mit der östreichischen Partei sich zu versöhnen. Er gieng selbst nach Trausnitz zu dem gefangenen Friedrich, der nun drei gramvolle Jahre daselbst zugebracht, und redete freundlich mit ihm. Er bot ihm die Freiheit unter der Bedingung an, daß er auf die Krone verzichte und auch seinen Anhang zur Ruhe bewege; gelinge ihm dieß nicht, so sollte er sich wieder zur Haft stellen. Friedrich nahm das an und beschwor es. So gieng er frei aus dem Kerker nach seinem lieben Oestreich. Dort fand er, dem der Kummer die Haare grau gemacht, sein trautes Gemahl Elisabeth ohne Augenlicht; sie hatte sich um ihn blind geweint. O wie gern wollte er den Thron entbehren, wie ernstlich sprach er seiner Partei zu, mit Ludwig Friede zu machen. Allein umsonst; sein stolzer leidenschaftlicher Bruder Leopold war hiezu nicht zu vermögen. Wie nun? So muß der arme Friedrich wieder in die düstern Kerkermauern zurück? Nicht doch! Der Papst hat ihn kraft der Macht, die alles kann, seines Eides entbunden. Aber hier erfreut uns ein schönes Exempel deutscher Treue: Friedrich erachtet sich nicht entbunden; er stellt sich auf den Tag dem Kaiser zu München als sein Gefangener. Dieser, gerührt von solcher Treue,

schickt ihn nun auch nicht mehr auf die Trausnitz; er behält ihn bei sich und lebt von da an in engster Freundschaft mit ihm zusammen. Sie essen an Einem Tische, schlafen in Einem Bette; ja Ludwig läßt ihn sogar an den Regierungsgeschäften als Mitkönig theilnehmen. Das bewegt hinwiederum viele deutsche Herzen. Der Papst freilich konnte eine solche Liebe und Treue rein nicht begreifen; er nannte sie „unglaublich“ und hetzte Polen und Heidenschwärme gegen Deutschland.

a. 1326 starb der hartnäckige Leopold; da fühlte sich Ludwig sehr erleichtert. Und jetzt beschloß er einen Zug nach Italien, um sein kaiserliches Ansehen zu heben und seinem Feinde Johann XXII. für immer einen Riegel vor die Thüre zu schieben. Den Deutschen graute vor dem „unheimlichen“ Welschland und nur Wenige begleiteten ihn. Indessen wurde er von den Ghibellinen mit offenen Armen aufgenommen und anfangs kräftig unterstützt. In Mailand setzten ihm zwei gebannte Bischöfe die Lombardische, in Rom der Stadthauptmann Sciarra Colonna die Römische Krone auf, 1328. Die Römer jubelten so laut um ihren Imperator her, daß ihm das Herz schwoll. Und also denn (die Minoriten trieben auch so stark an ihm, es kühnlich zu thun) trägt er dem versammelten Volke vor, wie der Johann von Avignon, der sich Papst nenne, in Wahrheit ein Ketzer sei und daß es darum den gegenwärtigen frommen und gelehrten Franziskaner Peter von Corbara als einen rechten Vater der Kirche an- und aufnehmen möchte. Und das römische Volk stimmte sogleich durch freudigen Zuruf bei, und der Franziskaner bestieg unter dem Namen Nikolaus V. den Sitz Petri.

Als der neue Papst nun aber, um eine würdige Hofhaltung führen zu können, von den Römern Steuer und Abgabe verlangte, und als Ludwig kein Geld mehr hatte, seine Kriegsleute zu besolden, und sie auf Kosten der Römer zu zehren begannen, da war Freude und Freundschaft derselben schnell dahin. Vor ihrem entbrannten Hasse mußte sich der Kaiser mit seinem Papste eilends aus der Stadt begeben, und Schimpfworte und Steine flogen ihm nach. Auf dem Heimwege verschloß ihm seine Lombardische Residenz Mailand die Thore. Unter dem Gespötte und Gelächter der Guelfen und Ghibellinen kehrte er mit ärmlichem Gefolge nach Deutschland zurück. Sein in Pisa zurückgelassener Papst ist nachher gefaßt und nach Avignon gebracht worden und froh gewesen, sich unter die Mitleidsflügel des dortigen verkriechen zu können.

Besser als in Italien glückte es dem Kaiser in Deutschland. Vier Wochen vor seiner Rückkehr war Friedrich durch einen ihm selbst erwünschten Tod vom Schauplatz dieser eitlen Welt abgetreten, 1330, und so konnte sich Ludwig mit dem Hause Oestreich völlig aussöhnen. Von ganzem Herzen, ja mit Gewissensangst begehrte er nun auch eine Ausgleichung mit Johann XXII. Allein dieser wies die schwachmüthigen Anträge schroff zurück. Zwar starb Johann 1334 und ein friedliebender Mann, Benedict XII., folgte ihm; aber gegen Ludwig durfte er keinem Friedensgedanken Raum geben, denn das litt sein Herr, der französische König, nicht. Ludwig sandte dem Papste ein Sündenbekenntniß und Gehorsamsgelöbniß zu, erhielt aber nur diese Antwort: wenn er der Erbarmung des apostolischen Stuhls genießen wolle, so solle er zuvor seine Krone niederlegen. — Da mußten nun alle nicht Stockblinden deutlich sehen, worauf gezielt werde, daß das deutsche Kaiserthum zu Schanden gemacht und Deutschland unter Frankreich geknechtet werden solle, und da erhob sich das ganze Reich mit lauter Stimme wider solche Schnödigkeit, und die Kurfürsten traten zu dem berühmten Kurverein zu Rense (am Rhein), 1338, zusammen, allwo beschlossen wurde, „daß der rechtmäßig gewählte deutsche Kaiser seine Macht von Gott habe und der päpstlichen Bestätigung gar nicht bedürfe.“ Dieser Beschluß wurde auf dem nächsten Reichstage als Reichsgrundgesetz aufgestellt. Somit war denn auch das deutsche Kaiserthum, wie vorher das französische Königthum (S. 416) von der römischen Hierarchie unabhängig erklärt worden.

Wie hätte Ludwig von dieser Erhebung der Deutschen ermuthigt werden können!

Aber bald stellte sich wieder sein Kleinmuth ein, und in der Verzagtheit seines Herzens handelte er merkwürdig verkehrt. Er wollte jetzt den französischen König, Deutschlands Erbfeind, zu seinen Gunsten stimmen, um durch diesen des Papstes Gnade und Lossprechung vom Banne zu erlangen, und verließ zu dem Ende ein mit England gegen Frankreich nicht lange zuvor abgeschlossenes und feierlich versiegeltes Bündniß. Diese Untreue, mit der er doch seine Absicht nicht von fern erreichte, denn der falsche König, der ihm lockende Hoffnung gemacht, lachte hinterher nur seiner, schadete ihm beim Volke ungemein. — Anderseits gab er aber bald darnach durch eine auffallende Gewaltthat ein schweres Aergerniß, wodurch er es noch viel mehr verdarb. Die Besitzerin von Tirol, die Gräfin Margareta, genannt Maultasche, war an des Böhmenkönigs Sohn verheiratet, wollte aber, seiner überdrüssig und für des Kaisers Sohn eingenommen, dieses Eheband lösen; und siehe, gleich trennt Ludwig aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit" ihre Ehe und vermählt sie seinem Sohne (dem Markgraf Ludwig von Brandenburg), um das schöne Tirol zu seinem Hause zu bringen, 1342. Dieser offenbare Eingriff in das Amt der Kirche aus purem Eigennutze rief die allgemeinste Mißbilligung hervor und bot Clemens VI. gewünschten Anlaß, die päpstlichen Donner mit noch härteren Schlägen über seinem Haupte rollen zu lassen.

Clemens erneute also den Bannfluch über Ludwig mit den schärfsten Worten; er nannte ihn „den ärgsten Frevler an Gott und Menschen." Und was thut er nun, der erst so keck Aufgetretene? Er schickt eine Gesandtschaft an den Papst mit den demüthigsten Entschuldigungen und hingebendsten Anerbietungen; ungeachtet des zum Reichsgrundgesetz erhobenen Kurvereinsbeschlusses zu Rense will er die deutsche Krone lediglich als ein Geschenk aus den Händen des Statthalters Christi hinnehmen und demselben unverbrüchlichen Gehorsam in allen Stücken schwören. Der Papst ließ sich jedoch auf nichts ein; der Kaiser sollte fallen. Durch äußerste Bemühung, selbst mit Kauf, brachte Clemens fünf Kurstimmen zusammen, welche den Böhmisch-Luxemburgischen Prinzen Karl zum Gegenkaiser wählten, 1346. So wenig half Ludwigen seine tiefe Erniedrigung vor dem Kirchenhaupte. — Uebrigens ermannte er sich jetzt wieder und wich dem Böhmen nicht. Viele Stände, namentlich die Reichsstädte, blieben ihm trotz ihres Unwillens über seine Schwächen doch unerschütterlich treu, so daß jener bei seinen Lebzeiten nicht aufkommen konnte. Aber schon im nächsten Jahre raffte ihn ein schneller Tod hinweg. Auf einer Bärenjagd unweit München sank er plötzlich vom Pferde; er rief noch: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder! oft hab' ich gefehlt, doch nie dich im Herzen und Glauben verleugnet," und starb im Banne, 11. Okt. 1347, an der Stelle, wo noch ein Denkstein dieses Ereigniß bezeichnet.

Es sei noch erwähnt, daß im Todesjahre Ludwigs ein furchtbares Erdbeben die Länder erschütterte; Berge stürzten ein und Städte zusammen; in Kärnten wurden Villach und 30 Ortschaften gänzlich zerstört. Wenige Jahre vorher hatten Heuschreckenzüge, welche die Sonne verfinsterten, auch die Abendlande besucht, wo sie sich niederließen, alles Grüne aufgezehrt und in vielen Gegenden Hungersnoth verursacht. Gleich im Jahre nach dem Erdbeben, 1348, kam der schwarze Tod, eine Pest, welche von China aus schrecklich durch die Länder schritt und noch Italien, Frankreich, England und Deutschland heimsuchte. Da fuhren schwarze Blattern und Beulen an den Menschen auf und sie wurden wahnsinnig und starben gräßlich hin. In vielen Städten nahm der schwarze Tod die Hälfte der Bewohner hinweg. Manche Orte starben ganz aus. — Man erkannte in diesen Ereignissen göttliche Strafen und sah darin zugleich ein Zeichen der letzten Zeit. Wie Viele rechte Buße gethan, wer weiß es? Aber ganze Scharen durchzogen die Länder mit Geißeln, die sogenannten Geißler oder Flagellanten, und hieben einander, daß das Blut von ihnen strömte, um durch solche Buße Gottes Erbarmung zu erringen und sich auf die Zukunft des Herrn würdig vorzubereiten. Auf einmal hieß es, die Juden hätten alle Brunnen vergiftet, daher komme das Sterben.

Da fiel der Pöbel und die Geißelbrüderschaft voran allenthalben über Israels unglückliche Kinder her. In Mainz wurden 12,000 gemordet, in Lübeck 9000, in Erfurt 6000 u. s. f.

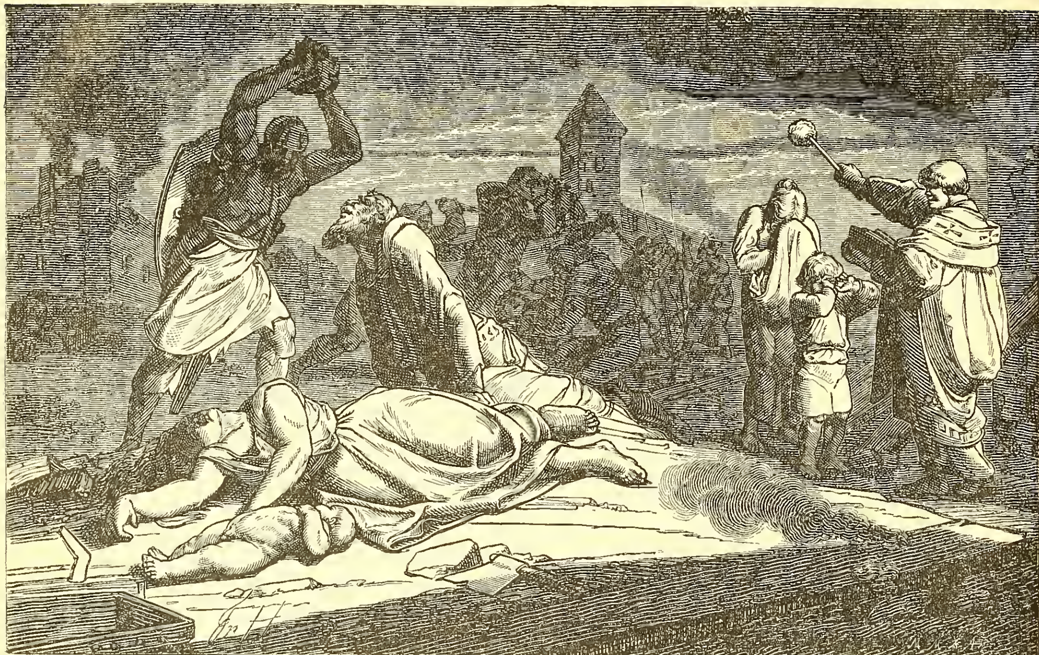


Fig. 124. Judenverfolgung im Mittelalter.

In Straßburg wurden 1300 Juden auf ihrem Kirchhofe verbrannt! Viele verbrannten sich dann selbst mit ihren Synagogen. Millionen pilgerten auch wieder, 1350, zum Jubeljahr nach Rom (S. 416).

§ 6. Die Luxemburger. Das päpstliche Schisma.

Nach Ludwigs Abscheiden konnte sein Nebenbuhler Karl emporkommen, so daß nun wieder ein Luxemburger (Heinrichs VII. Enkel) den deutschen Thron einnahm. Die mächtige Bayrische Partei wollte ihn zwar anfangs nicht anerkennen, übergab vielmehr das Scepter an den Grafen Günther von Schwarzburg; aber da bot der schlaue Karl unversehens der Tochter des rheinischen Pfalzgrafen Ruprecht (aus dem Bayrischen Hause) seine Hand zur Ehe, womit er das ganze Wittelsbach auf seine Seite zog. Günther, ein wackerer Degen, hätte wohl um die Kaiserkrone seines Armes Kraft versucht, allein er wurde plötzlich krank zum Tode; damit nun wenigstens die Seinen etwas von seiner Erhöhung zu genießen hätten, trat er Karln seine Ansprüche um 20,000 Mark Silber ab und starb. Karl IV. (1347—1378) war ein studirter Mann, welcher wie einst Friedrich II. sechs Sprachen redete, und ein gewandter Mann, der sich überaus geschickt wenden und winden konnte, ein schlangenkluger Mann, doch ohne Taubeneinfalt, ein Politiker erster Klasse. Schon bei seiner Wahl hatte er sich ganz dem Papst verschrieben.

In Italien, wohin er zweimal gieng, machte er es gar anders als seine Vorgänger, er bekümmerte sich nichts um die Angelegenheiten, Bedürfnisse und Händel der Italiener, er bekümmerte sich um ihr Geld, und nachdem er seine Taschen damit gefüllt, gieng er wieder fort und ließ sich's nicht verdrießen, wenn sie ihm nachschimpften und nachhöhnten. — Auch des Deutschen Reiches Wohl lag ihm wenig am Herzen. Nur Ein denkwürdiges Werk verrichtete er darin; er verfaßte die

goldene Bulle und ließ sie auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz, 1356, zum Reichsgrundgesetz erklären. Diese berühmte Urkunde, welche ihren Namen von dem goldenen Reichssiegel hat, das in einer Kapsel daranhängt, bestimmt alles genau, wie es bei der Wahl und Krönung eines Kaisers hergehen solle, um den bisherigen Streitigkeiten dabei für immer zu steuern. Die Kurfürsten heißen darin „die sieben Leuchter, welche das heil. römische Reich in Einheit des Geistes erleuchten sollen.“ Diese bekommen große Vorrechte darin, z. B. daß man von ihnen nicht mehr an den Kaiser appelliren dürfe, und stehen jetzt beinahe schon wie selbständige Könige da. Was der Papst und der französische König wünschten, war erreicht. — Im Uebrigen sorgte Karl bei Verwaltung des Reichs für sich; er verkaufte die kaiserlichen Gerechtsame aller Art an größere und kleinere Reichsstände um kleinere und größere Summen; er mehrte seine Hausmacht bedeutend, brachte zu Luxemburg und Böhmen noch die Oberpfalz, Schlesien, Brandenburg und die Lausitz an sein Haus. Das thaten ihm dann alle späteren Kaiser nach.

War er aber, wie ihn Maximilian I. nannte, „Erzstiefvater des Reichs“, so hegte er, das muß ihm bezeugt werden, für sein Böhmen eine „rechte Vaterliebe“, die auf's Eifrigste und Ersprießlichste für dessen Gedeihen wirkte. Er half der Unordnung und Fährlichkeit im Lande gründlich ab, zerstörte die Raubburgen, bestrafte die Uebelthäter; die schönste Ruhe und Sicherheit kehrte allenthalben ein. Er brachte Ackerbau, Bergbau, Handel und Verkehr empor; machte Flüsse schiffbar, baute Brücken und Straßen. Er ließ Kirchen und Paläste (so den prachtvollen Hradschin in Prag), neue Städte und die alten schöner erstehen. Viel that der gebildete Mann auch für die Bildung seiner bis daher noch gar rohen Czechen; ja er gründete 1348 die Universität Prag, die erste Hochschule Deutschlands, „damit, wie er sagte, seine l. Böhmen nicht länger genöthigt wären, ihren Hunger nach Wissenschaft durch Betteln bei Ausländern zu stillen.“ Böhmen blühte unter ihm herrlich auf; aber mit seinem Leben endete dessen Glück.

Damals mehrten sich die Mahnungen, daß doch der päpstliche Hof, nachdem er 68 Jahre zu Avignon in schmählicher Abhängigkeit von Frankreichs Königen zugebracht, wieder seinen Sitz in Rom nehmen möchte; a. 1377 gieng Papst Gregor XI., trotz aller Einreden des Franzosenkönigs, dahin zurück. Freilich gedieh es der Kirche nicht wirklich zum Besten. Denn zu Avignon hatte der päpstliche Hof wie zur Versüßung seiner Knechtschaft das üppigste Leben geführt; in Rom, meinten die französischen Cardinäle, sei es lange nicht so schön, es wollte ihnen da gar nicht gefallen, und wäre Gregor nicht bald gestorben, 1378, er hätte sich wahrscheinlich von ihnen bewegen lassen, nach dem schönen Avignon zurückzugehen. Darum setzten die Römer jetzt die Wahl eines Italieners durch, Urbans VI., auf daß derselbe bei ihnen bliebe. Als sich dieser nun aber zu streng erwies, wichen die französischen Cardinäle von ihm und wählten einen Franzosen, Clemens VII., zum Gegenpapste, mit dem sie auf und davon nach dem lustigen Avignon zogen. Das geschah kurz vor Kaiser Karls Tode, 1378, bei dessen Bestattung man noch — 26 Pferde opferte!

Und so hatte denn die Kirche zwei Päpste, welche sich aus Leibeskräften verfluchten, und die hatte sie geraume Zeit nacheinander fort; denn als Urban in Rom starb, folgte ihm dort ein Anderer, und als Clemens in Avignon starb, folgte ihm dort auch ein Anderer. Das heißt man das große päpstliche Schisma, die Spaltung des Papstthums. Wir können uns den unsäglichen Jammerzustand der Kirche dabei denken.

Karls Nachfahrer im Kaiserthume, wie auch Erbe des Königreichs Böhmen, war sein Sohn Wenzeslav oder Wenzel. Ein launenhafter, trunksüchtiger, grausamer Mensch, ein wahrer Schimpf für den deutschen Thron (1378—1400). Er sorgte bald um das Reich noch weniger, als weiland sein Vater; er ließ alles

gehen, wie es gieng. Da nahm denn das Händel- und Fehdewesen allerwärts wieder furchtbar überhand; das Faustrecht in seiner ganzen Rohheit und Abscheulichkeit kam wieder hoch empor. Bei der allgemeinen Unsicherheit schlossen sich die Gleichen desto mehr und enger zusammen, um sich durch vereinte Kraft gegenseitig Schutz und Hilfe zu schaffen.

Schon früher waren Städtebündnisse entstanden, um sich der Angriffe von Seite des niedern und höhern Adels zu erwehren; diese befestigten und vergrößerten sich jetzt. Der wichtigste Städtebund, welcher eben jetzt seine größte Ausdehnung gewann, ist die norddeutsche Hansa, von welcher wir noch § 7 besonders reden wollen. Nach ihr ist der Schwäbische Städtebund merkenswerth, der sich 1376 zusammenthat, unter Wenzels Regierung oder Nichtregierung aber durch den Beitritt vieler neuen Glieder und den Anschluß des Rheinischen Bundes so erweiterte, daß ihm 51 Städte und darunter die bedeutendsten, Augsburg, Straßburg ꝛc. zugehörten. — Dagegen traten in dieser Zeit auch Herrenbündnisse unter verschiedenen Namen auf, so der Bund vom heil. Wilhelm, der Bund der Schlegler oder Martinsvögel, vornehmlich aber der Löwenbund, an dessen Spitze der hochaufstrebende Graf Eberhard, der Greiner (Zänker) von Württemberg stand und dessen Glieder eine Kette vom Elsaß bis nach Thüringen hinein bildeten. Diese Adelsgenossenschaften kehrten einmal den Spieß gegen die großen Fürsten, daß solche die kleinern Herren nicht verschlängen, anderseits und vornehmlich aber doch gegen die zum Aergern mächtig und trotzig werdenden Städte, die sie bei Gelegenheit in Gemeinschaft mit den Fürsten bekämpften, wie in dem großen Städtekrieg, 1388 und 1389.

Es war nämlich der Erzbischof Pilgrim von Salzburg, ein Bundesgenosse der Städte, von den Bayrischen Herzogen überfallen und gefangen genommen worden. Da erhob sich gegen diese der ganze Schwäbisch-Rheinische Bund nebst mehreren Städten Frankens und Bayerns. Aber auch die Fürsten und Herren rüsteten sich mit Macht, um auf Seite der Herzoge zu streiten. So brach denn ein furchtbares Unwetter über das südliche Deutschland los und zündete, daß Hunderte und Tausende von Ortschaften in Feuer aufgiengen. Bei dem Dorfe Döffingen kam es 1388 zu einem Hauptkampfe. Eberhard, der Greiner, führte ein Herren-, Besserer von Ulm ein Bürgerheer. Nach langem Schwanken des Kampfes schienen die Bürger in Vortheil zu kommen; manch Edler war von ihren Streichen gefallen, und jetzt sinkt selbst der junge Graf von Württemberg tödtlich getroffen hin. Darob erschrickt das Heer der Herren. Da ruft der alte Eberhard: „Erschrecket nicht! Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Seht, die Feinde fliehen!“ Und mit gewaltigem Zorn und Ungestüm dringt er in die Feinde, und sie fliehen. Damals errangen die stolzen Herren einen großen Sieg über die stolzen Bürger, und Schwaben wurde keine zweite Schweiz.

Diesen Ereignissen schaute Wenzel von Böhmen aus gleichgiltig zu, führte unterdessen dort ein rohes, wüstes Leben und tyrannisirte das Land auf eine unerhörte Weise. Er war stets von einem Scharfrichter begleitet, den er seinen Gevatter nannte und durch den er mißfälligen Personen ohne weiteres den Kopf abschlagen ließ. Auch umgab ihn eine Koppel großer Hunde, die er bei Gelegenheit auf die Leute hetzte und die so wild wurden, daß einer davon seine eigene Gemahlin Johanna erwürgte. Die ärgsten Frevel ließ er ungeahndet verüben, wenn sie ihm nichts schadeten oder gar Gewinn brachten.

Bei einem Volksaufstande gegen die Juden wurden 3000 derselben erschlagen; er meinte, sie hättens wohl verdient, und zog vergnügt ihr Geld ein, fünf Tonnen Goldes. Um seines Nutzens willen erlaubte er sich ungescheut jede Gewaltthätigkeit. Er forderte z. E. von böhmischen Edelleuten die ihnen verpfändeten und noch nicht eingelösten Krongüter zurück. Da stand ein schwarzes Zelt und ein rothes; in dem schwarzen saß er und ließ jeden Edelmann einzeln vor sich kommen und fragte ihn, ob er die Güter zurückgeben wolle; weigerte sich derselbe, so wurde er in's rothe Zelt geführt, da war sein Gevatter

mit dem breiten Schwerte und köpfte ihn; nachdem dieß etlichen geschehen war, fügten sich die Uebrigen. — Besonders aufsäßig war er der Geistlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit verspottete. Einst hatte sich der Prager Erzbischof vor seinem Zorn geflüchtet; da ließ er für ihn zwei seiner Geistlichen foltern, wobei er sie selbst mit der Fackel brannte, und den einen von ihnen, den erzbischöflichen Vikar Johann von Pomuk, noch über die Prager Brücke in die Moldau werfen, 1393. So die Sage. Dieser Nepomuk wurde 1729 als Märtyrer kanonisirt und steht seitdem in Holz und Stein als Heiliger auf den Brücken katholischer Lande.

Da es Wenzel gar zu toll trieb, so empörten sich zuletzt seine Böhmen wider ihn, und sein eigener Bruder machte gemeinsame Sache mit den Aufständischen; die ergriffen den Unhold und setzten ihn ein, 1394. Aber das ärgerte doch die deutschen Fürsten, daß man sich so an ihrem Kaiser vergreife, und sie verschafften ihm die Freiheit wieder. Da er jedoch seine Wütherei nur noch steigerte, auch den Galeazzo Visconti um 100,000 Dukaten mit Preisgabe namhafter Rechte zum Herzog von Mailand erhob und sonst noch Mißliebiges vornahm, so schritten sie auf einer Fürstenversammlung zu Oberlahnstein selbst gegen ihn ein, setzten ihn „als einen versäumlichen und unwürdigen Handhaber des heiligen römischen Reichs" ab und beriefen an seiner Statt den Pfalzgrafen Ruprecht zum Kaiser. Es war gerade 1400. Wenzel protestirte zwar mit dem Munde, doch nicht mit dem Arme, er war im Grunde froh, der Reichslast gar ledig zu sein; den Titel eines römisch-deutschen Kaisers hielt er aber fest bis an sein Ende, welches erst 19 Jahre später erfolgte.

§ 7. Die große Hansa.

Schon lange hatten sich deutsche Kaufleute im Auslande verbündet, z. B. für den westlichen Handel in London, für den östlichen Handel in Wisby. Eine solche Gesellschaft hieß Hansa. Je weniger sodann die gewerbthätigen Städte dem hab- und raubsüchtigen Adel gegenüber auf kaiserlichen Schutz rechnen konnten, desto mehr mußten sie darauf bedacht sein, sich selbst auch in der Heimat zu schützen. Zu dem Ende verbanden sich, 1241, Hamburg und Lübeck und einige andere nördliche Städte, um mit vereinter Macht die Verstörer ihres Handels abzuwehren. Weitere Vereinigungen wurden geschlossen mit Brügge, dann mit Rostock u. a. östlichen Städten. Als sodann die Dänen 1361 Wisby eroberten, trat durch eine in Köln berathene Bundesacte „die große Hansa" zusammen, 1367, welcher 77 Handelsstädte, die an der Nord- und Ostsee gelegenen: Bremen, Hamburg, Lübeck, Stralsund, Danzig ꝛc. und die tiefer in's Land hineinliegenden: Braunschweig, Magdeburg, Köln, Osnabrück ꝛc. zugehörten. Sie führten den Krieg Lübecks gegen den Dänenkönig Waldemar IV. siegreich zu Ende und zwangen ihn 1370 zum Stralsunder Frieden, der die Besetzung des dänischen Throns von der Zustimmung der Städte abhängig machte und ihnen die Herrschaft des Sundes gab.

Die verbündeten Städte hielten durch Abgeordnete einen jährlichen Städtetag, bei welchem Lübeck den Vorsitz führte. Hier beriethen sie ihre gemeinsamen Angelegenheiten und setzten fest, was zum Schirm und zum bessern Betrieb ihrer Handelsgeschäfte nöthig und dienlich war. Durch ihre Vereinigung konnten sie diese auch im Auslande weit ausdehnen. Sie hatten Niederlassungen in Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England ꝛc., versorgten diese Länder mit fremden Produkten und führten hinwiederum die Erzeugnisse derselben in andere aus. Durch ihren also blühenden Handel wurden sie immer reicher, und mächtiger als das Kaiserthum. Am Ende aber zeigte sich Lübeck zu selbstsüchtig, und die andern ließen sich von thätigeren Fremden überholen.

§ 8. Die heilige Fehme.

Ich muß jetzt von etwas berichten, das manche nur für ein in Romanbüchern vorkommendes Märchen halten möchten, das aber gut geschichtlich ist, wiewohl es manche

märchenhafte Zuthat erhalten hat. Schon im 13., mehr noch im 14. Jahrh., da die öffentliche Gerichtspflege so schlecht beschaffen war und die ärgsten Missethaten ungestraft verübt wurden, kamen zur Handhabung der Gerechtigkeit und Zurücktreibung ruchloser Gewaltthätigkeit, unter Duldung, ja wohl Begünstigung der Kaiser, die heimlichen oder Fehm-Gerichte auf. Sie mögen den Namen haben von dem mittelhochdeutschen Feme für Strafe, oder vom niederländischen Veem für Genossenschaft.

Diese Gerichte, zusamt „die heilige Fehme" benannt, hatten ihren Ursprung in Westfalen und bildeten sich aus den dort fortbestandenen altgermanischen Freigerichten, welche nicht vom Gau-Grafen, sondern von den freien Männern



Fig. 125. Ein Fehmgericht.

gehalten wurden. Nur wurden die sonst öffentlichen zu heimlichen, damit die Richter vor der Rache der Mächtigen und Boshaftigen gesichert seien. Man weiß nicht recht, wie es zugieng, unbekannt waren auf einmal die Stätten und die Personen dieser Gerichte; und wie sie sich in den Zeiten der Gesetzlosigkeit weiter ausbreiteten in die andern Gebiete Deutschlands hinein, so wurden die neuen Mitglieder von den schon vorhandenen ganz im Verborgenen herbeigezogen und aufgenommen. Sie nannten sich „Wissende", das soll sein: urtheilsprechende, und es soll um 1400, da sich die heil. Fehme über ganz Deutschland verbreitet hatte, ungefähr 100,000 solche Wissende gegeben haben, die niemand kannte als sie sich selbst untereinander an geheimer Losung. Zu Wissenden wurden in der ersten Zeit nur christlich unbescholtene

Männer, gewöhnlich aus dem Adel und der hohen Bürgerschaft der Städte, ausgesucht und jeder mußte bei seiner Aufnahme einen schweren Eid leisten, daß er strenge Verschwiegenheit beobachten und die ihm bekannt werdenden Verbrechen ohne Ansehen der Person anzeigen wolle. Kaiser Sigmund ließ sich 1429 unter die Wissenden aufnehmen.

Jedes einzelne Gericht bestand aus mehreren Freischöffen (Scheffen von schaffen, ordnen) unter dem Vorsitz eines Freigrafen; die Freigrafen eines größern Landstriches standen unter einem Stuhlherrn, sämtliche Stuhlherren unter dem Oberstuhlherrn, was der Kaiser war, sofern er selbst zur Fehme gehörte, im andern Falle der Erzbischof von Köln als Herzog von Westfalen, der Wiege des Instituts. (Sonst nahm kein Geistlicher an der Fehme Theil; es wurde aber auch kein solcher vor sie gezogen, so wenig als Frauen und Juden.) — Das Freigericht versammelte sich an der gewöhnlichen Malstätte, später an einem abgelegenen Orte, z. B. auf freiem Platze im Waldesdickicht. Auf erhöhtem Sitze saß der Freigraf; Dolch und Weidenflechte lagen vor ihm. Auf Bänken im Kreis umher saßen die Freischöffen; daneben standen die Frohnboten. Alles war vermummt, wenn die Angeklagten erschienen.

Wenn ein Freischöffe von einem sonderlichen Verbrechen Kenntniß erlangt hatte, so klagte er den an, der es begangen hatte oder haben sollte, und dieser wurde dann vor das Freigericht also geladen, daß man ihm einen Zettel mit drei Spänen an die Thüre heftete. Auf dem Zettel stand, daß er sich zu einer gewissen Zeit an der Malstatt einzufinden habe, um der hl. Fehme Rede zu stehen. Fand er sich dort ein, so wurde er von Vermummten empfangen, die ihn zur Stätte des Gerichts führten. Hier sah er sich nun in dem feierlichen Kreise von mindestens 7 unbekannten, weil verhüllten Richtern. Jetzt ward ihm das Verbrechen vorgehalten, deß er geziehen wurde. Er durfte sich vertheidigen. Konnte er sich reinigen, so bedurfte er dazu zwei Freischöffen als Eidhelfer. Gestand er sein Verbrechen ein oder konnte er sich nicht genügend rechtfertigen, so wurde er sogleich mit Dolch oder Weidenstrick hingerichtet. Wenn aber ein Angeklagter auf dreimalige Vorladung nicht erschien, so wurde er auf seine von einem Wissenden beschworene Schuld hin abwesend verurtheilt, und jedes Mitglied der Fehme sollte ihn dann tödten, wo es ihn fände, doch nur im Beisein von zwei Freischöffen. Dieß geschah durch Niederstoßen mit dem Dolch, oder Aufhängen an einem Baum. Der Dolch, auf dem die Buchstaben S S G G (Stock Stein Gras Grein) standen, wurde in letztrem Falle in den Baum gestoßen; er mußte immer beim Gerichteten bleiben, damit jedermann wisse, daß dieser nicht durch einen Meuchelmörder, sondern durch die hl. Fehme sein Leben verloren habe.

Gewiß hat die hl. Fehme anfänglich, wo sie mit strenger Gerechtigkeit richtete, in jenen unsichern und greuelvollen Zeiten wohlthätig gewirkt, viele Ruchlose, welche noch mehr Unthaten begangen haben würden, aus der menschlichen Gesellschaft entfernt, auch schon durch die Furcht, die sie einflößte, viele Frevel verhindert. Aber sie hatte doch immer eine sehr bedenkliche Seite und als später oft Unwürdige, Gewissenlose unter die Freirichter aufgenommen wurden, mag gar mancher Mißbrauch der Gewalt stattgefunden haben, gar mancher Unschuldige gefallen sein. Es ließen sich schon im 15. Jahrh. häufige Klagen über die heil. Fehme vernehmen und nicht bloß von den Schlechteren. Doch hielt sie sich noch dieses Jahrh. hindurch, bedrohte sogar Kaiser Friedrich III. mit einer Vorladung; erst im sechszehnten, als die ordentlichen Gerichte wieder besser bestellt waren, erlosch sie rasch. Doch erhielten sich noch lange Spuren von Fehmjustiz unter den zähen Hofbauern Westfalens.

Wir wollen nun wieder von unserm Deutschland aus ein wenig umhersehen und noch einiges Wichtige, das bisher außer Sicht geblieben, kennen lernen.

§ 9. Italienische Städte und Dichter.

Vom 14. Jahrh. an hoben sich besonders vier von den Italienischen Freistädten hoch empor: Mailand, Venedig, Genua und Florenz. Sie führten aus Neid die

erbittertsten Kriege gegen einander, Parteien in ihrem Innern bekämpften sich blutig, und doch wuchsen sie zu wahrhaft königlicher Macht empor.

Mailand, das einst von Barbarossa zerstörte und wieder stolzer auferstandene, prangte herrlich mit seinen Thürmen und Palästen auf der Lombardischen Ebene. Hier stritten sich lange die Geschlechter der Visconti und della Torre um die Gewalt, bis endlich das erstere bleibende Oberhand gewann. Joh. Galeazzo Visconti (1378—1402) brachte Mailand auf den höchsten Gipfel des Ansehens; der größte Theil von Oberitalien gehorchte damals dieser Stadt. Aber da hörte sie auf eine Republik zu sein, indem dieser Visconti sich zum Alleinherrn aufschwang, dem dann Kaiser Wenzel (S. 425) die Herzogswürde verkaufte.

Venedig, oben am Adriatischen Meere oder vielmehr in dasselbe hinein gebaut, auf vielen kleinen Inseln, zwischen denen die Meeresarme oder Lagunen als mit Gondeln befahrene Wasserstraßen sich hindurchziehen, wuchs aus einer Pfahlfeste der Byzantiner zu solcher Handels- und Seemacht heran, daß hierin eine Zeit lang keine andere Stadt und kein andres Land mit ihm sich messen konnte. Es betrachtete das ganze adriatische Meer als sein Eigenthum. Alljährlich fuhr der Doge (zuerst gewählt 697) auf einer in Goldglanz schimmernden Gondel in dieses

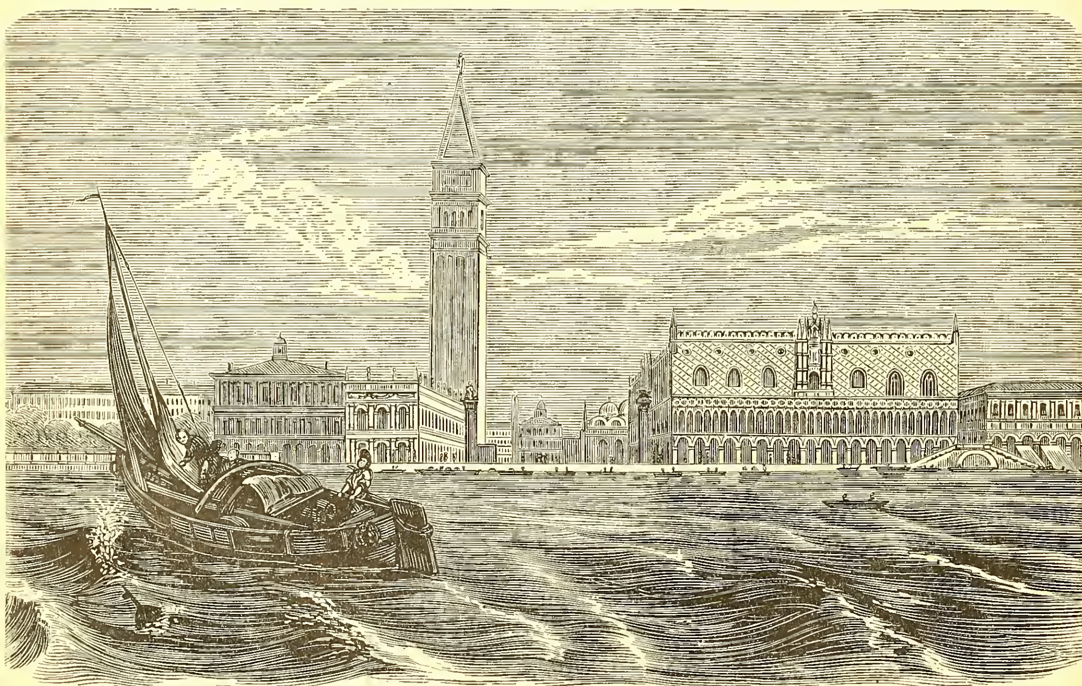


Fig. 126. Venedig (die Markuskirche und der Dogenpalast im Vordergrund).

Meer hinein, warf einen goldenen Ring in die Wellen und rief dabei: „Wir vermählen uns dir, o Meer, zum Zeichen der wahren und beständigen Herrschaft." Venedig erwarb sich auch viel Länderbesitz, das Friaul, Dalmatien ꝛc. In seiner Blütezeit zählte es an 4 Millionen Unterthanen. Hier entstand um 1250 die erste Bank. Es hatte seit 1297 ein streng aristokratisches Regiment, und dieses führte 1335 eine Staatsinquisition zum Schutze der Verfassung gegen Empörer ein; berühmt sind die Bleidächer, unter denen die Gefangenen von der Hitze wahnsinnig wurden.

Genua, am westlichen Meere gelegen, hatte gleichfalls eine sehr bedeutende

Seemacht und Handelsniederlassungen bis in Galata, einer Vorstadt Constantinopels. Es gehörten ihm auch eine Zeit lang die Inseln Sardinien, Korsika und Elba. In diesem Freistaate stritten sich namentlich die Guelfische Familie Fieschi und die Ghibellinische Doria um die Herrschaft, welche bald von dieser, bald von jener an sich gerissen wurde. Genua's Macht sank 1381 vor der Venedigs nach hartnäckigem, grausam geführten Seekrieg.

Florenz, in Mittelitalien, erwarb sich ebenfalls einen umfangreichen Besitz, das Meiste von Toskana. Es konnte in seiner höchsten Macht 70,000 Bewaffnete aufstellen. Hier errangen die Zünfte eine demokratische Verfassung. Florenz wurde die Bildungshauptstadt der Halbinsel, die Heimat der neuen Literatur, Wissenschaft und Kunst, welche das unermeßlich reiche Haus der Medici seit 1421 aufs Freigebigste pflegte.

Italien hatte im 14. Jahrhundert seinen Frühling der Poesie; einen gleichen hat es nie mehr bekommen. Wir führen seine drei berühmtesten Dichter an:

Dante Alighieri, geb. zu Florenz 1265, gest. 1321 zu Ravenna in der Verbannung, ist unbestritten der ausgezeichnetste von ihnen; manche halten ihn für den Ersten aller Dichter. Er hat in seiner Jugend mit höchstem Fleiße die alten Klassiker studirt, und durch sein berühmtes Dichtwerk „Die göttliche Komödie“ die italienische Sprache eigentlich geschaffen. Das ist ein Spiegel seiner ganzen Zeit. Er macht darin eine dichterische Reise durch die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel und sieht da die Leute, die auf Erden gelebt haben, und wie ihnen jenseits vergolten wird, je nachdem sie gelebt haben. Er erblickt besonders viele Geistliche und selbst Päpste in der Hölle, er züchtigt in diesem wunderbaren Gedichte die Sünden des geistlichen Standes und namentlich des Papstthums ohne Scheu.



Fig. 127. Dante.

Es ist fürwahr merkwürdig, wie auch die besten der italienischen Dichter des Mittelalters, gleich den deutschen, die Schäden der Kirche bereits tiefer, als Andere, erkannten und sich der ewigen Wahrheit des göttlichen Wortes zuneigten. So spricht in dem genannten Werke der Geist seiner frühverklärten geliebten Beatrice, der ihn durch den Himmel führt: „Dort unten erkennt Niemand, wie viel (Märtyrer-) Blut es gekostet hat, die hl. Schrift in der Welt auszubreiten, und wie nur derjenige Gott gefällt, der ihr demüthig naht. Nur für den Schein strengt jeder sich an und macht neue Fünde, die dann als Heilmittel von ihm geboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt.“

Franz Petrarca, geb. zu Arezzo 1304, gest. 1374, hat sich wie Dante an den klassischen Schriftstellern gebildet und ihren Geist wieder erweckt. Er dichtete in der reinsten und schönsten Sprache, und namentlich in der Form der Kanzone und Sonette (das sind Liederweisen) ungemein zarte Minnelieder. Er sang gar süße, über alles melodische Lieder. Indessen war er auch scharfer Worte mächtig; er strafte mit heiligem Ernste die Laster des päpstlichen Hofes und prophezeite, daß Einer kommen und die Götzen Babels zerschlagen werde, gleich als ob er den Mann zu Wittenberg schon erblickte. Petrarca wurde auf dem Capitol zu Rom mit großer Pracht als Dichter gekrönt. (Der Papst war damals zu Avignon.)

Giovanni Boccaccio, 1313—75, dichtete vornehmlich in Prosa und handhabte da die Sprache so schön, wie Petrarca in Versen. Sein Hauptwerk heißt „Decamerone“ und enthält hundert Erzählungen (Novellen). Den beiden Erstern kann Boccaccio schon darum nicht an die Seite gestellt werden, weil seine Stücke theilweise schlüpfrig sind.

§ 10. Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen.

In Ungarn herrschte seit Jahrhunderten das Fürstenhaus der Arpaden. Da dieses 1301 mit Andreas III. erlosch, so beriefen die Ungarn den Prinzen Karl Robert von Anjou-Neapel zu ihrem Könige. Dessen Sohn Ludwig ist es, den ich meinen Lesern vorführen möchte.

Ludwig der Große (1342—82), war der trefflichste Regent seiner Zeit und der größte Wohlthäter Ungarns, was uns um so mehr erfreut, da sein Stammvater Karl (S. 388) so einen schlechten Eindruck bei uns hinterlassen hat. Wir erinnern uns der greulichen Rohheit der Magyaren, welche auch das zu ihnen gekommene verunreinigte Christenthum (S. 343) noch wenig gemildert hatte. Ludwig brachte dieses Volk auf eine merklich höhere Stufe der Bildung und Gesittung. Er beförderte nicht blos Acker- und Weinbau, Handel und Gewerbe, auch Künste und Wissenschaften. Die hohe Schule zu Ofen stammt von ihm. Er ließ allen seinen Unterthanen, auch dem bis dahin sehr gedrückten Bauernstande, Recht und Schutz angedeihen. Oefters gieng er verkleidet im Lande umher, um die Nothstände seines Volkes genauer kennen zu lernen und Abhilfe zu schaffen.

Ludwig erweiterte die Grenzen seines Reiches beträchtlichst. Er unterwarf sich Rothrußland und die Wallachei; Venedig trat ihm Dalmatien ab; zuletzt kam sogar noch Polen unter sein Scepter. Dieses, vorhin ein Herzogthum, seit 1320 ein Königreich, wurde von dem uralten Geschlechte der Piasten beherrscht. Der letzte Piaste war König Kasimir. Seinem Wunsche gemäß wählten die Polen nach seinem Absterben, 1370, den König Ludwig zu seinem Nachfolger. So dehnte sich nun dessen Herrschaft von der Ostsee zum Schwarzen Meer aus, ein Reich größer als das irgend eines damaligen Europäischen Herrschers. — Doch schon bei Ludwigs Tode, 1382, gieng es wieder auseinander. Ungarn bekam seine ältere Tochter Marie, welche es mit ihrer Hand dem Kurfürsten Sigmund von Brandenburg (nachmaligem Kaiser) zubrachte. Polen erhielt seine jüngere Tochter Hedwig, die ihren aufgedrungenen Gemahl, den Großfürsten Jagello von Litauen, damit beschenkte.

Litauen, ein weitgestrecktes Land im Osten von Altpreußen, lag damals noch in der Nacht des Heidenthums. Aber Hedwig vermählte sich dem Jagello nur unter der Bedingung, daß er sich mit seinem ganzen Volke bekehre. Jagello, der sich sogleich taufen ließ, 1386, löste sein Versprechen so treu, daß er selbst als Dolmetscher der Missionare seinen wilden Litauern das Christenthum verkündigte, die ihrem Großfürsten begreiflich eher als einem Andern glaubten und folgten. Und so sehen wir denn auch noch dieses heidnische Volk Europa's vor dem Kreuze sich beugen. Jagello that viel für die 1364 von Kasimir gegründete Universität Krakau.

§ 11. Ein Bild aus Portugal.

Ueber Portugal herrschte 1325—57 Alphons IV., der Kühne, ein sonst löblicher, für die Wohlfahrt seines Volkes besorgter Fürst. Er hatte einen Sohn Pedro, welcher nach dem Tode seiner ersten standesmäßigen Gemahlin, die ihm einen Sohn Ferdinand geboren, sich heimlich mit dem lieblichen Kastilischen Fräulein Iñez de Castro verheiratete. Sie lebten in zärtlicher Liebe und Iñez in gänzlicher Zurückgezogenheit, ohne sich je in Staatssachen einzumischen. Aber die Granden Portugals raunten dem Könige ein, wie die Iñez leicht einmal seinem ebenbürtigen Enkel, jenem Ferdinand, die Nachfolge in der Regierung zu Gunsten eines ihrer

eigenen Söhne entwenden könnte, darum sollte er sie wegräumen. Und siehe, einst in Abwesenheit Pedro's erscheint plötzlich der König mit Gefolge an ihrem stillen Aufenthaltsorte. Iñez ahnet sogleich seine Absicht, sie fällt ihm zu Füßen und fleht um ihr und ihrer Kinder Leben. Obwohl gerührt, läßt sie Alphons auf das Antreiben seiner Großen dennoch ermorden, 1355. — Don Pedro, anfangs tobend vor Jammer, faßte sich darnach und trug stumm seinen glühenden Schmerz. Als er aber den Thron des gestorbenen Königs besteigt, will er jetzt den Mord seiner Iñez sühnen. Er läßt den zwei Hauptrathgebern seines Vaters das Herz aus lebendigem Leibe reißen und sodann ihre Leichname verbrennen. Darauf läßt er die Leiche seiner Gattin aus dem Grabe nehmen, von allen Granden, nachdem er feierlich beschworen, daß sie sein Ehegemahl gewesen, den Saum ihres Gewandes küssen und sie sofort mit königlichen Ehren bestatten. Pedro herrschte streng (1357—67), besonders gegen Adel und Geistlichkeit, daher er den Beinamen der Strenge führt, aber gerecht, und das Volk segnete ihn als den Besten der Herrscher.

§ 12. Ein Stück aus der Scandinavischen Geschichte.

Unter Scandinavien versteht man die drei nordischen Reiche: Dänemark, Schweden und Norwegen. Es kam eine Zeit, wo diese drei unter einem Haupte vereinigt wurden. Margaretha, die geistvolle und kühne Tochter des Dänenkönigs Waldemar IV. (S. 425), war an den König Hakon VII. von Norwegen vermählt. Nach dem Tode ihres Vaters (1376), der keinen männlichen Sprößling hinterließ, wählte das Dänenvolk ihren kleinen Sohn Olaf zu seinem Könige; nach dem Hingange ihres Gatten Hakon (1380) wurde dieser auch König von Norwegen; in beiden Reichen führte sie die Regentschaft für ihn. Als aber Olaf schon mit 17 Jahren diese Zeitlichkeit verließ, so beherrschte Margaretha nun, seit 1387, in eignem Namen die Königreiche Norwegen und Dänemark und waltete weislich und kräftig in beiden. Da dachte sie, wie schön es wäre, wenn auch Schweden demselben Scepter gehorchte; und die Erfüllung ihres Wunsches lief ihr in die Hände.

In Schweden herrschte dazumal ein Albrecht von Mecklenburg, dem nichts besser gefiel als Turniere und Trinkgelage. Da der Verschwender aber bei leerer Tasche nach den Gütern des Schwedischen Adels griff, empörte sich ein Theil desselben wider ihn und lud die Margaretha ein, auch den Schwedischen Thron in Besitz zu nehmen. Die hohe Frau nickte freundlich zu und sandte den Aufständischen ein Heer zur Hilfe, 1388. Da lachte der weinselige Albrecht und wollte ihr eins hinausgeben; er schickte ihr einen Wetzstein und ließ ihr sagen: daran soll König Hosenlos seine Nähnadeln wetzen. Aber Frau Margaretha konnte ihm seinen Spott vergelten: er wurde bei Axelwalde 1389 nicht nur geschlagen, sondern auch gefangen, und nun ließ sie ihm zum Dank für den Wetzstein eine Narrenkappe aufsetzen. — Schwedens Thron war wohl noch nicht ganz gewonnen, denn eine Gegenpartei im Lande wehrte sich noch gegen Margarethens Herrschaft. Indessen brachte es die kluge und ausharrend thätige Frau doch dahin, daß die Schweden ihren Großneffen (Schwesterenkel) und Erben in Dänemark und Norwegen, den Herzog Erich von Pommern, zu ihrem Könige beriefen. Und nun wurde auf der großen Versammlung aller weltlichen und geistlichen Stände der drei Reiche zu Kalmar, den 17. Juni 1397, die Vereinigung von ganz Scandinavien unter Einem Haupte „auf ewige Zeiten“ festgesetzt. Das ist die berühmte Kalmarer Union. Erich wurde darauf mit großer Pracht zum Könige der drei Reiche gekrönt.

So lange Margaretha lebte, lenkte sie für ihn die Staaten auf befriedigende Weise. Als er jedoch nach ihrem Tode 1412 allein stand, handelte er so ungeschickt und thöricht, daß man ihn absetzte. Darauf ward sein Schwestersohn, ein Herzog Christoph von Bayern, auf den Unionsthron erhoben. Es war aber nie ein rechter Zusammenhalt

zwischen den drei Reichen, und die „ewigen Zeiten" liefen nach 127 Jahren zu Ende; a. 1524 wurde die Kalmarer Union förmlich wieder aufgehoben.

§ 13. Der zweite Mongolensturm.

Von dem ersten habe ich S. 396 erzählt, auch von dem Wiederzerfall des unermeßlichen Reichs, das Tschingischan gegründet hatte. Es erschien aber unter dem Mongolenvolk wieder ein andrer Weltstürmer, so schrecklich wie jener, wiewohl kein Heide mehr, sondern ein Muselman. Das war Timurlenk (der lahme Eiserne), oft Tamerlan genannt. Er war 1333 geboren, eines türkischen Emirs Sohn, fahrender Ritter und tüchtiger Feldherr. Nachdem er den Mongolen-Chan gestürzt hatte, ward er selbst mit dem Beinamen Sahibkeran, Herr des glücklichen Gestirns, zur Würde desselben erhöht, 1369.

Er nahm seinen Sitz zu Samarkand. Von da aus unternahm er 35 Kriegszüge nach allen Himmelsgegenden hin. Er wollte auch die ganze Welt erobern, und weil er als Muhammedaner von Einem Gott wußte, so rechtfertigte er das mit einem Gleichniß und sprach: „Wie nur Ein Gott über den Weltall sei, so soll auch nur Ein Herrscher auf Erden sein." Nun, die ganze Erde zwar nicht, doch ein großes Stück derselben hat er sich wirklich unterworfen; er eroberte Asien von der Chinesischen Mauer bis Aegypten, und vom Irtisch bis zum Ganges, auch drang er tief in's Innere Rußlands ein. Vor seinem Heere von 800,000 Kriegern konnte keine Macht der Erde bestehen, auch die der Osmanen nicht.

Es waren tigerwilde, entsetzliche Menschen, die wo sie hinkamen, alles verwüsteten und vernichteten. Timur selbst aber mag doch immer der grausamste von allen gewesen sein. Wie er Hunderttausende von Menschen auch außer der Schlacht niedermetzeln ließ, davon will ich nicht weiter reden, so machte es Tschingischan ja auch schon, gebe aber ein paar Exempel seiner eigenthümlichen Barbarei: Einmal ließ er 4000 Armenische Reiter lebendig begraben, ein andermal 2000 lebendige Perser mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufbauen; nach der Erstürmung von Bagdad mußte auf seinen Befehl eine Siegespyramide von 90,000 Menschenköpfen aufgerichtet werden.

Nach seiner Residenz Samarkand wurden die Güter und Schätze aller durchraubten Länder geschleppt, und Reichthum, Glanz und Pracht dieser Stadt war damals unbeschreiblich. Auch viele Gelehrte hatte er dort um sich versammelt, und Künstler aus Syrien und Indien, denn er wollte auch ein gebildeter Mann sein, ja galt für einen frommen, weisen und gerechten Fürsten. Er starb 1405, eben da er auf Eroberung Chinas auszuziehen gedachte. Unter seinen 36 Söhnen und Enkeln löste sich sein ungeheures Reich eben so schnell auf, als es entstanden war.

X. Das Kommen einer neuen Zeit.

§ 1. Schrei der Christenheit nach einer Reformation.

Wir haben S. 423 gehört, wie das päpstliche Schisma entstand. Vom Sept. 1378 an gab es zwei Päpste; einer saß zu Rom, der andere zu Avignon, und die spieen wie Drachen Feuer gegeneinander; jeder verfluchte den andern und seinen Anhang in die Hölle. Nun ist ja aber der Papst Statthalter

Christi, welcher selig machen und verdammen kann; beide können es unmöglich zugleich sein; wer ist also der rechte? wer der falsche Prophet und das Teufelskind? so wurden die ängstlichen Gemüther von qualvollen Zweifeln bewegt. Doch man muß sich entscheiden; und so theilte sich die Christenheit in zwei Hälften, davon es die größere mit Rom, die kleinere mit Avignon hielt; und sie kämpften nun wohl auch ein jeder für seinen Papst, wenn schon meist nur mit Worten und Fäusten. Gottlose Fürsten konnten aber jetzt gutes Muths alle Frevel verüben; denn sie durften nur zur andern Partei übertreten, so empfiengen sie vom Papste derselben Ablaß aller Verbrechen. Und noch eine bittere Folge der Spaltung! Da jeder der beiden Päpste auch die volle zeitliche Papstherrlichkeit haben wollte, hiezu aber nur das halbe Gebiet besteuern konnte, so wurden die üblichen päpstlichen Gelderpressungen nur um so maßloser und unerträglicher.

Die geärgerte und geängstete Christenheit jammerte laut, und man bemühte sich von vielen Seiten, dem heillosen Zustand ein Ende zu machen. Man rief die beiden Päpste flehend an, sie möchten sich vergleichen; allein davon wollte keiner etwas hören, als so, daß er auf dem Stuhle Petri sitzen bleibe und sein Gegner sich zu den Füßen seiner Gnade lege. Und so dauerte der lästerliche Zwiespalt Jahrzehnte fort. Schon fiengen Frankreich und Kastilien an, beiden Päpsten den Gehorsam zu künden. Da gieng ein Vorschlag von der hochangesehenen Universität Paris aus, beide Päpste sollten abtreten. Und endlich beschlossen die Gelehrten von Oxford und Paris: es müsse, wie in frühern Nothzeiten, eine allgemeine Kirchenversammlung zusammentreten und Hilfe schaffen. Und siehe, es begaben sich die Kardinäle beider Parteien nebst vielen Prälaten und Doktoren der Hochschulen 1409 nach Pisa (in der Mitte zwischen Rom und Avignon) und hielten daselbst das nothwendig erachtete Concilium. Und dieses griff frisch und muthig drein; der Pariser Kanzler Joh. Gerson erklärte, ein Concil stehe über dem Papste; die Väter stimmten ihm bei, setzten die beiden Päpste als des h. Stuhles Unwürdige ab und erhoben einen Andern, Alexander V., zum rechtmäßigen und einigen Kirchenhaupte. Allein die zwei Ersten fügten sich nicht, und die Fürsten erkannten nicht alle den Dritten an, jeder der beiden Andern behielt einen beträchtlichen Anhang; und so erlebte die Welt das seltsame Schauspiel eines gedreifachten Papstthums. Drei Päpste thronten nun 6 Jahre lang über der Kirche wie ein schauerliches Zerrbild der h. Dreifaltigkeit; denn da Alexander schnell dahin starb, wählte ihm seine Partei einen Nachfolger in Johann XXIII., einem früheren Seeräuber, von dessen rechtschaffener Bekehrung man annoch nichts hatte verspüren können. Und nun schleuderte jeder die Donnerkeile des Bannfluches nach zwei Seiten hin.

In diesem greulichen Schisma trat die Noth der Kirche noch besonders hervor. Nicht nur in der Spitze der Kirche fehlte es; die gesamte Geistlichkeit, hohe und niedere, war schrecklich verdorben. Sie wollte über das Volk herrschen, schor die Wolle der Schafe, um sich warm zu kleiden, gab sich dem Müßiggang, genußsüchtigem Leben und den gröbsten Ausschweifungen hin. Nun denke man sich solche „Vorbilder der Herde;“ was mußte aus dem armen Volke werden, das zudem in tiefer Unwissenheit hinlief? Weithin erhoben sich Stimmen und immer mächtiger, als ein Nothschrei der Christenheit, daß der Kirche „eine Reformation“ (Wiederherstellung) noth thue, eine Reformation an Haupt und Gliedern. Die Universitäten hielten in diesem Geiste zusammen, alle verlangten Beaufsichtigung der Päpste durch Concilien. Aber selbst die meisten Gelehrten erkannten nicht, wie gründlich gebessert werden könnte; man sah nur das Nächste, die Herrsch- und Habsucht und Unsittlichkeit des Clerus von oben bis unten herab, als die Ursache des Kirchenverfalles, man blickte nicht in's Innere des Schadens hinein. — Doch abgesehen von den zerstreuten Waldensern, und einer weitverbreiteten Gesellschaft der Gottesfreunde, welche von der äußeren Kirche sich abwandten, gab es Lehrer, denen Gott die Augen öffnete, daß sie tiefer in den Schaden Josephs hineinblickten.

§ 2. Johann Hus.

Das ist der große Vorläufer Luthers. Er hatte aber selbst wieder einen Vorgänger, Joh. Wiclif (Wycliff), Lehrer an der Universität Oxford seit 1361. Der fieng an und redete und schrieb gegen das herrschende Verderben in der Kirche. Er half dazu, daß England 1366 dem Papste den Lehenszins weigerte, und erkannte in dem stolzen Bischof von Rom den verdammtesten aller Geldschinder, im Schisma die gerechte Zerspaltung des Antichristlichen Hauptes. Er strafte das hochfahrende und schwelgende Leben des Clerus, gieng aber noch tiefer und griff auch die eingerissenen vielen falschen Lehren an: von der Verehrung der Heiligen, Bilder, Reliquien, vom Meßopfer, vom Ablaß, Mönchthum ꝛc., von welchen allen die Bibel nichts wisse. Er sprach es bestimmt aus, daß die h. Schrift alleinige Quelle der Religionslehre sei, übersetzte und verbreitete sie auch unter dem Volke. Die Kirche könne gar wohl ohne einen Papst bestehen. Solches Auftreten erregte große Bewegung. Er wurde von seinem Lehramt in Oxford entfernt, starb aber ruhig auf seiner Pfarrei (Lutterworth), 1384. Seine Schriften kamen auch nach Böhmen und dort fanden sie zunächst einen günstigern Boden als in England.

Joh. Hus, geboren 1369 zu Hussinecz im südlichen Böhmen, wirkte seit 1398 als Lehrer der Theologie an der Universität Prag. Er war reich begabt, hatte sich eine große Gelehrsamkeit erworben, sprach mit hinreißender Beredsamkeit und verstärkte den Eindruck seiner Rede durch einen strengsittlichen, von aller Weltlust abgewendeten Lebenswandel. Tüchtige Bußprediger waren ihm vorangegangen und hatten den Boden bereitet. Seine aufrichtige Frömmigkeit machte tiefen Eindruck; die Böhmische Königin nahm ihn zu ihrem Beichtvater.

Da er seit 1402 auch die Predigerstelle an der Bethlehemskirche zu Prag bekleidete, und die Seelsorge mit regem Eifer betrieb, lernte er die Schäden des Volkes besser kennen; und es schmerzte ihn tief, wie verzweifelt böse sie waren. Die Ursachen derselben erblickte er gleich anfangs einmal in dem schlimmen Vorgange des Clerus, dann aber auch vornehmlich in dem von diesem dem Volke beigebrachten Wahne, daß einige äußerliche Religiosität und todte Werke schon ein rechtes Christenthum seien. Gegen solchen Wahn eiferte er kräftig und drang nachdrücklichst auf ein innerliches lebendiges Christenthum.

Während nun viele Böhmen sich in Wiclifs Schriften vertieften, hielt Hus sich immer entschiedener an die heil. Schrift als die alleinige Wahrheitsquelle; und je mehr er in dem göttlichen Buche forschte, desto mehr fiel Licht in seine Seele, desto heller erkannte er aber auch die gänzliche Verdorbenheit der bestehenden Kirche. Und jetzt trat er, vom Erzbischof dazu ermuthigt, noch viel stärker hervor. Er kämpfte in Wort und Schrift freioffen, wie gegen die schandbare Aufführung des Clerus und gegen den todten Ceremoniendienst, so namentlich auch gegen den Wust des Aberglaubens, mit dem man das arme Volk bethört habe. Er verwarf den ganzen Kram der Menschensatzungen und Fündlein, und erklärte auf's Entschiedenste, daß nichts in der Kirche gelten könne, was nicht in der hl. Schrift gegründet sei, welche allein die untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens sei und alles enthalte, was der Mensch zum Seligwerden nöthig habe. Er fand bei Vielen Beifall und die Wahrheit drang in ihre Herzen ein.

Der Erzbischof Sbynjek erboste sich allmählich wider ihn und verklagte ihn 1409 beim Papste (dem Pisaner). Dieser verlangte Unterdrückung der Wiclifischen Ketzerei. Der Erzbischof ließ also die Schriften der Engländer einsammeln und verbrannte sie, 1410, ohne Prüfung. Zuvor schon verbot er Hussen alles Predigen. Da ward es sehr unruhig unter dem Volke, das dem geistvollen Prediger mit großer Liebe und Ehrerbietung anhieng. Hus kehrte sich nicht an das Verbot und predigte nur kühner; so wurde er in den Bann gethan, 1411. Als nun der Papst (Johann XXIII.) einen Kreuzzug gegen Neapel ausschrieb und damit einen völligen Ablaß der

Sünden anbot, erklärten sich Hus und seine Freunde gegen den Papst; derselbe könne auch irren, 1412. Da wurde die Aufregung groß. Hus, mit der Acht bedroht, appellirte an Christum und verließ Prag.

Den Deutschen war er besonders verhaßt, weil er als begeisterter Tscheche, 1409, zu einer Aenderung in der Verfassung der Universität geholfen hatte, welche den Auszug von 10,000 deutschen Studenten und Lehrern herbeiführte; die gründeten nun die Leipziger Hochschule. — Fortan predigte Hus auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, und sandte eine geistvolle Schrift um die andere hinaus. Seiner Lehre klebte allerdings noch etwas Irrthum an; im Ganzen jedoch war sie evangelisch, einfältig, herzmäßig und gar was anders, als die Leute bisher gehört; sie wurden allerwärts wunderbar von ihr ergriffen und hingenommen.

§ 3. Das Concilium zu Konstanz.

Nach Wenzel führte ja Pfalzgraf Ruprecht das kaiserliche Scepter (1400—1410). Dieser hatte allen guten Willen, aber zu wenig innere Kraft und äußere Macht, um irgend etwas in Reich oder Kirche ausrichten zu können. — Ihm folgte Sigmund, Kurfürst von Brandenburg und König von Ungarn (S. 430), ein Bruder Wenzels, aber der letzte Luxemburger auf deutschem Throne (1411—1437). Das war ein schöner Mann, mächtiger als Ruprecht, thätiger als Wenzel, dabei einnehmenden Wesens, auch kenntnißreich und beredt, doch ohne wahre Größe und nachhaltige Kraft, eitel, locker in Sitten, verschwenderisch. Er fühlte doch seinen Beruf als Oberschirmherr der Kirche, für ihren Frieden zu sorgen. Das Concil zu Pisa (1409) war verunglückt, aber es konnte einmal nur durch ein Concil geholfen werden; auf ein solches arbeitete er hin. Und es gelingt: der Papst, vom Neapolitaner aus Rom verjagt, mußte 1413 selbst zu einer neuen Kirchenversammlung und zwar in eine deutsche Stadt, nach Konstanz einladen.

Der Kaiser bewog den Papst Johann XXIII., sich persönlich dazu einzustellen. Derselbe gieng freilich nicht heitern Muthes hin, und als er unterwegs mit seinem Wagen umgeworfen wurde, sprach er: „Hier lieg ich in's Teufels Namen; wär' ich in Italien geblieben!“ und als er von der Höhe nach Konstanz hinabfuhr, sprach er: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt.“ Die beiden andern Päpste erschienen nicht selbst, sondern sandten Vertreter. Außerdem versammelten sich 33 Kardinäle, 3 Patriarchen, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 83 Weihbischöfe, 124 Aebte, die Großmeister der geistlichen Ritterorden, 750 Abgeordnete der Hochschulen und 18000 Priester und Mönche, dann der Kaiser in Person mit vielen Reichsfürsten und Herren, endlich Gesandte der Potentaten von Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn ꝛc. mit stattlichem Gefolge. Rechnet hiezu die Masse herzlich und neugierig theilnehmender Gäste, die herbeigelockten Gewerb- und Handeltreibenden, ein paar Regimenter von Schauspielern, Musikanten, Gauklern und liederlichen Dirnen. Es waren während der vierthalbjährigen Dauer des Concils im Durchschnitt 80,000 Fremde, einmal 150,000 mit 30,000 Pferden, dort beisammen.

Das Concil wurde am 5. Nov. 1414 feierlich eröffnet. Die gelehrtesten, beredtesten und besten Männer, die man kannte, besonders Kanzler Gerson und der ausgezeichnete Kardinal Peter d'Ailly, ließen mächtig ihre Stimmen ertönen: „Es müsse jetzt der jammervollen Zerspaltung in der Kirche ein Ende gemacht und derselben ihre Einheit zurückgegeben werden; es müsse aber auch der lästerlichen Herrschsucht, Habsucht, Ueppigkeit und Ausgelassenheit des Papstes und Clerus überhaupt eine Schranke gesetzt und dem von den Hirten auf die Herde übergehenden Verderben gesteuert, es müsse zur Abwendung der göttlichen Zorngerichte eine Reformation an Haupt und Gliedern vorgenommen werden.“ Ueber diese beiden Punkte war man gleich anfangs einverstanden. — Zunächst traf man nun die Bestimmung,

daß das Concil nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen, der italienischen, französischen, englischen und deutschen, denen die andern nach Verhältniß zugetheilt wurden, stimmen sollten. Denn Johann XXIII. hatte eine außerordentliche Menge italienischer Prälaten mitgebracht, durch deren Stimmenzahl er den Ausschlag geben zu können hoffte. Das war also vereitelt. Was von drei Nationen übereinstimmend angenommen wurde, galt als Conciliumsbeschluß.

Sofort gieng die Versammlung an die Sache selbst und zwar an ihre erste Aufgabe. Und da wurde denn durch die drei Stimmen der Deutschen, Franzosen und Engländer beschlossen, daß die drei vorhandenen Päpste abzudanken hätten. Der gegenwärtige Johann, welcher alle Künste vergeblich angewendet, diesen Beschluß zu hintertreiben, machte darüber ein bitterböses Gesicht, doch unterzeichnete er seine Abdankung. Allein März 1415 entwich er, widerrief seine Unterschrift und erklärte das Concil für ungiltig. Da fuhr wirklich ein Schrecken in die Leute, es könnte alles zu nichte werden. Allein Kaiser Sigmund hielt sich tapfer, beruhigte das Volk, ermuthigte und stärkte die Glieder des Conciliums. Und jetzt erklärte dieses ausdrücklich, daß eine allgemeine Kirchenversammlung **über** dem Papste stehe und nöthigenfalls auch über ihn Gericht halten könne. Demnach bezeugte damals die gesamte römisch-katholische Christenheit in ihren Vertretern selbst, daß Gregor VII. und Innocenz III. fälschlich behauptet hätten, „der Papst sei Herr über alles und die höchste Gewalt auf Erden." Das ist sehr denkwürdig. Der entflohene Johann wurde verfolgt, eingefangen, eingesetzt und nunmehr förmlich prozessirt, 70 schändlicher Verbrechen schuldig befunden und „als der eingefleischte Satan" schimpflich abgesetzt. — Der andere Papst, Gregor XII., wich der Macht des Concils und ließ dem seine freiwillige Verzichtleistung melden. Der dritte dagegen, Benedict XIII. in Spanien, sträubte sich hartnäckig. Doch half es ihm auch nichts; der Kaiser wendete die Fürsten von ihm ab, die ihm noch anhiengen, so daß er ganz verlassen dastand, und ob er wohl, als das Concil auf seinen Widerstand auch ihn förmlich absetzte, unbeugsam blieb und über die heil. Väter zu Konstanz und alle Welt grimmig seine Bannstrahlen hinzücken ließ, es fragte niemand mehr nach ihm.

So war das Eine gethan, das Schisma beseitigt. Ob nun wohl auch die andere Hauptaufgabe, die Reformation der Kirche bewerkstelligt werden wird? Dazwischen wurde die Sache des Böhmen Hus vorgenommen und dieser wahrhaft heilige Mann vom Concile zum Feuertode verurtheilt. Mit diesem Justizmord hat sich ein Fluch auf das Concil gelegt, daß es nichts gutes mehr ausrichten konnte.

Nachdem „der Ketzer" aus dem Mittel gethan war, entstand ein heftiger Streit unter den Gliedern der Kirchenversammlung. Die deutsche Nation begehrte mit großem Ernste, daß sofort zur Reformation der Kirche geschritten werde, noch ehe man an die Wahl des neuen Papstes gehe; denn sie sahen vorher, daß das neugewählte Oberhaupt der Kirche sich jeder Einschränkung seiner Gewalt widersetzen werde. Allein zur Kirchenbesserung gehörten ja namentlich auch Maßregeln gegen die Uebergriffe und die Zuchtlosigkeit der Prälaten; die versammelten geistlichen Herren sollten nun an sich selber gehen und sich selber heilsame Bande anlegen; und davon wollten die Italienischen im Grunde ihres Herzens doch nichts wissen, und bei näherer Ueberlegung auch die Französischen nichts, und darum thaten diese beiden ihren Mund auf und riefen: „Zuerst wieder einen Papst!" Die Deutschen mußten nachgeben.

So wählte man denn den neuen Papst, 11. Nov. 1417. Es war ein Italiener, Martin V., ein feingebildeter, willensstarker und gewandter Mann. Derselbe setzte sich sehr anständig, aber gleich wieder so fest auf den heil. Stuhl, daß er von allen früheren päpstlichen Ansprüchen nichts opfern wollte. Martin hintertrieb alle Besserungsversuche, was ihm besonders dadurch gelang, daß er die Einzelnen

durch allerlei Vergünstigungen zu gewinnen wußte, und als der Winter ausgeschneit und der Frühling eine Seuche in die Gegend gebracht hatte, hob er aus zärtlicher Besorgniß für das Leben seiner Mitglieder das Concil auf, 18. April 1418. Und so ist von der ganzen prächtigen, mit so vielen Opfern an Zeit und Geld abgehaltenen Synode auch nur zur oberflächlichen Besserung der verdorbenen Kirche in der That nichts geschehen; aber darin hat sie ihre tausend Füße vereinigt, den aufgesproßten Keim einer wahren Reformation in den Boden zu stampfen. Die arme Christenheit mit ihrem Nothschrei! Aber diese sollte ihre Noth erst noch allgemeiner und *tiefer* empfinden. — Mit allem Pomp eines Herrn der Erde verließ der Papst Konstanz. Der Kaiser führte seinen weißen Zelter am Zügel; Fürsten hielten die Zipfel der scharlachenen Pferddecke; Grafen trugen einen Himmel über ihm. Also zog er hinaus „dem ewigen Rom“ zu, der neue alte Papst, und die geistlichen und weltlichen Herren zerstreuten sich ein jeder in das Seine.

Husens schauerliches und doch herrliches Ende.

Der theure Mann machte sein Testament und stellte sich dem Concil zur Entscheidung seiner Sache. Kaiser Sigmund ertheilte ihm hiezu *freies Geleite* und nahm ihn „in Seinen und des Reiches besondern Schutz“; da war ihm feierlich versprochen, er solle während der Untersuchung frei und ungefährdet bleiben und



Fig. 128. Hus vor dem Concil in Konstanz.

wenn er auch als Ketzer verurtheilt werde, frei und unbehindert heimkehren dürfen, wo dann seine böhmische Obrigkeit die Strafe an ihm zu vollziehen hätte. Allein Hus war wenige Tage zu Konstanz, so wurde er schon von Johann XXIII. eingesperrt. Es half nichts, daß seine Böhmischen Begleiter sich beim Kaiser über

diesen Bruch des Geleitsbriefes beschwerten, denn die Prälaten sagten demselben: „einem Ketzer dürfe man das Wort nicht halten", und Sigmund ließ das gelten, weil man ihm die Sache als politisch gefährlich darstellte. Die Beschwerde der Böhmen hatte nur die Folge, daß Hus in ein härteres Gefängniß, in ein ungesundes Gemach geworfen wurde, wo er in schwere Krankheit fiel. Doch blieb sein Geist immer frisch und gesund, und er schrieb aus seinem Gefängnisse köstliche Briefe an seine Freunde in Böhmen. Uebrigens lag er mehrere Monate in dem feuchten, dumpfen Loche, denn die Versammlung war derweilen mit den Verhandlungen über die Päpste beschäftigt.

Endlich wurde er verhört, 5. Juni 1415. Aber wie wunderlich! dieselben Prälaten und Gelehrten, welche selbst das Verderbniß des Papstthums so hart angegriffen und eifervoll für eine Kirchenverbesserung gesprochen hatten, namentlich Peter d'Ailly und Joh. Gerson, erwiesen sich als seine heftigsten, erbittertsten Gegner. Man las ihm 47 Klagepunkte vor; da er nun aber zur Verantwortung seinen Mund öffnete, stürmte man mit schrecklichem Geschrei über ihn hinein, daß er nicht reden konnte. Als er endlich Raum fand, sich zu vertheidigen, und dieß mit Ruhe und Klarheit that, schien es, als ob die Herren gar kein Ohr für Wahrheit, Recht und Billigkeit hätten. Man hatte ganz falsche Beschuldigungen gegen ihn aufgebracht, die er von sich ablehnte; seine wirkliche Lehre aber erbot er sich zu widerrufen, wenn ihm die Irrthümlichkeit derselben aus heiliger Schrift nachgewiesen würde. Allein die Richter ließen sich auf nichts ein und hörten auf nichts; sie lärmten und schrieen, er sei der ärgste Ketzer, eben damit, daß er Beweise verlange; er solle einfach abschwören. Hus bezeugte, daß er nach bestem Gewissen Gottes Wort verkündigt, und das könne er nicht abschwören.

Nach seinen drei Verhören (7. und 8. Juni) wurde ihm mit aller Macht zugesetzt, er solle doch sich vollständig dem Concil fügen und sein Leben retten; aber er weigerte sich standhaft. Selbst der Kaiser suchte ihn durch eine Gesandtschaft auf andern Sinn zu bringen, aber er wankte nicht. Er blieb beständig bei der Wahrheit Gottes, tiefbewegt wohl in seinem Herzen, doch muthigen, freudigen Geistes. Sein letztes Schreiben an seine geliebten Böhmen schließt er also: „Diesen Brief habe ich im Gefängniß an den Ketten geschrieben und harre auf morgen des Urtheils, daß man mich verbrennen soll. Ich habe aber ein ganzes Vertrauen zu Gott, er werde mich nicht verlassen, und nicht zugeben, daß ich seine Wahrheit betrüge. Wie freundlich aber Gott mein Herr mit mir handle und bei mir stehe, werdet ihr dann erfahren, wenn wir in der Freude des ewigen Lebens einander wiedersehen. O frommer Herr Jesu! Zieh uns Schwache dir nach!" Er that es!

Es war am 6. Juli 1415, als sich das ganze Concil seinetwegen in der Hauptkirche zu Kostnitz versammelte. Auch der Kaiser mit den Fürsten und Herren erschien dabei. Nach einer Predigt über das Thema: „daß man verstockte Ketzer aus der Christenheit ausrotten müsse", wurden hier vor allem Volk die dem Hus schuldgegebenen ketzerischen Sätze, auch die, welche er als völlig erdichtet von sich abgelehnt hatte, vorgelesen. Er wollte reden, aber man gebot ihm zu schweigen; er bat im Namen des allmächtigen Gottes, ihn zu hören; aber es wurde ihm kein Wort mehr gestattet. Jetzt las ein Bischof das Urtheil des Conciliums über ihn vor, „daß er als ein schädlicher und halsstarriger Ketzer sollte des Feuertodes sterben." Da betete Hus auf seinen Knieen: „Ach, mein Herr Jesus, ich bitte dich, vergib allen meinen Feinden ihre Uebelthat um deiner großen Barmherzigkeit willen!" Das rührte jedoch die hl. Väter nicht; etliche blickten ihn zornig an, etliche lachten laut. Hierauf legten sie ihm den priesterlichen Ornat an und gaben ihm den Kelch in die Hand, ihn sofort zu entweihen. Sie rißen ihm zuerst den Kelch aus der Hand mit den Worten: „Wir nehmen von dir diesen Kelch der Erlösung, o du verfluchter Judas!" Hus antwortete: „Ich hoffe gewißlich, daß ich den Kelch des Heiles heute noch in des Herrn Reich trinken werde." Dann rißen sie ihm ein Stück der priesterlichen Kleidung nach dem andern mit einem Fluchworte herunter; er aber erwiderte jedes-

mal, „daß er alle Lästerung williglich leiden wolle um des Namens Jesu willen.“ Als sie ihn völlig entweiht hatten, setzten sie ihm eine ellenhohe Papiermütze auf, welche mit drei Teufeln bemalt war und die Aufschrift hatte: Erzketzer! Hus sprach dabei: „Mein Herr und Heiland hat für mich armen Sünder eine viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuz getragen.“ Als sie mit ihm fertig waren, sprachen sie: „Nun befehlen wir deine Seele dem Teufel!“ Er sagte zum Himmel schauend: „So befehle ich sie dem allergnädigsten Herrn Christus!“ Darauf wurde er von den Bischöfen der weltlichen Gewalt übergeben, und der Kaiser sprach zum Pfalzgrafen Ludwig: „Nehmet diesen Joh. Hus und lasset ihm thun, wie es einem Ketzer gebührt!“ Die geistlichen Herren aber beriethen weiter nach ihrer Tagesordnung.

Der Vogt führte Hus zur Stadt hinaus am Domplatz vorbei, wo man seine Bücher verbrannte; da lächelte er. Auf dem Brühl angelangt, knieete er nieder und betete: „O Herr, in deine Hände befehl ich dir heute meinen Geist!“ Die Büttel banden ihn an einen in den Boden getriebenen Pfahl mit sechs feuchten Stricken und einer Kette um den Hals. Zufällig schaute sein Gesicht nach Morgen, da schrieen etliche, es zieme sich nicht, daß der Ketzer gen Sonnenaufgang schauend sterbe, darum machten sie ihn wieder los und wendeten sein Gesicht gen Abend. Nun umbauten sie ihn mit Holz und Stroh. In diesem Augenblicke ritt der Pfalzgraf heran und ermahnte ihn nochmals, durch Abschwörung seiner Irrlehre sein Leben zu retten. Er aber sprach: „Gott ist mein Zeuge, daß ich mit aller meiner Lehre nichts wollte, als allein die Menschen von der Sünde ab und in's Reich Gottes ziehen; in der Wahrheit des Evangelii will ich denn heute fröhlich sterben!“ Hierauf wurde angezündet. Als die Lohe gegen ihn schlug, sang er: „Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ Als er fortfuhr: „der du geboren bist aus Maria,“ schlug ihm die Flamme in's Gesicht; man sah noch seine Lippen sich bewegen. Bald war er lautlos verschieden. So selig und herrlich starb er! Als er verbrannt war, rafften sie die Asche zusammen und warfen sie in den Rheinstrom.

Hus ist nicht vom Papste, sondern von den Vertretern der gesamten römisch-katholischen Kirche verbrannt worden. Ob diese Kirche ohne Papst viel freundlicher zum Evangelio stehen würde, als mit ihm? — Am 30. Mai 1416 starb sein Freund und Mitlehrer an der Prager Universität, Hieronymus, in demselben Konstanz des gleichen Todes. Und er gieng auch getrost und freudig zu seiner „Ausfeuerung.“

§ 4. Der Hussitenkrieg.

Die schändliche Hinmordung des trefflichen Mannes brachte in seinem Böhmen, wo er bei Volk und Adel einen großen Anhang zählte, eine außerordentliche Bewegung hervor, und weitentfernt, daß seine Sache damit unterdrückt gewesen wäre, nahm man sich ihrer jetzt nur um so reger und allgemeiner an. Die Edeln kamen 1415 auf einem Landtag überein, daß auf ihren Gütern Gottes Wort frei gepredigt werden solle und daß sie keinen Bann und kein Interdict sich darin behindern lassen wollten; die Hussitischen Prediger reichten jetzt allenthalben auch den Laien den Kelch im h. Abendmahle, der ihnen fälschlicher- und sündigerweise vorenthalten worden war und dessen sie sich so freuten, daß sie ihn bei öffentlichen Gelegenheiten als ihr Sinnbild, oder unterscheidendes Merkmal gegen die Päpstlichen vor sich hertragen ließen. Das wäre nun alles recht gewesen, aber Menschliches, Fleischliches mischte sich leider auch bei. Die reinere Lehre konnte ja nicht so schnell die Herzen durchdringen und eitel neue Menschen machen; dazu kam die Gewaltthätigkeit jener Zeit überhaupt und der besondere Trotz der Tschechennatur. Mit dem Eifer für die bessere Lehre verband sich Zorn und Grimm gegen ihre Feinde, und schon seit der empörenden Nachricht von Hussens Hinwürgung wurden einzelne Mißhandlungen an katholischen Priestern und Mönchen begangen.

Da nun aber Papst Martin V. am Schlusse der Konstanzer Versammlung eine Ketzerbulle gegen die Hussiten ausgehen und sein Legat, 1419, in Böhmen selbst (zu Slan) einen ihrer Prediger lebendig verbrennen ließ, so wurde die Auf-

regung unter ihnen noch viel stärker. Es traten entschiedene Führer an ihre Spitze, Nikolaus von Pistna, der Gutsherr von Hussens Geburtsort und sein alter Freund, und vornehmlich Joh. von Troznow, genannt Ziska (der Einäugige), ein scharfverständiger, kraftvoller und ausnehmend kriegstüchtiger Mann, aber wilden Wesens und Geistes; und sie nahmen eine drohende Haltung gegen die Römisch-katholischen an. — Der alte König Wenzel, anfangs günstig für sie gestimmt, verfuhr jetzt gegen sie mit Strenge und ließ die Lautesten unter ihnen festnehmen, was aber gerade eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung that. Im Juli 1419 zog eine Schar von ihnen vor das Rathhaus zu Prag, um die Loslassung der gefangenen Brüder zu begehren. Sie wurde verweigert und zugleich fiel ein Stein vom Rathhaus herab, der einen ihrer Geistlichen traf. Und hier fuhr der Satan in die armen Leute, die nicht ernstlich genug wachten und beteten. Ziska stürmte mit den Wüthendsten in's Rathhaus hinein und stürzte den Bürgermeister und mehrere Rathsherren zum Fenster herab in die emporgehaltenen Spieße der Unten-stehenden. Als dies Wenzel hörte, traf ihn vor Zorn der Schlag und er starb.

Erbe des kinderlosen Königs war sein Bruder, der Kaiser Sigmund; dieser sollte also jetzt auch den Böhmischen Thron besteigen. Aber den „Treubrüchigen“, der ihrem herrlichen Lehrer sichres Geleite feierlich zugesagt und ihn dann dem Feuer überliefert hatte, wollten die Hussiten nicht als ihren König annehmen; und ihre Stimme war die geltende im Lande, wenn auch die Böhmen im Ganzen noch zur katholischen Kirche gehören wollten. Sigmund versuchte thörichterweise gar nichts, um die Böhmen für sich zu gewinnen; er trat mit Drohungen und Vorwürfen gegen sie auf und rückte mit einem großen Kriegsheer in's Land, um das ererbte mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Der Papst erklärte seinen Krieg für einen heil. Kreuzzug. Er belagerte aber die Hauptstadt Prag mit seinen 100,000 Mann vier Wochen lang vergeblich und mußte vor dem tapfern Ziska, dessen weit geringere Mannschaft großentheils nur mit Kolben und Dreschflegeln bewaffnet war, wieder abziehen.

Die Hussiten spalteten sich in Gemäßigtere und Strengere. Die Erstern hießen die Prager, später Kalixtiner, Kelchner, auch Utraquisten; sie begehrten ungehinderte Verkündigung des göttlichen Wortes und den Kelch im Abendmahle auch für die Laien, endlich Sittenreinheit der Geistlichen, so wollten sie Andersgläubige neben sich dulden. Die Letztern nannten sich Taboriten von ihrer Festung Tabor, die sie sich auf einem Berg im Süden erbaut hatten; diese wollten das ganze römische Unwesen mit Feuer und Schwert vertilgen; sie hielten sich für „das auserwählte Gottesvolk“, das berufen sei, die Falschgläubigen als die „Kanaaniter, Moabiter, Philister“ aus dem heil. Lande der Kirche Christi auszutreiben und auszurotten. Diese Schwärmer und Fanatiker, an deren Spitze eben jener Ziska stand, haben allerdings abscheuliche Greuel an den Römischkatholischen verübt, viele Priester derselben als ein Racheopfer für Hus in Pechtonnen verbrannt &c. und namentlich mit Mord und Flammen gegen Klöster und Klosterleute gewüthet. Allein die Gegenpartei hat ihnen Gleiches mit Gleichem vergolten, wo sie konnte, wie denn einstmals die Bergleute in Kuttenberg 1600 Hussiten in die Tiefe eines alten Schachtes lebendig hinunterstürzten.

Die unter sich selbst getrennten Hussiten vereinigten sich doch jedesmal bei Angriffen von Außen, und dann war Ziska der gemeinschaftliche, gewaltige und sieghafte Führer. Derselbe verlor auch sein anderes Auge, aber seine völlige Blindheit verhinderte ihn nicht, mit gleicher Tapferkeit und Sicherheit den Kampf zu ordnen und zu leiten. Mit zwei neuen starken Heeren brach Sigmund nach Böhmen herein: das eine ward bei Saatz zerstreut, 1421, das andere bei Deutschbrod geschlagen, 1422; beide mußten mit großem Schimpf und Verluste das Land verlassen. Ziska blieb der Schrecken der Feinde bis zu seinem Tode, 1424. Nach

ihm ragte besonders **Prokop** der Größere, ein gewesener Mönch, als Feldherr der Hussiten hervor. Diese kämpften mit gleichem Ungestüm und Glücke fort. Sie schlugen nicht nur abermals gegen sie anrückende feindliche Heere, sondern drangen auch siegreich in die Nachbarländer, Schlesien, Sachsen 2c. ein. In den steten Kriegen wurden sie aber immer wilder und fürchterlich hausten sie allenthalben, wo sie hinkamen; in dem Einen Jahre 1430 sollten sie 100 Städte und 1400 Dörfer zerstört haben. Vor den „Hussen" gieng überall Entsetzen her.

Man berieth sich auf Reichstagen zu Nürnberg und Regensburg, wie man die Schrecklichen dämpfen wolle. Alle Christenvölker wurden zur Theilnahme am Kreuzzug gegen sie aufgefordert. Ein neues Reichs- und Kreuzheer von 130,000 Mann zieht nach Böhmen 1431; allein sowie es nur die Hussen erblickt, läuft alles, von Angst und Graus erfaßt, Hals über Kopf davon. — Was Sigmund mit dem



Fig. 129. Heimlich versammelte Synode der mährischen Brüder.

Schwerte nicht auszurichten vermochte, das suchte er endlich, klüger geworden, durch gütliche Benehmung zu erreichen, wozu ihm eine in **Basel** wieder zusammengetretene **Kirchenversammlung** (S. 442) erwünschte Hand bot. Diese, welcher die Beschwichtigung der Böhmen sehr am Herzen lag, lud sie zu Friedensverhandlungen nach Basel ein.

Sie wollten sich Anfangs mit dem Concile nicht einlassen; auf wiederholte Einladung erschien jedoch, unter der Bedingung, daß Gottes Gesetz und der Vorgang der Apostel und der ältesten Kirche als Richtschnur der Verhandlungen gelten solle, eine Gesandtschaft von ihnen dortselbst, 1433. Sie wurde sehr rücksichtsvoll behandelt, und die hohen Häupter der Kirche ließen sich herbei, 50 Tage nacheinander fort mit den Ketzern über den Glauben zu disputiren, wobei diese dazu frei und derb von der Leber weg redeten. Indessen kam es zu keiner Vereinigung und die Böhmen giengen endlich verdrossen weg. Da schickte nun das Concil Abgeordnete mit ihnen nach Prag und diesen gelang es mit den Gemäßigtern, den Kalixtinern, einen Vergleich zu Stande zu bringen, 1433, dessen Artikel „die Prager oder Basler Compactaten“ heißen. Darin war den Böhmen der Kelch im Abendmahl und die Verkündigung des göttlichen Wortes in der Landessprache zugestanden, doch nicht ohne beigefügte bedenkliche Klauseln.

Die Taboriten betheiligten sich nicht am Vergleich; sie schrieen, das führe zu allen Gräueln des römischen Wesens zurück, und kehrten die Waffen jetzt auch gegen die treulosen Kalixtiner, so daß ein furchtbarer Bürgerkrieg Böhmenland durchtobte. Aber Letztere, von den Katholischen unterstützt, bewältigten die Strengen bei Böhmischbrod, 1434, gänzlich; ihr Führer Prokop fällt, Tabor wird erobert und zerstört; es ist aus mit ihnen. — Die Böhmen erkannten nunmehr den Sigmund, nachdem er ihnen „den Religionsvorbehalt“ (die Compactaten) bestätigt hatte, willig als ihren König an, und er hielt unter ihren Freudenbezeugungen seinen königlichen Einzug in Prag. So hatte man die Hussiten äußerlich zur bestehenden Kirche zurückgebracht. Aber die Taboriten hatten recht gesehen, der Vergleich war die Brücke zum völligen Wiederkatholischwerden. Denn sie wurden inskünftige vielfach belästigt, um ihnen ihre Freiheiten zu verleiden, und ein folgender Papst (Aeneas Sylvius) hob die Compactaten förmlich wieder auf. Die große Menge war im Eifer abgekühlt, doch bestanden die Kalixtiner noch über Luthers Zeit hinaus.

Die Besten der Hussiten zogen sich jedoch in die Stille zurück, und geläutert im Ofen der Trübsal, vereinigten sie sich 1457 zur „Böhmisch-Mährischen Brüdergemeinde,“ welche das Kleinod des Glaubens treu bewahrte (Fig. 129). Auf einer Synode in Lhotka ließen sie, 1467, durch einen frommen römischen und einen Waldenser Priester ihre ersten Geistlichen weihen, die sich der Ehe enthielten.

§ 5. Wie der Papst über die Prälaten siegt.

Das Concil zu Basel war 1431 in Folge eines Konstanzer Beschlusses, daß von nun an fort und fort in kürzern Zeiträumen allgemeine Kirchenversammlungen statthaben sollten, zusammengetreten. Der Papst, nun Eugen IV., wohnte ihm nicht persönlich bei, sondern ließ sich durch einen Legaten vertreten.

Gleich zu Anfang wurde hier die Konstanzer Erklärung erneuert, „daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe.“ Darnach beschäftigte man sich mit den Böhmen, und nach glücklich erlangter Uebereinkunft mit denselben schritt man nunmehr alles Ernstes, denn die Böhmengeschichte hatte gewaltig an's Herz gegriffen, zum Werk der Kirchenreformation. Man verfuhr noch freier und kühner gegen den Papst als zu Konstanz, beschränkte seine Macht über die einzelnen Landeskirchen, entzog ihm die Annaten (Einkünfte Eines Jahres von den erledigten Prälaturen) und andere Gefälle &c.; man that auch etwas zur Einführung besserer Zucht in den Klöstern, zur Steuerung des Verderbens der Geistlichkeit, verbot den Kauf der kirchlichen Stellen, ordnete die alten zuchtübenden Provinzialsynoden wieder an &c.

Das war alles schön und gut; sehen wir aber näher zu, es war doch keine Kirchenverbesserung von innen heraus, der so sehr verfälschte Christenglaube wurde (etwa mit Ausnahme des Dogma's vom Papste) nicht im Mindesten berührt und nach Gottes Wort geändert.

Indessen erzürnte sich und erschrack Eugen IV. über die verstärkten Angriffe auf das Papstthum; darum erklärte er die Versammlung für eine Bande Satans und schrieb ein Gegenconcil aus nach Ferrara. Von da verlegte er es bald nach Florenz, wo er eine scheinbare Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen zu weg brachte, 1439. Darüber war nun hoher Jubel in ganz Europa. Die Basler Väter aber, durch seinen Bannfluch beleidigt, setzten den Eugen als unverbesserlichen Ketzer ab, und den ehemaligen Herzog Amadeus von Savoyen unter dem Namen Felix V. an seine Stelle, 1439. Ein Theil der Prälaten, damit nicht einstimmig, trennte sich vom Concile; die weltlichen Fürsten waren auch über den schnellen Schritt betroffen und wollten ihn nicht gutheißen; so befanden sich die kühnen Väter in Verlegenheit.

Es verdarb ihnen aber Einer noch ihre ganze Sache, von dem sie sich's am wenigsten versehen hätten, der Aeneas Sylvius, ein geborner Toskaner, ein Mann von seltener Klugheit und Gewandtheit des Geistes. Dieser war Anfangs Sekretär des Concils gewesen und einer der größten Redehelden für die Befreiung, Reinigung und Herstellung der Kirche; darnach wurde er aber Geheimschreiber des Kaisers Friedrich III. (S. 444), und daneben der wärmste Verehrer des alten Papstthums und rastlosthätiger Agent des alten Papstes. Dieser feine Kopf lenkte Sinn und Willen des Kaisers zu Gunsten Eugens und brachte es durch seine ausnehmende Redekunst, durch kleinere Bewilligungen und durch Bestechung dahin, daß auch Deutschlands Fürsten und Prälaten sich ebendemselben wieder zuwandten und fügten. So gerieth das Concil immer mehr in die Brüche; ein Glied nach dem andern drückte sich fort: endlich von Basel nach Lausanne verdrängt, löste es sich völlig auf, 1449, nachdem es volle 17 Jahre getagt und so viel als vergeblich gearbeitet hatte. Sein Papst Felix trat freiwillig ab und in die frühere geliebte Einsamkeit zurück, und die von den Ländern schon angenommenen „Basler Reformbeschlüsse" kamen meist wieder außer Wirksamkeit.

Der schlaue Aeneas Sylvius stieg 1458 als Pius II. selbst auf Petri Stuhl, und wie er bis dahin schon mit seiner bewundernswerthen Geschicklichkeit zur Wiedererhöhung der Papstmacht erfolgreichst gewirkt hatte, so vollendete er nun, mit der dreifachen Krone auf dem eigenen Haupte, sein Werk. In einer ausgegebenen Bulle verdammte er den Satz: daß ein Concil über dem Papste stehe, als einen „verabscheuungswerthen Irrthum", und niemand protestirte weiter dagegen. Das sehen wir aber deutlich, durch die Prälaten sollte der armen Kirche nicht geholfen werden. Nicht einmal eine erkleckliche äußerliche Besserung derselben brachten sie zuwege, geschweige daß sie ihre tiefen innern Schäden geheilt hätten.

§ 6. Die Habsburger.

Sechs Jahre nach dem Beginne des Basler Concils (1437) starb Sigmund der Wortbrüchige, der letzte Kaiser aus dem Luxemburgischen Hause. Er hinterließ nur eine Tochter, Elisabeth, die sich mit einem Habsburger, dem Herzog Albrecht von Oestreich, verehelicht hatte. Da Sigmund zugleich König von Ungarn und Böhmen, dann Herzog von Mähren und Schlesien und Markgraf von der Lausitz war, erbte Albrecht durch seine Frau die Herrschaft über alle diese Lande und so kam die große Hausmacht der Luxemburger an das Habsburgische Haus.

Die Mark Brandenburg, welche Sigmund auch und zuerst besessen, war nicht mehr zu erben, er hatte sie samt der Kurwürde schon 1415 an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, abgetreten, zum Lohn seiner Verdienste um das Reich und um die Mark. Später setzte er ihn zu seinem Statthalter in allen deutschen Landen ein und gieng damit um, ihn zum römischen Könige machen zu lassen. Auf diese Weise gelangte das Haus Hohenzollern, ursprünglich eine Schwäbische Grafen-

familie, die frühe das Sparen gelernt hatte, zum Besitze des Kurstaates Brandenburg, welcher sich nachmals zu dem Königreiche Preußen erweitern sollte. Der Markgraf brachte fränkische Truppen und Geschütz mit, die Raubritter zu demüthigen und Sicherheit im Lande herzustellen, darin er sich „als ein Amtmann Gottes am Fürstenthum" fühlte. Schon sein Nachfolger Friedrich II. schlug dann in Berlin seinen Sitz auf.

Der Erbe Sigmunds, Albrecht von Oestreich, wurde auch sein Nachfolger im Kaiserthume; und ist beachtenswerth, daß von nun an lauter Habsburger Geblüt auf dem deutschen Throne saß, bis das heil. römische Reich deutscher Nation in unserm Jahrh. zusammenfiel. Albrecht II. (1438—39) war ein einsichtiger, kräftiger und wohlmeinender Herr, auf den das deutsche Volk große Hoffnungen baute. Diese konnten sich freilich in seiner kurzen Regierung um so weniger verwirklichen, da, was er Gutes ausrichten wollte, durch die eigensüchtigen und aufeinander neidischen Stände selbst vereitelt ward. Er starb im besten Mannesalter an der Ruhr.

Jetzt wurde das Reich seinem Vetter Friedrich, Herzog von Oestreich, anvertraut. Einen Untauglichern zur Verwaltung desselben in dieser tiefaufgeregten Zeit hätte man aber kaum finden können. Friedrich III. (1440—93) vereinigte mit etwas Gutmüthigkeit ein sonderliches Maß von Schwäche und Trägheit, Engherzigkeit und Eigensinn. Seine Liebhabereien giengen allen Regierungsgeschäften vor, wie er denn einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben vor Frost zu schützen. Und dieser Mann nahm länger als einer vor ihm und nach ihm den deutschen Thron ein, 53 Jahre lang! Er war der letzte Kaiser, der sich in Rom krönen (und zugleich trauen) ließ. — Von seinem Geheimschreiber Aeneas Sylvius geleitet und bestochen (S. 443), brachte er Deutschland um allen Gewinn des Basler Concils. Der Papst zog hundertmal mehr Geld aus Deutschland als der Kaiser. Dieser ließ es auch ruhig geschehen, daß Westpreußen an die Polen kam (S. 394) und die Königreiche Ungarn und Böhmen dem Hause Habsburg wieder entzogen wurden, indem die Ungarn den Matthias Korvinus, die Böhmen den Georg Podiebrad sich zum Könige setzten. Er sah unempfindlich zu, wie die Türken (§ 11) dem griechischen Kaiserthume den Garaus machten; und als diese furchtbaren Feinde der Christenheit immer weiter in Europa vorwärts drangen, that er auch nichts als Reichstage gegen sie auszuschreiben, die er selbst nicht besuchte. In Deutschland gieng nun wieder einmal alles drunter und drüber; denn des Reichs Ruhehüter bekümmerte sich um nichts und niemand bekümmerte sich um ihn. Ein Krieg um den andern entbrannte; so der Sächsische Bruderkrieg zwischen dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm, so ein neuer Städtekrieg, wo 31 Städte unter dem Vortritte von Nürnberg, Augsburg und Ulm mit 32 Fürsten und Bischöfen und unzähligen Rittern sich schlugen rc.

An den Sächsischen Bruderkrieg knüpfte sich der bekannte Sächsische Prinzenraub, von dem ich ein paar Worte sagen muß. Der Ritter Kunz von Kaufungen, der auf Seite des Kurfürsten tapfer gefochten, meinte nachher von demselben unbillig behandelt zu werden. In seinem Grolle ritt er nun eines Nachts, 1455, mit Gefolge bei Abwesenheit des Kurfürsten vor dessen Residenzschloß Altenburg und raubte mit Hilfe eines bestochenen Schloßdieners, welcher eine Strickleiter herabließ, die zwei kurfürstlichen Söhnlein Ernst und Albert. Als man sie schon unten hatte, erschien die vom Geräusch erweckte Mutter am Fenster, erkannte, was hier vorgehe, und bat den Kunz flehentlich, von seinem Frevel abzustehen. Aber dieser sprengte mit dem jüngern Prinzen fort, während zwei andere mit dem ältern davonjagten; sie wollten mit ihnen auf verschiedenen Wegen nach Böhmen. Im ganzen Lande ertönten die Sturmglocken zum Aufsuchen der Prinzenräuber. Kunz war schon hart an der Böhmischen Grenze, da hielt er in einem Walde an, weil der fürstliche Knabe vor Hitze und Durst verschmachten wollte, er stieg ab mit ihm und ließ ihn Beeren suchen. Da kam ein Köhler mit seinen Leuten, dem Albertchen gleich zurief: Ich bin der Prinz von Sachsen, rette mich! Da schlugen die Köhler auch gleich mit ihren Schürstangen die Knappen des Ritters nieder und nahmen ihn selbst, der mit seinen langen Sporen im Gestrüppe verwickelt und gefallen war, gefangen. Sie

brachten den Prinzen samt ihm unter großem Jubel nach Altenburg. Die zwei andern Ritter lieferten den Ernst freiwillig aus. Sie wurden begnadigt, Kunz enthauptet. Von diesen Prinzen stammen die beiden noch blühenden Linien des Sächsischen Hauses, die Ernestinische und Albertinische, her.

Der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich der Siegreiche, von seinen Feinden „der böse Fritz" geheißen, war ein besonderer Streithahn; er konnte nie ruhen und mischte sich in alle Händel. Friedrich III. sprach einmal die Reichsacht über ihn aus und ließ ihn durch den tapfern Markgrafen Albrecht Achilles, einen Sohn des vorgenannten ersten Brandenburgischen Hohenzollern, bekriegen; aber der böse Fritz hielt sich doch und höhnte den Kaiser so, daß er zu Heidelberg einen Thurm baute, den er „Trutzkaiser" hieß! — Friedrichs eigner Bruder Albrecht und sein Oestreichischer Adel befehdeten ihn. Sogar seine Wiener Bürgerschaft empörte sich wider ihn, 1462, und belagerte ihn in seiner Burg. Da zeigte er aber doch einmal männlichen Muth und einen erregtern Geist; er trat auf die Mauer und rief hinab, „daß er diesen Ort vertheidigen werde, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber lebe noch, der werde ihn zu beschirmen wissen." Damals nahm sich sein Feind Podiebrad von Böhmen mitleidig seiner an und vermittelte einen Frieden. Aber Matthias Korvinus von Ungarn fiel darnach wiederholt in Oestreich ein, und das zweite Mal, 1485, eroberte er Wien und das ganze Land; da mußte der gute Kaiser aus seinem Erbland in's Reich fliehen und darin von Stadt zu Stadt ziehend sich speisen lassen fünf Jahre lang. Denn erst nach des Matthias Tode, 1490, konnte er sein Oestreich zurückerhalten. Die drei letzten Jahre seines Lebens hatte er Ruhe, die er vornehmlich dazu verwendete, daß er nach den Sternen sah und das Goldmachen versuchte. Er starb, der Jammerkaiser, im 78 Lebensjahre, gefolgt von seinem Sohne Max I., „dem letzten Ritter auf dem Throne" (§ 13).

§ 7. Die deutschen Städte im 15. Jahrhundert.

Wir haben vorhin gehört, daß 31 Städte mit 32 Fürsten und Bischöfen und einer Unzahl kleinerer Herren es aufnahmen — wie mächtig mußten sie sein! Und Notabene, das waren nicht die gefürchteten norddeutschen Hansestädte, sondern schwäbisch-fränkische. Die deutschen Städte überhaupt, wie die italischen, hoben sich im Verlaufe des Mittelalters hoch empor; und in diesem 15. Jahrh. waren es namentlich die süddeutschen (S. 424), welche bei aller Verwirrung im Reiche durch emsigen Betrieb der Gewerbe und des Handels einen gewaltigen Aufschwung nahmen.

Ein solches Leben wie damals hatte der Handel nie wieder. Waarenzug an Waarenzug, in den gefährlichen Gegenden mit starker militärischer Begleitung, bewegte sich auf den Straßen nach allen Seiten hin. Besonders war die Handelsstraße von Süden herauf belebt. Die köstlichen Erzeugnisse des Morgenlandes kamen zu Wasser nach Italien. Von Venedig aus wurden sie auf Hunderten von Maulthieren über die Alpenhöhen getragen. Ihr erstes Ziel war Augsburg. Von da giengen sie weiter nach Nürnberg, nach Frankfurt; von da weiter nach dem Norden und Osten Europa's. Nürnberg, Augsburg und Frankfurt waren dazumal die bedeutendsten aller deutschen Handelsstädte. Durch den so schwunghaft betriebenen Handel wurde auch der eigene Kunstfleiß erweckt. Treffliche Arbeiten besonders in Tuch und Leinwand, wurden in's Ausland geführt. Die süddeutsche Weberei hatte ihre Hauptstätte in Augsburg. Nürnberg war die sorgsame Pflegerin aller möglichen Gewerbe und die kunstreichste von allen Städten. — Durch dieses rührige fröhlichgedeihende Gewerbs- und Handelswesen verschafften sich aber die Städte einen ungemeinen Reichthum. In Augsburg blühte bereits im 15. Jahrh. das von einem gemeinen Weber herstammende berühmte, nachher in den Grafen-, ja Fürstenstand erhobene Geschlecht der Fugger auf, welche durch Fabrikation

und Verkauf von Leinwand es bald dahin brachten, daß sie über Millionen verfügten. Auch mancher Kaufherr in andern Städten konnte leicht einen Grafen auskaufen.

Die damalige Vermöglichkeit der Städte kann man noch an ihren zu jener Zeit entstandenen ungeheuren Mauern und Thürmen, womit sie sich befestigten, so wie an den großartigen herrlichen Rathhäusern und andern öffentlichen Bauwerken, die sie zu ihrem Nutzen und zu ihrer Zierde aufführten, wahrnehmen. Auch ihre Wohnhäuser stellten sich die Bürger gar stattlich her, daß z. E. Aeneas Sylvius in einer Beschreibung Deutschlands sagen konnte: „Die Könige von Schottland würden glücklich sein, wenn sie wie die Bürger von Nürnberg wohnen könnten.“ Einen beträchtlichen Theil ihres Reichthums verwendeten sie aber auch auf wohlthätige Stiftungen für Kranke, Arme, Studierende 2c., welche heutzutage noch ihren schönen Segen spenden. — Da lebte auch der Gesang in Gesellschaften der Meistersinger, deren erste in Mainz 1387 von Karl IV. Freibrief und Waffenrecht erhielt. In allen Städten vom Rhein bis zur Weichsel sang man nun biblische Dichtungen, die Gassenlieder zu verdrängen, und als Nachmittagsgottesdienst wurde die Singschule betrieben. Der Preis des „Uebersingers“ bestand in einer Silberkette; Meister aber hieß, wer einen neuen Ton erfand.

Die Städte konnten sich mit ihrem vielen Gelde Scharen von Söldnern gegen ihre Feinde, die Fürsten und Herren, anwerben. Indessen übten sich die Bürger selbst in freien Stunden gern im Waffenwerk; und wenn eine Stadt belagert wurde, war jeder Waffenfähige an seinem Platz, und wenn's die Noth erforderte, zog auch der junge Bürger zum Thor hinaus dem Feind entgegen und hieb mit seinem guten Schwerte drein, trotz einem Ritter, und schoß aus seiner Donnerbüchse besser als der Ritter. — Die freien Reichsbürger fühlten sich aber auch, und nicht blos der Patricier mit seiner Feder hinterm Ohr, damit er, wenn er sie in die Finger nahm, Wechselbriefe auf Tausende schrieb; auch der Plebejer mit dem Hammer, mit dem Pfriemen in der Hand däuchte sich nicht viel weniger als ein Edelmann. Und bei Festen, wenn die Rathsherren und die Zünfte in Procession einherzogen, entfaltete sich ein Glanz und eine Pracht, wie kaum an Fürstenhöfen; und Volk wie Ameisen wimmelte herum. Denn es war damals ein Wohlstand und eine Volksmenge in den Städten, wie heutiges Tages nicht von fern. Nürnberg zählte wohl das Dreifache seiner jetzigen Einwohnerschaft. — Wir schauen nun wieder nach dem Wichtigsten in andern Ländern aus; zunächst nach Frankreich hinüber.

§ 8. Die Jungfrau von Orleans.

Als im J. 1328 mit Karl IV. die ältere Linie des kapetingischen Hauses ausstarb, erhob der König von England, Eduard III., Ansprüche auf die Nachfolge. Darüber entspannen sich langwierige Kriege mit den Fürsten aus dem Hause Valois, welchen die Engländer durch glänzende Siege, bei Crecy 1346 und Maupertuis 1356, fast den ganzen Westen von Frankreich abgewannen. Bald aber büßten sie das Meiste wieder ein, innere Unruhen machten zunächst beiden Reichen viel zu schaffen. — Seit 1392 aber hatte Frankreich einen geisteskranken König, Karl VI. Unter ihm bekämpften sich die uneinigen Großen des Reichs und es wüthete ein schrecklicher Bürgerkrieg in dem Lande. Die dadurch entstandene Zerrüttung benützte der hochbegabte feurige König von England, Heinrich V., „der Stern des englischen Königthums,“ zu einem Einfalle, um die Augen der Engländer von seinem zweifelhaften Thronrecht abzulenken. Mit Hilfe des Herzogs von Burgund, der auf seine Seite trat, bemächtigte er sich Nordfrankreichs bis zur Loire hin und zog prangend selbst in Paris ein. Mitten jedoch in seinem Siegeslaufe starb er, 1422, und der wahnsinnige Karl folgte ihm im Tode.

Der Sohn und Erbe des Letztern, Karl VII., war ein gutmüthiger, aber schwächlicher Prinz und gar nicht der Mann, den Engländern, welche unter trefflichen Feldherrn, einem Talbot, Suffolk 2c., den Krieg fortsetzten, ihren Raub wieder abzunehmen oder nur ihren Fortschritten Einhalt zu thun. Diese dehnten ihre Eroberungen immer weiter aus, so daß dem jungen Könige zuletzt fast nur

die Landschaft Berry blieb. Die Franzosen seufzten unter dem Uebermuthe der Fremdlinge, hatten ihr Unglück aber freilich als eine wohlverdiente Züchtigung ihres gar zu wüsten, schändlichen Lebens und Treibens anzusehen. Am nördlichen Ufer der Loire hielt sich noch die feste Stadt Orleans gegen die Engländer. Sie wurde von ihnen hart belagert, aber auch von dem Grafen Dunois mit großer Tapferkeit vertheidigt. Immer stärker bedrängt jedoch war sie nahe am Fall, und nach demselben hätte der arme Karl aus seinem letzten Zufluchtsorte leicht verjagt werden können. — Wer sollte helfen? Er konnte sich nicht aus seinem weichlichen Leben ermannen, und hätte er's gethan, so war's doch ohne Hoffnung, jetzt noch mit seinen zusammengeschmolzenen Kräften gegen die furchtbare Macht der Engländer etwas auszurichten. Karl dachte schon daran, in's Ausland zu fliehen, und nur seine standhafte Gemahlin Maria von Anjou hielt ihn noch zurück. Siehe, da kam Hilfe auf eine wunderbare Weise; denn Gott hatte nun auch den Hochmuth der Engländer zu demüthigen beschlossen.

In dem Dorfe Domremy an der deutsch-lothringischen Grenze, weit von Karl entfernt, lebte eines Landmanns Tochter, Johanna d'Arc. Ein Hirtenkind, still und in sich zurückgezogen, betete viel und führte einen unbescholtenen Wandel. Ihr that das Unglück Frankreichs und des jungen Königs tief im Herzen wehe, sie mußte immer daran denken und mit glühender Sehnsucht rief sie um Hilfe nach oben. Auf einmal bekam sie Erscheinungen; sie sah den Erzengel Michael und die heil. Katharina und andere Engel und Heilige, die mit ihr redeten. Es läßt sich schwer sagen, wie es zugieng; war alles bloße Phantasie bei ihr, aber doch unter waltender göttlicher Vorsehung? oder trat etwas wesenhaft Himmlisches an sie, das sie aber mit ihren katholischen Vorstellungen färbte? Nur das ist gewiß, daß sie sich selbst von der Wirklichkeit ihrer himmlischen Erscheinungen völlig überzeugt hielt; sie sah die Gestalten und hörte ihre Stimme bei Tag und Nacht, im Haus und Felde; und sie sagten ihr immer, daß sie von Gott bestimmt sei, das Vaterland und den König zu retten 2c. und sie solle in Gottes Namen frisch an's Werk gehen.

Als sie ihre Offenbarungen Andern mittheilte, fand sie wenig Glauben damit; ja man wollte ihr dieselben mit Ohrfeigen und Prügeln austreiben. Allein sie blieb felsenfest auf ihrem göttlichen Berufe und sagte nur immer: „Ich muß hin! muß zum Könige hin!" Da wurde sie endlich von dem Ritter Baudricourt im nahen Städtchen Vaucouleurs zum Könige geführt; eilf Tage dauerte die Reise durch Gegenden, wo alles von Feinden schwärmte, doch sie gelangten wohlbehalten, Febr. 1429, bei Karl in Chinon an. — Die Jungfrau trat bescheiden, aber mit großem Ernste vor den König und sagte ihm mit aller Zuversicht, Gott habe sie ihm zu Hilfe gesandt; sie werde die Belagerung von Orleans aufheben und ihn nach Reims zur Krönung führen; er solle nur eilends Kriegsvolk zusammenrufen. Karl war betroffen und zum Glauben an ihre göttliche Sendung geneigt. Er ließ sie noch durch einen Rath von Rechts- und Gottesgelehrten prüfen, wobei sie alle oft sehr verfänglichen Fragen mit solcher Klarheit und Einfalt beantwortete, daß die meisten endlich gleichfalls glaubten.

An der Spitze einer schnell gesammelten Schar zog jetzt die Jungfrau, in Mannestracht gerüstet, zu Pferde, dahin. Sie trug eine weiße Fahne, die sie hatte fertigen lassen, auf welcher der Heiland abgebildet war, den Erdball in der Hand haltend und zwei Engel an seiner Seite und Lilien herum, und die Worte standen darauf: Jesus, Maria! damit sollten ihre Streiter immer an den höhern Beistand erinnert werden, der mit ihnen sei, und an ein unschuldiges heiliges Leben. Sie hielt auch strenge Zucht unter ihnen, duldete kein Fluchen, Spielen, Saufen, keine Unzucht, keine Plünderung. Als sie sich mit ihrem Haufen der Stadt Orleans näherte, sandte sie einen Brief an die Engländer voraus: „Edle und Tapfere, die

ihr vor Orleans steht! Gehet mit Gott nach eurer Heimat zurück und hütet euch vor der Jungfrau, sie kommt von Gott gesandt, des Königs Gut zurückzufordern. So ihr nicht dem Worte Gottes und der Jungfrau glaubet, so werden wir euch mit harten Schlägen schlagen; und die Franzosen werden durch der Jungfrau Hilfe die merkwürdigste That ausführen, die jemals in der Christenheit ist gesehen worden!" Unter hellem Singen geistlicher Lieder zog sie an die Stadt hin und warf sich mit einem Transport Lebensmittel für ihre ausgehungerten Bewohner glücklich hinein. Drinnen wurde sie mit lautem Jauchzen empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, um Gott für den gelungenen Anfang ihres Werkes zu danken. Nun wurden Ausfälle auf die Umschanzungen und Belagerungsthürme der Engländer gemacht, und wie hartnäckig sie dieselben vertheidigten, die Jungfrau mit ihrer Fahne ist immer voran und begeistert die Stürmenden, und ein Werk ums andere wird den Feinden weggenommen. Um das stärkste dieser Werke, den Thurm Tournelles, entbrennt der heftigste Kampf. Johanna legt selbst eine Leiter an, wird aber von einem Pfeil am Halse verwundet. Sie geht auf die Seite und läßt sich verbinden, kehrt aber dann sogleich zum Kampfe zurück. Die Franzosen weichen schon verzagten Herzens. Da läuft sie mit hochgeschwungener Fahne gegen den Thurm und zieht die Franzosen hinter sich nach, die mit frischem Muth aufs neue angreifen und den Thurm erstürmen. Am andern Tage ziehen die Engländer, entsetzt über „die Zauberkünste" des Mädchens ganz hinweg, Orleans ist gerettet! Mai 1429. Davon erhielt Johanna den Namen „die Jungfrau von Orleans."



Fig. 130. Jeanne d'Arc.

So hatte sie ihr erstes Versprechen erfüllt; und sie begab sich jetzt zu Karl zurück, um auch das zweite in Erfüllung zu bringen. Sie sprach zu ihm: „Wohledler Dauphin (Kronprinz)! empfanget nun die h. Salbung und Eure königliche Krönung zu Reims; ich bin sehr begierig Euch hingehen zu sehen, darum eilet!" Reims war die Krönungsstadt der französischen Herrscher, wie Aachen die der Deutschen; es war ein weiter Weg dahin über viele befestigte Orte, die sich noch alle in den Händen der Feinde befanden. Darum widerriethen die Hofleute und

Offiziere dem König den Zug. — Aber bald sammelte sich ein beträchtliches Heer um die Fahne „der gottgesandten Jungfrau“, vor der kein Feind bestehen könne. Mit diesem erstürmte sie schon feste Plätze und nimmt dabei den tapfern Suffolk gefangen; bei Patai erficht sie einen großen Sieg im offenen Felde und nimmt den kühnen Talbot gefangen. Tödtlicher Schrecken ergreift die Engländer, wo sie sich sehen läßt, während ihr Anblick die Franzosen zu wunderbarem Muthe entflammt. Karl muß gen Reims, und unaufhaltsam geht es mit ihm dahin. Alle Städte öffnen sich, die meisten sogleich, etliche nach kurzem Widerstande; vorwärts geht es und immer vorwärts über Auxerre, Troyes, Chalons 2c.; die Thürme von Reims erscheinen und seine Abgeordneten, die den König in die offene Stadt einladen.

Er zieht ein, Juli 1429. Am folgenden Tage schon wird er im Dome feierlich gesalbt und gekrönt. Die Jungfrau steht dabei neben ihm mit ihrer Fahne. Gerne wäre sie nun zu den Ihrigen heimgekehrt; aber die Engländer waren ja noch nicht vertrieben. Sie begeisterte die Franzosen noch ferner zu siegreichen Kämpfen, aber ihr Rath wurde wenig mehr befolgt, auch hatte sie ihre volle Freudigkeit nicht mehr; sie mochte den Ausgang ihres Lebens ahnen. Bei einem Ausfalle, den sie aus Compiègne that, wurde sie vom Feinde gefangen. Die Freude der Engländer, daß sie „die Hexe“ hätten, war unmäßig. Sie wurde hart behandelt, mit schweren Ketten beladen in einen Thurm geworfen, prozessirt und endlich „wegen Abgötterei und Ketzerei“ auf dem Markte zu Rouen verbrannt, 30. Mai 1431. Sie starb mit großer Standhaftigkeit und betete zuvor noch so innig und rührend, daß alles Volk, selbst Engländer darunter, in Weinen ausbrach. Viele riefen, sie wäre eine heil. Märtyrerin.

Der Tod der Jungfrau gab übrigens der Englischen Sache keine bessere Wendung. Der schwache Karl VII. blieb im wachsenden Vortheile. Der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, versöhnte sich mit ihm und kehrte selbst die Waffen gegen die Engländer. So verloren sie eine Provinz nach der andern. Paris fiel 1436 durch einen Handstreich in die Gewalt des Königs. a. 1453 hatte dieser sein ganzes Frankreich wieder bis auf Calais; die Jungfrau aber wurde, 1456, durch ein neues Gericht für unschuldig erklärt und hochgerühmt, nachdem doch der schwache König rein nichts zu ihrer Rettung gethan hatte.

§ 9. Karl der Kühne und Ludwig XI.

Der Herzog von Burgund war der mächtigste Vasall des Königs von Frankreich. Er hatte durch Heirat, Erbschaft, Kauf und Waffengewalt zu seinem Stammlande noch sehr bedeutende Besitzungen gebracht; ihm gehörten auch die reichen Niederlande, mit denen er nicht unter der Lehenhoheit des französischen Königs, sondern unter der des deutschen Kaisers stand. An seinem Hofe herrschte Glanz und Pracht, Ritterlichkeit und zierliche Sitte, wie an keinem andern; der Burgunderhof zu Arras galt als Musterschule für alle übrigen Fürstenhöfe. — Ein Sohn des oben erwähnten Philipps des Guten und Erbe seiner weiten Lande und aller seiner Herrlichkeit, 1467, war Karl der Kühne. Ein leidenschaftlicher, hochfahrender und phantastischer Fürst. Ihm lebte es vor der Seele, daß er zwischen Frankreich und Deutschland das altlothringische Reich wieder aufrichten müsse, das von der Nordsee bis zum Mittelmeer reiche; dann wollte er über die Türken her und das heilige Land wieder erobern. Nun, dazu stand ihm allerdings wenigstens ein reicher Schatz zu Gebote und das beste Heer und Kriegszeug; und er selbst war ein Meister in der Waffenkunst und tapfer wie keiner mehr, tollkühn in der Schlacht. Schon als Erbprinz hatte er mit dem schlauen Könige von Frankreich, Ludwig XI. (1461—83), dem Sohne Karls VII., Krieg geführt, als dieser seine Großen demüthigen wollte. Ludwig konnte damals seine Hauptstadt Paris nur dadurch retten, daß er die Stadt Lüttich zu einem Aufstande reizte, der seinen Gegner dorthin abrief. Bald darauf war Karl Herzog geworden, und nachdem er Lüttich schwer

gezüchtigt hatte, rüstete er aufs neue gegen den König. Eben aber als er losschlagen wollte, ließ ihn Ludwig, der den Krieg mit dem mächtigen Fürsten zu vermeiden wünschte, um eine Besprechung ersuchen. Sie fand zu Peronne, 1468, statt. Während derselben traf nun aber dort die Nachricht ein, daß die Lütticher auf Anstiften des falschen Königs sich abermals empört hätten. Da kam Karl vor Zorn außer sich; er nahm den König gleich gefangen und wollte ihn tödten. Davon ließ er sich zwar durch seine Räthe abbringen; doch gab er den Gefangenen nicht eher los, als bis er ihm die volle Souveränität über alle seine bisher bei Frankreichs Krone zu Lehen gehenden Länder versprochen hatte. Vorher aber nahm er ihn noch mit sich gen Lüttich und ließ ihn zuschauen, wie er die rebellische Stadt schrecklich strafte; sie wurde bis auf die Kirchen niedergebrannt, und alle nicht entflohenen Einwohner mußten sterben. Es versteht sich, daß Ludwig den erzwungenen Vertrag nicht hielt, sondern um so emsiger wühlte.

Darnach trat Karl zur weiteren Verwirklichung seiner hohen Gedanken mit dem deutschen Kaiser, Friedrich III. in Unterhandlung. Dieser sollte ihm die Königswürde verleihen, wogegen er ihm eine Heirat seiner Tochter und Erbin Maria mit dessen Sohne, Erzherzog Max, in Aussicht stellte. Das lockte freilich den armen Kaiser, und er zeigte sich zu einer Zusammenkunft mit Karln bereit, welche zu Trier 1473 statt hatte. Da belehnte er ihn mit allem was er zu den Niederlanden erobert hatte. Aber ihn zum König machen wollte er doch nicht, so gieng er Nachts in der Stille davon. — Daraufhin mischte sich Karl in einen Handel des Kölner Erzbischofs mit seinem Domkapitel und belagerte die Stadt Neuß. Aber heldenmüthig vertheidigte sich die Bürgerschaft gegen sein Heer von 60,000 Mann. Zehn Monate lang berannte er das Städtchen vergebens; 56 Stürme wurden abgeschlagen. Blau vor Zorn verläßt er 1475 das unbezwungene Nest; denn ein Reichsheer hat sich zum Entsatze eingestellt und außerdem haben Drei gegen ihn einen Bund geschlossen, der Erzherzog Sigmund von Oestreich, dem er das verpfändete und wieder eingelöste Elsaß nicht herausgeben wollte, die Bischöfe von Straßburg und Basel und die Eidgenossen (S. 415), denen er ein gewaltthätiger Nachbar war. Hinter allen Dreien arbeitete der hinterlistige König von Frankreich, der den Schweizern jährliche Summen zahlte gegen Ueberlassung von Kriegsleuten.

Karl marschirte zuerst nach Lothringen und nahm es dem Herzog René in einer Schnelle weg. So hat er ja schon seine Niederlande mit seinem Burgund verbunden und einen langen Strich von der Nordsee gen Süden hin in Besitz; jetzt noch samt dem Elsaß die Schweiz und dies und das dahinter, siehe so ist er am Mittelmeer! Aber der Mensch denkt's, Gott lenkts. — Mit einem prächtigen Ritterheer rückte Karl jetzt gegen die Schweiz an. Das schwach besetzte Städtchen Granson am Neuenburger See ergab sich ihm, nachdem einer seiner Feldherrn der Besatzung freien Abzug versprochen. Demungeachtet ließ er sie theils hängen, theils ersäufen, „weil ja nicht er selbst das Versprechen gegeben.“ Noch aber ist er am Städtchen, da kommen die Eidgenossen aus den Bergen. Sie sind kaum halb so stark als sein auserlesenes Heer, welches Geschütz die Fülle mit sich führt. Als er sie, 3. März 1476, heranziehen sah, versicherte er lachend, daß er diese deutschen Hunde alle ausrotten wolle. Die Schweizer fallen vor der Schlacht, wie gewohnt, auf ihre Kniee nieder zum Gebet; er spottet: „Sehet, sie flehen uns um Gnade an; aber es soll mir keiner durchkommen!“ Aber sie stehen wieder auf und kommen nun zu ihm mit mörderischen Streichen. Die Burgunder haben mehrere Stunden heiße Arbeit mit ihnen, da läßt sich auf einmal „der Uri-Stier“ und „die Kuh von Unterwalden“ hören, nämlich die Schlachthörner der Waldstätter, die jetzt erst anrücken. Da fragt der Herzog: „Wer sind diese Wilden?“ Ein Hauptmann sagt: „Das sind erst die rechten Schweizer.“ Da spricht Karl doch: „Wie wird's uns gehen!“ und befiehlt seiner Reiterei, ein wenig zurückzugehen, um besser anstürmen zu können.

Als aber das Fußvolk die Reiter umwenden sieht, meint es, sie fliehen, und macht Kehrt=Euch; und als denn die Bergsöhne mit ihren Schwertern, Aexten und Kolben von hinten in sie hineinschlagen, da rennt trotz allem Wuthgeschrei Karls das ganze Burgunderheer davon und reißt ihn selbst mit fort. Die Eidgenossen erbeuteten 420 Stück Geschütz und das ganze Burgundische Lager, darin aber außer einer Menge Prachtgewänder, Kleinodien, silberner Geschirre 2c. so viel Geld, daß sie es mit Hüten vertheilten. Hier wurde der größte und werthvollste damals bekannte Diamant von einem Schweizer, der ihn nicht zu schätzen wußte, um einen Kronenthaler verkauft.

Karl, fürchterlich erbost und glühend vor Scham, sammelt eilig ein neues Heer, stürmt damit über Lausanne nach Murten vor, will die Schweizerorte vom



Fig. 131. Auffindung der Leiche Karls des Kühnen.

Erdboden vertilgen. Aber die Eidgenossen sind da, ehe er noch ein Haus von Murten zerbrochen hat, und sie bringen ihm an dem Städtchen, den 22. Juni 1476, eine noch ärgere Niederlage bei, daß 20,000 seiner Leute bleiben. Im großen Beinhause zu Murten waren ihre gesammelten Gebeine bis 1798 zu schauen. Nun wird auch die schöne Waadt von Bernern erobert. — Fast wahnsinnig vor Wuth rafft Karl seine letzten Kräfte zusammen und zieht nach Lothringen, das Herzog René bereits wieder in Besitz genommen hat. Bei Nancy, das er zur Residenz seines geträumten großes Königreichs ausersehen hatte, kämpft er 5. Jan. 1477 gegen ein überlegenes Heer von Lothringern, Elsäßern und Schweizern und wird abermal total geschlagen. Er flieht über einen leichtgefrorenen Sumpf,

und wird nach 3 Tagen mit drei tiefen Wunden darin gefunden. Das war das Ende seiner hohen Fahrt! Der Franzose aber war schnell bei der Hand und riß Burgund an sich. Zugleich brach er die Macht des hohen Adels und sorgte, daß 1491 Bretagne an seinen Sohn kam. So wurde Frankreich das mächtigste Reich Europas.

§ 10. Die weiße und die rothe Rose.

England verkam damals durch den Krieg der Rosen. Denn die aus königlichem Geblüte stammenden Herzogshäuser York und Lancaster hatten das erstere eine weiße, das letztere eine rothe Rose zum Abzeichen. Der glänzende König Heinrich V. (S. 446), sein Vater Heinrich IV. und sein Sohn Heinrich VI. waren aus dem Hause Lancaster. Aber während der Regierung des Letztgenannten begann ein 30jähriger Krieg zwischen beiden Häusern um den Königsthron; und ist es schon vorher in England arg hergegangen, so überstieg doch nun der Greuel im Gefolge dieses Krieges alles Maß. Ganz England theilte sich in zwei Parteien, für die weiße und für die rothe Rose, und da gabs Schlacht um Schlacht, Mord um Mord, Scheußlichkeit um Scheußlichkeit. Mit solch rasender Wuth befehdete man sich, daß nach jeder Schlacht die vornehmsten Gefangenen noch erwürgt wurden. Nur einiges vom Verlaufe dieses entsetzlichen Bürgerkrieges!

Gegen den öfters geistesabwesenden Heinrich VI. erhob sich der Herzog Richard von York mit nähern Ansprüchen auf den Thron, 1455; und als er in der Schlacht bei Wakefield, 1460, umkam, nahm sein Sohn Eduard diese Ansprüche auf. Dieser siegte damit und wurde unter dem Namen Eduard IV. zum Könige gekrönt, 1461. Der alte Heinrich VI. und sein Sohn wurden im Gefängnisse getödtet. Der neue König rottete das Geschlecht der Lancaster gänzlich aus bis auf zwei Glieder, welche noch zu entfliehen vermochten.

Aber die Rache vollzog sich am Hause York durch dieses selbst. Als Eduard IV. 1483 starb, riß dessen abscheulicher Bruder Richard von Glocester die Krone an sich und ließ die beiden unmündigen Söhne seines königlichen Bruders ermorden. Sie saßen im Tower; er sendet Befehl an den Kommandanten, sie umzubringen; dieser weigert sich, denn es schaudert ihn doch; da fordert ihm Richard die Schlüssel der Burg ab und läßt durch seinen Stallmeister den Mord vollziehen; dieser schleicht in der Nacht mit zwei Knechten in das Gemach, wo die Knaben nebeneinander schlafen, und sie werden unter aufgeworfenen Betten erstickt. Richard III., eben dieser Glocester, ließ alle ihm Widerstrebenden ausrotten, während er übrigens auch treffliche Regenteneigenschaften offenbarte. Doch einer jener zwei übrig gebliebenen Lancaster, Heinrich von Richmond, Graf von Tudor, landete mit einem kleinen Heere aus Frankreich, 1485. Richard zog ihm mit einem größeren entgegen. Als sie bei Bosworth sich schlugen, gieng ein Theil des letztern zu Heinrich über; Richard wurde überwunden, vom Pferde gestoßen und im Getümmel zertreten. Das Parlament erkannte den Sieger als König an.

Dieser Heinrich VII., mit dem, da er nur mütterlicherseits von den Plantagenets abstammte, das Haus Tudor auf den Englischen Thron kam, heiratete eine Tochter Eduards IV., Elisabeth, wodurch also die weiße und rothe Rose vereinigt und der langwierige jammervolle Bürgerkrieg geendet ward, welcher das Land verödet, das Volk schrecklich entsittlicht und unzählige Menschen, namentlich aber den größten Theil des hohen (normännischen) Adels vertilgt hatte. Darum hieng an den Rosen ein schwerer Thränenthau. Im Parlament aber hatte jetzt das Französischreden ein Ende; Englisch wurde die Hofsprache.

§ 11. Untergang des Byzantinischen Reichs.

Wir steigen hier in frühere Zeiten zurück; die lieben Leser wollen eben, um die historischen Ereignisse der verschiedenen Länder gehörig neben einander zu stellen, recht auf die Jahrzahlen merken.

Das Byzantinische oder Griechische Reich, dessen gesondertes Bestehen vom Jahr 395 anhebt, sollte nach Gottes Rath über ein Jahrtausend währen. Aber dieses Reichs Genossen, Hohe und Niedere, waren mit der Zeit immer tiefer in Aberglauben und Lasterhaftigkeit versunken, so gar ein falsches, üppiges und grausames Geschlecht geworden, daß nach langer, schwerer und doch nicht zu Herzen genommener Heimsuchung die Gerichtsstunde schlagen mußte, wo es gänzlich zu Grunde gieng. Vollzieher der ewigen Gerechtigkeit waren die Osmanen, ein Theil des großen Türkenvolks, welche seit ihrem Auftreten das Griechische Reich bekämpften, bedrängten und immer mehr verkleinerten.

Die Osmanen haben ihren Namen von dem Begründer ihrer Macht, ihrem berühmten Fürsten Osman (1282—1326), dessen Vater dem letzten Seldschucken-Sultan von Ikonium gedient und sich mit seiner Türkenhorde in der Landschaft Bithynien festgesetzt hatte. Osman breitete seine Herrschaft weit über die noch Griechischen Besitzungen in Asien aus und nannte sich Sultan. Sein Sohn Urchan (—1359), eroberte Brussa, raubte den Griechen in Asien, was ihnen der Vater übriggelassen, und setzte auch schon den Fuß nach Europa herüber; er nahm die Stadt Gallipoli in Besitz. Seine Hauptstärke gewann er in dem Corps der Jenitscheri oder Janitscharen, das er aus gefangenen und dann im Islam erzogenen und im Kriegswesen geübten Christenkindern errichtete. Alle eroberten Christenländer mußten hinfort den „Knabenzins", d. h. die kräftigsten Jungen für dieses Corps abgeben, und es wuchs auf 40,000 Krieger heran, welche unter allen Osmanen am tapfersten und (Getaufte!) für den Islam am feurigsten kämpften. Urchans Sohn, Murad I. (—1389) drang tiefer in Thracien ein. Er eroberte das große Adrianopel im Rücken von Constantinopel und schlug daselbst seine Residenz auf, 1365. Auf dem Amselfelde Kossowo erlag 13. Juni 1389 der letzte serbische König Zar Lazar nach langem Siegeslauf durch Verrath; doch fiel auch der Sieger auf dem Schlachtfeld und das blühende Serbien wurde fast in eine Wüste verwandelt. Noch weiter drang Murads Sohn, Bajesid I., genannt Ilderim, der Blitz (1402), in Europa vor, bis an Ungarns Grenze hin. Er belagerte auch schon Constantinopel. Wohl dieser schon hätte dem Griechenreiche gar ein Ende gemacht, wäre über den Starken nicht ein Stärkerer gekommen. Aber damals brach Timur (S. 432) auf seinem rasenden Zuge durch Asien auch in das Gebiet der Osmanen herein; da mußte Bajesid seine ganze Macht dorthin wenden, wurde jedoch auch von dem Alles bezwingenden überwunden, dazu gefangen und starb 1403 in der Gefangenschaft. So ward von dem Mongolischen Weltstürmer dem Byzantinischen Reiche sein kümmerliches Dasein noch um ein Kleines gefristet. Da aber die Mongolenherrschaft rasch zerfiel, so hob sich die Osmanenmacht bald wieder empor, und Bajesids Sohn und Enkel Muhammed I. (—1421) und Murad II. (—1451) setzten die Eroberungen fort, machten 1416 die Wallachei tributpflichtig 2c.

Der Byzantinische Kaiser, Johann VI., ergriff bei eigner Ohnmacht noch ein Mittel zu auswärtiger Hilfe, er gieng in seiner großen Bedrängniß persönlich nach Italien und richtete mit dem Papste (Eugen IV.) eine neue Union auf (S. 413); er unterwarf sich und seine Unterthanen dem römischen Stuhl unter der Bedingung, daß der Papst einen großen Kreuzzug aller Abendländischen Christenmächte gegen die Türken zusammenrufe. Als er wieder heimkam, wurde er darob von seinen Griechen gehaßt und verwünscht; und an dem Kreuzzuge, den der Papst

mit aller Anstrengung betrieb, nahmen doch nur die selbst Bedrohten Theil, die andern christlichen Fürsten waren bei sich zu sehr beschäftigt oder gleichgiltig gegen die Noth der fernen Christenbrüder. Das Kreuzheer, geführt von dem Polenkönig Wladislaw und dem tapferen Woiwoden (Fürsten) Hunyad von Siebenbürgen, erfocht zwar etliche schöne Siege, brach dann aber auf Zureden des Legaten den schon beschworenen Frieden und erlitt bei Varna 1444 die furchtbarste Niederlage. Die gierigen Osmanen greifen immer weiter um sich, und endlich ist das einst so große Griechenreich auf die Hauptstadt zusammengeschmolzen.

Auf Murad II. folgt sein Sohn Muhammed II. (1451—81). Ein wahres Ungeheuer! Er mordete seinen eigenen Bruder schon an der Mutterbrust und erhob die bereits bei seinen Vorgängern aufgekommene schauerliche Sitte, bei dem Regierungsantritt eines Sultans alle seine männlichen Blutsverwandten zu tödten, zum förmlichen Staatsgesetz; „denn weil in ihnen Osmans Blut fließe, wären sie zur Empörung geneigt, Unordnung aber, sage der Koran, sei schädlicher als Mord.“ Dieser Muhammed II. war denn nun der finstere Engel, welcher die letzte Schale des Zorns über das Griechenreich ausgießen sollte. — Rasch traf er alle Vorbereitungen zur Eroberung Constantinopels. Drinnen saß mit Bangen der letzte Byzantinische Kaiser, Constantin XII. Paläologus, und mit Sehnen blickte er nach allen Seiten um Hilfe und Errettung aus. Umsonst; Niemand regte sich für ihn und sein Volk in der ganzen stumpfen Christenheit. Im Febr. 1453 ließ Muhammed die herrliche Stadt von 300,000 Moslims und 420 Schiffen zu Land und Wasser umschließen. Jetzt aber, wo es ihnen an den Hals geht, werden die Griechen doch wenigstens selbst sich eng zusammenscharen? Ach, sie sind in Folge des Unionswerkes (S. 453) tief zerspalten! Die Hofpartei hält lateinischen, die Menge des Volks griechischen Gottesdienst; „Lateiner“ und „Griechen“ meiden sich wie Feinde; das Volk schreit: „Lieber türkisch als römisch werden.“ Der arme Kaiser konnte nicht mehr als 9000 Krieger aufbringen und von diesen sind 3000 italienische Söldner. Doch edler als so viele seiner elenden Thronvorfahren beschließt er, sein Reich, d. i. seine Stadt gegen die greulichen Christusfeinde bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Und er hat an dem Genueser Giustiniani einen ausgezeichneten Leiter der Vertheidigung an der Seite.

Am 6. April erscheint der Sultan selbst vor der Stadt und läßt die Bestürmung beginnen. Kugeln von 12 Zentner Gewicht schlagen an die Mauern und himmelhohe Belagerungsthürme rücken an sie heran. Aber das kunstvolle „griechische Feuer“ (S. 314) verzehrt die Thürme und die Schäden der Mauern werden flink ausgebessert. Fast acht Wochen lang leisteten die Belagerten den trefflichsten Widerstand. Der Hafen war durch eine dicke Kette vor der feindlichen Flotte versperrt und die Stadt von dieser Seite bisanher sicher. Da ließ aber der Sultan in einer Nacht 70 leichte platte Fahrzeuge zu Land auf einer mit Fett bestrichenen Bretterbahn in den Hafen ziehen; hiemit kündigte sich der nahe Fall der Stadt an. — Am 29. Mai befiehlt der Sultan einen allgemeinen Sturm, zu welchem er Tags zuvor, auch den Belagerten bemerkbar, die Anstalten getroffen. Die Griechischen Krieger erwarten ihn muthig; aber die Wenigen sind allzusehr vertheilt. Mit entsetzlichem Getöse von Kriegsmusik, Schlachtgeheul und Kanonendonner stürmen die Türken von allen Seiten an. Pulverdampf überzieht die Stadt und verhüllt ihr die Sonne; da flüchtet die Menge in die weiten Räume der Sophienkirche und schreit um Erbarmen zum Himmel. Der Kaiser, der in der Nacht das Sakrament genommen, steht am Thore des heil. Romanos, gegen welches der Hauptangriff der Türken gerichtet ist, und feuert mit Wort und Exempel die Seinen zu löwenmuthigem Kampfe an. Giustiniani neben ihm mit seinen 300 Genuesern verrichtet Wunder der Tapferkeit. So widerstehen sie zwei Stunden lang dem wüthendsten Andrange der Feinde. Aber jetzt wird Giustiniani verwundet und will sich zurückziehen; der Kaiser fleht

ihn an zu bleiben, vergeblich, er entfernt sich, „der Hort der Stadt." Gleichwohl vertheidigt der Kaiser mit seinen wenigen Kriegern das Romanosthor noch ferner hartnäckig. Da dringen aber die Feinde zu einem andern ein; Wehegeschrei erschallt hinter ihm: „die Türken sind in der Stadt!" Er kämpft noch verzweifelt fort und ruft: „Ist denn kein Christ vorhanden, der mir den Kopf abschlage?" Zwei Türken springen heran und hauen ihn nieder.

Mit der furchtbarsten Blut- und Raubgier verbreiteten sich die eingedrungenen Muselmanen durch die eroberte Stadt hin. Wer ihnen in der ersten Wuth unter den Stahl kam, der sank nieder. Alle Häuser plünderten sie aus und machten unermeßliche Beute an Gold, Silber, Stoffen und Gewändern. Alle Bilder und Gemälde verbrannten sie unter ihren Kochtöpfen. Schändliche, viehische Greuel verübten sie, selbst in den Heiligthümern. Muhammed ließ den Kopf des gefallenen Kaisers abhauen und auf eine Säule setzen, darnach zur Schau durch die asiatischen Städte tragen. Er ließ 800 Christen lebendig auseinandersägen. Er schändete Knaben und Mädchen und erwürgte sie mit eigner Hand, wenn sie sich widersetzten. Seine Soldaten brüllten tagelang: den Koran oder den Tod! durch die Straßen, wenn auch nur zum Schrecken der Christen. Andere trugen ein Kruzifix mit einer Janitscharenmütze durch die Stadt und riefen hohnlachend: „Sehet da euren Gott, ihr Giaurs (Ungläubigen)!" Das Kreuz auf der Kuppel der majestätischen Sophienkirche (S. 298) wurde herabgeworfen und der Halbmond dafür hinaufge-

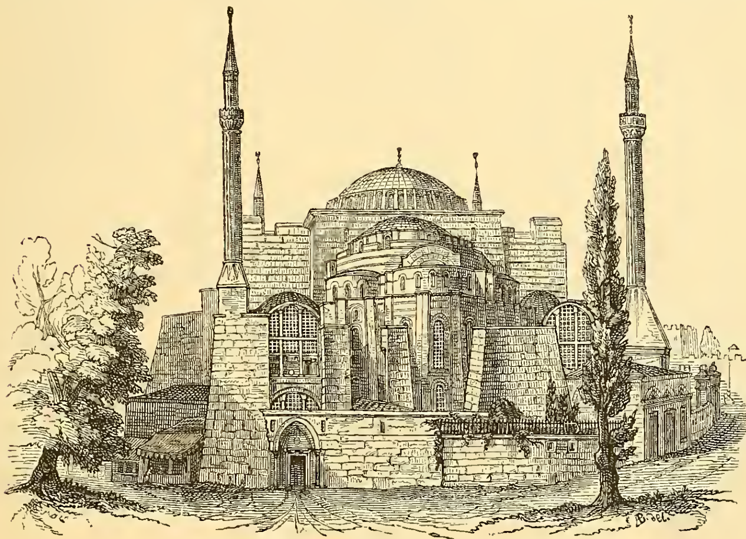


Fig. 132. Die Sophienkirche in Constantinopel.

pflanzt; sie mußte von nun an zu einer Moschee dienen. Von den lebendiggebliebenen Bewohnern der Stadt wurden 50,000 in die Sklaverei geschleppt. — So hat der gerechte Weltrichter über Constantinopel Gericht gehalten durch die Türken, wie dort über Jerusalem durch Chaldäer und Römer, über Rom durch Gothen und Vandalen! Er sprach auch hier zu der in so langer Gnadenfrist ungebesserten Sünderin: „Ich bin des Erbarmens müde!" Doch es nimmt auch die Zeit seines heiligen Zorns ein Ende. Noch steht die Aja Sophia, und nicht ferne mehr wird der Tag sein, wo wieder das Kreuz von ihr herabschimmert. O möge es dann nur recht heilig und selig in den Herzen derer schimmern, die sich in ihr versammeln! — Ueber die Nachricht von Constantinopels Fall erschrack die ganze christliche Welt. Man predigte einen neuen Kreuzzug durch die Lande und blieb überall ruhig daheim sitzen. Die Venetianer weinten — und suchten einen Handelsvertrag nach.

Muhammed II. erwählte nun Constantinopel zur Hauptstadt seines Reiches und baute sich ein prachtvolles Serail am goldenen Horn (Seehafen). Dreißig

Jahre lang war dieser Unmensch der Schrecken der Christen, deren er unzählige spießen, viertheilen, zersägen und auf andere Weise schrecklich hinmorden ließ. Er drang erobernd in Asien und Europa weiter. In Ungarn brach sich sein Vordringen an dem tapferen Widerstande des alten Siebenbürger Fürsten Joh. Hunyady und seines Sohnes, des Ungarkönigs Matthias Korvinus (S. 444). In Albanien hielt sich gegen ihn bis 1466 der Held Skanderbeg. Die Türken aber streiften schon nach Steiermark und Krain herein, daß Deutschland vor ihnen erzitterte.

§ 12. Ende der Maurischen Herrschaft in Spanien.

Hatte so im Osten Europas der Halbmond sich hoch erhoben, so sollte er nun im Westen gänzlich stürzen. — Wir wissen (S. 391), daß in Spanien neben den Mauren zwei christliche Königreiche bestanden, Kastilien und Aragon. Mit 1474 überkam ein Weib die Kastilische Krone, Isabella, welche bereits an den Infanten (Prinzen) von Aragon vermählt war. Dieser nahm 1479 als Ferdinand II. den väterlichen Thron ein, und so waren beide Christenreiche vereinigt. Isabella war eine schöne, kluge, dabei auch edleren Gefühlen zugängliche und für den christlichen Glauben wirklich begeisterte Frau, Ferdinand ein zwar kräftiger und sehr verständiger, aber kaltherziger und arglistiger Mann, der den Eifer für die Religion nur seinen herrsch- und habsüchtigen Bestrebungen als Fahne vortrug.

Es waren im Verlauf der letzten Jahrhunderte die christlichen Waffen in Spanien immer siegreicher vorgedrungen und die Bekenner des Islam auf den kleinsten Theil dieses Landes beschränkt worden; sie besaßen nur noch das Reich Granada, einen schmalen Landstreifen südlich am Mittelmeer hin, dessen Hauptstadt gleichen Namens jedoch 400,000 Einwohner gezählt haben soll. Ferdinand und Isabella beschloßen, der Maurenherrschaft in Spanien ein Ende zu machen (in Portugal hatte sie schon früher aufgehört); darum fielen sie 1482 mit einem starken Heere, in welchem auch französische und deutsche Ritter fochten, über den Rest derselben her. Die Königin nahm persönlich am Feldzuge Theil und entflammte die Ritter durch eindringende Reden. Gleichwohl dauerte der Krieg mit dem kleinen Staate noch zehn Jahre lang; denn die Mauren wehrten sich auf's Aeußerste. Endlich, 1492, wurde der Kampf durch Eroberung der Hauptstadt geendigt. Die Christen zogen mit hellem Triumph in sie ein. Es war eine sehr prächtige Stadt mit ihren gewundenen Straßen, burgartigen Häusern, vielen tausend Springbrunnen in den Gärten und Höfen der Häuser. Namentlich erwecken noch heute die röthlichen Ruinen der Alhambra (S. 346), diese gewaltigen Mauern und Thürme, diese weiten schmuckvollen Säle, diese großen, mit weißem Marmor gepflasterten Höfe ꝛc. eine lebhafte Erinnerung an die Maurische Pracht und Herrlichkeit. So war denn die Herrschaft der Muhammedaner in Spanien, nachdem sie fast 800 Jahre gewährt hatte, völlig gestürzt.


Fig. 133. Ein Ketzer, der sich nicht schuldig bekennt und verbrannt wird.

Es wurde aber auch der fremde Glaube im Lande gar ausgetilgt. Ein Theil der Mauren war schon mit ihrem Fürsten Abdallah nach Afrika geflohen. Den Zurückbleibenden hatte man wohl Anfangs Religionsfreiheit zugesichert; bald jedoch wurde ihnen die Wahl gestellt, den christlichen Glauben anzunehmen, oder auszuwandern. Dasselbe geschah auch bei den sehr zahlreich im Lande sich aufhaltenden Juden, denn Ferdinand und Isabella wollten keine andere Unterthanen mehr als christliche. Da wanderte der größte Theil der Mauren und Juden fort und die Bleibenden ließen sich alle taufen. Daß aber bei diesen Letztern, was freilich sehr zu befürchten stand, der alte Glaube nicht insgeheim fortgehegt werde, dafür sorgte sorglichst — die Inquisition.

Schon 1480 hatte Ferdinand, trotz dem anfänglichen Widerstreben seiner milderen Gemahlin und dem stürmischen Gegenschrei des Volkes dieses Institut neu belebt; es sollte wie der Kirche so der Krone zur Alleinherrschaft helfen. Unter dem blutgierigen Oberketzerrichter, dem Dominikaner Thomas von Torquemada, übte es die regste und schaudervollste Thätigkeit. Wer nur immer — von den neuen, aber auch von den alten Christen — bei den stets wachenden Aufpassern den schwächsten Verdacht der Ketzerei erregte, ja wer nur von jemanden als falschgläubig angegeben wurde, ohne allen Beweis, der wurde sogleich gefaßt und in den scheußlichen Kerker der Inquisition geworfen. Beim Prozesse verfuhr man auf die schändlichste, empörendste Weise. Keinem wurde sein Ankläger gegenübergestellt oder nur genannt. Leugnete einer, so wendete man die grausamsten Foltern an, ihn zu einem Geständnisse zu bringen; und wenn der Unschuldige, dem der unleidliche Schmerz ein falsches Geständniß abgepreßt hatte, dieses nach der Tortur widerrief, so half es ihm wenig oder nichts, er wurde doch verbrannt oder wenigstens zu lebenswierigem Gefängnisse verurtheilt oder mit andern schweren Strafen belegt.

Die Verbrennung der Ketzer, Autodefe (Glaubenshandlung) genannt, gieng mit besonderem Pompe vor sich. Gewöhnlich wurde an einem festlichen Tage eine größere



Fig. 134. Ein Autodefe.

Anzahl Verdammter zugleich zum Scheiterhaufen geführt, und der königliche Hof selbst verherrlichte durch seine Anwesenheit „den gerechten Flammentod der Abtrünnigen." Dieses gräßliche Gericht wüthete am meisten unter Ferdinand II. und seinem Urenkel Philipp II.; es erhielt sich aber in dem unglücklichen Lande bis in unser Jahrhundert, da es endlich doch auch hier als den Christennamen brandmarkend, als barbarisch und teuflisch erkannt und aufgehoben wurde. Einer seiner Beamten, Llorente, giebt an, daß allein von dieser Spanischen Inquisition 31,912 Menschen verbrannt und 291,450 auf Lebenslang eingekerkert oder sonst hart bestraft worden sind. — Da der König das Vermögen der Verurtheilten einzog, verschaffte sie ihm viel Geld und Gut, wie er auch dadurch seine politischen Widersacher, welche man ja zu dem Ende nur der Ketzerei beschuldigen durfte, gar leicht aus dem Wege räumen oder unschädlich machen konnte. Uebrigens hat der Papst das höllische Wesen gebilligt und dem Könige um dieses seines Glaubenseifers willen den Zunamen „des Katholischen" beigelegt.

§ 13. Maximilian I. (1493—1519.)

Wir kehren zur deutschen Geschichte zurück (S. 445). Schon 7 Jahre vor Friedrichs III. Tode wurde sein Sohn Max zum deutschen Könige, d. i. zu seinem Nachfolger gewählt. Ein hochgewachsener, kräftiger, schöner Mann, ein Freund der Waffen, auch Liebhaber der Wissenschaften und mehrerer Sprachen kundig, im Gegensatze zu seinem lahmen Vater voll Leben und Beweglichkeit, heiter, verschwenderisch, abenteuerlich, tollkühn. Einst verfolgte er auf der Gemsjagd ein Thier so hitzig, daß er auf einmal auf der äußersten Spitze der Martinswand (bei Innsbruck) stand, ohne zu wissen, wie er hinaufgekommen war und wie er wieder herunterkommen sollte. So sah man ihn bis in den dritten Tag gleichsam in der Luft schweben, als ihn endlich noch ein Bergmann rettete.

Seine Verbindung mit der Erbtochter Karls des Kühnen (S. 450) kam nach des Kühnen Tode doch noch zu Stande. Die verwaiste, bedrängte Maria bot selbst ihre Hand dem ritterlichen Erzherzoge dar und das anmuthige Paar feierte 1477 zu Gent in den Niederlanden seine glänzende Vermählung. Ein großes Glück allerdings für Max und das heruntergekommene Habsburgische Haus! Maria empfieng zwar weit nicht das ganze Besitzthum ihres Vaters, denn das Herzogthum Burgund zog der französische König ein; aber aus den reichen Niederlanden vertrieb diesen ihr theurer Gatte. Sie starb jedoch zu seinem Leide schon 1483, nachdem sie ihm ein Söhnlein Philipp und eine Margaretha geboren hatte; und nun weigerten sich die Niederländer, ihn fortan als ihren Regenten anzuerkennen. Er hatte lange Zeit seine Noth mit ihnen. Einmal hielten ihn sogar die Bürger zu Brügge gefangen und bedrohten sein Leben. Da erschien sein lustiger Rath (Hofnarr) Kunz von der Rosen, als Priester verkleidet, bei ihm im Gefängniß und drang in ihn, sich eine Platte scheeren zu lassen und die Kleidung mit ihm zu tauschen und so zu entrinnen; er wollte für ihn zurückbleiben und, wenn's sein sollte, sich tödten lassen. Max ließ sich aber durchaus nicht bewegen, den treuen Diener zu opfern, und dieser gieng weinend weg, daß sein Herr so „fromm" war. Indessen gelangte der König wieder in Freiheit und 1489 in ruhigen Besitz der sämtlichen Niederlande.



Fig. 135. Maximilian I.

Als er 1493 die kaiserliche Regierung antrat, jubelte ihm Deutschland zu. Allein er hat die großen Hoffnungen und Erwartungen, die man von ihm hegte,

nicht erfüllt. Die Schuld lag einmal in den Verhältnissen, da der deutsche Kaiser durch Hingabe der meisten seiner früheren Gerechtsame gar zu ohnmächtig geworden war und von den damit bereicherten eigennützigen Ständen gar zu wenig unterstützt wurde, anderntheils und vornehmlich aber an ihm selbst, denn dem geistig reichbegabten, muthvollen und regthätigen Manne fehlte nüchterne Besonnenheit und fest durchdringende Willenskraft. — Er vermählte sich zum andern Male mit Bianca, der Herzogstochter von Mailand, hauptsächlich, um seine leere Schatulle mit ihren 300,000 Dukaten Mitgift zu füllen, daneben auch um mit Hilfe des Herzogs das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herstellen zu können. Allein die Dukaten waren bei seiner schlechten Wirthschaft bald davongeflogen und von den Reichsständen verlassen, erwarb er in Italien statt des gehofften Glanzes nur Spott und Schmach.

In Deutschland verherrlichte sich zwar seine Regierung durch eine neue segensreiche Einrichtung, aber, in Wahrheit gesagt, diese wurde ihm abgenöthigt. Er setzte nämlich 1495 auf einem Reichstage zu Worms das Reichskammergericht ein. Ein solches war dringendstes Bedürfniß und wurde schon lange her laut begehrt, besonders von den Städten. Hinfort sollten des Reichs Glieder sich nicht mehr untereinander befehden, das heillose schandbare Faustrecht sollte für immer abgethan sein; alle Streitigkeiten sollen vor das Reichskammergericht gebracht und von diesem geschlichtet werden; und wer dasselbe verachtend sich selbst Recht verschaffen wollte, den sollte die Reichsacht treffen. Dieses Gericht bestand aus dem obersten Kammerrichter, als des Kaisers Stellvertreter und 16 Beisitzern, gewählt von den Fürsten und Städten aus Rittern und Rechtsgelehrten. Es hatte seinen Sitz zuerst in Frankfurt a. M., dann 1530 in Speier, seit 1693 in Wetzlar. Zur Erleichterung und Förderung seiner Thätigkeit wurde das deutsche Reich in zehn Kreise getheilt, den Bayrischen, Schwäbischen, Fränkischen ꝛc. Freilich konnte das edle Institut anfänglich nicht recht zum Leben kommen, vermochte auch den Fehden der Reichsglieder untereinander nie ganz zu steuern. Die praktischen Schweizer versagten ihm ihre Anerkennung, wurden darüber vom Kaiser bekriegt, errangen sich aber im Basler Frieden 1499 die Ablösung vom Reich.

Sonst hat Max als Reichsoberhaupt nichts Wesentliches vollbracht. Fast alles, was er unternahm, gieng entweder nicht vorwärts, wie die Veranstaltung eines Heerzugs gegen die Türken, oder es lief übel ab, wie sein Schweizerkrieg. a. 1508 unternahm Max eine Fahrt nach Rom, um sich dort krönen zu lassen. Aber der gute Mann konnte nicht einmal dorthin gelangen; die Venetianer versperrten ihm den Durchgang. Uebrigens brachte ihm ein päpstlicher Legat den Titel: „Erwählter Römischer Kaiser" nach Trient, und damit begnügte er sich. An Venedig sich zu rächen, gelang ihm nicht trotz aller Bündnisse. — Glücklicher war Max in seinem Streben nach Mehrung der Habsburgischen Hausmacht, und von ihm schreibt sich die künftige ungemeine Größe derselben her. Durch seine erste Heirat hatte er die Niederlande an sein Haus gebracht. Seinen Sohn, Philipp den Schönen, verheiratete er an eine Tochter Ferdinands II. und Isabellens (S. 456), und er erlebte es noch, daß dieses Philipps Sohn, sein Enkel Karl, den Thron Spaniens einnahm, 1516, und damit zugleich Herr von Neapel und Sicilien und von den unermeßlichen Ländern des neuentdeckten Amerika's wurde. Einen andern Sohn Philipps, seinen Enkel Ferdinand, verlobte er mit der Tochter Wladislaws, des Königs von Böhmen und Ungarn, und so gelangte dieser Ferdinand 1526 zur Herrschaft über beide große Königreiche, die also dem Hause Habsburg zufielen.

Max hielt noch 1518 einen Reichstag zu Augsburg, auf welchem er seinen Enkel Karl von Spanien zu seinem Nachfolger im Kaiserthume wählen lassen wollte. Aber die Kurfürsten giengen nicht darauf ein. Mißmuthig und schon kränkelnd zog er weg, zwei Tage ehe Martin Luther nach Augsburg kam. Hinaus-

reitend sprach er: „Nun gesegn' dich Gott, du liebes Augsburg und alle fromme Bürger drin! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt (er hatte viel Mummerei und Kurzweil darin gepflogen und dabei Hunderttausende verschwendet); nun werden wir dich nicht mehr sehen!" Als er nach seinem geliebten Innsbruck kam, nahm man seine Wagen und Pferde nicht unter Dach, sondern ließ sie eine Winternacht über auf offener Straße stehen, weil er von früher her den Bürgern noch Geld schuldig war. Die Kränkung zog ihm ein Fieber zu, doch reiste er weiter und zu Wels blieb er liegen. Er bestellte sein Haus und zog ein Sterbegewand an. Als seine Diener zu weinen anfiengen, sprach er: „Was weinet ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben sehet?" und starb 12. Jan. 1519.

§ 14. Politischer Hinblick auf den Schluß des Mittelalters.

Mit Max schließt das Mittelalter. Die alten Zustände sind zerfallen oder im Zerfallen. — Das Eigenthümliche des Mittelalters in staatlicher Hinsicht ist das Feudalwesen. Der ursprüngliche Geist desselben, hingebende Treue des Vasallen gegen den Lehensherrn, war im Allgemeinen schon längst verweht; jeder größere und kleinere Lehensträger suchte nur das Seine. Der Herrscher freilich auch, und drückte, vermocht' er es, die Vasallen ganz herunter und trachtete, wie in Frankreich und Spanien, nach absoluter Monarchie, d. h. er wollte die Stände gar nichts mehr in seine Regierung dreinreden lassen. In Deutschland dagegen war Macht und Ansehen des Oberhauptes zu einem Schatten geworden und das Eine Reich in einige hundert fast ganz selbständige Staaten und Stätlein zertheilt. Es ist dies kein schöner Anblick und unser liebes Vaterland hat dabei an politischer Bedeutung ungemein verloren; doch kann auch gesagt werden, daß dabei eine Mannigfaltigkeit und ein Reichthum geistigen Lebens sich erzeugte, die andere Staaten nicht kennen.

Eine sehr bedeutende Veränderung war namentlich auch im Kriegswesen vor sich gegangen, durch die Einführung der Feuergeschosse. Um 1313 soll der Mönch Berthold Schwarz zu Freiburg das Schießpulver erfunden haben. Zwar ergibt sich aus neueren Forschungen, daß Chinesen, Araber und Griechen dasselbe schon lange vorher kannten; doch mag der Mönch es nach erfunden haben.

Es ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle. In Deutschland brauchte man es zuerst zum Sprengen von Felsen, doch bald auch im Kriege. Anfangs hatte man nur grobes Geschütz; man schoß aus gewaltigen weitmündigen Kanonen (a. 1338 cannon Röhre) oder „Bombarden" schwere Steine, dann große eiserne Kugeln gegen die Mauern belagerter Schlösser und Städte. Bald goß man aber auch kleinere Kanonen, deren man sich in der Feldschlacht bediente; dann Standrohre und Handbüchsen, bei denen man zuerst wie bei den Kanonen, das Pulver auf dem Zündloche mit einer Lunte anzündete, bis man weiterhin eine bessere Einrichtung mit Stahlrädern, Hahnen rc. erfand. Zur allgemeinen Anwendung gelangten die Handrohre und die Feuerwaffen überhaupt erst im 15. Jahrh. Jetzt mußte aber freilich die Kriegsführung eine ganz andere Gestalt gewinnen. Persönliche Kraft und Tapferkeit trat sehr zurück und die Stärke der Festen war schwach geworden. O wie betrübt schaute ein mancher Ritter aus seiner stolzen Burg, darinnen die Väter des Feindes gespottet, auf die feuerspeienden Ungethüme drüben, aus deren Maule so harte Bissen herflogen, daß die für die Ewigkeit gebauten Mauern und Thürme zerbröckelt, zermalmt zusammenstürzten! Und wie schmerzte es ihn, der sonst auf seines Armes Riesenkraft getrotzt, wenn er mit gefällter Lanze gegen den Feind ansprengte und eine entgegensausende Kugel ihm Arm und Lanze wegriß!

Vor den Feuerwaffen mußte die Herrlichkeit des Ritterthums erblassen. Die Schweizer hatten den Werth eines festen Fußvolks gezeigt (S. 451); weil sie den Franzosen dienten, stellte Max ähnlich bewaffnete Landsknechte auf, denen bald Hakenschützen beigegeben wurden. Vater dieser neuen Infanterie war der Schwabe Georg von Frundsberg († 1528).

§ 15. Das Christenthum in dieser Zeit.

Von den in der Kirche eingerissenen vielen und schweren Irrthümern (S. 403 f.) war nicht einer beseitigt, vielmehr der Sinn der Christen von dem Wahren, was sich noch in der geltenden Lehre vorfand, immermehr gerade dem daran haftenden Falschen zugewendet und in dasselbe hineingetrieben worden. Wie

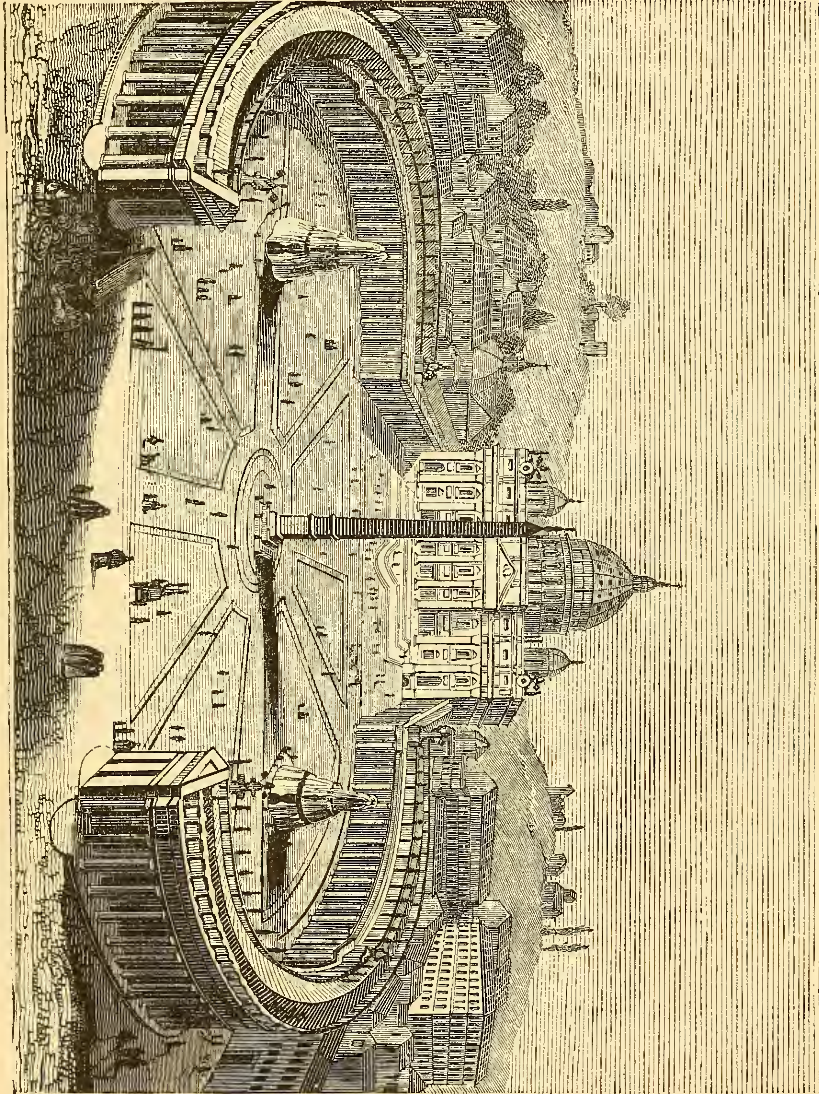


Fig. 136. Peterskirche und Petersplatz in Rom.

hätte es da können besser werden in der armen Christenheit? Wie die Lügen aus der Finsterniß sind, so muß auch das Leben in und aus ihnen finster sein. Nun hatten aber auch die blos äußerlichen Besserungsversuche ein klägliches Ende genommen. Aus „der Reformation an Haupt und Gliedern“ war nicht das Mindeste geworden,

ja es hatte sich die Kirche nur immer reißender verschlechtert und der Aberglaube stand in vollster Blüte.

Es ist merkwürdig, die vier Päpste zu betrachten, die der wahren Reformation vorausgegangen sind und von denen der letzte noch in sie hereinreicht. Schon unter Sixtus IV. (1471—84) gab es der päpstliche Stuhl auf, geistliche Zwecke zu verfolgen, und wurde für seine Inhaber nur eine Erwerbsquelle; durch rücksichtslose Gewaltthat wurde dem Neffen ein Fürstenthum Imola gegründet. Innocenz VIII. (—1492) hatte 16 uneheliche Kinder, die er vom Schweiße der Christenheit bereicherte. Er erklärte offen: „Gott wolle nicht die Strafe des Sünders, sondern nur daß er bezahle." Alexander VI. (—1503) war der Ruchloseste von Allen, die je auf dem römischen Stuhle saßen, ein Ausbund der Verworfenheit; er ordnete den Ablaß an. Sein vornehmlichstes Trachten gieng dahin, seinen fünf Kindern, zu denen er sich ohne Scheu bekannte, durch alle Mittel weltliche Fürstenthümer zu verschaffen. Er hielt mit ihnen Saufgelage und die schamlosesten Belustigungen. Seinen Sohn Cäsar Borgia, den frechsten und wildesten der Menschen, liebte er am meisten und machte ihn zum Kardinal. Mit diesem, der Blutsverwandte und viele Andere ermordete, trieb er selbst das Mordhandwerk, fand aber dabei auch seinen Lohn. Als er einst mehrere mißliebige Kardinäle eingeladen hatte, um sie zu vergiften, wurden die Becher verwechselt und er trank selbst Gift, woran er starb. — Julius II. (—1513) stellt uns einen Papst im Harnisch vor. Er entledigte sich des Borgia und nahm sein Herzogthum ein, bestrebte sich dann unablässig, das päpstliche Gebiet durch Eroberungen zu vergrößern, und zog selbst dazu aus. Er verband sich mit dem Sultan gegen Venedig, brauste an der Spitze seines Heeres in die Schlacht, stieg die Sturmleiter hinan, drang mit dem Schwert in der Faust in die Breschen ein &c. — Leo X. (—1521), aus dem Hause der Medici zu Florenz, war wohl ein sehr gebildeter Herr, voll Sinn für Kunst und Wissenschaft, die er aufs Freigebigste unterstützte, aber, sagt Einer richtig, „frommer Sinn und geistliche Art fehlten ihm ganz." Er vergnügte sich an den heidnischen Schriftstellern, an antiken und neuen Bildwerken, an dem Prachtbau der neuen Peterskirche (Fig. 136) und in dem üppigsten, glanzvollsten Leben. Das Geld zu seinen vielen Ausgaben raubte er auf die unverschämteste Weise in den Christenländern zusammen, wodurch er den nächsten Anlaß zur Reformation gab.

Unter den Kardinälen am päpstlichen Hofe herrschte ein abscheulich unsittliches Wesen, und während dieser Hof nach außen über den Bestand „des rechten Glaubens" so strenge Hut hielt, huldigten die mehrsten seiner Glieder für sich selbst einem gänzlichen Unglauben, so daß sie unter sich über die Religion nur spotteten. Die Bischöfe in den Landen bekümmerten sich um ihr weltlich Regiment und wie sie ihr reiches Einkommen in Prangen und Schwelgen recht glücklich verthun wollten. Die Geistlichkeit weiter herab machte es nicht besser, nur derber; die Pfarrer und Kapläne saßen auf den öffentlichen Bier- und Weinbänken, soffen, spielten, fluchten und tobten wie die Landsknechte. Dabei waren sie erstaunlich unwissend; die wenigsten hatten die hl. Schrift nur gesehen, manche sagten, sie wollten sie gar nicht sehen, nannten sie „eine Mutter aller Ketzereien, ein Buch voll Gift." Doch wurden die Weltgeistlichen an Unwissenheit und Lasterhaftigkeit von den Klosterleuten im Durchschnitt noch überboten. In den zahllos an allen Orten und Enden sich erhebenden Klöstern, auch jetzt in denen der einst so streng lebenden Bettelmönche, und ebenso bei den Nonnen hatte sich Schlemmerei und Lustseuche in entsetzlichem Grade eingenistet. — Und nun die Laien! Das Volk auf dem Lande war unsäglich blind, voll des thörichtsten Aberglaubens, und dabei, wie es nicht anders sein konnte, erschrecklich roh. In den Städten hatte ein leichtfertiges, genußsüchtiges Leben überhand genommen und in den reichsten trieb man es am buntesten, doch fällt es auf, daß die aristokratischen Freistädte (Nürnberg, Basel &c.) noch mehr Zucht handhabten, als die demokratischen (Frankfurt, Brügge &c.), in welchen eine furchtbare Zügellosigkeit waltete. Ausgelassener noch als in den Städten pflegte es aber doch in den Burgen des Adels und an den Höfen der Fürsten herzugehen. Die alte deutsche Völ-

lerei hatte ihre Höhe erreicht, und es galt Fürsten und Rittern für eine Hauptlust und Heldenthat, beim Gelage einander buchstäblich unter den Tisch zu trinken. In allen Ständen war Fressen, Saufen, Kleiderpracht, leidenschaftliches Karteln und Würfeln, Hurerei und Rauferei an der Tagesordnung. Selbst der berühmte Kardinal Bellarmin (1542—1621) bezeugt: „Einige Jahre, ehe Lutheri Ketzerei entstund, war fast keine Ernsthaftigkeit in den Kirchengerichten, keine Zucht in den Sitten, keine Gelehrsamkeit in der hl. Schrift, keine Ehrfurcht vor dem Göttlichen, ja es war fast keine Religion mehr; hingegen herrschten alle Gattungen der Laster."

Allerdings lebte noch der wahre Glaube bei Waldensern und böhmisch-mährischen Brüdern; letztere hatten um 1500 wohl 300 Gemeinden. Auch in England blieben Wicliffiten (Lollards genannt) ihrer Ueberzeugung bis in den Tod getreu. Aber

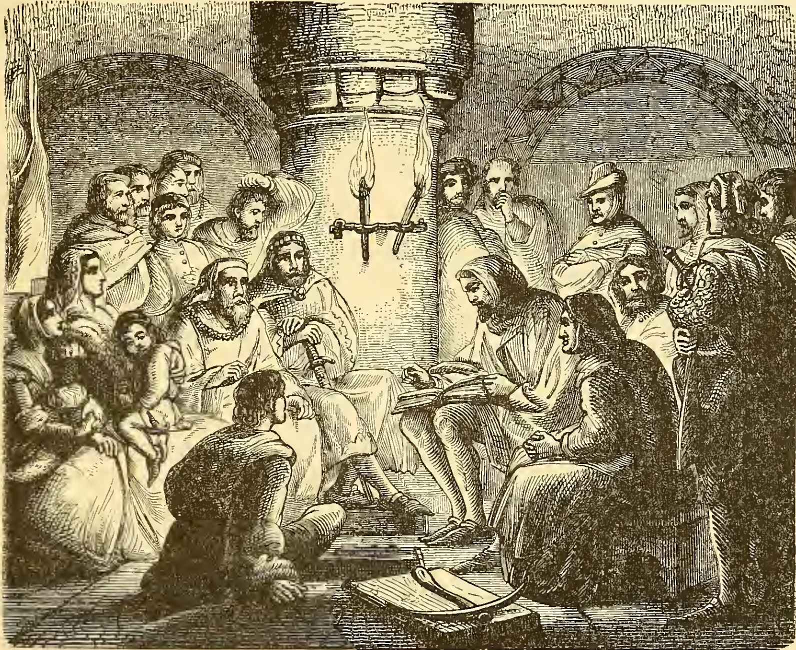


Fig. 137. Heimliches Vorlesen der Wicleff'schen Bibelübersetzung durch die Lollarden.

selbst innerhalb der bestehenden Kirche fanden sich noch tröstliche Erscheinungen. Namentlich waren es die Mystiker (S. 402), zu welchen sich inmitten des großen Verderbens ein besseres Christenthum geflüchtet hatte. Das sind edlere Seelen, welche aus jener finstern, argen Zeit lieblich zu uns herüberleuchten.

So der gottinnige Mönch Johann Tauler, † 1361, der zu Straßburg ein reineres Christenthum mit Eifer und Macht predigte und vornehmlich von dem Uebermaß des Aeußerlichen beim Cultus weg zum innerlichen Gottesdienste zu führen suchte. — In dem hochtrefflichen Büchlein, „die deutsche Theologie" betitelt, spiegelt sich noch weit mehr Licht als in Taulers Schriften. Luther hat es mit freudiger Begierde gelesen und mit einer Vorrede neu herausgegeben, in welcher er bekennt, daß er nächst der hl. Schrift und den Büchern Augustins daraus am meisten gelernt habe. — Gerhard Groot in Deventer († 1384), ein tiefernster, beredter Volksprediger wurde Gründer einer frommen Gemeinschaft, der „Brüder des gemeinsamen Lebens." Diese Brüder lebten ohne klösterlichen Zwang frei zusammen, um sich wechselseitig zu erbauen und zu einer gesegneten Wirksamkeit unter dem Volke, insonderheit unter der Jugend, zu kräftigen; und sie waren nach dem Maße ihrer Erkenntniß aufrichtig fromme, der innerlichen Heilig-

keit ernstlich beflissene Menschen. Tiefer als seine Mitgenossen drang Thomas von Kempen († 1471) in die Wahrheit und in's wahre Leben ein. Sein Hauptwerk sind die „Vier Bücher von der Nachfolge Christi." Er schrieb sie 1441 lateinisch; sie sind aber mehrmals in's Deutsche übersetzt, sowie in viele andere Sprachen. Sie athmen auf jeder Seite lautere Demuth, zarte Liebe zu Gott und inniges Sehnen nach Vereinigung mit ihm durch Jesum Christum. In solch einer Uebersetzung, welche das dem Original annoch anklebende Römische weggethan hat, sind sie auch für evangelische Christen eine köstliche Erbauungsschrift. — In einem solchen Brüderhause erhielt ein Mann seine Bildung, welcher an Wissen und Erkennen den Thomas überstrahlte, an ungeheuchelter Frömmigkeit ihm nicht nachstand, Joh. Wessel (1419—89). Er wirkte als Lehrer in Köln, Paris und Heidelberg und seine Gelehrsamkeit, insonderheit in den alten Sprachen und der Philosophie, war so hervorragend, daß man ihn (freilich ganz gegen den Willen des bescheidenen Mannes) „das Licht der Welt" nannte. In Paris befreundete sich ein Kardinal mit ihm, welcher als Sixtus IV. (S. 462) den röm. Stuhl bestieg. Als Wessel den alten Freund in Rom besuchte, wurde er aufgefordert sich eine Gunst zu erbitten. Wessel bat um eine hebräische und griechische Bibel aus der vatikanischen Bibliothek. Da fragte ihn Sixtus lächelnd, warum er nicht doch mehr (etwa ein fettes Bisthum) begehrt habe. Er erwiderte: „Ich bedarf weiter nichts!" Ganz glücklich reiste er heim mit seiner Bibel im Grundtexte, die er jetzt immer emsiger und ernstlicher erforschte und gegen deren Inhalt ihm alle Welt zu Koth wurde. Die Erkenntniß, die ihn daraus erleuchtete und beseligte, legte er für Andere in Schriften nieder. Luther wurde mit denselben erst spät bekannt und äußerte, „wenn er sie früher gelesen hätte, so könnten seine Gegner sagen, er habe aus Wessel geschöpft." Ganz rein von allen Irrthümern sind freilich auch sie nicht; doch die Hauptsache hatte der Mann gefunden, die Gerechtigkeit allein durch den Glauben an Christum. Während Thomas und Tauler, weil sie die römischen Irrlehren nicht angriffen, unangefochten blieben, zog sich Wessel, der schon gegen einzelne kühn ankämpfte, viele Feinde zu, und nur seine hohen Gönner schützten den lieben Menschen Gottes vor dem Schicksale, das einen Zeitgenossen von fast gleichem Namen und ähnlicher Lehre, den Joh. von Wesel, Professor zu Erfurt, betraf, den man auf Lebenslang († 1482) einsperrte. Wessel blieb frei in seiner Einsamkeit, dahin er sich zuletzt mit seiner theuern Bibel zurückgezogen, und starb mit den Worten: „Ich weiß nichts als Jesum Christum den Gekreuzigten!" Er kann der nächste Vorläufer der Reformation genannt werden.

§ 16. Das Wiederaufleben der Wissenschaften.

Zuerst erwachte in Italien ein neuer Eifer, die alten römischen und griechischen Schriftsteller zu studiren. Es war vornehmlich der Dichter Petrarca (S. 429), der sich diesem Studium mit schwärmerischer Liebe hingab. Mit außerordentlicher Begier trachtete er den Meisterwerken des Alterthums nach; überall hin sandte er Briefe und Geld, um ihnen nachspüren zu lassen, und durchsuchte selbst auf seinen Reisen alle Orte, besonders die Klöster, um noch unbekannte an's Licht zu ziehen. Die aufgefundenen ließ er durch Abschriften vervielfältigen, griechische zu leichterem Verständniß in's Lateinische übersetzen &c. So wurde das Studium der alten Klassiker in Italien immer allgemeiner, und die schwerfälligen Schulgelehrten wurden von den Poeten, wie man diese Humanisten hieß, allgemach überflügelt.

Dieser Eifer für klassische Bildung wurde im 15. Jahrh. durch einige gelehrte Griechen, welche nach Italien kamen, noch mehr entflammt. Der berühmteste derselben heißt Manuel Chrysoloras, welcher seit 1398 in Florenz und Padua griechische Sprache lehrte und griechische Schriftsteller erklärte. Er begeisterte ganz Italien für die Kunst und Wissenschaft der alten Hellenen. Noch in vielen andern Städten wurden griechische Lehrstühle errichtet. Die Italienischen Fürsten und Herren suchten einen Ruhm darin, zur Hebung der geistigen Schätze des Alterthums beizutragen. Am meisten geschah dieß von den Mediceern in Florenz, welche die dort sich sammelnden Gelehrten wahrhaft fürstlich ehrten und belohnten.

Zu Constantinopel war bei allem Verfall in Religion und Sitte doch

noch viel Liebe zu Kunst und Wissenschaft geblieben; und als nun 1453 auch schließlich diese Weltstadt in die Hände der Türken fiel, kamen Scharen kenntnißreicher Griechen flüchtig nach Italien, durch welche denn der Eifer für klassische Bildung einen neuen und noch höhern Schwung erhielt. Von Italien aus verbreitete sich derselbe aber auch in die andern Länder des Occidents, und in keinem lebte er stärker auf als in Deutschland.

In Deutschland gab es nun auch schon länger her Universitäten, oder solche wurden eben um diese Zeit gegründet. Die Universität Prag entstand schon 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Würzburg 1403, Leipzig 1409, Rostock 1419, Löwen 1426, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Basel 1460, Ingolstadt 1472, Tübingen und Mainz 1477. Alles zuerst kirchliche Anstalten, auf denen das Kirchenrecht vorherrschte. Mit der Zeit aber wurden auf diesen Hochschulen und auch andern Orts, namentlich in den Brüderhäusern, die Klassiker mit regstem Fleiße getrieben. Da gieng eine schöne Zahl ausgezeichneter Kenner der alten Sprachen und Wissenschaften hervor. Die gelehrtesten von allen waren Reuchlin und Erasmus.

Joh. Reuchlin von Pforzheim, geb. 1455, gest. 1522, bemächtigte sich der lateinischen und griechischen Sprache wie kein Deutscher vor ihm. Auch das Hebräische erlernte er gründlich, wozu er die Beihilfe gelehrter Juden suchte. Er schrieb die erste hebr. Grammatik. Der Andere, Desiderius Erasmus von Rotterdam, geb. 1466, gest. 1536 zu Basel, übertraf den Vorigen noch im Lateinischen und Griechischen, während er jedoch mit dem Hebräischen sich nicht einlassen mochte. Lateinisch schrieb er besser als seine Muttersprache. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe des Griechischen Neuen Testaments mit gelehrten Anmerkungen, während in Spanien Kardinal Ximenes schon auch eine hebräische Bibel mit den bedeutendsten Uebersetzungen herausgab.

Wir sehen, es geht alles auf eine neue Zeit hin. Uebrigens dürft ihr das Wiederaufleben der klassischen Literatur nicht überschätzen, es euch nicht als durchweg segenbringend für die Menschheit denken. Die alte heidnische Weisheit konnte ja dem Elende der Welt jetzt so wenig als einstmals abhelfen, und es ist nicht zu leugnen, daß Viele sich in das alte Heidenthum mit seinen schönen dichterischen Gestalten verliebten, in hingebender Beschäftigung damit unvermerkt heidnisches Wesen in Sinn und Wandel aufnahmen und im Grunde ihres Herzens gar ungläubig wurden, wie die Gebildeten der Griechen und Römer zuletzt. Aber es erkannten doch die feingebildeten Humanisten den greulichen Aberglauben in der Kirche, schlugen auf ihn unbarmherzig mit den Waffen des Witzes und Spottes los, und trugen damit, daß sie ihn lächerlich machten, ein Bedeutendes zu seinem Sturze bei. Und dann diente die genauere Kenntniß der alten Sprachen dazu, daß man jetzt die Bibel im Grundtexte studiren und zu den köstlichen Schätzen des göttlichen Wortes besser gelangen konnte. Und das ist der Segen, den das Wiederaufleben der Wissenschaften der Christenheit brachte.

§ 17. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zu ungemeiner Erleichterung und Förderung des Studiums diente die wichtigste Erfindung, die je gemacht und die in Deutschland gemacht wurde, die Buchdruckerkunst (Typographie). Sonst mußte man die Bücher mühsam abschreiben, daher sie selten und sehr theuer waren, wie denn eine geschriebene Bibel etwa 500 Goldgulden kostete. Von nun an konnten Tausende von Exemplaren in einer Schnelle gefertigt und die Bücher so wohlfeil verkauft werden, daß auch Unbemittelte sie sich anzuschaffen im Stande waren.

Mit dieser Erfindung gieng es aber also zu. Schon geraume Zeit her war die Formschneidekunst da; man schnitt Bilder in Holztafeln, bestrich sie mit Tinte und druckte sie ab, ebenso Spielkarten. Hatte man einen Heiligen oder eine heil. Geschichte geschnitten, so setzte man wohl auch den Namen oder ein Verslein darunter. Da dachte man, es ließen sich ja auch ganze Seiten voll Buchstaben schneiden und so am Ende ganze Büchlein abdrucken, und man unternahm es; die

Chinesen druckten Bücher auf solche Tafeln seit 904. Indessen mußte zu jeder neuen Seite eines Büchleins, das man so fertigen wollte, eine neue Holztafel geschnitten werden; das gieng langsam her. Da kam Joh. Gutenberg, geb. zu Mainz 1397 aus dem Geschlechte der Gensfleisch, auf den Gedanken, einzelne Buchstaben oder Lettern, also bewegliche, zu schneiden, abzuschlagen und zu gießen, mit Tinte oder Lampenruß zu schwärzen, und dann mittelst einer Presse abzudrucken; so konnten sie darnach wieder auseinandergelegt und zu einer neuen Seite benützt werden. Mit diesen beweglichen Lettern in Messing, dann in Schriftmetall, war die Buchdruckerkunst erfunden. Es geschah um's J. 1440 zu Straßburg, wo Gutenberg sich damals aufhielt und Spiegel machte. Er war dann wieder in seiner Vaterstadt,



Fig. 138. Gutenberg.

wo er einen Joh. Fust zum Geldschießen bereit fand, 1450 mit ihm einen Vertrag schloß und 1451 einen Donat (lat. Grammatik), 1452 die lat. Bibel herausgab. Der Schule und dem Glauben sollte diese Kunst dienen. Sie trat gleich in einer Vollkommenheit auf, die bis jetzt wenig oder gar nicht übertroffen worden ist, wie die kostbarschön gedruckten Bücher aus jener Zeit beweisen. Dazu mag Fust's Schwiegersohn, P. Schöffer, beigetragen haben, der den Letternguß verbesserte. Gutenberg starb 1468, von Fust um die Früchte seiner Erfindung gebracht.

Die edle Kunst muß jetzt ebenso dem Reiche der Finsterniß, als dem Reiche Gottes dienen; aber im Dienste des Göttlichen trat sie in die Welt ein. Die Mönche freilich nannten sie eine Teufelskunst, weil sie nun ihren guten Verdienst durch

Abschreiben der Bücher verloren. — Schon ein Jahrh. zuvor war in Ravensburg die Kunst erfunden worden, aus zerstampften Lumpen Papier zu bereiten. Vorher



Fig. 139. Gutenbergs erster Druckversuch.

chrieb man auf Pergament und aus dem Morgenlande bezogenes Baumwollenpapier, welche Schreibmaterialien viel mehr kosteten als das Linnenpapier.

§ 18. Entdeckungen neuer Länder und Meereswege.

Wie ein glückseliges Fabelland lag Indien mit seinen Schätzen, Gold, Perlen, Edelsteinen und Spezereien vor den Augen und Träumen der Bewohner des Occidents. Die Waaren von dort kamen aber auf mühsamen Wegen, immer theilweise zu Land, und nur durch die Zwischenhand muhammedanischer Nationen zu ihnen, wodurch sie sehr vertheuert wurden. Lange her hatte sich schon der Wunsch geregt, den Handel mit Indien unmittelbar betreiben zu können und zu dem Ende eine ununterbrochene Wasserbahn bis dorthin aufzufinden.

Die Portugiesen, welche sich im 15. Jahrh. zu den tüchtigsten Seefahrern heranbildeten, wagten sich da schon etwas weiter in's hohe Meer hinaus. Das konnte man, nachdem (schon vor 1240) der Kompaß erfunden worden war, dessen auf einem Stifte freischwebende Magnetnadel beständig nach Norden zeigt, wornach man den Lauf des Schiffes richten und wodurch man sich vor Verirrung auf dem Meere schützen kann. Der Portugiesische Prinz Heinrich strebte (seit 1415) nach Entdeckungen an der afrikanischen Küste, nachdem schon 1341 seine Landsleute die Canarien, welche Plinius kannte, wieder entdeckt und 1350 das reizende Madeira und die liebliche Gruppe der Azoren aufgefunden hatten. Diese wurden nun 1419 besiedelt; die blondhaarigen Guanchen aber, welche die Canarien inne hatten, erlagen den Spaniern.

Um Afrika herum, wenn es nicht endlos gen Süden fortliefe, könnte man nach Indien kommen! so dachten die Portugiesen und fuhren endlich über die Breite der öden Saharaufer hinaus. a. 1447 gelangten sie an's grüne Vorgebirg und fiengen die ersten Neger. Immer weiter drangen sie vor, verzagten Herzens wohl,

denn es ward immer heißer und die Neger empfiengen die Vordringenden mit Giftpfeilen. Aber 1471 kam ein Schiff an Guinea hinab über die Linie hinaus, und man freute sich bei der unsäglichen Hitze, daß man doch nicht gar verbrenne. Und mit Wundern sah man andere Sterne über sich (die der südlichen Halbkugel). a. 1484 sandte König Johann II. Schiffe aus, welche schon am Reiche Congo hinabliefen. Und die Lüfte wurden wieder kühler. Aber Afrika streckte sich allerdings lange. Endlich 1486 erreichte der kühne Seefahrer Barthol. Diaz offenbarlich das Südende des Welttheils. Heftige Stürme und eine Meuterei seiner Leute bewogen ihn umzukehren, um seinem Könige die wichtige Botschaft zu bringen. Er hatte die Südspitze Afrika's das stürmische Vorgebirge genannt; aber Johann II. hieß es gleich „das Kap der guten Hoffnung", denn er sah den Seeweg nach Indien gefunden. — Vor die wirkliche Erreichung dieses Zieles fällt aber die größere

Entdeckung Amerika's.

Um 1436 oder 1456 wurde Christoph Colombo zu Genua geboren. Er trat frühe in den Schiffsdienst, lernte das Seewesen gründlich, machte viele Seefahrten mit und zeichnete sich durch Kenntnisse, Muth und Geistesgegenwart aus. Etwa 1477 kam er nach Lissabon und verheiratete sich dort mit der Tochter eines italienischen Schiffskapitäns, dessen Tagebücher und Karten er begierig studirte. In seinem nachdenkenden Geiste stieg ein großer Gedanke auf. Er wollte Indien nicht östlich um Afrika herum, sondern westlich über das Atlantische Meer hin aufsuchen und, Gott helfe, auffinden. Man wußte, daß die Erde rund sei; nach Berichten und Sagen war Indien über die Maßen groß und zog sich wohl weit um die Erdkugel herum; so glaubte er, man dürfe nur gerade nach Westen steuern, so müsse man nicht allzufern daran stoßen. Von der früheren Entdeckung Nordamerika's durch Normänner aus Island und Grönland (um 1000) scheint er nichts erfahren zu haben, obwohl er auch Island besuchte. — Colombo wendete sich an den König von Portugal, der den Plan prüfen ließ. Nach dessen Verwerfung gieng Colombo an den Spanischen Hof, ja trat in Ferdinands Dienst 1486. Auch hier konnte er, da eine eingesetzte Prüfungskommission seinen Plan ungünstig beurtheilte und man gerade den kostspieligen Krieg mit Granada führte, lange Zeit nichts ausrichten. Jahrelang harrte der von seinem Gedanken hochbegeisterte Mann auf eine bessere Stimmung des Hofes und schon wollte er abermals weiter, nach Frankreich, als sich die Königin, durch einen aufgeklärten Mönch gewonnen, endlich doch noch bewegen ließ, auf das Unternehmen einzugehen. Es wurde ein Vertrag mit Colombo abgeschlossen, kraft dessen er Großadmiral aller neuen Meere und Unterkönig aller von ihm entdeckten Länder sein, auch den zehnten Theil aller Einkünfte derselben beziehen und seine Würden und Vortheile auf seine Nachkommen vererben sollte. — Mit drei unansehnlichen Schiffen trat er seine Erste Reise an, nachdem er mit der ganzen Mannschaft, 120 an der Zahl, vorher gebeichtet und das heil. Abendmahl genossen hatte. Es war am 3. August 1492 kurz vor Sonnenaufgang, da sie unter dem glückwünschenden Zuruf unzähliger Zuschauer aus dem Hafen von Palos abfuhren.

Gleich anfangs zerbrach ein Steuerruder, was vielen als ein böses Anzeichen erschien. Auf einer der Kanarischen Inseln wurde indessen der Schaden gebessert. Von hier segelten sie denn mit gutem Winde in das bisher noch von keinem Schiffe besuchte große Weltmeer hinein. Schon am folgenden Tage war ihnen alles Land verschwunden; da wurde es dem Schiffsvolk unheimlich. Und wie es nun Tag für Tag und Woche für Woche fortgieng, ohne daß etwas andres als Himmel und Wasser sich zeigte, da ward das Schiffsvolk voll Angst und Furcht. Colombo aber blieb ruhig und heiter, tröstete und ermuthigte die Verzagten. Aber immer will kein Land erscheinen! Am 1. Oktober hatte man schon 770 Seemeilen zurückgelegt (wiewohl Colombo die Strecke geringer angab), aber immer noch ein unbegrenztes Meer vor Augen. Zwar ließen sich unbekannte

Vögel sehen und stellenweise deckte grünes Meergras die See; allein diese günstigen Zeichen verschwanden wieder. Da wurde die Mannschaft äußerst unruhig und begehrte mit Drohen, daß Colombo umkehre. Doch dieser äußerte sich mit dem Verlaufe seiner Fahrt ganz zufrieden und beschwichtigte sie wieder. Als aber auch die neunte Woche seit ihrer Abreise verflossen war, die Schiffe rastlos vorwärts schoßen und dennoch kein Land sich blicken ließ, da nahm der Trübsinn überhand. Tags darauf aber schwimmt ein Schilfrohr und ein geschnitzter Stab auf sie zu, und Landvögel setzen sich auf die Masten. Jetzt späht alles nach Westen hin. Vor Mitternacht erblickte Colombo in der Ferne den Schein eines Lichtes; es verlosch wieder und konnte auch eine Täuschung gewesen sein. Zwei Stunden nach Mitternacht aber donnert ein Kanonenschuß von einem der andern Schiffe und „Land!“ erschallt es von allen Zungen.

Als der Morgen des 12. Okt. (1492) anbrach, lag eine liebliche grüne Insel vor ihren Blicken. Mit schmetternder Musik und fliegender Fahne, Colombo mit bloßem Degen an der Spitze, besteigen sie das Land. Sie werfen sich nieder und küssen die Erde; dann errichten sie ein Kreuz, vor dem sie beten. Der Admiral nimmt feierlich die Insel für die Krone Spanien in Besitz (was fortan bei jedem neuentdeckten Lande geschah). Er war an eine der Bahama-Inseln gekommen, welche er San Salvador (Watlings Insel) nannte; die Eingeborenen hießen sie Guanahani. Letztere waren Wilde, nackt, von röthlicher Farbe, sonst wohlgebildet, gutmüthig, sehr scheu und furchtsam. In Nasen und Ohren trugen sie Goldbleche, was die Spanier mit großer Theilnahme bemerkten. Auf die Frage, woher sie diese hätten, wiesen sie nach Süden.

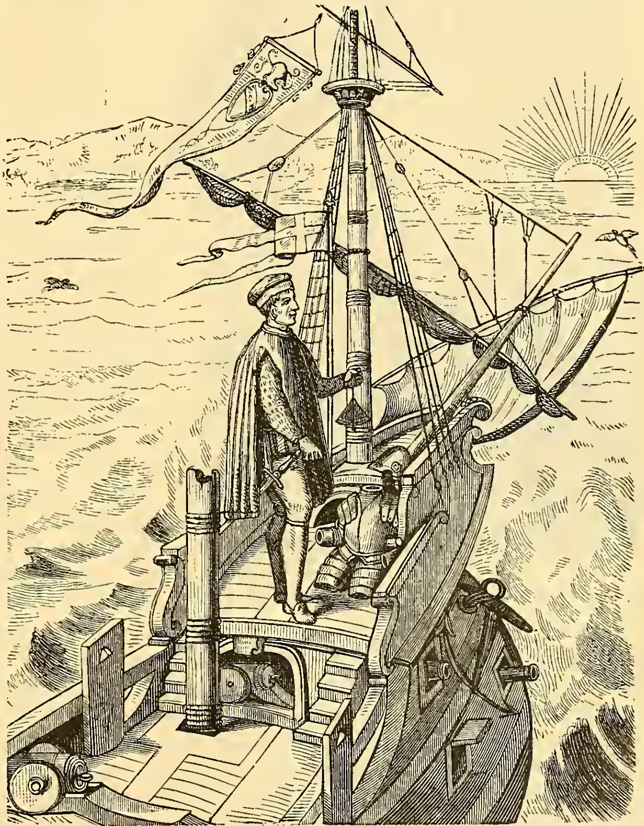
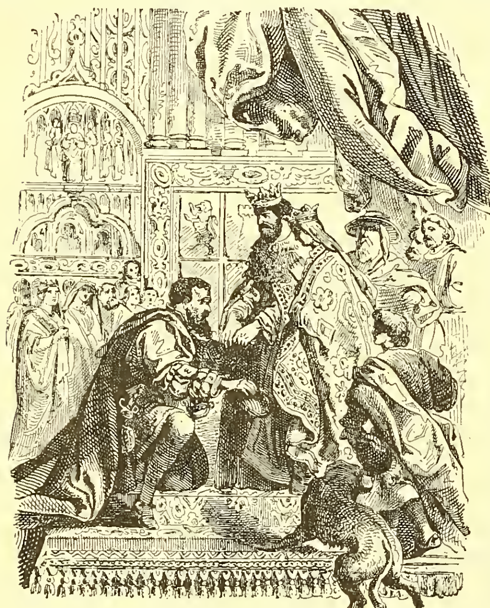


Fig. 140. Colombo auf seinem Schiff. Nach einem alten Bild.

Colombo, welcher an einer Vorinsel Japans zu sein glaubte, steuerte hierauf südwärts weiter und kam an mehreren kleinen Eilanden vorüber zu der großen Insel Cuba, die er beim Nahen schon für „Zipangu“ hielt. Er fuhr von Hafen zu Hafen, bewunderte die entzückende Schönheit und die üppige Fruchtbarkeit des Landes, verwunderte sich aber, fast gar keine Kultur des Bodens und überall nur Herden nackter Menschen darauf herumlaufen zu sehen. Er fand die Kartoffel und den Tabak. Hier zeigten die Eingebornen — Colombo nannte sie Indianer,

weil ihm immer sein Indien im Kopfe stack, und dieser Name ist dann auf alle Ureinwohner Amerikas übergegangen — auf die Frage, wo sie ihr Gold her hätten, nach Südost, indem sie „Haiti“ schrien. Also steuerte der Admiral nach dieser Richtung hin und gelangte abermals zu einer sehr umfangreichen und herrlichen Insel, welche er Española (Kleinspanien) nannte, die späterhin den Namen S. Domingo empfieng, heutzutage aber wieder ihren ursprünglichen, Haiti, führt. Hier fand er etwas mehr Anbau des Landes und Gold in Menge. Die Indianer waren in Stämme getheilt, welche unter Kaziken standen. Es waren gleichfalls sanftmüthige Leutlein, unter denen sich manche Spanier gern niedergelassen hätten. So baute er dort aus dem gestrandeten Admiralsschiff ein Fort und ließ 39 Mann zurück. Alles Gold gaben die Insulaner gerne für Glaskorallen und Schellen her.


Fig. 141. Colombo in Barcelona vom König empfangen.

Colombo konnte dem Goldland für dießmal nicht weiter nachforschen; denn mit einem der Schiffe hatte sich dessen Kapitän Pinzon treuloserweise entfernt, um es für sich aufzusuchen, so daß dem Admiral nur noch ein Fahrzeug und ein sehr gebrechlich gewordenes übrig blieb. Er beschloß darum, zunächst auf kürzestem Wege mit der großen Kunde von seiner Entdeckung heimzukehren. So segelte er am 4. Jan. 1493 ab. Am dritten Tage traf er unvermuthet mit Pinzon zusammen, der das Gesuchte nicht gefunden, aber doch an andern Küsten Haitis viel Gold eingetauscht hatte. Colombo verzieh ihm seine Entweichung großmüthig. Trotz einem furchtbaren Sturme (der ihn 6. März nach Lissabon verschlug) gieng die Rückfahrt gut von statten, und am 15. März lief er unter Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei in dem Hafen von Palos ein. Zuerst begab er sich in Prozession in die Kirche, um Gott zu danken; dann reiste er, wie im Triumphzuge, nach dem Hofe zu Barcelona, wo er von beiden Majestäten mit Lob und Ehre überschüttet ward.

„Daß eine neue Welt entdeckt sei,“ so flog das Gerücht durch Europa, und jedermann staunte und freute sich. Der spanische Hof aber holte sich vom Papste die Einwilligung zum Besitze der neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länder, und der Papst hatte die Gnade, sie ihm alle zu schenken. Die Portugiesen zu befriedigen, zog Alexander VI. eine Linie von Pol zu Pol, 100 Meilen westlich von den Azoren; die sollte zwischen spanischem und portugiesischem Besitz scheiden. Später rückte er sie noch weiter gegen Westen. Unverweilt rüstete der Hof 17 Schiffe zu einer zweiten Reise aus, auf welcher Colombo das eigentliche Japan erreichen sollte. Alles drängte sich herzu und 1500 Menschen schifften sich ein, auch 12 Geistliche, die Heiden zu bekehren. Am 25. Sept. 1493 segelte die Flotte ab. Dießmal steuerte Colombo südlicher und stieß auf die Karibischen Inseln mit Menschenfressern. Von da zog es ihn nun vorerst nach seiner Kolonie auf Haiti. Aber welch ein Schrecken! Er fand dort die Festung zerstört und alle Spanier ermordet. Das hatten die sanften Haitier selbst gethan, wie man herausbrachte, durch das rohe,

unmenschliche Betragen der Spanier gereizt. Colombo baute jetzt an einem passenderen Orte die erste Stadt, die er seiner Königin zu Ehren Isabella nannte, und legte Kolonisten hinein, welche das ungemein fruchtbare Land umher anbauen sollten. Allein diese bezeigten sich damit sehr unzufrieden; auch rafften Krankheiten manche weg.

Indessen spürte Colombo dem Goldlande weiter nach, und gen Süden steuernd entdeckte er 1494 eine neue Insel, Jamaika, die wieder sehr reizend, aber das Erstrebte auch nicht war. Von hier aus besuchte er Cuba wieder, segelte auch noch weiter nach Westen fort; allein der schlechte Zustand seiner Schiffe bestimmte ihn, um- und vor der Hand nach Haiti zurückzukehren. Dort erwartete ihn eine schwere Betrübniß. Seine Kolonisten waren abermals so schändlich mit den Eingebornen umgegangen, daß sich die meisten der Kaziken zum Vertilgungskrieg gegen die Fremdlinge verbunden hatten. Er konnte nicht mehr durch Güte stillen, mußte, so wehe es ihm that, von der Gewalt Gebrauch machen. Seine niederschmetternden Geschütze, seine einhauenden Reiter und die mitgebrachten großen Hunde wurden aber den nackten Wilden so schrecklich, daß sie sich bald unterwarfen. Sie mußten hinfort einen jährlichen Zins an Gold und Baumwolle entrichten, was sie zu ungewohnter Arbeit nöthigte, und in 4 Jahren war $^1/_3$ der Bevölkerung erlegen! Es hatten sich aber noch vor des Statthalters Rückkunft einige Unzufriedene der Kolonie nach Spanien begeben und ihn dort arg verleumdet. Auf einmal erschien jetzt ein vom Hofe abgesandter Kammerjunker Namens Aguado, um Nachforschungen über seine Verwaltung anzustellen und Bericht darüber nach Hause zu bringen. Tiefgekränkt übergab Colombo das Kommando seinem Bruder Bartolomeo und eilte 1496 nach Spanien, sich bei den Majestäten zu verantworten. Das gelang ihm zwar; doch mußte er 2 Jahre warten, bis eine ihm versprochene neue Flotte ausgerüstet war.

Am 30. Mai 1498 unternahm Colombo mit sechs Schiffen seine dritte Reise. Er steuerte diesmal noch südlicher und würde nach Brasilien gekommen sein, wenn ihn nicht in der Nähe des Aequators eine entsetzliche Hitze, von der die Fugen der Schiffe rissen und die Fässer zersprangen, genöthigt hätte, sich nordwestwärts zu wenden. So gelangte er an die Insel Trinidad, welche am Ausflusse des Orinoco liegt. Schon aus der Größe dieses Stromes und dann durch seine Fahrt der Nordküste Südamerikas entlang überzeugte er sich (1. Aug.) hinlänglich, daß er jetzt festes Land gefunden. Er meinte, es müßte Indien sein, und konnte doch die gänzliche Unkultur des Landes und der Menschen nicht damit reimen. Ein böses Augenleiden zwang ihn jetzt nach Haiti zu segeln. Sein Weg gieng durch das Karibische Meer, dessen Wasser so durchsichtig ist, daß die Schiffe in der Luft hinzuschweben scheinen, während man im Meeresgrunde Korallenbäume und die Ungeheuer der Tiefe zwischen ihnen hingehen sieht. In Haiti traf er eine jämmerliche Verwirrung. Ein Theil der Spanier hatte sich gegen seinen Bruder und Vertreter Bartolomeo empört, und nur mit Mühe und großer Nachgiebigkeit dämpfte er den Aufstand. Allein die Rebellen hatten schon vorher zu ihrer Entschuldigung Berichte nach Spanien gesandt, worin sie über die Ungerechtigkeit und Bedrückung der Statthalterei die härtesten Klagen erhoben. Diese trugen das Siegel der Unwahrheit an der Stirne; und doch sandte der unedle Ferdinand, welchen es reute, dem Ausländer solch eine hohe Stelle eingeräumt zu haben, nunmehr einen vornehmen Hofbeamten, Franz von Bobadilla, als Untersuchungsrichter mit königlicher Vollmacht nach Haiti ab. Dieser stolze und rohe Mensch nahm gleich nach seiner Ankunft dem Colombo die Verwaltung ab, ja er ließ ihn nebst seinem Bruder in Ketten legen (Aug. 1500) und schickte beide mit den protokollirten Aussagen der schlechtesten Menschen nach Spanien. Dort äußerte sich indessen über diese schmachvolle Behandlung des Entdeckers einer neuen Welt der lauteste Unwille; die Königin vergoß Thränen und der König schämte sich doch. Colombo wurde sogleich der Ketten

entledigt und mit allen Ehren am Hof empfangen. Er warf sich schweigend und tiefbewegt vor dem Throne nieder; dann ermannte er sich und rechtfertigte sein Verhalten in strömender Rede so trefflich, daß die Majestäten den Irrthum bekannten, ihn aufs neue ihrer Huld versicherten und den Bobadilla zurückriefen. Aber Colombo wurde doch nicht wieder in seine Statthalterschaft eingesetzt, sondern ein Anderer, Nikolas de Ovando, an seine Stelle nach Haiti gesandt. Voll Unmuth zog er sich zurück.

Unterdessen fanden aber die Portugiesen wirklich den Seeweg nach Indien um Afrika herum und begannen den vortheilhaftesten Handelsverkehr mit diesem Lande der Schätze; ein Portugiese Cabral fand auch Brasilien; darauf blickte der Spanische Hof mit Neid hin. Colombo war nun zur Einsicht gelangt, daß das von ihm entdeckte Land noch nicht Indien sei; aber wie leicht konnte man eine Durchfahrt durch dasselbe ins Indische Meer und damit doch einen kürzern Weg nach jenem Eldorado (Goldland) finden! Und der edle Mann machte seinem Hofe den Vorschlag, eine solche Durchfahrt aufzusuchen. Dieses Anerbieten wurde begierig ergriffen und führte zur Entdeckung Mittelamerikas.

Mit vier Schiffen trat Colombo (9. Mai 1502) seine vierte und letzte Reise an, auf welcher er nach Gottes Rathe noch besonders gedemüthigt werden sollte. Als er an seinem Española landen wollte, ließ ihn der neue Statthalter Ovando gar nicht in den Hafen ein! Er fuhr nun von da westlich gen Süden fort, bis er an die ausgedehnte Landenge stieß, welche Nord- und Südamerika verbindet. Vom Vorgebirge Gracias a Dios schiffte er wohl 200 Stunden lang südwärts hinab bis Portobello, immer die gehoffte Wasserstraße suchend, die ins Indische Meer führen sollte. Es fiel ihm das höchlich auf, weil die Eingebornen seine Zeichenfrage, ob es eine solche Meerenge gebe? stets bejahten; sie verstanden aber eine Landenge, und die war freilich vorhanden. Dabei hatte er eine Kette von Unglück auszustehen, blutigen Kampf mit einem Stamme der hier viel kriegerischeren Wilden, furchtbare Stürme, Mangel, Krankheit. Zwei seiner Fahrzeuge giengen verloren und die beiden andern wurden so sehr beschädigt, daß er sie, als er rückkehrend Jamaika mit Noth erreichte, gleich auf den Strand treiben mußte. Hier würde nun der große Mann sein Leben unter den Wilden haben beschließen müssen, wenn nicht der brave Mendez das Wagstück unternommen hätte, in einem Canoe der Indianer nach Haiti zu reisen, um von dort Schiffe zum Abholen der Zurückgelassenen herbeizuschaffen. Er kam auch, wie durch ein Wunder erhalten, in Haiti an. Aber wer sollte es glauben? Der Statthalter Ovando hielt ihn fast ein Jahr hin, bis er ein Fahrzeug bewilligte. Während dieser Zeit lebte Colombo im größten Elend auf seiner Insel. Er litt heftig an der Gicht. Seine Leute betrugen sich seinen beweglichsten Ermahnungen und Bitten zum Hohne wieder so abscheulich gegen die Eingebornen, daß diese alle Lebensmittel versagten und die Spanier verhungert sein würden, wenn er nicht eine berechnete eintretende Mondsfinsterniß zu ihrer Rettung benützt hätte. Er sagte nämlich den Wilden, sein Gott, der Große im Himmel, werde sie um ihrer Weigerung willen hart strafen; sie sollten nur aufmerken, wie derselbe schon das Licht der Nacht vor ihnen auslösche. Als nun auf einmal die Mondscheibe sich verfinsterte, fürchteten sich die Wilden sehr, flehten um Erbarmen und brachten ihre Maiskolben ꝛc. wieder. Das Maß seiner Trübsal war noch nicht voll. Es empörte sich ein Theil seiner eigenen Mannschaft gegen ihn und trachtete ihm nach dem Leben; die Rebellen wurden jedoch von seinem Bruder Bartolomeo mit Hilfe der Treugebliebenen besiegt. Endlich nach langem Harren erschienen zwei Schiffe von Haiti zur Erlösung. Abgezehrt von Krankheit und Gram kehrte er nach Europa zurück.

Leider starb nach seiner Rückkehr die edlere Isabella. Von Ferdinand konnte er durch alle seine Vorstellungen die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Vertrages nicht mehr erlangen. Der so ungerecht Behandelte endete zwei Jahre darnach, 1506, zu Valladolid und wurde nach seiner Anordnung mit seinen Ketten begraben. — Der neue Erdtheil aber erhielt den Namen von einem Florentiner Reisenden Amerigo Vespucci, aus dessen Bericht man schloß, daß er zuerst das Festland betreten habe. — Fügen wir noch zwei Gemälde von der Besitznahme dieses festen Landes durch die Spanier bei.

Mejico.

Mittelamerika war entdeckt und 1519 wurde ein Verwandter Ovandos, Ferd. Cortez, beauftragt, von Mejico Besitz zu ergreifen. Er schiffte sich daran mit 500 Soldaten, 16 Pferden und 14 Kanonen aus. Hier traf man nicht blos zahlreiches Volk, sondern zur Verwunderung auch viel Kultur. Und zwar eine schon etwas gesunkene Kultur; denn die schöne Bildnerei und die Pracht der Paläste von Copan, Palenque, Uxmal, welche von früheren Völkern erbaut sein sollten, wurden von den jetzt herrschenden Azteken nicht mehr erreicht. Doch gab es Häuser von Stein, ansehnliche Städte und wohlgebautes Land, und die Indianer waren bekleidet. Gleichwohl staunten sie die Ankömmlinge an, und als sie dieselben mit Blitz und Donner bewaffnet sahen, erwiesen sie ihnen Ehrfurcht wie höhern Wesen. Sie entsetzten sich, als die Reiter von den Pferden stiegen, sie hatten geglaubt, Mann und Thier sei Eines.

Die Spanier erfuhren, daß alles Gebiet weit umher von einem mächtigen Könige der Azteken, Namens Montezuma, beherrscht werde, welcher 100 Stunden entfernt in einer großen Stadt residire. So gewaltig war sein Reich, daß es in viele Provinzen sich theilte, welche unter Unterkönigen standen. Schnellläufer hatten dem Könige sogleich die Ankunft der Fremdlinge gemeldet, und er schickte Boten und ließ fragen, was sie wollten? Cortez ließ ihm sagen, er komme mit Aufträgen eines großen, gegen Osten wohnenden Königs, die er ihm persönlich ausrichten müsse. Bald folgte eine andere Gesandtschaft mit reichen Geschenken für die Fremdlinge, aber auch mit dem Ersuchen an sie, das Land zu verlassen.

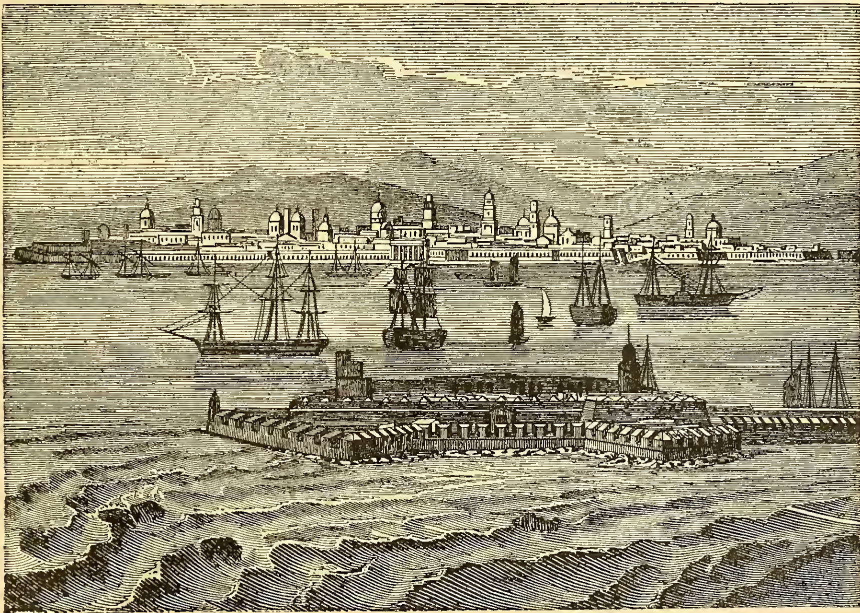


Fig. 142. Veracruz.

Cortez setzte sich gleich am Ufer fest, indem er die Stadt Veracruz baute. Eine Verschwörung seiner Leute bewog ihn, die Flotte zu zerstören. Dann rückte er mit seinen Tapfern vor. Je weiter sie kamen, desto trefflicher fanden sie das Land gebaut, desto schöner und volkreicher die Städte. Erhabene Pyramiden standen zerstreut in allen Gegenden. Einige Stämme der Indianer schlossen sich ihnen theils gleich freundschaftlich, theils als Besiegte an; so wurden namentlich die

kriegerischen Tlaskalaner, nachdem Cortez sie mit der Gewalt seines Geschützes niedergeworfen, seine treuesten Diener und Gehilfen. Von 6000 derselben begleitet, rückte er gerade auf die Hauptstadt Tenochtitlan (erbaut 1216 oder 1325) los, welche nach dem Kriegsgott auch Mejico hieß. Sie lag auf einer Insel in einem See, durch den 3 Dämme zu ihr hinführten. Welch eine majestätische Stadt aber! Sie zählte an 60,000 weiß herschimmernde Häuser und 2000, großentheils bethürmte, Tempel darunter, und der kolossale Haupttempel nahm mit seinen Nebengebäuden schon allein den Umfang einer Stadt ein.

Als Cortez sich der Residenz nahte, 8. Nov., kam ihm der König auf einem kostbaren Tragsessel mit einem zahlreichen Gefolge feingekleideter Herren entgegen, begrüßte ihn mit größter Fröhlichkeit, ja mit Ehrerbietung, führte ihn nun selbst in die Stadt, wies ihm und seiner Mannschaft ein weitläuftiges Gebäude zur Wohnung an und versorgte seine Gäste mit einem Ueberflusse von Lebensmitteln. Schnell schuf Cortez sein Haus zu einer Festung um, mit stets geladenen Kanonen besetzt, und schritt darauf klüglich und kühnlich zur Ausführung seiner Aufgabe vor. Hiezu bot sich ihm eine gute Gelegenheit dar, indem ein General Montezumas Spanier außerhalb der Stadt getödtet und ihre Köpfe herumgeschickt hatte. Auf diese Nachricht begab er sich mit seinen Offizieren zum Könige und klagte mit drohender Geberde über diese ungeheure Beleidigung des großen Monarchen von Spanien. Montezuma erschrack und versprach, den General auszuliefern. Damit ist Cortez zufrieden, verlangt aber, daß der König, bis es geschehen, im Hause der Spanier wohne. Dessen weigert sich dieser. Da dringt man heftig auf ihn ein und ein spanischer Offizier schreit wild: „Fort mit ihm oder nieder mit ihm!" Da zittert der König und geht mit. Unterwegs wollte ihn sein Volk befreien; aber er stellte sich heiter, als gienge er freiwillig mit, und winkte ihm fernzubleiben. So wurde Montezuma ein Gefangener seiner Gäste. Cortez behandelte ihn anständig, stellte aber bald das Begehren an ihn, er solle sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären und jährlichen Tribut zahlen; der arme Montezuma that es mit Thränen in feierlicher Handlung vor den Augen seines Volks. Cortez aber wagte es sogar, einem spanischen Heer entgegenzuziehen, das ihn gefangen nehmen sollte. Er überfiel und schlug es, und kehrte zeitig nach Mejico zurück.

Das Volk war tief erbittert, und als darnach ein spanischer Herr bei einem Fest in der Stadt noch rohe Gewaltthat verübt, bricht ein Aufruhr gegen die frechen Fremdlinge los. Die Mejicaner kämpfen mit dem Muthe der Verzweiflung für ihre Götter; viele Spanier fallen; Cortez selbst wird verwundet. Da läßt er den gefangenen Herrscher in seinem Kriegsschmucke auf der Zinne des Hauses erscheinen und eine Rede zur Beschwichtigung an sein Volk richten. Aber dieses schreit den Feigen mit Verachtung an, und schleudert einen Hagel von Steinen nach ihm, daß er tödtlich getroffen niedersinkt, 1520. Nun stürmt die ungeheure Menge blind gegen die Festung der Spanier, daß dieselben sich ihrer kaum noch erwehren können. Es ist ihnen unmöglich, sich länger zu halten, und um Mitternacht tritt Cortez stille den Rückzug an. Wie aber seine Schar zusammengedrängt über den schmalen Damm zieht, wird sie von beiden Seiten aus den Kähnen der Mejicaner mit Steinen und Geschossen angegriffen. Die Hälfte der Abziehenden wird getödtet oder ertrinkt. Geschütze, Pferde, Schätze, alles ist verloren. Die Spanier redeten lange von dieser „traurigen Nacht", 1. Juli 1520.

Die Hinübergekommenen beschleunigten den Rückzug. Aber am 6. Tage haben ihnen die Mejicaner den Vorsprung abgewonnen. Sie sehen sich von einem zahllosen feindlichen Heere umringt. Hier ist kein Ausweg. Cortez stürzt sich heldenmüthig mitten in die Feinde hinein, doch ohne Hoffnung. Da erblickt er die mejicanische Reichsfahne, von welcher, wie er gehört, das Schicksal jeder Schlacht abhänge. Er sprengt auf sie zu, stößt den Fahnenträger nieder und ergreift sie. In diesem Augenblicke rennen die schon Siegenden alle wie sinnlos davon! Cortez zog sich in das Gebiet der Tlaskalaner zurück, die ihm fortwährend treulich anhiengen, obwohl sie auf dem Zuge ein paar tausend Mann eingebüßt hatten. Hier wartete er auf

eine bessere Zeit. Und als er von Cuba und Jamaika Verstärkung erhält, rückte er mit 600 muthigen Spaniern und 10,000 befreundeten Indianern zum zweitenmale fröhlich gegen die Hauptstadt vor.

Als er am See ankam, fand er die Dämme durchbrochen und das Gewässer voll bewaffneter Kähne. Da ließ er erst in den Wäldern Tlaskalas Schiffe bauen, sie in Stücken von 8000 Sklaven herbeitragen, dann zusammenfügen und in den See stoßen. Damit fällt er über die mejicanischen Kähne her und macht sich schnell zum Herrn des Sees. Und nun greift er vorsichtig aber kräftig die Stadt an. Er läßt täglich eine Anzahl Häuser erstürmen und verbrennen, und zieht sich darauf wieder in sein befestigtes Lager diesseits des Sees zurück. So fährt er 4 Wochen fort. Aber seine Leute treiben ihn jetzt zu einem Hauptsturme, der bei der äußersten Tapferkeit, mit welcher die Mejicaner unter ihrem neuen herzhaften Könige Guatimozin kämpfen, mißglückt. Vier Spanier werden gefangen und ihnen wird bei der Nacht in dem hellerleuchteten Haupttempel das Herz aus lebendigem Leibe gerissen und den Göttern geopfert. Cortez bleibt unverzagt. Bald rückt er wieder vor und nimmt nach und nach drei Viertheile der Stadt ein; dabei würgten die verbündeten Indianer noch eifriger als die Spanier. An einem Tage wurden 40,000 Mejicaner unter gräßlichem Geschrei ihrer Weiber und Kinder niedergemetzelt. Endlich am 13. Aug. 1521 wagt Cortez den letzten Sturm auf den Ueberrest der Stadt; er wird erobert, Guatimozin gefangen. Mit der Hauptstadt fiel das ganze ausgebreitete Reich den Spaniern in die Hände. Sie bauten jene neu auf und beherrschten dieses von da aus, und — es war eine harte Herrschaft.

Ueber die Azteken war die Zeit einer strafenden Heimsuchung gekommen. Sie hatten eine greuliche Religion. Alljährlich wurden von ihnen gegen 20,000 Erwachsene und viele Tausende von Kindern ihren Götzen geopfert. Ihr Schutzgott (Sonnengott) war der Huitziloposcheli, dessen scheußlichem Bilde sie mit rauchenden Menschenherzen das Maul rieben.

Peru.

Mejico war mächtig, schön und reich, aber mehr Silber- als Goldland. Wo liegt denn das eigentliche Goldland? Schon 1513 drang der ritterliche Vasco de Balbao über die wildwaldige Landenge Darien an die Südsee vor. Da blickt er, trunken von Freude, über den unendlichen Spiegel hin, steigt dann mit Schwert und Schild bis an die Brust ins Wasser und nimmt das ganze große Meer für den König von Spanien in Besitz. Es begleitet ihn bei diesem Zuge ein anderer kühner Spanier, Franz Pizarro.

Die Indianer jener Gegend sagten aus, daß nur sechs Sonnen (Tagereisen) weit südwärts das Goldland liege. Das trug Pizarro glühend im Herzen Tag und Nacht, von Jahr zu Jahr. Endlich 1524 hatte er mit Hilfe einiger Freunde im Meerbusen von Panama ein Fahrzeug ausgerüstet und fuhr nun auf eigene Hand (es war das von der spanischen Regierung freigegeben) an der Westseite Südamerika's hinab, und fand das Reich Peru; das war das Goldland. Und er sahe des edlen Metalls so viel, daß ihm die Augen flimmerten. Allein das heißfeuchte, giftige Klima hatte seine Mannschaft so verringert, daß er dießmal auf die Eroberung verzichten mußte.

a. 1531 unternahm er die Expedition zum andern Male und wieder auf eigene Kosten, nachdem er sich zuvor in Spanien die Ernennung zum Statthalter über das zu erobernde Reich geholt hatte. Mit 3 Schiffen, 180 Mann und 67 Pferden landete er an Peru's Küste. Pizarro war ein sehr kühner Mensch, aber ganz roh und ohne alle Liebe und Treue. Er brach blutgierig in's Land, verjagte die Menschen, plünderte die Häuser, wo schon des blinkenden Erzes die Fülle sich vorfand. So zog er über die Andes. Peru war auch ausgedehnt und menschenvoll und der Boden üppigst fruchtbar; auch bereits eine Kultur darin, noch höher als in Mejico. Erstaunlich große und prächtige Paläste erhoben sich; lange, kunstvoll

angelegte Wasserleitungen führten dürren Gegenden das belebende Element zu; zwei Straßen von je 500 Stunden Länge, wie sie trefflicher und großartiger in der Welt nie gebaut waren, zogen sich die eine am Meeresufer hin, die andere von da zum Gebirge hinauf rc.

Es wäre nicht wohl möglich gewesen, sich eines so großen und stark bevölkerten Reiches mit so wenigen Menschen zu bemächtigen, wenn nicht gerade innerer Streit dasselbe zerrüttet hätte. Der alte Inka (König) Huana Kapak war kurz vorher gestorben, seine beiden Söhne Huaskar und Atahualpa kämpften mit einander über der Nachfolge, und eben nahm der Jüngere den Aeltern gefangen. Bei dieser Verwirrung im Reiche konnte Pizarro ohne Widerstand vordringen. Als die beiden Prinzen von der Ankunft furchtbar bewaffneter Fremdlinge hörten, sandte jeder zu ihnen, um sie auf seine Seite zu bringen. Pizarro versprach seinen Beistand dem Atahualpa, weil ihm dieser gleich reiche Geschenke mitgesandt hatte. Sie veranstalteten darauf eine Zusammenkunft. Der junge Inka kommt auf einem herrlichen Tragsessel in Mitte eines glänzenden Hofstaates und ein Heer von 30,000 Kriegern hinter sich. Pizarro's Feldpater hält eine Anrede an ihn, worin er vom christlichen Glauben, vom Papste und vom Spanischen Könige handelt und es ihm als seine Pflicht vorhält, sich diesen Dreien zu unterwerfen. Diese dem Prinzen seltsame Sache mochte durch die Dolmetschung noch seltsamer geworden sein und er schüttelte ungläubig den Kopf. Der Pater schlägt zornig auf sein Evangelienbuch und ruft: „Hier stehts!" Atahualpa hält das Buch ans Ohr, horcht und spricht: „Es sagt mir nichts!" und wirft es zur Erde. „Ha, Verhöhnung des allerheiligsten Gotteswortes!" schreit der Priester. Pizarro winkt seinen Leuten und plötzlich sind alle Säbel entblößt; sie hauen die nächste Umgebung des Inka nieder und nehmen ihn selbst gefangen, 16. Nov. 1532. Draußen sprengt die Reiterei auf das Heer ein und die Kanonen blitzen und donnern hinein, und die ganze Peruanische Armee entfleucht.

Der gefangene Atahualpa war sehr bestürzt. Als er aber die unmäßige Goldgier der Spanier wahrnahm, hoffte er noch seine Freiheit, indem er für dieselbe das ganze Zimmer seines Gefängnisses voll Gold bot, so weit man mit der Hand hinaufreichen könne. Die Spanier erstarren hiebei vor freudigem Schreck. Pizarro streckt seinen Arm lang aus und zieht mit der Kohle ringsum den Strich. Atahualpa erläßt Befehl an die Seinen, und von allen Seiten wird Gold herbeigeschleppt, so viel, daß wirklich das Zimmer bis zum Kohlenstrich voll wird. Doch gab Pizarro den Prinzen nicht los. Die Spanier beschuldigten ihn fälschlich des Verraths und der Verschwörung. Pizarro, Almagro und der Pater Valverde saßen zu Gericht über den Fürsten und verurtheilten ihn, trotz des Protestes von 12 Ehrenmännern, zum Feuertode. Weil aber der Arme sich auf des Paters Zureden noch taufen ließ, wurde er doch nur erdrosselt, 1533. Nun ward das Reich von den durch Zuzug verstärkten Spaniern leicht eingenommen.

Die Hauptstadt Kuzko, in welche sie siegreich einzogen, war außerordentlich umfangreich und prachtvoll. Sie hatte eine starke Festung, deren Mauern aus 40 F. langen und 20 F. breiten Steinen so zusammengefügt waren, daß man kaum die Fugen bemerkte; es fehlten nur die rechten Vertheidiger. Der gewaltige Sonnentempel war ganz mit Goldplatten belegt und über dem Hauptaltare prangte ein massiv goldenes Bild der Sonne, so ungeheuer groß, daß es beinahe von einer Seite der Mauer zur andern reichte; doch saßen noch zu beiden Seiten der Sonne die einbalsamirten Körper verstorbener Inka's auf goldenen Thronen. Ihr erster, Manko Kapak, hatte sie im Jahre 1045 gegründet. Indessen baute Pizarro eine andere Hauptstadt, Lima, von der aus die Spanier das Reich beherrschten, und — es war eine harte Herrschaft.

Schlußbericht über das entdeckte Amerika.

So wurde denn die neue Welt, Inseln und festes Land, allmählich Europäisches Besitzthum und mit Europäern bevölkert, ja von ihnen überschwemmt. Denn

auf das Gerücht von ihrer Schönheit und Güte eilte alles dahin, um mit leichter Mühe reich und glücklich zu werden. Das Land wurde unter die Spanier zur Anbauung ausgetheilt. Der Boden war fast überall außerordentlich fruchtbar und die edelsten Gewächse, Zucker, Kaffee, Kakao 2c., gediehen herrlich. Auch legte man Bergwerke an, welche treffliche Ausbeute lieferten. Aber die Spanier wollten beim Bau auf und in der Erde nicht selbst ihres Armes Kraft anstrengen, ihres Angesichts Schweiß vergießen; dazu meinten sie nicht herübergekommen zu sein. Und so wurden denn auch die Eingeborenen unter sie vertheilt, daß sie acht Monate des Jahres für die neuen Herren arbeiten mußten, während ihnen nur vier für sich selbst gelassen blieben. Diese Vertheilungen (Repartimientos) brachten unsägliches Elend über die armen Indianer. Die der Arbeit so wenig Gewohnten wurden in die Minen gestoßen und mußten mit schweren Hämmern das edle Erz herausschlagen; oder sie wurden in die Plantagen getrieben und mußten in der heißesten Sonnenglut graben. Waren sie läßig, so wurden sie mit Peitschenhieben oder mit angehetzten Hunden zur Thätigkeit angespornt. Ob auch die spanische Regierung mehrmals eine mildere Behandlung derselben gebot, niemand achtete sich darnach. Da drüben hatten die Christen in der Regel alles Gefühl für die Qualen ihrer Mitmenschen verloren. Schwachen Körpers, wie sie waren, starben die Indianer über der großen Anstrengung, bei welcher sie noch dazu die schlechteste Kost empfiengen, frühe dahin. Vor den Eingängen der Schächte lagen Hunderte herausgeworfener Leichname, auf denen gierigfressende Geier in dichten Schwärmen saßen. Zu Tausenden verschmachteten sie in den Pflanzungen der müßigen Kolonisten. Wenn sie sich aber ob der unerträglichen Tyrannei zu Verschwörungen zusammenrotteten, so wurden sie massenhaft gemartert, hingewürgt und aus Rachsucht zuweilen ganze Stämme ausgerottet. So lichtete sich die eingeborene Bevölkerung in kurzer Zeit ganz erschrecklich. Colombo hatte auf Haiti wohl eine Million Menschen getroffen; nach 15 Jahren waren etwa noch 60,000 vorhanden, längst aber keiner mehr.

Es ist begreiflich, daß der Spanische Name den Indianern ein Fluch werden mußte. Als ein Priester einen zum Feuertode verurtheilten Kaziken noch mit Schilderung der

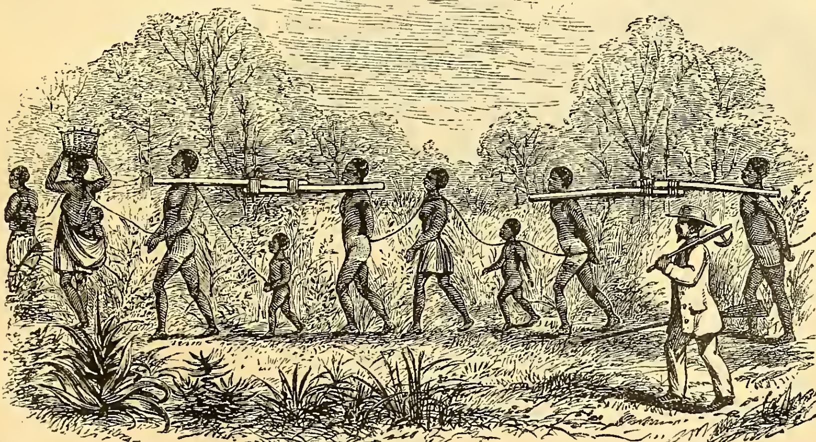


Fig. 143. Sklaventransport in Afrika.

Paradiesesfreuden zum Christenthum bekehren wollte, fragte derselbe, ob im Paradiese auch Spanier wären? „Ja," antwortete der Priester, „aber nur gute." Da sagte der Kazike: „Die besten taugen nichts! Ich mag nicht hin, wo ich diesem verfluchten Geschlecht begegne!" — Doch hatten die Geistlichen im Allgemeinen noch am meisten Mitleid

mit den Unglücklichen. Besonders verdient hier der Priester las Casas, später Bischof zu Chiapa in Mejico, gerühmt zu werden, welcher sein ganzes Leben dem Bemühen widmete, ihr hartes Loos zu lindern. Aber aus Erbarmen mit seinen geliebten Amerikanern billigte der fromme Mann einen Rath, der einen neuen und den ärgsten Frevel der Menschheit herbeiführte. Weil nämlich die schwächlich gebauten Amerikaner von der schweren Arbeit so schnell aufgerieben wurden, fiel man darauf und schlug vor, den starken Neger aus Afrika zu derselben herüberzuholen. Das fand allgemeine Zustimmung und so entspann sich der abscheuliche Sklavenhandel in furchtbarer Ausdehnung; Millionen dieser Armen wurden aus den Armen der Ihrigen weggerissen und, aneinander gekettet im dampfenden Schiffsraume, über das Meer gefahren, um in den Plantagen und Bergwerken Amerika's ihr geschändetes, mühseliges, trostloses Dasein hinzubringen (Fig. 143). — Es sei noch bemerkt, daß sich aus Amerika der Tabak, der wohl hätte drüben bleiben können, aber auch die edle Kartoffel, nach Europa verpflanzt hat.

Auffindung des Seeweges nach Ostindien.

Diese gelang den Portugiesen bald nach der Entdeckung Amerika's. Der Nachfolger Johanns II. (S. 468), König Emanuel, sandte 1497 den ausgezeichneten Seemann Vasco de Gama mit vier Schiffen aus, um das von Diaz erreichte Vorgebirg der guten Hoffnung zu umsegeln. Das vollbrachte er am 20. November 1497 glücklich und lenkte hoffnungsvoll nach Morgen herum. Er steuerte am ostafrikanischen Gestade von Sofala, Mosambik und Mombas hinauf und empfing von dem freundlichen Könige von Malindi, dicht an der Linie, einen wackern Lotsen, der ihn an 1000 Stund weit quer über den Indischen Ocean gerade in den Hafen von Kalikut (Kolikodu) (Fig. 145) an der Malabarischen oder Pfefferküste führte. Er landete daselbst am 19. Mai 1498. Gama und seine Leute schauten mit Staunen das aufgefundene Fabelland an, diese ausnehmend schönen und trefflich angebauten Gefilde, diese stolzen Städte, dieses Gewimmel von lichtbraunen Menschen, diese Rührigkeit in Gewerb und Handel, diesen blühenden Wohlstand! Indessen waren die Bewohner noch Heiden; nur viele Muhammedaner unter ihnen. Gama ließ sich dem Samorin von Kalikut vorstellen und schon konnte er hoffen, ein Handelsbündniß mit ihm zu Stande zu bringen, als die Muhammedaner, welche bisher den Handel des Indischen Meeres in Händen hatten, ihn so sehr bei demselben anschwärzten, daß er es gefahrbesorgend für räthlich hielt, von dannen zu gehen. Er reiste heim, hatte er doch das langersehnte Ziel erstrebt! und langte mit Proben der köstlichen indischen Erzeugnisse im Aug. 1499 zur hohen Freude seines Regenten und Volkes im Tajo an, nachdem er die längste und schwierigste aller Seefahrten bis dahin vollendet hatte.



Fig. 144. Vasco de Gama.

Emanuel ließ unverzüglich eine Flotte von 13 Schiffen zu einer zweiten Fahrt

rüsten, welche 1500 unter dem Befehle des Admirals Cabral auslief. Dieser fuhr im Atlantischen Meere etwas weit westlich, entdeckte so (21. April) Brasilien und nahm dieses herrliche Land, reich auch an Edelgestein wie Ostindien, einstweilen für die Krone Portugal in Besitz, ohne es näher zu besehen. Auf seiner Weiterfahrt erlitt er schreckliches Unwetter, in welchem die Hälfte seiner Flotte untergieng, so daß er nur mit sechs Schiffen nach Kalikut gelangte. Auch gegen ihn reizten die Muhammedaner den Samorin auf und derselbe behandelte ihn feindselig; da beschoß er seine Hauptstadt und verbrannte ihm mehrere Schiffe. Sodann segelte er an der Malabarküste weiter südlich hinab, befreundete sich mit den Königen von Kotschi und Kannanur, nahm bei ihnen eine reiche Ladung von Pfeffer und Ingwer ein, und kam damit 1501 nach Lissabon zurück.

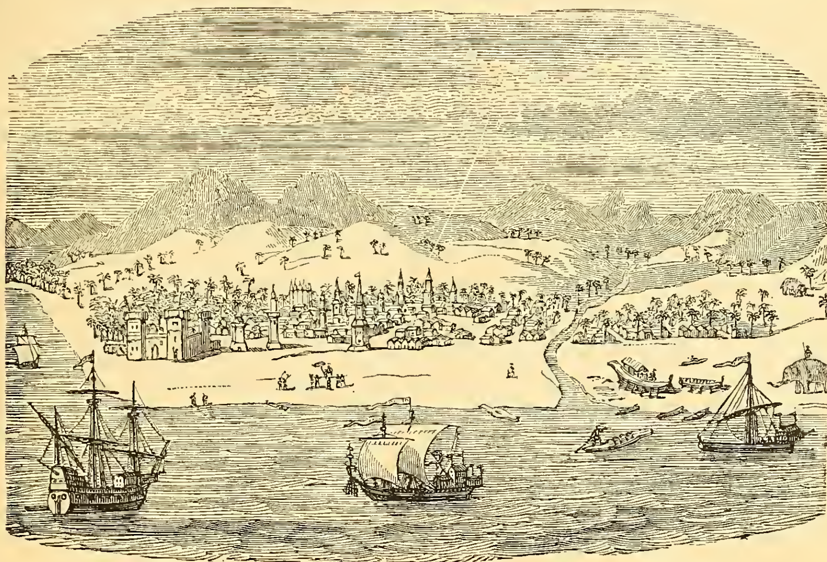


Fig. 145. Kalikut im 16. Jahrhundert. (Nach einem alten Stich.)

Der Samorin verjagte darnach den König von Kotschi wegen seiner Verbindung mit den Portugiesen. Da erschien eine neue Flotte und setzte den Vertriebenen wieder ein. Aus Dankbarkeit ließ ihnen das Königlein ein Fort an seiner Küste bauen; das war die erste portugiesische Niederlassung in Ostindien. In diesem Fort blieb ein Wunderheld, Pacheco, mit 150 Mann zurück, der sich gegen den mit 40,000 Mann ihn überziehenden Samorin ein halbes Jahr lang siegreich hielt, bis derselbe nach Verlust von 18,000 Kriegern voll Scham abzog. a. 1506 wurde Francesco de Almeida mit 22 Schiffen und mit dem Auftrag abgesandt, als Unterkönig in Indien zu bleiben. Dieser trat mächtig auf. Er erbaute mehrere Festungen und machte verschiedene Fürsten tributbar. Er überwand den Samorin in einer Seeschlacht, und als derselbe sogar den Sultan von Aegypten zur Hilfe herbeirief, erfocht er über diesen einen glänzenden Sieg und vernichtete seine Flotte. Aber der König von Portugal rief den Helden mitten aus seiner ruhmreichen Laufbahn zurück, weil er ihn nicht zu berühmt werden lassen wollte.

Ihm folgte Alfons von Albuquerque in der Ostindischen Statthalterschaft, 1509, und das war noch ein Größerer, welcher die Macht und das Ansehen der Portugiesen auf den höchsten Gipfel erhob. Er hatte schon 1507 als Kommandant eines Geschwaders die wichtige Insel Hormuz am Eingange in den Persischen Meer-

busen bezwungen, war dann aber durch einen hinterlistigen Angriff des unterworfenen Königs derselben genöthigt worden, sich zurückzuziehen; damals hatte er geschworen, seinen Bart nicht zu scheeren, bis er Ormus wiedergewonnen. Als nunmehriger Statthalter setzte er sich vor, die Portugiesen zu Herren aller Küstenländer und Meere Indiens zu machen. Er suchte einen passenden Mittelpunkt ihrer Herrschaft und wählte mit großer Einsicht die Stadt Goa auf einer Insel im Norden der Malabarischen Küste dazu aus. Er entriß sie dem Adilchan von Bidschapur trotz seiner Macht von 60,000 Kriegern. Er unternahm sofort eine Expedition nach Hinterindien und eroberte mit 800 Mann die wichtige Stadt Malakka, obschon sie von einer Menge Geschütz vertheidigt ward. Hier war der Hauptstapelplatz des Hinterindischen Handels, und Albuquerque traf so gute Einrichtungen, daß von jetzt an noch mehr Handelsschiffe dort ein- und ausliefen als vorher. Seine Nachfolger bemächtigten sich auch der großen Insel Ceylon (Silam), wo der beste Zimmt wächst. Sie drangen durch die Sundainseln weit östlich hin bis zu den Molukken, der Heimat der allerfeinsten Gewürze.

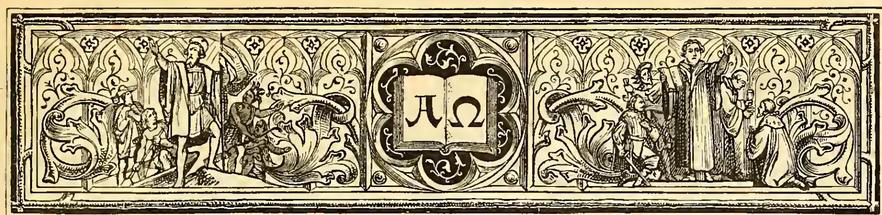
Albuquerque verschaffte dem Namen der Portugiesen in jenen Weltgegenden eine so hohe Achtung, daß die mächtigsten Fürsten weitherum mit Gesandtschaften und Geschenken um ihre Freundschaft warben. Seinen Eroberungen und weisen Einrichtungen war es zu danken, daß Portugal in jener Zeit den Welthandel in seine Hände bekam und das kleine Land für eine Zeit lang in die Reihe der angesehensten Staaten eintrat. Er selbst war hoch geehrt von seinen Soldaten und von den Besiegten; er behandelte sie alle gerecht und milde. Man sah die majestätisch schöne Gestalt mit dem freundlichen Antlitze so gerne an. Aber gegen Boshaftige und Treulose konnte sein Auge auch furchtbar blitzen. — a. 1515 unternahm er endlich den betheuerten Zug nach Ormus. Sein schneeweißer Bart reichte ihm jetzt bis über den Gürtel herab. Mit 27 Schiffen und 2000 Seesoldaten erschien er vor der Insel und eroberte sie wieder und demüthigte ihren König. Damit beschließt der greise Held seine glänzenden Thaten. Denn eben als er nach Indien zurückkehren will, laufen Portugiesische Schiffe aus Europa daher und bringen einen neuen Unterkönig an seiner Statt; er wird von seinem mißtrauischen Könige ab- und heimgerufen. Dieser Undank stößt ihm auf's Herz, daß er ernstlich krank wird. Doch will er noch seine Schöpfung, sein herrliches Goa, sehen. Er kommt dahin — es hebt sich schimmernd vor seinen Blicken über die blauen Wellen — noch ein Freudenstrahl schimmert in seinen Augen und sie schließen sich vor dem Hafen, 16. Sept. 1515.

Umschiffung der Erde.

Schon 1516 erschienen die Portugiesen auch in den chinesischen Wassern und 1560 erwarben sie dort Macao. Von 1519—22 aber hat ein Schiff, welches der Portugiese Magalhaens in Spanischen Diensten kommandirte, zum Ersten Male die Welt, d. h. die ganze Erde umsegelt. Er fand die Mündung des La Plata, überwinterte dann in einem Hafen Patagoniens, fuhr durch die Straße, die nach ihm benannt ist, um Südamerika herum und durchschiffte den, wie er meinte, insellosen „Stillen Ocean", bis er endlich die Ladronen entdeckte. Auf den Philippinen bekehrte er noch einen Fürsten (von Zebu) zum Christenthum, ehe er im Kampfe gegen den Herrn von Matan 17. April 1521 erschlagen wurde. Nur eines seiner Schiffe, die Victoria, brachte die Kunde nach Spanien zurück. Es war gerade beim Beginn der Reformation, gleich als sollte das Schiff den Weg bezeichnen, den das wiederhervorgebrachte selige Evangelium zu machen hätte.

Dritter Theil.

Die neue Zeit.



I. Die Reformation.

„Das Kommen einer neuen Zeit“ (S. 432) hatte sich mehrfach und stark angekündigt. Mit dem 16. Jahrhundert brach sie herein. Welche Fortschritte auch die Menschheit zuletzt gemacht hatte, gerade in der Hauptsache stand es mit ihr am traurigsten. Die Kirche Jesu war durch Irrlehren, Mißbräuche und heidnisches Leben greulich verderbt. Vergegenwärtigt euch, was davon S. 403 ff. 461 ff. gesagt ist. Hier sollte nun Hilfe kommen von der gnädigen Hand Gottes; sie führte eine bessere Zeit über die Welt herauf.

§ 1. Martin Luther.

Am 10. Nov. 1483 wurde armen, aber gottesfürchtigen Leuten zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld ein Söhnlein geboren, das am folgenden Tage nach dem Kalenderheiligen Martin getauft wurde. Die Eltern hießen Hans Luther und Margarete geb. Lindemann. Sie lebten vorher im Dorfe Möra bei



Fig. 146. Luthers Vater.



Fig. 147. Luthers Mutter.

Eisenach, zogen von da nach Eisleben und schon ein halbes Jahr nach dieses Söhnleins Geburt nach Mansfeld, wo der Vater Berghauer ward. — Martin, ein hochbegabter Knabe, lernte in der Mansfelder Schule so viel, daß ihn sein Vater gern hätte studiren lassen. Darum brachte er ihn mit 14 Jahren nach Magdeburg in die dortige Franziskanerschule. „Allda hat dieser Knabe wie manches ehrlichen

Mannes Kind sein: ‚Brot um Gotteswillen!‘ in den Straßen geschrieen; denn was groß werden will, muß klein anfangen.“ Ein Jahr darauf gieng Martin nach Eisenach auf die Schule, wo er mütterliche Verwandte hatte, die ihn jedoch wenig unterstützten.

Er mußte auch hier den Brotreigen vor den Thüren singen. Seine kümmerliche Lage machte ihn muthlos, daß er schon daran dachte, das Studium aufzugeben; da nahm ihn die Bürgersfrau Cotta, gerührt von seinem frommen und schönen Gesange, in Haus und Kost auf. Das war für ihn eine glückselige Veränderung! Jetzt konnte er mit Herzenslust lernen; und er überflügelte alle seine Mitschüler. Daneben trieb er die holde Musika mit Gesang, Flötenblasen und Lautenschlagen.

Im Sommer 1501 bezog er die Universität Erfurt, die berühmteste in Deutschland zu jener Zeit, wo er mit brennendem Eifer unter brünstigem Gebet studirte; denn er hielt dafür, daß fleißig gebetet über die Hälfte studirt sei. Sein Vater, der durch erlangten Antheil am Hüttenwerk in etwas bessere Umstände versetzt, aber auch mit acht Kindern gesegnet war, erhielt ihn auf der Hochschule mit seinem sauren Schweiß. Martin arbeitete sich in die damalige (Aristotelische) Philosophie hinein; er mußte sie kennen lernen, daß er nachmals von ihrer Kraft- und Trostlosigkeit gründlich urtheilen könnte.

Wie dürr und leer blieb sein Herz dabei! Einst fand er in der Universitätsbibliothek, die er fleißig besuchte, die Bibel (in lateinischer Uebersetzung), welche er noch nie gesehen. Er schlug sie mit Verwunderung auf und las die Geschichte des jungen Samuel. O wie süß gieng sie ihm ein! Das göttliche Buch gewann sein ganzes Herz, und dieses sprach wie Samuel: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret.“

Indessen nahm er in philosophischer Gelehrsamkeit erstaunlich zu, und 1505 wurde er Magister, als welcher er selber schon lesen, d. i. Vorträge für Studirende halten durfte. Er las Physik (Naturlehre) und Ethik (Sittenlehre) nach Aristoteles, und erregte Bewunderung durch seine Gaben. Dabei kränkelte er aber viel in Folge allzuharten Studirens, schlechter Kost und innerer Kämpfe. Einmal verfiel er in eine Krankheit, darin er sich des Lebens verzieh. Da trat ein alter Priester zu dem Geängsteten mit dem prophetischen Worte: „Mein lieber Magister, seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Unser Herr Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat und daraus er etwas Seliges ziehen will, dem legt er zeitlich das h. Kreuz auf, in welcher Kreuzesschule geduldige Leute viel lernen.“

Martin genas; aber der von Natur hurtige und fröhliche Jüngling ward immer mehr von innerer Unruhe und Angst gepeinigt. Wenn er an Gott dachte, erschien ihm derselbe stets als ein strenger, furchtbarer Richter. Er bemühte sich, vor seinen Augen bestehen zu können, aber er empfand keinen Trost dabei. Im Kloster könnte er Frieden finden, meinte er; aber sein Vater wollte einen tüchtigen Rechtsgelehrten aus ihm machen, und er wollte folgen auch gegen seine Neigung. Da traten erschütternde Begebenheiten ein, welche die Sache änderten. Ein Herzensfreund von ihm wurde erstochen. Um dieselbe Zeit übereilte ihn ein Gewitter auf dem Wege und ein Blitz mit entsetzlichem Schlage fuhr dicht an ihm herab. Zusammenbrechend rief er: „hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden.“ Am Abend des 15. Juli lud er noch einmal seine Freunde zu sich, und labte sich mit ihnen an der geliebten Musik. Sie bekämpften sein Vorhaben; aber er eilte es auszuführen. Gott ließ es geschehen zum Nutzen der ganzen Kirche.

Am 16. Juli trat er in's Augustinerkloster ein, zu großem Verdruß seines Vaters, der ihm lange deswegen grollte. Dort war ihm zunächst ein hartes Loos beschieden. Der Herr Magister mußte die niedrigsten Dienste verrichten, sogar die heimlichen Gemächer reinigen; und wenn er nach seiner Seele Bedürfniß sich über die Bücher setzen wollte, riefen seine Klosterbrüder: „Es gehe dir wie uns; den Sack auf den Nacken und durch die Stadt gebettelt!“ Als ihn jedoch der Generalvikar des Ordens, Dr. Staupitz, ein gelehrter und im innern Christenthum erfahrener Mann, kennen und schätzen gelernt, erhielt er durch dessen Gebot eine

freiere Lage. So studirte er denn mit höchstem Eifer die Kirchenlehrer, besonders die Werke des h. Augustin, am liebsten aber die h. Schrift, ohne sie doch schon in der Hauptsache zu verstehen.

Dabei befleißigte er sich des strengsten Lebens. Er kasteite sich mit Hungern, Frieren, Nachtwachen rc. schonungslos; er ließ es sich herzlich und mörderisch sauer werden, um durch rechte Heiligkeit sein Gewissen vor Gott zur Ruhe zu bringen. „Wahr ist's," konnte er nachher davon sprechen, „ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe so gestrenge meinen Orden gehalten, daß ich's sagen darf: ist je ein Mönch gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt ich auch hineingekommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo das lange gewährt, zu Tode gemartert." Er war wirklich schon zu einem Gerippe abgezehrt. Allein den Frieden der Seele fand er dabei nicht; seine Seele blieb immer traurig, voll Schrecken und Zittern. Er hatte keine groben Sünden zu beichten; allein er konnte das böse Gewürm nicht aus dem Herzen und, was ihn am meisten quälte, keine Gottesliebe und kein Gottvertrauen in sein Herz hinein bringen. So saß ihm der Herr immer da oben auf seinem majestätischen Stuhle, ein verdammender Richter. Er vergieng oft in Jammer und Graus.

Einstmals aber, da er in völliger Verzweiflung hingesunken war, sprach ein alter Mönch, sein Beichtvater, wunderbarerweise zu ihm: „Mein Sohn, du mußt dich einfältig an das apostolische Symbolum halten: Ich glaube eine Vergebung der Sünde! und mußt glauben, daß sie Gott nicht bloß dem David und Petrus und Andern, sondern auch dir schenke um Christi willen, der für alle gelitten hat. Weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?" Dieses Trostwort ließ ihm einen tiefen Eindruck zurück; und Dr. Staupitz lehrte ihn, nur auf Christum zu schauen, der schrecke nicht, sondern tröste. — Nachdem er 1507 die Priesterweihe erhalten hatte, empfahl ihn Staupitz dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, zu einem Professor an seiner 1502 gegründeten Universität Wittenberg; 1508 verließ er seine Zelle, um dem Rufe dorthin zu folgen. Er versah das überkommene wichtige Amt mit höchster Sorgfalt und Treue und in anderer als bisher üblicher Weise. Noch wurde auf den Hochschulen die todte und tödtende Scholastik oder Schultheologie (S. 402) getrieben; Luther machte sich allmählich von ihr los. Indessen kam er in die heil. Schrift immer tiefer hinein. Seine Vorträge erregten Aufsehen und gewannen Beifall. Auch betrat er jetzt die Kanzel, wovor er lange Scheu getragen, „sintemal es keine schlechte Sache sei, an Gottes Statt mit den Menschen zu reden;" nur durch Staupitzens gebieterisches „Martin, du mußt!" ließ er sich bewegen. Der Kurfürst kam einmal und hörte ihm mit Verwunderung zu.

Dr. Pollich sprach: „Der Mönch wird alle Doctores irre machen und eine neue Lehre aufbringen und die ganze Kirche reformiren. Denn er legt sich auf der Apostel und Propheten Schriften und steht fest auf Christi Wort; das kann keiner mit Philosophie, noch mit Sophisterei, Scotisterei, Thomisterei und dem ganzen Kram umstoßen."

Anno 1511 mußte Luther in Angelegenheit seines Ordens nach Rom reisen. Das war von entscheidendem Einfluß auf sein nachmaliges Hervortreten gegen Babels Greuel. Er hegte noch die größte Ehrfurcht vor dem „Sitze des Statthalters Christi." Als er die Stadt erblickte, fiel er auf die Kniee und rief: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom!" Aber welch ein anderes Rom fand er drinnen, als er das Treiben des Papstes (Julius II., S. 462), seiner hohen und niedern Geistlichen und der übrigen Bewohnerschaft wahrnahm, diese erstaunliche Sitten- und Zuchtlosigkeit, den baren Unglauben und frechen Hohn mit dem Heiligen!

Bis er in ernster Andacht eine Messe las, waren Andere neben ihm mit sieben fertig. „Hurtig, Bruder Martin, hurtig!" raunten sie ihm zu, „schicke unsrer Frauen ihren Sohn bald wieder heim!" Mit Lachen hörte er erzählen, wie etliche die Hostie so weihten: „Du bist Brot und bleibst Brot!" Er sagte nachher: „Mir graut, wenn ich daran denke!

Ich wollte nur wünschen, daß ein jeder, der ein Priester werden soll, zuvor in Rom gewesen wäre und gesehen hätte, wie es da zugeht. Ich habe dort selbst von etlichen Hofleuten sagen hören, es sei unmöglich, daß es länger so sollte stehen, es müsse brechen. Es ist gar nicht zu sagen, wie arg es dort ist. Gibt's eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut." Gleichwohl besuchte er alle heiligen Orte dort, um sich Seelengewinn zu verschaffen; aber er fühlte nichts davon, er hörte immer Donner über sich grollen. Zu Trost also gereichte ihm diese Reise nicht; doch zu heilsamer Erkenntniß, darum er sprach, er wolle nicht 1000 Goldgülden dafür nehmen, daß er Rom gesehen.

Zurückgekehrt, 1512, mußte er aus Auftrag seines Generalvikars und Klosters Doktor der heil. Schrift werden. Er sträubte sich als schwacher und kranker Mensch dagegen, doch umsonst. Sein Kurfürst gab die Kosten her. Bei seiner Promotion mußte er nun nach altem Brauche schwören, die heil. Schrift sein Lebenlang zu studiren, zu predigen, zu lehren und den rechten christlichen Glauben mit Disputiren und Schriften wider alle Irrlehrer zu vertreten, als ihm Gott helfe. „Dieses ordentlichen und öffentlichen Berufes hat er sich oft in seinen Herzensnöthen getröstet, wenn ihm Teufel und Welt hat wollen angst und bange machen, daß er ein solches Wesen in der Christenheit anrichte. Da hat er sich seines ordentlichen Doktorats und öffentlichen Befehls und theuern Eides tröstlich erinnert, darauf auch seine (zwar Gottes) Sache im Namen Christi mit Ehren zu vieler Leute Seligkeit unerschrocken fort und mit Gottes Hilfe redlich hinausgeführt." So sein Schüler Matthesius; und er selbst bezeugte: „Man hat mich zum Doktor der heil. Schrift gemacht, ich habe auf sie geschworen und muß bei ihr aushalten." Er las nun über Psalmen und Römerbrief.

Immer tiefer drang er in das göttliche Wort ein, und immer heller und zuletzt in seliger Klarheit erkannte er die Haupt- und Grundlehre des Evangeliums von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, die Lehre, daß wir arme schuldbeladene Menschen allein durch den Glauben an Christum, den Versöhner, in dem die freie Gnade Gottes sich darbeut, Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen. „Der Gerechte lebt seines Glaubens" (Hab. 2, 4), dieses holdselige Himmelswort brachte vollen Frieden in sein Herz nach dem schweren Bußkampf und machte ihn, wie er sagt, zu einem ganz neuen Menschen, der nun auch Gott lieben und kindlich „Abba, Vater!" zu ihm sagen konnte. Diese fest erkannte Wahrheit öffnete ihm erst das rechte Verständniß der ganzen Schrift.

§ 2. Beginn der Reformation.

Wie S. 462 bemerkt, war es Papst Leo X., der den nächsten Anlaß zur Reformation der Kirche gab. Er schrieb nämlich einen großen Ablaß aus, den er verkaufte, um recht viel Geld zu erlangen, angeblich zum Ausbau der Peterskirche in Rom, in der That für persönliche Zwecke. Damit hatte er es namentlich auf das „fromme Deutschland" abgesehen. Der Kurfürst Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, übernahm den Ablaß für Deutschland pachtweise, um auch etwas dabei für sich zu erübrigen, und sandte dann seine Agenten, den Dominikaner Tetzel u. A. mit den päpstlichen Ablaßbriefen durch die Lande. Tetzel zog in Sachsen umher mit großem Pomp und bot aller Orten seine Briefe mit den unverschämtesten Reden aus. Er verkündigte, daß dieselben von allen Sünden erlösen, auch von den schwärzesten, von Meineid, Blutschande, Vater- und Muttermord 2c., ja nicht bloß von den begangenen, sondern im Voraus auch von solchen, die man erst begehen wolle.

Auch für die Verstorbenen seien sie vollkommen kräftig; sobald das Geld dafür in seinem Kasten klinge, die Seel' sogleich aus dem Fegfeuer springe. Ja, dieser Mensch hatte die Frechheit zu behaupten, daß er mit seinem Ablaß schon mehr Seelen in den Himmel gebracht habe als Petrus mit seinem Evangelio. Nun, das thörichte Volk lief von allen Seiten herbei und kaufte den kostbaren Ablaß für sich und seine Todten, oft um die letzten Groschen in seinem Seckel.

Dieser Greuel war denn doch zu stark, als daß nicht Viele ihn hätten erkennen und sich entrüsten sollen. Aber wer wagt es, gegen das aufzutreten, was in dem hohen Namen der päpstlichen Heiligkeit geschah? Einer war jetzt so tapfer, der, den Gott dazu ersehen und gerüstet hatte. Tetzel war bis nach Jüterbogk gekommen. Etliche derer, die seine Waare an sich gebracht, erschienen bei Luther im Beichtstuhl, bekannten ihre Sünden, meinten aber, Buße dürften sie darum nicht thun, denn sie hätten sich Ablaß gekauft. Diese belehrte Luther, daß ihre Briefe ihnen gar nichts nützen. Da laufen sie zu Tetzel und schreien ihn an, warum er sie betrogen habe. Der Dominikaner speit Gift und Flamme gegen Luther und erklärt ihn öffentlich für einen des Feuertodes würdigen Ketzer. Nun redete dieser auch von der Kanzel herab frei gegen den schandbaren Handel. Zugleich schrieb er an den Erzbischof Albrecht einen strengen Brief, er möge doch den Namen Gottes nicht so mißbrauchen und das arme Volk nicht so schrecklich bethören lassen.



Fig. 148. Martin Luther. Nach Lukas Cranach.

Aber noch etwas Auffallenderes that er, und diese That bezeichnet den Anfang der Reformation, — er schlug am 31. Okt. 1517 fünfundneunzig Thesen oder Sätze gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an, womit er nach dem Brauche der Hochschulen alle Gelehrten aufforderte, mit ihm, wenn sie Lust hätten, darüber zu disputiren. Hauptinhalt dieser Thesen ist, „daß man nimmermehr durch Geld, sondern nur durch wahre Buße (Reu und Glauben) die Vergebung der Sünden bei Gott erlange, der sie aus Gnade frei umsonst um des Erlösers Jesu Christi willen den Menschen spende, und daß also das Vertrauen auf Ablaßbriefe durchaus nichtig sei. Der Papst könne nur von der Pein lossprechen, die er selbst auferlegt habe.“ Diese abgedruckten Sätze liefen in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland und in vier Wochen fast durch die ganze Christenheit, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen.“

Es war aber eine ganz ungemeine Bewegung, die sie allenthalben hervorriefen. Die Einen bewunderten die Kühnheit des Mannes und freuten sich desselben hoch; die Andern ärgerten sich schwer und ergrimmten über ihn. Tetzel warf die Thesen gleich in's Feuer; andere gut päpstliche Geistliche, namentlich ein Sylvester Prierias, griffen den Verfasser derselben schriftlich auf's Härteste an. Dr. Eck fand böhmisches Gift darin. Rumor aller Orten. Luther blieb gutes Muths und da seine Freunde Besorgniß über die große Unruhe in der Kirche äußerten, sprach er: „Ist das Werk nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald zerfallen; ist's aber in seinem Namen gethan, so lasset ihn walten.“ Uebrigens dachte er jetzt noch gar nicht an eine gänzliche Umgestaltung der Kirche, wie sie der gnädige Gott vorhatte; er wollte nur einen Mißbrauch aus der Kirche schaffen, dem Papste selbst zu Dienste, daß seine Ehre nicht in Verachtung käme. Darum

schrieb er selbst an den „heiligen Vater", ehrerbietig und wehmüthig, und bat ihn, dem Unwesen zu steuern, das gewiß nicht mit seinem Willen so vor sich gehe.

In Rom, wo man sich eben mächtig freute, daß die Basler Beschlüsse (S. 442) in Frankreich aufgehoben wurden, hielt man die Geschichte für ein unbedeutendes Mönchsgezänke, bis ernstere Nachrichten von der außerordentlichen Erregung in Deutschland einliefen. Nun wurde Luther citirt, um sich wegen seines Angriffs zu verantworten. Sein Kurfürst Friedrich, obwohl nie entschieden für seine Sache Partei ergreifend, wollte doch den Mann schützen, der die Zierde seiner Universität war; darum trug er darauf an, daß die Angelegenheit in Deutschland bereinigt werde. Demzufolge beauftragte der Papst den Kardinal Cajetan, seinen Legaten auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 (es war der letzte, den Maximilian I. hielt, S. 459), den ketzerischen Mönch vorzurufen, zurechtzubringen oder in Verwahrsam zu nehmen.

Als Luther die Vorladung empfieng, riethen ihm seine Freunde von der Folgeleistung ab. Er entgegnete aber: „Was kann ich verlieren? Mein Haus ist bestellt. Es ist noch übrig der schwache und gebrechliche Leib. Nehmen sie diesen, so werden sie mich etwa um zwei oder eine Lebensstunde ärmer machen." Er gieng zu Fuß bis drei Meilen vor Augsburg. Am 7. Okt. 1518 kam er an. Dreimal stand er vor Cajetan, immer muthig. Der Kardinal verlangte, er solle seine Ketzerei unbedingt widerrufen. Luther begehrte Widerlegung aus der hl. Schrift. Davon wollte Cajetan nichts hören; derselbe berief sich auf den Befehl des Papstes. Luther bemerkte, der Papst sei übel unterrichtet; er appellire an den besser unterrichteten. Der Kardinal konnte bei ihm nichts ausrichten und entließ ihn im heftigsten Zorne. Er rief: „Ich will nichts weiter mit dieser Bestie reden, denn sie hat tiefe Augen und wundersame Spekulationen in ihrem Kopfe!"

Es giengen glaubwürdige Gerüchte, daß man Luther nach dem Leben strebe. Da verschafften ihm ein paar Freunde, der von Salzburg seinetwegen hergekommene Staupitz und der Augsburger Rathsherr von Langemantel, ein Pferd, auf dem er, vor Tagesanbruch durch ein Mauerpförtchen aus der Stadt gelassen, von dannen ritt. Er gelangte wohlbehalten nach Wittenberg. Cajetan begehrte vom Kurfürsten seine Auslieferung; dieser verweigerte sie. Friedrich hatte um dieselbe Zeit einen seltsamen Traum; er sah Luthers Feder riesengroß wachsen und dem Papste an seine dreifache Krone stoßen, daß sie wankte.

Jetzt sandte der Papst seinen Kammerherrn Karl von Miltiz als Nuntius nach Sachsen, um den Kurfürsten für die Wahl Franz I. zum deutschen Kaiser zu gewinnen und zugleich das lutherische Aergerniß zu unterdrücken. Miltiz brachte für den Kurfürsten, zur Gewinnung seines Beistandes, das päpstliche Geschenk der geweihten goldenen Rose mit. Er überzeugte sich aber bald, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sei. So suchte denn der feine Herr auf anderem Wege sein Ziel zu erreichen. Er unterredete sich mit Luther zu Altenburg, Jan. 1519, auf's Freundlichste, ermahnte, bat, weinte, und brachte ihn so auch wirklich zwar nicht zum Widerruf, doch zu dem Versprechen, daß er hinfort schweigen wolle, sofern nur seine Gegner schwiegen. Miltiz drückte dem Ketzer zum Abschied einen Kuß auf die Lippen. — So war nach Menschenurtheil die Sache jetzt aus und Luther selbst glaubte, sie „werde sich still zu Tode bluten." Aber sie war eben nicht Luthers, sondern Gottes Sache, der, was er beginnt, auch vollendet. Und dazu mußten die Feinde selbst helfen. Der Gelehrteste der päpstlichen Theologen, der Professor und Prokanzler der Universität Ingolstadt, Dr. Eck, forderte die Wittenberger zu einer öffentlichen Disputation heraus, in welcher namentlich über den Umfang der päpstlichen Rechte gehandelt werden sollte. Damit rührte er den beschwichtigten Handel wieder auf. Luther konnte sich schon um der Ehre seiner Universität willen der Herausforderung nicht entziehen. So bereitete er sich denn auf

die Handlung vor und im nähern Nachforschen über die benannten Rechte fand er, daß das Papstthum in der Schrift nicht begründet sei.

Die Disputation wurde in **Leipzig** im **Herzogthum** Sachsen (Sachsen theilte sich damals in die Kur und in das Herzogthum) vor einer Menge gelehrter und vornehmer Zuhörer, darunter Herzog **Georg** selbst, abgehalten 27. Juni bis 16. Juli 1519. Zuerst und zuletzt stritt Eck mit dem Wittenberger Professor **Karlstadt**, dem als dem Schwächern er stark zusetzte. Der Hauptkampf fand zwischen ihm und Luther statt; und auch letzterer hatte einem so kenntnißreichen und gewandten Manne gegenüber keinen leichten Stand und einen um so schwerern, da er den Papst noch schonen zu müssen meinte. Doch sprach er es aus, daß der Papst nicht nach göttlichem, nur nach **menschlichem Rechte** an der Spitze der Kirche stehe und daß seine Autorität jedenfalls **unter die der heil. Schrift** zu stellen sei. Das nannte Eck böhmisch, hussisch. Luther aber erkannte evangelische Wahrheit in Hus. Es war offenbar worden, daß Luther, an Gelehrsamkeit nicht zurückbleibend hinter seinem Gegner, viel fester auf Gottes Wort fuße; er gewann neue Freunde und bei mehreren Widersachern doch eine mildere Beurtheilung.

Er war aber im heißen Streite nur gefestigt worden in der Wahrheit und tiefer in sie hineingeführt; auch fühlte er sich dadurch mächtig angeregt, dem ganzen Bestande des herrschenden Kirchenwesens weiter nachzuforschen, und da fand er denn so gar Vieles, was mit der Schrift nicht übereinstimmte, arge Irrlehren und Mißbräuche. Und so stieg allmählich das ganze große Werk vor seinem Geiste auf, das zu vollbringen er ausersehen war. Mit Ulrich von Hutten u. a. Freiheitskämpen bekannt geworden, gab er zwei Hauptschriften heraus: „**An den Adel deutscher Nation** von des christlichen Standes Besserung" und: „Von der **Babylonischen Gefangenschaft** der Kirche", worin er das Papstthum völlig verwarf und noch andere römische Irrthümer kühn angriff. Die Wirkung dieser Schriften war außerordentlich.

Unterdessen hatte sich Eck bittern Geistes nach Rom begeben und dort eine **Bannbulle** gegen Luther ausgewirkt, die er bei seiner Rückkunft geschäftig in Deutschland ausbreitete. Allein sie richtete nichts aus; sie wurde an den mehrsten Orten gar nicht zugelassen oder vom Volke verhöhnt. Luther aber richtete, furchtlos, eine Schrift wider sie, darin er sie eine „höllische, verfluchte Bulle" heißt, weil sie den christlichen Glauben verdammt habe, und sagt, „wo der Papst dieselbe nicht widerrufe, solle Niemand daran zweifeln, er sei Gottes Feind, Christi Verfolger, der Christenheit Verstörer und der rechte Antichrist." — Und noch weiter schritt er. Als er gehört, daß die Geistlichkeit zu Löwen, Köln ꝛc. seine Schriften nach des Papstes Befehl verbrannt habe, begab er sich 10. Dezember 1520 mit Magistern und Studenten vor das Elsterthor hinaus und warf in einen lodernden Holzstoß die päpstliche Bulle nebst dem kanonischen Rechtsbuch mit den Worten: „Weil du den Heiligen Gottes betrübet hast, so verzehre dich das ewige Feuer!" Damit war er los von Rom. Die Kunde von der kühnen That des armen Mönches machte das größte Aufsehen, aber die Meisten sahen freudig auf, denn sie begannen zu hoffen, daß dieser Mönch bewirken möchte, was so viele Fürsten, Könige und Kaiser nicht vermocht hatten: die päpstliche Tyrannei zu stürzen.


Fig. 149. Ph. Melanchthon.

Der Gebannte lebte ruhig und fröhlich in seinem Wittenberg und wirkte, immer erleuchteter und leuchtender, von Kanzel und Katheder fort. Und Andere wirkten auch schon in seinem Geiste, von der Kraft der Wahrheit übermocht, die aus seinem Munde und seiner Feder gieng. Der merkwürdigste ist **Philipp**

Melanchthon (Fig. 149), geb. 1497 zu Bretten in der Pfalz, mit 17 Jahren schon Magister in Tübingen, seit 1518 Professor der alten Sprachen zu Wittenberg, wo er 1524 auch Professor der Theologie wurde.

Er war der ausgezeichnetste Gelehrte seiner Zeit, besonders Meister im Griechischen, der die erste griechische Grammatik schrieb, nicht minder ein hochgelehrter Theologe, der in seinem berühmten Buche „loci communes" die erste evangelische Dogmatik (Glaubenslehre) lieferte. Er hieß der Lehrer Deutschlands; es liefen ihm aber noch von vielen andern Ländern, bis aus Griechenland her, Schüler zu. Was menschliches Wissen betrifft, überragte er Luther noch, welcher selbst bekannte: „Ich sage es frei heraus, er versteht mehr denn ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." Er war aber sehr sanften und weichen Wesens und darum zu keinem Reformator geschaffen, wozu Luthers Heldengeist gehörte. Aber eben dieser milde Geist gehörte hinwiederum zu Luther, um den allzu Kühnen zu mäßigen und die Schule der Kirche an die Seite zu stellen.

Das große Werk gedieh, denn der Herr war dabei. Hat doch die Vorsehung gerade den aufsprießenden Keim gnädig beschirmt, indem nach Kaiser Maximilians Tode, 11. Jan. 1519, Kurfürst Friedrich die Reichsverwesung überkam. Förderte dieser zwar die Reformation nicht selbst, so ließ er sie doch ungehindert fortgehen.

§ 3. Karl V. und der Reichstag zu Worms.

Der erledigte deutsche Thron mußte wieder besetzt werden. Die Kurfürsten boten ihn dem Reichsverweser Friedrich, dem besonnenen, redlichen, geschäftserfahrenen Manne, selbst an. Aber er entsagte der Ehre: es sei dem Reiche zur kräftigen Handhabung des Regimentes und namentlich wegen der drohenden Türkengefahr ein mächtiges Haupt nöthig. Drei Mächtigere bewarben sich um die Kaiserkrone, Franz I., König von Frankreich, Heinrich VIII., König von England, und Karl von Spanien. Endlich wählten die Kurfürsten nach Friedrichs Rath den letztern, also doch noch diesen Enkel Maximilians, den sie auf jenem Augsburger Reichstage zurückgewiesen hatten (S. 459). Er mußte aber eine sog. Capitulation ausstellen, darin er den Ständen ihre Rechte und Freiheiten sicherte. Dieser Karl war der mächtigste aller damaligen Potentaten, Beherrscher unermeßlicher und prächtiger Länder, Spaniens, der Niederlande, der Oestreichischen Staaten, Neapels und der weiten Amerikanischen Besitzungen. Man bemerkte, daß die Sonne in seinem Reiche nicht untergehe. Nun war er auch oberster Herr über das heilige römisch-deutsche Reich. Er erschien im Herbste 1520 in Deutschland und wurde 22. Okt. zu Aachen als Karl V. gekrönt.



Fig. 150. Karl V.

Er war noch jung (geb. 1500), aber schon ernst und würdevoll. Er besaß einen feinen Verstand, scharfe Beobachtung und zähen Willen; vorsichtig und behutsam gieng er an, er führte den Wahlspruch: „Noch nicht!" Er ließ sich nicht in sein Inneres blicken; doch merkte man, daß er großartige Plane hege. Ein ehrlicher Deutscher war er nicht, auch kein redlicher Sucher nach Wahrheit; doch das offenbarte sich erst in der Folgezeit. Jetzt begrüßte ihn auch Luther mit einem Glückwunschschreiben, darin er ihm zugleich seine Angelegenheit befahl und bat, daß er ihn nicht ungehört verdammen möchte.

Karl V. schrieb auf 1521 einen Reichstag nach Worms aus. Alle Fürsten und Stände des Reichs versammelten sich dort und große Volksmassen. Hauptgegenstand der Verhandlung war die Religion, die Schlichtung der lutherischen Sache; die Unterdrückung derselben begehrte der Papst. Dieser hatte sich des Kaisers

Beistand gegen den Ketzer versprechen lassen und dafür ihm zu liebe die vorhin gemilderte spanische Inquisition wieder verschärft. Die Stände reichten aber selbst eine Klagschrift wider den römischen Stuhl ein mit 101 Beschwerden, die theilweise mit denen Luthers zusammenfielen, über die päpstlichen Gelderpressungen durch Ablaß, Stellenverkauf u. s. w. Auch merkte der Kaiser wohl, daß fast alles in Deutschland für Luther gestimmt war, und um also die Deutschen nicht gleich zu Anfang vor den Kopf zu stoßen, gab er dem Verlangen der Stände nach, Luther nicht ohne Gestattung der Verantwortung zu verurtheilen. Und so wurde denn dieser zur Erscheinung am Reichstage aufgefordert und ihm hiezu ein kaiserlicher Geleitsbrief ausgefertigt.

Luthers Freunde warnten ihn vor dem Hingehen. Sie erinnerten an Konstanz, wo auch Einer trotz dem Schutzbriefe des Kaisers verbrannt worden sei. Allein er sprach: „Wenn meine Feinde gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch, weil ich gefordert bin, im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul und in seine großen Zähne treten, Christum bekennen und denselben walten lassen."

Im Namen seines Christus trat er die Reise an. Der Reichsherold Kaspar Sturm geleitete ihn. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, begrüßte ihn freudig und frohlockend. Er predigte ihm in mehreren Kirchen unterwegs, in denen die Emporen wankten, an denen die Fenster ausgehoben waren. Als er aber nahe an Worms kam, empfieng er von dort her noch eine Botschaft von einem innigen Freunde, dem Dr. Spalatin, Hofprediger und Geheimschreiber seines Kurfürsten, „er solle umwenden, es stehe in Worms sehr schlimm für ihn, sein Leben schwebe dort in höchster Gefahr." Luther aber, der sonst Spalatins Rath sehr theuer hielt, erwiderte dießmal: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein!" — Am 16. April fuhr er auf offenem Wagen unter Vorantritt des Heroldes in die Stadt ein. Ihn umdrängten an 2000 Menschen und die ganze Stadt ward durch seine Ankunft erregt. Er bekam gleich Besuche in seiner Herberge, Herren, Grafen und Fürsten; so gieng's bis in die tiefe Nacht hinein. Als aber die Besuche fort waren, da warf sich Luther auf seine Kniee nieder und betete inbrünstig: „O mein Gott, steh mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; ist es doch nicht meine Sache, sondern deine, eine Sache, die gerecht und ewig ist!"

Am andern Tage führte ihn der Reichserbmarschall von Pappenheim in die Reichsversammlung durch Nebenstraßen, dem Volksdrang auszuweichen; auch hier konnte er kaum mit Hilfe der Trabanten durch, und die Leute saßen auf den Dächern, ihn zu sehen. An der Thüre des Bischofspalasts klopfte ihm der alte Held Georg von Frundsberg, der Schöpfer des neuen Kriegswesens (S. 460), auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unsrer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost; Gott wird dich nicht verlassen."

Im Saal war eine glanzvolle Versammlung, der römische Kaiser, 6 Kurfürsten, 28 Herzoge, 11 Markgrafen, 40 Reichsgrafen, 30 Bischöfe rc. Luther trat gesenkten Hauptes unter sie. Auf einer Bank lagen seine Bücher. Der Kurtrierische Kanzler als des Kaisers Redner fragte ihn, ob er sie geschrieben. Nachdem sie geprüft waren, bekannte er sich dazu. Der Kanzler: Ob er sie widerrufen wolle? Er bat demüthig um Bedenkzeit; ein Tag wurde ihm gewährt. Am 18. April antwortete er in langer Rede, bescheiden, aber freimüthig. Er habe in allen seinen Schriften nichts als Gottes Ehre und der Christen Seligkeit gesucht. Was er darin von christlichem Glauben und des Papstes Tyrannei gelehrt, das könne er nicht widerrufen, denn es sei alles wahr. Gegen Privatpersonen habe er sich freilich öfters zu heftiger

Worte bedient, aber in der Sache selbst auch hier nach bestem Wissen nur die Wahrheit geredet. Weil er jedoch ein Mensch sei und irren könne, so bitte er, daß man ihn, wo das geschehen sein sollte, aus den prophetischen und apostolischen Schriften seines Irrthums überweise, so wolle er alles gern widerrufen und der Erste sein, der seine Bücher in's Feuer werfe. Auf Wunsch etlicher Herren wiederholte Luther seine ganze lateinische Rede auch in deutscher Sprache, wiewohl ihm bei der großen Hitze im überfüllten Raume die Schweißtropfen auf der Stirne perlten.

Als er geendigt, trat einige Stille ein. Dann erklärte der kaiserliche Redner, daß man nicht gesonnen sei, mit ihm zu disputiren; er solle eine runde Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht. Da that Luther seinen Mund auf und sprach: „Weil denn eine schlichte, runde Antwort von mir begehrt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll. Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder durch helle Gründe überwunden und überwiesen werde, so daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen wird (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben), so kann ich nicht widerrufen; denn es weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Diese Rede entsetzte den Kaiser, machte aber tiefen Eindruck in vieler Herzen. Drei Tage unterhandelten noch Fürsten, Bischöfe und Doktoren auf der Stube mit ihm, allem aufbietend, ihn zum Widerruf zu bewegen, wenigstens von allen in Konstanz verurtheilten Lehren. Es war vergeblich. Er sprach, daß er eher Leib und Leben verlieren wolle, als das lautere Wort Gottes fahren lassen: „Lasset es gehen! Ist das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist's aber von Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen."

Am 26. April reiste er mit freiem Geleite auf noch 21 Tage ab. Die Päpstlichen hatten zwar dem Kaiser beibringen wollen, daß man einem Ketzer das Wort nicht halten dürfe; er solle ihm thun, wie Kaiser Sigmund dem Hus; aber Karl soll erwidert haben: „Ich will nicht wie Sigmund erröthen. Und wenn Treu und Glauben aus der Welt gejagt würden, müßten sie noch eine Zuflucht bei mir, dem Kaiser, haben." Auf dem Rückwege wurde Luther überall wieder mit hohen Ehren und wie im Triumphe empfangen, und wieder predigte er da und dort trotz dem kaiserlichen Verbote, welches nicht halten zu können er vor seiner Abreise in Worms offen angezeigt hatte.

Gelind war er in Worms verabschiedet worden. Es folgte ihm aber ein kaiserliches Edikt vom 8. Mai, welches die Acht und Aberacht über ihn aussprach. Darin wird er als ein unter Menschengestalt verstellter Teufel geschildert und befohlen, daß diesen verstockten Ketzer nach Ablauf der gewährten Schutzzeit niemand beherbergen, hingegen jeder, wo er ihn fände, festnehmen und kaiserlichem Gerichte überantworten sollte. Der päpstliche Legat hatte es verfassen dürfen, weil an diesem Tage Papst und Kaiser gegen Frankreich ein Bündniß schlossen. Also war Luther geächtet, und doch ein Geliebter Gottes, der auch sein zeitliches Leben mit seinen Flügeln deckte.

§ 4. Die heilige Schrift für alles Volk.

Luther saß schon, ehe die Acht über ihn verhängt war, an einem sichern Orte. Als er auf seiner Heimreise am 4. Mai 1521 in der Nähe von Waltershausen fuhr, sprengten plötzlich vermummte Reiter heran, rissen ihn aus dem Wagen, hoben ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm davon. Nachdem sie mit ihm die Kreuz und Quer im Wald herumgeritten, brachten sie ihn Nachts um 11 Uhr auf die Wartburg, ein Bergschloß bei Eisenach. Das hatte sein vorsichtiger Kurfürst veranstaltet, um ihn vor Verfolgung und Mörderhand zu schirmen; aber darum wußten nur wenige. Freund und Feind hielt den Verschwundenen für aufgefangen und weggeräumt. Die Feinde freuten sich; die Freunde trauerten tief.



Luther vor dem Reichstag zu Worms.

Es ist rührend, wie der fromme Maler Dürer zu Nürnberg klagt: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfür das Evangelium so klar fürtragen? O ihr frommen Christenleute alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende.“ Gottlob, es war kein anderer nöthig.

Auf der Wartburg bekam Luther ein wohnliches Zimmer mit Büchern, Tinte und Papier. Er hieß Junker Georg und wurde so wohl gepflegt, daß er meinte, es gienge ihm besser, als er's verdiene. Da lebte er nun fast ein Jahr lang in seinem Patmos; eine Ruhezeit, wo er so recht sich besinnen konnte: Was will ich? Was soll ich? wo er so recht in sein großes Werk eingehen und zur besonnenen Führung desselben sich zusammenfassen konnte. Die Größe seiner Aufgabe drückte ihn freilich in der äußern Stille um so schwerer und Satan focht ihn auf dem Bergschloß besonders heftig an. Allein er kannte die guten Waffen dagegen und kämpfte damit als ein tapferer Ritter Georg, und wurde im Kampf immer stärker und gewisser.

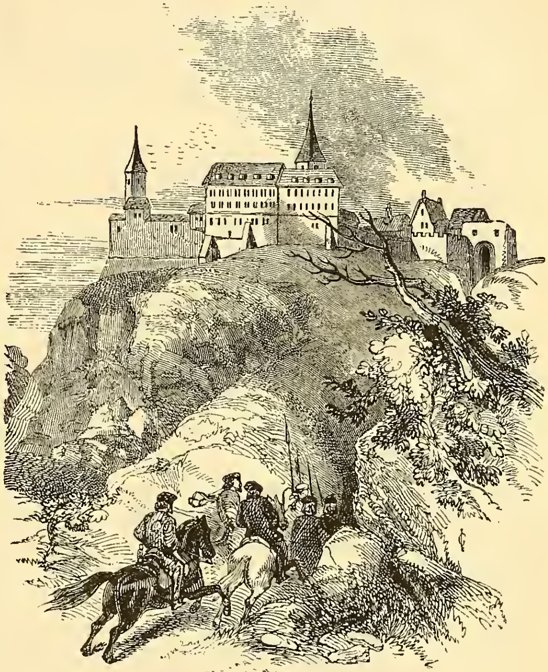


Fig. 151. Die Wartburg.

Trotz viel geistlicher Anfechtung und körperlichem Leiden arbeitete Luther auf der Wartburg ungemein fleißig. Und je mehr er dort mit seinem Gott verkehrte, desto fruchtreicher gieng wieder die Arbeit fort. Er verfaßte mehrere kleine Schriften zur Belehrung und Erbauung des lieben Christenvolks. Dann begann er eins seiner Hauptwerke, seine Kirchenpostille über die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln. Aber sein wichtigstes Geschäfte dort: Einst saß er mit seinen „tiefen Augen“ vor sich hinblickend. „Suchet in der Schrift, spricht der Herr, und es ist ja wahrlich das ewige Leben darin. Du bist's nicht, der Melanchthon ist's nicht, sondern die Kraft des ewigen Wortes, was die Kirche bessert. Wie soll es aber suchen all das arme Volk ohne die wenigen Studirten? Es sieht in dem ebräischen und griechischen Text nur krause unverständliche Zeichen.“ Da durchzuckte es ihn. „Eine verdolmetschte Bibel! Das göttliche Wort für alles Volk!“ Und so gieng er an die Bibelübersetzung, lernte dazu jetzt erst recht griechisch und ebräisch und dolmetschte mit höchstem Fleiß „ohne alle falschen Gedanken (er nahm keinen Heller für seine Arbeit), lauterlich zu seines gnädigen Gottes Ehren und zu seligem Dienst denen lieben Christen.“

Es gab zwar schon deutsche Bibeln, aber sie waren aus der (lateinischen) Vulgata übersetzt, in schwerfälliger Sprache und strotzten von Fehlern. So übersetzte er auf der Wartburg das ganze Neue Testament und schuf damit die hochdeutsche Schriftsprache.

Aber unversehens wurde er aus seinem Patmos weggerufen. Während seiner Abwesenheit von Wittenberg fielen dort bedenkliche Unruhen vor. Sein bisher ganz

mit ihm übereinstimmender Kollege Dr. Karlstadt und der Magister Didymus wollten den römischen Gottesdienst mit Gewalt abschaffen. Sie wollten gleich die Mönchsgelübde abthun und reichten Laien den Kelch, selbst Kindern. Sie drangen mit Haufen Studenten in die Kirchen und trieben Messe lesende Priester hinaus. Auch warfen sie alle Bilder aus den Kirchen und verbrannten sie. Darob gab's argen Lärm. Im December kamen auch falsche Propheten von Zwickau her nach Wittenberg, der Tuchweber Storch u. a.; die redeten viel von einem „innern Worte“ und „innern Lichte“, das sie über die h. Schrift setzten, und verwarfen die Kindertaufe als unkräftig, darum die Erwachsenen wieder getauft werden müßten. Sie weissagten vom Todtschlagen aller Pfaffen und von einem neuen Gottesreich. Da wurde die Verwirrung noch größer und Luther mußte ihr entgegentreten.

Melanchthon, welcher den Bergeort Luthers wußte, benachrichtigte diesen in seiner Angst von den Vorgängen. Es war große Gefahr vorhanden, daß durch sie das Reformationswerk verdächtigt und verdorben würde. Darum war Luthers Entschluß, die Wartburg wider des Kurfürsten Verbot zu verlassen, schnell gefaßt. Unterwegs entschuldigte er sich bei diesem in einem Schreiben, dem Muster eines Glaubensbriefes: er danke kurfürstlicher Gnaden für ihren Schutz und begehre ihn nicht weiter, denn er gar einen viel höhern habe; ja er halte, daß er Seine Gnaden mehr schützen könne, als Sie ihn, denn wer am meisten glaube, der werde am meisten schützen.

Als er, 7. März 1522, unvermuthet in Wittenberg erschien, lebte dort alles in Freude und Hoffnung auf. Er predigte gegen die Aergernisse acht Tage nach einander fort, voll Geist und Kraft und voll Milde und Mäßigung. Man solle Gottes Wort lehren, aber nichts mit Gewalt erzwingen; denn der Glaube wolle ungenöthigt angezogen sein. Mit den Schwachen müsse man Geduld tragen, bis Gottes Wort in ihnen kräftig werde, daß sie das Falsche selbst erkennen und lassen. Denn „wenn Gottes Wort nur erst das Herz faßt, dann zergeht alles ungöttliche Wesen von selbst ohne alles Stürmen.“ Bei den Bildern sei aber nur vor dem Mißbrauch der Verehrung zu warnen; als Erinnerungsmittel stünden sie gut in den Kirchen. Diese Predigten stellten in Wittenberg vollkommene Ruhe her. Didymus bekehrte sich von seiner Schwarmgeisterei und Karlstadt trat wenigstens auf eine Zeitlang zurück. Mit den Wiedertäufern hielt Luther eine einzige Unterredung, nach welcher sie erbittert davon zogen, mit dem Versprechen, das geforderte Wunderzeichen bald zu leisten. Durch solch schnellen und großen Sieg stieg sein Ansehen noch um vieles höher.

Er befand sich nun wieder an seinem Berufsort inmitten seiner Thätigkeit. Acht und Bann schien vergessen; niemand krümmte ihm ein Haar. Frisch und froh wirkte er fort im Verein mit andern Zeugen der Wahrheit an der Universität, dahin 1521 zwei vortreffliche Männer gerufen worden waren, Dr. Joh. Bugenhagen, genannt Pomeranus (aus Pommern), Professor und Prediger an der Pfarrkirche, ein Mann, der bei hoher Gelehrsamkeit noch eine besondere Gabe hatte, das äußere Kirchenwesen zu ordnen, und Dr. Justus Jonas, auch Professor der Theologie, ein ausgezeichneter Redner und tüchtiger Rechtsgelehrter dazu. — Außer seinen Amtsverrichtungen beschäftigte sich Luther jetzt vornehmlich mit seinem begonnenen Bibelwerke. Das auf der Wartburg verdeutschte Neue Testament übersah er noch mit seinen Freunden und gab es Sept. 1522 im Druck heraus zur unbeschreiblichen Wonne vieler Tausende. Dann machte er sich ungesäumt an die Uebersetzung des Alten Testamentes, bei welcher überaus schwierigen Arbeit er die gelehrten Freunde Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Cruciger und Aurogallus fortwährend zu Hilfe zog, also daß sie manchen lieben Abend bei ihm in seiner Klosterzelle zusammensaßen, wo jeder ernst und sinnend in den Text vor sich blickte und sie nach einander ihre Meinung sagten. Das Alte Testament kam stückweise heraus, jedes einzelne Buch sobald es fertig war. Fügen wir gleich bei, daß 1534 zum erstenmale die ganze verdeutschte Bibel erschien, von tausend und abertausend Seelen mit hohem Jubel und heißen Dankgebeten begrüßt. In unzähligen Exemplaren gedruckt gieng sie reißend weg

Es ist aber auch die Uebersetzung gar herrlich gerathen; sie zeichnet sich durch Richtigkeit und Verständlichkeit und namentlich auch durch Reinheit, Kraft und Wohllaut der Sprache in ungewöhnlich hohem Grade aus; wie man denn mit Wahrheit sagt, daß Luther seine Deutschen erst recht deutsch reden gelehrt habe. Diese Uebersetzung hat ihres Gleichen nicht; „sie ist", äußert sich Melanchthon, „der größten Wunderwerke eines, das Gott durch Dr. M. Luther vor'm Ende der Welt hat ausgerichtet."

Die Bibelübersetzung förderte das Reformationswerk ungemein. Das göttliche Wort, dem gesamten deutschen Christenvolk zugänglich gemacht, verbreitete weithin Licht und Leben, auch wo es noch nicht gepredigt ward. Nun konnte jedermann sich daraus überzeugen, wer in dem großen Kampfe recht habe, ob Luther oder Eck und der Papst, und dem erstern mit freudigster Gewißheit zufallen. Gottes Wort, gehört und gelesen, es faßte immer mehr die Herzen, und das abgöttische und ungöttliche Wesen zergieng allmählich von selbst. Man hörte auf, vor den Bildern der Maria und der Heiligen zu knieen und sie anzurufen; man suchte die Hilfe bei dem, der Himmel und Erde gemacht hat. Man glaubte nicht mehr, daß der Priester in der Messe Christum auf's neue opfere zur Tilgung der menschlichen Sünden; man hielt sich im Glauben an das große Opfer, mit welchem auf Golgatha einmal für immer die Schuld der Welt bezahlt ist. So konnte ja auch die Priestermesse nicht bleiben. Es bereitete sich alles vor auf einen evangelischen Gottesdienst.

Der unbiblische, so viele heimliche Sünden mit sich führende Cölibat fiel dahin; ein Geistlicher um den andern gebrauchte die ihm von Gott gegebene Freiheit, sich ehrlich zu verheiraten. Die Klöster leerten sich; Mönche und Nonnen giengen freiwillig in die menschliche Gesellschaft zurück. Die Klöster, so wohlthätig einst, hatten längst ihre Aufgabe erfüllt, waren im Allgemeinen schrecklich entartet (S. 462) und durch den Wahn der besondern Verdienstlichkeit des Lebens darin dem Evangelio feindlich geworden. Es war Zeit, daß auch sie hinfielen.

Luther selbst trat, als sein Augustinerkloster bereits von allen Mönchen bis auf ihn und den Prior verlassen war, aus dem Klosterverbande; am 9. Okt. 1524



Fig. 152. Luther und seine Frau.

legte er seine Mönchskutte ab und kam im heutigen Kirchenrock in die Kirche. Im folgenden Jahre begab er sich auch in den heiligen Ehestand. Er war anfangs

gesonnen, ehelos zu bleiben, was ja jedem freisteht; da ihn aber viele dringend ermahnten, durch sein eigenes Exempel den göttlichen Stand der Ehe zu preisen, und darunter am dringendsten sein Vater, welcher eine Nachkommenschaft von ihm wünschte, so entschloß er sich endlich dazu. Er erwählte eine vormalige Klosterjungfrau, Katharina von Bora, die im Hause eines seiner Freunde gottselig und ehrbar lebte, versprach ihr im Namen der heiligen Dreieinigkeit eine aufrichtige christliche Ehe und ließ sich 13. Juni 1525 mit ihr einsegnen. Er fand an ihr „ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl," und führte mit ihr eine sehr glückliche, auch mit lieben Kindern gesegnete Ehe, — und daß solch ein fromm Gemahl den Geistlichen in seinem Berufe nicht hindert, sondern stärkt und hebt, davon ist der verheiratete Luther ein leuchtender Beweis.

§ 5. Der Bauernkrieg.

Uebrigens war dies Jahr 1525 ein sehr stürmisches; da tobte der große Bauernkrieg. Er gieng nicht von der Religion aus; schon früher empörte sich hie und da der Bauernstand in Folge des Druckes, den er von Adel und Geistlichkeit auszustehen hatte; aber die Religion wurde hineingemischt. Freche Leute predigten „die evangelische Freiheit", die man zu Wittenberg lehrte, die Freiheit des Gewissens vom Fluch des Gesetzes und vom Joch pharisäischer Satzungen, als eine Freiheit auch von weltlicher Obrigkeit, vom Gehorsam gegen ihre Gebote, von der Achtung ihrer Rechte. Fanatisch predigten sie solche Zügellosigkeit und entzündeten dafür das arme Volk. — In Schwaben brach der Aufruhr März 1525 am ersten aus; von da drang er nach Franken; im Elsaß, in Hessen, Thüringen, weiterhin durch Deutschland wurde das Bauernvolk wegig. Die Aufrührerischen verlangten von ihren Gebietern nicht nur freie Religionsübung, sondern auch Befreiung von Leibeigenschaft, von Frohnden, Zehnten u. a. Abgaben; sie verlangten das Recht zu fischen, zu jagen, Holz zu fällen, wo sie wollten. Die weltlichen und geistlichen Herren lachten solcher Forderungen; da durchzogen sie in großen, mit Sensen und Flegeln, mit Schwertern und Büchsen bewaffneten Haufen das Land, plünderten und zerstörten die Schlösser, Stifter, Klöster und Pfarrhöfe, und erwürgten ihre Bewohner.

Luther, von diesem Jammer tief ergriffen, ließ einen Friedensbrief ausgehen, darin er die verblendeten Missethäter aus Gottes Wort herzlich belehrt, was rechte christliche Freiheit sei und sie vor Verwechslung derselben mit der fleischlichen ernstlich warnt, worin er aber auch die Herren über ihr häufiges Mißverhalten gegen die Unterthanen straft und ihnen Gerechtigkeit und Milde gegen diese einschärft. Allein diesmal wurde die kräftige Stimme des großen Volksmannes nicht gehört. Der Aufstand griff immer weiter um sich und immer greulicher hausten die wilden Bauern. Ihr Frevel gipfelte in der Weinsberger Unthat.



Fig. 153. Götz von Berlichingen.

Fränkische Bauern hatten den Grafen von Helfenstein, freilich einen hartherzigen Mann, mit 70 Adeligen im Städtchen Weinsberg eingeschlossen und eroberten es. Nun stellten sie die Edeln in einen Kreis von gezückten Spießen und zwangen sie, darin hin und her laufend wider die Spieße zu rennen, wobei der Pfeifer Nonnenmacher lustig aufspielte. Die Gräfin warf sich mit ihrem zweijährigen Söhnlein vor ihnen auf die Kniee und flehte um Erbarmung; sie wurde mit den Füßen weggestoßen und ihr Kind verwundet. Der Graf und seine Ritter sanken von tausend Stichen durchbohrt nieder. Im Fortgang fühlten doch die Bauern den Mangel an Zucht und Ordnung, daher

sie den beliebten Ritter Götz von Berlichingen (Fig. 153) mit der eisernen Hand baten und zwangen, ihr Feldhauptmann zu werden. Schlimmes zu verhüten, that er einen Monat mit, wünschte aber oft „lieber in dem bösesten Thurm der Türkei zu liegen."

Diese Greuel entrüsteten namentlich Luther, welcher durch solches Buben- und Teufelswerk sein heiliges Werk gefährdet sah. Jetzt ließ er eine Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" ausgehen, darin er sagt, man müsse diese tollen Leute wie tolle Hunde todtschlagen, und die Obrigkeiten zur Vollziehung ihres Strafamtes auffordert. — Es kam auch schnell das Gericht über sie. Der Schwäbische Bund (von Städten und Edlen) unter Anführung des Georg Truchseß von Waldburg schlug den Aufruhr in Schwaben darnieder. In der Schlacht bei Böblingen (12. Mai) fielen 3000 Bauern auf einmal. Der Nonnenmacher wurde gefangen; Truchseß ließ ihn mit einer Kette an einem Baum befestigen und in einem Kranz von ringsum angezündeten Feuern hin und her springen, bis er mit verbrannten Gliedern niedersank. Herzog Anton von Lothringen dämpfte den Aufstand im Elsaß, Landgraf Philipp im Hessenlande. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz vereinigte sich mit dem Truchseß, und warf die Rebellion in Franken nieder.

Merkwürdig war der Aufruhr des Thomas Münzer. Der war Pfarrer zu Altstedt in Thüringen, aber zur Wiedertäufersekte getreten und ein Hauptmann derselben geworden, daher er seinem Handel einen ganz religiösen Anstrich gab. Er besaß reiche Schriftkenntniß und eine prächtige Redekunst; aber der Teufel trieb ihn von der Schrift auf seine eigenen losen Gedanken, die er mit hohen Worten als göttliche Offenbarungen verkündigte, also daß er sich zu einem Propheten Gottes machte. Er griff den Papst und Luther zugleich an, welchen letzteren er wegen seines nüchternen und allem Gewaltthätigen abholden Wesens nur „das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg" nannte. Er lehrte aus göttlicher Eingebung „Freiheit und Gleichheit." Es solle keine Herren und Knechte, keine Reichen und Armen mehr geben. Gegen die Fürsten insonderheit zog er grimmig los, die er alle todtgeschlagen zu werden für würdig hielt. Durch vertraute Boten und Schriften breitete er seine Lehre aus.

Nachdem er 1524 aus Altstedt als ein fanatischer Schwarmgeist ausgetrieben war, ließ er sich zu Mühlhausen nieder, wo ihn die Gemeinde als Prediger annahm und wo er nach Entsetzung des widerstrebenden Rathes alle geistliche und weltliche Gewalt in seine Hand nahm. „Omnia sunt communia," predigte der Prophet, d. h. Alles ist gemein; er sei von Gott berufen, ein christlich Regiment aufzurichten und die gottlosen Fürsten zu züchtigen. Jedermann solle sich zu ihm sammeln und mit ihm auf die großen Hansen losschlagen pinkpank und das Schwert nicht kalt werden lassen vom Blute rc. Es lief ihm viel Volk zu von allen Orten, er zog aus mit vielen Tausenden und lagerte sich bei Frankenhausen. Da kamen die Fürsten von Hessen und Sachsen mit Reisigen und Fußvolk und lagerten sich gegen ihm. Sie hatten Erbarmen mit dem elenden, verführten Volke und boten ihm umsonst Gnade an, sofern es die Rädelsführer auslieferte.

Thomas befeuert seine Mannen zum Widerstand und verheißt ihnen alle Büchsensteine (Kugeln) der Feinde in seinem Aermel aufzufangen! Er hält eine flammende Rede an sie: „Was sind die Fürsten? Sie sind nichts als Tyrannen, schinden die Leute, verthun ihr Blut und Schweiß mit Hoffführen, mit unnützer Pracht, mit Huren und Buben rc.", womit er sie in frischen Grimm versetzt, so daß sie der Fürsten Gesandte höhnend zurückschicken, einen davon, einen jungen Edelmann, sogar erstachen. Da bereitete sich das Heer zum Angriff, und der junge kräftige Landgraf von Hessen hält auch eine Ansprache: „Wie kein Mensch kann die Sonne vom Himmel reißen, also werden auch die Bauern wider die geordnete Obrigkeit kein Glück haben. Ich rede nicht darum solches, daß ich mich als Fürst schmücke und der Bauern Sache arg mache, sondern es ist die ganze Wahrheit. Ich weiß wohl, daß wir oft sträflich sind, daß wir Menschen sind und uns

oft vergreifen. Dennoch soll man darum nicht Aufruhr anrichten. Gott gebeut die Obrigkeit zu ehren, auch wo sie vielleicht gefehlt hat 2c." Hierauf schmettern die Trompeten und die Fürstlichen stürmen erbittert gegen die mörderischen Rebellen an, die da singen: Komm heil'ger Geist! und sich wenig wehren, sondern auf ein Wunder Thomä warten.

Wohl 5000 wurden 15. Mai 1525 erschlagen, 300 gefangen, die man darnach köpfte, die Uebrigen waren zerstoben. Den Münzer fand man in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses, wo er als ein Kranker im Bette lag. Er wurde nach Mühlhausen geführt und dort, nachdem er katholisch communicirt, enthauptet. — So endete aller Orten der schreckliche Bauernkrieg, an welchem, wie wir ersehen, sich auch etliche Städter betheiligt. Von den Bauern kamen mehr als 100,000 um, und den Lebenden ergieng's nachmals härter als zuvor.

Der evangelischen Sache konnten solche Vorgänge freilich äußerst nachtheilig sein; denn wie klar auch das Gegentheil zu Tage lag, die Boshaftigen schrieen: Das kommt alles von Luther her! und die Albernen glaubten's. Doch gieng dessen Werk erfreulich fort, da es von Gott war.

§ 6. Gesegneter Fortgang des Reformationswerkes.

Vom Reichsoberhaupte wurde in diesen Jahren der Reformation wenig in den Weg gelegt. Karl V. hatte sich gleich von Worms (S. 492) nach seinem Spanien begeben und ließ sich acht Jahre lang nicht mehr in Deutschland sehen. Er ließ seinen Erzieher 1522 zum Papst erwählen, den Holländer Adrian VI., einen wohlmeinenden, unpraktischen Professor, und ward dann von den deutschen Angelegenheiten ganz abgelenkt durch steten Krieg mit Frankreich. Schon 1494 hatte König Karl VIII. die kluge Politik Ludwig XI. aufgegeben und sich in italienische Abenteuer gestürzt, um Neapel zu erobern. Ludwig XII. (1498—1515) hatte gleichfalls um Mailand und Neapel ritterlich gekämft. Der geistreiche, aber leichtsinnige und launenhafte Franz I. nun hatte sich Mailands 1515 durch einen Sieg über die Schweizer bemächtigt und wollte auch Ansprüche auf Karls neapolitanisches Reich geltend machen. Darüber entbrannte 1521 ein Krieg gegen den Kaiser, welcher einige Jahre mit wechselndem Glücke geführt ward. Indessen trieb der verblendete Franz den mächtigsten seiner Großen, Karl von Bourbon, zum Abfall. Da dringen Spanier und Deutsche in Frankreich ein. Franz verjagte sie, doch fiel der Stern des französischen Heeres, Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, im Thal Aosta 1524, und in der großen und schweren Schlacht bei Pavia, 24. Febr. 1525, errang der kaiserliche Feldherr Georg von Frundsberg mit deutschen Söldnern und Bourbons Hilfe einen entscheidenden Sieg. Der französische König wurde selbst gefangen und erhielt nur unter harten Bedingungen, die er feierlich beschwören mußte, 1526 seine Freiheit wieder. Allein Franz war nicht gesonnen, seinen Eid zu halten, sondern rüstete sich zu neuem Kampf, zu welchem Ende er mit andern Mächten Bündnisse schloß; und siehe, auch der heil. Vater, Clemens VII. (1523—34), der Habsburger allzuhoch anwachsende Macht fürchtend, stellte sich auf seine Seite und entband ihn förmlich seines Eides! So gerieth aber Kaiser Karl mit dem Papste selbst, nachdem er schon geraume Zeit mit ihm in Spannung gewesen,



Fig. 154. Franz I. von Frankreich.

in offenen Bruch, und konnte sich um so weniger beeifert fühlen, den lutherischen Ansturm gegen das Papstthum unterdrücken zu helfen. Es trug sich aber in dem neu ausgebrochenen Kriege zu, daß der erbitterte Kaiser, Sept. 1526, den Vatikan überfallen und plündern ließ, um den Papst von der Liga zu trennen. Clemens aber hielt die damals abgepreßten Verpflichtungen nicht und brachte damit das Verderben über Rom. Denn das kaiserliche Heer unter Bourbon und Frundsberg rückte heran; als einmal der Sold ausgegangen war, empörte es sich, so daß Frundsberg vom Schlag gerührt starb. Da geschah's, daß sie nach Rom vordrangen, und die Stadt eroberten, 6. Mai 1527, ja entsetzlich ausplünderten und verwüsteten.

Des Kaisers Leute, Spanier, Neapolitaner und Deutsche, stürmten den Vatikan, belagerten den Papst in der Engelsburg, dahin er sich geflüchtet, nahmen ihn gefangen,

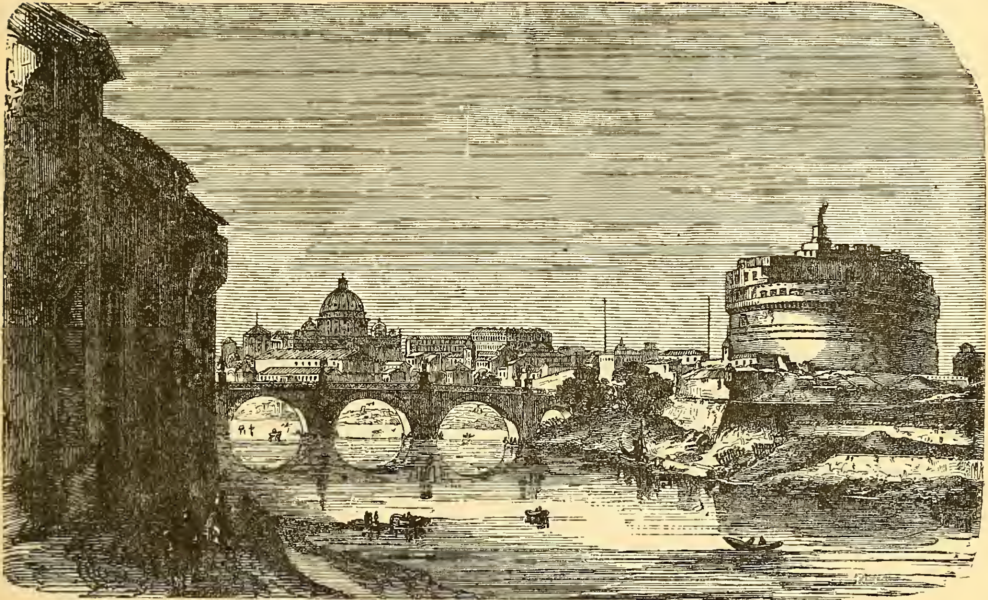


Fig. 155. Die Engelsburg in Rom.

und ließen sich 400,000 Dukaten von ihm bezahlen zu den 10 Mill. Goldgulden, die sie in Rom geraubt haben sollen. Wie Vieh verkauften sie die vornehmsten Römer; wen Niemand kaufte, den würfelten sie aus. Wiewohl nun Karl wegen der von seinen Soldaten verübten Greuel und Mißhandlung des Statthalters Christi seine Hände in Unschuld wusch, wurde doch der Riß zwischen ihm und dem Kirchenhaupte immer größer; und er selbst sah, wie alle Welt, im Untergang der herrlichen Stadt ein Gottesgericht über die Verbrechen des Papstthums. So war der Reformation Ruhe verschafft, daß sie erstarken konnte.

Mitten unter den Bauernunruhen, von denen jedoch sein Kurland verschont geblieben, war 5. Mai 1525 Friedrich der Weise zu Schloß Lochau gestorben. Er hatte sich mehr und mehr von der Göttlichkeit der lutherischen Sache überzeugt, redete vor seinem Ende mit Spalatin noch vom h. Evangelio und genoß das Abendmahl in doppelter Gestalt. Zuletzt sprach er zu seiner Umgebung: „Liebe Kindlein! habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben; wir Fürsten thun leicht den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt.“ Er war ein edler, höchst gewissenhafter Fürst, der nach dem Maße seiner Erleuchtung in allem treu handelte. Er hat der Reformation, welche er allerdings nicht selbst mitbetrieb, doch nichts thun lassen. — Ihm folgte in der Herrschaft sein Bruder, Johann der Beständige (Fig. 156), als entschiedenster Anhänger und Beförderer der

Reformation. Er bestätigte alles, was Luther vornahm, und unterstützte auf's Kräftigste dessen Ausführung. Wie mächtig schritt da das heil. Werk in seinen Landen fort! Hier ward denn nun allenthalben auf geordnete Weise und ohne allen Widerstand der Gottesdienst dem Evangelio gemäß geändert. Das Meßopfer wurde abgestellt, das Abendmahl in beiden Gestalten gereicht, die Liturgie statt in lateinischer in deutscher Sprache gehalten. Gesang schöner erbaulicher Lieder, von Luther und andern gedichtet, umschlang die Verkündigung der frohen Botschaft, welche zum Mittelpunkt des Gottesdienstes gemacht wurde.


Fig. 156. Johann der Beständige.

Es war der Reformation schon ein andrer hoher Gönner erwachsen (S. 497), Landgraf Philipp der Großherzige, welcher über alle Hessen herrschte. Er steht als ein muthiger, kühner, oft zu feuriger Fürst vor unsern Augen. Auch noch andre Fürsten und Herren, die von Ansbach und Kulmbach (Baireuth), von Braunschweig-Lüneburg, von Anhalt, von Mansfeld ꝛc., dazu die Städte Magdeburg, Nürnberg ꝛc. erklärten sich für die Kirchenverbesserung. Ueberall in solchen Landen und Städten wurde die evangelische Lehre und Weise eingeführt. Stark in der Vereinigung und in der Kraft ihres Glaubens traten die Evangelischen auf dem Reichstage, den 1526 der Erbherzog Ferdinand, des Kaisers Bruder und Statthalter, zu Speyer hielt, so fest auf, daß sie sich den vortheilhaften Abschied erwirkten, „die kirchlichen Wirren sollten durch ein freies christliches Concilium auf deutschem Boden geschlichtet werden und bis dahin jeder Reichsstand sich so verhalten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten getraue." Damit hatte, soweit die Oberhäupter dafür stimmten, die Kirchenbesserung überall freien Fortgang.

Anders freilich, wo die Obrigkeit römisch blieb. Da wurde das eingedrungene Evangelium bekämpft und möglichst unterdrückt. Da erlitten auch gar manche seiner Bekenner den Märtyrertod; so 1523 die Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Etsch zu Brüssel, deren Tod Luther wunderschön besungen hat, 1524 der edle und sanfte Heinrich von Zütphen zu Meldorf im Ditmarschen, 1527 der Mann Gottes Leonhard Käser, gewesener Geistlicher in Baiern, 1529 Adolf Clarenbach und Peter Flistedten zu Köln, von denen der letztere auf seinem Gange zum Scheiterhaufen sprach: „Mir ist mein Herz so fröhlich, daß ich glaube, keine Freude der Welt sei dieser Freude gleich." Aber bei wie Vielen mag der herrliche Zeugentod solcher Männer den Glauben hervorgerufen oder den schon vorhandenen gestärkt haben. Das Blut der Märtyrer ist ja der Same der Kirche.

Etwas Hochwichtiges zur Durchdringung des Volkes mit dem Segen der Reformation bis in die kleinsten Dörfer und Hütten hinein geschah 1527. Da ordnete der frommeifrige Kurfürst Johann auf Luthers Vorschlag eine Kirchenvisitation in seinem ganzen Lande an, welche in den andern evangelischen Gebieten nachgeahmt wurde. Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Spalatin u. A. zogen nach verschiedenen Seiten aus, von Ort zu Ort, zu schauen nach Lehr und Erkenntniß, nach Leben und Wandel in den Gemeinden. Sie fanden aber in den meisten eine ganz erstaunliche, nimmermehr vermuthete Unkenntniß und Blindheit in der Religion, bei Hirten und Herden, und ihr entsprechende Wüstheit der Sitten.

Wir müssen sie selbst darüber hören, um einen Einblick in die vorreformatorischen Zustände zu bekommen. Melanchthon schreibt: „wie kann man es verantworten, daß man die Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat? Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Ortes fertig sind. Und wer wollte nicht jammern,

wenn er sieht, wie die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässigt werden und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Schöpfer und Herrn etwas weiß?" Luther aber sagt in seiner stärkern Sprache: „Hilf, lieber Gott, wie manchen Jammer habe ich da gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherrn sehr ungeschickt sind zu lehren; und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und des heil. Sakraments genießen, können weder Vater Unser, noch den Glauben, noch die zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das Evangelium gekommen ist, dennoch fein gelernt haben, alle Freiheit meisterlich zu mißbrauchen. O ihr Bischöfe, was wollet ihr doch Christo immer mehr antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt hingehen lassen und euer Amt nicht einen Augenblick beweiset?"

Es geschah darnach alles Mögliche, daß der wahrgenommenen Unwissenheit und Rohheit abgeholfen werde. Luther schrieb zu diesem Behufe seinen großen und kleinen Katechismus für Pfarrherren und Volk, köstliche Bücher, besonders der kleine. Schön sagt Leop. Ranke von diesem: „Er ist ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält. Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente, hinter einer leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug thut." Justus Jonas aber sagt: „Luthers Katechismus ist ein klein Büchlein um sechs Pfennige; es sind aber tausend Welten nicht vermögend ihn zu bezahlen." Und Georg von Anhalt schrieb in sein Exemplar hinein: „Nächst der Bibel ist dieses mein bestes Buch." Es verbreitete sich in alle Schulen und Häuser der evangelischen Christenheit, und ist jetzt wohl in 50 Sprachen übersetzt.

§ 7. Die neue Kirche.

Die bisher für die Evangelischen so günstigen Verhältnisse gestalteten sich indessen sehr bedenklich. Kaiser Karl war der Lutherischen Sache durchaus nicht geneigter geworden; er hatte sie seither nur aus politischen Rücksichten geschont. Jetzt aber, im Frühjahr 1529, wo solche Rücksichten ihn nicht mehr abhielten, seine Gesinnung gegen sie thätlich zu offenbaren, ließ er durch seinen Bruder Ferdinand einen zweiten Reichstag zu Speyer halten, auf welchem theils wegen der Türkengefahr verhandelt, theils der immer weiter um sich greifenden religiösen Neuerung ernstlich entgegengetreten werden sollte. Er versprach, bald selbst nach Deutschland zu kommen, wo er dann die Religionssache vollends bereinigen, das hieß: die Neuerung unterdrücken werde. Des Kaisers kundgegebene Meinung stärkte noch die katholischen Fürsten, die sich ohnedem den Evangelischen gegenüber fester zusammengeschlossen hatten, und sie waren, namentlich die geistlichen Herren, deren ganze Existenz der Fortgang der Reformation bedrohte, entschlossen, alle ihre Kraft zur Bekämpfung derselben aufzubieten. So hatten denn die Evangelischen harte Angriffe auszustehen und konnten es nicht verhindern, daß die Mehrheit den Beschluß zu Stande brachte: Es sollte hinfüro Niemand mehr im Reich den katholischen Glauben ändern und auch auf Seite der Lutherischen die päpstliche Messe wieder eingeführt und das Evangelium nur nach römischer Auslegung gepredigt werden.

Die Ausführung dieses Reichstagsbeschlusses hätte der Reformation den Todesstoß gegeben. Darum legten die evangelischen Stände am 19. April 1529, unter Vorgang von Kursachsen und Hessen, einen feierlichen Widerspruch ein: „In Sachen, die Gottes Ehre und der Seelen Heil betreffen, könnten sie nicht Menschen entscheiden lassen. Die Lehre, die sie als christlich erkannt, könnten sie nicht als unrecht verdammen. Sie wollten sich nicht auf Menschensatzung stellen, sondern allein auf Gottes Wort; daran könne niemand irren und fehlen, wer darauf baue und bleibe, der bestehe wider alle Pforten der Hölle, so doch dagegen aller menschliche Zusatz und Tand fallen müsse."

Zum Schluß sagen sie: „So protestiren und bezeugen wir hiemit öffentlich vor Gott, unsrem einigen Erschaffer, Erlöser und Seligmacher, auch vor allen Menschen, daß wir für uns, die unsern und aller und jeder wegen in alle Handlungen, die wider Gott,

sein heilig Wort, unser aller Seelenheil und gut Gewissen, auch wider den vorigen Reichstagsabschied vorgenommen, beschlossen und gemacht worden, nicht willigen, sondern sie für nichtig und unbündig halten." Das war eine kräftige Protestation, welche die Gegner betroffen machte. Von derselben nun führen wir den Namen Protestanten, den die Gegner aufbrachten, unsere Väter aber sich gefallen ließen und den auch wir gerne beibehalten. Ja, wir protestiren noch heute gegen alle Menschenlehren und Satzungen auf dem Gebiete der Religion.

Die Evangelischen sandten noch eine Appellation an den Kaiser nach Italien, wo er sich eben aufhielt. Sie wurde jedoch sehr ungnädig aufgenommen; die Boten ließ er gar auf eine Zeitlang einsperren. — Der Horizont ward immer trüber. Karl hatte den französischen König vollständig besiegt und dieser bequemte sich endlich zu dem Frieden von Cambray (5. Aug. 1529), darin er alle Ansprüche an Italien aufgab, um seine als Geisel gefangen gehaltenen Kinder wieder zu bekommen. So hatte der Kaiser Ruhe vor seinem heftigsten Feinde, wie er sie eben zu der Zeit auch vor seinem gefährlichen Feinde gegen Morgen, dem Türken, bekam (S. 505). Mit glänzendem Gefolge im Triumph zog er durch Italien. In Bologna hatte er darauf eine Zusammenkunft mit dem Papste, dem sein Zusammenhalten mit Frankreich so übel ausgeschlagen, daß er sich trotz aller von des Kaisers Leuten erlittenen Unbilden doch wieder verlangend auf dessen Seite gezogen. Es fand hier eine vollkommene Versöhnung statt: der Papst setzte Karl, 24. Febr. 1530, die Kaiserkrone auf's Haupt, und der Gekrönte versprach dem Papste dagegen die Ausrottung der lutherischen Ketzerei.

So standen die Sachen, als Karl in der Fülle seiner Macht sich gen Deutschland wandte, und die Evangelischen hatten sich des Schlimmsten zu versehen. Noch von Italien aus schrieb er einen Reichstag nach Augsburg aus, bei welchem alle Stände erscheinen sollten. Indeß verwunderten sich die Evangelischen, daß das Ausschreiben so friedlich lautete: „daß man in dieser Versammlung allen Widerwillen gegen einander ablegen, jedes Meinung in Liebe und Gütigkeit hören, alles Falsche von beiden Seiten abschaffen und sich zu der Einen wahren Religion unter dem Einen Christus brüderlich vereinigen wolle." Sie trauten dem schlauen Spanier nicht. Doch kamen sie frühzeitig nach Augsburg und voll Muth. Sie brachten Gottesgelehrte mit, Melanchthon, Jonas, Spalatin, Brenz, Schnepf 2c. Luther, der Geächtete, blieb weg, daß es nicht den Schein habe, als wolle man dem Kaiser trotzen; er blieb zu Koburg zurück, der äußersten Stadt des Kurfürsten gegen Augsburg zu.

Schon damals wurde bemerkt, die Vorsehung habe es also gefügt, daran offenbar zu machen, daß die gereinigte Kirche nicht auf Luther, sondern auf dem einzigen Felsengrund Christo stehe. Er verkehrte aber von der Koburger Feste aus in häufigem Briefwechsel mit den Glaubensgenossen zu Augsburg, tröstete und stärkte sie; auch betete er viel für sie und die heilige Sache. — Der Kaiser hielt sich unterwegs auf und ließ die versammelten Stände auf sich warten. So konnten aber die Evangelischen mit aller Muße eine wichtige Arbeit vollenden. Der Kaiser hatte von ihnen ein schriftliches Bekenntniß ihres Glaubens und Verzeichniß dessen verlangt, was sie an der römischen Kirche tadelten. Das entsprach ihrem eigenen Wunsche, denn sie hätten sich gerne von den vielen über sie ausgegangenen Verdächtigungen gesäubert. So verfaßte denn Melanchthon auf Grund der zuvor von Luther aufgesetzten Torgauer Artikel das Bekenntniß unsrer Kirche, die Augsburgische Confession. Die fertige wurde an Luther gesandt, daß er sie durchsehe und bessere; er schickte sie mit den Worten zurück: „Die Schrift gefällt mir sehr wohl und weiß daran nichts zu ändern; es würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen!" Die evangelischen Stände nahmen sie an und unterzeichneten sie.

Endlich am 15. Juni langte der Kaiser vor Augsburg an und hielt einen prachtvollen Einzug. Die Besorgnisse der Evangelischen zeigten sich gegründet. Er

ließ gleich nach seiner Ankunft ihre Häupter zu sich bescheiden und stellte ihnen harte Anmuthungen. Ihre Geistlichen sollten während des Reichstages alles Predigen unterlassen. Der fromme Kurfürst entgegnete, er könnte der Predigt des göttlichen Wortes so wenig als des täglichen Brotes entbehren. Der Kaiser beharrte bei seiner Forderung; sie willigten aber nur nach gegebenem Versprechen ein, daß auch die katholischen Prediger schweigen müßten. Darauf verlangte der Kaiser, daß sie der Fronleichnamsprozession am folgenden Tage beiwohnen sollten. Solche Glaubensverleugnung verweigerten sie aber standhaft.

Der Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach sprach hiebei: „ehe er Gott und sein Evangelium verleugnen wollte, ehe wollte er vor Sr. Majestät niederknieen und sich den Kopf abhauen lassen;" worauf jedoch der Kaiser in seinem Plattdeutsch erwiderte: „Löwer Först, nit Kop ab, nit Kop ab!" — Noch einen Beweis ihrer Glaubensfestigkeit, der eines mächtigen Eindrucks bei der Gegenpartei nicht verfehlte, gaben sie gleich im Anfang. Der Reichstag wurde 20. Juni mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet. Kurfürst Johann trug als Reichserzmarschall dem Kaiser das Schwert vor. Als aber bei der Messe im Dom die Hostie erhoben ward und alles, auch der Kaiser, davor auf die Kniee sank, blieb Johann aufrecht stehen und alle Evangelischen thaten nach seinem Beispiele.

Der Kaiser wollte, die Evangelischen sollten ihr Glaubensbekenntniß nur schriftlich übergeben. Da hörte aber nicht männiglich, was sie glaubten. Mit Mühe erlangten sie die Erlaubniß öffentlicher Vorlesung. Diese durfte nur nicht im Rathhaussaale, wo der Reichstag gewöhnlich saß, sondern in der Kapitelstube des Bischofshofes stattfinden, wo kaum 200 Personen Platz hatten. Es war am Nachmittag des 25. Juni. Die Confession war in lateinischer und deutscher Sprache geschrieben. Der Kaiser wollte das lateinische Exemplar vorlesen lassen. „Man sei auf deutschem Boden, darum wolle kaiserliche Majestät die deutsche Sprache erlauben," wendete Kurfürst Johann mit Erfolg ein. Hierauf las der sächsische Dr. Beier das deutsche Exemplar ab mit so lauter Stimme, daß auch die Menge draußen auf dem freien Platz des Bischofshofes jedes Wort verstand. Die Vorlesung dauerte zwei Stunden und wurde still angehört. (Fig. 157.)

Die Augsburger Confession schickt die drei allgemeinen Symbole der Kirche, das Apostolische, Nicänische und Athanasianische voraus und enthält 28 Artikel, wovon die 21 ersten von der rechten christlichen Lehre, die 7 letzten von den aufgekommenen Irrthümern und Mißbräuchen handeln. Der Grundton der ganzen Confession ist: Christus unsere Gerechtigkeit! Allein durch den Glauben an Ihn, den Erlöser der Welt, und nicht mit allen Werken kann Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erlangt werden. Diese Confession ist eine herrliche Schrift und wird ewig bleiben, wie die heilige Schrift, auf der sie ruht. „Wie wir denn," sagen unsere Glaubensväter darin, „unsere Seel und Gewissen ja nicht gern wollten durch Mißbrauch göttlichen Namens und Wortes in die höchste Gefahr setzen oder auf unsere Nachkommen eine andere Lehre, als die dem reinen göttlichen Worte und christlicher Wahrheit gemäß ist, vererben."

Nach der Vorlesung zeigte der Kaiser an, daß er wolle diese wichtige Sache in Bedacht nehmen und die Resolution wissen lassen. Die Evangelischen dankten ihm und der Versammlung für geneigte Anhörung. Als der sächsische Kanzler Dr. Brück die Exemplare dem Sekretär des Kaisers überreichen wollte, griff der Kaiser rasch selbst zu, steckte das lateinische zu sich und gab das deutsche dem Erzbischof von Mainz als Erzkanzler zur Aufbewahrung. Beide Urkunden sind verschwunden, wahrscheinlich nach Rom.

Unsere theuern Väter fühlten sich durch dieses gemeinsame Bekenntniß der unwandelbaren Wahrheit Gottes sehr gestärkt und gehoben. Nun war auch ihre Sache vor der Welt gerechtfertigt und viele urtheilten günstiger darüber. Der Eindruck der Confession auf die Katholischen war gewaltig und zum Theil ganz überraschend. Manche hatten sich von den Lutherischen die krassesten Vorstellungen gemacht, daß sie Ungläubige, freche Gottesleugner, Barbaren seien, welche alle guten Sitten und Ordnungen umkehrten und unter dem Schein christlicher Freiheit wie wilde Thiere lebten. Jetzt hatten sie's gar anders

vernommen. Etliche Fürsten schalten ihre Theologen wegen der falschen Berichte über die Evangelischen; Herzog Wilhelm von Bayern fragte den Dr. Eck, ob er sich die Confession zu widerlegen traue? und da derselbe verlegen antwortete: „mit den Kirchenvätern, aber nicht mit der heiligen Schrift!“ sagte der Herzog: „So seh ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben.“ — Durch diese Confession traten nun aber die Evangelischen als eine neue Kirche hervor; denn durch ihr gemeinschaftliches öffentliches Glaubensbekenntniß unterschieden und schieden sie sich von der römischen Kirche und allen andersgläubigen Christen. In dieser neuen Kirche setzt sich aber die rechte alte fort, die erbaut ist auf den Grund der Apostel und Propheten.

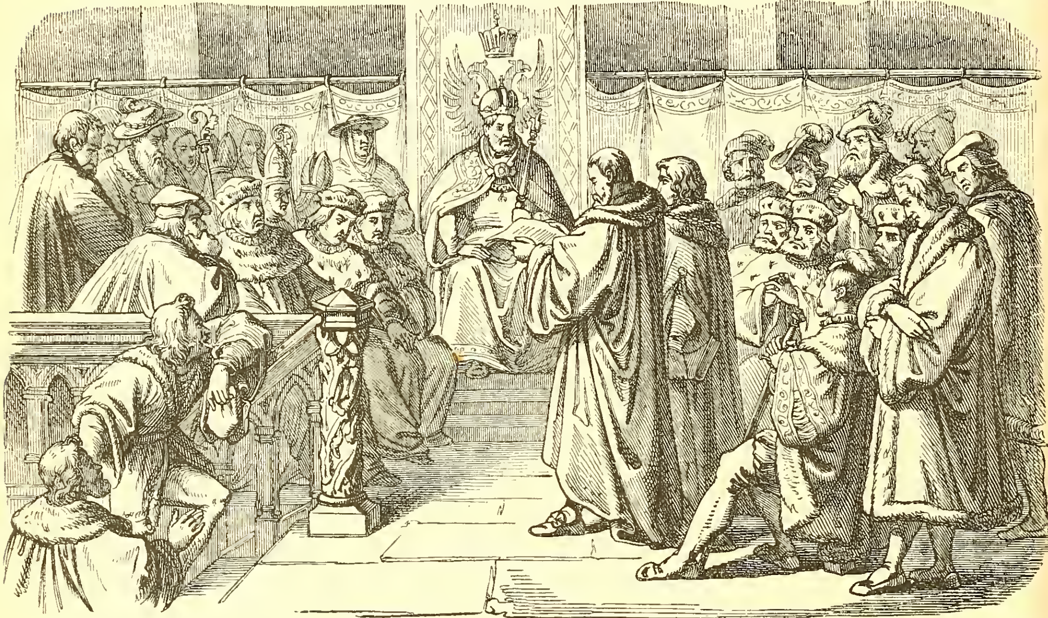


Fig. 157. Vorlesung der Augsburgischen Confession.

Kaiser Karl war durch die Confession in seiner Gesinnung nicht geändert worden. Er ließ sofort durch die gegenwärtigen katholischen Gelehrten, Eck, Cochläus, Faber ꝛc. eine Confutation oder Widerlegung derselben schreiben, welche am 3. August in der nämlichen Kapitelsstube verlesen ward. Melanchthon schrieb dagegen eine Apologie oder Vertheidigung der Confession, die jedoch der Kaiser nicht vorlesen ließ und gar nicht annahm. Er erklärte die Confutation für die rechte christliche Lehre und begehrte von allen Evangelischen ihr beizupflichten; und da sie widerstrebten, setzte er ihnen heftig zu. Unterdessen arbeiteten noch Ausgewählte beider Parteien an einer Vermittlung; sie kam jedoch, obschon beiderseits nachgegeben ward, nicht zu Stande. Zuletzt, nachdem der Kaiser mit allen Vorstellungen, Ermahnungen und Drohungen nichts ausgerichtet, erfolgte der Reichstagsbeschluß: „Die Protestanten sollten binnen Frist eines halben Jahres zur rechtgläubigen Kirche zurücktreten; wo nicht, so würde man sie mit Waffengewalt dazu zwingen.“

Aber Gott verlieh ihnen Standhaftigkeit und hohen Glaubensmuth. Sie theilten alle den Sinn, den die Nürnberger Abgeordneten aussprachen: „Unsres Erachtens ist nicht zu weichen, man wolle denn des Kaisers Gnade höher anschlagen als die Huld Gottes.“ So gaben sie denn vereint die Erklärung ab: „sie hätten keine gründliche Widerlegung aus Gottes Wort erfahren, darum wüßten sie von den klaren

Schriften der Propheten und Apostel nicht abzustehen; darüber möge geschehen, was der gnädige Wille Gottes sei, dem sie hiemit unter wiederholter Appellation an ein frei christlich Concil in Deutschland all Sache wollten heimgestellt und befohlen haben." Sie reisten heim, da der Reichstag im September sich auflöste, mit voller Zuversicht auf den Herrn, dessen Namen sie bekannt hatten. Luther dichtete um jene Zeit sein Heldengedicht: Ein feste Burg ist unser Gott!

§ 8. Schmalkalden. Suleiman. Münster.

Bei den drohenden Aussichten fühlten die Evangelischen die Nothwendigkeit, sich zu gegenseitiger Hilfe mit einander zu verbinden. Da nun die ihnen gesetzte halbjährige Frist ablief, auch des Kaisers Bruder Ferdinand, welchem jener seine deutschen Erblande überlassen hatte, schon mit dem Papste über Kriegsrüstungen verhandelte, so schloßen sie, 29. März 1531, in Schmalkalden ein Schutz- und Trutzbündniß, wobei sie jedoch ausdrücklich erklärten, daß sie damit weder gegen Kaiserl. Majestät noch irgend einen Reichsstand etwas vorhätten; allein „gegenwehr- und rettungsweise" hätten sie sich zusammengethan, um etwaige Angriffe auf den wahren Glauben vereint abzuwehren. Die Häupter des Schmalkaldischen Bundes waren der Kurfürst und der Landgraf. — Dieser stattliche Bund konnte allerdings dem Kaiser imponiren, so daß er sich besann, ob er sofort zur Verwirklichung des Reichstagsbeschlusses schreiten sollte. Dann kam noch etwas hinzu, was ihn davon zurückhielt. Er hatte am 5. Juni 1531 auf einem Kurtage zu Köln seinen Bruder Ferdinand zum römischen Könige wählen lassen; damit waren nebst den Evangelischen auch die mächtigen Herzoge von Bayern aus Eifersucht auf Habsburg unzufrieden und stellten sich feindlich gegen ihn und Ferdinand. Dennoch möchte der Sturm über die neue Kirche in Bälde ausgebrochen sein, wenn nicht Gott von Morgen her Hilfe gebracht hätte, wunderbarerweise durch den Erbfeind der Christenheit, den Türken.

Die türkische Macht erreichte ihren höchsten Gipfel unter dem Sultan Suleiman II. dem Prächtigen, 1519—66; nach ihm sank sie unter üppigen und schlaffen Regenten. Suleiman eroberte 1522 Rhodus, den 200jährigen Sitz des Johanniterordens, der jetzt nach Malta verlegt ward. Nachdem dies Bollwerk der Christenheit gefallen, eroberte er ein Gebiet um's andere. Sein Reich dehnte sich von Bagdad bis nach Tunis aus. Schon 1526 war er auch in Ungarn eingedrungen und hatte in der Schlacht bei Mohatsch (29. Aug.) dessen König Ludwig besiegt und getödtet. Die Länder Ungarn und Böhmen, welches letztere Ludwig gleichfalls beherrscht, fielen nach dessen Tode vertragsmäßig an seinen Schwager, also an das Haus Habsburg, so daß dies das Geburtsjahr des östreichischen Gesamtstaates ist. Ferdinand wurde von der Mehrzahl des Adels zum König gewählt. Aber Suleiman überflutet Ungarn aufs Neue mit 250,000 Mann, erobert die Hauptstadt Ofen, ja belagert sogar Wien, 27. Sept. bis 15. Okt. 1529. Nach mörderischen Verlusten vor der preiswürdig vertheidigten Stadt muß er bei eintretendem rauhem Wetter wieder ab- und heimziehen. Allein im Frühjahr 1532 machte sich dieser Prächtige nun abermals mit einem ungeheuern Heere auf und zog unter rauschender Musik durch Ungarn her, um nicht bloß Wien zu erobern, sondern auch das Kaiserthum der Deutschen an sich zu bringen, was ihm ein Leichtes däuchte, da er von großer Zwietracht derselben gehört. Er führte schon eine eigens gefertigte Kaiserkrone mit sich, die er nach geschehenem Werk als Chalif von Rum (römischer Kaiser) aufsetzen wollte. Ja, das gesamte Abendland wollte er unterjochen, „um die staubgleichen Ungläubigen zu lehren, daß es wie nur Eine Sonne, so nur Einen Herrn auf Erden geben müsse."

Der Heranzug dieses Furchtbaren erschreckte den Kaiser und seinen Bruder. Jetzt hatte man keine Soldaten gegen die Evangelischen, jetzt brauchte man diese

selber so nöthig, um Oestreich zu schützen; Kaiser und König und sämtliche katholische Stände neigten sich nunmehr zu gütlicher Handlung mit ihnen. Dort auf dem Augsburger Reichstag hatte es geheißen: „man müsse sich mit den Protestanten nicht weiter in vergebliche Worte einlassen, sondern die stinkenden Gliedmaßen mit dem kaiserlichen Schwerte abhacken;" und am 23. Juli 1532 wurde der sog. Nürnberger Religionsfriede mit ihnen abgeschlossen, welcher alle zu Worms und Augsburg gegen die Reformation erlassenen Verbote aufhob, welcher festsetzte: „Es solle bis zum Concilium ein allgemeiner beständiger Friede im Reich sein, keiner den andern des Glaubens wegen beleidigen, jeder den andern mit rechter Freundschaft und christlicher Liebe meinen." Nunmehr leisteten die Evangelischen aber auch willigst die nöthige Türkenhilfe.

Alle Deutschen rüsteten sich mit ungewöhnlichem Eifer. Bald stand ein Heer da, schöner und größer, als man es seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen, ein Heer von 80,000 stattlichen Streitern, das freudig gegen den Erbfeind des Kreuzes zog. Kaum hat Suleiman die deutschen Gauen berührt, so hört er mit Verwunderung, daß die zwieträchtigen Deutschen auf einmal eins und gegen ihn bei einander seien; schon vernimmt er, daß seine Avantgarde von 15,000 Mann zusammengehauen sei, und sieht das große deutsche Heer mit flatternden Bannern heranziehen. Da fürchtet sich der Furchtbare, kehrt sich rasch und eilt zurück.

Bald nach dem Abschluß des Religionsfriedens, 16. Aug. 1532, war der Glaubensmann Kurfürst Johann am Schlagfluß gestorben, sein Erbe dem gleich evangelisch-treuen und noch begabtern Sohn Johann Friedrich, dem Großmüthigen, hinterlassend. Der Heimgegangene hatte sich über diesen Frieden noch so innig gefreut. Und allerdings war derselbe der evangelischen Sache sehr förderlich. Zwar glich er nur einem Waffenstillstand; es fehlte ihm die rechtsgiltige Form, weil er von keinem Reichstage bestätigt war. Doch hielt man ihn von beiden Seiten „bis zum Concil." Und das kam so bald nicht zu Stande; der Kaiser drang zwar auf's stärkste in den Papst, ein solches zu veranstalten; aber dieser gieng nicht ernstlich dran, er fürchtete sich mehr davor, als er Grund hatte. Und so konnte die neue Kirche noch manches Jahr im Frieden sich bauen und ausdehnen. — Als nächstes bedeutendes Ereigniß begegnet uns die Wiedereinsetzung Herzogs Ulrich von Wirtemberg in sein Regiment. Dieser jähzornige und verschwenderische Fürst, der seine Unterthanen vergewaltigte und gelegentlich auch seine Nachbarn, war vom Schwäbischen Bunde vertrieben worden. Darauf hatte Karl das Herzogthum seinem Bruder zu Lehen gegeben. Die katholische Regierung unterdrückte die Reformation, der das meiste Volk schon zuneigte, mit harter Hand; darüber jammerte dieses und hätte lieber seinen vorigen Herrn wieder gehabt. Da unternahm es der allzeit kriegskühne Philipp von Hessen, denselben zurückzuführen, und es gelang überraschend leicht.

Mit 24,000 Mann zog er aus und schlug damit bei Lauffen die 10,000 Oestreicher, daß sie wie Spreu zerstoben. Darauf zog Ulrich wieder in Stuttgart ein unter freudigem Zuruf seines Volks. Niemand half Ferdinand, vielmehr freuten sich die andern Fürsten, insonderheit die bayrischen, daß dem Habsburger der schöne Gottesgarten am Neckar wieder abgenommen war. Er verzichtete selbst im Frieden von Kadan, 20. Juni 1534, darauf, wogegen man ihn nun allgemein als deutschen König anerkannte. Ulrich war in der Verbannung ein besserer Mann geworden, der seine Unterthanen nicht mehr tyrannisirte; er war evangelisch geworden und führte sogleich im Lande den allseits ersehnten evangelischen Gottesdienst ein.

Sodann spann sich eine seltsame Geschichte ab, die den Feinden frische Veranlassung gab, über die Reformation zu lästern. Die verfolgten Wiedertäufer hatten sich zumeist nach den Niederlanden gezogen und dort erstaunlich vermehrt. Ihr Haupt war dort ein Bäcker von Harlem, Matthys. Dieser verkündigte als Gottes Prophet das Nahen des tausendjährigen Reiches, dessen Glieder

vom innern Licht erleuchtet und eitel Fromme und Heilige, alle frei und gleich und höchster Glückseligkeit theilhaftig sein sollten. Es könne aber niemand dazu gelangen, es sei denn, daß er sich nochmals taufen lasse, denn die Kindertaufe sei nichts. Matthys begab sich nach Münster in Westfalen, wo seit 1529 etwas stürmisch reformirt worden war; denn diese Stadt sei zum heiligen Zion des himmlischen Reichs ausersehen. Daselbst fand er viel Glauben; auch der evangelische Prediger an der Lampertskirche, B. Rothmann, fiel zu seiner Sekte. Von allen Seiten strömten Theilnehmer herbei, besonders viele Weibspersonen. Sie triebens aber toll, rannten mit unsinnigen Geberden durch die Straßen und schrieen in einem fort: „Thut Buße, lasset euch taufen, der Tag des Herrn ist nah!“ Der Rath verlor den Kopf und statt die Schwärmer auszutreiben, gewährte er ihnen Duldung. Bald gewannen sie die Oberhand und setzten 1534 den Stadtrath ab. Nun ist Matthys der Herr und führt eine absonderliche Herrschaft. Die Kirchen werden ausgeplündert, Altäre, Taufsteine, Crucifixe und Bilder zerschlagen. Alle Bewohner, die sich nicht (wieder) taufen lassen, bekommen mit Ruthen den Laufpaß; alles Eigenthum der Vertriebenen, alles Geld und Gut der Bundesglieder wird zu einem gemeinen Schatz zusammengethan, daraus jeder seinen Bedarf empfängt. Unterdessen lagerte sich Münsters früherer Bischof, ein Graf von Waldeck, mit Kriegsvolk vor die Stadt. Matthys macht mit wenig Mann siegesgewiß einen Ausfall und wird erstochen. Nun trat sein vornehmster Jünger, Johann von Leyden, gewesener Tuchhändler, an die Spitze des Himmelreichs.

Der war von sehr schöner Gestalt, konnte sich pfauenhaft sterzen und jedweden mit der Zunge überwinden. Der war noch ein Größerer und that noch Verwunderlicheres. Er führte aus göttlicher Offenbarung, auf die Pfarrer Rothmann das Siegel der Bestätigung drückte, die Vielweiberei ein und nahm selbst 17 Weiber. Bald galt es zu Münster für eine Schande, nur Eine Frau zu haben. Der Goldschmied Dusentschur hatte sodann die Offenbarung, daß Johann König über das ganze Erdreich sein sollte. Er salbte ihn dazu und legte ihm das Schwert der Gerechtigkeit in die Hand. Nun sandte Johann Apostel in alle Welt aus, um überall sein Reich aufzurichten; die wurden gefangen und gehangen. Er aber zu Münster trug eine dreifache Krone und auf dem wunderbaren Geschmeide, das er an einer Goldkette auf der Brust trug, standen die Worte: „Ein König der Gerechtigkeit über Alle!“ Er hielt einen glänzenden Hofstaat; Krechting war sein Kanzler und der vormalige Bürgermeister Knipperdolling sein Scharfrichter. Jede Uebertretung der Gesetze des himmlischen Reichs wurde mit dem Tode bestraft. Auf dem Markte war ein Thron von Gold und Purpur aufgeschlagen; da hielt Johann Gericht; jedermann mußte aber erst vor ihm niederfallen, ehe er redete. Auf dem Markt hielt man auch den Gottesdienst, der mit Tanz beschlossen wurde. Es geschah aber, daß der Bischof draußen, dessen viele Stürme tapfer abgeschlagen worden, Hilfsvölker erhielt, so daß er die Stadt von allen Seiten einschließen konnte und keine Zufuhr mehr möglich war. Jetzt entstand im seligen Zion eine grausame Hungersnoth. Es durfte aber niemand klagen, sonst wurde er hingerichtet; Knipperdolling schlug Unzähligen den Kopf ab. Einstmals beklagte eine der Königinnen das Elend des Volks; die köpfte Johann mit eigner Hand auf dem Markte, wobei seine andern Frauen im Kreis herumstehen und singen mußten: Allein Gott in der Höh sei Ehr! Dann tanzte er mit ihnen über den blutigen Boden hin.

Endlich ward, 25. Juli 1535, die Stadt durch Verrath erobert und das erboste Kriegsvolk wüthete schrecklich darin. König Johann wurde aus einem Versteck gezogen, in eisernem Gitterhaus zur Schau durchs Land gefahren, darauf zu Münster auf dem Markte mit glühenden Zangen gezwickt und darnach erstochen. Rothmann war spurlos verschwunden. Krechting und Knipperdolling erlitten Johannes schauerlichen Tod. Die Leichname dieser Drei wurden in eisernen Käfigen am Thurm der Lampertuskirche aufgehängt zum bleibenden Gedächtniß. Es ergieng eine allgemeine scharfe Verfolgung über die Sekte, ohne daß sie ganz ausgerottet werden konnte. Später hat ihr ein gewisser Menno Simons eine geregeltere Verfassung ge-

geben. Von ihm führen die Wiedertäufer, griech. Anabaptisten, auch den Namen „Mennoniten." Sie heißen sich aber jetzt blos Baptisten oder Taufgesinnte, weil natürlich unter ihnen selbst keine Wiederholung der Taufe stattfindet. Sie taufen nur einmal die Erwachsenen. Dieser Münsterische Teufelsspuck, den die Papisten auch der Reformation zur Last legten, schadete jedoch derselben nur bei Wenigen; doch ward sie dadurch aus Münster verdrängt. Sonst schritt sie eben jetzt gewaltig vorwärts.

Noch 1535 starb der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, ein solcher Feind der evangelischen Sache, daß seine ihr hold gewordene Frau Elisabeth nur durch die Flucht seinem tödtlichen Zorne hatte entrinnen können. Sein Sohn Joachim II. trat 1530 mit seinem zujauchzenden Volk zur erneuerten Kirche über. Ebenso dessen Schwester, die 1540 in Braunschweig-Calenberg reformirte. — a. 1539 gieng der alte Lutherfeind, Herzog Georg von Sachsen, den Weg alles Fleisches; seine Söhne noch vor ihm. Sein Bruder Heinrich ließ sogleich den evangelischen Gottesdienst im Herzogthum einrichten, wofür seine Unterthanen Gott auf den Knieen dankten. — Bald darnach, 1542, wurde Braunschweig-Wolfenbüttel damit beglückt. Sein Herzog Heinrich, ein ganz dammloser Mensch, der Luthern, die Fürsten von Sachsen und Hessen und alle Welt beschimpfte, auch gern noch Faustrecht übte, hatte die Stadt Goslar überfallen, welche zum Schmalkaldischen Bunde hielt. Ihr leistete der Landgraf mit Bundestruppen Hilfe, verjagte den Herzog und bemächtigte sich seines ganzen Gebietes, in welchem nach dem sehnlichen Verlangen der Bevölkerung alsbald die Reformation eingeführt ward. — Auch ein geistliches Kurfürstenthum wäre 1543 beinahe evangelisch geworden. Der alte Erzbischof Hermann von Köln, früher ein Ketzerverbrenner (S. 500), wollte aus Herzensglauben sein Land reformiren und seine weltlichen Stände pflichteten gänzlich bei. Melanchthon half ihm dazu. Allein sein Domkapitel widersetzte sich samt der Universität mit aller Macht, und im schmalkaldischen Krieg (S. 513) wurde er abgesetzt. Er zog sich auf seine Familiengüter in Wied zurück, wo er 1552 treugläubig im Frieden starb. — Aber 1544 wurde wieder ein weltliches Kurfürstenthum evangelisirt. Friedrich II. trat die Regierung der Pfalz an, und auch dieser Wittelsbacher bekannte sich zu Luthers Lehre. Von dort an zählten drei weltliche Kurfürsten zur evangelischen Partei.

Außerdem hatten sich bis anher Pommern, Mecklenburg, Holstein, Baden, Nassau, Schwarzburg und mehrere andere Herrschaften und die meisten Reichsstädte der lutherischen Kirche einverleibt. Noch vor Luthers Tode war die Hälfte Deutschlands und fast der ganze Norden desselben evangelisch. Dazu hatte sich das Licht auch in den Gebieten katholischer Fürsten und namentlich in östreichischen Landen zu Unzähligen Bahn gebrochen, wenn sie gleich ihren gereinigten Glauben nicht öffentlich üben durften. Man kann wohl sagen, daß ganz Deutschland schon vom Evangelio durchleuchtet war.

Und nicht auf Deutschland nur blieb die Reformation beschränkt. Schon sehr frühe, 1525, wurde das nicht mehr zum Reiche gehörige Preußen (S. 394) vom Papstthum erlöst, zugleich die baltischen Länder.

Bereits am Christtag 1523 verkündigte der Bischof im Dom zu Königsberg die große Freude, daß der Heiland seinem Volke von Neuem geboren sei. Der Hochmeister aber, Albrecht von Brandenburg, war 1522 zu einem Reichstag nach Nürnberg gekommen, Unterstützung zu suchen für seinen unglücklich geführten Krieg gegen Polen. Diese fand er nicht, wohl aber durch den Prediger Andr. Osiander die evangelische Wahrheit und auf seiner Rückreise durch Wittenberg bei Luther guten Rath. Er machte nun sein Ordensland mit Einwilligung der Stände zu einem weltlichen Herzogthum, und wurde als erblicher Herzog vom polnischen König 1525 damit belehnt, heiratete auch eine dänische Prinzessin. Nun führte er mit Gutheißung seiner zwei Bischöfe von Samland und Pomesanien in ruhigster Weise die Reformation ein und stützte sie 1544 durch Gründung einer Universität in Königsberg. Livland und Esthland nahmen schon 1521 das Wort an, Kurland folgte ihnen.

Auch Dänemark wurde lutherisch. Von Deutschland gekommene Prediger streuten den Samen des Wortes auf fruchtbarem Boden aus. Der König Christian II. begünstigte die Saat, um die Macht des Klerus zu brechen, wie er auch den Adel in Dänemark und Schweden nicht ohne Grausamkeit niederzudrücken suchte. Sein Oheim, der Holsteiner Friedrich I., der ihn 1523 verdrängte, brachte es auf dem Reichstage zu Odense, 1527, dahin, daß die Lutheraner gleiche Rechte mit den Katholiken erhielten. Dessen Sohn Christian III., ein gar gläubiger und frommer Fürst, förderte die Reformation, daß sie zur Herrschaft gelangte. Nun berief er 1537 den Dr. Bugenhagen von Wittenberg und ließ von ihm eine neue Kirchenordnung entwerfen, welche im ganzen Königreich eingeführt wurde. Dasselbe geschah in Norwegen, das auch unter Christians Scepter stand und wo Luthers Lehre bei den Bauern volle Anerkennung gefunden hatte. Ja selbst in das ferne Island drang das Evangelium; die Kirchenverbesserung wurde dort vom Bischof Einarsen seit 1540 betrieben und durchgeführt.

Durch die edeln Gebrüder Olav und Lorenz Peterson, welche in Wittenberg studirt und aus Luthers eigenem Munde die göttliche Wahrheit gehört hatten, wurde diese in ihre Heimat Schweden gebracht. Gerade hatte sich die Kalmarische Union (S. 431) aufgelöst, 1523, und mit Gustav Erichson Wasa eine neue schwedische Dynastie begründet. Dieser Gustav stand mit Luther in Briefwechsel, wünschte die Ausbreitung seiner Lehre und unterstützte darin die genannten Brüder vorsichtig und nachhaltig. Auf dem Reichstage zu Westeras, 1527, erlangte die evangelische Partei den Sieg und nun wurde in besonnener Weise die völlige Trennung Schwedens von der römischen Kirche durchgeführt.

Auch in Ungarn breitete sich der Protestantismus weit aus, vornehmlich durch Matthias Devay und Martin Cyriaci; Siebenbürgen aber wurde durch die Arbeit Joh. Honters und Anderer größtentheils protestantisch. In Polen gewann die lutherische Sache wenigstens viele Anhänger, mit Verfolgungen. Selbst Spanien und Italien wurden von der religiösen Bewegung ergriffen, aber freilich da das aufleuchtende Licht durch die härtesten Maßregeln bald wieder ausgelöscht.

In Deutschland hatte Kaiser Karl das Reformationswerk bis in die vierziger Jahre ohne ernstlichen Widerstand fortgehen lassen. Er war in dieser Zeit mit Bekriegung der das ganze Mittelmeer gefährdenden muhammedanischen Seeräuberstaaten in Afrika beschäftigt. Der erste seiner mit Begeisterung unternommenen Kreuzzüge, 1535, gegen Tunis gerichtet, fiel sehr glücklich aus, indem er das Raubnest eroberte und darin 22,000 Christensklaven befreite, der andere aber gegen Algier, 1541, desto unglücklicher; in Folge furchtbarer Stürme verlor er einen großen Theil seiner Flotte und Mannschaft und kam von dem gänzlich gescheiterten Unternehmen kaum mit heiler Haut nach Spanien zurück. Hinwiederum war er auch in neuen Streit mit Franz I. verwickelt worden. Er fiel 1536 in Frankreich selbst ein, gerieth aber durch Mangel und Seuche, die in seinem Heere einrissen, in die mißlichste Lage und mußte kläglich zurückweichen. Doch wurde vom Papst ein für ihn nicht ungünstiger Frieden vermittelt.

Während desselben, 1539, hatte Karl die Kühnheit, von Spanien nach seinen Niederlanden mitten durch Frankreich zu reisen. Sein alter und immer neuer Feind Franz erwies ihm aber dabei die höchsten Ehren. Die französischen Städte am Weg mußten ihm die Schlüssel entgegentragen, gleich als ob er ihr Herr wäre; in Paris hielt ihm der Dauphin das Becken, darin er seine Hände wusch, und der König selbst begleitete ihn von da bis zur Grenze. Damals war es, wo Karl zu Franz, als letzterer ihm seine Schätze zeigte, sprach: „Ich habe einen Weber zu Augsburg (Fugger), der noch reicher ist.“

Das gute Vernehmen beider Monarchen hatte keinen Bestand. In seinem vierten Kriege mit Frankreich, 1542, lächelte aber Karln die Glückssonne mit vollen Strahlen; er schlug die in Spanien und die Niederlande eingedrungenen Feinde

hinaus, verfolgte sie und rückte siegreich bis zwei Tagereisen von Paris vor, worauf der erschöpfte Franz sich beeilte, den dauernden Frieden von Crespy, 1544, mit ihm zu schließen. Zu seinem Kampf mit Frankreich hatte Karl die Hilfe der Evangelischen gesucht und gefunden, weßhalb er sogar bei jener Vertreibung des katholischen Heinrichs von Braunschweig die Augen zudrückte. Im Frieden aber verpflichtete ein geheimer Artikel beide Herrscher hinfort zu gemeinsamem Kampfe gegen die neue Lehre!

Dem Kaiser lag schon aus politischen Gründen viel daran, daß der religiöse Riß im Reiche geheilt werde, und da auch Paul III., seit 1534, immer noch keinen rechten Ernst mit dem Concil machen wollte, so versuchte er es mittlerweile, selbst den Religionsstreit gütlich und friedlich beizulegen. Zu dem Ende veranlaßte er Religionsgespräche zwischen den angesehensten Theologen beider Theile.

Solche wurden zu Speyer, Hagenau, Worms gehalten; allein sie zerschlugen sich schnell. Näher kam man sich im denkwürdigen Religionsgespräch zu Regensburg 1541, wo evangelischerseits Melanchthon, Pistorius und Butzer, katholischerseits Eck, Pflug und Gropper zugegen waren und der päpstliche Legat Contarini die Verhandlung leitete. Dieser Contarini war ein milder und tiefer Mann, selbst im Herzen der Augustinischen Lehre zugethan. Schon hatte man sich hier über einige Hauptdogmen geeinigt und die Unterscheidungsgrundlehre von der Rechtfertigung wirklich im evangelischen Sinne gefaßt; allein der Papst bestätigte das Verhandelte nicht, Luther mißtraute seinerseits und zuletzt scheiterte auch dieser Vereinigungsversuch.

Endlich schrieb der Papst mit vollem Ernst eine allgemeine Kirchenversammlung aus, auf den 15. März 1545 und nach Trident (Trient), einer zwar in Welschtirol, aber noch innerhalb des deutschen Reichs gelegenen Stadt. Somit war allerdings die zu Nürnberg (1532) gelobte Friedenszeit abgelaufen. Der Kaiser forderte die Theilnahme der Protestanten. Aber diese hatten jetzt überhaupt keine Lust mehr, ein Concil zu beschicken; sie waren so klug geworden, einzusehen, daß eine solche Versammlung von Geistlichen der abendländischen Christenheit so wenig als die zu Konstanz und Basel (S. 433. 442) sich auf Besserung der Lehre einlassen werde. Am wenigsten konnten sie einem „nicht freien" Concilio, wie das angekündigte, sich unterwerfen, das der Papst in päpstlicher Oberherrlichkeit halten wollte, „wo er also Partei und Richter zugleich sei." Sie verweigerten daher die Theilnahme und verlangten ein deutsches Concil ohne Papst. Das verdroß den Kaiser höchlich, und da er im Grunde immer römisch war, da ihn auch kein auswärtiger Feind hinderte, ja vielmehr der französische König ihm seine Unterstützung versprochen hatte, so beschloß er nunmehr, mit Gewalt gegen die Protestanten einzuschreiten und traf in aller Stille und Umsicht seine Anstalten dazu. Schon im Mai 1545 hatte er sich mit dem Papst verständigt. Die Protestanten ahnten nichts davon, aber der Religionskrieg war vor der Thüre.

§ 9. Luthers seliger Heimgang.

Luther, welcher selbst auf's Nachdrücklichste gegen den Gebrauch eiserner Waffen in geistlichen Dingen sprach, sah doch mit klarem Blick voraus, daß der Krieg unvermeidlich sein würde; er betete aber, daß er ihn nicht mehr erleben möge, und sein Gebet wurde erhört. — Gott hatte ihm ein großes Werk auf Erden auszurichten gegeben, ihn aber auch herrlich dazu ausgerüstet. „Er hat," sagt Melanchthon einmal, „göttliche Gaben, die anderer Menschen Gaben weit übertreffen." Er hatte eine ungewöhnlich helle und tiefe Erkenntniß der Wahrheit, eine brünstige Liebe zu dem köstlichen und ewigen Worte Gottes, einen glühenden Eifer für Gottes Ehre und der Menschen Heil, einen unerschrockenen Muth im Angesicht der gewaltigsten Feinde und größten Gefahren, einen über die Welt erhabenen Geist, den Gut, Ehr und Pracht nicht rührten, einen rastlosen Wirkensdrang, der sich nie genug that,

so unglaublich viel er leistete, und eine wunderbare Gebetsgabe, die von oben zu allem guten Werk sich stärken und Segen und Gedeihen dazu herabziehen konnte. Er hatte auch seine Fehler und niemand demüthigte sich tiefer vor dem Heiligen als er. Namentlich war er öfters zu heftig und stark in seinen Ausdrücken, doch nicht bei Angriffen auf seine Person, wo er stets nach dem Zeugnisse seines täglichen Umgangs Milde, Nachsicht und Geduld übte; seine Strenge und Härte galt nur den Feinden göttlicher Wahrheit, gieng also, auch wo sie ausschritt, aus einem heiligen Ernst und Eifer hervor. Er war, was man von einem armen, sündigen Menschen sagen kann, „treu in Gottes ganzem Hause."

Einen schweren Kampf hatte er auf Erden zu führen und viel Noth und Jammer stieß an sein Herz. Wie tief bekümmerte ihn die Widerspenstigkeit der Römlinge gegen das theuerwerthe Gotteswort und die edelste Sache; dann das heillose Treiben der Irrgeister, welche links von der Wahrheit abwichen, der Frevler, welche den Namen der evangelischen Freiheit so schändlich zum Deckel der Bosheit mißbrauchten; wohl auch die Lauigkeit und der Undank so Mancher in Mitte der evangelischen Kirche selbst. Aber doch auch ein tröstlicher, herzerquickender Hinblick auf das von ihm ausgeführte Gotteswerk war ihm vergönnt. Wie weit hatte sich die Reformation mit ihren Segnungen ausgebreitet! Durch wie viele Städte und Länder hin gieng nun das lautere, seligmachende Wort im Schwang! Es floß nun wieder die verschüttete Quelle des wahrhaftigen, ewigen Trostes für die schuldbeladenen Adamskinder, und Millionen tranken daran und priesen den himmlischen Erbarmer und segneten den Mann, der ihnen den Zugang dahin geöffnet hatte. Es wirkten und webten nun wieder im Wort die Kräfte des heil. Geistes und es konnte nicht fehlen, daß sie bei Unzähligen ein neues, besseres Leben schafften. Ja Luther durfte bei aller schlimmen Erfahrung an Heuchlern, Gleichgiltigen und Verächtern der Gnade doch auch fröhlich singen: „Das Land bringt Frucht und bessert sich &c." Eine besondere Ergötzung hatte er an der lieben Jugend, die ihm besonders warm am Herzen lag, für die er überall Schulen errichten hieß und einrichten half. So schreibt er in einem freudigen Ausbruch seines Herzens: „Es wächst jetzt daher die zarte Jugend, mit dem Katechismus und der Schrift wohl zugerichtet, daß mir's in meinem Herzen sanft thut wie jetzt junge Knaben und Mägdlein mehr lernen, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn zuvor und noch alle Stifter, Klöster und Schulen gekonnt haben und können. Es ist fürwahr solches junge Volk ein schön Paradies, deßgleichen auch in der Welt nicht ist."

Luther hatte sein Tagewerk gethan und er war müde. Nachdem er schon früher öfters mit schmerzhaften Krankheiten, namentlich Steinleiden, heimgesucht war, litt er die letzten fünf Jahre an Flüssen, Kopfgicht und Augenschwäche beständig. „Ich kann nicht mehr, ich bin schwach", sagte er zu seinen Studenten, als er im Herbst 1545 ein Collegium schloß. Und er gesegnete gerne diese Zeit: „Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädig Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr." Er sehnte sich nach seinem Heimgang: „Ich werde im Frieden sterben, ehe denn der Jammer und das Unglück über Deutschland wird angehen!"

Die Grafen von Mansfeld hatten Streit miteinander und baten ihn, denselben zu schlichten. Trotz seiner körperlichen Schwäche wollte er sich seinen ehemaligen Landesherren nicht entziehen. Am 23. Jan. 1546 reiste er von Wittenberg ab. In Halle mußte er wegen des hohen Wasserstandes der Saale etliche Tage liegen. Am 28. Jan. ließ er sich mit Lebensgefahr über diesen Strom setzen und gelangte Abends ganz verkältet nach Eisleben. Vom andern Morgen an bis zum 16. Febr. war er mit viel Arbeit und Gebet bemüht, die Händel in's Reine zu bringen, was ihm auch größtentheils gelang. An diesem Tage sagte er: „Wenn ich meine Landesherren zu Eisleben (vollends) vertragen habe, so will ich heimgehen und mich in den Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu essen geben." Am 17. Febr. blieb er aus Schwachheit auf seinem Zimmer und betete desto mehr. Da sprach

er einmal nachdenklich zu gegenwärtigen Freunden: „Ich bin zu Eisleben getauft, wie, wenn ich hier bleiben sollte?“ Es sollte so werden.

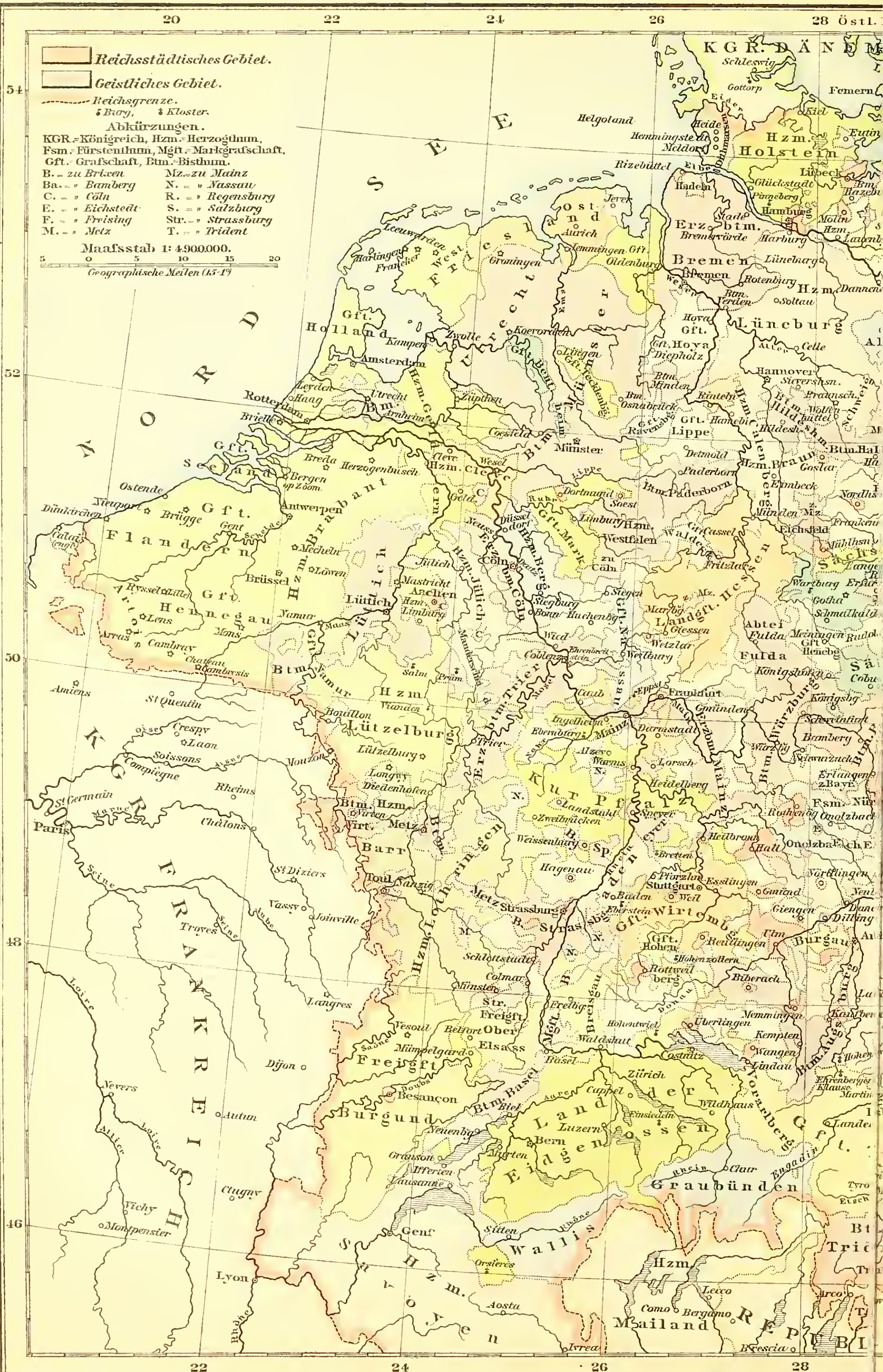
Zum Abendessen gieng er noch an den Familientisch seines Wirthes, des Stadtschreibers, aß wenig und sprach viel vom Wiedersehen im Jenseits. Nach dem Essen begab er sich in seine Stube zurück. Hier klagte er bald, daß ihm so weh um die Brust werde. Man rieb ihn mit Tüchern und es besserte sich. Gegen 10 Uhr gieng er in die Kammer daneben, indem er sprach: „Walt's Gott, ich gehe zu Bette. In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott!“ Er legte sich in das erwärmte Bett, reichte noch allen Anwesenden die Hand und wünschte ihnen gute Nacht. „Betet für unsern Herrn Gott und sein Evangelium; denn das Concilium zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm.“ Darauf schlief er mit natürlichem Athem bis 1 Uhr. Jetzt erwachte er mit großer Beängstigung und verkündigte gleich den Freunden, die noch um ihn waren, seinen nahen Tod. Doch gieng er ohne Hilfe in die schon geheizte Stube zurück, auf der Schwelle abermals betend: In deine Hände ꝛc. Er legte sich da auf's Ruhebett. Es kamen Aerzte und hohe Herrschaften; man rieb ihn, man gab ihm Arzneien; er aber sprach: „Ich fahre dahin!“ Nach einer Weile betete er laut: „O mein himmlischer Vater, Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelchen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich ewig bei dir bleiben werde und aus deinen Händen mich niemand reißen kann.“ Darauf sprach er Joh. 3, 16: Also hat ꝛc. und Psalm 68, 21: Wir haben einen Gott ꝛc. und noch dreimal nach einander: In deine Hände ꝛc. Nun lag er stille. Man rüttelt und ruft; es ist umsonst. Da rief ihm Jonas laut in's Ohr: „Ehrwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr gepredigt, beständig bleiben?“ Da erwiderte er noch vernehmlich: „Ja!“ Damit wendete er sich zur Seite und entschlief gar sanft mit gefalteten Händen. Es war 3 Uhr Morgens, am 18. Febr. 1546.



Fig. 158. Luthers Ende.

Schrecken und Jammer ergriff die Anwesenden, bald die ganze Stadt und weite Lande. Melanchthon rief tieferschüttert: „Ach dahin Israels Wagen und Reiter!“

Deutschland zu




Ferro 30
32
34
OSTSEE
Falster
Rügen
Stralsund
Greifswald
Hzm. Wolgast
Rostock
Wismar
Güstrow
Hzm. Stargard
Stettin
Damm
Stargard
Kammin
Kolberg
Bügenwalde
Stolpe
Bütow
Lauenburg
Hela
Pillau
Königsbg.
Heiligenbeil
Braunsberg
Oliva
Danzig
Elbing
Marienburg
Wartenbg.
Stargard
Marienwerder
Pomesanien
im Frieden von Thorn 1466 zu Polen
Konitz
Schwetz
Graudenz
Culm
Culmerland
Löbau
Neidenburg
v. 1525-1656 unter polnischer Lehnsherrschaft
Deutsch-Ordensland
Thorn
Bydgoscz
Cujavien
Weichsel
Masovien
Dobrzyn
Plock
Praga
Warszawa
Deutsch Krone
Scheidemühl
Netze
Warthe
Obornik
Gnesen
Posen
Meseritz
KÖNIGREICH POLEN
Leszyn
Zgierz
Rawa
Pilica
Radom
Kalisz
Szczerczow
Radomsk
Warta
Czenstochowa
Krakow
Wieliczka
Pless
Ratibor
Beuthen
Oderberg
Priegnitz
Perleberg
Grft. Ruppin
1524 an Brandbg.
Uckermark
Prenzlow
Stendal
Neumark
Oder
Mark Brandenburg
Berlin
Cöln
Brandenbg.
Mittelmark
Btm. Lebus
Frankfurt
Storkow
Spree
Schwiebus
Crossen
Fraustadt
Lissa
Magdeburg
Belzig
Jüterbogk
Zerbst
Wittenbg.
Elbe
Dessau
Anhalt
Barby
Lübben
Nieder Lausitz
Guben
Cottbus
Hzm. Sagan
Sagan
Glogau
Hzm. Schlesien
Wohlau
Torgau
Dobrilugk
Mgft. Ober Lausitz
Halle
Leipzig
Merseburg
Eisleben
Wurzen
Mühlbg.
Meissen
Dresden
Bautzen
Görlitz
Löbau
Hzm. Liegnitz
Liegnitz
Breslau
zu Brieg
Hzm. Brieg
Brieg
Oppeln
Jauer
Schweidnitz
Münsterberg
Neisse
Gft. Glatz
Glatz
Jägerndf.
Freiberg
Stolpen
Zittau
Kohditz
Rochlitz
Chemnitz
Zwickau
Zeitz
Gera
Greiz
Plauen
Reuss
Ernestinische Lande
Leitmeritz
Jung Bunzlau
Kaaden
Saatz
Adorf
Joachimsthal
Eger
Waldsassen
Bayreuth
Ober Pfalz
KGR. BÖHMEN
Prag
Kuttenberg
Czaslau
Pilsen
Trausnitz
Deutsch Brod
Tabor
Moldau
Budweis
Markgft. Mähren
Olmütz
Brünn
Znaym
Arpa
Waag
KGR. UNGARN
Tyrnau
March
Pressburg
Regensburg
Straubing
Donau
Ingolstadt
Btm. Passau
Landau
Passau
Altdorf
Landshut
Freising
Haag
München
Braunau
Erzhzm. Oesterreich
Krems
Dürrenstein
S. Mautern
Linz
Ips
Mölk
Wien
Enns
Steyer
Waidhofen
Stahremberg
Salzburg
Mondsee
Reichenhall
Berchtesgaden
Tegernsee
Kufstein
Erzbtm. Salzburg
Mittersill
Pinzgau
Gastein
Enns
Bruck
Leoben
Hzm. Steiermark
Rothenfels
Judenburg
Murau
Grätz
Mur
Radkersbg.
Hzm. Kärnthen
Lienz
zu Görz
Villach
Klagenfurt
Bleiburg
Drau
Botzen
Belluno
Feltre
Cividale
Udine
Gft. Görz
Görz
Laybach
Hzm. Krain
Auersberg
Agram
Triest
VENEDIG
30
32
54
52
50
48
GRAUBÜNDEN
G. TYROL
Pontebba
WALLIS
B. Botzen
TRIDENT
Trient
Belluno
Udine
Martinach
Roveredo
Aosta
H. MAILAND
Como
Bergamo
REPUBLIK VENEDIG
Treviso
Masserano
Biccocca
Brescia
Vicenza
Ivrea
Novara
Mailand
Crema
Verona
Padua
Venedig
Pavia
Casale
Cremona
Mantua
Turin
Asti
Piacenza
Alessandria
Parma
Reggio
Ferrara
PIEMONT
H. PARMA
Modena
MODENA
Bologna
Bolognese
Ravenna
Genua
GEBIET von GENUA
Spezia
Rimini
S. Marino
Urbino
Nizza
Oneglia
Monaco
Lucca
Pisa
Florenz
Florentino
Pisano
Siena
Ancona
Perugia
Sanese
Spoleto
Bastia
Elba
Corsica
ROM
Ober- u. Mittel-Italien im 16. Jahrh.
G.H. Grossherzogthum
H. Herzogthum
F. Fürstenthum
M.G. Mark-Grafschaft
G. Grafschaft
W.C. Wälsch-Confinien

Am 20. Febr. wurde die Leiche, von den jungen Grafen von Mansfeld und 45 Rittern geleitet, gen Wittenberg geführt. Zahlloses Volk schließt sich an. In allen Orten, durch die der Zug geht, ertönen die Glocken. Vor dem Thore zu Wittenberg wird die Leiche, 22. Febr., von der Universität, Geistlichkeit, Bürgerschaft und allen Schulen empfangen und durch die Länge der Stadt nach der Schloßkirche gebracht. Dort hält Bugenhagen die Predigt, darin er weinend tröstete, daß, ob auch Luther todt sei, die hohe, selige, göttliche Lehre dieses Mannes noch auf's Allerstärkste lebe. Ihm folgte Melanchthon mit einer trefflichen lateinischen Standrede, in welcher er den hohen und allseitigen Werth des Wirkens dieses Mannes beleuchtete. Darauf wurde die Leiche in eine Gruft der Kirche gesenkt nahe der Kanzel, auf welcher der Mann Gottes so gewaltig gepredigt hatte.

§ 10. Der schmalkaldische Krieg.

Kaum war Luther in seiner stillen Kammer, so brach das Kriegswetter los. Der Kaiser kam Juni 1546 zu einem Reichstag nach Regensburg, wo er sich sehr bitter ausließ und mit strengen Worten nochmals allgemeine Anerkennung des Tridenter Concils begehrte. Da diese von Kursachsen, Hessen und andern evangelischen Ständen beharrlich verweigert wurde, schloß er schnell den geheimen Vertrag mit dem Papst ab, worin er sich verpflichtete, die alte Kirche mit Waffengewalt herzustellen, der Papst ihm aber Beihilfe an Geld und Truppen versprach. Auch zog er den jungen Herzog Moriz von Sachsen, einen schönen, heldenhaft gestalteten und geisteskräftigen Mann, der sich durch ausgezeichnete Tapferkeit gegen Franzosen und Türken seine besondere Gunst erworben hatte, vollends ins Garn; er verlockte den ehrgeizigen Fürsten durch Aussicht auf die sächsische Kur zu einem heimlichen Bündnisse gegen seine Glaubensgenossen. Nach solchen Veranstaltungen ließ der Kaiser, 16. Juni, ausschreiben, „daß er etliche Störer des gemeinen Friedens, welche unter dem Scheine der Religion das kaiserliche Ansehen verachteten, mit den Waffen zum Gehorsam bringen werde.“ Er that, als sei es eine politische Sache!

Die Evangelischen waren ganz verhofft; doch rüsteten sie sich eilig zur Gegenwehr. Indessen betheiligten sich nicht alle, sondern nur Schmalkaldische Bundesglieder, von denen daher der Krieg den Namen hat, zu denen aber nicht alle Protestanten in Deutschland gehörten. Außer dem Moriz von Sachsen fehlten namentlich die mächtigen Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz.

Schwer giengen aber auch jene Bundesglieder daran, gegen den Kaiser zu fechten, weil man doch nie die Waffen von Eisen gegen die Obrigkeit kehren soll. Wohl behaupteten ihre Rechtsgelehrten, die deutschen Fürsten seien nicht eigentliche Unterthanen des Kaisers, sondern dieser nur der Erste unter Gleichen; vielmehr aber seien sie seit jenem Reichstage zu Worms a. 1235 anerkannte Landesherrn in ihren Gebieten, welche das Recht und die heilige Pflicht hätten, ihre Unterthanen bei dem wahren Glauben selbst mit dem Schwerte zu schützen. Allein im Allgemeinen waren sie doch nicht sicher, so sehr ihnen vor dem graute, was sie „die erschrecklich, viehisch, spanisch Servitut“ nannten; insonderheit drückte den frommen Kurfürst von Sachsen die Gewissensnoth.

Schnell jedoch hatten sie ein Heer von 50,000 Mann beisammen. Die oberdeutschen Städte Augsburg, Ulm, Reutlingen 2c. stellten viele Fähnlein, welche der tüchtigste Kriegsmann seiner Zeit, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, führte; der alte Herzog Ulrich von Wirtemberg sandte namhaftes Volk unter Haus von Heideck; die zahlreichen Kursachsen und Hessen wurden von ihren Fürsten persönlich angeführt. Der Kurfürst hatte sein Land während seiner Abwesenheit im Felde arglos seinem Vetter Moriz zur Hut anvertraut. — Uebrigens erließen die beiden Bundeshäupter zur etwa möglichen Abwendung des drohenden Krieges noch ebenso ehrerbietige als ernste Schreiben an den Kaiser,

darin sie die Beschuldigung des Ungehorsams von sich abwiesen und ihm die wahre Sachlage vorhielten: wie er nur im Dienste des Papstes darauf ausgehe, die wahre Religion auszurotten, weßhalb die Schuld von allem Unheil, das über Deutschland kommen sollte, auf seine Seele falle. Der Bescheid darauf war, daß der Kaiser, 20. Juli, beide Fürsten samt allen ihren Angehörigen als Rebellen in die Reichsacht erklärte; fortwährend bemüht, die Religionsfrage zu vertuschen.

So war denn der Krieg vorhanden. Aber nun zeigten die Verbündeten eine höchst nachtheilige Unentschlossenheit. Der Kaiser befand sich zu Regensburg mit noch geringen Streitkräften; er erwartete erst den Zuzug aus Ungarn, Italien und den Niederlanden. Hätten sie ihn hier rasch mit ihrem großen Heere angegriffen, sie würden einen leichten Sieg davongetragen haben. Aber sie unterließen es trotz Schärtlins Drängen und Treiben. So konnte Karl seine Truppen unbehindert an sich ziehen und eine bedeutende Macht sammeln. Der Papst hielt treulich Wort und sandte ihm 10,000 Mann dazu. Derselbe erklärte auch, im vollkommenen Gegensatz zur kaiserlichen Darstellung, den Krieg für einen heil. Kreuzzug gegen die Ketzerei und ertheilte allen Kreuzfahrern Ablaß von allen Sünden. — Karl lagerte sich mit seinem Heere, dem nur die Niederländer noch ausstanden, vor Ingolstadt unter die Kanonen der Festung. Schärtlin rieth, das noch immer stärkere Bundesheer sollte ihn dort mit vereinter Kraft angreifen. Allein andere Führer widersprachen. Endlich ziehen sie doch gen Ingolstadt, beschießen auch drei Tage lang das kaiserliche Lager. Schärtlin drängt und treibt zu einem gemeinsamen Sturm; aber dazu können sich die Andern nicht entschließen. Indem hören sie, daß die Niederländer im Anmarsch seien, und jetzt brechen sie gegen diese auf, um sie vor ihrer Vereinigung mit dem Kaiser zu vernichten. Aber sie verfehlen dieselben, welche auf einem andern Weg, 15. Sept., glücklich zum kaiserlichen Heer gelangen. Darnach ziehen sie noch eine Zeitlang that- und nutzlos hin und wieder, daß dem tapfern Schärtlin „Stund und Weile lang wird.“ Endlich, als mit Geld- und Brotmangel Mißmuth in alle Theile des Heeres einreißt, halten sie für's Beste, daß jeder nach Hause gehe.

Eben jetzt empfieng der Kurfürst eine nimmer vermuthete, erschreckende Botschaft. Herzog Moriz, der von ihm aufgestellte Hüter seines Landes war selbst (Nov.) treuloserweise in dasselbe eingefallen, um es im Namen des Kaisers, zur Vollziehung der Reichsacht, dem Besitzer zu entreißen. So mußte der Kurfürst seinen Rückzug beschleunigen. Doch gelang es ihm, den Verräther, um dessen Ohren das Geschrei allgemeiner Entrüstung schwirrte, aus dem Kurstaate hinauszuwerfen und hart zu bedrängen.

Unterdessen gieng der Kaiser über die oberdeutschen Städte und Wirtemberg her und züchtigte sie, besonders durch schwere Schatzungen, auf's Härteste. Im Frühling 1547 rückte er nach Sachsen. Mit weitüberlegener Macht steht er jetzt dem Kurfürsten an der Elbe gegenüber. Doch hat dieser die Brücke über den Strom verbrannt, alle Kähne herübergezogen und hält sich zunächst für gesichert. Am Sonntagmorgen, 24. April, hört er in der Kirche in Mühlberg andachtsvoll der Predigt zu; da raunt man ihm in's Ohr, die Kaiserlichen seien herüber. Der Müller Strauch hatte ihnen eine Furt gezeigt, da die Reiter übersetzen konnten, dann schlug man mit den jenseits aufgefundenen Kähnen eine Schiffsbrücke für das Fußvolk. Der Kaiser stellt drüben sein Heer in Schlachtordnung; der gichtkranke Mann sitzt hoch zu Rosse und prächtig geschmückt, springt auf seinem Andalusier jugendlichmunter die Reihen hinab und ermuntert seine Krieger zu tapferem Streite. Der Kurfürst hatte erst die Predigt aushören wollen und sich mit der Anordnung zur Vertheidigung der Stadt verspätet. Er muß vor den anbrausenden Kaiserlichen fliehen. In der Lochauer Heide stellte er zwar seine Leute auf; aber sie können dem wildanstürmenden Feinde nicht Stand halten, sie werden geworfen, gejagt, zusammen-

gehauen, gefangen. Der Kurfürst selbst, ein beleibter, schwerer Mann, sucht auf seinem friesischen Hengste zu entrinnen; er wird ereilt und nach tapferer Gegenwehr übermannt.

Kaiser Karl hielt mitten in der Haide. Der Herzog von Alva führte den gefangenen Kurfürsten heran. Der fromme Herr blutete stark aus verwundeter Wange; sein Blut rann am Panzer hinab. Als er des Kaisers ansichtig ward, sprach er: „Herr Gott, erbarm dich mein, nun bin ich hier!" Vom Pferde gestiegen wandte er sich zu Karl: „Allergnädigster Kaiser" — dieser unterbrach ihn bitter: „So, bin ich nun wieder Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen." Kurfürst: „Ich bitte Euer Majestät um ein fürstliches Gefängniß." Karl: „Wohlan, es soll Euch werden, wie Ihr's verdient." — Zuerst sprach der Kaiser, um die Uebergabe Wittenbergs zu beschleunigen, das Todesurtheil über den Kurfürsten aus, welches dieser jedoch mit größter Ruhe vernahm. Von solcher Strenge ließ der Kaiser sich abbringen; doch nahm er ihm die Kurwürde und den größten Theil seiner Besitzungen, um damit Morizens Verrath zu belohnen. Auf dieß alles verzichtete der Kurfürst willig; als ihm aber Karl auch zumuthete, er solle sich nun dem Papste und dem Concil zu Trient unterwerfen, entgegnete er standhaft: „Ehe will ich nicht nur Land und Leute verlieren, sondern auch meinen Hals dazu hergeben, als mich von Gottes Wort abreißen lassen."

Am 25. Mai zog Karl in Wittenberg ein. Als er in der Schloßkirche am Grabe Luthers stand, ermahnten ihn seine Begleiter, die Gebeine dieses Erzketzers ausgraben und verbrennen zu lassen. Allein hier sprach er ein schönes Wort: „Ich führe mit den Lebendigen Krieg, nicht mit den Todten; laßt ihn, er hat seinen Richter!" Er ließ auch die Evangelischen überall, wo er hinkam, ihren Gottesdienst forthalten, und einmal äußerte er: „Wir haben's in diesen Landen viel anders gefunden, als uns gesagt worden ist." Doch auch das andre Haupt des Bundes, den Landgrafen Philipp, traf ein herbes Loos.

Moriz, sein Schwiegersohn, und Joachim von Brandenburg riethen ihm, da weiterer Widerstand doch nichts helfe, sich dem Kaiser, wie er verlange, auf Gnad und Ungnad zu ergeben, indem sie ihm heilig versprachen, daß er sogleich nach geschehener Abbitte vor dem Kaiser frei solle fortgehen dürfen. Es hatte sich nämlich Karl so gegen sie geäußert, daß sie sich zu diesem Versprechen berechtigt glaubten. Als nun aber Philipp nach Halle gekommen war und vor Karl fußfällig Abbitte geleistet hatte, siehe, da wurde er gefänglich zurückgehalten, worüber er außer sich gerieth. Alle Evangelischen schrieen über Hinterlist! Moriz und Joachim beschwerten sich bitter, „daß der Kaiser sie in diesen Unruhm gebracht." Hinterlistig hatte man sie veranlaßt, einen Vertrag zu unterzeichnen, der „ewige Gefängniß" ausschloß, während sie angetrunken „einige G." zu lesen glaubten. — Beide gefangene Fürsten mußten nun unter strenger Bewachung mit dem Kaiser auf seinen Reisen herumziehen. Der Kurfürst hatte einen tröstenden Freund bei sich, den Maler Cranach, der freiwillig mit seinem lieben Herrn die Gefangenschaft theilte. Noch näher war ihm aber sein himmlischer Freund, in dessen wunderlich selige Fügung er sich auch ganz stille ergab. Er dichtete in seiner Gefangenschaft das schöne Lied: „Wie's Gott gefällt, so g'fällt's auch mir und laß mich's gar nicht irren."

§ 11. Das Interim. Der Augsburgische Religionsfriede.

Alles, was sich gegen ihn erhoben, auch in Niederdeutschland, beugte sich vor der hohen Macht und dem furchtbaren Zorn des Kaisers mit Ausnahme der Stadt Magdeburg, die allein ihm muthig trotzte. Die evangelische Sache schien verloren. Denn der Allgewaltige wollte durchaus der Kirchentrennung ein Ende machen.

Indessen war er auch mit dem Papste unzufrieden, weil das ganz von demselben beherrschte Concil gleich vornherein durch Sanktionirung der wesentlichsten römischen Unterscheidungslehren und Verdammung der evangelischen Grundwahrheiten die Protestanten hart vor den Kopf gestoßen, und weil derselbe die Kirchenversammlung von Trient nach Bologna verlegt hatte, wohin zu gehen die Protestanten noch viel weniger Lust haben konnten. Da er aber einmal die Wiedervereinigung der im

Glauben Getrennten um jeden Preis wollte, so faßte er den Gedanken, sie vorläufig selbst aus kaiserlicher Machtvollkommenheit herzustellen. Die Stände sind jetzt so gefügig, er hofft es durchzusetzen; nur muß man allerdings der andern Partei auch ein wenig bewilligen.

Danach ließ er auf einem Reichstage zu Augsburg, Herbst 1547, durch zwei mildere katholische Geistliche, den Bischof Julius von Pflug und den Weihbischof Michael Helding und einen lauen Evangelischen, den Brandenburgischen Hofprediger Joh. Agricola, einen Religionsvergleich aufsetzen, der bis zum Schlusse des Concils, von welchem er ein noch größeres Entgegenkommen nach protestantischer Seite hin hoffte und versprach, für Deutschland gelten sollte. Von seiner Bestimmung hieß dieser Vergleich „Interim", das bedeutet etwas inzwischen Geltendes. Dieser einstweilige Ausgleich näherte sich dem evangelischen Wesen in Etwas, er bewilligte den Kelch im Abendmahle und sah die Ehe der Geistlichen nach 2c.; im Grunde ließ er aber doch das alte Papstthum stehen. So waren beide Theile damit unzufrieden; die Katholischen verwarfen das halbe Wesen und die Protestanten protestirten gegen die zugemuthete Glaubensverleugnung.

Während nun der Kaiser die Katholiken vom Interim dispensirte, bestand er evangelischerseits unnachsichtlich auf der Annahme desselben und drohte Widersetzlichen mit den schwersten Strafen, so daß manche Fürsten und Stadträthe, davon eingeschüchtert, sich zur Anerkennung desselben bequemten. Doch das evangelische Volk, durch seine Prediger ermuntert, blieb meist treu an seinem Glauben. Da mußte es nun aber jämmerliche Vergewaltigung erfahren, man jagte ihm seine lieben Prediger zu Hunderten davon, führte in vielen Kirchen die katholische Weise mit Zwang ein, trieb an manchen Orten die Leute zur Fronleichnamsprozession 2c. Es war schwere Zeit.

Eine neue Bedrängniß trat hinzu. Papst Paul III. starb 1549. Sein Nachfolger Julius III. stellte sich freundlich zum Kaiser und verlegte nach dessen Willen das Concil wieder nach Trient. Und jetzt ergieng gemessener kaiserlicher Befehl an die Protestanten, daß auch sie sich dabei betheiligen sollten. Es solle dort von vorne angefangen werden, aber sie müßten dabei erscheinen und sich den schließlichen Aussprüchen des Concils unterwerfen. Mit Widerstreben sandten sie Abgeordnete hin.

Diese vertraten das evangelische Bekenntniß ganz bestimmt, allein man ließ sich mit ihnen in gar keine Erörterung ein, sondern wies sie lediglich von ihrer „verabscheuungswerthen Ketzerei" zum „rechten, alleinseligmachenden Glauben," und es zeigte sich nicht der mindeste Hoffnungsschein, daß irgend eine befriedigende Reformation zuwege gebracht werden könne. Da half Gott wunderbar.

Die Stadt Magdeburg hielt am treuesten und festesten an der evangelischen Sache und erhob fortwährend den stärksten Widerspruch gegen das Interim, von dem man in ihr das Witzwort aufbrachte, „es habe den Schalk hinter ihm." An ihr sollte darum des Reichs Acht vollzogen werden, womit der Kaiser den neuen Kurfürsten Moriz beauftragte. Magdeburg war sehr stark und wohlversehen mit allem Bedarf; Moriz belagerte es lange vergeblich, während das ganze evangelische Deutschland ängstlich das Schicksal dieser Stadt erwartete, die wie ein Hort des Protestantismus dastand. — Aber siehe, an ihren Mauern gieng mit Moriz eine große Veränderung vor. Am Bestehen des sichtbar dem Untergang geweihten evangelischen Glaubens lag ihm wenig, aber die Verachtung und der Haß der Protestanten insgemein und insonderheit seiner eigenen Unterthanen drückte ihn; auch befürchtete er von dem spanischen Herrscher noch weitere Beeinträchtigung der schon mehrfach mißhandelten zeitlichen Rechte und Freiheiten der Deutschen, insonderheit aber die Ernennung seines finstern Sohnes Philipp zum Nachfolger in der Kaiserwürde, die Karl ohne Rücksicht auf die Mißstimmung seines eigenen Bruders hartnäckig betrieb. Genug, Moriz wurde auf einmal aus dem ergebungsvollsten Freunde

des Kaisers sein entschiedenster Gegner und aus dem Mitunterdrücker der evangelischen Sache ihr Vorkämpfer.

Er verband sich heimlich mit etlichen protestantischen Fürsten, darunter Wilhelm von Kassel, Philipps Sohn, sein Schwager, ja sogar (5. Okt. 1551) mit Heinrich II. von Frankreich, dem grausamen Verfolger der Protestanten in seinem eigenen Land (S. 542), dem er schnöder Weise gegen Geldsubsidien seine Einwilligung ertheilte, Cambray, Metz, Toul und Verdun zu besetzen und als Vikar des deutschen Reiches zu bewahren. Darauf vertrug er sich mit Magdeburg, zog dessen Besatzung zu seinem Heer, verband sich mit den Truppen der Bundesgenossen und brach 5. März 1552 gegen den Kaiser auf. Vor sich her schickte er ein Manifest, darin er die schwersten Anklagen gegen denselben erhob, wie er die rechte Lehre untertrete, die deutsche Reichsfreiheit vernichte, mit fremdem Kriegsvolk Deutschland mißhandle und verderbe. Zugleich erschien Heinrich II. als „Rächer der deutschen Freiheit“ vor den verrathenen Städten, nahm auch das starke Metz durch Ueberlistung und erdrückte alle Selbständigkeit der Reichsstadt.

Kaiser Karl war unsäglich betroffen. Solchen Abfall seines Lieblings, den er so hoch erhoben, hatte er nicht für möglich gehalten. Er lag in Innsbruck gichtkrank, ohne Truppen, ohne Geld, welche zu werben, ohne Aussicht von Beihilfe; Ferdinand kämpfte eben in Ungarn wieder gegen die Türken. Doch suchte letzterer den Handel friedlich auszutragen und verabredete mit Moriz einen Fürstentag.

Aber Moriz steht darum nicht still; rasch dringt er gen Süden vor, erobert den Eingang nach Tirol, die Ehrenberger Klause, und würde den kranken Kaiser in Innsbruck aufgehoben haben, wäre nicht unter seinen Leuten wegen verweigerten Sturmsoldes eine Meute ausgebrochen, die ihn um einen Tag zurückhielt. So gewann der Kaiser Zeit zu entfliehen. Es war eine regenstürmische Nacht, da trugen sie ihn beim unheimlichen Schein der Windlichter den steilen Berg hinauf Villach zu, und er ächzte in seiner Sänfte. Er war der größte Monarch in zwei Welttheilen und floh vor seinem Schoßkinde, vor einem selbstgemachten Kurfürsten! Am Morgen, 23. Mai, kam Moriz nach Innsbruck und nahm die zurückgebliebenen Habseligkeiten des Kaisers zu sich.

Von da zog der stolze Mann siegprangend auf den Fürstentag zu Passau. Alles erkannte, daß die Unterdrückung des evangelischen Glaubens nicht mehr möglich sei; und so wurde denn von den unter Vorsitz des deutschen Königs versammelten Fürsten einmüthig ein vorläufiger Vertrag gemacht, der auf einem baldigen Reichstage zum förmlichen Religionsfrieden abgeschlossen werden sollte, des Inhalts, „daß hinfort jede Feindseligkeit zwischen beiden Parteien aufhören und die Protestanten wie die Katholiken freie Religionsübung haben sollten.“ Das ist der Passauer Vertrag vom 29. Juli 1552. Das Interim wurde überall abgeschafft; die vertriebenen Geistlichen kehrten zurück; die gefangenen Fürsten giengen frei nach ihrer Heimat.

Johann Friedrich wurde in den ihm gebliebenen Thüringischen Landen mit Freudeweinen und so herrlich empfangen, daß er äußerte: „Ich bin ein armer Sünder; wie darf mir solche Ehre widerfahren?“ Auch Landgraf Philipp fand gerührte, freudige Aufnahme bei seinem Volk; er begab sich gleich nach seiner Ankunft in Kassel in die Kirche und lag dort lange auf den Knieen am Grabe seiner indeß verstorbenen Gemahlin. — Der Reichstag kam nicht sogleich zu Stande. Unterdessen hauste der berüchtigte Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Kulmbach, der zuerst bei den Evangelischen gestanden und dann von ihnen abgetreten war, auf eigene Faust wild und räuberisch im deutschen Reiche. Moriz fand sich vermüßigt, gegen ihn in's Feld zu ziehen. Er besiegte ihn in der Schlacht bei Sievershausen, 9. Juli 1553, empfieng aber selbst dabei eine Todeswunde.

Erst 1555 ward endlich der Reichstag und zwar in der gelobten Konfessionsstadt gehalten. Karl mochte nicht selbst dazu, er überließ die Leitung desselben, sowie alles kaiserliche Geschäft in dem ihm gründlich verleideten Deutschland an Ferdinand. Hier wurde nun 25. Septbr. der hochberühmte Augsburgische

Religionsfriede abgeschlossen, welcher feierlich festsetzte, „daß die Evangelischen (Stände, nicht Unterthanen) Augsburgischer Konfession völlige Religionsfreiheit und bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken genießen sollten." Und beigefügt wurde, „daß dieser Friede bis zu einer christlichen, freundlichen und endlichen Vergleichung in Religionssachen unverbrüchlich gehalten, und daß er auch dann aufrecht erhalten werden sollte, wenn schon kein Religionsvergleich mehr zu Stande käme." Nur beharrten die Römischen fest auf dem Geistlichen Vorbehalt, daß nämlich katholische Prälaten wohl für ihre Person zur evangelischen Kirche übertreten könnten, in solchem Falle aber ihre Stifter (Bisthümer, Abteien) der katholischen Kirche verbleiben müßten. Dagegen ließen die Evangelischen zwar einen Protest aufnehmen, allein es war damit doch die weitere Verbreitung der Reformation gehemmt und ein fruchtbarer Anlaß zu künftigen Streitigkeiten gegeben.

Im Ganzen hatte die Reformation einen Sieg erfochten. Die Macht Roms über Gesamtdeutschland war für immer gebrochen, darum auch begreiflich kein Papst je diesen Frieden anerkannt hat. Aber nicht Gewissensfreiheit für jeden Deutschen war errungen, sondern es bleibt der obrigkeitliche Zwang in Glaubenssachen: in jedem, noch so kleinen Staatsgebiet soll Glaubenseinheit herrschen.

Schauen wir noch kürzlich auf Karls V. Ende hin. Alle seine hohen Plane, Demüthigung Frankreichs, Niederlegung der Türkenmacht, Heilung des Kirchenrisses, Wiederherstellung kaiserlicher Machtfülle 2c. waren ihm bei vielem Glück doch nicht gelungen. Als er Metz wieder gewinnen wollte, zeigte sich ihm das Glück „als ein Weib, das nur den Jungen hold ist." Matt an Geist und Leib zog er sich bald ins Privatleben zurück. Er ließ noch 1555 seinen einzigen Sohn Philipp, dessen düsteres Bild uns bald vor Augen treten wird, nach Brüssel kommen, hielt Angesichts der Abgeordneten der Niederlande eine so bewegliche Rede an ihn, daß alles in Thränen ausbrach, und legte die Regierung über diese Lande feierlich in seine Hände nieder. Bald übergab er ihm alle seine Erbstaaten. Im Sept. 1556 schiffte er sich nach Spanien ein. Als er dort aus dem Schiffe trat, fiel er auf die Kniee und küßte die spanische Erde. Darauf bezog er ein kleines Haus neben dem Kloster San Yust in Estremadura und brachte daselbst den Rest seiner Lebenszeit mit Andachtsübungen, Gartenbau und mechanischen Arbeiten hin.

Unter andrem fertigte er Uhren, und als er sich einmal lange vergeblich bemüht, mehrere Uhren in ganz gleichen Gang zu bringen, sagte er: „Sie gleichen den Menschen." Mit Schrecken erfuhr er von der Bildung lutherischer Gemeinden in Sevilla und Valladolid, und schrieb Brief auf Brief, sie zu vernichten; auch quälte ihn die evangelische Gesinnung seines Neffen und Schwiegersohns Max. Viel beschäftigt mit der Eitelkeit aller irdischen Größe, ließ er zuletzt in der Klosterkirche sein eigenes Leichenbegängniß feiern, was ihn aber so erschütterte, daß er nach wenigen Wochen starb, 21. Sept. 1558. Er war ein sehr kluger Kopf, aber kein großer oder reiner Geist. In seinem Testament ermahnte er seinen Sohn, jede Ketzerei im Keime zu ersticken, was dieser auch auf's Ernstlichste auszurichten beflissen war.

§ 12. Die Reformation in der Schweiz. Zwingli. Calvin.

Zugleich mit der von Wittenberg ausgehenden religiösen Bewegung erfolgte eine solche im Alpenlande, doch unabhängig von jener, wenigstens was den Urheber derselben betrifft, der da sagt: „Ich hab angehebt (evangelisch) zu predigen, ehe denn ich den Luther je hab gehört nennen." Er ist Ulrich Zwingli, geb. 1. Jan. 1484 als Sohn eines Amtmanns zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg. Er studirte zu Bern, Wien und Basel, wo er von Dr. Th. Wyttenbach lernte, der Tod Christi sei die einige Bezahlung für unsre Sünde. Als Pfarrer in Glarus, 1506—16, forschte er redlich in der heiligen Schrift. Wie er die Briefe Pauli griechisch abschrieb und auswendig lernte, gieng ihm das Licht der Wahrheit auf und die Erkenntniß so vieler in die Kirche eingedrungener Irrthümer. Doch

gelangte er auf den evangelischen Standpunkt ohne jene schweren innern Kämpfe des sächsischen Reformators, mehr nur auf dem Wege ruhigen Studiums. Von 1516—18 wirkte er als Pfarrer zu Mariä Einsiedel im Kanton Schwyz. Hierher wallfahrteten die Leute zu einem wunderthätigen Marienbilde. Zwingli belehrte sie, daß Gott überall den suchenden Herzen nahe und nur Ein Erlöser von der Sünde sei. Als aber 1518 auch in Schwyz der Ablaßgreuel getrieben ward, der Barfüßermönch Samson mit seinen Briefen umherzog und seine Waare so frech und noch wohlfeiler als Tetzel ausbot, predigte er gegen den leicht klar zu machenden Betrug so kräftig, daß der Mönch von der Obrigkeit aus dem Lande gewiesen wurde.

Mit dem 1. Jan. 1519 begann seine Wirksamkeit in Zürich, dahin er als Pfarrer am Münster gerufen worden war. In seinen Kanzelvorträgen hielt er sich genau an die heil. Schrift, von welcher er ganze Bücher im Zusammenhang erklärte. Auch trat er gegen alle erkannten Mißbräuche frei auf in Predigten und Schriften. Nach kurzer Zeit hatte er Rath und Volk der Stadt für seine Lehre gewonnen. Da er aber von den Römischen heftig verketzert ward, so veranlaßte seine Regierung, Jan. 1523, zum Austrage des Handels ein großes Religionsgespräch zu Zürich über 67 Thesen Zwingli's. Seine erste lautet: Alle so reden, das Evangelium sei nichts ohne die Bewährnus der Kirche, irren und schmähen Gott. Die andern stellen Christus als den einigen Weg zur Seligkeit auf. Zwingli schlug seinen Gegner, den Generalvikar Faber von Kostnitz, so vollständig, daß die Regierung ganz entschieden für seine Sache Partei nahm und der sämtlichen Geistlichkeit des Kantons gebot, inskünftige nichts andres als das lautere Wort Gottes in h. Schrift zu predigen. 1524 wurde das ganze alte Kirchenwesen abgeschafft, 1525 auch die Bilder aus den Kirchen entfernt. Schon 1522 hatte Zwingli sich mit einer edlen Witwe vermählt.



Fig. 159. Ulrich Zwingli.

So war die Reformation in Zürich zu Stande gekommen. An dieses schloß sich 1524 Appenzell und Basel an, wo besonders Zwingli's Freund Oecolampadius (Hußgen) eine ausnehmende Thätigkeit entwickelte. Andere Kantone, Schaffhausen und Graubünden, folgten, später St. Gallen, Bern, Glarus, Thurgau und Neuenburg. — Die Schweizerische und die Deutsche Reformation gehen von zwei gleichen Grundsätzen aus: 1) nur die hl. Schrift ist religiöse Erkenntnißquelle und 2) nur durch den Glauben an Christum werden wir vor Gott gerecht. Aber sie haben doch nicht ganz denselben Charakter. Luther ließ in der Kirche alles Alte bestehen, sofern es nur dem Evangelio nicht widerstritt: Zwingli konnte auch im Aeußern mehr neuern, so daß sein Gottesdienst gar einfach wurde (Gebet, Predigt und Gebet; erst später kam auch Gesang dazu, doch

ohne Orgel). Luther sah mehr auf den Glauben, Zwingli mehr auf die Sitten; jener ist monarchisch-konservativ, dieser Republikaner, daher er es auch immer zugleich mit der Politik zu thun hat.

Bald zeigte sich auch ein Unterschied beider in der Lehre, namentlich im Artikel vom hl. Abendmahl. Luther lehrte, auf das klare Wort Gottes gestützt, „daß unter Brot und Wein Leib und Blut Christi wahrhaftig zugegen sei und genossen werde.“ Zwingli, gestützt auf 2 Mos. 12, 11 (das Lamm ist des Herrn schonendes Vorübergehen), sah Brot und Wein als bloße Erinnerungszeichen an, daß sie also Leib und Blut des Herrn nur bedeuten. Darüber gab's leider von Anfang Streit zwischen den beiden Reformatoren. Luther wich nicht ein Haar breit von der rechten Lehre und daran that er wohl, wie viel Beschuldigung der Härte ihn auch traf. Er sagt mit Recht: „Es ist der Groll und Eckel der natürlichen Vernunft, der will und mag diesen Artikel nicht. Es werden Andere kommen und lehren, daß Christus (überhaupt) nicht sei, weder Fleisch noch Gottheit habe. Denn alle Artikel sind in einander gewunden und geschlossen wie eine goldene Kette, daß wo man Ein Glied auflöst, so ist die ganze Kette aufgelöst und geht auseinander.“ Luther fürchtete die gefährliche Consequenz, wenn man auch nur in Einem Lehrstück die natürliche Vernunft herrschen lasse; sie könnte dann immer weiter reden und setzen wollen und alles verderben.

So giengen die Wittenberger und die Schweizer nicht zusammen, wie wünschenswerth es gewesen wäre. An ihrer Vereinigung lag besonders dem Landgrafen Philipp, der darauf hinblickte, wie viel stärker man vereint gegen die Römischen stünde. Zu dem Ende veranstaltete er ein Religionsgespräch zu Marburg zwischen den Häuptern beider Theile. Da versammelten sich einerseits Luther, Melanchthon, Jonas, Osiander 2c., anderseits Zwingli, Oecolompad, Butzer, Hedio 2c. Sie disputirten drei Tage fort, 1.—3. Okt. 1529. In mehreren Punkten, darin sie von den Wittenbergern abwichen (Kindertaufe, Erbsünde, Mittheilung des hl. Geistes), gaben die Schweizer nach; nicht aber so beim letzten, in der Abendmahlslehre. Zwingli stieß sich immer an der „Ungereimtheit“, daß wir sollten Christi Fleisch und Blut verzehren, wiewohl doch nicht von einem grobsinnlichen, sondern sakramentalen Genuß des verklärten Christus die Rede war. Luther blieb fest bei dem Wort: das ist mein Leib, und behauptete, Joh. 6 gehöre nicht hieher. So konnten sie sich hierin nicht vergleichen. Luther bedauerte es tief, denn „eine Uebereinstimmung zu erzielen hätte er lieber dreimal sein Leben darangesetzt;“ Zwingli aber weinte über den dauernden Zwiespalt. Indessen erkannten sich beide als Gegner, die es redlich meinten, und die Herzen rückten sich etwas näher. Doch aber erwuchs mit der Zeit eine lutherische und eine reformirte Kirche.

In mehreren Lehrstücken berichtigt kehrte Zwingli von Marburg heim und arbeitete mit Eifer im Segen fort, doch nicht mehr zu lange. Die alten Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern und Zug waren der „Neuerung“ gram und schloßen sich zur Aufrechthaltung des bisherigen Kirchenwesens zusammen. Sie straften bei ihnen alle „Abtrünnigen“ mit Gefängniß, Ruthenstreichen, Austreibung, ja Hinrichtung. Einstmals haben die Schwyzer sogar einen Züricher Prediger auf seinem Amtswege nach einem Nachbarort aufgegriffen und verbrannt. Solche Vorgänge erbitterten begreiflich die Reformirten in tiefer Seele; doch wollten sie nicht gleich zum Aeußersten schreiten, sondern verordneten einstweilen auf Bern's Vorschlag eine Grenzsperre, wodurch den katholischen Kantonen die nöthige Getreidezufuhr entzogen ward. Nun schrieen diese, „daß man ihnen unter dem Schein des Christenthums die Früchte raube, die Gott frei wachsen lasse,“ und auch Zwingli fand diese Maßregel eben so thöricht als grausam: lieber einen ehrlichen Krieg beginnen oder den Bund kündigen. Jene waffneten und vereinigten sich rasch und fielen unversehens mit 12,000 Mann in's Züricher Gebiet ein. Bei Kappel standen 1200 Züricher, die nicht fliehen wollten; auf den Lärm vom Einbruch der Feinde eilten schnell noch 700 Mann aus der Stadt zur Hilfe herbei, unter ihnen

Zwingli als Feldprediger. Die an Kräften ungleichen Züricher wurden von den wildanströmenden Papisten in kurzer Zeit gefällt oder versprengt, 11. Oktober 1531.

Zwingli selbst ist verwundet. Er sitzt unter einem Birnbaum mit gefalteten Händen gen Himmel schauend. Feinde nahen und verlangen, daß er die hl. Jungfrau anrufe. Er schüttelt mit dem Kopfe. Da stößt ihm Einer mit dem Ausruf: „Verstockter Ketzer!“ den Speer in den Hals. Sein Leichnam wurde geviertheilt und verbrannt und seine Asche, mit Schweinskoth vermischt, zerstreut.

Nunmehr zogen die reformirten Kantone ihre Macht zusammen und es kam nochmals zu einem blutigen Kampf, welcher zwar wieder nicht günstig für sie ablief, doch auch den Gegnern die Lust zu weiterem Blutvergießen benahm. Darum schloßen sie, noch 1531, einen Frieden, in welchem sich die Confessionen gegenseitig anerkannten und der Protestantismus in der deutschen Schweiz die Grenzen erhielt, die er im Ganzen noch heute hat. Nachdem sodann die Oberdeutschen Butzer, Capito 2c. 1536 sich in Wittenberg mit Luther vereinigt hatten (nur daß sie den Gottlosen keinen Genuß des Leibes Christi zuerkannten), trat dieser 1537 auch den Schweizern näher und wünschte, „daß wir gegen einander freundlich seien und immer das Beste zu einander versehen, bis das trübe Wasser sich setze.“ Nach seinem Tode aber lebte der Streit neu auf, daß die Trennung nur schärfer wurde.

Noch ist von der Reformation in der französischen Schweiz zu berichten. Sie geschah vornehmlich durch den hochbegabten Johann Calvin (Cauvin), geb. zu Noyon in der Picardie 10. Juli 1509, der früh einen tiefen Ernst besaß, so daß er schon als Knabe seinen leichtsinnigen Mitschülern Buße predigte. Er studirte Theologie in Paris. Schon mit 18 Jahren wurde ihm die Pfarrstelle zu Pont l'Eveque übertragen, die er mit größtem Eifer und Lob verwaltete. Aber Schriften der Reformatoren, die in seine Hände kamen, machten ihn unruhig; er legte sein Amt freiwillig nieder und studirte nach des Vaters Wunsche die Rechte zu Orleans und Bourges. Allein diese Wissenschaft befriedigte sein Inneres nicht, vielmehr warf er sich mit ganzer Kraft auf das Studium der alten Sprachen und, als er derselben mächtig war, auf das der hl. Schrift im Urtexte. Da gieng ihm die göttliche Wahrheit und das Heer der römischen Irrthümer im hellen Lichte auf. Doch erst als er in Paris die Glaubenstreue der Märtyrer sah, wich die fleischliche Zaghaftigkeit und trieb es ihn, den Menschen zur rechten Erkenntniß Gottes und ihres Heils zu verhelfen, 1532. Mit glühender Begeisterung schloß er sich an die dortigen Reformirten an und wurde, so jung noch, eines ihrer tüchtigsten und wirksamsten Glieder. Aber seine Offenheit reizte König Franz I. und er entfloh kaum dem Tode. Er kam 1534 nach Basel, wo er sein berühmtes Buch institutio christianae religionis, eine vollständige wissenschaftliche Darstellung des schrift-



Fig. 160. Johann Calvin.

gemäßen christlichen Glaubens, ein Werk von ungewöhnlicher Tiefe, Schärfe, Kraft und Schönheit der Sprache, schrieb und seinem Könige widmete.

Nach kurzem Aufenthalt in Ferrara, dessen Herzogin die italienischen Protestanten schützte, flüchtig und verfolgt, kam er 1536 nach Genf, das damals ein

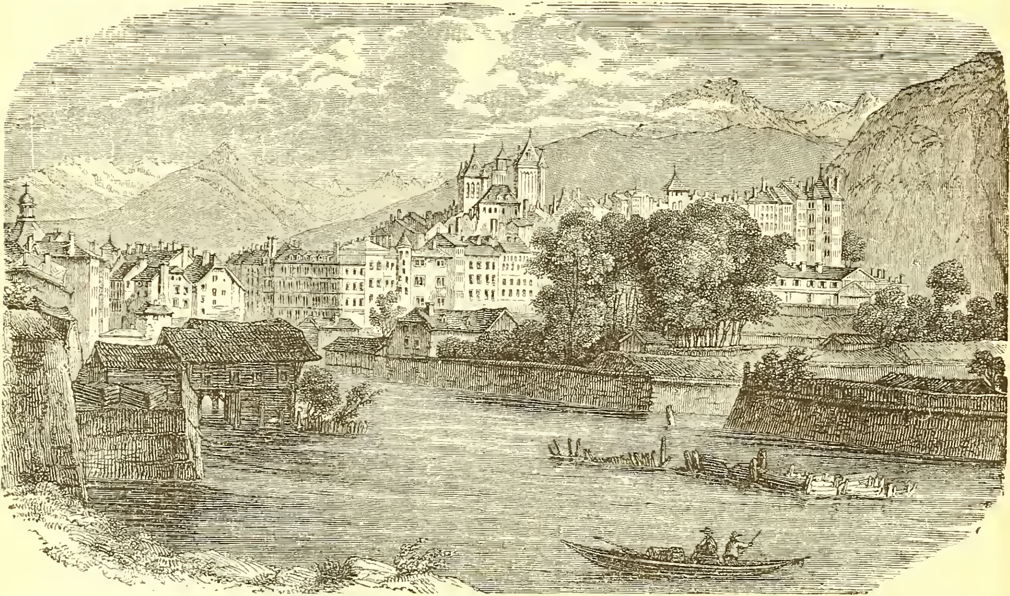


Fig. 161. Das alte Genf.

kleines Sodom war. Da arbeitete schon der löwenmuthige Farel seit 1531 an einer Kirchenverbesserung und sah sich um Hilfe für sein noch unsicheres Werk um. Als er nun von der Durchreise des jungen hochberühmten Theologen hörte, beschwor er ihn bei Gottes Zorn, da zu bleiben. Er blieb, sogleich zum Prediger und Professor der Theologie ernannt. Hier gab er sich nun mit allen Kräften dem Reformationswerke hin, das er auch in die Waadt ausbreitete. Viele Bürger aber wollten das Laster nicht strafen lassen, und die Berner, welche Genf gegen die Eroberungslust des Savoyer Herzogs schützten, wollten diktiren, wie weit reformirt werden dürfe. Da aber die Prediger einen rechten Ernst machen wollten mit Wiederherstellung der Kirche nach Glauben und Leben, suchte man sie durch Krawalle einzuschüchtern. Und wie sie einer solchen Gemeinde das Abendmahl nicht reichen wollten, wurden sie 1538 verbannt. Ungebeugten Muthes gieng Calvin nach Straßburg, wo er alsbald als Prediger an der französischen Gemeinde und Professor an der Universität angestellt wurde und seine außerordentliche Thätigkeit auch nach Deutschland hinein fortsetzte.

In Genf nahm aber nach seinem Weggange das Sittenverderben so furchtbar überhand, daß das Volk selbst darüber erschrack und die Nothwendigkeit ernsten Einschreitens empfand. Die Libertiner, wie man die Liberalen hieß, verloren die Oberhand im Rath. Darauf rief dieser den Verbannten zurück, und er thut es demüthig bittend und gänzliche Unterwerfung unter seine Anordnungen gelobend. Nach langer Weigerung kehrt Calvin 1541 zurück und reuig empfangen ihn die Genfer, übergeben ihm sogar die Abfassung der Gesetze. Nun nahm er das begonnene Werk mit äußerster Energie wieder auf, und schuf eine Kirchenordnung. Da herrschte die schärfste Kirchenzucht (übrigens schon von Farel eingeführt und von der Bürgerschaft beschworen) mit Anwendung auch weltlicher Strafen.

Wer z. B. Sonntags die Kirche versäumte, wurde um 3 Sols gestraft; wer das Abendmahl verachtete, aus der Stadt gejagt; wer sich grober Laster schuldig machte, mit Ruthen gepeitscht, an den Pranger gestellt, ja wohl hingerichtet. Ein Mädchen, welches seine Mutter geschlagen hatte, wurde geköpft. Der spanische Irrlehrer Servede, welcher die Dreieinigkeit bestritt, starb 1553 auf dem Scheiterhaufen; doch saßen im Gerichtshof, der ihn verurtheilte, 12 Libertiner neben 7 Calvinisten. Bei solcher Strenge kam in Genf eine Frömmigkeit und Sittlichkeit zur Erscheinung, wie damals nirgends sonst; aber freilich, hervorgebracht mittelst äußern Zwanges, war sie bei Vielen nur eine äußere. Eine Agende führte Calvin 1543 nach dem Straßburger Vorgang ein, und sein Freund Beza den Psalmgesang.

Calvin leitete Alles zu Genf auch im Staate; er war „politischer, religiöser und moralischer Dictator." Und der eiserne Mann führte eine eiserne Herrschaft. Indessen erkannte man, daß er es in allen Stücken treulich zu Gottes Ehre und zum Heile der Menschen meinte; dabei gieng er selbst mit dem musterhaftesten Leben stetig voran; um so williger unterwarf man sich jetzt seinem wenn auch drückenden Regimente, das ihm bis zu seinem Tode niemand mehr entwand. Genf dankt ihm die Gründung seiner theologischen Akademie 1558, die ganze reformirte Kirche aber ihre treffliche Presbyterialverfassung, sowie die gediegenen Bibelkommentare. Er starb in Folge übermäßiger Anstrengung an der Auszehrung im 55. Lebensjahr, 27. Mai 1564. Er war mehr als Zwingli. — Calvin's Wirksamkeit erstreckte sich durch seine Schüler und Schriften weit über Genf hinaus. Namentlich aber wirkte er erst von hier aus durch seine Schriften und Glaubensboten das Meiste und erstaunlich viel zur Ausbreitung der reformirten Kirche in Frankreich. Es nahmen alle Reformirten in Frankreich, Schweiz und den andern Ländern seinen Lehrbegriff an, der vom Zwingli'schen etwas abweicht.

Im Abendmahlsdogma trat er der lutherischen Lehre näher. „Es werde Leib und Blut Christi wirklich genossen, aber nur mit der Seele und nur von gläubigen Empfängern." Luther meinte, wenn Zwingli so gelehrt hätte, so hätte sich wohl nie solcher Streit entsponnen; und Melanchthon neigte sich noch mehr zu ihm hin. Dagegen trat mit ihm die reformirte Kirche in einen neuen Gegensatz zur späteren lutherischen in der Lehre von der Gnadenwahl; er hielt wie Luther den harten Lehrsatz der Prädestination (Vorherbestimmung) oder des unbedingten göttlichen Rathschlusses, „daß Gott den einen Theil der Menschen zum Glauben und zur Seligkeit, den andern Theil zum Unglauben und zur Verdammniß von Ewigkeit vorherbestimmt habe."

Noch ist zu bemerken, daß die Calvin'sche Lehre von Frankreich aus, wo sie weit um sich griff, auch nach den Niederlanden hinüberkam, wo sie bald beinahe alles durchdrang, sowie daß gleichzeitig mit der deutschen und schweizerischen Reformation eine solche auch in England stattfand, wovon der Uebersichtlichkeit wegen später (S. 553) geredet wird.

II. Hemmung der Kirchenerneuerung.

Es ließ sich anfangs an, als ob die Reformation die ganze Abendländische Kirche ergreifen und umgestalten werde; aber nach Gottes heiligem Rath, um der Sünde der Menschen willen, sollte das nicht geschehen. Es war namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, daß die Mächte der Finsterniß zu neuem Kampf gegen das Licht sich furchtbar erhoben und nicht ohne großen Erfolg. In Deutschland trat Stillstand der Reformation, ja sogar Rückgang ein. In den Niederlanden machte sich nach schrecklicher Noth nur die nördliche

Hälfte mit Losreißung von Spanien auch vom römischen Joche frei, während die südliche um so fester geknechtet ward. In Frankreich wurde die evangelische Sache beinahe vertilgt. Ebenso in Polen. In England gewann sie nach blutiger Unterdrückung den Sieg. — Unter den Ursachen, welche das Wiederaufkommen der römischen Kirche bewirkten, treten uns neben der physischen Gewalt vornehmlich zwei vor Augen: die römische Kirche erneuerte sich gewissermaßen selbst und der Protestantismus schwächte sich durch innern Zwiespalt.

§ 1. Neuer Aufschwung der katholischen Kirche. Die Jesuiten.

Als die päpstliche Kirche sich aus der Betäubung, in welche sie von dem gewaltigen Stoß versetzt war, ein wenig erholt hatte, faßte sie sich mit aller Macht in sich selbst zusammen und sprach: Noch ist Roma nicht verloren! — Im Jahr des Religionsfriedens, 1555, bestieg der 79jährige Kardinal Caraffa als Paul IV. den päpstlichen Stuhl. Er setzte es sich zur Aufgabe, Wiederhersteller seiner Kirche zu werden. So lange Zeit her hatte der römische Hof in größter Ueppigkeit geschwelgt; er entsagte allen weltlichen Genüssen, lebte ascetisch streng, wie ein Gregor VII. und I., treu seinen Gelübden als Stifter des Theatinerordens, 1524. Er widmete sich allein und mit glühendem Eifer der Religion. Sein Genuß waren Andachtsübungen, beim brünstigen Gebet für das Heil der Kirche rannen ihm die Thränen über die Wangen. Fromm war er, so gut er's verstand, und so sollten auch, darauf hielt er mit ganzem Ernst, seine Kardinäle und alle Kleriker bis zum letzten herab sein und dadurch die Kirche wieder zu Ansehen bringen. Indessen schwächte er es durch einen ungeschickten Krieg gegen Spanien. Dann aber brachte er die Inquisition wieder in vollen Gang, und setzte eine Kommission ein, welche alle Ketzerei mit der Wurzel auszurotten beauftragt, und auch wirklich mit grausamer Strenge, ohne Rücksicht auf Stand und Würde ihren Beruf zu erfüllen, beflissen war. Von ihr rührt auch der bis heute fortgesetzte index librorum prohibitorum (Verzeichniß aller verbotenen Bücher) her, 1564.

Sein Nachfolger Pius IV. (1559—65) verschaffte der römischen Kirche durch kluge Gewinnung der Fürsten ein neues festes Grundgesetz. Er ließ 1562 das Concil zu Trient wieder eröffnen, bei dem natürlich nun keine Protestanten mehr erschienen, in frischem Zuge alles schon Bestimmte bekräftigen und alles noch Uebrige festsetzen, und 4. Dez. 1563 nach 18jähriger, freilich stark unterbrochener Dauer konnte das Concil geschlossen werden. Dasselbe war aber ganz von Rom aus regiert worden; ein Augenzeuge sagt: „der heil. Geist kam immer im römischen Felleisen." Eine bessere kirchliche Disciplin wurde verordnet; bezüglich der Hauptsache aber, der Lehre, wies man alle Besserungsvorschläge zurück. Alle Irrthümer der römischen Kirchenlehre, erst noch recht ausgeprägt, wurden geheiligt, dagegen 431 Verfluchungen gegen den Protestantismus ausgesprochen.

Insonderheit wurde die höchste Gewalt des Papstes über alle Kirchenversammlungen, im Gegensatz zu Konstanz und Basel, bestätigt, und da ihm auch noch das ausschließliche Recht zuerkannt ward, die Tridentinischen Beschlüsse auszulegen, so konnte er hinfort mit dem Glauben schalten, wie er wollte. Das Tridentinum wurde sofort als das rechte, reine, ewige Christenthum in alle Welt ausgegeben und im Römischen Katechismus auch dem Volke volksmäßig mitgetheilt. Damit war die Kluft zwischen der katholischen und evangelischen Kirche für immer befestigt; die ganze Selbstreformation jener aber bestand im Anstreben einer größern äußern Heiligkeit.

Pius V. (1566—72) legte sich mit tiefster Glaubensinbrunst auf Feuer und Schwert. Unter ihm kam die Inquisition zur vollsten Blüte. Er ließ eine Unzahl von Ketzern im Kirchenstaate hinrichten, empfahl auch den Meuchelmord gegen die Königin von England, und befeuerte alle katholischen Machthaber, seinem glorreichen Exempel nachzuthun! Dieser Papst gab die schreckliche Bulle In coena domini neu

heraus, welche alle Ketzer der Welt in den Abgrund der Hölle verdammt, und die noch jährlich in den Kirchen Roms verlesen wird; den Fürsten, selbst einem Philipp II., war sie zu gräßlich, daher ihrer keiner sie annahm. Dagegen vereinigte er sich mit Spanien und Venedig zu einem Kreuzzug gegen die türkische Seemacht, die auch im großen Seesieg bei Lepanto 1571 gebrochen wurde. — Gregor XIII. (1572—85) förderte besonders die kirchlichen Studien, um mit geistigen Waffen die Ketzerei zu bekämpfen. (Von ihm schreibt sich der verbesserte Kalender her „der Gregorianische", welcher bis auf diesen Tag in der abendländischen Christenheit gilt.) — Ihm folgte Sixtus V. (1585—90), der mit unerbittlicher Strenge die Räuber ausrottete und den Kirchenstaat neu organisirte, auch jene ganze Pracht des Kultus entfaltete, welche auf die kunstliebenden feinern Leute und auf die rohen Massen gleichmäßig wirkt.

So wurde von der Spitze herab die alte Kirche neugefestigt und wieder in Aufnahme gebracht. In gleicher Weise zu gleichem Zweck haben kirchliche Große nach dem Papst Namhaftes geleistet. So der hochgefeierte Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand, † 1584; er lebte so enthaltsam, so religiös, so gutthätig und sich aufopfernd, namentlich bei einer ausgebrochenen Pest, daß er noch bei Lebzeiten den Ruf eines Heiligen erlangte, förderte dabei allereifrigst die öffentliche Andacht und den gottesdienstlichen Glanz und schloß mit den katholischen Schweizern einen wirksamen Bund zur Vertilgung der Ketzer.

Seine kräftigste Stütze fand das alte Rom aber an einem neuen geistlichen Orden, dem der Jesuiten. Stifter desselben ist Iñigo oder Ignaz von Loyola, geb. 1491 in Guipuzcoa. Er stammte aus altem spanischen Adel und erwuchs am königlichen Hofe zu einem der ritterlichsten und artigsten Kavaliere. Bei der Vertheidigung Pampelona's gegen die Franzosen wurde er, 1521, schwer verwundet. Während der Heilung auf seinem Schlosse las er in alten Heiligengeschichten, die ein glühend Verlangen in ihm erweckten, selbst ein berühmter Heiliger zu werden. Darum widmete der Ritter sich von nun an der geistlichen Ritterschaft. Er unterzog sich den härtesten Bußübungen, geißelte sich dreimal des Tags, lebte nur von Wasser und Brot, fastete dazwischen bis zum Verschmachten, schlief auf bloßer Erde 2c., alles „um sich damit Ruhm und Ehre bei Gott zu verdienen." Sieben Stunden lag er täglich im Gebet und bald hatte er Erscheinungen dabei, die wunderlichsten Gestalten. Er wallfahrtete nun nach Jerusalem; denn nur auf heiligem Boden kann man ganz heilig werden. Schon aber auf dem Schiffe dahin und überall im heiligen Lande predigte er den offenbaren Sündern Buße und Bekehrung. Indessen untersagte ihm das der dortige Franziskanerprovinzial, als einem ungelehrten Schwärmer; er solle heimreisen und erst studiren, ehe er predigen wolle. Demüthig gehorcht er, und wieder daheim legte er sich jetzt mit höchstem Fleiß auf die Wissenschaften. Er



Fig. 162. Ignaz von Loyola.

studirte zwei Jahre in Alcala und vier zu Paris, wo er die Vorlesungen der berühmtesten Theologen verschlang. Doch kann er daneben das Predigen nicht lassen, wobei er jedoch wegen seiner phantastischen Vorträge beinahe in die Hände der Inquisition gefallen wäre. Dafür aber gewann er in Paris seine ersten sechs Anhänger, den Franz Xaver, Jakob Lainez 2c., mit denen er 1534 einen heiligen Bund zur Vertheidigung des Glaubens schließt. 1537 giengen sie mit einander nach Italien und setzten sich zunächst in Venedig fest, allwo sie sich durch feurige Bußpredigten und eifrige Pflege der Kranken, auch der eckelhaftesten, große Verehrung erwarben. Ihr Sinn stand aber nach Palästina, um dort die Ungläubigen zu bekehren; allein sie konnten ihr Vorhaben wegen eines zwischen Venedig und der Pforte ausgebrochenen Krieges nicht ausführen. So gehen sie denn nach Rom; denn dem tiefsinnig brütenden Loyola ist eben Christus selbst erschienen und hat ihm zugerufen: „In Rom will ich dich unterstützen.“ Hier setzen sie ihr Geschäfte des Predigens und Krankenwartens fort und ein großer Zulauf vom Volke erquickt und ermuntert sie. Da faßt Loyola den Entschluß, einen neuen Orden zu stiften, dessen Hauptzweck sei, das Ansehen des Papstthums und der Kirche gegen die protestantische Ketzerei zu beschirmen. Er übergibt seinen Plan dem heiligen Vater, welcher nach Durchlesung desselben ausruft: „Das ist Gottes Finger!“ und den Orden alsbald bestätigt, 1540.

Derselbe nannte sich die Compagnie oder Gesellschaft Jesu, weil seine Glieder „als geistliche Krieger unter ihrem Hauptmann Jesu gegen den Satan kämpfen müßten.“ Der menschliche Hauptmann oder „General“ des Ordens war zunächst Loyola († 1556), doch der scharfsinnige Lainez von Anfang an die Seele desselben. Von Letzterem schreibt sich vornehmlich seine treffliche Verfassung her. Er hat eine strenggegliederte Einrichtung verbunden mit der strengsten Subordination, darin es die Jesuiten allen andern Verbindungen zuvorthun wollten. Von unten auf gehorcht jeder „wie ein Cadaver“ seinen Vorgesetzten, alles dem General und schließlich dem Papste. Ungehorsam heißt schon, wer nachdenkt, ob der Befehl recht ist. Der General lebt in Rom, um stets den Papst zu hören; unter ihm stehen Superioren in den Provinzen, Rektoren in den Bezirken; es gibt Brüder von höheren und geringeren Graden, jeder Geringere vollzieht die Aufträge des Höheren und berichtet ihm darüber, und der General empfängt Kenntniß von allen Unternehmungen. Bei der Aufnahme neuer Glieder wird sehr sorgfältig verfahren; die Aufzunehmenden werden lange geprüft, ob sie zu brauchen seien. Im Noviziat wird nur der persönliche Wille abgetödtet und seine mechanische Abrichtung betrieben. Dann studirt der Scholastiker bis zur Priesterweihe; der Coadjutor leitet Seminarien, Kollegien und Pensionate; die wenigen Professen endlich, die Eingeweihten, bilden den Kern der Gesellschaft, welcher den General wählt. Dieser verwendet die Bräuchlichen nach ihren genau erforschten Fähigkeiten, die Feinsten zu Beichtvätern und Erziehern an Höfen, die Gelehrtesten zu Professoren und Schriftstellern, die Entflammtesten zu Missionären 2c. Ihrer Lebensweise war ziemlich Freiheit gestattet, und sollten sie sich absichtlich der Welt nähern, um leichtern Eingang bei ihr zu finden. Sie wurden der gemeinsamen Klosterandachten überhoben, um Zeit zum Studium zu gewinnen; sie trugen keine Mönchskutte, sondern ein wenig auffallendes Ordensgewand; sie konnten überall hingehen, in jede Gesellschaft, selbst zu Ketzern. Kein Weltgeistlicher durfte ihnen etwas sagen, sie waren von der bischöflichen Gerichtsbarkeit frei, niemanden Rechenschaft schuldig als ihren eigenen Obern.

Kein katholischer Orden hatte so viele ausgezeichnete Lehrer und Schriftsteller, als der der Jesuiten. Insonderheit zeichnete sie ihre Klugheit, ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit aus, womit sie in alle Verhältnisse sich zu finden wußten und zu allen Geschäften zu gebrauchen waren. Kein Wunder, wenn sich ihnen die menschlichen Kreise öffneten. Besondern Eingang verschaffte ihnen ihr unermüdlicher Eifer, die Jugend zu bilden, d. h. abzurichten,

und ihre Lindigkeit, mit welcher sie als Beichtväter die Gewissen beriethen. Sie wußten durch eine eigene Casuistik (Lehre von den Gewissensfällen) alle Sünden zu verkleinern oder zu entschuldigen. Das thaten sie namentlich bei den Großen der Erde, und wie gern nahm man sie zu Beichtvätern! — Die Jesuiten verfälschten die Moral und hielten das für erlaubt, sofern es zur Erreichung ihrer Ordenszwecke dienen konnte, wodurch sie sich jedoch bald selbst bei ernster gesinnten Katholiken in übeln Geruch brachten. Offenbare Untugend und Frevelhaftigkeit haben Jesuiten gepredigt. Mariana hat 1598 die Frage: ob man Tyrannen morden dürfe? bejaht, und Tyrann ist ihm schon, wer Religionsfreiheit gewährt.

Ihre Thätigkeit zur Beschirmung, Neubelebung und Weiterausbreitung des Katholizismus war von außerordentlichem Erfolge begleitet. Alle Glieder wirkten ja in völliger Uebereinstimmung und mit Aufbietung aller Kräfte auf ihr Ziel los. Und wie viele Glieder zählten sie, wie groß wurde der Orden mit der Zeit! Bei Loyola's Tode gab es 1000 Mitglieder, nach fünfzig Jahren 10,000, nach hundert Jahren 20,000 2c. Ueberall errichteten sie ihre Collegien, Profeßhäuser, Seminarien, in Italien, Portugal, Spanien, den Niederlanden, Frankreich, Ungarn, Polen, Deutschland, hier namentlich in Bayern und Oestreich. Allmählich überzogen sie alle Welttheile. Volle zweihundert Jahre waren sie in allen katholischen Kabineten thätig, hatten sie fast ausschließlich die Erziehung der katholischen Jugend in Händen. Sie verbreiteten den römischen Glauben unter den Heiden, in Ostindien, China, Japan. Als sich gegen ihre Herrschaft Verfolgung erhob, starben über 20,000 Japaner den Märtyrertod für Rom. In Südamerika errichteten sie ein eigenes Reich, Paraguay, über die von ihnen bekehrten Eingebornen.

Sie erlangten durch Geschenke und durch Handel, den sie mit bekannter Klugheit betrieben, unermeßliche Reichthümer, welche sie förderlichst zu ihrem Zwecke benützten. Der dritte Ordensgeneral Franz Borgia weissagte: „Als Lämmer sind wir eingedrungen, wie Wölfe werden wir herrschen, wie Hunde wird man uns todtschlagen, wie Adler werden wir erneuert werden.“ Es ist eingetroffen.

§ 2. Innere Noth des Protestantismus in Deutschland.

Nach dem Religionsfrieden von 1555 hatte die evangelische Kirche Deutschlands eine längere Zeit äußerer Ruhe, aber leider viel innern Krieg. Einmal sind die deutsche und die schweizerische Reformation, die doch auf gleichen Prinzipien fußen, nicht völlig zusammengegangen. Dann aber gab es nicht bloß zwei Ansichten, sondern mancherlei Abstufungen. So neigten sich manche Oberdeutsche zur Zwingli'schen Lehre vom Abendmahl hinüber, wie die Städte Straßburg, Ulm, Memmingen 2c., mit welchen doch 1536 zu Wittenberg eine erfreuliche Einigung zu Stande kam (S. 521). Allein nachdem Calvin seine das Sakrament mehr ehrende Abendmahlslehre (S. 523) aufgestellt, fielen auch Lutherische ihr zu. Die beiden überlebenden Reformatoren nämlich, Melanchthon und Calvin, sahen eine Ausgleichung des Abendmahlstreites noch für möglich an, als der Eiferer Westphal in Hamburg 1552 denselben durch eine heftige Schrift neu anblies. So entbrannte er denn unter dem Namen des kryptocalvinistischen, weil den Philippisten vorgeworfen wurde, sie seien heimliche Calvinisten.

Zugleich brannte noch ein anderer Streit. Melanchthon öffnete sich in spätern Jahren auch etwas dem (katholischen S. 307) Halbpelagianismus. Er redete wenigstens so, als ob der Mensch zu seiner Bekehrung und Seligkeit mitwirken könne, weil ja die Gnadenwirkung Gottes keine irresistible sei. Dieser theologische Kampf heißt der synergistische. — Der Hauptsitz derer, welche streng am lutherischen Lehrbegriff hielten, war die von Johann Friedrichs Söhnen gegründete Universität Jena, und Amsdorf und Flacius, der in des Eifers Hitze sich selbst in Irrthum verrannte, waren die Hauptleute dort. Die laxern Gegner hatten ihren Hauptsitz zu Wittenberg, wo Melanchthon alles leitete. Zwischen beiden Universitäten, aber auch, da man anderwärts häufig für diese oder jene Partei ergriff, weit durch das evangelische Deutschland hin, wurde nun, nicht

bloß mit großem Ernst, sondern auch mit großer Erbitterung gekämpft. Es wurde über alles Maß gestritten, wie zur höhnischen Freude derer draußen, so zum schweren Aergerniß der eigenen Kirchenglieder.

Mitten im Streit starb Melanchthon, 19. April 1560, der hochgelehrte, edle, aber etwas schwache und schwankende Mann. Er liegt in der Schloßkirche zu Wittenberg, Luther gegenüber. Auf dem Schreibtische des Verstorbenen fand man einen Zettel, darauf stand: „Du wirst (im Tod) von allen Sünden ablassen, wirst von allen Mühseligkeiten befreit et a rabie theologorum (und von der Wuth der Theologen)."

Schon traten zu einem gemilderten Calvinismus auch etliche Fürsten über, so daß er ganzer, vordem lutherischer Gebiete sich bemächtigte. In der schönen Rheinpfalz hatte der vortreffliche Kurfürst Otto Heinrich (1556—59), vorher Pfalzgraf von Neuburg, das von seinem Vorfahren begonnene Werk der Aufrichtung der lutherischen Kirche kräftigst durchgeführt. Aber sein Nachfolger aus der Simmernschen Linie, der fromme Friedrich III. (1559—76), sah sich von seinem eifernden Prediger Heßhus als Sakramentirer verdächtigt, suchte umsonst den Frieden herzustellen und mußte ihn zuletzt entlassen. Nun ließ sein Schwiegersohn in den Weimar'schen Kirchen um seine Bekehrung beten. Da wurde er, ohne Calvins Schriften zu lesen, Calvinist, indem ihm nur an der gemeinsamen Grundlage des evangelischen Glaubens gelegen war. Er führte nach einem Gutachten Melanchthon's, zur Gewissensbeängstigung seiner Unterthanen, allenthalben den calvinischen Gottesdienst ein. Galt doch damals der böse Grundsatz allgemein: cujus regio, illius religio (wessen das Land, dessen die Religion), d. i. der Landesherr hat den Glauben seiner Unterthanen zu bestimmen (S. 518). Nun aber bestritt man ihm, von lutherischer wie jesuitischer Seite, die Zugehörigkeit zu den Augsburger Confessionsverwandten; Protestanten verklagten den Pfälzer beim Kaiser Max als des Religionsfriedens verlustig. Doch vertheidigte er sich auf dem Augsburger Reichstag 1566 so wacker, daß er nicht weiter angefochten wurde. Allein sein Sohn Ludwig machte 1576 die Pfalz wieder lutherisch; nach seinem Tode 1583 wurde sie wieder reformirt.

Zur Befestigung seines im Punkt der Gnadenwahl gemilderten Calvinismus ließ Friedrich III. von seinen Theologen Ursinus und Olevianus den Heidelberger Katechismus verfertigen, welcher, von den Unterscheidungslehren abgesehen, ein durch schöne Anordnung, durch Klarheit, Kraft und Tiefe ausgezeichnetes Buch ist, wiewohl er den lutherischen Katechismus an Kindlichkeit bei aller Tiefe und an Körnigkeit der Sprache nicht erreicht. Der Heidelberger Katechismus wurde das Symbol aller Deutschreformirten.

Solche Vorgänge mußten natürlich die lutherischen Theologen erschrecken; die Gefahr zum Rückfall in den Katholicismus schien zwar geringer, war aber auch vorhanden. Sie stellten sich nun wieder allgemeiner fest auf den Boden der lutherischen Lehre, und um der eingerissenen Unsicherheit abzuhelfen und falsche Lehre für immer auszuscheiden, wurde im Einverständniß mit dem Kurfürsten von Sachsen und andern Fürsten beschlossen, eine neue Bekenntnißschrift zu verabfassen, welche die lutherische Lehre mit schärffster Grenzziehung gegen den Calvinismus und gegen Rom und gegen alle laufenden Irrthümer hin wiedergeben sollte. So ward denn von den angesehensten Theologen, Chemnitz, Selnecker und Andreä, zu Kloster Bergen bei Magdeburg a. 1577 die sogen. Concordien- oder Eintrachtsformel aufgesetzt, zu welcher sich sodann die meisten lutherischen Reichsstände (96) durch Unterschrift bekannten, und worauf jeder öffentliche Lehrer verpflichtet wurde.

Dagegen Hessen, Anhalt, Pommern, Holstein, die drei nordischen Reiche 2c. wollten den Philippismus, wie man Melanchthon's Lehrweise nannte, nicht verdammen lassen und standen abseits. In Sachsen aber wüthete man dermaßen wider die Philippisten, daß man sie nicht bloß einsteckte und folterte, sondern den Kanzler Crell nach 10jähriger Einkerkerung 1601 als verkappten Calvinisten enthauptete.

So gab es also verschiedene Schattirungen von Protestanten, deren jede die rechte Lehre haben wollte. Es ist aber klar, daß die bittern, oft grimmig geführten Streitigkeiten im Schoß der Kirche, wobei in so Vielen die Liebe erkaltete, nicht geeignet sein konnten, Segen von oben herabzuziehen. Und auch das dürfen wir nicht verschweigen, daß das Leben ihrer Glieder überhaupt nicht so schön war, als es im hellen Lichte der göttlichen Wahrheit hätte blühen sollen. Es stand wohl auch in dieser Beziehung besser als vordem, von den Fürstenhöfen bis in die Hütten herab; aber der schuldige Dank für die hohe Gnade des wieder aufgegangenen Evangelii hätte doch viel reichere Früchte der Gottseligkeit hervorbringen sollen. Es geschah auch im Schein des evangelischen Lichtes viel Unrechtes und Böses. Gar manche Fürsten z. E. zogen die Güter der eingegangenen Stifter und Klöster für sich ein, die zur Errichtung von Schulen, zur bessern Fundirung der Pfarreien 2c. hätten verwendet werden sollen; und gar Viele vom Volk ließen, nachdem sie mit ihren Gaben an die Kirche sich keine Staffeln mehr in den Himmel zu bauen hoffen konnten, nunmehr ihre Geistlichen darben, die doch jetzt, mit Familie, größere Bedürfnisse hatten als vorhin. Gar eine große Menge wurde gleichgiltig, lau und kalt gegen das Evangelium, nachdem sie sich eine Zeitlang an seinem süßen Troste erquickt hatte, und verfiel, von der Gnade und der Furcht des Gesetzes los, um so tiefer in Gottlosigkeit.

Es war aber insonderheit noch eine schwere Sünde jener Zeit, an welcher sich merkwürdigerweise die Evangelischen ebensowohl wie die Katholischen betheiligten, die Evangelischen, die sich doch vom katholischen Aberglauben ganz hätten rein machen sollen, ich meine das Hexengerichtswesen. Unter Hexerei verstand man ein förmliches Bündniß mit dem Teufel und kraft dessen die Befähigung, Uebernatürliches zu verrichten, böses Wetter zu machen, fremdes Getreide durch die Luft zu entführen, mit dem Blick Andere zu beschädigen und zu tödten 2c. Von solchem Aberglauben kommt in früheren Jahrhunderten wenig vor, wenn er auch längst dagewesen sein mag. a. 1484 aber gab Papst Innocenz VIII. eine Bulle heraus, durch welche die Inquisition auch zur Bestrafung der Hexerei in Oberdeutschland angewiesen ward. Und nun arbeitete sogleich der Ketzerrichter Jak. Sprenger eine genaue Beschreibung des ganzen Teufelswesens aus, die er unter dem Titel: malleus maleficarum oder Hexenhammer 1489 edirte. Darnach wurden nun überall die Hexen aufgespürt, ergriffen, verhört, gemartert, bis sie gestanden, und schließlich verbrannt. Es mag sein, daß manche dieser armen Weiber (Frauen waren es gewöhnlich, doch gab es auch Hexer) sich in vorwitzige Kunst eingelassen, ja im blinden Wahne eine Verbindung mit Satan zur Erlangung von Wunderkräften gesucht hatten; aber das darf man sicher annehmen, daß bei den allermeisten lediglich die Tortur ein Schuldbekenntniß herausgepreßt hat, daß unter Fünfzigen 49 ganz unschuldig gequält und getödtet worden sind. Es ist aber entsetzlich, wie da gewüthet ward; Sprenger verbrannte rasch 48 Weiber in Constanz und Ravensburg; bald verurtheilte der Hexenrichter Remigius in Lothringen 800 Hexen zum Scheiterhaufen; Erzbischof Johann von Trier ließ 1585 so viele verbrennen, daß in zwei Ortschaften nur zwei Weiber übrig blieben. Jedes alte Weib, das rothe Augen hatte, war sicher verloren. Und dieses Unwesen fand häufige Nachahmung auch bei den Evangelischen zu ihrer schweren Verschuldung. Die weltlichen Beamten hatten eine ordentliche Sucht, Hexen zu finden und zu richten, was ihnen große Sporteln, dem Staate viel Vermögen eintrug. Die evangelischen Geistlichen waren mehr entgegen, weil gar nicht selten auch ihre eigenen Frauen Hexen sein mußten. Doch auch Katholiken eiferten mit der Zeit dagegen, so der wackere Jesuit Fried. Spee († 1635). Allein noch 1785 und 1793 rauchten einzelne Hexenscheiterhaufen in Glarus und Posen.

§ 3. Zurückdrängung des Evangeliums.

Noch konnte die Reformation in Deutschland weiter vordringen. Die Reichsverhältnisse waren günstig dazu. Nach Karl V. ward sein Bruder zum Kaiser gewählt, und er verpflichtete sich feierlich, den Religionsfrieden „stät und fest" zu beobachten, weßhalb ihm der Papst im Zorn die Bestätigung, natürlich ohne wei-

tere Folge, versagte. Ferdinand I. (1558—64) war im Ganzen ein friedlichgesinnter Herr und obschon für seine Person ein getreuer Katholik, der schon 1551 die Jesuiten in Wien aufnahm, doch auch billig und mild gegen die Protestanten. Verdankte er doch seine Erhöhung vorzüglich den evangelischen Kurfürsten, während Paul IV. ihn nicht als Kaiser anerkannte, weil er seine Wahl nicht vom päpstlichen Stuhle habe prüfen lassen. Groß und stark stand die protestantische Partei im Reiche da; drei Kurfürsten, so viele andere Fürsten und Herren und die meisten der mächtigen Reichsstädte! Auch bildete sie gesetzlich ein corpus Evangelicorum (Körper der Evangelischen) dem corpus Catholicorum gegenüber; sie hatten das Recht, auf dem Reichstage und sonst als geschlossenes Ganze ihre confessionellen Interessen zu berathen und zu vertreten. Ach, wären sie nur nicht so zwiespältig in sich selbst gewesen! Ferdinand blieb wohlwollend gegen sie bis an sein Ende; noch 1563 forderte er in Trient den Kelch und die Priesterehe.



Fig. 163. Philippine Welser. (Nach dem Original in der Ambraser Sammlung.)

Der zweite Sohn dieses ehrenwerthen Kaisers, Ferdinand von Tirol, faßte gegen eine Bürgerstochter von Augsburg, Philippine Welser, eine heftige Liebe. Sie war von wunderbarer Schönheit, auch gebildeten Geistes und tugendsamen Wesens. Der Erzherzog

heiratete sie heimlich, worüber der Vater freilich, als er's erfuhr, so aufgebracht wurde, daß er den Sohn nicht mehr vor sein Angesicht kommen ließ. Da begab sich Philippine unbekannt an den Hof des Kaisers, warf sich vor seine Kniee nieder, trug ihm unter fremdem Namen ihre eigene Geschichte vor und bat ihn mit Thränen, bei dem Vater ihres Gemahls ein gutes Wort für ihre Verbindung zu sprechen. Als der Kaiser gerührt das zugesagt hatte, entdeckte sie sich ihm. Er verzieh ihr und seinem Sohn, und sie lebten hinfort glücklich mit einander auf Schloß Ambras bei Innsbruck.

Auf Ferdinand I. folgte sein Sohn, Maximilian II. in der Kaiserwürde. Ein Fürst voll Verstand und Herzensgüte, und noch viel wohlwollender gegen die Protestanten als sein Vater. Ja, er war der lutherischen Lehre so stark zugeneigt, daß er zu ihr übertreten wollte (S. 518). Davon hielten ihn zurück die traurigen Zerwürfnisse der Protestanten, der Anblick des liebeleeren wilden Eifers, mit welchem sie sich bekriegten. Dann auch die Rücksicht auf seinen Schwager Philipp II., den er zu beerben hoffen konnte. Im Herzen ehrte der weiche Mann Luthers Werk zeitlebens hoch, aber bei jeder großen Angelegenheit handelte er doch in katholischem Sinne.

Als Friedrich III. die Pfalz dem Calvinismus öffnete, ermahnte ihn der Kaiser, „er möge doch wieder zum Lutherthum zurücktreten und seine Leute bei ihrem guten Bekenntnisse belassen," und die Landstände der Oberpfalz forderte er auf, „in ihrer ruhmreichen gottseligen Meinung beim Gebrauch der Augsburgischen Confession standhaft zu beharren." Dann drängte er aber auf dem Reichstag 1566 so scharf zur Verurtheilung des Pfälzers, daß die lutherischen Stände, um nicht dem Evangelium in Frankreich und Niederland den Todesstoß zu versetzen, von ihrem Plane (S. 528) abstanden.

In Oestreich hatte das Evangelium die größten Fortschritte gemacht. Fast alle adelichen Geschlechter waren ihm zugefallen und in Wien selbst bestand der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Evangelischgesinnten. Max gewährte seinem Adel die freie Ausübung des lutherischen Kultus und von den Burgen herab verbreitete sich der rechte Glaube durch's ganze Land. Auch gab er sieben Städten, Linz, Steyer, Enns, Wels 2c., völlige gottesdienstliche Freiheit. Selbst in seiner Hauptstadt durfte der lutherische Gottesdienst öffentlich gehalten werden. Sogar ließ er durch den Rostocker Dr. Chyträus eine Agende für die evangelischen Gemeinden Oestreichs fertigen. Der Papst und seine Legaten donnerten schrecklich, er ließ sich's aber nicht anfechten. Den Jesuiten, welche gegen die Ketzerei losgehen wollten, legte er Zaum und Gebiß an. Aber dieser treffliche Habsburger starb unversehens 12. Okt. 1576, erst 50 Jahre alt, und die schöne Zeit für die evangelische Sache in seinen Landen und im Reich war vorüber.

Hier trat ein Stillstand in der deutschen Reformation, ja ein Rückgang ein. Maximilians Nachfolger war sein Sohn Rudolf II. (1576—1612). Ein schwacher Geist und gar gleichgiltig gegen die Regierungsgeschäfte; er gab sich mit Astrologie und Alchymie ab, dann mit Pferdezucht, Gemäldesammlung und andern Liebhabereien. Den Protestantismus haßte er gründlich; das hatte er von seiner bigotten Mutter und am Hofe seines Ohms, des finstern Philipp II., gelernt. Unter ihm konnten die Jesuiten nach ihres Herzens Gelüste schalten und walten; er diente ihnen. Gleich drückte er seine protestantischen Unterthanen auf alle Weise, vergab alle Beamtenstellen an Katholiken, beschränkte die Kultusfreiheit des Adels, verbot den lutherischen Gottesdienst in Wien und den andern Städten ganz, nicht achtend die große Spannung, welche dadurch zwischen ihm und seinem Volk entstand. So giengs in Oestreich beklagenswertherweise hinter sich.

Noch ein jammervolleres Schicksal erlitt die evangelische Sache in Steiermark, Kärnten und Krain, wo sie auch von den Meisten ergriffen worden war. Hier herrschte (seit 1596) Rudolfs Vetter, der Erzherzog Ferdinand, welcher seine Erziehung zu Ingolstadt von den Jesuiten empfangen hatte. Der willenskräftige Mann wollte die völlige Unterdrückung des Protestantismus in

seinen Landen und setzte sie mit zermalmender Kraft durch. Er befahl, daß binnen vierzehn Tagen alle lutherischen Kirchen und Schulen geschlossen werden sollten. Da half keine Einsprache der Landstände, kein Widerspruch des Volks. Er zog selbst mit einem Heerhaufen von Ort zu Ort und stellte überall das katholische Wesen wieder her; wer nicht theilnehmen wollte, mußte unerbittlich das Land räumen, aus Steiermark allein 754 Adelige; die sich widersetzten, die strafte Säbel, Galgen und Rad.

Auch in Bayern hatte der evangelische Glaube unter dem Adel und in den Städten sehr viel Eingang gefunden. Hier aber bot Pius IV. den Prinzen Bischofspfründen und dem Herzog ein Fünftel aller geistlichen Einkünfte, und so brachten die Jesuiten bald die Universität (Ingolstadt) und alle Gymnasien, ja auch das Landesregiment unter ihre Leitung. Da konnte das Evangelium nicht weiter gedeihen; unter strengen, grausamen Verfolgungen aller Protestantischgesinnten wurde es von dannen getrieben. Und auch Baden-Baden wurde von München aus 1571 wieder katholisch gemacht.

Im Erzbisthum Köln waren von dem frommen Kurfürsten Hermann (S. 508) her noch viele Seelen dem Evangelio zugethan. Ein späterer Churfürst, Gebhard, nahm Hermanns Werk wieder auf, aber nicht mit dessen lauterem Herzensglauben. Er heiratete die Gräfin von Mansfeld 1582, und trat zum Calvinischen Bekenntniß, ohne sein Erzstift aufzugeben. Da aber brauchten sich die Katholiken zur Hintertreibung dessen gar nicht auf den „Geistlichen Vorbehalt" (S. 518) zu berufen; der Religionsfriede galt ja nur für die Augsburgischen Confessionsverwandten. In der That nahm sich (außer Kurpfalz) niemand Gebhards an. Nachdem er vom Papste gebannt war, wählte das Domkapitel einen andern Erzbischof, Ernst von Bayern, welcher sich mit spanischen Truppen in den Besitz des Stiftes setzte. Gebhard begab sich nach Straßburg, wo er noch 16 Jahre als protestantischer Domdechant lebte. Ernst aber rottete nun mit Hilfe der Jesuiten das Evangelium im Kölner Lande bis auf die letzte Spur aus.

So wurde um diese Zeit auch in Mainz, Würzburg, Bamberg, Paderborn, Hildesheim u. a. geistlichen Gebieten durch die Jesuiten und ihre Knechte, die Kapuziner, alles Evangelische rein ausgemerzt. — Kläglich ist das Schicksal Donauwörths. Diese freie Reichsstadt war ganz evangelisch geworden; nur ein Benedictinerkloster erhielt sich darin, dem aber der Rath der Stadt jeglichen Kultus außerhalb der Klostermauern verboten hatte. Gleichwohl hielt der Abt nach langen Jahren wieder eine Prozession durch die Stadt. Die Bürgerschaft verhöhnte sie; etliche warfen mit Steinen nach ihr. Darauf hin wurde Donauwörth vom Kaiser Rudolf in die Acht erklärt. Der Herzog Maximilian von Bayern vollzog dieselbe, eroberte die Stadt 1607 und führte den katholischen Kultus mit Gewalt ein.

Noch einen schmerzlichen Verlust der lutherischen Kirche haben wir zu berichten. a. 1609 starb Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Berg und Cleve kinderlos. Erben waren durch Verwandtschaft: der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, beide lutherisch. Sie verglichen sich dahin, daß der Sohn des Pfalzgrafen, Wolfgang Wilhelm, eine Tochter des Kurfürsten ehelichen und jene Lande regieren sollte. Bei einer Zusammenkunft des Kurfürsten und seines künftigen Schwiegersohnes in Düsseldorf 1613, geriethen aber beide in Wortwechsel, und als der vom Wein erhitzte junge Pfalzgraf den Kurfürsten mit unziemlicher Rede beleidigte, schlug ihm dieser in's Gesicht. Da geht der Pfalzgraf zornig weg, heiratet eine bayrische Prinzessin und wird katholisch zu tiefer Betrübniß seines Vaters, der kurz darnach stirbt, 1614. Nun erbt der Sohn die Pfalz-Neuburg und die Bewohner des schönen Fürstenthums müssen ihm im Glaubenswechsel folgen! (Bezüglich der Jülich'schen Erbschaft verständigte man sich später durch Theilung.)

Der Brandenburgische Kurfürst Johann Sigmund wurde 1616 reformirt, worüber sich in Berlin ein Aufruhr erhob. Er machte jedoch den heillosen Grundsatz: cujus regio ꝛc. nicht geltend; er ließ seine Unterthanen bei ihrem lutherischen Glauben.

Ueberall in Deutschland leidige Zertheilung und Mangel an großen Fürsten, daher die Gegenreformation reißend erstarkte! Schauen wir nun in die Niederlande, welche dem Namen nach noch zum deutschen Reiche gehörten, aber unter spanischem Scepter stehend, in Wirklichkeit schon von ihm losgerissen waren.

§ 4. Die Reformation in den Niederlanden. Philipp II.

Die Niederlande, theilweis so tief gelegen, daß sie durch Deiche gegen des Meeres Anfluten geschützt werden müssen, liegen sehr günstig für den Verkehr zwischen Deutschland, Frankreich und England an der See und an schiffbaren Flüssen. Diese 17 Provinzen hatten im 15. Jahrhundert große volkreiche Städte, blühende Gewerbe, ausgebreiteten Handel, ansehnlichen Reichthum. Ja Brügge war (vor Max I. Zeit) der Haupthandelplatz Europa's, Sitz des glänzendsten Hofs und Wiege der Kunst geworden (s. das 1367 gebaute Rathhaus). In diese reichen strebsamen Städte nun hatte sich auch der Protestantismus verbreitet, vornehmlich von Frankreich her (S. 523), also daß hier das Calvinische Bekenntniß herrschend wurde. Er hatte schon unter Karl V., besonders im Norden, eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, ohnerachtet dieser Regent die strengsten Plakate dagegen erließ, ja verordnete, „daß alle ketzerischen Männer verbrannt, alle Weiber lebendig begraben werden sollten.“ Indessen ließ Karl diese Gesetze nicht so streng handhaben als sein Sohn.

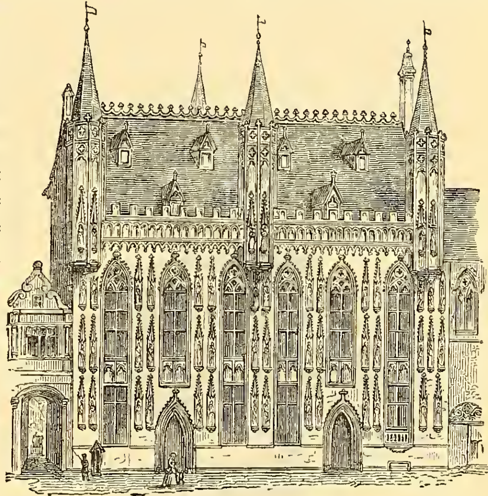


Fig. 164. Rathhaus zu Brügge.

Philipp II. (S. 518) war ein finsterer, mißtrauischer, wortkarger Mensch, immer politisch und feine Netze der Staatskunst spinnend, immer innerlich reg und thätig bei äußerer kalter Ruhe. Gern zog er sich in die Einsamkeit zurück, schaute aber von da aus und wollte weit über sein weites Reich hinaus wirken und gestalten. Er war, wie weiland sein Vater, der Mächtigste unter den Herrschern Europa's; ihm gehorchten nebst Spanien die Niederlande, Mailand, Sardinien, Neapel, die Westindischen Inseln und namentlich die großen Reiche Mexico und Peru, aus deren unter ihm erst recht ergiebig gewordenen Bergwerken eine unsägliche Masse Goldes und Silbers seinem Schatze zufloß. a. 1580 bemächtigte er sich, da Sebastian, der letzte König von Portugal, auf einem tollen Ritterzug gegen Marokko im Schlachtgewühl verschwunden war, auch noch dieses Staates mit seinen weitläufigen Besitzungen in Asien und Amerika. (Portugal blieb bis 1640 unter spanischer Herrschaft, wo es unter einem Prinzen aus dem Herzogshause Braganza wieder ein selbständiges Königreich ward.) — Philipp war dreimal verheiratet, erstlich mit einer portugiesischen Prinzessin, sodann mit der blutigen Maria von England (S. 554), endlich mit Elisabeth, einer Tochter des französischen Königs Heinrich II., die er nach einem Krieg mit Frankreich,

in welchem ihm der Niederländer Egmont die zwei schönen Siege von S. Quentin und Grävelingen erfocht, 1558, und nach dem vortheilhaften Frieden von Chateau-Cambresis, 1559, im Triumphe sich vermählte. — Das doppelte Ziel seines Lebens war: Unbeschränkte Monarchie und Wiederherstellung des Katholicismus; nachdem er jener zu lieb auch den Papst bekriegt hatte, schwur er, 1559, während eines Sturmes, wenn sein Leben erhalten bliebe, zu Gottes Ehre alle Ketzer zu vertilgen. Er stieg glücklich an's Land, und bestrebte sich mit ganzem Ernst seinen Schwur zu erfüllen, vor allem in seinem schönen armen Spanien.

Auch hieher war das evangelische Licht gedrungen und unzählige Gemüther hatten es freudig aufgenommen. Dagegen (zugleich auch gegen den unter den Morisko's, getauften Nachkommen der Mauren, noch heimlich gepflogenen Muhammedanismus) rief Philipp die Inquisition in die größte Thätigkeit, in eine noch größere als einst sein Urgroßvater Ferdinand der Katholische (S. 456). Da loderten allenthalben die schrecklichen Feuer der Glaubensakte auf; alle nur vom leisesten Verdacht der Ketzerei Betroffenen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht, wurden ergriffen, gefoltert und verbrannt. Wer einem solchen beiwohnte, erhielt 40tägigen Ablaß; mit seinem Hofe sah der König dem Schauspiel 8 Stunden lang zu. Ja bei seiner Vermählung mit Elisabeth ließ er solche teuflische Ketzerscheiterhaufen als „Brautfackeln" zur Verherrlichung der Hochzeit anzünden!

So wurde in Spanien der Glaube an Gottes Wort bis 1570 ausgerottet, und ebenso alle bürgerliche Freiheit. Der finsterste Despotismus legte sich gleich einem drückenden Alp auf die Pyrenäische Halbinsel, von der zuletzt alle Spur volksthümlicher Freiheit verschwand. Und wie in Spanien, so wüthete der Fanatiker auch in den andern Theilen seines unermeßlichen Reiches, besonders gräßlich unter den armen Indianern Amerika's, von denen Tausende als Ketzer und Widerspenstige hingewürgt wurden.



Fig. 165. Philipp II. von Spanien.

Frühzeitig begannen seine verhängnißvollen Kämpfe mit den Niederlanden, in denen er samt der Gewissensfreiheit auch die großen bürgerlichen Freiheiten mit Füßen trat, welche sie nach ihrer Verfassung genossen und die er beschworen hatte. Er setzte ihnen seine Halbschwester, Margareta von Parma, zur Statthalterin, eine große und bärtige Frau, doch viel milder gesinnt als der Bruder: allein er gab ihr den schlauen Kardinal Granvella zur Seite und befahl ihm besondere Strenge gegen die Ketzer. — Zuerst veränderte er zu tiefer Aufregung im Volk die Bisthumseinrichtung. Bisher gab es nur vier Bisthümer, er schuf fünfzehn, und ordnete ihnen Inquisitoren bei. Granvella wurde Erzbischof von Mecheln und Primas. Er verfolgte die Protestanten mit unnachsichtlicher Strenge und lernte nun erst ihre große Zahl kennen.

Drei der Edelsten Niederlands, Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, Graf Richard von Egmont (derselbe, welcher jene glorreichen Siege errungen) und Graf Philipp von Hoorn richteten eine Vorstellung an den König, voll Versicherung ihrer Anhänglichkeit und Treue, darin sie um der Ruhe des Landes willen um Granvella's Entfernung baten. Philipp gieng scheinbar nicht darauf ein. Doch wegen der wachsenden Unruhe gab er dem Kardinal einen Wink, sich selbst zu entfernen, 1564. — Damit ist aber nichts gebessert. Der König läßt sich auf keine Milderung der Ketzerbestrafung ein; „lieber wolle er hunderttausendmal das Leben verlieren, als darin nachgeben.“ Ja, er führte nun auch in den Niederlanden die gräßliche Inquisition ein mit einer Wirkungsweise, die hinter ihrer Thätigkeit in Spanien nicht zurückblieb.

Auch hier schonte sie weder Alter noch Geschlecht, noch Stand; sie beobachtete gar keine herkömmliche Gerichtsform mehr; sie zog ein nach Belieben, legte verfängliche Fragen vor, quälte mit der Tortur und ließ Hinrichtung auf Hinrichtung folgen. Nur nicht öffentlich; das verbot der Ingrimm des Volkes; zusammengebunden wurden die Opfer in Wasserfässern ertränkt. Da half keine Vorstellung bei Philipp, keine Gelobung der größten Ruhe und Treue, wenn er nur Gewissensfreiheit gewähren wollte; das Quälen und Morden gieng fort. So rief Oranien weissagend aus: „Nun wird bald ein großes Trauerspiel beginnen!“

Es bildete sich jetzt eine Verbindung des Adels unter Brederode 1566, nur zur Abwehr der argen Greuel; zählte man doch schon 50,000 Hinrichtungen. Die Versammelten setzten eine ehrerbietige, aber ernste Schrift an den König auf, worin sie gegen die Inquisition protestirten und um Abschaffung derselben flehten. Diese Schrift wurde in Prozession der Statthalterin mit der Bitte überreicht, sie empfehlend an den König befördern zu wollen. Beim Anblick dieser Prozession spottete ein Höfling über diese gueux, Bettler, welchen Namen sich Brederode gefallen ließ; sie nannten sich nun selbst Geusen. Die Bittschrift blieb aber ohne gewünschten Erfolg, und so gedieh der Handel leider zur Empörung. Empörung gegen die Obrigkeit ist wohl niemals recht; aber Philipp's Härte hat sie in den Niederlanden mit Gewalt herbeigezogen.

Die Protestanten hielten jetzt nur um so häufiger und freier ihre Versammlungen. Heftige Reden einzelner Prädikanten entzündeten das Volk. In Antwerpen und Doornik bricht Tumult los. Fanatische Haufen ziehen von Ort zu Ort und verüben schlimme Excesse. Die Kreuze an den Wegen werden zertrümmert, Kapellen, Kirchen, Klöster erbrochen, Bilder, Gemälde, Altäre zerstört. In wenigen Tagen sind 400 Klöster und Gotteshäuser verwüstet, wobei besonders die Mönche schwere Mißhandlung erfuhren. Doch muß gesagt werden, daß die Anstifter und die hitzigsten Vollführer des Unfugs herbeigelaufene Fremde aus Frankreich und Deutschland waren; die große Mehrheit der protestantischen Niederländer verhielt sich noch ruhig und ihre Geistlichkeit predigte gegen die Ausschreitungen.

Die Statthalterin wurde von diesen Vorgängen dermaßen geängstet, daß sie sich, August 1566, herbeiließ, mit den Protestanten einen Vertrag zu schließen: sie sollten fried- und gehorsam sein, so sollte dagegen die Inquisition abgeschafft und Amnestie für das Verübte gewährt werden. Darüber gieng eine große Freude durch's ganze Land. Allein Philipp verwarf zornig diesen Vergleich, und fest entschlossen, die widerspenstigen Lande mit Gewalt seinem Herrscherwillen zu unterwerfen, sandte er den Herzog von Alva (S. 515), einen der berühmtesten Feldherrn und den grausamsten Menschen seiner Zeit, mit einem Heere dahin. Bei dieser Nachricht verließ „der Schweigsame“ Oranien das Land, rieth auch seinen Freunden Egmont und Hoorn dazu, die jedoch seiner Warnung nicht Folge gaben. Aber viele Edle und Bürger flohen mit ihm, an 100,000 Seelen. Oranien begab sich nach Deutschland zu seinem Bruder, einem Grafen von Nassau.

Alva erschien August 1567 mit einem starken Heere. Todesstille empfängt ihn, alles schweigt und zittert. Die Statthalterin, der jetzt wenig Gewalt mehr bleibt, fordert und erhält ihre Entlassung. Sie geht auf immer, nachdem sie ihren

Bruder noch flehentlich gebeten, das blühende Land nicht in eine Wüste zu verwandeln. In Alva vereinigt sich jetzt alle Civil- und Militärgewalt. Der schreckliche Mensch stellte sich anfangs gar freundlich an, um die Leute sicher zu machen. Es kamen wirklich viele Aengstliche aus ihrem Verstecke hervor. Aber bald nahm er Egmont und Hoorn durch Hinterlist gefangen und Hunderte, die er erst liebreich angeblickt. Ihm scheint die Inquisition und die gewöhnliche Justiz noch nicht ausreichend; er setzt einen besondern Rath der Unruhen ein, den das Volk Blutrath hieß, für alle Ketzer und Rebellen. Alle Niederländer werden 16. Febr. 1568 als Ketzer zum Tode verurtheilt, etliche wenige Namen ausgenommen; der König hieß das Dekret unverweilt ausführen. So waren denn Galgen, Rad und Beil nebst den Scheiterhaufen in beständiger Thätigkeit. Am 4. Juni wurden auf dem Markte zu Brüssel zwanzig Edelleute hingerichtet, darunter die Grafen Egmont und Hoorn, deren Häupter auf Pfähle gesteckt wurden. Das Volk umher weint aus blutenden Herzen und selbst spanische Soldaten weinen mit.


Fig. 166. Graf Egmont.

Es war auch auf die Güter der Reichen abgesehen, und so wurden manche ergriffen, die selbst vor spanischem Richterstuhl in Wahrheit keine andere Schuld als ihre Kapitalien hatten. Man wendete furchtbare Martern an, um das Geständniß verborgener Schätze zu erpressen, und hatten die Unglücklichen gestanden, so fielen sie doch dem Henker heim. Unablässig wurde gehängt, geköpft, geviertheilt, verbrannt. Man erblickte sogar an den Landstraßen auf Bäumen und an Pfählen viele Gehängte und Glieder Zerrissener und Ueberreste Verbrannter. Entsetzt flohen abermals ganze Scharen in die Fremde.

Der Greuel erfüllte Europa, besonders das nahe Deutschland. Der fromme Kaiser machte ernstliche Vorstellungen, denen sich andere Fürsten anschloßen, aber sie richteten nicht das Mindeste aus. Da die Niederlande noch für deutsches Lehen galten, wenn gleich der Verband mit dem Reiche schon äußerst gelockert war, so hätte der Kaiser amtlich einschreiten können und auch sollen; allein er scheute einen Krieg mit dem Verwandten und noch mehr mit dem Inhaber der größten Weltmacht. Die lutherischen Fürsten aber mochten sich der Niederländer als Calvinisten nicht nachdrücklich annehmen. — Inzwischen baute Alva Zwingburgen im Lande und fuhr fort, das Werk eines Teufels mit der Ruhe eines Engels zu vollziehen. Und um Geld für seine Soldaten zu erhalten, schrieb er auch noch (ohne Anfrage bei den Ständen, deren Bewilligung zu jeder neuen Steuer nöthig war) eine ganz unerhörte Abgabe aus: den hundertsten Pfennig von allem Vermögen, den zwanzigsten von allem Ererbten, den zehnten von allem Verkauften. Dazu verbot er den Handel mit England, was den gewerbthätigen Niederländern zum größten Schaden gereichte. Jetzt war allerdings die Masse zum Aufstande fertig.

Bereits hatte der Prinz von Oranien, unterstützt von seinen Brüdern, den Grafen von Nassau, aus geflüchteten Geusen u. A. ein Heer zusammengebracht. Die Vermöglichen der Zurückgebliebenen sandten ihm heimlich Geldmittel zu, mit denen er es stärkte und eine Flotte rüstete. Jetzt erhob sich in der Provinz Holland der Adel und eine Reihe Städte. Sie hielten, 15. Juli 1572, einen Tag zu Dortrecht, auf dem sie erklärten, den Alva nicht mehr als Statthalter anzuerkennen; Oranien sollte es sein. Hier wurde der Grund zu dem freien Staate

der vereinigten Niederlande gelegt. Alsbald erhebt sich auch Seeland, Geldern, Friesland. Oranien rückt mit 24,000 Mann vom Rhein her in Brabant ein, ohne viel Zulauf zu gewinnen. Aber auch die „Wassergeusen" sind rührig, greifen spanische Schiffe an und nehmen sie weg.

Desto barbarischer verfuhr Alva, so weit seine Macht reichte. Er ließ ganze Städte ausplündern und ausmorden. Im eroberten Harlem wurden alle Einwohner bis auf 300 umgebracht. Indessen besorgte er, den immer weiter um sich greifenden Aufruhr nicht mehr unterdrücken zu können, und so bat er den König um seine Entlassung, die er auch erhielt. Mit dem Fluche der Niederländer beladen, kehrte Alva, Dez. 1573, nach Spanien zurück. Er hat während der sechs Jahre seiner Regentschaft 18,600 Menschen als Ketzer und Empörer hinrichten lassen, abgesehen von denen, welche im Kampfe und bei Belagerung und Eroberung der Städte gefallen sind. Uebrigens hatte ihm der Papst mitten in seinem Mordhandwerk einen geweihten Degen verehrt „zur Ermunterung, noch mehr Ketzer zu strafen." — An Alva's Statt kam Requesens, ein gemäßigter Mann, der die Verfolgungen beschränkte. Allein es sollten doch alle Protestanten in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren, auch wurde kein Steuernachlaß bewilligt, so dauerte der Krieg fort. Auf der Mooker Heide siegten die Spanier, 1574, wobei die Nassauischen Grafen, Oranien's Brüder, fielen. Darauf folgte die denkwürdige Belagerung Leidens.

Die Stadt wird eng eingeschlossen und es entsteht die bitterste Hungersnoth. Einige Bürger verlangten Uebergabe. Da spricht der Bürgermeister Peter van der Werff: „Nehmt meinen Leib und speist ihn, aber von Uebergabe laßt mich nichts hören!" Dieses Wort gießt neuen Muth in die Belagerten; sie schreien von den Mauern gegen die Spanier: „Wir haben zwei Arme; den linken wollen wir essen und mit dem rechten gegen euch kämpfen!" Jetzt kommt ihnen auch ein guter Gedanke, sie durchstechen die umliegenden Deiche; da stürzt die See in die Verschanzungen der Spanier herein und sie ertrinken oder fliehen. Aber auf den Wogen, die der Wind aus dem Meere hertreibt, fliegen die Schiffe der Wassergeusen an die Stadt heran und sie theilen den Ausgehungerten Brot und Fische aus. Die Geretteten gehen in die Kirche, können aber ihren Psalm vor Weinen nicht aussingen. Den Heldenmuth der Leidner bewundernd, bot Oranien ihnen zur Belohnung entweder Zollfreiheit oder Errichtung einer Universität an, und sie wählten die letztere, welche denn 1575 gegründet wurde.

Kaiser Max bestrebte sich fortwährend, eine Verständigung zwischen Philipp und den niederländischen Protestanten zu vermitteln, aber alle seine Bemühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des Spaniers. Jene hatten aber guten Muth, kämpften tapfer fort, wenn auch öfters mit Nachtheil, und ordneten mitten im Kampfe ihre religiösen Angelegenheiten. Sie hielten noch 1574 eine Synode zu Dortrecht, welche ein eigenes Glaubensbekenntniß, das Dortrechter, entwarf, das mit dem Heidelberger Katechismus zusammenstimmt. — Nach Requesens Tode, 1576, empörten sich die spanischen Soldaten wegen rückständigen Soldes. Sie verübten unmenschliche Schandthaten selbst in den südlichen, mehr katholischen Provinzen. Am 4. Nov. überfielen sie Antwerpen, die damalige Welthandelsstadt, durchplünderten sie von Haus zu Haus, marterten Unzählige männlichen und weiblichen Geschlechts um Angabe verborgener Schätze zu Tode, und stifteten auch noch einen Brand, der 500 Häuser verzehrte. Empört über solche Frevelthaten schlossen nun, 8. Nov. 1576, die gesamten Niederländer, Katholiken und Protestanten, einen Vertrag zu Gent mit einander, die Genter Pacification genannt, „daß sie die Spanier entfernen und sich gegenseitig dulden wollten." Es war vornehmlich Oranien, der diesen Vertrag zu Stande brachte.

Allein er konnte nicht ausgeführt werden. Es langte als neuer Statthalter Don Juan d'Austria, Philipp's Halbbruder, an, weltberühmt durch seinen großen Sieg bei Lepanto über die türkische Flotte (S. 525); dieser schlug das

verbündete Heer bei Gemblours darnieder, 1578, starb aber unerwartet schnell. Jetzt ernannte Philipp den Alexander von Parma, Margareta's Sohn, zum Statthalter. Dieser Mann, ebenso klug im Rath, als tapfer im Felde, gieng mit ganzem Ernst an die Beruhigung des Aufstands; er versprach, den Niederlanden alle ihre alten Rechte und Freiheiten zurückzugeben, nur sollten sie auch überall die alte Kirche wiederherstellen lassen, denn von diesem Begehren war Philipp nicht abzubringen. Aber die Protestanten wollten lieber Gut und Leben, als ihren gereinigten Glauben aufgeben, und da es am Tage ist, daß sie nicht anders zum Ziel gelangen können, so treten nunmehr — es war wieder vornehmlich ein Werk des unermüdlichen Oranien — die sieben nördlichen, vorzugsweise evangelischen Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht rc. zusammen und richten, 23. Jan. 1579, die Utrechter Union auf. Sie schließen sich da auf ewige Zeiten zu einem Ganzen zusammen;

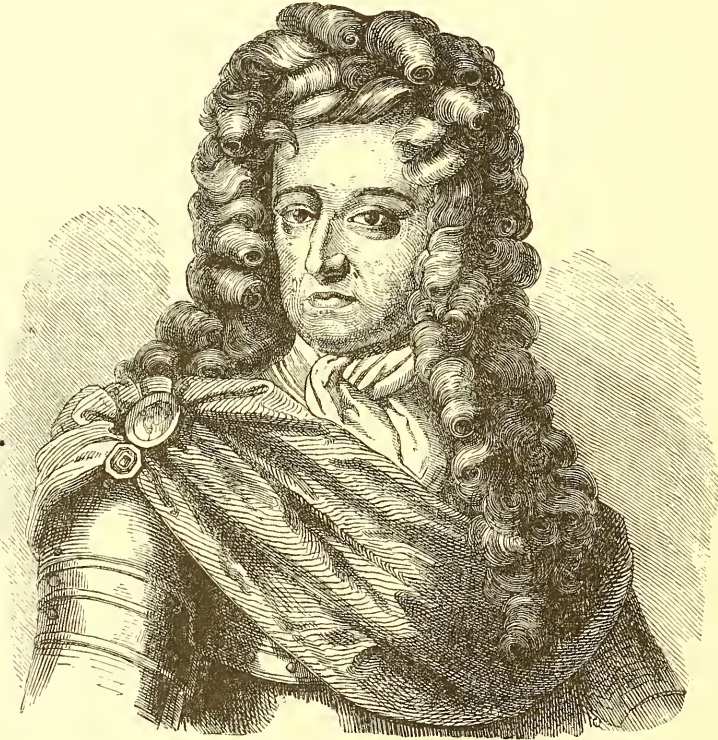


Fig. 167. Wilhelm von Oranien.

jede Provinz sollte wohl nach ihren besondern Rechten und Sitten leben, aber in den allgemeinen Angelegenheiten eine gemeinsame Bundesbehörde alle regieren; so vereint wollten sie sich gegenseitig und namentlich bei der ungekränkten Glaubens- und Gewissensfreiheit schützen, welche in ihnen allen herrschen sollte. Wie hier schon thatsächlich, so sagten sie sich darnach noch förmlich von der spanischen Herrschaft los, wobei sie jedoch versicherten, „daß sie sich durch diesen Schritt in keinem Falle dem heil. römischen Reich entziehen wollten," das doch zur Abwendung ihres Elendes so wenig gethan. So entstand die Republik der Vereinigten Niederlande, die auch die Generalstaaten heißt, später auch blos „Holland", weil dieses die bedeutendste Provinz und die Vorgängerin im Befreiungskampfe. Weil aber Alexander die südlichen Provinzen durch

Unterhandlung und Gewalt wieder fest unter Spanien zusammenbrachte, so trennten sich die Niederlande von da in eine nördliche und südliche Hälfte, das nachmalige Holland und Belgien.

Wilhelm von Oranien (Fig. 167), stark in seinem Gottvertrauen, war Leiter der Republik bis an sein Ende. Es erfolgte frühzeitig. Philipp hatte die Acht über ihn ausgesprochen und auf seinen Kopf einen Preis von 25,000 Dukaten gesetzt. Schon 1582 wurde Oranien von einem Elenden, der das schöne Geld verdienen wollte, heimlich angefallen, doch nicht tödtlich verwundet. Am 10. Juli 1584 aber erneuerte ein Burgunder, Balthasar Gerard, dessen Fanatismus die Jesuiten entzündet hatten, den Mordversuch. Er kam geschäftshalber zu Oranien nach Delft und schoß ihm aus einer Pistole 3 vergiftete Kugeln in den Leib. Dieser stürzte sogleich nieder mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner und dieses armen Volks!" So starb der hohe Mann, dessen Wahlspruch war: Ruhig in stürmischen Wellen. Der Mörder wurde geviertheilt; Philipp erhob seine Familie in den Adelstand.

Die Hoffnung der Spanier, daß nach dem Falle des Hauptes die Sache der Protestanten verloren sei, erfüllte sich nicht. Sie waren tief erschüttert, aber sie faßten sich fest zusammen; die Seele des neuen Staats waren 100,000 aus Flandern eingewanderte streng protestantische Familien. An die Stelle des Gefallenen erhoben sie seinen Sohn Moriz, einen erst 17jährigen, aber schon männlich reifen Jüngling, der bald der erste Feldherr Europa's wurde. Und er hatte an dem holländischen Landsyndikus Johann von Oldenbarnevеld, dem feinsten Staatsmann seiner Zeit, den trefflichsten Beirath. — Der fortgesetzte Krieg schlug indessen unglücklich für die Generalstaaten aus. Der tüchtige Feldherr Alexander gewann einen Sieg nach dem andern und machte reißende Fortschritte. Doch siehe, da fühlte sich die britische Königin Elisabeth bewogen, den bedrängten Glaubensgenossen auf ihre Bitten Beistand zu leisten. Sie sandte ihnen ein Hilfsheer unter Leicester. Es half ihnen wenig, denn der stolze Engländer konnte sich mit dem „freien Staate" nicht zurechtfinden und kehrte bald nach Hause. Allein diese Einmischung in die Niederländischen Händel brachte einen Krieg Spaniens gegen England zum Ausbruch, welcher, da er Philipps volle Kraft in Anspruch nahm, der jungen Republik Luft verschaffte. Wir berichten von diesem hochmerkwürdigen Kriege gleich hier.

Philipp hatte schon vorlängst den kühnen Plan gefaßt, eine große Expedition nach dem von Rom abgefallenen England vorzunehmen, um es zu Gottes Ehre zu erobern und in diesem Hauptketzerlande den wahren Glauben wiederherzustellen, weßhalb ihn auch Papst Sixtus V. im Voraus damit belehnte. Von dort aus wollte er dann um so leichter die abtrünnigen Niederlande wieder unterwerfen. Und dann wollte er über alle Ketzer in der Welt hergehen und sie mit dem Schwerte in die Alleinseligmachende zurücktreiben oder zu Asche verbrennen. Zu der genannten Expedition wurde denn seit Jahren insgeheim auf allen Werften Spaniens gearbeitet. Da sodann die Erzketzerin seinen rebellischen Niederlanden Hilfe gethan, da sie auch eben das Haupt der rechtgläubigen Schottischen Königin (S. 562) hat fallen lassen, jetzt müssen die Arbeiten aufs schleunigste vollendet werden. Elisabeth läßt dagegen ihren besten Seefahrer Drake die spanischen Kolonien und Flotten anfallen. Eine Flotte wird ausgerüstet, wie sie seit der Perser Zeit nie mehr dagewesen.

Ihre Ausrüstung kostete 60 Mill. Thaler (nach jetzigem Geldwerth das Dreißigfache). Sie sammelt sich im Hafen von Lissabon. Es sind 130 große, zum Theil kolossale Kriegsschiffe mit 2630 Kanonen, und eine Menge kleinere Fahrzeuge umkreist sie. In den Schiffen befindet sich alles mögliche Kriegszeug im Ueberfluß, 32,000 Soldaten, zu welchen noch Parma mit seinem Heere stoßen soll, eine Masse von Priestern und Mönchen mit dem Großinquisitor zur Bekehrung der englischen Ketzer. Beim Anblick dieser majestätischen Flotte leuchtet Philipps düsterer Blick, er tauft sie: die Unüberwindliche!

Sie fährt aus dem Tajo, 29. Mai 1588, unter dem Herzog Medina Sidonia

und steuert, eine schwimmende Stadt von befahnten Burgen, nach Albions Gestaden hin. Dort aber hatte man sich mit Aufbietung aller Kräfte gerüstet, um zu Land und Meer tapfern Widerstand zu thun. Freilich, wer mag vor der Unüberwindlichen bestehen? Allein der, vor welchem Berge zerschmelzen wie Wachs, hatte kein Gefallen an ihr. Gleich Anfangs litt sie vom Unwetter noth. Dann schießen die englischen

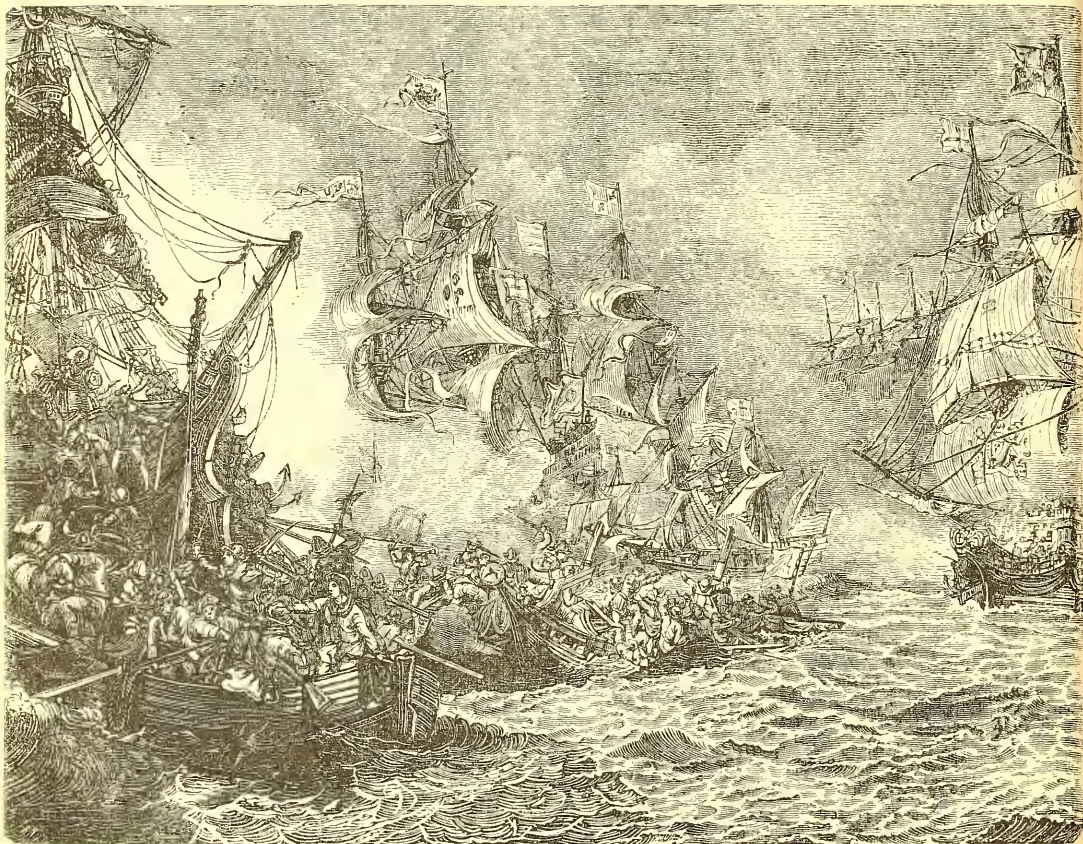


Fig. 168. Die spanische Armada.

Schiffe heran, die kleinen, aber seegewandten, von trefflichen Befehlshabern geleiteten, verwirren und besiegen die schwerfälligen Kolosse in mehreren Gefechten, erbeuten ihrer viele. Und endlich rast ein Orkan vom Himmel, wie selten einer, und ergreift die übrigen und schleudert sie bis nach Norwegen hinauf und an die Felsenufer Schottlands und Irlands, daß die Kolosse wie Nußschalen zerbrechen. Von der ganzen ungeheuren Flotte kehrte nicht die Hälfte mit ihrem gebeugten Führer nach Spanien zurück. Philipp blickt finster, spricht aber gefaßt: „Wider Gott kann ich nicht streiten!"

Es war ein unbeschreiblicher Jubel in England und in den Niederlanden, und in allen protestantischen Ländern sein Wiederhall. Der mächtigste Feind des Evangeliums schien gelähmt, eine neue Flotte, die er in Cadiz bereitete, wurde 1596 von den Engländern versenkt, zugleich die Festung erobert und gesprengt. Die Generalstaaten kämpften mit neuem Muthe gegen die entmuthigten Truppen Alexanders und nahmen ihm eine Stellung nach der andern weg, daß er sich kaum mehr in

den Südprovinzen halten konnte. Bekümmert starb er 1592. Zuletzt übertrug Philipp die Statthalterschaft dem Erzherzog Albrecht, einem Sohn des verewigten Max II., und nicht lange darnach gab er diesem seine Tochter zur Frau und die Niederlande zur Mitgift, 1598. Die Generalstaaten mochten sich aber, da ihnen keine Religionsfreiheit in Aussicht stand, auch diesem Regimente nicht unterwerfen. Und nun, 13. Sept. 1598, starb der finstere König im düstern Rückblick auf sein Regentenleben.

Es war ihm doch hauptsächlich um eigene Erhöhung zu thun gewesen; und siehe, alle seine ehrgeizigen Pläne schlugen fehl. 42 Jahre lang strebte er nach dem Gipfel der Macht und unter ihm ist die spanische Macht verfallen. Er hatte überreiche Einkünfte, vergeudete sie in nutzlosen Kriegen und hinterließ noch eine Schuldenlast von 150 Mill. Dukaten. Ja dieser größte Regent der Erde, dem die Goldgruben Peru's überschwengliche Schätze spendeten, mußte zuletzt durch Geistliche von Haus zu Haus für sich sammeln lassen. Er starb also bettelarm, dazu verachtet und verabscheut im In- und Auslande und an einer fürchterlichen Krankheit. 50 Tage lang lag er in Qual, litt aber geduldig und sagte, daß ihm all dies nicht so wehe thue als die Schmerzen über seine Sünden.

Es folgte ihm sein Sohn Philipp III. auf dem Throne, an Gesinnung vielleicht besser, aber blöden Geistes. (Den älteren Sohn Don Carlos hatte der Vater wegen jugendlicher Ausschweifungen 1568 einsperren lassen und auch auf dem Sterbebette nie besucht.) Albrechts Regiment in den südlichen Niederlanden dauerte fort und ebenso der Krieg mit den nördlichen. Derselbe wurde mit wechselndem Glücke, doch immer schleppender geführt. Zuletzt ermüdeten beide Theile und endlich ward nach 40jährigem Kampfe, am 9. April 1609, ein Waffenstillstand auf 12 Jahre geschlossen, den Frankreich und England verbürgten. Also hatte die Republik vorläufig Ruhe.

Bemerken wir noch, wie sie zur vollen Unabhängigkeit gelangte. Gerade als der Waffenstillstand auslief, 1621, starb Philipp III. samt dem Erzherzog Albrecht. Da letzterer keine Nachkommenschaft hinterließ, so nahm der neue König Philipp IV. die Niederlande an seine Krone zurück, und da er auch die abgefallenen Provinzen wieder mit ihr vereinigen wollte, so erneuerte sich der Krieg und währte noch weitere 26 Jahre. Zu Land erlangte keine Partei entschiedenen Vortheil; zur See aber erfochten die Holländer viel schöne Siege, erbeuteten sogar einmal die aus Amerika kommende spanische Gold- und Silberflotte im Werth von 11½ Mill. Gulden. Zuletzt überzeugten sich die Spanier, daß sie über die Republik nicht mehr Herr werden könnten, und schloßen denn, 30. Jan. 1648, einen Frieden, in welchem sie dieselbe als freien Staat anerkannten. Seit 1639 hatten sich die Generalstaaten Hochmogende genannt, und sie waren eine wahrhaft hohe Macht geworden.

Völlige Freiheit für das Evangelium war errungen; doch gewahren wir auch hier eine Hemmung der Reformation. Denn die südlichen Provinzen blieben unter Spanien und in ihnen wurde der evangelische Glaube, der doch reichlich gesproßt hatte, gänzlich ausgereutet. Auch im Zeitlichen sanken die südlichen Staaten unter der dummdespotischen spanischen Regierung tief herab, während die nördlichen zum größten Flor gelangten. Diese bauten starke Dämme gegen die Meeresfluten, daß das wohlgeschützte Land fröhlich gebaut werden konnte. Sie betrieben Manufakturen und Fabriken und ihren ausgebreiteten Handel mit regstem Fleiß. Schon während des Krieges fuhren sie nach andern Welttheilen; sie nahmen Java in Besitz, wo sie die Stadt Batavia, die herrlichste Asiens gründeten; sie nahmen dort Ceylon, Malakka, die Molukken und fast alle Portugiesischen (damals Spanischen) Besitzungen weg; sie legten an der Südspitze Afrika's die Kapstadt an, die von hoher Bedeutung wurde 2c. Sie stifteten ihre Ostindische Handelsgesellschaft, durch welche ihr Kaufmannsgeschäft und ihre Macht noch einen größeren Aufschwung erhielt. Im Laufe des 17. Jahrh. wurden die Holländer das erste Handelsvolk, während es mit Spaniens und Portugals Handel samt dem der

Hansestädte auffallend rückwärts gieng. Was aber früher Brügge, dann Antwerpen war, das wurde jetzt das Holländische Amsterdam, das Herz des Europäischen Handels.

In religiöser Hinsicht gab es noch Wirren, obwohl hier zuerst, in Flugschriften 1579, der Gedanke völliger Glaubensduldung, weil die Religion mit der Politik gar nichts zu schaffen habe, sich Bahn brach. Jak. Arminius, Prediger in Amsterdam, verwarf die Calvinische Prädestinationslehre, gieng aber auf der andern Seite so weit, daß er an den Pelagianismus streifte. Gegen seine Lehre erhob sich der streng calvinische Professor Gomarus zu Leyden und vertheidigte den unbedingten Rathschluß Gottes zur Seligkeit und Verdammniß. Es entspann sich ein heftiger Kampf zwischen beiden unter allgemeiner Theilnahme von Theologen und Laien. Ein Religionsgespräch zu Haag, 1611, führte zu keiner Verständigung. Hierauf geboten die Generalstaaten Friede zwischen den Streitern, aber auch strenges Halten am reformirten Lehrbegriff. Arminius' Anhänger, meist reiche Kaufleute, die für Gewissensfreiheit einstanden, gaben sich nicht zufrieden, sondern reichten gegen den Beschluß der Stände eine Remonstration (Gegenerklärung) ein, davon sie Remonstranten genannt wurden. Der große Staatsmann Oldenbarneveld und der berühmte Gelehrte Hugo Grotius, der erasmisch dachte, schlossen sich ihnen an, und nun spielte auch die Politik in den Streit herein. Barneveld war als Haupt der strengen Republikaner oder Provincialparticularisten in Opposition gegen den Statthalter Moriz getreten, welcher als Soldat den Einheitsdrang vertrat. Er stellte sich eifervoll an die Spitze der Gomaristen oder Contraremonstranten, die im niedern Volk und in der Geistlichkeit den meisten Anhang fanden. Auf seinen Betrieb versammelte sich 1618 eine große Synode zu Dortrecht, an der auch viele auswärtige reformirte Theologen theilnahmen. Sie verwarf die Lehre der Arminianer und excommunicirte dieselben als Feinde der Kirche. Hierauf setzte Moriz ein außerordentliches Gericht ein, welches den 72jährigen Barneveld für schuldig erklärte, die Religion gestört zu haben, sofern er darauf beharrte, jeder Provinz stehe das Recht zu, die religiösen Angelegenheiten ihres Gebiets nach Gutdünken zu regeln. Er wurde Mai 1619 enthauptet, sein Genosse Grotius auf Lebenslang ins Gefängniß gelegt. Letztern befreite jedoch seine Frau, die ihn in einer Kiste, als wären's Bücher, aus dem Gefängniß tragen ließ. Der Arminianismus wurde in den Generalstaaten unterdrückt, bis Moriz starb, 1625.

§ 5. Frankreichs Religionskriege. Heinrich IV.

Nach Frankreich war die Reformation zuerst von Deutschland hinübergekommen, und es hatte Luthers Lehre namentlich im Süden des Landes, wo auch noch Waldensersamen vorhanden, empfänglichen Boden gefunden. Noch viel mehr aber, in allen Gegenden des weiten Reiches, breitete sich der Calvinismus aus. Die Protestanten erhielten von Tours her 1553 den Spottnamen Hugenotten, „Nachtgespenster" (weil sie sich am Hugothore scheu zur Nachtzeit versammelten). Gleich nach seinem Entstehen wurde auch hier der Protestantismus verfolgt, unter Franz I. (S. 498). Ein reichbegabter aber leichtfertiger Fürst, der es außerhalb Frankreichs mit den Protestanten, ja mit den Türken hielt, um der Macht des Habsburgischen Hauses entgegenzuwirken, innerhalb seines Reiches die Ketzer bitter und grausam bekämpfte. Er ließ gegen sie einen Vertilgungskrieg führen, sie zu Hunderten niedermetzeln und verbrennen, und erlustigte sich mit seinen Kindern am Anblick der grauenhaften Martern und Hinrichtungen.

Nach ihm († 1547) saß sein Sohn Heinrich II. auf dem Throne bis 1559. Ein schwacher, von seiner 48jährigen Geliebten Diana, wie von einer alten Zauberin, geleiteter Fürst. Er heiratete die erst 14 Jahre alte Katharina von Medici, welche zu Frankreichs Unstern reifte. Gegen die Protestanten verhielt er sich ähnlich wie sein Vater: in Deutschland unterstützte er sie gegen Habsburg, verband sich mit Moriz von Sachsen wider Karl V., bei welcher Gelegenheit er die Lothringischen Bisthümer (S. 517) einsteckte, im eignen Land verfuhr er mit ihnen noch härter als sein Vater. Ihm eroberte 1558 der tapfere Herzog Franz von Guise

die Seestadt Calais zurück, den letzten Ort, den die Engländer noch besaßen (S. 449). Heinrich II. starb an einer Wunde von einem Lanzensplitter, der ihm bei einem Turnier in's Auge fuhr.

Ihm folgte sein 16jähriger Sohn Franz II., der Maria Stuart, die spätere unglückliche Königin von Schottland (S. 558) ehelichte. Nun wurde die chambre ardente (Feuerkammer) eingerichtet, ein besonderer Gerichtshof, welcher sich mit Aufsuchung der vom katholischen Glauben Abgewichenen beschäftigen mußte und seinen Namen daher hatte, daß er gewöhnlich auf Feuertod erkannte. Eine Verbrennung von Ketzern folgte der andern, und der Pöbel wurde ganz versessen auf solche „prachtvolle Schauspiele.“ Man verschönerte und verlängerte sie auch, indem man die Verurtheilten an Gerüsten mit Ketten über's Feuer herabließ und sie von unten auf briet! Trotz der grausamen Hinwürgung der Hugenotten mehrten sich diese doch erstaunlich. Besonders auch unterm Adel, ja selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft gewann das Evangelium Freunde. Ihr erinnert euch, daß seit 987 das Haus Capet in Frankreich herrschte (S. 331); eine Linie desselben hieß Valois und diese führte seit 1328 das Scepter; eine andere war Bourbon. Das Haupt der Bourbonen nun, Anton, Fürst von Bearn und Titularkönig von Navarra (einem kleinen Reiche nördlich von den Pyrenäen) neigte sich wenigstens zum Evangelio; seine Gemahlin, die ausgezeichnete Johanna d'Albret, bekannte sich auf's entschiedenste zu demselben und ebenso sein jüngerer Bruder, der Prinz Ludwig von Condé. Zu den erbittertsten Feinden des Protestantismus gehörte dagegen die Mutter des Königs, die fein wollüstige und schlau berechnende Katharina von Medici, und dann das herzogliche Geschlecht der Guisen (ein in Frankreich eingebürgerter Nebenzweig des Hauses Lothringen), das gegenwärtig das Ruder des Staats in Händen hatte.

Diese Guisen veranlaßten eine neue gräuliche Verfolgung der Hugenotten, indem sie den knabenhaften König zum Erlaß eines Ediktes vermochten, welches alle religiösen Versammlungen der Ketzer und jegliche Aeußerung des Ketzerglaubens bei Todesstrafe verbot. Alsobald wurden alle Gefängnisse voll und es erfolgte eine Masse von Hinrichtungen. Darüber geht ein Sturm durch die so zahlreich gewordenen Protestanten Frankreichs hin. Furchtbar erregt, wollen sie sich nun für die Freiheit ihres Glaubens zu Schutz und Trutz vereinigen, sie schließen sich von nah und fern zusammen und ernennen den Prinzen Condé zu ihrem Führer. Dieser dachte zunächst nur darauf, sich der Person des Königs zu bemächtigen, um ihn der unberechtigten Herrschaft der Guisen zu entziehen, und so von ihm günstigere Bestimmungen für die Protestanten zu erlangen. Allein sein Anschlag wurde vereitelt, nicht lange darauf er selbst durch Hinterlist der Guisen gefangen, schon sollte er sterben, als plötzlich der König erkrankte und, 17 Jahre alt, verschied.

Demselben folgte sein zehnjähriger Bruder Karl IX. (1560—74). Für den Unmündigen überkam die Mutter Katharina das Regiment, nach welchem sie längst begierig getrachtet; aus eifersüchtigem Verdruß auf die mächtigen Guisen zog sie vorerst gelindere Saiten gegen die Hugenotten auf und gab auch den Condé frei. Als bei einer Versammlung der Reichsstände, 1560, die Mehrheit aussprach, es sollte den Hugenotten Gewissensfreiheit gewährt und in jeder Stadt eine Kirche eingeräumt werden, versuchte man es mit einem Religionsgespräch in Poissy, konnte sich aber nicht vereinigen. Doch erschien darauf ein königliches Dekret 1562, nach welchem die Protestanten alle Kirchen in den Städten zu räumen hatten; auf dem Lande aber durften sie ihren Gottesdienst halten, mußten nur die der katholischen Kirche entzogenen Güter (Kirchen, Pfarren) herausgeben. Das paßte aber den Guisen nicht, so brachten sie den ersten einer Reihe von Religionskriegen zum Ausbruch, welche fast 40 Jahre lang das schöne Frankreich zum Schauplatz jammervollen Greuels und Elends machten.

Vor dem Städtchen Vassy hielten 1200 unbewaffnete Protestanten, 1. März 1562, Gottesdienst in einer Scheune, als Franz von Guise (Fig. 169) mit bewaffnetem Gefolge heranritt. Letzterer störte muthwillig den Gottesdienst, ja hieb unter lautem Gebrüll ein, bis 260 Protestanten in ihrem Blute lagen. Dieses Blutbad von Vassy, baten die Protestanten, sollte die Regierung bestrafen; sie that nichts, vielmehr zog Guise triumphirend in Paris ein und bemächtigte sich des Königs. Da empörte sich das Herz Condé's und hinblickend auf die große Zahl seiner Glaubensgenossen im Lande (denn trotz aller Bedrückungen und Schlächtereien war nun fast ein Drittel der Bevölkerung protestantisch) beschloß er ihnen Duldung zu erkämpfen. Dazu gewann er den berühmten Admiral Coligny, einen überaus kriegstüchtigen, dabei fest protestantischen und sehr edeln Mann. Anfangs zwar widerstrebte derselbe, denn er wollte das Schwert nicht gegen seine Obrigkeit kehren; aber Katharina selbst bat Condé um ihre und des Königs Befreiung, auch schien hugenottischen Juristen und Theologen eine solche Schilderhebung für die heilige Sache erlaubt. Auf Condé's Ruf trat ein zahlreicher Adel und das Volk vieler Städte unter die Waffen und es versammelte sich ein großes Hugenottenheer. Die Gegenpartei rüstete sich auch mit Macht und so brach denn, 1562, ein harter Krieg aus, in welchem die Protestanten anfangs siegten, später jedoch in Nachtheil geriethen. Als aber der grausame Franz von Guise bei der Belagerung von Orleans durch einen protestantischen Edelmann hinterrücks erschossen ward, bewirkte bei Katharinen die Freude, dieses Nebenbuhlers los zu sein, daß sie mit den Hugenotten den Frieden von Amboise schloß, 1563, welcher ihnen eine beschränkte Religionsfreiheit gewährte.



Fig. 169. Franz von Guise.

Dieser Friede aber war von kurzer Dauer. Wiewohl Karl IX. 1564 großjährig erklärt wurde, leitete ihn doch seine Mutter beständig fort; und ihr tiefer Grimm gegen die Ketzer konnte nicht lange im Herzen verschlossen bleiben. Dazu hetzten die Jesuiten unaufhörlich an ihr, und einmal kam sie auch mit dem großen Ketzerfeinde Alva zusammen, der sie noch besonders ermahnte, die Häupter der Hugenotten durch Meuchelmord an einem Tage wegzuräumen. Der Nuntius klagte 1565 dem Papst, halb Frankreich sei hugenottisch. Da nun die Hugenotten von fanatischen Katholiken überall angegriffen wurden und bei Gelegenheit sich zur Gegenwehr setzten, so brach 1567 der zweite Religionskrieg und nach abermaligem Frieden, als ein königlicher Erlaß alle den Protestanten gemachten Vergünstigungen aufhob, 1569 ein dritter los.

Während dieser Religionskriege fielen von beiden Seiten ungemeine Greuel und Grausamkeiten vor, doch die meisten und schauerlichsten von Seiten der Katholiken. Die Hugenotten verwüsteten Kirchen und Klöster, verstümmelten die Heiligenbilder, brandschatzten den reichen Klerus, mißhandelten Priester und Mönche und tödteten ihrer viele. Die Katholiken hieben ganze Besatzungen nieder, die sich ergeben hatten, schändeten Weiber und Mädchen, zerhackten Kinder oder begruben sie lebendig, quälten Greise langsam zu Tode, schlitzten Schwangern den Leib auf und warfen die Frucht den Hunden vor; die Ketzer wurden von ihnen geblendet, lebendig geschunden, an den Füßen aufgehängt, an Pferdschweifen geschleift, in Kalköfen geworfen rc.

Der dritte Krieg fiel zunächst für die Protestanten sehr unglücklich aus. Sie wurden hart geschlagen und verloren ihren trefflichen Führer Condé, welcher gefangen und von einem katholischen Offizier meuchlings erschossen ward. Allein seine Stelle wurde ersetzt, die Königin Johanna d'Albret führte selbst ihren zwar noch sehr jungen, aber hoffnungsvollen Sohn Heinrich von Navarra begeistert herbei, daß er hinfort an der Spitze der Protestanten kämpfe. Und ihm zur Seite stellt sich der Sohn des Gemordeten, Prinz Heinrich von Condé, auch ein wackerer junger Recke. Und noch lebte und wirkte der bewährte, rastlos thätige Coligny, welchen die Hofpartei am meisten fürchtete, also daß ihn der König



Fig. 170. Coligny und seine Brüder. (Nach einem alten Kupferstich.)
Odet v. Coligny, Cardinal. Gaspard, Graf v. Coligny, Admiral. Franz v. Coligny, General.

ächten und auf seinen Kopf einen Preis von 50,000 Goldgulden setzen mußte. Vornehmlich durch Coligny belebt, erhoben sich allerwärts wieder hugenottische Streiter und schon zieht ein mächtiges Heer derselben gegen das königliche heran; da sieht sich der Hof von Furcht und noch andrem bewogen, abermals einen

Frieden mit den Hugenotten, zu S. Germain en Laye 1570, und unter so günstigen Bedingungen für sie zu schließen, daß ihnen nicht nur überall außerhalb Paris freie Religionsübung gestattet wird, sondern auch vier Sicherheitsplätze, la Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, eingeräumt werden.

Die Königsmutter trug es aber im Grund des Herzens, den Protestantismus auszurotten; doch da sie sah, daß sich ihr Vorhaben durch offenen Kampf nicht ausführen ließ, versuchte sie es mit List. Der Hof näherte sich auf einmal den Hugenotten, sowie den mit ihnen sympathisirenden Fürsten des Auslands. Katharina stiftete eine Vermählung ihres Sohnes Karls IX. mit der Tochter des protestantenfreundlichen Max II. Sie verkehrte mit den Hugenottenhäuptern ganz leutselig. Dem jungen König von Navarra verlobte sie ihre eigene Tochter Margareta, auf daß eine recht enge Verbindung der bisher zwieträchtigen Parteien geschlungen werde. Selbst der gefürchtete Coligny, dessen Bild bereits am Galgen hieng, wurde wieder an den Hof gerufen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. „Nun hab' ich Euch", sprach der König 1571 bei seiner Begrüßung. „Jetzt lassen wir Euch nicht mehr los! das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Er war kindlich-zärtlich gegen ihn und nannte ihn seinen „Vater". Noch war er vielleicht nicht ganz in den Plan seiner Mutter eingeweiht. Coligny schien nun die Geschicke Frankreichs zu leiten; er sollte im Bunde mit England die Niederländer gegen Spanien unterstützen.



Fig. 171. Katharina von Medicis.

Zur Hochzeit Navarra's, welche 17. Aug. 1572 gefeiert ward, zogen, wie vorauszusehen, protestantische Adelige und Angesehene von allen Seiten nach Paris. Aber noch vorher starb plötzlich seine Mutter (an Gift?); und mitten unter den Festlichkeiten traf Katharina mit ihren Vertrauten Anstalt zur Vernichtung der verhaßten Partei. Wohl schöpften einzelne Protestanten Verdacht und entfernten sich aus der Hauptstadt, nachdem sie auch den Coligny vergebens zur Flucht ermahnt hatten. Dieser glaubte nicht an Verrath, eine solche Größe der Falschheit konnte sein redliches Gemüth nicht fassen. Wohl wurde er aus seiner Sicherheit aufgerüttelt; während er, 22. Aug., von einer Audienz zurückkehrend eine Bittschrift las, fiel ein Schuß und zwei Kugeln verwundeten ihn an der rechten Hand und am linken Arm. Als aber sogleich der König selbst bei ihm erschien, sich über die Frevelthat entrüstet aussprach und strenge Untersuchung verhieß, da schwanden nochmals alle Besorgnisse des Admirals. — Am andern Morgen versammelte Katharina den König und ihre Vertrauten zu einem Rathe. Hier theilte sie ihrem Sohne die „große Verschwörung" der Protestanten mit, die Coligny leite, und forderte dessen Tod. Karl that, als glaubte er die teuflische Lüge, und erklärte fluchend, dann sollen auch mit dem Admiral alle Hugenotten sterben, damit ihm keiner nachher Vorwürfe machen könne. Das Unglaubliche ward beschlossen, die

Rollen wurden ausgetheilt; reitende Boten brachten an alle Statthalter den Befehl, die Hugenotten in einer benannten Zeit zu ermorden. Man bestimmte die Bartholomäusnacht, Sonntag 24. Aug., zur Ausführung. Der junge Herzog Heinrich von Guise und der Marschall von Tavannes leiteten dieselbe.

Die katholischen Bürger wurden unterrichtet und die Hauptleute der Bürgerwehr befehligt, sich mit dieser in der Nacht vor dem Rathhause einzufinden, um auf ein Glockenzeichen vom Louvre (dem Residenzschloß) zum Angriff gegen die Protestanten zu schreiten; zugleich sollten beim Glockenschlag Lichter in die Fenster der Häuser gestellt und die Straßen mit Ketten gesperrt werden; alle Katholiken sollten zur Erkennung ein weißes Tuch um den Arm tragen. Bei diesen Vorkehrungen waltete bewundernswürdige Verschwiegenheit, daß kein Protestant etwas Bestimmtes erfuhr.

Der König erwartete mit Herzklopfen die Stunde. Selbst seine Mutter, die alte Teufelin, wurde unruhig. Als nun um Mitternacht die Glocke des Louvre tönte, erzitterten Beide. Sogleich aber stürzen die Herzoge von Guise und von Angouleme mit 300 Geharnischten auf Coligny's Haus zu; er sollte das erste Opfer sein.

Das Haus wird umzingelt, erbrochen, die Wache innen überwältigt. Man stürmt in das Schlafzimmer des kranken Greises hinauf. Dieser, vom Lärm erweckt, war aufgestanden, hatte sich an die Wand gelehnt und betete. Ein junger Böhme, Janowicz, brüllte ihn an: „Bist du der Admiral?" Coligny: „Ich bin es! Junger Mensch, du solltest Achtung vor meinem grauen Haupte haben! doch kannst du mein Leben nur wenig verkürzen." Jener stößt ihm sogleich den Degen durch den Leib, zerfleischt ihm auch noch Gesicht und Brust und ruft dann zum Fenster hinab: „Es ist geschehen!" Guise unten will sich vom Tode des Verhaßten überzeugen, so wirft man den Leichnam zum Fenster hinunter. Angouleme wischt ihm das Blut aus dem Gesicht; man erkennt ihn und geht befriedigt weg. Der Pöbel schleift den Leichnam fort und hängt ihn an einem Bein am Galgen auf. (Den Kopf sandte die Königsmutter einbalsamirt an die päpstliche Heiligkeit, die ihn mit besonderem Wohlgefallen empfieng. Coligny's Tochter aber heiratete Wilhelm von Oranien und wurde durch ihre Enkelin Stammmutter des preußischen Könighauses.) Zugleich mit der Sturmglocke hatte der allgemeine Angriff auf die Hugenotten begonnen. Die im Louvre beherbergten Edelleute wurden in den Hof gerufen und abgeschlachtet. Die Mordscharen drangen in alle Häuser, wo Protestanten sich befanden; diese fahren aus dem Schlafe auf, an die Fenster, vor die Thüren und werden erwürgt. Andern gelingt es, auf die Straße zu entrinnen; aber allenthalben vertreten ihnen Männer mit weißen Binden den Weg, auch die Sperrung der Straßen hindert an der Flucht, sie werden erwürgt. Nicht Weib noch Kind wird geschont; Knaben übten ihre Hand am Mord von Säuglingen. „Die Barmherzigkeit gegen Ketzer galt selbst für Ketzerei." Der Marschall Tavannes stürmte mit bluttriefendem Schwert durch die Straßen und schrie: „Laßt zur Ader! es ist im August so heilsam als im Mai!" Der König wurde von fieberischer Mordlust ergriffen, schrie vom Louvre herab: Tödtet! tödtet! und soll selbst mit der Jagdflinte auf Flüchtlinge geschossen haben. Umsonst warf sich ihm seine fromme Gemahlin zu Füßen, er spottete der „deutschen Göttin." Während des Angstgeschreis der Ueberfallenen aber wurden in den Kirchen Lobgesänge zur Ehre Gottes und der heil. Jungfrau gesungen.

Es war eine gräßliche Nacht, in der man das Gejauchze der Geister des Abgrunds vernehmlich hören konnte. Der Tag bricht an über den unaussprechlichen Greueln. Straßen und Häuser kleben von Blut. Drei Tage währte das Morden fort; die Versteckteften wurden hervorgezogen. Als es nichts mehr zu morden gab, ließ man seine Wuth vollends an den Leichnamen der Unglücklichen aus, wobei selbst Hofdamen Schandthaten begiengen, die wir nicht nachzuerzählen vermögen. Auch gut papistische Kaufleute und Räthe wurden in der Eile umgebracht und ausgeraubt. Das war die Bartholomäusnacht, auch Bluthochzeit genannt, als Nachhochzeit Navarra's drei Tage lang gefeiert. — Zugleich floß auch in den Provinzen das Blut der Hugenotten stromweise. Im Ganzen wurden über 70,000 geschlachtet. Dem Heinrich von Navarra und Prinzen Condé drohte der König mit Hinrichtung, wenn sie nicht

zur katholischen Kirche zurückkehren würden, und die jungen Männer giengen wieder in die Messe.



Fig. 172. Scenen aus der Pariser Bluthochzeit. Nach einem zeitgenössischen Stiche.

Die grause Nachricht durchdrang schnell ganz Europa. Engländer und Deutsche äußerten laut ihren Abschen. Der gute Kaiser Max schrieb: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollt ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieß gewiß

nimmermehr gethan hätte.“ Philipp II. aber frohlockte, und Gregor XIII. hielt ein Dankfest zur Verherrlichung dieses glänzenden Sieges der Kirche. Ihm war dieß Gemetzel „angenehmer als 50 Siege von Lepanto“ (S. 525).

Uebrigens hatte man die Absicht der Austilgung des Protestantismus in Frankreich lange nicht erreicht. Die meisten der Hugenotten außerhalb Paris entkamen; sie retteten sich durch die Flucht in's Ausland, andre bargen sich hinter den Mauern von La Rochelle, Montauban ꝛc. oder in unzugänglichen Gebirgen. Bald gesammelt, warfen sie sich in den vierten Religionskrieg, 1573, in welchem sich besonders die heldenmüthige Vertheidigung von la Rochelle, das sie hungernd gegen 9 Hauptstürme hielten, auszeichnete. Schon 1574 starb Karl IX., 24 Jahre alt. Er hatte seit der Bartholomäusnacht die fürchterlichsten Gewissensqualen. Die Bilder der Ermordeten, ihr Seufzen und Heulen verfolgten ihn Tag und Nacht. Er magerte ab zu einem Schemen; bleich, gekrümmt, zitternd suchte er Trost bei seiner reformirten Amme. Zuletzt drang aus Mund, Nase und allen Poren Blut hervor, in dessen Anblick er starb!

Ihm folgte sein Bruder Heinrich III. (1574—89), der Liebling seiner erbärmlichen Mutter. Der war kurz zuvor von den Polen zu ihrem Könige erwählt worden (S. 553); sobald er aber Karls Tod erfuhr, floh er bei Nacht und Nebel, um Frankreichs reizenderen Thron zu besteigen. Das war ein ausbündig liederlicher, unnatürliche Wollüste treibender Fürst, der doch sich den bigottesten Bußübungen unterzog und den fünften Krieg gegen die Ketzer begann. Nun trat Heinrich von Navarra, beschämt über seine frühere Schwachheit, und berathen von dem trefflichen Mornay, zur reformirten Kirche zurück; ebenso der junge Condé, sein Vetter; und sie verstärkten, da auch der Königsbruder Alençon und pfälzische Hilfstruppen beitraten, die Macht der Hugenotten so, daß dem König bangte. Da bewilligte er ihnen den Frieden von Chastenay, 1576, der ihnen Religionsfreiheit allenthalben außer Paris und acht Sicherheitsplätze gewährte.

Darüber entbrannte jedoch die streng katholische Partei in Wuth, und unter Leitung Herzogs Heinrich von Guise knüpfte sie „die heilige Ligue“ (Bund), welche nun auf eigne Hand Truppen stellte und Krieg mit den Ketzern führte. Der König spielte dabei eine miserable Rolle. Bald trat er auf die Seite der Liguisten, um als guter Katholik zu erscheinen, bald versöhnte er sich mit den Hugenotten, um nöthigenfalls an ihnen einen Rückhalt gegen die Macht der Guisen zu haben, die er mit eifersüchtiger Angst betrachtete. Einmal sandte er auch seinen Bruder gegen die Spanier, da derselbe denn Graf von Flandern und Herzog von Brabant wurde, wegen seiner Tyrannei aber 1583 vertrieben ward und vor Gram starb. Nun schauen die Augen der entschiedenen Katholiken auf Guise; er wäre, meinen sie, ein würdiger Beherrscher Frankreichs, um so würdiger, da er sein Geschlecht von Karl dem Großen ableitete. Denn da der kinderlose König keinen Erben mehr aus dem Hause Valois hat und den Uebergang der Krone an die Linie Bourbon nicht beanstandet, droht hohe Gefahr, diese Krone in Zukunft auf ketzerischem Haupte zu erblicken. So aus Haß und Furcht entspinnt sich denn der Plan, den König in ein Kloster zu stecken, dafür aber den Guise und mit ihm wieder das Karolingergeschlecht auf Frankreichs Thron zu setzen. Allein der König erfuhr von diesem spanischen Plane, und wie träg und feig er ist, schlau kann er doch sein. Plötzlich dreht er sich auf's Entschiedenste zu den Liguisten herüber, ruft dann den Guise zu einer Berathung in den Palast von Blois und läßt ihn niederstoßen. Guise starb 1588 an der Stelle, wo er mit Katharina im Rathe gesessen und für die Bluthochzeit gestimmt hatte; Tags darauf fiel auch sein Bruder, der Kardinal.

Katharina wußte von der ganzen Sache nichts. Sie lag damals krank, doch gieng's besser mit ihr. Als aber der König an ihr Bett trat und ihr vergnügt das Geschehene erzählte, da wurde sie von Stund an kränker und starb. Die nieder-

geschlagenen Liguisten erhoben sich mit gedoppelter Wuth. Eine furchtbare Bewegung gieng durch die ganze katholische Bevölkerung hin. Paris brach in offenen Aufstand los und baute Barricaden. Die Sorbonne (Professoren der Theologie) entband das Volk vom Gehorsam gegen den König. Des Ermordeten Bruder Mayenne wurde zum Regenten des Reichs ernannt und von Philipp II. anerkannt.

Der König war schon geflohen. Was soll er thun? Um sich aufrecht zu erhalten, ist er genöthigt, sich mit dem Hugenottenhaupte Heinrich von Navarra zu verbinden. Die Vereinigung beider macht sie aber stark. Sie ziehen mit einem großen Heere vor Paris und belagern es. Mayenne jedoch vertheidigt es auf's standhafteste. Die Priester entflammen das Volk zur muthigsten Wehr und Fanatiker verheißen dem des Himmels Lohn, „welcher die Erde von dem Könige als dem größten Lasterknechte befreien würde." Da schleicht sich der Dominikaner Clement in's Lager hinaus und thut dem Könige, wie er dem Guise hat thun lassen, stößt ihn meuchlerisch nieder, 1. Aug. 1589.

Clement wird niedergemacht, aber die Liguisten verehren ihn als Heiligen, und Papst Sixtus V. lobt diesen Königsmord als „vergleichbar in heilbringender Kraft der Fleischwerdung und Auferstehung Jesu Christi."

Heinrich IV. (1589—1610.)

Die nächsten Ansprüche auf den erledigten Thron hatte Heinrich von Navarra, der Bearner genannt, und er war noch von dem sterbenden Könige selbst als sein rechtmäßiger Nachfolger bezeichnet worden. Es leisteten ihm auch sogleich Viele den Eid der Treue. Allein ein großer Theil des Heeres, der sich an seinem Protestantismus stieß, gieng sogleich zu den Liguisten über. Da so diese Partei wieder sehr mächtig wurde, kostete es ihn einen schweren Kampf, sein Königsrecht geltend zu machen.

Zunächst mußte er die Belagerung von Paris aufheben und sich nach der Normandie wenden, um im Nothfall nach England zu flüchten, das ihn mit 5000 Truppen unterstützte. Von der liguistischen Uebermacht bei Arques gefaßt, rief er in der Noth einem Prediger zu: den Psalm angestimmt! und unter dem Gesang des 68. Psalms warf er den Feind. — 1590 kam es bei Ivry zu einer Hauptschlacht. Er war froh, daß sich's entscheiden sollte. Nachdem er seine Anstalten auf's beste getroffen, warf er sich vor dem Heere auf seine Kniee nieder und betete um Sieg; doch „solle Gott ihm statt des Sieges den Tod geben, wenn er vorherwisse, daß er Frankreich schlecht regieren würde." Die Soldaten weinten und riefen begeistert: Es lebe Heinrich IV! Hierauf redete er noch feurige Worte zu ihnen, die also schloßen: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so sehet noch auf meinen weißen Federbusch, ihr werdet ihn immer vorne finden!" Heinrichs Helmbusch wogte voran und die Seinen arbeiteten ihm nach und erlangten einen herrlichen Sieg. An diesem hatte nächst Heinrichs Leitung auch sein eigener Degen rühmlichen Antheil, denn der war nach der Schlacht voll Scharten. Aber denen, welche die Fliehenden verfolgten, rief er nach: „Schonet der Franzosen!" Die Gefangenen behandelte er äußerst gelind. Seinen Leuten dankte er auf's schönste.

Am Ziel aber ist er noch nicht. In Paris steht der Thron. Er belagerte die Hauptstadt wiederholt; sie ergibt sich nicht. Selbst Priester und Mönche bewaffnen sich und rufen alle Arme, die Waffen führen können, zum Streit gegen ihn auf. Er umschließt die Stadt so enge, daß der Hunger entsetzlich in ihr wüthet, daß sie Brot backen aus gemahlenen Menschenknochen 2c.; binnen drei Monaten verhungern 12,000 Menschen; umsonst, sie ergibt sich nicht. Doch fängt der Mayenne zu unterhandeln an. — Da blickte der pfiffige Bearner darauf hin, daß das arme Frankreich nicht zur Ruhe kommen werde als unter einem katholischen Herrscher, der zugleich den Evangelischen gerecht sei, und dachte, ich will den Glauben wechseln, um Frankreich Friede zu schaffen. Ein Kebsweib bearbeitete den leichtsinnigen Mann. Auch viele Hugenotten fürchteten gänzliche Vernichtung ihrer Kirche, wenn die bisherigen

Zustände fortdauern sollten: denn die Protestanten, vorher ein Drittel der Bevölkerung, waren schon durch Verfolgung, Krieg, Auswanderung und Abfall bis auf ein Zehntel derselben zusammen geschmolzen, während die katholische Kirche sich auch geistig ermannt hatte. Umsonst gewarnt von seinem Mornay, veranstaltete er eine Scheindisputation und schwur Juli 1593 seinen Glauben ab. Nun ergaben sich ihm die Städte und Provinzen nacheinander, 22. März 1594 öffnete ihm auch Paris die Thore und er zog unter dem Jubel der Bewohner in seine Residenz ein, der Mann von schöner Gestalt, mit klaren Augen, Adlernase, frischen rothen Wangen, feingelocktem Haare, und von scharfem, klarem Geist und weitem Herzen, dabei der listigste Fürst der Welt. Selbst die Sorbonne und der Mayenne huldigten ihm.

Der neue König zeichnete sich durch Wohlthun und Verzeihen aus. Ehemaligen Todfeinden machte er freundliche Besuche. Da man ihn gegen einige der Feindseligsten zur Rache aufreizen wollte, sprach er: „Nein! ich will alles vergessen, und da mir Gott vergibt, ob ich es gleich nicht verdiene, will ich auch meinen Unterthanen verzeihen.“ Er verband sich fast jedermann durch seine Leutseligkeit. Dagegen lohnte er keinem seiner alten Freunde, und die Summen, welche ihm die Reformirten (auch aus Deutschland und der Schweiz) vorgeschossen hatten, zahlte er nie zurück. Fanatiker blieben freilich doch. Ein gewisser Chastel machte einen Mordversuch auf ihn, verwundete ihn jedoch nur leicht. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß ihn die Jesuiten dazu angestiftet hatten, die deßhalb von den Parlamenten aus Frankreich verbannt wurden. (Sie kehrten aber wieder.)

Er war wohl nun selbst Katholik und ertrug den Zwang der Kirchengebräuche mit aller Ausdauer, allein er sorgte auch für die Religionsfreiheit der Reformirten. Am 30. April 1598 erließ er das berühmte Edict von Nantes, durch welches sie im Ganzen gleiche Rechte mit den Katholiken erhielten; „sie sollten überall freien Gottesdienst haben, wo sie ihn bisher schon übten, ihre Sicherheitsplätze behalten, in bürgerlicher Beziehung aber nicht gegen die Katholiken zurückstehen.“ Insonderheit war noch eingeschärft, daß beide Theile friedlich nebeneinander leben und sich gegenseitig aller Kränkungen enthalten sollten. So war denn die langjährige Noth der Protestanten Frankreichs geendigt; so nämlich, daß, während sie mit Freudenthränen ihren Helfer lobten, der hohe Adel rasch seinem Beispiele folgte und die Bekehrung der Starrköpfe durch allerhand milde Mittel zu einer feinen Kunst ausgebildet wurde. — Da nun auch zu Vervins, Mai 1598, Friede mit Spanien geschlossen wurde, kehrten schöne Tage der Ruhe und Eintracht, des Wohlstandes und des Glückes für Frankreich ein. Heinrich regierte mit größter Sorgfalt; er hatte allerdings viel zu bessern. Am schlechtesten sah es in den Finanzen aus; sie waren durch das verschwenderische Leben der vorigen Herrscher jämmerlich zerrüttet. Heinrich berief seinen alten Freund und Waffengenossen, den Protestanten Sully zum Finanzminister, einen Mann von ungewöhnlicher Rechtschaffenheit, Klugheit und Festigkeit, durch dessen zweckmäßige Einrichtungen und weise Sparsamkeit, die selbst den König beschränkte, der Staatshaushalt wieder ganz in Ordnung kam. Die Staatsschuld wurde abbezahlt und bald noch etwas jährlich zurückgelegt.

Heinrich förderte die Wohlfahrt seines Volkes nach Vermögen, doch in ziemlich selbstherrischer Weise, indem er seit 1597 keine Generalstände mehr berief. Statt des spanischen begründete er das französische Uebergewicht in Europa. Er erließ den Bedrängten rückständige Steuern, unterstützte die fleißigen Gewerbtreibenden, eröffnete dem Handel Verkehrswege und schickte die Soldaten heim, das verödete Land wieder anzubauen. Er wollte es dahin bringen, „daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe.“ Unter seinen Unterthanen bewegte er sich wie der Vater unter seinen Kindern, scherzte auch mit ihnen. Als er einst ermüdet in eine Stadt einzog, stand der Bürgermeister unterm Thor, um eine Standrede an ihn zu halten. Derselbe begann: „Allerdurchlauchtigster, allmächtigster, allergnädigster,“ da unterbrach ihn Heinrich: „Setzt hinzu: allerhungrigster König, und laßt mich hinein!“

Schon wollte er aus Anlaß der Jülich'schen Händel (S. 532) 1610 gegen Spanien und Habsburg losschlagen. Allein ehe er zur Armee abgieng, wurde er

ermordet. Er fuhr zu Sully in einer offenen Kutsche. Sie mußte am Eingang einer Straße halten, die von beladenen Wagen gesperrt war. Während man diese entfernte, stieg ein Mensch auf's hintere Rad der Kutsche und stieß einen Dolch zweimal in das Herz des Königs, welcher sogleich todt zurücksank, 14. Mai 1610. Der Mensch war ein Schullehrer Ravaillac, der aus Eifer für Gott den Ketzerkönig erdolcht haben wollte, und später äußerte, wenn er gewußt hätte, wie lieb das Volk den König gehabt, würde er seine That unterlassen haben. Ravaillac wurde zu Tode gemartert, blieb aber dabei, keine Mitschuldigen zu haben.


Fig. 173. Heinrich IV.

Dieser Königsmord erschütterte Frankreich wie ein Donnerschlag; noch lange sprach das Volk mit Rührung und Dankbarkeit von seinem Henri quatre, „dem Großen und Guten.“ Ein spanischer Cardinal aber rief bei der Nachricht aus: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!

Auf Heinrich IV. folgte Ludwig XIII. (1610—43), sein erst 9jähriger Sohn aus zweiter Ehe mit Maria von Medicis. Sie war eine Verwandte der Katharina, auch nach Herz und Sinn; und sie führte lange die Regierung für ihren Sohn, der übrigens zeitlebens schwach blieb. Da kam nun eine jämmerliche Günstlings- und Jesuitenherrschaft auf. Die Einkünfte des Staates wurden wieder verschleudert, die Sitten von oben her vergiftet und das emporgehobene Frankreich sank in jeder Hinsicht zurück, bis der gewaltige Kardinal Richelieu 1624 die Zügel des Staates ergriff. Wie er die Macht der Großen brach, so waren jetzt auch die Tage des Friedens für die Hugenotten vorüber. Sie wurden auf's neue gedrückt; es entstanden abermals Kriege, die unglücklich für sie verliefen; ein fester Platz nach dem andern wurde ihnen genommen, bis auch 1628 la Rochelle, das Hauptbollwerk ihres Widerstands, fällt. Indessen genossen sie hinsichtlich der Uebung ihres Gottesdienstes unter Ludwig XIII. doch im Ganzen Duldung, die erst dessen Sohn ihnen völlig entzog.

§ 6. Ein kurzer Hinblick auf Polen.

Auch unter dem Slavischen Volke der Polen hatte die Reformation Eingang und, so angestrengt Jesuiten und Könige dagegen arbeiteten, eine ziemliche Verbreitung gefunden. Es war das Lutherische und Calvinische Bekenntniß in's Land gekommen; schon vorher hatten sich auch Böhmische Brüder hineingezogen. Die Streitigkeiten der protestantischen Parteien untereinander konnten dem weitern Wachsthume des Evangeliums nicht zuträglich sein. a. 1570 jedoch schlossen Lutheraner, Reformirte und Böhmische Brüder die Vereinigung von Sendomir: „Jeder Theil sollte ungekränkt von dem andern bei seiner Confession verbleiben; gemeinschaftlich aber wollten sie gegen die Angriffe der Katholischen

stehen.“ Durch diese Vereinigung stark, gelang es ihnen 1573, den Katholiken einen „ewigen Frieden“ und Gleichheit der Rechte abzugewinnen. Seitdem nahmen sie noch erfreulich zu.

Eben, 1572, war mit Sigmund II. der Jagellonische Mannsstamm erloschen. Von da an war Polen ein Wahlreich. Erstlich wurde der französische Prinz Heinrich zum König gewählt, der nach fünf Monaten heimlich auf und davon gieng (S. 549); zum andern ein Großfürst von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der rühmlich regierte; zum Dritten ein schwedischer Prinz, Enkel Gustav Wasa's (S. 509), welcher 1587 als Sigmund III. den Thron bestieg. Dieser Wasa, von den Jesuiten beherrscht, wurde ein grimmiger Feind des Protestantismus. Er hielt sich berufen, im östlichen Europa solch ein Verfechter der katholischen Kirche zu sein, wie Philipp II. im westlichen. Er verfolgte die Protestanten unausgesetzt mit allen Mitteln, während der Adel sich den Jesuiten ergab, so daß jene auf ein kleines Häuflein zusammenschmolzen im traurigen Polenland. Er starb 1632, nachdem ihm von seinem Neffen, Gustav Adolf, sein Reich bedeutend geschmälert war.

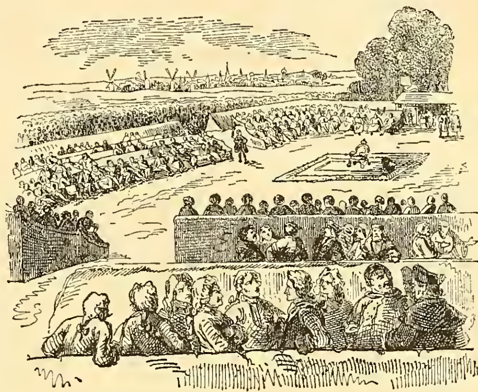


Fig. 174. Polnische Königswahl.

§ 7. Die Reformation in England und Schottland.

Von der Reformation in England haben wir noch gar nicht geredet, einmal weil der allerdings frühzeitige Anfang derselben diesen Namen kaum verdient, und dann um ihren ganzen Verlauf beisammen zu haben.

In England herrschte 1509—47 Heinrich VIII., ein begabter, aber leidenschaftlicher, störriger Fürst, besonders eingebildet auf seine große Gelehrsamkeit. Er war anfangs ein starrer Papist, verfolgte die Lutheraner, die da und dort auftauchten und schon 1526 durch den Märtyrer Tyndal eine Uebersetzung des Neuen Testaments bekamen, ja er schrieb selbst ein Buch gegen Luther, wofür ihm der Papst den Beinamen „Vertheidiger des Glaubens“ spendete. Aber wie hatte der Papst sich an dem Manne verrechnet! Heinrich ward selbst noch ein Reformator, und das gieng also zu. Er entbrannte gegen ein Hoffräulein, Anna Boleyn, in unreiner Lust, und da sie sich ihm nur als Gemahlin ergeben wollte, so beschloß er, sich von seiner Gattin Katharina scheiden zu lassen, um sie ehlichen zu können. Katharina war zuerst seines älteren Bruders Gemahlin gewesen, Papst Julius II. hatte aber die ungesetzliche zweite Ehe gestattet. Als jetzt der Papst, um bei Karl V., dem Neffen Katharina's, nicht anzustoßen, die Scheidung verweigerte, so ergrimmte Heinrich gegen ihn. Sofort ließ er sich ein Universitätsgutachten ausstellen, daß seine Ehe mit Katharina wegen zu naher Verwandtschaft ungiltig sei; daraufhin verstieß er sie und heiratete die Boleyn, 1533. Jetzt drohte der Papst mit dem Bann. Da ward er wüthend und riß sich ohne weiteres samt seinem Königreiche, das darüber dem Interdict verfiel, von Rom los, 1534. Der König erklärte sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche und verfaßte einen eigenen Glauben für seine Unterthanen, der freilich noch gut katholisch war.

Da figurirte noch die Ohrenbeichte, die Messe, der Cölibat ꝛc. Auch die Mönchsgelübde ließ er stehen, wiewohl er die Klöster im Lande nach einander samt so vielen frommen Stiftungen aufhob, um ihr Vermögen einzuziehen. Er raubte zu seinem schwelgerischen Leben Geld von allen Seiten zusammen, begieng die größten Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten und ließ Widersprechende in Scharen hinrichten. Wer das Evangelium bekannte, mußte sterben, ebenso, wer diesen Landespapst nicht anerkannte. Auch die Anna, gegen die er Argwohn der Untreue gefaßt, verlor ihr Haupt, sowie noch eine andere von den sechs Gemahlinnen, die er nach einander hatte. Seine Tyrannei, welche die Engländer wundersam geduldig trugen, wuchs von Jahr zu Jahr, bis er 28. Jan. 1547 starb.

Auf Heinrich folgte Eduard VI., sein erst neunjähriger Sohn von seiner dritten Frau. Unter diesem aber führte nun der Erzbischof Cranmer von Canterbury einen reinern Lehrbegriff, eine wirklich auf Gottes Wort gründende Reformation ein. Es hielt nicht schwer mit der Einführung; noch war Same von Wickliff (S. 434) vorhanden; das Licht von Wittenberg hatte auch nach England hinübergeschienen; noch mehr war der Protestantismus von den Niederlanden und Frankreich aus eingedrungen. Cranmer brachte ein gemäßigt calvinisches Glaubensbekenntniß und das allgemeine Gebetbuch (common prayerbook) zur Annahme, wodurch die neue Lehre und der neue Cultus normirt wurden. Die Reformation machte so große Fortschritte, daß bald halb England ihr beipflichtete. Allein der geistig frühreife Eduard starb schon 1553, erst 15 Jahre alt und jetzt trat eine unheilvolle Veränderung ein.

Heinrich VIII. hatte außer diesem Sohne zwei Töchter hinterlassen, Maria von seiner ersten verstoßenen Gattin und Elisabeth von der Boleyn, und in seinem Testamente verordnet, daß von Eduard, wenn er kinderlos stürbe, auf Erstere der Thron vererben sollte. Allein Maria hatte von ihrer spanischen Mutter den Katholicismus eingesogen, und es stand zu befürchten, daß sie das Evangelium verdrängen werde. Durch Vorhaltung dieser Gefahr hatte der Herzog von Northumberland den hinsiechenden Eduard bewogen, das Testament des Vaters umzustoßen, seine Schwestern von der Thronfolge auszuschließen und die Johanna Gray, Schwesterenkelin Heinrich's VIII., eine eifrige Anhängerin des Evangeliums, zu seiner Nachfolgerin zu bestimmen. Dieselbe war nämlich an einen Sohn Northumberland's verheiratet, und er hätte das Königthum gern bei seinem Hause gesehen. Die 17jährige Johanna war mit aller Anmuth des Leibes und Geistes ausgestattet, aber gar nicht lüstern nach der Krone; und als ihr nun nach Eduard's Verscheiden ihr Schwiegervater die Thronbesteigung ankündigte, sträubte sie sich ängstlich dagegen. Demungeachtet wurde sie von ihm und seinen Freunden als Königin ausgerufen. Allein sogleich trat auch Maria gegen sie auf, berief sich auf ihr natürliches Erbrecht und des Vaters Testament, gewann Unterstützung unter dem Adel und dem Landvolke, überwand die Gegenpartei und zog triumphirend in London ein. Northumberland büßte mit dem Leben; und auch Johanna, das zarte, unschuldige Blut, mußte samt ihrem Gatten auf dem Schaffot endigen!

So war Maria Königin (1553—58). Wohl gab sie bei ihrem Regierungsantritte die beruhigende Versicherung, es sollte niemand von ihr in seiner Religion gestört werden. Aber das war eitel Lüge; sie gieng ohne Zaudern daran, das Reformationswerk im Grunde zu zerstören. Sie entfernte die evangelischen Bischöfe und setzte römische dafür ein. Der ganze römische Cultus wurde wieder hergestellt. In jeder Weise zog sie die Katholiken hervor, während sie die Protestanten verächtlich behandelte. — Damit rief sie im Lande eine große Mißstimmung hervor. Es kam aber noch ärger. Sie verehelichte sich 1554 mit Philipp II., worüber die Engländer in peinlichste Besorgniß geriethen, und nicht ohne Grund; denn wenn die Gatten auch nur wenig beisammen waren, indem Philipp nur zweimal nach England herüberkam, während die Königin nach dem Gesetz gar nicht außer

Landes durfte, so hat er bei der Liebe, die sie für ihn hegte, doch die Protestantenverfolgung eingeleitet. Die Unruhe im Land steigerte sich bis zu einer Empörung, welche leicht unterdrückt ward.

Nun wurde der Papst wegen Englands sträflicher Abtrünnigkeit förmlich um Verzeihung gebeten und für die Folge treuester Gehorsam gelobt; und nach dem Versprechen der Wiederabgabe des Zehntens an den Klerus, der Wiederaufrichtung der eingezogenen Klöster und eifrigster Vertilgung aller Ketzerei war er so gnädig, den auf dem Lande ruhenden päpstlichen Fluch aufzuheben. Zur Erfüllung des Versprechens ergiengen jetzt die härtesten Verfolgungen über die Ketzer. Der Legat selbst, Cardinal Pole, ward von dem furchtbaren Paul IV. der Ketzerei verdächtigt und vorgeladen. Er stellte sich nicht, suchte nun aber durch Ausrottung der Protestanten seine Rechtgläubigkeit zu beweisen. Leute aus allen Ständen, die Vornehmsten, besonders aber Bischöfe und Prediger, wurden ergriffen und erwürgt. Maria ernannte außerordentliche Inquisitoren, welche nach allen Seiten ausgehen und Verdächtige herbeischleppen mußten. Wer nur ein evangelisches Buch besaß und es nicht gleich in's Feuer werfen wollte, sollte hingerichtet werden. Ihre eigene halbevangelische Halbschwester Elisabeth wurde festgenommen und in schwerer Haft gehalten.

Bei den Hinrichtungen gab es herrliche Exempel des Glaubens. Hooper, Bischof von Glocester, hielt dreiviertel Stunden lang die Flamme aus, die vom Winde seitwärts geweht wurde, und predigte den Zuschauern mit begeisterten Lippen Beharrlichkeit im Glauben. Sander von Coventry umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzücken: „Willkommen Kreuz Christi! Willkommen ewiges Leben!" Andere starben Psalmen singend, und dankten Gott, zur Ehre seines heiligen Namens ihr Leben lassen zu können. Endlich, 1556, wurde auch der Erzbischof Cranmer ergriffen, vor dem man sich wegen des Ansehens das er nicht nur als Primas des Reichs, sondern noch mehr wegen seiner Gelehrsamkeit,

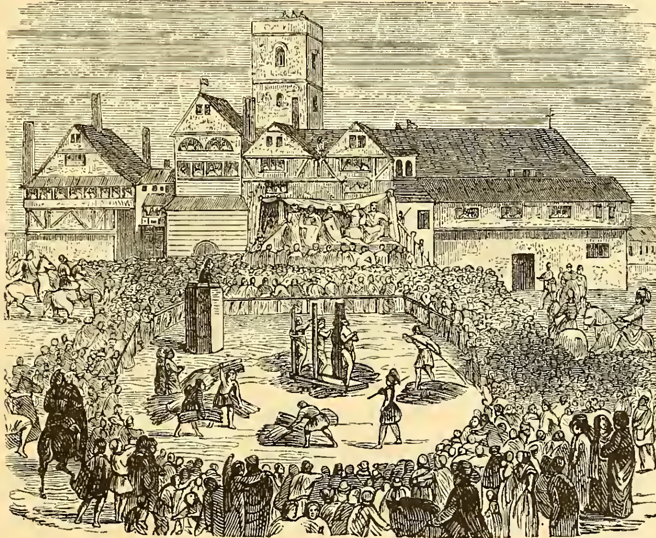


Fig. 175. Der Smithfield-Marktplatz in London.

Redlichkeit und Milde gegen die Armen genoß, lange gescheut hatte. Der schwachgewordene Greis ließ sich zur schriftlichen Ableugnung seines Glaubens bewegen. Gleichwohl sollte er sterben. Doch da kam ihm sein ganzer Muth wieder. Laut klagte er sich seiner Schwäche an und nahm den Widerruf der Wahrheit feierlich zurück. Auf dem Marktplatz von Smithfield (Fig. 175) angelangt, bestieg er ruhig den Holzstoß, streckte die Hand, womit er den Widerruf unterzeichnet, zuerst in die Flammen, daß sie verdientermaßen zu Asche werde, und starb mit großer Freudigkeit.

Die Wütherei der Königin erzeugte bei den Engländern den tiefsten Widerwillen gegen sie, welcher noch dadurch verstärkt wurde, daß sie das Land mit unmäßigen Steuern drückte, um ihrem kalten Gatten in Spanien drüben, der ihre Liebe gar nicht erwiderte, in seinen steten Forderungen um Geld zu seinen Niederländischen Kriegen Genüge zu thun. Maria sah, wie verhaßt sie bei ihrem Volke sei; sie kränkelte, bangte und starb 17. Nov. 1558. Sie heißt nun „die blutige Maria."

Elisabeth (1558--1603).

Sofort wurde ihre Schwester Elisabeth Königin nach dem Erbrecht und nach dem Willen der Nation. Ein Eilbote holte sie von ihrem einsamen Landsitz



176. Königin Elisabeth.

Hatfield, wo sie nach ihrer Gefangenschaft im Tower zurückgezogen lebte. Als sie von Maria's Tod hörte, sank sie auf ihre Kniee und dankte Gott für sein wunderbares Walten. Sie wurde bei ihrer Ankunft in London vom Jubel des Volks empfangen.

Elisabeth hatte große Geistesgaben und eine treffliche Bildung. In ihrer Abgeschiedenheit von Kind auf hatte sie sich außer weiblichen Arbeiten und Musik auch mit den Studien beschäftigt; sie verstand Lateinisch und Griechisch, Französisch und Italienisch. Ihr Lehrer schreibt von der 17jährigen: „Unter allen Jungfrauen leuchtet meine herrliche Lady Elisabeth gleich einem Sterne; sie glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntnisse, als durch die Glorie ihrer Abkunft." Auf Wissenschaft hielt sie Großes, aber es sollte eine vom Christenthum durchdrungene sein. Sie las jeden Morgen einen Abschnitt im griechischen Neuen Testament. Sie war mancher katholischen Satzung, wie dem Cölibat, zugeneigt, auch ihrem

Vater in manchem ähnlich, hauptsächlich im Festhalten am eigenen Supremat. Doch that sie dem Papst ihre Thronbesteigung kund; aber der verwarf sie als unehlich geboren. Das machte sie zur eifrigsten Beförderin und kräftigsten Beschützerin des Protestantismus, ja zum Haupt aller Gegner der römischen Kirche. Durch Unglück gestählt, gewann sie bei ihrem männlichen Charakter eine große Geistesstärke. Dazu besaß sie eine ungemeine Klugheit und ausnehmende Beredsamkeit. Ihrem natürlichen Herrschertrieb gieng der Drang zur Seite, ihres Volkes Wohl zu schaffen. Eine Schwäche wollen wir nicht verhehlen, etwas Eitelkeit auf ihre äußere Gestalt. Sie war eine erhabenschöne Jungfrau mit blondem Haar, edeln, freien Zügen, Geist im Angesichte, von schlankem Wuchse und trefflicher Gesundheit. So stand sie da, als sie 25 Jahre alt die Krone auf's Haupt nahm.

Der durch ihrer Schwester Tod verwitwete **Philipp II.** trug sogleich auch ihr seine Hand an. Sie dankte ihm aber für seinen ehrenvollen Antrag. Sie will überhaupt nie heiraten, will „eine jungfräuliche Königin" bleiben. — Gleich beim Antritt öffnete sie die Kerker und ließ alle um des Glaubens willen Gefangene frei. Dann stellte sie, vorsichtig und besonnen zwar, aber mit fester Hand, unter dem erneuerten Donnergerolle des päpstlichen Bannes unverzagt, die gereinigte Kirche wieder her. Sie nahm die **oberste Kirchenleitung**, welche das Parlament ihr übertrug, zur Ehre Gottes und zum Dienste ihres Volkes an und kraft dieses königlichen Suprematеs richtete sie das Kirchenwesen im Lande ein. Von 9400 Geistlichen weigerten sich nur 189, diesen Suprematеid zu schwören, darunter 14 Bischöfe; sie wurden durch andere ersetzt. Der Gottesdienst wurde auf Grund der Cranmerschen Anordnungen geregelt; man behielt dabei viel von den Ceremonien des katholischen Cultus bei.

Auch die bischöfliche Verfassung wurde belassen, und darum gibt es im protestantischen England noch heutzutage Erzbischöfe, Bischöfe und eine Stufenreihe Geistlicher unter ihnen. Von dieser Verfassung erhielt die Staatskirche den Namen **Episcopalkirche**. Was aber die Lehre betrifft, so schied man sich scharf von allem Specifisch-Römischen, d. h. vom gesamten katholischen Aberglauben. Die Hauptdogmen der in der englischen Staatskirche geltenden Lehre wurden 1562 **in den 39 Artikeln** von einer geistlichen Commission, die der Erzbischof **Parker** leitete, niedergeschrieben. So steht nun diese Episcopalkirche in der Lehre der calvinischen näher als der lutherischen, in der Verfassung aber der katholischen näher als der lutherischen.

Die meisten der vorhin protestantischen Engländer fügten sich der neuen kirchlichen Ordnung willig und freudig. Doch viele derselben und namentlich solche, welche unter der blutigen Maria in die Schweiz geflüchtet und jetzt wiedergekehrt waren, bezeigten sich nicht zufrieden damit; sie behaupteten, man müsse sich noch besser vom Romanismus reinigen. Um nun eine Spaltung zu verhüten, erließ Elisabeth eine **Uniformitäts**- (Gleichförmigkeits-) Akte, 1563, in welcher die Widerstrebenden mit Strafe bedroht wurden. Allein gerade diese Akte vermehrte noch das Widerstreben. Wer sich gegen die Priesterkleidung u. a. Ordnungen wehrte, wurde entlassen; Leute, die sich zu einem freieren Gottesdienst vereinigten, schon 1567 auf ein Jahr eingesperrt. Diejenigen, welche die Uniformitätsakte anerkannten, hießen Konformisten (Uebereinstimmende); die andern hießen daher **Nonkonformisten**, Dissenters (Abweichende) und **Puritaner** (Aussäuberer) von der angestrebten Reinigung des Christenthums, auch **Presbyterianer** von ihrer Presbyterialverfassung (wo Laien-Aelteste mit den Geistlichen die Kirche leiten). Eine Abart von ihnen sind die nachherigen **Independenten** (Unabhängige), deren Gemeinden von gar keinem höhern Kirchenregiment abhängen wollen: kirchliche Demokraten.

Nachdem das Parlament 1571 die Kirchenordnung angenommen, blieben alle Bittschriften der Nonkonformisten um Nachsicht für ihre Skrupel unberücksichtigt. Zwei Baptisten wurden 1572 verbrannt, und 1593 drei Geistliche wegen Schriften gegen die unduldsame Hierarchie hingerichtet. Eine Parlamentsakte von 1592 verhängte über jeden, der nicht

zur Kirche komme, Gefängniß; über Nichtkonformirende Verbannung, ja im Fall der Rückkehr den Tod. Doch sollte diese Waffe hauptsächlich gegen jesuitische Umtriebe schützen.

Sonst that Elisabeth sehr viel zum zeitlichen Segen des ihr anvertrauten Reiches. Sie hob Ackerbau und Gewerbe und insonderheit den Handel, der unter ihr einen gewaltigen Aufschwung nahm. Englische Handelsschiffe giengen nach Schweden, Rußland, Türkei, Afrika, sie fuhren den Portugiesen und Spaniern zum Trotz nach Ostindien. Es wurde unter ihr der Grund zur Ostindischen Handelskompagnie gelegt, welcher nachmals so berühmt und mächtig geworden ist. Englische Schiffe umsegelten auch 1578—80 unter Franz Drake (demselben, der die Kartoffeln von Amerika zu uns herüberbrachte) die Welt, und er war der erste Führer, der von der Weltreise glücklich heimkam. Kam auch mit reicher Beute, die er Spaniern und Portugiesen abgenommen. Elisabeth baute immer mehr Schiffe; das Seewesen, in welchem die Engländer in der Folge vor allen Nationen glänzen sollten, lag ihr ganz vorzüglich am Herzen.

Die Wohlfahrt ihres sie hochehrenden Volkes gedieh außerordentlich. Ihr scharfer Blick wählte aber auch die tüchtigsten Minister und Räthe aus, daß alles auf das schöne Ziel zusammenwirkte. Ihr trefflicher und treuer Kanzler (Cecil) Lord Burleigh († 1598) verstand es insonderheit, weise und wohlwollende Maßregeln einzuleiten und durchzuführen. Das Parlament war ihr in der Regel willfährig, obwohl sie sehr selbständig regierte, da es ihre edlen Absichten erkannte und sie doch gern seine Stimme beachtete. — Ueberaus wohlthätig wirkte das Leben an ihrem Hofe auf ihr Volk zurück. Dieser von ihr beseelte Hof zeichnete sich durch Ehrbarkeit und Feinheit der Sitte, vornehmlich auch durch höhere Bildung weit aus vor allen Höfen dieser Zeit. Um Verbreitung einer christlich wissenschaftlichen Bildung unter ihrer nähern Umgebung und in weitern Kreisen war sie besonders bemüht und mit solchem Erfolge, daß ein höheres Geistesleben unter ihr reiche Blüten entfaltete.

Ein Schattenstreif fällt leider auf ihr Verhältniß zu

Maria Stuart.

Maria Stuart war die Tochter des schottischen Königs Jakob V., und auch, wie Johanna Gray, eine Schwesterenkelin Heinrichs VIII., also mit dem englischen Königshause verwandt. Ihr Vater starb sieben Tage nach ihrer Geburt und hinterließ dem Säuglinge das Königreich. Ihre Mutter, aus dem Geschlechte der Guise (S. 543), führte die Regentschaft für sie. Als sechsjähriges Kind wurde sie nach Frankreich zur Erziehung gesandt, wo sie zuerst in ein Kloster und dann an den Hof kam. Sie wuchs auf „ein Bild des Liebreizes", offenbarte schöne Geistesgaben und ein leicht erregbares Gemüthe. An dem sittenlosen französischen Hofe lernte sie Leichtsinn und Wollust zum Erschrecken schnell, und ihr strafendes Gewissen beschwichtigte sie mit den äußern Uebungen der Religion, wie man dort pflegte. Sie wurde 1558 die Gemahlin des Dauphin, welcher 1559 als Franz II. den französischen Thron einnahm (S. 543). So war sie Königin von Schottland und von Frankreich; sie wollte es aber auch von England sein, sie erklärte die Elisabeth als „eine Bastardin und Ketzerin" für unfähig, die englische Krone zu tragen, und sich für die rechtmäßige Erbin derselben. Damit erlangte sie natürlich diese Krone nicht; bald sollte sie aber auch ihren Antheil an der französischen, ja selbst ihre schottische verlieren. Doch blicken wir erst auf die religiösen Zustände Schottlands!

In dieses rohe Volk war schon frühzeitig die evangelische Lehre gekommen und zwar durch einen Königsenkel, Patrik Hamilton, der sie von einem Aufenthalte in Deutschland mit heimbrachte. Er mußte, wie vornehmen Standes immer, den Feuertod erleiden, 1528, was er aber so standhaft und freudig that, daß dadurch Viele zum Glauben hingezogen wurden und man sagte, der Wind von seinem Scheiterhaufen habe alle angesteckt, die er angeweht. Noch mehr breitete sich später von England, Holland und Frankreich herüber der Protestantismus in Schottland aus.

Damit wuchs aber auch der Eifer der Verfolgung, und es wurden noch gar Viele, namentlich Prediger des Evangeliums, verbrannt. — Da die Verfolgung auch unter der Regentschaft der Mutter Marias kaum nachließ, so schloß der evangelische Adel 1557 einen Bund (Covenant), welcher voll Kraftgefühls sich nicht nur den Schutz des Glaubens, sondern auch die Bekämpfung aller Abgötterei zur Aufgabe stellte. Das „furchtbare Haupt" dieses Bundes wurde Knox, der eigentliche Reformator Schottlands.

Johann Knox, 1505 zu Gifford geboren und zu S. Andrews als Theologe gebildet, zeichnete sich durch scharfen Verstand und eisenfesten Willen aus; kühn und trotzig in ungewöhnlichem Maße war er hinwieder auch redlich, uneigennützig, alles für den Glauben opfernd. Durch die Kirchenväter und des Märtyrers Wishart Predigt für das Evangelium gewonnen, predigte er es mit Macht, wurde 1547 von französischen Hilfstruppen gefangen genommen und als Ruderstlave auf die Galeeren geschmiedet, woraus er sich gar nichts machte. Nach zwei Jahren freigelassen, aber verbannt, war er nach England gegangen, woselbst er ein ihm unter Eduard VI. angebotenes Bisthum ausschlug, weil ihm das bischöfliche Kirchenwesen nicht gefiel. Von hier hatte er sich 1554 nach Genf zu Calvin begeben, dem Geistesverwandten, der sein Wesen vollends ausprägte und damit den entschiedensten Einfluß auf die Gestaltung der schottischen Kirche übte. Die blutige Maria entlockte ihm einen „Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", der ihm die Feindschaft auch der zwei jüngeren Königinnen zuzog.

a. 1559 kehrte Knox in sein Vaterland zurück. Er äußerte jetzt eine flammende Wirksamkeit, und als die Regentin, von ihrer Tochter in Frankreich angetrieben, fortfuhr, die protestantische Sache zu bekämpfen, so rief er den ganz seiner Leitung folgenden Covenant zu den Waffen. Schon hatten die Protestanten bei Weitem die Uebermacht im Lande; sie bewältigten und entsetzten die Regentin, welche bekümmert darüber starb, 1560. Hierauf trat das Reichsparlament zusammen, auf daß alles ordnungsmäßig geschähe, verbot den katholischen Gottesdienst im ganzen Reiche und führte das von Knox verfaßte strengcalvinische „Schottische Glaubensbekenntniß" und die presbyteriale Kirchenverfassung ein. So hatte die Reformation auch in Schottland gesiegt.



Fig. 177. Joh. Knox.

Da zugleich 1560 Maria Stuarts Gemahl, Franz II. (S. 543) verschied, verließ sie Frankreich und kehrte in ihr vom Vater ererbtes Königreich zurück, um dessen Regierung selbst zu übernehmen. Zärtlich nahm sie Abschied von ihren französischen Verwandten, die es ihr noch recht ernstlich einschärften, dort alles bald möglichst zur katholischen Kirche zurückzuführen. Mit unverwandtem Trauerblick sah sie auf der ganzen Fahrt über den Kanal nach dem schönen Lande zurück, wo sie nach ihrer Meinung so glückliche Tage verlebt hatte. Neunzehn Jahre alt, in der Blüte der Jugend und Schönheit, betrat sie Schottlands Boden, 1561. Ihre Unterthanen kamen ihr wider Erwarten mit Ehrerbietung und Huldigung entgegen. Hoch erfreut versprach sie ihnen, am neuen Religionsstand nichts verändern zu wollen. Ihr Liebreiz, die Freundlichkeit und Herablassung ihres Benehmens gewann Aller Herzen. Aber gar bald erregte sie Anstoß. Sie ließ in der Kapelle des

Schlosses zu Edinburg für sich katholischen Gottesdienst abhalten, der doch durch Parlamentsbeschluß im ganzen Lande verboten war. Und dann führte sie an ihrem Hofe denselben feinen, aber äußerst leichtfertigen Ton ein, den sie am französischen Hofe lieben gelernt, worüber sich den sittenstrengen Schotten die Haare sträubten. Der für calvinische Zucht eifernde Knox kann solches Aergerniß nicht ertragen; er geht selbst etlichemal kühnlich zur Königin und straft sie ernst, daß ihr Thränen aus den Augen brechen; aber es waren keine echten Bußthränen.



Fig. 178. Das Schloß in Edinburg.

Maria war eine junge Witwe, sie wollte und sollte wieder ehelich werden; das Land verlangte nach einem Thronerben. Da heiratete sie aber leichtsinnigerweise 1565 den Lord Darnley, einen Jüngling von blendender Schönheit, aber von rohem Wesen und ausschweifenden Sitten. Sie trat auch 1566 der Ligue Alvas und der Guisen bei. Der Widerwille gegen sie mußte immer höher steigen; denn sie erlaubte jetzt den römischen Gottesdienst allgemein, richtete ein katholisches Erzbisthum wieder auf und traf Anstalten zu Ketzergerichten. Es wurde ruchbar, daß sie dem Papst gelobt habe, den Protestantismus in ihrem Reiche auszurotten und dann Elisabeth zu stürzen.

Es sollte ihr auch in ihrem häuslichen Leben keine Rose blühen. Ihr Gatte Darnley, der gemeine Mensch, dankte ihr seine Erhebung in königliche Herrlichkeit damit, daß er sie geringschätzig und grob behandelte. Ihren italienischen Sänger und Sekretär Riccio ließ er, 9. März 1566, erbittert über den vertraulichen Verkehr, welchen sie mit demselben pflog, in ihren Gemächern erstechen. Da faßte sie aber Rachegedanken. Zunächst duldete sie Darnley nicht mehr um sich und ließ ihn nicht einmal der Taufe des Söhnleins beiwohnen, das sie etliche Monate nachher gebar. Ihre Liebe wendete sie dem jungen kecken Grafen Bothwell zu; er blieb trotz demüthiger Abbitte seines Frevels verstoßen. Doch Darnley wurde krank und da schien die Gattenpflicht sich in ihr zu regen; sie besuchte ihn in Glasgow, ließ ihn nach Edinburg bringen, doch nicht in den Palast, sondern in ein abgelegenes Haus, und pflegte sein sorglich acht Tage lang. Am 9. Febr.

1567, Nachts 11 Uhr, verließ sie ihn, um einem Hofball beizuwohnen, und nach Mitternacht flog das Haus von einer Pulvermine in die Luft.

Allgemein nahm man den Bothwell als Thäter und die Königin als Mitschuldige an. Der Verdacht wurde jedermann zur Gewißheit, als sie sich gleich darnach von Bothwell entführen ließ, ob er gleich schon verheiratet war. Bothwells Ehe wurde gelöst und drei Monate nach Darnleys Tod, 15. Mai, stand Maria mit ihm am Traualtare, taub gegen das Geschrei ihres Volks und die Warnungen Elisabeths. Aber die Sünderin hatte sich eine zweite scharfe Zuchtruthe aufgebunden, wiewohl abermals nicht zum Gewinn einer friedsamen Frucht der Gerechtigkeit; der neue Gatte gieng noch schlechter als Darnley mit ihr um, er behandelte sie so tyrannisch, daß sie täglich Thränen vergoß und aus Desperation sich das Leben nehmen wollte. Der tiefe Abscheu des Volkes vor dem Königspaar äußerte sich über ein Kleines in offenem Aufstand. Bothwell mußte fliehen, trieb Seeräuberei, gerieth in Gefangenschaft, starb im Wahnsinn. Maria wurde eingesperrt und zur Thronentsagung gezwungen. Man rief ihr Söhnlein Jakob als König aus und setzte für dasselbe eine vormundschaftliche Regierung ein.

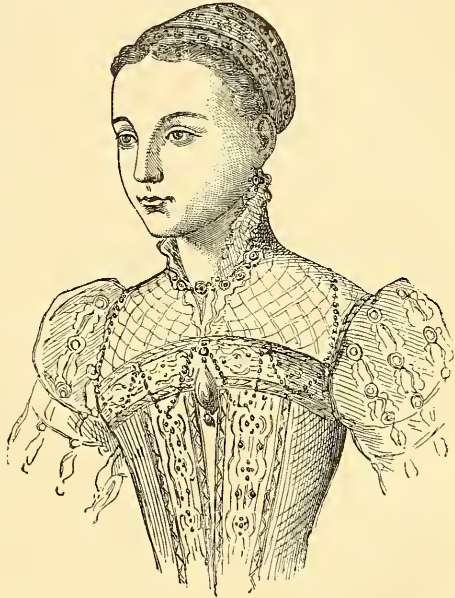


Fig. 179. Maria Stuart.

Maria entrann mit Hilfe eines von ihrer Schönheit entzündeten Lord Douglas der strengen Haft. Es sammelte sich ein Haufe von Katholischen und der neuen Regierung Abholden zu ihr, mit welchem sie noch einen Kampf zur Behauptung des Thrones wagte. Ihre Schar wurde aber bei Langside 1568 total geschlagen. Jetzt weiß sie keine andere Zuflucht als England und die Arme der Elisabeth, gegen die sie sich früher so schnöde bewiesen. Als sie aber Hilfe flehend Englands Boden betreten hatte, wurde sie — festgenommen. Elisabeth verlangte, sie sollte sich erst vor einer Untersuchungskommission von den ihr nachgesagten Verbrechen reinigen, dann wolle sie ihr wieder auf den Thron verhelfen.

Darin lag eine Ungerechtigkeit, die schottische Königin war ja keinem englischen Gerichtshof unterworfen; doch hatte sie auch ihren Anspruch auf den englischen Thron noch nicht aufgegeben. Indessen willigte Maria nach einigem Zögern ein und es wurde eine Kommission niedergesetzt. Schottische Ankläger treten auf; ihr eigener Halbbruder Murray spricht wider sie. Da sie nun gegen die von den Schotten dargebrachten Zeugnissen (Briefe von ihr an Bothwell 2c.) nicht aufkommen zu können sah, verweigerte sie weitere Rede und begehrte aus England entlassen zu werden. Elisabeth hätte sie wohl freigelassen, wenn nur nicht bei der gegründeten Vermuthung, daß sie auswärtige Hilfe zur Rache suchen und finden werde, Unheil für sie selbst und die protestantische Kirche Englands zu befürchten gewesen wäre. Darum blieb Maria in Gewahrsam.

Nun ließ diese heimlich dem hochmächtigen englischen Herzog von Norfolk ihre Hand und Theilung des schottischen Thrones mit ihm um den Preis ihrer Befreiung anbieten. Von den Reizen der schönen Sünderin entflammt, machte der Herzog zweimal Anstalt dazu, was ihm, beide Male verrathen, zuerst Kerker und nach Begnadigung und Wiederholung den Tod brachte. Maria kam darüber in

engere Haft. — Nun schwebte aber ob ihr Elisabeth selbst in großer Gefahr. Der Papst erneuerte wegen der Gefangenhaltung seines Schützlings den Bann über sie; die katholische Partei im Lande, seit 1571 durch Jesuiten, sowie von den Guisen und Philipp II. aufgestachelt, erboste sich zur fanatischen Wuth gegen sie und es geschahen schon verschiedene Anschläge auf ihr Leben.

Als 1586 eine neue, von einem gewissen Babington angestiftete Verschwörung gegen Elisabeths Leben entdeckt wurde, ergab sich aus aufgefundenen Briefen Maria's ihre Theilnahme an dem Complott. Zugleich erlangte man Beweise, daß sie insgeheim Frankreich und Spanien um Hilfe gegen Elisabeth angerufen. Nunmehr drang der englische Staatsrath darauf, dieser gefährlichen Person den Prozeß zu machen. Zu dem Ende wurde denn in Fotheringhay ein Gericht von 40 Lords und 5 Oberrichtern eingesetzt. Maria leugnete beharrlich, daß die Briefe von ihr herrührten, obschon ihre Geheimschreiber bezeugten, daß sie dieselben ihnen in die Feder diktirt habe; ihre Verbindung mit Frankreich und Spanien gestand sie zu. Das Gericht sprach einstimmig das Todesurtheil über sie aus und das Parlament bestätigte es.

Elisabeth schwankte lange; sie wollte ein anderes Mittel in Vorschlag gebracht haben, durch welches ihre Person und die Ruhe des Reiches sichergestellt würde. Beide Häuser des Parlaments erklärten aber nach gepflogener Berathung einmüthig, es gäbe kein anderes solches Mittel, als Maria's Tod. Elisabeth befand sich noch in qualvoller Unentschlossenheit, als eine abermalige Verschwörung zu ihrem Untergang die Räthe der Krone bewog, auf Maria's Hinrichtung zu dringen. Es schauderte ihr vor einem Bluturtheil über ihre nächste Verwandte, eine Königin! Endlich, als man ihr die Sorgepflicht für ihre Person und ihr Volk immer stärker auf's Herz drückte, ertheilte sie 1. Febr. 1587 eine bedingte Einwilligung in das gesprochene Urtheil. Sie unterzeichnete den vorgelegten Hinrichtungsbefehl, jedoch mit der Erklärung, daß vor der Vollziehung nochmals ihr Wille eingeholt werden sollte. So gab sie ihn dem Staatssekretär Davison in Verwahrung. Kaum aber hatte ihn dieser empfangen, so brachte er ihn dem Geheimenrath, der sich beeilte, das Todesurtheil an der Verbrecherin ohne Elisabeths Wissen vollziehen zu lassen.

Maria hörte die Verkündigung ihres nahen Todes mehr mit Erstaunen als Erschrecken an. Sie ordnete ruhig ihre Angelegenheiten, übertrug ihre Rechte nicht ihrem protestantisch erzogenen Sohn, sondern Philipp II., nahm von ihren Dienern rührenden Abschied und theilte ihre Habe unter sie. Als einige weinten, sprach sie: „Weinet nicht, das Ende meiner Leiden ist gekommen!“ Am 18. Febr. legte sie ein schwarzes Sammtkleid an, um auf ihrem letzten Gange noch als Königin zu erscheinen. Im vollen königlichen Schmucke, einen Rosenkranz in der Hand, trat sie in die schwarz ausgeschlagene Halle, wo sie ihr Haupt ergeben auf den Block legte mit dem Ruf: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist. Das war aber alles nur Komödie, wie selbst streng katholische Geschichtschreiber nicht in Abrede stellen; nie zeigte sie die mindeste Reue über ihres Gatten Mord, noch über ihr früheres fleischliches Leben. Sie starb im 45. Jahre nach neunzehnjähriger Gefangenschaft. — Die unerwartete Nachricht von Maria's Hinrichtung setzte Elisabeth in Bestürzung. Davison, der sie, freilich in guter Meinung zur Schonung ihres Gewissens, betrogen, verlor Amt und Vermögen. London aber jubelte.

Fortan widmete Elisabeth ihrem Reiche die unverdrossenste und ersprießlichste Thätigkeit. Und sie konnte es noch manche Jahre lang. Der zum drittenmal auf sie geworfene Bannfluch des Papstes mit der Aufforderung an England und alle Welt, „die ketzerische Frevlerin ihm lebend oder todt zu überliefern“, wurde von ihrem Volke verlacht. Und als Philipps II. „unüberwindliche“ Flotte (S. 539) 1588 des Papstes Begehren in's Werk zu setzen suchte, da ergriff ihr Volk eine großartige Begeisterung, mit Freuden opferte es Gut und Blut für seine Königin und die Aufrechterhaltung des gereinigten Glaubens. Das gewaltige Gottesgericht über die Unüberwindliche aber gereichte ihr zu freudiger Erhebung. — Uebrigens

kehrte doch immer eine trübe Stimmung wieder und verließ sie nicht mehr. Es kam noch etwas hinzu, was ihr überaus wehe that. Der junge ritterliche und geistig gebildete Graf von Essex war ihr besonderer Liebling; sie behandelte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit und überhäufte ihn mit Gnaden und Ehren. Darüber ward er hoffärtig und grob gegen sie selbst. Da sie ihn strafte, wollte er im Zorn ihre Regierung stürzen. Sein offener Aufstand fand jedoch wenig Anklang; er mußte sich ergeben und das Gericht verdammte ihn zum Tode. Gern hätte ihn Elisabeth begnadigt; da er aber nicht um Gnade bat, ward er hingerichtet, 1601, und seitdem litt sie an vermehrter Schwermuth. Sie starb 3. April 1603, 70 Jahre alt, an einer schmerzhaften Krankheit, die sie mit bewunderswerther Geduld ertrug. Sie bereitete sich ernstlich zum ernsten Gang in die Ewigkeit und gieng im Frieden von dannen. Ihre fünfundvierzigjährige glorreiche Regierung hat England groß gemacht.

Der nächste Erbe „der jungfräulichen Königin" war Maria Stuarts Sohn, Jakob VI. von Schottland. Da ihn Elisabeth selbst als ihren Nachfolger bezeichnet hatte, wurde er von den Engländern ohne Widerrede anerkannt, und so kommt denn das Schottische Haus Stuart auf den englischen Thron. Hinfort ist „Großbritannien" unter Ein Scepter vereinigt. Der König kam zu residiren in London und regierte als Jakob I. 1603—25 über Großbritannien.

Er wurde nie beliebt. Es fehlte ihm ein würdiges Aeußere; er hatte einen wackelnden Gang, eine undeutliche Sprache. Es fehlte ihm ein freundlich Gemüth und Wesen. Gelehrt und schreibgewandt war er, aber ohne Geist; daher brachte er es nie zu einer entschlossenen That. Heinrich IV. nannte ihn den weisesten Narren Europa's.

Die Katholiken freuten sich seiner Thronerhebung: der Sohn einer so gut katholischen Mutter werde ihnen gewißlich hold sein. Sie täuschten sich ebenso als die Presbyterianer, welche von seiner in Schottland empfangenen Erziehung eine Hinneigung zu ihnen hofften, da er sie vielmehr wegen ihrer demokratischen Gesinnung haßte. Er kehrte sich sogleich der englischen Episcopalkirche zu, deren Verfassung ihm zu der unbeschränkten Königsgewalt, die er anstrebte, am besten zu passen schien. Durch getäuschte Hoffnung erbittert verschworen sich nun viele Katholiken, den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen. Damit wollten sie einer ihnen günstigern Regierung Raum machen.

Der Hauptleiter der Verschwörung war ein gewesener Wüstling und nunmehriger Fanatiker Catesby; die Jesuiten aber schürten heftig. Die Verschworenen mietheten ein Haus, das an das Parlamentsgebäude stieß, um die Grundmauer zu durchbrechen, später konnten sie den Keller unter besagtem Gebäude selbst miethen, in welchen sie 36 Fässer Pulver schafften. Am 5. November 1605 wollte der König das Parlament eröffnen und da sollte das Pulver angezündet werden. Einer der Theilnehmer wollte seinen Schwager, den Lord Mounteagle, retten und schrieb darum einen anonymen Brief, darin er ihn mit geheimnißvoller Hindeutung auf ein bevorstehendes schreckliches Ereigniß ermahnte, von der Parlamentseröffnung fern zu bleiben. Der Lord übergab diesen Brief den Ministern; der König, dem sie ihn vorlegten, sonst kein großes Licht, fiel merkwürdiger Weise sogleich darauf, es könnte das Parlamentsgebäude in die Luft zu sprengen beabsichtigt werden. Man untersuchte daher das Untere desselben und fand 9000 Pfund Pulver samt dem Verschworenen Fawkes. Andere Betheiligte ergriffen die Flucht; mehrere wurden aber eingefangen, gehenkt und geviertheilt. Unter den Hingerichteten befand sich der Jesuit Garnet, welcher nachher vom Papst wegen seiner heiligen Absicht heiliggesprochen wurde! Dieser erlaubte auch den Katholiken nicht, dem König den Treuschwur zu leisten, daher sie fortwährend unter dem Druck lebten. Wurden doch die Jesuitenschriften, welche den Königsmord empfahlen, vom Papst nie auf den Index gesetzt.

§ 8. Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert.

Das 16. Jahrhundert ist nicht bloß durch das hohe Werk der Kirchenverbesserung, sondern auch — abgesehen von der bei ihr besonders betheiligten Wissenschaft, der

Theologie, welche wir in ihren größten Vertretern und ihren besten Schriften schon kennen gelernt haben — durch reges Leben und hochwichtiges Finden in der Wissenschaft und vorzüglich durch herrliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst ausgezeichnet. Es gehört auch in dieser Hinsicht zu den merkwürdigsten Zeiten der Weltgeschichte.

Die Jurisprudenz wurde ernstlich angebaut und die Rechtspflege besser geordnet. Das Letztere geschah vornehmlich durch Karl's V. „Peinliche Halsgerichtsordnung“, welche nach ihm Carolina heißt. In ihr hat sich das römische Recht schon viel mehr Geltung verschafft, als in den frühern deutschen Gesetzbüchern (S. 397).

Von großer Bedeutung ist ein Buch, welches 1515 erschien, il principe (der Fürst) betitelt, von dem Florentinischen Staatssekretär Nic. Machiavelli († 1527) verfaßt. Es begründete die neuere monarchische Staatskunst, getrennt von der Religion. Hier werden alle, auch verwerfliche Mittel angegeben, einen nationalen Staat zu schaffen und zu sichern gegen Fremdherrschaft wie gegen Kleinstaaterei. — Machiavelli steht auch hoch unter den Geschichtschreibern durch seine florentinische Geschichte. Von Deutschen nenne ich als solche den freimüthigen Forscher Joh. Aventin († 1534) mit seiner bayrischen Chronik, den Erzähler der Reformationsgeschichte Sleidan, und die magdeburgischen Bearbeiter der Kirchengeschichte.

Die Philologie wurde als Schlüssel zur heiligen Schrift im Grundtexte, sowie als Grundlage einer allgemeinen höhern Bildung mit größtem Eifer betrieben. Neben und unter den Universitäten, deren immer mehrere entstanden, errichtete man eine Menge Gymnasien, an denen vortreffliche Lehrer die jungen Leute in die Sprachwissenschaft einführten. Als Schulmänner ragen hervor: Trotzendorf, Neander und Sturm. — Auch die Jesuiten errichteten viele solche Schulen und ließen sich die Unterweisung der Jugend darin äußerst angelegen sein. Leider gieng aber auch hiebei ihr Hauptstreben dahin, Haß gegen den Protestantismus auszusäen. Auch hatten sie die offen bekannte Maxime, ihre Schüler durch Aemulation, d. h. durch heftige Erregung des Ehrgeizes vorwärts zu bringen, während zu den evangelischen Schülern gesagt wurde: Ihr müsset brav lernen um Gottes willen, daß ihr mit euern Kenntnissen zu seiner Ehre euern Mitmenschen dienen könnet.

Die Philosophie, welche in der durch die Reformation gestürzten Scholastik so eine böse Wirthschaft geführt, erfreute sich wohl keiner besondern Vorliebe. Indessen hat der Franzose Petrus Ramus, Professor zu Paris, † 1572, ein Bekämpfer des Aristoteles, Ruf erlangt. Er schrieb eine Logik, welche lange Zeit in den Schulen gebraucht wurde.

Franz Bacon von Verulam, ein Engländer, geb. 1561, † 1626, war ein Mann von vielseitigem Wissen und ein nüchterner Philosoph, der sich mit seinem Forschen vornehmlich an die Empirie (Erfahrung) hielt. Dieser hat sich einen Namen gemacht, indem er die Methode der Naturforschung zu klarem Bewußtsein brachte.

Einen andern Philosophen jener Zeit führe ich blos darum an, weil er als ein absonderlicher Alleswisser und Tausendkünstler noch heute in der Leute Mund geht. Es ist der hochnamige Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim, geboren zu Maria Einsiedeln 1493 und nach unstätem Treiben in der Welt herum † 1541 zu Salzburg. Der führte die Chemie in die Apotheken ein, redete auch in hohen, verwunderlichen Worten von den Geheimnissen der Natur. Als Arzt verschaffte er sich durch seine Wunderkuren einen großen Zulauf selbst von Fürsten. — Der Italiener Giordano Bruno, der die Einheit von Gott und Welt behauptete, wurde 1600 in Rom verbrannt.

Ein gewaltiger Sprung vorwärts geschah in der Astronomie. Nikol. Kopernikus (Fig. 180), geb. 1472 zu Thorn in Preußen, † 1543 als Canonicus zu Frauenburg, ein großer Mathematiker und Astronom, machte eine wunderbare Entdeckung bezüglich der Weltkörper. Man nahm bisher allgemein nach dem Augen-

scheine an, daß die Sonne und der ganze Himmel sich um die Erde drehe. Kopernikus fand, daß dies nur so scheine und daß sich vielmehr die Erde mit den andern Planeten in abgemessenen Kreisen um die Sonne bewege. Erst im Jahre seines Todes hat er diese Entdeckung in einem zu Nürnberg erschienenen Werke: „de orbium coelestium revolutionibus libri VI" (Von der Umwälzung der himmlischen Körper) mitgetheilt. Es stand bis 1758 auf dem Index. — Dieses „Kopernikanische Weltsystem" wurde von den spätern großen Astronomen, dem Florentiner Galileo Galilei, 1564—1642, und dem Wirtemberger Joh. Kepler, 1571—1631, bestätigt und weiter ausgebildet. Jener, der durch teleskopische Beobachtungen alle Welt in Staunen setzte, mußte 1633 in Rom mit Tortur bedroht, im Hemd auf den Knieen die Lehre abschwören und verfluchen, daß die Erde um die Sonne kreise; dieser fand die Gesetze, nach welchen der Abstand der Planeten von der Sonne und ihre Umlaufszeit um dieselbe sich berechnet.



Fig. 180. Nik. Kopernikus.

Die Mathematik wurde rühmenswerth auch auf die Mechanik, die Lehre von der Bewegung nach dem Verhältniß wirkender Kräfte angewendet. Um 1500 erfand Peter Hele zu Nürnberg die kunstvollen Taschenuhren und verfertigte Tausende dieser sogenannten „Nürnberger Eier." — Eigen ist es, daß gerade zur Zeit eines Kopernikus die Astronomie sich häufig wieder in die uralte Astrologie verlief. Das ist die vermeintliche Wissenschaft, aus dem Lauf der Planeten durch die Fixsterne hin das Kommende auf Erden zu ersehen und insonderheit aus ihrer Stellung (Constellation) bei der Geburt eines Menschen seine künftigen Schicksale zu erkennen. Fast jeder Fürst hatte einen Astrologen, der ihm aus den Sternen lesen mußte. — So wurde eben damals auch die Chemie (Scheidekunst) zur Alchemie oder zur Kunst mittelst des Urstoffs aller Materie, den man Stein der Weisen nannte, Gold zu machen. Viele Fürsten hatten Adepten an ihrem Hofe, saßen wohl selbst auch in der schwarzen Küche, um das edle Metall zu bereiten, nach dem sie zu Nutz ihres luxuriösen Lebens so sehr begehrten. Kaiser Rudolf II. (S. 531) hieß „der Fürst der Alchemisten."

Die Dichtkunst schuf in Deutschland vornehmlich auf geistlichem Gebiete, da aber auch das Höchste und Beste. Das evangelische Kirchenlied trat in seiner ganzen Herrlichkeit hervor. Luther ist auch hier der Heros. Er dichtete die unsterblichen Lieder: Ein' feste Burg — Gelobet seist du, Jesus Christ — Nun freut euch, liebe Christeng'mein — Christ lag in Todesbanden — Komm heiliger Geist, Herre Gott — Aus tiefer Noth — Mitten wir im Leben sind — u. s. w. Ihm nach sangen Paul Speratus (Es ist das Heil uns kommen her 2c.), Nicol. Decius (Allein Gott in der Höh' sei Ehr 2c.), Paul Eber (Wenn wir in höchsten Nöthen sein 2c.), Nicol. Hermann (Lobt Gott ihr Christen allzugleich 2c.), Ludw. Helmbold (Von Gott will ich nicht lassen 2c.), Phil. Nicolai (Wachet auf, ruft uns die Stimme 2c.) u. A.

Die Lieder dieser geistlichen Dichter sind nicht „gemacht"; was sie in sich selbst erfahren haben, den tiefen Schmerz der Sünde und die hohe Wonne der Erlösung, das haben sie in lebhaftester Empfindung aus sich heraus gesungen. Diese Lieder haben zur Belebung, Stärkung und Erfreudigung der Evangelischen, ja auch zur Gewinnung Katholischer Außerordentliches gewirkt. Ein Jesuit behauptete geradezu, Luther habe mit seinen Liedern mehr Menschen zur Ketzerei verführt, als mit seinen Predigten. Mehrmals kam es vor, daß, als ein Geistlicher katholisch zu predigen anfangen wollte, die Gemeinde ein lutherisches Lied zu singen anhob und ihn damit von der Kanzel verjagte.

Sehen wir von der geistlichen Poesie ab, so war die alte deutsche Dichterherrlichkeit längst verschwunden. Die Ritter auf ihren Felsenhöhen dichteten nicht mehr, die Bürger in den Städten unten trieben jetzt die Meistersängerei (S. 446) zu ihrem Handwerk, und da wurde die Dichtkunst selbst in der Regel handwerksmäßig getrieben.

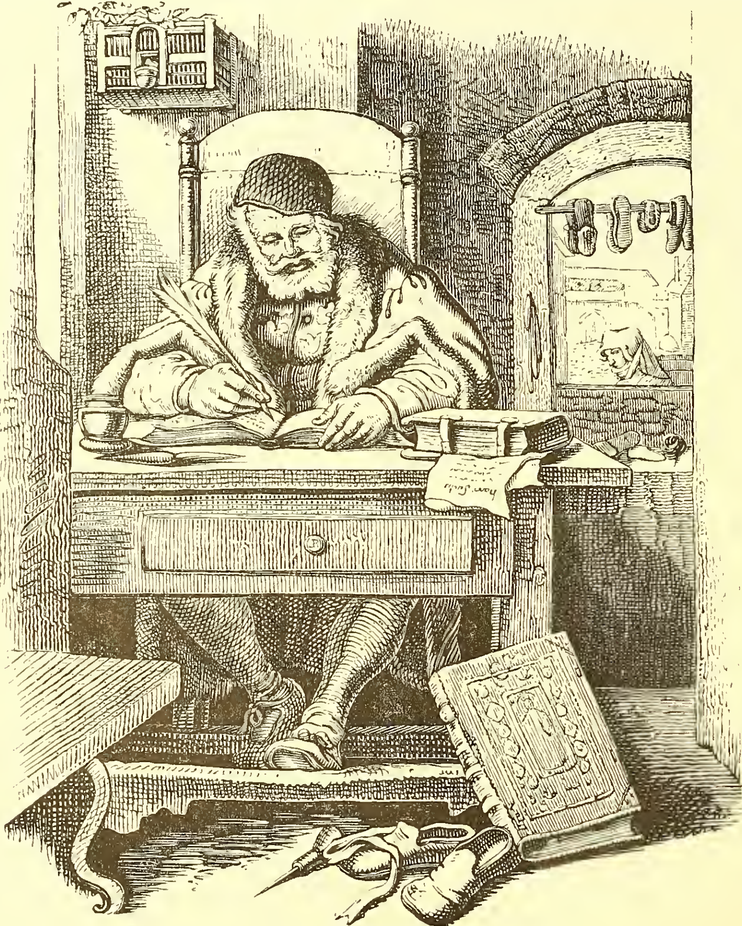


Fig. 181. Hans Sachs.

Der Geist ihrer Poesie läßt sich schon etwas aus den närrischen Namen abnehmen, die sie ihren Singweisen gaben; sie hatten „ein Gelbveilchenweis, ein gestreift Safranblümleinweis, eine kurze Affenweis, eine harte Felderweis" 2c. Doch tritt Ein Meistersänger als wahrer Dichter in reichem Strahlenglanze aus ihnen hervor: Hans Sachs, geb. zu Nürnberg 1494, † 1576.

Sein Vater, ein Schneider, schickte den fähigen Knaben in die lateinische Schule. Dann erlernte er aber doch das Schuhmacherhandwerk, wanderte als Geselle lang und weit herum und ließ sich endlich als Meister in seiner Vaterstadt nieder. Der Leineweber Nunnenbeck hatte schon den Knaben die Anfangsgründe der Meistersängerkunst gelehrt, auf seinen Wanderungen besuchte er fleißig die Sängerschulen; mit dem zwanzigsten Jahr trat er selbst in ihnen auf. Es floß ihm aber auf seinem Dreifuße, auf seinen Gängen durch Hain und Flur und auf seinem nächtlichen Lager nur so zu. Er dichtete 208 Schauspiele, geistliche und weltliche, traurige und fröhliche, und gegen 6000 Lieder, Erzählungen und Schwänke. Sein Fastnachtsspiel „die ungleichen Kinder Evä" ist seine schönste Perle; es ist gar zu lieblich und artig, wie da der liebe Herrgott kommt und den Abel, den Kain und die andern examinirt, ob sie ihren Katechismus ordentlich gelernt haben. Zu seinen besten Liedern gehören: „St. Peter mit den Ziegen" und „der Einsiedler und sein Sohn." Hans Sachs hat eine offene weite Seele, vor der die ganze reichsstädtische Welt ausgebreitet liegt, und er faßt sie leicht und rein in sich hinein und gibt sie getreulich und lebendig wieder heraus. Er ist dabei voll Witz und Laune, doch in der Heiterkeit stets das rechte Maß haltend. Hans Sachs war auch ein eifriger Anhänger der Reformation und begrüßte 1523 mit einem köstlichen Gesang „die Wittenberger Nachtigall" (den Luther). Unter seinen Liedern sind auch geistliche, z. E. „Warum betrübst du dich, mein Herz" 2c., von denen Luther urtheilt, daß sie „aus der Maßen fein christlich und künstlich" seien. In seinem 82. Jahre, schreibt ein Zeitgenosse, saß er mit schneeweißem Haupt- und Barthaare am Tisch vor einem großen aufgeschlagenen Buche (der Bibel) taub und stumm, aber wundermild und freundlich alle anblickend, die ihn besuchten (Fig. 181).

Es lag in der Zeit ein starker Zug zur Satire (beißende Witzrede). Sebastian Brant, kaiserlicher Rath in Straßburg, geb. 1458, † 1520, gab ein satirisches Lehrgedicht heraus, „das Narrenschiff" betitelt; „weil der Narren so viele seien, daß Karren und Wagen sie nicht zu fahren vermöchten, so habe er ein Schiff ausrüsten müssen, um sie alle, die 113 Sorten, unterzubringen." Verstehe aber, er meint nicht Leute vom Irrenhaus, sondern Geldnarren, Hoffartsnarren, Wollustnarren 2c. Er straft die sittlichen Gebrechen, Sünden und Laster aller Stände seiner Zeit treffend und harttreffend. — Joh. Fischart, genannt Mentzer, † 1589 als Amtmann in Forbach, überragt ihn noch. Er ist nach seinem Vorbild, dem Franzosen Rabelais († 1553), das größte satirische Talent des Jahrhunderts.

Er schrieb einen überaus komischen „Bienenkorb des h. römischen Immenschwarms." Sein trefflichstes Erzeugniß aber führt den Titel: „Gargantua und Pantagruel." Hier sehen wir das ganze deutsche Volksleben jener Zeit in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Scherz und Ernst, in Sprichwort und Märlein, in Gesang und Lied sich abspiegeln. Es sagt ein neuerer: „Es soll sich niemand rühmen, das 16. Jahrhundert zu kennen, der nicht Fischarts Gargantua kennen und verstehen gelernt hat." — Jetzt, 1519, kam auch der Eulenspiegel heraus, dessen Stücke seit Jahrhunderten im Munde des Volks giengen. Es ist eine Schwänkesammlung, welche an die Person eines Braunschweigers Till († 1350 zu Mölln) geknüpft worden. Dieser Till wird mit einer Eule und einem Spiegel konterfeit, was bedeuten mag, daß er klug sei und die thörichte Welt im Spiegel zeige. Er ist „der Held der Handwerker- und Landfahrerwitze."

In Italien brachte das 16. Jahrh. zwei vorzügliche Dichter hervor, welche jedoch den Dante (S. 429) nicht erreichen, Lodovico Ariosto, geb. 1474 zu Reggio, † 1533, und Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorrento, † 1595. Ariosts Hauptwerk ist »Orlando furioso«, der rasende Roland (S. 323); er entlehnt seinen Stoff aus dem Sagenkreise Karls des Großen. Da entfaltet sich vor uns eine reichgeschmückte Helden- und Wunderwelt in den anmuthigsten Farben. Ariost erhielt von seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Tasso dichtete als sein Bestes „das befreite Jerusalem," nimmt also seinen Stoff aus den Kreuzzügen und verbindet die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernste geschichtlicher Wahrheit. Er singt frommbegeistert für die Sache der Christenheit in der wohllautendsten Sprache. Man setzte ihm zu Rom ein prachtvolles Denkmal.

Portugal feierte die Höhezeit seiner Poesie. Sein größter Dichter heißt Luis de Camões, geb. 1525, † 1579, und dessen berühmtestes Werk besingt „die Lusiaden“ (Lusitanier), d. h. Vasco de Gama's Fahrt nach Ostindien (S. 478). Der bezaubernde Wohlklang dieser Verse entzückte sein Volk, es lernte und sang sie in den Palästen und Hütten. — Auch in Spanien erreichte die Poesie ihre höchste Blüte. Der erste seiner Dichter ist Miguel Cervantes Saavedra, 1547—1616. Mit 24 Jahren verlor er in der Schlacht bei Lepanto (S. 525) den linken Arm; dann war er fünf Jahre lang Sklave in Algier. Er dichtete sehr Vieles, Sonetten, Elegien, Schauspiele, Romane, Novellen.

Sein gepriesenstes Werk ist der in alle Sprachen übersetzte Roman Don Quijote, darin er die Phantasterei des Ritterthums in ihrer Lächerlichkeit darstellt. Don Quijote ist der heldenmüthige Ritter, der gegen eine Windmühle anreitet, weil er sie für einen Riesen hält. Das Buch ist das vollendetste aller Romane; originell im höchsten Grade, enthält es die trefflichste Charakterzeichnung und einen Witz, der einem allerdings den Leib erschüttert.

Noch ein Größerer trat in dieser Zeit in England auf, William Shakespeare, geb. 1564, † mit Cervantes 1616. Er war der Sohn eines Wollwebers zu Stratford. Seine Jugend liegt im Dunkeln. Früh verheiratet gieng er nach London auf's Theater. Bald schrieb er selbst Schauspiele, welche dem Publikum außerordentlich gefielen. Er schrieb immer mehre und herrlichere, und erwarb sich damit einen solchen Ruhm, daß auch die Königin Elisabeth auf ihn aufmerksam wurde und ihn des Zutritts in den Palast würdigte. Sie lernte ihn sehr hoch schätzen und erfreute sich seiner seltenen Geisteserzeugnisse.



Fig. 182. William Shakespeare.

Seine vorzüglichsten Werke sind: die Trauerspiele Hamlet, Macbeth, König Lear, Othello, dann die Lustspiele: Ende gut alles gut, der Kaufmann von Venedig, die lustigen Weiber von Windsor, der Widerspenstigen Zähmung. Wir haben 35 Dramen von ihm, deren Aechtheit außer Zweifel steht; doch gehen noch mehrere unter seinem Namen. Jedes seiner Stücke ist ein vollendetes Ganzes, in welchem alle Theile sich harmonisch um eine Hauptidee bewegen. Er kennt den Menschen bis in die innersten Falten des Herzens hinein und das Leben und Treiben in allen Ständen vom Throne herab bis zu den Handwerkern und Knechten, und nicht nur das seines Landes, sondern auch der Fremde, und nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Vergangenheit, und so führt er denn die ganze Menschheit in ihrem Adel, ihrer Erhabenheit und Trefflichkeit und wiederum in ihrer Gemeinheit, Thorheit und Erbärmlichkeit auf's treueste an unsern Seelen vorüber. Seine Personen sind auf's schärfste gezeichnet und die Handlung ist in der lebendigsten Bewegung. Seine Rede ist mächtig und gewaltig wie ein Strom

und Sturm, und wieder so sanft und zart wie ein Lufthauch und der Duft auf einer Blume. Er ermuthigt, erhebt, befeuert, er rührt und erschüttert bis ins Mark hinein, und er sänftigt, begütigt, friedigt, erquickt und entzückt. Shakespeare heißt „ein Riesengeist, ein Genius höherer Art"; er ist vielleicht der größte aller weltlichen Dichter. a. 1613 zog er sich mit einem erworbenen beträchtlichen Vermögen auf's Land zurück, um da im Schoße seiner Familie seine übrigen Tage in glücklicher Ruhe zu verleben. Er starb aber schon 52 Jahre alt. Erst spät hat ihm seine Nation in der Westminsterabtei zu London ein würdiges Denkmal gesetzt.

Wir haben im 16. Jahrh. auch von der Tonkunst zu reden, aber nur von der geistlichen. Die deutsche Reformation begleitete eine heilige Musika. Zu den unvergleichlichen Kirchenliedern wurden köstliche Choräle gesetzt. Die kräftigsten und klangvollsten schuf wieder Luther selbst. Sein Choral: Ein feste Burg rc. wird noch heute um seiner überwältigenden Kraft und seiner majestätischen Schönheit willen als etwas Einziges bewundert. — Katholischerseits bildete sich die heilige Tonkunst zuerst in den Niederlanden aus; es vollendete sie Giovanni Pierluigi von Palestrina (dem alten Präneste,) geb. 1514, † 1594 als Kapellmeister zu Rom. Die katholische Kirchenmusik war mit der Zeit ganz weltlich und sogar frivol geworden. Palestrina erhob sie wieder zur Würde und einfachen Schönheit, darum ihn die Katholiken „den Retter der heiligen Tonkunst" nennen; er vervollkommte die Harmonie der niederländischen Meister auf's Höchste. Seine sechsstimmigen Messen und Motetten ergriffen den Papst und die Kardinäle so sehr, daß alsbald die bisherige ärgerliche Musik aus den Kirchen entfernt und die seinige dafür eingeführt ward. In seinem Geist componirten dann auch Andere, aber keiner erreichte ihn. Sein tiefergreifendes Stabat mater dolorosa (Es stand die schmerzensreiche Mutter) wird noch alljährlich in der Sixtinischen Kapelle zu Rom aufgeführt.

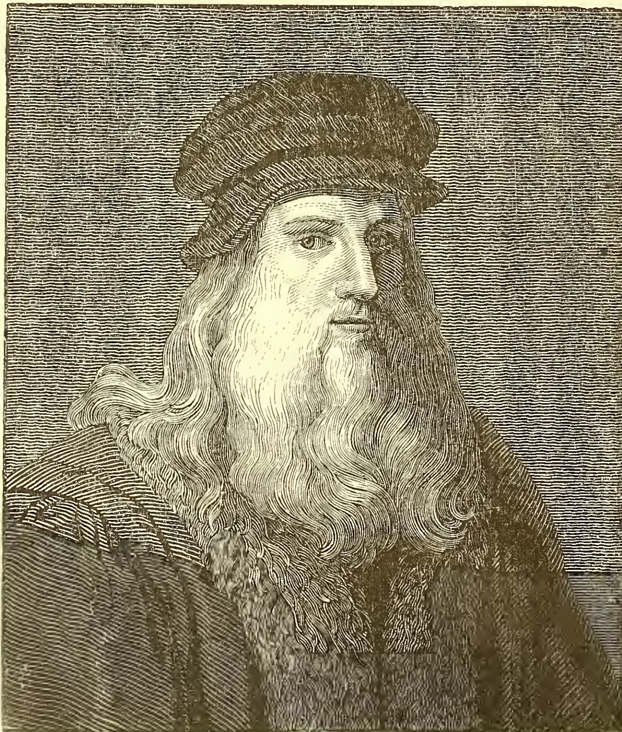
Das 16. Jahrh. ist das Zeitalter, wo die Malerei sich in höchster Vollkommenheit entfaltete. Wie die Bildhauerei der perikleischen Zeit unübertroffen und unerreicht dasteht, so verhält sich's mit der Malerei dieser Zeit. Es wurde aber vornehmlich al fresco, d. i. auf nassen Kalkgrund, und in Oel, mit Oelfarben auf gewichste Leinwand und Holz, gemalt. Die Oelmalerei verdient doch wohl den Vorzug vor allen Arten, weil sie die frischeste und dauerhafteste ist. — Schon im 15. Jahrh. traten in den Niederlanden sehr ansehnliche Maler auf. Insonderheit waren es die Gebrüder Hubert und Johann van Eyk zu Brügge, welche Treffliches leisteten († 1426. 1440). Nach ihnen bewies sich Hans Memling von Brügge sehr tüchtig. Auch in Deutschland gab es schon bedeutende Farbenkünstler, so namentlich Martin Schön (Schongauer † 1488) von Colmar, Bart. Zeitblom von Ulm und Mich. Wohlgemuth zu Nürnberg. Diese altdeutschen Maler bildeten schon schöne, ausdrucksvolle, geistreiche Gesichter, aber ihre Figuren sind noch steif.

Nun aber erschienen die Heroen der deutschen Malerei. Ich nenne die drei berühmtesten und beginne mit dem Fürnehmsten, einem Schüler Wohlgemuths. Albrecht Dürer, ein Nürnberger, geb. 1471, † 1528, ist ohne Frage der größte Maler, allen überlegen an Gemüthstiefe und Ideenreichthum. Mit seinem angebornen hohen Genie verband er das ernstlichste Studium seiner Kunst. Er zeichnet meisterhaft und den ganzen Menschen nach allen Körperverhältnissen. Das Charaktervolle in seinen Gesichtern findet man selbst in den italienischen Schulen nicht. Ungemein sinnreich ist ferner seine Composition, d. i. Zusammenstellung der einzelnen Gegenstände zu einem Ganzen.

Schon gereift besuchte Dürer 1505 Venedig und Bologna, und selbst die Italiener bewunderten und beneideten ihn. Auch nach den Niederlanden begab er sich, wo er ausnehmend verehrt wurde. Kaiser Max I. erhob ihn zu seinem Hofmaler. Seine gepriesensten Werke sind: die Anbetung der Könige (jetzt zu Florenz), die heil. Dreieinigkeit (zu Wien), Maria mit dem Christuskinde (zu Prag), die 4 Apostel (in München), sein letztes die Kreuztragung. Ein herrliches Porträt ist im Besitz der Holzschuher zu Nürnberg. Dürer war auch ein

ausgezeichneter Bildhauer und Kupferstecher, Erfinder der Radirung und Aetzkunst und durch seine zahlreichen Kupferstiche machte er guten Geschmack allgemeiner. In seiner Kunst und in seinem Leben war er deutsch und ein frommer Christ, der schon 1518 dem Mann der Thesen huldigte durch Uebersendung „seines Dings", und bezeugte: Luther hat mir aus großen Nöthen geholfen. — Den Lukas Cranach, eigentlich L. Sunter von Cranach (Kronach), 1472—1553, kennen wir schon als freiwilligen Theilnehmer am Unglücke Johann Friedrichs (S. 515). Er wurde in Franken gebildet, trat aber in die Dienste des kursächsischen Hofes und ward Luthers Freund. An diesem Maler bewundert man die große Mannigfaltigkeit und die sorgfältige Ausführung seiner Bildungen. Auch nimmt man in seinen Gemälden eine gewisse kindlich unschuldige Schalkhaftigkeit ergötzlich wahr. Bedeutend sind seine Altarbilder in Schneeberg, Meißen, Wittenberg und Weimar; von ihm haben wir auch das beste Bild Luthers (vgl. Fig. 148).

Hans Holbein, der Jüngere, ein Augsburger, 1498—1543 (und Sohn eines großen Malers † 1524), ward verherrlicht fast wie Dürer im In- und Auslande, besonders in England, wo er auch starb. Bei ihm findet sich das feinste Gefühl für Naturwahrheit, er malte alles so ganz der Natur getreu, wie kaum noch ein Anderer. Seine Formen sind vollendet und seine Farben wunderbar klar und durchsichtig. An Geist und Kraft steht er dem Dürer nach, durch freien großartigen Styl übertrifft er ihn. Der größte Schatz von seinen Werken befindet sich in Basel, wo Holbein das Bürgerrecht hatte, dort schmückte er das Rathhaus mit Wandgemälden. Berühmt ist auch sein „Todtentanz;" Zeichnungen von ihm in Holzschnitten ausgeführt, welche den Sieg und Triumph des Todes über alles Fleisch darstellen.


Fig. 183. Lionardo da Vinci.

Wie Dürer auch ein trefflicher Bildhauer war, so stieg überhaupt die Bildnerei in dieser Zeit zu einer vorher im Abendlande unbekannten Meisterschaft. Die zwei belobtesten deutschen Bildhauer sind: Adam Kraft † 1507, von welchem das kunstvolle Sakramentsgehäus in der Lorenzkirche zu Nürnberg, und Peter Vischer † 1529, von welchem das herrliche Sebaldusgrabmal daselbst herrührt.

Zur höchsten Stufe schwang sich die Malerei unstreitig in Italien, und es sind namentlich fünf Sterne erster Größe, die ich da zu zeigen habe.

Lionardo da Vinci, geb. 1452 bei Florenz, † 1519, ist der Früheste. Er lebte lange zu Mailand am Hofe des Herzogs, der ihn als Freund behandelte; Fürsten und Könige fanden sich in seinem Umgange geehrt. Er war auch der Erste, der über die Malerkunst schrieb; zugleich Bildhauer, Architekt, Ingenieur und Dichter.

Die Gebilde dieses vielseitigen Meisters sind höherer Art, voll Geist und Leben, von zartester Durchbildung. Er weiß einen wundersamen Schmelz über seine Gemälde auszugießen. Unter seinen vorzüglichsten Werken nenne ich: Maria mit dem Christuskind auf dem Schoß und von zwei Engeln gekrönt (zu Mailand), die Anbetung der Könige (zu Florenz) mehrere hl. Familien. Seine berühmteste Arbeit ist aber: das Abendmahl des Herrn auf einer Wand im Refectorium des Dominicanerklosters zu Mailand, von dem so viele größere und kleinere Kupferstiche zu sehen sind. Diese herrlichen Köpfe mit Wehmuth, Staunen, Jammer, Schrecken und Entsetzen im Angesicht (denn der Herr hat den Aposteln eben seinen Verrath verkündigt), machen auch im Kupferstich einen unbeschreiblichen Eindruck. Wie muß er einst vom Original gewesen sein! Leider ist dasselbe durch Vernachlässigung und Ueberarbeitung fast verdorben.

Michelangelo (eig. Agnuolo) Buonarotti, geb. 1475 aus einem Grafengeschlechte bei Canossa, † 1564. Früh glühte in ihm die Liebe zur Kunst und sein Sehnen und Streben gieng nach dem Vollkommensten. Er ward Maler, Bildhauer und Architekt, auch Dichter, und erstieg in jedem Fache eine eminente Höhe, genügte sich aber nie, sondern rang immer nach Höherem. Er rang auch nach Gottes Frieden und hieng zeitlebens mit Verehrung an dem verbrannten Savonarola.



Fig. 184. Michelangelo.

Schon als Jüngling bildete er einen schlafenden Amor so schön, daß derselbe, als er ihn nach abgebrochenem Arme vergrub und auffinden ließ, für eine ächte Antike gehalten und von einem Kardinal um theures Geld gekauft wurde; Angelo legitimirte sich hierauf als Verfertiger durch Vorzeigung des Armes. Unter seinen meistervollen Bildhauerarbeiten glänzen seine Statue des Moses zum Grabmal des Papstes Julius II. in Rom und seine Statuen der Medici zu Florenz. Als Architekt baute er die neue Peterskirche zu Rom bis zur Wölbung der Kuppel. Das Herrlichste, was er in der Malerei hervorbrachte, sind: die Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle (gewaltige Propheten und Sibyllen ꝛc.) und das jüngste Gericht an der Seitenwand dieser Kapelle. Er malte nur al fresco. Das Eigenthümliche aller seiner Werke ist das Großartige, Gewaltige, Kolossale. Sein Leben war eine Reihe von Triumphen; er wurde mit Geld und Ehren überschüttet.

Der Erste aller Maler, Gipfel und Krone der Malerei, ist Rafael Santi von Urbino, 1483—1520, Sohn eines Malers. Er fertigte schon als Knabe Kopien seines Lehrmeisters Perugino, die von den Originalien nicht zu unterscheiden waren. Er bildete sich, wie Angelo, in Florenz vollends aus. In seiner Seele lebte das Ideal der Schönheit und er ringt ihm mit dem heißesten und stärksten Verlangen nach und wird sein habhaft zur Dar-

stellung. In seinen Werken ist alles lauterlich-, harmonisch-, ernst und ruhig-, hehr und vollendet-schön.

Er wurde von Julius II. nach Rom gerufen, um Wandgemälde in den Prunkzimmern des Vatican zu fertigen; als der Papst die beiden ersten Bilder von ihm sahe, ließ er die prächtigen Gemälde in den benachbarten Zimmern alle herunterschlagen, damit Rafael alle Zimmer ausmale. Außer diesen seinen Frescobildern führe ich noch einige seiner Oelgemälde an: die hl. Cäcilie (zu Bologna); die Krönung Maria's, Christus am Oelberge, die Grablegung Christi (alle 3 in Rom), die sog. Sixtinische Madonna (in Dresden). Du hast sie wohl schon im Kupferstiche gesehen, es ist die mit den allerliebsten Engelsköpfen unten. Ach, wenn du das Originalbild selber sehen könntest, wie die jungfräuliche Mutter leicht auf Wolken herschwebt im blauen Gewande mit dem Antlitz unsterblicher Erhabenheit und Schönheit, das göttliche Kind am Herzen tragend! Er malte noch wohl 50 Madonnen, alle voll des Zaubers der reinsten Mutterliebe. Sein letztes Gemälde gilt zugleich für sein Meisterstück: die Verklärung Christi. Rafael war selbst einer der schönsten Menschen, an Körper und Gemüthe, der in einer fast unübersehbaren Schar herrlicher Werke die Idee des Schönen, die ihm immerdar vorschwebte, offenbaren durfte, ehe er im 37. Jahr an Entkräftung starb.

Ant. Allegri von Correggio, 1494—1534, entfaltete sein frühreifes Kunstgenie zu Parma. Bei ihm ist alles in Liebreiz getaucht. Er gießt über seine Gestalten eine wonnige Verklärung aus. In der Beleuchtung ist er der größte Meister; er hat ein zauberisch wirkendes Helldunkel.

Zu seinen Frescogemälden gehört: die Himmelsahrt Christi und die der Maria (in Parma). Zwei seiner vorzüglichsten Oelbilder hängen in Dresden: die büßende Magdalena und die heilige Nacht. Wenn man Letzterer noch ferner steht, sieht man einen Lichtball in der Mitte einer dunklen Wand; näher tretend heben sich nun zarte Gliedmaßen aus dem Lichtball; er ist das heilige Kind, auf dem Schoße seiner Mutter, die das selige Angesicht zu ihm herabbeugt und den ersten Gruß vom Lichte der Welt auf ihrem Schoße in ihr liebliches Antlitz empfängt; dann erst sieht man auch die Hirten und Hirtinnen herumknieen, wie geblendet von dem neuen Lichte.

Tiziano Vecellio, geb. 1477 zu Cadore, † 1576. Er hat die Kunst in Venedig verherrlicht oder Venedig durch seine und seiner Schüler Kunst. Was soll ich von diesem noch sagen, von dem allein Karl V. gemalt sein wollte? Seine Bilder, großartig aufgefaßt und seelenvoll ausgeführt, leben und sprechen mit dir. Er ist der größte Kolorist (Farbenmeister), „bei ihm feiern die Farben durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Uebereinstimmung untereinander den höchsten Triumph." Tizians schönstes Werk ist wohl die Himmelfahrt Mariä; für unvergleichlich gelten seine Frauenbildnisse.

Man könnte darüber sinnen, wie es kommt, daß aus dem Schoße der katholischen Kirche gerade in der Zeit ihres tiefsten Verfalls solch ein Glanz der Kunst und der heiligen Kunst aufgeleuchtet hat. Was man sich aber auch Günstigeres mag denken dürfen, so viel bleibt immer gewiß, daß in dieser Welt das Schöne, selbst wenn es auf religiösem Gebiete sich bewegt, doch in der That vom Wahren und Guten getrennt gehen kann.

III. Der dreißigjährige Krieg und die englische Staatsumwälzung.

§ 1. Beginn des dreißigjährigen Krieges.

In Deutschland wurde mit dem 17. Jahrh. das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten ein äußerst gespanntes. Es war das vornehmlich ein

Werk der Jesuiten, welche alles aufboten, jene gegen diese zu erbosen. Sie schilderten die Protestanten als Gottes Widerwärtige und die ärgsten Feinde der Religion; sie gebrauchten entsetzliche Schimpfworte von ihnen und namentlich von Luther, den sie als einen wahren Abgesandten der Hölle hinstellten; sie giengen soweit zu predigen, wer bei einem lutherischen Prediger das Abendmahl genöße, der empfange statt Christi den Teufel selbst. Auch behaupteten sie, es sei kein Religionsfriede geltend, den der Papst nicht bestätigt habe, und darum sollte man getrost zum gottgefälligen Krieg gegen die Ketzer schreiten.

Die Protestanten mußten die ihnen drohende Gefahr erkennen. Und als nun die Reichsstadt Donauwörth zur Entrüstung des ganzen protestantischen Deutschlands so empörend behandelt wurde (S. 532), da schloß Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz mit den Fürsten von Baden, Württemberg, Ansbach, Anhalt ꝛc. und 15 Reichsstädten auf einem Convente zu Ahausen (im Ansbachischen) 1608 eine evangelische Union zu gemeinsamem Schutze gegen die Feinde des Evangeliums. Dagegen errichteten nun aber die Katholischen unter Leitung des mächtigen Herzogs Maximilian von Bayern eine Liga (wie in Frankreich S. 549), zu welcher mit ihm die drei Geistlichen Kurfürsten, mehrere Bischöfe und der erzbigotte Erzherzog Ferdinand von Steyer (S. 531) traten. Beide Vereine standen sich drohend gegenüber, gestützt auf Frankreich und Spanien. Heinrichs IV. Tod (S. 552) vertagte noch den Ausbruch des aufgezogenen schwarzen Gewitters; in Böhmen sollte es endlich losbrechen.

Auch in Böhmen hatte die Reformation breiten Boden erlangt. Die böhmischen Brüder (S. 442) hatten sich ungemein gemehrt, ebenso hatte die von Sachsen her eindringende neue Lehre Unzählige ergriffen. Ueber $^{3}/_{4}$ der Böhmen waren protestantisch geworden, doch mehr calvinisch als lutherisch. Ferdinand I. hatte es geschehen lassen, Max II. es fast begünstigt. Rudolf II. (S. 531) begann zwar die Protestanten zu verfolgen, sie zeigten ihm jedoch in ihrer Tschechennatur dermaßen die Zähne, daß er sich vor ihnen fürchtete und ihnen auf ihr Andringen 1609 den Majestätsbrief und einen Vergleich ausstellte, worin ihnen freie Religionsübung zugesichert ward. Weil aber seine Söldnertruppen Unfug im Lande verübten, so fielen die Tschechen seinem Bruder Matthias zu, der ihn schon bezüglich seiner andern Hausstaaten vergewaltigt hatte und 1611 auch Böhmen mit gewappneter Hand in Besitz nahm. Aus Aerger über das, was der Schwache nicht zu verhindern vermochte, starb er 1612.

Matthias nahm nun auch den Kaiserthron ein, 1612—19. Bei seiner Krönung zu Frankfurt gieng es außerordentlich prachtvoll her. Der Kaiser hatte 2000 Reitpferde und 600 sechsspännige Kutschen bei sich. Beinahe alle Großen waren versammelt mit glänzendem Gefolge. Manches Reichsfreiherrlein verthat dazu drei Jahreseinkünfte seiner schmalen Besitzung. Man lebte in hoher Freud und Herrlichkeit und im Taumel derselben dachte niemand, welch furchtbares Jammergeschick für Deutschland unter diesem Kaiser anheben werde. — Der Krönungsjubel verscholl und Matthias war kein Oberhaupt, die feindlichen Parteien zu versöhnen. Energielos stand er auf jesuitischer Seite. Der Kinderlose nahm den entsetzlichen Steyrer Ferdinand, seinen Vetter, an Sohnes Statt an. Diesen sollten die böhmischen Stände noch bei seinen Lebzeiten zu ihrem König nach ihm wählen. Sie thaten es nach viel Widerstreben unter der Bedingung, daß er ihnen ihre Rechte und Freiheiten beschwöre. Ferdinand beschwor dieselben und sie krönten ihn 29. Juni 1617. So verschaffte ihm Matthias darauf auch die Nachfolge in Ungarn. Indessen wurde Böhmen durch 10 Statthalter, 7 katholische und 3 evangelische, verwaltet. Aber seit Ferdinand's Krönung hoben die Jesuiten ihr Haupt höher empor, und er selbst schloß mit Spanien einen Geheimbund zum hl. Kampfe.

Nun trat den 31. Okt. 1617 das Jubelfest der Reformation ein und wurde allenthalben von den Protestanten Deutschlands mit höchster Solennität gefeiert. Darüber wuchs die Erbitterung der Katholiken noch um vieles, die Jesuiten aber flammten von Zorn und Eifer, und die in Böhmen verkündigten zum Hohn des von Ferdinand beschworenen Majestätsbriefes laut, daß nunmehr der Protestantismus im Lande mit Stumpf und Stiel werde ausgerottet werden. Es läßt sich denken, wie das die protestantischen Tschechen erregte. Hier in Böhmen neigte sich das finstere Gewölk herab. Es bedurfte nur noch einen Anlaß, so kam das Wetter zum Ausbruch, jener große Religions- und Bürgerkrieg, der ganz Deutschland grauenvoller heimsuchte als je ein Krieg.

In den Städten Klostergrab und Braunau hatten die Protestanten neue Kirchen gebaut, gänzlich der Meinung, sie seien in vollkommenem Rechte dazu; denn im Majestätsbriefe war den Gliedern des Herren- und Ritterstandes und allen Städten samt und sonders dieses Recht zuerkannt. Die Katholischen behaupteten, die Städte in geistlichen Gebieten seien davon ausgenommen; doch erlaubte der Vergleich protestantischen Kirchenbau auch in diesen. Der Prager Erzbischof, mit der Aufsicht über die königlichen Güter betraut, fieng an protestantische Pfarrer abzusetzen. Auf Grund höchster Entscheidung wurde die evangelische Kirche in Klostergrab, Dez. 1617, niedergerissen, die in Braunau gesperrt; hier warf man auch einige sich widersetzende Bürger in's Gefängniß.

Da schrieen die Protestanten laut über Verletzung des Majestätsbriefs. Der tapfere Graf Heinr. Matthias von Thurn stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Er versammelte die evangelischen Stände in Prag, 18. März 1618. Man verfaßte eine Bittschrift an die Statthalter um Aufrechthaltung der Religionsfreiheit und Freigebung der gefangenen Braunauer. Darauf empfieng man eine ausweichende Antwort. Jetzt richteten die Stände eine Bittschrift an den Kaiser; sie wurden keiner Antwort gewürdigt. Endlich rief man sie vor die Statthalter in's Schloß, um den Inhalt eines dort eingelaufenen kaiserlichen Schreibens zu vernehmen. Darin wurden sie abschlägig beschieden, der Ordnungsstörung beschuldigt und bei Fortsetzung derselben mit Strafe bedroht. Sie hörten es mit Staunen. Nun verbreitete sich das Gerücht, der kaiserliche Brief sei gar nicht in Wien, sondern zu Prag in der Statthalterei geschrieben worden. Da dringen, 23. Mai 1618, die Protestanten zahlreich und bewaffnet in's Schloß und in die Kanzlei, wo eben vier Statthalter anwesend sind. An diese wird die Frage gestellt, ob sie einen Antheil an dem kaiserlichen Schreiben hätten. Sie weigern sich, Rede zu stehen; es war vom Kardinal Khlesl verfaßt. Darüber entspinnt sich ein Wortwechsel, einer der Eingedrungenen schreit: „Werft sie nach altböhmischem Brauch als Feinde des Gemeinwohls zum Fenster hinaus!" (S. 440). Da nimmt man die beiden verhaßtesten der Statthalter, Martinitz und Slawata, und stürzt sie aus dem Fenster hinab und den Sekretär Fabrizius, der es hindern wollte, schickt man ihnen nach. Sie fielen 60 Fuß tief in den Burggraben, so doch, daß jeder mit dem Leben davon kam und nur Slawata sich schwer verletzte. — Diese frevle Gewaltthat entschuldigten die Böhmen mit der ihnen nöthig gewordenen Selbsthilfe; Thurn wollte den Bruch mit Habsburg unheilbar machen. Rasch schritten sie voran. Sie übernahmen die Verwaltung des Landes selbst, wozu sie einen Ausschuß von 30 Edelleuten aufstellten. Der erste Regierungsakt derselben war, daß sie die Jesuiten, „diese giftigen Schlangen und Ursächer alles Uebels", auf ewig aus dem Lande verwiesen.

Was sagt aber der Kaiser und der erwählte König dazu? Der kranke Matthias wünscht die Sache beizulegen und selbst der Kardinal Khlesl, sein vornehmster Rath, stimmte gegen Anwendung der Strenge, welche bei der bekannten Art der Tschechen die traurigsten Folgen besorgen ließ. Aber der energische Ferdinand, auf Spanien gestützt, war anderer Meinung und sprach: „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer!" und da er schon mehr Gewalt hatte als der sieche Kaiser, so

setzte er seinen Willen durch. Rüstungen werden gemacht und zahlreiches kaiserliches Kriegsvolk marschirt nach Böhmen. — Es rüsteten aber auch die Böhmen; und sie hatten an dem Grafen Thurn einen tüchtigen Befehlshaber. Auch knüpften sie Verbindung mit dem überwiegend evangelischen Nachbarlande Schlesien, woher sie einigen Zuzug erhielten, und sogar mit dem fernen Fürsten des meist protestantischen Siebenbürgens, dem kühnen Bethlen Gabor, der ihnen durch einen Einfall in die östreichischen Staaten nützlich werden konnte. Sie fanden lebhafteste Theilnahme in Oestreich selbst, wo noch unzählig viele dem Protestantismus anhiengen, und in allen deutsch-protestantischen Gebieten, wo man die allgemeine Gefahr für den Glauben erkannte; und es liefen ihnen von hier und dort Krieger zu. Kaum regte sich die Union für sie; nur Graf Ernst von Mansfeld, ein tapferer und scharfsichtiger Führer, kam mit einigen tausend Söldnern zu Hilfe. Thurn und Mansfeld gewannen die Oberhand gegen die eingerückten kaiserlichen Truppen, von denen schon ein Theil wieder das Land verließ.

So standen die Sachen, als Kaiser Matthias 20. März 1619 am Schlage starb. Das Reich war ohne Haupt in dieser ernsten, bedenklichen Zeit; ein Haupt mußte ihm gegeben werden, das geeignet wäre, die finstern Geister der Zeit mit dem Geiste der Weisheit und Liebe zu bannen und die Kurfürsten wählten 28. Aug. 1619 Ferdinand! Selbst die von Sachsen und Brandenburg gaben ihm bereitwillig ihre Stimme; solch eine Ehrerbietung genoß noch das Haus Habsburg. Dieser Ferdinand II. (1619—37) wurde Deutschlands Verderber.

Er sollte nun auch vollmächtig über Böhmen herrschen. Noch zehn Tage aber vor seiner Kaiserwahl hatten die Böhmen, welche unterdessen bis vor Wien gedrungen waren, wiewohl sie es vergeblich belagerten, ihn „als einen Erzfeind des evangelischen Glaubens und Knecht der Jesuiten" feierlich ihrer Krone verlustig erklärt. Sich stützend auf ihr freies Wahlrecht, erkoren sie einen Andern zu ihrem Könige, wozu sie sich den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den Schwiegersohn des englischen Königs Jakob I., das Haupt der Union, ausersahen. Diesem wurde wohl von allen Seiten abgeredet, die Wahl anzunehmen; aber der Ehrgeizige that es doch, von seiner stolzen Gemahlin gereizt, welche, eines Königs Tochter, eine Krone tragen wollte. — Wie hatten sich aber die Böhmen bei ihrer Wahl vergriffen! der 23jährige Friedrich war leichtsinnig, dem Wohlleben ergeben, ohne politische Einsicht und Klugheit, ohne militärische Tüchtigkeit, ohne Kraft und Ausdauer. Er wurde mit Begeisterung aufgenommen und zu Prag mit großer Herrlichkeit gekrönt, 4. Nov. 1619; aber seine Regierung ließ sich schlimm an.

Tanz, Jagd, üppige Gastmähler, pomphafte Aufzüge beschäftigten ihn. Sein mitgebrachtes Geld war bald verschwelgt; nun besteuerte er das bereits ausgesogene Land über dessen Kräfte. Bald mangelte es am Nothwendigsten, selbst an den Mitteln zur Ausrüstung eines starken Heeres, das er doch vor allem bedurfte. Dazu erbitterte er durch sein confessionelles Verhalten. Als Reformirter stellte er sich nicht bloß zu den Katholiken feindlich, sondern auch zu den Lutheranern, und drohte ihnen mit Abschaffung ihres Cultus. Sein blindeifriger Hofprediger Scultetus predigte gegen Papstthum und Lutherthum zugleich und schon begann man die Kirchen ihres Schmuckes zu berauben, die Altäre mit Tischen zu vertauschen, die Bilder hinauszuwerfen. So war denn die Begeisterung der Böhmen für ihn in einer Kürze verraucht und keine sonderliche Neigung mehr vorhanden, für die Erhaltung der Krone auf seinem Haupte zu kämpfen. Von auswärts aber erhielt er nur spärliche Unterstützung, die strenglutherischen Fürsten rührten sich nicht für ihn aus Widerwillen gegen seinen Calvinismus, und selbst Unionsglieder wandten sich kurzsichtig von ihm ab.

Kaiser Ferdinand hatte freilich auch keinen leichten Stand. Der furchtbare Bethlen Gabor war in sein Ungarn eingefallen und hatte nach Eroberung eines großen Theils desselben sich zum Ungarischen Könige krönen lassen. In allen Erblanden des Kaisers war Bewegung, vornehmlich in Oestreich. Indessen sandte

ihm Schwager Sigmund III. von Polen (S. 553) 8000 Kosaken zu, welche allerdings barbarisch hausten, wo sie hinkamen, aber doch zur Niederhaltung des wegigen Oestreichs gute Dienste leisteten. So versprach ihm auch Spanien ein Heer aus den Niederlanden zu senden, welches die Pfalz besetzen sollte. Der Papst gab gleich 100,000 Kronen zum Krieg gegen die Ketzer und verhieß das Doppelte im Lauf des heiligen Kreuzzuges zu spenden. Ferdinand's Hauptstütze wurde jedoch das Haupt der Liga, der kraftvolle Herzog Max, der sich zwar aus alter bayrischer Eifersucht auf Haus Habsburg anfänglich kalt gegen ihn hielt, den er dann aber durch Verspruch der Uebertragung der pfälzischen Kurwürde auf Bayern zu seinem eifrigen Helfer gewann. Es half ihm aber auch ein lutherischer Kurfürst, Johann Georg von Sachsen, welchen theils sein tiefer Haß gegen den calvinischen Friedrich, theils die ihm vom Kaiser in Aussicht gestellte Ueberlassung der seit 1526 mit Böhmen verbundenen Lausitz nebst etwas Reichstreue, dazu bestimmte.

Während nun im Norden der Sächsische Kurfürst die Lausitz überzog, rückte von Süden her Max mit seinem Feldmarschall Tilly und einem ligistischen Heer, vereinigt mit einem kaiserlichen unter Buquoy, in Böhmen ein. Ohnerachtet er sehr viele Leute durch Mangel und Seuchen und die Seitenangriffe der Böhmen einbüßte, gieng er doch entschlossenen Muthes gerade auf die Hauptstadt los, mit deren Einnahme er die Sache zu entscheiden hoffte. Nun eilte auch das böhmische Heer, das aber nicht Graf Thurn, sondern Prinz Christian von Anhalt, Friedrich's Günstling, kommandirte, auf die Hauptstadt zu; es gewann dem feindlichen den Vorsprung ab und verschanzte sich auf dem vor Prag liegenden weißen Berge. Hier am Zeugenorte von Ziska's Heldenthaten (S. 440) fand die entscheidende Schlacht statt, 8. Nov. 1620. Sonntag Mittags stürmten die Feinde in hellen Haufen heran, 32,000 Mann gegen 20,000 Böhmen. Der König soll getafelt haben, während es draußen seiner Krone galt. Seine Leute kämpften nur zum Theil tapfer; ehe eine Stunde vergieng, waren sie völlig besiegt; 4000 liegen auf dem Platze, die andern sind zerstäubt. Friedrich hat sich zu spät den Mund gewischt; als er hinauskommt, ist die Schlacht schon verloren.

Doch alles war noch nicht für ihn verloren. Die zerstreuten Truppen konnten wieder gesammelt werden, das feste Prag ließ sich vertheidigen. Mansfeld mit seinen deutschen Kriegern war noch unbesiegt und hatte das wichtige Pilsen nebst vielen Plätzen inne. Ein ungarisches Heer unter Bethlen Gabor marschirte zu seinem Beistand an. Allein aller Muth war von Friedrich gewichen, er floh trotz vielfacher Abmahnung spornstreichs mit Zurücklassung von Krone und Scepter. Er floh nach Breslau, nach Berlin, nach Holland, überall Hilfe suchend und keine findend. Der Kaiser ächtete ihn. In sein Erbland, die schöne Pfalz, kann er schon nicht mehr hinein; sie ist von Spinola's 20,000 Spaniern besetzt, welche in dem Ketzerland zu Gottes Ehren schreckliche Greuel begehen. — Wer hilft nun aber den Böhmen? Der für sie anrückende Bethlen Gabor wurde auch, obwohl mit Mühe, überwunden. Derselbe verzichtete selbst auf Ungarns Krone gegen Abtretung von 7 Gespannschaften an ihn. Mansfeld, welcher sich noch wacker rührte, unterlag gleichfalls der Uebermacht. Die trotzigen Tschechen, von aller Hilfe verlassen, beugten sich wieder unter das Joch und huldigten Ferdinand auf's neue.

Dieser erschien zunächst huldreich, damit ihm die Häupter der Schuldigen nicht entflöhen oder die Entflohenen zurückkehrten. Nach ein paar Monaten aber (sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain, stachelte ihn scharf, Exempel zu statuiren) ließ er 27 der angesehensten Protestanten grausam hinrichten. Einem ließ er erst die Hand, dann den Kopf abhauen, Einem zuerst die Zunge ausschneiden, Einen mit der Zunge an den Galgen nageln ꝛc. Der Thurn war nicht darunter, der hatte sich geflüchtet. — Jetzt scheint es aber der Sühne

genug zu sein. Freundlich läßt Ferdinand den protestantischen Edeln sagen, sie sollten sich bei ihm melden, um Verzeihung zu erhalten. Barone und Ritter kommen zu Hunderten. Es wird ihnen gnädig das Leben geschenkt. Allein eine Strafe zum Merken muß doch bleiben; Ferdinand nimmt ihnen ihr ganzes Vermögen ab oder doch das meiste, womit er theils getreue katholische Edelleute, theils und vorzüglich die Jesuiten beschenkt, die er gleich zurückgerufen und in all ihre vorigen und noch größere Rechte eingesetzt hat.

Und nun macht er mit Gewalt der Ketzerei ein Ende. Aller evangelische Gottesdienst im ganzen Lande wird streng verboten. Alle evangelischen Prediger und Lehrer müssen binnen drei Tagen zum Lande hinaus. Allem Volk wird befohlen in die Messe zu gehen; die nicht wollen, hetzt man mit Hunden hinein, oder sperrt sie ein und läßt sie hungern und frieren; Mütter läßt man ihre weinenden Säuglinge erst stillen, wenn sie katholisch werden. Endlich, wer absolut verstockt bleibt, muß über die Grenze. Da verließen an 36,000 glaubenstreue Familien, darunter 500 adelige, das unglückliche Böhmen und zogen arm nach Sachsen, Brandenburg, Preußen, Schweden, Holland, Schweiz und Siebenbürgen. Zum Schluß zerschnitt Ferdinand den Majestätsbrief mit eigener Hand, 1627, wie er auch das böhmische Wahlreich in ein Oesterreichisches Erbland verwandelte. Darüber jubilirte die katholische Christenheit, und die evangelische ergriff Trauer und Schrecken. Die verschüchterte Union löste sich freiwillig auf, 1621.

Wie in Böhmen unterdrückte Ferdinand auch den ohnehin schon sehr beschränkten Protestantismus in Oesterreich. Es kostete ihn viele Anstrengung, besonders in Oberösterreich, wo die evangelischen Bauern unter Anführung „des Studenten" (sein Name blieb unbekannt) sich aufs Tapferste wehrten, bis endlich auch sie erlagen. Darauf ruht das Auge mit besonderer Wehmuth; denn die Oesterreicher waren einer der achtenswerthesten deutschen Stämme, vor andern empfänglich für Licht und Leben des göttlichen Wortes, aber unter der Jesuitenherrschaft allmählich verdumpft, behielten sie fast nur noch Sinn für sinnlichen Lebensgenuß.

§ 2. Der Protestantismus unterliegt in Deutschland.

Draußen im Reiche kämpften noch drei Abenteurer für die Sache Friedrichs und des Evangeliums, denen freilich am heil. Evangelio blutwenig gelegen zu sein schien. Der gleichgiltigste war Graf Ernst von Mansfeld, welcher nichts Lieberes that als schlagen; er starb übrigens katholisch. Der Andere Herzog Christian von Braunschweig, Administrator (Verwalter) des Bisthums Halberstadt, ein junger Wildfang, der aus verliebter Schwärmerei für Friedrichs Gattin Elisabeth seine Sache mit holländischen Hilfsgeldern verfocht. Da bei der Unthätigkeit der andern protestantischen Fürsten sich doch im Volk ein großer Eifer regte, so liefen diesen Feldherrn viele Krieger zu. Auch der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, den der Kaiser durch Begünstigung seines Vetters von Baden-Baden erzürnt hatte, griff zu den Waffen.

Sie trieben aber mit ihren Scharen eine böse Wirthschaft. Wo Mansfeld hinkam, in Franken, am Rhein, im Elsaß, überall wurden die katholischen Orte gebrandschatzt und namentlich die Bisthümer und Abteien hart mitgenommen. Christian von Braunschweig handelte nicht glimpflicher in Westfalen 2c. Im Dom zu Paderborn standen die zwölf Apostel von gediegenem Silber; er sprach zu ihnen: „Was stehet ihr hier müßig? Es heißt: Gehet hin in alle Welt!" Darauf ließ er sie wegschaffen und Münzen daraus prägen, die in alle Welt giengen. Wahrlich, diese Protestanten führten ein rechtes Räuberleben, was sie jedoch damit entschuldigten, daß sie ihre Söldner befriedigen müßten. Indessen machten es ihre Gegner noch viel schlimmer, besonders in Hessen und der Pfalz.

Hauptgegner war Johann Tzerklas Graf von Tilly, aus dem Lüttich'schen, ein geborner Soldat. Von früher Jugend mit ganzer Seele in den Waffen, zeichnete er sich in Niederländischen und Ungarischen Kriegen glänzend aus. Max von Bayern machte ihn zum Feldmarschall und Obergeneral der Liga. Er richtete seine Truppen

trefflich ab und sie hielten ihn hoch um seiner Feldherrntüchtigkeit willen, und weil er bei eiserner Strenge im Dienst ihnen doch vieles nachsah und alles an sie wegschenkte.

Er liebte das Geld nicht, den Wein nicht und keinerlei Wollust oder Pracht. In ihm lebte nur eine schwärmerische Liebe für die katholische Kirche. Der hagere Mann mit den großen düstern Augen, langer Nase und spitzem Kinn, ritt gewöhnlich einen kleinen Grauschimmel.

Dieser Tilly gieng den protestantischen Feldherren, welche mit ihren ansehnlichen Heeren nicht gehörig zusammenwirkten, hart zu Leibe. Bei Wiesloch erhielt er zwar, 27. April 1622, von Mansfeld eine Schlappe. Aber bei Wimpfen schlug er, 6. Mai, den Markgrafen von Baden auf's Haupt, der bald entmuthigt seine Krieger entließ und sich zurückzog. Am 20. Juni überraschte er den Christian von Braunschweig bei Höchst und schlug ihn so, daß er sein ganzes Fußvolk einbüßte. Bei dieser Gelegenheit wurden von den Siegern alle Gefangenen getödtet, sogar die verwundeten Gegner aus den Häusern, dahin man sie untergebracht, wieder herausgeworfen und auf den Straßen abgeschlachtet. Bei der nachfolgenden Eroberung von Heidelberg, Mannheim und Germersheim verübten die Tillyschen Horden die abscheulichsten Unthaten, in Germersheim metzelten sie alles nieder. Am 6. August 1623 wurde Christian bei Stadtlohn von Tilly nach dreitägiger Schlacht nochmals überwunden und sein Heer zerstreut. Er gieng nach Holland, wohin ihm Mansfeld folgte.



Fig. 185. Tilly.

So hatte der Kaiser auch im Reiche gesiegt. Max, dem er es verdankte, empfieng seinen Lohn, nämlich die Kurwürde, die jetzt von Pfalz auf Bayern übertragen wurde, nebst der Oberpfalz, während über die Rheinpfalz der Kaiser die Verfügung sich vorbehielt. Hinfort saßen nur noch zwei Evangelische im Kurkollegio. — Ganz aus war der Krieg aber nicht. Der protestantische Süden Deutschlands lag wohl stille zu des Kaisers Füßen. Da aber Tilly schon begonnen hatte, die von den Evangelischen eingezogenen Stifter und Abteien der Kirche zurückzugeben, da derselbe auch die Pfalz mit Gewalt wieder römisch zu machen versucht hatte, da sein Heer in der Oberpfalz den Protestantismus zu Boden trat, da ferner die Liga auf einer Bundesversammlung den Beschluß faßte, ihr Heer beisammen zu behalten und nach Norddeutschland zu führen, so mußte nothwendig der Verdacht bestätigt werden, daß es auf eine allgemeine Vertilgung der evangelischen Kirche abgesehen sei; und da entschlossen sich denn die zunächst bedrohten Stände des niedersächsischen Kreises (Magdeburg, Braunschweig, Mecklenburg 2c.) ernsthaft zu rüsten. Es nahmen sich jetzt auch Auswärtige der gefährdeten deutschen Glaubensverwandten an, namentlich weil man den Spaniern die Pfalz nicht lassen wollte.

England, Holland und Dänemark verbündeten sich in Haag förmlich zu ihrem Beistande. Christiern IV. von Dänemark wollte Schweden den Vorrang abgewinnen; er sollte mit englischem und holländischem Gelde ein Heer gegen die Liga werben. Dann wollte Frankreich auch am Rhein losschlagen. Der Dänenkönig gehörte als Herzog von Holstein selbst zum deutschen Reich und niedersächsischen Kreise, und dieses gekrönte Haupt wählten sich denn auch die Niedersachsen zu ihrem Kriegsobersten, so daß alles unter ein Kommando kam. Der König betrieb die Vereinigung aller protestantischen Kräfte in Norddeutschland, doch ohne Gelingen; namentlich widerstrebten die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; diese erklärten sich neutral. Und Frankreich war durch einen Hugenottenaufstand gelähmt.

Christiern rückte 1625 mit einem schönen Heer in's Feld. Aber er war doch der rechte Mann nicht für seinen Posten, eigensinnig gutem Rathe sich verschließend, viel ehrgeiziger als tüchtig. Tilly zog aus seinen Quartieren im Hessenkasselschen, welche nach seinem Abmarsch wüsten Stätten glichen, nach der Weser. Seine Horden mißhandelten alle lutherischen Lande auf ihrem Zug entsetzlich, besonders die Geistlichen, denen sie Hände und Füße abhackten, Nasen und Ohren abschnitten 2c., wofür freilich auch das Volk an Einzelnen von ihnen grausame Rache nahm. Jenseits der Weser stieß Tilly auf die protestantischen Verbündeten. Nach nichts entscheidenden Kämpfen fiel 27. Aug. 1626 die große Schlacht bei Lutter am Barenberg vor, wo der Dänenkönig so total geschlagen wurde, daß er all sein Geschütz im Stich lassen mußte und mit wenigen Reitern entrann. Sofort legten die meisten niedersächsischen Stände die Waffen nieder und unterwarfen sich dem Kaiser. Die Herzoge von Mecklenburg hielten noch am Bunde.

Der beschämte Christiern wollte den Krieg fortsetzen, schon um seine Scharte auszuwetzen. Obgleich ihm die thätigen Werber, der Mansfeld und Braunschweiger Christian, nicht mehr dabei zur Hand sein konnten, denn sie waren beide, 1626, gestorben, so brachte er doch im Winter ein neues Heer von 30,000 Mann zusammen. Aber jetzt kommt neben dem furchtbaren Tilly noch ein Furchtbarerer über ihn. — Der Kaiser empfand einen heimlichen Verdruß darüber, daß die Liga alles thue, deren Haupt der Bayernfürst sei, so daß dieser in der That den Hauptruhm und das meiste Ansehen in Deutschland gewann. Er wünschte darum ein eigenes Heer auf dem Kriegsschauplatz zu haben. Aber zur Anwerbung und Ausrüstung eines solchen gehörte Geld und seine Kassen waren dermalen leer und seine Staaten so erschöpft, daß sie keine neue Lasten tragen konnten. Da bot sich ihm zur Verwirklichung seines Wunsches der Wallenstein dar.

Albrecht von Waldstein, geb. 1583 zu Hermanic in Böhmen, war der Sohn eines protestantischen Edelmanns. Da aber seine Eltern frühzeitig starben, so kam er unter einen Oheim, der ihn katholisch erziehen ließ. Er war ein wilder Bursche und in der Jesuitenschule lernte er wenig. Etwas fleißiger studirte er auf den Universitäten Padua und Bologna, wo er sich besonders mit Mathematik beschäftigte, auch Astrologie mit Vorliebe trieb. Und die Sterne weissagten ihm eine Krone! Dann machte er Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich 2c., und sammelte sich Erfahrungen. Sein Beruf war das Soldatenthum, er gab sich mit seinem ganzen Wesen hinein. Er focht tapfer gegen die Türken und Venedig; im böhmischen Aufstand hielt er fest zum Kaiser, der ihn in den Grafen- und Fürstenstand erhob, 1623. Zu den Gütern, die er durch seine erste Gattin erhalten, nahm er nun den Verwandten seiner Mutter ihr ganzes Erbe ab und kaufte noch dazu um einen Spottpreis enorme Ländereien protestantischer Edeln, die er mit schlechtem Gelde bezahlte. Zuletzt ließ er seine Herrschaft Friedland zum Herzogthum machen und war nunmehr der reichste Mann weit und breit.

Dieser Wallenstein erbot sich gegen den Kaiser, ein Kriegsheer für ihn zusammenzubringen. Der entzückte Kaiser ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen mit ausgedehnten Vollmachten. Wallenstein steckte seine Werbfahne in Böhmen, Franken, Schwaben auf und von allen Seiten eilte man dazu, bis er 40,000 Mann beisammen hatte. Dieses sein Heer organisirte er so, daß es ein geschlossenes Ganzes bildete, wo Glied an Glied hieng; er aber war die allbelebende Seele. Erhalten wurde es durch Kontributionen, d. h. Brandschatzung der Länder, in denen er kriegte. Obwohl er äußerste Schärfe im Dienst gebrauchte, Ungehorsame und Feige schwer, ja mit dem Tode bestrafte, pflegten ihm doch seine Krieger klettenfest anzuhangen; sie bewunderten sein Feldherrntalent, seinen Scharfblick, seine Entschlossenheit und durchdringende Kraft, und erfreuten sich an seiner großen Sorgfalt für seine Leute, an dem hohen Sold, den sie empfiengen, an der Freigebigkeit, mit der er die Braven belohnte, und daß bei ihm jeder Gemeine durch Verdienst sich zu den höchsten Offizierstellen hinaufschwingen könne.

Mächtig zog auch sein geheimnißvolles Wesen an: Er steht gewiß im Bund mit geistigen Mächten; ist unverwundbar, stich- und kugelfest; das Glück haftet an seiner Fahne! Wallenstein hatte eine lange, hagere Gestalt, schwarze, kurzgeschnittene Haare, ein gelbes und finsteres Gesicht, kleine, stechende Augen, eine räthselvolle Miene; er trug rothe Hosen, einen rothen Mantel und seine Erscheinung hatte etwas Dämonisches.

Christiern drang mit einem namhaften Heer, April 1627, in Deutschland vor. Aber Tilly trieb ihn nach Holstein zurück. Und nun kam auch Wallenstein. Aus Schlesien durch Brandenburg marschirend überzog er zuerst Mecklenburg, verjagte seine beiden Herzoge und nahm ihr Land in Besitz. Hierauf vereinigte er sich mit Tilly und beide brachen jetzt in Holstein ein. Einer solchen Macht kann der Dänen-König nicht einen Augenblick stehen; sie jagen ihn nach Schleswig, nach Jütland; sie durchziehen die Halbinsel unter den ärgsten Verheerungen; Christiern muß nach der Insel Fünen fliehen. — Tilly und Wallenstein aber vertrugen sich nicht gut neben einander. Letzterer wollte allein der Herr, und Ersterer nicht der Diener sein.



Fig. 186. Wallenstein.

Der Winter nahte und Tilly, froh, von dem Hochmüthigen wegzukommen, zog sich nach der Weser zurück. — Wallenstein, dessen Heer bis auf 100,000 Mann anwuchs, breitete sich mit seinen Kantonirungen von Jütland bis Mecklenburg aus, und auch nach Pommern und Brandenburg verlegte er seine Scharen, welche beiden Lande friedlich zum Kaiser standen, aber nicht besser als die feindlichen behandelt wurden. Hier lag er nun bis in's dritte Jahr.

Was diese Länder alle leiden mußten, läßt sich nicht beschreiben. Die Kontributionen, welche mit rohster Gewalt erhoben wurden, beliefen sich in jedem auf viele Millionen. Dazu durften die Soldaten noch für sich thun, was sie wollten. Wallenstein erlaubte ihnen die unerhörtesten Frevel: sie preßten Bürgern und Bauern den letzten Pfennig ab, zogen ihnen das Hemd vom Leibe. Das beste Essen und Trinken war ihnen zu schlecht. Gemeine Soldaten lebten wie Edelleute, Offiziere wie Grafen, Generale wie Fürsten, während die armen Einwohner sich von Eicheln, Wurzeln, selbst Leichnamen nährten und doch ihrer viele Hungers starben. Bei jeder Gelegenheit prügelten sie die Leute, verstümmelten sie zur Kurzweil. Aus Muthwillen zertrümmerten sie alles und brannten ganze Dörfer und Städte nieder.

Im Jan. 1628 erhielt der Friedländer noch ein Herzogthum. Der Kaiser verlieh ihm das eroberte Mecklenburg, dessen beide Fürsten er ihres Landes verlustig erklärte. Nun ist Wallenstein zu einem „hohen Reichsfürsten" emporgestiegen und schon denkt er an Unterwerfung aller Reichsfürsten, zunächst aber an Vernichtung der Holländer. Denn er ist General des baltischen Meeres und mußte jetzt Pommern nehmen. Stralsund jedoch weigerte sich, eine Besatzung einzunehmen; Wallenstein belagerte es mit Macht. Aber die Bürgerschaft verband sich mit feierlichem Eide, für ihre Freiheit und das heil. Evangelium bis zum Sterben zu kämpfen. Die Stadt wurde mit Kugeln überschüttet, gestürmt und wieder gestürmt; die Bürgerschaft schlug alle Stürme ab. Wallenstein rief: „Und wenn Stralsund mit ehernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, es müßte herunter!" Allein die Bürger vertheidigten sich heldenmüthig fort, und als sie zu matt wurden, kamen ein paar tausend Schweden zu ihrer Hilfe herüber. Wallenstein mußte zähneknirschend abziehen, nachdem er 12,000 Mann vergeblich geopfert. Es war der deutsch-protestantischen Seestadt besser gelungen, als den Reformirten in Rochelle (S. 552).

Indessen bewirkte er einen Frieden zwischen dem Dänenkönig und dem Kaiser. Denn dieser schien ihm nöthig, weil Gefahr von den Schweden drohte und er gegen die beiden „Wasserkönige" sein Mecklenburg wieder verlieren konnte. Christiern ließ sich durch sehr günstig gestellte Bedingungen dazu bewegen; er bekam im Frieden von Lübeck, 22. Mai 1629, alle seine eroberten Landschaften zurück, „mehr als er selbst begehrt!" Zur Ehre gereichte ihm derselbe nicht, da er damit seine Verbündeten, namentlich die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, preisgab. Unangefochten herrschte nun Wallenstein durch Norddeutschland hin und das ganze evangelische Deutschland zitterte vor seinem Herrn, dem Kaiser.

Bereits 6. März 1629 hatte Ferdinand das Restitutionsedikt (Wiederherstellungsbefehl) erlassen, wohl auf Betrieb der von Richelieu gewonnenen Jesuiten, und sicherlich zum Schaden Oesterreichs. Allein zunächst welch ein Donnerschlag für die deutschen Protestanten! Das Edikt sprach aus, daß alle von ihnen seit dem Passauer Vertrage (1552) eingezogenen Stifter und Kirchengüter an die Katholiken herausgegeben werden sollten; die Stifte sollten wieder mit katholischen Prälaten besetzt und alle Leute darin wieder katholisch werden; beigefügt war noch, daß der Religionsfriede nur die Lutherischen angehe, die Calvinisten aber gar nirgends im Reich zu dulden seien.

Diesen letztern war also schon das Bestehen in Deutschland abgesprochen. Wie schwer aber wurden die Protestanten insgemein betroffen! Da waren zwei Erzbisthümer, Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Augsburg, Halberstadt, Minden, Verden, und unzählige Klostergebiete rückzuerstatten, welche evangelische Fürsten theils annektirt, theils ihren Prinzen „zur Verwaltung" übergeben hatten, und die Bewohner sollten wieder in die Messe gehen, vor der Monstranz, vor Marienbildern niederknien! Es war dem Kaiser ein rechter Ernst. Nach allen Seiten hin wurden sogleich kaiserliche Kommissarien, unterstützt von Wallensteinschen und Tillyschen Soldaten, zur Vollstreckung des Edikts gesandt. Und diese Kommissarien überschritten noch willkürlich ihren Befehl und restituirten auch häufig da, wo schon vor dem gesetzten Termin der evangelische Glauben bestanden hatte. Da wurden denn an hundert Orten die Prediger verjagt, die Einwohner der geistlichen Gerichtsbarkeit eines katholischen Bischofs rc. unterworfen; Galgen standen aufgerichtet, an denen sollten alle gehangen werden, welche Widerspruch einlegen wollten.

Die Evangelischen waren von Schrecken betäubt. Wiewohl die Execution durch die kaiserlichen und ligistischen Befehlshaber scharf fortgesetzt ward, wiewohl ein nächster kaiserlicher Erlaß der evangelischen Sache vollends den Garaus zu machen drohte, kein protestantischer Fürst rührte sich dagegen. Nur die Stadt Magdeburg war es wieder, die sich nicht fügte; fest widerstand sie der Vollziehung des Edikts.

Welch bitterer Gegensatz damals unter Katholiken und Protestanten statthatte, in Einem waren sie doch eins, in der schreienden Klage über Wallensteins „Vergewaltigungen," mit denen er katholische Gebiete so wenig als protestantische verschonte. Wie er mit seinen Scharen allenthalben wirthschaftete, war Allen gleich entsetzlich und unduldbar. Insgesamt verbanden sie sich, den Mann zu stürzen. Bei den Fürsten kam noch persönlicher Groll hinzu, denn der Friedländer hatte sie alle seinen Uebermuth fühlen lassen; schien ihm doch die Landeshoheit der geistlichen Fürsten nur ein veralteter Mißbrauch, durchaus wollte er den Kaiser über die Reichsverfassung setzen. Man drang vereint auf einen Fürstentag zur Abwendung von des Vaterlandes Noth, und der Kaiser, eben auch wegen Mantua mit dem Papst verfeindet, berief einen solchen nach Regensburg, 5. Juni 1630. Hier mußte derselbe denn greuliche Dinge davon hören, wie sein Oberfeldherr das gemeinsame Vaterland verderbe. Dem Ansturm aller versammelten Fürsten, unter denen besonders der zur Zeit Mächtigste, der Kurfürst von Bayern, kühn und stark redete, gab Ferdinand, um die Ernennung seines Sohns zum römischen König durchzusetzen, endlich nach und entband Wallenstein vom Oberkommando, indem er jedoch hinzufügte, daß er unschuldig sein wolle an dem Unglück, welches daraus entspringen werde. Gesandte verkündigen dem Friedländer den kaiserlichen Beschluß. Er hört sie mit stolzer Ruhe an, bewirthet sie stattlich, entläßt sie fürstlich beschenkt und zieht sich auf seine böhmischen Güter zurück, denkend: man wird mich schon wieder brauchen!

§ 3. Gustav Adolf von Schweden.

Trotz der Entfernung Wallenstein's, der für seine Person dem Restitutionsedikt abhold war, befanden sich die Protestanten in großer Noth. Der Kaiser führte es mit verdoppeltem Eifer aus, besonders froh an den Confiskationen, die seinen Geldverlegenheiten abhelfen konnten. Doch war den Protestanten bereits ein Retter nahe, Gustav Adolf, ein Enkel Gustav Wasa's (S. 509), geb. 1594, mit achtzehn Jahren schon auf dem schwedischen Thron.

Er ist hoch gewachsen und kräftigen Leibes, hat eine hohe breite Stirne, große graublaue treublickende Augen, eine Adlernase, eine wohltönende Stimme. Seine ganze Haltung erweckt Ehrfurcht und Vertrauen zugleich. Es findet sich bei ihm ein ungemein klarer und scharfer Verstand, stete Wachsamkeit, unermüdliche Thätigkeit. Groß ist er als Staatsmann, ein Heldengeist in jeder Hinsicht, besonders aber der größte Feldherr seiner Zeit; so hatte er sich schon in drei blutigen Kriegen mit Dänemark, Rußland und Polen (S. 553) zu erkennen gegeben. Er ist ein warmer Verehrer der Wissenschaften, der 6 Sprachen versteht, und ein rechter Gottesgelehrter, der die hl. Schrift gründlich kennt. Einfach und geradsinnig, ist er auch gläubigfromm.

Von Frankreich unterstützt, entschloß er sich für seine Glaubensgenossen zu streiten; um so mehr, da auch die vertriebenen Mecklenburger Herzoge seine Vettern waren und der Kaiser ihn durch Hilfe, die er den Polen geleistet, gereizt hatte. Er stritt zugleich um seine Krone gegen die katholischen Wasa in Polen, um die Häfen, den Handel, die Küsten der Ostsee gegen die Seemacht Spanien und ihre Bundesgenossen. Schon 1628 nannte ihn der bayrische Kanzler „der Unkatholischen Messias, auf den sie warten." — Nachdem er mit Polen einen sechsjährigen Waffenstillstand geschlossen, Sept. 1629, in Schweden sein Haus bestellt und das Regiment einem Reichshofrath mit dem weisen Kanzler Axel Oxenstierna an der Spitze übergeben hatte, nahm er Abschied von den Seinen. Er rief Gott zum Zeugen an, daß er nicht leichtsinnig in den Krieg ziehe, sondern daß es vorzüglich die Unterdrückung des evangelischen Glaubens sei, die ihn in die Waffen getrieben habe. „Lebt wohl, vielleicht sehen wir uns zum letzten Male!" Dann betete er brünstig und schloß mit Ps. 90: Herr, kehre dich wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig &c.

Mit nur 15,000 Mann (weitere Mannschaft sollte folgen) schiffte er sich ein. Aber seine Schweden waren abgehärtete, trefflich geschulte, sieggewohnte Krieger und hoch begeistert für ihren König. Am 25. Juni 1630 landete Gustav Adolf an der Peenemündung, kniete im Angesichte des Heeres nieder, dankte Gott für glück-



Fig. 187. Landung der Schweden in Pommern.

liche Ueberfahrt und bat um fernere Gnade zu dem Zuge, den er zu seiner Ehre unternommen habe. Die Augen seiner still mitbetenden Offiziere und Soldaten füllten sich mit Thränen; er sprach: „Weinet nicht, meine Freunde! sondern betet; jemehr Betens, jemehr Siegs!" — Schnell nahm er das Land umher in Besitz, ließ aber auch gleich im Lager ausrufen, „daß kein Soldat bei Todesstrafe sich unterstehen solle, ein Haus zu zerstören, noch irgend einen Einwohner zu beleidigen oder zu berauben." Seine Krieger waren an strengen Gehorsam gewöhnt, und da sah man denn ein anderes Betragen als bei Tilly's und Wallenstein's Rotten. Gustav rückte vor Pommerns Hauptstadt Stettin, die dem Leutseligen gerne die Thore öffnete. Der alte ängstliche Herzog Bogislav bat, neutral bleiben zu dürfen; allein Gustav mußte sich in Pommern festsetzen und darum darauf bestehen, daß jener ein Bündniß mit ihm schließe. Mit großer Vorsicht machte der König sich nach und nach zum Herrn des ganzen Landes, indem er allerorten die Kaiserlichen forttrieb, die bei ihrem Abzug noch himmelschreiende Frevel verübten. Ueberall hinterließen sie Aschenhaufen und Blutströme.

Gustav und seine Schweden erquickten die Uebriggebliebenen. Alles, was sie von den Einwohnern nahmen, bezahlten sie baar. Sie legten sich gar nicht in ihre Häuser, sondern

campirten in Zelten. Sie hielten musterhafte Mannszucht; jedes Regiment hatte einen Feldprediger; täglich wurde zweimal Betstunde gehalten. So erscheint Gustav als ein hilfreicher Bote Gottes. — Die Katholiken aber erschracken über des Schweden Ankunft nicht allzusehr. Ferdinand soll geäußert haben: „Da haben wir halter a Feindl mehr!" In Wien nannte man ihn witzig „den Schneekönig, der in der Sonne des Südens bald schmelzen werde." Es kam anders.

Im Jan. 1631 schloß Gustav eine Verbindung mit Frankreich, welches sich anheischig machte, ihm jährlich 400,000 Thaler Subsidien zu zahlen; dafür sollte er die katholische Religion nirgends anfechten. Richelieu, Kardinal und Regent Frankreichs, war ihm mit geheimer Zustimmung des Papstes entgegengekommen. Beide wollten des Kaisers Macht nicht zu groß werden lassen und um ihrer politischen Zwecke willen hielten sie es lieber einmal mit den Protestanten zum Schaden der katholischen Sache. Gustav aber war zu diesem Bündnisse genöthigt, weil er bei den protestantischen Machthabern keinen Beistand fand.

Wohl zeigte sich bei dem protestantischen Volke viel Theilnahme für den edlen König; aber die Fürsten traten scheu zurück. Wallenstein dagegen trat bald in geheime Verbindung mit dem Schweden und stellte sogar seinen Abfall vom Kaiser in Aussicht. Die evangelischen Stände hielten, Febr. 1631, einen Congreß zu Leipzig, wo die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und viele andere Stände beschloßen, sich mit den Schweden als Fremden nicht einzulassen. Zugleich beschloßen sie aber auch, gemeinschaftlich ein Heer anzuwerben (das jedoch nicht auf die Beine kam), um damit weitern Eingriffen der mit Vollziehung des Restitutionsedikts beauftragten kaiserlichen Kommissarien entgegenzutreten.


Fig. 188. Gustav Adolf.

Pommerns mächtig, rückte Gustav weiter vor. Seine erste glänzende Waffenthat war, daß er 13. April 1631 das von Tilly'schen Truppen besetzte Frankfurt an der Oder mit Sturm nahm. Dahin sandte Magdeburg flehende Bitte um Hilfe; denn diese fest evangelische Stadt ward von Tilly, welcher jetzt die ligistischen und kaiserlichen Truppen befehligte, hart belagert. Gustav schickt ihr den tüchtigen Oberst von Falkenberg zum Kommandanten und ließ sagen: sie solle sich nur noch einige Wochen tapfer halten, dann werde er zu ihrer Entsetzung herbeikommen. Ihre Noth wuchs von Tag zu Tage; aber Gustav konnte nicht stracks dahinziehen; denn er war noch schwach an Leuten und mußte sich den etwaigen Rückzug sichern. Darum begehrte er vom Schwager Georg Wilhelm von Brandenburg (Gustav hatte

des Kurfürsten Schwester zur Frau), er solle mit ihm in Bundesgenossenschaft treten und ihm zwei Festungen zu Zufluchtsstätten überlassen. Allein der schwache Georg Wilhelm konnte sich nicht entschließen und darüber vergieng schon Zeit. Endlich lieferte er Spandau aus, womit Gustav sich begnügte. Darnach hielt ihn aber auch noch der Kurfürst von Sachsen auf. Er verlangte von diesem freien Durchmarsch durch sein Land und die Festung Wittenberg als Stützpunkt; Johann Georg schlug beides ab, Kuriere über Kuriere reiten hin und her mit Begehren und Verweigern, da erschallt die Nachricht: Magdeburg ist gefallen!

Diese große, reiche Stadt hatte nur eine Besatzung von 2000 Mann und 250 Reitern. Aber sie war stark befestigt und ihre Bürger führten selbst auch die Waffen, und sie vertheidigte sich unter des trefflichen Falkenberg's Leitung wochenlang, voll Befreiungshoffnung. Tilly hatte auf ihre Eroberung schon verzichtet; doch versuchte er, vom Reitergeneral Pappenheim angespornt, noch eine rasche Einnahme vor Gustav's Kommen, wobei er sich der List bediente. Am 19. Mai verstummt auf einmal der Kanonendonner der Belagerer und man sieht von den Wällen, wie ein Theil ihrer Stücke abgefahren wird. Das halten die Magdeburger für ein frohes Zeichen der anrückenden Schweden. Am Morgen des 20. Mai ziehen die meisten Bürger von den Wällen heim, ein wenig der Ruhe zu pflegen. Aber siehe, um 9 Uhr laufen die Tilly'schen Sturm. Pappenheim ersteigt den Wall und dringt mit der schwachen fliehenden Besatzung durch ein Mauerpförtlein in die Stadt. Es war ein furchtbares Geschrei der Eindringenden und der Bewohner; die Sturmglocken erschallen; alles rennt nach den Waffen. Falkenberg, eben auf dem Rathhause, stürzt heraus, rafft Mannschaft zusammen und bringt die Eingedrungenen zum Weichen. Aber bald fällt er im Kugelregen. Noch wehren sich die Bürger in den Straßen, und zum andern Mal werden die Pappenheimer zurückgedrängt. Aber nun brechen Tilly's Scharen von allen Seiten herein; die Stadt ist in Feindes Hand. Es erhebt sich ein ungeheures Siegesgeschrei und dann beginnt der Greuel der Verwüstung. Wie losgelassene Teufel stürzen sich die Sieger über Häuser und Menschen her, ohne Alter und Geschlecht zu schonen; das Plündern, Schänden und Würgen ist gräßlich; besonders die Welschen und Kroaten (Kaiserliche, nicht Ligisten) begehen Frevel, die unbeschreiblich sind. Der viehischen Lust der Soldaten zu entrinnen, stürzten sich zwanzig Mädchen Arm in Arm in die Elbe, andere in die Flammen der brennenden Häuser. Das Heer zürnte besonders wegen der Zerstörung der gehofften Beute. Denn es brach, wohl von schwedischen Minen, Feuer aus; ein heftiger Wind blies hinein und um Mittag brannte die ganze Stadt. Am andern Tag lag sie in Asche bis auf die Domkirche, das Liebfrauenkloster und eine Reihe Fischerhütten. Man rechnet 30,000 Umgekommene. Zwei Tage nach dem Brand wurde die Domkirche geöffnet; hier fand man noch gegen 1000 Weiber, Greise und Kinder, vor Angst, Hunger und Durst am Verschmachten. Diese begnadigte Tilly, der den Stadtbrand bedauerte, und ließ ihnen Nahrung reichen. Doch schrieb er nach Wien in stolzer Freude, „daß nach Troja's und Jerusalem's Eroberung eine solche Victoria nicht gesehen noch erhört worden sei!“ Aber mit Magdeburg's Verwüstung gieng sein Glücksstern unter.

Ueber den Fall dieser Stadt erhob sich große Klage durch alle protestantischen Gaue. Gustav brachte nun den Brandenburger mit Gewaltanwendung zum Anschluß an die evangelische Sache. Hierauf bezog er ein festes Lager bei Werben, wo die Havel in die Elbe mündet. Von hier begab er sich zuerst nach Mecklenburg, eroberte es und setzte seine lieben Vettern wieder in ihr Land ein. Zurückgekehrt in's Lager umarmte er den ersten freiwilligen Bundesgenossen, den Landgrafen Philipp von Hessen-Kassel. Auch trat jetzt der junge Herzog Bernhard von Weimar, ohne Ländergebiet, aber ein sehr tüchtiger Kriegsmann, in den Dienst des Königs. Und bald sollte noch ein Ansehnlicherer zu ihm flüchten.

Tilly zog nämlich auf des Kaisers Geheiß nach Kursachsen, um das Edikt dort durchzusetzen, trotz Johann Georgs bewaffneter Neutralität. Der Kurfürst verweigerte Tilly's Horden den Einmarsch und die begehrten Lieferungen. Da brauchte Tilly Gewalt, nahm Halle, Merseburg, Naumburg weg und erpreßte

fürchterliche Contributionen. Jetzt stürzte sich Johann Georg in des Schwedenkönigs Arme, den er vorhin beharrlich zurückgewiesen, und dieser, anfangs etwas kühl, nahm ihn doch unter mäßigen Bedingungen in seinen Bund. Der Kurfürst aber übergab sich, seine Soldaten, Festen und alles in die starke Hand des Königs. Darauf hatte Gustav zu Wittenberg mit beiden Kurfürsten eine Zusammenkunft; da sprach er: „Von hier aus ist das Licht zu uns gekommen, weil es aber bei euch verdunkelt worden ist, mußten wir zu euch kommen, es wieder anzuzünden.“ Der Brandenburger zog heim, um sein Heer zu holen, das jedoch nicht marschfertig zu sein schien; das des Sachsen aber vereinigte sich bei Düben jubelnd mit dem Schwedischen.

Unterdessen hatte Tilly Leipzig und eine sehr feste Stellung eingenommen. Gustav trug Bedenken ihn anzugreifen, weil bei ihm zu viel auf dem Spiele stand; allein der sächsische Kurfürst, dessen Lande durch die feindlichen Scharen so jämmerlich litten, drang mit Bitten und Flehen auf Entscheidung; so marschirte er denn in Gottes Namen auf den Feind los. Er traf ihn bei Breitenfeld; seine fast unangreifbare Stellung hatte Tilly verlassen, um Pappenheims vorgedrungene Reiter zu retten. Hier erfolgte denn, 17. Sept. 1631, die entscheidende Schlacht.

Die Kräfte waren gleich, gegen 40,000 Mann auf jeder Seite, doch hatte Gustav mehr Geschütz. Er stellte in einer neuen, von ihm erfundenen Schlachtordnung, wo Reiterei und Fußvolk zu gegenseitiger Deckung unter einander gemischt war, sein Heer auf; die Sachsen aber postirte er links von den Schweden abgesondert, denn er traute ihrem Standhalten nicht. Auf seinem Schimmel, im ledernen Koller überm grauen Tuchrock (seit einer frühern Verwundung trug er den lästigen Panzer nicht mehr) hielt er an seine Hauptleute eine Anrede: „wir haben's mit einem tapfern und siegesgewohnten Feinde zu thun; aber es gilt Gottes Ehre und Lehre, er wird unsern Arm stärken und den Sieg aus Gnaden verleihen!“ Tilly jenseits hatte sein Heer in den alten schwerfälligen Vierecken stehen, die Reiterei zur Seite. Es war ihm leid, daß der Pappenheim sich so mit den Schweden eingelassen: „Der Mensch wird mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiser um Land und Leute bringen!“ er konnte ihn aber doch nicht stecken lassen. So entspann sich die allgemeine Schlacht. Die Losung der Kaiserlichen war: Jesus Maria! die der Schweden: Gott mit uns! Tilly selbst warf sich mit furchtbarer Gewalt auf die Sachsen; sie stäuben auseinander und der Kurfürst ist unter den Vordersten der Fliehenden. Aber die Schweden stehen wie Mauern; siebenmal prallt Pappenheim mit der Masse der Reiterei an und siebenmal prallt er ab. Im mörderischen Kampfe dringen die Schweden siegreich vor, das bewegliche leichte Geschütz immer mit sich führend. Es wird die Höhe genommen, auf welcher das kaiserliche Geschütz festgepflanzt steht, und dasselbe nun auf den Feind gerichtet. Schrecklich würgen alle vorhandenen Feuerschlünde unter ihm samt den schwedischen Schwertern. Der unbesiegte 72jährige Tilly flieht endlich; ein riesenhafter Rittmeister, „der lange Fritz“ schlägt ihm mit umgekehrter Pistole auf den Kopf, um ihn lebendig zu fangen; ein Lauenburg streckt aber den langen Fritz durch einen Schuß zu Boden und Tilly entrinnt. Am Abend lagen 7000 Kaiserliche auf dem Schlachtfeld neben 700 Schweden und 2000 Sachsen; 9000 sind gefangen. Von dem Tage an ward der Sieger in 36 Schlachten nimmer froh.

Gustavs Sieg wendete die Lage der Dinge; dem Könige stand nun ganz Deutschland offen. Alles lief jetzt seinen Fahnen zu, voraus viele Gefangene, daß er nach der Schlacht mehr Leute zählte als vorher. Zu Halle verabredete er mit dem Kurfürsten, der sich beschämt wieder zu ihm gefunden, einen Kriegsplan für weiter. „Die Sachsen sollten die kaiserlichen Erblande bewältigen, die Schweden aber die Staaten der katholischen Fürsten erobern, daß man zuletzt das Schicksal des Reichs in die Hände bekomme und die Wahl eines protestantischen Kaisers durchsetze.“

Dabei wird Gustav an sich selbst gedacht haben, wie denn auch der Kurfürst ihm sogleich versicherte, „niemand sei dieser Ehre würdiger als er.“ Die Herrschaft eines so großen und hochherzigen Mannes wäre wohl auch ein Segen für uns geworden. Oder

wäre es für Deutschland unziemlich gewesen, einen Schweden zum Haupte zu haben? War er doch auch Germanischen Geblüts; und sicherlich wäre nicht Deutschland in Schweden, sondern Schweden in Deutschland aufgegangen. Ließ er doch auch später in einer deutschen Stadt (Augsburg) merken, daß er sie zur Residenz erwählen wolle. Gewiß aber konnten wir mit den germanischen Schweden noch viel besser Ein Reich bilden als mit Ungarn und Kroaten.

Unter Einhaltung strenger Mannszucht rückte Gustav nunmehr nach Süddeutschland vor. Er gieng über Erfurt nach Würzburg. Da machte er eine unermeßliche Beute von Gold, Silber und Kleinodien, die der dortige Bischof aufgehäuft und bei seiner eiligen Flucht vergessen hatte. Die katholischen Einwohner verwunderten sich sehr, daß er doch so mäßige Anforderungen an sie stelle und Haus und Hof und Weib und Kind vor seinen Soldaten sicher sei, und konnten ihm eine gewisse Verehrung nicht versagen. Die Evangelischen empfiengen ihn allenthalben mit lautem Frohlocken als den gottgesandten Retter; die fränkischen Stände huldigten ihm als Herzog von Franken. In Frankfurt a. M. hielt er Nov. 1631 einen prächtigen Einzug. Hier traf seine Gemahlin mit ihm zusammen, welche von Sehnsucht getrieben sich nach Deutschland aufgemacht hatte. Am 17. Dez. setzte er über den Rhein, in dessen Fluten sich zum erstenmal schwedische Waffen spiegelten. Die Pfalz befreite er leicht vom grausamen Joche der Spanier, und dem armen Friedrich V. lächelte die Hoffnung süß, bald wieder in sein Erbland eingesetzt zu werden. Doch hielt ihn der König mit Ausreden hin. Das mächtige Mainz kapitulirte; in der Domkirche dieser uralten Erzbischofsstadt ließ er evangelischen Gottesdienst einrichten und gönnte nun seinen müden Kriegern Winterquartiere. — Unterdessen hatte auch der sächsische Feldmarschall Arnim Böhmen überzogen und Prag erobert. Der Kaiser befand sich in einer trostlosen Lage. Er sah keine Hilfe als bei Wallenstein.

Der hatte bisher mit äußerer Ruhe und königlichem Aufwande auf seinen böhmischen Besitzungen gelebt. Sechzig in Gold und blaue Seide gekleidete Edelknaben bedienten ihn. Seine 300 Pferde fraßen aus marmornen Krippen. Alles um ihn war Pracht und Wohlleben, aber Todtenstille mußte um ihn herrschen. Uebrigens hatte der Kaiser bei seinem „sonderslieben Oheim“ immer Rathschläge nachgesucht in vertraulichen „Handbrieflein“ und Wallenstein hatte solche mit großer Offenheit gegeben. An ihn wendete sich nun der Kaiser mit demüthigsten Bitten, er solle sich seiner, der Kirche und des Reichs erbarmen und wieder ein Heer schaffen und führen. Wallenstein wies diese Bitten zurück; er sei gewitzigt, wolle nichts mehr mit solchen Händeln zu thun haben. Da aber der Kaiser nicht abläßt mit Flehen und Beschwören, läßt er sich endlich herbei, indem er die ungemessensten Bedingungen stellt: Er müsse den Oberbefehl ohne alle Beschränkung erhalten; der Kaiser dürfe nie zur Armee kommen und sich in die Kriegsangelegenheiten nicht weiter mischen, als daß er das zur Kriegführung nöthige Geld herbeischaffe; er (Wallenstein) müsse über alle eroberten Länder frei verfügen, confisciren und begnadigen dürfen; es müsse ihm das Herzogthum Mecklenburg bestätigt und noch ein österreichisches Erbland zum Lohn seiner Dienste verliehen werden 2c.

Ferdinand willigte in alle Bedingungen, was er auch für Hintergedanken gehabt haben mag, und nun läßt Wallenstein seine Werbetrommel rühren und wie durch Zauber bringt er wieder 40,000 Mann zusammen. Söldner der verschiedensten Nationen und Bekenntnisse liefen dem „Generalcapo der kais. Armaden“ zu.

Im März 1632 zog Gustav wieder den Main aufwärts und folgte Tilly, der auf Bayern zurückwich. Er erstürmte das vormals evangelische und reichsfreie Donauwörth und führte darin zur Wonne der Bürger den lutherischen Gottesdienst wieder ein. Bei Rain erzwang er, 5. April, den Uebergang über den Lech; unter dem Schutze eines mächtigen Kreuzfeuers war schnell eine Schiffsbrücke geschlagen, auf welcher Infanterie und Artillerie hinübergieng, während die Kavallerie mitten durch die vom Frühlingsgewässer geschwollenen Fluten setzte. Drüben wurde Tilly

zurückgeworfen, wobei eine Geschützkugel ihm selbst den Schenkel zerschmetterte. Seine fliehenden Leute trugen ihn nach Ingolstadt, wo er den Geist aufgab. — Am 24. April kehrte Gustav zu Augsburgs Thoren ein. Die Bürgerschaft nahm ihn mit unsäglicher Freude auf.

Sogleich ließ er in der Pfarrkirche zu St. Anna eine evangelische Predigt halten, stellte überhaupt den lutherischen Gottesdienst in der Stadt her, und setzte die Protestanten wieder in den Rath ein, der ihm huldigen mußte. — Von Augsburg wendete sich Gustav nach Ingolstadt, wo Kurfürst Max sich befand. Derselbe entwich aber nach Regensburg. Weil Ingolstadt nur mit großem Zeitverlust einzunehmen war, zog Gustav nach kurzer Belagerung ab und auf die Hauptstadt München zu. Dort zitterte alles vor dem Kommenden. Eine Deputation überreicht ihm knieend die Schlüssel der Stadt und fleht um Erbarmung. Aber Gustav sicherte ihnen sogleich Gnade und Schutz zu. Er zog ein 17. Mai, ein milder freundlicher Sieger, der seinen Kriegern die strengste Mannszucht und das wohlwollendste Benehmen eingeschärft hatte. Er war noch besonders gereizt dadurch, daß fanatische Bayern einzelne seiner Leute meuchlings ermordet und schändlich verstümmelt hatten; aber die Rache war ihm fremd. Mit den Schloßbewohnern redete er so leutselig, daß sie ordentlich Vertrauen zu ihm faßten; ungehindert wurde der katholische Gottesdienst fortgehalten. (Vgl. das große Bild.)

Indessen hatte sich, April 1632, Wallenstein mit seinem neugeschaffenen Heere gegen die Sachsen gewendet, ihnen Prag mit leichter Mühe abgenommen und sie rasch aus Böhmen verjagt. Frei konnte er jetzt gegen die Schweden ziehen. Und Max sandte noch, so schwer es ihm fiel, die demüthigsten Bitten an ihn, er möge hilfreich herbeikommen. Aber Max hatte ja vornehmlich seine Absetzung bewirkt und der rachsüchtige Mensch gieng nicht nach Bayern, ohnerachtet der Kaiser des Kurfürsten Bitten unterstützte: letzterer mußte sich bequemen, mit seinen Truppen zu ihm zu stoßen. Im Juni erfolgte die Vereinigung zu Eger. Das kaiserlich-bayrische Heer war 60,000 Mann stark und Wallenstein führte den Oberbefehl; er zog damit gen Franken. Sogleich eilte Gustav nach Nürnberg, um von dieser ihm sehr ergebenen Stadt das Schicksal Magdeburgs abzuwenden. Er erreichte sie auch noch vor dem Erscheinen der Feinde und schlug vor ihren Mauern ein befestigtes Lager auf. Wallenstein kam mit dem vereinigten Heere und besetzte die steile Höhe bei Zirndorf, 1½ Stunden von Nürnberg, wo er sich noch sorgfältig verschanzte. Fast drei Monate lang lagen sich hier die beiden Heere gegenüber.

Wallenstein blickte auf das schwedische Lager hinab und konnte wahrnehmen, daß es anfangs nicht die Hälfte seiner Truppen beschloß; dennoch wagte er nicht herabzusteigen und es anzugreifen. Gustav aber konnte ohne die größte Vermessenheit nicht daran denken, mit seinen geringen Kräften das feindliche Höhenlager zu stürmen. Inzwischen sandte Wallenstein seine Leute nach allen Seiten auf's Furaschiren und Plündern aus und die Gegend litt entsetzlich. Auch Gustav mußte durch die nöthige Unterhaltung seiner Krieger den wackern Nürnbergern, die ihn auf's Zuvorkommendste unterstützten, sehr beschwerlich fallen. Wie denn nun die Noth der Gegend immer größer wird, ihm auch sein Kanzler Oxenstierna frische Truppen zuführt, die einerseits seine Macht bedeutend stärken, anderseits mit ihrer Verpflegung Stadt und Land desto mehr drücken, da faßt er den immer noch kühnen Entschluß, einen Sturm auf Wallensteins Adlernest zu unternehmen.

Am 3. Sept. führte Gustav seine Truppen gegen den Berg. Mit Todesverachtung stürmen sie hinan und immer wieder hinan, aber ein schrecklicher Hagel von Kartätschenkugeln verbreitete jedesmal Tod und Verderben unter ihnen und jedes Regiment sinkt zurück. Bernhard von Weimar hatte doch einmal die Höhe erreicht, mußte aber, weil man keine Kanonen hinaufbringen konnte, auch wieder herunter. Bei einbrechender Dunkelheit zog sich Gustav nach vergeblicher Blutarbeit mit einem Verluste von 2000 seiner besten Streiter in's Lager zurück. — Der Friedländer blieb, wiewohl selbst an Hunger und Seuchen beträchtlich leidend, unbeweglich auf seiner alten Veste liegen. Weil aber das Elend in der ganzen Um-



Gustav Adolf's Einzug in München.

gegend so ungemein groß war, fühlte sich der König bewogen, abzuziehen. In Schlachtordnung mit klingendem Spiel marschirte er den 18. Sept. an Wallenstein vorüber und wendete sich südwärts, um zur Schonung der protestantischen Lande den Krieg nach Bayern zu spielen. Wallenstein aber gieng nicht dem Könige nach, sondern gen Sachsen, um dessen Kurfürsten durch äußerste Bedrängniß zu einem Separatfrieden zu nöthigen. Zu seiner Belustigung ließ der Barbar um Nürnberg her 100 Dörfer in Flammen aufgehen, und zu beiden Seiten seines weitern Marsches leuchteten die brennenden Dörfer. Das Herzogthum Coburg wurde fast gänzlich ausgebrannt. — Als Gustav von der nördlichen Richtung seines Gegners Kunde erhielt, kehrte er sogleich um und zog ihm in Eilmärschen nach, weil auf den sächsischen Kurfürst kein Verlaß war.

In Erfurt kam er wieder mit seiner Eleonore zusammen, zu zärtlichem Abschied! Wo er in Sachsen erschien, sahen die Leute einen Stern des Trostes; überall begrüßten sie ihn mit tiefster Ehrerbietung. Sie verehrten ihn wohl allzusehr, was seine Ahnung bestärkte. Als er in Naumburg einzog, fielen manche auf ihre Kniee, küßten seine Kleider, seine Stiefel. Da sprach er: „Unsere Sachen stehen gut; allein ich glaube, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen wird. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich zu ihrem Abgott machen? Wie leicht könnte Gott, der sich den Eifersüchtigen nennt, sie und mich empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher Mensch sei. Großer Gott, du bist mein Zeuge, wie sehr mir dieß alles mißfällt! Ich überlasse mich deiner Fürsehung."

Gustav begann sich bei Naumburg zu verschanzen, um das sächsische Heer zu erwarten, das aber ausblieb. Daraus schloß Wallenstein, der sich im nahen Weißenfels befand, daß der König bis zum Frühling ruhen wolle, und schickte sich gleichfalls zum Winterquartier an, das er in und um Leipzig zu nehmen beabsichtigte. Er entließ darum auch den Pappenheim mit acht Reiterregimentern, der am Rheine nöthig war. Kaum aber erfuhr Gustav den Abgang dieses Tapfersten, als er ungesäumt gegen den Friedländer aufbrach. Er traf ihn bei Lützen, drei Stunden herwärts von Leipzig. Derselbe, überrascht, konnte gleichwohl der Schlacht nicht mehr mit Ehren ausweichen; da sandte er denn fliegende Boten dem Pappenheim nach, daß er schleunigst umkehre. Sofort setzte er sich in Kampfbereitschaft. Er hatte mehr Truppen und Geschütz als der König (25,000 gegen 19,000) und war im Besitz der Straße nach Leipzig, hinter deren Gräben er seine Kanonen und Musketiere vortheilhaft aufstellte. Hier nun erfocht Gustav Adolf den letzten Sieg, 16. Nov. 1632, durch seinen Tod.

Am Morgen lag dicker Nebel auf der Gegend und die Heere sahen sich nicht. Wallenstein ritt an seinen Leuten hinab, schweigend mit strengem Blick. Drüben auf schwedischer Seite blasen die Trompeten: Ein feste Burg ist unser Gott! Dann sinkt das ganze Heer nieder zum Morgengebet; sie singen: „Es woll uns Gott gnädig sein und seinen Segen geben; sein Antlitz uns mit hellem Schein erleucht zum ewgen Leben." Hierauf ritt nun der König an den Reihen hin und forderte mit beweglichen Worten zum tapfern Kampfe auf. Endlich fällt der Nebel; gegen 11 Uhr spricht der König: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu, laß uns heut streiten zu deines heiligen Namens Ehre!" Und damit sprengt er an der Spitze des rechten Flügels auf die Gräben los, von dannen ihm das furchtbarste Feuer entgegenblitzt. Viele seiner Leute fallen, aber sie erobern die Landstraße und werfen die Kaiserlichen hinter dieselbe zurück. Aber nun stürzt sich die kaiserliche Reiterei auf das schwedische Centrum und bringt es in hartes Gedränge. Gustav will ihm zur Hilfe kommen und sprengt mit dem Stenbok'schen Regimente gegen die Mitte des Treffens hin. Er fliegt aber so rasch voran, daß nur der Herzog von Lauenburg ihm folgen konnte. Der König hatte ein kurzes Gesicht und zum Unglück fiel wieder Nebel; er bemerkte weder, daß er seiner Reiterei weit voraus sei, noch daß er an den Feind gerathe. Plötzlich befindet er sich unter feindlichen Kürassieren. Zuerst wird ihm sein Pferd am Halse verwundet. Dann zerschmettert ein Schuß ihm selbst den linken Arm. Da ersucht er den Lauenburg, ihn wegzuführen. Wie er sich wendet, trifft

ihn ein Schuß in den Rücken und er stürzt vom Pferde. Der Herzog entflieht; ein Kürassier schießt den König durch den Kopf.

An den Reihen der Schweden jagt sein blutendes Pferd hin und meldet ihnen seinen Fall. Da kommt nicht Zagen, sondern neue Glut in sie. Bernhard von Weimar, der das Oberkommando übernimmt, ruft sie auf, ihres herrlichen Königs Tod zu rächen. Frischer Ansturm, schreckliches Gemetzel. Unter dem fürchterlichsten Donner ihrer Kanonen setzten sie zum andern Mal über die Gräben. Es wankt Wallenstein's Fußvolk und Reiterei. Eine schwedische Bombe zündet unter seinen Pulverwägen und eine Reihe derselben fliegt in die Luft. Schon flieht ein Theil seines Heeres. — Da dröhnt der Erdboden; der herbeigerufene Pappenheim sprengt mit seinen acht Regimentern an. Er haut grimmig ein, erneuert die Schlacht und stellt sie wieder her. Die Gräben und Batterien werden den Schweden abermals genommen. Doch mitten im siegreichen Vordringen strecken den narbenbedeckten Helden zwei Kugeln nieder. Und nun rückt die schwedische Reserve vor und alle kampfesmatten Schweden raffen sich noch einmal auf und setzen zum dritten Mal über die Gräben, erobern die Kanonen und richten sie auf die Rückziehenden. Wallenstein weicht nach Leipzig. Die Nacht verhindert die Schweden an Verfolgung; doch haben sie das ganze feindliche Geschütz und übernachten auf dem Schlachtfeld.

Am Morgen fand man Gustav's Leichnam nahe dem später hingeschleppten Schwedenstein, ausgezogen, von Blut und Wunden und Hufschlägen ganz entstellt, das Gesicht zur Erde gekehrt. Wie trauern die Schweden um ihren heißgeliebten König! In Weißenfels weint Königin Eleonora an seiner Leiche. Sie läßt sein Herz herausnehmen und führt es in goldener Kapsel mit sich. Der Leib wird 1634 nach Stockholm geführt. Gustav Adolf starb, wie Pappenheim, nur 38 Jahre alt. Er war eine höhere Erscheinung, die bloß Unverstand oder Bosheit beschmutzen kann. — Das evangelische Deutschland vernahm seinen Tod mit größter Bestürzung. Friedrich V. von der Pfalz wurde so erschüttert, daß er 13 Tage darnach starb. Die Katholiken jauchzten und sahen frischen Hoffnungsschimmer; Kaiser Ferdinand ließ an allen Orten ein Tedeum singen. Wallenstein sang nicht mit; er wüthete über den verlorenen Feldherrnruhm. Aber er hatte ja die Schuld nicht, gab er der Welt zu verstehen: in Prag hielt er Gericht über die schuldigen Offiziere. Elf wurden enthauptet, von 40 der Name an den Galgen geschlagen ꝛc. Dem Pappenheim aber setzte er ein schönes Denkmal.

§ 4. Vom Tode Gustav Adolf's bis zum Prager Frieden.

Der große Schwedenkönig hinterließ nur eine siebenjährige Tochter, Christine (Fig. 189); sie wurde Königin unter der Vormundschaft des Reichsrathes. (Später trat diese vielbegabte, hochgelehrte, aber eitle und phantastische Fürstin zur katholischen Kirche über, legte feierlich ihre Krone nieder, küßte dem Papst in Rom die Füße und lebte dort von seinem Gnadengehalt. † 1689). Der Reichsrath beschloß den Krieg in Deutschland fortzuführen: einen protestantischen Kaiser konnte Schweden ihm nicht mehr geben, aber noch die Glaubensfreiheit der Protestanten sichern helfen, wofür es freilich auch entschädigt werden wollte. Kanzler Oxenstierna (Fig. 190) rief, April 1633, die protestantischen Stände des Südwestens zu einer Versammlung nach Heilbronn, woselbst ein Bündniß zur gemeinschaftlichen Fortsetzung des Kampfes zu Stande gebracht wurde. Es kostete jedoch Oxenstierna viele Mühe und manche konnte er nur dadurch gewinnen, daß er ihnen Anwartschaft auf eroberte katholische Gebietstheile gewährte. Uebrigens wurde ihm die oberste Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten überlassen; Bernhard von Weimar sollte dagegen den Oberbefehl über die Truppen führen, was den Schweden nicht mundete. Sachsen und Brandenburg hielten sich bei Seite.

Wallenstein hatte schnell wieder ein stattlich Heer beisammen, that aber nicht viel damit. Körperlich leidend sucht er mehr einen leidlichen Frieden, als den Krieg, der nur fremde Nationen auf Kosten Deutschlands erstarken ließ. Wären Sachsen

und Brandenburg mit dem Kaiser versöhnt, so ließ sich auch Westdeutschland von den Ausländern reinigen. Er knüpfte Unterhandlungen mit den Feinden, besonders dem Sachsen Arnim an. Die Franzosen versprachen ihm, wenn er vom Kaiser abfiele, das Königreich Böhmen. Doch darauf gieng er nicht ein. Im Herbst drängte er Sachsen und Brandenburger zurück, besuchte auch Schlesien und andere Nebenländer, wo er im Ganzen siegte. Bei Steinau überfiel er den alten Grafen Thurn, der in schwedische Dienste getreten war, und nahm ihn mit seinem ganzen Corps gefangen. Den Thurn ließ er aber wieder laufen, wahrscheinlich um sich damit bei den Böhmen in Gunst zu setzen. Dieser Anfänger des dreißigjährigen Krieges starb indessen bald darnach.



Fig. 189. Christine von Schweden.

Holk, ein Lutheraner (!), war einer der größten Teufel des dreißigjährigen Krieges; wie der, wo er hinkam, brannte und massacrirte, geht über alle Beschreibung. Er nahm aber ein Ende darnach. Aus Furcht vor der Pest eilte er aus Thüringen nach der Oberpfalz. Aber sie überholte ihn, ergriff ihn selbst und er blieb in Tirschenreut liegen. Hier wacht sein Gewissen auf: er will Vergebung seiner Sünden und das Pfand derselben, das hl. Abendmahl. Da schickt er in seiner Seelenangst seine Reiter nach allen Seiten aus, einen lutherischen Pfarrer zu holen. Aber vorher hatte er diese Pfarrer, wo er ihrer habhaft werden konnte, grausam martern und morden lassen, und sie waren alle vor ihm in die Wälder geflohen; ehe nun seine Reiter einen finden können, stirbt er in Verzweiflung.

Wallenstein unterhandelt inzwischen immer wieder mit den Feinden; jedenfalls wünschte er Spanier, Franzosen und Schweden aus Deutschland hinauszuwerfen, an dessen Heil ihm mehr lag, als an dem Vortheil der katholischen Partei. Der bayrische Kurfürst wurde von Bernhard bedrängt; Wallenstein hielt es für seine erste Aufgabe, die kaiserlichen Erblande, besonders Böhmen zu schützen, er zog erst nach Niederbayern, als Bernhard Regensburg eingenommen hatte, und wandte sich dann wieder nach dem bedrohten Böhmen um. Da wurde die Stimmung gegen ihn in Wien und München immer bitterer. Er erhielt Kunde, wie eifrig dort auf seinen Sturz losgearbeitet werde. So wollte er sich wenigstens seines Heeres versichern. Er beorderte die Obersten desselben nach Pilsen und gab ihnen, 12. Jan. 1634, zu erkennen, daß er den Oberbefehl niederzulegen gedenke. Dadurch entsteht eine große Bewegung; denn kein Feldherr zeichnet sie so aus wie Wallenstein, auch haben sie noch Geldforderungen an den Kaiser, für deren Berichtigung niemand besser sorgen kann als er. So erhebt sich denn Geschrei: „Das darf nicht sein!" die flehentliche Bitte: „Wallenstein, verlaß uns nicht!"

Sofort schiebt ihnen sein Vertrauter, der Feldmarschall Ilow, in den Busen, sie sollten dem Oberfeldherrn, um ihn festzuhalten, eine Versicherung ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit an ihn geben. So ließen sie sich zu einem Revers herbei, „standhaft bei

ihm auszuhalten, damit ihm nicht etwa ein Schimpf widerfahre." Ilow unterzeichnete zuerst, dann Wallensteins Schwager Terzka und sein Vetter Kinsky, und diesen folgten auch die mehrsten der Anwesenden, ein Theil jedoch verweigerte die Unterschrift. Was er beabsichtigte, ist nicht ganz klar; gewiß war er auf Herstellung des Religionsfriedens und Sicherung der Zukunft seines Hauses bedacht. Mit Sachsen war der Bund am Abschluß. — Der Kaiser blieb erst noch unschlüssig, sah aber mehr eine „Confusion als Conspiration" in dem Schritte seines Feldherrn. Indessen hetzten die Jesuiten auf's heftigste an ihm. Der spanische Gesandte rief: „Wozu lange zaudern? Ein Stoß, ein Schuß macht aller Sorge ein Ende!"

Da entschloß sich der Kaiser 24. Jan., den Oberbefehl dem Wallenstein abzunehmen und an General Gallas zu übertragen. Das Schreiben wurde an Letztern mit der Beifügung geschickt, er solle es vor der Hand noch geheim halten und zusehen, wie er sich Wallenstein's und seiner Hauptverbündeten todt oder lebendig bemächtigen möge. Gallas sagte vertraulich einigen höhern Offizieren davon, auf die er für den Kaiser zählen konnte. Diese wirkten nun unter den zerstreut liegenden Truppen gegen Wallenstein, indem sie ihn als Verräther an Kaiser und Reich darstellten, mit solchem Erfolge, daß der größte Theil des Heeres ihm den Gehorsam aufkündigte. Er wurde nun meuchlings ermordet.

Der Kaiser fuhr fort bis zum 13. Febr. freundschaftlich mit Wallenstein zu correspondiren. Am 19. Febr. betheuerten die Generale und Wallenstein, daß ihrem früheren Beschluß keine üble Absicht zu Grunde liege und Wallenstein des Kaisers treuester Diener sei. Aber schon am 18. erklärte ihn der Kaiser für meineidig. Wie nun Prag vor ihm die Thore schloß, begab er sich 24. Febr. 1634 nach der Grenzstadt Eger, um den Sachsen und Schweden näher zu sein, die er durch Eilboten zu schleuniger Herbeikunft auffordern läßt. Ihn begleiteten nur einige Dragoner. Ihr Oberst Butler, ein Irländer, hatte sich entschlossen, den Gefürchteten zu überliefern. Kommandanten von Eger waren zwei Schotten, Oberst Gordon und Leslie. Letzteren vertraute Wallenstein seine Absicht, Truppen Bernhard's in Eger aufzunehmen. Das gab bei den Berathungen des Kleeblatts den Ausschlag: den Friedländer samt seinen Vertrauten zu ermorden, schien leichter als Gefangennehmung. Gordon lädt den Ilow, Terzka, Kinsky und Neumann 25. Febr. zur Abendtafel auf die Burg; als sie noch schmausen, dringen irische Dragoner in den Saal und hauen sie zusammen. Hierauf umzingelt Butler das Haus, wo Wallenstein schon im Schlafgemache ruht. Der Hauptmann Devereux, auch ein Ire, stürmt hinein und, einen Kammerdiener niederstoßend, nach dem Zimmer des Herzogs. Dieser ist auf den Lärm aus dem Bette gesprungen, um der Wache zu rufen. Da dringt Devereux mit einigen Soldaten herein und schreit ihn an: „Schelm und Verräther!" Schweigend breitet Wallenstein seine Arme aus und der Ire stößt ihm die Hellebarde in's Herz. Er stürzt zusammen, und seine Sterne haben gelogen. — „Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen!" rief der spanische Gesandte aus. Ferdinand vergoß Thränen und ließ 3000 Seelenmessen für Wallenstein lesen; bekannte aber, daß die Execution nach seinem Willen geschehen, rechtfertigte sie öffentlich und belohnte die Thäter. Wallenstein's Güter zog er ein und verschenkte das Meiste davon an dessen Feinde.

Die fanatischen Katholiken bekamen wieder das Uebergewicht, und nun erst begannen die furchtbarsten Jahre des verderblichen Krieges, den die spanische Partei auf ihrem Gewissen hat.

Gallas zog gen Regensburg und nahm den Schweden diesen wichtigen Platz wieder ab. Dann jagte er den Bernhard und Horn, welche erst Landshut eingenommen und greulich verheert hatten, zum ungemeinen Troste Maximilians aus Bayern nach Schwaben hinüber. Das siegreiche Heer wuchs mächtig an, als sich nicht nur ein bayrisch-ligistisches, sondern auch ein spanisches Korps mit ihm vereinigte, das der Infant Don Fernando über die Alpen herbeigeführt. Es war nun 46,000 Mann stark. So zog es drohend gegen die Reichsstadt Nördlingen. Bernhard wollte dieser aus der Bedrängniß helfen und darum vor ihren Mauern eine Schlacht wagen, obgleich die verfügbaren Streitkräfte nur 30,000

Mann betrugen. Horn sah das Unglück voraus und rieth dringend zu warten, bis nahender Zuzug eingetroffen sei; allein der kühne Bernhard bestand auf sofortigem Schlagen. So erfolgte denn 6. Sept. 1634 die verhängnißvolle Schlacht.

Zu der Ueberzahl der Kaiserlichen gesellte sich noch unvorherzusehendes Unglück, indem Bernhards Pulvervorrath aufflog und Tausende seiner Krieger hinriß. Trotz ihrer Tapferkeit unterlagen die Protestanten gänzlich; 12,000 blieben auf dem Platze, 6000 wurden gefangen, mit ihnen General Horn. Die Kaiserlichen erlangten wieder entschiedenes Uebergewicht. Sie besetzten ganz Schwaben, dessen schönen Garten die Kroaten Isolani's wie wilde Säue zerwühlten. Auch die Spanier hatten hier wieder Ketzer vor sich, die zu quälen und zu würgen für verdienstlich galt. Der lutherische Gottesdienst wurde verhöhnt und verhindert, der katholische an vielen Orten mit Gewalt hergestellt. Es gieng mit gleichen Greueln dann durch Franken an den Rhein hin und die Pfalz wurde fast ausgemordet.

Sehr schlimm stand es nach der Nördlinger Schlacht mit der evangelischen Sache, da nun die Mehrzahl der protestantischen Stände sie verließ. Den Anfang machte der Kurfürst von Sachsen. Er unterhandelte mit dem Kaiser einen Separatfrieden, welcher 30. Mai 1635 zu Prag abgeschlossen ward. Sein Land zu retten, hatte der große Schwedenkönig das Leben gelassen; er kehrte den Schweden jetzt den Rücken und erklärte sie für Feinde des deutschen Vaterlands. Er that es aber aus Eigennutz; denn der Friede bewilligte ihm die ersehnte Lausitz als erbliches Lehen und seinem Sohne August das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit; außerdem garantirte ihm auch der Kaiser den Augsburger Religionsfrieden. Dem Prager Frieden traten bald auch Kurbrandenburg und die meisten protestantischen Fürsten und Städte bei; der Markgraf von Baden und der Herzog von Württemberg hätten ihn gern angenommen, wenn sie nur zugelassen worden wären. Aber Ferdinand wollte nur mit den Einen sich vertragen, um die Andern desto sicherer zu verderben; und hätte er die Letzteren erdrückt, so würde er die Erstern auch nicht in Ruhe beim Evangelio belassen haben.

§ 5. Vom Prager bis zum Westfälischen Frieden.

Nun bekommt der Krieg ein anderes Ansehen. Nachdem die meisten protestantischen Stände Deutschlands sich auf die Seite der Katholischen gestellt hatten, tritt die Religion zurück; man kämpfte mehr nur um zeitlichen Vortheil.

Baden, Württemberg und Hessenkassel hielten es noch mit den Schweden. Aber die Schwachheit ihrer Kräfte zwang die Verbündeten, sich immer weiter mit Frankreich einzulassen. Schon nach der Nördlinger Schlacht hatte der Heilbronner Bund den Franzosen gegen 500,000 Franks und Aufstellung eines Hilfsheeres von 10,000 Mann den Besitz des zu Oestreich gehörigen Elsaßes zugestanden, welches schöne Land auf diese Weise dem Reich verloren gieng. Im Okt. 1635 schloß nun Bernhard noch einen besondern Vertrag mit Frankreich, in dem ihm dieses jährlich vier Millionen Franks zur Haltung eines Heeres von 18,000 Mann zusagte; natürlich war dieses dem Franzosenkönige untergestellt. In einem geheimen Artikel wurde Bernhard das Elsaß verheißen, womit es jedoch den Franzosen kein Ernst war.


Fig. 190. Oxenstierna.

Aber Richelieu wendete alles an, um den Kriegseifer gegen den Kaiser neu anzu=

flammen. Und der Papst vereitelte die Friedens-Konferenzen, die 1636 in Köln eröffnet wurden.

Oxenstierna (Fig. 190) zog frische Kräfte über's Meer herüber, und Feldmarschall Bauer machte sich auf und schlug die treulosen Sachsen erst bei Dömitz (Nov. 1635), dann bei Wittstock auf's Haupt (Sept. 1636). In Folge dieser Schlacht, der erbittertsten im ganzen Kriege, stand ihm ganz Sachsen und Thüringen offen; denn das kaiserliche Heer war nach den Niederlanden, wie an den Mittelrhein gegen Bernhard gezogen. An dem armen Sachsenlande ließ Bauer schreckliche Rache aus; alle Gebiete abtrünniger Protestanten behandelte er noch härter als die katholischen. Hiebei verfiel die strenge schwedische Mannszucht, welche seit Gustav Adolfs Tod schon bedeutend nachgelassen, vollends.

Hinfort hausten auch die Schweden allerwärts wie Wallensteinische Horden. Daher sang man von den einst so frommen Kriegern: „Der Schwed ist kommen, Hat alles mit g'nommen, Hat d' Fenster eing'schlagen Und 's Blei davon tragen, Hat Kugeln d'raus gossen Und d' Bauern verschossen." Es war überhaupt eine so schauerliche Zeit für Deutschland, daß wir sie kaum mit unsern Begriffen erreichen. Wo der Krieg wüthete, blieb das Land ungebaut; die Dörfer waren verbrannt und ihre Bewohner irrten umher, oder sie standen leer, denn das Landvolk flüchtete in die sicherern Städte; es fehlte an Menschenhänden, wie an Samen und Zugvieh zur Bestellung der Felder. So entstand Hungersnoth. Man nährte sich von Aas, Ratten, Mäusen, Mist, ja von Leichnamen; der Bruder verzehrte die todte Schwester, Kirchhöfe wurden umgewühlt, um Nahrung aus den Gräbern zu holen. Eltern schlachteten sogar ihre Kinder in der Hungerswuth, brieten und verzehrten sie. Es zogen nicht nur Haufen von Bauern, welche durch die Soldaten alles verloren hatten, die sog. Schnapphähne umher, um hinwiederum Bürger und Soldaten anzufallen und zu berauben, es zogen auch ganze Banden herum, die ordentlich Jagd auf Menschenfleisch machten. Gleichwohl starben so viele Hungers, daß nicht alle beerdigt werden konnten. Die Ausdünstung der Moderleichen erzeugte Seuchen, die also wütheten, daß Haufen von Leichen unbestattet blieben, um die Luft noch ärger zu vergiften. Hungersnoth und Pest entvölkerten ganze Landstriche. In Württemberg lebte vorher eine halbe Million Menschen, während des Krieges schwand diese Zahl auf 48,000 herab. In Augsburg sind 60,000 Menschen an Hunger und Seuche gestorben. — Die Soldateska beider Theile wurde in der langen Kriegszeit immer wilder, schrecklicher, unmenschlicher. Sie begieng alle möglichen Frevel der ausgelassensten Thierheit und Teufelei. Augenausstechen, Nasen-, Ohren-, Brüsteabschneiden, Schwefel in alle Oeffnungen des Körpers stecken und anzünden, die Fußsohlen aufschneiden und Salz hineinreiben, Mistjauche zum Zerplatzen eingießen (der sog. Schwedentrank), Kinder in geheizte Backöfen schieben und am Geschrei der Bratenden sich ergötzen, das weibliche Geschlecht zum Tode mißhandeln &c., das war damals Soldatensitte! Alle Zeitgenossen stimmen in herzzerreißenden Schilderungen jenes schauervollen Elends überein: „Es wäre kein Wunder, wenn die Erde durch Gottes gerechtes Gericht sich öffnete und solche himmelschreiende Frevel verschlänge!"

Mitten unter diesen Jammerscenen starb Ferdinand II., 15. Febr. 1637. Er war sein Lebenlang fromm in seiner Weise, sittenrein, aber ein fanatischer Ketzerfeind. Es folgte sein Sohn Ferdinand III., wie in den Hausstaaten, so auf dem deutschen Throne (1637—57). Der hatte geringere Gaben, aber mehr menschliches Gefühl als sein Vater. Gegen die Protestanten in seinen eignen Landen bewies er sich übrigens so hart als dieser. Den Krieg mit erneuerter Anstrengung fortzusetzen, dazu sah er sich allerdings genöthigt, obschon alles Volk nach Frieden seufzte. — Noch eilf Jahre währte der jammervolle Krieg. Wir wollen aber nur noch einige Hauptbegebenheiten berichten, die zeigen, wie das Glück sich wieder auf die protestantische Seite neigte und im Ganzen bei ihr beharrte.

a. 1637 und 1638 erfocht Bernhard über dem Rheine drüben glänzende Siege und eroberte nach Vernichtung zweier kaiserlichen Heere sogar die starke östreichische Festung Breisach. Diesen Schlüssel des ganzen Oberlandes wollte Bernhard zum Haltpunkt seiner überrheinischen Herrschaft machen. Er besetzte es

darum nur mit Deutschen, wie er denn auch nicht gemeint war, das Elsaß an die Franzosen zu überlassen. Aber plötzlich erkrankte der 34jährige Held und starb 18. Juli 1639, wie er wenigstens glaubte, an französischem Gifte. Sogleich kam nun Breisach und sein ganzes, meist aus Deutschen bestehendes Heer in Frankreichs Hände und Dienst.


Fig. 191. Bernhard von Weimar.

Baner war vor dem 60,000 Mann starken Heere des Gallas aus Sachsen nach Pommern gewichen, welches Land nach dem 1637 erfolgten Ableben des kinderlosen Herzogs Bogislav trotz der Einsprache Brandenburgs für schwedisch Gut erklärt worden war. Als er aber Verstärkung aus der Heimat erhalten, drängte er den immer noch weit stärkern Feind bis Magdeburg zurück. Darauf zog er wieder in Sachsen ein und schlug, Juni 1638, ein sächsisches Heer bei Chemnitz bis zur Vernichtung. Hierauf drang er zweimal in Böhmen ein, das er das erstemal sehr schonend behandelte, um die Böhmen für die evangelische Sache zu gewinnen, das anderemal aber mit der Brandfackel durchzog. In mancher Nacht sollen über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser geleuchtet haben. Im Herbst 1640 rief der Kaiser einmal wieder einen Reichstag nach Regensburg zusammen. Plötzlich, Jan. 1641, erschien der Schwede aus seinen Winterquartieren in Braunschweig vor Regensburg, um den Kaiser samt allen Reichsständen aufzuheben. Eintretendes Thauwetter vereitelte sein Vorhaben; er schoß einige Kugeln auf die Stadt, zog wieder ab und starb Mai 1641. — Schon Nov. 1640 war der alte Brandenburger Kurfürst gestorben; sein Sohn Friedrich Wilhelm, nachmals der große Kurfürst genannt, besann sich und schloß trotz dem schweren Mißfallen des Kaisers mit Schweden einen Waffenstillstand.

Durch Baners Tod entstand zwar einige Verwirrung im schwedischen Heere, doch sandte der weise Kanzler bald noch einen Tüchtigern herüber, welcher schnell wieder alles in Ordnung brachte und erstaunliche Thaten verrichtete. Das ist Leonh. Torstenson, ein Podagrist, der nicht gehen und stehen kann, sondern beständig in einer Sänfte getragen werden muß, doch blitzschnell wie kein Anderer. Er bringt neue Regimenter mit und macht sich in Kürze äußerst gefürchtet. Zuerst zieht er nach Schlesien, erobert Glogau im Sturm, 4. Mai 1642, schlägt bei Schweidnitz den Herzog von Lauenburg, der zu den Kaiserlichen übergetreten war, und nimmt den tödtlich Verwundeten gefangen. Dann dringt er in Mähren ein, erstürmt Olmütz (4. Juni) und streift bis vor des Kaisers Hauptstadt. Sein durch Krankheiten geschwächtes Heer zieht sich vor dem Erzherzog Leopold in bester Ordnung nach Sachsen zurück. Als er aber hier Verstärkung an sich gebracht, liefert er dem Erzherzog bei Breitenfeld, 2. Nov. 1642, eine Schlacht, in welcher Gustavs Sieg sich erneuert; die Kaiserlichen verlieren 20,000 Todte und Verwundete, 46 Kanonen 2c. 1643 bricht er abermals in Mähren ein und streift bis vor Wien, während sein Unterfeldherr Königsmark, der „Ueberall und Nirgends" bis an den Rhein Schrecken verbreitet.

Dänemark wirkt heimlich gegen Schweden, das erfährt man in Stockholm und beauftragt Torstenson, es zu züchtigen. Mit rasender Schnelligkeit fliegt er durch Deutschland, dringt in Holstein ein und bis nach Jütland hinauf, noch 1643.

Im Dänenlande, wo es noch Vorrath gibt, nimmt er seine Winterquartiere und erzwingt einen Frieden. 1644 zieht Gallas ihm nach; er jagt diesen nach Böhmen. Dort haben die Generale Götz und Hatzfeld mit äußerster Anstrengung ein neues Heer aufgebracht. Er überwältigt sie in dem mörderischen Treffen bei Jankow, 5. März 1645; Götz liegt mit 4000 auf dem Schlachtfeld, Hatzfeld ist mit eben so vielen gefangen. Torstenson flutet gleich einem Waldstrom durch Mähren und streift zum drittenmal bis an die Wolfsbrücke vor Wien. Der Kaiser bebt und schickt die Kaiserin und seine Schätze in die Steyrischen Gebirge. Wien zu belagern fühlt sich Torstenson doch zu schwach; er kehrt um und bedrängt den sächsischen Kurfürsten so sehr, daß auch dieser aus Noth, wie der Brandenburger vorhin freiwillig, zu einem Waffenstillstand und Neutralitätsvertrage sich versteht und also der Kaiser einen Bundesgenossen nach dem andern verliert. Aber jetzt peinigt die Gicht den Mann so grausam, daß er sich heimtragen lassen muß. An seine Stelle trat ein würdiger Nachfolger, Gustav Wrangel.

Am Rhein hatten unterdessen die Franzosen mit den Bayern und Oesterreichern nicht sehr glücklich gekämpft. Besser gelang es ihnen, als sie ihren Marschall Türenne aus Italien herbeiriefen, einen Schüler Bernhards, welcher zu einem der größten Feldherrn reifte. Dieser trieb, meist mit deutschen Truppen, die österreichisch-bayrischen Scharen aus Schwaben und setzte sich in Besitz aller festen Plätze bis in die Nähe Bayerns hin. — Weil die Schweden im Norden gerade nichts zu thun hatten, so vereinigte sich Wrangel mit Türenne zu gemeinschaftlichen Operationen im Süden. Sie giengen auf Bayern los und machten dem Kurfürsten dermaßen schwül, daß auch er, des Kaisers Hauptstütze, zu Ulm einen Separatwaffenstillstand mit den Schweden und Franzosen schloß, März 1647. Das kränkte Ferdinand auf's empfindlichste und er sagte frei, „das sei ein schwärzeres Majestätsverbrechen, als einst Friedrich V. begangen.“ Damals versuchte der bayrische Reitergeneral Joh. von Werth seine gesamte Kavallerie dem Kaiser zuzuführen, eine Parallele zu Wallensteins eigenmächtigem Vorgehen. Doch mißlang der Anschlag und Werth wurde geächtet. Es reute den Kurfürsten aber auch bald sein Abfall vom Kaiser und er brach den Waffenstillstand, sowie er wieder etwas Luft hatte. Da stürmten Wrangel und Türenne abermals über Bayern los, zertrümmerten bei Zusmarshausen, 17. Mai 1648, das kaiserlich-bayrische Heer und tödteten dabei des Kaisers letzten Feldherrn, Melander von Holzapfel, einen Calvinisten; seine katholischen Führer waren alle todt, gefangen oder abgetreten. Dann drangen die Beiden in's Herz von Bayern und verheerten es jämmerlich. Der alte Max mußte von Ort zu Ort fliehen und endlich in Salzburg Zuflucht suchen.

Der schwedische General Königsmark belagerte damals Prag und — die letzte That in diesem Kriege — eroberte noch 5. Aug. die Kleinseite der Stadt, wo eine unsägliche Beute von Gold und Kostbarkeiten in seine Hände fiel. Wie er sich aber anschickt, auch der andern Seite Meister zu werden, da — reiten Trompeter durch's Reich und blasen unter dem Glockengeläute von allen Thürmen, die noch stehen, und dem Freudengeschrei und Freudengeweine aller Menschen, die das Leben davongebracht, sie rufen den allgemeinen Frieden aus.

Schon seit 1645 saß ein Kongreß zu Münster (mit den Franzosen) und ein solcher zu Osnabrück (mit den Schweden) zusammen, um am Friedenswerke zu arbeiten. Es kostete unsägliche Mühe, damit fertig zu werden; denn die Interessen waren zu vielseitig, die Verhältnisse zu verwickelt und namentlich wurde das Werk immer durch die Ränke der Franzosen aufgehalten. Endlich nach fünf Jahren blutsaurer Arbeit, bei welcher sich insonderheit der kaiserliche Rath Graf von Trautmansdorf durch seine Klugheit, Mäßigung und Ausdauer verdient machte, war doch eine Lösung gefunden und ein Uebereinkommen getroffen worden, und 24. Okt. 1648 konnte der so tief ersehnte Westfälische Friede abgeschlossen werden.

Es fand eine religiöse und eine politische Ausgleichung statt. Was erstere betrifft, so wurde im allgemeinen Freiheit der Religionsübung im Reich und völlige Rechtsgleichheit der Protestanten mit den Katholiken auf Grund des Augsburger Religionsfriedens anerkannt und letzterer ausdrücklich auf die Reformirten ausgedehnt, die mit den Lutheranern unter dem Gemeinnamen „Augsburger Confessionsverwandte“ befaßt wurden. Damit Gleichheit in der Reichsjustiz bestehe, sollte das Reichskammergericht mit eben so viel Protestanten als Katholiken besetzt werden. Hinsichtlich des Besitzes geistlicher Güter wurde 1624 als Normaljahr festgesetzt, mithin das Restitutionsedikt beseitigt: wie es bezüglich dieses Besitzes am 1. Jan. 1624 (für die Pfalz 1619) stand, so sollte es bleiben; was damals evangelisch oder katholisch war, sollte so bleiben. Evangelische Unterthanen einer katholischen Obrigkeit, welche damals das Recht öffentlichen Gottesdienstes hatten, sollten es behalten und umgekehrt. Hatten sie es damals nicht, so sollte ihnen doch ungestörte Hausandacht erlaubt sein, auch die Auswanderung freistehen. Den geistlichen Vorbehalt erkannten die Protestanten jetzt an; damit verblieb der alten Kirche ein wirksames Mittel, Abfall zu verhüten und protestantische Fürstensöhne an sich zu locken.

Diesen Religionsvergleich haben die Deutschen den Schweden zu verdanken, die also doch, bei allen eigennützigen Bestrebungen, für unsern Glauben nicht nur kämpften, sondern auch zum Siege durchdrangen; denn der Kaiser und die Franzosen wollten die Religionssache ganz vom Frieden ausgeschlossen wissen und einer spätern Regelung überlassen. Allein die Schweden bestanden auf sofortiger Vereinigung der Angelegenheit durch gesetzliche Herstellung der Glaubensfreiheit. — Der Papst stimmte diesem Religionsvergleich natürlich nicht zu, erklärte vielmehr den Westfälischen Frieden für null und nichtig; er hätte den Krieg lieber verewigt. Diese Bulle durfte aber in Deutschland nirgends verkündigt werden.

Was die politische Ausgleichung anlangt, so bekamen die Franzosen Metz, Toul und Verdun bestätigt und das ganze Elsaß mit Ausnahme Straßburgs, der übrigen 10 Reichsstädte und der reichsritterschaftlichen Besitzungen, ferner den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg, lauter deutschhabsburgisches Besitzthum. Und diese Abtretungen wurden vom deutschen Reiche völlig getrennt. Die Schweden erhielten Vorpommern mit der Insel Rügen und einen Theil von Hinterpommern, die Bisthümer Bremen (ohne Stadt) und Verden, die Stadt Wismar und noch 5 Mill. Thaler, welche auf die deutschen Stände ausgetheilt wurden. Schweden erkannte aber die Lehenshoheit des deutschen Reichs über diese Erwerbungen an, so daß sie nicht eigentlich von Deutschland abgerissen wurden. Brandenburg empfieng den übrigen Theil von Hinterpommern, dann die Erz- und Bisthümer Magdeburg (nach Absterben des gegenwärtigen sächsischen Administrators), Halberstadt, Minden und Cammin, — Hessenkassel, der erste und beständige Bundesgenosse Schwedens, die Abtei Hersfeld, vier Aemter des ausgestorbenen Schauenburgischen Grafenhauses und 600,000 Thaler, — Mecklenburg für das verlorene Wismar die Stifte Schwerin und Ratzeburg. Kursachsen behielt die im Prager Frieden zugestandene Lausitz, Bayern die Kur samt der Oberpfalz, während die untere Pfalz dem Sohne Friedrichs V., Karl Ludwig, samt einer neugeschaffenen achten Kur zurückgestellt ward. Bei den andern Reichsständen fand Wiederherstellung in den Stand vor dem Beginne des Krieges statt. Die Schweiz und Holland wurden für völlig unabhängige Staaten erklärt, also auch, wie das Elsaß, förmlich vom Reiche getrennt, was sie freilich thatsächlich schon lange her gewesen waren.

Die Herrlichkeit des einst so großen und jetzt so sehr geschmälerten deutschen Reiches sank aber auch in anderer Hinsicht dahin. Des Kaisers ohnedem schon geringe Macht wurde noch viel mehr beschränkt; er durfte ohne Einwilligung der Stände keine Gesetze erlassen, keine Bündnisse eingehen, keine Steuern auferlegen; darüber sollten die Stände nicht nur berathen, sondern beschließen. Den Fürsten wurde die volle Landeshoheit in ihren Gebieten stipulirt, also daß sie auch unter sich und mit Auswärtigen Bündnisse

schließen konnten, wenn nur „nicht zur Gefährdung von Kaiser und Reich." So sank die kaiserliche Autorität vollends zu einem Schemen herab, und der Verband der deutschen Staaten wurde immer loser. Das Reich war den andern Mächten des Welttheils gar nicht mehr gleich: Frankreich und Schweden führten nun das große Wort.

§ 6. Deutschland eine Wüste, aus welcher Blumen sprießen.

Und wie sah das arme Vaterland nach dem entsetzlichen Kriege aus! Schauerlich war es fast überall zugerichtet; denn die Kriegsfurie hatte mit geringer Ausnahme in allen seinen Gauen getobt. „Deutschland lag in Koth, Schmach, Jammer, Armut und Herzeleid bis über die Ohren; es lag wie unter dem Bann und Fluch Gottes", sagt ein Zeitgenosse (Bettins). Die Städte waren leer, die Kirchen voll Pferdemist, Unflathaufen auf den Altären; die Flecken, Dörfer und Weiler verbrannt, zerstört, zerfallen, die Ruinen zum Theil voll Leichname und Aeser, an denen Wölfe, Hunde und Krähen fraßen; die Aecker wüste, Felder und Wiesen weit hin mit Wald überwachsen.

„Man wandert zehn Meilen und sieht niemand als etwa einen Greis mit einem Kind oder ein paar alte Weiber." Deutschland verlor in diesem Kriege über die Hälfte seiner Einwohner; Einige schätzen statt 16 nur noch 4 Millionen. Mit dem Ackerbau litten Gewerbe und Handel in gleichem Grade; Manufakturen und Fabriken lagen darnieder; der auswärtige Handel fiel Fremden zu. Die stolzen Städte sind gedemüthigt und haben sich nie mehr zur vorigen Blüte emporgeschwungen. Der alte Hansabund ist vernichtet. Kaum nach zwei Jahrhunderten war der Wohlstand von 1618 wieder erreicht. — Was das Aergste, es fand eine furchtbare Verwilderung der Sitten statt. Die rohe Soldateska hauchte Unglauben und Gottlosigkeit wie Pestluft aus. Die Prediger wurden großentheils vertrieben und gemordet; der Unterricht des Volkes und der Jugend hörte in vielen Gegenden ganz auf. Im grausigen Kriegsleben ist Unzähligen Christenthum und menschliches Gefühl gänzlich abhanden gekommen. Dem Menschenmangel abzuhelfen, beschloß 1650 der fränkische Kreistag, jeder Mann solle zwei Weiber heiraten dürfen; zugleich aber verbrannten dort die Bischöfe Tausende von Hexen. Der letzte Rest von Vaterlandsliebe und volksthümlichem Selbstgefühl war geschwunden, die Sprache durch fremde Zungen verunstaltet, ja in den höhern Klassen verdrängt, alle dichterische Schöpferkraft verloren.

Doch brachte die Jammerzeit auch ihren Segen. Das große, allseitige Elend, die tägliche Unsicherheit der Güter und des Lebens stimmte den bessern Theil sehr religiös. „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich", „Anfechtung lehrt auf's Wort merken", diese Zeugnisse der Schrift bewährten sich in der schweren Zeit. Gewiß sind ihrer Viele, welche während der Kriegsnoth starben, durch die Trübsal mächtig bekehrt und geläutert in's Reich Gottes eingegangen. Und viele der am Leben Bleibenden traten mit einem ernstern Sinn aus derselben heraus; die Züchtigung gab ihnen eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Fromme Geistliche benützten den Jammer der Zeit und das frische Gedächtniß der erlittenen Drangsale zu tiefeingreifender Wirksamkeit an den Seelen. Fromme Fürsten ließen sich nebst der zeitlichen Noth ihrer Unterthanen auch das höhere Heil derselben durch eifrige Pflege des Christenthums warm am Herzen liegen. Man verließ die bittern Streitigkeiten der Theologie und sah nun desto mehr auf lebendiges Christenthum, auf Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser. Der wilden Sittenlosigkeit folgte ein stiller, heiliger Sinn und ein züchtiger, ehrbarer Wandel.

Ein Buch wurde jetzt nach der heil. Schrift am liebsten und zu reichstem Frommen gelesen. Sein Verfasser war Joh. Arnd, geb. 1555 zu Ballenstädt, † 1621 als Generalsuperintendent zu Celle, einer der edelsten, heiligsten und herrlichsten Gottesmenschen, und sein kostbares Buch heißt: „Das wahre Christenthum", geht auch überall auf ein solches, auf lebendigen, Geist, Gemüth und Wandel durchdringenden Glauben. Es ist unzähligemal gedruckt worden und noch heute in vielen Häusern ein theures Erbauungsbuch. Der Segen, den es schon gestiftet, ist unberechenbar. Von Arnd haben wir auch eines der trefflichsten Gebetbücher, „das Paradiesgärtlein" betitelt. — Noch nenne ich zwei ausser-

lesene Geistliche, deren hoch gesegnete Thätigkeit in diese Jahrzehnte fällt. Christian Scriver, geb. 1629 zu Rendsburg, † 1693 als Oberhofprediger zu Quedlinburg; ein berühmter Kanzelredner, dessen gehalt- und lebensvolle Vorträge alle Herzen ergriffen. Er schrieb ein treffliches Predigtbuch unter dem Namen „Seelenschatz", darin er von der Seele Würdigkeit ausgeht, von ihrem kläglichen Fall und ihrer tröstlichen Wiederaufrichtung handelt und mit ihrer dereinstigen Herrlichkeit endet. Ein anderes feines Werk von ihm sind „Gottholds zufällige Andachten", 400 überaus sinnige und zum Theil wunderliebliche Gleichnisse. Er weiß an alles, an den Thau, das Echo, den Holzwurm 2c. geistliche Lehren und frommliche Betrachtungen zu knüpfen. Beide Bücher sind noch in vielen Bauernhütten zu finden und die Leute erbauen und ergötzen sich daran. — Heinrich Müller, geb. 1631 zu Lübeck, † 1675 als Professor und Superintendent in Rostock. Auch er zeichnete sich als Redner und Schriftsteller vorzüglich aus. Er hat eine ganz besondere Klarheit, Schärfe und Tiefe des geistlichen Verstandes. Seine berühmteste Schrift sind die „Geistlichen Erquickstunden." Sie sind's im vollen Maße, aber auch oft ein scharfes, heilsames Salz. Ein köstlich Buch ist auch sein „Himmlischer Liebeskuß", in welchem uns wirklich die himmlische Liebe von oben herab umfähet und küsset.

Jetzt muß ich noch von einem Fürsten reden, der zwar nur ein kleines Land beherrschte, aber vor den Engeln Gottes gewiß zu den größten Fürsten gehört.

§ 7. Herzog Ernst von Sachsen-Gotha.

Er war der Urenkel des Johann Friedrich, sein Vater Herzog Johann von Weimar, der Bernhard sein jüngster Bruder. Ernst wurde 1601 in der Christnacht geboren. Sein Vater starb frühe, die Mutter erzog ihre vielen Kinder mit heiliger Sorgfalt. Ernst lernte am liebsten Sprüche der heiligen Schrift, erwarb sich aber auch einen Reichthum weltlicher Kenntnisse und Tüchtigkeiten. Er reifte zu einem frommen, feinen Jünglinge heran. Am Kampfe um's Evangelium nahm er den lebhaftesten Antheil. 1631 trat auch er als Oberst in die Dienste des Schwedenkönigs; bei Rain setzte er zuerst mit seinem Reiterregimente über den Lech; er kämpfte mannhaft bei Lützen mit. 1635 trat er dem Prager Frieden bei samt seinen Brüdern, und heiratete 1636 Elisabeth von Altenburg, eine fromme und treue Seele, die ihm zwölf Söhne und sechs Töchter gebar. Bei einer Theilung der väterlichen Lande, 1640, fiel ihm Gotha zu.

Wie kläglich sah sein armes Land aus, wie hart wurde es noch immer vom Kriege heimgesucht. Aber im Aufblick zum Herrn gieng er daran, seine Brüche zu heilen. Beim Regierungsantritt gelobte er den versammelten Grafen, Rittern und Städteabgeordneten, daß er sie bei dem lautern Worte Gottes schützen und bei ihren zeitlichen Rechten getreulich erhalten wolle, ermahnte sie aber auch, daß sie für den gottgeschenkten wahren Glauben dankbar sein, Christum mit rechtschaffenem Wandel preisen und namentlich die Eltern und grauen Häupter ehren sollten. Er führte sogleich eine neue Landesordnung ein mit so weisen und leutseligen Grundsätzen, daß sie sich fast bis auf unsere Zeit erhalten hat. Er that alles Mögliche, den fortwährenden Kriegsjammer zu lindern, reiste in Person bald in's schwedische, bald in's kaiserliche Lager und suchte mit Bitten und Gaben weitere Verheerung abzuwenden. Seine verscheuchten Unterthanen rief er zurück und unterstützte sie mit Geld und Getreide.

Das religiöse Leben war im tiefsten Verfalle, Gottesvergessenheit und Zuchtlosigkeit allenthalben schrecklich eingerissen. Er verordnete 1641 eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation, die von Ort zu Ort vorgenommen wurde. Da wurden Pfarrer und Schullehrer, Kinder und Alte geprüft und gegen die vorgefundene Unwissenheit und Rohheit des Volkes zweckdienliche Mittel angewendet. Als das heilsamste, das ganz vom Herzog selbst ausgieng, erwiesen sich angeordnete Christenlehren für alles Volk, auch die Erwachsenen.

Ei, wie wurde zuerst darüber geschrieen und gelästert! Ernst bestand aber darauf, Alt und Jung mußte sich katechisiren lassen; und „da Gottes Wort so fortgieng, da begannen die armen Leute allmählich zu sehen, was große Wohlthat Gott ihnen durch ihren Landesherrn in diesem Stück bewiesen hätte, und dankten Gott dafür." Die Einrichtung wurde in andern Ländern mit Nutzen nachgeahmt. — Nichts lag Ernst mehr am Herzen als die Kirche. Er ließ die Kandidaten scharf examiniren, nur tüchtige und sittliche anstellen, nur gelehrte und unsträfliche Pfarrer befördern. Außerwählte Theologen mußten fortwährend im Lande umherreisen, die Geistlichen predigen hören, sich nach der Beschaffenheit der Gemeinden erkundigen und darüber Bericht erstatten. Späterhin ließ der Herzog alle Geistlichen des Landes nach der Reihe in seiner Hofkirche predigen und ermunterte sie herzlich zur Treue im Amt. Aehnlich sorgte er für die Schulen. Das Schulwesen kam so in Flor, daß es ein Sprichwort wurde: „In Ernst's Landen wissen die Bauern mehr als anderswo die Edelleute." Sein Gothaer Gymnasium besuchten Jünglinge aus Dänemark und Schweden.

Mit ganzem Ernst trat er aller Sünde entgegen. Er sprach: „Ehe kann Gott seine Strafhand nicht von uns abthun, als bis wir uns rechtschaffen bekehrt haben!" Der Tag des Herrn mußte allenthalben heilig gehalten werden; während des Gottesdienstes wurden die Thore und Schläge gesperrt, sämtliche Wirthshäuser geschlossen. Es äußerte einmal ein Katholik: „Man gehe nach Gotha und sehe zu, wie der Sonntag und die Festtage dortselbst ganz anders als bei uns gefeiert werden." Nirgends wurde Unzucht geduldet; liederliche Personen ließ er aus dem Lande weisen. Mit heiligem Zorn eiferte er gegen das übliche „Voll-, Zu- und Gleichsaufen." Er strafte namentlich auch die Edlen um ihre Sünden; so hielt er's ihnen einmal beim Landtage strengverweisend vor, „wie sie, statt über das Volk christliche Obhut zu führen, dasselbe mit ihrem eigenen Beispiele in Fressen und Saufen, Balgen und Raufen, Schwören, Fluchen und Gotteslästern zu allem Bösen anleiteten." Die Herren schämten sich und versprachen Besserung. Er setzte aber noch besondere Rügengerichte ein, welche Vergehen gegen christliche Zucht bei Hoch und Nieder ahnden mußten.

In seinen Finanzen herrschte die größte Ordnung. Er hielt sich an Sprichw. 24, 4: „Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll." Für seine Person lebte er äußerst sparsam: unnöthigen Aufwand nannte er „einen unersättlichen Vielfraß." Einst löschte er auf einer Domäne von den vier Lichtern, die ihm der Amtmann angezündet, zwei, und von den zwei Lichtern, die dieser auf seinem Tisch brannte, eins mit eigener Hand aus, indem er sprach: „Freund, es sind schlimme Zeiten!" Streng beobachtete er seinen Grundsatz: „Ein löblicher Regent hütet sich, daß keine ungerechte Einnahme in seine Kammer komme, durch welche der göttliche Segen weggescheucht werden möchte." Darum blieb aber auch Gottes Segen bei ihm also, daß er in anhaltender schwerer Kriegszeit doch zurechtkommen, seine verarmten Unterthanen reichlich unterstützen und sogar an der Stelle des zerstörten Schlosses eine großartige Residenz bauen konnte, welche er Friedensstein nannte, weil sie gerade 1648 fertig ward. Auf diesen Frieden, um den er vielhundertmal knieend gefleht, ließ er eine Münze schlagen und an alle seine Unterthanen vertheilen, welche die Aufschrift hatte: Gott den Herrn lobt und ehrt, Der den Frieden hat beschert; Fördert seine Furcht und Ehr, Sonst besteht er nimmermehr. So ließ er auch Katechismusthaler schlagen, auf denen die Hauptlehren in Reimen zu lesen waren.

Ernsts Familienleben war das eines echtchristlichen Fürsten. Er begann und schloß mit den Seinen jeden Tag mit Gebet, Lesen der Bibel und geistlichem Gesange. Er führte seine Kinderschar jeden Sonntag und einmal in der Woche selbst in den Gottesdienst. Auch seine Hofdienerschaft hielt er zu fleißigem Besuch der Kirche an: „keine Herrschaft könne es bei Gott verantworten, wenn sie ihr Gesinde vom Gottesdienst abhalte." Am Hofe mußte alles ehrbar und sittig hergehen; der „Beternst," wie man ihn hieß, duldet nicht das geringste Unanständige in Wort und Handlung. Eine Kapelle von Musikern hielt er zur Ergötzung des Hofes, aber keine Komödianten und keinen Hofnarren, wie die andern Fürsten pflegten. Da-

gegen legte er auf seinem Friedensstein ein Münzkabinet, eine Kunst- und Naturaliensammlung und eine große Bibliothek zur Benützung fürs ganze Land an.

Er sah auf die besten Beamten, denn „die Aemter müssen mit Leuten, nicht die Leute mit Aemtern versehen werden." Seine Räthe waren fast ausschließlich aus dem Bürgerstande. Zu einem Edelmann, der ein Amt begehrte, sagte er: „Was seid Ihr mir nütze? Versteht Ihr doch nichts!" Er empfahl seinen Beamten oft, den 101. Psalm zu lesen: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, und habe gerne fromme Diener." Mit regem Fleiße mußten sie ihrem Berufe obliegen; die höhern Beamten arbeiteten unter seinen Augen, ihnen allen hatte er, um sie leichter zu überwachen, ihre Geschäftszimmer in seinem Schlosse angewiesen. Unparteiisch nach strengem Recht und prompt mußten sie richten und schlichten. Jeder Unterthan hatte Zutritt zum Fürsten; mit eigener Hand führte er sie in die Kanzleistuben und nahm sich ihrer Sache bei Richtern und Räthen an. Er reiste überall im Lande umher, selbst nachzusehen, wie es stehe. Vor allem pflegte er ins Pfarrhaus und in die Schule zu gehen. Wenn er beim Pfarrer die Bibel staubig fand, wischte er sie mit scharfen Bemerkungen ab. In den Schulen hörte er der Unterweisung zu und belohnte wackere Schüler mit Geschenken. Einst kam er unangemeldet und fand den Lehrer elend auf dem Bette liegend, aber doch von da aus seines Amtes an den Kindern eifrigst wartend; das rührte ihn tief und im Hinblick auf den in seinem Amte sich verzehrenden Mann gründete er eine Lehrerwitwenkasse.

Er hielt keine Hetzjagden wie andere Fürsten, ließ aber das Wild von den Förstern wegschießen, daß es die Felder nicht schädige. Er verringerte die Steuern so weit möglich. Ueberall legte er Kornmagazine an, in welchen er den Erntereichthum von seinen Hausgütern aufschüttete, so daß er in Jahren des Mißwachses den Unterthanen wohlfeiles Getreide geben konnte. Es war ein wunderbarer Segen bei ihm; er hatte so ein kleines Gebiet, so eine große Familie, that täglich so viel Gutes und es blieb noch reichlich über. Den Ueberfluß verwendete er zu namhaften, noch heute wohlthätigen Stiftungen für Witwen und Waisen, Kranke, Arme und Studirende. Er unterstützte aber auch Glaubensgenossen in Rußland ꝛc. und nahm sich sogar der Aethiopischen Christen an. Weiter ließ er durch 29 der tüchtigsten Gottesgelehrten, darunter Joh. Gerhard, Professor zu Jena, der größte Theologe seiner Zeit (1582—1637) sich befand, ein großes Bibelwerk mit Erklärungen, Nutzanwendungen und Bildern fertigen. Es heißt die Ernestinische, Gothaische, auch nach dem Druckort Nürnbergische Bibel. Sie findet sich noch durchs ganze evangelische Deutschland, ohne so geschätzt zu werden, wie sie's verdient. — So förderte Ernst das Wohl der Menschen in weiten Kreisen. Aber seine Hauptsorge wendete er dem Herzogthume zu. Und mit Freudenblicken konnte er zuletzt von seinem Friedensstein über sein schönes Land hinsehen; es war nicht nur zeitlich glücklich, sondern sein Volk auch zusehends weiser, frommer und innerlich glückseliger geworden. Die Macht der göttlichen Wahrheit im göttlichen Leben war dort so groß, daß von ihr überwunden mehr als 40 Priester und Mönche zu Gotha in die lutherische Kirche übertraten.

Der Grund, auf dem diese rege Thätigkeit beruhte, war Ernsts Beugung unter Gottes Willen: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, ist nicht fähig Menschen zu regieren," seine Demuth, die sich immer den Spruch vorhielt: „Regenten auf Erden sind gemacht aus Erden und müssen zur Erde werden," und sein inniger Glaube an Christum. Bei Joh. 3, 16 brach er einst in die Worte aus: „Ich wollte diesen Einen Spruch nicht für viel tausend Welten geben!" Als er fühlte, daß seine Hülle breche, ließ er alle Unterthanen noch von den Kanzeln grüßen und zur getreuen Beobachtung seiner Verordnungen, vornehmlich aber derjenigen ermuntern, welche auf die Religion Bezug hätten. Von seinen Landeskollegien nahm er noch besondern Abschied; dann bestellte er sein Haus und segnete seine heißgeliebte Familie. Und nun wartete er fröhlich auf den Tod. Er redete von der süßen Freude des ewigen Lebens und von der Liebe Jesu Christi, dem er noch mit schwacher Stimme entgegensang: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr ꝛc. So oft er sich des Spruchs erinnerte: Das Blut Jesu Christi ꝛc. traten ihm Thränen in die Augen. Sanft entschlief er 26. März

1675 und gieng von seinem Friedensstein ins Haus des ewigen Friedens ein. Mit welchen Empfindungen stand sein Volk an seinem Sarge! Was hatte er an ihm durch Gottes Gnade gethan! Wie hatte er sein Land überkommen und wie verließ er es! Blühend in jeder Hinsicht und voll von Früchten der Gerechtigkeit.

Er hinterließ ein Testament, in welchem er seine lieben Söhne anweist, wie sie das Land nach ihm regieren sollten; „einen Regentenspiegel, über welchen allen Prinzen Vorlesungen gehalten werden sollten.“ Ernst hieß allgemein der Fromme, auch „der weiseste Fürst seiner Zeit.“ Cromwell rechnete ihn unter die drei klugen Fürsten.

§ 8. Umsturz des englischen Thrones.

Ich führe nun meine Leser nach England hinüber und berichte Gleichzeitiges mit dem großen Kriege, auch schon darüber Hinauslaufendes.

Nachdem der saumselige, eingebildete Jakob I. (S. 563) 1625 in allgemeiner Mißachtung gestorben war, trat sein Sohn, Karl I., die Regierung Großbritanniens an, 1625—49. Er war von geordneten Sitten, ein Freund der Künste und Wissenschaften, ehrenwerth in vieler Hinsicht, doch geneigt zu Willkür und absoluter Herrschaft; dabei fehlte es ihm auch an rechter Klugheit und an Wahrheit und Festigkeit des Charakters. Seine Geschichte ist übrigens eine dunkle Partie in der englischen Historie.

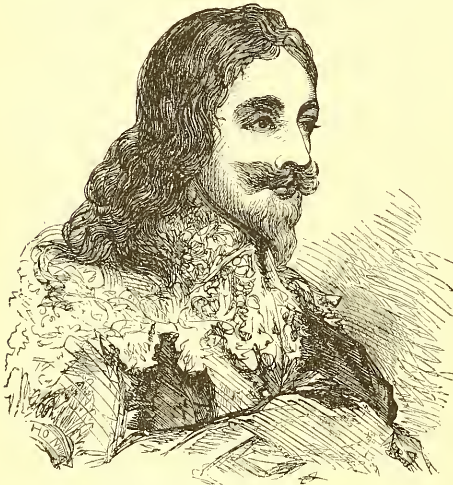


Fig. 192. Karl I. (Nach van Dyck.)

Karl I. verheiratete sich gleich nach seiner Thronbesteigung mit einer Katholikin, der Tochter Heinrichs IV., Henriette, was bei seinen protestantischen Unterthanen starkes Mißfallen erregte. Sehr bitter stimmte es auch gegen ihn, daß er den verhaßten Günstling seines Vaters, den herrsch- und habsüchtigen Herzog von Buckingham, an seiner Seite behielt. So weissagte schon der Anfang seiner Regierung nichts Gutes. — Da ihm nun das Parlament Geld zu seinen Kriegen und namentlich auch zur Unterstützung seines Schwagers, Friedrich V. von der Pfalz, bewilligen sollte, weigerte sich dasselbe, bevor er nicht den gegen die Regierung obschwebenden Beschwerden Abhilfe geleistet habe. Da löste er das Parlament zweimal nach einander auf und verschaffte sich das nöthige Geld durch Zwangsanlehen, willkürliche Besteurung und auferlegte unbillige Geldbußen. Als er sich aber doch durch entstandene Gährung im Lande vermüßigt sah, ein neues Parlament einzuberufen, 1629, so opponirte ihm dieses nur um so heftiger. Dazwischen wurde auch sein Günstling Buckingham ermordet, und viele billigten die That. Der in Zorn versetzte König fand sich jetzt bewogen, das Parlament mit der Erklärung aufzulösen, daß er hinfort ohne dasselbe regieren werde. Er hat auch in 11 Jahren keines mehr berufen. Nunmehr steuerte er auf unumschränkte Monarchie los, und dabei wurde er insonderheit von William Laud, seit 1633 Erzbischof von Kanterbury, unterstützt.

Laud war herrischer Natur und verlangte strenge Gleichförmigkeit in kirchlichen Dingen für die drei Reiche. Er veränderte im Einvernehmen mit dem Könige den Kultus der Hochkirche, indem er ihn durch eine Menge neuer Ceremonien dem katholischen noch mehr näherte; Bischöfe sollten die einzig berechtigten Nachfolger der Apostel sein. Die Puritaner, die sich dawider setzten, wurden streng bestraft.

Das englische Volk ließ es im Ganzen beim Murren bewenden. Aber Laud entwarf auch eine Gottesdienstordnung für die schottische Kirche, welche den presbyterianischen Charakter derselben gänzlich verwischt hätte. Dort erhob sich denn bei der Einführung gewaltiger Widerspruch. Das Volk schrie: „Man will uns unsern Glauben nehmen! Wir sollen wieder papistisch werden!“ und die Prediger sprachen von allen Kanzeln herab den Fluch aus über diejenigen, welche den lebendigen Geist Gottes in todte Ceremonien begraben, den Herrn Christus von seinem Throne stoßen und die Gewalt der Kirche an die weltliche Obrigkeit verrathen wollten. Zu Edinburg warf eine alte Frau während des neuen Gottesdienstes (25. Juli 1637) dem Dechant ihren Schemel mit den Worten an den Kopf: „Schurke, willst du Messe halten, während ich zugucke?“ Der Bischof, der auf die Kanzel stieg, das Volk zu besänftigen, wurde geschimpft, beworfen und auf dem Heimwege im Kothe gewälzt. Da der König durchzudringen suchte, riefen die Schotten wieder ihren Covenant (Nationalbund) in's Leben, und verbanden sich mit feierlichem Eide, „den evangelischen Glauben treu zu bewahren und die Freiheiten des Landes zu vertheidigen.“ Eine schwärmerische Begeisterung ergriff alle Herzen durch ganz Schottland hin. Sie sammelten ein Heer und zogen gegen die Königischen; sie fielen selbst in England ein, 1640, und zwangen den König zu einem Vergleich, darin er von seinen Forderungen abstand.

Denn um Geldmittel zur Ausrüstung eines starken Heeres gegen sie zu erlangen, hatte er sich, noch vor ihrem Einfall, bewogen gefunden, endlich wieder ein Parlament in London zu versammeln, April 1640; dieses hatte aber gleich so sehr wider ihn gestürmt, daß er es schon im Mai wieder auflöste, daher man es „das kurze Parlament“ hieß. So konnte er gegen die Schotten nichts ausrichten. — Indessen drang der hohe Adel und ein großer Theil der Londoner in ihn, und seine Minister selbst beschworen ihn, doch das Parlament wieder einzuberufen als das einzige Mittel, die erregte Nation zur Ruhe zu bringen; und er that es, Nov. 1640. Dieses erhielt den Namen des langen Parlamentes von wegen seiner langen Dauer. In dasselbe waren meist Presbyterianer gewählt worden und es trat in eine noch viel heftigere Opposition gegen die Regierung als die früheren. Gleich wurde von ihm der Erzbischof Laud und der erste Minister, Graf Strafford, in Anklagestand versetzt, jener einstweilen in Haft verwahrt, letzterer sofort processirt.

Strafford war ein royalistisch gesinnter, mit seltenen Gaben ausgestatteter, überaus tüchtiger Mann, der aber in Großbritannien thun wollte, was Richelieu in Frankreich gethan, und es in Irland auch soweit brachte, daß dort nur des Königs Wille galt. Der König, tief ergriffen, gab ihm das heilige Versprechen, er werde ihm nichts geschehen lassen. Indessen wurde Strafford, weil er mit der irischen Armee England hatte unterjochen wollen, unter Verachtung der Rechtsformen zum Tode verurtheilt. Der König war in Verzweiflung darüber, aber aus Angst vor einer Rebellion auch des englischen Volks bestätigte er das Urtheil, nachdem ihn der edle Minister aus dem Gefängnisse heraus seines Versprechens entbunden hatte, und dessen Haupt fiel, Mai 1641.

Der König versank zunächst in völlige Muthlosigkeit. Er gieng nach Schottland und suchte die Covenanters zu gewinnen; er ließ zu, daß das englische Parlament den von ihm abhängigen hohen Gerichtshof, die sogenannte Sternkammer und das bischöfliche Obergericht aufhob 2c.; er gab gebrochenen Herzens in allem nach, und das Volk hoffte auf einen friedlichen Ausgang. Da mußte ein unglückseliges Zwischenereigniß eintreten und die Sache zum Aeußersten treiben. Es ereignete sich in Irland ein blutiger Aufstand, 1641.

Die Iren, vor andern eifrige Katholiken, wurden allerdings seit lange von den protestantischen Engländern hart mißhandelt, ein häßlicher Widerschein der grausamen Verfolgungen, welche anderwärts die Protestanten von den Katholiken zu erleiden hatten; nicht nur, daß man ihnen einen großen Theil ihres Grundes und Bodens genommen hatte, man verhöhnte auch ihren Kultus, hinderte sie an Uebung desselben. Nun entstand

unter ihnen auf einmal das unbegründete Gerücht, das Parlament gehe damit um, die katholische Kirche völlig auszurotten. Ihre Geistlichen und die Jesuiten bestärkten sie in ihrem falschen Verdachte und entzündeten sie zur Wuth. Da erhoben sie sich plötzlich mit rasendem Fanatismus, fielen über die unter ihnen wohnenden Protestanten her und ermordeten über 100,000! Dabei verfuhren sie auf die ihnen eigene roh thierische Weise; sie begruben die Evangelischen lebendig, hiengen sie an den Beinen auf und schlitzten ihnen den Leib auf, zerschlugen ihren Kindern mit Keulen die Schädel, sperrten Groß und Klein in ein Haus, das sie verbrannten, trieben sie haufenweise in die Flüsse 2c. Urban VIII. billigte das.

Die Nachricht von diesen Greueln schrillte nach England herüber und bald hieß es, das sei von der katholischen Königin veranlaßt und der König habe es geschehen lassen. Und dieser war nun so übel berathen, daß er selbst in's Parlament gieng, 4. Jan. 1642, um die 5 freisinnigsten Glieder als Hochverräther zu verhaften. Er fand sie nicht. Jetzt loderte der Haß gegen ihn in so hohe Flammen empor, daß er London verlassen mußte. Das Parlament benahm sich revolutionär und ergriff selbst die Regierungsgewalt; und da Karl sich eben jetzt wieder ermannte und dem Unfuge schroff entgegentrat, so kam es zum förmlichen Kriege, Juli 1642. Um den König sammelten sich nach York die Kavaliere. Das Parlament warb ein Heer, zu welchem meistens Puritaner vom Volke traten, wegen ihrer kurz geschnittenen Haare Rundköpfe geheißen. Der unselige Bürgerkrieg dauerte etliche Jahre, hatte für den König einen günstigen Anfang, nahm aber weiterhin, besonders durch den Verlust des Treffens bei Marstonmoor, 2. Juli 1644, eine für ihn sehr nachtheilige Wendung.



Fig. 193. Oliver Cromwell.

Die Seele seiner Gegner war Oliver Cromwell, geb. 1599, ein Gutsbesitzer in Huntingdon, ein eigener, lange Zeit für räthselhaft gehaltener Mensch, den man jedoch jetzt mehr und mehr zu verstehen glaubt. Er war ein ganz entschiedener Puritaner und gehörte zu jenen Strengsten dieser Partei, die man Independenten (S. 557) hieß und die sich von den Presbyterianern schon ganz geschieden hatten. 1637 hatte er nach Amerika auswandern wollen, die Regierung hatte es

verhindert. Er hatte einen schwärmerischen Glaubenseifer, aber dabei den Scharfblick eines Falken, dann einen löwenstarken Willen und ein großes Feldherrntalent. Er bildete sich selbst nach eigener Weise ein Reiterregiment, „die Eisenseiten", in die kein Feind eindrang und die jeden niederwarfen. Der Geist dieser Schar, d. i. sein Geist, durchdrang bald das ganze Parlamentsheer, das er unaufhörlich mit feurigen Reden, mit Gebet und Gesang begeisterte. Er wurde auch, obwohl nur Generallieutenant, in der That Oberbefehlshaber; denn der das Heer führte, Fairfax, that nichts ohne Cromwell. Während nun das Heer gegen den König kämpfte, gieng das Parlament gegen die Episcopalkirche los. Es verjagte an 2000 bischöfliche Geistliche von ihren Aemtern, dann schickte es nach dem Tower, wo der alte Erzbischof Laud immer noch gefangen saß, ließ ihn herführen und verdammte auch ihn trotz seiner bewundernswerthen Vertheidigung, wie den Strafford, rechtswidrig als Hochverräther zum Tode. Er starb mit heiterem Angesicht, 10. Juni 1645.

In diesem Jahre trafen die beiderseitigen Heere noch wiederholt zusammen; das königliche wurde bei Naseby 14. Juni von Cromwell und seiner Glaubensarmee total besiegt. Schon in Oxford eingeschlossen, flüchtete sich der König zum schottischen Heerlager in der Hoffnung einer erträglichen Aufnahme, da diese Presbyterianer den englischen Independentismus mißbilligten. Aber wie täuschte er sich! Die Schotten nahmen ihn gefangen und lieferten ihn, Jan. 1647, gegen Auszahlung des Subsidienrestes an's englische Parlament aus. Er wurde jetzt in Haft gehalten, doch anständig behandelt.

Beim gemeinen Volke regte sich noch da und dort Theilnahme für ihn; als z. E. in Newcastle ein Geistlicher in Gegenwart des Königs den 52. Psalm singen lassen wollte: „Was trotzest du denn, du Tyrann" ꝛc. und Karl dagegen sich erhob und den 56. Psalm begehrte: „Gott sei mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken" ꝛc., stimmte die Gemeinde diesen an. Doch erbitterte er seine Gegner durch die Zweideutigkeit seines Benehmens; er unterhandelte mit den Schotten, dem Parlamente, den Independenten und versprach Allen alles, daher ihm niemand traute.

Das Parlament wollte nun einlenken und zunächst das Heer auflösen; in diesem aber hatte sich unter den Independenten wieder eine strengere Partei, die der Levellers oder Gleichmacher, gebildet. Sie wollten Freiheit und Gleichheit in bürgerlicher, wie kirchlicher Beziehung; alle Stände und Unterschiede sollten aufgehoben werden. Demgemäß verlangten sie den Sturz des Königs und statt Monarchie Republik. Cromwell widerstand noch dem Begehren der Levellers und das Parlament bot sogar dem König unter gewissen Bedingungen Wiederherstellung an. Allein unter diesen Bedingungen war die Abschaffung der bischöflichen Kirche, und darein konnte Karl gewissenshalber nicht willigen, da er die Episcopalverfassung für unantastbare apostolische Ordnung hielt. Inzwischen war die Partei der Levellers die herrschende im Heer geworden und dieses letztere bemächtigte sich im Juni 1647 des Königs; es besetzte 6. August London und reinigte das Parlament, d. h. 11 gemäßigte Glieder wurden hinausgeworfen. Einen Aufstand der Gleichmacher unterdrückte Cromwell mit energischer Strenge; ebenso vereitelte er einen Fluchtversuch des Königs und überzeugte sich, daß dieser ihn statt mit dem Knieband, mit einem Strick abfinden wolle. Jetzt setzte er durch, daß nicht mehr mit dem König verhandelt werden dürfe. Es folgte ein neuer Krieg, aber Schotten, Royalisten und Presbyterianer wurden nach einander besiegt und 6. Dezbr. 1648 das Parlament noch stärker gereinigt. Und von diesem purgirten Landtag (Rumpfparlament) wurde nun der König vor einem niedergesetzten Gerichtshofe von 135 Gliedern (von denen nur 69 sich einfanden) auf Hochverrath angeklagt, „weil er die Waffen gegen das Parlament, die geheiligte Vertretung des Volkes, geführt habe." Von dem an war der König ein ganzer Mann und rechter Christ.

Er bezeugte, 20. Jan. 1649, seinen Richtern, daß kein Gerichtshof das Recht habe,

über einen Gesalbten Gottes Urtheil zu fällen; der König habe sein Scepter von Gott und darum keinen irdischen Richter über sich. Folgerichtig verzichtete er auf jede Vertheidigung. So sprachen sie, 25. Jan., das Schuldig über ihren König aus und verdammten ihn zum Henkertode. Cromwell hat übrigens den entsetzlichen Frevel nicht angestiftet, wie man gewöhnlich annahm. Er befand sich noch während des Prozesses in quälendem Zweifel, ob Monarchie oder Republik Gottes Willen sei. Erst zuletzt, als er in der Nacht gebetet, Gott möge ihm ein Zeichen geben, was das Rechte sei, und er darauf ein Gefühl, das er für eine Stimme Gottes annahm, bekommen hatte, entschied er sich und unterzeichnete dann den Befehl zu des Königs Hinrichtung. Aber es war schon eine arge Verkehrtheit, auf täuschende Gefühle statt auf die untrügliche Stimme Gottes in der heiligen Schrift zu achten!

Karl nahm noch rührenden Abschied von seinen Kindern und stärkte sich durch den Genuß des heiligen Mahles zu seinem Todesgang, den er 30. Jan. vollbrachte. Als er sich ankleidete, sprach er: „Ich muß mich schmücken, denn heute ist mein Hochzeittag!" Darauf betete er eine Stunde mit dem Erzbischof von London. Auf dem Schaffot sagte er dem Volk: er leide unschuldig, erkenne es aber für eine gerechte Strafe Gottes dafür, daß er einst ein ungerechtes Bluturtheil (bei Strafford) bestätigt habe; immerhin sei das englische Volk jetzt aus dem Geleise, er hoffe aber, es werde einmal zur Besinnung kommen, dann solle es Gott und seinem rechtmäßigen Nachfolger geben, was jedem gebühre; nicht im Mitregieren bestehe die Freiheit des Volkes, sondern in den sein Leben und Eigenthum schützenden Gesetzen. Er sprach noch ein gutes Bekenntniß zu Christo aus. Niederknieend sagte er: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott auf meiner Seite; ich gehe von einer vergänglichen zu einer unvergänglichen Krone." Darauf legte er sein Haupt auf den Block und gab selbst das Zeichen zum Todesstreiche.

Als sein Haupt fiel, murrten Viele und von den meisten Kanzeln wurde gegen die Königsmörder scharf gezeugt. Das ist das erste Exempel in der Weltgeschichte, daß ein Volk sich selbst zum Richter über seinen König gesetzt, förmlich über ihn Gericht gehalten und das gefällte Todesurtheil vollzogen hat! Es war vielleicht die Strafe für die Kirchenherrschaft, welche diese englischen Könige sich angemaßt hatten.

§ 9. Der Protektor Cromwell.

Nach dem Königsmorde wurde das Königthum für ewige Zeiten abgeschafft und der Staat der drei Reiche als Republik ausgerufen. Das (wieder vermehrte) Parlament sollte die höchste Gewalt in Händen haben. — Es gab darüber in England selbst Gährung und Meuterei; doch hieb Cromwell die aufständischen Levellers nieder. Schottland wies die neue Ordnung ganz ab; es wollte keine Republik und erhob des Königs Sohn, Karl II., auf seinen Thron. Dieser residirte denn zu Edinburg, freilich mit sehr eingeschränkter Macht, da er dem Covenant beitreten mußte, und unlustig über seine klägliche Königsrolle. Nachdem Cromwell 1649 die irische Rebellion blutig niedergeschlagen, zog er gegen die Schotten und überwand sie in zwei Schlachten bei Dunbar 1650 und Worcester 1651. Er sagte beide Male schon im voraus: „Gott hat sie in unsere Hand gegeben!" Karl II. entfloh nach Frankreich; und Schottland, von Monk vollends erobert, unterwarf sich der Republik. Die rohen ungefügen Iren wurden von Ireton, Fleetwood und Ludlow völlig unterdrückt und mußten hinfort ein härteres Joch tragen, wobei sie doch sich auch des Namens „freie Republikaner" rühmen durften. Viele Tausende wanderten nach Amerika aus.

Von Anfang war Cromwell unbestritten die Hauptperson in der neuen Republik. Allein er wollte alle Gewalt besitzen, dieweil er sich überzeugt hatte, daß doch auch in einer Republik Einer Herr sein müsse, wenn Leben, Eigenthum und Wohlfahrt der Bürger gehörig gesichert sein sollte. Das Parlament zeigte sich aber ungeneigt, ihm das Ruder ganz zu überlassen. Da löste er es mit Hilfe des ihm

ergebenen Heeres auf. Er erschien 20. April 1653 von Soldaten begleitet im Sitzungssaale, warf den Parlamentsmitgliedern in heftiger Rede ihre Sünden vor, sie seien Säufer, Wucherer, Betrüger, Hurenjäger, in Summa unwürdig das Volk zu vertreten, und ließ sie durch die Musketiere aus dem Saale treiben. So hat das lange Parlament sein Ende erreicht und ist unbetrauert zu Grabe gegangen. Es ward nun ein Staatsrath von zwölf Gliedern gewählt, dem Cromwell präsidirte und den er nach seinem Gefallen lenkte. Doch däuchte es ihm zuträglich, wieder ein Parlament aufzurichten, wenigstens zur Sanktionirung seiner Regierung. Er ließ sich von den Geistlichen die Namen „treuer, gottesfürchtiger, die Habsucht hassender Männer" aufschreiben und aus diesen erwählte er 139, die er 4. Juli 1653 feierlich mit Gebet und Rede als neues Parlament einsetzte. Er freute sich hoch, als breche nun das rechte Reich Christi an. Allein diese Independenten waren größtentheils beschränkte Leutlein, dazu der Meinung, der heilige Geist habe sie besonders erleuchtet, und darum wollten sie Vieles wissen, was sie nicht verstanden; wünschten nebenbei die Rechtspflege wohlfeiler zu machen und zögerten mit der Bewilligung des hohen Militäraufwands. Cromwell hieß sie daher bald im Namen des Herrn wieder heim gehen. Die einen gehorchten ihm aus Respekt; die Andern, die nicht fort wollten, ließ er durch seine Musketiere von dannen treiben. Die Erstern, und es war die Mehrzahl, trugen bei ihrem Abtritte die höchste Gewalt vom Parlament auf ihn über, und so stand er denn, Dez. 1653, als Lord Protektor an der Spitze des Staates. Er regierte die drei Reiche mit größern Befugnissen, als sonst der König sie besaß.

Der außerordentliche Mann herrschte nicht zu Britanniens Unruhm und Schaden. Er beendigte 1654 glücklich den Krieg gegen Holland, welcher 1651 über die Navigations-Akte entstanden war. Es hatte nämlich auf sein Anstiften das Parlament eine Akte erlassen, die allen fremden Schiffern verbot, andere als ihre heimatlichen Produkte nach England einzuführen. Damit war es namentlich darauf abgesehen, dem hoch blühenden holländischen Handel einen Schlag zu versetzen; denn so konnten die Holländer nicht mehr die Erzeugnisse fremder Welttheile nach England bringen und gar keinen Zwischenhandel mehr dahin betreiben. Darum hatten sie auch sogleich darüber einen Seekrieg angefangen. Aber trotz ihrer trefflichen Admirale Tromp und Ruyter unterlagen sie doch zuletzt. — Cromwell führte auch mit Spanien Krieg, gewann ihm Jamaica ab und nahm ihm zwei seiner kostbaren Gold- und Silberflotten weg. Es mußte sich zum Frieden bequemen; ebenso mußte Ludwig XIV. die englische Republik anerkennen; und ihr Ansehen stieg noch immer.

Im Innern waltete er mit Schärfe und Gerechtigkeit. Er führte eine musterhafte Ordnung in den Regierungsgeschäften, im ganzen Staatshaushalte ein und vereinigte erst recht die drei Reiche. Vornehmlich lag ihm auch an der Herstellung eines heiligen Lebens der Christen. Er reinigte die Geistlichkeit von allen unsittlichen Gliedern. Er sah bei Beamten, Soldaten und allem Volk mit größtem Ernst auf Zucht und Ehrbarkeit. Es wurde damals in England eine Sittenstrenge herrschend, beinahe wie im Genf Calvin's, und mit viel größerer Duldung der Andersglaubigen. „Alle Interessen der evangelischen Christenheit, ihre Wohlfahrt und Ehre, alle Anliegen der Protestanten in Deutschland, Dänemark und der Schweiz, ja alle Angelegenheiten des Christenthums fallen mit den unsrigen zusammen." In diesem Geist regierte er und trat für die in Piemont verfolgten Waldenser, für die französischen Reformirten rc. mit warmem Herzen ein, auf eine Union aller Evangelischen hinsteuernd. Im Brandenburger erkannte er den Mann, mit dem gemeinschaftlich sich eine Weltherrschaft des Protestantismus erringen ließe. So sagte er sich selbst, daß der Herr mit seinem unwürdigen Knechte sei und sein Werk segne.

Man erkannte im Allgemeinen, was Rühmliches und Nützliches durch Cromwell geschah. Aber es umgab ihn doch auch viel Haß von Seite der Royalisten und entschiedenen Republikaner. Ja, viele Freunde wendeten sich von ihm

ab, denn wie heilsam auch immer, der Militärdespotismus drückte die Briten. Ihm war jetzt klar geworden, daß doch das alt hergebrachte, beim Volk tief eingewurzelte Erbkönigthum die beste Staatsverfassung sei. Selbst die Krone zu ergreifen, wagte er nicht wegen der Abneigung des Heers. Doch richtete er noch ein Oberhaus ein, das freilich vom Parlament nicht anerkannt wurde. Dafür löste er letzteres auf, 4. Febr. 1658. Nun gab's Verschwörung über Verschwörung gegen seine Herrschaft und sein Leben; und wie hart er strafte, die feindliche Bewegung dauerte fort. Da verlor der Mann zuletzt seine eiserne Festigkeit; Unsicherheit betrat ihn. Er trug einen Harnisch unter seinen Kleidern, wechselte häufig seine Schlafstelle, wurde unzugänglicher und düsterer. Diese stete Gemüthsspannung griff sein Leben an und ein sich einstellendes Wechselfieber verzehrte seine Kräfte vollends. Er starb 3. Sept. 1658, was man wahrnehmen konnte, mit Seelenruhe. Ob er seinen Antheil an der Hinrichtung des Königs bereut hat, bleibt ungewiß.

§ 10. **Wiederaufrichtung des englischen Thrones.**

Sogleich nach seinem Abscheiden rief zwar der Staatsrath seinen Sohn, Richard Cromwell, als Protektor aus; allein dieser, dem der Geist und die Kraft des Vaters abgieng, vermochte sich den widersacherischen Officieren gegenüber nicht zu halten und trat noch vor Jahresfrist gezwungen freiwillig ab. Nunmehr bemächtigte sich das alte Rumpfparlament (in den noch vorhandenen Gliedern) der Herrschaft wieder; doch nur auf kurze Zeit. Der größere Theil des Volkes wurde der Independentenwirthschaft immer müder, und Viele sehnten sich nach dem alten Königthum zurück. Insonderheit betonte Monk, der Statthalter von Schottland, die Nothwendigkeit einer festen Regierung, und als ihm der rechte Augenblick gekommen schien, führte er rasch das schottische Heer nach London, während Fairfax das englische dem Republikaner Lambert durch sein bloßes Erscheinen entriß. Monk führte die 1648 ausgeschlossenen Parlamentsglieder wieder ein, die ihn zum Obergeneral ernannten und eine neue Wahl ausschrieben. In diesem Parlament hatten gleich die Royalisten das Uebergewicht; denn die bisher zurückgedrängten Presbyterianer waren so ziemlich alle königlich gesinnt. Auch die Lords des alten Oberhauses traten wie durch ihr eigenes Recht wieder zusammen. Nun fehlte zur alten Verfassung nur noch der König. So wurde denn der Sohn des Gemordeten, Karl II., proklamirt, und da er Amnestie und Religionsfreiheit versprach, Mai 1660 im Triumph auf den väterlichen Thron geführt. Das nennt man die Restauration (Wiederherstellung). Zunächst wurden nur 10 der Königsmörder hingerichtet.

Karl II. (1660—85) erfüllte die Hoffnungen schlecht, die man von ihm hegte. Er war höflich und artig, aber leichtsinnig, launisch und wortbrüchig. Er setzte die Presbyterianer, denen hauptsächlich er doch seine Erhebung zu verdanken hatte, ganz bei Seite, unterdrückte wider sein gegebenes Versprechen ihre Kirche und stellte allgemein die bischöfliche mit Ausschluß der Puritaner her. 2000 der gewissenhaftesten Geistlichen wurden an Einem Tage entlassen; alle Ordination anderer evangelischen Kirchen wurde für ungültig erklärt. Er beschränkte auch die verheißene Amnestie; Cromwells Leichnam wurde aus der Westminstergruft, wo er an der Seite der Könige ruhte, herausgenommen, an den Galgen gehängt und unter demselben begraben.

Dabei lebte Karl mit seinem Hofe nach französischer Sitte schwelgerisch und wollüstig, und dieses Leben gieng unvermuthet schnell in sein Volk über, was sich als Rückschlag erklärt, da man der großen Sittenstrenge müde war. Jemehr die Unterthanen aber in üppigem Leben verbrauchten, desto härter fielen ihnen die übermäßigen Steuern, deren Auflage die Verschwendung des Hofes nöthig machte. Schon das verletzte das Volk, daß Karl die Infantin von Portugal heiratete und selbst zum Katholizismus hinneigte, obgleich man noch nicht wußte, daß er ein heimlicher Katholik war und schon 1662 mit dem Papste über die Wiederbekehrung Englands

verhandelte. Tief ärgerte sie seine schmähliche Verbindung mit dem französischen Hofe, dem er zuerst das durch Cromwell den Spaniern abgenommene Dünkirchen verkaufte, von dem er sich später ordentliche Jahrgelder zahlen ließ, die er dann verpraßte. Zwischenhinein ließ er sich 1665 in einen Krieg mit Holland ein, der nicht glücklich verlief. Drang doch schließlich der große Admiral Ruyter in die Themse ein und verbrannte darin englische Schiffe: „eine ewig unvertilgbare Schmach für England!" sagt ein stolzer Brite. Karl mußte im Frieden von Breda, 1667, die Navigationsakte zu Gunsten der Holländer ändern, doch durfte er Neuyork behalten. Rache nahm er dafür in seiner Weise, indem er 1670 sich insgeheim gegen Ludwig XIV. verpflichtete, die Generalstaaten ungestört vernichten zu lassen und England katholisch zu machen.

Bei alledem scheute sich das britische Volk, durch Erfahrung belehrt, vor einer neuen Revolution. Nur auf verfassungsmäßigem Wege durch parlamentarische Kämpfe suchte es sich zu helfen, wobei jetzt die Gegensätze der Tories und Whigs, der konservativen Hofpartei und der liberalen Volkspartei aufkamen. Das Parlament setzte 1673 die Testakte durch, welche bestimmt, daß nur Glieder der protestantischen Confession zu Beamten- und Offiziersstellen befähigt sein sollten, und 1679 die berühmte Habeascorpusakte, welche zum Schutze der persönlichen Freiheit festsetzt, daß hinfort niemand willkürlich, sondern nur auf schriftlichen Befehl der zuständigen Behörde verhaftet werden dürfe und dann innerhalb 24 Stunden vor seinen ordentlichen Richter gestellt werden müsse.

Allein das waren Errungenschaften mehr nur für die Zukunft; der gegenwärtige König achtete wenig auf das Parlament und dessen von ihm selbst bestätigte Beschlüsse. Er überließ sich je länger je ärger seinen despotischen Launen und Gelüsten. Die Verhältnisse wurden so unbehaglich, daß eine Menge Engländer, unfähig sie weiter zu ertragen, nach den Amerikanischen Kolonien auswanderten. Als zuletzt eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt wurde, verhängte er die härtesten Strafen über die Schuldigen und von dem an regierte er ohne Parlament ganz absolutistisch. Auf seinem Todtenbette 1685 ließ er sich die katholischen Sterbsakramente reichen. Bei seinem Volk hat er den Ruhm, nie was Dummes gesagt, nie was Gescheides gethan zu haben.

Nach Karl II. überkam, wie stark auch dagegen gewirkt wurde, sein Bruder, der hartköpfige Jakob II. die Krone (1685—88). Dieser war vor Jahren schon förmlich katholisch geworden. Er wollte unbedingten Gehorsam und die Herrschaft des Katholizismus, ja die Bekehrung aller seiner Unterthanen zu ihm, und das mit französischer Hilfe, während der grausamen Hugenottenverfolgungen. Es kehrte wieder ein päpstlicher Nuntius in London ein samt einem Schwarm von Jesuiten. Die hohen Stellen im Staate wurden vorzugsweise an Katholiken vergeben, was häufige Uebertritte in den höhern Regionen der Gesellschaft veranlaßte. Die freiheitsdurstigen Puritaner in Schottland aber wurden blutig verfolgt. Ein paar Jahre lang ertrug man diesen Jammer. Hätte es bloß die bürgerliche Freiheit gegolten, man wäre vor dem Gedanken einer neuen Revolution immer noch scheu zurückgetreten; aber die religiöse Freiheit meinte man nicht opfern zu können. Doch würde man noch geduldig zugesehen haben, wäre nicht ein besonderer Umstand eingetreten. Jakob hatte von seiner ersten protestantischen Frau zwei Töchter, Maria und Anna, welche evangelisch erzogen und an evangelische Fürsten verheiratet waren, die ältere an Wilhelm von Oranien, seit 1674 Erbstatthalter von Holland, die jüngere an den Prinzen Georg von Dänemark; Jakobs zweite Frau, eine Italienerin, war unfruchtbar. Da nun der König schon alterte, tröstete man sich auf seinen nicht fernen Tod. Allein ganz unerwartet gebar die zweite Königin noch ein Söhnlein, zum großen Schrecken der protestantischen Engländer, denen sich nun ein folgender katholischer Regent in Aussicht stellte.

Jetzt riefen sie den Prinzen von Oranien, auf den sie als Erben ihrer Krone

schon immer hoffend geblickt, „zur Rettung der evangelischen Kirche und der bürgerlichen Freiheit ihres Landes“ herüber. Wilhelm folgte dem Ruf mit einem Heere, Nov. 1688. Jakob sah sich verlassen und rathlos und floh zu seinem Verbündeten, Ludwig XIV. von Frankreich. Nun wurde, Jan. 1689, eine Nationalversammlung gehalten, welche aussprach, daß ein papistischer König mit der Wohlfahrt Englands unverträglich sei, erklärte, daß Jakob durch seine Flucht selbst das Regiment niedergelegt habe, und seinen Schwiegersohn Oranien zum König der drei Reiche ernannte. Er wurde nach Anerkennung der hergebrachten Gerechtsame der Nation gekrönt. So sind die Stuarte vom englischen Thron herunter, ein Oranien sitzt darauf, doch nur Einer.

Wilhelm III. (1689—1702), ein besonnener und milder Fürst, achtete die Rechte des Volks und regelte mit ihm die Verfassung in der Weise, daß Großbritanien fast als eine (aristokratische) Republik mit erblichem Königthum gelten konnte. Da mittlerweile die religiöse Begeisterung sich sehr verflacht hatte und in den oberen Schichten vom kalten Deismus verdrängt war, gewährte er ohne Mühe allen Glaubensbekennern Freiheit oder doch Duldung, letztere auch den Katholiken. Demungeachtet wollten die Irländer sich ihm nicht unterwerfen, sondern bei ihrem Jakob bleiben, welcher auch mit einem Heere von Frankreich aus bei ihnen landete. Allein Wilhelm brachte ihm 1. Juli 1690 am Boyneflusse eine schwere Niederlage bei, worauf er abermals nach Frankreich entfloh. Den Iren wurde das Joch nur noch tiefer in den Nacken gedrückt. Wilhelm starb, nachdem ihm seine Gemahlin Maria vorausgegangen, an einem Sturz vom Pferde, März 1702, ohne Erben. So succedirte ihm seine Schwägerin, die genannte Anna, die 1714 verschied, nachdem England und Schottland 1707 völlig vereint worden waren. Nunmehr bestieg Georg von Braunschweig-Hannover, ein Enkel Friedrichs V. von der Pfalz, den Thron Großbritanniens. Das Haus Braunschweig-Hannover nimmt in weiblicher Linie noch heute diesen Thron ein.

IV. Frankreichs Vorherrschaft in Europa.

§ 1. Frankreich unter Richelieu und Mazarin.

Was in Frankreich unter Ludwig XIII. 1610—43 (S. 552) bedeutendes gethan wurde, war wesentlich das Werk seines hochberühmten Ministers. Derselbe hieß Armand Jean du Plessis, wurde Bischof und Kardinal, dann Haupt des Staatsraths und Herzog von Richelieu. Das war ein Mann von dem schärfsten, durchdringendsten Verstande, unbeweglicher Festigkeit und unwiderstehlicher Willenskraft. Der schwache König spürte seinen Meister und versprach ihm, nichts zu thun, als was er für gut finde. So regierte denn Richelieu 1624—42 und er allein. Er sah die Vernachlässigung der Geschäfte, die Verschleuderung der Staatseinkünfte, die Verachtung der königlichen Gewalt. Das muß anders werden, denkt er. Zurückgezogen von öffentlichen Vergnügungen, lag er nur seinem Amte ob, und hielt auch alle Beamten zu eifriger und pünktlicher Geschäftsführung an. Den trotzigen, unfügsamen Adel führte er mit starker Hand zum Gehorsam gegen die Krone zurück und strafte die Größten ohne Nachsicht, wo es nöthig schien, selbst mit dem Tode. Bei den hohen Herren machte er sich damit sehr unbeliebt; aber

das Volk genoß eine Ruhe und Sicherheit, welche wenige Länder damals kannten. Er lebte nur für Frankreich und that aufrichtig alles Mögliche zu dessen Emporhebung. Aber dabei gebrauchte er ebenso unerlaubte, als erlaubte Mittel; ja gewissermaßen verleugnete er, der Kardinal, dabei seinen Glauben, indem er das Interesse der katholischen Kirche hinter die Sorge für Frankreichs Größe und Glanz zurücksetzte. Sein Hauptziel war: Die Stärke des französischen Staates durch unumschränkte Königsgewalt und das Wachsthum seines Ansehens durch Schwächung der Habsburgischen Macht in Deutschland und Spanien. Darum trat er 1635 (S. 593) auf die Seite der deutschen Protestanten, während er daheim die Hugenotten stetig bekämpfte. So hat er Frankreichs Macht, freilich zum Theil auf Unrechts Kosten, höher gehoben, als sie je zuvor gestanden; durch Heinrich IV. und ihn trat es an die Stelle, welche Spanien in Europa inne gehabt. Richelieu hatte fast immerwährend mit Verschwörungen, selbst gegen sein Leben, zu kämpfen, aber seine Festigkeit überwand alle Feinde, mit ruhiger Hand zerdrückte er sie. Sein Motto war: „In der Bewegung unbewegt!“ Er starb 4. Dez. 1642 kurz vor Ludwig XIII., † 14. Mai 1643.

Dessen Sohn Ludwig XIV. war annoch ein fünfjähriges Knäblein. Seine Mutter Anna übernahm die Regentschaft, überließ aber dem Römer Mazarin, welchen der sterbende Richelieu an seine Stelle empfohlen, die ganze Leitung des Staates. Das war auch ein Kardinal und zwar ein schlauer, der den Mangel an Kraft durch Schmiegsamkeit so zu ersetzen wußte, daß er doch in der Regel seine Ziele erreichte. Wenn aber Richelieu wirklich nur für Frankreich arbeitete, so sorgte Mazarin mehr für sich selbst. Ihn beherrschte die Geldliebe, drum genoß er auch seines Vorgängers Achtung nicht; nur durch seine ausnehmende List vermochte er sich zu halten oder immer wieder an's Ruder zu bringen. Von 1648—53 erfolgte eine Reihe innerer Kämpfe, während welcher Mazarin mehrmals sich entfernen mußte, bis er zuletzt triumphirend und zu bleibender Herrschaft zurückkehrte.



Fig. 194. Kardinal Mazarin.

Diese Kämpfe (der Fronde) sind zu unerquicklich, als daß wir darauf eingehen möchten; das leichtfertige, wetterwendische Wesen der Franzosen tritt dabei stark hervor. „Das ist die Weise unseres Volkes,“ sagt La Rochefoucauld, „mit demselben Leichtsinn, mit dem es aus seiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derselben zurück und geht in einem Augenblick vom Aufruhr zum Gehorsam über“, aber im nächsten Augenblick wieder von der ehrerbietigsten Unterwürfigkeit zur muthwilligsten Empörung. Es kamen auch bei jenen innern Kämpfen als Vorspiel späterer gräßlicher Scenen abscheuliche Ausschweifungen vor.

Gegen außen führte Mazarin den schon unter seinem Vorgänger begonnenen

Krieg mit Spanien ununterbrochen bis 1659 fort. Er gieng sehr glücklich für Frankreich aus, und dem pyrenäischen Frieden folgte die Verehelichung Ludwigs XIV. mit einer spanischen Infantin, 1660. Mazarin war es, welcher durch seine Ränke die westfälischen Friedensunterhandlungen so lange hinauszog und dann im Friedensschlusse Deutschland so schwer zu beeinträchtigen verstand. Ein anderer hoher Plan glückte ihm aber nicht. Als 1657 Ferdinand III. starb, bestach er deutsche Fürsten, um die Kaiserkrone auf das Haupt seines welschen Königs zu bringen. Aber dem trat der große Kurfürst von Brandenburg energisch entgegen und wendete das Unheil vom Vaterlande ab. Man wählte Ferdinands Sohn, Leopold I., mit welchem freilich auch keine Zierde und kein Trost, ein unthätiger und bigotter Mann auf den deutschen Thron kam (1658—1705). Dafür gelang es dem unermüdlichen Politiker, mit den westdeutschen Fürsten einen rheinischen Fürstenbund (den ersten Rheinbund) zu stiften, „zur Aufrechthaltung des westfälischen Friedens" hieß es, zur Zertrennung Deutschlands geschah es, 1658. Mazarin starb 1661, als Staatsmann allgemein bewundert, persönlich von Niemanden beklagt.

§ 2. Ludwig XIV.

Jetzt erklärte der 23jährige König, daß er selbst regieren werde, worüber die Franzosen als über etwas Neues staunten. Er ergriff die Zügel der Regierung und führte sie mit starker Hand. Er hat die seit Jahrhunderten erstrebte, durch die genannten Minister errungene unumschränkte Monarchie vollendet.

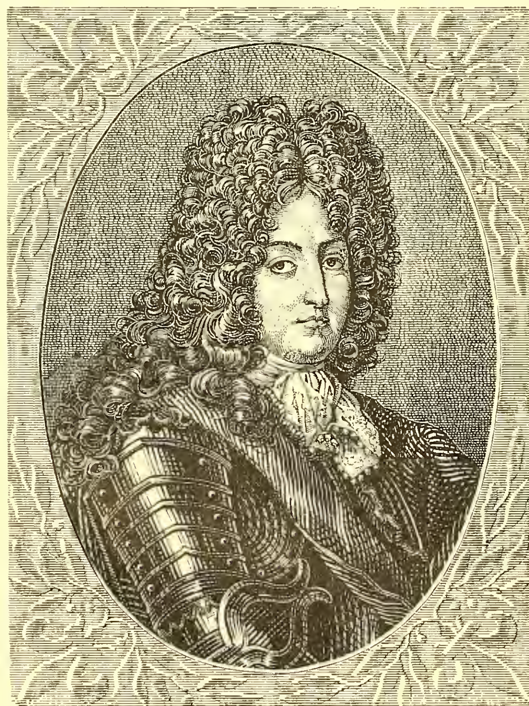


Fig. 195. Ludwig XIV.

Dieser auf sein ganzes Zeitalter überwältigend einwirkende Fürst schien weder mit sonderlichen Gaben ausgerüstet, noch waren sie durch sorgfältige Erziehung gepflegt. Doch besaß er einen guten Verstand für die Dinge dieser Welt, einen schnellen, richtig treffenden Blick und einen durchgreifenden Willen. Er hatte ein eitles Herz und einen stolzen Geist. Er verlangte nicht bloß unbedingten Gehorsam von seinen Unterthanen, er wollte Eigenthumsherr ihrer selbst, ihres Vermögens, ihrer Kräfte, sogar ihrer Gedanken und Empfindungen sein. Er wollte Alles in und für Frankreich sein: „der Staat bin ich." Er wollte der mächtigste Monarch der Erde sein und sein Volk zum ersten machen; darum suchte er nach dem Raub fremder Länder, und diese unersättliche Raubsucht zu stillen, achtete er kein Recht, keinen Vertrag, verachtete er alle Ehre und Treue.

Prachtliebend ohne Maß, umgab er seinen Hof mit dem höchsten Glanze; begünstigte auch Künste und Wissenschaften, errichtete Akademieen und Bildungsanstalten; baute Kranken- und Armenhäuser. Seine äußere Person war anmuthig und mit einer natürlichen Würde

umkleidet, was bei seinen Franzosen einen besonders günstigen Eindruck hervorbrachte. Sein Benehmen hatte etwas Gemessenes, Hoheitliches, ja Feierliches; aber eben das Theatralische gefiel den Franzosen. Er beobachtete in seinen Hofkreisen stets einen gewissen königlichen Anstand, wie schlecht es auch mit seiner Sittlichkeit beschaffen war. Denn er hielt neben seiner Gemahlin Mätressen; einmal lebte er sogar mit einer Ehefrau, der Marquisin von Montespan, in Schande, deren Gatte auf seine Güter verbannt war. Die längste Verbindung hatte er mit der Marquisin von Maintenon, eines Dichters Witwe, die ihn durch ihre feine Bildung und geistvolle Rede fesselte, und die er sich endlich auch antrauen ließ. — An seiner Unzüchtigkeit nahmen die Franzosen den wenigsten Anstoß; die Großen machten es ihm nach und auch Kleinere. Sie stießen sich auch nicht an seinem vollendeten Despotismus. Sie bewunderten den feinen, erhabenen, alles Schöne und Große befördernden Fürsten. Er war ihr Liebling, denn sie sahen in ihm sich selbst, das Ideal eines ächten Franzosen. Unbedingt ergaben sie sich ihm bis in die spätere Zeit seines Lebens; denn die Strahlen seines Ruhmes breiteten sich ja über alle aus. Wie süß singt sich's doch: O France, o ma patrie, reine du monde! (O mein Frankreich, Königin der Welt.)

Zum Glanze seiner Regierung trugen vornehmlich einige sehr tüchtige Männer bei, die er glücklich auswählte oder die sich ihm von selbst darboten. In Colbert, seinem unverdrossenen Finanzminister, besaß er ein wahres Finanztalent; derselbe richtete das Steuerwesen zweckmäßig zu möglichst mindestem Druck des Volkes ein und wußte alle Hilfsquellen des Landes zu öffnen; er schaffte die Binnenzölle ab, hob Gewerbe und Handel, verband durch den Kanal von Languedoc das Mittelländische mit dem Atlantischen Meere, durch den von Orleans die Seine mit der Loire rc. An Louvois hatte er einen Kriegsminister, der Hunderttausende von Kriegern zusammenzubringen verstand und das Heerwesen ausnehmend verbesserte; er führte unter anderem die Bajonnette ein; Graf Avaux, Harcour u. a. waren vollendete Diplomaten, und er selbst vielleicht der feinste. Und nun noch die großen Feldherren, Türenne vor allem (S. 596), Prinz Condé, Luxemburg, Villars rc.! Ihre Lorbeeren umzogen seine Schläfe; seine Ordensbänder wirkten Wunder.

§ 3. Raubkriege Ludwig's.

Als sein Schwiegervater, Philipp IV. von Spanien, 1665 starb, begehrte er einen Theil der Niederlande, obgleich er bei seiner Heirat auf alle Länder der spanischen Monarchie ausdrücklich verzichtet hatte. Da ihm das spanische Kabinet nichts bewilligte, begann er 1667 seinen ersten Raubkrieg, den sog. Devolutionskrieg (vom Brabantischen jus devolutionis oder Vererbungsrecht, auf das er sich berief). Sein Heer drang unter Türenne und Condé erobernd in Flandern und Hennegau ein. Da legten ihm aber die Holländer einen Hemmschuh ein, indem sie mit England und Schweden eine Trippelallianz „zur Aufrechthaltung des gegenwärtigen Besitzstandes" schloßen. Auf einen Kampf mit so Vielen war er nicht gefaßt. Darum verstand er sich, zu Aachen 1668, einen Frieden zu machen, doch nicht ohne seinen Vortheil; es mußten ihm 12 niederländische Festen Lille, Courtray, Oudenarde rc. abgetreten werden.

Indessen war er nicht wenig erbost auf Holland, daß es ihm so in den Strich gelaufen, und wollte es seiner Zeit züchtigen. Er begann 1673 einen zweiten Raubzug und zwar gegen das vermessene Holland, wobei er aber den andern Mächten zu wissen that, daß er es bei diesem Kriege gewiß nicht auf Eroberung, sondern nur „auf Demüthigung des übermüthigen Krämervolkes" abgesehen habe; wodurch er sie denn täuschte, so daß den Bedrohten Niemand half. Vielmehr stellten sich Etliche noch auf seine Seite, deutsche Rheinbündler, der Erzbischof von Köln, der Bischof von Münster rc., England und Schweden auch, die er durch Kniffe und Bestechung zu einem Bündnisse mit sich gewann. Holland war solcher Feindesmacht nicht gewachsen; es war ein Krämervolk, es hatte in seiner kauf-

männischen Sparsamkeit Heer und Festungen in Verfall gerathen lassen; auch litt es, getheilt in die Oranische und Gegenoranische Partei, an einem innern Zwiespalt, welcher seine Kräfte schwächte. Ludwig zog in Person mit 120,000 Mann der besten Truppen, befehligt von einem Türenne und Condé, zum Streit aus.

Daß ich's nicht vergesse, er hatte auch 10,000 tapfere Schweizer, sog. Reisläufer (Söldner), in seinem Heere. Denn die freien frommen Schweizer dienten in allen europäischen Heeren; sie verkauften seit lange her ihr Leben um Geld, ohne auf Gerechtigkeit der Sache, für die sie stritten, zu achten, immer dem, der ihnen am meisten bezahlte.

Ludwig brach mit seinem gewaltigen Heere ein und leicht durchbrach er den ersten und zweiten Festungsgürtel des Freistaates. Da erschallt Geschrei durch die Provinzen hin. „Holland ist in Noth!" Die Bewohner flüchten erschrocken aus allen Orten, der Feind dringt rastlos nach, Holland scheint verloren! Doch zu Wasser leuchtet noch sein Stern. Unter dem herrlichen Ruyter siegt die holländische Flotte bei Southwoldsbay über die französisch-englische. So ist Seeland von der See her sicher, und blickt kühn auf den zu Land anstürmenden Feind und faßt den großherzigen Entschluß, „lieber Gut und Blut aufzusetzen, als französisch zu werden." Von Seeland weht ein frischer Geist in die andern Provinzen aus. Die lasse gegenoranische Partei unter Johann de Witt, die das Ruder des Staates führt, wird von der Volkswuth gestürzt und der schweigsame Prinz Wilhelm von Oranien (derselbe große Staatsmann, welcher hernach König von England wurde, S. 610) an die Spitze der Republik gestellt. Da durchdringt Jubel die Bevölkerung; orangefarbene Bänder flattern auf den Hüten. Das holländische Heer kämpft mit neuem Muth und arbeitet den Feind zurück. Auch werden die Deiche durchstochen, daß das Meer hereinbraust, die Franzosen wegzuwaschen.

Erkennend die Lügenhaftigkeit Ludwig's bezüglich der Absicht dieses Krieges traten nun aber als Helfer auf Holland's Seite Kaiser Leopold I. und der König von Spanien, der Brandenburger und das deutsche Reich. Um dieses einzuschüchtern, hatte Türenne die Pfalz mit Feuer und Schwert verwüsten müssen; darüber erbittert, erklärte es nun gerade den Krieg. Dagegen verließ der englische König, von seinem Parlamente gedrängt, die Verbindung mit Ludwig; auch die Rheinbündler traten jetzt von ihm ab. So hatte er unerwartet, von fast allen seinen Bundesgenossen verlassen, eine Menge Feinde und an verschiedenen Orten zu kämpfen. Allein er machte neue und große Anstrengungen, er bot den ganzen Adel für Frankreichs Ehre auf, und im Ganzen blieb er Sieger. Türenne schlug die Kaiserlichen bei Enzheim und drang über den Rhein. Dabei ließ der schlaue König fortwährend und mit Erfolg seine Politik spielen. Um seinen gefürchtetsten Gegner, den großen Kurfürsten, sich vom Leibe zu schaffen, bewog er seinen noch übrigen Alliirten, Schweden, in Brandenburg einzufallen. Da mußte der Kurfürst nach Hause (S. 634).

Aber nun sank Ludwig's größte Kraft in den Staub. Bei Sasbach in Baden entspann sich 27. Juli 1675 eine Schlacht zwischen dem kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli und Türenne. Letzterer war an eine Stelle hingeritten, um eine aufgefahrene feindliche Batterie zu beobachten; da blitzte von jenseits ein Feldstück und Türenne sank getroffen vom Pferde. Montecuccoli wurde durch die Nachricht vom Falle des großen Gegners so bewegt, daß er die Schlacht abbrach. Türenne hatte seinen Kriegsruhm und seine vielen Tugenden dadurch verdunkelt, daß er, von Haus aus Protestant, dem Könige zu Gefallen 1668 katholisch geworden; aber der größte aller französischen Feldherren bis auf Napoleon war gefallen. Von da an gieng Ludwig's Glück etwas zurück.

Uebrigens fiel auch Ruyter, der holländische Seeheld, im unentschiedenen Treffen bei Catania, 1676; und in dem Hafen von Palermo wurde darnach die spanisch-holländische Flotte von französischen Brandern fast gänzlich zerstört. Solche Unglücksfälle und die arge Störung ihres Handels machten die Holländer sehr zum

Frieden geneigt. Und nun reichte der politische Ludwig zuerst ihnen allein die Hand hin und trennte auch im weitern noch seine Gegner durch gesonderte Friedensunterhandlungen. So brachte er nach und nach den für ihn noch günstigen Frieden von Nymwegen zu Stande, welcher mit Holland 10. Aug. 1672, mit Spanien 17. Sept., mit Kaiser und Reich 5. Febr. 1679 abgeschlossen ward. An Holland, vor dem er Respekt bekommen, gab er alles Eroberte zurück. Von Spanien aber riß er wieder einen beträchtlichen Theil Belgiens mit der Freigrafschaft ab. Vom lieben Deutschland nahm er die Festungen Freiburg und Hüningen; Colmar hatte er 1674 erobert, Weißenburg und Hagenau 1677 verbrannt und annektirt. So war er mit einem zwar etwas erschöpften, doch vergrößerten Reiche aus diesem holländisch-europäischen Kriege hervorgegangen und seine Schmeichler nannten ihn einen andern Cäsar.

Ludwig's Uebermuth schwoll immer höher an und sein Gewissen schrumpfte immer mehr zusammen. Bald nach dem Nymweger Frieden begieng er eine Schandthat ohne gleichen. In diesem waren ihm die Landschaften und Orte, welche Frankreich seit dem westfälischen Frieden erworben, „samt ihren Dependenzen“ (Zugehörigkeiten) garantirt. Es waren natürlich die damaligen Zugehörigkeiten gemeint. Nun setzte er aber Reunions- (Wiedervereinigungs-) kammern nieder, welche untersuchen mußten, was alles mit den bemerkten Landschaften und Orten auch schon früherhin verbunden gewesen, und mit diesem Früherhin gieng er bis auf König Dagobert zurück. Diese „Dependenzen“, deren begreiflich eine Unsumme war, begehrte er nun zum Staunen der gegenwärtigen Inhaber zurück. Er ließ auch gleich seine Truppen ausrücken und viele weitere Orte in Belgien, dann Luxemburg, Lothringen, die zehn Reichsstädte im Elsaß u. s. f. besetzen. Ja wie ein Dieb in der Nacht fiel er auch über das herrliche Straßburg her und bemächtigte sich dieser alten Grenzhüterin Deutschlands.

Die Reunionskammer in Breisach mußte den Spruch fällen, daß Straßburg einige Vogteien an Frankreich abzugeben und diesem dafür zu huldigen habe. Die Stadt wagte nicht abzulehnen, das Reich trat lau für sie ein. Nun umzingelte plötzlich Louvois mit 30,000 Mann die Stadt, 27. Sept., da viele Bürger auf der Frankfurter Messe sich befanden. Die Anwesenden sahen sich wehrlos; die Franzosen fügten zu glänzenden Versprechungen fürchterliche Drohungen; die Bürger verzagten und ergaben sich, 30. Sept. 1681. Darauf hielt Ludwig einen prunkvollen Einzug, wobei er wie ein ruhmbekränzter Sieger um sich schaute, und an der Pforte des majestätischen Münsters bewillkommte ihn der Bischof (von Zabern) Franz Egon von Fürstenberg mit den Simeonsworten: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, nachdem meine Augen den Heiland gesehen!“ Als sich die treudeutsche Bürgerschaft aus ihrer Betäubung erholt hatte, seufzte sie tief, doch wagte sie kein Widerstreben mehr. Die meisten Zusicherungen wurden gebrochen, die schönsten Kirchen den Katholiken gegeben und $3^1/_2$ Millionen Franks Contributionen erhoben. Die andern Beeinträchtigten erhoben zwar die stärksten Klagen und Einsprachen; aber Ludwig wies sie höhnisch ab, er wußte, daß sich keiner erkühnen werde, mit ihm Krieg anzufangen. Das deutsche Reich überließ ihm sein Hauptbollwerk, ohne sich zu regen.

Kaiser Leopold I. verband sich zwar mit andern Fürsten, um Ludwig's Räubereien entgegenzutreten; aber dieser beschäftigte ihn anderweit, der schlaue Franzose reizte die Türken auf, daß sie mit einem ungeheuern Heere durch Ungarn bis nach Wien vordrangen und es belagerten (S. 629). Karl V. hatte wohl einst gesprochen: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten;“ aber Leopold wendete doch jetzt Wien alle seine Sorge zu. Und der große Räuber freute sich lachend seines gesicherten Raubs. Er stand auf der Höhe seiner Macht.

§ 4. Ludwig XIV. der Kirche gegenüber. Jansenismus.

Eine merkwürdige Erscheinung in der katholischen Kirche war es, daß dem in derselben geltenden Halbpelagianismus (S. 307) der Augustinis-

mus oder die Lehre von der freien Gnade sich entgegenstellte. Cornelius Jansen, 1585—1638, Professor zu Löwen, später Bischof zu Ypern, durchforschte die Werke des größten Kirchenlehrers und seine Seele ward von der göttlichen Wahrheit ihres Inhalts hingenommen. Er schrieb ein Buch „Augustinus“, worin er die Lehre desselben gegen den herrschenden Semipelagianismus rechtfertigte. Darüber wurde er von eifrigen Römlingen angegriffen, starb jedoch von härterer Verfolgung unberührt. Aber sein inniger Freund Duvergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, wirkte in seinem Geiste brünstig fort, und er kam darüber 1638 in mehrjährige, nahe bis zu seinem Tode (1643) währende Gefangenschaft. Indessen gewann der Jansenismus sehr viele Anhänger, besonders aus den gebildeten Ständen.

Es war namentlich das Nonnenkloster Portroyal des Champs bei Versailles, wo er eine gute Stätte fand. Die edle Aebtissin Angelica Arnauld und ihre Nonnen wurden von dem Worte des Friedens und Lebens tief durchdrungen. Ihr Kloster wurde ein stützender Mittelpunkt für die Sache. Hieher zogen sich die bedeutendsten Jansenisten, Angelica's Bruder, Anton Arnauld, Professor der Sorbonne, und andere treffliche Männer; sie siedelten sich um Portroyal an und bildeten einen freien Verein, der sich neben eifrigem Studium der heiligen Schrift und menschlicher Wissenschaften den Unterricht der Jugend zur Aufgabe stellte. Hiezu gründeten sie eine Schule, in welche viele vornehme Eltern ihre Kinder sandten. Sie sowohl als die Klosterjungfrauen führten ein strenges geistliches Leben; aber es gieng auch ein zarter Hauch der Liebe Christi durch ihr Leben hin. Portroyal bekam einen großen Ruf.

Gegen diese Geistesrichtung kämpften nun aber die Jesuiten heftig an, denn sie merkten, daß es auf eine Reformation der römischen Kirche hinauslaufe. Auf ihr Anregen verdammte, 1653, Innocenz X. fünf jansenistische Lehrsätze. Es zog jetzt schon ein Sturm über Portroyal hin, doch gieng er leichter vorüber. Nun schloß sich auch der berühmte Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal († 1662) dem dortigen Vereine an und gab, 1656, Briefe lettres d'un provincial heraus, darin er in meisterhafter Sprache mit größter Klarheit und schneidendster Schärfe die schlechte und gefährliche Moral der Jesuiten darstellte. Diese Briefe, obwohl vom Papst verdammt, wirkten ungeheuer und schadeten den Jüngern Loyola's außerordentlich. Wüthend darüber reizten sie den Hof an, die Gesellschaft von Portroyal zu verfolgen.



Fig. 196. Blaise Pascal.

Clemens XI. sodann sprach, von den tobenden Jesuiten angetrieben, 1705 ein neues und stärkeres Verdammungsurtheil über die jansenistische Lehre aus, und da König Ludwig eben noch besonders durch einige jansenistische Bischöfe erbittert war, die seinen kirchlichen Machtbestrebungen sich widersetzten, so ertheilte er den Befehl, das Ketzernest Portroyal aufzuheben, 1709, worauf es der Erde gleich gemacht und selbst der Gräber nicht geschont wurde, aus denen man die Leichname riß, um sie den Hunden vorzuwerfen. Noch lange aber pilgerten fromme Seelen zu der Stätte von Portroyal und versenkten sich in das heilige Leben,

welches hier gewaltet hatte. a. 1730 erließ Clemens die Bulle Unigenitus, in welcher 101 Sätze aus des Jansenisten Quesnels „Commentar über das Neue Testament 1671" verdammt wurden, darunter solche, welche wörtlich in der Bibel stehen!

Aus sich selbst heraus wird die römische Kirche sich schwerlich bessern. Wo sich in ihr das Innerste des Christenthums regte, ist es bisher von ihr immer ausgestoßen worden. Heimlich lebte der Jansenismus noch geraume Zeit in Frankreich fort. Die verfolgten Bekenner desselben flüchteten sich nach Holland, wo 1723 eine altkatholische Kirche in Utrecht entstand, indem das Kapitel fortfuhr den Erzbischof zu wählen, trotzdem der Papst verlangte, ihn allein zu ernennen. Dies Schisma vegetirt noch fort.

Uebrigens war Ludwig nicht so durchweg eins mit dem römischen Stuhle. Dieser absolute Beherrscher seines Staates begehrte auch einen größern Einfluß auf die Kirche Frankreichs; er wollte eine Nationalkirche, welche zwar nicht vom Papste getrennt, aber doch vornehmlich vom königlichen Willen abhängig wäre. Darum berief er 1682 eine Nationalsynode nach Paris, welche unter der Leitung des fügsamen Bischofs Bossuet von Meaux, des glänzendsten Kanzelredners, „die vier Artikel der Gallicanischen Kirche" aufstellte: 1) Der Papst ist den allgemeinen Concilien unterworfen. 2) Seine Gewalt erstreckt sich nicht über weltliche Dinge. 3) Die französische Kirche behält ihre besondern, von Alters her giltigen Rechte und Bräuche. 4) Auch in Glaubenssachen bekommen die päpstlichen Beschlüsse ihre Geltung erst durch die Beistimmung der Kirche. Innocenz XI. verwarf diese „Gallicanischen Freiheiten", die aus den Bischöfen doch nur Bedienten des Königs machten, und forderte den König zum Widerruf auf. Dieser erhob sie demungeachtet zum Staatsgesetz und gab sie allen geistlichen Behörden zum Unterzeichnen hinaus. Es geschah letzteres auch, denn die französische Geistlichkeit hatte im Allgemeinen noch mehr Devotion gegen den König als gegen den Papst. Doch fügte sich Ludwig 1693 in der Hauptsache, indem jeder seiner Bischöfe widerrufen und beim Papst Abbitte thun mußte.

Um den erzürnten römischen Stuhl zu begütigen und zugleich um sich wegen der Sünden seiner Jugend mit dem Himmel abzufinden, beschloß Ludwig die gänzliche Ausrottung des Protestantismus. Dazu halfen sein Beichtvater, der Jesuit Pere la Chaise, und Frau v. Maintenon, welche, wie früher durch ihre Reize, jetzt durch eine absonderliche Frömmigkeit das Herz des Königs zu rühren wußte. Eine so arge Ketzerei zu vertilgen, mußte gewiß das sündentilgendste Werk sein. Die Jesuiten versprachen der alternden Dame, wenn sie die Protestanten vernichte, ihre Trauung mit Ludwig durchzusetzen. Ein großes Reich durfte einmal nicht zwei Religionen haben.

Es liefen allerlei Vexationen der Hugenotten voraus. Man ließ sie nicht mehr zu Aemtern, ihre Kinder nicht in höhere Schulen, und nahm ihnen ihre Handwerksprivilegien, ihre Gewerbsrechte 2c. Anderseits lockte man sie durch dargebotene zeitliche Vortheile zum Abfall, und gar viele hugenottische Große traten, von Furcht und Gewinnsucht bewogen, zur katholischen Kirche über. Nicht so die Masse des kleinen Adels und des Bürgerstandes. Bei diesen wurde denn der Druck gesteigert; man verbot ihre Synoden, hie und da auch ihren Gottesdienst, je länger je mehr durch unverdeckten Gewaltsbefehl. Man verbannte ihre Geistlichen, riß ihre Kirchen und Schulen nieder, nahm ihre Kinder weg, um sie im katholischen Glauben zu erziehen. Schon 7jährige Kinder wurden für übertrittsfähig erklärt, 1681, und dazu gestohlen. Dann hat man Weibern die Köpfe geschoren, Männer durchgeprügelt, Greise an den Haaren zu den Altären geschleift, um das Abendmahl katholisch zu genießen. Ihre Todten wurden ausgegraben und auf den Schindanger geworfen 2c. Priester waren dabei eifrig beschäftigt, sie durch beredte Zusprache für die gütige Mutter zu gewinnen. Da aber das Bekehrungswerk nicht von Statten gehen wollte, schickte ihnen Ludwig, 1681, seine Dragoner zu Hilfe, die sich in protestantische Orte einlagerten und wo die Priester nichts ausrichteten, die Frauen schändeten, die Männer auf's Blut peinigten, die Kinder nicht schlafen ließen: „Sterbt oder werdet katholisch!" Das

heißt man die Dragonaden. Aber die Dragoner in der Stube und das Eisen auf der Brust, blieben doch die meisten ihrem Glauben treu; wer konnte, wanderte aus. Darum wurde 1682 die Auswanderung bei Galeerenstrafe verboten und endlich dem Könige vorgestellt, die Ketzerei sei fast gänzlich verschwunden und nur noch „eine kleine Zahl unruhiger Köpfe vorhanden."

Da widerrief Ludwig, 22. Okt. 1685, das Edikt von Nantes (S. 551), weil dasselbe nunmehr überflüssig sei und um die wenigen übrigen Verkehrten vollends zur Räson zu bringen. Der Protestantismus wurde für aufgehoben erklärt, die Ausübung des evangelischen Cultus bei Todesstrafe verboten. Das neue Edikt wurde auf's strengste vollzogen und jetzt gab's erst die rechten Dragonaden. Die Soldaten stürmten in die protestantischen Orte und Häuser, und wer sich nicht augenblicklich zum katholischen Glauben bekannte, der ward niedergemetzelt oder gefangen fortgeführt und in unterirdische Gefängnisse geworfen, die mit Unglücklichen überfüllt wurden. In Nismes war die Dragonade so furchtbar, daß sich die Stadt in 24 Stunden bekehrte. Da flüchteten sich große Scharen in den Schutz der Gebirge; aber die Truppen hinter ihnen her machten Jagd auf sie und schoßen sie wie das Wild weg. Es war ein grausiges Morden. Allein in Languedoc kamen, nach dem Zeugniß katholischer Schriftsteller, 100,000 Protestanten um.

Aber wie viele auch hingewürgt wurden oder auf den Galeeren verkamen, Manchen gelang es doch, über die scharf bewachten Grenzen zu fliehen, die dann in Holland, England, Deutschland und der Schweiz freundliche Aufnahme fanden und hinwieder ihrer neuen Heimat Nutzen brachten. Denn außer 15,000 Edelleuten, welche großentheils im Militär Unterkunft suchten, waren es meist geschickte Handwerker, darunter viele, welche noch unbekannte Gewerbe und Künste mitbrachten, Seidenweberei, Handschuhfabrikation u. dergl. Im Ganzen hat Ludwig's Gott- und Treulosigkeit 600,000 Protestanten aus dem Lande getrieben. Die mit äußerlicher Annahme des Katholizismus darin zurückblieben, hielten doch meist insgeheim ihren Glauben fest. Wehe aber, wenn sie sich verriethen; sie wurden in die abscheulichsten Gefängnisse und auf's Blutgerüst geschleppt.

§ 5. Französischer Vandalismus auf deutschem Boden.

Durch Ludwig's entsetzliches Verfahren mit den Hugenotten wurde protestantischerseits die Erbitterung noch sehr verstärkt, welche allgemein gegen ihn ob seines frevelhaften, immer fortgehenden Länderraubs herrschte. Zur Abwehr seiner maßlosen Uebergriffe verband sich endlich Brandenburg mit Schweden und Holland gegen ihn. Nach beseitigter Türkengefahr (S. 630) schloß der deutsche Kaiser zu gleichem Zweck mit Spanien, Bayern, Sachsen und den oberrheinischen Städten das Augsburger Bündniß. Und eben jetzt fuhr der kluge Oranien nach England (S. 610), um den Franzosen einen neuen Gegner zu erwecken. Sobald Ludwig von den Rüstungen der Verbündeten hörte, brach er Sept. 1688 in die Pfalz ein und begann den pfälzischen Krieg. Um aber Frankreich gegen Deutschland zu decken, läßt er einen breiten Landstrich an beiden Seiten des Rheines zur völligen Wüste machen! Sein General Melac ist der rechte Mann zum Werk, er vollführt es mit Lust. Kreuznach, Oppenheim, Alzey, Worms, Frankenthal, Speyer 2c. lodern auf; dann wird rechts die Mordbrennerei fortgesetzt, Gernsheim, Heppenheim, Weinheim, Mannheim, Ladenburg, Heidelberg (Fig. 197), Bruchsal 2c. sinken in Asche.

Wie den Städten, so ergehts Märkten, Dörfern, Weilern und Höfen. Es ist aber am Verderben der Wohnstätten nicht genug; die Weinstöcke werden ausgerissen, die Fruchtbäume abgehauen, daß das schöne Land ja einer afrikanischen Wüste gleiche. Die armen Bewohner werden nicht nur rein ausgeplündert, sondern auch viehisch gequält, zum Theil niedergemacht, zum Theil nackt ausgezogen über die beschneiten Felder nach Frankreich gejagt. In Speyer legten die Franzosen ihre frechen Hände auch an die Kaisergruft im Dome; sie rissen sie auf, schleppten die silbernen Särge fort, beraubten die andern ihrer Kostbarkeiten und streuten die Gebeine der deutschen Kaiser unter Hohn und Spott umher!!

Das war der Anfang eines fast zehnjährigen Krieges. Allein so viele Mächte Ludwig gegen sich hatte, war doch zu Land der Vortheil im Ganzen auf seiner Seite. Durch seinen tüchtigen Feldmarschall Luxemburg siegte er in der großen Schlacht bei Fleurus, 1690. Nicht so freilich lächelte ihm das Glück zur See; bei la Hogue, 1692, wurde ihm seine mit großen Kosten hergestellte Flotte ruinirt; den englischen Jakob II. zurückzuführen, gelang ihm einmal nicht. Aber die blutige Landschlacht bei Neerwinden, 1693, gewann er wieder durch Luxemburg. Hier theilte er die Kreuze des Ludwigsordens aus, den er zur Belohnung tapfrer Thaten gestiftet hatte, womit dieses Ordenswesen aufkam, denn die andern Souveräne thaten es ihm nach. a. 1694 starb aber sein Luxemburg und hinfort richtete er trotz der lockenden Ludwigskreuze weniger aus. Er mußte ungeheure Anstrengungen machen, um der Menge seiner Feinde nicht zu unterliegen. Er besteuerte zu Gunsten seiner Militärkasse den Kopf eines jeden Franzosen vom Dauphin bis zum Taglöhner; er rief die ganze waffenfähige Jugend zu den Fahnen. Hätten es die Verbündeten nur halb so ernstlich getrieben, sie würden den Uebermüthigen jetzt schon niedergeworfen haben. Sie aber und namentlich die holländischen Krämer wurden allgemach verdrossen, und so konnte Ludwig im Frieden von Ryswick, 1697, noch mit Ruhm aus dem langen Kampfe treten. Er verlor nichts, während er von Spanien 82 reunirte Orte, von Deutschland Straßburg behalten durfte. Da sang man: Was Nimmweg (S. 615) uns nicht nahm, hat Reißweg weggerissen!



Fig. 197. Französische Mordbrenner in Heidelberg.

§ 6. Ludwig's Leben.

Der Krieg hatte Frankreich tief erschöpft. Sein Wohlstand war schon vorher, trotz der klugen Maßregeln Colberts, der übrigens 1683 von hinnen gegangen, bei dem großen Aufwande, welchen Hof, Adel und Beamtenthum auf Kosten des Landes machte, sehr gesunken. Der Luxus der Vornehmen gab nur einigen Zweigen der Industrie besondern Gewinn; die meisten Handwerker und fast alle Bauern verarmten bei den hohen Steuern, den willkürlichen Erpressungen der Statthalter und Gutsherrschaften. Die zunehmende Armut hinderte aber den König nicht, seinen ungemessenen Aufwand fortzusetzen, ja zu steigern. Er hatte kein Herz für sein Volk: „der Größte unter den Großen der Erde" mußte vom höchsten Glanze umschimmert sein. — Fragt man, was war sein Leben? so kann nicht geleugnet werden, daß er in den Geschäften stets thätig blieb, wie er denn die Fäden des innern Regiments und der auswärtigen Politik nie aus den Händen gab. Fragt man aber nach dem Totaleindruck, den sein Leben machte, so war es Glanz und Schein. Er baute sich prachtvolle Paläste, auf die er ungeheuere Summen verwendete. Am prachtvollsten war sein Lustschloß **Versailles**, 4 Stunden von Paris, das 300 Mill. Frcs. kostete.

Da steht ein unmäßig großes Schloß mit wunderbar ausgeschmückten Marmorsälen, überfüllt mit Gold und den theuersten Gemälden. Der Hauptsaal ist 222′ lang und hat 17 riesige Fenster, durch welche die Gegend draußen in 17 kolossale Spiegel geworfen wird. Am Hauptgebäude ziehen sich endlos Nebengebäude für die Hofleute und Diener und Stallungen hin, in welchen Hunderte der schönsten Pferde mit goldbesetzten Schabracken bedeckt, an gedrechselten Raufen und messingbeschlagenen Krippen stampfen. Um das Schloß zieht sich ein meilenweiter Park, welcher einen zierlichen Pavillon um den andern, die herrlichsten Wasserkünste und zahllose Bildsäulen von Erz und Marmor in sich faßt. Der König soll einmal einem hohen Gaste sein Wunderschloß gezeigt und dann vergnügt gesprochen haben: „Sehet, hier stand sonst nichts als eine Windmühle!" Der Gast erwiderte: „Sire, die Mühle ist fort, aber der Wind noch da!" — Hier in Versailles hielt Ludwig gewöhnlich seinen Hof. Und um diesen, der mit Scharen von Edelleuten bevölkert war, drehte sich alles Leben im Lande. Und der ganze Hof drehte sich wieder um den König, als um die Sonne, von welcher auf alle Licht und Wärme ausgehe, der man aber auch räuchern und opfern müsse. Alles bewegte sich am Hof nach der strengsten **Etikette**: von Morgens 8 Uhr, wo die Oberhofmeisterin an des Königs Bette trat und ihn nach altfranzösischer Sitte küßte, worauf er sich mit Weihwasser besprengte und aufstand, bis Nachts 11 Uhr, wo er nach der Abendtafel an eine Säule gelehnt die ihn umstehenden und umstaunenden Hofleute zu guter Letzt mit seinem anmuthsvollen Gespräch entzückte. Jeden Morgen, ehe er in die Messe gieng, ordnete er selbst an, in welcher Weise die Erheiterungen statt haben sollten, die jeden Tag zu einem Festtag machten. Carousselpartien (Ritterspiele), allegorische Pantominen (bildliche Darstellungen durch bloße Geberden und Bewegungen), Ballete und Singspiele, von Herren und Damen in den reichsten Costümen aufgeführt, wechselten mit Komödien, Maskenzügen, Feuerwerken; andere Belustigungen drängten sich in bunter Reihe dazwischen. In allen Festspielen war dem Könige die Hauptrolle zugedacht, bald die eines Helden, bald die eines Gottes, und alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, Weisheit und Unwiderstehlichkeit zu rühmen. Er gab aber noch besonders hohe oder Gala-Feste; da wurde, namentlich in Gegenwart fremder Fürsten, die höchste Pracht entfaltet; da schwamm alles in zaubervollem Glanze.

An seinem Hofe hatten übrigens nicht bloß adelige Herren Zutritt, auch **Gelehrte**, **Dichter** und **Künstler** aus bürgerlichem Stande. Er ehrte das Talent, daß es ihn wieder ehre; er unterstützte und weckte es so, daß unter ihm das Blütenalter der französischen Literatur und Kunst eintrat.

Ludwig zog jeden begabten Geist an sich, der ihm schmeichelte, stieß aber auch jeden von sich, welcher, vielleicht absichtslos, seine Eitelkeit verletzte. Bischof **Fénelon**, einer der ehren- und liebenswerthesten Charaktere, obwohl auch Protestantenbedränger, † 1715, war der Erzieher seiner Enkel. Um ihnen die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit

des Lasters vorzuhalten, schrieb er seine Erzählung „Telemach“. Ludwig argwohnte, es sei darin auf seine und seines Hofes Sünden angespielt, und verwies den edlen Verfasser von seinem Angesichte nach dem Bischofssitz.

§ 7. Der spanische Erbfolgekrieg.

Ludwig XIV. hatte nun 62 Jahre hinter sich; er mußte trotz der ihn umgebenden Schmeichler, die ihn alles nur im rosigen Lichte sehen ließen, merken, in welch tiefes Elend sein Volk durch ihn herab gesunken sei. Dennoch ließ er sich durch seine ungestillte Vergrößerungssucht zu einem Unternehmen treiben, das ihn in den schwersten Krieg verwickelte. Der Sturm, den er damit heraufbeschwor, der über halb Europa verheerend hinbrauste, sollte die Ceder seines Stolzes tief zu Boden beugen.

Karl II. von Spanien, der 1680 in Madrid das letzte große Autodefe gefeiert, siechte kinderlos hin und mit ihm erlosch das Habsburgisch-Spanische Haus. Auf dem großen Reiche desselben hafteten Ludwigs lüsterne Blicke; das sollte dem Hause Bourbon vereinigt werden und dessen Macht über die Sterne erheben. Als Gemahl von Karl II. Schwester, behauptete er die gegründetsten Erbansprüche darauf zu haben, welche er für seinen Enkel Philipp geltend machte. Allein er hatte ja bei seiner Verheiratung auf alle spanischen Besitzungen feierlich verzichtet. Der rechtmäßige Erbe war der deutsche Habsburger, Kaiser Leopold I., den eine Schwester Philipps IV. geboren hatte. Dieser trat denn auch für sein Recht auf, indem er das anfallende Erbe seinem zweiten Sohne, dem Erzherzog Karl übergeben zu wollen erklärte. Nun aber bearbeitete Ludwig durch seinen Gesandten in Madrid, unter Beihilfe päpstlicher Einwirkungen, den schwachsinnigen König, daß er sein ganzes Reich in Europa und Amerika dem Philipp testamentarisch zutheilte. Das Testament war offenbar erschlichen; gleichwohl proklamirte Ludwig, als wenige Wochen darnach, 1. Nov. 1700, Karl II. starb, seinen Enkel als König von Spanien. — Der Kaiser protestirte laut dagegen. Aber Ludwig fuhr alsbald zu, obwohl ihm gerade ein Bürgerkrieg in den Cevennen (durch protestantische Kittelträger, camisards) zu schaffen machte, und sandte seinen Enkel nach Spanien, um von der schönen Erbschaft Besitz zu ergreifen. Derselbe zog unter dem Willkommrufen der Bevölkerung in die Residenz ein und setzte sich als Philipp V. auf den spanischen Thron.

Aber der Kaiser konnte doch das ihm gebührende Erbe sich nicht so schnöde entreißen lassen und griff zum Schwert. Und ergrimmt seit lang her gegen den enormen Länderräuber an der Seine schloßen sich ihm Viele an. Oesterreich, England, Holland, Preußen, Hannover, knüpften 7. Sept. 1701 „die große Allianz“ gegen Frankreich, der nachher noch das deutsche Reich samt Portugal und Savoyen beitraten. Diese Zusammenfassung aller Kräfte war das Werk Williams III. (S. 610), dessen segenschweres Wirken nur leider jetzt zu Ende gieng. Mit Ludwig hielt es schmählicherweise der arglistige Kurfürst Max Emanuel von Bayern, unerachtet ihn noch seine Landstände in einem beweglichen Schreiben abmahnten, und dessen Bruder, der Kurfürst von Köln. Denn Ludwig hatte dem Ersteren den Besitz der spanischen Niederlande versprochen und dem Andern Goldkronen blinken lassen. — Der spanische Erbfolgekrieg währte 13 Jahre. Er wurde gekämpft in Italien, Deutschland, Spanien, den Niederlanden; auch Frankreich selbst berührte er. Die besten Generale auf französischer Seite waren Villars und Vendome, sehr tüchtig immerhin, doch nicht gleich den zwei auserlesenen Feldherrn auf kaiserlicher Seite, Prinz Eugen (Fig. 198) und Marlborough (Fig. 199).

Prinz Eugen, geb. 1663, stammte aus einer Nebenlinie des Hauses Savoyen. Sein Vater war Statthalter über die Champagne. Klein von Person und schwächlichen

Körperbaues wurde er zum geistlichen Stande bestimmt; es wohnte aber ein Kriegsheld in ihm, der brach sich Bahn. Zuerst erbot sich Eugen seinem König Ludwig zum Militärdienst; dieser verachtete aber die unansehnliche Figur. Da erbot er sich dem Haus Oesterreich, das nahm ihn an. Er zeichnete sich in dessen Kämpfen, namentlich gegen die Türken, so sehr aus, daß er zum Feldmarschall avancirte. Wie gern hätte ihn jetzt Ludwig zurückgehabt, aber jetzt verachtete er hinwieder die größten Anerbietungen desselben und blieb seinem Kaiser treu. Eugen hatte den schärfsten Feldherrnblick, berechnete alle Umstände auf's klügste, führte alle Unternehmungen mit unermüdlichem Eifer und ruhiger Besonnenheit aus. Er gehört zu den acht größten Kriegshelden der Erde (Alexander, Cäsar, Karl d. Gr., Gustav Adolf, Türenne, Eugen, Friedrich II., Napoleon). Seine Soldaten vergötterten und liebten ihn als ihren Schoner, Pfleger und Vater. Ihn zierte stete Bescheidenheit bei all seinem Werth und Ruhme; von Herzen blieb er klein, während er seine körperliche Kleinheit durch Strecken etwas zu erhöhen suchte. — John Churchill, Herzog von Marlborough, geb. 1650, stand ihm an Feldherrntrefflichkeit nicht nach. Ein Bild männlicher Schönheit, vereinte er den kühlsten Kopf mit dem kühnsten Muth. Trotz zweideutigen Charakters und schmutziger Habsucht wußte er durch die Anmuth seiner Persönlichkeit, seinen Scharfsinn und die Gewalt seiner Rede die Alliirten zusammenzuhalten und immer wieder zu vereinigen.

Zeichnen wir nun den großen Krieg mit einigen Strichen. Der Kampf begann in Italien, wo die Franzosen Piemont eroberten. Kühn stieg Eugen über die Alpenfelsen des Val Fredda, wo alle Kanonen und Wagen auseinandergelegt und getragen werden mußten, in die Lombardei hinab. Er schlug den Marschall Catinat bei Carpi, den Marschall Villeroi bei Chiari, Septbr. 1701. Er hob den unvorsichtigen Villeroi in Cremona mitten unter seinem Heere auf, 1702, mußte aber nach Wien eilen, um sich die nöthigste Unterstützung zu erbetteln. — Dagegen drang, 1703, Marschall Villars über den Rhein nach Schwaben vor. Bei Tuttlingen vereinigte er sich mit den treulosen Bayern. Aber immer sich zankend thaten sie kein gut bei einander. Darum trennten sie sich wieder, und der Kurfürst rückte in's Tirol, während Villars sein Bayern deckte. Jener eroberte Kufstein, das mit seinen Bewohnern verbrannte; er besetzte Innsbruck. Allein die Tiroler erhoben sich mannhaft für ihr angestammtes Herrscherhaus unter Martin Sterzinger und arbeiteten die Bayern wieder zum Land hinaus.



Fig. 198. Prinz Eugen.

Nun, 1704, rief Eugen, der einen ungarischen Aufstand bekämpft hatte, den Marlborough von den Niederlanden her nach Schwaben. Verbunden zogen sie gegen die vereinten Franzosen und Bayern. Am 13. Aug. erfolgte die Schlacht bei Höchstädt an der Donau. Schön einig kommandirten die zwei größten Feldherren und die Franzosen und Bayern wurden trotz ihrer besseren Stellung und überlegenen Truppenzahl auf's Haupt geschlagen. 20,000 von ihnen bedeckten das Schlachtfeld, 15,000 streckten vor Schrecken das Gewehr, unter den Gefangenen war Marschall Tallard mit 818 Offizieren; 140 Kanonen und eine reiche Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger. Ganz Deutschland jubelte über den herrlichen Sieg. Der Kaiser erhob den Marlborough in den Reichsfürstenstand. Dieser aber gestand nachher, „daß er niemals mehr gebetet habe als in dieser Schlacht." Der Kaiser nahm nunmehr ganz Bayern in Besitz und der Kurfürst mußte mit den Franzosen über den Rhein fliehen. — Auf Leopold I. folgte sein Sohn Joseph I., 1705—11; ein einsichtiger und thatkräftiger Regent, begann er manches nachzuholen, was der Vater versäumt hatte, sprach über die Gebrüder Kurfürsten von Bayern und Köln die verdiente Reichsacht aus und schien Oesterreich von Grund aus reformiren zu wollen. Nur regierte er zu kurz.

In Spanien stand die Sache Philipps zum Anfang wohl. Er thronte in Madrid und Castilien war ihm besonders ergeben. Allein 1704 landete sein Nebenbuhler, Erzherzog Karl, mit einem englisch-holländischen Heere in Portugal, von dannen er, durch Portugiesen verstärkt, nach Spanien vorrückte. Zunächst wurde er zurückgeworfen. Es erschien aber eine englische Flotte bei Gibraltar und nahm diese fast unüberwindliche, aber eben schlecht bewachte Festung den Spaniern weg. Auch eroberte die Flotte die wichtige Seestadt Barcelona, diese für den Erzherzog. Derselbe machte jetzt Fortschritte; Catalonien und Valencia erkannten ihn für ihren König, 1705. Nun brauste der Bürgerkrieg durch ganz Spanien mit schrecklichen Verheerungen, doch ohne alsbaldige Entscheidung.

In den Niederlanden stand ein französisches Heer unter dem freigewordenen Villeroi. Marlborough besiegte ihn in der mörderischen Schlacht bei Ramillies, 23. Mai 1706, und Brabant wie Flandern mußten dem Erzherzog huldigen. — In Italien belagerten die Franzosen Turin, die Hauptstadt des Savoyers, dem sie fast schon sein ganzes Land weggenommen. Jetzt eilte Eugen ihm zu Hilfe, griff das viel stärkere Belagerungsheer an, 7. Sept. 1706, und schlug es, trefflich unterstützt von 8000 Preußen unter Leopold von Dessau, so total, daß von 80,000 Franzosen kaum 2000 beisammenblieben. Die Macht der Franzosen in Italien war so gänzlich vernichtet, daß sie es durch Kapitulation, 1707, räumen mußten. Die Kaiserlichen nahmen Neapel in Besitz.

In Spanien dagegen drang wohl, 1706, ein neues Heer Verbündeter von Portugal aus ein und rückte bis Madrid vor, aus welchem Philipp fliehen mußte. Doch ehe der herbeigerufene Erzherzog die Hauptstadt erreichte, bemächtigte sich ihrer der französische Herzog von Berwick wieder und Philipp konnte zurückkehren. Dazu wurde, 25. April 1707, der Erzherzog mit einem aus Engländern, Holländern und Portugiesen bestehenden Heere von Berwick bei Almanza geschlagen. — Auch ein Versuch Eugens, in Frankreich selbst einzubrechen, mißlang. Er belagerte zwar Toulon unter Beihilfe einer englischen Flotte, 1707, mußte aber zurückgehen.

Indessen erschrack Ludwig, daß die Feinde ihren Fuß in sein Frankreich zu setzen gewagt hatten. Er konnte sich's nicht verhehlen, daß er sich in sehr schlimmer Lage befinde. Sich herauszuhelfen, bot er alle Kräfte auf und stellte ein frisches Heer von 100,000 Mann in's Feld. Es zog unter dem Marschall Vendome nach den Niederlanden und machte, die schönsten Städte im Sturm nehmend, reißende Fortschritte. Dort stand Marlborough entgegen, aber allein zu schwach. Da eilte Eugen zu seiner Stärkung herbei, und die Beiden, in schöner Eintracht wieder die

Schlacht lenkend, brachten den Franzosen bei Oudenarde, 1708, abermals eine schimpfliche Niederlage bei. Sie nahmen ihnen hierauf alle Niederländischen Plätze eilends wieder ab. — Im Busen des alten Ludwig mischte sich Grimm und Angst. Noch einmal spannte er die Kräfte seines furchtbar erschöpften Landes an und stellte ein neues Heer von 110,000 Mann auf, das er unter seinem besten Feldherrn, dem Villars, nach den Niederlanden schickte. Eugen und Marlborough griffen es, 11. Sept. 1709, bei Malplaquet an. Es war die blutigste Schlacht des Kriegs; 45,000 Menschen von beiden Seiten sanken todt oder verwundet hin; aber die Verbündeten siegten. Die Preußen unter ihrem Dessauer, „welche wie die Teufel fochten," entschieden den Sieg.

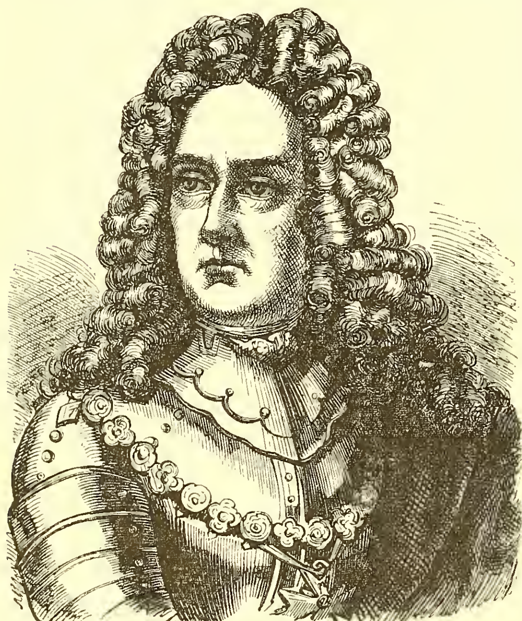


Fig. 199. Herzog von Marlborough.

Schon einigemal hatte Ludwig den Alliirten Friede angeboten; aber sie hatten die Forderungen zu hoch gespannt. Auf's tiefste gebeugt erneuerte er nun sein Anerbieten mit den demüthigsten Zugeständnissen. Er will Friede um jeden Preis; er will auf die ganze spanische Monarchie verzichten, will sogar das Elsaß samt Straßburg zurückgeben 2c. Aber nun verfielen die Verbündeten thörichtem Uebermuthe: sie forderten gegen Eugens Rath, daß Ludwig selbst gegen seinen Enkel, welcher das spanische Königreich nicht aufgeben wollte, zu Felde ziehen und ihn daraus vertreiben solle. Das war zuviel! Nur diesen Schimpf, bat er, solle man ihm nicht zumuthen; sonst wolle er alles annehmen, was man verlange. Aber die Verbündeten beharrten bei der unannehmbaren Zumuthung, und das gab ihm wieder Muth zur äußersten Anstrengung.

Unglücklich gieng's für ihn allenthalben, auch in Spanien, wo jetzt Philipp bei Almenara und Saragossa geschlagen wurde und der Erzherzog Karl 23. Sept. 1710 wirklich glänzend in Madrid einzog. Wie nun aber Ludwigs Sache am allerschlimmsten stand, da trat plötzlich eine wunderliche Wendung ein, durch Weiberlaune. Der Herzog von Marlborough war der einflußreichste Mann in England. Seine Gemahlin leitete die Königin Anna (S. 610). Aber hochmüthig von Natur wurde sie durch ihres Mannes Triumphe immer hoffärtiger gemacht, bis sie, durch eine andere Favoritin verdrängt, in Ungnade fiel. Das benützten Marlboroughs Feinde, ihn zu stürzen. Sie klagten ihn des Unterschleifs an, und obwohl Prinz Eugen die Königin vermochte, die Anklage niederzuschlagen, wurde doch, 1712, der ruhmvolle Mann aller seiner Aemter entsetzt. Ein Hauptheld gegen Ludwig trat damit vom Schauplatz ab. Auch ließ sich das mit andern Ministern besetzte englische Kabinet, ohne die Bundesgenossen zu beachten, für sich allein in Friedensunterhandlungen mit Frankreich ein. — Und siehe, es trat noch ein unerwartetes Ereigniß hinzu, welches sämtliche Verbündete Oesterreichs zu einem linden Frieden mit Frankreich geneigt machte. Kaiser Joseph I. starb im blühendsten Mannesalter an den Blattern, 17. April 1711. Sein Bruder, der

Erzherzog Karl, der einzige noch übrige Habsburger, erbte alle seine Besitzungen. Hiezu wollten diesen nunmehr die Verbündeten nicht auch noch die spanische Monarchie überkommen lassen. Oesterreich und Spanien unter einem Haupte schien mehr zu fürchten, als Frankreich und Spanien unter zwei wenn auch verwandten Häuptern.

Karl hatte nach kurzer Frist aus Madrid weichen müssen, um so leichter verließ er das ungewisse Erbe, um sein sicheres östliches anzutreten. Die Deutschen thaten ihm alle Ehre und krönten ihn, Dez. 1711, als Karl VI. Aber seine Bundesgenossen traten nach einander in Unterhandlungen mit Ludwig und seinem Enkel und schlossen mit ihnen, 1713, den Utrechter Frieden. Wohl setzte der neue Kaiser den Krieg noch eine Zeitlang am Rheine fort; aber der große Eugen konnte aus Mangel an Truppen nichts unternehmen, und Villars hatte sogar wieder einiges Waffenglück. Da machte auch Karl Friede zu Rastatt, 1714.

Frankreich kam so leichten Kaufes davon, wie es sich vorher nicht hätte träumen lassen. Philipp V. erhielt Spanien und die außereuropäischen Besitzungen; doch sollten die Kronen Frankreich und Spanien auf ewig getrennt bleiben. England behielt das hochwichtige Gibraltar, den Schlüssel zum Mittelmeer, und empfieng von Frankreich die Hudsonsbai, Neuschottland und Neufundland in Amerika. Savoyen bekam eine Reihe von Festungen an der französischen Grenze und die Insel Sicilien samt dem Königstitel. Holland empfieng auch einige Grenzfestungen und Handelsvortheile, Preußen einen Theil von Geldern. Der Kaiser erhielt aus Karls II. Hinterlassenschaft die Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien; er zog italienischen Besitz dem Elsaß vor. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden von der Reichsacht befreit und in ihre Lande wieder eingesetzt.

Der Kaiser vertauschte, 1720, Sardinien gegen Sicilien an den Savoyer Viktor Amadeus II. († 1730), welcher sich seitdem König von Sardinien nannte und einen Anfang staatlichen Lebens in dem zerrissenen Italien zu Stande brachte.

§ 8. Ludwigs Ende. Sein Einfluß auf seine Zeit.

So hatte Ludwig XIV. zwar die schärfsten Ruthenstreiche erlitten, jedoch nicht zuviel Land verloren und sah zum guten Ende einen Bourbon auf Spaniens Throne. Für Spanien war dies gewiß das Bessere, aber Frankreich war durch den ungeheuren Aufwand des langwierigen Kriegs und die kostspielige Hofhaltung das entkräftetste aller Reiche geworden.

Handel, Gewerbe, Ackerbau, alles lag darnieder. Die meisten seiner Unterthanen wurden ausgesaugt bis auf den letzten Frank, und der Staat hatte 900 Mill. Thlr. Schulden. Sein durch ihn elend gewordenes Volk, das ihn einst abgöttisch verehrt, hegte nun Haß und Abscheu gegen ihn, was freilich seine Höflinge ihm möglichst zu verbergen suchten. Er hatte einen trübseligen Lebensabend, sah sich doch sehr vereinsamt. Fast alle die großen Männer, die sich sonst um ihn bewegt und mit ihren Gaben und Thaten ihn herrlich gemacht hatten, waren zu Grabe gegangen. Aber auch fast alle Glieder seines Hauses, Haupt um Haupt, waren vor seinen Augen in die Gruft gesunken, so daß ihm ein einziges Urenkelein zum Thronfolger übrig blieb.

Ludwig lebte nun seine letzten Tage so hin in der Steifheit des Hofceremoniels; gieng fleißig zur Kirche und wurde immer frommer nach seiner Art. Nicht daß er je in die Bibel geschaut hätte, er las überhaupt keine Bücher mehr; jede geistige Unterhaltung ekelte ihn an. Nur das gewährte ihm einen innern Genuß, wenn ihm irgendwie geschmeichelt wurde; die Maintenon mußte auf allerlei Künste denken, ihm die Zeit zu vertreiben. Man spielte wahrhaft Komödie mit ihm. So ließ man einmal einen portugiesischen Juden als einen Gesandten des Schah von Persien auftreten, der ihm Huldigungen von seinem Herrscher brachte und um ein Bündniß bat, woran er sich höchlich ergötzte, bis er selbst den Betrug

merkte. In seinem 77. Jahre befiel ihn eine Ohnmacht, die sein nahes Ende verkündigte. Da lag dieser „Größte der Sterblichen“ elend darnieder und wenig Theilnahme umgab ihn. Die Maintenon verließ ihn aus Verdruß, daß er ihre geheime Ehe nicht hatte öffentlich erklären wollen, doch mit dem schönen Vorgeben, um in der Abgeschiedenheit für ihn zu beten. In einer lichten Stunde warnte er den Hof vor der Kriegslust und bat wegen des ärgerlichen Exempels, das er mit seiner Verschwendung gegeben, um Verzeihung. Dann starb er 1. Sept. 1715 nach 72 Jahren Königthums. Das Volk jubelte und verfolgte den Leichenwagen mit Schimpfen und Schreien! Das ist der Mann, nach dem das Zeitalter Ludwig XIV. benannt wird, weil er nicht nur als Potentat darin vorherrschte, sondern auch einen überwältigenden Einfluß in Weise und Sitte auf dasselbe ausübte.

Das Leben an seinem Hofe durchdrang Frankreich und weiterhin Europa. Versailles gab hinfort den Ton in der feinen Welt an. Die französische Sprache, in Ludwigs Umgebung auf's Feinste ausgebildet, fand überall Eingang und wurde die Sprache der vornehmen Welt. Der Kleiderschnitt gieng seitdem von Paris aus; die schöne sittsame Tracht der Reformationszeit verschwand, um der üppigen französischen Platz zu machen. Ludwig brachte die großen Perücken auf; bald trug man überall diese grandiose Unnatur auf den Köpfen. Alles Französische äffte man in den andern Ländern nach, und (es ist traurig zu sagen und schimpflich) in Deutschland am meisten. „Mehr als ganz Europa kann jetzt Frankreich schaffen, unsre Fürsten und ihr Volk machts zu seinen Affen“ (Logau). Insonderheit richteten sich die Höfe französisch ein. Für die fürstlichen Kinder wurden französische Erzieher bestellt und die herangewachsenen Prinzen selbst nach Paris geschickt, die rechte Lebensart zu lernen. Sie lernten wenig gutes, aber die Eltern freuten sich, wenn sie heimschrieben, wie gnädig der große König gegen sie sei und wie er sie seine lieben Cousins nenne. Kehrten sie zurück und wurden selbst Fürsten, so spielten sie „Ludwige im Kleinen“ natürlich noch besser, als ihre Väter. „Nach Eitelkeit reisen alle jetzt nach Frankreich hin.“ — Die Fürsten ahmten Ludwigs Despotismus nach. Statt daß ihre Vorfahren mit den uralt germanischen „Ständen des Landes“ gemeinsam dessen Wohlfahrt beriethen, ordneten sie nun in ihren Kabineten allein oder mit willenlos ergebenen geheimen Räthen die Angelegenheiten des Staats und ließen die lästigen Landstände beiseit. Sie herrschten von dem an unumschränkt oder absolut. Auch das im Lande geltende Recht mußte sich vielfältig vor ihnen beugen; „ihr Wille war das höchste Gesetz.“ — Die Fürsten ahmten Ludwigs Pracht und Wohlleben nach. Sie umgaben sich mit Scharen von reichgekleideten Kammerdienern, Jägern, Lakaien 2c., zogen den Adel zu einem glänzenden Hofstaat an sich und brachten mit ihm in unaufhörlichen Lustbarkeiten ihre Tage hin. Sie bauten sich Lustschlösser nach dem Muster von Versailles und Marly, wenn auch etwas kleiner, in welchen gleichwohl auch alles von Gold und Kostbarkeiten strotzen mußte. Und ihre armen Unterthanen, welche sich von den Drangsalen des großen Krieges noch nicht erholt hatten, mußten ihre verschwenderischen Ausgaben ohne Widerrede mit willkürlich aufgelegten, fast unerschwinglichen Abgaben decken. — Die Fürsten ahmten endlich auch Ludwig's unredliche Staatskunst nach, und seitdem hat das Wort „Politik“ einen schlimmen Nebensinn; es ward eine Staatsklugheit, die alles nur nach dem eigenen Vortheil berechnet und ihn zu erreichen sich jedes Mittel erlaubt.

Wohl trifft das Gesagte nicht alle Fürsten, aber doch die meisten. Und von den Höfen drang der Geist der Entsittlichung in die höhern Schichten der Bevölkerung, während doch beim Bürger und Landmann noch mehr Einfachheit, Zucht und Treue waltete.

§ 9. Ein kurzer Hinblick auf das deutsche Reich.

Das deutsche Reich bildete sonst den Mittelpunkt der Weltgeschichte; das ist vorüber, jetzt steht es billig zurück. Es hat eine elende Geschichte und ist eigentlich von ihm als solchem wenig zu sagen. Zwar Geschäfte hatte es genug, wenn es sich auf seinen Reichstagen versammelte (wurde doch schon wochenlang erst darüber gehandelt und gestritten, in welcher Rangordnung die Glieder des Reichstags sitzen sollten),

aber für uns sind sie nicht wichtig. a. 1663 trat ein Reichstag zu Regensburg zusammen, der so viel zu thun hatte, daß er in vier Jahren noch nicht fertig war. Da fiel man darauf, ihn permanent oder bleibend zu machen.

Es wurde bestimmt, daß der Kaiser und die Stände immerwährende Gesandte dort haben sollten, welche in ihrem Namen des Reichs Angelegenheiten besorgten. So wurde denn in Regensburg von 1663 bis 1806 beständig Reichstag gehalten, sage 143 Jahre lang. Aber seitdem hat auch kein Kaiser mehr den Reichstag persönlich besucht, und die Fürsten thaten es in der Regel auch nicht mehr. Die Gesandten tagten; weil sie aber bei jedem Handel erst Instruktionen (Verhaltungsregeln) von ihren Gebietern erholen mußten, so nahmen die Verhandlungen einen noch viel schleppenderen Gang als zuvor. Es wurde immer getagt und nie was ausgerichtet. Der Bürgerstand kleinmüthig, das Handwerk gebunden unter dem Zunftzwang, der Bauer in den Fesseln der Hörigkeit, der Adel französisch überfirnißt, ohne Herz für deutsches Leben, so lag das Reich in Ohnmacht. Doch führte es gern noch seinen stolzen Titel „heiliges römisches Reich deutscher Nation", obgleich es vom Römerreich wenig mehr und weite Gebiete deutscher Zunge verloren hatte, wie der Kaiser sich noch „allzeit Mehrer des Reichs" hieß, obschon dasselbe seit lange her allzeit minder geworden. Dennoch regte sich unter allem Dulden und Entbehren im entlaubten Stamm ein gesundes Leben, strenge Sitte, ehrbarer Wandel, aufrichtige Frömmigkeit.

Herrlicher als je ward die Kaiserkrönung abgehalten, wiewohl sie bei der jetzigen Machtfülle des Kaisers, d. h. beim gänzlichen Machtmangel desselben fast wie Spott sich ausnahm. Beschreiben wir ihre Weise, indem wir voraus bemerken, daß sie seit 1562 nicht mehr im alten Aachen, sondern im Wahlort Frankfurt a. M. vollzogen wurde. Unter dem Geläute aller Glocken zog der zum Kaiser Erwählte mit glänzendem Gefolge von Kurfürsten, Fürsten und Herren zu Pferd vom Römer (Rathhaus) nach dem Dom. Nach gehaltenem Hochamt und geschehener Eidesleistung ward er nun, „der Herrscher der Welt", vom Erzbischof von Mainz gesalbt siebenfach, auf Scheitel, Brust, Nacken, rechte Schulter, rechten Oberarm, rechtes Armgelenke und flache Hand.

Nunmehr legte man ihm den Kaiserornat an und gab ihm das Scepter und den goldenen Reichsapfel (mit dem Kreuze darauf: Sinnbild christlicher Weltherrschaft) in die Hände. Hierauf setzte ihm der Mainzer Erzbischof mit Hilfe des Kölners und Triers die 14 Pfd. schwere, massiv goldene und mit Edelsteinen besetzte Reichskrone auf's Haupt. Mit diesem Akte wurde ein rauschendes Tedeum angestimmt, während der Gekrönte einen in der Kirche aufgeschlagenen Thron bestieg. Hundert Kanonenschläge von draußen donnerten herein und das Volk schrie: Es lebe der Kaiser! Darnach schlug dieser vom Throne aus einige Edle zu Rittern. Dann begab sich die Prozession zu Fuß nach dem Römer zurück. Schwarz-roth-gelbe Tücher waren über den Weg gebreitet, die das Volk hinterher sich zu eigen machen durfte. Im Saale des Römers war die Kaisertafel gedeckt. Der Kaiser saß allein an einem 6' höhern Tische, 3' tiefer die Kaiserin, unten die Fürsten. Die hohen Kurfürsten weltlichen Standes warteten jetzt ihres Amtes: der Erztruchseß von Pfalz ritt (auf dem freien Platz vor dem Römer) zu einem am Spieß gebratenen Ochsen, schnitt das beste Stück ab und trug es auf silberner Schüssel zum Kaiser; der Erzschenk von Böhmen ritt zu einem Springbrunnen, welcher Wein sprudelte, füllte den silbernen Becher und kredenzte ihn dem Kaiser; der Erzkämmerer von Brandenburg ritt zu einem Wasserbrunnen, füllte das silberne Becken und brachte es mit einer Handquele zum Kaiser; endlich der Erzmarschall von Sachsen (oder sein Vertreter, der Erbmarschall von Pappenheim) ritt in einen Haufen Hafer bis an des Pferdes Bauch hinein und füllte den silbernen Strich für des Kaisers Leibroß. Ochse, Wein, Hafer und zuletzt die Ueberbleibsel des kaiserlichen Mahles wurden dem Volke preisgegeben. Auch warf man goldene und silberne Krönungsmünzen unter dasselbe aus.

§ 10. Protestantenhetze in Ungarn. Türken vor Wien.

In dem zu Deutschland gehörenden Oesterreich war der evangelische Glaube mit Gewalt unterdrückt worden; in Ungarn, das seit 1538 zwischen Kaiser und

Sultan getheilt war, hatte er noch verbriefte Freiheit. Aber der argwöhnische bigotte Leopold I., Musterkaiser der Jesuiten und von ihnen der Große genannt, wollte ihn auch hier zertreten. Dazu bot ihm 1667 die Entdeckung einer Verschwörung katholischer Magnaten erwünschte Gelegenheit. Wohl hatten sich Protestanten kaum daran betheiligt; dennoch wurde ihnen die ganze Empörung zur Last gelegt und so ergieng über sie eine unmenschliche Verfolgung, bei welcher nebst den Jesuiten besonders der an Frankreich verkaufte Minister Lobkowitz sich thätig erzeigte.

a. 1674 wurden die evangelischen Geistlichen Ungarns insgesamt vor des Erzbischofs Gericht nach Preßburg gefordert. Es erschienen 416. Sie wurden als Anstifter der Rebellion bezeichnet und ihnen dann ohne vorhergehende Untersuchung gleich drei Vorschläge gemacht: 1) Sie sollten ihr Amt niederlegen und hinfort im Privatstand leben, oder lieber 2) gleich freiwillig außer Landes in die Verbannung gehen, oder am besten 3) katholisch werden, da sie dann groß Ehr und Vortheil erlangen würden; eine von diesen gnädigen Propositionen sollten sie mit ihres Namens Unterschrift und dem ausdrücklichen Beisatze annehmen, „daß solches von ihnen deshalb geschehe, damit sie der durch ihre Rebellion wohlverdienten Strafe zuvorkommen möchten." Ein Theil von ihnen ließ sich wirklich schrecken und unterzeichnete Nr. 1 und 2, ein paar sogar Nr. 3, mit dem bemerkten Beisatz. Die Mehrzahl jedoch blieb fest und verweigerte mit Berufung auf ihre Schuldlosigkeit jede Unterschrift. Bei diesen ließ man jetzt eine Art Untersuchung eintreten. Sie vertheidigten sich auf's überzeugendste. Dem ungeachtet wurde ihnen das Todesurtheil angekündigt. Zugleich bestürmte man sie, durch Verlassung ihres Glaubens demselben zu entgehen. Aber noch blieben sie fest und wollten fröhlich sterben. Da hieß es: „Ihr sollt euch nicht so bald des Märtyrerthums rühmen; man wird euch anders quälen als durch einen schnellen Tod!" Man warf sie in die Kerker ungarischer Festungen, Komorn 2c., in unterirdische faule Löcher, wo sie kaum genießbare Kost empfiengen und aus denen sie nur geführt wurden, um Wasser zu tragen, Schutt zu karren 2c. unter Spott und Schlägen. Niemand durfte sie anreden und ihr hartes Loos lindern. Ein barmherzig Weiblein legte ihnen heimlich Brot und Speck in einen Schubkarren, wurde aber doch bemerkt, darauf vom Henker mit dem Hals durch ein Brett gesteckt und in grimmiger Kälte ausgestellt. Nach der Arbeit wurden sie wieder an eine lange Kette zusammengeschlossen. Nachts mußten sie auf bloßem Boden liegen; ihr Hauptkissen war ein Balken, ihre Füße lagen im Stock. Endlich befahl Leopold, sie freizugeben: aber Bischof Palfy fälschte das Rescript. So wurden sie nach Triest oder Neapel geschleppt; Soldaten giengen vor und nach, sie in der Mitte mit schweren Ketten beladen. Die also beschwerten, siechen und ausgemergelten, zum Theil greisen Leute mußten doch mit den Soldaten gleichen Schritt halten und wurden beim Zurückbleiben und Straucheln grausam geprügelt. Welche fielen, blieben unbeerdigt den Vögeln zur Speise. Im Mai 1675 kamen 30 Lebende nach Neapel, wo man sie auf die Galeeren verkaufte und unter die Auswürflinge der Menschheit an die Ruderbänke schmiedete, die Schiffe zu treiben. Lagen diese still, so mußten sie auf dem Lande Taue und Balken tragen. Dabei waren fühllose Aufseher stets hinter ihnen her und schlugen sie unbarmherzig. Nach 9 Monaten aber erschien der holländische Admiral Ruyter mit einer Hilfsflotte für Spanien (S. 614) im neapolitanischen Gewässer; der edle Mann erwirkte vom spanischen Vicekönig neue Untersuchung und ihre Befreiung. Man erkannte ihre Unschuld und Febr. 1676 fielen die Ketten der übrigen 26 Dulder; sie bestiegen die holländischen Schiffe, wo sie mit Jubel begrüßt und liebreich gepflegt wurden.

In Ungarn wütheten unterdessen die Jesuiten gegen die hirtenlosen Gemeinden; nur im türkischen Gebiet gab es noch reformirten Gottesdienst. Man quälte sie auf jegliche Weise, besonders durch Soldaten, die man ihnen in's Quartier legte und denen man alle Rohheiten und Ausschweifungen erlaubte, um ihnen den Glauben zu verleiden. Darüber brach nun, 1678, der volle Aufstand los. Der protestantische Graf Emmerich Tököly pflanzte die Fahne dazu auf und die meisten Ungarn, ohne Unterschied der Confession, scharten sich um sie zum Kampf gegen ihre Untertreter. Allmählich traten jedoch viele Magnaten von der Sache ab. Da wendete

sich der bedrängte Tököly um Hilfe an die Türken. Mahmud IV. sandte seinen Großwessier Kara Mustapha mit einer ungeheuern Truppenmasse und brach damit den 1664 nach dem Sieg bei St. Gotthard den Türken aufgenöthigten 20jährigen Waffenstillstand. Schnell war ganz Westungarn dem Kaiser entrissen. Tököly stellte es unter die Oberhoheit des Sultans und empfieng es von diesem zum Lehen.

Nun starb auch in Schlesien der letzte der Piasten, der Herzog von Liegnitz, 1675, und das Land fiel an den Kaiser zurück, der auch dort allem Recht zuwider die Protestanten verfolgte und eine Kirche um die andere den Jesuiten überantwortete. Zwei Menschenalter hindurch lastete darauf schwerer Glaubenszwang.

Dieser Ereignisse freute sich insonderheit Ludwig XIV., welcher immer die Hand dabei im Spiele hatte. Er bewog jetzt die Pforte zu einem Einfall in Oesterreich selbst, um den Kaiser zu beschäftigen. Mit 200,000 Mann brach Kara Mustapha in Oesterreich ein und unter schrecklicher Landesverwüstung und Menschenschlächterei zog er auf Wien los. Ein Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen wollte ihn aufhalten; es zerstob vor seiner Riesenmacht. Der Kaiser mit seinem Hofe und 60,000 Bewohner flohen aus Wien. Die Türken lagerten sich davor, 12. Juli 1683, während sie die Umgegend barbarisch verheerten und viele tausend Christen



Fig. 200. Sobiesky und die Türken vor Wien.

zu Sklaven einfiengen. Jetzt eröffnen sie die Angriffe und die Stadt scheint verloren, denn nur 7000 waffenfähige Bürger und 13,000 Söldner vertheidigen sie. Doch hat die Stadt einen tapfern Kommandanten, den Rüdiger von Stahremberg,

und wehrt sich auf's äußerste. Eine mondenlange tagtägliche Beschießung und 18 Stürme hält sie wunderbar aus. Dem Großwessir war's damit doch kein rechter Ernst, er fürchtete, die Beute der Stadt, wenn erstürmt, mit dem Heere theilen zu müssen. Der verwundete Stahremberg läßt sich im Sessel durch die Schanzen tragen; die Bürgerschaft stellt die beschädigten Befestungswerke mit angestrengtester Arbeit wieder her. Zwei Monate dauert die Belagerung schon und die Türken tobten vor Grimm: aber die Stadt ist auch zur Hälfte ein Schutthaufen und Hunger droht. Doch siehe, es naht Hilfe! Der Kaiser hat das Reich angerufen und die große Gefahr für Deutschland schnell ein Reichsheer von 30,000 Mann zusammengebracht. Auch hat sich der brave Polenkönig Sobiesky (Fig. 200) zum Beistand erhoben und rückt mit 18,000 Mann heran; denn obwohl Polen sonst auf Seite der Franzosen gegen Oesterreich zu stehen pflegte, so schwor doch Sobiesky „das Kreuz gegen den Halbmond zu vertheidigen." Auch hat der Lothringer 20,000 Kaiserliche gesammelt. Wohl sind die Christen zusammen nur ein Drittel der Feindesstärke, aber der Gedanke an Kreuz und Halbmond und die Noth der Kaiserstadt verdreifacht ihre Kraft. Kara Mustapha versteht die Feuerzeichen der Raketen hinter und vor sich, unternimmt noch einen Sturm; mit gräßlichem Allahgeschrei rennen die Türken gegen die zerschossenen Mauern. Aber die Wiener, hoffnungsstark, halten auch diesen letzten Sturm herrlich aus. Und jetzt sind die Befreier genaht. Vor Wien steht der Kahlenberg, den die Türken besetzt haben; hier greifen zuerst, 12. Sept., die Deutschen an und bestehen stundenlang den heißesten Kampf, aber den Berg können sie nicht erobern. Nachmittags brechen die Polen aus dem Walde hervor und durch ihre heldenmüthige Tapferkeit wird der Kahlenberg erstürmt. Die heruntergeworfenen Türken ziehen sich in ihr Hauptlager zurück, darin Kara Mustapha 30,000 Gefangene niederhauen läßt. Aber die Verbündeten erobern das Lager trotz der verzweifeltsten Gegenwehr und rächen ihre gemordeten Brüder durch ein schauderhaftes Gemetzel.

Die übrigen Türken entrinnen, alles zurücklassend, in wilder Flucht. Die Christen erbeuteten 370 Kanonen, 15,000 Zelte, 5000 Kamele und Geld und Kostbarkeiten im Werth von 10 Mill. Thaler. Die vielen Kaffeesäcke dienten nun dazu, den Türkentrank durch Deutschland zu verbreiten. Diese Rettung war vornehmlich den Polen zu danken. Am andern Tage ritt Sobiesky in Wien ein und das Volk umjubelte ihn und küßte ihm die Steigbügel. Aber der wiederkehrende Kaiser stattete ihm kühlen Dank ab, um seiner steifen Kaiserwürde nichts zu vergeben. Der edle Sobiesky achtete dieser unziemlichen Behandlung nicht; er verfolgte im Verein mit den Deutschen den Feind nach Ungarn hinein, wo sie ihn noch wiederholt schlugen und ihm einen festen Platz nach dem andern nahmen. Im Grimm über so viel Unfall ließ der Sultan seinem Großwessir den Kopf vor die Füße legen und seinen Lehenskönig Tököly in Ketten nach Konstantinopel schleppen. Aber die Christen siegten fort und fort; 1686 eroberten sie Ofen, das 145 Jahre lang Hauptstadt der Türkenprovinz gewesen war, 1687 erfochten sie den großen Sieg von Mohatsch, der ganz Ungarn österreichisch machte, 161 Jahre nach der ersten Mohatschschlacht (S. 505).

Dieser Triumph des Kreuzes wurde freilich dadurch geschändet, daß der Kaiser jetzt am rebellischen Ungarn die schärfste Rache nahm. Daß es sein Königswahlrecht verlor und, wie weiland Böhmen, für ein Habsburgisches Erbland auf ewige Zeiten erklärt wurde, war das Geringste. Es wurde auch die sog. „Fleischbank von Eperies" aufgerichtet, ein Blutgericht, das alle Anhänger Tököly's einziehen, grausam foltern, in tiefe Kerker werfen und eine Menge von ihnen hinrichten ließ. Besonders hart wurde natürlich mit den Protestanten verfahren, deren Zahl unter den Verfolgungen stetig zusammenschmolz. So erklärt sich's, wenn 1703—11 ein neuer Aufruhr unter Tököly's Stiefsohn, Rakoczi, den Habsburgern schwer zu schaffen machte, bis sie sich zu einem mildern Regiment verstanden. — In dem fortdauernden Krieg mit der Pforte erhielt diese noch einige Schlappen, kam dann aber wieder in die Höhe, bis Prinz Eugen gegen sie auftrat und ein gewaltiges

Türkenheer bei Zenta, 1697, vernichtete. Diese Niederlage schwächte die Pforte so sehr, daß sie nicht wieder aufkommen konnte und sich nach 16jährigem Streit zum Frieden von Karlowitz, 1699, bequemte, in welchem Oesterreich Ungarn und Siebenbürgen behielt. Daran war ihm durchaus mehr gelegen als an der Bekämpfung der Franzosen im Westen.



Fig. 201. Prinz Eugen vor Belgrad.

Nach 15 Jahren begann Achmed III., der den Venetianern Morea abgenommen hatte, den Krieg auf's neue. Karl VI., welcher nach eben beendigtem Erbfolgekrieg freie Hand hatte, stellte ein großes noch durch einiges Hilfsvolk der Reichsfürsten vermehrtes Heer gegen ihn auf und übertrug den Oberbefehl wieder dem vielbewährten Prinz Eugen, welcher hier seine schönsten Lorbeeren erwerben sollte. Eugen schlug bei Peterwardein, 1716, mit 80,000 Mann ein Türkenheer von 150,000 in einer der blutigsten Schlachten auf's vollkommenste. Unter den Gefallenen war auch der Großwessir. 1717 gieng Eugen mit 100,000 Mann über die Donau und nahm die gewaltige Festung Belgrad ein, bis 1521 ein Bollwerk der Christenheit.

Die Türken hatten diese Festung außerordentlich verstärkt und sie galt für unbezwingbar; es lagen 30,000 Vertheidiger darin. Ganz Europa blickte auf Eugen, ob er sie nehmen könnte. Dazu war freilich umsoweniger Aussicht, als ein türkisches Entsatzheer von 150,000 Mann herbeikam. Letzteres lagerte sich hinter die Belagerer und so waren diese nun die Eingeschlossenen, von der Festung und dem Entsatzheer dermaßen beschossen, daß sie nirgends mehr vor Kugeln sicher waren. Dabei herrschte unter ihnen die Ruhr. Der kleine Feldherr mit dem großen Geist stellte den mindern Theil seiner Leute gegen die Festung auf, um Ausfälle abzuwehren, und griff mit dem größern im Morgengrauen des 16. August das Entsatzheer an. Eben entsteht ein dicker Nebel, in welchem sich sein rechter Flügel zu weit seitwärts zieht; die Türken dringen in die Lücke und drohen die Christen auseinander zu schneiden. Zum Glück fällt der Nebel und schnell hat Eugen die Gefahr erkannt, den Feind zurückgeworfen und die Schlachtordnung wieder hergestellt. Und nun stürzt er sich auf das feindliche Lager und erobert Batterie auf Batterie. Die Moslims fliehen entsetzt, indem sie viele Todte und Verwundete zurücklassen und den ganzen Reichthum ihres Lagers. Das alles sehen die Belgrader von ihren Wällen und am andern Tage ergibt sich die stolze Feste mit ihren 600 Feuerschlünden in der Christen Hände. Das deutsche Volk sang nun weit und breit: Prinz Eugen, der edle Ritter, Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen Stadt und Festung Belgarad 2c.

Die Pforte bat darnach um Frieden. Derselbe wurde 21. Juni 1718 zu Passarowitz sehr günstig für Oesterreich geschlossen, er sicherte ihm außer Slavonien noch einen Theil von Bosnien, Serbien und der Wallachei. Wenn der verkannte Eugen gewußt hätte, wie bald, 1739, in einem neuen Krieg und Frieden mit der Türkei fast alle seine schönen Errungenschaften, selbst das stolze Belgrad, für Oesterreich durch die Ungeschicklichkeit seiner Feldherrn und die Kopflosigkeit seiner Unterhändler wieder sollten verloren gehen! Er erlebte es nicht mehr († 1736). Eugen that am meisten für Deutschlands Ehre und fühlte am tiefsten seine Schmach.

Schmerzlich beklagte er, daß es sich von Frankreich so habe bedrängen lassen, daß selbst der beste Frieden mit diesem hinfort ein stummer Krieg sein müsse. Bei erster Gelegenheit werde Frankreich den Rhein zur Grenze verlangen! Aber Eugens Plan, das geistlose Oesterreich zu verjüngen, scheiterte an dem herrschenden Schlendrian und der überlieferten Trägheit. Dieser Savoyer war ein Deutscher geworden mit Leib und Seele, wenn man „geworden" sagen darf; denn er rühmte sich der Abstammung vom Sachsenherzog Witukind.

§ 11. Polen und sein leibesgroßer König.

Wir haben uns an einem Könige von Polen ergötzt; schauen wir einen Augenblick auf dieses kranke Land hin! Seitdem mit Sigmund II. 1572 der Jagellonische Herrscherstamm ausgestorben, und Polen ein Wahlreich geworden war (S. 553), gab es naturgemäß und besonders bei der Gemüthsart der Polen höchst ärgerliche Wahlumtriebe, in welche sich zu größerer Verwirrung noch das Ausland mischte, ja es gab blutige Wahlkämpfe, die das ganze Land durchbebten. Aber auch sonst hatte Polen eine erbärmliche Verfassung; alle Gewalt lag in der Hand des Adels, der Bürgerstand wurde von den Staatssachen ganz ausgeschlossen und ein freier Bauernstand existirte gar nicht; die Bauern, $^{9}/_{10}$ des Volks, trugen alle das Sklavenjoch. Das Gesetz schätzte im Fall eines Todtschlags ein Bauerleben zu 10 ℳ. Der Adel aber, 200,000 souveräne Herren, war ewig uneinig unter sich. Kam er auf den Reichstagen zusammen und sollte des Vaterlandes Wohlfahrt besorgen, so stritten sich die Parteien wüthend ab, um einmüthige Beschlüsse zu erzielen; denn nach dem Gesetz von 1562 hatten nur diese Geltung. Nach dem liberum veto konnte Ein Landbote, der sich entfernte, den Beschluß aller Uebrigen zu nichte machen. So wurden sie nicht selten handgemein und zerschlugen sich die Köpfe. In 110 Jahren gabs 55 Reichstage, und 48 davon giengen in Tumult auseinander. Und jeder Edelmann hatte das Recht, mit einer fremden Macht Bündnisse zu schließen! — Unter solchen Kämpfen gelangte unser Johann III. Sobiesky auf den Thron, 1673. Das war nicht nur ein tapferer, sondern auch ein sehr verständiger und wohlmeinender Fürst, der den Staat wohl wieder emporgebracht hätte, wenn solches nur bei der bestehenden Verfassung möglich gewesen wäre. Sobiesky starb, 1696, unter der Mißgunst seines Volkes, geplagt von der Ahnung, daß Polen unter dem Gezänk der Religionsparteien vergehen müsse. Sein unwürdiger Nachfolger war ein Deutscher, Friedrich August von Kursachsen.

Ein Riese von solcher Leibesstärke, daß er Hufeisen und harte Thaler mit der Hand zerbrach und wilde Stiere an den Hörnern zu Boden riß. Aber ein Verschwender ohne Gleichen, der durch einen ungeheuern Hofstaat, durch den Bau herrlicher Paläste und Lustschlösser nach französischem Muster, durch feenartige Feste u. dgl. sein kleines Land in die tiefsten Schulden stürzte. Seine Feste gab er vornehmlich seinen Mätressen zum Wohlgefallen. Er war ein abscheulicher Wollüstling, der von diesen 350 Kinder gehabt haben soll. Höchst ehrgeizig war er auch, wollte „König" genannt werden. Und jetzt gelang es ihm, sein Ziel zu erringen: durch Anlehnen an Oesterreich und Bestechung bewirkte er, daß man ihn zum König von Polen erwählte, 1697. Aber seine Thronbesteigung wurde an die Bedingung geknüpft, daß er katholisch werde, und so schwört denn der Wicht flugs den evangelischen Glauben ab! Da war doch der große Kurfürst von Branden-

burg ein anderer Mann; dem hatten die Polen vorher ihre Krone angeboten und keinen Uebertritt, nur jährlich einmal Anwohnung bei einem Kirchenfest verlangt; er aber sprach: „Da sei Gott vor, das verbietet mir mein Gewissen!“ Allein was lag einem solchen Wüstling, wie dem sächsischen Kurfürsten, am Gewissen! Da seine Gattin nicht römisch werden wollte, durfte sie Polen nie betreten.

Indessen war wenig Heil dabei für ihn und sein Haus. Er verband sich, um Schweden zu verkleinern, mit den Russen, und wurde in Folge davon auf eine Zeitlang wieder entthront (S. 652); und nach dem Tode seines Sohnes August III. kam das sächsische Kurhaus wieder ganz um das polnische Reich, das hinfort dem russischen Einfluß überlassen blieb. — Uebrigens garantirte der Apostate seinen sächsischen Unterthanen den Fortbestand ihres evangelischen Bekenntnisses; ja er behielt auch das Direktorium des corpus evangelicorum. In Polen verfolgte er die Protestanten und schloß sie, 1733, von allen Aemtern aus. In Deutschland standen nun 6 katholische Kurfürsten den 2 evangelischen (Brandenburg und seit 1699 Hannover) gegenüber; 1685 war leider auch die Pfalz unter einen katholischen Fürsten gekommen. Protestantische Vormacht in Deutschland wurde nun Brandenburg.

§ 12. Der große Kurfürst. Das Königreich Preußen.

Das schwäbische Grafenhaus Hohenzollern war in der Linie der Burggrafen zu Nürnberg a. 1415 zum Besitz Brandenburgs gelangt (S. 443). Zu der fortwährend von den Hohenzollern beherrschten Kurmark fügten sich aber in der Folge namhafte andere Gebiete. Bei der Schlichtung jenes (S. 532) Jülich'schen Erbstreites erhielt Brandenburg das Herzogthum Kleve samt den Grafschaften Mark und Ravensberg am Rheine. Einen noch größern Erwerb machte es im Osten; 1618 erbte Kurfürst Johann Sigmund von seinem söhnelos sterbenden Schwiegervater Friedrich Albrecht das ausgedehnte Herzogthum Preußen (S. 508), das später dem ganzen Staate seinen Namen gegeben hat. Im westfälischen Frieden erlangte Brandenburg einen Theil von Pommern, Magdeburg &c. (S. 597). Traun schon ein schöner Umfang von Besitzungen und doch ein dünnleibiger Staat, den nur ein geistvoller Fürst zu einem Gegengewicht gegen die habsburgische Macht heranbilden konnte.

Den westfälischen Frieden schloß jener Brandenburger mit, welcher der große Kurfürst genannt wird. Friedrich Wilhelm regierte 1640—88; ein Mann, zwar nicht von der geistlichen Höhe eines Ernst von Gotha (S. 599), aber von ungewöhnlichem Verstande, urkräftigem Wesen und aufrichtig gutem Willen. Er durfte sagen „sein einziges Bestreben gehe dahin, seine Lande glücklich zu machen.“ Unablässig schaffte er an der Wohlfahrt derselben. Diese hatten im 30jährigen Kriege am meisten gelitten (Berlin zählte 6000 „ruinirte und verdorbene“ Einwohner), lagen ausgesogen da, niedergetreten von Freund und Feind, und durch seine treue Bemühung und kluge Verwaltung erholten sie sich am ersten. Unerwartet bald bevölkerten sich (namentlich durch Begünstigung der Einwanderung von betriebsamen Holländern, Hugenotten, aus Polen verjagten Unitariern &c.) die verödeten Provinzen wieder, kehrten Ordnung und Wohlstand in dieselben zurück. Bei seiner vortrefflichen, in Holland erlernten Finanzwirthschaft konnte er ein stehendes, stets schlagfertiges Heer halten, ohne seinem Volk wehe zu thun, aber zum wohlthätigen Schirme desselben gegen außen.



Fig. 202. Der große Kurfürst.

Etwas gewaltthätig gieng er in seinem Regiment zu Werke, was aber die Noth der Verhältnisse großentheils entschuldigte. Er haßte die Landtage, weil sie gegen die landesherrliche Souveränität fochten. Von heftigen Polterern erzürnt, verbot er seinen lutherischen Geistlichen, in ihren Kanzelvorträgen die Reformirten Sakramentirer rc. zu nennen; aber auch die Lutheraner sollte man nicht mehr Pelagianer rc. schelten dürfen. Da Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, diesen Revers nicht unterzeichnen wollte, wurde er 1666 entlassen, 1667 wieder eingesetzt und ihm die Unterschrift erlassen; aus Gewissensängstlichkeit trat er doch zurück. Ein Schatten an ihm bleibt auch, daß er sich anfangs zwischen dem Kaiser und dem übermächtigen Schweden, später zwischen diesem und Polen etwas schlangenmäßig hindurchwand. Aber sonst zeichnete er sich vor den allermeisten Fürsten Deutschlands rühmlichst aus. Während jene, weltliche und geistliche, französischer Mode und Ueppigkeit fröhnten, führte er ein exemplarisch geordnetes Leben, blieb deutscher Sitte treu und suchte sie auch bei seinem Volke zu bewahren. Er trat auch dem übermüthigen Frankreich kräftig entgegen und war der einzige Reichsfürst, der seinem erschöpften Lande zumuthete, immer gerüstet zu bleiben im Osten wie am Rhein. Führen wir noch zwei wichtige Einzelheiten an.

Das Herzogthum Preußen war in Folge unglücklicher Kriege seit 1525 ein polnisches Lehen. Da aber zu Friedrich Wilhelm's Zeit Polen harte Kämpfe mit Schweden zu bestehen hatte, so bewirkte er durch seine Parteiergreifung für ersteres, daß Preußen 1660 aus der polnischen Lehenshoheit entlassen ward. Dieses Herzogthum war also von dem an ein souveräner Staat; es gehörte nicht zum deutschen Reiche, stand darum auch nicht unter dem Kaiser; der Kurfürst von Brandenburg stand unter ihm, nicht aber der Herzog von Preußen. Zwar wollten die Stände, besonders der Adel, ihn nach altem Recht einschränken, er machte aber mit ihnen kurzen Prozeß.

Noch eine glänzende Waffenthat! Als Ludwig XIV. im holländischen Kriege, um sich den gefürchteten Kurfürsten vom Leibe zu schaffen, die Schweden aufstiftete, in dessen Land einzufallen (S. 614), verheerten sie dasselbe abscheulich. Da eilte der Kurfürst vom Rheine herbei und griff bei Fehrbellin, 28. Juni 1675, mit einem kleinen, fast nur aus Reiterei bestehenden Heerhaufen und 3 Kanonen den weit überlegenen Feind an. Da er einen Schimmel ritt, der ihn dem Feinde kennbar machte, so richtete derselbe die Geschoße auf ihn. Das bemerkte sein Stallmeister Froben und bat ihn, das Pferd mit ihm zu tauschen. Ehe es geschah, streckte eine Kugel den treuen Diener hin. Der Kurfürst aber hieb mit seiner Reiterei ganze Regimenter zusammen und brachte den sieggewohnten Schweden, den besten Soldaten des Jahrhunderts, die vollkommenste Niederlage bei. Dieser Sieg trug ihm hohen Ruhm vor ganz Europa ein; seither hieß er der Große. — Durch seine Waffenthaten, durch seine Gebietserwerbungen und vornehmlich auch durch seine weisen Einrichtungen im Innern hat dieser Kurfürst den Grund zu der Größe des Hohenzollern'schen Hauses gelegt. Sogar eine Seemacht begann er seit 1675 zu gründen und Kolonien in Guinea zu schaffen, was aber später aufgegeben wurde.

Seine edle Gemahlin, Luise von Oranien (S. 547) meinte einst, weil sie keinen Thronerben gebar, ihm die Ehescheidung antragen zu müssen. Aber das wies er großherzig ab, um seinen Eid zu halten, und die Hoffnung, auf die er sie vertröstete, wurde 1657 erfüllt.

Sein schwächerer Sohn Friedrich (1688—1713) hatte von einem Fall in seiner Kindheit einen etwas verkrüppelten Leib. Aber in diesem wohnte eine hochstrebende Seele. Er sah, wie ein Oranien sich auf den englischen, ein Sachse sich auf den polnischen Königsthron schwang; er begehrte gleichfalls den Königstitel, dem seine Machtstellung mit $1^1/_2$ Millionen Unterthanen kaum entsprach. Hiezu war die Zustimmung der andern Mächte und namentlich des Kaisers erforderlich. Die meisten Höfe gestanden ihm auch gerne diesen Titel zu, ebenso der Kaiser, nachdem er versprochen, denselben im spanischen Erbfolgekrieg unterstützen zu wollen. Da Friedrich König in Preußen werden wollte, mit welchem Lande er außerhalb

des Reichsverbandes stand, war es eine bloße Anerkennung eines souveränen Nebenherrschers als König, wobei Friedrich natürlich mit seinen übrigen Landen unter kaiserlicher Oberhoheit blieb. Des Papstes Protest „gegen dieses freche und gottlose Attentat" fiel unbeachtet zu Boden. So setzte er sich denn, 18. Jan. 1701, zu Königsberg unter großer Feierlichkeit als Friedrich I. die Königskrone auf's Haupt, er sich selbst, zum Zeichen, daß er sie unmittelbar von Gott habe, die Krone, womit er seine Nachkommen reizte, vorwärts zu streben, die Krone, welche bald ältere Königskronen überstrahlen sollte.

Es waltete gewiß dabei eine höhere Hand, denn Preußen hatte eine hohe Bestimmung. Zugleich stiftete der neue König den Schwarzen Adlerorden, der noch der höchste Orden Preußens ist. Mit Recht tadelt man seinen Hang zu verschwenderischer Pracht, wie er auch ein feierliches Ceremoniel um sich her liebte. Doch lud er verfolgte Pfälzer, Mennoniten &c. zu sich ein, und sein Heer gewann hohen Kriegsruhm in Deutschland, Italien, Belgien und der Türkei. Auch ließ er sich höhere Bildung angelegen sein; er stiftete zu Halle eine neue Universität, die er freigebig ausstattete und an welche er die tüchtigsten Lehrer berief; er gründete ferner nach französischem Vorbild und Leibnizens Rath die Akademie der Künste und Wissenschaften in Berlin. Aber durch seine luxuriöse Hofhaltung gerieth der Staatshaushalt in Unordnung.

Doch da half auf's vollkommenste sein Sohn Friedrich Wilhelm I. (1730—40). Ein „gar besonderer Herr" mit kerngesundem Urtheil und immer munter im Geschäfte, ein Eiferer für Einfachheit und Sparsamkeit. Er that mit einem Male den Hofprunk ab, schickte den Silberservice seines Vaters in die Münze, um einen Staatsschatz zu sammeln, sah nach allem und kümmerte sich um alles. Er lebte äußerst einfach und kaum besser als ein Berliner Bürger. Reverenz und Bücklinge heischte er nicht; er setzte sich mit seinen „guten Freunden", Räthen und Offizieren, in eine Tabakstube und unterhielt sich mit ihnen bei einem Glas Märker Bier, wobei jeder rauchen oder doch eine kalte Pfeife im Mund haben mußte. Im Staatshaushalt sah er auf die größte Ordnung, die ganze Verwaltung gestaltete er um; die Beamten beaufsichtigte er strenge und bereitete dem bequemen Schlendrian des Geschäftslebens ein Ende mit Schrecken. Eine „wirkliche Macht" sollte Preußen sein und darum durch straffe Zucht alle Kräfte anspannen, um sich nicht „cujoniren lassen zu müssen. Jeder muß sein Devoir thun, jeder Ordre pariren." Vor allem war er auf eine tüchtige Wehrkraft bedacht, um das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen; hier scheute er keine Ausgaben. Er vermehrte das Heer und verbesserte die Einrichtung desselben, wobei ihm sein Feldmarschall, Fürst Leopold von Dessau (S. 623 f.), die trefflichsten Dienste leistete. So gab er Preußen jenen kriegerischen Anstrich, der es noch kennzeichnet. Eine Liebhaberei war es, daß sein Leibregiment aus lauter Riesen bestehen mußte, die er aus allen Weltgegenden zusammenwerben ließ. Wegen seiner Vorliebe für's Militär nannte man ihn den Soldatenkönig. Er gewann für Preußen die Odermündung und verdoppelte fast seine Macht. Des evangelischen Glaubens nahm er sich auch außerhalb seines Staates ernstlich an, als irdischer Schutzherr des protestantischen Deutschlands.

Wie Preußen unter ihm meist glücklichen Frieden genoß, so sorgte er auch für gute Sicherheit im Innern. Er handhabte die prompteste Justiz und ließ die Diebe gelegentlich an den Häusern aufhängen, in denen sie gestohlen hatten. Wahrhaft väterliche Sorgfalt wendete er dem Nährstande zu. Durch Begünstigungen aller Art suchte er die Kultur des Bodens und die vaterländische Industrie zu fördern; errichtete selbst Tuch- und Gewehrfabriken. Für den Aufbau ruinirter Städte und die Ansiedlung armer Einwanderer gab er auch Millionen freudig her. Die persönliche Leibeigenschaft der Bauern wurde 1717 aufgehoben. Er that viel für Waisenerziehung, Krankenpflege und die Landschulen. Höhere Lehranstalten erfreuten sich weniger seiner Gunst; er hatte einen gewissen Widerwillen gegen hohe Gelehrsamkeit, die er etwas roh verspotten konnte. Einen gründlichen

Haß aber hegte er gegen das gezierte, falsche und liederliche Franzosenwesen. Er wollte schlichte, ehrbare und redliche Leute. Fest hielt er am einfältigen Bibelglauben, als dem Grund alles Guten. Zu einem Geistlichen (Hecker) sprach er einmal das starke Wort: „Predige Er den Herrn Christus, alles andere sind Narrenspossen!" Seine Instruktion für die Erzieher seiner Söhne besagte, „sie sollten dieselben zur Gottesfurcht und zur Liebe Christi, als des einzigen Trostes im Leben, erziehen und vor allen falschen Lehren, namentlich den arianischen und atheistischen, bewahren, weil das wahre Christenthum das einzige Mittel sei, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten." Er starb, wie sein großer Sohn schreibt, „über den Tod triumphirend wie ein Held."

§ 13. Die Kirche im 17. Jahrhundert.

Die Kirche bietet nicht den tröstlichsten Anblick. Noch saßen die Jesuiten allenthalben in der Herrschaft, fesselten das Volk neben ihren klugen Fabeln durch kirchliche Festivitäten und geistliche Schauspiele; und je und je gelang es ihnen, protestantische Fürsten oder Prinzen herüberzulocken, was allemal ein großer Triumph war.

In unserer lutherischen Kirche wurde wohl annoch der rechte Glaube streng aufrecht gehalten und nicht bloß durch die geistlichen Obern, sondern auch durch die Landesfürsten selbst, an welche der Summepiscopat, d. i. die oberste Bischofsgewalt übergegangen war, die sie durch ein Kollegium von geistlichen und weltlichen Räthen, Consistorium genannt, ausübten. Sie ließen zum Theil selbst ihre weltlichen Beamten auf die Bekenntnißschriften unserer Kirche schwören. Was aber das Leben in ihr betrifft, so ließ der heilige Ernst merklich nach; und ein Großes verschuldeten dabei die Hirten und Lehrer selbst. Es erwachte die streitsüchtige Theologie wieder in ganzer Heftigkeit. Man bekämpfte die calvinistischen und andere Irrthümer mit aller Macht, „um das Kleinod der reinen Lehre zu wahren." Schade, daß man so häufig darüber vergaß, die göttliche Wahrheit müsse im Herzen und Wandel der Menschen lebendig werden, wenn sie ihnen wirklich Heil bringen solle. Nicht bloß in gelehrten Schriften und auf dem Katheder wurde grimmig gestritten, auch von unzähligen Kanzeln herab hörte man statt erbaulicher Vorträge bitteres und wüstes Schulgezänke, das die heilige Liebe eher forttrieb als herbeiführte. So wurde diese im Kämpfen so rührige Theologie in der That zu einer todten Orthodoxie, zu einer Rechtgläubigkeit, die kein wahres geistliches Leben bei sich hatte und keines in den Zuhörern erzeugen konnte.

Da bemühte sich ein vielgeprüfter Bischof der böhmischen Brüderkirche, Amos Comenius (1592—1670), das Erziehungswesen zu reformiren: im Anschluß an die Natur, ohne Sprünge, soll das göttliche Ebenbild im einzelnen Kinde, wie im Volke entwickelt werden zum rechten Wissen, Denken und Sprechen, bis ein „Paradies der Kirche" daraus erwachse. Weithin wirkte er durch sein Vorbild, wie durch seine Schriften.

Im Gegensatz zur starren Orthodoxie regte sich auch in Mehreren wieder die Mystik (S. 402) und zwar eine reinere, als jene frühere, eine vom hellen Lichte des Evangeliums durchläuterte. Sie erkannten klar und empfanden es tief, daß der Gottestrost der Versöhnung durch Christum in's Herz gefaßt werden und einen neuen Menschen hervorbringen müsse, daß nur ein im inneren Umgange mit dem Herrn in der Weltverleugnung, in Demuth, Liebe und allen guten Werken sich übendes Christenthum das wahre sei. Und diese edeln Menschen sind denn dem todten Wortglauben mit Entschiedenheit entgegengetreten und haben dem ersterbenden Leben in der evangelischen Christenheit wieder aufzuhelfen gesucht. Vor allem ist hier ein erwähltes Rüstzeug zu nennen, der hochedle Spener, der Vater des Pietismus.

Phil. Jak. Spener, geb. 1635 zu Rappoltsweiler, der Sohn eines gräflichen Rathes, studirte in Straßburg, informirte hierauf die jungen Prinzen von der Pfalz, machte bedeutende

Reisen, um andere Universitäten und fromme Christen kennen zu lernen, und hielt darnach Vorlesungen an der Hochschule zu Straßburg. a. 1666 wurde er Senior der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M. Er zeugte kräftiglich gegen das dürre todte Wesen in der Kirche, drang auf Herzensbekehrung und fortgehende Erneuerung durch das Wort des Lebens und insonderheit auf ein liebethätiges Christenthum. Er hielt aber auch in seinem Hause collegia pietatis, Versammlungen der Frömmigkeit, wo er den Theilnehmenden in freier Unterredung das Verständniß des Wortes aufzuschließen und seine Lebenskräfte in's Herz zu führen sich bestrebte. Diese Erbauungsstunden wurden von einer Menge aus allen Ständen, besonders auch den vornehmern, mit Begierde und zu reichem Frommen besucht. In Frankfurt gab er auch sein Buch heraus „pia desideria (fromme Wünsche) oder herzliches Verlangen nach Besserung der evangelischen Kirche mit dahin abzweckenden Vorschlägen." Unter den letztern machte er namentlich diesen: Es sollten sich „Kirchlein in der Kirche" bilden; die Erweckten sollten sich überall näher zusammenschließen, um sich selbst im wahren Christenthum zu erhalten und zu fördern und ein Licht und Salz für die andern Glieder der Kirche zu werden. Wenn nun bisher schon Viele sein Wirken mit Mißfallen ansahen, so war es doch vornehmlich dieses Buch, was ihm zahlreiche und erbitterte Feinde schuf; schon schalt man ihn einen Ketzer. Er blieb indessen gelassen, und mit seiner Sanftmuth und Demuth hat er doch manche Gegner überwunden. a. 1686 als Hofprediger nach Dresden gerufen, setzte er seine rastlose Thätigkeit freudig fort. Insonderheit führte er nach dem Vorgange Herzogs Ernst (S. 599) Katechismusexamina für Erwachsene ein, welche auch hier ihre Heilsamkeit bewährten. Sein tiefes und reiches Wissen, seine herzandringende Sprache und die Liebe und der Frieden, die aus seinem ganzen Wesen athmeten, zogen immer mehr Seelen zu ihm hin und es schloß sich namentlich eine bedeutende Zahl junger Prediger an ihn an, die in seiner Weise zu wirken sich ernst bereiteten. Allein auch seiner Gegner wurden immer mehrere. Als er einst zu Leipzig eine Gastpredigt über das Thema hielt: „Wie noth es thue, dem geistlichen Stande würdige Glieder zu erziehen," griff's den dortigen Professoren an's Herz und sie verschrieen ihn als einen Verächter der wissenschaftlichen Bildung. Pfarrer und Theologen machten gemeinsame Sache mit ihnen, man eiferte jahrelang von den Kathedern und Kanzeln gegen den „Verderber der evangelischen Kirche." Auch brachte man für ihn und seine Anhänger 1674 den Spottnamen „Pietisten" (Frömmler) auf. Selbst bei seinem Kurfürsten Johann Georg III. (Vater des katholisch gewordenen Augusts II.) fiel er in Ungnade, als er in einem herkömmlichen „beichtväterlichen Bußmahnschreiben" dessen und des Hofes Sünden bescheiden rügte, und die ergrimmten Höflinge das dem hohen Herrn als eine Beleidigung seiner Durchlaucht darstellten. Da Spener eben vom Brandenburger Kurfürsten einen Ruf nach Berlin empfieng, gab ihm der sächsische seine Entlassung, ohne daß er sie nachgesucht hatte. So gieng der verhaßte, gelästerte und doch von Tausenden gesegnete Mann 1691 nach Berlin, wo er noch 14 Jahre fruchtbar wirkte. Er starb 1705 mit der Hoffnung, daß die Kirche Christi noch auf Erden eine bessere Gestalt erlangen werde. Er hat die Person des Christen vom Bann der Autorität, von der Knechtschaft unter das Lehramt zu befreien getrachtet und das Priesterthum der Gläubigen wieder anerkannt.



Fig. 203. Ph. J. Spener.

Die frommen Zusammenkünfte und Gemeinschaften, die „Kirchlein in der Kirche" dauerten fort, pflegten wahres Leben und gereichten zu einem Licht und Salz für Viele. Freilich hin und wieder arteten diese aus; die Theilnehmer zogen sich vom

öffentlichen Gottesdienste zurück und bildeten Winkelkirchen, obwohl Spener selbst vor allem Separationswesen nachdrücklich gewarnt hatte. Um so mehr wurde die ganze Sache geschimpft, verlästert und verfolgt ungerechter und thörichter Weise. Hätte es der Pietismus nur zu der presbyterialen Verfassung der Kirche gebracht, die Spener anstrebte! Es geschah bloß in Jülich, Cleve und Berg, während sonstige Anläufe kleinlich ausliefen. — Neben Spener leuchtet sein jüngerer Freund August Hermann Franke. Zu Lübeck geb. 1663 kam er nach Gotha, wo noch der Bet-Ernst waltete, und empfieng im Gymnasium eine ebenso christliche als schultüchtige Jugendbildung, studirte dann in Erfurt und Kiel und wurde 1685 Privatdocent in Leipzig. Hier hielt er collegia philobiblica, bibelliebende Versammlungen, in denen sich auch der Geist des Lebens mächtig regte. Aber auch gegen ihn entbrannte der Zorn der Orthodoxie und seine collegia wurden verboten. Darüber verließ er Leipzig und übernahm 1690 ein Diakonat in Erfurt. Auch hier konnte man seine Leben weckende Wirksamkeit nicht vertragen und jagte ihn weiter. Noch 1691, da sein herrlicher Freund nach Berlin berufen ward, erhielt er von eben dort einen Ruf an die neuerrichtete Universität Halle als Professor und Pfarrer, mit welchen Aemtern er die weiteste freiwillige Thätigkeit verband.



Fig. 204. A. H. Franke.

Er nahm sich besonders der Armen und Verlassenen an, ihrer geistlichen und leiblichen Noth. Er hieng in seiner Stube eine Büchse für sie auf. Als einst jemand 4½ Thaler hineinlegte, faßte er den Gedanken, damit eine Waisenanstalt zu gründen. Im Vertrauen auf den Vater der Waisen begann er flugs zu bauen. Es giengen weitere Liebesgaben ein, daß er den Bau fortsetzen konnte. Oefters freilich hatte er keinen Dreier mehr in der Kasse und Abends sollten die Bauleute befriedigt werden; aber er verzagte nicht, er glaubte und sein Glaube ließ ihn nicht zu Schanden werden, im dringendsten Augenblick kam immer Hilfe. Das Waisenhaus steht fertig da und eine Schar Kinder zieht ein. Aber die Unterstützungen fließen fort, und sehr beträchtliche darunter. Da erweitert er seine Anstalt für Unterricht und Verköstigung nicht elternloser Kinder. Darnach verbindet er damit ein Pädagogium für Kinder und Jünglinge vermöglicher Eltern, die etwas bezahlen müssen, hinwieder ein Witwenhaus und Krankenhaus, eine Apotheke, Buchdruckerei, Buchhandlung und Meierei; kurz es wird das noch bestehende weltberühmte Hallische Waisenhaus mit allem Zubehör daraus, dessen Gebäude eine kleine Stadt, eine lange und breite Straße ausmachen. Bei Franke's Tod, 1727, wurden darin 430 Waisen unterhalten und erzogen, mehrere Hunderte anderer Kinder nebst vielen armen Studenten gespeist und im Ganzen 2125 Kinder von 136 Lehrern, größtentheils unentgeltlich unterwiesen. So große Dinge kann der lebendige Glaube ausrichten!

Es fand im Hallischen Waisenhause eine so vortreffliche Unterrichts- und Er-

ziehungsweise statt, daß dieselbe lange Zeit für ein Muster galt, nach dem die deutschen Schulanstalten sich richteten. Namentlich ist die Realschule seit 1706 eine Schöpfung der Pietisten. Weiter gehört dazu die segensreiche Bibelanstalt. Hildebrand Freiherr von Canstein, 1667—1719, wendete sein ganzes Vermögen daran, das theuerwerthe Gotteswort unter den Menschen zu verbreiten und auch in die Hände der Unbemitteltsten zu bringen. Er ließ es im Waisenhause auf stehenden Lettern in mancherlei Format drucken. Seit 1710 sind da 3 Mill. Bibeln und 2 Mill. Neue Testamente gedruckt worden. — Die Pietisten gründeten auch die erste evangelische Missionsanstalt, die dänisch-hallische.

§ 14. Wissenschaft und Kunst im 17. Jahrhundert.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft that sich nun vornehmlich die Philosophie hervor; darin traten die bedeutendsten Männer auf. Zuerst ein Seltsamer, Schuhmacher zu Görlitz, der den Namen „der Philosoph Deutschlands" erlangte, Jak. Böhme, 1575—1624, schon als Knabe überall in den Grund der Dinge eindringend.

Solches Streben setzte Böhme bei seinem Handwerke fort, bis er dieses 1613 gegen den höhern Beruf dran gab. Er fieng an mit dem harten Streit wider die eigene verderbte Natur, und wie er nach Gottes Reich lauter trachtete, gieng ihm ein wunderlich Licht auf, daß er erkannte, was Gott und Mensch wäre. Sein Buch hat drei Blätter, das sind die drei Principien der Ewigkeit. Der Mensch ist schon dreifach als Leib, Seele und Geist; dreifach ist auch das Wesen der Welt, das auf ein dreifaches ewiges Leben in Gott führt. Solch eine Philosophie, welche durch ein außergewöhnliches inneres Schauen in die Tiefe Gottes hineingedrungen sein will, nennt man Theosophie. Böhme war bei der seinen aufrichtig fromm, widersprach auch der biblischen Offenbarung nicht, sondern wollte nur ein höheres und tieferes Wissen davon haben als die gewöhnlichen Gläubigen. Wenn darum die Einen der Theologen ihn hart angriffen, wie namentlich der Hauptpastor in Görlitz, der nur gezwungen ihm die Leichenrede hielt, nahmen ihn Andere und allerdings nicht die Schlechtern in Schutz. Viele Leute aus allen Ständen freuten sich des Schusters außerordentlicher Weisheit und ehrten ihn hoch. Seine Schriften („Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang" ꝛc.) waren nur in zerstreuten Manuscripten vorhanden, als er starb; aber ein Amsterdamer Kaufherr setzte Alles dran sie zu sammeln; und Philosophen wie Schelling haben daraus viel entnommen.

Ein anderer Philosoph, der mit der Theosophie nichts zu thun hat, ein sehr nüchterner Mathematiker, ist der Franzose René des Cartes (Cartesius), geb. 1596; er lebte aber meist in Holland, dahin er sich vor der verfolgenden französischen Geistlichkeit geflüchtet hatte, und starb in Schweden, 1650. Dieser Weltweise brachte den Grundsatz der „freien Forschung" auf, welcher nachher so fest gepackt und so laut gepriesen worden ist. Will man zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, sagte er, so muß man sich von allem Gegebenen losmachen, auch von der christlichen Offenbarung. Alles muß aus dem eigenen Denken heraus, und da fängt man mit dem Satze an: Cogito, ergo sum, Ich denke, darum bin ich! Hat man einmal sich selber, so kommt man schon weiter und auch auf Gott, da ohnehin „der Gottesbegriff dem menschlichen Geiste eingeboren ist." Es besteht freilich dabei die Gefahr, daß man sich einen Gott macht nicht wie er ist, sondern wie man ihn versteht, und von Gott dem Erlöser wird man etwa gar nichts inne werden. Indessen hat dem Manne die Neuheit seiner Lehre, sowie die Leichtigkeit seines philosophischen Fortschreitens von Satz zu Satz großen Beifall und eine Menge Schüler erworben. Cartesius ist der Begründer der neuern Philosophie und zugleich Schöpfer der analytischen Geometrie. — Auch Israel gab einen berühmten Philosophen, Baruch Spinoza in Holland, 1632—77. Als er mit seinen philosophischen Ansichten hervortrat, wurde er von der Synagoge in den Bann gethan und von seinem ganzen Volke verstoßen.

Reicher Leute Kind war er jetzt völlig vermögenslos und nährte sich vom Schleifen optischer Gläser. Bei den Christen, zu denen er sich hielt, traute ihm das gemeine Volk nicht, einige Gebildete aber suchten seinen Umgang. Er war ausnehmend gelehrt, dabei bescheiden, redlich und uneigennützig. Spinoza gilt für einen der schärfsten Denker, der die Doppelheit von Geist und Materie (bei Descartes) wegschaffen wollte. Gott ist ihm die einzige Substanz, alles Einzelne nur eine Modifikation (Erscheinungsform) Gottes. Zu seinen Attributen (Eigenheiten) gehört vornehmlich Denken und Ausdehnung. Er dehnt sich aus oder wirkt nach dem Gesetze seiner eigenen Natur, handelt darum in allem mit Nothwendigkeit. Er hat keine Freiheit, keine Liebe. Der Mensch ist eine besondere Modifikation der göttlichen Substanz, kann auch denken und sich ausdehnen oder wirken. Aber einen Willen hat er bei seinem Thun nicht; es gibt also auch eigentlich kein Gutes und Böses. Spinoza's Philosophie ist die der Nothwendigkeit und Pantheismus, etwa auch die Lehre, daß die Welt nicht sei, die schon in der Indischen Religionsphilosophie spukt (S. 41).

Einer der größten Geister und Gelehrten, die Deutschland hervorgebracht hat, ist Gottfried Wilhelm Leibniz. Geboren 1646 zu Leipzig, studirte er daselbst und zu Jena die Rechte, machte weite Gelehrtenreisen, lebte die meiste Zeit als Hofrath und Bibliothekar zu Hannover, allwo er 1716 starb. Die mächtigsten Fürsten wetteiferten ihn zu ehren; vom preußischen Könige wurde er zum ersten Präsidenten der zu Berlin errichteten Akademie (S. 635) ernannt; vom russischen Zar empfieng er den Titel Geheimer Rath und 1000 Rubel Gnadengehalt; Leopold I. erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand. Leibniz hatte eine unerschöpfliche Fülle der vielseitigsten Gedanken und einen bewundernswerthen Scharfsinn des Geistes. Er war vornehmlich Philosoph, aber sein Wissen umfaßte auch Theologie, Geschichte, das Völker- und Staatsrecht, Naturkunde, Mathematik 2c., und fast in allen Wissenschaften hat er Neues hervorgebracht.

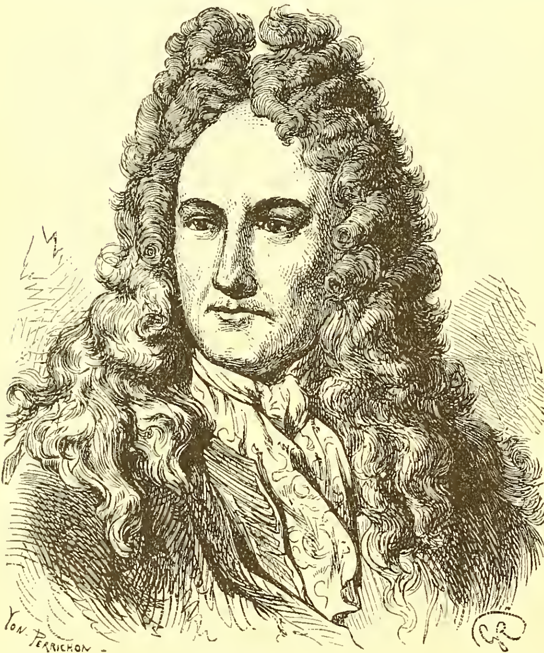


Fig. 205. G. W. Leibniz.

Seiner Philosophie ist die Lehre von den Monaden eigenthümlich. „Die ganze Welt bestehe aus solchen Pünktchen, Stäubchen, welche in ihrer Zusammensetzung die tausenderlei verschiedenen Gestalten in der Schöpfung bildeten; jedes Geschöpf sei mit einer Centralmonade beseelt, die es bewege; Gott aber walte über ihnen allen in freier Macht, Weisheit und Liebe, daß sie in unaufhörlicher Harmonie sich bewegen.“ Von der Weltharmonie redet er viel, wie er denn selbst eine wunderbar harmonische Natur war. Auch das Uebel in der Welt sei eigentlich kein Mißklang, sondern Gott füge es zum Zusammenklang mit dem Ganzen. Er schrieb eine Theodicee (Gottesrechtfertigung) zur Vertheidigung der Güte Gottes hinsichtlich der in der Welt bestehenden Uebel. — Leibniz war ein getreuer Deutscher, so viel er auch lateinisch oder französisch verfaßte; er schrieb in Prosa und Dichtung gegen Ludwig XIV., den Länderräuber, und eiferte für Deutschlands straffere Einigung, für tüchtige Heeresverfassung, empfahl auch Sonderbündnisse, wie einen deutschen Handelsverein 2c. In seiner Jugend schwärmte er für

Vereinigung der getrennten Kirchen, wandte sich aber später von Habsburg ab dem kräftig aufstrebenden Preußen zu. Prophetisch verkündete er, „daß mit dem Aufhören der Furcht vor göttlichen Strafen die Entfesselung aller Leidenschaften und die Herrschaft einer Sinnesart eintreten werde, welche die Menschen fähig und geneigt machen werde, die Welt mit einer Sintflut von Blut zu überschwemmen. Wer die ungeheure Bedeutung der Religion unterschätzt, arbeitet trotz aller Aufklärung nur dem Aberglauben in die Hände."

Ebenso groß ist ein Engländer, einer der vorzüglichsten Mathematiker aller Zeiten. Isaak Newton, 1642—1727, Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften zu London, machte die wichtige Entdeckung des Gesetzes der Schwere, womit er einen Blick in's Herz des Weltgebäudes that. Auch erkannte er, daß aus der Brechung der Lichtstrahlen die Welt der Farben entstehe. Dieser Newton ist noch besonders darum zu verehren, daß er bei seinem hohen Streben ein frommer Christ blieb, der sich tief vor Gottes Wort beugte und ein edles sittenreines Leben führte.

Die Produktionen auf dem Gebiete der Kunst waren wohl lange nicht so reich als im vorhergehenden Jahrh., einiges Vorzügliche läßt sich aber doch darbringen.

In der weltlichen Poesie leistete Deutschland wenig, am meisten noch der Verskünstler Mart. Opitz, † 1639, der charaktervolle Paul Flemming, † 1640, und der Gelegenheitsdichter Sim. Dach, † 1659. Erwähnt sei auch der „Abentheuerliche Simplicius Simplicissimus", treue Schilderung der schrecklichen Kriegszeit in einem vom Amtmann Christof von Grimmelshausen († 1676) verfaßten Roman. Aber das evangelische Kirchenlied lebte herrlich in neuen Schöpfungen einer Reihe trefflicher Männer und auch Frauen fort.

Joh. Heermann, 1586—1647, war immer leibeskrank, daß er sich nicht Eines gesunden Tages rühmen konnte, aber dabei kräftigen und frischen Geistes. Er erfuhr die Leiden des dreißigjährigen Krieges in ganzer Schwere, aber gerade auch die Noth der Zeit rührte den Klang seiner Saiten. Von ihm sind die edeln Lieder: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen 2c., Frühmorgens, da die Sonn aufgeht 2c., Zion klagt mit Angst und Schmerzen 2c., So wahr ich lebe, spricht dein Gott 2c., O Gott, du frommer Gott 2c. — Paul Gerhardt, geb. 1606 zu Gräfenhainichen, † 1676 als Archidiakonus zu Lübben (S. 634), hinterließ 120 Lieder, eins lieblicher und köstlicher als das andere. Von ihm haben wir die unsterblichen Gesänge: Wie soll ich dich empfangen 2c., Wir singen dir Immanuel 2c., O Haupt voll Blut und Wunden 2c., Zeuch ein zu deinen Thoren 2c., Sollt ich meinem Gott nicht singen 2c., Gib dich zufrieden und sei stille 2c., Schwing zu deinem Gott dich auf 2c., Warum sollt ich mich denn grämen 2c., Die güldne Sonne 2c., Nun ruhen alle Wälder 2c., Geh aus mein Herz und suche Freud 2c. u. s. f. Man lese nur die drei letzten und frage sich, ob es auch nur in poetischer Hinsicht etwas Schwung- und Klangvolleres geben kann. Und nun erst der geistliche Gehalt! O was für Segen hat der theure Gerhardt durch seine Lieder gestiftet, mit welchen sich Millionen von Seelen durch die Jahrhunderte hin erbauen! Wie



Fig. 206. Paul Gerhardt.

viel Trost, Ruh und Frieden in Gott und neue Lebenskraft und Freudigkeit hat das einzige Lied schon gewirkt: Befiehl du deine Wege rc.! „Viele von andern Religionen besuchen nur deshalb die lutherischen Kirchen, weil dieses Mannes herzbewegliche Lieder darin gesungen werden.“ — Stehe noch eine fromme Sängerin hier, deren Born unaufhörlich quoll, Emilie Juliane, Gräfin von Rudolstadt, 1665—1706. Sie dichtete 587 schöne Lieder, darunter das allbekannte: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende rc.

Katholischerseits zeichnen sich in dieser Periode zwei Dichter aus, deren Produkte mit einigen Ausnahmen freilich nicht Kirchenlieder sind: Friedr. v. Spee, 1591—1635, Lehrer der Theologie zu Köln, ein Jesuit, aber ein sehr ehrenwerther. Ein Mann von zarter und tiefer Empfindung und von aufopfernder Liebe, auch rühmlicher Kämpfer gegen den Unfug der Hexenprozesse (S. 529). Nach seinem Tode kamen seine Gedichte unter dem Titel: „Trutznachtigall“ heraus, als die mit dem Gesang der Nachtigall wetteifern. Es sind auch süße Nachtigallenschläge, innig wie Minnelieder versenken sie sich kindlich in die Natur und erheben sich sehnlich zur Gottesminne. — Angelus Silesius, eig. Joh. Scheffler, ein Schlesier, zuerst Arzt, dann Klostergeistlicher, 1624—77. Er war evangelisch, trat aber 1653, durch seine ausschweifende Phantasie verführt, in die katholische Kirche.

Ein tiefsinniger und „gotttrunkener“ Dichter, der früher auch treffliche Kirchenlieder verfaßte, wie: Ich will dich lieben, meine Stärke rc., Mir nach rc. Sein Hauptwerk „Cherubinischer Wandersmann“ besteht aus lauter kurzen Versen. Da spielt er sonderbar mit dem Höchsten und bringt verwunderlichen Pantheismus vor, z. B.:

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein;
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Sonst geschah noch etwas in der Satire. Wir haben da zwei Protestanten und einen Katholiken aufzuführen: Hans Mich. Moscherosch, 1601—69, Hanauischer Rath. Er gab die witzige Schrift heraus: „Wunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittewalt, darin aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel gestellt und gesehen werden.“ Ein für die Sittengeschichte hochwichtiges Buch. — Joh. Balth. Schupp, 1610—61, Pastor in Hamburg, ein gewaltiger Kanzelredner. a. 1656 hielt er seine erschütternde Predigt: „Gedenk daran, Hamburg!“ in welcher er der Stadt einen furchtbaren Brand prophezeite, der auch 1842 einen großen Theil derselben verzehrt hat. In Satiren, die 1669 unter dem Titel „Schuppii lehrreiche Schriften“ erschienen sind, bekämpfte er mit treffendem Witze die Vorurtheile und Laster seiner Zeit. — Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle), geb. in Schwaben 1642, † 1709 als Hofprediger in Wien, war ein Hauptsatirikus von der Kanzel herab, wie es in der katholischen Kirche eher angeht als in der unsrigen.


Fig. 207. Racine.

Ein Mann voll gescheider Gedanken, origineller Einfälle, meisterhafter Witze und Volksredner wie wenige; der aber an heiliger Stätte Späße macht, daß die dichtgedrängte Zuhörerschaft fast vor Lachen berstet, dabei es immer gut meint und in Scherz und Ernst aufrichtig Gutes wirken will. Einer leiberschütternden Knallerbse folgt ein herzrührender Vers, z. B.:

Streu aus, mein Herz, in Gottes Namen
Den unverlorenen Thränensamen
Bei hellem Glaubenssonnenschein;
Laß Hoffnung und den Muth nicht fallen,
Bald wird die frohe Stimm erschallen:
Auf, sammle Frucht der Freuden ein!

Viele Vorträge dieses seltsamen Abraham's sind gedruckt worden. Den Preis behaupten sein „Merk's Wien!" und „Judas der Erzschelm." Komisch schön ist auch seine Predigt über den verlornen Sohn. Seine Heerpredigt wider den Türken, 1683, hat Schiller für seine Kapuzinerrede im Wallenstein zum Vorbild gedient.

Der erste Epigrammatiker, Friedr. von Logau (1604—55 in Liegnitz), blieb lang unbeachtet; sagte er doch gar bittere Wahrheiten, z. B.: „Deutschland in der alten Zeit war das Land der Redlichkeit; nunmehr ist es ein Gemach voll von Lastern, Schand und Schmach; was die Väter ausgefegt, andre Völker abgelegt, Alles wird darin gehegt."

Wir gehen zur französischen Poesie über, welche unter Ludwig XIV. ihre vollste Blüte entfaltet. Den obersten Rang nehmen drei Dramatiker ein, zwei im Trauerspiel, der letzte im Lustspiel. Pierre Corneille, 1606—84. Er wurde le Grand genannt, weil er die menschlichen Leidenschaften in ihrer größten Gewalt auftreten läßt. Seine berühmtesten Werke sind: Medea, der Cid, „dem ganz Frankreich zujubelte", die Horatier, Cinna, Polyeucte. — Jean Racine (Fig. 207), 1639—99, erzogen in Portroyal (S. 616), darum eines feinern, edlern Wesens. Minder kräftig als Corneille, überragt er diesen in Tiefe der Empfindung und Schönheit der Sprache. Zu seinen Hauptwerken gehören: Iphigenie, Andromache, Britannicus und Athalia. In letzterer wählte er einen biblischen Stoff und behandelte ihn ebenso großartig als würdevoll; nur dem Hof und den Jesuiten gefiel sie nicht. — Jean Baptiste Moliere, 1622—73, Begründer und Meister der Komödie. Moliere kennt vollständig die Menschen seiner Zeit, und gibt ihre Gebrechen meisterlich dem Spotte preis, immer ebenmäßig und graciös. Seine belobtesten Werke sind: die gezierten Drahtpuppen (les Précieuses), der Menschenfeind (le Misanthrope) und der Heuchler (Tartuffe).


Fig. 208. John Milton.

Großes leisteten auch zwei Spanier: Lope de Vega, 1562—1635, ein

Mann von ungeheurer Erfindungsgabe, großartig und anmuthig zugleich, dichtete 1500 Stücke. Höher noch stieg Pedro Calderon, 1600—81, der mit tiefem Gefühl und philosophischem Geiste das spanische, fanatisch katholische Leben zu vollständigem Ausdruck brachte („das Leben ein Traum" ist sein Hauptwerk).

Nach Shakespeare der größte englische Dichter ist der Puritaner John Milton (Fig. 208), 1608—74. Derselbe hat auch in der lyrischen Poesie Ausgezeichnetes geschaffen; sein Hauptwerk jedoch, das ihm europäischen Ruhm erwarb, ist das Epos: „Das verlorne Paradies" (paradise lost), dessen blühendes Leben er also schildert, daß eine mächtige Sehnsucht darnach im Herzen armer Adamskinder rege wird. Und vergessen wir nicht den edlen Kesselflicker John Bunyan, † 1688, dessen „Pilgerfahrt" gewaltig auf Jung und Alt gewirkt hat.

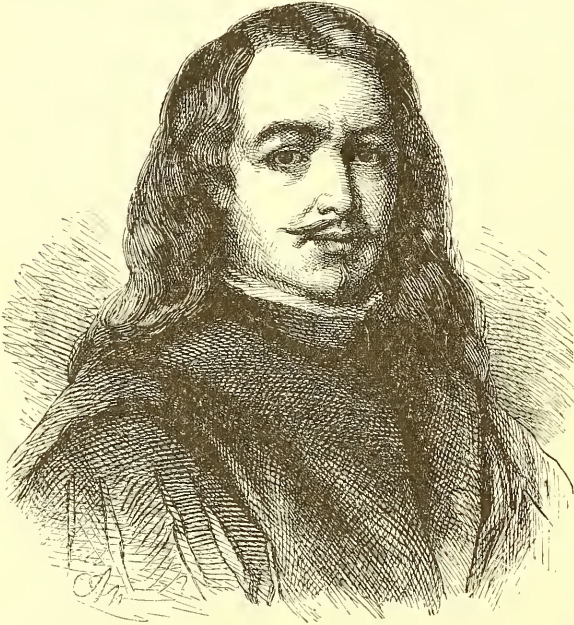


Fig. 209. Bart. Murillo.

Nun ist noch von der Malerei zu reden, welche in den Niederlanden ihre Glanzzeit feierte. Doch reichen auch die drei größten niederländischen Maler an die italienischen Heroen (S. 570 ff.) nicht hin. Peter Paul Rubens, der vorzüglichste, geboren in Siegen, † in Antwerpen, 1577—1640. Er zeichnete sich durch außerordentlichen Reichthum der Phantasie, durch äußerst geistreiche Composition und glühende Farbenpracht aus; das Ideale der Italiener mangelt ihm, dem natürlichsten aller Maler.

Er malte alles Mögliche, heilige Geschichten, heidnische Mythen, Allegorien, neuere Geschichten, Porträts, Landschaften, Schlachten, Jagden, wilde Thiere ꝛc. Es muß ihm ungewöhnlich schnell von der Hand gegangen sein, denn es sind erstaunlich viele Werke von ihm vorhanden. Zu seinen besten gehören: „Die Kreuzabnahme" in der Hauptkirche zu Antwerpen, „das jüngste Gericht" in München und „der Bethlehemitische Kindermord." — Anton van Dyck, Rubens größter Schüler, auch ein Antwerpener, 1599—1641, legte sich vornehmlich auf Porträtmalerei und erlangte darin noch einen glänzendern Ruf als sein Lehrer. Seine Bildnisse sind von vollendeter Aehnlichkeit und geben auch das Charakteristische des lebenden Originals getreulich wieder. Dyck hat auf weiten Reisen fast alle europäischen Fürsten porträtirt, so Karl I. von England (vgl. Fig. 192). — Rembrandt Harmentz, 1607—69, war eines holländischen Müllers Sohn und sein liebster Umgang mit Bauern und gemeinen Leuten. Er malt auch derb, aber treu der Natur, und ist voll evangelischer Empfindung. Im wunderbaren durchsichtigen Dunkel hat er seines Gleichen nicht. Eines seiner Meisterwerke hängt in Berlin, „Moses", wie er im heiligen Grimm die Tafeln des Gesetzes zerschmettert.

Auch Frankreich hat einen hohen Maler aufzuweisen, wiewohl er meist in Italien lebte: Claude Lorrain, 1600—82, der beste Landschaftsmaler. Seine Naturbilder sind entzückend schön, diese sonnigschattigen Wälder, dieser Schmelz der Wiesen, dieses Kräuseln und Schimmern der Wellen, dieses ätherische Licht, das

Nähe und Ferne erfüllt! Gilt er für lieblicher, so Nic. Poussin, 1594—1665, für erhabener in seinem Fach. — Unter den Spaniern steht als Porträtmaler Diego Velasquez, 1599—1660, am höchsten durch edle, freie, lebensvolle Haltung seiner Bilder. An Tiefe überragt ihn der glutvolle Bart. Murillo (Fig. 209), 1617—82, der Hauptmeister der Sevillaschule.

V. Das Aufsteigen der europäischen Ostmacht.

§ 1. Rußland bis zu Peter I.

Das heutige Rußland umfaßt mehr Flächenraum als ganz Europa zusammen und wächst noch immer nach Asien hinein. Wie entstand dieser Koloß?

Die Ureinwohner des Landes waren Slavische und Finnische (Tschuden-) Völker, die sich in verschiedene Zweige theilten; die Steppe im Süden bewohnten normadische Chasaren und Bulgaren. Im 9. Jahrhundert drangen abenteuernde und handeltreibende Nordmänner, die sich Waräger oder Wäringer (Vertragsleute) nannten, in's Land ein, machten seine Bewohner theilweise tributpflichtig, und legten im Süden Kiew, im Norden Nowgorod als erste Städte an. Die Finnen nannten diese Schweden ruotsi (sie sich selbst rodhsmen, Ruderer), daher der Name Russen.

Die Slaven bekamen vor dem Muthe und dem Verstande dieser Normannen solche Achtung, daß sie bei obwaltendem innern Zerwürfniß eine Gesandtschaft nach Scandinavien schickten und sich von dannen Normannische Fürsten ausbaten, welche sie tapfer und weislich regieren sollten. Diesem Rufe folgten, 862, drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, und so gelangte denn schwedisches Blut zur Herrschaft über jenes Slavenvolk. Die Brüder gründeten drei Herrschaften; Rurik, der älteste, schlug zu Nowgorod, Sineus am weißen See, Truwor zu Iborsk seine Residenz auf. Die jüngern starben und Rurik vereinigte ihr Gebiet mit dem seinigen und begründete als erster Großfürst das Russische Reich. Alle seine Slaven legten sich den Namen Russen bei; aber die Normannen nahmen deren Sprache und Sitte an, ehe sie selbst dann die umwohnenden Finnen und Tataren slavisirten.

Rurik (864—79) wurde Stammvater einer Fürstenreihe, welche 730 Jahre lang den Thron einnahm. Ein kraftvoller Herrscher; doch noch Heide unter Heiden; ihm folgte Oleg, der Kiew eroberte und zur Hauptstadt machte. Von da schifften die kühnen „Ruderer" schon 865 mit 200 Segeln ins schwarze Meer, alles verheerend; Oleg mit 2000 Segeln erzwang Tribut von Konstantinopel, Igor 944 einen vortheilhaften Vertrag. Den Don hinauf und zu Land in die Wolga, gelangten ihre Schiffe sogar 913 in den Kaspi. Igors Sohn wurde, 942, Swätoslaw genannt, ein Zeichen, daß sich die Ros slavisirten. Der erste Großfürst, welcher das Christenthum annahm, war Wladimir der Große, 980—1015. Denn nur unter dieser Bedingung heiratete ihn, 988, Anna, eine Prinzessin von Konstantinopel, Schwester unserer Kaiserin Theophano (S. 342). Er trat mit allen seinen Unterthanen zugleich in die griechische Kirche; denn er befahl ihnen alle Götzenbilder im Lande zu zerstören und zur Taufe herbeizukommen, und alle gehorchten ihrem Großfürsten ohne Widerspruch. Damit hört der Zufluß der „Ruderer" auf. Wladimir theilte das Reich unter seine Söhne, die es durch innere Kriege zerrütteten; einmal bestanden 50 Fürstenthümer. Die Theilfürsten dauerten einige Jahrhunderte fort. Uebrigens hat Fürst Juri (vor 1147) Moskau, die

nachmalige Hauptstadt des wiedervereinigten Reiches gebaut. Seit 1224 litten die Russen viel durch die Mongolenstürme (S. 396. 432) und ihre Fürsten hielten sich nur mit Mühe als Tributäre des Chans der goldenen Horde. Da trat aus Ruriks Sprößlingen ein großer Wiederhersteller auf.

Iwan III. Wasiljewitsch, 1462—1505, stürzte die Mongolenherrschaft, vereinigte die Theilfürsten wieder unter Ein Scepter und setzte die künftige „Einheit und Untheilbarkeit des Reiches" fest. Er erweiterte dasselbe vom Dniepr bis zum Ural und nannte sich zuerst Zar und Selbstherrscher aller Reußen.

Während alle Mächte sich vor den Türken fürchteten, ließ er allein seinen Gesandten, 1499, mit dem Sultan nur aufrecht, nicht auf den Knieen sprechen; war doch die Nichte des letzten griechischen Kaisers seine Gemahlin. Er baute sich den Kreml zu Moskau, eine ungeheure, festungsartige Residenz und herrschte mächtig mit der Kraft seines Willens und — der Knute. Unbedingt unterwürfig mußte ihm sein Volk sein. Es war aber noch gewaltig roh, das Land wenig angebaut und eine hölzerne Rauchhütte die Wohnung selbst der Reichen. Der Zar wählte sich die Gattin aus Tausenden der schönsten Jungfrauen, die man ihm vorführte.

Iwan IV. sodann, der Schreckliche (1534—84), errichtete die Leibwache der Strelitzen, d. i. mit Flinten Bewaffneten, dehnte die Grenzen des Reiches über Kasan, Astrachan und Sibirien aus, führte aber ein furchtbar blutiges Regiment; er tödtete seinen Sohn, den Metropoliten, ließ 60,000 Einwohner Nowgorods schlachten 2c. Er baute die wunderliche Kathedrale Wassili Blaschenni (Fig. 210). Die Deutschen an der Ostsee zwang er durch grausame Verheerungen, sich ihm zu ergeben oder den Polen und Schweden zu gehorchen. — Unter seinem schwachsinnigen Sohn Feodor I., 1584—98, hat der kräftige Staatsverwalter Boris Godunow zuerst die Bauern an die Scholle gebunden, um ihrem Herumziehen ein Ende zu machen; die angestellten Aufseher aber machten Sklaven aus ihnen, daß der Herr der Gemeine sie mit allem Grundeigenthum veräußern konnte. Für die russische Kirche wurde ein eigenes Patriarchat in Moskau errichtet; der Zar aber regierte sie ganz wie ein Chalif.

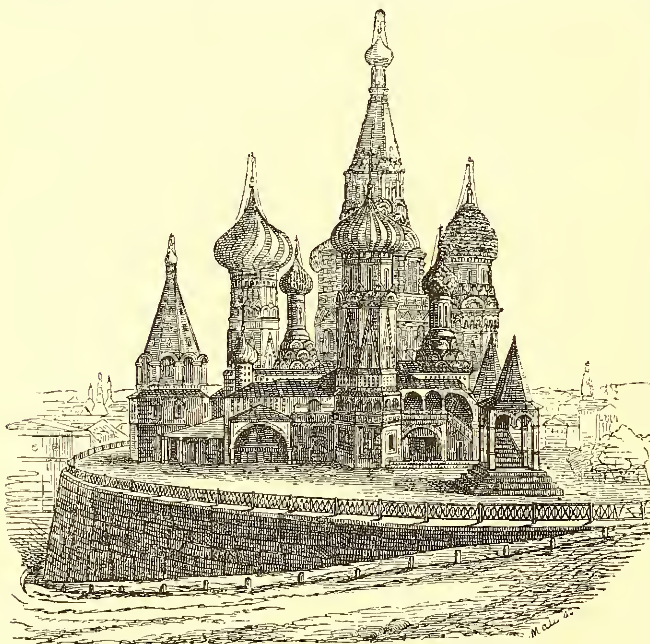


Fig. 210. Die Kirche Wassili Blaschenni in Moskau.

Mit Feodor I. erlosch Ruriks Mannsstamm. Es gab jetzt große Wirren, welche die Polen benützten, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Damals bildeten sich zwei weiberlose Kosackenrepubliken an Don und Dniepr, um unter selbstgewählten Atamans die Einfälle der Tartaren zurückzuschlagen. Endlich standen die Russen auf, schlugen die Polen hinaus und erwählten einen Volksgenossen zum Zar,

den mütterlicherseits noch von Rurik stammenden Michael Feodorowitsch Romanow, 1613—45. Mit ihm kam also das Haus Romanow auf den Thron, und in weiblicher Linie sitzt es noch darauf. Michael war ein trefflicher Regent, welcher mit ebensoviel Klugheit als Glück die Unruhen im Reich beschwichtigte. Ihm folgte sein Sohn Alexei Michailowitsch, 1645—76, der gleichfalls löblich regierte. Nur führten liturgische Neuerungen des Patriarchen Nikon († 1666) zur Trennung der starren Altgläubigen, die wie alles Neue auch Zucker und Tabak verdammen, von der Nationalkirche. Alexei hinterließ 4 Kinder, Sophie, Feodor und Iwan aus erster, und Peter aus zweiter Ehe. Zunächst folgte Feodor III., 1676—82, der frühzeitig starb.

Die Bojaren (Große) ernannten nun mit Beiseitsetzung des blödsinnigen Iwan den hoffnungsvollen Peter zum Zar, den sie, da er erst 10 Jahre zählte, einstweilen unter die Vormundschaft seiner Mutter Natalie stellten. Aber seine Halbschwester Sophie hätte lieber ihren blöden Vollbruder auf dem Throne gesehen, um in dessen Namen selbst herrschen zu können; sie reizte darum die Strelitzen zu einer Empörung auf. Diese Flintenmänner bildeten ein gefürchtetes Corps von 15,000 Mann, und um sie zur Ruhe zu bringen, bequemten sich die Bojaren, beiden Prinzen miteinander die Zarenwürde zuzusprechen und bis zu deren Mündigkeit der älteren Sophie die Regentschaft zu übergeben, in die sie sich auch gleich breit hineinsetzte. — Indessen empörte sich ein Theil der Strelitzen auf's neue, des Willens, den Peter ganz aus dem Wege zu räumen. Er floh vor ihnen in's feste Dreifaltigkeitskloster bei Moskau. Sie verfolgten ihn dahin und erstürmten das Kloster. Peter hatte sich an den Altar geflüchtet. Schon zückte ein frecher Strelitze den Stahl, ihn zu durchbohren; da rief ihm ein Geselle zu: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er wird uns nicht entrinnen!“ So rettete Gott sein junges Leben; denn eben sprengte zarische Reiterei herbei und vertrieb die Rebellen. 30 Rädelsführer wurden hingerichtet. Sophie haßte ihren Bruder schon wegen der Vorwürfe, die er ihr wegen ihrer Anmaßung und schlechten Führung des Türkenkriegs machte. Indessen wuchs Peter in Gesellschaft einiger Ausländer munter heran. Er offenbarte frühzeitig große Wißbegierde, einen starken Thatendrang und nie gelähmte Schnellkraft. Besonders interessirte ihn das Militärwesen. Er sammelte die Dorfburschen um sich und bildete mit ihnen eine Soldatenschar, die Fremde nach westeuropäischer Weise einüben mußten.

Der zukünftige Großkönig stellte sich zuerst selbst als Gemeiner darunter, um die Kriegskunst von unten auf zu lernen, und nannte die Bauernjungen nur seine Poteschni, Kameraden. Diese Schar wuchs aber bedeutend an; bald nahmen auch adelige Jünglinge an den schönen Kriegsübungen Theil, sowie Söhne von Ausländern (Deutschen, Franzosen &c.), welche in Moskau sich wohnhaft gemacht hatten. Als nun der Jüngling der Schwester Regierung zu tadeln sich erkühnte, faßte sie den Entschluß, ihn bei Seite zu schaffen. Strelitzen verbanden sich ihren Wunsch zu vollziehen. In einer Nacht stürmen 600 Strelitzen mit Mordgedanken nach Preobaschenskoje hinein; Peter kann aber noch entrinnen und das Dreifaltigkeitskloster erreichen. Auf seinen Hilferuf sammeln sich nun schnell seine braven Poteschni so zahlreich um ihn, daß die Strelitzen keinen Angriff wagen. Jetzt erhebt sich aber auch der Patriarch zu Moskau und nach dessen Vorgange das Volk für ihn, und er hat gewonnen. Man nimmt alle Verschworenen fest und straft sie hart.

Sophie muß die Regierung niederlegen und in ein Nonnenkloster wandern, 1689. Peter wird trotz seiner Jugend zum Regenten erklärt, stellt sich aber selbst zu weiterer militärischer Ausbildung unter den Befehl eines schottischen Royalisten, Gordon.

§ 2. **Peter I., der Große** (1689—1725).

Da der schwache Iwan nur den Zarennamen führte, so erscheint Peter, erst 17 Jahre alt, als Alleinherrscher. Ein reichbegabter Mensch, schon verheiratet, doch noch sehr roh. Seine Leidenschaftlichkeit trat öfters in furchtbaren Zornaus-

brüchen hervor; auch hatte er sich leider frühzeitig dem Trunk und der Unzucht ergeben. Aber mit seinem ungewöhnlichen Verstande verband sich ein immer reger Wissenstrieb und eine ungemein starke, durch keine Schwierigkeiten gelähmte Willenskraft. Das Hauptziel nun, das er sich für sein Herrscheramt aufsteckte, war: das russische Volk in den Kreis der civilisirten Länder Europa's einzuführen, was freilich nothwendig war, um Rußlands Macht gewünschtermaßen zu erhöhen.

Selbst noch Halbbarbar strebt er nach der Civilisation seiner annoch wilden Russen. Der tüchtige Genfer Lefort war zuerst bei einem Gelage, das er dem Zar 1690 gab, diesem näher getreten, nachdem beide Zaren ihn Verdienstes halber 1689 zum General ernannt hatten. Vor dem älteren Gordon zeichnete ihn eine anmuthige Raschheit aus; der Mann, der vereint mit Peter in genialer Weise an Rußlands Erhebung arbeiten konnte, war gefunden. Derselbe erzählte ihm von der Lebensweise der westlichen Völker, von ihren Wissenschaften, Künsten, Einrichtungen, von ihrem geförderten Militärwesen, ihren stolzen Flotten, ihrem blühenden Handel 2c. und erregte dadurch eine mächtige Sehnsucht, all diese Wunderdinge selbst zu sehen und auch seinem barbarischen Vaterlande das Glück solcher Kultur zu verschaffen. Das war jedenfalls gut gemeint. Zur Erreichung seines Endzwecks gebrauchte er allerdings neben löblichen Mitteln auch despotische; das darf uns jedoch bei der ihm noch anklebenden Rohheit nicht Wunder nehmen, auch wäre wohl sein asiatischgeartetes Volk kaum anders wirksam zu bearbeiten gewesen.

Vor allem bedurfte er ein in europäischer Kriegskunst und Zucht eingeübtes Heer. Darum vermehrte er seine Poteschni und schuf sich daraus mit Beiseitesetzung der Strelitzen, ja zu etwa nöthiger Gegenwehr gegen dieses unruhige Corps eine zahlreiche Leibwache, die er seine Preobraschenskoische Garde nannte. Außerdem schulte ihm Gordon noch ein beträchtlicheres Corps ein. Ebensosehr verlangte ihn nach einer Seemacht. Mit dem Schiffswesen sah es dazumal in Rußland noch sehr kümmerlich aus; nicht einmal Segelboote waren im Brauch. Von einem eingewanderten Holländer Brandt ließ sich der Zar zuerst ein ordentliches Schifflein bauen, welches ihn so erfreute, daß er selbst damit auf der Dwina nach Archangel fuhr. — Zu einer Kriegs- und Handelsflotte, die er schon im Geiste vor sich entstehen sah, fehlten ihm jedoch passende Häfen. Er besaß das weiße Meer hoch oben im Norden. Aber dessen beeiste Häfen konnten nicht von ferne genügen. Darum richtete er seine Blicke auf die Ostsee und das schwarze



Fig. 211. Peter der Große.

Meer, von denen beiden das Reich damals noch durch schwedische und türkische Besitzungen getrennt war. Und so führte er denn seine regelrecht geschulten Soldaten gegen die gerade durch den unglücklichen Krieg gegen Oesterreich (S. 630) sehr geschwächten Türken. Es gelang ihm auch, nach zweijähriger Belagerung, mittelst einer Flotte, 1696, die Festung Asow am Ausflusse des Don zu erobern und damit seinem Reiche die Verbindung mit dem schwarzen Meere zu verschaffen.

Im Innern versuchte er schon mancherlei zur bessern Einrichtung des Staates und Umgestaltung seines Volks. Vornehmlich schickte er viele Russen ins Ausland, zu lernen, und zog Ausländer herein, zu lehren. Seine Neuerungen erzeugten indessen doch bei den am Alten hängenden Russen, insonderheit bei den Geistlichen, welche mit Befremden so viele Andersgläubige, Hugenotten 2c. ins Land kommen sahen, eine tiefe Unzufriedenheit; sie fürchteten, das rechte Russenthum und die väterliche Religion könnte darüber zu Grunde gehen. Hiezu gesellte sich der schwere Zorn der Strelitzen über ihre Zurückstellung hinter die Poteschni. Und Schwester Sophie hetzte heimlich von ihrem Kloster aus an den Mißvergnügten. So entstand eine abermalige Verschwörung gegen Peters Leben. Die Nacht vom 2. Febr. 1697 war zur Ausführung des Mordplans bestimmt. Man wollte eine Feuersbrunst stiften und bei dieser Gelegenheit den Zar, der zu jedem Brand herbeieilte, erwürgen. Allein demselben wurde die Sache noch am Abende entdeckt und also vereitelt.

Peter ließ sich nichts merken, beorderte aber den Gardehauptmann Trubetzkoi mit einer Schar bis 11 Uhr vor das bezeichnete Haus; stille sollte er es umzingeln und die Verschworenen gefangen nehmen. Im Schatten der Nacht fuhr er selbst nach der Stadt; meinte aber den Hauptmann auf 10 Uhr bestellt zu haben. Noch vor 11 Uhr kommt er vor das Haus Sokownins. Er verwundert sich, dasselbe unbesetzt zu finden, geht gleichwohl hinein und tritt mitten unter die Versammelten, welche über seinen Anblick erschrecken. Der Zar grüßt sie freundlich; er habe im Vorbeifahren Licht gesehen, eine fröhliche Gesellschaft vermuthet und sei hereingetreten, ein Gläschen mit ihnen zu trinken. Sie beruhigen sich und trinken auf seine Gesundheit; er thut tapfern Bescheid. Es schlägt 11 Uhr. Da spricht Einer leise zu Sokownin: „Jetzt, Bruder, ist es Zeit!" Sokownin flüstert: „Noch nicht!" Bei diesem Worte springt Peter auf, ruft: „wenn bei dir noch nicht, so ist's doch bei mir Zeit!" und schlägt ihn mit der Faust ins Gesicht, daß er niederstürzt. Dann schreit er: „Wache herein! Bindet die Hunde!" Und siehe, in demselben Augenblick tritt der Gardehauptmann mit seiner Schar ein. Die Verschworenen fallen auf die Kniee und flehen um Gnade; sie werden gebunden und fortgeführt. Indessen empfieng auch Trubetzkoi eine derbe Ohrfeige, weil er sich verspätet habe. Als dieser aber den schriftlichen Befehl mit der Stunde 11 vorzeigte, küßte ihm der Zar die Stirne und bat um Vergebung. Die Gefangenen wurden hingerichtet, Sokownin nebst den Schuldigsten geviertheilt.

Jetzt befriedigte Peter die brennendste Begierde und trat 9. März eine Reise ins Ausland an, um mit eigenen Augen zu schauen, was ihm Lefort so reizend vorgemalt, und sich mit einer Fülle ersehnter Kenntnisse zu bereichern. Seine Gesellschaft stellte eine Gesandtschaft vom russischen Herrscher dar, Lefort an der Spitze, und wurde in Königsberg vom Kurfürsten achtungsvoll empfangen. Peter selbst war als General dabei und stand hinten; doch wollten ihn einige Hofleute Friedrichs an seinem hohen Wuchse und am Blitze seiner rollenden Augen erkannt haben. Natürlich gab er sich im weitern dem preußischen Herrscher zu erkennen, welcher ihm dann glänzende Feste veranstaltete. Es lag ihm aber mehr daran, sich nach der Verfassung der brandenburgischen Lande und andern wissenswerthen Dingen zu erkundigen und gegen die Franzosen ein Bündniß in's Leben zu rufen. Ueber Stettin und Berlin reiste er nach Amsterdam.

Hier war er von früh Morgens auf den Beinen, im Gewühle der Kaufleute und Schiffer, in den Werkstätten der Künstler und Handwerker, bei Mühlen, Schleusen, Dämmen 2c. Einen Theil der Nacht benützte er noch zum Aufzeichnen der Merkwürdigkeiten. Er verwunderte sich über das großartige Leben und besonders über die ungeheuren Seeschiffe.

Solche muß er auch noch besitzen! Und — er will selbst sie bauen lernen! Er ließ sich im nahen Zaandam nieder, dem Haupt-Werfte der Holländer, und arbeitete auf demselben mehrere Monate als Zimmergeselle Peter Michailow. Als man ihn erkannte, ließ er sich doch nicht vornehm behandeln, sondern nur Meister Peter nennen. Als das Fahrzeug fertig war, an dem er gearbeitet, kaufte er es, ein prächtiges Kriegsschiff von 60 Kanonen, und schickte es, mit allem nöthigen Zeug und Schiffsvolk versehen, nach Archangel. Während des Winters nahm er zu Amsterdam in der Mathematik, Astronomie und Naturkunde Unterricht, sogar auch in der Anatomie, und übte sich selbst in chirurgischen Operationen.

1698 fuhr er nach England hinüber; hier that sich ihm noch eine größere Welt und Schule auf. Im ungeheuren London trieb er sich überall umher, mit den offensten und geschärftesten Blicken. Bei Uhrmachern, Seidewebern ꝛc., allenthalben kehrte er ein. Wilhelm III. gab ihm Gelegenheit, das englische Seewesen in allen seinen Theilen kennen zu lernen; ja er ließ das Schauspiel einer Seeschlacht vor ihm aufführen. Da rief er begeistert aus: „Wahrlich, wenn ich nicht zum Zar geboren wäre, möchte ich englischer Admiral sein!“ Weiter gieng's durch Holland nach Dresden und Wien, wo er seine Aufmerksamkeit dem deutschen Kriegswesen zuwendete. Aus Deutschland, Holland und England sandte er mehr als 1000 in Dienst Genommene, Offiziere, Seemänner, Wundärzte und Künstler aller Art nach seinem Rußland. Er wollte Italien besuchen; da erhielt er die Nachricht, daß die Strelitzen sich nochmals empört hätten. Jetzt kehrte er eiligst zurück, ergrimmten Geistes, und kam Sept. 1698 in Moskau an. Der Aufstand war bereits unterdrückt; Gordon hatte die Empörer in einem förmlichen Treffen besiegt und mehrere Tausende gefangen genommen. Peters Zorn strafte schrecklich, auf seiner langen Reise durch die civilisirte Welt hatte er seine Pardelhaut nicht gar abgezogen. Gegen 2000 Rebellen wurden hingerichtet, gerädert, gehängt, geköpft ꝛc., dabei schlug er mit eigener Hand etlichen Zwanzigen die Köpfe herunter, indem er nach jeder Exekution ein Glas Branntwein austrank. Das Strelitzenkorps wurde nunmehr gänzlich aufgelöst.

Da seine Halbschwester an der Geschichte wieder einen Hauptantheil hatte, so war er auch gegen diese erbost, drang in ihren klösterlichen Aufenthalt und wollte sie durchbohren. Da rief ihm aber eine Kammerzofe zu: „Halt ein, es ist deine Schwester!“ Er dankte der Zofe, daß sie ihn vor Blutschuld bewahrt habe; doch ließ er vor Sophiens Fenstern Galgen aufrichten und 200 Rebellen aufknüpfen. Und einer der Gehängten mußte seinen Arm mit dem Schreiben in der Hand, darin sie um Wiederübernahme der Regierung gebeten worden, so lange zum Fenster hineinhalten, bis der Arm verfault war. — Auch Peters Gemahlin, Eudoxia Lapuschin, wurde in der Untersuchung schuldig befunden; er verstieß sie in's Kloster.

Als Lefort, der geliebte Lehrer, Freund und Rathgeber starb, 2. März 1699, klagte er: „Auf wen kann ich mich jetzt verlassen? Er war der Einzige, der mir treu gewesen.“ Nun wurde M e n t s ch i k o f f sein Liebling, eines Bauern Sohn, den Lefort von der Straße weg in seine Dienste genommen und, nachdem er seine vorzügliche Begabung erkannt, dem Zar empfohlen hatte. Dieser ließ ihn zum Staatsdienst bilden. Mentschikoff wurde ein ausgezeichneter Staats- und Kriegsmann und stieg immer höher in Peters Gunst, bis zur Fürstenwürde. Er war aber auch sein thätigster Gehilfe in Verbesserung des Staatswesens und in der Civilisation seines Volks.

Daran gieng der Zar mit ganzem Ernst. Er schuf eine neue Finanzverwaltung, die er den unkundigen Edelleuten entzog und kaufmännisch gebildeten Ausländern vertraute, neue Justizkollegien, die er mit gehörig studirten Juristen besetzte, neue Regimenter nach Art der preußischen und österreichischen, neue Schiffe nach dem Muster der holländischen und englischen. Er schritt noch weiter und griff an die Landessitte. Die großen Bärte mußten abgeputzt, die langen, am Boden streifenden Männerröcke abgestutzt werden. Da ließ er jeden, der mit solch einem Rocke zur Stadt hereinkam, unter dem Thore niederknieen und das Ueberflüssige des Gewands bis zum Knie wegschneiden. Den Bart zu unterdrücken, gelang nicht; so wurde er wenigstens besteuert. Das bisher in morgenländischer

Gefangenschaft gehaltene weibliche Geschlecht erhielt mehr Freiheit und Zutritt zu den Männergesellschaften u. s. f. — Dabei blickte er aber immer auch nach außen hin, wo und wie sein Verlangen nach Machtvergrößerung erfüllt werden könnte. Und wie er bereits am schwarzen Meere Fuß gefaßt, so schien ihm bald der günstige Zeitpunkt vorhanden, dies auch an der Ostsee zu bewerkstelligen, wobei er sich über etwaige Gewissensskrupel frisch hinwegsetzte. Er band ohne alle Ursache mit Schweden an.

§ 3. Karl XII. Der nordische Krieg.

Schweden war bisher die ansehnlichste Macht im Norden; jetzt sehen wir es tief herabsinken durch die Schuld eines Königs, der mit seltenen Gaben und Kräften ausgestattet ruhmvollst auf den Schauplatz trat. Nach der Abdankung Christinens (S. 590), der entarteten Tochter des großen Gustav Adolf, bestieg ein Schwestersohn desselben, ein Pfalzgraf von Zweibrücken, Karl X., den Thron. Ein tapferer, verständiger und wohlgesinnter Herrscher (1654—60), der dem tieftrauernden Lande zu früh von hinnen schied. Nach ihm herrschte sein Sohn Karl XI. (1660—97), zunächst ein fünfjähriges Knäblein noch, aber heranreifend zu einem ganzen Manne. Nach einer schlimmen vormundschaftlichen Regierung ergriff er die Zügel mit fester Hand, demüthigte den übermüthigen Adel, sorgte väterlich für's Beste seines Volks. Er beförderte Handel und Schifffahrt, Ackerbau und Gewerbe, und unter den Fittigen des Friedens, den er möglichst aufrecht erhielt, gedieh der Staat auf seinen Höhepunkt. Er hinterließ ihn in schöner Ordnung mit gefülltem Schatze und einem wohlgerüsteten Heere von 70,000 Mann. — Ihm folgte nun sein Sohn Karl XII., 1697—1718. Obwohl erst 15 Jahre alt, übernahm er doch schon nach acht Monaten, von den Reichsständen für mündig erklärt, das Regiment selbst.

Er war mit einer sorgfältigen Erziehung beglückt worden, namentlich durch seine Mutter Ulrike Eleonore. Sie hielt ihn zum fleißigen Lesen der Bibel und zu herzlichem Gebete an, das sie ihn Morgens und Abends auf den Knieen verrichten ließ; sie umgab ihn mit edlen Menschen. Er empfieng auch eine tüchtige Bildung; lernte Lateinisch und Deutsch (die Hofsprache), ebenso das Französische, wiewohl er erwachsen nie ein französisches Wort aussprechen mochte; in Geschichte und Mathematik erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse. In allen Leibes- und Waffenübungen übertraf ihn niemand. Sein Wesen hatte etwas in sich Gekehrtes und Verschlossenes. Jagd und Waffenspiel ausgenommen boten ihm jugendliche Belustigungen keinen Reiz. Ganz im Gegensatze zu Peter befliß er sich äußerster Nüchternheit und Züchtigkeit. In seinem ganzen Leben behielt er sogar eine gewisse Scheu vor dem weiblichen Geschlechte. Wegen seiner Unmittheilsamkeit hielt man nichts Großes von ihm. Die fremden Gesandten in Stockholm schrieben heim, „daß der junge König eine unbedeutende Person sei."

Da dachten die Herren Nachbarn, der Zar, der Polen- und der Dänenkönig, sie müßten sich die Jugend und die Schwäche desselben zunutze machen, um von dem allzugroß gewordenen Schwedenreich etliche Stücke abzureißen. Peter aber war es, der in der Sache vorangieng und mit jenen beiden ein Bündniß zum Eroberungskriege schloß. Als die Nachricht davon nach Stockholm gelangte, wurde der Reichsrath bestürzt und rieth zu unterhandeln und mit Opfern den Krieg abzuwenden. Aber da wachte der junge Löwe auf, der Verschlossene trat mit Sturmeskraft aus sich heraus, der Kühle sprühte Flammen. Es hatte sich In- und Ausland am jungen Karl verrechnet. Achtzehn Jahre alt stand er im Reichsrath auf und sprach: „Da sei Gott vor, daß ich den schwedischen Namen beschimpfen lasse! Nie will ich einen ungerechten Krieg führen; aber einen gerechten nur mit dem Untergang der Feinde enden!" Seine erste Erscheinung war von Adel umzogen; schade, daß sie in Tollheit ausgieng!

Es beginnt nun, 1700, der sogenannte Nordische Krieg, der mit dem spanischen Erbfolgekrieg (S. 621) in gleiche Zeit fällt, so daß damals das Kriegsfeuer jahrelang im Westen und Osten Europa's zugleich loderte. Im März 1700 fielen

die Dänen zuerst in das vom Schwager Karl's beherrschte Holstein ein, um dieses Herzogthum vorweg und von da die nahen deutsch-schwedischen Besitzungen (S. 597) in Angriff zu nehmen. Karl ließ ihnen freien Paß dazu. Er steuerte gerade auf Kopenhagen los. Er landete, sprang noch 300 Schritte vom Ufer mit dem Degen in der Hand in's Wasser und drang, von jubelnden Soldaten gefolgt, unter dem heftigsten Feuer auf die Verschanzungen vor der Stadt los, die er im Sturme nahm. Die Dänen flüchteten hinter die Mauern ihrer Hauptstadt; Friedrich IV. erschrack aber so sehr, daß er alsbald die Hände bittend zum Frieden ausstreckte. Dieser wurde 18. Aug. 1700 zu Travendal geschlossen. Dänemark verzichtete auf Holstein und trat vom Bündnisse gegen Schweden ab. Karl zog mit der Achtung der Seeländer hinweg; er hatte strenge Mannszucht gehalten und das Land sehr geschont.

Jetzt brach er eilends gegen seinen zweiten Feind, den König von Polen auf, welcher in sein Livland eingedrungen war. Es ist jener August II. (S. 632), der Apostate, der vorzugsweise mit sächsischen Truppen den Krieg führte. Er hatte sich vor Riga gelegt, das aber von der schwedischen Besatzung trefflich vertheidigt wurde. Als er von Karls Heranmarsch hörte, zog er fort ohne ihn abzuwarten; solch einen Respekt hatte der baumstarke Riese schon vor dem bartlosen Schweden gefaßt. — Letzterer konnte sich nun gleich gegen seinen dritten Feind kehren, den Zar, welcher mit 80,000 Mann in Ingermanland eingefallen war und mit 45,000 davon Narwa belagerte. Karl landete mit nur 9000 Mann und mit diesem Häuflein, das ihm begeistert folgte, warf er sich stracks auf die Belagerer.

Peter entfernte sich, noch ehe er erschien, von seinem Heere, um Verstärkung zu holen. Am 30. Nov. 1700 war Karl da und Nachmittags griff er „in Gottes Namen!" den fünfmal stärkern Feind an. Bei der ersten Salve der Russen stürzt sein Pferd, er wirft sich auf ein anderes; es fällt auch dieses, er besteigt ein drittes; im Sumpf bleibt ihm ein Stiefel stecken, er stürmt im Strumpfe weiter. Nach dreistündigem mörderischem Gefechte ist er Sieger. Tausende von Russen bedecken das beschneite Schlachtfeld, viele Tausende ergaben sich, da sie vernommen, daß der Schwede die Gefangenen mild behandle; die Kriegskasse, alle Fahnen, 150 Belagerungsgeschütze und ungeheure Vorräthe sind erbeutet. Das befreite Narwa frohlockte dem jugendlichen Helden entgegen; sein erster Gang war aber in die Kirche, Gott knieend zu danken. Als Peter die Niederlage der Seinen hörte, sprach er gefaßt: „Ich weiß, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, am Ende werden sie uns auch siegen lehren."

Im Frühjahr wendete sich Karl wieder nach Livland, gegen ein eingedrungenes sächsisch-russisches Heer. Angesichts desselben setzte er bei Riga auf Barken über die Düna, 9. Juli 1701. Die Vordern seiner Leute wurden zurückgeschlagen; aber mitten auf dem Strome ordnet er einen neuen Angriff. Das Ufer wird erstürmt, das Schwedenheer setzt hinüber. Die Sachsen fechten noch eine Weile, aber die Russen, von ihren Offizieren mit Knutenhieben angetrieben, ergreifen unaufhaltsam die Flucht. Karl erfocht abermals einen glänzenden Sieg und vertrieb den Feind aus Livland. Nunmehr besetzt er Kurland, welches damals noch einen eignen, mit Peter verwandten Herzog hatte, und hier überwinterte er.

Er bezog kein Haus; in strenger Winterkälte kampirt er auf dem Feld in einem Strohzelt. Er trinkt nicht Wein noch Branntwein und genießt die einfachste Kost. Da schreitet er über den knisternden Schnee hin durch die Reihen der Hütten seiner Krieger, meist in sich versenkt. Eine hohe, schlanke Gestalt im groben blauen Soldatenrock mit großen Kupferknöpfen, in gelbledernen Beinkleidern mit gestülpten Reiterstiefeln, ledernen Handschuhen, einen langen Degen an der Seite, auf dem geschorenen Kopfe keine Perücke, sondern ein dreieckig Hütlein, das sich später Friedrich der Große und Napoleon zum Muster nahmen. Er hat einen ernsten, kühnen, zu Zeiten furchtbaren Blick, ist aber gelinde, deckt nachsichtig Fehler zu, läßt von niemanden Böses reden, vergißt treue Dienste nicht. Seine Rede ist kurz, aber sinnvoll.

a. 1702 drang er in Litauen und Polen ein. Denn er hatte sich nichts

Geringeres vorgenommen, als dem widerlichen August II. den Lohn seiner Glaubensverleugnung, die polnische Königskrone, vom Haupte zu schlagen. Seine Freunde widerriethen ihm den Zug: lieber dem mächtigeren Zar durch rasche Verfolgung einen vortheilhaften Frieden abnöthigen! Allein er achtete nicht darauf, sondern eilte, sein Vorhaben zu bewerkstelligen. Da wurde dem Riesen bange wie einem Kind, und in seiner Angst entsandte er seine Mätresse, die schöne Gräfin von Königsmark, den jungen Helden zu überwinden, daß er von seinen bösen Gedanken abstünde. Allein Karl ließ sie gar nicht vor sich, und als sie ihm in einem Hohlweg entgegenkam, drehte er, ohne ein Wort zu reden, das Pferd herum und ritt zurück. Er marschirte geradenwegs auf die Hauptstadt los, indem er verkündigte, daß den Bewohnern des Landes nicht das mindeste Leid geschehen solle, nur komme er, sie von einem unwürdigen Oberhaupte zu befreien, damit sie sich ein würdigeres wählen könnten. Warschau schickte ihm auf die erste Aufforderung seine Schlüssel. Von da rückte er gegen August aus, der endlich bei Klissow eine Schlacht annahm, 19. Juli 1702. Aber der Wollüstling kommandirte schlecht und wurde trotz der Tapferkeit seiner Leute völlig besiegt. Krakau, die Krönungsstadt, fällt. Mit süßesten Worten bat August um Frieden; aber Karl wollte nichts davon wissen, der Verleugner des Evangeliums sollte vom Thron herunter, „und wenn ich noch 50 Jahre in Polen zu bleiben hätte!" Er erlitt durch einen Sturz vom Pferde einen Schenkelbruch, aber sein Vorsatz zerbrach nicht. Nur ein paar Wochen blieb er liegen, dann verfolgte er, auf einem Bette getragen, sein Ziel weiter und schlug die Polen bei Pultusk. Als er sich fast alles Lands bemächtigt, trat der polnische Reichstag in der Hauptstadt zusammen; ein Theil der Glieder feindete schon lang her den Sachsen an, der andere gehorchte der Furcht vor dem Schweden, und der Reichstag sprach die Absetzung Augusts aus. Es wurde nach Karls Willen Graf Stanislaus Leszinsky, Woiwode von Posen, ein schöner, aber anhangsloser Mann an seine Stelle gewählt, Juli 1704.



Fig. 212. Karl XII.

August war nach Litauen entwichen, wo ihm ein russisches Heer zu Hilfe kam. Mitten im Januar brach Karl gegen dasselbe auf. Es war ein schrecklicher Feldzug; Hunger, Frost und Thauwetter setzten seinen Truppen aufs härteste zu. Er theilte aber alle Mühseligkeiten der Soldaten; tagelang watete er mit ihnen im tiefen Koth und Abends verzehrte er eine bescheidene Portion schwarzen Brotes mit ihnen. Er trieb die Russen tief in Wolhynien hinein, bis sie theils unter seinem Schwert gefallen, theils in den Pfützen des Landes versunken waren.

Hierauf kehrte er sich wieder gen Westen, Willens jetzt auch ins Herz Sachsens einzudringen, um den Abtrünnigen noch schärfer zu züchtigen. Sein Weg

gieng durch Schlesien, wo er die Leute bald durch die gute Aufführung seiner Soldaten beruhigte. Von Wien her protestirt Joseph I. gegen den Einbruch in sein Gebiet; darum kümmerte sich Karl nicht das Geringste. Ja, als die evangelischen Schlesier ihn baten, ihnen von der Bedrückung zu helfen, die sie unter ihrer österreichischen Regierung erdulden mußten (S. 629), schrieb er einen gebieterischen Brief nach Wien, der auf den eben vom Erbfolgekrieg bedrängten Kaiser einen solchen Eindruck machte, daß er ohne alle Weigerung den schlesischen Lutheranern freien Gottesdienst bewilligte, ihnen auch 125 weggenommene Kirchen herausgeben ließ. Da der päpstliche Nuntius deßhalb mit dem Kaiser haderte, antwortete er: „Was wollt Ihr? Ich war froh, daß der Schwede nicht von mir den Uebertritt zum Lutherthum verlangt hat!" In Sachsen wurde Karl mit Glockengeläute fast wie ein zweiter Gustav Adolf empfangen. Er zog über Leipzig nach Altranstädt, wo er sein Hauptquartier aufschlug, während er Dresden bedrohen ließ. Nun sieht August keinen andern Rath, als sich dem Gewaltigen zu Füßen zu legen; und Karl gewährt ihm den Altranstädter Frieden, 24. Sept. 1706, worin jener seinem Bündnisse mit Rußland entsagt und auf die Krone Polens verzichtet. Ja er mußte dem Stanislaus in einem eignen Schreiben zu seiner Thronbesteigung Glück wünschen, mußte den russischen Gesandten, den Livländer Patkul ausliefern, den Karl als Rebellen rädern ließ.

Der Schwede blieb zur großen Plage des Kurfürsten bis nach der nächsten Ernte; der Besuch soll demselben 23 Mill. Thlr. gekostet haben. Auch steckte Karl Tausende der Sachsen in sein Heer. Sonst aber hielt er, wie überall, strenge Mannszucht und strafte Vergehungen an den Einwohnern selbst mit dem Tode. Bei Lützen ließ er sich die Stelle zeigen, wo Gustav Adolf gefallen war; dort sprach er: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott auch einmal einen so schönen Tod!" Das traf wohl nicht ein. — Sept. 1707 brach er aus Sachsen auf. Als er durch Schlesien zurückzog, riefen ihm die dortigen Lutheraner für verschaffte Glaubensfreiheit den Dank auf ihren Knieen entgegen. Freilich dauerte diese nur so lange, als der Kaiser den Schweden zu fürchten hatte; nachher wurden die Protestanten bedrückt wie vorhin, und wenn ein Katholik zu ihrer Kirche übertrat, ward er all seines Vermögens beraubt und des Landes verwiesen.

Nunmehr wollte Karl mit der ganzen Wucht seiner trefflich gepflegten und vielverstärkten Truppen über seinen gefährlichsten Feind hergehen, welchen er bisher unbegreiflicherweise außer Augen gelassen. Peter hatte sich die Zeit, da er in Polen und Sachsen beschäftigt war, wohl zunutze gemacht und ein groß Theil der gewünschten Ostseeländer in Besitz genommen, auch schon 1703 auf erobertem Boden den Grund zu der künftigen Hauptstadt Petersburg gelegt. Anfangs 1708 gieng Karl an der Spitze von 40,000 Mann auf Grodno los, wo wieder ein russisches Heer sich befand und Peter dabei. Noch ahnte dieser aber nichts Gutes, und abermals witschte er vor dem Kommenden von dannen, um sich nach den Fortschritten Petersburgs umzusehen. Es zog sich darnach aber auch seine ganze Armee in einem fort zurück. Karl eilte ihr nach; kein Hinderniß des Bodens, kein Moor, kein Gewässer ꝛc., hielt ihn auf. Endlich 13. Juli, schon hinter der Beresina, erreichte er die Russen unter dem General Scheremetew, doch wohlgedeckt vom Flusse Wabis, von Morast und Schanzen. In der Morgenröthe des andern Tages kommandirt er zum Angriff. Die Flinten überm Kopf durchschreiten seine Krieger den Fluß, wobei er selbst bis zum Halse versinkt, arbeiten sich durch den Sumpf und stürmen die Verderben sprühenden Schanzen. Nach siebenmaligem Ansturm werden sie genommen; die Russen fliehen.

In der Nähe von Smolensk überschritt Karl den Dniepr, Rußlands Grenzfluß. Was nun thun? Gerade auf die Hauptstadt Moskau los, ist wohl das Sicherste, die Straße dahin liegt wohl vor ihm, der Weg ist nicht so weit; von diesem Mittelpunkt aus kann er dann dem Zar den Frieden diktiren. Zum Un-

glück aber ließ er sich von dem alten Ataman der Kosacken, Mazeppa, welcher durch ihn von der russischen Oberhoheit frei werden wollte, bereden, nach dessen Gebiete, der Ukräne zu ziehen, wo ihm derselbe 30,000 Kosacken zuzuführen und Lebensmittel in Fülle zu schaffen verhieß.

Alle verständigen Männer sprachen gegen diesen abenteuerlichen Zug, aber der König blieb dabei und je mehr sie abriethen, desto eigensinniger. Er sandte seinem General Löwenhaupt, welcher in Livland stand, Befehl zu, mit seinen 11,000 Mann und einem Transport von Lebensmitteln zu ihm zu stoßen, und trat sofort den Weg nach Süden an. Derselbe gieng durch ungeheure Waldungen und moorige Steppen; Menschen und Thiere erliegen, Kanonen bleiben stecken, Mangel an Nahrung und naßkalte Witterung erzeugt Krankheiten; dabei sind unaufhörlich kleine Gefechte mit streifenden Russen zu bestehen. Der brave Löwenhaupt kommt; er hat sich aber durch ein russisches Heer durchschlagen müssen und dabei die Hälfte seiner Truppen und allen Transport verloren. Endlich erreicht Karl die Ukräne; aber der vorausgegangene Mazeppa bringt ihm, da die meisten Kosacken der russischen Krone Treue halten wollten, nur 6000 derselben zu und keine Lebensmittel. Trotz aller Warnung seiner Offiziere, trotz der strengen Winterkälte, in der Tausende erstarren, gibt der störrige König den Weitermarsch nicht auf. Man kommt nach Baturin, einem Hauptort des Ataman, wo das matte Heer sollte rasten können; siehe es ist von Mentschikoff niedergebrannt und ein Aschenhaufen. „Nun um's Himmels willen zurück! Nach Polen hinüber!“ rufen alle seine Generale. Aber Karl hört nicht; er ist wie sinnlos. Vorwärts! kommandirt er immer; vorwärts mit leeren Mägen auf den starren Schneegefilden! Der Marsch geht sehr langsam, weil alle Kräfte schwinden.

Im März 1709 erreichte er endlich mit jämmerlich dünn gewordenen Scharen Poltawa, die Hauptstadt der Ukräne. Sie ist allerdings mit Proviant erfüllt, aber von den Russen besetzt. Karl muß sie ohne schweres Geschütz belagern und berennt sie fort und fort vergebens. Plötzlich erscheint der Zar mit 65,000 Mann; denn jetzt ahnt er etwas Gutes; doch beschränkt er sich zunächst auf kleinere Gefechte, als ob er immer noch nicht recht trauen dürfte. Täglich fallen Scharmützel vor. Bei einem solchen erhält Karl einen Schuß durch den Fußknöchel. Jetzt greift Peter mit seiner ganzen Macht an und es erfolgt die entscheidende Schlacht, 8. Juli 1709. Die Russen, von deutschen Generalen befehligt, halten sich sehr brav. Die Schweden sind erschöpft und ohne ihren herrlichen Führer. Der lahme König hat das Kommando dem General Renskjöld übergeben; doch läßt er sich während des Kampfes in einer zwischen zwei Pferde gebundenen Sänfte herumtragen, um seine Krieger anzufeuern. Es ist umsonst; in zwei Stunden erleidet sein nie besiegtes Heer die fürchterlichste Niederlage; 9000 Schweden und Kosacken bedecken den Kampfplatz, Renskjöld mit andern Tausenden ist gefangen, sonst alles zerstreut, eine Kriegskasse von 7 Millionen Thalern und alles Geschütz verloren. Löwenhaupt sammelt die Reste der Schweden, wird verfolgt, muß sich auch ergeben.

Wo ist aber der König? Er hat sich mit Noth in einer Kalesche gerettet und sucht, umgeben von 1800 der Seinen, die türkische Grenze zu gewinnen. Der Gewaltige, vor dem erst halb Europa zitterte, irrt nun hilflos in der öden Steppe! Doch gelingt es ihm nach der Moldau zu entrinnen. Er fand bei dem Pascha von Bender ehrenvolle Aufnahme und erhielt vom Sultan reiche Unterstützung an Geld und Naturalien. Doch muß er merken, daß man's am liebsten sähe, wenn er bald nach Hause gienge. Aber er möchte an der Spitze eines Heeres durch Rußland glanzvoll seinen Rückweg vollstrecken. Darum reizte er die Pforte unaufhörlich zum Kriege gegen Rußland, indem er sie auf die Gefährlichkeit dieses immer mächtiger werdenden Nachbarstaates hinwies und ihr seine guten Dienste anbot. Die Pforte wollte lange nicht anbeißen. So blieb er in der Türkei, ritt mit geheiltem Fuß täglich drei Pferde müde und theilte mit vollen Händen von Juden erborgtes Geld unter seine Leute und die Janitscharen aus.

Nach viel Bemühung brachte Karl es Nov. 1710 dahin, daß Achmed III. an Rußland Krieg erklärte. Wie frohlockte er darüber! Aber gleich wurde seine Freude gedämpft; er wollte die türkische Armee selbst anführen und das bewilligte

der Sultan nicht, sondern vertraute das Kommando seinem Großwessir. Uebrigens rückten 1711 zwei türkische Heere, zusammen über 200,000, in's Feld. Ihnen kam ein russisches von nur 20,000 Mann unter Scheremetew entgegen, bei dem auch der Zar und seine zweite Gemahlin sich befanden. Diese, Katharina, war von geringer Herkunft, wahrscheinlich die Tochter eines estnischen Bauern. Sie diente im Hause eines lutherischen Geistlichen, heiratete einen schwedischen Dragoner, der gleich nach der Hochzeit in's Feld zog ohne wiederzukehren, gerieth darnach in russische Gefangenschaft und wurde von Mentschikoff wegen ihrer seltenen Schönheit dem Zare vorgestellt, welcher sie zuerst zur Mätresse nahm und nach einigen Jahren ihres Verstandes willen sich förmlich antrauen ließ, 1707, nachdem sie zur griechischen Kirche übergetreten war. — Beim Dorfe Falczin am Pruth hatten die Russen ein festes Lager bezogen. Da wurden sie von den beiden Türkenheeren so umzingelt, daß sie jedenfalls hätten ausgehungert werden können. Peter hielt schon alles für verloren. Er schloß sich in sein Zelt ein und ließ niemand vor sich als seine Vertrautesten, seufzend: „Jetzt bin ich schlimmer daran als mein Bruder Karl bei Poltawa!" Aber siehe, seine Katharina erfand ein Mittel der Errettung. Sie packte ihren Juwelenschmuck zusammen nebst dem der Offiziere, schickte ihn dem Großwessir zum Geschenk und rührte damit sein von Karls Trotz beleidigtes Türkenherz so stark, daß er unter leichten Bedingungen Frieden gewährte. Peter hatte nur Asow und einige andere Plätze abzutreten, dagegen erhielt er freien Abzug mit seinem Heer, Juli 1711.

Karl war auf die Nachricht von der Umzinglung der Russen in sausendem Galopp nach dem türkischen Lager geritten. Jetzt angelangt hört er — vom abgeschlossenen Frieden! Er ist außer sich vor Zorn und schimpft entsetzlich auf den Wessir und die ganze Türkenheit. Was hilft's? Die Russen ziehen frei ab mit lustigem Spiel, um ihre Eroberung schwedischer Lande im Norden fortzusetzen. Und alle seine erneuten Versuche, die Pforte abermals in Krieg zu verwickeln, scheitern durch Vermittlung Englands und Hollands. Da er demungeachtet keine Anstalt machte, fortzugehen, empfieng er endlich eine Weisung mit Geld, das türkische Gebiet zu verlassen. Aber nun setzte er erst recht seinen Demirbasch (Eisenkopf) auf, wie die Türken ihn nannten. Er ließ dem Sultan sagen, „er werde bleiben, so lang es ihm gefalle, und er wolle sehen, wer ihn forttreibe." Er verschanzte sich in seinem Lager. Da kam türkische Miliz, ihn mit Gewalt zu entfernen. Er tobt wie unsinnig und gibt nochmaliger Aufforderung kein Gehör; darauf schießen die Türken sein Lager zusammen. Er verrammelt sich noch in seinem Hause, und als die Türken dasselbe in Brand stecken, macht er einen wüthenden Ausfall und tödtet ihrer eine Menge. Erst dann wird er überwältigt, als er in Folge seiner sich verwickelnden Sporen niederfällt, 12. Febr. 1713.

Von den Türken entwaffnet, ward Karl nach Demotika bei Adrianopel gebracht. Daselbst legte er sich zu Bette und lag 10 Monate lang, ohne aufzustehen. Die Türken betrachteten ihn mit Ehrfurcht und ließen ihn liegen. Mit verwunderlichem Edelmuthe versah der Sultan ihn auch jetzt noch mit Lebensunterhalt, und von einem Fortschaffen war keine Rede mehr. Karl würde auch kaum gewichen sein, wenn die Nachricht nicht eingelaufen wäre, „daß der schwedische Adel wegen seines Ausbleibens den Thron für erledigt ansehe." Hier sprang er aus dem Bette und verkündigte seinen Entschluß, heimreisen zu wollen. Darüber war der Sultan hocherfreut und schenkte ihm zum Valet ein goldgesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenem Griff, acht arabische Pferde 2c.

Am 1. Okt. 1714 brach er aus der Türkei auf, nachdem er fünf Jahre nutzlos darin zugebracht. Ein glänzendes Geleite ehrte ihn bis zur Grenze. Sofort trennte er sich von seinem Gefolge und nun gieng's im Saus durch die Länder. Unter dem Namen Karl Frisch, von Einem Offizier begleitet, jagte er, Tag und Nacht zu Pferde, über Wien, Nürnberg und Braunschweig gen Stralsund. Nach 16 Tagen langte er 23. Nov. Nachts 1 Uhr in seinem treuen Stralsund an, wo man

ihn Morgens mit Jubel begrüßte. Indessen standen seine Sachen überaus schlecht. Der von ihm entthronte August war längst auf den Thron Polens zurückgekehrt, den ihm der schwache Stanislaus ohne Kampf überließ. Die Russen hatten zu Ingermanland alle schwedischen Besitzungen jenseits der Ostsee erobert, einen Gebietsumfang so groß als das eigentliche Schweden; ihre Flotte aber hatte Aug. 1714 bei den Alandsinseln die schwedische glänzend besiegt. Ebenso hatten die Dänen fast alle seine deutschen Besitzungen weggenommen. Dazu stand bereits ein vierter Feind gegen ihn, Hannover, welchem Dänemark die eroberten Stifte Bremen und Verden mit der Bedingung verkauft hatte, am Kriege gegen Schweden theilzunehmen. Dennoch machte sich der Starrsinnige und Ungestüme gleich noch einen fünften Feind. Es hatte nämlich inzwischen die schwedische Regierung die wichtige pommersche Festung Stettin, um sie vor den Feinden zu retten, an Preußen in Sequestration übergeben, d. i. in einstweilige Bewahrung. Karl forderte sie von Stralsund aus sogleich zurück. Preußen zeigte sich willfährig, begehrte jedoch Vergütung. Statt diese zu gewähren, griff Karl alsbald die preußische Besatzung auf der Insel Usedom an und rief damit einen weitern Feind in's Feld.

Im Herbste 1715 lagerten sich Preußen, Sachsen, Dänen und Hannoveraner um Stralsund her, und wie standhaft es der König vertheidigte, es war nicht zu halten. Also brach er auf, 19. Dez. 1715, und fuhr in einem Fischerboote, dem man im Eise Bahn hauen mußte, nach seinem Schweden hinüber, wo er kühl empfangen ward. Nun aber nahmen ihm diesseits die Verbündeten alles noch Uebrige weg, so daß er kein deutsches Stück Erde mehr besaß. Karl blieb ungebeugt. Er gedachte sich mit Norwegen zu entschädigen, dem damals zu Dänemark gehörigen Königreich. Ein erstmaliger Versuch, es in Besitz zu nehmen, 1716, mißlang nach viel Strapaze und Kampf. a. 1718 erneuerte er das Unternehmen, indem er 27,000 Mann in zwei Zügen über das Gebirge gehen ließ. Den einen Zug, welcher gegen Drontheim gieng, führte Armfeld, der aber bei einbrechendem Winter umkehren mußte und auf den schauerlichen Eishöhen fast seine ganze Mannschaft verlor. Den andern Heerestheil führte er selbst südlicher auf Frederikshald zu. Unter mindern Beschwerden gelangte er auch an diese norwegische Festung, schloß sie ein und eröffnete die Laufgräben. Am 11. Dez. verließ er Abends das Lager, um die Arbeiten an den Gräben zu besehen. Er lehnte sich über eine Brustwehr und sah den Schanzern zu. Bald aber fand man ihn an der Brustwehr liegend, die rechte Hand am Degen, den Kopf von einer Musketenkugel durchschossen. Der Verdacht, daß der mißvergnügte Adel ihn wegräumen ließ, scheint unbegründet.

Das Heer gieng sogleich zurück. Die schwedische Krone erbte Karl's Schwester Ulrike Eleonore, welche dieselbe mit Bewilligung des Reichsrathes ihrem Gatten, dem Erbprinzen Friedrich von Hessenkassel überließ. Indessen drückte die Adelspartei die königliche Gewalt tief herab. Eigentlich führte der Reichsrath jetzt das Regiment. Dieser fühlte die Nothwendigkeit, für den tief erschöpften Staat einen allseitigen Frieden zu erlangen. Aber nur sehr allmählich kam derselbe mit allen Feinden zu Stande, und zwar im Hauptsächlichen folgendermaßen: Hannover behielt Bremen und Verden und zahlte dagegen an Schweden 1 Million Thlr. An Preußen wurde Stettin mit Vorpommern abgetreten gegen 2 Mill. Thlr. Dänemark bekam ausschließlich den hocheinträglichen Zoll im Sunde, gab aber seine Eroberungen heraus. Rußland gewann, im Frieden zu Nystadt 1721, am allermeisten; es behielt Livland, Esthland und Ingermanland und noch einen Theil von Karelien und Finland; den Rest gab es dem alten Besitzer zurück nebst zwei Mill. Thlr.

Wie sehr geschmälert ist nun aber das mächtige Schweden! Es ist von seiner hohen Bedeutung unter den europäischen Staaten für immer herabgestürzt! Dafür hat Rußland die Macht im Norden und Osten Europa's, und an Preußen ist das Protektorat über die protestantische Kirche übergegangen.

§ 4. Peter's letzte Zeit.

Ueber diesen Frieden war der Zar ausnehmend erfreut, also daß er ihn durch Wohlthaten verherrlichen wollte. Er erließ allen seinen Unterthanen die rückständigen Abgaben, machte alle gefangensitzenden Schuldner frei und begnadigte alle Verbrecher mit Ausnahme der Mörder. In Bewunderung seiner Erfolge nannten ihn seine Russen „den Großen, den Vater des Vaterlands." Auch bat ihn die oberste Staatsbehörde, den Namen Kaiser zu führen. Seitdem hört der amtliche Titel „Zar" auf.

Am Pfingstfeste 1703 hatte Peter in dem eroberten Ingermanlande den Grundstein zu seinem Petersburg gelegt. Er erbaute es am Ausflusse der Newa auf morastigem Boden, welcher erst durch aufgetragene Erde erhöht werden mußte. Leibeigene aus allen Theilen des Reichs mußten zu Hunderttausenden Tag und Nacht daran arbeiten und in wenigen Jahren stand eine beträchtliche Stadt da. Sofort kommandirte er eine Menge Adelige, Kaufleute und Handwerker aus dem ganzen Reiche zusammen, sich mit ihren Familien daselbst niederzulassen. Die Stadt wuchs unter seiner Fürsorge gewaltig fort, und mit der Zeit zu einer der ersten Prachtstädte der Welt heran. Schon 1718 zählte sie 40,000 Häuser. Er erhob sie zur Kaiserresidenz.

Peter sorgte ohne Unterlaß für das Aufblühen seines gesamten Staates. Er führte fremde Schafzucht ein, errichtete Leinwandfabriken, Papiermühlen, Stückgießereien ꝛc., ließ einen Kanal zur Verbindung der zwei großen Ströme Don und Wolga und andere Kanäle graben, baute die Sibirischen Bergwerke an. An die Stelle des alten Bojarenhofs, der bis 1711 noch das oberste Reichsgericht bildete, setzte er einen Senat von lauter juridisch-tüchtigen Beamten, die nicht einmal adelig zu sein brauchten. Gouverneure aber, die Geschenke nahmen, ließ er henken, rädern oder erst auf dem Schaffot begnadigen. Die oberste kirchliche Gewalt, welche bisher der Patriarch zu Moskau übte, übertrug er 1720 einem „heiligen Synod" und machte sich zu dessen Präsidenten. Der Zar kann kein Dogma ändern, aber in Fragen kirchlicher Disciplin und Regierung ist er „oberster Richter."

Zwischen seinen ernsten Bestrebungen und vornehmlich in winterlichen Tagen stellte er auch Lustbarkeiten an, oft recht lärmende, ausgelassene, ja so tolle, wie man sie von dem Civilisator einer rohen Nation nimmer hätte erwarten sollen. a. 1716 unternahm er in Begleitung seiner geliebten Katharina eine zweite Reise ins Ausland. Er besuchte Dänemark und Holland, wo er überall ein paar Monate blieb und sich mit noch ungestilltem Wissensdrange weitere Kenntnisse einsammelte, und gieng dann nach Frankreich. In Paris hielt er sich sechs Wochen auf, beschauend alle Merkwürdigkeiten der Wunderstadt. Den siebenjährigen Ludwig XV. nahm er auf die Arme, küßte ihn und sprach: „Sire, mögen Sie wohl aufwachsen und löblich regieren! Mit der Zeit werden wir einander vielleicht brauchen können." Ueber Berlin kehrte er 1717 heim.

An Peters letzte Reise knüpfte sich das unglückliche Schicksal seines Sohnes erster Ehe, Alexei. Dieser war ihm mißfällig, weil derselbe, gekränkt von der Verstoßung seiner Mutter, dem Vater nie zuneigte und, fest mit der altrussischen Partei zusammenhaltend, der westeuropäischen Cultur beharrlich widerstrebte. Bei Peters Abreise stellte sich Alexei schwer erkrankt; kaum jedoch wußte er den Vater fort, so feierte er dessen Entfernung mit einem lustigen Trinkgelage. Das erfuhr Peter noch auf der Reise; entrüstet forderte er ihn nach Kopenhagen. Alexei aber floh vor seinem Zorn bis nach Neapel. Allein der heimkehrende Vater bewirkte seine Auslieferung und ließ sodann ein Gericht über ihn halten, das ihn zum Tode verurtheilte. Er starb wohl an den Folgen der Folterung, 1718, nachdem er sich mit dem Vater, wie dieser verkündigte, noch ausgesöhnt hatte. Seine Anhänger wurden grausam hingerichtet.

Katharina's Kinder starben jung bis auf zwei Töchter: Anna, welche sich an einen Herzog von Holstein vermählte, und Elisabeth, von der wir noch hören werden. Katharina wußte sich ganz in ihren Gemahl zu schicken und sich ihm un-

entbehrlich zu machen. Er ließ die ehemalige Dienstmagd 1724 noch als Kaiserin krönen. Bis an sein Ende arbeitete er mit rastloser Anstrengung an der inneren Hebung seines Reichs und strebte auch fortwährend nach Erweiterung der Grenzen desselben. In Person bekriegte er den Schah von Persien, eroberte Derbent und nahm ihm einen Theil seiner kaukasischen Lande, 1722—23. In seinen zwei letzten Lebensjahren litt er viel: geistig durch die quälende Vorstellung, wie sein so mühsam aufgerichtetes Civilisationswerk nach ihm durch die Altrussen wieder könnte zerstört werden, körperlich an einer Blasenkrankheit, die er sich durch unmäßigen Genuß von Branntwein zugezogen hatte. Trotz dieses Uebels schonte er sich nie. Einst strandete ein Schiff; er sprang ins Wasser, es flott machen zu helfen; hiebei erkältete er sich und in Folge davon starb er, den 8. Februar 1725.

Ins innere Leben des Christenthums ist Peter nie gedrungen. Doch war er ein bedeutendes Werkzeug der Vorsehung, das barbarische Rußland zunächst auf eine höhere Stufe menschlicher Bildung zu heben. Diese Aufgabe seines Lebens, die Einführung seines Volkes unter die Völker Europa's, hat er erreicht, wenn er auch in Manchem, wie in seiner Vorliebe für Heer und Marine, sich vergriff. Er hat die Machtfülle seines Reichs erhöht, es blieb aber die innere Rechtslosigkeit und der Antrieb zu Krieg und Eroberung. Die Willkür der Selbstherrschaft aber vollendete er 1722 durch den Ukas, welcher den Kaiser seinen Nachfolger bestimmen läßt.

Da er ohne Testament starb, erhob Mentschikoff Katharina I., 1725—27, auf den Thron und blieb ihr Minister, Rathgeber und Freund. Ihr folgte Peter II., ein Sohn Alexei's, 1727—30. Von seinem Günstling, dem Fürsten Dolgorukij, bewogen, schickte dieser den allmächtigen Mentschikoff nach dem kalten Sibirien in die Verbannung. — Mit Peter II. starb der Mannsstamm des Romanow'schen Hauses aus und kam der weibliche auf den Thron, zunächst Anna, des blödsinnigen Iwans Tochter, verwitwete Herzogin von Kurland, 1730—40. Für sie führte ein Biron das Regiment, welcher alle Dolgorukij stürzte, einige hinrichten, die andern nach Sibirien transportiren ließ. — Auf Anna folgte Iwan IV., Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig und einer andern russischen Prinzessin Anna. Er war aber erst ein paar Monate alt. Für ihn herrschte anfangs Herzog Biron fort, wurde aber schnell von dem Feldmarschall Münnich gestürzt und in die Verbannung gejagt. Alsbald folgte eine Empörung gegen den einjährigen Iwan selbst. Er wurde entthront und Elisabeth, die bisher übergangene Tochter Peter I., auf den kaiserlichen Stuhl gesetzt, 1741. Der tapfere Münnich, welcher die wichtige Festung Asow den Türken wieder entrissen hatte, mußte jetzt auch nach Sibirien.

§ 5. Deutschland vor Friedrich II.

Es sieht sich trüb an! Zertrennung im Kirchlichen und Politischen, Uebermuth von oben, Noth und Jammer unten ꝛc. Die religiöse Spaltung ist geblieben. Die eine Hälfte Deutschlands war durch die Jesuiten nur desto fester ins römische Wesen gefangen, die andere in Lutheraner und Reformirte getrennt. Zwar wurden in dieser Zeit Versuche zu kirchlicher Einigung gemacht. Eine Union der beiden protestantischen Parteien lag namentlich den preußischen Regenten stark an, welche, selbst reformirt, über meist lutherische Unterthanen herrschten; aber alle ihre Bestrebungen schlugen fehl. Auch sogar eine Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten wurde betrieben, insonderheit von der Universität Helmstädt, wo Georg Calixt († 1656) den confessionellen Gegensatz als minder bedeutend beseitigen wollte, aber dafür arg verschrieen wurde. Da zwischen den drei Kirchen ein wesentlicher Unterschied in der Lehre stattfindet, so konnte eine wirkliche Vereinigung nicht anders zu Stande kommen als so, daß jeder Theil in der Lehre etwas nachgab oder daß zwei Theile zur Konfession des dritten übertraten. Aber etwas nach-

geben wollten wenigstens die Katholiken und Lutheraner nicht, und übertreten zu einer andern wollte keine Partei. Einerseits war es denn bei solchen Umständen ein Glück, daß keine Union bewerkstelligt ward, weil es ja doch eine bloß äußerliche gewesen wäre; anderseits aber bestand eben die Zerrissenheit des theuern Vaterlands im Höchsten fort. — Noch größer war die politische Zerrissenheit, die Uneinigkeit der mehr als 300 größern und kleinern Reichsstände unter einander, welche nur noch an einem dünnen Faden zusammenhiengen, den sie gelegentlich abschnellten, um sich mit schmählichem Stricke Fremden anzukoppeln. Jemehr sie zunahm, desto tiefer mußte Macht und Ansehen des deutschen Reiches sinken.

Der zeitliche Wohlstand konnte seit dem dreißigjährigen Kriege im Allgemeinen keinen rechten Aufschwung gewinnen; ja es gieng rückwärts damit. Wo blieben die herrlichen Reichsstädte des 15. Jahrhunderts? Sie hatten ihren glänzenden Wohlstand vornehmlich durch den Handel erworben; aber dieser verfiel in Deutschland immer mehr. Holland und England zogen ihn an sich. Bremen und Hamburg waren noch berühmte Handelsstädte, aber die Binnenstädte, auch das einst so blühende Augsburg und Nürnberg, kamen immer weiter herunter. Aller Aufschwung und Verkehr war durch die kleinlichsten Schranken gehemmt. Wohl erfand ein Freund von Leibniz, der Hugenotte Papin in Kassel die Dampfmaschine, und ein erstes Dampfschiff schwamm 1707 auf der Fulda nach Minden, von wo es die Weser hinab nach London fahren sollte. Aber von der Schiffergilde angehalten, wurde es als Contrebande confiscirt und zerstört, Papin selbst von neidischen Professoren vertrieben. Alles mahnte von Neuerungen und Wagnissen ab.

Die Bürgerschaft der Städte und die Landleute verarmten in Folge des Druckes von Seite ihrer Fürsten und Herren. Die Unterthanen hatten es furchtbar schlecht. Ihre Gebieter, deren Verschwendung von der Ludwigszeit an immer wachsend fortgieng, legten ihnen zur Bestreitung ihrer vielen Ausgaben doppelte, ja dreifache Steuern auf, wozu noch die stets vermehrten Frohndienste, auch wohl gewaltsame Beraubungen kamen. Niemand durfte gegen Härte, schreiende Ungerechtigkeit oder Mißhandlung den Mund aufthun. — Das Leben an den Höfen war mit wenigen Ausnahmen (namentlich machte der brandenburgische eine solche) zum Entsetzen heillos geworden, und die ihrem Volke vorangehen sollten mit dem Bilde eines edlern Wesens und Wandels, gaben das schlimmste Beispiel. Die Fürsten mit dem Schwarm ihrer Kavaliere um sie her lebten in unerhörter Ueppigkeit. Sie hielten Feste über Feste, welche Schweiß und Blut ihrer Unterthanen verzehrten. Schwelgerische Tafeln, Weingelage, Theaterbesuch, Reiterstücke, Jagdherrlichkeit ꝛc., das war ihre Regentenlust und Sorge. Zu ihren Treibjagden wurden ganze Dörfer aufgeboten von jeder Arbeit weg; bei ihren Hetzjagden verfolgte der sausende Reiterzug auch über grünende Saatfelder hinweg das edle Wild, bis es zu Tode gehetzt war. So vergnügten sich die Fürsten, während häufig Günstlinge für sie regierten, oder ihre Mätressen oder Juden.

Wie sah es nur am ersten Hof, dem kaiserlichen, aus? Karl VI. (S. 625) war ein engherziger, eigensinniger Mann, der noch 1724 mit Spanien einen Bund schloß zur Bekämpfung der Türken und Protestanten. Um seine Person her waltete eine langweilige spanische Förmlichkeit und durfte die Sünde nicht in roher Gestalt auftreten. Aber doch herrschte eine erstaunliche Verschwendung und grause Unordnung. Er hatte ein ganzes Heer von wohl besoldeten Hofbeamten, und der Aufwand in der Kaiserburg war ungeheuer; „täglich wurden für das Bad der Kaiserin 12 Eimer Wein verrechnet und 2 Fässer Tokayer zum Erweichen des Brotes für ihre Papageien." Der Wein floß natürlich größtentheils in den Schlund, oder das Geld dafür in den Säckel der Beamten, die Unterschleif trieben vom Obersten bis zum Untersten hinab.

Am Hofe Maximilians II. von Bayern (S. 621) gieng alles französisch und so liederlich her, daß es seine Gemahlin, eine Tochter Sobiesky's, nicht länger ertragen konnte und sich in die Stille eines katholischen Frommlebens zurückzog. Max war zugleich

Statthalter der spanischen Niederlande und hielt sich meistens in Brüssel auf, wo er in einem ewigen Taumel lebte und für seine Mätressen und 1200 Pferde ungeheure Summen verschwendete, so daß ihm aus seinem Bayern dreifache Steuern nachgeschickt werden mußten. Sein Nachfolger Karl Albrecht (1726—46) hielt nebst vielen Mätressen unzählige Hunde, welche besser speisten als seine Bauern, und führte, um sich Geld zu verschaffen, das verderbliche Lottospiel ein. — Unter dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg (1693—1733) regierte seine Mätresse Grävenitz. Die verkaufte Aemter, Privilegien, Domänen 2c. und ließ bei jeder Gelegenheit um schweres Geld strafen. Der Zustand im Lande wurde so erbärmlich, daß 1717 die erste große Auswanderung der Württemberger nach Amerika erfolgte. Bei ihrem abscheulichen Regiment hatte die Dirne noch die Frechheit, zu verlangen, daß sie in's Kirchengebet eingeschlossen werde. Dem widerstand aber doch der Prälat J. Osiander, indem er sprach: „Wir beten schon alle Tage für Sie, nämlich in der letzten Bitte des Vaterunsers.“ Herzog Karl Alexander (1733—37) war schon vor seinem Regierungsantritt katholisch geworden, denn in dieser Zeit traten mehrere protestantische Fürsten zur römischen Kirche über, wo sie leichter mit ihrer Sündenschuld fertig zu werden hofften. Dieser machte seinen Hofjuden zum allmächtigen Rath, daß derselbe das Land auf die raffinirteste und schamloseste Weise auspreßte. Zum Glück machte der plötzliche Tod des Herzogs Württemberg von dem Juden und von der Gefahr frei, katholisirt zu werden. Sein Sohn Karl trieb es am buntesten mit verschwenderischem, ausschweifendem Leben, da mit Bauten, Festen und Treibjagden der Schweiß der Unterthanen vergeudet wurde (Fig. 213). —



Fig. 213. Jagdvergnügen süddeutscher Fürsten.

Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach übertraf, was viel sagen will, an Unzucht jenen August II. (S. 621). — Friedrich von Gotha, berüchtigt durch den blutlosen Krieg mit Meiningen 1747, der sich wegen des Vortritts zweier Hofdamen entspann, trieb auch den scheußlichen Menschenhandel, indem er Tausende seiner Landeskinder an den Kaiser 1733, und 1744 an die Holländer zu Soldaten verkaufte. Landgraf Karl I. hatte damit angefangen, indem er 1000 Hessen an Venedig 1687, dann 9000 an die Seemächte, 12,000 an Georg I. 2c. vermiethete und gute Geschäfte damit machte. Wilhelm VIII. ließ sogar 1743 je 6000 Hessen an beide kriegführende Mächte ab, so daß Hesse gegen Hesse stand. — Karl Wilhelm Friedrich von Ansbach († 1757) hieß mit Recht „der wilde“ Markgraf. Einst forderte er zu Gunzenhausen der Wache

vor seinem Schlosse das Gewehr ab. Der Spießbürger gab es ehrerbietig her. Da ließ ihn der Markgraf als einen feigen Soldaten an den Schweif eines Pferdes binden und durch die Schwemme reiten bis er starb. — „Seit 1½ Jahrhunderten," klagt der wackere J. J. Moser, „behandeln die protestantischen Fürsten die Religion nur wie ihre Garderobe."

Die geistlichen Höfe blieben an Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit nicht hinter den weltlichen zurück, überboten sie öfters noch darin. Die Erzbischöfe, Bischöfe, Fürstäbte, diese Nachfolger der armen Apostel, fuhren in stolzen Karossen mit sechs Hengsten daher, jagten mit ihren Domherren unter Hörnerklang und Rüdengeheul, Halloh und Hussah in den Forsten, schwelgten daheim auf seidenen Polstern an den leckersten Tafeln. Ihre Keller strotzten von den edelsten Weinen, und darum nannten sie dieselben lästerlich: Gottvaterkeller, Gottsohnkeller, Heiligergeistkeller!! Von ihren weiteren Wollüsten nicht zu reden. Erzbischof Clemens von Köln, Max II. Bruder, schlemmte und praßte wie dieser.

Auch in der Fastenzeit wurden 20 Schüsseln vor ihm aufgetragen. In Frankreich begieng er Gemeinheiten, „über die selbst die Franzosen erstaunten!" Johann Philipp von Schönborn, Bischof von Würzburg, führte ein wahres Schandleben, gegen das ein Pater Horn zu eifern sich gedrungen fühlte, der dafür in tiefem Kerker 20 Jahre lang bis zu seinem Tode büßte. Der Erzbischof von Salzburg hatte die prächtigsten Lustschlösser und Lustgärten mit Wasserkünsten und Statuen nackter Göttinnen.

Das von oben ausgehende ärgerliche Exempel konnte nicht ohne schädliche Wirkung nach abwärts bleiben. Vornehmlich wurde der Adel von dem heillosen Leben der Fürsten ergriffen, das er ja an den Höfen mitmachte. Aber auch dem Bürger und Bauernstande theilte sich dasselbe schon in etwas mit. Es litt der ehrbare Bürgersinn namentlich in den Residenzstädten beim abstumpfenden Anblick der höfischen Ausschweifungen; und das Landvolk wurde vielfach noch durch die Noth wie zur Unredlichkeit, so zu unordentlichem Wandel verleitet.

Uebrigens müssen wir uns im Ganzen Gottseligkeit und Ehrbarkeit beim Volke immer noch weit besser vorstellen, als es damit in unsern Tagen steht. Evangelischerseits fand doch noch allgemein treues Festhalten am Worte Gottes statt, und außer fleißigem Kirchenbesuch auch regelmäßige Hausandacht mit Lesen der heil. Schrift und anderer trefflicher Erbauungsbücher, daran unsere Kirche so einen reichen Schatz und Segen hat. In den Städten sang noch der Handwerker geistliche Lieder zu seiner Arbeit, wie auf dem Lande der Bauer hinter dem Pfluge her. Ob's auch etwa bei den Mehrsten nicht tiefer gieng, es war doch etwas Heiligschönes, Freude am Göttlichen Pflegendes, Gottesfurcht Haltendes. Zeugen von der damaligen bessern Zucht sind die Taufbücher, welche noch wenige uneheliche Geburten enthalten, ferner die frischen, saubern Wanderlieder der Handwerksburschen, die heutzutage so entsetzlich unflätig zu reden und zu singen pflegen, und die weitverbreitete Sitte, Gefallene nicht nur im Gotteshause von der ehrbaren Jugend abzusondern, sondern auch von den öffentlichen Vergnügungen auszuschließen. Es war dazumal in den obersten Lebenskreisen eine überaus elende Zeit; aber was wenigstens unser evangelisches Volk betrifft, haben wir immer noch Ursache, uns an ihr zu schämen. Von dem Württemberger J. A. Bengel (VII. § 2) gieng doch schon ein frischer Sinn für's Studium der heil. Schrift aus, welcher namentlich die große Hoffnung der Kirche neu belebte.

Nun noch zwei edle Erscheinungen dieser Zeit!

§ 6. Die evangelischen Salzburger.

In das erhaben schöne Gebirgsland Salzburg war schon zur Reformationszeit Licht eingedrungen: die Herrlichkeit des Glaubens lebte auch dort auf gegenüber dem trostlosen Werkwesen. Es entstand ganz im Stillen eine Gemeinschaft, welche sich aus Luthers Bibel und seinen Schriften erbaute. Aber die Priester witterten sie aus, und schon 1685 erhob sich im Teffregger Thale eine grausame Verfolgung Evangelischgesinnter, und es wurden nach vielen Quälungen über 1000 derselben ausgetrieben, wobei man die Kinder von ihren Eltern wegriß und zurückbehielt, um sie im römischen Glauben zu erziehen. Unter diesen Erstlingsverbannten befand sich

der berühmte Bergmann und Gottesgelehrte Joseph Schaidberger, welcher in Nürnberg Aufnahme fand, wo er noch lange in Frieden, Ehren und Segen lebte und seinen „Evangelischen Sendbrief" drucken ließ, aus dem wir uns heute noch trösten und stärken.

Damit war aber der evangelische Glaube im Salzburger Lande nicht ausgerottet. Es blieb ein „Same" zurück und wuchs im Stillen fort und also mächtig breitete er sich aus, daß sich ein ganz besonderes Werk des Geistes kund gab. Die Zahl der im Herzen Evangelischgewordenen nahm unter diesem kräftigen und redlichen Bergvolke außerordentlich zu. Sie hielten sich aber sehr geheim. Sie versammelten sich im Schatten der Nacht an abgelegenen Orten, in Höhlen und Klüften zum evangelischen Gottesdienst. Daheim lasen sie ganz im Verborgenen die Bibel, Luthers und Arnds Bücher und beteten leise im Geiste der Kindschaft. Aeußerlich hielten sie sich lange noch zur katholischen Kirche, freilich mit widerstrebendem Herzen. Als sie aber endlich von ihrem Gewissen gedrungen anfiengen, sich vom Gottesdienst der römischen Kirche zurückzuziehen, wurden ihrer viele entdeckt und mannigfach geplagt.

a. 1727 wurde Leop. Ant. von Firmian Erzbischof von Salzburg, ein gelehrter, auch lustiger Herr. Dieser und sein Kanzler Räll wollten „die Ketzerei" darin alles Ernstes unterdrücken. Zunächst mußten Scharen von bayrischen Jesuiten, welche sich Bußprediger nannten, das Land durchziehen. Sie drangen bei Tag und Nacht in die Häuser der Verdächtigen ein, stellten Examina mit ihnen an, durchstöberten alle Winkel nach evangelischen Büchern 2c. Wer als ketzerisch erkannt ward und sich durch die Bußpredigt nicht bekehren ließ, der wurde hart gestraft um Geld, mit Prügeln, Krummschließen, Gefängniß 2c. Dazu wurde er öffentlich von der Kanzel dem Teufel übergeben, und wenn er starb, außerhalb des Kirchhofs verscharrt. Aber alle Arbeit der Jesuiten und alle Strafmittel richteten nichts aus. Mit sehr wenigen Ausnahmen blieben die Evangelischen fest an ihrem heiligen, Lust und Leid der Welt überwindenden Glauben. Sie klagten in Regensburg, wo die evangelischen Gesandten ein Einsehen verlangten. Da setzte nun der Kanzler eine Commission ein, zu sehen, wie viele doch vom Glauben abgefallen seien.

Man redete freundlich mit den Leuten, ließ ihnen sogar die Hoffnung auf Religionsfreiheit schimmern; sie sollten nur frei mit ihrer Meinung hervortreten. Da gieng den ehrlichen Leuten Herz und Mund auf und siehe, in 3 Tagen gaben sich 20,678 als evangelisch an, deren Namen und Vermögen Räll sorgfältig aufschrieb; denn der Mann hatte es auch dabei auf seinen Profit abgesehen. Am 30. Juli 1731 erließ der Erzbischof eine ungewöhnlich gnädige Verordnung, die gründliche Untersuchung aller Beschwerden verhieß. Doch gieng er von seinem Vorsatz, die Ketzerei im Lande auszurotten, nicht ab, wollte nur erst die gefährlichsten Punkte militärisch besetzen lassen. Die Gefahr blieb aber den Bedrohten nicht verborgen.

Diese traten zu einem großen Bunde zusammen. Am 5. Aug. 1731 stiegen gegen 100 Abgeordnete von allen Seiten in die Schwarzach herab. Sie entblößen ihre Häupter und beten. Dann schwören sie, daß sie „am rechten, evangelischen Glauben im Leben und Sterben aushalten und in ihrem gemeinsamen Elend sich brüderliche Liebe und Treue beweisen wollen." In der Mitte steht ein großes Salzfaß; sie tauchen ihre Finger hinein und verschlucken das Salz. Ihr Bund sollte ein Salzbund (2 Chron. 13, 5 unverweslich) sein. Hierauf beriethen sie, was sie thun wollten, und zunächst schickten sie Gesandte an den Kaiser und an die protestantischen Fürsten Deutschlands mit der Bitte, sich ihrer anzunehmen.

Diese, insonderheit der König von Preußen, nahmen sich ihrer bei Kaiser und Reich mit Eifer an; aber siehe nun die Bosheit! Der Erzbischof bezeichnete sie als Rebellen, obschon sie doch immer davon abstanden, sich selbst Hilfe zu schaffen, ihre Waffen wegnehmen, ihre Häupter aus ihrer Mitte wegführen und in tiefe Kerker werfen ließen ohne Widersetzlichkeit. Der Kaiser aber glaubte an die Rebellion, weil sein Manifest vom 26. Aug., das den Salzburgern Erledigung ihrer Beschwerden verhieß, vom Erzbischof unterschlagen

wurde und also unbeantwortet blieb. So schickte er auf Ansuchen des Erzbischofs Dragoner in's Gebirge, die Rebellion zu dämpfen. Da diese zu mild verfuhren, wurden gutkatholische Kürassiere nachgeschickt. Diese quartierten sich bei den Evangelischen ein, fluchten und tobten, zehrten und plünderten sie aus, mißhandelten sie entsetzlich, banden und überlieferten sie den Gefängnissen, welche ganz voll wurden von den Unglücklichen. Sie aber hielten treu aus bei ihrem Glauben, der ihnen ein besseres Theil jenseits dieser trübseligen Welt verbürgte.

Nunmehr beantwortete der Erzbischof die Forderungen der evang. Stände durch sein Emigrationsmanifest vom 31. Okt. Aus dem Auswanderungsrecht (S. 597)



Fig. 214. Aufnahme der vertriebenen Salzburger in Preußen.

machte er eine grausame Auswanderungspflicht. Man stellte ihm vor, wie sehr der Abgang so vieler der arbeitsamsten Unterthanen zum Schaden seines Staates gereichen würde; aber er sprach im Rausche: „Ich will keine Ketzer im Lande haben und

wenn auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wüchsen!" Noch ein letzter Versuch, die Abgefallenen zu bekehren. Neue Scharen von Jesuiten durchzogen lockend und drohend das Land. Schändliche Schreckmittel brauchte man, köpfte hölzerne Figuren in Armensündergewändern unter den Löchern der Gefangenen u. s. w. Dann aber sollten alle Abtrünnigen ohne unbewegliches Eigenthum in acht Tagen, alle mit solchem binnen drei Monaten das Land räumen.

Nach dem westfälischen Frieden mußte Allen Duldung im Lande oder zum freien Abzug eine Frist von drei Jahren gewährt werden. Allein daran band sich der Erzbischof nicht, „weil sie ja keine gewöhnlichen Convertiten, sondern Empörer seien." Nun denket euch die Noth der armen Leute, der Winter vor der Thür und fort in die Welt, ohne zu wissen wohin! Sie brachten darum an den Erzbischof die inständige Bitte, er wolle doch allen die Frist bis zum Frühling verlängern. Auf Gewährung dieses so bescheidenen Begehrens hofften sie auch sicher und giengen beruhigt wieder an ihr Geschäft. Aber plötzlich, 24. Nov., sprengen die kaiserlichen Reiter unter wildem Geschrei in's Gericht S. Johann ein, um dem erzbischöflichen Befehl zum Vollzug zu verhelfen. Das war der Beginn eines allgemeinen Angriffs im Gebirge. Die Unangesessenen, Knechte, Mägde &c., werden fortgetrieben, wo sie sind, auf dem Weg, auf dem Felde, wie sie sind, ohne Geld, ohne Kleid; erst 800, dann 500, im Jan. und Febr. 2500! Aber als nur der erste Schrecken vorüber ist, kommt auf einmal ein höherer Geist über sie; ganze Dörfer stehen freiwillig auf zur Auswanderung, große Haufen schreiten durch Sturm und Schneegestöber dahin, alles will fort. Jetzt müssen die Soldaten zurücktreiben, daß die Hauptstadt unten nicht auf einmal überschwemmt werde. 23. April 1732 wurde der letzte Termin.

So zogen sie denn hin, unsere theuern salzburgischen Glaubensgenossen, unter Hohn und Spott von Soldaten, Priestern und römischem Volk, ausgepreßt, arm und leer an irdischem Gut fast alle, doch mit einer Glaubensfreudigkeit, die viel stärker war als all ihr Schmerz. Weh that ihnen freilich der Abschied von der lieben Heimat der Väter, dem Land der herrlichen Berge, Wasserfälle, grünen Almen und traulichen Thäler. Was sie aber am tiefsten schmerzte, das war wieder der schändliche Kinderraub. An tausend Kinder wurden den Eltern mit Gewalt entrissen, um sie im Lande zu behalten und katholisch zu erziehen. Mehrere der Kleinen entsprangen jedoch und bettelten sich ihren Eltern nach bis zur Ostsee. Es wanderten gegen 30,000 aus; denn im Sturme der Bewegung schloßen sich noch viele bis dahin Unentschiedene an. Unterwegs wurden sie noch viel gehöhnt und geschimpft. Als sie aber evangelischen Boden betraten, welch ein Wechsel!

Glockengeläute bei ihrem Nahen in allen Orten, freudiges Entgegeneilen, ehrerbietige innigste Begrüßung der edlen Märtyrer. Man streitet sich um sie, welche zu beherbergen, versieht sie überflüssig mit allen Bedürfnissen, schenkt ihnen Bibeln, predigt ihnen in den Kirchen. Sie aber kommen an die Orte singend: Ein' feste Burg ist unser Gott &c. und gehen von dannen singend: Sei Lob und Ehr &c., Befiehl du deine Wege &c., tief demüthig bleibend und dankbar gegen Gott und Menschen. In der Emigrantenkasse zu Regensburg waren doch 888,381 Gulden zusammengeflossen. Ein Theil der Auswanderer begab sich nach Holland und Nordamerika, 20694 aber nach Preußen, wo sie die ihnen von dem Soldatenkönige (S. 635) angewiesenen Wohnplätze in Preußisch-Litauen einnahmen, alle mögliche Unterstützung zum Anbau und Steuerfreiheit auf neun Jahre empfiengen, dafür aber auch die treusten Unterthanen und schon mit ihrem Gebete ein Segen für's Land wurden. Dort lebten sie in evangelischer Freiheit und gelangten bei redlichem Fleiße bald zu zeitlichem Wohlstand. — Der Erzbischof hatte aber seine besten Unterthanen verloren; sein Land war weithin verödet und „Dornen und Disteln wuchsen auf den Feldern." Indessen empfieng er Lob vom Papste und den Titel Excellenz, der Ausgezeichnete. Wir haben (S. 662) gesehen, worin er sich ausgezeichnet hat. (Zu gleicher Zeit wurden auch im Oesterreichischen die noch vorhandenen heimlichen Protestanten verfolgt, z. E. im Salzkammergute 1500 gleichfalls heuchlerischerweise durch Verheißung der Religionsfreiheit ausgeforscht, dann von Soldaten aufgehoben und nach Siebenbürgen transportirt.)

§ 7. Die Brüdergemeinde.

Noch eine liebliche Erscheinung auf geistlichem Gebiete! Am 26. Mai 1700 wurde vornehmen Eltern zu Dresden ein Sohn geboren, durch welchen Gott, wie durch Spener, seine Kirche mit Segen heimsuchen wollte. Es ist Nikolaus Ludwig, Graf von Zinzendorf. Der schöne Knabe voll Verstand und Wißbegierde zeigte frühe ein innig frommes Gemüth, verbunden mit der lebhaftesten Phantasie.

Er schrieb, kaum der Buchstaben kundig, Briefchen an seinen lieben Heiland und ließ sie zu ihm durchs Fenster hinausfliegen. Von seinem zehnten Jahre an war er im Franke'schen Pädagogium (S. 638), wo sein christlicher Sinn die reichste Nahrung empfieng. Zu Wittenberg vollendete er seine Studien; er studirte die Rechte, aber zugleich Theologie: das Christenthum blieb ihm stets die Hauptsache. Drauf machte er Reisen durch Holland, Frankreich und die Schweiz, auf denen er besonders die Bekanntschaft christlicher Gelehrten und frommer Christen suchte. Heimgekehrt arbeitete er als Rath bei der Regierung zu Dresden, doch nur kurze Zeit; dann gab er sich ganz dem Berufe hin, zu welchem ihn der Herr auserseheu hatte.

Im Anblick einerseits des bittern Streites zwischen Lutheranern und Reformirten, der doch die Grundlehre von der Rechtfertigung des Sünders durch das Verdienst des Heilandes nicht betraf, anderseits des greulichen Lebens am Dresdener Hofe, das ihn mit Abscheu erfüllte, drang es ihn, eine Gemeinschaft zu stiften, in welcher man das Hauptgewicht auf den Versöhnungstod des Gottmenschen legen sollte, dem sich derselbe mit einer Liebe unterzogen, die das ganze Herz zur Gegenliebe und zu einem neuen Leben nach seinem Bilde ergreift. Diese Gemeinschaft sollte denn in jener Liebe und Eintracht zusammenleben, welche der Herr das Kennzeichen seiner Jüngerschaft nennt. Nun hatten sich a. 1722 verfolgte Böhmisch-Mährische Brüder (S. 442) auf seiner Herrschaft Berthelsdorf in der Oberlausitz eingefunden und er hatte ihnen gestattet, daß sie sich am sog. Hutberge ansiedelten. Der mährische Zimmermann Christian David schlug zuerst seine Axt in einen Baum mit den Worten: „Hier hat der Vogel sein Haus funden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" Die Brüder nannten den gegründeten Ort zum Zeichen, daß sie auf die Hut ihres himmlischen Herrn vertrauten, „Herrnhut". Mit dieser Herrnhuter „Brüdergemeinde", deren alter Name auch bezeichnend für seine neue Schöpfung klang, begann Zinzendorf sein Vorhaben in's Werk zu setzen; er stiftete mit ihr eine „erneuerte Brüdergemeinde" 1727. Er stellte eine ausführliche Gemeindeverfassung auf, in welcher er jedoch das Meiste von der böhmisch-mährischen Kirchenordnung beibehielt.



Fig. 215. Graf von Zinzendorf.

Was den Glauben und das Leben anbelangt, so sollten alle nur unverrückt auf das Lamm Gottes schauen, ihm dankbar anhangen und in seiner Liebe als lebendige Glieder seines Leibes recht brüderlich und schwesterlich beisammen sein. Die Gemeinschaft eröffnete Zinzendorf als eine Freistätte für alle nach Frieden und einem höhern Leben sich sehnenden

Seelen. Und es nahmen viele daran Theil, Lutheraner und Reformirte, außer den böhmisch-mährischen Brüdern, die in frischen Zügen herüberkamen. Er begehrte von den sich Anschließenden keinen Austritt aus ihrem bisherigen Kirchenverbande. — Es erhob sich aber Anfechtung. Den größten Zorn über diese heilige Gemeine verspürte der unheilige sächsische Minister Brühl, der den Grafen sogar des Landes verwies. Er durfte jedoch zurückkehren, da der König von Preußen ihn kennen lernte und in Schutz nahm. Indessen fand sein Werk anfangs auch von Seite lutherischer Theologen, und wahrhaft frommer Männer darunter, heftigen Widerspruch. Und allerdings war die Vermischung der Confessionen dabei bedenklich; so hatte auch das Wesen der Gemeine seine „Extravaganzen", wie sie Zinzendorf später selbst erkannte, insonderheit gab sich dieselbe anfänglich einer gewissen Gefühlsschwärmerei hin. Allein eben diese Angriffe auf sie bewirkten, daß sie sich ernüchterte und von den Extravaganzen frei zu machen suchte. Sie sah auch ein, daß die Unbestimmtheit hinsichtlich der Confession nicht bleiben könnte, und erklärte sich öffentlich zur unveränderten Augsburgischen Confession, so daß sie als ein Theil unserer lutherischen Kirche, nur mit eigener Verfassung, zu betrachten ist. — Zinzendorf umfaßte sein Werk mit ganzem Herzen und beschloß selbst in den geistlichen Stand zu treten, um es besser fördern zu können. Er ließ sich auf der Universität Tübingen prüfen und wurde von der theologischen Fakultät unter die lutherische Geistlichkeit aufgenommen. Jetzt (1737) trat er als evangelischer Bischof an die Spitze der Gemeinde; unter ihm arbeiteten Presbyter (Geistliche und Laien), Diakonen und Diakonissen. Es lag ihm aber nebst dem innern Ausbau der Gemeinde vornehmlich auch die Ausbreitung ihres Geistes und Lebens mächtig an. Hiezu reiste er vielfältig umher und sandte auch häufige Boten aus, welche bis zu den Heiden giengen. Er selbst fuhr zweimal nach Amerika unter die Wilden hinein. Und unter Christen und Heiden gewannen die Brüder zahlreiche Anhänger.

So lange Zinzendorf lebte, regierte er den Verein selbst und besorgte dessen Angelegenheiten mit unermüdlichem Eifer. Er starb 1760. Nun wurde der gelehrte Spangenberg Bischof, der eine nochmalige „Läuterung" der Gemeinde bewerkstelligte. Aber nach Zinzendorf haben nicht mehr die Bischöfe, sondern eine Aeltestenkonferenz (in Berthelsdorf) die Oberleitung, und alle zehn Jahre tritt eine Synode zusammen, bei welcher die höchste Kirchengewalt ist und die immer eine neue Direktion (Aeltestenkonferenz) wählt.

Die Brüdergemeinde hielt fest am Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und in seiner Gemeinschaft führte sie ein stilles Friedensleben und ihre Glieder wandelten in schöner Zucht. Und sie beteten nicht bloß viel, sie arbeiteten auch rüstig; und ihre Fabrikate fanden den besten Absatz, Herrnhuter Ware galt als solide Ware, man wußte, daß man bei ihnen in keiner Weise übervortheilt werde. Die Brüder breiteten sich in Deutschland, Holland, England, Dänemark, Schweden, Rußland, Grönland, Nord- und Südamerika mit Westindien und in Südafrika aus, bis die Zahl ihrer Mitglieder sich fast auf eine halbe Million belief. Was auch an dieser werthen Genossenschaft noch zu tadeln sein mag, sie lebt doch im innersten Heiligthume des Glaubens. Sie war auch bestimmt, in der Zeit des Unglaubens das goldene Kleinod des Christenthums, die Lehre vom Versöhnungstode Jesu Christi, zu bewahren. Es sei noch bemerkt, daß Zinzendorf überaus zarte und innige Lieder, wie: „Jesu, geh voran", „Mit einem tiefen Sehnen", und wieder hoch erhabene, wie: „Geist des Herrn, Morgenstern" gedichtet hat.

Zu seiner Zeit und von seiner Thätigkeit angeregt traten auch in der bischöflichen Kirche mächtige Prediger eines lebendigen Christenthums, Wesley († 1791) und Whitefield († 1770) auf und erweckten viele todte Herzen, in England und noch mehr in Nordamerika, wo ihre Anhänger, die Methodisten, jetzt die mächtigste Kirche bilden.

Anfangs wollten sie bloß eine innig verbundene, streng organisirte Gesellschaft innerhalb der anglikanischen Kirche sein, aber die Hemmungen, welche ihre Reiseprediger von der anglikanischen Geistlichkeit erfuhren, und der Drang der Ausbreitung, welcher sie beseelte, führten zur Trennung. Wesley ordinirte a. 1784 Bischöfe für die amerikanischen Gesellschaften und gab den britischen eine Verfassung, welche der jährlich zusammentretenden Predigerconferenz unbeschränkte Gewalt über die Arbeiter einräumte.

VI. Kampf der zwei größten deutschen Mächte.

Das Haus Habsburg, innehabend nun drei Jahrhunderte ununterbrochen fort die deutsche Kaiserwürde, war bisher weitaus die größte Macht in Deutschland. Jetzt aber erhob sich eine andere deutsche Macht, ein großer König, siegreich gegen dasselbe, und die Darstellung ihres Kampfes bildet den Hauptinhalt dieses Abschnittes.

§ 1. Maria Theresia in Oesterreich.

Kaiser Karl VI. war der einzige noch übrige Mannssprosse des Habsburgischen Hauses. Ihn bekümmerte der Gedanke, daß sein gewaltiges Besitzthum nach seinem Tode auseinanderfallen könnte. Darum stiftete er ein Hausgesetz, die „pragmatische



Fig. 216. Maria Theresia.

Sanktion“, kraft welcher „alle zur österreichischen Monarchie gehörigen Gebiete in und außer Deutschland jederzeit ungetheilt beisammen bleiben und in Ermanglung

männlicher Descendenz auf die weibliche vererben sollten." Demnach sollte die Gesamtmonarchie auf seine Tochter Maria Theresia übergehen, auch das Kurland Böhmen, das nach den Reichsgesetzen nie auf Weiber kommen durfte. Dieser Erbbestimmung Anerkennung zu verschaffen, machte er sich zur Hauptaufgabe seines Lebens.

Die Stände seiner Lande erklärten sich alle nach einander damit einverstanden. Nicht so leicht aber gelang es ihm bei den andern Mächten. Mehrere davon legten Widerspruch ein, der sogar 1734 in den sog. „pragmatischen Krieg" übergieng, und nur mit großen Opfern und auf Kosten des deutschen Reichs konnte er allgemeine Zustimmung erkaufen. England und Holland zu lieb hob er die von ihm errichtete Ostindische Handelsgesellschaft zu Ostende wieder auf. Frankreich zu Gefallen trat 1735 der Gemahl seiner Tochter, Herzog Franz Stephan von Lothringen, sein Herzogthum an den vormaligen Polenkönig Stanislaus Lesczinsky (S. 653), den Schwiegervater Ludwig's XV., und zwar mit der Bestimmung ab, daß es nach dessen Tod an Frankreich fallen sollte. (Stanislaus † 1766 und seitdem war das uralt deutsche Lothringen französisch!) Das Alles, ohne das deutsche Reich nur zu fragen. Franz Stephan erhielt dafür die Anwartschaft auf Toscana, das ein letzter Mediceer beherrschte. (Dieser † 1737, da denn das Haus Lothringen nach Toscana wanderte.) Um Spanien geneigt zu machen, überließ der Kaiser das schöne Neapel und Sicilien an den spanischen Prinzen Don Karlos, der es während des pragmatischen Kriegs erobert hatte; doch wurde ausgemacht, daß die Kronen Spanien und Neapel niemals auf Einem Haupte vereinigt werden dürften. Endlich, 1738, hatte die pragmatische Sanktion bei den größern Staaten allgemeine Giltigkeit erlangt. Dessen war Karl trotz aller Opfer von Herzen froh und legte sich, 20. Okt. 1740, ruhiger in des Todes Arm. Mit ihm erlosch der Habsburgische Mannsstamm, nachdem derselbe Deutschland 15 Kaiser gegeben. Und also trat Maria Theresia die bedeutend geschmälerte, indessen immer noch überaus umfangreiche österreichische Monarchie an.

Sie war 23 Jahre alt, eine hochgewachsene und sehr schöne Frau, freundlichen, gütigen Herzens, doch dabei starken Geistes, eine heroische Frau, einsichtig auch, thätig und treu besorgt für ihre Unterthanen, eine würdige, treffliche Regentin. Aber sie hatte einen sehr schweren Anfang. Die Staatskasse war leer, das Heer schwach, und trotz der pragmatischen Sanktion sah sie sich gleich von einer Menge Feinde bedroht, die sich in ihr Erbe theilen wollten. Man könnte sagen, sie fielen wie Habichte über die junge Fürstin hinein, wenn nicht doch der Eine oder Andere etwas mehr als bloßes Räuberrecht dabei gehabt hätte. Traun aber, der österreichische Staat würde sich aufgelöst haben, wäre diese Frau nicht ein Mann gewesen über viele ihrer Vorgänger. Lernen wir auch den Gegner näher kennen, den Maria Theresia am meisten zu fürchten hatte.

§ 2. Friedrich II. von Preußen.

Vier Monate früher hatte Friedrich II. in Preußen die Regierung angetreten, der älteste Sohn des Soldatenkönigs (S. 635), geb. 1712. Ein wunderschönes Kind mit großen leuchtenden blauen Augen, das frühe die seltensten Talente entwickelte. Mit seinem scharfen Verstand verband sich ein feuriges Wesen und fester Wille.

Seine erste Erziehung besorgte eine aus Frankreich geflüchtete Protestantin, Frau von Rocoulles, welcher der Vater das Geschäft aus einer gewissen Pietät übergeben zu haben scheint, da sie es bei ihm selbst schon in seiner Kindheit versehen hatte. Diese Dame zog ihn nach Vorschrift äußerst einfach in Nahrung und Sitte auf; in ihrem Umgange aber gewann er, ganz gegen des Vaters Sinn, eine Vorliebe für die französische Sprache, die er zeitlebens behielt. Vom achten Jahre an kam er unter die Leitung zweier hoher Offiziere. Was man ihm zu lernen gab, faßte er mit dem offensten Geiste auf; es war aber nicht zu viel. Mit den alten Sprachen beschwerte man ihn gar nicht. Unter seinen Lehrern schloß er sich am engsten an den Franzosen Jandun an, der ihn in der Geschichte unterwies und mit der französischen Literatur bekannt machte. Er hatte eine außer-

ordentliche Begierde, schöne Bücher zu lesen und er las lauter französische, deren leichter und witziger Ton ihn anzog. Sein Vater trug auch Sorge, daß er gründlichen Unterricht in der Religion empfieng. Allein der Hofprediger versah es, indem er ihm zwar die ganze reformirte Glaubenslehre vortrug und fest in's Gedächtniß pfropfte, aber nicht das lebendige Wort Gottes seinem Herzen nahe brachte. So weckte der Unterricht in ihm keine Neigung zur Religion.

Nachdem Friedrich 15 Jahre zurückgelegt hatte, nahm ihn der Vater unter seine unmittelbare Aufsicht. Der wohlmeinende, rauhe Mann behandelte ihn sehr streng. Bald reihte er ihn in sein geliebtes Militär ein, wozu der Sohn wohl selbst Neigung fühlte, ohne sich doch zu solch einem forschen Soldaten anzulassen, wie ihn der Vater wünschte. Und in andern Stücken wollte er seinem Bilde gar nicht ähnlich werden; er zeigte keine Lust mit ihm in die Tabaksstube, auf die Jagd zu gehen ꝛc. „Fritz" hatte eine anderes Wesen, er neigte stark zum Leichtsinn. Der König war ungehalten, daß er so viel über Büchern saß, daß er so viel Geld brauchte, sogar Schulden machte, und daß er keinen festen Christenglauben verrieth. Er machte ihm deßhalb häufige und die bittersten Vorwürfe. Verletzt davon ließ sich Friedrich gegen Andere in öftere Klagen über die Despotie des Vaters aus, spottete sogar gelegentlich über dessen Liebhabereien, was dem Könige wieder zu Ohren kam und ihm nur desto härtere Behandlung zuzog. So entstand eine tiefe Kluft zwischen beiden.

Ueberdrüssig des steten Gescholtenwerdens bemühte sich Fritz zuletzt, sein Treiben den Blicken des Vaters zu entziehen, und gab sich nur desto mehr einem leichtfertigen Leben hin. Er schloß Freundschaft mit einem Lieutenant v. Katte, welcher ihn noch weiter in die französische Literatur und gar in französische Liederlichkeit hineinführte. Als der König hinter seine Sünden kam, mißhandelte er ihn. Die Härte des Vaters erzeugte in ihm den Entschluß zu fliehen und bis auf günstigere Zeit am Englischen Hofe bei Georg II., seiner Mutter Bruder, zu weilen. Gelegenheit bot eine Reise an den Rhein, die er mit dem Vater machen durfte. Mit seinem Katte entwarf er den Plan zur Flucht. Der Page Keith wurde in's Geheimniß gezogen und beauftragt, bei Steinfurth Pferde bereit zu halten. Fritz geht 4. Aug. 1730 Nachts hinaus, wird aber verfolgt, ehe die Pferde kommen, und muß zurück. In Frankfurt erhält der König einen aufgefangenen Brief des Sohns an Lieut. Katte und geräth in schrecklichen Zorn, schlägt den Sohn und verhört ihn dann in Wesel, schilt ihn einen feigen Ausreißer, ja zieht den Degen gegen ihn; doch fällt ihm General Mosel in den Arm, bittend, ihn statt des Kronprinzen zu erstechen. Der König erklärt, Fritz müsse als Deserteur abgeurtheilt werden; und ein solcher hatte den Tod verwirkt. Es gab Lärm darüber durch die Lande hin; befreundete Fürsten verwendeten sich für das bedrohte Leben des Kronprinzen. Das Kriegsgericht überließ dem Vater, „den Kronprinzen nach seiner wiederholten wehmüthigen Reubezeugung anzusehen," verurtheilte aber Katte zu ewigem Festungsarrest. Ein Machtspruch des Monarchen gebot dessen Enthauptung. Fritz ward auf die Festung Küstrin in strenge Haft gebracht. Und 6. Nov. 1730 ward an seinem vergitterten Fenster sein Freund Katte vorbeigeführt, dem er noch zurief: je vous demande mille pardons, und fast vor seinen Augen enthauptet. Das machte einen entsetzlichen Eindruck auf ihn, der Zeit seines Lebens nicht vergieng. Wochen lang erhielt er kein Buch außer Bibel und Gesangbuch. Tief gebeugt las er darin, unterhielt sich auch gerne mit dem Feldprediger Müller, der ihn allein besuchen durfte, und nahm seine Ermahnungen, diese Züchtigung zu seiner Besserung zu benützen, willig an. Die Strafe wirkte heilsam. Er bereute die Irrwege seiner Jugend, auch seinen Trotz gegen den Vater und gelobte heilig, demselben hinfüro ein gehorsamer Sohn sein zu wollen. Nun mußte er in der Kanzlei zu Küstrin arbeiten, und da er sich sehr wohl hielt, verzieh ihm der Vater. Bei der ersten Zusammenkunft (Aug. 1731) sprach derselbe ganz milde zu ihm: „Warum feindest du mich denn an, da ich nur für dich sorge und schaffe?" Das ergriff den Sohn so sehr, daß er ihm zu Füßen fiel und um Vergebung bat. Nunmehr war zwischen beiden alles gut.

Darnach bestimmte ihm der König die liebenswürdige Elisabeth von Braunschweig zur Gemahlin. Friedrich ergab sich in den väterlichen Willen und heiratete sie, 1733. Er behandelte sie achtungsvoll, obwohl er seit 1744 getrennt von

ihr lebte und nur mit ihr korrespondirte. Für ein häusliches Leben war er nicht geartet.

Nun kaufte ihm sein Vater 1734 das Schloß Rheinsberg bei Ruppin. Hier lebte er frei nach den Wünschen seines Herzens. Er beschäftigte sich mit der wirthschaftlichen Verbesserung seines Gutes, mit militärischen Uebungen und mit Wissenschaft und Kunst. Sein lebhafter Geist trieb ihn zu beständiger Thätigkeit; um auch die Nacht zur Arbeit benützen zu können, wollte er sich den Schlaf mit starkem Kaffee ganz vertreiben, allein nach etlichen Tagen schlief er am Tische ein, worauf er sich wieder ein bescheidenes Maß, fünf Stunden täglich, gönnte. Er las alle berühmten französischen Bücher philosophischen und poetischen Inhalts, aber den Adel der deutschen Sprache und die bessern deutschen Schriftsteller lernte er nie kennen; darum verachtete er die Muttersprache und die Geisteserzeugnisse darin bis an sein Ende. Dagegen las er fast alle Werke der Griechen und Römer, freilich in französischen Uebersetzungen, welche elend genug waren. Auch im lebendigen Umgange wollte er sich bilden; darum sammelte er geist- und kunstreiche Männer um sich, mit denen er auf's lebendigste verkehrte, und setzte sich in Briefwechsel mit auswärtigen „großen Geistern". Am fleißigsten korrespondirte er mit einem Franzosen Voltaire, dessen unheimliche Bekanntschaft wir noch machen müssen. Dieser „größte Geist" seines Jahrhunderts bezauberte mit seinen witzigen Gedanken und seiner geschliffenen Sprache alle Welt, auch den Kronprinzen zu seinem bittern Schaden. Denn durch Voltaire's Schriften und Briefe verfiel derselbe mehr und mehr dem Unglauben, wiewohl er nie so weit als der Franzose gieng und seit Küstrin tugendhaft zu sein sich bestrebte.

Friedrich's ausnehmender geistiger Rührigkeit lag ein natürlicher Trieb zu Grunde, sich allseitig auszubilden, dann die redliche Absicht, die erworbene Tüchtigkeit inskünftige zum Besten seines Staates zu verwenden, allerdings aber auch Ruhmsucht. Ehrgeiz hatte gewiß einen bedeutenden Antheil daran, daß er selbst schriftstellerte. Er verfertigte namentlich viel Gedichte, mittelmäßige, in denen sich doch eine löbliche Sittlichkeit und insonderheit ein zartes Gefühl für Freundschaft ausspricht. Er verfaßte auch politische und historische Schriften, welche etwas besser gerathen sind. In seinem „Antimachiavell" zeichnet er das Hochbild eines Regenten, welches selbst zu erreichen er ein glühendes Verlangen trug; derselbe sollte nicht Herr, sondern Diener seiner Unterthanen sein. Aber neben der redlich gewollten Beglückung von diesen dachte er doch auch schon an eine höhere Machtstellung Preußens, die nur durch Krieg bewirkt werden konnte. Und der Kriegsruhm selbst schon reizte ihn. Bereits erkannte seine Umgebung, „er werde dem Vater des Vaterlands auch den Helden hinzufügen."

Er hatte sich vorgenommen, von allen Vorurtheilen frei zu bleiben, jederzeit nach strenger Vernunft zu handeln und bei seinen nach reiflicher Ueberlegung gefaßten Beschlüssen unerschütterlich zu beharren. Er war großmüthig, freigebig, gefühlvoll für fremdes Unglück und Ungerechtigkeiten empörten ihn. Uebrigens hatte er eine starke Anlage zur Satire, die er sich später etwas abgewöhnte, obwohl auch da noch genug beißende Scherze aus seinem Munde kamen. Seine Wahrhaftigkeit war im Ganzen großartig.

Sein Vater starb, auch vom Sohne aufrichtig betrauert, 31. Mai 1740. Diesem hinterließ er ein glückliches, aber weitzertheiltes Land von 2½ Mill. Einwohner, einen Schatz von 28 Mill. Mark und 72,000 Truppen; er warnte noch den Sohn, Oesterreich weniger zu trauen als er selbst gethan. Fritz bestieg unter allgemeiner Freude und Hoffnung den erledigten Thron. Die würdevolle Ansprache, welche er bei seinem Regierungsantritt an seine Generale und Räthe hielt, erfüllte dieselben mit Bewunderung. Darin erklärte er, daß er wirklich und redlich das Haupt des Staates sein, für die ganze Gemeinschaft sehen, denken und handeln und ihr alle Vortheile verschaffen wolle, die zu errreichen möglich sei. Den Hof, dessen Gestalt ihm allzudürftig erschien, richtete er wieder etwas nobler ein, ohne doch dem Luxus zu huldigen. Seine Freunde, die sich im Unglücke seiner angenommen, zog er ehrend hervor; allen Feinden vergab er. Vom Vater sprach er stets mit Ehr-

erbietung und Dankbarkeit; er hatte ihm in der That viel zu danken. Für seine Unterthanen jeglichen Standes zeigte er gleich rege Sorgfalt. Nach dem strengen Winter herrschte große Noth im Lande; sogleich ließ er die Magazine des Staates öffnen und überall Korn wohlfeil verkaufen. Er gab allen seinen Beamten strenge Weisung, mit ihren Untergebenen „menschlich" umzugehen.


Fig. 217. Friedrich II.

Es galt, die unter seinem Vater ganz verfallene Akademie der Wissenschaften wieder aufzurichten; er berief den Mathematiker Maupertuis als Präsident derselben und zog viele sogenannte „freisinnige" Gelehrte aus fremden Ländern dazu herbei. Dann durchreiste er alle Provinzen, wo man die freudigsten Huldigungen darbrachte. Zurückgekehrt widmete er sich gänzlich den Regierungsgeschäften mit rastloser Thätigkeit.

§ 3. Der Krieg um die Habsburgische Erbschaft.

Das Haus Brandenburg hatte alte Erbansprüche auf vier Schlesische Fürstenthümer, Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Nach dem Ableben Karl VI. forderte Friedrich II. von Maria Theresia diese Fürstenthümer, wobei er ihr für den Fall geneigter Abtretung seinen vollen Beistand zur Bekämpfung aller Mächte versprach, die ihr Erbe antasten sollten. Da ein barsches Nein von Wien einlief, rückte er schnell mit 30,000 Mann in Schlesien ein, 15. Dez. 1740, und begann den sog. ersten Schlesischen Krieg.

Friedrich hatte den Grafen von Schwerin bei sich, einen feinen und frommen Mann, der unter Eugen und Marlborough seine Schule gemacht. Den alten Dessauer, den eigentlichen Bildner des preußischen Heeres, hatte er zu dessen bitterem Leid nicht mitgenommen, daß man nicht sage, „er sei mit seinem Hofmeister ausgezogen." Die Oesterreicher waren auf solch einen behenden Angriff nicht gefaßt, und Friedrich eroberte mit leichter Mühe den größten Theil von Schlesien. Die verfolgten Evangelischen fielen ihm mit Freuden zu; aber auch die Katholischen gaben sich geduldig unter seine Herrschaft, da er Allen ungestörte Religionsübung zusagte, Keines Person und Eigenthum von seinen Soldaten verletzen ließ und alle Bedürfnisse derselben baar bezahlte. Indessen rafften die Oesterreicher ihre Kräfte zusammen und 1741 erschien ein Heer unter Graf Neipperg, welcher vor Begierde brannte, „den preußischen Fürsten zum Apoll und den neun Musen zurückzujagen." Am 10. April entspann sich beim Dorfe Mollwitz ein sehr hitziger Kampf.

Es war Friedrichs erste Schlacht und sie wollte unglücklich verlaufen! Schon war die preußische Reiterei geworfen; der König verlor die Fassung und hielt die Schlacht für verloren. Da ermahnte ihn Schwerin mit dringenden Worten, sich zu entfernen, und ungern ritt er von dannen. Nun aber nahm der treffliche Schwerin seine ganze noch verfügbare Mannschaft zusammen und stürmte damit so ungestüm auf den Feind ein, daß derselbe zu weichen begann und endlich die Flucht gab. Auf die Freudenbotschaft

vom noch errungenen Siege kehrte der König, etwas beschämt, zum Schlachtfeld zurück und lobte den Feldherrn und das Heer.

Hatte Maria Theresia schon auf dieser Seite herbes Mißgeschick, so schien von andern her noch ein dunkleres Verhängniß über sie hereinbrechen zu wollen. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, bewarb sich nicht nur um die erledigte deutsche Kaiserkrone, welche sie so gerne auf dem Haupt ihres Gemahls Franz Stephan gesehen hätte, sondern er beanspruchte auch den größten Theil des Habsburgischen Erbes, das Erzherzogthum Oesterreich, Böhmen u. s. w., darum, daß er direkt von einer Habsburgerin, Anna, Tochter Kaisers Ferdinand I., abstamme; wenn einmal bei Habsburg auch die weibliche Linie erben solle, so sei sein Anrecht ein älteres als das der Maria Theresia. Frankreich bestärkte den Kurfürsten in seiner Anschauung aus altem Haß gegen Oesterreich und neuer Lust, Deutschland verwirren zu helfen. Ihrem Bündnisse trat Sachsen bei, das auch nach einem Stück von der Habsburgischen Herrschaft, etwa Mähren, gelüstete; Spanien und Sardinien schloßen sich an, um die übrigen italienischen Besitzungen Oesterreichs einzustecken. So viele Feinde bekam Maria Theresia; nur England hielt zu ihr und verhieß vorläufig Geldunterstützung.

Ende Juni 1741 drang der bayrische Kurfürst plötzlich in Oberösterreich ein, bemächtigte sich des Landes und ließ sich in Linz als Erzherzog huldigen. Zu gleicher Zeit bewegten sich die sächsischen Truppen nach der böhmischen Grenze und fluteten die Franzosen über den Rhein herüber. Zu Wien gerieth man in ungeheure Bestürzung. Feinde die Fülle und schon im Herzen des Staates, und kein Heer zur Abwehr als das Neippergische, welches ungleich gegen Preußen steht! Wohin um Hilfe sich wenden? Zu dem Volke, unter welchem ihr Ahn die Fleischbank von Eperies (S. 630) aufgerichtet, zu den Madscharen nimmt Maria Theresia ihre Zuflucht. Sie eilte mit dem Hof nach Ungarn und berief die Stände zu einem Reichstage in Preßburg, 11. Sept. 1741. In ungarischer Tracht, die Stephanskrone auf dem Haupt, mit einem ungarischen Säbel umgürtet, so trat die große, schöne Frau unter sie und hielt eine Rede, darin sie mit beredter Zunge ihre hilflose Lage schilderte. „Ich bin verlassen von aller Welt, eurer alten Treue, ihr Ungarn, und eurer bewährten Tapferkeit übergebe ich mich und mein armes Kind!“ Hier nahm sie ihr Josephlein auf den Arm und hielt es ihnen weinend hin. Da brach ein Sturm der Begeisterung los, alle riefen mit einem Munde: „Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia!“ und das Vivatrufen wollte kein Ende nehmen. 15,000 ungarische Ritter schwangen sich zu Rosse, Massen von Fußvolk scharten sich an, und sie brachen auf zu sterben für ihren König Maria Theresia!

Unterdessen hatte sich der bayrische Kurfürst nach Böhmen gewendet. Mit Beistand eines französischen Heeres nahm er Prag ein und ließ sich daselbst nun als König von Böhmen huldigen, 19. Dez. 1741. Gleich reiste er nach Frankfurt a. M. weiter, um sich dort die Kaiserkrone zu holen. Aber nun brausten auch schon die Ungarn heran, verstärkt durch Kroaten, Panduren und andres Volk, und warfen die Bayern und Franzosen aus Oesterreich hinaus. Ja sie wälzten sich sogar nach Bayern hinein, und während der Kurfürst in Frankfurt, vornehmlich durch den Einfluß Preußens und Frankreichs, zum Kaiser erwählt ward, 24. Jan. 1742, verwüsteten sie sein Bayerland erbärmlich, und an seinem Krönungstag, 13. Febr., waren sie schon in München. Uebrigens heißt der neue Kaiser: Karl VII., 1742—45. Er ist ein Wittelsbacher; aber von einer Habsburgerin herstammend ist er doch auch so gut habsburgisch Blut, als die Nachkommen Maria Theresia's, welche nachher wieder die deutsche Krone trugen.

Glückte es Maria Theresia gegen die Bayern und Franzosen, so doch gar nicht gegen den Preußenkönig. Dieser drang tief in ihr Gebiet ein und einmal streiften seine Husaren bis vier Meilen vor Wien. Am 17. Mai 1742 gewann er die Schlacht bei Chotusitz in Böhmen über den Prinzen Karl von Lothringen. Hier

entschied Friedrich, der nun schon Pulver gerochen, durch seine besonnene Leitung und namentlich durch einen geschickten Flankenangriff den Sieg über den ungleich stärkern Feind. Die von so Vielen bekämpfte Regentin erkannte, wie nöthig es sei, sich doch von diesem gefährlichen Gegner frei zu machen. Daher schloß sie, freilich unter bittersten Schmerzen, 28. Juni 1742 den von England vermittelten Breslauer Frieden, worin sie gegen einige Geldentschädigung Ober- und Niederschlesien abtrat. So endete der Erste schlesische Krieg. Preußen hatte ein Gebiet von 1,200,000 Einwohnern gewonnen und sich um ein ganzes Viertel vergrößert. Die Schlesier standen gern unter Friedrich, der sie sorglich schirmte und alles Mögliche zu ihrem Aufkommen that. Der siegreich heimkehrende König wurde mit Jubel empfangen.

Nach dem Preußen gebrachten Opfer gestalteten sich aber die Verhältnisse Maria Theresia's überaus gut. Sachsen zog sich freiwillig aus dem Bündnisse zurück. Ihre Truppen eroberten Prag wieder und warfen die bayrisch-französischen aus Böhmen hinaus. Der Kaiser, welcher April 1743 mit französischer Hilfe nach München zurückgekehrt war, mußte im Juni wiederum seiner Hauptstadt den Rücken kehren. Ja die hohe Frau von Wien erscheint in seinem Lande und läßt sich zu München als Herrin desselben huldigen. So gar wunderlich wechselt es auf Erden; Karl empfängt in Oesterreich und Böhmen, über ein ganz Kleines Maria Theresia in Bayern die Huldigung! Es kam zwar ein frisches Heer unter Herzog Noailles aus Frankreich herüber; allein es fand ein großes, aus englisch-hannövrischen und österreichisch-niederländischen Truppen zusammengesetztes gegen sich und wurde von diesem, 27. Juni 1743, bei Dettingen in Unterfranken so hart geschlagen, daß es sich eilends hinter den Rhein zurückzog, worauf der Prinz von Lothringen übersetzte und weithin streifte.

Durch solch günstige Ereignisse wuchs der Muth der edeln Fürstin hoch empor. Sie protestirte gegen die Kaiserwahl Karls VII. Sie schloß 13. Sept. 1743 zu Worms ein neues Bündniß mit England, dem sich Sardinien, bisheriger Feind, und Sachsen, auch Holland zugesellten, worin ihr sogar der Habsburger Besitzstand von 1739 garantirt wurde. Allein zu diesem gehörte ja auch das abgetretene Schlesien.

Friedrich konnte nur mit ernstesten Blicken auf das Wormser Bündniß hinsehen, welches offenbar seine schöne Errungenschaft gefährdete. Er hörte auch, wie man in Wien allgemein spreche, Schlesien müsse an seinen vorigen Herrn zurück! und wie dort manche sich erkühnten zu sagen, der preußische König müsse wieder zum Markgrafen von Brandenburg herabsteigen! Bei solcher Gefahr entschloß sich Friedrich, abermals die Waffen zu ergreifen. Es galt auch, den Kaiser zu schützen, den er mitgewählt und der ihn um Hilfe anrief.

So begann der Zweite Schlesische Krieg. Friedrich zog mit 80,000 Mann, Aug. 1744, nach Böhmen hinein. Anfangs gelang ihm alles auf's Beste; Prag ergab sich 16. Sept. Böhmen lag zu seinen Füßen. Aber das Blatt wendete sich. Maria Theresia rief den Prinzen von Lothringen aus dem Elsaß zurück. Er kam ungefolgt von den Franzosen, welche seit Dettingen einige Scheu vor Deutschland verspürten, zog noch andere Truppen an sich, vereinigte sich auch mit den Sachsen, griff so mit sehr starker Macht den König an und drängte ihn mit großem Verluste nach Schlesien zurück. Maria Theresia sieht dieses mit so heißen Schmerzen hingegebene Land schon wieder ihre; sie läßt ihren Feldherrn unverweilt in Oberschlesien einrücken und ermahnt ihn, die Preußen, wo sie sind, mit Heftigkeit anzugreifen. — Ihre Lage wurde noch günstiger. Karl VII., kaum wieder in das von Oesterreichern verlassene München zurückgekehrt, starb unerwartet schnell, 20. Jan. 1745, nachdem er während seiner kurzen Kaiserglorie meist außer der Heimat und kümmerlich von französischen Gnadengeldern gelebt hatte. Sein Nachfolger Max III. wollte nicht in Gefahr stehen, des Vaters Schicksal zu theilen, und schloß

darum 22. April 1745 den Frieden von Füßen, worin er gegen Verspruch, ungekränkt bei seinem bayrischen Besitzthum bleiben zu sollen, auf alles habsburgische Gut verzichtete und sich noch verband, dem Franz bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben. So konnte die hohe Frau sich desto mächtiger gegen Friedrich wenden.

Dieser befand sich in mißlichen Umständen. Oberschlesien ist schon von den Feinden besetzt, immer heftiger wird er von ihrer Uebermacht bedrängt und seine erschöpfte Kasse verbietet neue Rüstungen. Die Berliner befürchteten schon das Schlimmste. Der König aber blieb kaltblütig und traf mit Umsicht seine Maßregeln. Zum Glück hatte er seine Kavallerie bedeutend gehoben durch Helden wie Seidlitz und Zieten.

Einmal war Markgraf Karl mit einem preußischen Heerestheil von der Hauptarmee abgeschnitten. Da ihn nun der König durchaus zur Ausführung seiner Plane bedurfte, so gab er dem Zieten den verzweifelten Auftrag, sich mit seinem Husarenregimente mitten durch den Feind zu schlagen, „und wenn von seinen Leuten auch nur Ein Mann überbliebe, dem Markgrafen die Botschaft zu bringen, daß er um jeden Preis zum Hauptheer stoßen möchte.“ Der fromme Zieten gehorchte. Er ließ aber seine Husaren eine neue blaue Uniform, die sie erst bekommen hatten, anziehen, darin sie fast einem ungarischen Regimente glichen. So schließt er sich dann mit ihnen harmlos einer feindlichen Kolonne an, die eben seines Weges hinzieht, marschirt immer mit ihr fort, als ob er eben dazu gehörte, und kommt unangefochten bis in die Mitte der Feinde hinein. Hier wird er freilich erkannt und Geschrei ertönt: „Preußen! Zieten!“ Aber bei der feindlichen Verwirrung trabt er ruhig noch eine gute Strecke fort und endlich angegriffen haut er sich mit geringem Verluste vollends durch. Mit Staunen empfieng ihn der Markgraf. Auch diesem glückte es, sich zum König durchzuschlagen.

Uebrigens stand dessen Sache so, daß er einsah, nur eine Hauptschlacht könne ihn retten. Um Mitternacht brach er mit seinem vereinigten Heere von 70,000 Mann gegen die Feinde auf, welche 80,000 Mann stark bei Hohenfriedberg lagerten. Im Morgengrauen erreichte er sie, und unter furchtbarem Geschützesdonner griff er sogleich an. Von Morgens 4—10 Uhr währte der Kampf, da hat Friedrich einen der glorreichsten Siege errungen, durch seine Geschicklichkeit, noch viel mehr durch Gottes Hilfe. In allen Ortschaften umher, wo man die Schlacht brüllen hörte, lagen die Schlesier auf den Knieen und riefen Gott um Sieg für die Preußen an. Und der erhörte sie! In tausend Augen glänzten Dankesthränen; hoher Jubel überall, besonders in Breslau. An diesem 4. Juli 1745 verlor der Feind 5000 Todte, 7000 Gefangene, 60 Kanonen ꝛc. und Friedrich war wieder emporgestiegen. Das Blatt hatte sich abermals gewendet.

Nun machte England, dem sein Bündniß mit Oesterreich allgemach zu tief in den Seckel griff, für sich mit Preußen Frieden, und suchte auch seine andern Gegner zu solchem zu bewegen. Allein Maria Theresia erzürnte sich über dieses Ansinnen: „Lieber den Rock vom Leibe als Schlesien verlieren!“ Sie trieb den Prinzen von Lothringen an, noch eine Schlacht zu versuchen. Dieser griff am 30. Sept. bei Sorr unversehens mit 40,000 Mann den preußischen König an, welcher damals gerade nur 18,000 Mann bei sich hatte. Allein die wunderbare Tapferkeit der Preußen siegte auch hier; die Oesterreicher flohen unaufhaltsam, obwohl ihr Fürst Lobkowitz drei fliehende Kapitäne niederstieß. — Maria Theresia gab sich noch nicht. Hatte sie es doch dahin gebracht, daß ihr Gemahl von der Mehrzahl der Kurfürsten als Franz I. zum Kaiser gewählt worden war, 13. Sept. 1745. Ihr Haus muß mit der Kaiserkrone auch Schlesien wieder haben! Sie zitterte darnach! Mit großer Anstrengung betrieb sie neue Rüstungen, befeuerte Sachsen zu gleicher Kraftzusammennahme, und verabredete einen gleichzeitigen Einfall in's Herz des preußischen Staates. Aber Friedrich erhielt Kunde davon, ließ sofort die Pässe aus Böhmen besetzen und drang zuvorkommend mit seinem Hauptheere in Sachsen ein. Diesmal hatte er

auch den alten Dessauer mitgenommen. Alle Fibern des alten Helden zuckten. Er griff in Abwesenheit des Königs bei Kesselsdorf, 15. Dez. 1745, ein sächsisch-österreichisches Heer unter dem (sächsischen) Feldherrn Rutowsky an und errang den ruhmvollsten Sieg. Wie da die Preußen unter mörderischem Kartätschenfeuer beeiste Anhöhen erklommen und die Feinde oben würgten, fiengen, zerstreuten! Der Heldengreis war überglücklich, als sein König ihn mit entblößtem Haupte begrüßte, mit warmem Dank umarmte und sich von ihm auf dem Schlachtfeld herumführen ließ. Das war des „Hofmeisters" letzte Kriegsthat! Am nächsten Morgen zog Friedrich in Dresden ein. Der sächsische Hof mußte jetzt froh sein, einen linden Frieden erlangen zu können, und die erschütterte Maria Theresia säumte nicht, demselben beizutreten. Im Frieden von Dresden, 25. Dez. 1745, mußte Sachsen eine Million Thaler zahlen und Maria Theresia verzichtete abermals auf das zu Breslau abgetretene liebe Land, wogegen Friedrich ihren Gemahl als Kaiser anerkannte.

Triumphirend kehrte der Preußenkönig heim. Allenthalben wurde er mit unendlichem Frohlocken empfangen und zum erstenmal, aber aus Aller Munde, der Große genannt. Es war bemerkbar, wie von da an in den verschiedenen Bevölkerungen seines Staates das sich regte: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!"

Nunmehr hatte es Maria Theresia nur noch mit Frankreich und Spanien Wir sind kurz. Die Franzosen kämpften in Flandern unter ihrem Marschall Moriz von Sachsen, der ein natürlicher Sohn August's II. und so liederlich als sein Vater, aber ein auserlesener Feldherr war, anfangs sehr glücklich, siegten namentlich 11. Mai 1745 bei Fontenay über die Engländer, machten diesen auch durch einen Einfall des Prätendenten Karl Stuart in Schottland zu schaffen. Ebenso glückte es den vereinigten Franzosen und Spaniern in Italien. Als aber dort die Holländer und hier die Sardinier den Oesterreichern kräftigen Beistand leisteten, wich das Glück von ihren Gegnern. Endlich waren alle des so viel Blut und Geld kostenden Krieges müde, und als erst noch Rußland für Maria Theresia Partei ergriff und schon ein Heer zu ihren Gunsten in Bewegung setzte, da legten auch ihre letzten Feinde gern die Waffen nieder. Es wurde 18. Okt. 1748 der allgemeine Friede von Aachen geschlossen, welcher den Oesterreichischen Erbfolgekrieg beilegte. Maria Theresia trat nur noch wenige Stücke ab, Parma und Piacenza an den spanischen Prinzen Philipp (mit Rückfallsrecht an Oesterreich) und Tortona und Novara an Sardinien. Der Bestand ihrer Monarchie war also doch mit geringen Opfern gerettet.

Die große Frau herrschte noch über ein großes Reich im lieblichen Frieden, beglückt an der Seite ihres Gemahls Franz I., welcher die Kaiserkrone trug (1745—65). Somit haben wir von nun ab Lothringer auf dem deutschen Throne; wissen freilich von Franzens Kaiserwirksamkeit, wie von der seines Vorgängers, nichts zu sagen. Die deutschen Reichsstände ersparten ihm mit selbsteigenem Handeln sonderliche Regierungsbemühungen. Weil nun aber Maria Theresia ihren geliebten Gatten doch grundsätzlich an der Regierung ihrer Erbstaaten nicht Theil nehmen ließ, sondern dieselbe mit ihrem schlauen Minister Kaunitz allein besorgte, so hatte der gute Franz sehr wenig zu thun, und da er kaufmännisches Talent besaß, vertrieb er sich die Zeit mit Handelsgeschäften, die ihm ein hübsches Privatvermögen einbrachten.

§ 4. Friedrich II. im Frieden.

Für Friedrich währte die Friedenszeit 11 Jahre. Während derselben war er auf's ernstlichste bestrebt, seinen Staat zu heben und sein Volk glücklich zu machen. Der erste Feldherr seiner Tage erklärte es „als seinen wahren Beruf, für die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sorgen." Und er hat ihn erfüllt, so weit es der natürliche Mensch es vermag. Er war die leitende Seele des ganzen Staates und führte eine exemplarische Verwaltung. Ueberall herrschte strengste Ordnung; jeder Beamte mußte für das gemeine Beste unverdrossen thätig sein; keiner durfte sich die geringste Un-

redlichkeit zu Schulden kommen lassen; insonderheit wurde den Kassabeamten scharf auf die Finger gesehen; die Justiz mußte prompt und ohne Ansehen der Person vollzogen werden; jeder Stand ward gegen Beeinträchtigung von andern geschirmt. Kultur, Gewerbe, Handel wurden mächtig gefördert durch Anbau wüsten Landes, Anlegung vieler Dörfer, Anpflanzung von Waldungen, Einführung von Schaf- und Seidenzucht, Unterstützung des Fabrikwesens, Straßen- und Kanalbauten 2c. Sparsam im Allgemeinen, war der König für gute Zwecke äußerst freigebig. Er vergaß auch Kunst und Wissenschaft nicht, wovon die Berliner Bibliothek, ein Münz- und Antiken-kabinet 2c. Zeugniß geben. — Die Kirche hatte sich seiner besondern Gunst nicht zu erfreuen; denn von ihr erwartete er das Heil der Menschheit nicht. Doch schützte er die Gestifte bei ihren zeitlichen Rechten. Er gewährte allen ohne Unterschied religiöse Duldung, daher er auch die Jesuiten duldete. Bekannt ist sein Ausspruch: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden," worin offenbar eine gewisse Gleichstellung aller Glaubensweisen auch dem Werthe nach liegt. Es ist aber doch sehr die Frage, ob man nach jeder Façon wirklich selig wird, Joh. 14, 6. Dagegen muß gerühmt werden, daß er alte Mißbräuche abschaffte, wo er sie erkannte, z. B. die Tortur.

Seit 4 Jahrhunderten wurden die eines Verbrechens Verdächtigen, wenn sie leugneten, zur Erwirkung des Geständnisses grausam gefoltert, wobei viele Unschuldige sich schuldig gaben, um nur der unerträglichen Qual zu entkommen. Nun trug sich's zu, daß ein Kandidat zu Berlin der Ermordung einer Witwe, bei welcher er allein im Hause lebte, geziehen ward; und siehe, auf der Tortur gestand er sie ein. Seine Freunde aber eilten zum Minister Cocceji und betheuerten demselben seine Unschuld. Nunmehr wurde eine genauere Untersuchung vorgenommen und der beigezogene Scharfrichter bemerkte, daß die Witwe mit einem kunstgerechten Knoten erwürgt worden sei, den nur einer seines Handwerks gemacht haben könne. Sofort zog man ihre zwei Brüder ein, welche Scharfrichtersknechte waren, und sie bekannten ohne Tortur, daß sie die Schwester gemordet hätten, um zu erben. Cocceji brachte die Sache vor den König, und dieser hob auf der Stelle die abscheuliche Tortur auf. Dafür segnete man ihn in Preußen und andern Staaten, deren Regierungen seinem Beispiele folgten.

Wiewohl Friedrich in den Staatsangelegenheiten bis in's Kleinste eingriff, blieb ihm doch noch Zeit zu andern Beschäftigungen. Schon um 4 Uhr stand er auf. Zum Ankleiden und Frisiren brauchte er niemand. Sein erster Gang war — freilich nicht vor den Herrn — zum Schreibtische, wo er die eingelaufenen Papiere las. Darauf hörte er den Bericht der Adjutanten und ertheilte ihnen seine Befehle. Dann trank er Kaffee und blies Flöte, worin er es zur Virtuosität gebracht hatte. Sodann arbeitete er emsig mit seinen Kabinetsräthen, lange Stunden fort. Alle Eingaben erhielten Erwiderung, meistens eine schnelle und kurze, die er selbst mit ein paar Worten auf den Rand der Schriften zu setzen pflegte. Die übrige Zeit füllte er mit Bücherlesen und Briefschreiben aus. Schlag zwölf Uhr gieng es zur Tafel, welche mit feinen Speisen besetzt und mit geistreichen Gesprächen gewürzt ward. Er zog die gebildetsten Offiziere und Beamten, auch häufig Gelehrte dazu und leitete selbst die Unterhaltung. Nach Tisch im Kabinet, durchlas er nochmals und unterzeichnete die abgefaßten Briefe und Bescheide; besichtigte dann seine Gartenanlagen. Von 4—6 Uhr widmete er sich schriftstellerischen Arbeiten; 6—7 war Concert, wobei er selbst drei Soli blies; manchmal wurde dafür die Oper besucht. Hierauf folgte das Abendessen in ausgesuchter Gesellschaft und die munterste Conversation, oft tief in die Nacht hinein, wobei er seinen Witz in glänzender Weise spielen ließ. So sein Tageslauf, dem leider die religiöse Weihe fehlte, aber doch ein besserer als der der meisten damaligen Fürsten.

Auf seinen Reisen durch die Provinzen erkundigte sich Friedrich nach allen Zuständen und Bedürfnissen seiner Unterthanen. Es erfolgte augenblickliche Abhilfe oder Einzeichnungen in die Schreibtafel zu späterer. Gern redete er mit den gemeinen Leuten und treuherzig, daß ihnen selbst das Herz aufgieng. Was sie ihm klagten, hörte er gütig an und tröstete mit Wort und That. Besonders nahm er

sich der Bauern gegen harte Edelleute an. Darum ehrten und liebten ihn die Geringsten im Volke und nannten ihn ihren „Vater Fritz". Er war ganz der Mann des Volkes, obschon er daheim wenig mit ihm verkehrte. — Den größten Theil des Sommers zog er sich in die Einsamkeit seines Sanssouci (Ohnesorg) zurück, des schönen Lustschlosses, das er sich bei Berlin gebaut, wo er noch ungestörter den Regierungsgeschäften oblag und „im Schoße der Musen und Freundschaft seine glücklichsten Stunden verlebte." Indessen starben ihm seine besten Freunde frühzeitig weg und an anderen Genossen machte er bittere Erfahrungen.

Seit 1750 war Voltaire bei ihm, der ungläubige Franzose, ein Mensch auch im Aeußern abschreckend häßlich, fast einem Affen ähnlich. Friedrich gab ihm frei Quartier im Schlosse, freien Tisch, Equipage und noch 5000 Thlr. jährlichen Gehalt. Er war „entzückt" über den Erwerb dieses Mannes, welchen er „den bestorganisirten und anmuthsvollsten Geist" nannte, „den die Natur hervorgebracht." Aber der Freund zeigte sich bald sehr anmaßend und grob, in hohem Grade eitel, neidisch, lügnerisch und schmutzig habsüchtig. Also erkannte Friedrich bald, daß wenigstens dem Charakter seines Gastes alle gute Organisation und seinem Benehmen, wie seinem Gesichte, alle Anmuth abgehe. Nach einem heftigen Verdruß mit dem Könige wegen einer Schmähschrift, die er gegen den Präsidenten der Akademie hatte ausgehen lassen, kehrte Voltaire 1753 nach Frankreich zurück. Hiebei nahm er heimlich ein Heft noch ungedruckter Gedichte des Königs mit, welche er sofort zum Nutzen seines Seckels veröffentlichte. Auch erschien von dem rachsüchtigen Menschen „das Privatleben Friedrich's II.", worin er seinen hohen Gönner boshaft verleumdete. Da sagte der König, „mit einem Geiste ersten Rangs sei in diesem Manne eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden." Ja er schrieb ihm: „wenn Ihre Werke Statuen verdienen, verdient Ihr Benehmen Kettenstrafe." Dennoch ließ er nicht von ihm, ließ sich später wieder in Briefwechsel mit ihm ein! Uebrigens machten ihn doch solche Erfahrungen mißtrauischer und verschlossener.

§ 5. Der siebenjährige Krieg (1756—63).

Im Frühjahr 1755 brach zwischen England und Frankreich der große Seekrieg aus: in Nordamerika und Ostindien, ja in allen Welttheilen handelte es sich um das Uebergewicht der germanischen oder romanischen Nationalität; und in der Levante und Afrika erlangten die Franzosen das Uebergewicht. Kaunitz nun machte den Bund mit England abhängig von der gemeinsamen Feindschaft gegen Preußen, und da jenes die protestantische Macht auf dem Festland nicht bekämpfen mochte, suchte Oesterreich Ludwig XV. zu gewinnen und bot ihm die Niederlande und die polnische Krone an. Dagegen schloßen nun 16. Jan. 1756 England und Preußen einen Neutralitätsvertrag, der aber besagte, daß England die Russen nicht nach Preußen, Fritz die Franzosen nicht nach Hannover kommen lassen wolle. Dem entgegen ließ der 1. Mai 1756 in Versailles geschlossene Allianzvertrag den französischen Eroberungsgelüsten den Lauf; der Kaiserin lag nichts an Belgien, wenn sie nur Schlesien bekam. Dafür hatte sie wie der Preußenkönig an der Stärkung ihrer Kriegsmacht geschafft; und nun trat sie in Verbindung mit Sachsen und Rußland. Hier herrschte Elisabeth, Peters des Großen Tochter (S. 659), welche begierig die Hand zum Bunde ergriff; denn sie war dem Preußenkönige todfeind um der beißenden Spottreden willen, die derselbe über ihren ausschweifenden Lebenswandel geführt hatte. Frankreich war seit 1745 von Friedrich schwer verletzt, sein bigotter König hoffte, den Protestantismus in Deutschland auszurotten. Sachsen, nämlich der dort herrschende Minister Brühl, schwankte noch, ob es sich dem Bund anschließen wolle.

Der König erhielt durch den Großfürst Peter Kunde vom Plan; auch gewahrte er, daß in Oesterreich, Sachsen und Rußland gerüstet wurde. Er fragte in Wien an, wem die Rüstungen gelten, und da er keine ehrliche Antwort bekam, schlug er unerwartet los. So begann der schreckliche siebenjährige Krieg.

Auf dem Paradeplatz in Potsdam zu Pferd gestiegen, ließ Fritz plötzlich die Truppen eine Schwenkung machen und eilte 29. August mit 60,000 Mann nach Sachsen. Schnell hatte er sich des Kurfürstenthums samt der Hauptstadt bemächtigt. Er setzte hier eine preußische Landesverwaltung ein, nahm aus den Zeughäusern alle Waffen weg und benützte alle sonstigen Hilfsquellen des Landes, wobei er jedoch die Einwohner schonend behandelte. Während er sofort einen Theil seines Heeres gegen die bei Pirna verschanzten sächsischen Truppen zurückließ, zog er mit dem andern nach Böhmen, wo 1. Okt. bei Lowositz die erste Schlacht vorfiel. Friedrich siegte; mit 20,000 Mann überwältigte er leicht den österreichischen Feldmarschall von Brown, der 32,000 Mann gegen ihn führte. Als die hungernden 14,000 Sachsen bei Pirna von der Niederlage ihrer Verbündeten hörten, streckten sie das Gewehr. So glücklich war der Anfang.

Die Kaiserin war heimlich froh, daß er den ersten Schritt gethan; Franz I. aber erließ ein Abmahnungsschreiben an ihn, worin er sein Beginnen „eine höchst frevelhafte und sträfliche Empörung" hieß. Dieser rechtfertigte sein Vorgehen durch eine öffentliche Schrift, in welcher er die finstern Plane seiner Gegner unter Abdruck von allerhand Beweisschriften aufdeckte. Trotzdem erklärte ihn der Kaiser in die Reichsacht und beorderte ein „eilendes" Reichsheer gegen den „Landfriedensbrecher." (Durch einen Druckfehler wurde ein „elendes" daraus; leider wahr!) Und die feindlichen Mächte, zu denen auch Schweden trat, schloßen jetzt das eingeleitete Bündniß völlig ab. Es war nicht bloß auf eine Wiedereroberung Schlesiens abgesehen; sie wollten Preußen theilen und Friedrichen etwa die dürre Mark mit Hinterpommern belassen. An Russen, Franzosen und Schweden hätte Oesterreich die von ihnen eroberten Stücke Deutschlands „auf ewig" überlassen.

Fast ganz Europa bewegt sich 1757 mit Kriegermassen gegen den Beherrscher eines mäßigen Staates, zu dem außer England (mit Hannover unter Georg II. oder vielmehr unter dem größten Minister Englands, Pitt, der die Stärkung des protestantischen Deutschlands wollte) nur Hessenkassel, Braunschweig und Gotha hielten. Gegen die 450,000 Mann, welche die Gegner auf die Beine stellten, konnte Friedrich mit Beihilfe seiner Bundesgenossen kaum 200,000 Mann aufbringen, die meist in kleine Corps sich trennen mußten. Er warf sich indessen mit der Hauptmacht auf die Oesterreicher, welche unter Brown in Böhmen standen, und schlug 6. Mai die furchtbar blutige Schlacht bei Prag.

Sobald der König den Feind erblickte, befahl er anzugreifen. Schwerin wollte Zuzug abwarten; aber er entgegnete heftig: „Nichts, nichts, heute noch muß es sein! Frische Fische, gute Fische!" Da drückt Schwerin den Hut in's Gesicht und läßt angreifen. Gleich stürzen ganze Reihen vor dem entsetzlichen Feuer der Feinde. Die Regimenter wollen zuletzt nicht mehr voran; da nimmt der 73jährige Feldmarschall einem fliehenden Fähndrich die Fahne weg, ruft: „Heran ihr Kinder!" und schreitet an der Spitze der Truppen auf die Feuerschlünde los. Bald sinkt er, von 4 Kartätschenkugeln getroffen, zu Boden und haucht seine Heldenseele aus. Aber sein Fall setzt die Preußen in Flammen; wüthend stürzen sie sich auf die Oesterreicher und diese fliehen, nachdem auch ihr Feldmarschall Brown gefallen. Friedrich erringt noch einen schönen Sieg, obwohl er ihm außer dem besten seiner Feldherrn 16,000 Todte und Verwundete kostet.

Dagegen erlitt er nicht lange darnach, 18. Juni, bei Kolin von dem österreichischen Feldherrn Daun eine schwere Niederlage, weil er eigensinnigerweise sich über Stellung und Stärke des Feindes nicht belehren ließ und im Kampfe selbst, trotz dringender Abmahnungen seiner Generale, von seinem wohlentworfenen Schlachtplane abwich. Hier verlor er 14,000 Mann. Als seine Truppen zuletzt sich vorzugehen weigerten, trieb er sie mit den Worten in's Feuer: „Racker, wollt ihr denn ewig leben?" und als sie nach neuem Ansturm abermals zurückwichen, stürmte er selbst mit nur 40 Mann auf die große Batterie los. So macht er immer vorwärts, bis ein herbeisprengender Offizier mit den Worten: „Wollen Sie denn die Batterie allein erobern?" sein Pferd beim Zügel ergreift und ihn zurückführt. Nun mußte

er Böhmen räumen. Er zog sich nach Sachsen. Unglücksbotschaften erreichten ihn von seinen Verbündeten, die gegen die Franzosen, und von seinen Preußen, welche gegen Schweden und Russen kämpften. Doch konnte er noch eine That vollbringen, die seine gebeugten Krieger wieder erhob. — Ein französisches Heer unter Marschall Soubise war mit dem Reichsheer unter dem Prinzen von Hildburghausen bis Sachsen vorgedrungen. Friedrich wendete sich rasch dagegen und bei Roßbach, unweit Weißenfels, 5. Nov., kam es zum Treffen.

Genial ordnete er den Angriff und in Wetterschnelle schlug er den dreimal stärkern Feind, daß er wie Spreu zerstob. Die Reichsarmee, 25,000 Mann, lief beim ersten Schuß davon und hieß daher „Reißausarmee". Die Schwaben namentlich hielten Fritzens Sache für die protestantische. Die Franzosen hielten bessern Stand; nach einer Weile aber vertrauten sie sich auch ihren Beinen und liefen in Einem Athem bis zum Rhein. 7000 von ihnen wurden jedoch gefangen und ein paar tausend blieben auf dem Schlachtfeld, während die Preußen nur 91 Todte (!) zählten. Im französischen Lager fand man fast lauter Galanteriesachen.

Aber des Krieges Würfel fallen hier so, dort anders. Während Friedrich mit seinen Tapfern siegesfreudig auf dem Rückmarsch sich befand, lief ihm eine schmerzliche Trauerbotschaft entgegen. Die Oesterreicher waren in Schlesien eingedrungen, welches der Herzog von Bevern mit einem Heerestheil zu schützen hatte. Bevern wurde 22. Nov. bei Lissa vom Marschall Daun total geschlagen, am 24. selbst gefangen. Zugleich fiel Breslau mit großen Vorräthen in des Feindes Hand. Friedrich eilte brennend nach Schlesien, ordnete 5. Dezbr. meisterhaft die Schlacht bei Leuthen und errang mit 33000 gegen 80000 einen wunderbar herrlichen Sieg.

Freilich waren hier auch die Bayern und Württemberger angewiesen, langsam zu feuern, damit die Munition nicht mangle! Die österreichische Armee ward bis auf ein Drittel vernichtet; 21,000 wurden gefangen, 134 Kanonen erbeutet. Hier erschien die Tapferkeit der Preußen und das Feldherrntalent ihres Königs auf der Sonnenhöhe. Die Preußen kampirten auf dem Schlachtfelde. Beim Einbruch der Dunkelheit, in der schneidendkalten Luft, unter dem Geächze der Verwundeten, ward's ihnen doch unheimlich. Da stimmt ein alter Soldat das Lied an: „Nun danket alle Gott &c.", Blasinstrumente fallen ein; jetzt singt das ganze Heer und allen wird wieder warm und wohl. Der König rief erstaunt aus: Mein Gott, welche Kraft hat die Religion! — Mit kleinem Gefolge nach Lissa geritten, fand er das Schloß voll Oesterreicher, die ihn leicht hätten greifen können. Er trat aber kühn unter die feindlichen Offiziere, indem er ihnen zurief: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich wohl hier nicht vermuthet; kann man denn auch noch mit unterkommen?" Alle waren verblüfft und gaben sich gefangen.

Auch Breslau eroberte Friedrich wieder und fieng dort noch 17,000 Oesterreicher. So bezog er spät, aber fröhlich die Winterquartiere in seinem wieder frei gemachten Schlesien, nach dem thatenreichsten Jahr des ganzen Kriegs.

Im folgenden, 1758, brach Friedrich in Mähren ein. Er dachte, in diesem vom Krieg bisher verschonten Lande seine Truppen besser unterhalten zu können. Indessen hatten sich seine Feinde mit verdoppelter Anstrengung gerüstet. Friedrich konnte das wohlvertheidigte Olmütz nicht erobern. Er hatte mehrfaches Mißgeschick, und in Gefahr, von der Menge der ihn umschwärmenden Feinde aufgerieben zu werden, mußte er den Rückzug antreten, welchen er aber so meisterlich bewerkstelligte, daß er einem Siege gleich geachtet ward. — Die Russen, welche abzuhalten Friedrich umsonst eine englische Flotte in die Ostsee eingeladen hatte, überschwemmten Altpreußen, Pommern und die Neumark; sie legten Küstrin in Asche und hausten allenthalben greulich. Blitzschnell eilte jetzt Friedrich auf sie los und lieferte ihnen 25. August mit 32,000 gegen 52,000 Mann die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Zornig auf die „Barbaren", gebot er seinen Leuten, keinen Pardon zu geben. Darum war es ein entsetzliches Gemetzel, die blutigste Schlacht im ganzen

Kriege. 30,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld, darunter ein Drittel Preußen. Der Sieg war bei Friedrich. Er zog befriedigt nach Sachsen. Hier aber traf den allzu sicher Gewordenen wieder ein empfindlicher Schlag.

Muthwillig legte er sich bei Hochkirch in offenem Lager dicht an die doppelstarken Oesterreicher unter dem trefflichen Daun hin. Seine Generale warnten ihn: „Wenn uns die Oesterreicher in dieser Stellung nicht angreifen, so verdienen sie gehenkt zu werden!" Er erwiderte lachend: „Ich hoffe, sie fürchten sich mehr vor uns als vor dem Galgen!" Es wird Abend; Friedrich befiehlt, es solle sich alles zur Ruhe begeben. Sie legen sich und schlafen. Aber Zieten wacht. Zwar hat er auf des Königs Befehl seine Husaren absatteln lassen; allein nach Einbruch der Nacht müssen sie auf sein Gebot wieder aufsitzen. So steht er mit ihnen vor den Schlafenden als treuer Hort. Früh am 14. Okt. überfällt nun wirklich Daun das preußische Lager mit seiner ganzen Macht. Ob auch der Stoß an der Reiterei sich theilweise bricht, gelingt es ihm doch, die Batterien wegzunehmen und sogleich läßt er sie nach innen spielen. Die Preußen, vom Donner des Geschützes aufgeschreckt, stürzen aus ihren Zelten, einer um den andern sinkt zerschmettert nieder. Aber hier sah man die prächtige Disciplin im preußischen Militär; halb nackt stellen sie sich in Reih und Glied und kämpfen im grausigen Durcheinander. Morgens 9 Uhr endete der Kampf. Der übermüthige König hatte das Lager, alles Geschütz, 101 Kanonen und 9000 Menschen verloren. Dennoch säuberte er noch Schlesien und Sachsen vom Feinde.

Das Jahr 1759 war das unglücklichste für Friedrich. Die Franzosen drangen mit einem neuen Heere von 100,000 Mann über den Rhein und machten dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der mit geringen Kräften gegen sie focht, schwer zu schaffen. Die Russen unter Soltikow schlugen den General Wedell bei Kai, und — was Friedrich mit äußerster Anstrengung immer zu verhindern gesucht hatte, sie vereinigten sich bei Frankfurt an der Oder mit einem österreichischen Heer, das der tüchtige Laudon kommandirte. Die vereinten Heere hatten sich bei Kunersdorf gelagert und verschanzt. Friedrich rückte gegen sie und 12. August griff er an, wiewohl er nur 40,000 Mann gegen 70,000 und dazu eine sehr ungünstige Stellung inne hatte. Doch neigte sich das Glück entschieden auf seine Seite; er schlug die Russen und erbeutete eine Menge Kanonen. Vom Dorfe schlug's schon 6 Uhr Abends; seine besten Generale, namentlich der ausgezeichnete Reiterführer Seidlitz, riethen ihm, die Schlacht abzubrechen. Aber hier zeigte sich wieder des Königs Eigensinn.

Seine matten Soldaten müssen auch noch mit den frischen, ausgeruhten Oesterreichern anbinden. „Marsch!" kommandirt er und man stürmt gegen ihre feste Stellung. Sein Fußvolk wird reihenweise niedergeschmettert. Jetzt muß Seidlitz mit der Kavallerie anstürmen. Sie wird auch niedergeschmettert, Seidlitz selbst schwer verwundet hinweggetragen. Da setzt sich der König an die Spitze seines Truppenrestes und: „Vorwärts! Hinan!" Allein mit aller Kraftaufbietung kann die Anhöhe nicht gewonnen werden. Plötzlich bricht die österreichische Reiterei zur Seite hervor und haut unter die todmüden Preußen ein. Was noch kann, enteilt in wilder Flucht. Der König ist außer sich. Er will nicht zurück. Er ruft: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?" Zwei fliegen gegen ihn her und zwei Pferde stürzen unter ihm; er bleibt unverwundet. Jetzt trifft eine Kugel ihn selbst, zerschlägt aber nur ein goldenes Etui in seiner Westentasche. Eine Husarenschwadron umringt ihn und bringt ihn in Sicherheit. Es war die schwerste Niederlage, welche Friedrich je erfahren; 28,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen büßte er ein und die Uebrigen hatten sich nach allen Winden zerstreut. Er war wie vernichtet. Nach Berlin schrieb er: „Alles ist verloren! Rettet die königliche Familie! Adieu für immer!" — In der nächsten Zeit sah der König so finster, daß jedermann schen vor ihm zurückwich; er redete fast mit niemanden. Einmal aber fragte er den Oberst Moller: „Wie kommt's, daß meine Truppen das nicht mehr leisten was sonst?" Der fromme Kriegsmann erwiderte: „Vielleicht ist es die Sündenschuld des Heeres, weil die Betstunden ganz eingegangen sind." Von dem Tage an wurde der vormalige Feldgottesdienst wieder abgehalten.

Friedrich wäre verloren gewesen, wenn ihn die Feinde verfolgt hätten; aber

die Uneinigkeit derselben rettete ihn. Denn als Laudon den Soltikow zur Verfolgung aufforderte, widersetzte sich dieser mit dem Vorgeben, daß er selbst zu viel eingebüßt habe, um daran denken zu können. Vielmehr zog der Russe nach Polen zurück, was den Oesterreicher veranlaßte, gleichfalls weg nach Mähren zu gehen. So konnte Fritz seine Zerstreuten sammeln und durch schleunige Herbeiziehung ent-



Fig. 218. Friedrich II. bei Kunersdorf.

fernterer Truppentheile verstärken. Doch immer ungünstiger stellte sich ihm der Krieg. Dresden fiel in die Hände der Reichstruppen, mit seinen vollen Magazinen ein unersetzlicher Verlust. Auch schickte Friedrich's unbesonnene Hitze den General Fink an einen Ort, wo er mit 12,000 Mann von Daun gefangen ward. Die Oesterreicher nennen's den „Finkenfang bei Maxen!"

Das Jahr 1760 schien für Friedrich nur eine traurige Fortsetzung des vorigen werden zu sollen. Mit aller Mühe konnte er nur 90,000 Mann aufstellen, während seine Gegner mit 280,000 anrückten. So kam es, daß das Corps seines Generals Fouqué bei Landeshut von Laudon vertilgt wurde, weil er ihm keinen Succurs zu schicken vermochte. Und noch mehr Unfall betraf ihn. Da wurde er immer düsterer; Selbstmordsgedanken giengen durch seine Seele, die doch eine gnädige Hand von ihm trieb. Einen Schimmer des Lichtes goß die Schlacht bei Liegnitz, 15. Aug., wieder in seine verdüsterte Seele. Laudon zog zur Nachtzeit aus, um nach dem Exempel von Hochkirch den nahegelagerten Preußenkönig heimlich zu überfallen. Dieser aber hatte Wind bekommen und rückte gleich heimlich ihm entgegen, überfiel ihn im Zwielicht und nahm den Verstürzten so hart mit, daß er 10,000 Mann verlor. Dieser Sieg über seinen tüchtigsten Gegner war eine augenblickliche Erleichterung, aber lange noch keine Rettung. Bald darauf mußte er hören, daß ein feindliches Corps bis Berlin vorgedrungen sei und seine Residenz brandschatze und plündere. Er jagt dahin, und schon die Furcht vor dem Herankommenden jagt den Feind wieder von dannen. — Schnell wendete er sich zurück gegen Daun. Derselbe

hatte sich mit 65,000 Mann auf den Höhen bei Torgau verschanzt. Da wagt der König 3. Nov. einen Hauptschlag, um nur etwas aus seiner drangvollen Lage herauszukommen.

Er fragte seinen Zieten: „Ist's möglich, die Oesterreicher von dort herabzuwerfen?" Zieten sprach: „Alle Dinge sind möglich, nur ist eines schwerer als das andere." Friedrich: „Es wird nicht gehen!" Zieten: „Mit Gottes Hilfe geht's doch!" Der König entschloß sich zum Versuch. Vorher hielt er an seine Offiziere eine ernste Anrede, worin er sie zur höchsten Tapferkeit ermahnte und sich selbst dem Tode weihte. Es wurde ausgemacht, daß der König mit der einen Heereshälfte von dieser, Zieten mit der andern von der entgegengesetzten Seite des Berges zu gleicher Zeit angreifen sollten. Durch ein Mißverständniß eröffnete der König die Schlacht zu früh. Als seine Leute die Anhöhen hinanstürmten, begrüßte sie Daun mit einem nie gehörten Kanonendonner. Regimenter um Regimenter werden blutigst zurückgewiesen. Der Kern von Friedrich's Truppen liegt am Berge. Sein Werk ist mißrathen. Er selbst leicht verwundet, bringt tiefsinnig die Nacht in einer Dorfkirche zu. Zur festgesetzten Zeit stürmte Zieten auf seiner Seite die Höhen hinauf. Auch ihn empfieng ein schrecklicher Kugelregen, unter dem sehr viele seiner Leute sanken. Sie ermuntern sich vorwärts zu machen; aber das hält schwer auf dem schwammigen Boden. Auch ziehen die einsinkenden Pferde die Kanonen nicht; Musketiere müssen sich vorspannen. Trotz aller Hindernisse arbeitet Zieten immer aufwärts. Es war eine fürchterliche Blutarbeit und sein Verlust groß; aber „mit Gottes Hilfe gieng's doch." Am Abend hat er die Höhen erstürmt; seine Reiterei haut in die Oesterreicher grimmig ein; sie fallen oder fliehen. Daun selbst wird schwer verwundet fortgetragen. Am Morgen ist die österreichische Armee verschwunden. In der Frühe ritt Friedrich gepreßten Herzens heran, sich nach Zieten umzusehen. Da kommen ihm durch den Herbstnebel Reiter entgegen. Es ist Zieten selber, der im Ordonnanzton meldet: „Der Feind ist geschlagen." Darauf ruft er seinen Soldaten zu: „Bursche, unser König hat die Schlacht gewonnen! Es lebe unser großer König!" Die Soldaten rufen: „Ja, unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Zieten, unser Husarenkönig, auch!" Beide ‚Könige' springen von ihren Pferden und Friedrich schließt seinen herrlichen General an die Brust, welcher laut aufschluchzt.

Wohl hatte Friedrich nun wieder mehr Luft; in der That aber schien seine kleine Kraft so vielen Feinden gegenüber erliegen zu müssen. Sie verringerte sich eben jetzt noch bedeutend, indem ihm der neue englische König, Georg III. (1760—1820) keine Subsidiengelder mehr bewilligte, deren er bei der Leerheit seiner eigenen Kassen so dringend bedurfte. Darum suchte er ernstlichst Friede; doch alle seine Bemühungen waren vergeblich. Wie ermüdet auch die Gegner waren, Kaunitz hielt sie fest, um wenigstens die Vereinigung von Ansbach und Baireuth mit Preußen zu verhindern. So brach denn das Jahr 1761 für Friedrich über die Maßen trübe an. Und es lichtete sich nicht. Während im westlichen Deutschland 150,000 Franzosen auf die wenigen ihm dort verfügbaren Streitkräfte hart drückten, kamen von Osten her 60,000 Russen unter Buturlin immer näher, um sich mit dem österreichischen Hauptheere unter Laudon zu vereinigen. Drei Monate lang verhinderte er durch geschickte Manöver diese gefahrdrohende Verbindung; endlich im August wurde sie doch bewirkt. Jetzt hatte er mit seinen 50,000 Mann, großentheils frisch angeworbenen Leuten, eine furchtbare Macht von 132,000 gedienten Kriegern gegen sich. Er bezog darum ein festes Lager um das (schlesische) Dorf Bunzelwitz her. Davor hatten die Feinde allerdings Respekt; aber sie schloßen ihn ein und er stak jämmerlich in der Klemme. Da brach sein immer neu sich aufrichtender Muth zusammen, er dachte an Selbstmord.

In mancher Nacht besuchte er den frommen Zieten in seiner Hütte, setzte sich zu ihm auf's Stroh und klagte ihm seinen Kummer. Zieten gab ihm immer Trost, aber er haftete nicht. Einst sagte Zieten: „Es wird alles noch gut gehen und einen ehrenvollen Ausgang nehmen!" Da fragt ihn der König spöttisch: „Hat Er sich vielleicht einen neuen Alliirten verschafft?" Zieten: „Nein, ich habe nur den alten da oben: der verläßt uns

nicht!" Friedrich: „Ach, der thut keine Wunder mehr!" Zieten: „Das braucht's auch nicht; er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken!" Friedrich schüttelte den Kopf, aber Zieten ruhte mit felsenfestem Vertrauen in der gnädigen Hilfe Gottes, um welche er unablässig betete. Der König schickte eines Tages einen Ordonnanzoffizier mit einer neuen Hiobspost an Zieten. Dieser entfernte sich von dem Offizier, ohne ein Wort zu sagen. Befremdet schlich ihm der Offizier nach und erblickte ihn in der Kammer auf seinen Knieen liegend „in heftigem schmerzlichem Gebete." Der Offizier trat leiser zurück. Bald kehrte auch Zieten wieder, sah ganz heiter aus und sandte dem König eine ermuthigende Antwort.

Kurz darnach kam der König aus seiner Klemme heraus. Der russiche Feldherr trennte sich wegen Mangels an Lebensmitteln von den Oesterreichern, die sich nun um so weniger an das feste Lager wagten und gleichfalls abzogen. — Vor der Hand jedoch sollte Friedrich noch tiefer in die Dunkelheit des Verhängnisses getaucht werden. Der erzürnte Laudon überrumpelte Nachts das feste Schweidnitz; „damit war halb Schlesien verloren". Bald darauf traf die Nachricht ein, daß auch die starke Festung Kolberg nach zehnmonatlicher Belagerung aus Hungersnoth an Russen und Schweden sich habe ergeben müssen; „damit war halb Pommern verloren". Nunmehr war Friedrich gar keiner Hoffnung mehr zugänglich und sprach es als Gewißheit aus, daß der nächste Feldzug mit dem Untergange Preußens enden werde. Aber in der äußersten Noth kam wunderbare Errettung: 5. Januar 1762 starb Friedrich's ärgste Feindin, die Kaiserin Elisabeth, und ihr folgte Peter III. auf dem Throne, der größte Verehrer des Preußenkönigs. Dieser schloß augenblicklich mit ihm Friede, welchem um Rußlands willen auch Schweden beitrat; er gab ihm sogleich alle gefangenen Preußen zurück, mit denen Friedrich seine dünnen Scharen erfüllen konnte; er lieferte ihm alle genommenen Plätze, auch Kolberg wieder aus; ja er ließ sogar 20,000 Russen zu den Preußen stoßen.

Wie groß war die Bestürzung in Wien! Nun wird der für verloren Geachtete wieder emporsteigen! Und so geschah's. Am 21. Juli schlug Friedrich den Marschall Daun bei Burkersdorf in Schlesien. Er that's mit seinen Preußen allein; die Russen standen als Zuschauer dabei. Denn Peter III. war nach sechs Monaten schon entthront worden (S. 704) und seine Nachfolgerin, Katharina II., hatte zwar den Frieden mit Preußen nicht aufgesagt, aber doch ihren Truppen Befehl zur schleunigen Heimkehr gesandt; allein der Befehlshaber Tschernitscheff hatte solch hohe Achtung vor dem Könige gefaßt, daß er die Bekanntmachung des Befehls verschob und auf seine Gefahr noch drei Tage bei den Preußen blieb, während welcher eben Friedrich die Oesterreicher angriff; fochten nun auch die Russen nicht selbst mit, so hielten sie doch einen Theil des Daunischen Heeres im Schach. Im Oktober eroberte er sein Schweidnitz wieder und ganz Schlesien ist wieder sein. Prinz Heinrich, sein Bruder, schlägt die Reichsarmee bei Freiberg auf's Haupt, 29. Okt. Ferdinand von Braunschweig wirft die Franzosen zurück und nimmt ihnen Kassel weg, 1. Nov. u. s. w. So „geht alles noch gut", wie der liebe Zieten geweissagt, und der König muß tiefbewegt sprechen: „Er hat doch Recht gehabt und sein Alliirter da oben hat Wort gehalten!"



Fig. 219. Zieten.

Endlich hatten sich Friedrich's Feinde überzeugt, daß sie ihn nicht überwinden könnten. Alle waren des Blutvergießens müde und ihre Kassen waren gänzlich erschöpft. Frankreich, zur See gedemüthigt, trat im Frieden von Paris, 10. Febr. 1763, Kanada 2c. an England ab. Nach dem Abzug des französischen Heeres suchten die deutschen Reichsstände die Ruhe. Auch Maria Theresia beugte ihren

stolzen Sinn, weinte sich noch einmal satt um den Verlust des schönen Schlesiens und bot die Hand zum Frieden. Derselbe wurde 15. Februar 1763 auf der Hubertsburg allseitig geschlossen; er ließ alles, wie es vor 1756 gewesen, kein Theil gibt oder empfängt Entschädigung.

Oesterreich stritt lange um Glatz, doch Friedrich blieb dabei: daraus wird nichts, so lange ich lebe. Zuletzt sagte er zu seinem Herzberg: „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben; aber man muß sich das nicht merken lassen." So hatte die Sache den ehrenvollsten Ausgang für ihn genommen. Er hatte seinen Namen im siegreich ausgefochtenen Kampfe gegen Europa erhaben und furchtbar gemacht; sein Staat gieng glanzbedeckt daraus hervor. Hinfort nahm Preußen seinen Rang unter den Großmächten ein.

§ 6. Friedrich II. und Maria Theresia nach dem Kriege.

Das erste Geschäft Friedrich's war, daß er seine Armee gleich wieder in den achtunggebietendsten Stand setzte, um gegen jeden schlecht versöhnten Feind gesichert zu sein. Nun erst, als er einen schützenden Wall um seine Lande gezogen, gab er sich ganz der Sorge für ihre Wiederemporbringung hin. Sie waren, wie Deutschland überhaupt, vom Kriegssturm schrecklich verheert, namentlich Pommern und die Marken durch die Russen greulich verwüstet worden. Friedrich vertheilte das in seinen Kriegsmagazinen noch vorhandene Getreide als Saatkorn unter die armen Landbauer, überließ die Artillerie- und Bagagepferde zum Ackerbau, bewilligte den Mittellosen Steuernachlaß, machte den Bedrängten und Ausgeplünderten auch Geldgeschenke, welche von 1763—84 über 24 Mill. Thlr. betrugen und lediglich aus seinen Privatersparnissen floßen. Mit seiner Hilfe wurden die eingeäscherten Orte neu aufgebaut, ganz neue gegründet; 350,000 Einwohner hat er in sein Land gelockt.

Sein Streben, Landbau, Gewerbe und Handel zu fördern und zu heben, bethätigte sich fort und fort. Unter seiner weisen Verwaltung erholte sich Preußen von den Leiden des Krieges viel eher, als die andern davon heimgesuchten Länder, und auf seinen Beschauungsreisen durch die Provinzen, die er alljährlich vornahm, konnte er sich ihrer neuen Blüte erfreuen. Die Zunahme seiner Jahre minderte Friedrich's Thätigkeit nicht; ja das Gefühl, daß er da sei, um für sein Volk zu wirken, erhöhte sich bei ihm mit den Jahren, bis der Staatsdienst seine ganze Religion wurde. „Daß ich bin, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Dieses sein Regentenbeispiel übte einen durchaus wohlthätigen Einfluß, selbst auf die Kirchenfürsten (S. 662); nunmehr erwachte ein allgemeiner Eifer an den Höfen, „für das Wohl der Völker thätig zu sein." — Im Alter spürte Friedrich des Leibes Gebrechlichkeit; er litt an Gicht, sein Nacken krümmte sich und er gieng gebückt. Auch artete da seine Einfachheit in Geiz und Nachlässigkeit aus; er trug einen abgeschabten blauen Rock und herunterhängende, oft ungeputzte Stiefeln. Sein Gesicht und seine weiße Weste lagen voll Schnupftabak, der ihm von den starken Portionen entglitten war, die er frei aus der Westentasche zur Nase führte. Nur der feurige, durchbohrende Blick, der ihm nie erlosch, verrieth den König. Sein Geist blieb wunderbar frisch und lebendig. Fortwährend beschäftigte er sich auch mit Büchern und mit Schriftstellerei. Unter anderen schrieb er noch „die Geschichte seines öffentlichen Lebens bis 1779", wohl sein Hauptwerk. Auch unterhielt er sich noch immer gerne mit Gelehrten und jeder Durchreisende von hervorragender Bildung war ihm ein willkommener Besuch.

Doch immer kühler wurde ihm das Leben. Von der Freundschaft, die er in seiner Jugend so begeistert besungen, wollte er allgemach immer weniger Aechtes unter den Menschen finden. Ohne die Gattin an der Seite, ohne Kinder um sich her, selbst mit seinen Brüdern wenig verkehrend, fehlte ihm auch sonst aller trautere Umgang. Einige Windspiele, die ihn umsprangen, schienen die einzigen Geschöpfe zu sein, an denen er mit Liebe hieng. Er fühlte sich einsam und immer vereinsamter. Und immer geringern Reiz bot ihm das Leben; selbst seine geliebte Flöte ließ er liegen, da ihm die steifen Finger den Dienst versagten. Zuletzt wurde er sehr launenhaft, und seine Bedienten empfanden nicht selten seinen Krückenstock, dessen Wehe-

thaten er ihnen hernach durch Wohlthaten zu vergüten suchte. Aber je greiser, desto freudloser ward er, desto mürrischer und mißtrauischer. Ja indem sein Scharfblick bei seinen gewöhnlichen irreligiösen Gesellschaftern die natürliche Verdorbenheit nur zu wohl bemerkte, setzte sich bei ihm eine gewisse Menschenverachtung fest, die ihn jedoch nicht abhielt, seine Bemühungen für's Beste seiner Unterthanen unermüdet fortzusetzen, wie er denn noch in seinem Todesjahre, 1786, sprach: „Wüßte ich alles, sähe ich alles, meine Unterthanen sollten gewiß glücklich sein!"

Gegen seinen Zieten behielt er eine herzliche Achtung, obschon (oder eben weil) ihm dieser auf religiösem Boden sehr ferne stand. Ihr gutes Verhältniß änderte sich nicht, auch wenn ihm Zieten einmal stark entgegentrat. Es ist bekannt, wie dieser General einst den König, als er über den gläubigen Genuß des heiligen Abendmahls spottete, scharf zurückwies: „Dem König, zu dessen Tafel ich in Gnaden geladen war, habe ich eher geschworen, als Eurer Majestät." Fritz sprach: „Es soll nicht wieder geschehen!" und führte den Zieten mit sich in sein Kabinet. — Zieten gieng 86 Jahre alt noch einmal zur Parole auf's Schloß und stellte sich unter die Offiziere. Kaum erblickt ihn der alte, selbst schon hinfällige Fritz, als er auf ihn zueilte: „Da ist ja mein alter Zieten! Aber er darf nicht stehen; geschwind einen Lehnstuhl!" Dieser wurde gebracht; aber Zieten wollte sich vor dem stehenden Könige nicht setzen. Friedrich sprach: „Setz' Er sich, alter Vater, sonst geh' ich weg!" Er mußte. Der König unterhielt sich nun, vor ihm stehend, lange mit ihm. Zum Schlusse sprach er bewegt: „Leb' Er wohl, alter Zieten!" redete mit niemand weiter, sondern schloß sich ein. Zieten starb etliche Wochen darauf und ein halbes Jahr nach ihm, 17. Aug. 1786, der König an der Wassersucht nach beschwerlichem Leiden. Ach, hätte er auch einen solchen Trost auf's Sterben gehabt! Er schied „ohne Furcht, ohne Hoffnung". Uebrigens machte die Nachricht seines Todes einen erschütternden Eindruck durch Europa hin. Allgemein war das Gefühl, daß der Erste der Zeitgenossen geschieden sei. Man nannte ihn den „Einzigen", weithin bewundert und nachgeahmt im Guten wie im Schlimmen.

Ohne Frage hat Friedrich den Ruhm, wie des größten Feldherrn, so auch des besten Regenten seines Jahrhunderts. Auf 6 Mill. Einwohner war Preußen unter ihm gestiegen, immerhin der kleinste, angestrengteste aller Großstaaten. Doch herrschte ein Mechanismus im Adel und Beamtenstand, den auch des Königs Geist nicht überwinden konnte. Wohl half er eifrig allen Stockungen nach, aber die auf's Aeußerste gespannte Federkraft der Staatsmaschine konnte auch er nicht erhöhen. Und folgenreich war nicht bloß im guten Sinn das Anlehnen an Rußland, mit welchem er schon 1764, um einen sichern Verbündeten zu haben, ein festes Bündniß schloß. Mit mehr Glauben an den himmlischen Alliirten wäre er der Sünde entgangen, die in der Theilung Polens (VII. § 7) begangen wurde. Auch seine aufrichtige, rastlose, einsichtige Sorgfalt für das Glück seiner Unterthanen konnte diesen doch keinen höhern Segen eintragen; denn dieser gründet nur in der wahren Religion, und hinsichtlich derselben war der sonst so Hellsehende merkwürdig verblendet. Sein steter Verkehr mit frivolen Franzosen (S. 678) trug wohl das Meiste bei, daß er von den traurigen Banden des Unglaubens immer fester umwunden wurde.

Seine Religion bestand nur in einem kalten Fürwahrhalten ohne lebendigen Umgang mit der Gottheit; dem geoffenbarten Glauben hatte er sich völlig entfremdet, von einem Heiland, welcher allein der tiefgefallenen Menschheit aufhelfen kann, wußte er nichts, so viel er als Knabe davon hat lernen müssen. Er, der „die Tugend" pries und Tugend wollte, merkte zwar in späteren Jahren an der hereinbrechenden Untugend, an der offenbaren Verschlechterung der Menschen, welche im Gefolge des Unglaubens gieng, das Bedenkliche des letztern, und während er sich geraume Zeit über die fortschreitende „Aufklärung" in seinem Staate gefreut hatte, erschrack er nun öfters über ihre augenfälligen bitterbösen Früchte. Er sprach einmal zu seinem Großkanzler Carmer: „Glaub' Er mir, meine schönste Bataille wollte ich drum geben, wenn ich Religion und Moral unter meinem Volk wieder da haben könnte, wo sie mein frommer Vater gelassen; ich sehe wohl, daß ich mehr hätte thun sollen." Und als einst ein hoher Beamter berichtete,

„er hoffe die Aufklärung bald auf den Punkt zu bringen, daß man Taufe und Abendmahl als entbehrlich ansehen werde," schrieb er unter den Bericht: „Das lasse Er bleiben; denn wenn mein Volk keine Religion mehr haben wird, dann sitze ich nicht mehr fest auf meinem Stuhle und Er auch nicht!" womit er eigentlich bekennt, daß die Vernunftreligion so viel als keine sei. Allein wie es bei ihm selbst zu keiner klaren Erkenntniß der Wahrheit mehr gedieh, so war es auch mit solchen Wünschen und Einhaltsrufen „des Altersschwachen", wie etwa die Welt sagte, für sein Volk zu spät. Er hatte einmal in den Tagen seiner Kraft den schlimmen Vorgang in Verleugnung des Christenthums gemacht, Er, „die Bewunderung seines Volks" und „der Mann des Jahrhunderts"; und so hat er allerdings zur Verrennung seiner Preußen in den heillosen Unglauben unberechenbar schädlich gewirkt. Es geschah, was schon Bengel geahnt, daß Preußen für Europa ein Kanal des Unglaubens werden dürfte. Wie schwer man es ausspricht, man muß es sagen, daß dieser große und einzige Friedrich (natürlich er nicht allein und natürlich ganz gegen seine Meinung) sein Volk gerade im Höchsten jämmerlich und auf lange hinaus verdorben hat, so daß sich das Elend heute noch empfindlich fühlbar macht.

Dem Kinderlosen folgte ein etwas weichlicher, leicht beeinflußbarer Neffe auf dem Throne, Friedrich Wilhelm II., 1786—97. Dieser ließ sich zur Geisterseherei verführen und trat der falschen Aufklärung mit strengen Edikten entgegen; vergeblich. Der Unglaube behauptete sich und breitete sich nur weiter aus, zumal der Fürst ein schlechter Gatte war und schlimmes Beispiel gab.

Vor Friedrich II. schied Maria Theresia aus dieser Welt. Auch sie war redlich bemüht, die schweren Wunden zu heilen, welche der Krieg ihrem Staate geschlagen, und ihre Unterthanen auf eine höhere Stufe der Bildung und des Wohlseins zu bringen. Um die Lasten derselben zu erleichtern, sparte sie an sich selbst und beschränkte die Ausgaben für den Hof, ordnete eine gleichere Vertheilung der Steuern an, milderte die Frohndienste 2c. Auch sie beseitigte nach dem Vorgange ihres großen Gegners die Tortur. Sie gründete eigentlich erst Volksschulen 1774. Gleicherweise beförderte sie die Landwirthschaft, das Fabrikwesen und den Handel. Die kluge Frau traf viele zweckmäßige Staatseinrichtungen, welche, sich bewährend, bis in die neuere Zeit fortbestanden. Der österreichische Gesamtstaat ist in der That ihr Werk.

Zur Toleranz konnte sie sich nicht erheben; auf dem Protestantismus lag stets ihre niederhaltende, ja niederdrückende Hand. Wenn Katholiken zur evangelischen Kirche übertraten, so schickte sie dieselben ohne Gnade nach Siebenbürgen oder in den Banat. Doch wies sie Eingriffe des Papstthums in Kronrechte zurück. Im Ganzen wurde die sorgliche Liebe erkannt, mit der sie ihre verschiedenen Völker umfaßte; man nannte sie allgemein „Mutter" und erhob mit Begeisterung ihre Güte und Weisheit. Der Tod ihres Franz I., 1765, welchem sie 16 Kinder geboren und den sie bei nicht gleicher Treue von seiner Seite zärtlichst geliebt hatte, betrübte sie sehr und seitdem trug sie schwarze Kleider. Alljährlich an seinem Sterbetage stieg sie in die Gruft hinab, an seinem Sarge zu weinen und zu beten. Bei zunehmender Körperfülle ließ sie sich in einer Maschine hinab und herauf winden. Einst beim Heraufziehen riß das Seil; da rief sie ahnend: „Er will mich nicht mehr von sich lassen!" Und bald wurde sie ihm an die Seite gelegt. Die große Frau starb am 29. Nov. 1780.

VII. Die Aufklärung.

„Sie gibt der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Signatur" (Bezeichnung) sagt man. Es wird hier der Ort sein, noch etwas näher von ihr zu handeln.

Aufklärung ist ein schönes Wort; man denkt dabei an Nacht und Nebel und

den sie überwindenden Sonnenstrahl. Die wahre Aufklärung ist die, welche mit dem Lichte des göttlichen Wortes die Finsternisse des Aberglaubens vertreibt. Es gibt aber auch eine falsche Aufklärung, welche die Offenbarung verwirft und mit der eigenen Weisheit der hoffärtigen Vernunft die Welt erleuchten will. Diese vertreibt mit dem Aberglauben auch den rechten Glauben; und zwar bekämpft sie diesen beharrlich, während sie leicht den Aberglauben zur andern Thür wieder herein läßt. Es sind genug Verächter des Bibelworts, die aber etwas auf's Kartenschlagen, Tischrücken 2c. halten. Die Aufklärung, welche unsern Zeitraum kennzeichnet, läßt sich leider meist als die falsche wahrnehmen.

§ 1. Die englischen und französischen Freigeister.

Wir haben uns betrübt, daß Friedrich der Große, der in anderer Hinsicht Einzigtreffliche, ein Koryphäe (Vordermann) der falschen Aufklärung war. Er hat aber die trügliche Weisheit von anders her überkommen; französische Lichter waren's, oder besser gesagt, französisches Gelichter war's, das ihn so irre geführt. Aber Frankreich ist auch nicht die eigentliche Geburtsstätte der neuen Afterweisheit; diese Ehre oder Schmach gebührt England. Schon im 17. Jahrh. thaten sich in England, vermöge der Erschlaffung, welche auf die religiöse Ueberspannung folgte, Freidenker hervor, vom Volk Freigeister genannt. Sie kamen alle darin überein, daß sie eine positive, von oben her gegebene Religion bestritten und nur die Aussagen der Vernunft über die höhern Dinge gelten ließen. Zum Theil nahmen sie noch einen persönlichen Gott an, den sie sich aber nach ihren eigenen Gedanken bildeten und nur diesen eignet im Grunde der Name „Deisten“ (Gottgläubige, nämlich nach der Vernunft), mit welchem gemeiniglich alle bezeichnet werden. Denn zum Theil leugneten sie sogar das Dasein eines persönlichen Gottes und setzten dafür so ein Abstraktum, wie die Gelehrten sich ausdrücken, d. i. den Begriff eines gewissen Allgemeinen, oder auch die Natur an die Stelle der Gottheit, wurden also in der That Atheisten (Gotteslengner). Vom Atheismus kommt man leicht so weit, daß man auch die Selbständigkeit der Seele und alles Geistigen leugnet und nur das Sichtbare, die Materie, für wirklich seiend hält; das heißt dann Materialismus.

Zu den englischen Freidenkern gehören: J. Locke († 1704), noch ein frommer Anwalt des gesunden Menschenverstandes, Anton Ashley Cooper Graf v. Shaftesbury († 1713), J. Toland († 1722), Matth. Tindal († 1733), Ant. Collins († 1729), Th. Woolston († 1733), J. Bolingbroke († 1751). Sie sind theils Deisten, theils schon den Atheisten beizuzählen (Shaftesbury, Bolingbroke). Alle stehen sie entschieden feindlich gegen das Christenthum und haben es mehr oder minder giftig bekämpft. Am wehesten that ihm Shaftesbury durch seinen feinen Spott. Wie lächerlich grob mit demselben Woolston umgieng, geht zum Exempel daraus hervor, daß er das Wunder zu Kana so erklärt, als habe Christus einen Punsch bereitet. Die englische Kirche ward unter diesen Einflüssen sehr todt, bis der Methodismus, eine englische Kopie des Pietismus (S. 667), sie neu belebte.

Von England verpflanzte sich der Unglaube nach Frankreich herüber, wo er den fruchtbarsten Boden fand. Dort trat Peter Bayle († 1706) als Skeptiker (Zweifler) auf. Er stellte alles in Frage, nicht nur das Eigenthümliche des Christenthums, sondern jegliche religiöse Wahrheit. Bayle schon hat nicht Wenige irre gemacht. Wenden wir uns aber mit Uebergehung anderer Früherer gleich zu den zwei Heroen der falschen Aufklärung, welche mit dem Qualm ihrer höllischen Fackeln Frankreich und die Welt verpesteten! François Marie Arouet de Voltaire, 1694—1778, war der Sohn eines Advokaten zu Paris. Er besaß große Talente und erwarb sich allseitige Kenntnisse. Nirgends aber drang er in die Tiefe ein; oberflächlich ist all sein Wissen und Reden. Er begriff weder die alten Klassiker,

noch die Meister der spätern Zeit; den Shakespeare nennt er „einen betrunkenen Wilden", den Leibniz einen „Charlatan" (Marktschreier)! Er begriff aber seine Franzosen, und um ihnen durch Geben zu imponiren, verschaffte er sich zuerst durch allerhand Pfiffe ein schönes Vermögen. Seinen abscheulichen Charakter (S. 678) verhüllte eine gewisse Feinheit, Würde und Erhabenheit der Gesinnung. Nach mancherlei Schicksalen, da er auch zweimal in der Bastille saß, wurde er durch die königliche Mätresse Pompadour Historiograph von Frankreich. Weiterhin bekam er seinen Ruf nach Berlin. Dann übersiedelte er nach der Schweiz, wo er 1758 zu Ferney bei Genf seinen Wohnplatz aufschlug. Durch den Erlös aus seinen unzähligen Schriften, eine ansehnliche Erbschaft, Gewinn in der Lotterie und Handelsspekulationen hatte er ein Vermögen zusammengebracht, welches 40,000 Frks. an jährlichen Renten abwarf, der erste Journalist, der es zu einer fürstlichen Existenz brachte. Dieser Mensch war nun der gewaltigste und verbittertste aller Freigeister.

Er griff auf's schärfste den römischen Aberglauben an und brachte durch Aufdeckung des letzten Justizmords an Reformirten, da ein Calas 1762 unschuldig gerädert worden war, die Toleranz in Aufnahme. Die Reformirten wurden nun endlich in Frankreich geduldet, wenn auch die Verfolgungsgesetze fortbestanden. Aber auch Alles, was in der heiligen Schrift über den gemeinen Menschenverstand hinausgeht, nannte er Albernheit, Abgeschmacktheit, Wahn, Betrug. Seine Hauptkraft waren Witz und Spott, und sie standen ihm wie Wenigen zu Gebote; damit machte er das Heiligste lächerlich, zog alles Göttliche durch den Koth. Und dabei bediente er sich immer einer gar gewaschenen anmuthsvollen Sprache, ganz geeignet, die Leute vorneherein zu bestechen. Voltaire lehrte, daß die Gebildeten keiner Religion bedürften. Diese sei nur vorhanden, um das gemeine Volk, die canaille, zu zügeln, bis etwa die Fürsten stark genug wären, es allein mit weltlichem Arme zu thun. Er war nämlich ein geborener Aristokrat; dabei ein so oberflächlicher Denker, daß er meinte: Gott sei nöthig; gäbe es keinen, so müßte man einen erfinden! dagegen ein ewiges Leben für ganz entbehrlich hielt. Die christliche Religion sollte auch dem Volke nicht gelassen werden; denn sie sei „die verkehrteste und schlechteste von allen!" Gegen sie hatte er eine ordentliche Wuth: er nannte sie nur „die Infame!" Sie zu vertilgen hielt er für das größte Verdienst. Dazu glaubte er selbst der Mann zu sein! Zwölf Jünger wurden erfordert, das Christenthum auszubreiten, aber Einer wird hinreichen, es auszurotten. Das setzte er sich denn zu seiner Lebensaufgabe, an der er besonders in seinem Schloß Ferney emsigst arbeitete. An die Stelle der Kirche sollte „ein Reich der Geistesfreiheit und der brüderlichen Liebe der Menschen unter einander" treten, in Wahrheit ein Reich des Fleisches, da er mit Wort und Exempel den Epikuräismus predigte. Als Jesuitenzögling kannte er freilich nur ein verkehrtes Christenthum; und der üblichen Heuchelei gegenüber konnte er sich als ein Held der Aufrichtigkeit erscheinen. — Seinen Hohn über die Religion schüttelte Voltaire vornehmlich in seinen „Philosophischen Briefen" und „Philosophischen Gesprächen" aus. Seine zuchtlosen Einfälle tummeln sich besonders im Hohngedicht „Das Mädchen", das im feinsten Französisch überaus frech und schandbar geschrieben ist. Etwas besser ist seine „Henriade", ein Epos, welches Heinrich IV. zum Helden hat. Voltaire schrieb alles Mögliche, auch viele Trauerspiele. Er hat selbst, wie anders der Schein sein mochte, eine traurige Rolle gespielt, hat viel gelogen und geheuchelt, und konnte selbst den gehaßten Jesuiten schmeicheln, um eine Stelle in der Akademie zu erlangen. Indessen lebte und starb er bewundert und hoch verherrlicht von seinen Franzosen und Legionen von Ausländern der gebildeten (!) Stände. Er sah die Revolution voraus, die er mit angebahnt hat, und empfahl Reformen wie Gewissensfreiheit, Unterordnung der Kirche unter den Staat ꝛc. Doch ist nicht zu sagen, wie viel Jammer seine gottlosen Schriften gestiftet haben.

Ihm zur Seite steht Jean Jacques Rousseau, 1712—78, eines Genfer Uhrmachers Sohn, der viel in der Welt herumzog, am meisten zu Paris, als Schriftsteller, sich aufhielt. Er ist ein ganz anderer Mann als Voltaire. Hat dieser die damalige Gesellschaft mit all ihrer Ueberbildung geliebt und beherrscht, so wird sie von Rousseau auf's bitterste bekämpft. Zurück zur Natur, zur Einfachheit! ruft er,

und seine Waffen sind nicht Witz und Spott, sondern ein zur Empfindsamkeit gesteigertes Gefühl und eine ungemein lebendige und rührende Beredtsamkeit. Er schrieb einen Roman voll glühender Leidenschaft, „die neue Heloise", der bei seinem Erscheinen verschlungen wurde. Da ist es die Ehe, die gegenüber der Herzensliebe völlig verschwindet. Rousseau's merkwürdigste Schriften sind aber sein „Emil" und sein „Gesellschaftlicher Vertrag".



Fig. 220. J. J. Rousseau.

Im Emil entwirft er die Grundsätze der menschlichen Erziehung. Sie laufen darauf hinaus, daß man nur auf die Natur achten, alles sie Hindernde und Störende entfernen und sie sich selbst entfalten lassen sollte, denn der Mensch ist von Natur ganz gut, und was also aus letzterer kommt, muß gut und edel sein. (Der diese Ansicht theilende deutsche Gelehrte G. Forster, welcher mit Cook (S. 715) eine Reise um die Welt gemacht, konnte darum auch an der Menschenfresserei der Neuseeländer, dieser noch unverdorbenen Naturkinder, nichts Unrechtes sehen.) Da die Natur alles selber lehrt und thut, was zum Gedeihen des Menschen gehört, so braucht man auch keine Hilfe von Oben, keine Offenbarung, keine Kirche, kein Gebet. „Bis zum 18. Jahr erfährt das Kind nichts von Religion." — Im Gesellschaftlichen Vertrag tritt Rousseau mit seinem neuen Lichte auf das politische Feld über. Hatte er schon früher den Menschen, der das erste Stück Land umzäunte und sich vermaß es sein zu nennen, einen Betrüger genannt, weil das Land niemand, seine Frucht allen gehöre, so untersucht er nun in eben so ungeschichtlicher Weise den Ursprung des Staates und findet: Ursprünglich seien alle Menschen ganz frei und gleich neben einander gestanden; dann hätten sie sich aber durch einen Vertrag mit einander zu einer Volksgemeinde (einem Staate) zusammengestellt und hätten zum geordneten Zusammenleben ein gemeinsames Gesetz aufgestellt, dem sich der Einzelne mit etwelcher Aufopferung seiner freien Selbstbestimmung zu Gunsten des Ganzen unterworfen habe. Dieses Gesetz, wie es von der Volksgemeinde ausgegangen, könne natürlich von eben derselben nach Gutbefinden jederzeit geändert werden. Mithin sei der Wille des Volks (in seiner Gesamtheit) der eigentliche Souverän, und jeder, der sich eine Stelle über dem Volk anmaße, sei ein Usurpator und Tyrann. Demnach sei auch nur die (demokratische) Republik die rechte Staatsform. Wenn aber auch das Volk einen König an die Spitze stelle, so sei er doch nur der Beamte des Volks, das ihn nach Belieben wieder beseitigen könne und solle, wenn er seine Schuldigkeit nicht thue. — Man beachte, wie da jeder Fürst gänzlich in die Willkür seines Volkes gegeben ist, und wie, wenn die Mehrzahl von einem schlimmen Geist regiert wird, nicht nur der edelste Fürst davon gejagt werden kann, sondern auch der einzelne Bürger sich jeglicher Willkür und Gewaltthat ausgesetzt sieht, und wie, wenn einmal das Volk zu gleichen Theilen sich gegenübersteht, völlige Anarchie und jammervoller Bürgerkrieg eintreten muß. Wie grundfalsch ist auch in historischer Hinsicht diese Lehre! Aus der Familie ist der Staat herausgewachsen (S. 14); und Republiken sind erst aufgekommen, als die Monarchieen in's Verderben gerathen waren, und sind doch immer wieder, sei's nach längerer Dauer, in die Monarchie übergegangen. Und wo ein König ist, selbst wenn ihn das Volk gewählt hätte, da hat er seine Autorität nicht vom Volke, das sie ihm beliebig wieder nehmen könnte, sondern von Dem, der da spricht: Durch mich herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden, Sprichw. 8, 16. — Indessen fand Rousseau's Lehre außerordentlichen Beifall, zunächst bei dem Franzosenvolk,

mit der Zeit auch weiter hin, wie die gepriesene Volkssouveränität! auch in unzähligen deutschen Köpfen spuckt. Und so hat dieser Mensch einen Giftsamen ausgestreut, der in dem unglücklichen Frankreich die schauerlichsten Todesfrüchte bringen sollte. — Wohl sagt Rousseau manches Wahre von der „Freiheit und Gleichheit der Menschen," von den „Menschenrechten", ist auch so gefühlvoll, daß er von jeder Revolution abräth, wenn sie nur Ein Menschenleben kosten sollte; aber alles ist mit Trug verwoben. Und eben dieß, daß seine Bücher Licht und Finsterniß, Heilsames und Heilloses trefflich unter einander mischen, macht sie um so verführerischer und verderblicher. Er schadete dem Christenthum mehr als alle Spötter, indem er zeigte, wie man gefühlvoll von göttlichen Dingen reden könne, ohne Christ zu sein. — Rousseau gilt noch Vielen für einen achtungswerthen und liebenswürdigen Menschen, Er, der um zeitlichen Vortheils willen katholisch und dann wieder reformirt wurde, Er, der seine fünf Kinder in's Findelhaus schickte ohne alle Zeichen der Wiedererkennung, Er, der an solcher Eitelkeit und Empfindlichkeit litt, daß er fast mit Niemanden sich vertragen konnte! Rousseau und Voltaire, diese zwei Weltheilande, welche „alle Menschen glückselig machen wollten durch ein Leben in Liebe und Eintracht," waren selbst bittere Feinde; Voltaire nennt Rousseau Erznarr und Bastard von des Diogenes Hund, Rousseau den Voltaire Hauswurst. Aber ihr Wirken gieng doch vereint dahin, die menschliche Gesellschaft zu Grund zu richten.

Im Sinn und Geist dieser zwei Matadore (Vorkämpfer) redeten und schrieben: Ch. de Montesquieu, † 1755, ein Staatskünstler, der alles Bestehende kritisirte und das Orakel der Liberalen wurde; Denis Diderot, † 1784, welcher wie ein zartes Lamm sich an die Seelen schmiegen und wie ein grimmiger Panther ihr Edelstes und Heiligstes zerfleischen konnte; C. H. Helvetius, † 1771, der den vollkommensten Materialismus in seinem Leben darstellte und mit seiner Feder als das Einzigrichtige nachzuweisen beflissen war; endlich J. d'Alembert, † 1783. Mit Letzterem gab Diderot 1751 eine „Encyklopädie" heraus, welche alle Wissenschaften umfassen sollte, worin sie die verschiedenen Kenntnisse dem gemeinen Manne verständlich zu machen, aber zugleich auch ihre antichristliche Welt- und Lebensanschauung unter dem Volke zu verbreiten suchten.

Dieses Werk, bald verboten, bald wieder geduldet, je nachdem die Minister es fürchteten oder begünstigten, wurde ein Hauptsammelplatz für die Afterweisheit. Von ihm empfiengen die neuern Sophisten den Namen „Encyklopädisten". Diese Zerstörer der Grundlagen aller menschlichen Wohlfahrt nannten sich selbst „Philanthropen" und glaubten am Ende auch, daß sie es seien; denn der Teufel hat einen absonderlichen Spaß daran, wenn er solchen Menschenmördern einraunen kann: „Ihr seid Menschenfreunde!"

§ 2. Der deutsche Rationalismus.

Die französische Weisheit drang in breiten, reißenden Strömen auch in andere Länder und besonders in unser gutes Deutschland herein. „Aufklärung" ward auch hier unter den Gebildeten das Schlagwort der Zeit.

Thätig für sie waren vorzüglich: H. S. Reimarus († 1765), Professor der Mathematik zu Hamburg und Verfasser der „Wolfenbüttler Fragmente eines Ungenannten", die mit ihren derben Angriffen auf das Christenthum gewaltiges Aufsehen erregten, — J. B. Basedow († 1790), Stifter des Philanthropins (Erziehungsanstalt in Dessau), ein flacher Mensch, der sich's zur besondern Aufgabe stellte, bei der Jugend „aufzuhellen", — Chr. Fr. Nikolai († 1811), Buchhändler und Schriftsteller zu Berlin, welcher in seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek" mit seinen Verbündeten unermüdlich und immer herber gegen die Offenbarung stritt, — Moses Mendelssohn († 1788), Handlungsdiener und Philosoph zu Berlin, ein Jude, der unter den Genannten noch am zartesten mit dem Christenthum umgieng. Leider müssen wir auch den hochbegabten Lessing (§ 12) unter den Gegnern des geoffenbarten Glaubens aufführen; er war es, der die Wolfenbüttler Fragmente der Oeffentlichkeit übergab.

Bei den von Haus aus ernstern Deutschen schritt wohl überhaupt die Aufklärung nicht gleich bis zu den letzten Grenzen, zum Atheismus und Materialismus vor. Mit geringen Ausnahmen blieb man noch, wie Friedrich II., bei einer Ver-

nunftreligion, welche Gott, Tugend und Unsterblichkeit festhielt, jedoch des Specifisch-Christlichen sich entschlug. Bis so weit waren aber gerade die Wächter des Heiligthums, die Theologen, der Aufklärung besonders zugänglich. Die strenge Orthodoxie und der reine Pietismus eines Spener und Francke hatten sich (um 1730) versöhnt und schön geeinigt. Da gab's vortreffliche Theologen mit eben so bibelfestem als lebenswarmem Glauben. Ich nenne nur den Ersten, Joh. Albr. Bengel, 1687—1752, zuletzt Prälat in Württemberg, ein Mann von immenser Gelehrsamkeit, der doch nichts wußte als Christum und sein Wort, in das er so scharfe und tiefe Blicke that wie nur Wenige (S. 662). Sein auserlesener Gnomon Novi Testamenti (Zeiger in's N. T.) wird erst neuerlich wieder recht geschätzt. — Nun aber geschah es, daß sich die Theologen in jämmerlicher Verblendung massenhaft der Vernunftreligion zuwendeten, wozu insonderheit auch die (Wolfische und Kantische § 12) Philosophie beitrug, welche einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Theologie gewann. Sie nannten ihre vernünftige Denkweise Rationalismus. Den Vorgang machte Joh. S. Semler, 1725—91, Professor zu Halle, der Vater des Rationalismus.

Er brachte unter andrem die heillose Accommodations- oder Anbequemungslehre auf, als ob Christus sich hie und da den falschen Vorstellungen der Juden anbequemt, z. B. von einem Teufel geredet habe, obwohl er gewußt, daß kein solcher existire, um bei den Juden nicht anzustoßen. Die heil. Schrift wurde hinfort wie ein bloß menschliches Buch behandelt und im Grunde noch viel schlechter. Die liebe Vernunft, die doch aus sich selbst nichts Rechtes über die höhern Dinge weiß, setzte sich breit auf den Richterstuhl, nahm das Wort des großen Gottes vor sich, zu besehen, was darin wahr und was falsch sei, und warf ein Stück um's andere als jüdischen Aberglauben, veralteten Irrthum 2c. hinaus, bis eben das übrig blieb, was sie schon aus sich selbst wußte oder doch zu wissen meinte. Semler gieng nicht so weit als seine Nachtreter; aber er hatte einmal das reizende Exempel gegeben, er hatte das Heilige angetastet, die Hände Anderer griffen viel rauher und schonungsloser zu, so daß er mit Bekümmerniß über das Unheil, das er angerichtet, aus der Welt schied. Damals bestand schon die große Mehrzahl der Theologen aus Rationalisten, die alles, was über Vernunft und Natur gieng, ins Reich der Märchen verlegten. Sie blickten mit Verachtung auf die Altgläubigen herab, daß Wenige mehr wagten, sich orthodox zu nennen.

Dem Rationalismus gegenüber bildete sich der sogen. Supranaturalismus. Eine Minderzahl der Theologen wollte doch nicht alles Positivchristliche aufgeben; sie erkannten die Flachheit und Leerheit des Rationalismus und fühlten das Bedürfniß einer bessern Befriedigung für unsterbliche Seelen. Darum nahmen sie etwas Uebernatürliches in der Religion an, ließen jedoch die Kirchenlehre als nicht völlig haltbar fahren und hielten sich an den Inhalt der hl. Schrift im Allgemeinen, wobei sie freilich gar oft ihre eignen vom Zeitgeist schon getränkten Gedanken in die Bibel hineintrugen, so daß der Supranaturalismus häufig mit dem Rationalismus zusammenfloß. Unter diesen Supranaturalisten ist der Weimarische Generalsuperintendent Herder (§ 12) der berühmteste. Er bestritt mit Eifer den seichten Rationalismus und rationalisirte doch selbst genug. — Indessen fanden sich immer noch Einzelne, innerhalb und außerhalb der Theologenwelt, welche im Ganzen entschieden auf christlichem Boden standen, wenn gleich auch an ihnen dies und jenes auszusetzen sein mag. Der geistvolle Pfarrer Lavater (Fig. 221) zu Zürich († 1801) wirkte



Fig. 221. Joh. Kaspar Lavater.

eifrig zur Erhaltung und Aufrichtung des Reiches Christi, vornehmlich nach Deutschland herein. Ein braver Vertheidiger des Offenbarungsglaubens ist ferner Matthias Claudius († 1815), ein Laie, welcher mehr in Volksweise, aber mit dem treffendsten Witze und tief gemüthlich dabei, den kalten Aberwitz und platten Unverstand der Neuerer bekämpfte. Auch der fromme Gellert zeugte redlich von seinem Heilande, dem er sterbend freudenreich seine Seele übergab. Und in Süddeutschland kämpften bedeutende Männer für die alte Wahrheit.

Allein solche Zeugnisse und aller Kampf gegen die einreißende Afterweisheit richteten im Großen nicht viel aus. Der Unglaube lag in der Luft; aus der fiel er wie Mehlthau herab, daß man sich schwer seiner erwehren konnte. Der herrliche Name „Aufklärung" war zu mächtig; wer wollte gern ein „Finsterling" sein? Die feinen Leute, Laien und Kleriker, nicht mehr. Die Neologie (Neulehre) erlangte unter den Gebildeten Deutschlands allgemeine Herrschaft. Das gemeine Volk wurde zwar anfangs weniger davon berührt; der giftige Thau blieb zunächst an den höhern Bäumen hängen und erreichte nur da und dort das niedere Gebüsch. Um Aergerniß in der Gemeinde zu verhüten, verhüllten denn doch die rationalistischen Geistlichen ihren Unglauben noch etwas in Redensarten; sie nannten den Herrn Jesum fleißig den weisesten Lehrer der Menschheit, das reinste Vorbild der Tugend, den Göttlichen, und „Gottes Sohn" in ihrem Sinne, so daß das Volk von einer fremden Lehre nicht viel merkte und an seinem Katechismus nicht gerade irre ward. Dasselbe empfieng wohl nichts für sein Seelenbedürfniß; die Pfarrer hielten Predigten, daß einen das arme Volk dauern konnte; da ihr geistlicher Lehrbereich sehr zusammengeschrumpft war, predigten sie dazwischen auch über Weltliches, z. B. an Sexagesimä: „über den besten Betrieb der Feldwirthschaft!" Das Volk gieng ohne Erbauung weg, aber daheim nahm es seine alten „Tröster" zur Hand, die köstlichen Erbauungsbücher, von Arnd, Müller, Scriver, Schmolke, Stark 2c. und stärkte sich im Christenglauben. Allein für die Dauer, besonders als die Rationalisten allmählich mit ihrer wahren Meinung dreister heraustraten, konnte doch die üble Folge nicht ausbleiben, daß auch beim gemeinen Manne vielseitig der Glauben untergraben ward. Da die Pfarrer an der Hauptsache, der Erlösung durch Christum, vorübergiengen und immer nur das Gesetz, „eine gesunde Moral", predigten, und so, als ob es der Mensch aus eigener Kraft erfüllen könne, so mußte das Volk namentlich jenem unseligen Pelagianismus anheimfallen, an welchem es heute noch leidet. Die pelagianische Tugend ist aber immer nur ein äußerlich Wesen und leerer Schein; das in seinem Glauben erschütterte und außer der Verbindung mit Christo des wahren Lebens beraubte Volk gab sich denn auch um so leichter den losen Sitten hin, welche die Franzosen, als sie selbst nach Deutschland herüberfluteten, mitbrachten.

§ 3. Die Freimaurer und Illuminaten.

Auch das katholische Deutschland blieb von der Neologie nicht verschont. Hier wurde sie vornehmlich durch den Freimaurerbund verbreitet, in welchen samt andern Glaubensgenossen Katholiken in Menge eintraten. Der Ursprung der Freimaurerei wird verschieden angegeben. Manche führen sie bis auf Salomo's Tempelbau zurück; Andere lassen sie aus den großen Verbindungen wirklicher Maurer (S. 399) hervorgehen. Aber erst 1717 gründeten freisinnige Freunde des Fortschritts in London eine höhere Bauhütte (Loge); was dann 1737 in Hamburg, 1740 in Berlin und 1754 in Frankreich 2c. nachgeahmt wurde. — Als den Hauptzweck der Freimaurerei bezeichnet das Constitutionenbuch von 1723: einen Tempel der reinen Menschlichkeit aufzubauen, welcher Menschen von allen Völkern, Ständen und Glaubensbekenntnissen zu einer großen in Lieb und Eintracht fest zusammenhaltenden Brüderschaft umschließen sollte. Weil die Mitglieder Arbeiter an diesem geistigen Bau sein sollen, führen sie den Namen „Maurer", („freie," weil aller Vorurtheile ledig) und als Sinnbilder die Werkzeuge der gewöhnlichen Maurerei, Hammer, Kelle, Winkelmaß 2c. Zu solchem Bau braucht man Verständniß und sie rühmen sich des Besitzes einer hohen Weisheitslehre, die jedoch den Aufgenommenen erst nach und nach mitgetheilt

wird. Verpflichtet wird der Maurer „als ächter Noachit" nur „zu derjenigen Religion, in welcher alle Menschen übereinstimmen: zu jener ältesten, gute und treue Menschen, Männer von Ehre und Rechtschaffenheit zu sein und die allgemein anerkannten sittlichen Vernunftgesetze zu beobachten;" so wird die Maurerei „Einigungspunkt und Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu gründen, welche sonst sich stets ferne geblieben wären."

An diesem Bunde ist nun zuerst zu beanstanden, daß er mit seinem Licht so geheim thut; dann, daß er noch ein engerer sein will als der Christenbund; endlich, daß er sich gegen das Christenthum gleichgiltig verhält, ja es durch die Humanität ersetzen will. — Der Orden hat mehrere Grade; es gibt Lehrlinge, Gesellen, Meister, Stuhlmeister, Großmeister. Er hat viel Heimlichkeit in Zeichen, Bildern, seltsamen Sprüchen 2c., die einen starken Nimbus um ihn ziehen. Friedrich II. ließ sich neugierig in ihn aufnehmen, lief schnell alle Grade durch und stützte ihn, äußerte aber doch: „Eine Religionssekte noch abgeschmackter als die andern!" Der Bund hat aber sehr zahlreiche Theilnehmer (wohl 17 Mill.) über die weite Erde hin. Es treten ihm vornehmlich darum so viele bei, weil die Maurer sich unter einander kräftig unterstützen. In Frankreich haben sie angefangen, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit aus der Loge zu streichen.

Ihre Spitze erreichte die deutsche Aufklärung in dem Illuminatenorden, welcher innerhalb der katholischen Kirche entstand. In ihm verband sich, wie in Frankreich, der Unglaube mit der Demokratie. Dieser Orden wurde an dem Orte, wo seit Dr. Eck der dickste Papismus herrschte, zu Ingolstadt, 1776 vom Professor Adam Weishaupt gestiftet. Von den Jesuiten mechanisch erzogen, war er am Glauben irre geworden, und da er die Maurerei eben in verwirrte Zustände gerathen fand, suchte er die Jesuitenkunst zu verwirklichen, wie von seinem Zimmer aus die Welt zu beherrschen wäre. Er bezweckte eine Weltumwandlung religiöser und politischer Art; der Gottesglaube sollte vertilgt und der Mensch wieder in seinen ursprünglichen Stand der Freiheit zurückversetzt, der Vernunft zur Herrschaft verholfen worden, wozu der Umsturz aller Throne gehörte.

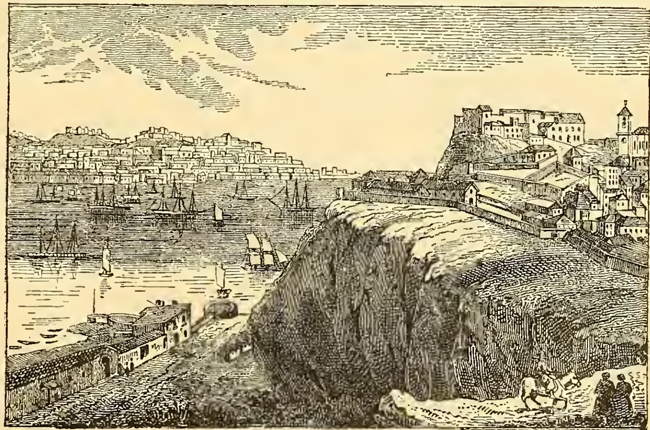
Weishaupt sammelte sich insgeheim seine Jünger und zierte sie mit den Namen Perfektibilisten, „Illuminaten" (Erleuchtete), dafür mußten sie ihm unbedingten Gehorsam schwören. Das Werk der Finsterniß fand mehr Anhang, als man hätte denken sollen, auch unter den Protestanten, unter welchen der Freiherr von Knigge, ein leichtfertiger Abenteurer, besonders thätig dafür arbeitete. Herder, Göthe und ihr Schutzherr in Weimar traten ein, nachdem die Verknüpfung mit der Loge dem Geheimbund einen sichern Schild gegeben. Ein Lieblingssatz lautete: „Man muß den letzten König am Darm des letzten Priesters aufhängen!" Der satanische Bund wurde bald zersprengt: die bayrische Regierung kam dahinter und schritt scharf gegen ihn ein, 1784. Mehrere Glieder wurden ergriffen und eingekerkert; andere wie Weishaupt flohen. Etliche begaben sich nach Frankreich, wo sie von Freimaurern mit offenen Armen empfangen, die Verhängnisse fördern halfen, welche über dieses unglückliche Land hereinbrechen sollten.

§ 4. Aufhebung des Jesuitenordens. Clemens XIV.

Wir haben bisher die Aufklärung zumeist von ihrer unheilbringenden Seite betrachtet. Aber unter Gottes Waltung sollte sie doch auch Nutzen schaffen: sie hat mit dem Christenglauben auch den römischen Aberglauben stark untergraben (S. 689) und insonderheit zum Sturze des Jesuitenordens das Meiste beigetragen. Die über die ganze katholische Kirche ausgebreiteten Jesuiten hatten bis 1750 eine große Macht inne. Fast überall waren sie die Beichtväter der Fürsten und die Erzieher der Jugend, was ihnen eine bedeutende Einwirkung auf die Staatsregierung und in's Innere der Familien gestattete. Und sie mischten sich in alles und strebten überall alles zu sein. Billig muß man bekennen, daß es unter ihnen auch bessere Seelen gab, in welchen ein reiner Eifer für das Wohl der Menschheit glühte. Im Ganzen aber waren sie ein unheiliges Volk.

Um die sündenliebenden Menschenkinder, namentlich die Hohen und Reichen, zu gewinnen, hatten sie ein ordentliches System ausgedacht, wie man ohne Sünde sündigen könne. Da hieß es: Man darf einen falschen Eid schwören, wenn man sich dabei etwas denkt, wodurch das Gesagte seine Unwahrheit verliert, z. B.: „Ich schwöre, daß ich — Gedanke: gestern — dieses Verbrechen nicht begangen habe" (reservatio mentalis); man kann einen Ehebruch begehen, ohne Ehebrecher zu werden, wenn man dabei nur nicht die Absicht hat, die Ehe zu brechen (non mala intentio); man darf irgend welche Ungerechtigkeit verüben, so es nur zu Gottes Ehre und namenlich zur Förderung der Kirche geschieht (bona intentio); denn „der Zweck heiligt die Mittel". Wenn man ob solcher Lehren den Orden angriff, sagte er etwa, das sei die Meinung Einzelner, aber nicht die Lehre des Ordens selbst. Allein diese Schriften standen unter der Censur des Ordens, der sie frei passiren ließ und dadurch jedenfalls ihrer Unsittlichkeit sich mitschuldig machte. Die Moral der Jesuiten war ruchlos geworden, und wohl nicht rein erfunden sind die vielen gegen sie erhobenen Beschuldigungen von Mordthaten, für der Kirche Bestes verübt. Zugleich wurde der Orden ein großartiges Handelsinstitut. Wer weiß, wie lange sie ihr Unwesen noch fortgetrieben hätten, wäre nicht die Aufklärung über sie gekommen!

Die Freidenker, welche vor allem die päpstliche Kirche, „die Mutter der Dummheit und Tyrannei" vertilgen wollten, zogen darum gegen die Jesuiten als deren eifrigste Vertheidiger in grimmigen Schriften zu Felde. Die Angegriffenen wehrten sich mit geistigen Waffen nur schwach; sie verfluchten ihre Feinde als Ketzer und riefen gegen dieselben den Arm der sonst so ergebenen Großen zu Hilfe. Aber siehe nun, die Aufklärung war nicht bloß in den Berliner Hof, sie war fast in alle Fürstenhöfe eingedrungen; insonderheit huldigten ihr viele mächtige Minister, welche in ihrem Lichte zu reformiren sich stark getrieben fühlten; so fanden Loyala's Jünger zu ihrem Erschrecken die gesuchte Hilfe des weltlichen Armes nicht mehr. Vielmehr drängten jene Minister ihren Einfluß immer weiter zurück und griffen ihnen zuletzt gar an's Leben; die Fürsten aber ließen das um so williger zu, da es dabei reiche Güter zu beerben gab. Und also wurde der Orden von der weltlichen Macht, die er sonst lenkte, selbst bekämpft und gestürzt. Zuerst in Portugal, das eben eine außerordentliche Heimsuchung erfuhr.


Fig. 222. Lissabon.

Es war am Allerheiligenfest, 1. Nov. 1755, und die Bewohner Lissabons befanden sich großentheils in den Kirchen oder wallten in dieselben; da hörten sie unter ihren Füßen einen Donnerwagen hinrollen. Schon zuckte auch und bebte die Erde. Die Leute stürzten aus Kirchen und Häusern auf die Straßen, nach den größern Plätzen und in's Freie; aber das Verhängniß übereilte die Meisten. Das ganze Ereigniß dauerte 10 Minuten. Während derselben war die Erde in beständigen Schwingungen; dazwischen erfolgten drei harte Stöße, und die ganze herrliche Stadt lag in Trümmern oder war versunken! Zu gleicher Zeit wälzte sich der Tajo vom Meere in berghohen Wogen herein; ein Sturm trieb den Schutt und Staub der eingestürzten Häuserreihen in die Luft, daß schwarze Nacht wurde; plötzlich brachen aus den Trümmern Flammen hervor, die sich über den

ganzen Ruinenhaufen verbreiteten; so daß alle Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, beim Untergang dieser Stadt geschäftig waren. Das Erdbeben wurde weithin durch Europa, Afrika und selbst Asien verspürt und gieng unter dem Ocean nach Amerika hinüber. Aber seine Zerstörungswuth ließ es an Lissabon aus. Dabei büßten 30,000 Menschen ihr Leben ein. Der Schaden an Gut belief sich auf 570 Mill. Thaler. Es war wohl ein Gottesgericht über die Stadt; denn die Schätze aus den aufgefundenen Brasilianischen Gold- und Diamantgruben waren zur Eitelkeit und Fleischeslust schnöde verwendet worden. So versank der königliche Palast mit seinen überreichen Kostbarkeiten völlig in die Erde. Das erste Hauptgebäude aber, welches zusammenfiel, war das Inquisitionsgericht; ihm folgte das prachtvolle Jesuitenkollegium und begrub alle seine Bewohner, als ob Gott der Herr den bevorstehenden Untergang des gewissenlosen Ordens andeuten wollte.

Der König, welcher, mit seiner Familie eben abwesend, dem Erdbeben entgieng, Joseph Emanuel, (1750—77), aus dem Hause Braganza, das mit 1641 den portugiesischen Thron bestiegen, war ein schwacher Mann, für den sein kraftvoller Minister Pombal vollmächtig waltete. Der that Unglaubliches für die Hebung des tief herabgekommenen Volks, sowie für die Kolonieen, besonders Brasilien. Doch freilich mehr in äußerlichen Dingen; neuen Geist konnte er nicht einhauchen, denn er war Voltaire und Consorten zugethan, und also weniger stark in Liebe und Wahrheit als im Jesuitenhaß. Darum schritt er schon vor Lissabons Zerstörung gegen die Macht des Ordens beschränkend ein; er nahm ihm die Censur der Presse und die Aufsicht über den öffentlichen Unterricht. Kaum hatte man sich dann von dem furchtbaren Ereigniß wieder erholt, kaum stieg Lissabon durch Pombals energischen Betrieb herrlicher aus den Ruinen empor, so setzte dieser seine Bestrebungen gegen die Verhaßten fort; er entfernte 1757 alle jesuitischen Beichtväter vom Hofe und bewirkte 1758 mittelst einer Visitation des Ordens durch einen ihm ergebenen Kardinal, daß demselben das Beichthören und Predigen in den meisten Sprengeln verboten ward. Nun fuhr der König Nachts von einem Feste heim, da schoßen drei Männer zu Pferde auf seinen Wagen und verwundeten ihn am Arme. Bei der strengen Untersuchung dieses Attentats wurde der Herzog von Aveiro schuldig befunden, der mit den Jesuiten in genauester Verbindung stand; erweisen konnte man die Mitschuld der letztern nicht. Aber ihre stete Gemeinschaft mit dem Herzoge und die Aussage eines Gefolterten genügten dem Minister, sie für schuldig zu erklären und durch einen königlichen Befehl, 3. Sept. 1759, den Orden für ganz Portugal aufzuheben. Eine Anzahl der Glieder wurde im Gefängniß hingerichtet, eine andere blieb darin schmachten; die Uebrigen transportirte man nach Italien. Ihre Güter fielen der Staatskasse zu.

Fünf Jahre später wurde der Orden auch in Frankreich verpönt. Dort am Herde der Aufklärung hatte er ohnehin den härtesten Stand. Die Encyklopädisten waren längst bemüht, ihn durch beredte Schilderung seiner ungemessenen Herrschsucht, seiner sittenvergiftenden Moral &c. schlecht zu machen. Nun trug sich's zu, 3. Jan. 1757, daß ein gewisser Damiens dem Könige Ludwig XV., als er eben ausfahren wollte, ein Messer in die Seite stieß, ohne ihn tödtlich zu verwunden. Dieser Damiens, früher ein wüster Mensch, dann vom aufgewachten Gewissen gefoltert, wollte durch die Ermordung des Landverderbers sich ein sonderliches Verdienst zur Tilgung seiner Sündenschuld erwerben. Er wurde nach entsetzlicher Quälung so hingerichtet, daß ihn vier Pferde auseinander rissen. Seine That stand mit den Jesuiten in keiner andern Verbindung, als daß er eine Zeitlang Bedienter in ihrem Collegium gewesen war und ihre Predigten über die Lasterhaftigkeit des Hofes gehört hatte. Gleichwohl munkelte man, sie hätten ihn dazu angestiftet. Die Mätresse Pompadour und der „freisinnige" Minister Choiseul bestrebten sich, dem Könige diesen Verdacht beizubringen, man suchte alles hervor, alte und neue Geschichten, wahre und falsche Gerüchte, um die Jesuiten als die gefährlichsten der Menschen, als eitel Königsmörder darzustellen. Die Kunde von Portugal herüber mußte das bestätigen.

Glaubten nun auch nicht alle alles, so richtete sich doch die allgemeine Stimmung so gegen sie, daß sie fallen mußten.

Insonderheit waren die Parlamente (hohe Gerichtshöfe) gegen die Jesuiten gestimmt, da in ihnen neben vielen Freigeistern auch noch Anhänger des Jansenismus (S. 616) saßen, den der Orden weiland so grimmig verfolgt hatte. Die nächste Veranlassung zu dessen Sturze gab folgendes. Ein Jesuit Lavalette, welcher auf der Insel Martinique ein großes Handelsgeschäft betrieb, machte Bankerott, wobei viele französische Häuser in Verlust kamen. Diese verlangten nun Entschädigung vom Orden und wendeten sich deßhalb an den Provinzial zu Paris. Da derselbe sie abwies, klagten sie beim Pariser Parlamente. Vor diesem behauptete der Provinzial, „der Orden könne nicht einstehen, weil er seinen Gliedern verbiete, Handelsgeschäfte zu treiben." Hierauf begehrte das Parlament Vorlage der Ordensstatuten. Nach Einsicht derselben urtheilte es, „da der Orden jedes seiner Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichte, so sei er auch für jedes derselben haftbar." Jetzt zahlte der Orden; und bald sollte ihm noch fühlbarer werden, daß ihn dießmal seine sonstige Klugheit verlassen. Das Parlament hatte nämlich in seinen Statuten auch dem Staatswohl schädliche Grundsätze gefunden, wie den Gehorsam, den der General in Rom fordert, und sprach sich für Abschaffung des Ordens aus; die meisten Parlamente stimmten ihm bei. Eine Prüfungskommission von 40 Bischöfen, welche der von den Bedrängten angeflehte König niedersetzte, erklärte sich zwar für Beibehaltung desselben, beantragte aber doch eine theilweise Aenderung der Statuten zu ihrer bessern Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen. Unter dieser Bedingung wollte denn der König die Jesuiten fortbestehen lassen. Allein ihr Oberster zu Rom, der General Ricci schrieb: Sint, ut sunt, aut non sint! „Sie sollen bleiben wie sie sind, oder aufhören!" Das verdroß den König; Choiseul und die Pompadour eiferten immer wider sie; verstimmt und müde der Sache erließ er endlich, Nov. 1764, ein Edikt, durch welches der Orden in ganz Frankreich aufgehoben ward. Auch hier zog man sein Besitzthum zu Gunsten des Staates ein; doch durften die Glieder als Privatpersonen im Lande bleiben.

Dann traf der Schlag Loyola's Jünger im bigotten Spanien. Auch hier waren die höhern Kreise von den neuen Ideen nicht unberührt geblieben. Wegen allerlei Neuerungen der Regierung im Handelswesen und in der Volkssitte brach 1766 ein Aufstand aus. Der „aufgeklärte" Minister Aranda beredete Karl III., daß die Jesuiten das Volk aufgewiegelt hätten und selbst gegen seine Person gefährliche Anschläge schmiedeten. Da vernichtete der erschreckte König durch ein Dekret, 2. April 1767, den Orden auch im spanischen Reiche. Die Güter desselben zog er an sich, seine Glieder verjagte er aus allen seinen Gebieten; viele kamen im Elend um. Ein gleiches Schicksal erlitten die so Gefürchteten in Neapel, wo für den minderjährigen König Ferdinand, Karls III. Sohn, der freisinnige Tannucci regierte. Hier wurden sie in der Nacht des 20. Nov. 1767 in ihren Kollegien überfallen, gepackt und über die Grenze geschafft. Ebenso in Parma 1768.

Was sagte denn aber der Papst zu solchem Thun katholischer Regierungen? Damals saß Clemens XIII. (1758—69) auf dem römischen Stuhle, ein Mann nach dem Bilde Gregors VII., der auf Wiederherstellung der römischen Weltherrschaft ausdachte. Er entsetzte sich über die allseitigen Angriffe auf seine „Lieben und Getreuen" und war heiß bemüht, sie von ihnen abzuwehren; mit aller Gewalt wollte er diese „Janitscharen des heiligen Stuhls" (wie sie ein früherer Papst geheißen) in ungehemmter Wirksamkeit erhalten. Allein umsonst; der Zeitstrom war zu mächtig und die Macht der Kurie über die Großen zu schwach geworden. Ja der Papst mußte es erleben, daß eines Tages die Gesandten aller Bourbonischen Höfe ihn mit dem Begehren um gänzliche Aufhebung des Jesuitenordens auf dem Erdenrunde anliefen und Heere gegen ihn sandten. Das war zu viel für ihn, er starb am Schlagfluß. Ihm folgte Clemens XIV., 19. Mai 1769. Ein wunderseltsamer Papst! wie Alexander VI. (S. 462) der Nichtswürdigste war, so war er der Edelste von allen, die je die Tiare trugen.

Er hatte viel studirt, aber den Plato lieber als den Aristoteles, die Kirchenväter lieber als die Scholastiker, und von einem Cyprian, Athanasius, Augustinus, sich zur Quelle aller Weisheit, zur heil. Schrift, leiten lassen. In diese hat er sich mit Ehrfurcht eingesenkt und aus ihr eine lichte Erkenntniß der Heilswahrheit empfangen und ein stillfreudiges Leben in Gott, dem überall Nahen, und ein inniges Verlangen, ihm durch Wohlthun an den Menschen zu dienen. Statt Herrschsucht und Verfolgungseifer wohnte Demuth, Sanftmuth, Friede und Liebe in seiner Seele. Er war an Wissenschaft, Geist und Adel der Gesinnung über all seinen Klerus weit erhaben. Freilich, zu einem Versuch, den man seinem Verständniß und Gemüthe zutrauen konnte, die römische Kirche von innen heraus umzugestalten, war er zu zarten Wesens. Doch that er viel zur Besserung seiner Kirche, beschränkte z. E. die Abgaben an seinen Stuhl und die Einkünfte der Prälaten, weil reiches zeitliches Gut dem vorbildlichen Leben, das ihnen obliege, nur gefährlich sei. Am Gründonnerstag 1770 unterließ er die Verlesung der Ketzerbulle In coena domini (S. 574). Friedliebend und bescheiden schrieb er an die Höfe, die sein Vorgänger beleidigt hatte, daß sie bald gewonnen wurden.

Nachdem er die Sache der Jesuiten durch eine Kommission von Kardinälen hatte untersuchen lassen, sprach er in der Bulle Dominus ac redemptor noster 21. Juli 1773 feierlich die Aufhebung des Jesuitenordens in allen Ländern aus. So zerstörte einer der Päpste selbst das vornehmste Institut zur Aufrechterhaltung des Papstthums (es waren 22,500 Mitglieder in 24 Provinzen).



Fig. 223. Clemens XIV. (Ganganelli.)

Man kann sich denken, welch ungeheure Sensation das in aller Welt machte. Die katholischen Regenten alle nahmen die Bulle begierig an und das Besitzthum des aufgelösten Ordens als herrenloses Gut vergnügt zu sich. Maria Theresia freilich erst, nachdem man ihr die Liste der Sünden, die sie an Ostern gebeichtet, aus Madrid zugesandt hatte. Nur zwei Potentaten verboten die Bekanntmachung dieser Bulle in ihren Staaten, die griechische Kaiserin Katharina II. von Rußland, welche die Jesuiten für den Schulunterricht bei ihren katholischen Unterthanen unentbehrlich hielt, und der protestantische König von Preußen, der die Toleranz, die er einmal verkündigt hatte, folgerichtig auch auf die Jesuiten ausdehnen wollte. Bald darnach erkrankte Clemens an einem Unterleibsleiden, an dem er 22. Sept. 1774 starb. Die Exjesuiten riefen: „Gottes Rache!" ihre Gegner: „jesuitisches Gift!" was freilich nicht erwiesen ist.

§ 5. Joseph II. Die Emser Punktation.

Wie nun die Hauptvertheidiger des römischen Kirchenwesens aus dem Wege geräumt waren, so rückte diesem ein deutscher Fürst zu Leibe, ein Fürst, welcher zwar der Aufklärung huldigte, aber, wie freisinnig immer, doch kein Freigeist war. Es ist der älteste Sohn Maria Theresia's, der jung auf den deutschen Thron erhobene Joseph II. (1765—90). Er war von schöner Gestalt, mit blauen, seelenvollen Augen und einem Gesicht voll Ausdruck und Leben; ein sehr lebhafter,

wenn auch nicht hochbegabter Geist, der sich um alles interessirte und alles wissen wollte. Sein Wesen war freimüthig, heiter und liebenswürdig; er hielt die einfachste Lebensweise ein. Auf seinen Reisen durch Frankreich, Holland und Italien begleiteten ihn nur wenige Diener und alle Festlichkeiten, damit man ihn beehren wollte, verbat er sich mit dem Bemerken, er reise lediglich um zu lernen. Er sammelte sich viele Kenntnisse; doch hinderte ihn seine Lebhaftigkeit, in die Gegenstände tiefer einzudringen. Aber sein Herz glühte für die neuen Ideen der Volksbeglückung. Als Ideal eines Herrschers stand Friedrich II. vor ihm. Er stattete diesem 1769 zu Neisse einen Besuch ab, den ihm Friedrich 1770 in Mähren erwiderte.

Josephs Verehrung des Preußenkönigs mehrte sich und dieser lernte den jungen Kaiser aufrichtig schätzen. Sie knüpften auch Bande inniger Freundschaft; Friedrich sprach: „Ich sehe diesen Tag für den glücklichsten meines Lebens an!" Joseph: „Für Oesterreich gibt es kein Schlesien mehr!" Und beide: „Wenn wir deutschen Mächte zusammenhalten, wer will uns widerstehen?" Allein wie's eben bei der Freundschaft hoher Potentaten, in welche immer auch die Politik dreinredet, so häufig geht, auch die ihrige wurde bald kühler und kam weiterhin zum offenen Bruch, also daß doch wieder Deutsche gegen Deutsche standen.

Der feuereifrige Kaiser nahm allerlei zur Wohlfahrt des Reiches vor; aber „seine Thätigkeit erlahmte bald an der Theilnahmslosigkeit und dem Widerstande der Fürsten". So mußte er seinen heißen Schaffenstrieb noch manches Jahr in sich zurückhalten; denn seine Mutter ließ auch ihn an der Regierung ihrer Erbstaaten, so lange sie sich kräftig fühlte, nur geringen Antheil nehmen; bloß die auswärtigen Geschäfte überließ sie bei vorgerücktem Alter dem Sohne und ihrem Kaunitz, welcher sich ganz in jenen schickte. Erst als Joseph, 1780, die Alleinherrschaft über die österreichischen Staaten antrat, begann seine rechte Wirksamkeit. Er wollte nun seine große Monarchie in allen Theilen umschaffen, einheitlich gestalten. Diesem Berufe gab er sich gänzlich hin; ihm opferte er selbst sein Vermögen, viele Millionen, und alle seine Kräfte.

Er arbeitete vom Morgen bis in die Nacht; alle Beschwerden, Bitten und Anträge ließ er an sich selbst kommen. Den ganzen Tag über war der Gang vor seinem Kabinet mit Leuten jedes Standes angefüllt; er gieng von Zeit zu Zeit hinaus und nahm ihre Schriften selbst in Empfang oder führte die, welche mündlich vorbringen wollten, in's Zimmer. Auf die Beamten hatte er ein waches, strenges Auge, was in Oesterreich freilich besonders noth that; jeglicher Unterschleif, jegliche Ungerechtigkeit wurde scharf gerügt. Er wollte raschen Gang des Gerichtswesens und unparteiische Gerechtigkeit nach jeder Seite hin; kein Ansehen schützte vor verdienter Strafe. Grafen mußten am Pranger stehen, die Straße kehren ꝛc. Mit dem Ernst gieng Milde Hand in Hand. In seinen Staaten traten Wohlthätigkeitsanstalten aller Art hervor. Er hob die schmähliche Leibeigenschaft gänzlich auf, suchte auch sonst das Loos der gedrückten Bauern zu verbessern, indem er die Frohnden beschränkte und einen beträchtlichen Theil der Steuerlast auf die Gutsherren übertrug. Er bestrebte sich, das Fabrikwesen zu beleben, daher er selbst nur inländische Fabrikate gebrauchte, und den Handel zu erweitern, zu welchem Ende er auswärtige Handelsniederlassungen, bis in China, gründete. Er hob zu freierem geistigen Verkehr die Censur der Bücher auf. Alles aber in unsteter Weise, so daß er gleichsam auf der Reise regierte, seine Entwürfe auch bald wieder fallen ließ und durch neue ersetzte. König Fritz bedauerte, daß sein Bruder immer den zweiten Schritt mache, ehe er den ersten vollende.

Schon 1781 erließ er das preiswürdige Toleranz-Edikt, welches Lutheranern, Reformirten und Griechen in allen seinen Landen freie Uebung des Gottesdienstes, den Bau von Bethäusern (doch ohne Thurm und Glocken), den Erwerb aller bürgerlichen Rechte und den Zutritt zu allen Aemtern gestattete. Welch schönen Ruhm hat er hier unter Oesterreich's Herrschern! Die Deisten aber nahm er von der Duldung aus; sie verdienten, urtheilte er, daß man jedem 25 Stockprügel

aufzählte. Mit Leuten wie Voltaire mochte er nichts zu schaffen haben. — Indessen war seine Freisinnigkeit groß genug, an seine eigene verderbte Kirche die Hand zu legen und gewaltig an ihr zu reformiren. Er hob in seinen mit Klöstern überfüllten Staaten ohne weiteres solche auf, deren Insaßen sich nicht mit nützlicher Thätigkeit, Unterricht, Krankenpflege 2c. beschäftigten, sondern „ein beschauliches Leben" führten, d. i. meist dem Fleische lebten. Mit den Klostergütern stiftete er Pfarreien, Schulen und Anstalten der Wohlthätigkeit.

Die 430 Klöster, welche er bestehen ließ, durften nicht mehr mit auswärtigen Ordensobern in Verbindung stehen: sie wurden unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt. Päpstliche Bullen durften nicht mehr frei verkündigt werden; alle Geldsendungen nach Rom wurden verboten. Er stellte die Wallfahrten, bei denen so viel Unfug mit unterläuft, die pomphaften Prozessionen, Seitenaltäre, Reliquien 2c. ab. Er führte beim Gottesdienst deutsche Lieder ein; erlaubte die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Landessprache 2c.

Pius VI., ein Freund der Exjesuiten, blickte mit Schrecken und Herzeleid auf diese Masse Neuerungen, deren Gefährlichkeit für den Bestand der alten Kirche zu Tage lag; und da er durch die ernstlichsten Briefe und die dringendsten Vorstellungen seiner Legaten des Kaisers Reformeifer nicht zu bezähmen vermochte, so entschloß er sich trotz seiner Altersschwachheit zu dem unerhörten Schritte, selbst nach Wien zu gehen, um durch den Zauber seiner Würde und die Kraft seiner Persönlichkeit den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Pius erschien zu Wien 1782. Von nah und fern drängte man sich heran, den apostolischen Segen zu empfahen, den er täglich vom Balkon der Hofburg aus der unten knieenden Menge ertheilte. Nun, auch der Kaiser erwies ihm viel Höflichkeit und Ehrerbietung; nur gieng er auf kirchliche Verhandlungen gar nicht ein und ließ alle päpstliche Beredsamkeit kalt an sich abgleiten. Auch auf die Großen konnte Pius wenig einwirken, da Niemand ohne kaiserliche Erlaubniß mit ihm sprechen durfte.

Joseph hielt ihn gleichsam in Gefangenschaft. Nach vier Wochen vergeblicher Bemühung kehrte der Papst gedemüthigt heim. Der Kaiser gab ihm ehrendes Geleite bis Mariabronn. Vor dem Abschiede beteten sie noch mit einander in der Klosterkirche; Abends hob Joseph das Kloster auf zum Ausdrucke, wie wenig der Papst ihn umgestimmt habe. — Es trat nun eine Spannung zwischen dem geistlichen und weltlichen Oberherrn ein. Der Papst wollte den Erzbischof von Mailand, welchen Joseph als Landesherr eingesetzt, nicht anerkennen. Plötzlich erschien der Kaiser in Rom, 1783; die Römer umjauchzten ihn und riefen immer: „Es lebe unser Kaiser!" Der Papst konnte ihn nicht einsperren; seine Anwesenheit übte einen Druck auf ihn selbst aus und er bestätigte den Mailänder Erzbischof. Ihm bangte, der Kaiser werde die Kirche seiner Staaten vom päpstlichen Stuhle trennen! Und allerdings trug Joseph diesen Gedanken trotz der päpstlichen Nachgiebigkeit mit sich fort.


Fig. 224. Joseph II.

Nun entzog Joseph den Nuntien ihre bisher behaupteten Rechte und theilte sie seinen Landesbischöfen zu. Und siehe, die angesehensten Kirchenhäupter, aufgebracht über die Anmaßungen jener Nuntien in ihren Kreisen, boten seinem Plane die Hand. Die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und der hochangesehene Erzbischof von Salzburg hielten 1786 einen Congreß zu Ems, auf welchem sie den Versuch machten, der Kirche Deutschlands eine von Rom unabhängigere Stellung zu verschaffen, ja gar eine eigene deutsche Nationalkirche aufzurichten. Allein die Beschlüsse des Congresses, Emser Punktation genannt, denen sich der Papst begreiflich entgegenstemmte, fanden bei den übrigen deutschen Bischöfen, sowie bei den weltlichen Fürsten keine

genügende Unterstützung und waren bald vergessen. Dennoch bleibt's eine beachtenswerthe Erscheinung, dieses Zucken in der katholischen Kirche, sich von welscher Tyrannei loszumachen. Inzwischen überzeugte sich auch der Kaiser an der Stimmung seiner Unterthanen, daß die Abtrennung seiner Staaten vom römischen Stuhle noch nicht durchzuführen sei.

Leider aber litt dieser löbliche Beherrscher eines so umfangreichen Gebietes an einer starken Begierde, es noch zu vergrößern, zu deren Befriedigung der edle Mann offenbarer Ungerechtigkeit verfallen konnte. So betheiligte er sich schon 1772 als Besorger der auswärtigen Angelegenheiten für die alternde Mutter an der Beraubung Polens (§ 7). Darnach gelüstete ihn nach dem Erwerb des angrenzenden Bayerns, das er mit List und Gewalt seinen rechtmäßigen Eignern zu entreißen suchte. Es gab zwei Wittelsbachische Linien, die Bayrische und die Pfälzische, zwischen welchen ein Erbvertrag bestand. In Bayern herrschte damals Max Joseph III., ein Sohn Kaiser Karls VI., kinderlos, der letzte der Bayrischen Wittelsbacher. Die Pfalz besaß Kurfürst Karl Theodor, welcher erbfähige Seitenverwandte hatte. Der bayrische Kurfürst starb 1777 unverhofft an den Blattern und seine sämtlichen Lande fielen rechtmäßig an Karl Theodor. Da trat aber Joseph mit alten, längst von Habsburg aufgegebenen Ansprüchen auf Niederbayern hervor, und siehe, er wußte den schwachen Pfälzer dahin zu stimmen, daß er es an Oesterreich abtrat. Allein damit war der nächste Erbe, Herzog Karl von Zweibrücken, dessen Vater 1746 katholisch geworden war, nicht zufrieden, so wenig als das bayrische Volk, und Friedrich II. sagte ihm seine Hilfe zu, rüstete und ließ marschiren. So ereignete sich der Bayrische Erbfolgekrieg, 1778. Aber ernstlich wurde von keiner Seite gekämpft; es war nur ein „Kartoffelkrieg", weil die Soldaten nicht ihre Feinde, sondern reifende Kartoffeln aufspeisten. Friedrich war nicht mehr der alte, die Gicht hatte seine Kraft gebrochen; doch war sein Heer überlegen und hinter ihm stand Rußland. Bald unterhandelte die ängstliche Maria Theresia, hinter dem Rücken ihres Sohnes, mit „dem bösen Manne". Joseph fügte sich dem Wunsche der Mutter, und so wurde, 13. Mai 1779, der Friede von Teschen geschlossen: Oesterreich gab Niederbayern an Wittelsbach zurück mit Ausnahme des Innviertels.

Joseph war sehr verstimmt, die Mutter dagegen hoch erfreut und ordentlich dankbar gegen ihren alten Feind. Sie äußerte: „Ich habe keine Vorliebe für Friedrich, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er edel gehandelt hat. Er hat mir versprochen, den Frieden auf billige Bedingungen zu machen, und er hat Wort gehalten. Welch ein Glück für mich, daß ich ferneres Blutvergießen verhindert habe."

Joseph's Begier nach dem Nachbarlande regte sich immer wieder. a. 1785 unterhandelte er abermals mit Karl Theodor, jetzt um das ganze Bayern nebst der Oberpfalz; er bot ihm dafür die Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Burgund und mit Zugabe von 3 Mill. Gulden. Mit dem Glanze dieses Titels und Geldes suchte er den Schwachkopf zu blenden; und Karl Theodor zeigte sich bereit, den Tausch einzugehen, wozu auch Rußland ernstlich rieth. Allein Bayerns Erben riefen wiederum das Einschreiten des Preußen an. Dieser trat sogleich dem Handel kräftigst entgegen; er brachte nicht nur Rußland und Frankreich durch nachdrückliche Vorstellungen von ihrer Zustimmung zurück, sondern er bewirkte auch die Stiftung des Fürstenbundes, 23. Juli 1785, in welchem erst Sachsen und Hannover, dann die bedeutenderen weltlichen und geistlichen Reichsfürsten sich zu dem Zwecke vereinigten, „den Bestand des deutschen Reiches unverletzt und die Familien- und Erbverträge der fürstlichen Häuser aufrecht zu erhalten." Der Kaiser, der auch immer darnach trachtete, die hohen geistlichen Stifter für seine Familie zu erwerben, mußte von seinem Gelüste abstehen; Preußen hatte zum andern Male Wittelsbach's Erbe gerettet. Es war Friedrich's letzte That.

Vielleicht konnte sich Joseph über vereitelte Hoffnungen nach außen an dem schönen

Fortgang seiner Wirksamkeit im Innern trösten? O nein! Gerade hier mußte er das Unangenehmste erfahren. So redlich er es meinte, Joseph verfuhr bei seiner Staatsverbesserung zu hastig, ohne Heranziehung tüchtiger Reformatoren, ohne Berücksichtigung des achtbaren Herkommens und der Nationalität seiner Völker; er überstürzte alles. Darum rief er mit seinen Maßnahmen viel Verdruß und Widerspruch hervor. Seiner guten Absicht sich bewußt, machte er nur desto emsiger fort; eine Reform drängte die andere und fast jede bewirkte neues Mißbehagen. Dazu kam, daß die bigotte Menge über seine kühnen kirchlichen Reformen tiefen Unmuth empfand, welcher vom Klerus geschäftig und mit maßloser Uebertreibung der Gefahr für den christkatholischen Glauben genährt ward.

Den stärksten Unwillen erregte Joseph in den Ländern, welche je und je am schwierigsten zu regieren waren, in Ungarn und den Niederlanden, die er gerade am rücksichtslosesten behandelte. In Ungarn ließ er sich gar nicht krönen, ein „Majestätsverbrechen!" und die Krone des heiligen Stephanus schaffte er nach Wien in die Schatzkammer, „ein Tempelraub!" Hatte seine Mutter nur langsam germanisirt, so befahl er allen Beamten, statt des Latein sich der deutschen Sprache zu bedienen; er hob die Privilegien der Stände auf; er vernichtete die ganze ungarische Verfassung. Alle Protestationen des Adels blieben erfolglos, worüber derselbe ingrimmig zürnte, am meisten freilich darüber, daß er zur Erleichterung des Volkes nun auch Steuern zahlen mußte. — Bei seinen Niederländern verstieß er noch durch Besonderes. Gegen Frankreich hin standen Festungen zum Schutze der gesamten Niederlande, in welchen die Holländer das Mitbesatzungsrecht hatten. Joseph, mit dem französischen Könige verschwägert, hielt die Grenze für sicher, zwang die Holländer, ihre Soldaten aus den Festungen zurückzuziehen, und schleifte sie dann. So waren seine eigenen Unterthanen samt jenen für die Zukunft ohne Bollwerk gegen den gefährlichen Nachbar. Ferner: Die Holländer hatten seit dem Westfälischen Frieden die Scheldesperre, d. i. das Recht, keine fremden Schiffe durch die Schelde aus- und einlaufen zu lassen. Dadurch war Antwerpen fast ganz um seinen Handel gekommen. Joseph bestritt den Holländern dieses Recht und forderte die Oeffnung der Schelde mit Kriegsdrohung, trat dann aber gegen eine Zahlung von 10 Mill. Gulden zurück, was den Belgiern zur Klage Anlaß gab, „der Landesvater habe ihren Vortheil verkauft." Gar widerwärtig aber wurde er ihnen, als sie erfuhren, daß er „seine lieben Kinder" um Bayern habe vertauschen wollen. Und nun dazu seine tief eingreifenden Aenderungen in allen Zweigen der Verwaltung, seine Mißachtung ihrer alten Rechte und seine gewaltsame Kirchenreformation! Letztere fiel in Belgien vornehmlich schwer in's Gewicht, da hier eine streng römische Geistlichkeit stand, die mit dem Geschrei, der Kaiser wolle das Christenthum umstürzen, das Volk entflammte. Hier erreichte der Haß gegen ihn den höchsten Grad; die Sache reifte zum Aufstand.

Wie schmerzlich blickte Joseph auf solche Früchte seines so wohlgemeinten Wirkens hin! Weil Rußland ihn um Bayern gebracht, hatte er mit der russischen Kaiserin, Mai 1781, ein enges Bündniß (im Grunde gegen Türken und Preußen) abgeschlossen. Jetzt ließ er sich in einen gemeinschaftlichen Krieg gegen die Osmanen ein, sie aus Europa zu vertreiben. Stanislaus von Polen schloß sich an. Joseph ließ 1788 seine ganze Streitmacht, 200,000 Mann, ausrücken und das Hauptcorps führte er selbst. Allein sein Heer gerieth durch Seuchen in eine schlimme Lage, so daß er die gehofften Lorbeeren nicht erringen konnte. Voll Unmuth und kranken Leibes verließ er das Heer und kehrte nach Wien zurück; doch wurde Belgrad erobert. — Daheim erwartete ihn keine Erholung. Der ungarische Adel drang auf's heftigste in ihn, seine Verordnungen zurückzunehmen, und selbst das Volk, dem sie doch zur Wohlthat gereichten, von den Vornehmen bethört, stimmte mit Schreien und Toben ein. Die Niederlande aber brachen (mit Ausnahme des getreuen Luxemburg's), 19. Dec. 1789, in offene Empörung aus, vertrieben die österreichischen Soldaten und erklärten sich auf dem Congresse zu Brüssel, 11. Jan. 1790, als „vereinigtes Belgien" für

einen unabhängigen Staat. Dieser lehnte sich an Preußen und Rom. Joseph, tief erschüttert, ruft: „Ich sterbe! ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe!" Er widerrief fast alle seine Neuerungen, in den Niederlanden, in Ungarn ꝛc. und warf so selbst blutenden Herzens den Bau zusammen, an den er mit Begeisterung sein Leben gewendet!

Nahe seinem Hingange sprach er: „Ich wünsche, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Plane scheitern zu sehen." Doch tröstete er sich deß, „daß die Nachwelt billiger als die Mitwelt beurtheilen werde, was er für sein Volk gethan." Als er sein Ende kommen fühlte, verabschiedete er sich von seinen treusten Dienern: „Ich bitte die, welchen ich vielleicht gegen meine Absicht nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, mir zu verzeihen; ich bitte sie zu bedenken, daß ein Monarch auf dem Throne, wie der Arme in der Hütte, ein Mensch bleibt und beide denselben Irrthümern unterworfen sind." Dann mußte ihm sein Beichtvater vorbeten, bis er entschlief, 20. Febr. 1790, 49 Jahre alt. Auf sein ehernes Standbild in Wien wurde geschrieben: „Joseph, dem Zweiten, der für das öffentliche Wohl nicht lange, aber ganz gelebt hat." Schade nur, daß ihm die rechte Besonnenheit und seinem katholischen Volke für das, was er zu dessen wahrer Aufklärung that, annoch die Empfänglichkeit mangelte. Eine folgenreiche Gährung war immerhin in diese leblose Monarchie gebracht.

Auf Joseph II. folgte sein Bruder Leopold II., welcher bisanher Toskana weise regiert hatte. Diesem war die schwere Aufgabe gestellt, die verwirrte Monarchie wieder in Ordnung zu bringen und durch Mäßigung und Festigkeit hat er sie auch erfüllt. Mit der Pforte schloß er, von Preußen gedrängt, 1791 einen unvortheilhaften Frieden, seit welchem Oesterreich türkenfreundlich geblieben ist. Den Preußen zulieb mußte er aufgeben, Rußland zu unterstützen; dafür suchte er Polen gegen Rußland und Preußen zu stärken. Die Belgier brachte er zum Gehorsam zurück, indem er ihnen ihre frühere Verfassung und noch Ausdehnung ihrer Rechte bewilligte. Wohl sperrten sie sich, aber da gab er seinen Verheißungen Nachdruck durch ein Kriegsheer, und da sie schon zwiespältig geworden waren, hielten sie es für's klügste, sich dem habsburgischen Scepter von neuem zu unterwerfen. In Ungarn beschwichtigte er den Sturm, indem er dem Adel seine alten Vorrechte sicherte. Als er das Heiligthum der Nation, ihre Krone, wieder nach Ungarn brachte, herrschte tiefe Rührung unter den Madscharen, und als er sich dieselbe aufsetzen ließ, ein unendlicher Jubel. Allenthalben stellte Leopold soweit nothwendig das Alte wieder her; nur das Toleranzedikt blieb, daß auch die Protestanten zufrieden waren, und die Aufhebung der Leibeigenschaft, der die armen Bauern sich trösteten. So kehrte allgemeine Ruhe zurück und man lobte den neuen Herrscher, der in kurzer Zeit viel ausgerichtet; er starb schon 1792 an den Pocken.

§ 6. Das deutsche Reich, der Auflösung nahe.

Es gab noch einen Kaiser, aber er hatte nur den Namen, keine Macht mehr; die großen und kleinen Herren herrschten selbständig in ihren Territorien; sie standen zusammen und gegen einander, wie sie wollten, hielten zu Deutschland oder dem Auslande, wie sie wollten. Es gab noch einen Reichstag zu Regensburg, aber kein Fürst besuchte ihn mehr und ihre Gesandten zankten oder belustigten sich mit einander. Es gab noch ein Reichskammergericht zu Wetzlar, aber ein lahmes; Prozesse dort angebracht, wurden wohl erst nach 50 oder 100 Jahren entschieden. Ein Fürstenbund war gegründet (S. 701) und hätte, weiter ausgebildet, Deutschland viele Demüthigungen ersparen können; aber der Neffe des Stifters vernachlässigte ihn, so wurde er zur bloßen historischen Erinnerung.

Bei dem jetzt von den Fürsten an den Tag gelegten Eifer, „für das Wohl der Völker thätig zu sein," erlaubten sie sich doch noch empörende Frevel. Die Fürsten von Sachsen, Hessen, Württemberg, Ansbach ꝛc. verkauften Tausende ihrer Unterthanen in fremde Kriegsdienste. Die armen Bursche wehrten sich oft; dann wurden sie geschlossen fortgeführt.

Ihre Eltern und Geschwister heulten, daß es hätte Steine erweichen mögen; dafür wurden sie noch geprügelt und eingesperrt. Solches geschah im Reich und keine Reichsbehörde kümmerte sich darum. Die deutsche Reichsverfassung war reif zum Gerichte. Eine arge Plage waren auch die vielen Zölle im zerklüfteten Reich. Am Rheine hinab mußten die Schiffe 32mal anhalten und Abgabe entrichten; und wenn einer zu Lande ein Gut drei Meilen weit führte, konnte es sein, daß er es durch vierer Herren Länder hin viermal vermauthen mußte. Dazu gab's Straßen, daß samt dem Fuhrwerk der Reisende ächzte, oder sie fehlten zwischen den bedeutendsten Orten theilweise ganz. Leicht blieb der Postwagen zwischen Augsburg und Nürnberg im Rother Sande stecken und mußte mit zehn Joch Ochsen herausgezogen werden.

§ 7. Katharina II. Die Theilung Polens.

Wir haben schon mehrmals dieser Kaiserin gedacht, die mit Friedrich II., Joseph II. und noch darüber hinaus (1762—96) auf dem Stuhl des heil. Rurik saß und nächst Peter I. Rußland mächtigst emporhob. Mit ihrem Regierungsantritt (S. 684) verhielt es sich also: Peter III., ein Herzog von Holstein, von Elisabeth adoptirt, war der größte Bewunderer Friedrichs. Er ahmte ihm leidenschaftlich nach und neuerte darum in seiner Regierung erstaunlich. Unbesonnener noch als Joseph II. wollte er sein barbarisches Volk mit einem Schlage dem preußischen gleich machen.

In diesem Sinn und Streben kränkte er den stolzen Adel, indem er ihm immer die preußischen Beamten und Offiziere in's Gesicht lobte und zum Muster vorstellte. Er erregte auch die Geistlichkeit wider sich, weil er Reformen anregte, Bilder aus den Gotteshäusern entfernen ließ 2c. So herrschte denn bald eine große Unzufriedenheit mit ihm unter den Mächtigsten; sie verbanden sich, ihn vom Thron zu werfen, mit seiner Gattin. Katharina war eine Prinzessin von Anhalt, nicht ohne Thränen zur griechischen Kirche übergetreten, die erste von vielen deutschen Fürstentöchtern, die ihrem Beispiel folgten. Peter behandelte sie geringschätzig und drohte ihr gar mit Einsperrung in ein Kloster, während er eine Prinzessin Woronzow zur Kaiserin erheben wollte. Das verletzte sie tief, denn sie war sehr ehrgeizig. Entschlossenen Geistes war sie auch, und so stellte sie sich an die Spitze der Altrussen.

In der Nacht des 9. Juli 1762 begab sich Katharina vom Lustschloß Peterhof nach der Hauptstadt, setzte sich am Morgen in Uniform zu Pferde und ließ sich von den Unzufriedenen als Kaiserin ausrufen. Die Garde war schnell gewonnen; ebenso der Klerus. Ihr Gemahl, statt gegen sie zu ziehen, floh, wurde gefangen, gezwungen schriftlich abzudanken, dann eingesperrt und von einem Orloff erdrosselt. Jetzt saß eine Deutsche auf dem Throne des Czarenreichs, und sie beherrschte es mit unermüdlicher Regsamkeit.

Neben kraftvollster Männlichkeit ungemein klug und schlau stellte sie alles wieder ab, wodurch sich Peter III. verhaßt gemacht hatte, und that, was dem Nationalstolz und der Rechtgläubigkeit der Russen schmeichelte. Uebrigens stand sie nicht fremd zu den Zeitideen; sie liebte die Franzosenweisheit, korrespondirte mit Voltaire und andern Encyklopädisten, lud Diderot zu sich ein, nannte sich selbst eine Philosophin. Besonders aber war sie ein Kind der neuen Aufklärung darin, daß sie sich wie über Vorurtheile, so über die Stimme des Gewissens hinwegsetzen und mit Ruhe schwere Sünde begehen konnte. Noch lebte der entthronte Iwan III. (S. 659), der ihr gefährlich däuchte. Peter III. hatte ihn mitleidig seiner Haft entlassen, Katharina steckte ihn wieder in den Kerker mit dem Befehl, ihn niederzustoßen, sowie ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde. Ein solcher geschah 1764; alsbald erdrosselten die Wächter den armen Prinzen.

Katharina hatte einen weltumfassenden Herrschersinn. Ausdehnen wollte sie ihre Macht wie über Polen, so über die Türkei. Sie richtete ihren Blick zunächst auf das kläglich beschaffene Polen. Da man hier 1733 alle Akatholiken für unfähig zu Aemtern erklärt hatte, fanden sich Rußland und Preußen beständig ver-

anlaßt, für die Dissidenten einzuschreiten. Als August III. starb, 1763, wollte Katharina ihren schönen Günstling Stanislaus Poniatowsky auf den erledigten Thron erheben lassen. Zu diesem Ende ließ sie unter Vorwänden ein Heer in's Königreich einrücken, wie solche im ganzen siebenjährigen Krieg ungefragt aus- und eingegangen waren. Zu gleicher Zeit schloß sie mit Preußen ein Bündniß zu gegenseitiger Verbürgung ihrer Staaten, dem ein geheimer Artikel beigegeben war des Inhalts, daß sie mit vereinter Macht die Wahl des Stanislaus durchsetzen und jede Stärkung des anarchischen Landes verhindern wollten. Nunmehr zogen sich die russischen Truppen bei Warschau zusammen, während sich ein preußisches Corps an der Westgrenze lagerte. So wurde die Wahl unter dem Drucke der Furcht abgehalten und trotz dem Widerspruch zahlreicher Großen doch Katharina's Liebling zum Könige ernannt, 1764. — Stanislaus II., obwohl ein geborener Pole, konnte sich doch die Sympathie seines Volkes nicht erwerben. Der Schwächling regierte völlig unselbständig; er that, was ihm seine russische Gönnerin durch ihren Gesandten Repnin vorschrieb.


Fig. 225. Katharina II.

Solch Regiment konnten Viele der stolzen Polen nicht länger ertragen, besonders da man sie zwang, den Dissidenten gleiche Rechte mit den Katholiken einzuräumen. Im Einverständniß mit Frankreich schlossen sie die Konföderation zu Bar 1768, „das elende Werkzeug fremder Despotie zu beseitigen." Muthig griffen sie die zum Schutze des Stanislaus eingelegten russischen Truppen an und es erfolgte ein Krieg, der mit entsetzlicher Wuth geführt, das Land verwüstete. Die Konföderirten raubten die Mittel zur Kriegsführung zusammen und die Russen würgten auch Waffenlose und plünderten schonungslos. Die Polen unterlagen, da Frankreich stets Beistand verhieß und sie stets im Stiche ließ.

Indessen hatte doch der französische Hof die Türken zum Kriege gegen Rußland aufgereizt. Die Kriegserklärung Sultans Mustapha III., 1769, kam der Kaiserin gar nicht unerwünscht; ihr Lieblingsgedanke war lange schon, die Pforten-Herrschaft am Bosporus zu stürzen. Die Russen siegten auch hier zu Wasser und zu Lande; sie eroberten die Moldau und Wallachei, die Krim u. a.; 5. Juli 1770 gieng in der Bucht von Tschesme durch ihre Brander die ganze türkische Flotte

in Flammen auf. Der bedrängte Sultan ersuchte hierauf die Höfe von Oesterreich und Preußen um gütige Vermittlung. Jener konnte es nicht zulassen, daß das großmächtige Rußland sich an die Donau erstrecke. Preußen ärgerte sich noch besonders, daß es vertragsgemäß die Kaiserin in diesem Krieg mit Geld unterstützen mußte. Es gab nun lebhafte Verhandlungen, und beinahe wären die christlichen Mächte einander selber in die Haare gerathen. Endlich verständigten sie sich, Friedrich II., Katharina II. und Joseph II., sie wollten, damit jedes von ihnen etwas bekomme und keins auf das andere neidisch zu sein brauche, ein Stück von Polen unter sich theilen; dagegen sollte die Türkei geschont werden. Beschlossen und ausgeführt! Am 5. August 1772 theilten sie ein Drittel dieses Reichs unter sich. Mit 30,000 Mann, die sie zusammen marschiren ließen, zwangen sie sogar dem polnischen Reichstage seine förmliche Einwilligung zu ihrer schnöden Gewaltthat ab. Das ist denn die erste Theilung Polens, geschehen 1772, „zum Glücke Polens," wie die Russin sich vernehmen ließ, und insofern wirklich ein Glück, als ohne diese That Polen ein russischer Vasallenstaat geblieben wäre, wie er es seit Peter I. war.

Die drei aufgeklärten Potentaten machten sich kein Bedenken aus diesem Raube, wohl aber die alte Maria Theresia, welche zwar den Gedanken 1770 angeregt und auszuführen angefangen hatte, dann aber, als Rußland so mächtig zugriff, kaum zu bewegen war, den Theilungsvertrag zu unterzeichnen. Sie äußerte: „Die Sach himmelschreiet wider uns! Um ein elend Stuck Land schlagen wir unsere Ehr und Reputation in die Schanz! Es ist eine Verletzung an allem, was bisher heilig und gerecht war!" Zuletzt unterschrieb sie doch, weil ihr der bestochene Beichtvater zusprach, aber „nit ohne ihren größten Gram." Das hinderte sie nicht, 1774 noch die Bukowina zu besetzen, überhaupt mehr zu nehmen als Preußen und Rußland zusammen. Doch ist nicht zu vergessen, daß Polen durch dieses Schicksal für die Unterdrückung der Reformation gestraft wurde. Am wohlthätigsten war der Wechsel für das einst deutsche Westpreußen, welches wüste und leer, doch schnell mit Ostpreußen und Brandenburg zusammenwuchs, bis die dreihundertjährige Polenwirthschaft vergessen war. Fritz hatte den kleinsten, aber für Deutschland wichtigsten Theil Polens an sich gebracht und er verstand es, ihn zu ordnen.

Der Friede Rußlands mit der Pforte wurde 22. Juli 1774 abgeschlossen; es ist der berühmte, für das schon durch den polnischen Erwerb bereicherte Rußland immer noch so günstige von Kudschuk-Kainardschi. Rußland erhielt freie Schifffahrt in allen türkischen Gewässern und noch einige Festungen am Schwarzen Meere. Die Krim wurde für unabhängig erklärt. Das übrige Eroberte gab Katharina großmüthig dem Sultan zurück, behielt sich aber das Recht vor, die Donau-Fürstenthümer zu beschützen. — Im Innern ihres Staates traf die Kaiserin viele weise und heilsame Einrichtungen. Sie erleichterte die schwierige Verwaltung des ungeheuern Reichs, indem sie eine neue Eintheilung der vorhin so ungleichen Gouvernements in lauter Statthalterschaften von ohngefähr 400,000 Einwohnern mit einer Hauptstadt machte. Sie legte 240 neue Städte an (die freilich weit nicht alle ins Leben traten) und mehrte den noch wenig zahlreichen Bürgerstand. Dem Adel ließ sie zwar seine alten Vorrechte, gebot ihm aber milde Behandlung des Bauernstandes und suchte den Stand der freien Leute zu mehren. Sie vernichtete die Räuberrepubliken der Kosaken. Sie förderte den Handel durch Abschaffung der Kronmonopole, durch Freiheit desselben im Innern, durch Handelstraktate, Anlegung von Straßen und Kanälen, Bau und Schiffswerften ꝛc. Sie gründete Odessa, das jetzt nahezu ein Welthandelsplatz ist.

Sie errichtete Findel-, Armen- und Krankenhäuser und mancherlei wohlthätige Anstalten. Die Religion betreffend gewährte sie Duldung, selbst für die Muhammedaner, deren Koran in kaiserlichen Officinen gedruckt werden durfte, und obwohl sie sich als eine eifrig rechtgläubige Griechin zeigte, stellte sie doch die Verfolgung der Sekten ein. Ihre vornehmlichste Sorgfalt gieng darauf, das von Peter begonnene Werk russischer Civilisation zu vollenden.

Sie zog eine Menge neuer Ansiedler, vorzüglich Deutsche in's Land, um mehr Bildungselemente hereinzubringen; ließ in allen Statthalterschaften Schulen errichten, worin freilich mehr angeordnet als ausgeführt wurde. Sie schuf eine Akademie, welche sich der Pflege der Wissenschaften und insonderheit der Ausbildung der russischen Sprache zu widmen hatte; schrieb auch selbst Schauspiele in der Landessprache, um den Geschmack ihres Volkes zu veredeln. Freilich verursachte die steife Nationaltität und der Einfluß der Geistlichkeit, daß die Bildung beim gemeinen Volke doch nicht in gewünschter Weise vorwärts schritt. Als sie den Plan ihres neuen Gesetzbuchs dem großen Staatsmann K. F. Moser mittheilte, fand dieser viel vortreffliches darin, hoffte aber, Majestät werde dafür sorgen, daß nun auch die Nation erschaffen werde, worauf diese Gesetze passen! Indessen war es ihr mit ihren Kulturbestrebungen ein aufrichtiger Ernst, sie wollte auf jede Weise ihre Machtmittel vermehren.

Ihr Privatleben aber war nicht zu loben. Sie hatte viele Günstlinge nach einander; doch ließ sie sich von keinem beherrschen. Nur Einer vermochte auch in die Zügel einzugreifen und zuletzt die ganze Staatsverwaltung in seine Hände zu bringen: Gregor Potemkin, der Wohlgestaltete und Fuchslistige, der vom Fahnenjunker erhoben, zuletzt die Aemter eines Premierministers, Oberbefehlshabers, General-Gouverneurs der Südprovinzen und Großadmirals in seiner Person vereinte. Er hatte allein als Minister eine Besoldung von 100,000 Rubel, dazu die reichen Einkünfte von seinen andern Stellen und von den Gütern, die ihm die Kaiserin fortwährend schenkte. Er verstand diese so zu behandeln, daß sie ihn nicht mehr entbehren konnte und vor Aller Augen sein Bildniß auf ihrer Brust trug. Trotz seinem Uebermuth erhielt er sich, 1776—91, bis zum Tod auf seiner Höhe. — Potemkin bestärkte seine Gebieterin in ihrem Plane, die Türken aus Europa hinauszujagen. Ueber die Thore der neuerbauten Stadt Cherson ließ er die Worte setzen: „Hier geht der Weg nach Byzanz!“ Obgleich im Frieden die Unabhängigkeit der Krim ausgesprochen war, besetzten sie die Russen doch und bewogen den Chan, Sahib Gherai, durch Macht und Geld, der Kaiserin zu huldigen, ja sein Land ganz abzutreten. Und der Türke, um nur der Gefahr eines neuen Krieges zu entgehen, erkannte 1784 ihre Herrschaft über die Halbinsel förmlich an. Katharina gab ihr den alten Namen „Taurien“ wieder und besuchte sie in Person.

Potemkin empfieng zum bessern Anbau Tauriens beträchtliche Summen, verschwendete aber den größten Theil derselben, wie er denn überhaupt mit den Geldern sehr gewissenlos umgieng. Das wurde von seinen Feinden der Kaiserin hinterbracht. Sogleich beredete er dieselbe zu einer Vergnügungsreise durch den Süden ihres Reichs. Sie wurde unternommen 1787. Ei aber, wie gut, wie glänzend sah es in jenen Landen aus! Ueberall steht zahlreiches, von weit her aufgebotenes Volk in festlichem Gewande an den Seiten des Weges und huldigt fröhlich der Gebieterin. Allenthalben weiden Herden von allerwärts zusammengetriebenen Viehes, das immer in der Nacht weiter getrieben wird, um andern Tages abermals die Augen der Herrscherin zu ergötzen. Ja in der Ferne sind mit unsinnigem Aufwande verfertigte Pappewände aufgestellt, auf welchen Dörfer und Städte, umgeben von fruchtbaren Gefilden, gemalt waren. So täuschte Potemkin seine kluge alternde Monarchin. Sie schaute mit Entzücken das blühende Land an, ehrte den „Verleumdeten“ hoch und ließ seinen Ruhm durch's ganze Reich hin verkünden.

Diese Reise wurde der Kaiserin noch durch einen ehrenvollen Besuch verschönert, den ihr Joseph II. machte. Und hier war es auch, wo die von ihrem pfiffigen Minister Betrogene mit noch eigener Schlauheit den österreichischen Monarchen beschwatzte, zugleich mit ihr gegen die Pforte loszugehen (S. 702). Joseph sollte helfen, die europäische Türkei für sie zu erobern. a. 1788 begann der russisch-österreichische Türkenkrieg. Wie ruhmlos er für Oesterreich ausgieng, haben wir vernommen. Besser glückte es Katharinen. Zwar kam ihr etwas Störendes dazwischen. Der junge und feurige Schwedenkönig Gustav III. wollte seines Volkes Kriegsruhm erneuern und den Russen das vormals schwedische Besitzthum an der Ostsee wieder entreißen; dazu nahm er die Gelegenheit wahr und fiel eben jetzt,

wo sich die Russen mit der Pforte verwickelt und dadurch einen Bund Englands, Preußens und Hollands veranlaßt hatten, in ihr Finland ein. Katharina mußte nun ihre Hauptmacht gegen diesen Feind kehren. Nach schwankenden Kämpfen erfocht Gustav wohl einen stattlichen Sieg über die russische Scheerenflotte, 9. Juli 1790, welcher die Kaiserin 55 Schiffe kostete, demungeachtet sah er sich durch eigene mißliche Verhältnisse bewogen, 14. Aug. 1790 den Frieden von Wärelä anzunehmen, der ihm nichts als seine frühern Grenzen bewilligte.

Unterdessen war doch auch der Türkenkrieg fortgesetzt worden. Potemkin hatte die Festung Oczakow nach sechsmonatlicher Belagerung erobert, wofür ihn Katharina auf's herrlichste ehrte, mit einem prächtigen Palaste und einem von Diamanten blitzenden Rocke beschenkte. Und als nun nach dem Frieden von Wärelä die ganze russische Macht gegen die Pforte gewendet werden konnte, wurden noch größere Vortheile errungen; der originelle General Suworow erstürmte das starke Ismail, Potemkin bewältigte den ganzen Kuban 2c. Solche Fortschritte Rußlands konnten aber die andern Mächte unmöglich mit Gleichgiltigkeit ansehen; sie erhoben sich drohend gegen dasselbe, daß es stille halte. Auch gieng in Polen so wichtiges vor, daß Katharina sich vermüßigt sah, den Frieden von Jassy, 9. Jan. 1792, einzugehen, der ihr jedennoch das Gebiet von Oczakow bis an den Dniester einräumte.

Potemkin erlebte den Abschluß dieses Friedens nicht mehr; auf einer Reise hauchte er unter einem Baum seine rohe Seele aus. Er hinterließ trotz seiner Vergeudungen ein Vermögen von 90 Mill. Rubel und — nahm keine Kopeke mit.

Katharina's Länderhunger war mit dem großen Brocken, den sie abermals von der Türkei zu sich genommen, noch nicht gesättigt. Die unglücklichen Polen hatten während des Krieges sich erst Preußen genähert, bis zu einem Bündniß, von dem sie aber Kaiser Leopold wieder abwendig machte. Am 3. Mai 1791 trat ihr König in den Reichstag zu Grodno und erklärte, wie Rußland und Preußen neue Theilungsplane hegten, denen nur durch eine bessere Verfassung begegnet werden könne. Er las den Entwurf einer solchen (von Ignaz Potocky) vor, und augenblicklich wurde sie beschworen. Darnach sollte ihr Staat inskünftige eine constitutionelle Monarchie mit erblichem Königthum sein. Daß sie das liberum veto abschafften (S. 632), an die Stelle des Wahlreichs das viel solidere Erbreich setzten, daran thaten sie wohl; sonst aber war ihr Produkt doch ein eigenthümliches Gemische von neu-französischer Freiheit und alt-polnischer Despotie (die Bauern sollten auch ferner leibeigen bleiben). Daß Sachsen hinfort mit Polen ein untheilbares Reich von 9 Mill. bilden sollte, war eine Herausforderung für Preußen, welches mit seinen 6 Mill. nun durch einen Nachbar eingeengt wurde, der sich an Oesterreich anlehnte. Vorerst verheimlichte man in Berlin den tiefen Verdruß, ja billigte scheinbar den Staatsstreich. Katharina aber that sogleich Einspruch, schon weil sie nichts in Polen aufkommen lassen wollte, als was von ihr selbst ausgieng; und ein Theil der Polen selbst erklärte sich dawider, sogar ihr wankelmüthiger König. Da entschloß sich auch Friedrich Wilhelm II., 12. März 1792, ehe er gegen Frankreich in den Krieg zog, auf den russischen Plan einer Beschneidung der polnischen Macht einzugehen; sonst würde Rußland Alles nehmen. Wohl stellten sich viele Polen unter den edeln Thaddäus Kosciuszko, um ihre Schöpfung mit dem Schwerte zu vertheidigen; als aber die russische Kaiserin zwei Heere gegen sie einrücken ließ, zogen sie den Kürzern. Stanislaus gab die Verfassung auf und Kosciuszko verließ hoffnungslos das Land.

Nunmehr, Jan. 1793, rissen Rußland und Preußen unter dem Vorgeben, „Polen sei ein Feuerherd des Jakobinismus und müsse durch Schwächung unschädlich gemacht werden," wieder bedeutende Stücke von dem armen Königreich ab. Englands Widerspruch verhallte, da ihm zu gleicher Zeit Frankreich den Krieg erklärte. Preußen nahm 1000 Quadrat-Meilen mit 1½ Mill. Einwohner, Rußland 4000 mit 3 Mill., wodurch es Oesterreichs Nachbar wurde; ein „Bundesvertrag" lieferte gar auch den

Rest des Reichs an Rußland aus. Das heißt man die Zweite Theilung Polens, im Grunde schon seine Vernichtung. Zur Abwendung solch entsetzlichen Unglücks wollten die Patrioten das Aeußerste wagen. Sie wenden sich an den kriegstüchtigen Kosciuszko, der mit französischen Geldern den Aufstand vorbereitet, März 1794 in Krakau erscheint und sich zum Diktator erklärt. Die Begeisterung ergreift weithin das Land. Man bewaffnet sich in Ermanglung andern Gewehrs mit Sensen und Piken. Die Polen schlagen die Russen bei Raclawice, 4. April. Sie fallen zornentbrannt über sie her und erwürgen, wo sie dieselben finden, allein in Warschau 2300 im Straßenkampf. Da schloß sich auch der arme König den Patrioten an; selbst Wilna wird überrumpelt. Aber jetzt kommt der Preußenkönig an der Spitze eines mächtigen Heeres und schlägt im Verein mit einem russischen Corps Kosciuszko's Sensenmänner bei Szekozyn, 6. Juni, besetzt Krakau. Kosciuszko wirft sich nach Warschau, wo die Preußen ihn belagern. Doch ziehen sie ab, angeblich um den Brand in ihrem Rücken zu löschen; in Wahrheit waren sie mit den Russen zerfallen, welche Oesterreich bevorzugten. Allein nun rückt der rastlose Suworow mit 12,000 Russen gegen die Hauptstadt an. Er stürzt sich auf Sierakowski (Sept.) und zermalmt ihn. Indessen zieht Kosciuszko gegen General Fersen, seine Krieger singen begeistert: „Noch ist Polen nicht verloren!" und stürmen mit Ungestüm in die Schlacht von Maciejowice, 10. Okt. Nach heldenmüthigem Kampfe unterliegen sie dem eben herbeieilenden Suworow; Kosciuszko selbst sinkt verwundet und wird gefangen; Schrecken durchfährt das Herz seines Volkes. Unaufgehalten erstürmt Suworow 4. Nov. 1794 Praga, die feste Vorstadt Warschau's, und läßt seine ergrimmten Russen 6000 Wehrlose schlachten zur Sühne für ihre ermordeten Brüder. Am 8. öffnet die Stadt ihre Thore dem versöhnten Feind. Im Lande wird ein Heerhaufe nach dem andern besiegt und die Erhebung vollständig unterdrückt. König Stanislaus hatte seine Rolle satt. Er dankte nun ab, verzehrte einen ihm gereichten Gnadengehalt von 200,000 Dukaten und starb 1798 zu Petersburg. Kosciuszko wurde von Katharina's Nachfolger aus dem Gefängniß entlassen und starb 1817 in der Schweiz. Rußland und Oesterreich, das doch keinen Schwertstreich gethan, nahmen rasch in heimlichem Vertrag, 3. Jan. 1795, die dritte Theilung Polens vor. Sie machten mit ihm reinauf und zwangen Preußen durch Kriegsandrohung, Okt. 1795, mit einem kleinen Bruchtheil befriedigt, ihrem Vertrag einfach beizutreten. Im Ganzen brachte Rußland das große Litauen, Wolhynien und die Ukräne mit 6 Mill. Einwohner, Oesterreich Galizien und Lodomirien mit 4 Mill. an sich; Preußen erhielt Danzig, Posen und Gnesen, auch Warschau, mit 2½ Mill. Und das alte Reich der Piasten war aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen, der erste von diesen, seit die Türken den Byzantinischen Thron zerstört hatten.



Fig. 226. Th. Kosciuszko.

Es ist an den Polen ein großes Unrecht begangen worden und keineswegs entschuldigt es die drei Nachbarmächte, „daß die stete Anarchie in ihrem Lande selbst zu einer Theilung desselben aufzufordern schien." Allein ein göttliches Gericht über sie ist nicht zu verkennen. Sie waren allerdings stets in sich zerrissen und die Parteien wütheten abscheulich gegen einander. Es bestand bei ihnen auch das traurigste Mißverhältniß bezüglich der verschiedenen Stände: der von Hochmuth strotzende Adel wollte alles sein, wollte z. B. nach Belieben Konföderationen bilden und die Krone beherrschen, während er die Bürger drückte und die Bauern mit aller Gewalt in der Sklaverei hielt. Das ganze Volk hatte kein Rechtsgefühl, keine Gesittung, keinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, sogar keinen für Industrie, mitten in Europa gehörte es stets noch zu den Halbwilden. So bedurfte es einer gewissen Erziehung durch seine Nachbarn, aber keiner Tilgung aus der Reihe der unabhängigen Völker. Unleugbar besteht jetzt dort eine Lücke, die ausgefüllt werden sollte im Interesse Deutschlands und Europa's.

Katharina II. starb 17. Nov. 1796, nachdem sie Rußlands Macht ungemein vermehrt. Ihr folgte der ungeliebte, argwöhnisch bewachte Sohn, Paul I.

§ 8. England und Ostindien.

Ostindien, von dem schon S. 39 und 478 in etwas die Rede war, stand früher unter einer Menge von selbständigen Fürsten. Seit Mahmud von Ghazna 1001 seine Einfälle begann (S. 363), kam der Norden der Halbinsel mehr und mehr unter die Herrschaft muselmanischer Eroberer. Und 1526 brach ein Nachkomme des schrecklichen Timur (S. 432), Namens Baber, von Kabul in's schöne Land und eroberte das glänzende Delhi an der Jamuna. Von Delhi aus stiftete Baber mit seinem Schwerte ein mächtiges Reich, das er als Padischah, von Europäern Großmogul genannt, despotisch beherrschte. Insonderheit drückte der Muselman die heidnischen Hindus. — Sein Enkel Akbar der Große (1556—1605) überragt ihn an Heldenruhm noch um vieles. Dieser dehnte durch stete Eroberungen das Mogulreich so weit aus, daß es sich vom Himalaja bis über die Hochebene von Dekhan erstreckte. Seine Statthalter, die Subahdars, auch Nawabs und Nizams genannt, und die belassenen, aber unterwürfig gemachten einheimischen Fürsten, Radschas, hielt er von seiner Residenz Agra aus in bester Ordnung. Akbar I., der gewaltige Kriegsheld, wird auch als ein sehr weiser, gerechter und milder Regent gerühmt, welcher viele wohlthätige Veranstaltungen in seinem Reiche traf, den Hindus Schonung ihrer Religion erwies, und sich für die altindische Literatur wie für das Christenthum interessirte. Unter ihm erreichte das Mogulreich die höchste Blüte.

Nach ihm war Aurengzib (1658—1707) noch ein besonders schlauer und kräftiger Herrscher. Majestätisch saß er zu Delhi auf seinem von dichtem Golde gebauten und mit den kostbarsten Edelsteinen gezierten Throne, der allein 150 Mill. Mark werth gewesen sein soll, in seinem Palaste von rothem Granit, welcher mit den Nebengebäuden und Gärten eine halbe Stunde im Umfang hatte und die Inschrift führte: „Gibt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier, hier, hier!" Aurengzib hatte aber zur Aufrechthaltung seiner Herrlichkeit schwere Kämpfe zu bestehen; namentlich machten ihm die Mahratten, ein kriegerisches Reitervolk im Nordwesten des Dekhan, und die neue Sekte der Sikhs im Pandschab viel zu schaffen. Er wollte alle Hindus zum Islam bekehren, was ihm mit dem härtesten Verfahren doch nicht gelang. Auf ihn folgten schwächere Großmoguls, unter denen sich die Nawabs und Radschas mehr und mehr unabhängig oder völlig selbständig machten.

Schon hatten sich in Ostindien die Portugiesen, dann die Holländer (S. 541) festgesetzt; jene besonders im herrlichen Goa, diese auf den Inseln Ceylon, Sumatra und Java. Darnach richteten aber auch die Engländer ihre Blicke nach jener reichen Weltgegend. Unter ihrer großen Königin bildete sich (S. 558) die Ostindische Handels-Compagnie, welche zum bessern Betrieb ihrer Geschäfte gleichfalls feste Niederlassungen dortselbst suchen mußte. Diese Gesellschaft war ein Privatunter-

nehmen britischer Kaufleute; aber sie sollte ein erstaunliches Gebiet in Asien erlangen und dem England daheim ein neues Reich zubringen viel größer als es selbst.

Erst legten sie, 1600, auf Sumatra und Java neben den Holländern Faktoreien an. a. 1607 ließen sie sich, mit Bewilligung des Großmoguls, auf dem Festlande zu Surat und andern Orten nieder. a. 1639 gründeten sie eine Niederlassung zu Madras auf der Ostküste, und 1668 wurde die von Portugal als Hochzeitsgeschenk abgetretene Insel Bombay ihr Haupthafen. Darnach geriethen sie mit dem gewaltigen Aurengzib in Zerwürfniß; er nahm ihnen Surat weg und würde sie ganz aus Ostindien vertrieben haben, hätten sie sich nicht vor ihm gedemüthigt. Als sie aber mit gebundenen Händen auf den Knieen vor ihm liegend seine Gnade anflehten, erwirkten sie fernere Duldung und erwarben sich seine Huld wieder, so daß er ihnen 1698 sogar noch Kalkutta (Kalikata)

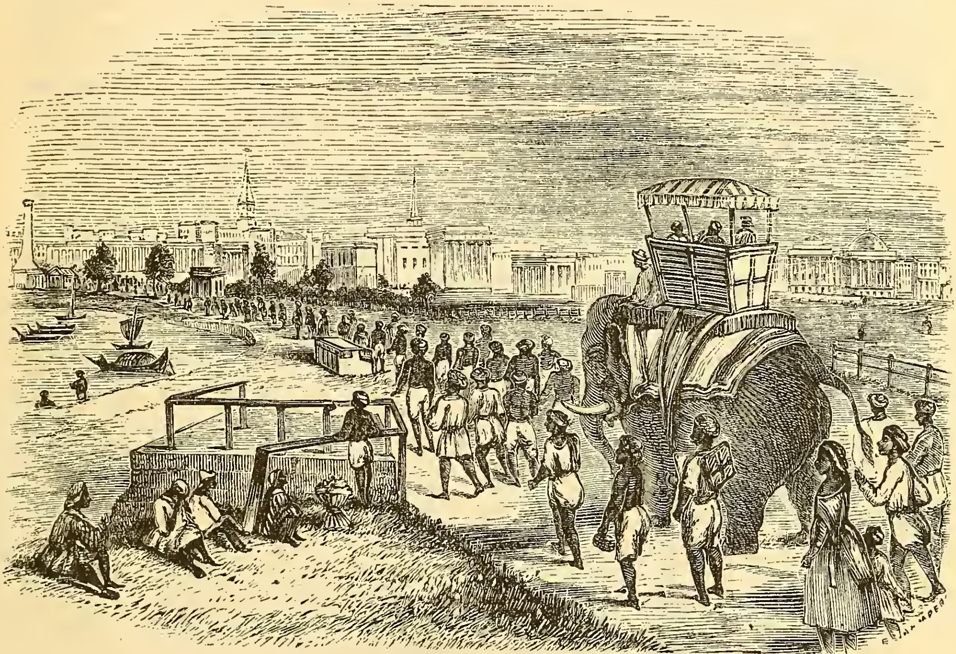


Fig. 227. Kalkutta.

in Bengalen überließ, wo sie eine dritte Hauptniederlassung gründeten. Von Madras, Bombay und Kalkutta aus wurden ihre gesamten Comptoire regiert; da kauften sie denn Zeuge, Pfeffer u. a. Gewürz nach Herzenslust und verkauften Tücher, Stahlwaaren 2c. an die Hindus. Die Compagnie aber hatte von der englischen Regierung schon 1624 „die Civil- und Militärgerichtsbarkeit im Bezirke ihrer Niederlassungen", dazu 1661 das Recht bekommen, „mit nichtchristlichen Mächten Krieg zu führen und Friede zu schließen." Mithin besaß diese Privatgesellschaft eine ordentliche Staatsgewalt; doch reichte sie kaum über die Schußweite ihrer Küstenforts hinaus.

Je mehr die Mogulmacht verfiel, besonders seit der Perserfürst Nadir Schah, 1739, Delhi ausgeplündert hatte, desto mehr stieg die der Engländer. Seit 1672 hatten auch die Franzosen in Ostindien festen Fuß gefaßt: ihr Hauptsitz war die Stadt Pondichery (Pudutscheri). In wechselnden Kriegen (1744—63, S. 678) entrissen ihnen die Engländer ihre meisten Besitzungen. Noch während dieser Zeit gab ein einheimischer Fürst den Engländern Gelegenheit, sich mächtig auszudehnen. Der junge Nawab von Bengalen, Suradsch-eddaula, haßte die Engländer, fiel 1756 über das noch kaum befestigte Kalkutta her und hauste fürchterlich

darin; 146 Gefangene sperrte er in das „schwarze Loch", einen engen dumpfen Kerker, wo sie in Einer Nacht vom heißen Giftdunst bis auf 23 erstickten. Da zog aber der tapfre Oberst Clive, zuerst Schreiber, dann Kriegsheld und Hauptbegründer der Britenmacht in Indien, von Madras her mit 1900 Mann den Brüdern zu Hilfe und mit diesem Häuflein verjagte er das Heer des Nawabs und zwang ihn, alles Entrissene herauszugeben. Nachher schien Suradsch-eddaula nicht alle Friedensbedingungen erfüllen zu wollen; da gieng Clive abermals mit einer geringen Schar von 900 Europäern und 2100 Sipahis (Indische Soldaten) auf ihn los, schlug damit bei Plasi, 23. Juni 1757, seine 60,000 Mann auf's Haupt, nahm sogar seine Hauptstadt Murschidabad ein und setzte einen andern, Mirdschaffir, auf seinen Stuhl. Der neue Nawab mußte allerdings das englische Bengalen von dem seinigen vergrößern und außerdem zur Dankbarkeit 10 Mill. Rupien (20 Mill. Mark) an die Compagnie verabreichen. Da aber sein weiteres Verhalten den Engländern mißfiel, setzten sie ihn nach etlichen Jahren wieder ab und seinen Schwiegersohn Kasim Ali an die Stelle, welcher die Nawabswürde mit drei Distrikten an die Compagnie und noch werthvollere Geschenke an deren Beamten bezahlen mußte. Als aber die Beamten darnach seinen Einkünften zu nahe traten, wurde Kasim Ali zornig und ergriff die Waffen. Die Engländer schlugen und verjagten ihn. — Der Verjagte nahm seine Zuflucht zu dem mächtigen Nawab von Audh. Dieser griff die Engländer mit einem sehr großen Heere an, 1764, wurde aber überwunden und mußte im erbetenen Frieden, 1765, nicht bloß Kriegskosten erlegen, sondern auch zu einer fortlaufenden jährlichen Abgabe sich verpflichten. Der Friede wurde zugleich mit dem ohnmächtigen Mogul Schah Alam II., als Oberherrn des Nawabs, geschlossen, welcher den Engländern noch ganz Bengalen, sowie die benachbarten Provinzen Behar und Orissa zur Verwaltung und den Bezug sämtlicher Einkünfte davon gegen eine, den zehnten Theil betragende, Jahresrente an ihn, zusprechen mußte.

Es war das Lord Clive's Werk, welcher unterdessen Gouverneur von Kalkutta geworden war. Die drei Provinzen faßten wohl 20 Mill. Einwohner und das Einkommen daraus betrug 60 Mill. Mark. Die Compagnie griff immer weiter in das Ländergebiet der

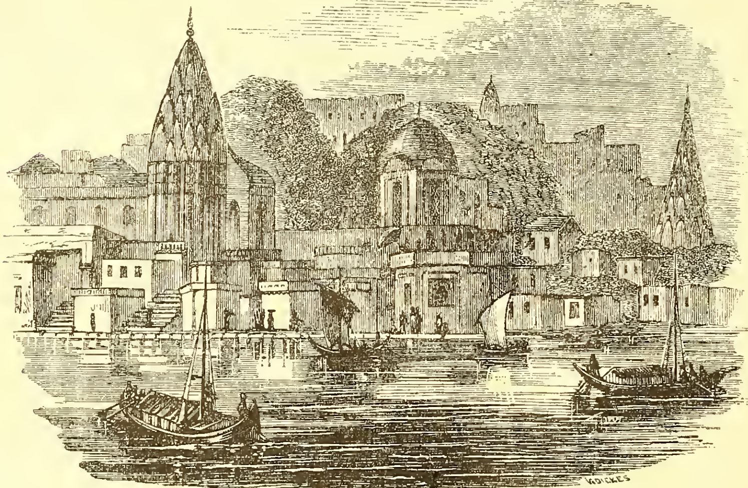


Fig. 228. Benares.

einheimischen Fürsten ein, wobei sie zu einem Scheine des Rechtes sogar den Namen des von ihr jetzt bevormundeten Schattenmoguls benützte. Sie hatte um 1770 schon mehr

Unterthanen als der englische König. Von einer väterlichen Sorge für das Wohl ihrer Unterthanen war aber nichts zu spüren; sie wurden lediglich kaufmännisch als ein Erwerbmittel betrachtet und auf alle Art ausgedrückt. Da legte sich das britische Parlament in's Mittel und ordnete eine Reform der Regierung an, 1773. Ein (zu Kalkutta residirender) Generalgouverneur überkam die oberste Leitung im ganzen Umfang des englischostindischen Gebietes. Erster Generalgouverneur wurde Warren Hastings, ein sehr tüchtiger, aber wenig gewissenhafter Mann. Er setzte das Werk Clive's erfolgreich fort. Unter andern brachte er die reiche Provinz Benares an die Compagnie und vermehrte ihr jährliches Einkommen um viele Millionen. So kamen auch Briten in die heilige Ganges-Stadt (Fig. 228), die jeden selig machen soll, der sie nur gesehen hat.

Warren Hastings hat auch die englische Herrschaft vor einer aufsteigenden Gefahr völligen Untergangs gerettet. Im Süden der Halbinsel bestand ein altes Königreich, Maisur. Der Anführer eines herumziehenden Söldnerhaufens, Haider Ali, schwang sich da durch persönliche Kraft zum Herrscher auf, indem er den Hindu Radscha verdrängte. Er erweiterte seinen Staat nach allen Seiten hin und machte sich den Nachbarn furchtbar; ein prachtverachtender, rastlos thätiger Mann mit scharfem, gebieterischem Blick, der auch dem deutschen Missionar Schwartz

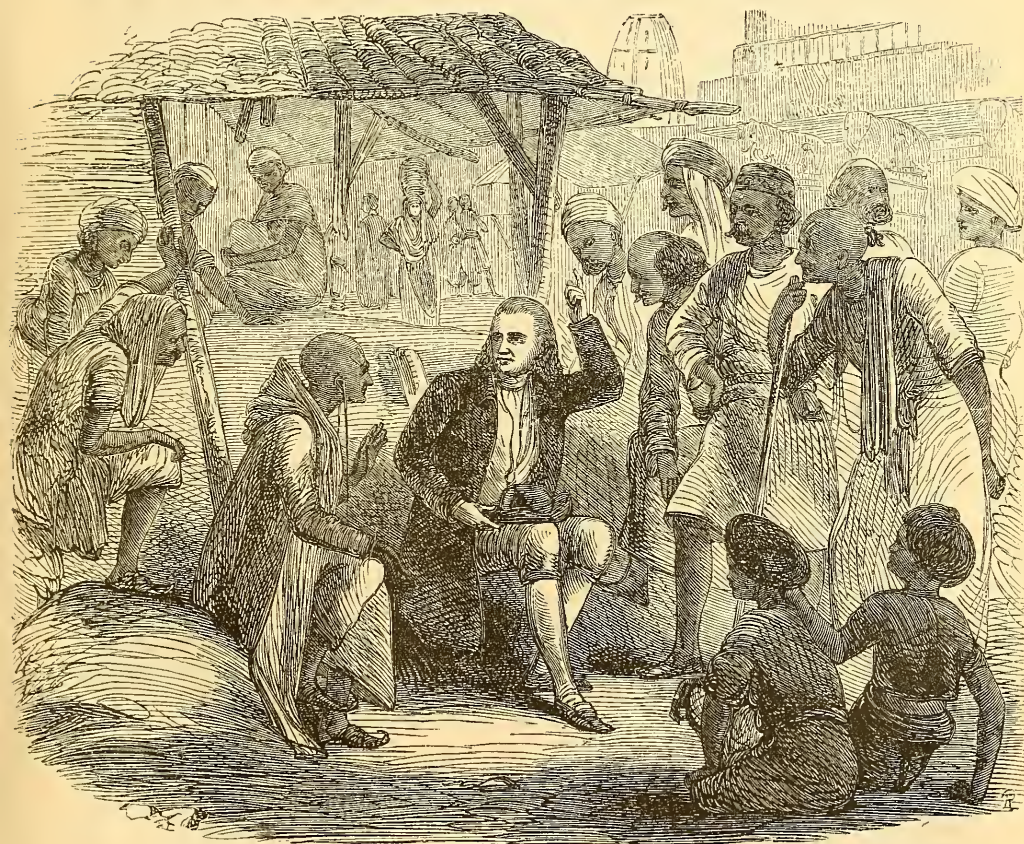


Fig. 229. Missionar Schwartz unter seinen indischen Zuhörern.

Achtung abnöthigte. Er hatte schon 1768 und 69 mit den Engländern gekämpft, doch nach Sieg und Niederlage, ohne Verluste für beide Theile, wieder Friede gemacht. Aber 1780 erhob sich, von den Franzosen aufgestiftet, der kraftvolle Greis

nochmals gegen sie. Und er nicht allein; er verband sich mit den Mahratten und mit dem Nizam des Dekhan, die rothhaarigen Fremdlinge aus Indien zu vertreiben. Mit einem furchtbaren Heere von 100,000 europäisch geschulten Kriegern rückt er herab in das Karnatik (die Ebene hinter Madras), während seine Verbündeten von andern Seiten gegen die britischen Besitzungen andringen. Ein Corps der Engländer wird von Haider Ali in blutiger Schlacht hingewürgt; die Gefangenen verkommen in schauerlichen Kerkern. Sein Sohn Tippu überfällt ein andres Corps, metzelt es fast gänzlich nieder und zwingt die übrigen, mit den Köpfen ihrer gefallenen Brüder unterm Arm in sein Lager zu ziehen. Die Engländer verlieren mehrere feste Plätze und befinden sich in der äußersten Bedrängniß. — Da steuert Warren Hastings kluges und energisches Handeln ihrem Verderben. Rasch bewegt er die Mahratten durch Bestechung zum Frieden und den Nizam durch Schmeichelei und Erregung der Eifersucht auf den Herrscher von Maisur zur Unthätigkeit. Er beseitigt den schwachen Gouverneur von Madras, sendet schnell einen neuen Befehlshaber in dem tapfern Coote, welcher mit frischen Truppen Haider Ali's Vordringen sich entgegenstemmt und ihn wiederholt schlägt. Wohl landet jetzt eine Schar Franzosen zu des Besiegten Unterstützung und der kühne Greis will den Krieg mit aller Kraft fortsetzen; doch da überfällt ihn eine Krankheit und er stirbt im Feldlager, Dez. 1782. Sein Sohn Tippu kehrte zunächst nach Hause, um sich huldigen zu lassen. Unterdessen nahmen ihm die Engländer Mangalur und andere Plätze Malabars. Aber bald bricht er hervor, wirft sich mit seiner ganzen Macht auf die Engländer und entreißt ihnen ihre Beute wieder. Den Oberst Matthews, der sich in der Festung Bednur geborgen, zwingt er zur Uebergabe und läßt ihn gegen die Kapitulation mit seiner ganzen Mannschaft niederhauen. Weil er sich aber eines Ueberfalls von Seiten der Mahratten besorgte, und die Franzosen ihn verließen, schloß er den Frieden von Mangalur, 1784, welcher die Verhältnisse auf den Stand vor dem Kriege zurückversetzte.

Schon 1789 erneuerte Tippu den Krieg mit den Engländern, weil sie seiner grausamen Unterjochung und Bekehrung der Malabaren entgegentraten. Dazu hatte er während des Friedens ein Heer von 200,000 Mann hergestellt. Allein die Engländer verstanden es, die Mahratten und den Nizam dießmal zu einem Bündniß zu bewegen. Vereint mit diesen drangen sie in Maisur ein, überwältigten die Massen der Feinde, eroberten Ort um Ort und belagerten zuletzt die Hauptstadt Sirangapatam. Da bequemte sich der Gedrängte um Frieden zu bitten. Er erlangte ihn nur also, daß er, 1792, den Verbündeten die Hälfte seines Reiches abtrat. Umsonst wüthet nun der Tiger (= Tippu). Jahre lang brennt in ihm der Groll gegen die Christen mit gleicher Stärke fort. Als er sich wieder etwas erholt hat, spricht er unverhohlen seine Absicht aus, die Rothhaarigen doch noch aus Indien zu vertreiben. Dazu sucht er französischen Beistand, und wirklich kommen Offiziere von der Insel Mauritius zu seiner Hilfe. Aber da nehmen ihn nun die Engländer und ihre Verbündeten in die Mitte, schlagen ihn auf beiden Seiten und schließen ihn abermals in seine Hauptstadt ein. Nach kurzer Vertheidigung wird Sirangapatam erstürmt, 4. Mai 1799, wobei der stolze Königstiger verzweiflungsvoll kämpfend fällt. Die Engländer theilten sich mit ihren Bundesgenossen vollends in sein Reich; Maisur überließen sie einem Sprößling der vorigen Dynastie.

Im Sturm gieng es jetzt mit ihren Besitzergreifungen fort. Bald entthronten sie diesen, bald jenen Radscha oder Nawab; und die sie bestehen ließen, behielten doch nur den Schein der Unabhängigkeit, wurden Vasallen der Engländer. Die mächtigsten waren noch die Mahratten (unter mehreren Häuptern), welche damals Delhi und die Person des Moguls in ihrer Gewalt hatten. Seit 1803 führten die Engländer mit ihnen Krieg und siegten über sie in großen Schlachten, wobei sich namentlich Arthur Wellesley (nachher Herzog von Wellington) auszeichnete. Delhi und der alte Schah Alam fielen in ihre Hände und damit „das Anrecht auf

das ganze Großmogulreich." Bald standen sie nun auch da, wo Akbar gestanden: fast ganz Vorderindien gehörte ihnen.

Welch ein Besitzthum vom Himalaja bis hinab zum Kap Kumari und von Kalkutta bis nach Bombay herüber! Aber seit 1784 konnten sich die Kaufleute doch nicht mehr die Oberherren nennen. Regierung und Parlament in England sahen sorglich auf die so enorm anwachsende, so vielfach mißbrauchte Macht der Compagnie. Man sollte doch nicht bloß Ostindiens Schätze, sondern auch die Bildung und Beglückung seiner Bewohner, hieß es, im Auge haben; da das kaufmännische Regiment hiezu nichts thue, so müßte demselben ein Ende gemacht werden. Da setzte denn, 1784, der Minister William Pitt (Sohn des großen Pitt S. 679) im Parlament eine Bill durch, wornach die Compagnie einer aus Mitgliedern des Staatsraths bestehenden Aufsichtsbehörde unterstellt wurde, welche hinfort alle indischen Staatsangelegenheiten zu leiten hatte; Ostindien ward seitdem mehr und mehr ein integrirender Theil der britischen Monarchie. Aber Privatleute sind es gewesen, die England ein Reich in Asien verschafft haben, das an Einwohnerzahl acht-, an Flächenraum zehnmal sein europäisches Besitzthum übertrifft. — Von Sorge freilich für das zeitliche und geistliche Wohl der Indier wollte sich auch unter der königlichen Regierung anfangs wenig wahrnehmen lassen. Erst seit 1815 fieng man an, gerechter und menschenfreundlicher mit ihnen umzugehen und ihnen auch höhere Civilisation und insonderheit das Heil des Christenthums nahe zu bringen. Daß aber dieses edle Werk an ihnen vollzogen werde, darum hat offenbar der Lenker der Welt die englische Herrschaft über sie aufkommen lassen. Durch Schwartz u. a. Deutsche kam doch schon in jener Zeit der Gleichgiltigkeit das Evangelium weithin zur Kenntniß vieler Heiden und verheidnischten Europäer (vgl. Fig. 229).

§ 9. Cook's Reisen um die Welt.

Sonst war Portugal der erste Seestaat, dann wurde es Holland; aber jetzt erhob sich Englands Seemacht über jede andere. Die Briten wurden die Beherrscher der Meere. Großmächtig segelten ihre Flotten aus, zu erobern oder Handel zu treiben. Doch sandten sie auch Schiffe aus im Dienste der Wissenschaft, namentlich, um die noch unbekannten Regionen der Erde zu erforschen. Der berühmteste Seefahrer Englands, welcher den ungeheuren Bereich des stillen Weltmeeres erst näher kennen lehrte, ist James Cook, 1728—79. Er machte im Auftrage seines Königs Georg III. drei Reisen um die Welt, ohne doch die letzte vollenden zu können.

Auf seiner ersten Reise (1768—71) fuhr er um die Südspitze Amerika's herum in den stillen Ocean nach der Insel Tahiti, welche kurz zuvor Kapitän Wallis aufgefunden hatte. Hier war zuerst ein seltenes Himmelsereigniß, der Durchgang der Venus von der Sonne zu beobachten. Hierauf gieng Cook nach Vorschrift auf neue Entdeckungen aus. Er nahm die Gruppe der Gesellschaftsinseln um Tahiti auf, dann umschiffte und untersuchte er die großen Inseln Neuseelands, sodann die noch unbekannte Ostseite Neuhollands, welche er für die Krone in Besitz nahm. Hier haben die Engländer ein unermeßlich Land acquirirt, einen halben Welttheil, freilich mit äußerst wenigen eingeborenen Bewohnern; indessen ist Australien schon zu 5 Kolonialreichen herangewachsen. Durch die noch unbefahrene Torresstraße zwischen Neuholland und Neuguinea hindurch steuerte er nach Batavia, wo ihm die Holländer sein übel zugerichtetes Schiff wieder trefflich flickten. Von hier gieng's nach dem Kap und heim.

Seine zweite Reise (1772—75) mit zwei schönen Schiffen bewerkstelligte Cook in entgegengesetzter Richtung von Westen nach Osten. Wir können den Lauf nicht nach einander beschreiben, denn es gieng erstaunlich zickzack. Seine Hauptaufgabe war dießmal: zu untersuchen, ob es in den südlichen Gewässern der Erde festes Land gäbe, wie ein solches von den Meisten angenommen und von Einigen schon als terra australis (Südland) in die Karten gezeichnet wurde. Cook steuerte denn vom Kap aus nach Süden hinab, bis er vor Eis nicht weiter konnte. Nun durchforschte er östlich hin die kalten Gewässer unterhalb Afrika, Asien, Neuholland, rings um die Erde herum. Es sah erschrecklich in diesen Eisgegenden aus; indessen zeigte sich nirgends Land; nur am südlichen Ende des Atlantischen Meeres stieß man auf ein paar schauerlich öde Inseln. Uebrigens litt die

ganze Schiffsmannschaft vom Frost entsetzlich; darum begab man sich dazwischen in mildere Himmelsstriche. Cook durchstöberte das Südmeer von Neuseeland bis zum Kap Horn hinüber; aber vom Südland wollte sich nichts erblicken lassen. Dagegen machte er in der warmen Zone eine Entdeckung nach der andern; er fand die Marquesasinseln, die Niedrigen Inseln, die große Gruppe der Freundschaftsinseln, die Neu-Hebriden und das größere Neukaledonien. Ruhmbekränzt kehrte er heim von dieser mühseligsten aller Meeresfahrten.


Fig. 230. Cook's Tod.

Der Zweck seiner dritten Weltreise (1776—1779) war: Erforschung der nördlichen Gewässer des stillen Weltmeeres und womögliche Auffindung einer nördlichen Durchfahrt aus demselben in's Atlantische. Zuerst besuchte Cook die früher entdeckten Eilande, und führte ihnen europäische Hausthiere zu. Darnach segelte er in den nördlichen Theil des großen Oceans, welcher noch völlig im Dunkeln lag. In dieser ungeheuren Wasserwüste entdeckte er die wichtige Gruppe der Sandwichsinseln, fuhr dann an der Westseite Nordamerika's hinauf bis in die Behringsstraße und drang an der Nordküste Amerika's hinauf bis zum Eiskap vor. Hier konnte er nicht weiter; umsonst hackte er mit seinen Schiffen in die starren Eisfelder hinein. Er kehrte zu den Sandwichsinseln zurück. Auf der größten, Hawaii, wurde er von den Wilden erst angebetet, dann erschlagen. So endete der Fürst der Seefahrer, ein Vorbild, dem Viele seither nachgeeifert haben.

§ 10. Englands großer Besitz in Nordamerika.

Längerher fußten die Engländer auch in dem wald- und wasserreichen Nordamerika und erlangten daselbst mit der Zeit ein solch erstaunliches Gebiet, daß es an Flächenraum ihr Ostindisches Besitzthum noch übertraf, obwohl es an Bevölkerung weit hinter diesem zurückblieb. Schon vor der Entdeckung Mittel-Amerika's (S. 472) fand nämlich der englische Seefahrer Cabot, ursprünglich ein Genuese, 1494 die Küste Nordamerika's, die er 1497 von Neufundland an bis Florida herab beschiffte und für die britische Majestät in Besitz nahm. Daß das Land schon zahlreiche Bewohner mit eingeborenen Oberhäuptern hatte, beirrte dabei nicht, denn es waren ja nur — wilde Indianer! Dieses ausgedehnte Gebiet wurde nun mit der Zeit von

englischen und auch andern Kolonisten besetzt. Anfangs gieng es sehr vorzüglich damit; denn Gold war hier keines zu finden, sondern düstere Urwälder und kriegerische Wilde. Allmählich erst schien es sich doch auch der Mühe zu verlohnen, den fruchtbaren Boden anzubauen und den Indianern Thierhäute und Pelze abzukaufen. Die erste feste Niederlassung fand 1607 in Virginien statt, wo das gerodete Land Tabak, Mais und Weizen in trefflicher Menge und Güte hervorbrachte; 1609 setzte sich eine englische Handelsgesellschaft weiter oben am Fluß Delaware fest u. s. f.

Weiterhin war es vornehmlich religiöser Druck in der Heimat, welcher Scharen von Europäern nach Amerika als einer Stätte der Freiheit und Ruhe für ihren Glauben trieb. So zogen die von den englischen Bischöfen verfolgten Puritaner seit 1620 massenhaft dahin, ernste Leute, welche Sonntags ihre Psalmen sangen und Werktags mit unverdrossener Arbeit die dichten Urwälder lichteten; so auch Viele der von den englischen Protestanten bedrängten Katholiken Irlands, deren angeborener Trägheit der neue Wohnplatz mit seinen Anforderungen zu einem heilsamen Erregungsmittel diente; so auch die von allen Christen verspotteten und mißhandelten Quäker, eine englische Sekte mit der allerdings sehr gefährlichen Lehre „vom innern Licht", das auch ohne Bibelwort und noch darüber hinaus leuchte.

Diese kamen 1681 unter dem vornehmen und grundreichen Wilh. Penn und ließen sich in der waldbedeckten Gegend nieder, welche nachher Pennsylvanien (Penn's Waldland) genannt wurde. Der gewissenhafte Mann kaufte den Grund und Boden nicht nur von dem Könige von England, sondern auch den Indianern ab, da es ihm doch etwas verdächtig schien, daß die britische Krone ein Eigenthumsrecht auf Länder haben sollte, die schon ihre, wenn auch noch uncivilisirte, Herren hatten. Die Quäker erbauten die Stadt Philadelphia (Bruderliebe), lange die ansehnlichste unter allen nordamerikanischen Städten, bis ihr zuletzt Neuyork, das den Holländern abgenommene Neuamsterdam (S. 609), den Rang ablief. Um des Glaubens willen wanderten auch viele Hugenotten, Pfälzer rc. dahin aus. Penn führte in seiner Republik die allgemeine Gewissensfreiheit ein.


Fig. 231. W. Penn.

Nachdem man einmal wahrgenommen, daß sich da drüben bei Fleiß und Kraftanstrengung Unterhalt und Wohlstand verschaffen lasse, führte schon der im Menschen liegende Wanderzug noch Unzählige hinüber. Die Einwanderung gieng im 18. Jahrhundert immer wachsend fort; Tausende landeten jährlich an den glückverheißenden Gestaden, und immer tiefer in's Innere hinein drangen die Europäer und drängten die Rothhäute aus ihren Wäldern und Auen, ohne Entgelt in der Regel, nach dem Westen hin. Es waren Leute aus allen Völkern Europa's, welche dort neben und unter einander ihre Wohnsitze aufschlugen, so daß sich in nationaler, wie in religiöser Hinsicht die bunteste Mannigfaltigkeit darstellte, obwohl stets die englische Sprache und der Protestantismus vorherrschend blieben. Eine Ausnahme bildeten die 1608 von Franzosen in Kanada gegründeten Kolonien, wo die Jesuiten herrschten. Als die Franzosen diese am Mississippi hin bis nach Louisiana ausdehnten und mit einem Gürtel von Forts und Blockhäusern sicherten, entstand der sogenannte Kolonialkrieg (S. 678, der siebenjährige Krieg, 1756—63, sofern er zwischen den Seemächten außerhalb Europa's geführt wurde), in welchem die Engländer sie auch noch an sich brachten. Die 13 Kolonien standen von Anfang an unter der Botmäßigkeit des

Königs, welcher die Provinzen oder Staaten, in die sie sich theilten, durch Statthalter regieren ließ. Indessen eben um die Zeit, als Cook seine Weltreisen machte und so viel neuentdecktes Land für die britische Krone in Besitz nahm, riß sich der schönste Theil ihrer amerikanischen Besitzungen von ihr los.

§ 11. Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Staaten.

Die Kolonisten waren an Freiheit gewöhnt, frei in Kirchen- und Schuleinrichtungen, frei in der Gemeindeverwaltung, frei auch durch den Allen gleich verbindlichen Dienst in der Miliz; doch fühlten sie sich von der britischen Regierung in Handel und Gewerbe auf eine drückende Weise beschränkt.

Sie durften ihre Güter nur nach England ausführen und ihre Bedürfnisse nur aus England holen: jeder unmittelbare Verkehr mit andern Ländern war ihnen verboten. Und nur Rohstoffe, Eisen, Wolle, Flachs &c., sollten sie in England zu Markte bringen, keine Fabrikate. Ja auch für sich selbst durften sie Vieles nicht anfertigen, keine Tücher, keine feinen Hüte, keine Stahlwaaren &c.; alle Fabrikation, die guten Gewinn abwarf, hatte das Mutterland sich vorbehalten; von ihm sollten die Pflanzer derlei Artikel beziehen. Sie hatten allerdings auch ihre Vortheile, genossen namentlich gänzliche Steuerfreiheit; dennoch herrschte bei ihnen über jene Handels- und Gewerbsbeschränkungen starke Unzufriedenheit. Und ihre Religion hatte sie geschult, über Alles folgerichtig zu denken, frei zu sprechen und persönliche Verantwortung zu übernehmen.

In Folge des Kolonialkriegs war Englands Schuldenlast außerordentlich angewachsen, und da der Krieg doch im Interesse der Kolonien geführt worden war, schien es nicht unbillig, sie nun auch zum vermehrten Staatsbedarf beitragen zu lassen. So wurde denn 1765 durch einen Beschluß des Parlaments zu London eine Stempeltaxe bei Verträgen, Schuldverschreibungen &c. in den Kolonien eingeführt. Dieser Abgabe würden sich die Amerikaner bei ihrem Wohlstand nicht gerade geweigert haben, wenn sie nur zu deren Auflegung selbst mitgestimmt, d. i. eine Vertretung durch Abgeordnete im Parlamente gehabt hätten, um die sie immer schon, doch umsonst, angehalten hatten. So aber erregte die „willkürliche" Belastung ihren schweren Unwillen und sie lärmten gewaltig darüber.

In Boston (Staat Massachusets) und Philadelphia läutete man sogar bei Ankunft des Stempelpapiers die Trauerglocken, bemächtigte sich desselben mit Gewalt und verbrannte es. Das war, ohne daß man's noch ahnte, der Anfang einer Revolution.

In England tadelten indessen Viele selbst die Besteuerung der Amerikaner, und da diese seitdem verabredetermaßen wenig mehr mit dem Mutterlande verkehrten, dagegen desto emsiger den Schleich- oder Schmuggelhandel mit andern Nationen trieben, so baten die dadurch beeinträchtigten englischen Kaufleute selbst das Parlament um Zurücknahme des Stempelgesetzes. Und es wurde wirklich zurückgenommen, 1766, worüber die Amerikaner laut jubelten. — Allein das Recht zu besteuern hatte die britische Regierung damit nicht aufgegeben und nach etlicher Zeit legte sie einen Zoll auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben. Das versetzte die Amerikaner in neue und noch ärgere Verbitterung. Zunächst kamen sie überein, gar keine solche Artikel mehr von England zu beziehen. Ihr Zorn machte sich da und dort noch durch Excesse gegen englische Beamte und Soldaten Luft. Als bei einem Streit zwischen Bürgern und Soldaten zu Boston einige Personen erschossen wurden, da ließen sie die drohendsten Reden fallen. — Von ihrer Stimmung benachrichtigt, hob die schwankende Regierung nun auch den verhaßten Zoll wieder auf, 1770, mit einziger Ausnahme des Thee's, bei dem sie ihn nur bestehen ließ, um sich nicht den Anschein völliger Verzichtleistung auf ihr Recht zu geben. Um jedoch die Amerikaner zu begütigen, erließ sie den englischen Kaufleuten den beträchtlichen Ausfuhrzoll vom Thee gänzlich, also daß derselbe in Amerika trotz der dort zu leistenden Verkaufsabgabe noch wohlfeiler als früher abgelassen werden konnte. Jetzt sandten diese

Kaufleute Schiffe voll Thee hinüber in Hoffnung, reißenden Absatz eines Handelsartikels zu finden, der sonst immer zu den gangbarsten gehörte. Aber siehe, die Amerikaner mögen den Thee nicht, so lange sie noch eine „willkürliche" Steuer davon zahlen sollen. Nun, das war ihre Sache, ob sie ihn brühen wollten oder nicht. Allein sie thaten auch etwas weit darüber hinaus; als Rothhäute verkleidete Bostoner erstiegen unversehens ein im Hafen liegendes Schiff und warfen daraus 342 Kisten (18,000 Pfd. Sterling werth) über Bord in's Meer, Dez. 1773.

Jetzt fühlte sich die Regierung zu strengen Maßregeln bewogen. Sie ließ den Hafen von Boston sperren, daß kein Schiff mehr ein- und auslaufen konnte. Aber da nimmt alles Antheil an dem „grausamen" Schicksal der guten Stadt. Man schreit: „Die Feldherren des Despotismus eröffnen jetzt die Laufgräben, um unsere Bollwerke der Freiheit zu zerstören, und nichts als Einigkeit und Entschlossenheit kann uns retten!" Nach Abhaltung eines allgemeinen Buß-, Bet- und Fasttages (!) traten Abgeordnete der 13 Provinzen, welche bisher in keinem näheren Verbande unter einander gestanden waren, in Philadelphia zum Ersten Kongresse zusammen, 4. Sept. 1774. Hier verbrüderten sie sich, fest zusammen zu stehen gegen die Angriffe des Despotismus, und beschlossen, vorerst jede Handelsgemeinschaft mit England aufzugeben.

Die Amerikaner sollten ermuntert werden, selbst im Lande die nöthigen Werkstätten zur Bereitung ihrer Bedürfnisse aufzurichten. Das thaten diese auch frisch zum Hohn aller Gegenbefehle der Beamten, welche nur verlacht wurden. Uebrigens erließ der Kongreß auch starke Zuschriften an König und Volk in England, worin er bezeugte, daß die Amerikaner treu zur Krone und ihren Brüdern dort stehen würden, wenn ihnen Gleichheit der Rechte mit letztern eingeräumt würde, aber auch solche Rechtsgleichheit und namentlich Zutritt zum Parlament auf's nachdrücklichste für sie forderte.

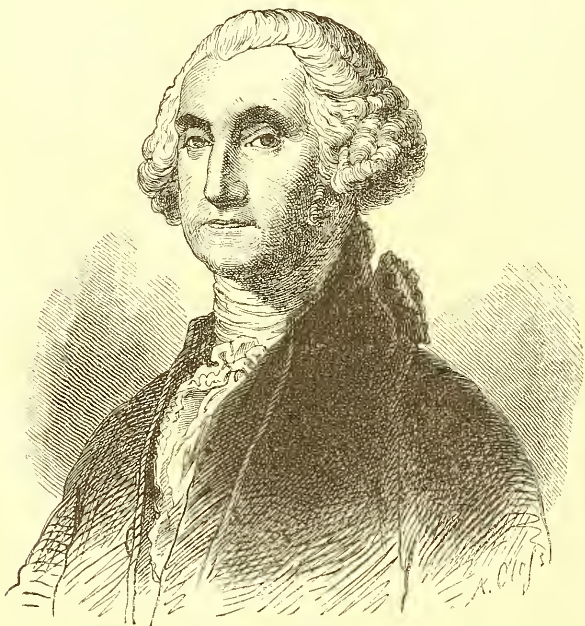
Statt aber von Gewährung dieses Begehrens etwas zu hören, nahmen die Kolonisten wahr, daß die Engländer kriegerische Anstalten trafen; so dachten sie denn gleichfalls daran, sich in Kampfbereitschaft zu setzen. Sie legten an einigen Orten Waffenmagazine an. Nun kam es schnell zum Ausbruch. Die Statthalterei zu Boston sandte Truppen aus, eines jener Magazine zu Concord zu zerstören. Diese stießen bei Lexington auf amerikanische Miliz, die sich ihnen widersetzte. Sie vertrieben dieselbe und führten ihr Vorhaben aus. Auf dem Heimwege aber wurden sie aus allen Büschen, Hecken und Gräben von versteckten Amerikanern beschossen, so daß sie schweren Verlust erlitten. Damit war, 19. April 1775, der Bürgerkrieg begonnen, welcher der amerikanische Freiheitskrieg heißt. Gegen die offene Rebellion erhob sich England mit Macht. Es rüstete eigene Truppen und zog fremde herbei, Braunschweiger, Hessen, Ansbacher, Waldecker, 17,000 Deutsche, die es ihren Fürsten abkaufte! Ein stattlich Heer sollte über den Ocean, den bockischen Amerikanern die Hörner abzustoßen. Diese ließen aber auch durch ihre weiten Gauen hin den Ruf ertönen: Auf zu den Waffen! Freiheit oder Tod! Und sie wählten sich einen Oberfeldherrn in der Person Washingtons, eines seltenen Mannes, den wir näher anschauen müssen.

Georg Washington, geb. 1732 zu Bridges Creek in Virginien, Befehlshaber der Virginischen Landwehr im Kolonialkriege, dann Mitglied des Kongresses zu Philadelphia, ragte durch Ruhe und Besonnenheit, Umsicht und Scharfblick, unbewegliche Festigkeit und hohen Muth, sowie durch edle Uneigennützigkeit über alle seine Landsleute hervor. Da er auch Kriegstalent und Erfahrung besaß, war er ohne alle Frage der beste Führer, den sich die Amerikaner erlesen konnten, ein Mann von der scheinlosesten Gediegenheit. Er hatte aber eine schwere Aufgabe. Es liefen auf jenen Ruf nicht etwa gleich Hunderttausende zu den Freiheitsfahnen; die Allermeisten warteten, bis der Congreß sie anwarb. Dieser aber, der sich vor einer Militärherrschaft fürchtete, warb immer nur eine mäßige Zahl Soldaten und nur auf Monate an, dann verliefen sie sich wieder. Die Milizen wollten sich als „Männer der Freiheit" keiner Disciplin unterwerfen; und mit Unordnung

und Ungeübtheit im Kriegswerke verband sich Feigheit in offener Schlacht. Die Provinzen wollten sich zu keinen Opfern verstehen und duldeten darum nicht, daß der Congreß Kriegssteuern erhebe, so konnte er die wenigen Truppen nicht mit dem Nöthigsten versehen, sie litten Mangel an Nahrung, Kleidung und Kriegsbedarf. Nur ein Washington mit seiner Klugheit und Geduld vermochte unter solchen Verhältnissen etwas auszurichten; wobei ihm allerdings zu statten kam, daß die feindlichen Generale nicht gerade zu den geschicktesten gehörten und daß denselben durch die weite Ausdehnung und die Wildnisse des Landes der Kampf sehr erschwert war, während ihre Verbindung mit grausamen Indianerhorden diesen unversöhnlich machte.

Die englischen Heere landeten mit großer Verachtung der Amerikaner, und wie flau es um die Kriegskraft derselben aussähe, wußte niemand besser als Washington selbst. Gleichwohl thaten die Amerikaner eben jetzt, da Albion mit starken Fittigen und Krallen über sie hereinschwebte, zu Baltimore, dahin der Congreß sich verlegt hatte, 4. Juli 1776, den entscheidenden Schritt, daß sie sich vom Mutterlande lossagten und „die Unabhängigkeit der Vereinigten Nordamerikanischen Staaten" proklamirten.

Es schien indeß nicht lange damit dauern zu sollen. Das erste Treffen, welches auf der langen Insel, 27. August 1776, statt hatte, fiel für die Amerikaner unglücklich aus. Der englische Oberfeldherr Howe besetzte darauf Neuyork, und Washington konnte es nicht hindern, seine Leute waren größtentheils davon gelaufen. Howe verfolgte ihn von da, und er mußte mit seinem Rest von 3000 verlumpten und verschrockenen Kriegern über den Delaware fliehen. Hätte der Vorsichtige nicht alle Fahrzeuge am diesseitigen Ufer entfernt, Howe würde ihn noch über den Fluß verfolgt und vernichtet haben. Von diesen Vorfällen wurden die amerikanischen Truppen allgemein entmuthigt, also daß sie scharenweise heimzogen. — Doch Washingtons starker Geist hielt die Sache noch. So schnell als möglich sammelte er frische Mannschaft um sich und noch zu Weihnachten 1777 erschien er wieder diesseits des Delaware. Der Feind war jetzt in die Winterquartiere auseinander gezogen, und da machte er bei Trenton zum unsäglichen Frohlocken seiner Landsleute ein vereinzeltes Hessisches Corps von 1400 Mann zu Gefangenen. Darnach eroberte er noch einen großen Theil von Neujersey, und die Amerikaner schöpften neuen Muth.


Fig. 232. G. Washington.

Zur Erhöhung desselben trug bei, daß sie etwelchen militärischen Zuzug aus Europa erhielten. Freiheitsbegeisterte Männer schifften herüber, um „für die Freiheit" der aufgestandenen Staaten mitzukämpfen; so der Franzose Lafayette, der Pole Kosciuszko, die Deutschen v. Steuben, Kalb u. a. Der kriegskundige Steuben machte sich insonderheit um die bessere Einschulung der amerikanischen Truppen verdient.

Allein die Loose fielen wieder unglücklich. Da Washington mit seinen 9000 Mann gegen Howe's 30,000 kein Haupttreffen wagen durfte, wich er ihm lange aus, nur bedacht, durch Hin- und Hermärsche den Gegner zu ermüden und zu schwächen. Als aber Howe sich Philadelphia's zu bemächtigen drohte, mußte er zur Rettung dieses wichtigsten Platzes heran. Sie schlugen am Flusse Brandywine, 11. Sept. 1777; Washington mußte besiegt sich zurückziehen und der Feind nahm Philadelphia ein. — Der abermals tiefgesunkene Muth der Amerikaner konnte sich jedoch schnell wieder aufrichten. Sie hatten den Krieg auch nach Kanada gespielt. Dort stand ihnen der General Bourgoyne mit 10,000 Engländern und Kanadiern entgegen. Er drang an den Hudson vor und warf sie weit zurück. Allein des Landes unkundig verwickelte er sich in Wald und Morast; Hitze, Stechfliegen und Mangel an Proviant quälten und entkräfteten ihn. In solcher Noth attakirte ihn der treffliche amerikanische General Gates, rieb ihn in einzelnen Gefechten auf und umzingelte den Ueberrest seiner Truppen, 3500 Mann, daß er bei Saratoga capituliren mußte, 17. Okt. Von solchem Schlage betroffen und durch viele Engländer selbst aufgefordert, bot nun das britische Ministerium den Amerikanern Friede an mit dem Versprechen, daß sie hinfort Sitz und Stimme im Parlamente haben und daß ihnen keine Steuern mehr ohne ihre eigene Bewilligung auferlegt werden sollten. Wohl würden sie das früher mit Freuden angenommen haben; jetzt war es zu spät. Sie wiesen das schöne Anerbieten schroff zurück; es koste, was es wolle, sie müssen frei von England sein! Es steifte sie noch dieß, daß ihnen eben jetzt ein hochansehnlicher Bundesgenosse verschafft wurde durch die Bemühung Franklins, der zweiten Hauptperson des Stücks.

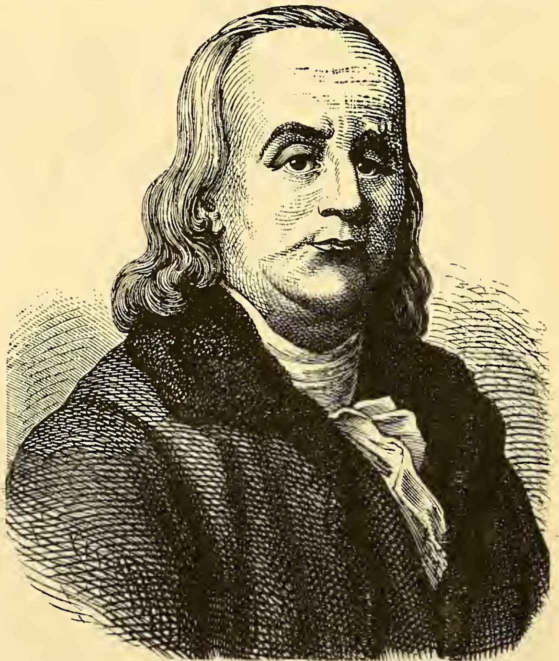


Fig. 233. Benj. Franklin.

Benj. Franklin, geb. 1706 zu Boston, der berühmte Erfinder des Blitzableiters, war Buchdrucker, Naturforscher, Schriftsteller und Staatsmann. Er erwarb sich durch Herausgabe einer gemeinnützigen Zeitschrift und durch Gründung nützlicher Anstalten (Hospitäler, Schulen 2c.) um die Wohlfahrt seiner Landsleute viel Verdienst. Er war es auch, welcher zuerst den Gedanken an völlige Losreißung vom Mutterlande und an Aufrichtung einer Republik gefaßt hatte.

Als Gesandter des Congresses in Paris brachte er 6. Febr. 1778 ein Bündniß mit Frankreich zu Stande, in welchem dieses die Unabhängigkeit der Kolonien anerkannte und ihnen Unterstützung zusagte. Ludwig XVI., der gute, blöde Monarch, ließ sich darauf ein, ohne zu ahnen, daß er durch diesen unnatürlichen Bund mit Aufständischen und Republikanischgesinnten seinen Thron untergrub und sich die erste Stufe zum Blutgerüst baute. Die Amerikaner waren aber von dieser Allianz

höchlich erbaut, und nun wollten sie gar nichts mehr von „Albions trügerischen Bewilligungen" hören. Ihre Prediger mußten die Verbindung mit Frankreich als ein Geschenk des Allmächtigen preisen, Englands Friedensvorschläge als Blendwerke Satans schildern.

Die Engländer bekamen jetzt freilich einen sehr schweren Stand. Sie hatten nunmehr auch mit dem mächtigen Frankreich zu kämpfen, und zu diesem traten sogar noch Spanien und Holland gegen sie. Sie sahen sich zu den größten Anstrengungen genöthigt, die sie aber auch heldenmüthig machten. Der Krieg mit den neuen Feinden breitete sich über alle Meere aus; aber er wurde fast nur zur See geführt, wo Albions stolze Flaggen ihren Ruhm behaupteten. Die Amerikaner verspürten in der That von den Bundesgenossen geringe Hilfe; bloß die Franzosen leisteten ihnen mit einer an ihren Gestaden kreuzenden Flotte und etwas ausgeschifften Landtruppen einigen Dienst.

Der Krieg auf dem Festlande schleppte sich ein paar Jahre lang mit Hin- und Hermärschen und kleineren Gefechten hin. a. 1780 unterwarf sich Clinton, Howe's Nachfolger im Oberkommando, die Provinz Südkarolina; der tapfere Gates wollte sie zurückerobern, wurde aber 16. Aug. von Clinton's Unterfeldherrn Cornwallis auf's Haupt geschlagen. Washington wußte es nicht wieder auszugleichen. Er blickte mit Jammer auf seine unzureichenden, schlechtversorgten, kampfunlustigen, kaum zusammenzuhaltenden Truppen, mit Herzeleid auf die Zwietracht seiner eifersüchtigen und in Parteien getrennten Landsleute hin und sah „nichts als ein zunehmendes Ende" vor sich. Doch hielt er mit eiserner Standhaftigkeit an seinem Platze aus und operirte unter den ungünstigsten Verhältnissen mit Klugheit und Entschlossenheit fort.

Wider alles Vermuthen führte Washington plötzlich durch einen Hauptstreich eine glückliche Entscheidung herbei. Er raffte seine ganze Macht zusammen, 6000 wirkliche Soldaten neben der unzuverlässigen Miliz, griff sodann die Engländer unter Cornwallis, die sich Nordkarolina's bemächtigen wollten, mit Ungestüm an, errang einen glänzenden Sieg, belagerte sofort Yorktown, dahin Cornwallis sich geworfen, und zwang, 19. Okt. 1781, den hohen Lord mit seinen übrigen 7000 Mann sich zu ergeben. Dieses Unglück stimmte die Engländer für weiteres Nachgeben. Sie unterhandelten mit den Amerikanern und verstanden sich zur Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, worauf, 30. Nov. 1782, der Friede mit den Vereinigten Staaten zu Stande kam. Nur Kanada blieb den Engländern, den Amerikanern dagegen ward das unermeßliche Gebiet im Westen gegen das stille Weltmeer hin überlassen. Gleich fieng „John Bull" mit seinem „Bruder Jonathan" wieder einen lustigen und einträglichen Handel an.

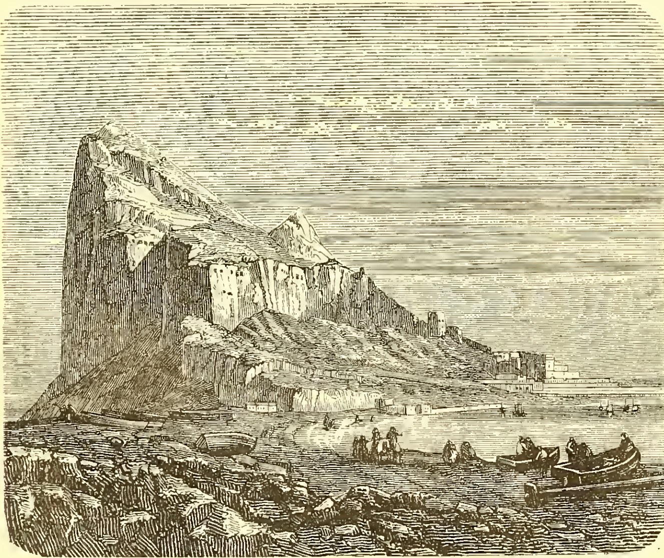


Fig. 234. Gibraltar.

Mittlerweile hatte der Krieg Englands mit den verbündeten europäischen Mächten und nicht zu Ungunsten des erstern fortgedauert. Bei der Insel Guadeloupe erfocht Admiral Rodney, 12. April 1782, einen großen Seesieg über die Franzosen und Spanier. Noch ruhmvoller war die dreijährige (1779—82) Vertheidigung des hart belagerten Gibraltars (Fig. 234) durch Elliot. Die Spanier wollten den Engländern diese (S. 625) hochwichtige Felsenfeste um jeden Preis wieder entreißen und die Franzosen leisteten ihnen den kräftigsten Beistand. Beide beschossen zuletzt den Ort aus 10 schwimmenden, mit 300 Feuerschlünden besetzten Batterien und 47 Linienschiffen; aber Elliot setzte mit glühenden Kugeln die Batterien und Schiffe der Belagerer in Brand. In der Nacht (13. Sept. 1782) röthete eine ungeheure Lohe den Himmel; die Batterien giengen in Flammen auf, während dazwischen ein Schiff um's andere in die Luft flog. Gibraltar blieb den Briten. Endlich bequemten sich auch die Verbündeten zum Frieden, welcher, 3. Sept. 1783, zu Versailles abgeschlossen ward. England trat einiges Wenige in Westindien an Frankreich ab, erhielt aber von Holland in Ostindien Entschädigung.

Nach Nordamerika zurück. Die aufgestandenen Kolonien waren nun also „frei." Sie waren es durch Washington geworden, dem sie allein das Gelingen des Werkes zu danken hatten. Der Held achtete seinen Beruf erfüllt, nahm von seinen Kriegern feierlichen Abschied, legte den Oberbefehl nieder und zog sich auf sein virginisches Landgut Mount Vernon zurück. Der junge Staat, wenn man schon von einem einigen reden darf, ist aber noch ungeordnet und ungestaltet; die einzelnen Provinzen hängen nur durch die lockere Conföderation von 1781 zusammen und die Besorgung der allgemeinen Angelegenheiten hat keinen geregelten Gang. Schon droht Alles aus den Fugen zu gehen. Es war nöthig, daß man eine festere Einrichtung traf.

„Recht frei" zwar wollten die Amerikaner allewege sein und nicht nur also gemäß den neuen europäischen Freiheitsideen, welche sich bei ihnen am ersten verkörpern sollten, zusammen eine Republik bilden, sondern auch in dieser die einzelnen Staaten wieder möglichst frei für sich bestehenden Republiken sein lassen. Darum sollte jeder Staat in den allermeisten Dingen ganz nach Gefallen schalten und walten können. Doch aber um der Ordnung und des gemeinen Nutzens willen gaben sie nach langen Verhandlungen in Philadelphia, durch Washington und den einsichtigen Hamilton gewonnen, der gemeinsamen Bundesregierung einen stärkeren inneren Halt, indem ihr die einzelnen Staaten ihre eigene Unabhängigkeit in allen äußeren Verhältnissen und den wichtigsten innern Angelegenheiten zum Opfer brachten. Diese Bundesregierung hat Steuerbestimmung, Oberaufsicht über Zölle und Abgaben, über Münzen und Papiergeld, das Recht Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, das Amt, die Streitigkeiten der Staaten unter einander zu schlichten u. s. w. Sie besteht aus einem von Abgeordneten aller Provinzen gebildeten und in zwei Kammern, Senatoren- und Repräsentanten-Haus, getheilten Generalcongreß, welcher die gesetzgebende, — dann einem auf vier Jahre gewählten Präsidenten der Gesamtrepublik, welcher die vollziehende Gewalt hat und zugleich Oberbefehlshaber der ganzen Land- und Seemacht ist, — endlich einem von beiden getrennten höchsten Gerichtshof, welcher die richterliche Gewalt ausübt. Die Regierung als solche bekennt sich zu keiner Religion, so sprach man den französischen Philosophen nach. Jede Religionspartei hat Schutz für ihren Kultus, muß aber für Kirchen und Kirchendiener selbst sorgen. Die neue Bundesverfassung wurde 17. Sept. 1787 bekannt gemacht.

Es waren 13 Provinzen, welche sich zuerst zu diesem Staatenbund vereinigten: Massachusets, Neuhampshire, Rhode-Island, Konnektikut, Neuyork, Neujersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nord- und Südkarolina, Georgien. Jetzt ist ihre Zahl auf 39 Staaten und 10 Gebiete (werdende Staaten) gestiegen.

Zum ersten Präsidenten des Staatenvereines wurde der gefeiertste Mann im Lande, Washington, einstimmig gewählt. Und mit Selbstverleugnung verließ er seinen ländlichen Aufenthalt, um sich den Sorgen und Mühen der Staatsverwaltung hinzugeben. Nach Verlauf der ersten vier Jahre wurde er wieder gewählt

und regierte also 8 Jahre die junge Republik mit seiner gewohnten Weisheit und Mäßigung; und er wirkte viel zu ihrer Befestigung. Wegen seines Widerwillens gegen ein republikanisches Treiben, wie es damals in Frankreich auftauchte, wurde er wohl von einem Theile seiner Mitbürger angegriffen; die Radikalen betitelten ihn einen „Söldling Englands“ 2c.; er trug aber alles gelassen und drang unverrückt auf Festhaltung von Religion und Moral als der Grundsäulen des Staatswohls.

Zum drittenmale ließ er sich nicht wieder wählen; nachdem er noch einen warmen Aufruf an seine Amerikaner erlassen, daß sie ihre Freiheit in den nöthigen Schranken halten, Einigkeit unter einander bewahren und unvermischt mit dem Schicksal auswärtiger Völker für sich bleiben sollten, trat er in die Einsamkeit zurück mit dem hohen Ruhm, die politische Ehrenhaftigkeit wieder eingeführt und geheiligt zu haben. In der glanzlosen Aechtheit seines Wesens sah man, wie Genie und Freiheit sich vereinigen lassen in einem Christenleben, dessen Ruhm zur Sterbstunde war: „es freue ihn in einer vielverschlungenen Laufbahn seine Barke mit reinem Gewissen gesteuert zu haben.“ Er starb 14. Dez. 1799, nachdem er eine Summe zur Errichtung einer Universität bestimmt, und allen seinen Sklaven die Freiheit geschenkt hatte, mit Versorgungsgeldern für die Alten und Unterrichtsgeldern für die Kinder. Wie sehr hatte er gewünscht, „daß Virginien die Sklaverei allmählich abschaffen möge, um großes Unheil zu verhüten!“ Man baute ihm zu Ehren die Stadt Washington und erhob sie zur Bundesstadt, in welcher sich der Generalcongreß versammelt. Sein Freund Franklin war 1790 gestorben, nachdem er einen Verein zur Abschaffung der Sklaverei gestiftet, der jedoch, wie Washingtons Exempel, wenig Frucht brachte. Immerhin haben Pennsylvanien 1780 und dann die Nordstaaten die Freilassung aller seit 1776 geborenen Sklaven ausgesprochen, daher im Norden die Sklaverei um 1800 fast ausgestorben war.

Nach dem „freien“ Nordamerika strömten nun noch viel mehr Menschen aus allen Theilen Europa's, Zehntausende des Jahrs, von welchen jedoch Viele die geträumten goldenen Berge nicht fanden. Es ist dort mehr ein Tummelplatz für die Starken, als ein auch den Schwachen Recht und Sicherheit ausreichend gewährendes Regiment. Allerdings aber hat, wie die Bevölkerung, so der Anbau des Landes, die Handelsthätigkeit und der Wohlstand außerordentlich rasch zugenommen. Indessen liegt auf ihm eine schwere Schuld. Die Kolonisten haben den Urbewohnern das Land räuberisch abgenommen und sie immer weiter nach Westen gedrängt, auch Millionen derselben mit Schwert, Branntwein und europäische Sünden umgebracht, so daß große Stämme von der Erde verschwunden sind. Im Süden aber nahm die Sklaverei (seit 1800) ihre häßlichste Gestalt an, als ein System der Züchtung und Ausbeutung des Negers zur Gewinnung von Baumwolle. In diesem Mammonsdienst galt nun bald der Dollar für den Allmächtigen!

§ 12. Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert.

Ehe wir übergehen zu dem Hauptereignisse des sinkenden 18. Jahrhunderts, wollen wir noch von Kunst und Wissenschaft in diesem Zeitraume handeln. Da tritt nun ein Zweig der Kunst, dieser aber auf's allerstärkste hervor, die Tonkunst. Und sie tönt von da meisterlich fort bis in unsere Tage herein; das Pianoforte wurde erfunden und drang überall ein. Hatte die Bildnerei ihre höchste Blüte bei den Griechen, die Baukunst im Mittelalter, die Malerei in der Reformationszeit, so sollte die Musik, die geistliche und weltliche, in der Neuzeit zur Vollendung emporsteigen. Aber die heilige gieng voran. Der größte Tonkünstler in der Kirchenmusik ist Sebastian Bach (Fig. 235), 1685—1750, der Sohn eines Stadtmusikus zu Eisenach.

Die Bach's bildeten eine Kette von Musikern durch Thüringen hin; sie hatten's von ihrem Stammvater Veit Bach, einem im 16. Jahrhundert um des evangelischen Glaubens willen aus Ungarn vertriebenen Bäcker; er spielte die Zither selbst beim Mühlgeklapper. Sebastian sollte alle Glieder der großen musikalischen Familie überragen; er lebte und

webte von früh an im Reich der Töne. Als Knabe schrieb er sich aus Mangel an Licht Noten im Mondschein ab, wodurch er frühzeitig sein Gesicht verdarb. Zuerst Organist in Arnstadt, Mühlhausen, am Hof in Weimar, sodann Kapellmeister in Köthen, nahm er endlich 1723 zu **Leipzig** als Kantor an der Thomasschule seinen bleibenden Aufenthalt. Hier lebte er seinem Amt und seiner Kunst fromm, treu, voll Eifer, allgemein geliebt und geehrt, und glücklich inmitten seiner zahlreichen Familie. Er hatte aus zwei Ehen 20 Kinder, die alle mit entschiedener Anlage zur Musik geboren und züm Theil berühmte Musiker geworden sind. S. Bach componirte außer Klavierstücken vornehmlich Choräle für die Orgel, vollständige Kirchenmusiken auf alle Sonn- und Festtage, Passionsmusiken u. dgl. Er vertiefte sich dabei ganz in das göttliche Wort und seine Töne lauten wie eine Auslegung des Textes. Das Eigenthümliche seiner Musik ist eine wunderbare Tiefe und Kraft. Aber auch zart und lieblich schwebt sie einher, und dann wieder in gewaltigem, majestätischem Brausen. Alle seine Werke aber sind ein Preis auf den Ewigen. Er freut sich mit seiner Musik und frohlockt in Gott: seine Kunst ist „ein himmlisch Freudenreich zur Verherrlichung Gottes." Mit Recht heißt er der Vater der deutschen Tonkunst, der unübertreffliche Meister des Orgelspiels, der innerlichste, der Erzmusikus. „Der alte Bach wird niemals alt." Die neueste Zeit hat ihn erst wieder schätzen gelernt; der Rationalismus konnte ihn nicht würdigen. Im Alter wurde Sebastian fast blind; eine Operation brachte ihn vollends um sein Augenlicht; zehn Tage vor seinem Tode konnte er auf einmal wieder sehen; aber plötzlich traf ihn ein Schlag. Unweit der Thomasschule steht sein Denkmal, von Mendelssohn gebaut.



Fig. 235. Joh. Seb. Bach.

Ihm reiht sich ebenbürtig an G. Fr. **Händel**, 1685—1759, Sohn eines Baders zu Halle, Musikus von frühester Kindheit an.

Der Vater, der ihn zum Juristen bestimmt hatte, entzog ihm jedes Instrument. Da fand das Knäblein in der Bodenkammer ein altes Spinett, spielte heimlich darauf und übte sich zur Fertigkeit. Bei einer Reise, die er im achten Jahre mit seinem Vater nach Weißenfels machen durfte, wo sein Onkel Kammerdiener war, lernte der Herzog zufällig sein seltenes Talent kennen und bestimmte den Vater, ihn ganz der Musik zu widmen. Nun gieng's mit raschen Schritten vorwärts: in Halle und Berlin bildete er sich aus, und als Jüngling wurde er schon Direktor der Oper zu Hamburg, der gleich selbst Opern setzte. Mit 200 ersparten Dukaten reiste er 1705 nach Italien. In Florenz, Rom und Neapel erwarb er sich durch seine Compositionen hohes Lob; 30mal nach einander wurden seine Stücke aufgeführt. Zurückgekehrt wurde er Kapellmeister in Hannover, gieng aber 1712 für immer nach **England**, woselbst er dem Singspiel und der Kirchenmusik einen unerhörten Schwung gab. 1733 zog er sich ganz vom Theater zurück und verlegte sich auf das **Oratorium**. Das ist ein lyrischdramatisches Tonstück religiöser Natur, das mit Gesang in Begleitung von Instrumenten vorgetragen wird. Im Oratorium nun errang sich Händel die höchste Palme; hier kann ihm kein Anderer an die Seite treten. Seine gepriesensten Oratorien sind: Esther, Athalia, das Alexandersfest, Israel in Aegypten, Saul, Samson, Judas Maccabäus, Josua, Jephtha, alle von ungewöhnlicher Gedanken-Fülle und Tiefe, und erhaben über ihnen allen sein unvergleichlicher **Messias**, 1741.

Dieser wurde unzähligemal aufgeführt; er ergreift noch heute die Seelen ganz wunderbar. Händel ruht in der Westminsterkirche unter den Großen der Nation. Man hat ihm dort ein prachtvolles Monument aus Marmor errichtet: Ueber einer Orgel, an deren Fuß Instrumente liegen, schwebt ein Engel und spielt die Harfe; unten lehnt Händel in Lebensgröße und horcht auf das Spiel des Engels mit einer Feder in der Hand, um es nachzuschreiben.

Die drei folgenden pflegten vorzugsweise die weltliche Musik. Christoph von Gluck, 1714—87, Sohn eines Försters in der Oberpfalz.

Er lernte und übte die Kunst in Prag, war auch in Italien und England; darauf begab er sich nach Wien. Er schrieb meist Opern. Anfänglich huldigte er noch der tändelnden italienischen Weise; im männlichen Alter wandte er sich gänzlich von ihr ab zur Einfachheit: die Musik solle sich der Dichtung unterordnen. Weil er nun den sinnlichen Wienern nicht recht mehr zusagen wollte, zog er, 1773, nach Paris, wo eben ein Sinn für ernstere Musik erwacht war. Es gelang Gluck, die bisher dort herrschende italienische zu verdrängen; bei jeder Aufführung seiner gediegenen Werke steigerte sich der Enthusiasmus. Die vorzüglichsten seiner Opern sind: Orpheus und Eurydice, Alceste, Iphigenie auf Aulis, dieselbe auf Tauris. Kenner behaupten, daß in seinen plastisch vollendeten und in ihrer Art unerreichbaren Tongestalten die griechische Tragödie gleichsam wieder erweckt sei. 1780 gieng er reich an Ehre und Gut nach Wien zurück, wo er starb.

Joseph Haydn, 1732—1808, Sohn eines Wagners zu Rohrau in Oesterreich.

Joseph wurde mit acht Jahren Chorknabe an der Stephanskirche in Wien und empfieng dort Unterricht bis zum sechzehnten Jahre, wo er, weil jetzt seine Stimme mutirte, entlassen ward. In einem ärmlichen Dachstübchen ernährte er sich jetzt kärglich mit Unterrichtgeben 2c.; aber sein Kunstgenie entfaltete sich dabei kräftig und prächtig. a. 1760 wurde er wohlbezahlter Kapellmeister beim Fürsten Esterhazy. Von 1790 an lebte er drei Jahre in London, wo ihm endlose Ehrenbezeugungen zu Theil wurden; dann kehrte er nach Wien zurück. Haydn schrieb unzählige Stücke, besonders Symphonien, Quartette, auch Opern, Messen; das Beste von ihm ist sein Oratorium: die Schöpfung. „Die ganze Leiter der Empfindungen vom hellsten Jubel bis zu den Schauern des Geheimnisses durchlief er, aber Maß und Anmuth blieb ihm stets zur Seite; da ist nichts zu lang oder zu kurz."


Fig. 236. W. A. Mozart.

Wolfgang Amadeus Mozart, 1756—91, Sohn eines Kapellmeisters zu Salzburg. „Ein musikalisches Wunderkind", das mit vier Jahren Klavier spielte, mit fünf Jahren schon componirte und sich an den Höfen hören ließ.

Das Knäblein mit den großen feurigen Augen und den wundersam gelenken Fingern erregte überall hohe Verwunderung. Mit acht Jahren war er auch in Paris und London und trug von ihm selbst gefertigte Stücke zum Erstaunen der Hörer vor. Mit 13 Jahren wurde er Concertmeister in Salzburg, wo alles über ihn jubelte. 1770 durchreiste er Italien

spielend und neue Tonwerke schaffend; und die Italiener geriethen über seiner Kunst außer sich. In Salzburg vom Erzbischof unwürdig behandelt, siedelte er, 1781, nach der kunstliebenden Kaiserstadt über. Aber auffallenderweise erhielt er keine Anstellung mit festem Einkommen; er mußte von Concerten, Lektionen und Compositionen leben und mit bitterer Noth kämpfen. Als endlich Friedrich Wilhelm II. ihm 3000 Thaler bot und nach Berlin rief, rührte sich Joseph II. und bot ihm eine Besoldung von 800 Gulden; da blieb er bei „seinem guten Kaiser". Mozart hatte ein weiches, zärtliches, nur Liebe athmendes und Liebe heischendes Gemüth; das gieng von seiner frühsten Kindheit durch sein ganzes Leben und alle seine Werke hindurch. Mit der wärmsten Empfindung verbindet sich in diesen aber der feinste Sinn, die rosigste Anmuth, die reizendste Einfachheit und die höchste Kunst. Unversiegbar, wo er gieng und stand, quoll die holde Musik aus ihm heraus, die er jedoch stets, ehe er sie rein schrieb, der eignen schärfsten Kritik unterwarf. Er componirte Sonaten, Symphonien und viel andres; am berühmtesten sind seine Opern und die vorzüglichsten darunter: Idomeneo, die Entführung aus dem Serail, Figaro's Hochzeit, die Zauberflöte, Titus; der Don Juan gilt für die Krone seiner Werke. Aufgezehrt von Sorge und Arbeit starb er schon mit 35 Jahren. Der große Haydn selbst nannte ihn den Einzigen und seine Werke unnachahmlich. In Mozart hat die weltliche Musik ihren Höhepunkt erreicht, wie in Bach die geistliche.

Wir gehen nun zur Poesie des 18. Jahrhunderts über.

Mehr als die Franzosen (S. 689) haben die Engländer geleistet. — Vielgerühmt werden noch immer der elegante, graziöse Poet Alexander Pope, † 1744, und der große Humorist Jonathan Swift, † 1745, der, obwohl selbst Geistlicher, Alles, auch die Kirchen, schonungslos verhöhnte. Dagegen schrieb der Pfarrer Ed. Young, † 1765, seine berühmten „Nachtgedanken", ein Lehrgedicht. Der Mann erfuhr sehr traurige häusliche Geschicke, Gattin und Kinder starben ihm schnell dahin, das veranlaßte ihn zu seiner ernsten Dichtung über die Vergänglichkeit des Irdischen 2c. Ein noch trefflicherer Lehrdichter war William Cowper, † 1800, der den in England wieder erwachenden religiösen und patriotischen Sinn meisterlich zum Ausdruck brachte. Dagegen war wieder ein classischer Humorist der sentimentale Prediger Lorenz Sterne, † 1768. — Oliver Goldsmith, † 1774, ein Arzt bald da, bald dort, lieferte in seinem „Vicar of Wakefield" das Muster einer Familiengeschichte. Es ist alles aus dem täglichen Leben genommen, wahrhaft dargestellt und scharf gezeichnet. Der „Landpfarrer" wurde ein Lieblingsbuch auch außerhalb Englands. — Außerordentliches Aufsehen erregten „die Gedichte Ossians", welche seit 1763 ein Hochschotte, J. Macpherson, herausgab. Ossian soll ein keltischer Barde der Urzeit gewesen sein, der die Heldenthaten seines einzig starken Vaters Fingal und Anderer besang. Macpherson hat die Gedichte im Gälischen späterer Jahrhunderte aufgefunden und mangelhaft übersetzt; immerhin sind sie eigenthümlich großartig und schön, man schaut in eine neue Welt von wilden und zarten Nebelgestalten, die doch am Aussterben ist. Wie heimelt einen dagegen Rob. Burns an, † 1796, der unübertroffene Naturdichter des lebenden Niederschottlands. — Als Geschichtschreiber errangen sich hohe Bedeutung der sceptische David Hume, † 1776, der lichtvolle W. Robertson, † 1793, und der vielseitige Ed. Gibbon, † 1794.

In Deutschland stand es mit der Dichtkunst lange herzlich schlecht; war sie doch eine Nachäfferin der französischen und voll gespreizter, schwülstiger Phrasen ohne Geist und Gemüth. Man folgte in der Form dem Schlesier Opitz (S. 641), dem Gesetzgeber der „Poeterey". Aber nun begann eine kräftige Gegenwirkung. Joh. Jak. Bodmer, 1698—1783, Professor zu Zürich, dichtete zwar selbst nichts Sonderliches, er bekämpfte aber den schlechten Geschmack, welchen namentlich der Leipziger Gottsched vertrat, deutete auf die bessern englischen Muster hin und zog die herrlichen Dichterwerke des Mittelalters wieder an's Licht, welche ganz in Vergessenheit gerathen waren. Bald traten wirkliche Dichter auf, zunächst noch kleinere Lichter.

Friedr. v. Hagedorn, † 1754, schrieb Fabeln und Lieder in einfacher, fließender Sprache. Der Berner Albrecht von Haller, † 1777, Professor der Medicin zu Göttingen, hat erhabene Gedanken und tiefe Empfindungen, bringt es aber auch in seinen „Alpen", einem poetischen Gemälde seiner heimatlichen Berge, zu keiner Anschaulichkeit. — Christian Fürchtegott Gellert, † 1769, Professor in Leipzig. Durch seine „Fabeln" wurde die Literatur wieder lebendige Volkssache; wer liest nicht heute noch gern den Prozeß, den grünen Esel 2c.? Gellert verfaßte auch geistliche Lieder und sie sind alle ernst- und gutgemeint; aber es fehlt ihnen doch der rechte Schwung und sie reichen weit nicht an die Gerhardt'schen hin. Indessen singen wir immer noch mit Erbauung: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte 2c. Auf Gott und nicht auf meinen Rath 2c. — Ewald v. Kleist, preußischer Major, der bei Kunersdorf 1759 fiel. Sein Hauptgedicht „der Frühling" ist reich an hübschen Naturschilderungen. — J. W. L. Gleim, 1719—1803, schrieb „Kriegslieder", die den Zauber bezeugen, welchen der große Fritz auf seine Zeitgenossen übte, und wurde liebevoller Pfleger der aufblühenden Dichterjugend, die ihn nur den „Vater Gleim" nannte. — Sal. Geßner, † 1787, verfaßte Idyllen oder Hirtengedichte, welche jedoch etwas zu empfindsam lauten. Von ihm angeregt spielten Herren und Damen fleißig ein arkadisches Schäferleben. — G. W. Rabener, † 1771, schrieb zahme Satiren, G. Christoph Lichtenberg dagegen, † 1799, der auf Reisen nach England den Jammer deutschen Lebens schärfer durchschauen lernte, handhabt die Geißel der Satire mit Geist. Das sind aber alles nur Vor- oder Nebenläufer.

Die klassische Periode der neuern deutschen Dichtkunst hebt an mit Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 in Hamburg. Er erhielt seine Bildung zu Schulpforte und Leipzig; lebte dann bald in Kopenhagen, bald in Hamburg von einem Jahrgehalt, den ihm der dänische König Friedrich V. reichte. An Gefühl, Geist, Kraft, Schwung ragte er weit über alle Dichter seiner Zeit empor.

„Ungestüm fuhr er auf um Mitternacht, glühend war seine Seele." Er schuf Neues und Höheres, wenn er auch mehr erstrebte, als erreichte. Es ist vornehmlich ein Zwiefaches, was ihn kennzeichnet, seine Begeisterung für das deutsche Vaterland und seine Freude am Welterlöser. Sein Hauptwerk ist der „Messias", vom Jüngling begonnen und nach 25 Jahren vollendet. Was Händel in den Tönen seines Oratoriums, das verherrlichte er in den Worten dieses Epos: die Erlösung der gefallenen Menschheit durch den Sünderheiland. Das Epos steigt mit gewaltigen Schwingen aus der Tiefe des Gemüthes und jubelnd bis zum Thron des Himmels empor, wird dann aber freilich fast zu ätherisch, und im Ganzen lobt man es jetzt mehr als man's liest. In seinen „Oden", welche an künstlerischem Werthe die Messiade übertreffen, besingt er das Vaterland, die Freundschaft, die Naturschönheit 2c., sie haben ungewöhnliche Glut und hohen Gedankenflug. Auch treffliche „geistliche Lieder" dichtete er, wenn gleich auch sie den alten Kernliedern nachstehen müssen; doch wie oft schon wurde an Gräbern sein „Auferstehn, ja auferstehn" mit Rührung und Erhebung gesungen. Seine „Bardenlieder", die „Hermannsschlacht", und andere Ausflüsse eines etwas forcirten Teutonismus lassen uns kalt. Auch vom Messias klagt Schiller, da ziehe der Dichter Allem den Körper aus, um es zu Geist zu machen. Aber eine poetische Sprache hat Klopstock uns erst eigentlich geschaffen, zugleich auch die antiken Versmaße uns wieder geschenkt. „Sein Grab in Ottensen unter der Linde, wo er an der Seite seiner Meta ruht, wird für jeden Deutschen, der den Muth hat, zugleich Deutscher und Christ zu sein, für alle Zeiten eine ehrwürdige Stätte bleiben."

Klopstock hat Viele erweckt und angespornt, in ihren Dichtungen nach Höherem zu ringen. Mehrere seiner jungen Verehrer stifteten 1772 zu Göttingen den Hainbund, der sich's feierlich zur Aufgabe setzte, die deutsche Poesie von dem leichtfertigen Franzosen- und dem hohlen Phrasenwesen zu reinigen.

Zu diesem gehören: Gottfr. Aug. Bürger, 1747—94, der Vater der deutschen Romanzen und Balladen. Wer kennt nicht die Balladen „Hoch klingt das Lied vom braven Mann" und „Leonore", die das jugendliche Herz durchschauert. — Die Grafen Christian und Friedr. Leop. von Stolberg dichteten Oden, Elegien, Romanzen, Balladen 2c. und übersetzten griechische Werke. Der jüngere tüchtigere Bruder, † 1819, in seiner rationalistisch gewordenen Kirche nicht mehr findend, was er suchte, gerieth auf die Thorheit, katholisch zu werden. — L. H. Chr. Hölty, † 1776. Seine Lieder, Elegien und Idyllen sind anmuthig, innig und weich, zum Theil melancholisch. — Joh. Heinrich Voß, † 1826,

ist dagegen derb und lebenslustig. Seine „Luise" schildert das damalige Pfarrleben in vortrefflichen Hexametern. Voß macht unter allen Neuern die besten Hexameter, die er dem Altmeister Homer abgelernt hat, von dessen Epen er uns auch eine treffliche Uebersetzung lieferte.

Dem seraphischen Klopstock gegenüber vertrat der sanguinische Christoph Martin Wieland, 1733—1813, die Sinnlichkeit und den Weltton. Er empfieng seine Vorbildung im Kloster Bergen unter dem frommen Steinmetz, seine Ausbildung in Tübingen, wo er ein zurückgezogenes Leben führte. Er wurde Professor der Literatur in Erfurt, dann Erzieher zweier Weimarischer Prinzen und blieb in Weimar als Hofrath. In seiner Jugendzeit schrieb er Christliches; später, nachdem er mit der französischen Literatur sich vertraut gemacht, schlug er völlig um.

Seine Muse pries nun den heitern, ja leichtfertigen Lebensgenuß; er wurde bei sittenreinem Leben ein vollkommener Epikuräer und hat mit seinen schlüpfrigen und frivolen Schriften viel geschadet. Der Hainbund verbrannte im heiligen Zorn darüber sein Bildniß. Aber seine an den alten Klassikern gebildete Sprache nebst der leichten Art seiner Darstellung bewirkte doch, daß ihn die Zeitgenossen den ersten Dichtern beigesellten und daß auch die Vornehmen jetzt deutsche Bücher zu lesen anfiengen. Seine Wochenschrift „der deutsche Merkur" galt Vielen für ein Orakel der feinen Bildung. Wieland verfaßte die Abderiten, ein Buch zum steten Lachen, und Oberon, ein romantisches Heldengedicht, das gelungenste seiner Werke. Es weckte den Sinn für das alte Ritterwesen, und bald wimmelte es von Ritterromanen, von denen einer toller und schlechter war als der andere.

Ein Heros anderer Art als Klopstock, ein würdigerer und edlerer Vertreter der deutschen Aufklärung als Wieland, ist Gotthold Ephraim Lessing, geb. 1729 zu Kamenz in der Lausitz, † 1781 zu Braunschweig. Er studirte in Leipzig; der Theologie bald Valet sagend, gab er sich der Philologie und den schönen Wissenschaften hin. 1767 wurde er Dramaturg (Schauspieldichter) zu Hamburg, 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel. An natürlichem Verstand, an Klarheit, Schärfe und Fülle desselben, übertraf er alle seine Zeitgenossen; dazu wohnte in ihm ein männlicher, starker Geist, der kühn durch alles durchbrach; auch war er mit dem feinsten Kunstsinn begabt.


Fig. 237. G. Ephr. Lessing.

Den französischen Geschmack bekämpfte auch er auf's kräftigste; aber Deutschthum lag ihm ferner als das klassische Alterthum, und das Christenthum erkannte er nicht. Wiewohl er nach der Wahrheit suchte, fand er sie doch nicht, weil er einfältig zu glauben verschmähte. Er wirkte als Kunstkritiker mächtig zur Läuterung des Geschmacks. Unter seinen eigenen Produktionen sind außer seinem hochgeschätzten „Laokoon oder die Grenzen der Malerei und Poesie" folgende drei die namhaftesten und, künstlerisch betrachtet, wahre Meisterwerke: 1) Minna von Barnhelm, ein Lustspiel. Da lebt alles und drängt auf das

Ziel los. 2) Emilia Galotti, ein Trauerspiel. Da wirkt alles gleichmäßig und herrlich zusammen. 3) Nathan der Weise, ein Schauspiel, dem die Fabel von den drei Ringen zu Grunde liegt, unter denen man den ächten nicht mehr erkennen kann. So verhält sich's, meint Lessings weiser Jude Nathan, mit den drei Hauptreligionen, dem Judenthum, Christenthum und Islam. Demnach sind sie an Werth einander gleichzuachten, umsomehr, da es überhaupt keine von Oben her geoffenbarte Religion gibt. Es war das des Verfassers eigne Meinung. Armer Mensch! Lessing hatte keinen Frieden und klagte zuletzt selbst über „inneres Verdorren". Sich selbst beurtheilte er streng, meinte z. B., den eigentlichen lebendigen Quell der Dichtung fühle er nicht in sich, er müsse alles herauspressen.

Wir lassen einen besonderen Mann folgen: Johann Georg Hamann, 1730—88, Hofmeister an verschiedenen Orten, zuletzt Packhofverwalter in seiner Vaterstadt Königsberg. Er drang mit forschendem Geist in die tiefste Tiefe des Wissens ein und blieb doch dabei fest im Glauben. Sein innerstes Wesen wurzelte im Evangelio, das ihm lautere, volle, ewige Wahrheit und göttliche Lebenskraft war. Er geht in seinen Schriften freilich gar tief, darum wird er oft räthselhaft; aber aus seinem Dunkel schießen überall leuchtende Blitze hervor. Man nennt ihn den „Magus aus Norden" oder den „nordischen Seher". Er endete anders als Lessing, in Friede und Hoffnung. — Als ein Gegenbild stellen wir ihm zur Seite Matthias Claudius, 1740—1815, Revisor bei der Bank zu Altona. Er fußt auf demselben heiligen Grunde wie Hamann, besitzt wohl auch ein reiches Wissen, redet aber klar und faßlich und gewöhnlich ganz volksmäßig.

Seine Werke erschienen unter dem Titel: „Asmus, der Wandsbecker Bote." Welch kostbare Lieder, Gespräche, Briefe 2c.! Wie treuherzig, wie kernverständig, wie innigfromm, wie kindlichfröhlich lauten sie! Leset das Maimorgenlied: „Kommt, Kinder, wischt die Augen aus" 2c. und das noch schönere Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen" 2c. — Joh. Kaspar Lavater, 1741—1801 (S. 692), ein ebenso allseitig gebildeter, als ernstgesinnter Mann, verfaßte „Schweizerlieder" und viel bessere „christliche Lieder". Merkwürdig ist er noch durch seine Physiognomik, die Lehre, das Innere des Menschen aus seinen Gesichtszügen zu erkennen, die seinerzeit viel rumorte.

In Weimar finden wir drei Dichterhelden beisammen. Der erste bildet eigentlich durch sein Gefühl eine Ergänzung zu dem verständigen Lessing. Johann Gottfried Herder, geb. 1744 zu Morungen in Preußen, † 1803; Sohn eines Schullehrers. Von seiner frommen Mutter und Hamann empfieng er Eindrücke, die sich nie ganz verloren. Neben Theologie trieb er mit regster Begierde alte und neue Sprachen, Philosophie, Naturkunde, Geschichte, Staats- und Völkerkunde.

Herder, 1764 Prediger zu Riga, 1771 Hofprediger zu Bückeburg, 1776 Oberhofpr. zu Weimar, hatte keinen schöpferischen Geist, aber eine ungemein empfängliche Seele. Alle Völker der Erde mit ihrer Sprache und Sitte kennen zu lernen, sie in ihrem Denken und Streben zu begreifen, ihre Freude und ihr Weh mitzuempfinden, das war sein Begehren und Bemühen. Namentlich wollte er das Edle und Schöne der Nationen, das sich in ihren Dichtungen aussprach, auffassen und seinen Volksgenossen wiedergeben. Darum versenkte er sich in die ferne orientalische Poesie, in's klassische Alterthum, in die Dichtkunst des Mittelalters, in die jeder Zeit und Zunge, die er aufzufinden wußte. So war er ein Priester der Humanität und hielt sich auf dem Gebiete des Allgemeinreligiösen, während er innerlich Spinoza zuneigte. Er gab Hochschätzbares heraus, wie 1778 „Stimmen der Völker", eine Sammlung von Volksliedern aller Zeiten und Zonen, in's schönste Deutsch übersetzt, „Freie Uebertragungen Orientalischer, Griechischer, Römischer, Spanischer 2c. Dichterwerke", von denen wir seines trefflichen „Cid" S. 391 schon gedacht haben, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", worin er das eigenthümliche geistige Gepräge der verschiedenen Nationen zu finden und zu zeichnen sucht. Herder gab seinen Zeitgenossen eine außerordentliche Anregung zur Forschung in allen Richtungen.

Nun treten wir aber zu dem Dichter, in welchem die neuere Poesie ihren Höhepunkt erstieg; es ist Johann Wolfgang Göthe, geb. 1749, † 1832, Sohn eines kaiserlichen Raths zu Frankfurt a. M. Seine früh hervortretenden enormen

Gaben wurden auf's sorgfältigste gepflegt, er studirte in Leipzig und Straßburg, wo er mit Herder zusammentraf, der ihn mit Shakespeare und mit der Volksdichtung befreundete. Göthe studirte die Rechte, beschäftigte sich aber vornehmlich mit Naturkunde und den schönen Wissenschaften. Von 1772 an prakticirte er beim Reichskammergericht zu Wetzlar; 1773 begleitete er die beiden Stolberge auf einer Reise durch die Schweiz; 1775 wurde er als Legationsrath nach Weimar gerufen; 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er drei Jahre in Kunst schwelgte und als Dichter reifte; nach Weimar zurückgekehrt wurde er Minister des Herzogs Karl August, der mit ihm im Freundesverhältnisse stand. Göthe war schön an Leib und Geist, alles bei ihm harmonisch und ebenmäßig. Er hatte eine ungewöhnlich reiche Natur und die sich noch weit aufschloß für die Welt außer ihm. Was nun in ihm war, das gab er in seinen Dichtungen treu heraus, wie es war; und die Natur und das menschliche Leben um ihn her ließ er ungefälscht in sich hinein und wieder aus sich herausgehen; und so ist bei ihm nichts gemacht, nichts bloß ersonnen, sondern alles Naturwahrheit, alles Objektivität, d. h. wirklich Gegenständliches.

Alles floß bei ihm so von selber heraus ohne Vermittlung des nachdenkenden Verstandes („ohne Reflexion"), was eben die ächte Kunst ist. Aber alles ist von seinem Geiste poetisch gestaltet und geht von ihm beherrscht maßvoll und in den schönsten Formen einher. Sein Jugendfreund Merk hatte ihm früh seine Aufgabe klar gemacht: „die andern suchen das Poetische zu verwirklichen und das gibt nichts als dummes Zeug; gib du dem Wirklichen eine poetische Gestalt." Das Christenthum konnte er an Andern sehen, sogar achten, aber er selbst meinte es nicht nöthig zu haben; konnte darum auch mit der Sünde spielen. Seine „lyrischen Gedichte" sind fast alle auserlesen; es sind wunderholde, auch viele ächte Volkslieder darunter. Lies seinen „Erlkönig", der in Mark und Bein dringt; lies sein Frühlingslied: „Wie herrlich leuchtet uns die Natur" rc. Von seinen größern Werken nenne ich zunächst drei: „Götz von Berlichingen", das erste nationale Drama, 1773. Da stellt er uns aus der ersterbenden Ritterzeit noch einen rechten Ritter dar, wie er leibt und lebt, gerade und bieder, aber roh und ungeschlacht, und so auch das damalige Volksleben lebend und sprechend. „Iphigenie", ein Drama. Hier erscheint noch einmal das alte griechische Wesen und Leben in der möglichst-edelsten Gestalt. Es ist ein vollendetes Kunstwerk. Die Verse schreiten wirklich wundervoll dahin! „Hermann und Dorothea", ein Epos. Hier wird in meisterhafter Dichtung ein Gemälde vom deutschen Familienleben in seiner Heiterkeit, Genügsamkeit und Gemüthlichkeit gegeben. — Am höchsten stellt man seinen „Faust", eine Tragödie. Da sehen wir einen ungestüm strebenden Menschen, der Friedigung sucht, aber nicht auf dem Weg des Glaubens, der sie zuerst im Studium aller möglichen Wissenschaften zu erlangen trachtet, aber umsonst, der sich dann der „weißen Magie", der geheimen Verbindung mit der guten Geisterwelt, ergibt, jedoch, von derselben zurückgestoßen, offen für die Einwirkung des bösen Geistes geworden ist, mit dem er sich einläßt und welchem er seine Seele verschreibt, wenn er ihm einen einzigen Augenblick befriedigenden Genusses verschaffen würde. Der Teufel führt den Faust nun in den Zauber der Sinneslust hinein, von welcher derselbe so berauscht wird, daß er sich momentan glücklich fühlt, die ihn aber auch zu Schande und Verbrechen treibt. Während endlich das reumüthige Opfer seiner Lust von der göttlichen Gnade gerettet wird, nimmt ihn der Teufel als sein Theil zu sich. Das ist das in sich abgeschlossene Trauerspiel; in spätern Jahren hat Göthe noch einen zweiten Theil angeleimt, der aus dem Trauerspiel wohlfeilen Kaufs ein glücklich ausgehendes Schauspiel macht. — In „Meisters Lehrjahren" u. A. tritt die Natur im schlimmen Sinne, und zwar ungestraft, ja geliebkost von dem Dichter, allzusehr hervor. Wer seine sämtlichen Produkte lesen will, der muß schon fest im Christenthum sein, wenn er nicht Schaden nehmen soll, und den entschiedenen Christen wird bei aller Schönheit der Form vieles anwidern. Göthe als weltlicher Dichter ist unter den neuern der größte und heißt darum der Dichterfürst.

Ihm zunächst an Dichtergröße steht Friedrich Schiller, 1759—1805. Offizierssohn in Marbach, gebildet auf der Karlsschule zu Stuttgart, studirte er Medicin, dichtete aber schon 1777 seine „Räuber", 1780 wurde er Militärarzt zu Stuttgart.

Von hier entfernte er sich heimlich nach Mannheim, um sein Theaterstück aufführen zu sehen. Da der Herzog ihm das Dichten verbot, entfloh er und lebte eine Zeitlang in drückenden Umständen. Auf Göthe's Fürsprache erhielt er 1789 vom Herzog in Weimar eine Professur der Geschichte in Jena, wodurch seine zeitliche Lage erleichtert ward; 1799 siedelte er nach Weimar über. Auch Schiller stand fremde zum positiven Christenthum; er war ein Rationalist und insonderheit ein Anhänger Kants, dessen Philosophie er mit großem Eifer sich aneignete. Doch findet sich bei ihm ein reger Glaube an einen persönlichen Gott und eine ernstlichgemeinte Moral, so daß er sich von allem Unsaubern frei hielt.

Wenn Göthe „Naturdichter“ genannt werden kann, so Schiller „moralischer Dichter“. Sehnsüchtig ringt er, sein Ideal der Menschheit bei sich und seinen Lesern zu verwirklichen, wobei nur zu bedauern ist, daß er das wahre Ideal zu wenig kennt. Er hat eine überaus reiche Phantasie, erhabene Gedanken, die lebhaftesten Gefühle und die wohltönendste Sprache. Bemerkt wird, daß er manchmal von der Wirklichkeit des Lebens zu sehr abgewendet sich in Träumereien versteigt, hinwiederum manchmal in seinen Dichtungen reflektirt oder philosophirt und rhetorisch färbt. — Den Anfang machte er mit seinen „Räubern“, einem Trauerspiele, darin es noch arg gährt und braust. Er hat dieses Stück später gemißbilligt; es hat viel Schaden bei der Jugend angerichtet. Noch einige Dramen von geringerem Werthe, „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“ rc. hat er in jüngern Jahren verfaßt. Von seinen reifern Werken ist Wallenstein, ein Trauerspiel in drei Theilen, sein bestes; Göthe sagt: „Schillers Wallenstein ist so groß, daß zum zweitenmale nichts Aehnliches vorhanden ist.“ — „Maria Stuart“, ein Trauerspiel, ungemein schön und gewinnend; nur läßt er die unglückliche Königin in zu gutem Lichte erscheinen. „Die Jungfrau von Orleans“, ein ebenso gelungenes Trauerspiel, darin er dem wunderbaren Mädchen (S. 448) unsere innigste Theilnahme zuwendet. „Wilhelm Tell“, ein Schauspiel, sein letztes Stück, in vollendeter Formschönheit. — Einen vollen Kranz „lyrischer Gedichte“ aus den herrlichsten, duftigsten Blumen hat er uns auch gewunden. Wer kennt nicht seinen Taucher, die Bürgschaft, den Kampf mit dem Drachen, das Lied von der Glocke rc.? Wer hat sich nicht hoch und inniglich daran ergötzt? Leider starb Schiller schon im besten Mannesalter, noch voll von großen Gedanken künftiger Schöpfungen. Man rühmt ihn als den Ersten unter den deutschen Trauerspieldichtern. Wenn er auch die Dichterhöhe Göthe's nicht völlig erreichen mag, so ist er doch der Lieblingsdichter seiner Nation geworden, auch darum mehr gelesen, weil er vaterländischer gesinnt ist und sein Pathos die strebende Jugend mehr anzieht. — Genug, Göthe und Schiller sind die größten der neuern Dichter. Sie lebten miteinander im kleinen Weimar am kunstsinnigen Hofe der Herzogin Amalie und ihres Sohnes Karl August und machten es zum Sammelplatz der „schönen Geister“, darum es auch das deutsche Athen genannt wurde.

In Oberfranken erstand auch ein großer Dichter, Joh. Paul Friedrich Richter, geb. 1763 zu Wunsiedel, † 1825 zu Baireuth als bayrischer Legationsrath. Er ist bekannter unter dem Namen Jean Paul; denn er nennt sich nur mit seinen französirten Vornamen. Er ist ein Humoristiker, übersprudelnd von Scherz, Witz, Laune.

Sein Humor ist grundgutmüthig und wenn er auch zu Zeiten scharf und schneidend wird, doch nie boshaft. Richter hat ein inniges Gefühl für Freud und Leid seiner Mitmenschen. Er weint über ihrem Elend; aber er lacht freilich auch gleich wieder über ihre Thorheiten. Er ist ein reichbegabter Geist und große Gedanken sprühen überall aus ihm hervor. Er hat ganz prachtvolle Bilder und Schilderungen; doch drängen sie sich manchmal so sehr, daß der Leser ordentlich müde davon wird. Auch ist er öfters schwer zu verstehen. Sein belobtestes Werk führt den Titel: Titan; es ist ein Roman, in den er die Fülle seines Denkens und Empfindens niederlegen wollte. Von seinen übrigen Schriften führen wir noch an: „Quintus Fixlein“, ein Spiegelbild seines frühesten Lebens, „die Flegeljahre“, „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. N. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel“, „das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele.“

Nun noch drei weitere Dichter, welche, wenn auch weniger glänzend, doch nicht übergangen werden dürfen. J. G. von Salis, † 1834, ähnelt, wie auch der

folgende, dem Hölty. Seine Gedichte sind einfach und edel, warm und weich. Fr. von Matthisson, † 1831, „der bevorzugte Dichter zarter Seelen," schildert die Natur und das Leben darin eben so wahr als lieblich. Fr. von Hardenberg, genannt Novalis, 1772—1801, ist so zart wie die Vorgenannten, und doch viel tiefer als sie, ein Theosoph, mit inniger Liebe zum Heiland. Köstlich spricht sich diese aus in seinen Liedern: Wenn Alle untreu werden, so bleib ich Dir doch treu 2c. und: Wenn ich Ihn nur habe, wenn Er mein nur ist 2c. Er gehört schon zur romantischen Schule, wovon später.

Indem wir von der Kunst dieses Zeitraums scheiden, will ich meine Leser nur noch darauf aufmerksam machen, daß, während Bildnerei, Baukunst, Malerei und Musik nur einmal ihre volle Blütezeit feierten, die Poesie in verschiedenen Perioden fast gleiche Herrlichkeit entfaltete; denket an die alte griechische, die mittelalterliche, die des 16. Jahrhunderts, und die eben besprochene neuere.

Auch auf dem Felde der Wissenschaft herrschte eine große, immer steigende Regsamkeit. Da hat sich in der Archäologie (Alterthumskunde) hohen Ruhm erworben Joh. Joachim Winkelmann, 1717—68. Er begab sich sehnend nach Italien, versenkte sich dort in die alte Welt der griechischen Form und deutete sodann in seinen Schriften (Geschichte der Kunst des Alterthums" u. a.) ihre Erhabenheit und Schönheit wie kein Anderer. Um aber freien Zutritt zu den Kunstschätzen zu erlangen, war der Protestant katholisch geworden! Ein Italiener ermordete ihn, um sich seiner alten goldenen Münzen zu bemächtigen. — Einen gewaltigen Fortschritt machte die Wissenschaft in der Astronomie durch Friedr. Wilh. Herschel, 1738—1822. Er gieng als Musikus von Hannover nach England, trieb dort neben dem Tonspiel Mathematik und Sternkunde mit höchstem Fleiß und fertigte zugleich Teleskope, welche die bisherigen weit hinter sich ließen. Mit seinem 40′ langen, 6450mal vergrößernden Riesenteleskope entdeckte er den Planeten Uranus, dann die bisher unbekannten Doppelsterne und Nebelflecke, und machte überhaupt am Himmel ungeahnte neue Entdeckungen. Für den Schöpfer der neueren Mathematik gilt der Basler Leonh. Euler, † 1783. — In der Naturgeschichte zeichnete sich Karl von Linné, ein Schwede, 1707—78, rühmlichst aus. Er beschrieb trefflich die drei Reiche der Natur und gab insonderheit der Botanik eine ganz neue Gestaltung, indem er die Gewächse in ein regelmäßiges System brachte.

Der Engländer Jenner entdeckte 1798 die Kuhpockenimpfung; S. C. Hahnemann bekämpfte 1810 durch sein System der Homöopathie den blutgierigen, vielschluckenden Schlendrian der Arzneikunde. Dem genialen Schotten Jak. Watt, 1736—1819, verdanken wir die Dampfmaschine, Arkwright, 1770, die Baumwollspinnmaschine. — Die Geschichte förderten der Schweizer Joh. von Müller, † 1809, und die S. 727 genannten Engländer.

Die Hauptwissenschaft des 18. Säculums, die am regsten betriebene, welche zugleich einen unermeßlichen Einfluß auf die andern Wissenschaften ausübte, war die Philosophie. Man nennt dieses Säculum darum auch „das philosophische Jahrhundert". Zunächst wegen der Franzosen, die S. 688 ff. genannt sind; dahin gehört auch der schottische Skeptiker Dav. Hume, † 1776. Sehr einflußreich wurde dessen Freund Adam Smith, † 1790, durch seine Untersuchung des „Nationalreichthums", 1776. Darin widerlegt er das bisher geltende Merkantilsystem und gründet die Nationalökonomie auf volle Freiheit des Verkehrs. Christian von Wolf, † 1754, Kanzler in Halle, galt viel unter den Deutschen wegen der strengwissenschaftlichen Form und mathematischen Gewißheit seiner Weisheitslehre. Er wurde fast vergessen über Immanuel Kant (Fig. 238), geb. 1724 zu Königsberg, eines Sattlers Sohn, † 1804 als Professor. Der gab sich schon als Student mit allen Kräften der Philosophie hin und lebte fortan nur ihr, so daß er nie heiratete, auch nie sieben Meilen über seinen Wohnort hinausreiste. Seine Hauptwerke sind: „Kritik der reinen Vernunft" und „Kritik der praktischen Vernunft."

Im ersten zergliedert er zunächst die einzelnen Seelenvermögen und stellt dann die Frage, „was mit dem reinen Denken zu erkennen sei und ob man insbesondere damit in das Uebersinnliche aufzusteigen vermöge?“ Darüber forscht er und antwortet sodann mit Sokrates und Hume: eine sichere Erkenntniß des Uebersinnlichen sei unmöglich. Der Mensch habe nur etwas Gewisses an dem in ihm liegenden Sittengesetz (Gewissen), das ihm sage, was gut und böse sei, und ihm gebiete, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, und zwar mit einer Nöthigung gebiete, welche keinen Widerspruch leide, was er „den kategorischen Imperativ“ nennt. Damit kommt er nun aber zu seinem zweiten Werke, darin er sagt, „dieses uns in seiner Erfüllung Glückseligkeit verheißende Sittengesetz habe drei Postulate (nothwendige Voraussetzungen): 1) der Mensch müsse Freiheit des Willens haben, ohne die es gar kein Moralischgutes geben könnte; 2) es müsse eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode stattfinden, weil keiner in dieser Welt schon eine vollendete Tugend erreiche; und 3) es müsse ein höchstes Wesen sein, das die höchste Tugend und die höchste Glückseligkeit in sich vereinige und bei uns Tugend und Glückseligkeit in ein endliches richtiges Verhältniß zu setzen die Macht habe.“ Ohne die christliche Offenbarung gerade zu bestreiten, zieht Kant doch von ihr ab, und in einer spätern Schrift erniedrigt er sie durch die Aeußerung, „daß man vom Kirchenglauben zum reinen Vernunftglauben als zu einer höhern Stufe übergehen müsse.“ Es beschränkt sich auch seine Religion auf bloße Moral, und zwar predigt er eine Tugend aus eigener Kraft (Pelagianismus), so daß für eine höhere Hilfe und einen Erlöser nirgends ein Platz sich findet; das Gebet scheint ihm „eine kleine Anwandlung von Wahnsinn.“ Darum mußte diese Philosophie trotz ihrer ernstlichen Pflichteinschärfung doch zum Verfalle des Christenthums beitragen. Sie hat durch ihren Scharfsinn und ihre Kühnheit, durch ihre Befriedigung des menschlichen Stolzes und ihr Zusammenklingen mit der modischen Aufklärung ihr ganzes Zeitalter hingenommen. Fast alle Studirende wurden Kantianer; auch die allermeisten Theologen wurden es und viele derselben giengen noch über Kant hinaus.



Fig. 238. Immanuel Kant mit Facsimile.

Den Kantischen Kriticismus wollte ein jüngerer Philosoph „weiterbilden und durchführen“, der doch gar was anderes daraus machte, Joh. Gottlieb Fichte, geb. 1762 zu Rammenau, Professor in Jena und Berlin, † 1814. Das Centrum seiner „Wissenschaftslehre“ ist das „Ich“; von dem spricht er immer und behauptet, „das Göttliche sei nur im Ich vorhanden.“ Das lautet wie Atheismus, und dieser wurde ihm auch vorgeworfen. Später in seiner „Anweisung zum seligen Leben“ drückte er sich so aus, daß „Gott im Ich“ sich offenbare, was tröstlicher lautet.

Wir hätten davon, sagt er, ein unmittelbares Bewußtsein, das Gottesbewußtsein, dessen Realität nicht erst durch Beweise erhärtet zu werden brauche. Nachdem er schon vorher immer mit großem Ernst auf Sittlichkeit gedrungen, begehrt er in der letztgenannten Schrift

nun auch vom Menschen „eine innere Vereinigung mit Gott“, doch ohne den Mittler Christus. Weil Fichte's Philosophie von der Außenwelt ganz absieht und alles in's Innere des Menschen, in seine Ideenwelt legt, spricht man von einem Fichtischen Idealismus. Rühmlich ist an ihm, daß er sehr vaterländisch gesinnt war und 1808 feurige „Reden an die deutsche Nation“ hielt. — Erwähnt sei hier auch ein Denker, der sich selbst einen „Unphilosophen“ heißt: Friedr. Jakobi, 1743—1819. Er bekämpft in seinen Schriften alle Spekulation; die Vernunft bezeuge nur unsre Unwissenheit in göttlichen Dingen. An Gott, Tugend, Freiheit, Unsterblichkeit müsse geglaubt werden; nur im Gefühl offenbare sich uns das Wahre, Gute und Schöne. Mit dieser Anerkennung tieferer Bedürfnisse hat Jakobi dem wiederkehrenden Christenthum in die Hände gearbeitet. Doch war es unmännlich zu sagen, man könne im Kopf Gottesleugner und im Herzen Christ sein.

VIII. Die französische Revolution.

Frankreich wird nun der Hauptschauplatz unsrer Erzählung; fast die ganze Weltgeschichte von 1789—1815 läuft dahin zusammen. Wir müssen aber bei diesem Staate zunächst weit zurückgreifen, da wir wohl gelegentlich von seinen äußern Beziehungen geredet, über seine inneren Verhältnisse jedoch (s. S. 626) geschwiegen haben.

§ 1. Ludwig XV. (1715—74.)

Dem berühmten Ludwig XIV. folgte 1715 sein Urenkel Ludwig XV., erst fünf Jahre alt. Die Regentschaft überkam des Urgroßvaters Brudersohn, Herzog Philipp von Orleans. Umsonst hatte sich seine Mutter, die treuherzige Elisabeth Charlotte von der Pfalz, für ihr talentvolles Kind gewehrt, man gab ihm zum Erzieher den ruchlosen Abbé Dubois und so wurde er ein ganz glaubens- und sittenloser Mensch, erfüllt mit den Grundsätzen der englischen Atheisten, die er begierig in sich aufgenommen.

Am Hofe hatte zuletzt äußerlich Frömmelei geherrscht, die geheime Sünde zu bedecken; unter dem Orleans trat der frechste Unglaube und die abscheulichste Lasterhaftigkeit offen hervor. Er und seine Hofleute erachteten es für den eigentlichen Zweck ihres Daseins, die Lüste zu befriedigen. Jeden Abend begab sich der Herzog-Regent in eine Gesellschaft von Männern und Frauen, die aller Zucht Hohn sprachen und die er selbst seine roués „Geräderten“ nannte, weil sie nach durchliederter Nacht wie mit zerschlagenen Gliedern einhergiengen, auch alle verdienten auf dem Rade zu liegen. Er starb 1723.

Der in seiner Erziehung vernachlässigte König war nun 13 Jahre alt. Wiewohl mündig erklärt, ergriff er die Zügel der Regierung doch nicht selbst, sondern überließ sie an den Herzog von Bourbon-Condé; der trieb's nicht viel schöner als der Vorgänger. Dann waltete des Königs Erzieher, Kardinal Fleury, 1726—43. Man sorgte sehr bald für eine Gemahlin des schwächlichen Königs, dem kein langes Leben bestimmt schien: eine gutmüthige, schwache Königin sollte es sein, die in ihrem Walten nicht gefährlich werde. So heiratete der Fünfzehnjährige, 4. Sept. 1725, Maria Lesczinska, die Tochter des Expolenkönigs Stanislaus (S. 669). Sie war sieben Jahre älter als Ludwig, aber liebenswürdig, sanft und fromm. Der junge König lebte mit ihr drei Jahre sehr glücklich, wie in Kindesunschuld und Freude; sein Glück wurde noch durch die Geburt eines Töchterpaares und eines Dauphin erhöht. Aber nun brachten ihn schändliche Verführer durch ausgesuchte Künste dahin, daß er dem Umgange mit seiner Gattin

gänzlich entsagte und sich in die Arme von Buhldirnen warf. Ludwig schlug auf einmal schauerlich um, er wurde ein enormer Wüstling, dessen Hofleben bald an Schamlosigkeit das des Regenten übertraf. Doch dem uneigennützigen, ordnungsliebenden Kardinal lag es an, das zerrüttete Reich durch sparsame Verwaltung wieder emporzubringen.

Mit großer Klugheit und nicht erfolglos betrieb er sein Werk. Der König ließ ihn machen, da er selbst eine Scheu vor jeder Thätigkeit hatte, und Fleury ließ den König machen, nur dafür sorgend, daß weder er noch seine Günstlinge sich in's Regieren mischten. Doch hat auch Fleury schon 80,000 Verhaftsbefehle (zu 25 Louisdor das Stück) verkauft: damit konnten sich die Reichen eines unbequemen Menschen für etliche Zeit entledigen.

Nach Fleury gieng es reißend abwärts. Ludwig war völlig ein Werkzeug seiner Mätressen geworden, die nun auch in die Staatsangelegenheiten eingriffen, wie namentlich die Frau eines Staatspächters, die ihre eigne gewissenlose Mutter dem Könige zu Gesicht gebracht hatte. Der Gatte wurde verbannt, sie in ein Seitengebäude des Schlosses einlogirt, zur Marquise von Pompadour erhoben und als Palastdame der Königin, die sich vergeblich dawider setzte, mit einem Gehalt von 240,000 Fr. angestellt. Als Ludwig einst zu Metz in eine tödtliche Krankheit verfiel, eilte die tiefgekränkte Königin an sein Bette, um ihn zu pflegen. Die verdorbensten Hofleute wurden gerührt und der König küßte ihr die Hand mit Thränen und schwur, ihr von nun an wieder ganz anzugehören. Kaum genesen hatte er Schwur und Gemahlin vergessen; seit 1745 hatte die Pompadour die vollkommenste Gewalt über den Staat.

Sie leitete die Ministerberathungen, setzte Minister und Generäle ab und ein, korrespondirte mit auswärtigen Höfen 2c. Dieses schlaue Weib wußte die Gunst des Königs immer fest zu halten. Sie veranstaltete ihm die schönsten Feste und bot dem Genußsüchtigen stets neue Zerstreuungen. Ja, als sie selbst verblüht war, richtete sie ihm ein förmliches Serail, den „Hirschpark“ ein, für den die schönsten Frauenzimmer aus allen Gegenden zusammengesucht wurden. Eine wahre sittliche Pest hauchte vom Königshof über das weite Land aus! Die Pompadour war nebenbei eine Gönnerin Voltaire's und Consorten und förderte emsig deren Unternehmen zur Vernichtung alles Guten und Heiligen, während der König dem Papste diente. Sie starb 1764. Doch damit war nichts gewonnen. Zunächst führte ihr Vertrauter, der Herzog von Choiseul, und nach diesem die gemeine Dubarry das Regiment.

Ludwig hatte anfangs der Vielgeliebte geheißen, und er war zum Verwundern lange geliebt geblieben. Das Volk hatte sich gewöhnt, seiner grenzenlosen Wollust nachzusehen. Als aber bei der furchtbaren Verschwendung des Hofes (der Hirschpark allein kostete mehrere hundert Millionen) die Auflagen immer schwerer wurden, murrte es; und als in Folge des unglücklichen Krieges mit Preußen und England (1756—63) der Druck noch um vieles sich mehrte, murrte es immer lauter. Als die Unzufriedenheit mit der Greuelwirthschaft auf's höchste stieg, wagte es das Parlament zu Paris (S. 697), dem unerträglichen Treiben des Hofs entgegenzutreten. Was thut dieser? Er hebt das altehrwürdige Institut in Paris und in den Provinzen (wo es eigene Parlamente gab) mit einem Federstriche auf. Nun wirthschaftete er noch freier; Wohlhabenden wurden durch Drohungen Gelder abgepreßt, die Zinsen der Staatsschuld zum Schaden der Gläubiger herabgesetzt, die Gehalte verringert 2c. Die äußerste Willkür trat in der Verwaltung ein; es gieng immer heilloser zu.

Schon dazumal sagten viele, es könne nicht anders geholfen werden als durch einen völligen Umsturz der Dinge. Der alle Regierungsgeschäfte fliehende König erkannte doch selbst die Noth; aber empfindungslos schaute er sie an. Wie bei einer verwirrten Komödie sprach er: „Ich will nur sehen, wo das alles noch hinaus will!“ Ein andermal sagte er gleichgiltig: „Nach mir kommt die Sintflut!“ Aber mußte nicht solch ein Fürst den Fluch über sich und seine Dynastie herbeiziehen? Von einer in den Hirschpark gebrachten Müllers-

tochter bekam er die Blattern; da verfaulte er bei lebendigem Leibe, hauchte pestilenzialische Dünste aus und steckte alles um sich an. Nachdem schon fünfzig Personen die Krankheit von ihm geerbt, floh alles vor ihm; nur seine Töchter kamen täglich, sich nach ihm

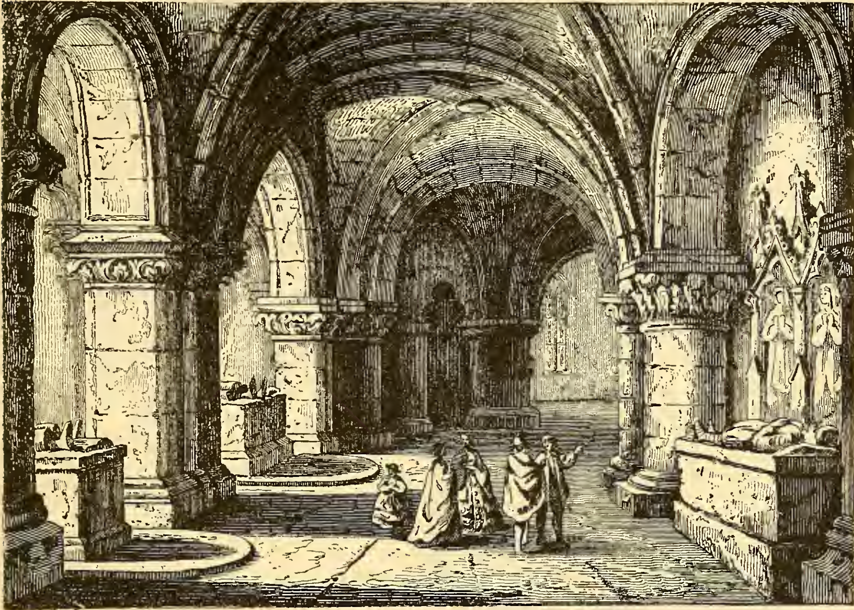


Fig. 239. Die Königsgruft in St. Denis.

zu erkundigen. Von der furchtbarsten Gewissensangst gequält, den offenen Feuerpfuhl vor sich sehend, starb er 10. Mai 1774. Eilends wurde der verweste Leib in einen Sarg geworfen und in einer Jagdkutsche bei Nacht und Nebel im Galopp nach St. Denis in die Königsgruft geführt.

§ 2. Ludwig XVI. (1774—93.)

Den erledigten Thron hatte sein Enkel, der unglückliche Ludwig XVI., einzunehmen. Derselbe war zwanzig Jahre alt, aber schon seit vier Jahren verheiratet mit Marie Antoinette, jüngster Tochter der Kaiserin Maria Theresia. Bei der Hochzeitfeier hatte ein solches Gedränge stattgefunden, daß dabei 300 Menschen das Leben einbüßten, ein schlimmes Vorzeichen. Doch blickte man allseitig mit Hoffnung auf den neuen Thronbesteiger, „den Ersehnten". Er war von großer Herzensgüte und von reinen Sitten; besaß eine gute Bildung, aber weniger Verstand; hatte den besten, aber schwächsten Willen. Es mangelte ihm jegliche Festigkeit und Thatkraft.

Seine um ein Jahr jüngere Gemahlin verband mit einem schönen Aeußern ein heiteres, sorgloses Wesen und neigte allerdings zu jugendlichem Leichtsinn, zur Putzliebe und Vergnügungssucht hin; es waren aber verleumderische Zungen, die sie der Unsittlichkeit bezüchtigten. Lernen wir gleich auch die zwei Brüder Ludwig's XVI. kennen. Der ältere, Graf von Provence (nachher Ludwig XVIII.), wollte, ernstergesinnt, einen bessern Zustand im Reiche; der jüngere, Graf von Artois (nachher Karl X.), ergab sich, um des Landes Wohl unbekümmert, einem luxuriösen Leben.

Als Ludwig von seines Großvaters Tode hörte, fiel er vor Schrecken auf die Kniee und rief: „O mein Gott, welches Unglück für mich! Ich bin zu jung zum Regieren!" Wäre er aber auch älter gewesen, er war doch der Mann dazu nicht. Der Staat befand sich in der jammervollsten Zerrüttung. Namentlich lag eine

ungeheure Schuldenlast auf ihm und das Land ausgesogen da voll Bettler. Das Königthum war um alle Achtung gekommen. Dazu nun die Wirkung der überall ausgebreiteten Lehren Voltaire's und Rousseau's (S. 688 ff.)!

Sie hatten mit der Religion auch die Unterthanentreue aus dem Herzen getilgt. Dafür staken Köpfe und Herzen voll chimärischer Gedanken von den sog. „angebornen Menschenrechten", wonach alle Menschen ganz „frei und gleich" neben einander leben sollten. „Wenn erst," sagte Rousseau, „alle Bürger als gleichgemessene Einzelwesen neben einander gestellt wären und jeder sich selbständige Bestimmung zu geben vermöchte, dann würde das Reich der vollkommenen Glückseligkeit kommen, das bis jetzt durch Priestertrug und Fürstengewalt der seufzenden Menschheit verzögert wurde." Unzähligen, auch Adeligen und Hofleuten, klang das als die trefflichste Weisheit. Insonderheit hatte ein Grundirrthum dieses Rousseau weiten und tiefen Eingang gefunden, „daß der König sein Scepter nicht von Gottes Gnaden, sondern aus Vollmacht des Volkes führe, und daß das Volk fortwährend der eigentliche Oberherr sei, dem die Regierung Gehorsam leisten müsse; daß also, wenn dies nicht geschehe, der Fürst beseitigt und die rechte naturgemäße Staatsform, die Republik, eingeführt werden solle." Wie mächtig reizte dann auch nach diesem Ziele hin das frische Beispiel der Nordamerikaner! Die dort „für die Freiheit" mitkämpfenden Franzosen (S. 721) kehrten begeistert von derselben nach Hause und ihre sprühenden Freiheitsreden zündeten erschrecklich in den leichterregten Herzen ihrer Landsleute. Und nun solchem Allen gegenüber nicht ein kraftvoller Herrscher, sondern ein jämmerlicher Schwächling; kein Wunder, wenn ein völliger Umsturz eintrat! Daß es jedoch zu solchen Greueln kommen werde, wie wir sie zu berichten haben, das hätte sich freilich niemand träumen lassen. Aber wo einmal Gottes Ordnungen verachtet werden, da hat die Hölle freien Spielraum; und sie hat ihren Rachen weit aufgesperrt und wahrhaft Dämonisches auf die schöne Erde des armen Frankreichs heraufgeworfen.



Fig. 240. Louis XVI.

Anfangs schien es sich mit der Regierung Ludwig's XVI. gut anzulassen. Er stellte gleich die **Parlamente** wieder her, worüber vor Freude die Fischweiber von Paris vor den Häusern der Parlamentsglieder tanzten. Er erließ wohlthätige Gesetze über Ablösung der Frohnden, Abschaffung der Folter, Wiedereinsetzung der Protestanten in ihre kirchlichen und bürgerlichen Rechte ꝛc.; ja er gieng ernstlich

damit um, zur Erleichterung des gemeinen Mannes die Steuern gleichmäßig zu vertheilen. Denn über die Hälfte seines Einkommens mußte der Bauer steuern! Allein die neuen Maßregeln stießen auf harten Widerstand bei Adel und Geistlichkeit, welche am alten Herkommen hielten und sich nichts nehmen lassen wollten. Namentlich sträubten sie sich gegen eine gleiche Vertheilung der Steuern, von denen sie bisher befreit gewesen. Der Gedanke daran war vom Finanzminister Turgot ausgegangen, einem sehr wohlgesinnten Manne, der sich die Regelung des Staatshaushalts warm angelegen sein ließ; da drangen nun die beiden Körperschaften in den König, den Minister zu entlassen, und der verabschiedete, mit schwerem Herzen, den trefflichen Diener! Unter etlichen schlechten Nachfolgern desselben gerieth der Staatshaushalt immer mehr in die Brüche. Da stellte der König, dem es schwül ward, den Necker, einen Genfer Protestanten, an die Spitze der Finanzen, 1777. Dem redlichen Manne, einem reichen Banquier, fehlte dazu die nöthige Einsicht und Kraft. Er legte zwar den ganzen kläglichen Zustand der Staatsfinanzen offen zu Tage, wodurch er beim Volke nur neue Erbitterung auf den verschwenderischen Hof erregte; aber er scheute dann doch durchgreifende Maßregeln zur Abhilfe, meinte diese noch auf linde, nirgends anstoßende Weise bewerkstelligen zu können, und so gieng's einmal nicht mehr. Necker mühte sich vergeblich ab. Da er nun auch seinen Ehrgeiz verletzt fühlte, indem ihm als einem Bürgerlichen nicht alle Ehren gewährt wurden, nahm er 1781 seine Entlassung.

Das mißtrauische Volk aber schrie, er sei durch Hofränke entfernt worden, und beklagte seinen Weggang als großes Unglück. In kurzer Frist folgten ihm zwei andere Finanzminister, die ebensowenig Rath zu schaffen wußten. Darauf kam, vornehmlich durch den Grafen von Artois (S. 737), ein gewisser Calonne an die Stelle. Siehe, der weiß Rath. Er macht Anleihen; er borgt blind darauf los, ohne daran zu denken, wie wieder bezahlen. Die Königin putzt sich fröhlich fort, Artois verschwendet unsinnig, die Hofleute schöpfen Gelder um Gelder aus der immer gefüllten Staatskasse; und der gute König selbst meint, es sei ja keine Noth mehr. So gieng die furchtbare Wirthschaft etliche Jahre fort und die Staatsschuld wuchs in's Riesige. Aber das konnte ja nicht unbekannt bleiben und das Volk fluchte immer lauter über die Vergeudungen des Hofes. Und siehe wieder, auf einmal verliert der Finanzminister allen Kredit; niemand will mehr einen Frank borgen; da stockt's.

In dieser großen Verlegenheit wurde jetzt, 1787, eine Versammlung der Notabeln, d. i. der Vornehmen des Landes zu Versailles gehalten. Calonne erklärte hier, daß der Staat bankerott sei, wenn nicht außerordentliche Mittel zu seiner Aufhilfe ergriffen würden, und schlug namentlich eine allgemeine Grundsteuer vor, an welcher also auch Adel und Klerus mittragen sollten. Nun da saßen die Herren und entsetzten sich über den drohenden Staatsbankerott; aber von einer allgemeinen Steuer wollten sie nichts wissen. Dagegen schalten sie über des Ministers Leichtsinn und riefen den König an: Fort mit dem ungerechten Haushalter! Ludwig schickte auch gleich den Calonne fort; darnach verlangte er aber herzlich von ihnen, sie möchten sich des bedrängten Staates annehmen und auch an ihrem Theile steuern. Sie genehmigten die Steuerprojekte, allein das Parlament wollte sie nicht registriren. Das Volk aber schimpfte lästerlich über die Aristokraten und Pfaffen, die kein Herz dazu hätten, von ihrem Reichthum einen Sou zur Rettung des Staates zu opfern. Nachdem ein weiterer Finanzminister, Brienne, eine Weile willkürlich geschaltet, begehrte das Volk den Necker zurück, an den es sein Vertrauen geheftet. Und der König berief den Genfer wieder; unter dem Zujauchzen der Menge kehrte er zurück.

§ 3. Die Reichsstände. Der Bastillensturm.

Um zu zeigen, daß er für die Wohlfahrt des Staates zu allem bereit sei, gieng der König auf das Verlangen des Parlaments ein und berief die Vertreter der

Nation, die Reichsstände (états generaux), welche seit 175 Jahren nicht mehr versammelt worden waren. Und während zu denselben früher nur ein Drittel aus dem tiers état, dem dritten Stande, genommen ward, die Andern aus Adel und Geistlichkeit, verordnete der König, daß die Hälfte der Deputirten aus Bürgerlichen bestehen sollte.

Es erschienen 1200 Abgeordnete und der König eröffnete die Versammlung zu Versailles am 5. Mai 1789. Es war ein Augenblick, in welchem sich der Tritt des Schicksals hörbar vernehmen ließ. Der König hielt eine wohlwollende, an die Herzen gehende Rede, darin er den Reichsständen vornehmlich die Regelung der Finanzen empfahl. Darauf legte Necker den schlechten Zustand der letztern in einer dreistündigen Rede dar, doch ohne Vorschläge zur Abhilfe. Damit war die erste Sitzung geschlossen und der König gieng im Bewußtsein seines Gutmeinens mit ruhigem Herzen zu seiner Jagd zurück. Wie aber die Stände ihr Werk angreifen sollten, erhob sich Zwiespalt unter ihnen. Adel und Klerus wollten nicht gemeinschaftlich mit dem dritten Stande berathen; ihre Ehre verlangte, daß nach altem Brauch jeder Stand gesonderte Berathungen halte. Dem widersetzten sich die Bürgerlichen, geführt von Mirabeau und Sieyes. Mirabeau, der Vorderste im Beginn der Revolution, war ein aus dem Adel ausgestoßener Graf, ein gewissenloses Genie, ohne Studien Alles rasch durchschauend und stürmisch andringend, ein gewaltiger Redner mit einer Löwenstimme; Sieyes, ein ehrgeiziger Abbé von großer Verstandesschärfe, der alles nach Zahlen berechnete. Es wohnte aber den Deputirten des dritten Standes gleich Anfangs ein mächtiger Trotz bei. Als die beiden andern auf Trennung der Sitzungen beharrten, betrachteten sie diese als gar nicht vorhanden und erklärten sich allein als „Nationalversammlung“, in welchen Namen sie den der Reichsstände umtauften. „Der dritte Stand, 96/100 der Nation ist alles!“ hatte Abbé Sieyes schon in einer Schrift bewiesen.

Ueber dieses gewaltthätige Vorgehen erzürnt ließ der König den Ständesaal schließen. Da begab sich, ihm trotzend, „die Nationalversammlung,“ 20. Juni, nach dem Ballhause, um dort ihre Sitzungen zu halten. Und hier schwuren sie unter dem Donnergerolle eines Gewitters, nicht eher auseinander gehen zu wollen, als bis sie „die heilige Verpflichtung, dem Staate eine neue Verfassung zu geben, erfüllt hätten.“ Nunmehr erklärte der König ihr Thun für gesetzwidrig und gebot, es sollte jeder Stand nach früherer Weise getrennt verhandeln. Sie aber erwiderten, „nur Eine Versammlung könne gelten“; denn immer weniger fragten sie nach dem Souverän. Da dieser nun seinen Worten keinen weiteren Nachdruck gab, so vereinigten sich in Kürze die mehresten Geistlichen und selbst ein Theil des Adels unter Anführung des Herzogs von Orleans mit dem tiers état, der die Uebergänger mit Freudenruf bei sich empfieng. Und siehe, jetzt genehmigte der König die Vereinigung, ja er befahl sogar den Uebrigen des Adels und Klerus, sich der „Nationalversammlung“ anzuschließen. Darüber frohlockte das Volk außerordentlich. „Die Despotie weicht, die goldene Zeit scheint anzubrechen!“ rief Einer und die Menge nach.

Diese ungemeine Schwäche des Monarchen machte das Volk immer frecher. In allen Kaffee- und Wirthshäusern zu Paris traten Sprecher auf und schilderten von Stühlen und Tischen herab die grausame Noth des Landes und die abscheuliche Verschwendung des Hofs, und predigten, daß es anders werden, daß alles glücklich werden müsse, predigten „Freiheit und Gleichheit.“ Und ihre herrlichen Reden wurden nach allen Seiten hinaus getragen und setzten ganz Frankreich in Alarm. Es bildeten sich besondere Klubs, Verbindungen der Volksbeglücker da und dort, in welchen mit erstaunlichem Eifer von der nöthigen Staatsverbesserung und der Weise ihrer Bewerkstelligung gehandelt wurde. Ein Hauptsammelplatz der Neuerungssüchtigen war das Palais Royal zu Paris, das der Orleans bewohnte. Dieser Prinz, ein ausschweifender Mensch, wie sein Urgroßvater, der Regent, und vom elendesten Charakter, schürte vornehmlich am Revolutionsfeuer in der Absicht, sich an die Spitze zu schwingen; er erreichte freilich sein Ziel nicht, sondern empfieng seinen Lohn.

Bei der wachsenden Anmaßung der Nationalversammlung und der drohenden Miene des Volks beschloß der Hof, zu seiner Sicherheit Truppen in der Nähe zusammenzuziehen; es wurden 30,000 Mann aufgestellt. Aber die sogenannten Patrioten machten sich emsig an die Soldaten, um auch sie für eine neue goldene Zeit zu begeistern; und viele Soldaten erklärten schon, daß sie, wenn auch dazu kommandirt, nie auf das Volk schießen würden. Inmitten dieses Treibens trat unerwartet Necker wieder vom Schauplatz. Mißtrauisch geworden auf den Mann, der nur immer die Noth, aber nie die Mittel zur Hilfe zeigte, entließ ihn der König, nachdem Mirabeau von diesem die Entfernung der Truppen verlangt hatte; und er reiste schleunig ab, 11. Juli. Als Paris Kunde davon erhielt, brach die Revolution aus. „Zu den Waffen," ertönt Geschrei. Man plündert die Läden der Waffenschmiede, das Zeughaus, das Hotel der Invaliden und bemächtigt sich Tausender von Flinten, auch vieler Kanonen. Die Sturmglocken hallen schaurig drein. Von allen Seiten strömen brotlose Arbeiter und arbeitsscheue Vagabunden herbei. Ein bewaffneter Haufe von 30,000 Köpfen stürmt durch die Straßen und verübt an öffentlichen Gebäuden und Beamten schändlichen Unfug. Beim förmlichen Ausbruche des Aufruhrs ließ die Regierung Truppen in Paris einrücken, aber die meisten außer den Deutschen und Schweizern versagten; so zog man sie wieder zurück.

Nun organisirte der Magistrat von Paris schnell eine Bürgermiliz, zunächst zum Schutze der Friedlichen gegen den rasenden Pöbel. Diese Miliz jedoch, „Nationalgarde" geheißen, war eben so schnell wie von einer finstern Macht in den Pöbel hineingezogen und handelte mit ihm. Von draußen aber kamen Soldaten truppweise in die Stadt herein und „fraternisirten" mit den „Bürgern". „Bürger" hießen von nun an alle „guten Franzosen", das war hinfort der rechte Ehrenname; der nichtswürdige Adel sollte vertilgt werden. Alle steckten auch eine Kokarde an die Hüte, die Tricolore von Blau-roth-weiß; das war hinfort das Abzeichen aller, die es mit der Freiheit hielten. Am 14. Juli wurde die Bastille gestürmt, eine Festung, die zum Staatsgefängniß diente.

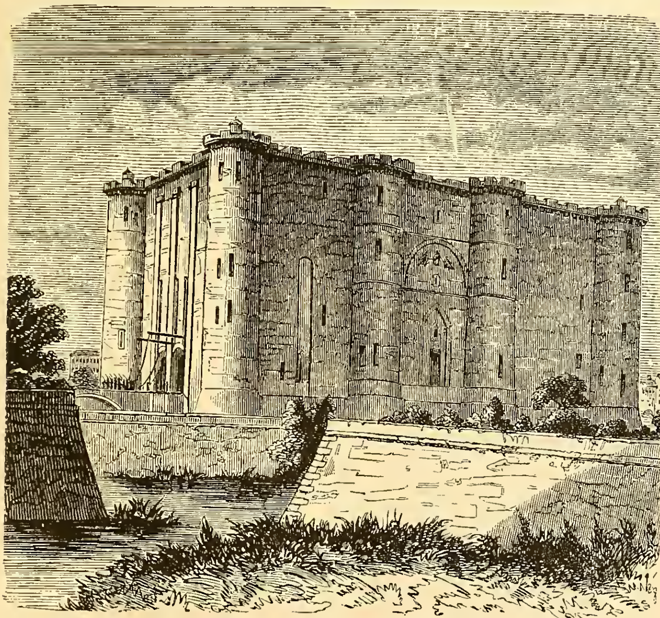


Fig. 241. Die Bastille.

Diese „Zwingburg" war dem Volke besonders verhaßt, und es hatte schauerliche Vorstellungen von der Menge Unschuldiger, welche in ihren dumpfen Löchern leiden müßten. „Nach der Bastille!" brüllte man, „zur Erlösung der unschuldigen Opfer der Tyrannei!" Die Burg war nur von 82 Invaliden und 32 Schweizern besetzt. Nach kurzer Vertheidigung gegen die zahllose Rotte übergab sie der Kommandant von Launay, nachdem freier

Abzug der Besatzung feierlich versprochen war. Die Vordern stürmten unsinnig hinein und mordeten den Kommandanten mit fünf Offizieren jämmerlich. Die draußen aber (es war schon die Zeit, wo die Mächte des Abgrunds die Menschen wahnsinnig machten) schoßen mit den Kanonen noch eine gute Weile in die schon übergebene Burg und tödteten damit viele ihrer Vordermänner. Darnach schnitt man die Köpfe der gemordeten Offiziere ab, steckte sie auf Piken und trug sie unter Jubelgeschrei und Händeklatschen in den Straßen umher. Und aus den Fenstern warf die Frauenwelt Bänder, Blumen und Kränze auf die Helden des Tages herab. — Aber die Hunderte der in der Zwingburg schuldlos Schmachtenden sind doch jetzt befreit? Ja, man fand sieben Gefangene und zwar einen Grafen, der einen Bauern erschossen, vier Wechselfälscher, und zwei Tolle, welche ihre Familien in Verwahrung gebracht hatten. Unter dem gütigen Ludwig XVI. war die Bastille kein vollgepfropfter Kerker mehr, am wenigsten ein Kerker Schuldloser. Dennoch versetzte die Eroberung und Schleifung derselben ganz Frankreich in einen Freudentaumel. Das Volk hatte von dieser Großthat ein Gefühl der Kraft, daß es alles vermöge.

Der König im nahen Versailles, der sich immer noch in tröstlichen Hoffnungen gewiegt, wurde durch die Nachricht vom Bastillensturm heftig erschüttert. Noch hätte er seinen Thron retten können; er hatte ein treues Heer bei Metz, mit diesem konnte er die Empörer niederkämpfen. Allein er scheute den Bürgerkrieg; beharrlich führte er den Einen Grundsatz durch, kein Blut zu vergießen. Jedenfalls konnte er durch die Flucht in's Ausland seinem drohenden Verhängnisse entrinnen. Allein seine Zuversicht zu seinem Volk war noch nicht gänzlich gewichen, und so blieb er. Viele aber von der Hofpartei, merkend wo es hinaus wolle, begaben sich schleunig außer Landes, so der Graf von Artois mit seinem bösen Gewissen, die Prinzen Condé, Enghien u. A. Es begann die „Emigration."

Ludwig fügte sich jetzt ganz dem Willen der Nationalversammlung, welche alle seine Macht an sich nahm, selbst aber unter der höhern Macht des Pöbels stand. Er besuchte 17. Juli Paris und wurde froh bewillkommt. Er rief den Necker zurück, und das Volk spannte die Pferde aus und zog seinen Wagen von Ort zu Ort. Was er aber helfen sollte, wußte weder er noch irgend Einer. — In dem großen Paris geberdete sich der Pöbel unterdessen souverän. Er that ungestraft, was er wollte. Den verhaßten Minister Foulon schleppte er an den Laternenpfahl vor dem Rathhause und knüpfte ihn daran auf. Von dem an erscholl unzähligemal der schauerliche Ruf: „An die Laterne!" und zahllose Opfer wurden an diesen Pfählen aufgehängt. Weder der Maire von Paris, noch der Kommandant der Nationalgarde, der aus Amerika zurückgekehrte Freiheitsschwindler Lafayette, jetzt der mächtigste Mann Frankreichs, konnten die greulichen Pöbelausschweifungen verhindern.

Die wildeste Anarchie verbreitete sich von der Hauptstadt aus durch ganz Frankreich. Allenthalben brechen alle Bande der Ordnung. In den Städten fällt man über die königlichen Beamten her, plündert ihre Kassen, ihre Wohnungen, zerstört diese und die Zollhäuser. Auf dem Lande erheben sich die Bauern gegen ihre Gutsherren, martern, erwürgen sie, zünden ihre Schlösser an. Auch die Klöster und Klosterleute trifft ein ähnliches Schicksal. Ueberall werden die Waffenhäuser erbrochen und ausgeleert, die Gefängnisse geöffnet und ihre Bewohner im Triumph herausgeführt. „Freiheit für Alle!" ist ja die Losung, also folgerichtig auch für die Missethäter! Kein Gesetz gilt mehr und niemand steuert dem entsetzlichen Frevel.

§ 4. Die constituirende Nationalversammlung.

Die Nationalversammlung beschäftigte sich eifrig mit Entwerfung der neuen Constitution, von welchem Geschäfte sie den Namen „constituirende" erhielt. Sie baute aber ihre Verfassung auf Rousseau's „natürliche Menschenrechte: daß alle Menschen von Natur in allen Stücken frei und gleich seien und so gehalten werden sollten."

Das hat einen schönen Schein, ist aber grundfalsch. Denn alle Vernünftigen sehen ein, daß die Ungleichheiten in den zeitlichen Verhältnissen „durch Gott, Natur und die Macht der Geschichte gegründet sind“ und daß auch die wahre politische Freiheit nicht in Selbstherrlichkeit des Einzelnen, am wenigsten in Zügellosigkeit bestehen könne. In der höchsten Angelegenheit sind freilich alle Menschen gleich, und sollen durch Christum recht frei werden. Gibt man aber gleiche politische Rechte, warum nicht auch gleichen Besitz, gleiche Genüsse, gleiche Arbeit? Eben die angestrebte Gleichheit ist das Grab der Freiheit.

Nicht blos wurde Zulassung der Bürgerlichen zu allen Aemtern, Gleichheit der Strafe für alle Staatsangehörigen, gleichmäßige Vertheilung der Steuern 2c. beschlossen, sondern auch Aufhebung des Jagdrechts, Wegfall des Zehnten ohne Entschädigung, Abschaffung der besondern landschaftlichen und städtischen Rechte 2c.; kurz es wurde mit den bisherigen Zuständen und dem Eigenthume des Klerus und Adels gründlich aufgeräumt. In einer Nacht, 4. Aug., sanken alle Sonderrechte hin. Ebenso die Rechte der Krone. Man nahm dem Könige das absolute Veto oder die Macht, Beschlüsse der Stände zurückzuweisen, und beließ ihm nur das suspensive oder aufschiebende; man räumte ihm überhaupt nur die Stelle eines ersten Beamten im Staate ein und setzte das Volk als Souverän über ihn.

Nicht nur sollte alles für das Volk geschehen, sondern Alles durch das Volk, war Lafayettes Forderung. Mirabeau erkannte, wie wenig vorbereitet das Volk zur Selbstregierung sei, und äußerte seinen Unwillen darüber. Allein der König, d. h. Necker gab nach aus Furcht vor Unruhen.

Zur Steigerung der Unruhe trug noch ein Brotmangel bei, vornehmlich dadurch entstanden, daß in der allgemeinen Verwirrung die Getreidezufuhren nach der Hauptstadt theils ausblieben, theils auch oft vor den Thoren derselben geplündert oder muthwillig verdorben wurden. Nun schenkte der Staat Geld, um Paris zu nähren. Die Leute vom Palais Royal aber gaben die Brotnoth dem Hofe schuld, welcher der Sündenbock für alles sein mußte. Da zog denn, 5. Okt. 1789, ein Schwarm von 6000 rasenden Weibern (denn das weibliche Geschlecht spielte eine große Rolle in der Revolution), gefolgt von einer Menge männlichen Gesindels, durch die Straßen unter dem Geschrei: „Brot für unsere armen Kinder!“ und hinaus nach Versailles. Dort angekommen, stürzten sie in die Nationalversammlung und schrieen: „Brot für unsere armen Kinder!“ schimpften die Abgeordneten der Nation weidlich ab und drohten denselben Rache, wenn sie ihnen nicht zur Steuerung ihrer Noth behilflich wären. Die Versammlung bezeigte den Damen große Achtung und der Präsident führte sofort eine Deputation von Zwölfen aus ihrer Mitte zum Könige, bei dem die Hilfe stehe. Dieser empfieng sie auf's freundlichste und sprach so sanft und schön zu ihnen, daß sie völlig umgewandelt zu ihren Genossinnen zurückkehrten, darüber diese jedoch so erbost wurden, daß sie die „Abtrünnigen“ fast in Stücke zerrissen.

Ein wildes Geschrei ertönt vor dem Schlosse; man lästert insonderheit die Königin und droht ihr den Tod; man schleudert Steine auf die Gardesoldaten, die das Schloß bewachen; man schießt auf sie und nach den Fenstern der Königin. Es war schon tief in die Nacht gegangen, da kommt Lafayette von Paris mit 20,000 Nationalgardisten und bemüht sich, die Ordnung herzustellen, und da es auch stark regnete und die Lungen allmählich den Dienst versagten, trat auf einige Stunden Ruhe ein. Aber fort und fort strömte Pöbelvolk herbei und am Morgen erneuerte sich der Tumult in noch größerem Maße. Jetzt drang die Masse in's Schloß ein, um ihre Wuth an der Königin auszulassen. Die treuen Gardisten vertheidigten aber den Zugang zu ihren Gemächern mit angestrengtester Kraft, wobei mehrere ihre Treue mit ihrem Blute besiegelten, und die hohe Frau konnte sich zu ihrem Gemahl retten. Darnach rückte endlich Lafayette mit der Nationalgarde vor und zog einen schirmenden Kreis um die königliche Familie.

Die Menge verlangte nun aber lärmend und tobend, der König solle nicht länger da draußen in Versailles residiren, sondern in des Landes Hauptstadt, in

die Mitte seiner Pariser, übersiedeln. Und der gute Ludwig willigte ein, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Alsbald zog er mit dem Pariser Volke dahin ab. Das war ein Zug! Voran wurden die Köpfe der gefallenen Leibwächter auf Spießen getragen, dann folgte der Wagen mit der königlichen Familie, und um denselben und hinter ihm wogten die Tausende der rohen Horde, indem sie unaufhörlich Verwünschungen, Drohungen und Spottreden über die im Wagen Sitzenden ausstießen! Ludwig bezog das Residenzschloß der Tuilerien, und Lafayette hatte ihn hinfort in seiner Gewalt.

Umsonst rieth Mirabeau dem Könige, Paris doch wieder zu verlassen, um eine starke Regierung möglich zu machen. Der Adel eilte, sich aus dem Staube zu machen; es erfolgte noch eine stärkere Emigration. Die Mehrsten flüchteten nach Deutschland, wo sie sich vornehmlich in Worms und Koblenz sammelten.

Die Nationalversammlung folgte dem Könige nach Paris. Es traten jedoch 300 Deputirte freiwillig aus, da ihnen die ganze Staatsverbesserungsgeschichte zu unheimlich wurde. Man freute sich über diese „Purification" (Reinigung) der Versammlung, die sich sogleich wieder ergänzte. Mirabeau suchte nun zur Rettung des Ganzen Minister zu werden, aber Necker und Lafayette vereitelten das 7. Nov. durch den leidigen Beschluß, kein Abgeordneter dürfe Minister werden. Für die Sitzungen war das Reithaus hergerichtet. Die Versammlung theilte sich in eine rechte und linke Seite. Auf der rechten saßen die Gemäßigteren, auf der linken die Heftigeren. Die Heftigsten hatten ihren Platz auf den obersten Bänken links, welche der Berg genannt wurden.

Auf dem Gipfel des Berges thronte Robespierre, ein Advokat von Arras, ein Mensch mit widrigen Gesichtszügen, auch kein vorzüglicher Redner, aber unbedingter Verehrer Rousseau's. Er wußte mehr als sonst Einer den großen Haufen zu gewinnen. Hauptleute des Bergs waren noch: der riesige geldgierige Danton mit drohendem Blick und donnernder Stimme, und der wüthige, blutige Marat, „der Bürgernero", in schmutzigen Kleidern. Der Berg gehörte dem Jakobinerklub, welcher allein in Paris über 1000 Mitglieder zählte, unter ihnen die Orleanisten als die rohesten. Dieser Klub hatte seinen Namen von einem ehemaligen Kloster St. Jakob, wo er seine Zusammenkünfte hielt. Seine Mitglieder bestanden aus faulen Studenten, schlechten Schauspielern, unbedeutenden Schriftstellern, nahrungslosen Advokaten, verdorbenen Aerzten u. dgl.

Immer schonungsloser das Alte zerstörend, arbeitete die Nationalversammlung am Verfassungswerke fort. Sie hob den Adel, die Klöster, alle geistlichen Orden auf. Ja, sie zog April 1790 alle geistlichen Güter ein, auch die der Weltgeistlichen, welche letztere vom Staate besoldet werden sollten. Zuerst hatte man dem Klerus seinen Zehnten genommen, nun nahm man ihm auch seine Aecker, Wiesen, Wälder 2c., und darauf hatte Talleyrand, Bischof von Autun, angetragen! Die andern Herren Bischöfe 2c. bekamen freilich Haarsträuben darüber und jetzt konnten sie, die anfangs jedes Opfer verweigerten, 400 Mill. bieten, um den Raub abzuwenden; aber es half nichts mehr. Die Wähler sollen Pfarrer und Bischöfe ernennen; wählen darf, wer eine Messe anhört 2c. So wurde fortgemacht und der König genehmigte alle Beschlüsse, während im Süden schon katholische Banden mit den Liberalen und Truppen fochten. Die Verfassung ist soweit fertig, vorbehaltlich einer nochmaligen Durchsicht. Es naht der 14. Juli 1790, der erste Jahrestag des Bastillensturms; da muß ein Fest in ganz Frankreich und hauptsächlich ein großes Bundesfest in Paris gefeiert und dabei jene beschworen werden.

Ein ungeheurer Zug Menschen, wohl eine halbe Million, bewegt sich nach dem Marsfelde, der König, die Nationalversammlung, mehrere tausend Abgesandte der aus den alten Provinzen gemachten 83 Departements, „Föderirte" (für's Volkswohl Verbundene) genannt, die Pariser Nationalgarde und Volk über Volk, männlich und weiblich, groß und klein. Auf einer Erhöhung steht der Vaterlandsaltar, daneben die Tribüne für die königliche Familie. Die alte Oriflamme (S. 391) weht inmitten von 83 Departementsfahnen.

Der Bischof von Autun hält einen Gottesdienst und weiht die Fahnen. Hierauf schwört Lafayette im Namen der Föderirten und aller Truppen und sodann der Präsident der Nationalversammlung in deren Namen auf die neue Verfassung; sie schwören „Gehorsam und Treue der Nation, dem Gesetz und dem Könige als oberstem Beamten der Nation und vornehmstem Handhaber des Gesetzes". Darauf erhebt sich der König, streckt seine Arme gegen den Altar aus und schwört, „daß er künftig nur nach der Constitution regieren wolle." Zugleich hebt die Königin den Dauphin in die Höhe, als wollte sie sagen: Er meint's wie sein Vater! Da donnern die Geschütze, die 84 Fahnen werden geschwenkt und ein Freudenruf läßt sich hören, der die Erde erschüttert und die Kanonenschläge übertönt. Alles ist von unsäglicher Begeisterung ergriffen; man stürzt einander in die Arme, man drückt sich an die Herzen, man weint vor Rührung und Wonne. Ein unvergeßlicher Tag! sagen sie beim Heimgehen. Aber wie bald war der Freudenrausch verraucht!

Wie Viele auch mit dem bis jetzt dem Königthum Entrungenen zufrieden sein mochten, die Jakobiner waren es nicht. Ihr Klub, der überall seine Töchterklubs hatte, wirkte fort und fort auf ein anderes Ziel los: Hegung der Armen und Trägen auf Kosten der Besitzenden; durch feurige Wirthshausreden, rebellische Zeitungen und Flugschriften brachte er König und Monarchie in immer tiefere Mißachtung. Beständig drohte er mit dem Krieg aller Fürsten gegen die Völker. Necker mußte immer mehr Geld auf Paris verwenden. Die Finanznoth wich also nicht; trotz der eingeführten allgemeinen Grundsteuer, trotz den eingezogenen Kirchengütern, die großentheils verschleudert wurden, langte es nirgends. Ein Pöbelhaufe rief: „Fort mit dem Necker!" einige: „An die Laterne mit ihm!" Nun nahm er seine Entlassung und unter dem Hohngelächter der Franzosen gieng er davon in die Schweiz, Sept. 1790. Lafayette ernannte neue Minister.

Der Wagen der Revolution rollte fort auf der abschüssigen Bahn. Da suchte ihm derjenige Einhalt zu thun, der ihn in Lauf gebracht. Mirabeau hatte Friede mit dem Hofe geschlossen, der ihm seine Schulden zahlte. Jetzt versprach er dem Könige, daß er die Revolution zum Stillstand bringen und dem Königthum wieder zu mehr Stärke verhelfen wolle, so doch, „daß die Grundlagen der Freiheiten nicht angetastet würden." Ludwig gieng halb darauf ein; er faßte einiges Vertrauen zu dem gefürchteten Manne. Der König sollte in eine Stadt fliehen, die Nationalversammlung auflösen und selbst eine Verfassung geben. Bald fügte es sich, daß Mirabeau Präsident wurde, und als solcher hemmte er schon die Umsturzpartei. Allein plötzlich erkrankte und starb er, 2. April 1791.



Fig. 242. Mirabeau.

Als seine Freunde um ihn klagten, sprach er: „Beweint vielmehr die Monarchie; ich nehme sie mit mir in's Grab. Frankreich stirbt an innerer Fäulniß." Wegen seines Geistes von Freunden und Feinden bewundert, wurde er auf's Ehrenvollste bestattet, die

ganze Stadt legte auf drei Tage Trauer an. (Später, als sein „Verrath an der Volkssache" herauskam, wurde er verflucht.)

Nun war die letzte Hoffnung des armen Königs erloschen. In der Nationalversammlung hörte fast alle Mäßigung gegen ihn auf; das Volk behandelte ihn roh und gewaltthätig. Er aber konnte sich in Alles schicken, nur seine Religion hielt er unerschüttert fest. Den Eid auf die Verfassung wollten zwei Drittel der Geistlichen nicht beschwören, weil der Papst ihn verboten; man entließ und verfolgte sie. Die Bauern aber wollten nichts von den beeideten Priestern, und Ludwig beichtete nur den eidweigernden. Als er deßhalb zur Osterzeit nach S. Cloud fahren wollte, um dort das h. Abendmahl zu feiern, hielt der Pöbel seinen Wagen an und zwang ihn umzuwenden. Man besorgte, er möchte „eschappiren" und dann mit auswärtiger Hilfe zur Unterdrückung der Revolution zurückkehren. Durch solche Behandlung reifte aber in Ludwig der Gedanke, den er schon länger bei sich trug, zum Entschlusse, aus Frankreich zu entfliehen, wozu insonderheit noch die Königin drängte. — In der Nacht vom 20/21. Juni 1791 stand ein achtspänniger Reisewagen vor dem Martinsthor von Paris. In tiefer Stille, verkleidet und auf verschiedenen Wegen begaben sich die Glieder der königlichen Familie dahin. Sie fanden sich zusammen und der Wagen fuhr ab. Schon waren sie nach S. Menehould gekommen; da wurde der König, als er unvorsichtig zum Wagenfenster hinausblickte, vom Postmeister Drouet erkannt. Dieser Demokrat machte Lärm und der König wurde auf der nächsten Station (Varennes) festgehalten. Er bat innig, ihn weiter zu lassen, umsonst.



Fig. 243. Ludwig XVI. in Varennes verhaftet.

Man brachte ihn als Verbrecher nach Paris zurück. Die Tuilerien wurden nunmehr sein Gefängniß; das vom Jakobinerklub bearbeitete Volk schrie laut, man müsse den Treulosen absetzen und das Königthum gar abschaffen. Und wenn auch die Gemäßigteren das noch zu hintertreiben vermochten, so nahm man ihm doch einstweilen alle Ausübung der Königsgewalt; die Minister empfiengen unmittelbar vom Ständehause ihre Befehle. Da mehrte sich die Emigration der Royalisten noch um vieles.

Die Verfassung wurde vollendet. Sie ließ nur einen Schatten vom Königthum. Auf daß der König sie frei anerkennen könnte, wurde seine Haft wieder aufgehoben. Er erschien im Ständehaus und unterschrieb sie ohne alle Bedingung, 16. September 1791.

Hierauf wurde noch ein besonderes Verfassungsfest mit großem Pomp abgehalten, bei welchem Viele sich trösteten, die Revolution sei damit geschlossen. Allein schon verwüstete ein blutiger Aufruhr die herrliche Insel Haiti. Man hatte die freien Farbigen, Mai 1791, für Bürger erklärt, und diese, um mit den doppelt so starken Weißen fertig zu werden, hatten 400,000 Sklaven zu den Waffen gerufen. Unerhörte Greuel bedeckten die Insel mit Blut und Asche. Der ganze Seehandel stockte. Ebenso wüthete in Avignon, das 14. Sept. mit Frankreich vereinigt ward, und in der Provence, der Bürgerkrieg zwischen Päpstlichen und Demokraten.

§ 5. Die legislative Versammlung.

Die constituirende Nationalversammlung hatte ihr Werk gethan; sie trat ab. Am 1. Okt. 1791 hielt die legislative oder gesetzgebende Versammlung ihre erste Sitzung. In diese durfte, Robespierre hatte das durchgesetzt, kein Glied der abtretenden gewählt werden; Anhänger des alten Königthums zählte sie keine mehr, dagegen eine Masse unerfahrener Neulinge. Auf der rechten saßen jetzt die Freunde der constitutionellen Monarchie; sie hießen (auch von einem Kloster, wo ihr Klub sich versammelte) Feuillants. Die Linke theilte sich in zwei Fraktionen, die anständigeren Girondisten aus dem Departement der Gironde vorzüglich, und die Montagnards oder Männer des Berges, lauter blutrothe Jakobiner; beide giengen aber, wenn auch noch nicht ganz offen, doch mit Fanatismus auf die Republik los. Unter den Girondisten gab es mehrere talentvolle Schreiber und Redner, wie Brissot, Vergniaud; die Bergmänner bestanden fast durchhin aus den rohesten und plumpsten Menschen, von denen selbst Verehrer der Revolution urtheilten, daß sie sich eher zu Führern einer Viehherde als zu Gesetzgebern eignen möchten. — Die Versammlung faßte Nov. drei verhängnißvolle Beschlüsse: Es sollten alle eidweigernden Priester deportirt, aus ihrem Bezirk geschafft werden; alle Auswanderer, wenn sie nicht eiligst rückkehren, sollen des Todes schuldig sein; die Bischöfe von Trier und Worms sollen das Emigrantenheer entlassen, das sich bei ihnen gesammelt, oder sie werden als Feinde behandelt. Der König wies die beiden ersten zurück, nahm aber den letzten an. Die Gironde, Brissot voran, wollte den Krieg und erhielt ihn. Man rüstete und füllte die leere Kasse mit Papiergeld.

Ganz Europa blickte auf diese Revolution mit gespannter Aufmerksamkeit hin, und anfangs war die Stimmung im Allgemeinen für dieselbe „als eine Erhebung des Rechts gegen das Unrecht.“ Da würden nun einmal, dachte man, die alten Mißbräuche abgeschafft, Despotie und Feudaldruck abgeschüttelt 2c. Viele jubelten „über den aufgehenden Tag der Völkerfreiheit.“ Als man aber sah, wie die Sache verlief, da giengen doch den Meisten die Augen auf und sie erschracken bis in's Herz hinein. Kaiser Leopold II. (S. 703) war am nächsten betheiligt, als Bruder der armen Königin.

Seine Sympathie wurde gesteigert durch die Emigranten und ihr Flehen: insonderheit Ludwig's Brüder bemühten sich mit den dringendsten Vorstellungen um Hilfe zur Erhaltung des französischen Königthums. Dazu kamen schwere Rechtsverletzungen im Elsaß 2c. Allein wenn er auch 6. Juli 1791 alle Monarchen aufforderte, sich Ludwigs anzunehmen, Leopold war bedächtlich, und auch die andern Herren meinten Ursache zu haben, sich zu besinnen. Doch traten jetzt Preußen und Oesterreich nach langer Entfremdung (S. 709) einander näher. Als sie hörten, Ludwig habe die Verfassung feierlich angenommen, wollten sie erst abwarten, wie seine Lage sich weiter entwickele, immer noch hoffend, die Revolutionsflamme werde sich in sich selbst verzehren. Gustav III. von Schweden bestürmte Leopold, voranzugehen, und war bereit, mit russischen Hilfsgeldern ein Heer nach Flandern zu führen; aber März 1792 erlag er der Kugel eines aristokratischen Mörders.

Die Emigranten in Trier wurden entwaffnet. Nun forderte die Gironde von Leopold eine runde Erklärung, daß er Friede halten wolle. Leopold II. starb 1. März 1792. Seinem Sohne Franz II., der keine weitere Erklärung geben wollte, mußte

Ludwig, von seinem Minister Dumouriez bewogen, mit schwerem Herzen 20. April den Krieg ankündigen. Die Franzosen rückten gleich in Belgien ein und flohen vor dem ersten österreichischen Regiment. Sogleich schrie man über Verrath und mordete den General Dillon, bezichtigte auch den König und die „Oesterreicherin" des Einverständnisses mit dem Feinde. — Jetzt mußte ein Lager von 20,000 Bewaffneten bei Paris gebildet werden, angeblich zum Schutze der Hauptstadt, in der That um sie im Dienste der Revolution zu verwenden. Zugleich löste man des Königs Garde auf, damit er keine Vertheidiger habe. Der so nachgiebige König ermannte sich in etwas und wechselte seine Minister. Erbittert, veranlaßten die Demokratenhäupter einen Pöbeltumult.

Am 20. Juni 1792 entluden die Pariser Vorstädte St. Antoine und St. Marceau einen mit Piken versehenen Haufen des gemeinsten Pöbels, sogen. Sanscülotten (Ohnehosen). Er schwillt in seinem Zuge durch die Stadt immer mächtiger an; die Weiber fehlen auch wieder nicht. Bald wälzt sich eine Masse von 30,000 Bewaffneten, vom Bierbrauer Santerre geführt, durch die Straßen. Sie statten zuerst der Nationalversammlung einen Besuch ab und ziehen mitten durch den Sitzungssaal nach den Tuilerien. Die verschlossenen Thore und Gitter werden mit Aexten eingehauen. Wohl sind da 20 Bataillone Nationalgarde aufgestellt, sie erhalten aber keine Befehle. Der König läßt seine Gemächer öffnen und die Rotte dringt ein. Es wird mit großem Lärm die Bitte vorgebracht, der König solle jene Dekrete sanktioniren: Weg mit dem Veto! Dieser aber erklärt: eher sterben, als solches thun. Man drängt ihn in ein Fenster und weist auf einen im Hof aufgepflanzten Laternenpfahl hin, worauf geschrieben stand: „Gerechtigkeit, welche die Nation an Tyrannen übt!" Der König läßt sich aber nichts abzwingen. Nun wird er von der trunkenen, feigen Menge auf alle Weise beschimpft. Einer heißt ihn einen Vielfraß, der jährlich 25 Mill. verzehre; ein Andrer setzt ihm eine rothe Jakobinermütze, das Symbol der Freiheit, auf den Kopf; ein Dritter nöthigt ihn, aus seiner Flasche auf die Gesundheit der Nation zu trinken; er trägt alles mit Gelassenheit. Unter dem Gebrüll der Rotte setzt ihm Einer die Pike auf die Brust, die aber ein Nationalgardist abwehrt. Ohne Furcht und Zorn bleibt er stehen. Da die Feigen ihn doch nicht zu morden wagen, kommt endlich der Maire von Paris, Petion, und bewegt das Volk mit Schmeichelworten, fortzugehen.

Der bessere Theil der Bürgerschaft sprach nun wohl sein Bedauern über diesen schmählichen Vorgang aus. Auch eilte auf die Nachricht davon der über solche Rohheiten erzürnte Lafayette, Kommandant einer der drei Armeen, herbei, um auf Bestrafung der Frevler zu dringen. Der unklare Mann richtete nichts aus. Darauf bot er dem Könige eine Zuflucht bei seinem um Compiegne gelagerten Heere; allein Ludwig traute diesem zweifelhaften Charakter nicht und schlug sein Anerbieten aus. Die Gironde arbeitete nun auf Absetzung des Königs hin. Die Königin hoffte nur noch auf die Ankunft der deutschen Heere; es galt abzuwarten, ob man's erlebe. Lafayette gieng also allein zu seinem Heere zurück. Er wollte es nachher doch gegen die Jakobiner brauchen, aber seine Soldaten empörten sich, er mußte 14. Aug. vor ihnen fliehen und gerieth den Oesterreichern in die Hände, welche ihn auf lange einsperrten.

Jetzt erhob sich der bewegliche, gefühlvolle König von Preußen und verband sich mit Franz zur Abwehr der Uebergriffe der Revolution. Als man den Pariser Frevel vom 20. Juni erfuhr, ließen sie ihre Truppen, denen sich noch ein Emigrantencorps anschloß, alsbald gegen die französische Grenze vorrücken. Sonst schloßen sich nur Hessen an, gegen das Versprechen der Kurwürde. Leider hoffte man auf einen Spaziergang nach Paris, zu welchem 82,000 Oesterreicher und Preußen genügend schienen. Beide Mächte aber waren nicht klar über ihre Ziele: Entschädigung sollte für Preußen eine polnische Provinz bilden, für Oesterreich der Austausch von Belgien gegen Bayern, wozu es aber noch Anspach von Preußen forderte. Mißmuthig entzweit, zog man gegen Westen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig erließ 25. Juli im Namen der verbündeten Souveräne ein Manifest an die französische Nation, sie zur Unterwürfigkeit unter ihren König aufzufordern und im Weigerungsfalle mit schwerer Strafe zu bedrohen. „Wenn der König noch einmal beleidigt würde, solle Paris dem Erdboden gleichgemacht werden." Diese Sprache eines exaltirten Emigranten fachte den Groll gegen Ludwig um so heftiger an, weil man ihn mit den Feinden in Verbindung glaubte. Das Vaterland wird 11. Juli in Gefahr erklärt, das wilde Toben der Pariser noch gesteigert durch einen Haufen von 700 Freiheitskämpen, welche aus Marseille nach der Hauptstadt zogen, um die zu langsam sich bewegende Revolution in bessern Schwung zu bringen; heißblütige, zügellos-freche Menschen, für die das verrufene Revolutionslied „die Marseillaise" gedichtet ward. Jetzt schrie man immer lauter, der König müsse abgesetzt werden, und Danton schürte zum Sturm auf die Tuilerien. Das veranlaßte den König, sich mit seinen Schweizern zu umgeben. Es sammelten sich auch viele Edelleute um ihn.

Nachts 9. August hielten die Rothen eine Zusammenkunft. Sie erklärten die bestehende Verfassung für untauglich und schufen einen neuen Gemeinderath, die Commune, d. h. die Herrschaft der Besitzlosen. Danton rief zu den Waffen, um das gute Werk der Befreiung des Vaterlandes gründlich durchzuführen. Um Mitternacht ertönten die Sturmglocken, ein Zeichen für das vorbereitete Volk. Als der 10. August anbrach, rückten die Aufrührer, die Marseiller vornedran, gegen die Residenz vor.

Der Commandant der Nationalgarde wurde auf's Rathhaus gerufen, ohne von der neuen Behörde zu wissen; man setzt ihm zu, er solle seine Leute abrufen; er weigert sich fest und wird ermordet. Das Schloß war besetzt mit 900 treuen Schweizern, 120 Edelleuten und einer Menge jetzt rathloser Nationalgardisten. Diese letztern wichen theilweise bei der Annäherung des Volks. Dennoch hätte Ludwig einen Versuch machen können, sich zu vertheidigen. Aber er wollte kein Blut vergießen lassen, und so ließ er sich, trotz dem Sträuben seiner Gemahlin, zu dem unseligen Entschlusse verleiten, im Schoße der Nationalversammlung Sicherheit zu suchen. Blut floß doch und o wie viel! Die Rotte stürmte nach der Entfernung des Königs mit seiner Familie gleichwohl die Residenz. Die Schweizer wehren sich heldenmüthig, ebenso die Edelleute; sie siegen, aber Ludwig schickt ihnen Befehl, das Schießen einzustellen und abzuziehen. Das Schloß wird erobert. Die Dürftigen durchsuchen es in allen Winkeln und machen alles darin nieder, auch seine friedlichen Bewohner bis zu den Küchenjungen; ebenso die Flüchtlinge. Furienmäßige Weiber fallen noch über die Leichname her, entkleiden und verstümmeln sie. Dann werden alle Gemächer ausgeplündert, die größeren und festeren Gegenstände aber zerschlagen. Alles ist wüste und leer, als die Rotte abzieht, um bei Tanz und Trank ein kannibalisches Freudenfest zu feiern. Es war die Hölle los.

Findet wohl der König bei der Nationalversammlung den gehofften Schutz? O gar was anderes! Zwar als er mit den Seinen in die Versammlung trat, war sie betroffen, obwohl nur Glieder der Linken drin saßen (die Mehrzahl der Gemäßigten durfte sich nicht mehr sehen lassen). Aber schnell hatte sie sich wieder ermannt. Ludwig wollte neben dem Präsidenten Platz nehmen, er wird weg und mit seiner Familie in eine vergitterte Schreiberloge gewiesen, wo sie wie in einem Käfig staken. Hier mußte er nun 17 Stunden lang aushalten und die frechsten Reden über sich mit anhören. So rief ein ehemaliger Kapuziner, Chabot: „Alles heute vergossene Blut, alles Elend des Landes verdanken wir dem Meineid und der Treulosigkeit dieses Verräthers!" auf den König hindeutend. Der mußte nun mit anhören, wie schonungslos sein Sturz berathen ward. Und siehe, die Nationalversammlung dekretirte zuletzt die Suspension des Königs und bestimmte, daß demnächst eine neue Versammlung zusammentreten und dem Staate seine künftige Einrichtung geben solle. Der König war jetzt ein Privatmann; aber er durfte nicht hingehen, wo er wollte, man brachte ihn mit seiner Familie (der Königin und dem 8jährigen Dauphin, einer 14jährigen Tochter, und seiner Schwester Elisabeth) in ein thurmähnliches Gebäude, den Temple (S. 418), in dessen engen Räumen sie sich elend behelfen mußten.

Keine befreundete Seele wurde zu ihnen gelassen. Aber sie ertrugen alles willig. Als Ludwig aus jener schrecklichen Versammlung gekommen war, hatte er sich samt den Seinen auf die Kniee geworfen und gebetet: „Herr, deine Prüfungen sind furchtbar! Verleih uns Kraft und Muth, sie zu bestehen! Wir verehren dich in unsrem Elend, wie wir es in unsrem Glücke gethan haben." Gottergeben blieb er bis an sein Ende.

Die vom bewaffneten Pöbel unterstützten Jakobiner, Robespierre, Danton und Marat an der Spitze, setzten durch, was sie wollten. Wohl waren in Paris nur 5000 jakobinische Wähler, aber $^{9}/_{10}$ der Wähler enthielten sich fortan der Abstimmung. Wie wirthschaftete nun aber diese Minderheit! Am 17. August wurde ein Revolutionstribunal errichtet „zur Bestrafung der Verbrechen wider die Freiheit." Es sollte alle Anhänger des Königs und Feinde der Revolution einziehen, kürzlich prozessiren und sodann aus dem Leben befördern, zu welchem Behufe auf dem Carousselplatze eine Guillotine, eine vom Arzt Guillotin erfundene Köpfmaschine, aufgestellt wurde. Das Tribunal setzte sich in Thätigkeit und schnell füllten sich alle Gefängnisse mit Unglücklichen; in einer Nacht wurden 4000 eingezogen. Allein zunächst wurde noch behender als mittelst der Guillotine getödtet; man wollte nämlich Schrecken verbreiten durch Massenmord, hauptsächlich um die Wahlen in den neuen Convent zu beherrschen. Als Vorwand benützte man die ungünstigen Nachrichten aus dem Osten.

Die Verbündeten waren von Trier her, 19. August, eingedrungen, nahmen rasch die Festungen Longwy und Verdun und schienen geradenwegs auf Paris marschiren zu wollen, während die französischen Truppen vor ihnen Reißaus nahmen; denn die aller Zucht ermangelnden Freiheitssoldaten schlugen sich anfangs schlecht. Mit diesen Nachrichten versetzte man Paris in die fürchterlichste Aufregung, und das satanische Meisterwerk gelang.

Es war Sonntag 2. September, da heulten die Sturmglocken und während Justizminister Danton und Co. sich zu einem Festmahle setzten, fielen 187 gedungene Mörder über eingefangene Geistliche her und erstachen sie. Fünf Tage und fünf Nächte dauerte das Gemetzel fort unter stetem Trinken und Lachen: Geistliche, Edelleute, Royalisten, besonders aber die Reichen wurden haufenweise in den Höfen der Gefängnisse geschlachtet, bis diese geleert waren. Es wurden über 2000 Menschen abgeschlachtet. Der Raub der Reichen, der Schlösser und Kirchen belief sich auf ungezählte Millionen, die man, so weit nicht gestohlen, im Stadthaus aufspeicherte. Das heißt der Septembermord. Als er geschehen, kam Robespierre herbei, belobte das Volk wegen der von ihm geübten „Gerechtigkeit" und entschuldigte sich, „daß er selbst, ob der ihm eigenen Philanthropie, an solch gerechtem Blutvergießen nicht Theil nehmen könne." Die Girondisten ließen sich ihn gefallen, bis sie merkten, daß schon auch ihre Köpfe von Robespierre verlangt wurden; da sahen sie den Abgrund vor ihren Füßen.

Unter den Gemordeten befand sich auch die schöne, edle Prinzessin von Lamballe, vertraute Freundin der Königin. Man versprach ihr das Leben, wenn sie der Königin und ihrem Gemahl ewigen Haß schwören wollte. Sie erwiderte: „Ich kann die nicht hassen, die ich ewig lieben werde!" Hierauf tödtete und verstümmelte man sie auf's schändlichste und trug ihr blondgelocktes Haupt auf einer Pike an den Fenstern der Königin vorüber, welche über dem Anblick in Ohnmacht fiel. Ein Ungeheuer rühmte sich, ihr gebratenes Herz verzehrt zu haben; ein anderes, 60 Royalisten erwürgt zu haben. Auch Knaben wurden erschlagen, gemeine Verbrecher theils mitgeopfert, theils befreit. — Von Paris tobte der Mordgeist ins Land aus; besondere Commissäre trugen ihn überall hin, fanden nur nicht überall gleichen Gehorsam. Doch in Reims, Lyon, Orleans ꝛc. wurden die Verhafteten massenweise erwürgt.

§ 6. Der Nationalconvent. Hinrichtung des Königs.

Die Beherrschung der Wahlen war nicht ganz gelungen. Als die dritte Nationalversammlung, der Convent, 21. Sept. 1792 eröffnet wurde, waren zwar die

Feuillants ausgeschlossen; aber die Girondisten, durch die Septembermorde etwas ernüchtert, bildeten die Rechte, die Bergmänner oder blutrothe Jakobiner die Linke. Diese wußten, daß Frankreich gegen sie sei, aber sie hatten vor der Mehrheit voraus, daß sie zusammenhielten wie ein Mann. Der Convent verhandelte allererst darüber, ob, nachdem Ludwig Capet abgesetzt worden sei, der leere Königsstuhl wieder besetzt werden solle. Er sprach aber einmüthig die Abschaffung des Königthums für ewige Zeiten aus. Paris jubelte und ein freudiger Widerhall tönte durch's weite Land.

So war denn der Thron umgestürzt: eine Republik sollte hinfort das schöne Frankreich sein, so lange Mond und Sonne scheint. Der Convent ergriff aber auch kräftige Mittel zur Abwehr der äußern Feinde. Er rief die „Vaterlandskinder" zur Vertheidigung auf, und die entflammten oder auch zu Hause von Spähern bedrohten Franzosen eilten von allen Seiten zu den Waffen herbei. Sie fühlten auch die Nothwendigkeit einer bessern Disciplin und fügten sich nunmehr derselben. Es kam ein neuer Kriegsgeist in sie.

Die Preußen waren bis in die Champagne vorgedrungen. Hier aber wurde der Herzog von Braunschweig, der über die Langsamkeit der Oesterreicher zürnte, mehr und mehr bedenklich. Er wagte es nicht, den General Dumouriez, welcher ihm mit einem schwachen, doch schon zahlreicheren Heere entgegenstand, anzugreifen, kanonirte nur so aus der Ferne bei Valmy (20. Sept.). Da nun Regengüsse und Krankheit seinen Truppen zusetzten, kehrte er unter Verhandlungen mit dem Feinde 27. Sept. um, und zog unbelästigt aus Frankreich zurück! Sein leicht entflammter, schnell erkaltender König fand in Polen einträglicheres zu thun (S. 708). Dagegen suchten die Republikaner, so sehr ihnen in Paris die Haut schauderte, ihr Glück aller Welt mitzutheilen, d. h. Anarchie und Aussaugung über Europa zu verbreiten. Montesquiou nahm 25. Sept. Chambery und Nizza weg; weil er aber Genf nicht angreifen und ausrauben wollte, mußte er durch Flucht dahin sein Leben retten. Mit dem Ruf: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! nahm Custine Speier, 30. Sept., zog vor Mainz, das voll Illuminaten (S. 694) stak; und durch ihre Vermittlung erfolgte eine schleunige Uebergabe der Stadt, 21. Okt. Gleich darauf wird ein Jakobinerklub constituirt und in einer Kürze ist das ganze Kurfürstenthum republikanisirt, auch Frankfurt gebrandschatzt. Alles im Frieden! Denn das deutsche Reich lag nicht im Kriege.

Dumouriez aber drang mit stark gewachsenem Heere in Belgien ein, griff bei Jemappes, 6. Nov. 1792, den österreichischen General Clerfait an und schlug ihn auf's Haupt. Darauf nahm er in einer Schnelle Belgien ein; die Republik wird auch hier als ein werthes Geschenk empfangen. Ueberall pflanzen die Franzosen Freiheitsbäume, errichten Clubs, halten ergreifende Reden von „allgemeiner Völkerfreiheit."

Alle Völker sollten Brüder des französischen sein, das ihnen brüderlich zur Erlösung von ihren Tyrannen verhelfen wollte; in alle Sprachen wurde dieses Conventsdekret übersetzt. Damit bethörten sie die albernen Menschen, die doch schon genug Erbauliches von der Revolution gehört hatten, so daß manche dankbar ihren Beglückern in die Arme fielen (Fig. 244). Diese aber plünderten ihre neuen Brüder bis auf's Hemd aus, bezahlten im besten Falle mit ihrem werthlosen Papiergeld, entehrten ihre Frauen ꝛc., bis man sie überall verwünschte.

Die Botschaften von den französischen Siegen berauschten Paris und trieben die Frechheit auf ihre Höhe. Beim peinigenden Geldmangel hörte man auf, auch die konstitutionellen Pfarrer zu zahlen. Ueberall, wohin die Heere kamen, wurden Steuern, Zehnten und Vorrechte abgeschafft, alle Behörden aufgehoben. Und im Club sprach Robespierre offen aus, daß der König sterben müsse, weil die sonst theuer errungene Freiheit nicht gesichert sei; mit seinem Tod werde die Ordnung wiederkehren.

Ein jakobinischer Pfarrer, Gregoire, unterstützte den Beweis mit der Bemerkung, daß „die Ausrottung der Könige überhaupt eine Wohlthat für die Menschheit sei, sintemal

sie wilden Raubthieren gleich zu achten seien." Und der Pöbel sandte Deputationen an den Convent mit dem Begehren, den Exkönig sofort abzuurtheilen. Der Convent ernannte eine Commission, die Anklage aufzusetzen. Die Girondisten sahen, daß er verurtheilt werde, und dachten nur ihn durch Berufung ans Volk zu begnadigen. Aber dazu hatten sie die Macht nicht mehr.



Fig. 244. Republikaner am linken Rheinufer tanzen um den Freiheitsbaum.

Ludwig hatte nun vier Monate im Temple zugebracht unter harten Entbehrungen; nicht einmal hinlängliche Kleidung gab man ihnen, so daß die Königin und Elisabeth manche Nacht saßen und flickten. Um das Maß der Quälung voll zu machen, trennte man zuletzt den König von seiner Familie. Sie ertrugen alles mit standhafter Geduld. Insonderheit ruhte die fromme Elisabeth mit vollster Ergebung in dem guten Willen Gottes und führte auch die andern dahin. 11. Dec. wurde der König vor die Schranken des Convents gerufen. Er sah den hohen Rath mit ruhigem Blick an. Der Präsident sprach: Ludwig, setzt Euch! Dann las man ihm die Anklage vor; sie stützte sich auf Papiere, welche man im Schloß gefunden hatte, welche allerdings seine Verbindung mit den Emigranten bezeugten, deren Inhalt aber schmählich verdreht wurde. Der König antwortete auf die Klagepunkte mit Würde, manchmal auch ausweichend; sein Benehmen wurde zusehends fester. Zu seiner Vertheidigung wurde ihm doch Rechtsbeistand bewilligt, was die Girondisten mit Mühe durchsetzten.

Am 26. Dez. stand Ludwig abermals vor dem Convent. Der Advokat Deseze vertheidigte ihn in vierstündiger Rede vortrefflich. Er wies die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen nach und sprach zugleich so mild, daß nur Jakobinerherzen hart bleiben konnten. Nachdem er geendet, fügte Ludwig selbst noch würdige und schöne Worte hinzu,

wobei sich seine Augen mit Thränen füllten. Seine ganze Erscheinung war edel. Nach seinem Abtreten entspann sich der heftigste Kampf zwischen Girondisten und Jakobinern unter dem Gebrüll der Gallerien. Mit teuflischer Kunst schwächte Robespierre den Eindruck der Vertheidigung: die Mehrheit des Volks sei freilich für Ludwig, aber die Tugend finde sich stets bei der Minderheit; die Bergmänner drangen auf sofortige Aburtheilung. Die Girondisten behaupteten dagegen, daß nur das französische Volk in Urversammlungen über des Königs Leben entscheiden könne. Es half nichts, sie wurden überstimmt. In der Stadt herrschte die Furcht vor: die Jakobiner erhielten vom Kriegsminister 120 Kanonen zu irgend einem nöthig scheinenden Gewaltstreich.

Endlich, 16. Januar 1793, begann die entscheidende Sitzung. Sie währte ununterbrochen die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag bis wieder zum Abend. Viel Verwunderliches wurde da mit verzerrten Gesichtern geredet, um das Schlußurtheil: „Tod!" zu begründen. Selbst der Herzog von Orleans sprach sich für des Königs Tod aus. Manche, die anders gesonnen waren, stimmten aus Furcht dafür. Denn um die Versammlung her lagerte Tag und Nacht ein wüthender Pöbel und brüllte unaufhörlich hinein: „Capet muß sterben! Wehe dem, der ihn nicht sterben läßt!" Endlich wurden die Stimmen gezählt und von 721 ergaben sich 361 für den Tod; 39 weitere wollten den Tod mit Aufschub; 321 Gefängniß und andere Strafen; so wurde Ludwig zur Hinrichtung ohne Aufschub verurtheilt. Das Urtheil wurde ihm erst 20. Jan. bekannt gemacht: am Morgen müsse er sterben.

Er hörte es mit großer Ruhe an; bat nur um drei Tage Aufschub, um einen Geistlichen zur Vorbereitung, und um eine Zusammenkunft mit seiner Familie. Die letzteren Bitten wurden ihm gewährt. Zwei Stunden durfte er Abends mit den Seinigen noch zusammen sein, zu Reden der zärtlichsten Liebe und Wehmuth, der Hingebung in Gottes wunderlichen, aber seligen Rath. Der Abschied freilich war herzzerreißend. Doch verlor der König seine Fassung nicht. Am Morgen, 21. Jan. 1793, empfieng er das heil. Abendmahl und blieb darnach im Gebet, bis er 9 Uhr zur Hinrichtung abgeholt wurde. Er bestieg mit seinem Geistlichen den Wagen. Die Fahrt gieng langsam durch die mit Truppen und Volk dichterfüllten, lautlosen Straßen. Er kam zum Blutgerüste im Angesicht der Tuilerien, stieg festen Schrittes hinauf und blickte ernst über das unzählbare Volk hin. In einer wollenen Jacke, die Hände auf den Rücken gebunden, trat er noch vor und sprach mit lautester Stimme: „Franzosen, ich sterbe unschuldig, das bezeuge ich vor Gott! Ich vergebe aber meinen Feinden und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr vergießt, nie über Fr . . ." Hier ließ der Bierbrauer Santerre alle Trommeln wirbeln, daß der König nicht weiter gehört ward. Gleich darauf fiel sein Haupt unter dem Beile. Scharfrichter Samson hob es auf und zeigte es, und ein rasendes Freudengebrülle, vermischt mit dem Rufe: Es lebe die Republik! ertönte ringsum. Wir haben die Schiffe hinter uns verbrannt, rief Marat. Nur die Frauen schienen den Fluch zu fühlen, den der Königsmord über Stadt und Land gebracht. Der arme Ludwig XVI. hat die Schuld seiner Vorfahren gebüßt. Der Gnädige und Gerechte wird ihn getröstet haben.

§ 7. Erste Koalition. Der Wohlfahrtsausschuß.

Die Einverleibung Belgiens in Frankreich zwang dem friedliebenden Pitt, Englands großem Minister, den Krieg auf, und Robespierre wollte diesen, weil England ihm die widerwärtigste Nation war. Sobald Georg III. dem trotzigen Gesandten Chauvelin seine Pässe zugestellt (24. Jan.), gieng der Convent 1. Febr. voran, und zwar gegen Briten und das reiche, schwache Holland zugleich; ebenso 9. März gegen Spanien. Das deutsche Reich sprach 30. April den Kriegszustand aus. So schienen viele Staaten zur ersten Koalition gegen das ruchlose Frankreich vereinigt. Der Convent gebot die Aushebung von 300,000 Mann, welche Volksvertreter in jedem Departement fördern mußten; sie wurden schleunig exercirt und rückten ins Feld.

Dumouriez drang in Holland ein, wurde aber bei Aldenhoven 1. März von den Oesterreichern geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Darauf verlor er bei

Neerwinden, 18. März, eine große Schlacht, in deren Folge Belgien wieder verloren gieng. Nun gedachte er den Convent zu stürzen, mußte aber 5. April zu den Deutschen fliehen. Oesterreicher mit Engländern und Holländern drangen über die Nordgrenze in Frankreich ein, schlugen zwei französische Heere und eroberten im Juli Condé und Valenciennes. Preußen und Hessen belagerten Mainz und gewannen es wieder, 22. Juli. — Im Grunde aber stockte der Krieg seit Mai, weil Oesterreich und Preußen über Polen sich fast in die Haare geriethen. Braunschweig fürchtete sich am Rhein zu siegen, weil dann der Kaiser Elsaß und Bayern angesprochen hätte. Wenn die Preußen wollten, siegten sie noch immer über doppelt so starke Heere, wie bei Pirmasens (Sept.), Kaiserslautern (Nov.). Aber man wußte in Paris, daß die Gefahr nur eine scheinbare war. Doch suchte man 23. Aug. eine allgemeine Volksbewaffnung zu bewerkstelligen, so daß alle Bürger vom 18. bis 25. Jahr sich in Kriegsbereitschaft stellten. Da alle Waffen abgeliefert werden mußten, alle Besseren nach den Grenzen zogen, hatte man bald eine unendliche Ueberzahl. Der gewissenhafte Denker Carnot leitete das ganze Kriegswesen trefflich, wenn auch die Tollheiten der Machthaber manchmal seine Plane durchkreuzten. Die Masse der Krieger wird in 11 Armeen getheilt, denen die Tüchtigsten, was sie auch vorher gewesen, meist junge frischaufstrebende Kräfte zu Führern vorgesetzt werden, z. B. die Unteroffiziere Pichegru, Hoche. Zu ihnen wird aber gesagt: „Ihr müßt siegen oder auf der Guillotine sterben!"

Die französische Kriegssache gewann allmählich gegen die zertrennten lauherzig kämpfenden Koalirten einen günstigen Umschwung. Die Engländer und Deutschen wurden bei Hondscoten 8. Sept. von dem martialischen Houchard gepeitscht. Da aber dieser „Kriegsgott" in Folge eines Verlustes bei Courtrai sich zurückziehen mußte, packte ihn der Convent wie gedroht und ließ seinen Kopf unter der Guillotine fallen. Ein gleiches Loos hatten viele französische Generale im Verlauf der Zeit: Custine, Dillon, Luckner, Beauharnais, Westermann, Biron &c. Kein Wunder, wenn die Anführer ihr Aeußerstes thaten, wie viele Tausende sie auch dabei opfern mochten. Der österreichische General Wurmser am Rhein wurde von Hoche zurückgedrängt, die siegreichen Preußen verloren (Dez.) die eroberten Weißenburger Linien wieder.

Im Innern aber ward, 5. April 1793, ein neues Institut geschaffen, der aus 9 Jakobinern unter Danton bestehende Wohlfahrtsausschuß. Es war eine außerordentliche Behörde mit unbestimmten Grenzen der Wirksamkeit. Sie sollte die Minister antreiben, den Pariser Gemeinderath, mit welchem man nicht mehr zufrieden war, controliren und überhaupt „für das öffentliche Wohl" nach Kräften Sorge tragen. Es dauerte nicht allzulange, so bekam dieser Wohlfahrtsausschuß alle Gewalt in die Hände. Danton aber wirkte anfangs in gemäßigtem Sinne, und brachte wirklich, Mai 1793, einen Vertrag mit Schweden zu Stande, daß es Frankreich beistehe; er näherte sich auch Preußen. Zugleich aber schuf er tüchtige Heere durch den dumpfen Schrecken, welchen die Tyrannei seiner Commissäre im Lande verbreitete. Doch nun erhoben sich die ruhigen Bürger in Paris, 1. Mai, gegen die Zumuthung des allgemeinen Kriegsdienstes und der Zwangsanleihe. Und im Convent wurde der Zwiespalt zwischen den Girondisten und Jakobinern immer größer, da nöthigten jene den Danton durch ihre Beschuldigungen sich an Robespierre anzuschließen, der eben damit umgieng, seine Gegner zu stürzen. Mittelst der Sanscülotten wurde es vollbracht.

Am 2. Juni ließen Marat und Collot d'Herbois die Sturmglocken läuten und die heillose Masse der Vorstädte sammelte sich und zog bewaffnet vor die Tuilerien, wo der Convent seine Sitzungen hielt. Die Ohnehosen schrieen hinein, „die 22, die hervorragendsten Girondisten, müßten ausgestoßen und abgestraft werden!" Es regte sich denn doch in der Mehrzahl der Conventsglieder noch einige Scham, von solchen Leuten am lichten Tag sich kommandiren zu lassen, und nach einem darüber gefaßten Beschlusse trat die ganze hohe Versammlung heraus, sich dem Volke in ihrer Würde zu zeigen und es fortgehen zu heißen.

Allein das liebe Volk hatte Kanonen bei sich mit brennenden Lunten und richtete sie ohne weiteres auf die hohe Versammlung, welche dann eilig den Rückzug antrat und, gehorsam dem souveränen Pöbel, die 22 verurtheilte. Nachher wurden alle Girondisten aus dem Convente gestoßen, und fast alle wurden guillotinirt oder entleibten sich selbst. So endeten Vergniaud, Barbaroux, Roland, Petion, lauter Hauptleute der Revolution. Die Anstifter derselben sahen sich einer um den andern von den Zähnen des Unthiers erfaßt, das sie entfesselt hatten, oder wie Vergniaud sich ausdrückte, „die Revolution verschlang, wie Saturn, ihre eigenen Kinder." Nach dieser abermaligen „Säuberung" bestand die Nationalversammlung nun aus lauter Blutrothen. Die Jakobiner herrschten, nur entzweit über die Früchte des Siegs.

Während nun da und dort das Land gegen die Blutmänner aufstand, wurde 10. Juli der Wohlfahrts-Ausschuß erneuert und kam damit unter Robespierres Leitung. Tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht, herrschten jetzt die Demokraten durch bloßen Schrecken. Darüber empört unternahm es ein schönes und kühnes Mädchen der Normandie, Charlotte Corday, selbst eine enthusiastische Republikanerin, den wegzuräumen, der die Girondisten am blutigsten gehaßt. Sie begab sich heimlich nach Paris, kaufte sich dort ein großes Messer und gieng damit nach der Wohnung Marats. Obschon eben in der Badewanne sitzend, ließ er „die Bürgerin" doch vor sich und nach wenigen Worten stieß sie ihm ihr Messer ins Herz, 13. Juli.

Sie ließ sich ruhig ins Gefängniß und zum Richtplatz führen, froh, das Vaterland von einem Ungeheuer befreit zu haben. Von den wahnwitzigen Franzosen aber wurde Marat mit erstaunlicher Pracht bestattet und in jeder Stadt seine Büste aufgestellt, der man bei politischen Festen Blumen und Gesänge weihte.

Der Convent hatte eine neue Verfassung zu liefern, und am 10. August wurde sie verkündigt. Dabei giengs eigenthümlich her. Auf dem Bastillenplatz stand eine riesige Bildsäule der Natur, die Wasser aus ihren Brüsten spritzte. Beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne ist alles Volk darum versammelt und ein Mitglied des Convents betet zur Natur, „daß sie den Eid der ewigen Liebe, den das französische Volk dem Gesetz schwöre, annehmen und durch ihr Wasser ihn heiligen möge." Nun trinken alle vom „Born der Wiedergeburt (!)" und huldigen dem neuen Gesetz; wer es nicht thun wollte, sollte als Verräther ausgerottet werden. Eine sanfte Musik säuselte dabei, bis der Donner der Kanonen die Feierlichkeit beschloß. Die also beschworene Verfassung von 1793 sollte denn das ewigbleibende Staatsgesetz sein. Allein sie wurde gleich nach der Verkündigung wieder suspendirt, und kam in der That niemals zur Anwendung, weil sie nur für den Schein geschrieben war.

Es hieß darin: „Das Eigenthum ist unverletzlich, aber die Gesellschaft schuldet den Armen Unterstützung durch Arbeit oder Almosen. Frankreich bekennt sich zur Nichteinmischung, erklärt aber alle freie Völker für seine Freunde. Wenn die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, ist Aufstand der Gesamtheit und jedes Einzelnen heiligstes Recht und unerläßlichste Pflicht." Tollheit über Tollheit!

Der Wohlfahrtsausschuß, welcher nach dieser Verfassung hätte abtreten sollen, blieb und waltete, vom bewaffneten Pöbel gestärkt, despotisch fort. Robespierre sorgte eifrig dafür, daß zum Heil der guten Bürger die bösen entfernt würden; er ermunterte unausgesetzt das Revolutionstribunal, in seiner ersprießlichen Thätigkeit kräftigst fortzufahren. Diesem war zu freierer Bewegung längst „ein summarisches Verfahren" beim Prozeß der Vaterlandsverräther anbefohlen worden. Nun, die pariser Guillotine spielte mit wenig Unterbrechung in einem fort; Nachts war sie illuminirt. Aber das Revolutionstribunal zu Paris hatte bei jeder der 44,000 Gemeinden Frankreichs eine Tochter, ein Revolutionscomité, welches auch in steter Thätigkeit begriffen war oder doch sein sollte. Es waren ihrer zuletzt 52,000 mit 560,000 besoldeten Mitgliedern (3 Fr. per Tag), die auch Guillotinen zur Ver-

fügung hatten. Jetzt, 5. Sept., ward noch eine „Revolutionsarmee" von 6000 Mann errichtet, welche zur Einziehung und Bestrafung der Frevler am gemeinen Besten helfen mußte. Und die das Land durchziehenden Mordknechte führten „ambulante" Guillotinen mit sich, um ja das Werkzeug der Gerechtigkeit bei der Hand zu haben.

Wer sich nur lau gegen die Republik zeigte, nur weich beim Mißgeschick ihrer Feinde, kam ohne Barmherzigkeit unter das Fallbeil. Zu Arras fiel ein Mädchen mit einem Schrei in Ohnmacht, als ihre Freundin unglücklich geköpft wurde, so daß der Scharfrichter vollends abschneiden mußte; gleich wurde der Mitleidigen selbst das Todesurtheil gesprochen. Wer sich irgend verdächtig gemacht hatte, oder in den Verdacht kam, verdächtig zu sein, wurde verhaftet und, weil die vollen Gefängnisse schnell geleert werden mußten, hingerichtet. Alle Rede- und Mienenfreiheit, alle Sicherheit des Eigenthums und Lebens war vernichtet. Jeder Proletarier in Paris bekam seinen Wochenlohn nebst Aussicht auf unermeßliche Beute. Bei Todesstrafe war ein höchster Preis (maximum) für die Lebensbedürfnisse vorgeschrieben, nebst Zwangsverkauf. So sammelte sich ein Gesindel von 200,000 Gaunern in der Stadt, bereit sich zu jedem Frevel dingen zu lassen. Sie versicherten sich durch Haussuchungen, daß niemand mehr als ein Brot im Tag besaß; alle versteckten Kostbarkeiten unterlagen der Konfiskation. Staatseinnahmen gab es kaum, außer Requisitionen und Assignaten. Von letzteren hatte man in 4 Jahren 4 Milliarden gefertigt, Robespierre fügte in einem Jahr 5 Milliarden hinzu.



Fig. 245. Marie Antoinette. (Nach einem zeitgenössischen Bild.)

Nun gieng es auch an's Leben der armen Königin. Man hatte sie von ihren Kindern getrennt und in das gemeine Verbrechergefängniß, die Conciergerie, gebracht, 1. Aug. Hier bewohnte sie ein dunkles und feuchtes Gemach, in welchem ein Sack mit faulem Stroh ihr Bett war. Stets beschimpften ihre Wächter sie auf jegliche Weise. Am 14. Okt. lud man sie vor das Revolutionstribunal. Sie erschien mit gebleichten Haaren und zerlumptem Kleid. Aber erhaben stand sie vor den Richtern, klar und fest vertheidigte sie sich gegen die niederträchtigen Lügen. Einstimmig zum Tode verurtheilt, 16. Okt., schrieb sie noch einen rührenden Brief an die Ihrigen und fuhr sofort mit rücklings gebundenen Händen auf dem Henkerkarren zum Schaffot. Als ihr Haupt fiel, tanzten „die Furien der Guillotine" jubelnd um's Blutgerüste.

Das Söhnlein Ludwig (XVII.) wurde einem der boshaftesten Jakobiner, dem Schuster Simon übergeben, der es langsam zu Tode quälte. Wie einen Schusterjungen schlägt

ihn der fast immer betrunkene Meister mit dem Knieriemen, stört geflissentlich seine Nachtruhe, zwingt ihn zum Branntweinsaufen 2c. Der arme Knabe bekam geschwollene Glieder, einen gekrümmten Rücken; er starrte vor Schmutz; denn in sechs Monaten bekam er kein frisches Hemd. So siechte er hoffnungslos dahin.

Auch den Herzog von Orleans führte man, 6. Nov., auf's Schaffot. Er war zwar einer von den Blutrothen, hatte sich Egalité (Gleichheit) umgetauft und mit allen Handwerksburschen Brüderschaft getrunken 2c.; aber das konnte er nicht wegbringen, daß er doch auch zu dem „verfluchten Königsgeschlecht" gehörte. Man sah ihn darum immer mißtrauisch an, und endlich bewies Robespierre, daß sein Tod für die Republik nothwendig sei, weil in seinem Geblüt ein Trieb zur Krone liege. Sein Haupt fiel unter Spottgelächter. Doch wandelte den armen Königsmörder Reue an.

Nun wurde auch durch ein Dekret die königliche Gruft zu St. Denis geöffnet und das Gebein der seit 1000 Jahren dort beigesetzten Herrscher, auch eines Ludwigs IX., Heinrichs IV. herausgerissen und unter abscheulichem Muthwillen zerstreut. Ebenso alle Denkmäler, welche an das Königthum erinnerten, im ganzen Reiche zerstört; alle lebenden Erinnerungen an dasselbe, alle noch aufzuspürenden königlichen Diener und Anhänger, sowie alle Feuillants und Constitutionellen vertilgte das Fallbeil. Nun noch einige Massenschlächtereien!

In Lyon, der zweiten Stadt Frankreichs, brach wie in Marseille, 29. Mai 1793, ein Aufstand gegen die Jakobiner aus, welche die reichsten Bürger theils ausgeplündert und rekrutirt, theils gefangen gesetzt hatten. Da ließ der Convent den General Kellermann mit 50,000 Mann gegen die treulose geächtete Stadt marschiren. Nach heldenmüthiger Vertheidigung mußte sie sich, von Hunger gezwungen, 9. Okt. ergeben. Jetzt schickte der Convent eine besondere Commission dahin, „um ein abschreckendes Exempel von Züchtigung der Treulosigkeit zu statuiren." Eigentlich sollte sie zerstört werden; das verhinderte Couthon durch Hinschleppung; nur die Häuser der innern Stadt wurden geschleift. Die Commission aber ergriff Männer und Frauen und schleppte sie zum Tode. Monatelang arbeitete die Guillotine bei Tag und Nacht; als die Henker ermüdeten, schoß man den Rest (6000) mit Kartätschen nieder. In Lyon, Bordeaux, Guyenne und Normandie kämpfte man nur für Sicherheit und Eigenthum; es gab aber auch royalistische Erhebungen.

In der Vendée, einem Landstriche am Atlantischen Meere, lebte ein friedliches, fest am Alten hängendes Acker- und Hirtenvolk, treu ergeben seinem Herrscherhause, seinem noch patriarchalischen Adel und seinen Geistlichen. Die königsmörderische, Adel und Kirche zerstörende Revolution erfüllte es mit tiefem Abscheu. Doch erst als sie die Rekrutirung traf, Febr. 1793, beschlossen die Bauern, lieber gegen, als für die Revolution zu kämpfen. Sie schlugen mehrere Generale und machten Tausende zu Gefangenen, die sie jedoch mild behandelten. Sie hatten ihr Ländchen Sept. von Feinden gesäubert, als der Convent in seiner Wuth dekretirte, daß alle Vendéer männlichen Geschlechtes ausgerottet werden sollten. Er sandte größere Heere aus, denen sie doch noch viel zu schaffen machten, bis sie im Entscheidungskampfe bei le Mans, 12. Dez. 1793, erlagen. Hier blieben 15,000 von ihnen auf der Wahlstatt und Tausende wurden gefangen, welche der Conventskommissär alle erschießen ließ. Hierauf durchzogen 12 Kolonnen der Revolutionsarmee den Landstrich und verheerten ihn mit Feuer und Schwert.

Kein Alter und Geschlecht wurde geschont, kein Versprechen der Begnadigung gehalten; nur darum, hieß es, haben wir euch Verzeihung zugesagt, daß wir euch leichter erwürgen könnten. Mit dem Niederschießen ganzer Scharen verband man noch teuflischwitzige Tödtungsarten. Carriere in Nantes brachte die Unglücklichen auf Kähne mit Fallböden, öffnete diese, und sie versanken in die Loire; das nannte man: republikanisch taufen. Man band auch Männer und Frauen nackt zusammen und stürzte sie so in den Strom, das hieß man: republikanische Hochzeiten. 400 Kinder wurden zumal ertränkt. Es war die ganze Hölle los, so kämpften denn auch Charette, Stoflet und andere Führer in Verzweiflung weiter.

Die Seestadt **Toulon** stand auch, Juli, gegen die Blutmänner auf. Bekriegt, bat sie die Engländer um Hilfe, und diese sandten ihr Schiffe zu; man rief nun Ludwig XVII. aus. Der Convent ließ sie mit 60,000 Mann belagern. Mehrere Versuche zur Einnahme schlugen fehl; doch herrschte drinnen Zwist der Royalisten und Constitutionellen. Endlich entwarf ein junger Artilleriehauptmann einen Angriffsplan, in dessen Befolgung Toulon erobert ward, 19. Dez. 1793. Die Engländer verließen den Hafen und nahmen drei Linienschiffe als gute Prise mit. Die Republikaner stürmten hinein und vollzogen an den Zurückgebliebenen die entsetzlichste Rache. Massenhaft wurden sie zusammengeschossen. Wer reich war, ob schuldig oder unschuldig, mußte sterben. Der Hauptmann aber war der 25jährige **Napoleon Buonaparte**, von Ajaccio auf Korsika, geb. 1769, da eben diese Insel von Genua an Frankreich verkauft wurde.

In der Kriegsschule zu Brienne gebildet, hatte er bis 1793 für die Befreiung seines Vaterlands von den Franzosen gekämpft, dann aber, als sein General Paoli die Engländer herbeirief, sich zu denen geschlagen, bei welchen sein Ehrgeiz die meiste Befriedigung finden konnte.

§ 8. Abschaffung des Christenthums.

Nachdem das Königthum bis auf die letzten Spuren vertilgt war, sollte auch das Christenthum und alle Religion vernichtet werden. **Hebert**, Leiter des Stadtraths, hat den Ruhm, der Vormann derer gewesen zu sein, welche es unternahmen, auch den himmlischen König zu entthronen. Der Vorderste unter seinen Anhängern, den Hebertisten, aber war ein Deutscher, **Klotz**, welcher sich unterschrieb: „Anacharsis

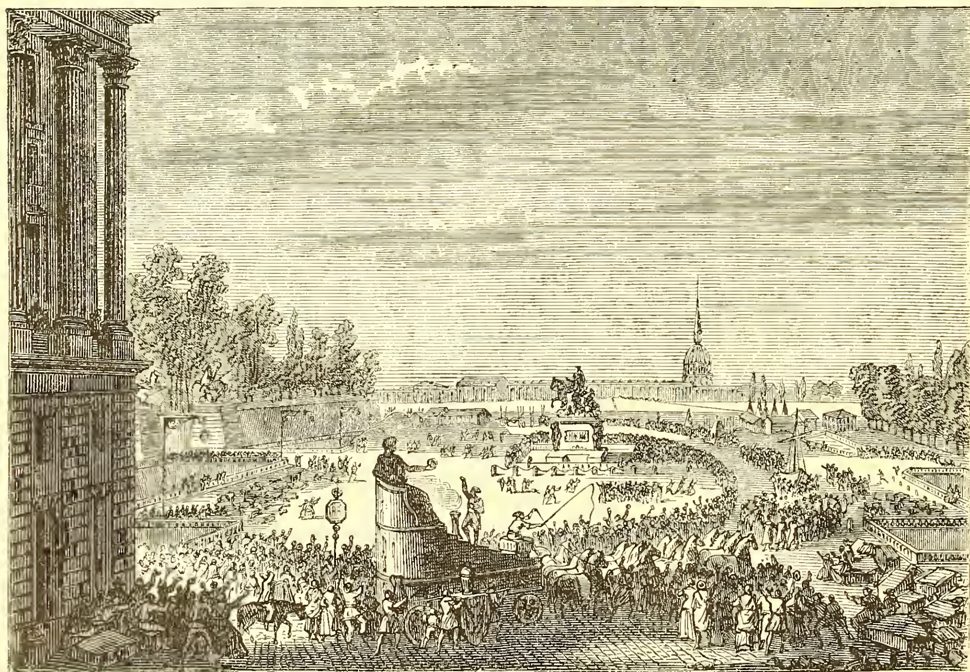


Fig. 246. Umzug der Göttin Vernunft in Paris.

Cloots, persönlicher Feind des Jesu von Nazareth." Schon 8. Okt. 1793 hatte man die christliche Zeitrechnung abgeschafft und eine **neue Aera**, beginnend mit dem ersten Jahr der Republik, gemacht. Jahre blieben; auch Monate ließ man,

gab ihnen aber andre Namen: Vendemiaire, Brumaire 2c. Die Wochen wurden abgeschafft samt dem Tag des Herrn, und die Monate je in drei Dekaden (Zehntage) getheilt. Nun kam, 7. Nov., von den Hebertisten bearbeitet, der Bischof Gobel von Paris mit vielen katholischen Geistlichen in den Convent und legten ihre Aemter nieder, die ihnen ihr erwachtes Gewissen fortzuführen verbiete; denn, so versicherten sie wetteifernd, sie hätten bisher nur mit Märchen und Gaukeleien das Volk betrogen. Mit einer ähnlichen Erklärung folgte ein evangelischer Geistlicher, Julien, welcher schloß: hinfort solle die Verfassung sein Evangelium sein.

Diese Kundgebung der Geistlichkeit entzündete das Volk zu höllischer Wuth gegen den bisherigen Cultus. Es stürmte in die Kirchen, stieß die Crucifixe von den Altären, zerschlug alle Bilder, warf alles Brennbare auf einen Haufen und zündete mitten in der Kirche ein Feuer davon an. Auf den Abendmahlsschalen schnitt man Würste auf, aus den Kelchen trank man Branntwein. Saufgelage wurden in den verheerten Kirchen gehalten und Tänze um die großen Feuer darin aufgeführt. Auf diesen Volkswillen sich stützend, brachte jetzt Hebert eine Petition an den Convent „um gänzliche Aufhebung des Christenthums“. Sie wurde wohlgefällig aufgenommen und sofort genehmigt, das Christenthum als Trug und Wahn feierlich abgeschafft. Dafür dekretirte man den Cultus der Vernunft, d. h. die menschliche Vernunft selbst sollte hinfort als Gottheit, in Gestalt einer Weibsperson, verehrt werden. Demnach wandelte man die Kirchen in „Tempel der Vernunft“ um und schritt ungesäumt zur Feier des neuen Gottesdienstes.

Siehe, da fährt, 10. Nov. 1793, die Opernsängerin Maillard, wohlgeschminkt im weißen offenen Kleide, einen himmelblauen Mantel hinten hinab, die rothe Jakobinermütze auf dem Kopf und eine Pike in der Hand, auf einem Triumphwagen (Fig. 246), den reichbebänderte Mädchen umtanzen, gefolgt von den ehrwürdigen Conventsgliedern und vielem Volk, nach der Hauptkirche Notredame. Dort wird sie auf den Hauptaltar gehoben und mit Verneigungen, Räucherungen, Ansprachen und Gesängen als Göttin der Vernunft verehrt. Daß die Reden und Lieder das tollste und schmutzigste Zeug enthielten und alles dabei lachte und lärmte, das störte begreiflich diesen Gottesdienst im geringsten nicht. Das Antichristenthum war vollendet.

In den Kirchen des Landes wurde dieser Cultus nachgeahmt. Die „Göttin der Vernunft war in der Regel ein liederliches, halbnacktes Weib. Auf die Altäre stellte man statt des Crucifixes die Büsten Voltaire's und Rousseau's, der großen Menschheitsbeglücker. Die Kanzel betrat der Bürgermeister und hielt eine Predigt über die Wohlthat der Aufklärung und gegen die fluchwürdigen Tyrannen. Statt der alten Heiligen gedachte man neuer mit Preis und Ehren, und als Erster der neuen Heiligen glänzte Marat! Wer noch zu Gott betete, wurde verhöhnt, mißhandelt, wohl gar getödtet.

Dieses Treiben des Wahnsinns und der namenlosen Verruchtheit dauerte mehrere Monate fort; daß der lebendige Gott damals Paris, die Mutter solcher Greuel, nicht untergehen ließ, ist doch wohl ein Zeichen, daß im Stillen noch mehr als zehn Gerechte darin waren. Mit der Abschaffung des Christenthums gieng der Verfall menschlicher Bildung Hand in Hand. Es offenbarte sich ein merkwürdiger Haß gegen jede Wissenschaft und die für wissenschaftliche Zwecke vorhandenen Anstalten. Die Pariser Universität und eine Menge höherer Lehrinstitute wurden aufgehoben. „Man braucht das Zeug nicht mehr, das da gelehrt wurde“, hieß es. Eine besondere Lust fand man am Verbrennen der Bücher, am Vernichten alter Handschriften und am Zerstören schöner Kunstwerke. Allseitige Barbarei nahm überhand.

§ 9. Wie die wilden Bestien einander selbst zerfleischen.

Nachdem die Jakobiner alle Gegner beseitigt, kehren sie sich gegen einander. Während Hebert als Schöpfer des neuen Vernunftcultus noch in frischem Ruhme strahlte, gedachte Robespierre ihn und seinen Anhang auszulöschen. Bei seiner

pedantischen Ordnungsliebe haßte er die nichtsnutzigen Verschwender und Diebe. Er wollte als „Präsident" oder „Dictator" der Beherrscher des jungen Staates werden.

Er war ein ächter Franzose in der Verehrung der Grundsätze; als es sich um die Erhaltung Haiti's handelte, sprach er unter donnerndem Beifall: Lieber mögen alle Kolonien hinfallen, als Ein Princip! Grundprincip der Demokratie ist aber die Tugend, die mild gegen andere, streng gegen sich selbst auftritt. Nur wäre sie unmächtig gegen die Volksfeinde ohne den Schrecken der strengen Gerechtigkeit. Befliß er sich, mit einem mäßigen, keuschen, uneigennützigen Leben ein Musterbild der Tugend darzustellen, so spotteten die Hebertisten seiner Moral und wälzten sich in allen Lastersümpfen.

Zuerst ließ Robespierre (Nov.) Worte fallen von einer nöthigen Reinigung des Jakobinerklubs; dann bezeichnete er den Hebert und seine Genossen als solche, „die ihren Patriotismus durch Betrügereien und Wollüste befleckt hätten". Als diese



Fig. 247. Robespierre.

Ultrarevolutionäre einen Aufstand anzetteln wollten, ließ der Wohlfahrtsausschuß den Hebert, Cloots, Momoro und weitere 17 verhaften, vom Revolutionstribunal verurtheilen und hinrichten, 24. März 1794. Hebert mußte auf's Schaffot geschleppt werden, da er vor Angst ohnmächtig geworden war. Sein Kopf fiel unter dem Jubel des Volks! Der Convent erklärte nun, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit seien jetzt an der Tagesordnung, und löste das Revolutionsheer auf. Jetzt machte sich aber Robespierre an einen Bedeutendern noch, an den großen Danton.

Warum aber? was hatte er gegen diesen? Eben das, daß er so groß war und ihm im Wege stand. Er gehörte doch zu den Gemäßigten, also Verschwörern! Danton hätte es nimmermehr gedacht, daß der Advokat von Arras sich auch an ihn wagen würde.

Allein dieser unterzeichnet seinen Todesbefehl, weil „er als Commissär in Belgien Schätze zusammengeraubt" rc., fährt dann noch mit ihm aus, und 31. März wird Danton mit seinen Freunden verhaftet. Vor das Revolutionstribunal gestellt, vertheidigte sich Danton mit seiner Donnerstimme so, daß alle Zeugen verstummten. Er verlangte, es solle ihm sein Verkläger gegenübergestellt werden; er wolle ihm die Larve herunterreißen, daß er mit Schmach abziehen müsse. Allein Robespierre hütete sich wohl, dem Donnerer gegenüberzutreten. Das Tribunal befand sich in nicht geringer Verlegenheit; doch aus Furcht vor dem furchtbaren Furchtsamen sprach es ein rasches Todesurtheil. Danton starb 4. April 1794 mit seinen Freunden. Auf dem Weg zur Guillotine sprach er: „Das ist mein Trost, der Feigling Robespierre wird mir folgen; ich ziehe ihn nach mir." Er gieng großsprechend in die Ewigkeit hinüber, „in's Land des Nichts!" Das Volk aber stand mit aufgesperrten Augen und Mäulern da.

Endlich erschien Robespierre als Herr der Republik, alles beugte sich vor ihm. Nunmehr machte er's aber auch einen rechten Ernst mit seiner „Tugend;" er pries sie noch eifriger mit Wort und Wandel und verkündigte, daß Frankreich eine „Tugendrepublik" sein müsse; das Volk sei umzuschaffen, lykurgisch zu erziehen. Also die Untugend mit aller Macht entfernen, alle, welche nur ihren eigenen Nutzen suchen oder mit unsittlichem Wandel Aergerniß stiften, ausmerzen. Damit kam das Blutregiment in noch stärkeren Schwung. Leute aus allen Ständen, Jung und Alt, Mann und Weib wurden als Lasterhafte eingezogen. Zugleich verkürzte man zur schnelleren Läuterung der Nation die gerichtlichen Förmlichkeiten bis auf ein Mindesttheil. Der Freund und Pfleger der Tugend wollte aber durch den Augenschein versichert sein, daß die Lasterhaften auch gewiß ganz ausgemerzt würden; darum mußten jetzt auch die auswärtigen Uebelthäter in Paris gerichtet werden. So fuhren denn aus allen Gegenden Frankreichs ganze Wagen voll Unglücklicher zu den Thoren der Hauptstadt herein, um dort abgeschlachtet zu werden, und das Pariser Volk konnte seine gräßliche Schaulust an Angst, Entsetzen und Blutvergießen auf's reichlichste befriedigen.

Auch die Industrie betheiligte sich an diesen Schlächtereien, indem eine Gerberei eingerichtet ward, die vielen Menschenhäute zu Leder zu verarbeiten. Es friert uns durch und durch. Man „schlug auch Münze mit der Guillotine", sofern sie die Zahl der Staatsgläubiger verminderte und den Betrag des confiscirten Guts steigerte. Jetzt wurden auch besonders viele Frauen zum Schaffot gebracht, an deren Hinrichtung der entmenschte Pöbel ein vorzügliches Vergnügen fand.

Am 11. Mai 1794 fiel endlich auch das Haupt der herrlichen Prinzessin Elisabeth. Diese war freilich so tugendhaft, daß Robespierre sie darum zu achten und zu schonen schien; ein andrer Wüthrich, Billaud Varennes, brachte sie auf's Blutgerüst, weil sie den König rc. so geliebt habe. Ihrer Hinrichtung schauten indessen alle lautlos zu, selbst die „Furien der Guillotine".

§ 10. Wiedereinsetzung Gottes. Robespierre's Sturz.

Nebst der Tugend half Robespierre nun auch der verachteten Religion wieder auf. Er versicherte, Hebert sei nicht nur ein Lasterhafter, sondern auch ein Narr gewesen; „Irreligiosität sei des Namens der Vernunft unwerth, baare Unvernunft; man müsse nothwendig ein höheres Wesen annehmen, das die Unschuld beschütze und das Verbrechen bestrafe" rc. Darüber hielt er 7. Mai eine lange und schöne Rede, welche mit allgemeinem Beifall angehört, sogar beklatscht wurde, und nach seinem schließlichen Vortrage dekretirt der Convent nun wieder „das Dasein Gottes" und zugleich „die Unsterblichkeit der Seele" und „daß die Gottheit den Menschen Pflichten auflege."

Also ist doch der liebe Gott wieder auf seinen Thron gesetzt! Uebrigens führte Robespierre nicht das Christenthum wieder ein, sondern nur die Vernunftreligion. Der liebe Gott, der durch seine Gunst die Zügel des Weltregiments wieder in die Hände bekommen, dankte ihm auch nicht dafür; denn von da an datirt sich Robespierre's Niedergang.

Mit dem Dekret mußte natürlich eine Feierlichkeit verbunden werden, und der Wiederbringer der Religion veranstaltete alsbald ein „Fest des höchsten Wesens," das er pompös anlegte. Am 8. Juni 1794 führte er den Convent in den Tuileriengarten. Er schritt, gleichsam als Oberpriester, in blauem Frack mit gelben Hosen, weißgepudertem Haar und einem Blumenstrauß in der Hand feierlich voran.

Im Garten war schon Paris versammelt, Groß und Klein, alles festlich gekleidet, mit Blumen geschmückt, von grünem Laub umwunden. Es standen aber da auf einer Erhöhung drei große Statuen von geöltem Papier, abscheulich anzusehen, die Bilder der Gottlosigkeit, der Selbstsucht und der Zwietracht. Nach vorausgegangener Musik hielt Robespierre eine Rede über den Zweck der heutigen Feier; dann nahm er eine Fackel und verbrannte im heiligen Eifer die Gottlosigkeit, Selbstsucht und Zwietracht. Dafür erhoben sich aber jetzt andere Bilder, vorstellend die Weisheit, die Tugend, die Freiheit, die Rechtschaffenheit, die Schamhaftigkeit ꝛc., freilich etwas geräuchert. Nachdem man diese eine Weile angegafft, zieht man nach dem Marsfeld, wo man an dem Vaterlandsaltar auf's neue schwört, für das Vaterland leben und sterben zu wollen. Das war das Fest des höchsten Wesens! Jedermann hatte das Gefühl von einer Posse. Robespierre sah die zum Lachen verzogenen Gesichter seiner Franzosen und sein Herz wurde bitter; auf dem Heimwege flüsterten ihm Unbekannte Spöttereien zu vom neuen Muhammed; und seine Bitterkeit ward zur Wuth, als ihm zuletzt noch Freunde über das mißrathene Fest Vorwürfe machten.

Robespierre gewahrte, wie viele Feinde der Vaterlandswohlfahrt noch vorhanden seien und wie Noth es thue, die Arbeit des Revolutionstribunals zu beschleunigen. Darum schlug er, 10. Juni, ein neues Gesetz vor, welches den Kreis der Fälle, in denen man die Todesstrafe verwirkt haben sollte, noch bedeutend erweiterte; wer z. E. nur die Absicht verrathe, der öffentlichen Moral zu schaden, sollte sterben. Auch sollte gar keine Vertheidigung der Angeklagten mehr stattfinden, sondern alles dem Gewissen der Richter überlassen sein. Zu seiner Verwunderung fand er dießmal Widerspruch. Aber es sah eben jedermann ein, daß bei solchen Gesetzen kein Einziger mehr seines Lebens sicher sei, und da rafften sich denn doch Etliche zur Opposition gegen den Schrecklichen auf. Indessen hatte er annoch ein solches Gewicht im Rathe, daß sein Vorschlag zum Gesetz erhoben wurde.

Seitdem verdoppelte und verdreifachte sich noch die Zahl der Opfer. Die Agenten erfanden und machten Gefängnißverschwörungen, um schneller aufzuräumen. Die Schreckensherrschaft war jetzt auf ihrer Höhe. Dumpfe Angst lag auf Allen, die ganze Nation konnte sich der Guillotine bestimmt glauben, oder sah den Hungertod vor sich. In England erschien ein Zerrbild, auf welchem das französische Volk als eine Masse Menschen ohne Köpfe um eine Blutbühne steht, während der Scharfrichter eben dran ist, zum Beschluß sich selber zu guillotiniren. Bei dem unaufhörlichen Würgen wurde übrigens die neugierige Menge endlich gleichgiltig; höchstens hatten noch Hinrichtungen zarter Frauen und Mädchen einigen Reiz für sie. Selbst der Pariser Pöbel war nun vom Guillotinenschauspiel übersättigt.

Und jetzt erfolgte ein rascher Umschlag. Während die Milderen den Wütherich haßten und schwiegen, wendeten sich die Hebertisten, wie Collot, Billaud, und Dantonisten wie Tallien und Bourdon, im Verdachte, daß er auch ihre Köpfe dem Beil geweiht haben möchte, scheu von ihm ab und schloßen sich insgeheim zusammen. Zunächst stieß er im Convent und namentlich im Wohlfahrtsausschusse, der ihm sonst sklavisch gedient hatte, auf stärkere Opposition. Er staunte. Aber wie er je und je kein rechtes Herz im Leibe hatte, so verließ ihn nun auch seine Klugheit. Er zog sich von den Sitzungen eine Zeitlang grollend und schmollend zurück, dafürhaltend, man könne ihn, die Hauptperson im Revolutionsdrama, nicht entbehren. Für ihn mußte St. Just 22. Juli die Nothwendigkeit einer Diktatur befürworten und dazu den unbestechlich Tugendhaften vorschlagen, während der Klub sich über das Auftauchen einer neuen gemäßigten Partei beschwerte. Man rüstete sich zum Treffen.

Am 26. Juli 1794, nach neuer Zeitrechnung 8. Thermidor 2, erschien Robespierre wieder einmal im Convent. Er begann zu klagen über Convent und Wohlfahrtsausschuß, daß die Mehrzahl ihrer Mitglieder aus unlauteren Subjekten bestehe; man müsse die Regierung stärken und vereinfachen; aber man merkte ihm eine Unsicherheit an, denn gerade heraus die Verurtheilung der Unwürdigen verlangte er doch nicht. Cambon entgegnet: ein Einziger lähmt die Arbeiten der Regierung und das ist Robespierre. Da zeigte er sich verschüchtert, und wollte die Uebelthäter, deren Tod er suche, nicht namhaft machen. Wie ein Besiegter verließ er den Kampfplatz und Abends im Jakobinerklub heulte er: „Ich bin bereit, den Becher des Sokrates zu trinken!" Doch dort tröstete und stärkte man ihn wieder. Uebrigens versammelten sich in derselben Nacht auch alle seine Gegner und beschlossen den letzten Kampf.

Am 9. Thermidor kam es zur Entscheidungsschlacht. St. Just verlangt im Convent, daß die Feinde Robespierre's in Anklagestand versetzt werden sollten; nach wenigen Minuten der Rede wird er durch allgemeines Murren und Lärmen übertäubt. Nun erhebt sich Tallien und greift Robespierre samt Consorten leidenschaftlich an, nennt ihn einen Tyrannen, der ganz Frankreich verderben wolle, und ruft: „Ich erkläre, daß ich dem Tyrannen den Dolch in's Herz stoßen werde, wenn ihn der Convent nicht verurtheilt!" wobei er wirklich einen Dolch entblößt. Schon erhebt sich fast die ganze Versammlung und fordert die Verhaftung Henriots, der die Nationalgarde für Robespierre bereit stellte. Sie wird verfügt. Robespierre erschrickt, sitzt sprachlos da; endlich stürzt er nach der Rednerbühne. Man stößt ihn zurück. Er ruft um's Wort; Präsident Collot verweigert es ihm. Vergebens wendet er sich an den „Berg", vergebens an die „reinen Männer" der Rechten. Blaß und zitternd schreit er: „Zum drittenmal, Präsident von Meuchelmördern, begehre ich das Wort!" Umsonst, die Schelle des Präsidenten weist ihn ab. Wie er wieder schreien will, versagt ihm die Stimme. Einer ruft ihm zu: „Das ist Dantons Blut, was dir die Stimme erstickt." Furchtbares Getümmel. Robespierre wird samt seinen nächsten fünf Freunden verhaftet und fortgeführt.

Als das Volk sein Schicksal erfuhr, schien es jedermann unglaublich. Aber es bestätigte sich und den Meisten war es lieb. Indessen ließ der Stadtrath die Sturmglocke läuten und man befreite ihn und seine Mitgefangenen. Im Stadthaus wollen sie sich vertheidigen; Kanonen werden aufgeführt ꝛc. Aber Robespierre sitzt im Saale wie gelähmt, er kann keine Befehle mehr geben, das göttliche Gericht hat ihn ereilt. Seine Gesellen zagen auch. Derweilen erklärt der Convent sie alle als Rebellen für vogelfrei. Ein Conventsglied, Barras, sammelt die Nationalgarde zum Schutz des Convents; ein anderer verjagt die Jakobiner und schließt ihren Club; Bourdon führt ein Bataillon vor das Stadthaus. Die Vertheidiger werfen die Waffen weg und laufen davon. Robespierre will sich mit einer Pistole erschießen, zerschmettert sich aber nur die Kinnlade. Man trägt ihn auf einer Bahre nach dem Lokal des Wohlfahrtsausschusses. Dort liegt er auf einer Tafel den Rest der Nacht. Wenn man ihn fragt, antwortet er nicht. Ein Bürger sah ihn lange an und sprach: „Ja, Robespierre, es gibt einen Gott!" Nachmittags wurde er auf dem Henkerkarren zur Guillotine gebracht. Mit seinem eingebundenen zerschmetterten Gesichte ein schauerlicher Anblick. Eine Frau sprang aus der Menge hervor und schrie: „Mörder aller der Meinigen, im Namen aller der Tausende, die du gemordet oder elend gemacht hast, lege ich den Fluch auf deine Seele!" Er schwieg. Als ihm aber auf dem Schaffot das angeklebte Tuch vom Gesichte gerissen ward, schrie er laut auf. Nach verrichtetem Werk zeigte der Scharfrichter seinen Kopf und alles Volk jauchzte! Am selben und nächsten Tage wurden noch 92 seiner Getreuen guillotinirt, darunter der Schuster Simon. Die Hand der göttlichen Gerechtigkeit findet jeden.

§ 11. Die Direktorialregierung.

Mit dem Sturze Robespierre's trat auf einmal ein neuer Zustand ein: Alles athmete wieder auf und athmete milder. Ein Strahl der göttlichen Barmherzigkeit blickte nach der schweren Züchtigung wieder das arme Frankreich an. Die Thermidorianer, d. i. die Sieger vom 9. Thermidor, zum Theil Leute der äußersten Linken, waren jetzt entschlossen, der Revolution Einhalt zu thun, oder dazu genöthigt

durch die Macht der Verhältnisse. An 2 Millionen Menschenleben hatte das entsetzliche Ungeheuer verschlungen. Sofort wurden in Paris und im ganzen Lande die Gefängnisse geöffnet und Hunderttausende, über denen das Mordbeil geschwebt, kehrten in die Arme der Ihrigen zurück. Die freigewordene Presse brachte jetzt erst die Greuel in Nantes (S. 757) zur Sprache; und die Köpfmaschine hatte nur noch einigen von denen den Lohn zu geben, die sie vorhin am stärksten in Thätigkeit gesetzt hatten. Eine Amnestie beruhigte die Vendée. Dann wurde die Todesstrafe wegen politischer Vergehen abgeschafft. Schwergravirte deportirte man in die Wildnisse Guayana's. Frauen besserer Art eröffneten Gesellschaftskreise, in welchen, wenn auch nicht das Christenthum, doch die Menschlichkeit gepflegt ward. Der rohe Sanscülottismus wurde von ihnen aus verbannt.

Wohl war noch ein Ueberbleibsel der Blutrothesten vorhanden, der „Terroristenrumpf," auch Schweif Robespierre's genannt. Der Jakobinerklub öffnete sich wieder und machte einige Versuche, durch Pöbelaufstände den Terrorismus wieder herzustellen. Sie wurden mit Hilfe der Nationalgarde und namentlich der „Goldjugend" niedergeschlagen. Auf den Rath einer Frau von Fontenay, mit welcher Tallien lebte, thaten sich nämlich einige tausend junge Leute aus den Gebildeten zusammen, um die Ruhe der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. Täglich vertheilten sie sich, mit eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet, in die Straßen, um jeden Unfug im Entstehen zu unterdrücken. Am 11. Nov. sprengten sie den Klub auseinander, und als die „Furien der Guillotine" oder „Witwen Robespierre's" sich zu seiner Hilfe zusammenrotteten, peitschten sie die heillosen Weiber durch die Straßen. Der Jakobinerklub wurde geschlossen und das Gesindel der Vorstädte entwaffnet. Der Wohlfahrtsausschuß trat in den Hintergrund. Die vordem ausgeschlossenen moderateren Deputirten, so viel ihrer noch lebten, rief man in den Convent zurück. Der christliche Gottesdienst wurde wieder freigegeben und in $^9/_{10}$ der Gemeinden eingeführt. Freilich war das Land zum Tod erschöpft. Die Assignaten, welche im Thermidor 33 Prozent galten, sanken immer tiefer. Es bildeten sich Räuberbanden und im Süden rächte man sich durch Mordthaten an den Terroristen.

Doch wollten die siegreichen Thermidorianer die Reaktion nicht bis zum Königthum zurückgehen lassen, welches die Mehrzahl des Volks wünschte; eine Republik sollte bleiben. Darum blieb auch der arme Kronprinz gefangen und schändlich vernachläßigt, bis sein Tod, 8. Juni 1795, den Convent von seiner Furcht befreite. Endlich lieferte man seine Schwester wenigstens an Oesterreich aus. Eine neue Constitution vom Jahre 3 legte die vollziehende Gewalt in die Hände eines Direktoriums von fünf Männern; die legislative theilte sie an zwei Kammern, den Rath der Fünfhundert und den Rath der Alten (250 Glieder), von denen jener die Gesetze vorzuschlagen, dieser sie zu bestätigen oder zu verwerfen hatte. Fast ganz Frankreich nahm diese Constitution willig an, nachdem ein thörichter Versuch der Emigranten, durch eine Landung in Quiberon den Bürgerkrieg zu erneuern, von Hoche durch ein Blutbad vereitelt worden war, Juli 1795. In Paris jedoch, wo man freilich am meisten hatte lernen können, was für ein beglückend Ding eine Republik sei, war den Bürgern bereits das Königthum wünschenswerther. Auch empörte sie der Beschluß, $^2/_3$ der Wahlen müßten auf Glieder des Convents fallen (um ihnen Straflosigkeit auszuwirken). Darum trat die Nationalgarde, 4. Okt. 1795, gegen den Convent auf. Allein der übertrug seine Vertheidigung dem Barras und dieser dem zum General vorgerückten Bonaparte. Der schmetterte mit seinen Kanonen so energisch in die Bürgersoldaten hinein, daß er bald die Straßen von ihnen reingefegt hatte, womit er sich denn beim Convent großen Dank erwarb. Der Convent handelte mit den Widerspenstigen sehr gelinde; nur zwei ließ er tödten. Darauf besorgte er noch die Bildung der neuen Volksvertretung, ernannte noch die 5 Direktoren, lauter Königsmörder, wie Barras, Carnot rc., und löste 27. Okt. sich auf. Die Direktorialregierung trat sogleich ihr Amt an.

§ 12. Der General Bonaparte.

Wir müssen nun die Kriegsereignisse von 1794—95 nachbringen. Da war aber, wenigstens zu Land, eitel Glück auf Seite der Franzosen, die 871,000 Mann in's Feld stellten.

Sie siegten im Norden unter ihren tapfern Generalen Pichegru und Jourdan über die verbündeten, aber verzettelten Oesterreicher, Engländer und Holländer, nahmen Belgien wieder ein, eroberten alles nördliche deutsche Land links vom Rheine und warfen, Okt. 1794, die Oesterreicher gar über diesen Strom zurück. Letzteren lag nicht mehr viel am fernen Belgien, das sie lange gegen Bayern austauschen, für das sie jetzt in Polen Entschädigung holen, vielleicht auch Venedig nehmen wollten, alles im Bunde mit Rußland! Im strengen Winter auf 1795 griff Pichegru Holland an, eilte über das Eis der Ströme und Kanäle, trieb die holländischen und englischen Truppen bis an's Meer und bemächtigte sich der ganzen Republik. Aber wie gnädig handelt er mit derselben! Nun wird Holland eine erst recht „freie batavische Republik" und noch dazu durch ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich begnadigt. In Wahrheit ward es aber eine französische Provinz und für die erlangte rechte Freiheit bezahlte es gleich 100 Mill. Gulden. Das nämlich im Großen. Im Kleinen wurde noch jede Hütte geplündert. Die Preußen am Mittelrhein kämpften nur lau, geriethen gleichfalls in eine schlimme Lage und zogen auch, Okt. 1794, über den Strom zurück, so daß jetzt das ganze linke Rheinufer in französischen Händen sich befand.

Fragt man, was an dem Unglück der Koalirten schuld war? Weniger die unleugbare Uebermacht und Tapferkeit des Feindes als ihr gegenseitiges Mißtrauen, in Folge dessen sie nicht zusammenwirkten; namentlich die Rivalität von Oesterreich und Preußen, verschärft durch die Theilung Polens (S. 709); endlich die Saumseligkeit der übrigen deutschen Reichsstände, welche die Kosten der Kriegsrüstung und Kriegführung scheuten und immer riefen: „Wir können's nicht erschwingen!"

Zur See glückte es den Franzosen weniger: Die Engländer errangen auf der Höhe von Ouessant 1. Juni 1794 einen großen Sieg und nahmen ihnen nun ihre westindischen Kolonien weg. Und nachdem Holland in Verband mit Frankreich gekommen, machten sie auch auf holländische Kolonien Jagd und brachten unter anderem das wichtige Kapland und die Zimmtinsel Ceylon an sich. Doch kosteten die Subsidien an die Kontinentalheere so viel, daß Pitt gern Friede gemacht hätte, schon um das aufgeregte Irland zu beruhigen. Allein die französische Eitelkeit verschmähte ihn.

Preußen hatte nicht Eine Niederlage erlitten, aber doch ruhm- und nutzlos 3 Jahre gekämpft; sein Schatz war erschöpft; es sah, daß für den Augenblick in Frankreich nichts zu erreichen sei; mit Oesterreich zusammen zu wirken, schien nicht mehr möglich; so schloß es 5. April 1795 zu Basel einen Separatfrieden mit Frankreich ab. Es war nicht recht, daß sich Preußen vom übrigen Deutschland löste; es ist ihm auch seine Untreue bitter vergolten worden. Aber der österreichische Minister Thugut hatte ja auch allen deutschen Interessen den Rücken gewendet und 3. Jan. gegen Preußen einen Waffenbund mit Rußland geschlossen (S. 709). Auch des Kaisers Bruder in Toskana hatte sich (Febr.) mit Frankreich ausgesöhnt. Norddeutschland schloß sich mit Preußen in den Basler Frieden ein, und eine Demarkationslinie, wie die spätere Mainlinie, trennte jetzt Süddeutschland von der preußischen Machtsphäre, deren Grenze die Franzosen nicht zu überschreiten versprachen. — Die von einer Seite gelöste Koalition gieng noch weiter auseinander. Auch Spanien schloß Friede mit Frankreich, 22. Juli 1795, nachdem der Pyrenäenkrieg eine ihm sehr ungünstige Wendung genommen; bald verwandelte der elende Minister Godoy den Frieden in ein inniges Bündniß. Oesterreich, mit England und Rußland verbündet, blieb fast allein in den Waffen gegen die gewaltige Landmacht der Franzosen; nur Sardinien und 3 deutsche Kreise hielten noch mit ihm. Am Rhein kämpfte

es glücklich unter Clerfait, dem aber der Minister Thugut um seines Selbstgefühls willen den Abschied gab.

Die Oesterreicher hätten Frieden (nebst Bayern statt Belgien) haben können, wenn sie auch Mailand hergegeben hätten. Da sie sich sträubten, begann nun erst die Siegeslaufbahn der Franzosen. Diese stellten für 1796 drei große Armeen auf, eine am Mittelrhein unter Jourdan, eine zweite am Oberrhein unter Moreau und eine dritte in Italien, über welche Bonaparte das Kommando empfieng. Hier hatte Oesterreich um seine schöne reiche Lombardei zu kämpfen und stellte gegen seinen gefährlichsten Gegner sein kleinstes Heer unter Beaulien, einem braven Greis auf. Der junge Bonaparte, der sich das Vertrauen der Franzosen schon in hohem Grade erworben, stand ihm gegenüber. Ein kleiner schmächtiger Mann, mit einem schönen „ächtantiken" Kopfe. Sein Wesen war eckig und verschlossen, erst schweigsam, dann sich zum Erguß erhitzend. Doch blickte für ein schärferes Auge sein rastlos Pläne entwerfender, rasch entschlossener Geist hindurch. Sein natürlicher Verstand übersah alle. Wissenschaftliche Kenntnisse besaß er in der Geschichte und Mathematik, sonst äußerst wenige. — Er war 1796 der Früheste im Feld. Er traf die Armee in der Felsenwüste der Seealpen kläglich beschaffen, halb nackt und halb verhungert. Durch seine energische Sorge war ihren nöthigsten Bedürfnissen bald abgeholfen: das Uebrige müsse man im reichen Italien beschaffen. Wie hinreißend wußte er auf ihren Geist zu wirken. Er verstand es, seine Franzosen bei ihrer Eitelkeit anzufassen und durch prächtige Worte zu Großthaten anzuspornen. Immer ließ er durchscheinen, daß Jeder, wie er, General werden könne. Im April fiel er in Piemont ein. Er drang zwischen die lose verbündeten Oesterreicher und Sardinier ein, schlug sie bei Montenotte, Millesimo, Mondovi schnell nach einander. Von jedem auch kleinen Siege schickte er einen ruhmreichen Bericht nach Paris und in die Welt. Großsprecherei war ihm eigen, neben wirklicher Tapferkeit. Der Sardenkönig Viktor Amadeus III., unzufrieden über Oesterreichs Eifersucht, zog sich vom Kampfe zurück, indem er mit Bonaparte über einen Frieden verhandelte, der ihm auch gegen Abtretung von Savoyen und Nizza bewilligt ward.

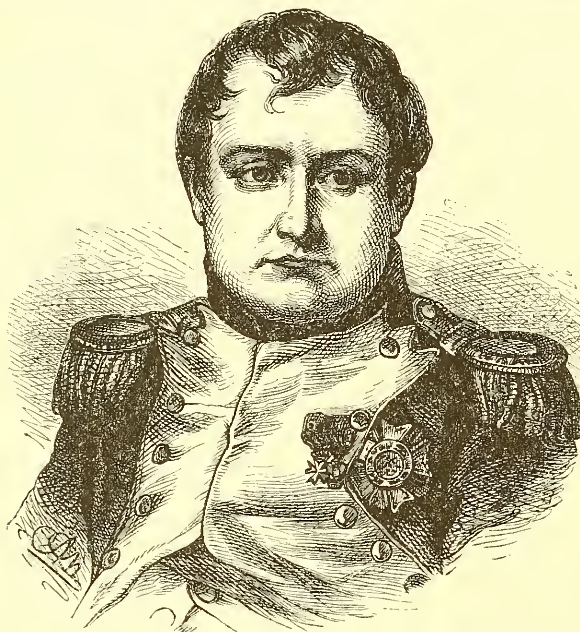


Fig. 248. Napoleon Bonaparte.

Bald mußte er zum Bunde werden. Durch diesen Abfall geschwächt, konnte der alte Beaulien nun gar nicht weiter Stand halten; er mußte eilig retiriren. Warum aber war seine Armee nicht stärker? Weil die Oesterreicher für einen möglichen preußischen Krieg in Böhmen und Galizien rüsteten!

Bonaparte drang in die Lombardei ein. Bei Lodi wollte er 10. Mai über

eine lange und enge Brücke der Adda gehen, welche vom österreichischen Geschütze furchtbar bestrichen wurde. Er eilt im Sturmschritt hinüber und schlägt die Oesterreicher jenseits zurück. Davon lief natürlich ein sehr stolzer Bericht nach Hause. Auch die lombardische Hauptstadt, Mailand, ließ sich nicht gegen ihn halten. Der Statthalter Erzherzog Ferdinand floh. Bonaparte rückte am 16. Mai triumphirend ein. Er verkündigt gleich: „Mailänder! Lombarden! ihr sollt jetzt frei sein" und in der nächsten Stunde legte er der Stadt eine Contribution von 20 Mill. auf. Andere Millionen zahlten Parma und Modena für bloßen Waffenstillstand. Empörte sich das ausgesogene Landvolk, so stellte ein Blutbad wie in Pavia bald die Ruhe her. Nachdem Beaulieu die Besatzung des festen Mantua verstärkt hatte, zog er sich kummervoll nach Tirol zurück.

Moreau gieng bei Straßburg über den Rhein, erst nachdem Wurmser in's bedrohte Tirol abgezogen war. Er schlug die Schwäbischen Kreistruppen bei Kehl, drang durch den Schwarzwald, überschritt den Neckar und bemächtigte sich des Schwäbischen Kreises. Er legte ihm eine Contribution von 25 Millionen Franken und ungeheure Naturallieferungen auf. Jourdan zog von Norden her bis Frankfurt a. M. und brandschatzte die Stadt um 12 Mill., überflutete den Fränkischen Kreis und ließ ihn außer maßlosen Leistungen an Lebensmitteln, Kleidern, Pferden 2c. noch 14 Millionen baar bezahlen. Württemberg, Baden 2c. schlossen zugleich Separatfrieden mit der Republik unter Bedingungen, welche sie zu deren Vasallen machten.

So machten es die Franzosen überall, wo sie hinkamen. Wahrlich die deutschen Gebiete entrichteten diesem Feinde das Dreißigfache dessen, was sie zu seiner Abwehr dem Vaterland zu opfern für „unerschwinglich" erklärt hatten! Und wie führten sie sich sonst auf, diese übermüthigen, unflätigen Menschen! Gutes, deutsches Essen warfen sie, als für sie zu schlecht, samt den Schüsseln zum Fenster hinaus! Ihren Mist legten sie auf die Altäre nieder! Kein weibliches Wesen war vor ihrer rohen Gier sicher; Frauen flohen vor ihnen zu Hunderten in die Wälder! Doch es wendet sich das glänzende Blatt.

Den Oberbefehl über die 140,000 Oesterreicher führte der jugendliche Erzherzog Karl (Fig. 249), des Kaisers Bruder. Wie nun die Franzosen zu möglichst weiten Plünderungen auseinander strebten, entfaltete er ein schönes Feldherrntalent. Er warf sich in der Oberpfalz auf Jourdan, schlug ihn bei Neumark und Amberg, 21.—24. Aug., und besonders noch bei Würzburg 3. Sept., so daß seine aufgelösten Truppen von der kaiserlichen Reiterei und dem überall sich erhebenden wüthenden Landvolke verfolgt, in wilder Flucht an und über den Rhein eilten. Allein im Spessart blieben Tausende zurück, welche die Bauern mit ihren Dreschflegeln erschlagen hatten. Moreau war in Bayern eingebrochen, hatte München besetzt und dort 10 Millionen Geld und werthvolle Güter des Kurfürsten eingesteckt; als er die Nachricht von Jourdan's Schicksale hörte, machte er sich sachte auf den Rückweg, gewährte aber noch 7. Sept. den kopflosen Bayern einen theuer erkauften Waffenstillstand. Jedoch die Oesterreicher drängten ihn so, daß es ihm nur durch ihre Zertheiltheit gelang, über den Rhein zu entrinnen; ein Rückzug mit 58,800 Mann, der ihm übertriebenes Lob eintrug.

In Tirol vereinigte sich das Beaulieusche Corps mit Wurmser und drückte mit 57,000 Mann stark auf die 45,000 Franzosen; sie mußten Mantua's Belagerung aufgeben. Er begieng aber den Fehler, sein Heer zu theilen. Bonaparte schlug beide Theile einzeln bei Lonato 3. Aug. und Castiglione 5. Aug. Wurmser kehrte beschämt in die Tiroler Berge zurück, stärkte sich dort und brach abermals gegen Bonaparte hervor; der Ungeschickte wurde bei Bassano geschlagen und mußte sich 15. Sept. in die Festung Mantua werfen. — Ein neuer Feldherr, Alvinzy, mit neuem Heere erscheint aus Tirol und wird bei Vicenza besiegt. Als sich aber eine einzelne französische Division von ihm schlagen läßt, schreibt Bonaparte

auf die Fahne derselben: Sie gehört nicht mehr zur Armee von Italien! Wie griff das doch der Division in's Herz! Wie glühte sie, ihre Ehre zu repariren! Da die Oesterreicher weitere Fortschritte machten, warf sich Bonaparte mit Heftigkeit auf sie und es erfolgte die heiße Schlacht bei Arcole, 15.—17. Nov., welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Denn beim Zurückrennen von einem mißlungenen Brückensturm wurde er von seinen Leuten überstürzt und vom scheuen Pferd in einen Sumpf geworfen, aus dem ihn seine Grenadiere mit Mühe herauszogen. Die Oesterreicher verloren doch noch die Schlacht und über 10,000 Mann. Am 14. Jan. 1797 erlitt der mit frischen Truppen verstärkte Alvinzy bei Rivoli eine so schreckliche Niederlage, daß er fast aufgerieben ward. Hier wurden 18,000 Oesterreicher gefangen. Am 3. Febr. fiel Oesterreichs Hauptbollwerk, das belagerte Mantua.



Fig. 249. Erzherzog Karl von Oesterreich.

Von Hunger und Seuchen bedrängt kapitulirte Wurmser, zog selbst mit seinen Offizieren frei ab, ließ aber 21,000 Gefangene zurück. Schon strahlte Bonaparte als erster Feldherr seiner Zeit; seine Kunst war's, wenn die Vordertreffen sich abgerungen hatten, durch die Schläge der aufgesparten Reservetruppen die Entscheidung zu erzwingen, ohne Rücksicht auf Schonung seiner Leute.

Neben seiner Arbeit in der Lombardei beschäftigte er sich auch mit andern italienischen Staaten und unterwarf sie förmlich oder doch thatsächlich der französischen Herrschaft. Dabei traktirte er sie nach seiner Art. Den Herzogen nahm er nebst großen Geldsummen auch ihre schönsten Gemälde weg, die er zur Aufstellung nach Paris sandte. Neapel löste er von der Koalition ab. Dem Papste zwang er 34 Millionen ab, dazu 100 seiner vorzüglichsten Bilder und 200 der seltensten Manuscripte. Das ward jetzt Mode, aus den unterjochten Ländern die Schätze der Kunst und Wissenschaft fortzuschleppen; man wollte nach der sanscülottischen Roheit wieder Sinn für Kunst und Wissenschaft haben. In Bologna legte er den Keim zu einem neuen Freistaat auf Kosten des Papstes. Das friedliche Livorno strafte er für die Uebergriffe der Engländer um 40 Millionen. Geld erpreßte er soviel, daß er nicht nur seine Soldaten unterhalten und reich beschenken, sondern auch große Summen nach Paris in die immer leere Staatskasse und an die Feldherren am Rheine schicken konnte. Der Ruhm „eine Stütze seiner Regierung und ein Wohl=

thäter seiner Waffenbrüder zu sein," vergnügte ihn sehr. Uebrigens trug er sich in Italien von Anfang an nicht als ein General der Republik, sondern als ein Fürst. Er hielt dazwischen in Mailand mit seiner Gemahlin Josephine, verwitweten Beauharnais, die er aus Frankreich hatte kommen lassen, einen ordentlichen Hof. Er organisirte Italien nach seinem Gutbefinden, stiftete eine cispadanische Republik (Bologna), eine Ligurische (Genua), Juni 1797 auch eine Cisalpinische (Mailand).

Im März 1797 brach er mit starker Streitmacht auf, willens, gerade auf Wien loszugehen. Oesterreich hatte nach so schwerem Mißgeschick seiner andern Feldherrn den siegreichen Erzherzog Karl nach Italien gerufen, doch ohne sein Heer, das in Deutschland zurückbleiben mußte. Karl fand aber in Italien nur schwache und entmuthigte Heerestrümmer. Er zog sie eben am Tagliamento zusammen; da rückte Bonaparte mit dreifacher Uebermacht gegen ihn heran. An eine Schlacht konnte er nicht denken; er unternahm einen, jedoch unglücklichen Rückzug; er zog gen Villach; Bonaparte drang ihm stürmisch in die Alpen nach, ereilte, schlug ihn bei Valvassonne, 16. März, schlug ihn hoch oben bei Tarvis, 23. März. Letzteres Gefecht hieß Bonaparte „die Schlacht über den Wolken." Karl flüchtet gen Klagenfurt; Bonaparte verfolgt ihn auch dahin. Der Erzherzog kommt nach Judenburg, fast ganz von Truppen entblößt. Auf einmal empfängt er einen gar freundlichen Brief von Bonaparte, 31. März, „ob denn kein Mittel sei, dem Blutvergießen ein Ziel zu setzen? Ob nicht er Deutschlands Retter, Wohlthäter der Menschheit werden wollte?" Karl war gegen Beendigung des Kampfes, weil ein Umschlag zu hoffen stand; aber Thugut in Wien griff begierig nach einem günstigen Ländertausch und schloß rasch den Waffenstillstand von Leoben, 18. April 1797.

Mittlerweile gieng Bonaparte über den sanftmüthigen Freistaat Venedig her. Um an diesem eine Entschädigung für den Kaiser zu gewinnen, veranstaltete er darin einen demokratischen Aufstand. Wie dann die Bauern Lombarden und Franzosen todtschlagen, bedroht er den Dogen Manin mit Krieg „wegen schwärzesten Verraths." Dieser schickte sogleich 10 Mill. an's Direktorium, sich damit Ruhe zu erkaufen. Allein Bonaparte kehrte sich daran nicht, schürte die Volkswuth durch blutige Strafgerichte, erklärte dann, 2. Mai, dem altersschwachen Staat den Krieg und verwandelte, 16. Mai, seine Oligarchie in eine Demokratie. Er nahm aber dem Staat mit seiner Selbständigkeit auch sein übriges Geld, seine Schiffe, Gemälde, Statuen und die kostbarsten Handschriften, um ihn so ausgeplündert zu verschachern. — Letzteres geschah zu Campo Formio, wo die Friedensverhandlungen, die er mit bodenloser Doppelzüngigkeit begonnen, zu Ende geführt wurden. Lange wurde geschachert. Einmal, da Graf Cobenzl in seine Forderungen nicht willigen wollte, ergriff er zornig ein kostbares Porzellanservice, schmetterte es zu Boden und stürzte fluchend aus dem Saal. Der Friede von Campo Formio kam endlich zu Stande, 17. Okt. 1797. Oesterreich verzichtete darin auf das ferne Belgien, die Lombardei und Modena und erhielt dagegen das nahe Venedig, so daß es sich glücklich arrondirte. In einem geheimen Artikel war ihm künftige noch weitere Entschädigung auf deutschem Boden versprochen, wogegen es aber das linke Rheinufer Frankreich zuerkannte. Die deutschen Fürsten, welche dort verlören, sollten diesseits des Rheins (namentlich auf Kosten der geistlichen Herrschaften) entschädigt werden. Nur Preußen sollte keine Gebietserweiterung erhalten!

Es war nicht ehrenvoll für Oesterreich, Geraubtes für Rechtmäßigbesessenes einzutauschen, und schmachvoll für das Haupt des deutschen Reiches, einen schönen Theil desselben dem Erbfeinde preiszugeben, sowie Gebiete Anderer, die unter seinem kaiserlichen Schutze standen, selbst an sich zu ziehen. Hier springt uns Habsburgs Sünde in die Augen, für die es nachmals so schwer gezüchtigt ward. So selbstsüchtig handelten beide Großmächte Deutschlands in Folge von dessen grenzenloser Zersplitterung, der Ausschließung des Volks von

jeder Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, der Enge und Unfreiheit des äußeren Lebens, für welche die Gebildeten im Reich der Ideen, bei großen Dichtern und Denkern ihren einzigen Ersatz suchten. Es schien damals Wahnsinn, sich selbst zu opfern, um dem Nachbar zu Hilfe zu eilen oder für ein Ganzes, das Reich, etwas zu wagen!

Die Oesterreicher nahmen sogleich von Venedig Besitz und die Venediger mußten sich in das Unabwendbare fügen. Als aber der alte Doge den Akt der Uebergabe vollendet hatte, fiel er todt zur Erde. So gieng die „Königin der Adria“ traurig unter. Die Franzosen schmollten darüber, daß Bonaparte Venedig an Oesterreich ausgeliefert, aber er beruhigte sie: „Ich habe es dem Kaiser nur geliehen; er wird's nicht lange behalten.“ Dagegen freute er sich des Besitzes der jonischen Inseln und begann über die zerfallende Türkei und das neuzubelebende Griechenland seine Netze auszubreiten. Er roch das Meer und wünschte nun England zu fällen. Das Veltlin, das „frei“ sein wollte, löste er von der Schweiz ab und schlug es zu Cisalpinien.

Im Innern Frankreichs gieng's derweilen gar nicht zum Besten her. Die Glieder des Direktoriums waren uneins unter sich; ein Theil mehr conservativ, der andere mehr demokratisch, rieben sie sich beständig an einander. Endlich überwog darin eine verbissene Demokratie; dieser sandte Bonaparte seinen Haudegen Augereau, welcher, 3. Sept. (18. Fructidor), zu einem Staatsstreiche helfen mußte. Die gemäßigten zwei Direktoren und 209 Abgeordnete wurden nach Cayenne deportirt; so entstand wieder eine halbe Schreckensherrschaft, vor der alle Royalisten zittern mußten. Eine irgend beruhigende Einrichtung war für Frankreich noch nicht gefunden. — Das Uebel aber, über welchem die Revolution begonnen hatte, die Zerrüttung der Finanzen, erreichte unter dem Direktorium den höchsten Grad. Man hatte sich in der Noth mit Papiergeld geholfen und dessen 45 Milliarden fabricirt, ehe Februar 1796 die Assignatenpresse verbrannt wurde. Da galten 1000 Fres. Papier 1 Silberfranc. Sie wurden nun außer Werth gesetzt, wodurch Tausende von Familien vollends um den Rest ihres Vermögens kamen. War nun wohl der Staat auf einmal von einer ungeheuren Schuld frei, so hatte er doch kein Geld. Ein neues Papiergeld kam auf, Mandate, die ein Jahr lang sanken und sanken, bis sie nichts mehr galten. Man brachte neue Steuern aller Art auf, mit welchen allerdings nur die noch etwas Besitzenden belegt, mittelbar aber auch die Unvermöglichen gedrückt wurden, deren Mancher den Hungertod fand. Und alle Steuern und der Verkauf aller Nationalgüter und die Millionen, welche Bonaparte in den Staatsschatz sandte, langten nicht von fern, weil fast sämtliche Regierungsbeamte den schändlichsten Unterschleif begiengen. Man gestand offen, der Krieg dürfe nicht aufhören, weil man nichts habe, die heimgekehrten Soldaten zu unterhalten. Da träumte denn ein Urkundenfälscher Babeuf vom gleichen Rechte aller Menschen auf Genuß, erklärte das Eigenthum für die Wurzel alles Uebels und versuchte alle Besitzverhältnisse umzuwälzen; er wurde 1796 guillotinirt, wirkte aber mächtig fort in seinen Kindern, den Kommunisten.

So traf Bonaparte die Dinge, als er, Dez. 1797, nach Paris kam. Er sah, es müsse eine Aenderung geschehen, wozu der ungemeine Jubel, mit welchem das Volk, von ihm la grande nation getauft, ihn empfieng, glückverheißend winkte. Das Direktorium spendete ihm Lob und Ehr die Fülle; doch beneidete es seinen Ruhm und mißtraute seiner republikanischen Gesinnung; er hatte sich in Italien gar zu herrisch benommen. Bescheiden erkannte er, daß die Birne noch nicht reif sei.

Zu Rastatt wurde, 9. Dez. 1797, ein Congreß eröffnet, den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche festzustellen. Da mußten freilich die schmählichen und die letzten Reste gegenseitigen Vertrauens unter den deutschen Ständen ertödtenden geheimen Artikel von Basel und Campo Formio an's Tageslicht treten. Es wurde denn auch das ganze linke Rheinufer, 1400 Quadratmeilen Reichsboden, dem

französischen Staate öffentlich zugesprochen, 11. März 1798. Darnach schritt man zur Entschädigung derer, welche ihre Besitzungen da drüben einbüßten, auf der rechten Rheinseite. Oesterreich und Preußen griffen vorneweg nach dem, was ihnen geeignet schien, das heißt nach den geistlichen Stiftern. Die betheiligten kleineren Herren aber hetzten sich nicht wenig ab, auch für ihren Verlust ein tröstlich Aequivalent diesseits zu erlangen.

Und diejenigen, welche Entschädigung auf ihre Kosten fürchteten, mühten sich auf's äußerste, solche zu hintertreiben. Da wurde scharwenzelt, gefleht, geschmiert, und bei wem? Bei den Franzosen. Diese herrschten auf dem Congresse, sie schalteten hier mit den Gebieten des deutschen Reichs und ihre Unverschämtheit war grenzenlos. Doch kam die Entschädigungssache nicht zum Ende. Nur das linke Rheinufer wurde sofort der Republik einverleibt. Wie glücklich konnten sich jetzt die lieben Rheinländer fühlen, daß sie an der französischen Freiheit theilnehmen durften. Von den Beamten der Republik wurde all ihr Staats-, Gemeinde- und Stiftungsvermögen geraubt und verschleudert, und vor jedem dieser Beamten mußten sie, „die Freien und Gleichen," so tiefe Bücklinge machen als vordem vor ihren Fürsten! durften aber singen: Auf, jubelt, ihr Brüder, Vernunft hat gesiegt. Immerhin war hier der Jammer der Kleinstaaterei beseitigt.

Unterdessen fuhr das übermüthige Frankreich in seinen Vergewaltigungen fort. Trotz des Friedens wurde Ehrenbreitstein, die Feste des trierschen Kurstaats, lange belagert und durch Hunger genommen, 27. Januar 1799. Die Schweiz hatte sich bisher neutral gehalten. Aber Frankreich brauchte Geld; es sandte seine Scharen auch in die großen Berge, hob mit Gewalt die alte Eidgenossenschaft auf und stellte dafür eine Helvetische Republik mit französischer Verfassung her, 12. April 1798. Alle Kantone wurden ausgepreßt; Bern verlor seine aufgehäuften 60 Millionen. So wurde den werthen Schweizern ihre lange Vorliebe für Frankreich vergolten. — Der jetzige Oberfeldherr in Italien, Berthier, erhielt vom Direktorium den Auftrag, dem Kirchenstaate ein Ende zu machen. Er rückte 15. Februar 1798 ohne Widerstand in Rom ein, pflanzte auf dem Kapitol einen Freiheitsbaum auf und verkündigte die „Römische Republik." Die Hauptstadt und das Land wurde völlig ausgeplündert, alle Staats- und Kirchenkassen samt den Schatullen der Reichen geleert, Kirchengefäße und Tischgeräthe, Statuen, Bilder, Bücher, Handschriften 2c. fortgeschleppt. Da der 83jährige Pius VI. sich weigerte, seine Abdankung zu unterzeichnen, nahm man ihn fest, sperrte ihn zuerst in italienische Klöster ein und brachte ihn darauf nach Valence, wo er Aug. 1799 starb. — Sardinien hatte große Opfer (Savoyen und Nizza) gebracht. Gleichwohl bedrängte man den neuen König Karl Emmanuel so sehr, daß er auch Piemont räumte, 9. Dez. 1798, und sich auf seine Insel zurückzog. Mit Ausnahme von Venedig und Neapel war nun ganz Italien in französischer Gewalt.

§ 13. Die Expedition nach Aegypten.

Dem Direktorium war Bonaparte immer eine unheimliche Person; es fürchtete, er könnte eine Militärherrschaft gründen. Darum gedachte es ihn durch eine weite Entfernung unschädlich zu machen. Zu dem Ende übertrug es ihm eine Expedition nach Aegypten, durch welche dem Staate für den Verlust seiner Kolonien Ersatz verschafft und Englands Handel in der Levante zerstört werden sollte. Bonaparte nahm den Auftrag gern an; hatte er doch selbst, August 1797, den Vorschlag zu solchem Unternehmen gemacht, konnte er sich doch in dem fabelhaften Lande einen zauberhaften Ruhm erwerben. Die Expedition wurde aber ganz geheim gehalten. Mittlerweile hatten die englischen Admirale Jervis bei St. Vincent, 14. Febr. 1797, die spanische Flotte, Duncan bei Camperduin, 11. Oct., die niederländische fast zur Vernichtung geschlagen. Als Racheakt erwartete man eine französische Landung in Irland, die aber ein schwächlicher Versuch blieb. Plötzlich am 19. Mai 1798 lief

Bonaparte aus dem Hafen von Toulon mit einer ungeheuern Flotte. Sie zählte 15 Linienschiffe, 14 Fregatten und 500 Transportschiffe; sie trug 30,000 der besten Krieger, auch eine Anzahl Gelehrter, Aegyptens Alterthümer zu erforschen. Am 9. Juni erschien die Flotte vor Malta, dem Sitze des Johanniterordens (S. 369); der erschreckte Großmeister wehrte ihr die Einfahrt in den Hafen. Allein Verrath brachte Bonaparte 12. Juni in den Besitz der wichtigen Insel, ihrer Vorräthe und Schätze.

Glücklich vermied er die jetzt in's Mittelmeer gesandte Flotte der Engländer und gelangte unangefochten an's Land, das dem Namen nach unter türkischer Botmäßigkeit stand, in der That unter der Herrschaft der Mameluken. Diese Söldner, ursprünglich die stehende Miliz des Pascha, hatten sich zu Herren aufgeworfen und durch harten Druck gehörig verhaßt gemacht. Bonaparte landete bei Alexandrien

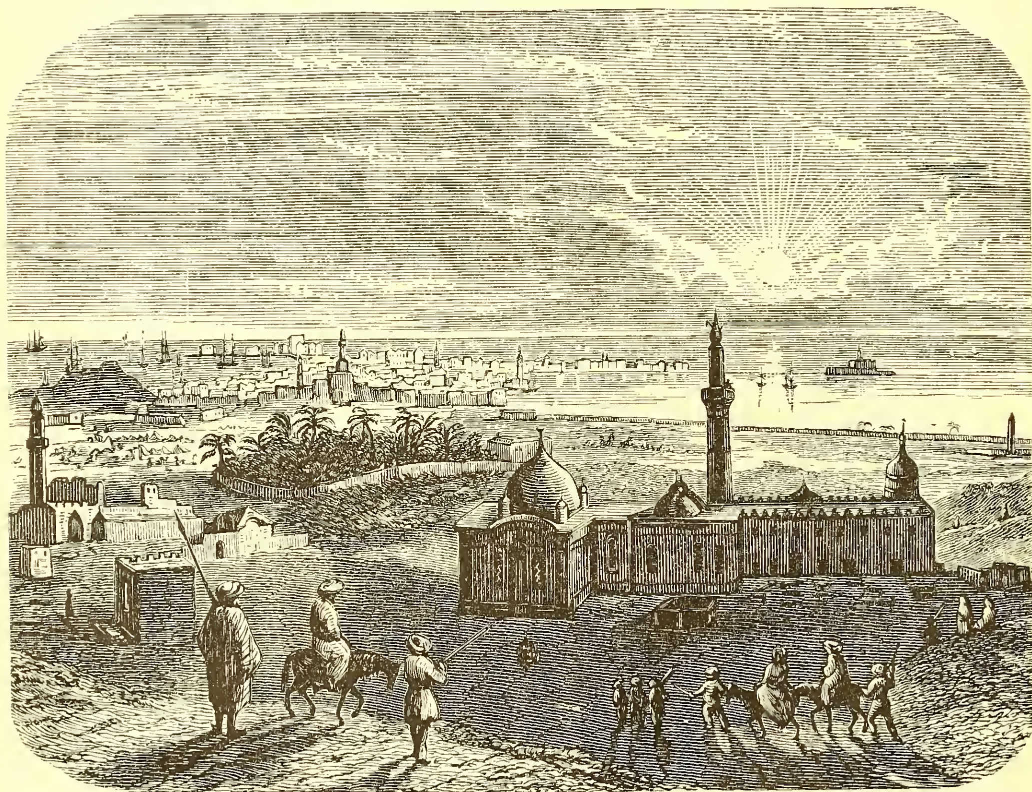


Fig. 250. Alexandria.

und erstürmte die Stadt im Flug, 2. Juli 1798. Die Aegypter gaffen die Fremdlinge an. Er redet leutselig mit ihnen: „Die Franzosen sind gekommen, euer Land von der Tyrannei der Mameluken zu befreien. Traut ihnen, sie sind auch rechte Muselmanen, denn sie haben ja den Hauptfeind derselben, den Papst und die Malteser gestürzt 2c." Die Aegypter gaffen noch mehr. — Fröhlich führte Bonaparte sein munteres Heer in's Innere. Da sank freilich Vielen der Muth unter glühenden Sonnenstrahlen bei gänzlichem Wassermangel. Einige Mal wollte das Heer umkehren, aber Bonaparte's Geisteskraft hielt es zurück. Endlich kamen sie an den Nil, tranken sich satt und sahen die Minarets der Hauptstadt Kairo und

die höhern Spitzen der Pyramiden. Hier erwartete sie ein Mamelukenheer, das 21. Juli 1798 in „der Schlacht bei den Pyramiden" untergieng. Damals sprach er: „Franzosen, von der Höhe dieser Pyramiden blicken vierzig Jahrhunderte auf euch herab!" und ein überaus beutereiches Lager lohnte die Sieger. Ungehindert zog Bonaparte in Kairo ein, wo er seinen tapfern Kriegern Erholung gönnte. Hierauf mußte sein General Desaix den geschlagenen Feind nach Ober-Aegypten verfolgen, während er selbst in der Hauptstadt die neue Landeseinrichtung ordnete, mit äußerster Schonung der einheimischen Sitten. Da traf die Sieger plötzlich ein niederschmetternder Schlag durch den englischen Admiral Nelson.



Fig. 251. Admiral Nelson.

Dieser hatte die französische Flotte überall gesucht und endlich in der Bucht von Abukir gefunden. Da jauchzte er auf wie Achilleus, als er den Hektor ereilt, und seine Meerwölfe jauchzen mit ihm. Es war der 1. August 1798 gegen Abend; aber Nelson gieng gleich an's Werk; er hatte 13 trefflich gerüstete Linienschiffe und etliche kleinere. Da schob er nun einen Theil davon in den Raum zwischen der Küste und der französischen Flotte hinein: das vorderste Schiff scheiterte an einer Klippe, auf eins kam's auch nicht an; er drang am Gestade fort und umklafterte so die überlegenen Franzosen, daß er sie wie in einem Hufeisen hatte und zerdrückte. Eine Kugel reist den Admiral Brueys dahin. Er sieht's nicht mehr, wie plötzlich sein neugetheertes Admiralschiff „L'Orient" in hellen Flammen steht, ein schauerlich-prachtvolles Schauspiel im Schatten der Nacht. Plötzlich springt der Riesenkörper mit 120 Kanonen und noch 500 Menschen in die Luft. Es folgt eine lautlose Stille; die Engländer retten noch 70 Feinde vom Wellentode. Dann beginnt die Schlacht auf's neue, bis um drei Uhr die französische Flotte in die Luft geflogen, in den Grund gebohrt oder erobert ist; nur 4 Schiffe hatten entfliehen können.

Die Unglücksbotschaft von Abukir brachte das französische Heer in die größte Bestürzung. Frankreichs beste Fotte war dahin, das Heer von der Heimat abgeschnitten! Doch Bonaparte behauptete seine Geistesstärke: „Wir haben keine Flotte mehr, wohlan wir müssen hier bleiben und wohl noch größere Dinge thun, als wir vorhatten!“ 2c. Verdoppelte Mühe gab er sich aber jetzt, die einheimische Bevölkerung zu gewinnen. Er feierte die muhammedanischen Feste mit, vermischte seine Reden häufig mit Sprüchen aus dem Koran, ja am Jahresfeste der Republik steckte er neben der Tricolore eine Fahne mit der Inschrift auf: „Allah ist Gott und Muhammed sein Prophet!“ Doch mißtrauten die Aegypter der Rechtgläubigkeit der Franzosen und blieben ihnen fremd. Es brachen sogar da und dort Aufstände aus, die mit Kartätschen gestillt wurden. Nur mit harter Strafe konnte er das Volk im Zaume halten.

Gleichwohl beschloß er jetzt auch Syrien zu erobern, d. h. dem Entsatzheere entgegen zu gehen. Nach einem mühseligen Zuge durch die Arabische Wüste kam er gen Gaza, das sich ihm selbst öffnete. Jafa erstürmte er 6. März 1799 und ließ die Gefangenen hinschlachten. Darauf legte er sich vor die Festung Akka, konnte sie aber mit bloßem Feldgeschütz nicht einnehmen; alle seine Stürme wurden abgeschlagen. Indem erfuhr er, daß 30,000 Türken von Damaskus heranziehen. Er rückte ihnen entgegen und zersprengte sie den 16. April am Berge Tabor. Jetzt unternahm er noch einen Hauptsturm auf Akka, der aber gleichfalls scheiterte. Da die Pest bereits seine Truppen ergriffen hatte, sah er sich, 17. Mai, gedrungen umzukehren. In Aegypten erwarteten ihn neue Kämpfe; 25. Juli 1799 schlug er bei Abukir ein von Rhodus aus gelandetes Türkenheer bis zur Vernichtung. Mehrere tausend Türken ersoffen im Meere. Bald darauf empfieng er Nachrichten aus Frankreich, welche ihn erkennen ließen, daß nunmehr der Zeitpunkt zur Ausführung seines Planes gekommen sein möchte. Gleich eilig und heimlich schiffte er sich, 22. Aug., mit den besseren Offizieren ein, nachdem er das Kommando über die zurückbleibende Armee dem selbstlosen Republikaner Kleber übertragen hatte.

Kleber hatte bei der Niedergeschlagenheit seiner Truppen und bei der steigenden Feindseligkeit der Muhammedaner einen schweren Stand. Schon begann er kraft einer mit den Briten geschlossenen Uebereinkunft, das Land zu räumen; da sie aber in London nicht genehmigt wurde, unterwarf er sich das Land auf's Neue und besiegte noch in einigen Treffen Türken und Mameluken. Allein unversehens wurde er, 14. Juni 1800, in einem Weinlaubgange an seinem Palaste zu Kairo von einem fanatischen Muselman ermordet. Es kam kein Gewachsener an seine Stelle, und als im März 1801 ein englisches Heer landete, wurden die Franzosen bei Kanopus besiegt. Nunmehr war ihre Lage unhaltbar. Da räumten sie Aegypten unter der Bedingung, mit Waffen und Gepäck auf englischen Schiffen heimgefahren zu werden. So endete diese seltsame Expedition ohne einen Gewinn für Frankreich außer dem hochwichtigen wissenschaftlichen, den seine Gelehrten in der Natur- und Alterthumskunde gemacht hatten. Auch Malta gieng wieder verloren; die Engländer steckten es ein.

§ 14. Die zweite Koalition.

Die § 12 geschilderten Gewaltthaten der Franzosen empörten Jedermann. Ihnen endlich Schranken zu setzen, bildete sich eine zweite größere Koalition gegen Frankreich; vornehmlich ein Werk des russischen Kaisers. Katharina's Sohn Paul hatte, 17. Nov. 1796, ihren Thron bestiegen. Ein wohlgesinnter Mann, nur allzu geschäftig und leidenschaftlich. Ganz gegen seiner Mutter Art wollte er Anfangs keine Eroberungen machen, nur sein Volk beglücken. Bald aber verabscheute er die Revolution so heftig, daß er mit Macht sie ausrotten wollte. Hiezu schloß er ein Bündniß mit Oesterreich, England und der durch die ägyptische Expedition in die Waffen gerufenen Türkei, und lud auch Preußen dazu ein. Hier hatte auch ein Thronwechsel stattgefunden. Auf Friedrich Wilhelm II. war, 16. Nov. 1797, sein

Sohn Friedrich Wilhelm III. gefolgt. Ein höchst ehrenwerther, frommer, aber zunächst schüchterner Fürst. Es widerstrebte seiner Herzensmilde, sein Volk mit der Last eines neuen Krieges zu beschweren; so lehnte er kurzsichtig das Bündniß ab. Oesterreich dagegen, das noch immer zu Rastatt mit den Franzosen unterhandelte, war zwar von dem Uebermuth derselben sehr gereizt, zögerte aber lange, zum Schwert zu greifen, bis sie selbst, 1. März 1799, ihm den Krieg erklärten.

Auf Oesterreichs raschen Beistand hoffend und von den Engländern gedrängt, schlug Neapel voreilig los und eröffnete den Reigen (Nov.). Die Franzosen aber zerstäubten diese Armee wie im Spiel. Jan. 1799 besetzten sie Neapel, errichteten dort eine Parthenopeische Republik, erpreßten 75 Mill. Kriegssteuern und schickten Neapels Kunstschätze nach Paris. Als sich ein grimmiger Aufstand gegen sie erhob, in welchem vereinzelte besonders in den Abruzzen verstümmelt und getödtet wurden, schlachteten sie an mehreren Orten die ganze männliche Bevölkerung.

Anfangs 1799 begannen die neuen Kriegsbewegungen. Die Franzosen unter Massena verdrängten rasch die zaudernden Oesterreicher aus Graubünden. Sie giengen bei Straßburg unter Jourdan, bei Mannheim unter Bernadotte über den Rhein. Der überlegene Erzherzog Karl schlug aber die einen bei Ostrach und Stockach, 21. und 25. März, und beide mußten über den Strom zurück. Auf der Verfolgung kamen die Oesterreicher in die Nähe von Rastatt, wo nun der noch versammelte heillose Congreß schleunig sich auflöste. Da trug sich's zu, 28. April, daß die französischen Gesandten bei der Wegreise unfern der Stadt Nachts von Szeklerhusaren überfallen, niedergehauen und ihrer Papiere beraubt wurden; zwei von ihnen blieben todt, der dritte kam mit heilbaren Wunden davon. Es liegt noch ein Dunkel darüber, von wem der schandbare Ueberfall ausgegangen; vom Minister Thugut gewiß nicht, wohl aber von einem, der ihm dienen wollte. Untersuchung und Bestrafung wurde in Wien zwar versprochen, aber nie ausgeführt. — Karl marschirte nach der Schweiz, verband sich mit dem dort kämpfenden General Hotze und schlug den Massena bei Zürich, 4. Juni.

In Italien hatte der österreichische General Kray bereits die Franzosen über die Etsch zurückgetrieben und 5. April bei Magnano einen Sieg über sie errungen, als hier noch der in den Türken- und Polenkriegen furchtbar gewordene Suworow erschien. Er führte nur 17,000 Russen mit sich; doch befanden sich größere Truppenmassen unterwegs. Der nie besiegte Held erhielt den Oberbefehl über die koalirten Truppen. Er schlug, 27. April, den Moreau bei Cassano und zog triumphirend in Mailand ein. Stadt- und Landvolk frohlockten um ihn her, als er auf einem struppigen Kosackenpferdlein hemdärmlig mit dem Kantschu in der Hand einritt. Nach kurzer Rast erhob er sich, jagte überall die Franzosen vor sich her, nahm Turin und einen Platz um den andern. Macdonald zog aus Neapel herauf den bedrängten Brüdern zu Hilfe; Suworow legte ihn in der dreitägigen Schlacht an der Trebia, 17.—19. Juni, völlig darnieder, worauf sich ihm das feste Mantua ergab. Darnach schlug er noch zusammen mit Kray und Melas den talentvollen Joubert bei Novi in einer überaus blutigen Schlacht, 15. August, ihn selbst darin zu Tode. Italien athmete wieder auf. Alles dort verherrlichte Suworow als seinen Erretter. Allenthalben stand nun aber auch das über die gallischen Räuber erbitterte Volk auf, half sie vertreiben und vertilgen. Im Neapolitanischen hatte der Kardinal Ruffo ein „Glaubensheer“ in's Dasein gerufen, mit welchem er das Land von ihnen vollends reinigte; da befleckte Nelson seinen Ruhm durch grausame Rachevollziehung. Auch Rom und Toskana wurden frei.

Es entspann sich aber Uneinigkeit zwischen den Koalirten. Suworow, dessen eigene Truppen doch die Minderheit der verbündeten Armee ausmachten, ärgerte sich über die vielen Befehle von Wien und daß die Oesterreicher neues Besitzthum in Italien gewinnen, zur Lombardei noch Piemont, die Romagna 2c. haben wollten,

während die Russen meinten, daß die eroberten Gebiete ihren früheren Besitzern müßten zurückgegeben werden. Oesterreicher und Russen thaten nicht mehr gut bei einander; da verständigte man sich, daß erstere in Italien und Deutschland, letztere in der Schweiz den Krieg betreiben sollten. — Demgemäß erhielt Erzherzog Karl die Weisung, die Schweiz dem Suworow zu räumen, der mit seinen 20,000 Russen in sie hinaufstieg, während ein anderer Russe, Korsakow, mit 30,000 Mann durch Deutschland gleichfalls dorthin zog, um sich mit ihm zu vereinigen. Aber der unfähige Korsakow wurde 24. Sept. unweit Zürich von Massena überrumpelt und auf's Haupt geschlagen, also daß er seine 100 Kanonen und zwei Drittheile seiner Leute verlor. — Unterdessen bewerkstelligte Suworow mit seinem Heere von Süden herauf einen halsbrecherischen Alpenübergang der wunderbarsten Art.

Er steigt 24. Sept. auf Pfaden, die noch kein Heer betreten, über den wohlvertheidigten Gotthardpaß. Seine gehärteten Krieger entsetzen sich über diese Felsenkolosse und Abgründe und wollen nicht weiter. Da läßt er ein Grab machen, legt sich vor ihren Augen hinein und gebeut ihnen, Erde auf ihn zu decken und daheim zu erzählen, wo sie ihn gelassen hätten. Sie ziehen ihn weinend aus der Grube und geloben, ihm überall hin folgen zu wollen. Endlich haben sie die Höhe erklommen. Wie sie aber herabsteigen, ist die Teufelsbrücke am Urner Loch vom Feinde abgebrochen und drohend steht dieser jenseits. Nichts hält sie auf. Unter dem heftigsten Feuer arbeiten sie in den Schlund hinunter, durch die schäumende Reuß und triefend jenseits hinauf und verjagen den Feind. Sie kommen zum Vierwaldstättersee in Hoffnung, ihn überschiffen zu können; aber die Franzosen haben alle Fahrzeuge entfernt, und so müssen sie wieder über die rauhesten Felsenhöhen hinüber, um nach Schwyz oder Mutten zu gelangen. Hier hätte die Vereinigung mit Korsakow stattfinden sollen und hier hört Suworow sein trauriges Geschick; also: „Nochmals dran, meine braven Russen!“ Ueber die Glarner Alpen, unter beständigen feindlichen Angriffen führt er sie rechts ab in's Vorderrheinthal, wo sie ausruhen können, aber von Oesterreich nun nichts mehr als Verrath erwarten. Er selbst hatte aber den Zug schlecht vorbereitet.

Um dieselbe Zeit verunglückte eine Expedition der Verbündeten im Norden. Ein Heer von Engländern und Russen unter dem Herzog von York landete an Hollands Küste, um diesen Staat aus der französischen Zwingherrschaft zu erlösen. Allein York griff die Sache zu schläfrig an, so daß er keine Volkserhebung zuwege brachte, und nachdem er von dem französischen General Brune eine Niederlage erlitten, kapitulirte er zu Alkmaar, den 18. Okt., gegen freien Abzug. Doch nicht ohne Gewinn giengen Albions Söhne heim; sie nahmen die stattliche holländische Flotte, welche sich der ihrigen angeschlossen, als Eigenthum mit sich! Zar Paul war nun über die Engländer wie über die Oesterreicher aufgebracht, weil beide mehr ihren Sondervortheil, als den allgemeinen Zweck der Koalition im Auge hätten, trat im Zorn von letzterer zurück und rief seine Russen nach Hause. — Aber der treffliche Erzherzog Karl erfocht in diesem Jahr (1799) noch mehrere Siege am Rhein. Trotz ihrem Glück in der Schweiz und in Holland hatten doch die Franzosen das rechte Rheinufer und ganz Italien, alle Frucht der Siege Bonaparte's verloren bis auf Genua.

§ 15. Das Consulat.

Bonaparte schlüpfte glücklich durch die englischen Schiffe, welche das Mittelmeer bedeckten, landete 9. Okt. 1799 in Frejus und eilte nach Paris. Der glorreiche Bezwinger Italiens und Aegyptens wurde überall mit Jubel, Glockenläuten und Fahnenwehen empfangen, fast wie wenn ein ersehnter Herrscher in sein Reich kehrt. Niemand als Er, hieß es, kann Frankreichs Siegesruhm herstellen, niemand als Er auch der innern Noth des Staates abhelfen. Diese hatte sich sehr verschlimmert.

Die Jakobiner waren am 18. Juni wieder emporgekommen und kämpften erbittert gegen die Gemäßigten; es gab neue Aufstände in den Provinzen (Vendée rc.); da und

dort tobte der Bürgerkrieg und die Regierung vermochte die allseitige Verwirrung nicht zu bemeistern. Das Volk verwilderte: Lesen und Schreiben wurde nicht mehr gelernt; es sammelte sich wieder mehr um seine Pfarrer und verwünschte die Republik. Das Direktorium war schwach und selbstsüchtig, bereicherte sich und ließ die Beamten sich bereichern, während die Heere darbten. Man fühlte, daß eine Aenderung eintreten müsse; und da schauten die Meisten hoffnungsvoll auf den Mann hin, der zurückgekommen war, die „Republik zu retten", aber ungerufen. So günstig hatten sich die Verhältnisse für ihn gestellt, daß er erkannte, „die Birne sei reif."

So griff er denn zu, doch vorsichtiglich. Vor allem versicherte er sich der Truppen, was dem ersten Helden der Nation nicht schwer fiel. Er fand aber auch unter den Direktoren Einen, der sich leicht beschmeicheln ließ, jenen eiteln Abbé Sieyes (S. 740), der sich durch alle Wechsel hindurch oben gehalten hat. Auch der Rath der Alten zeigte sich größtentheils willfährig. Nicht so zwar der Rath der Fünfhundert, welcher meist aus entschiedenen Republikanern bestand, doch war Bonaparte's Bruder Lucian Präsident desselben, durch den sich vielleicht auch hier etwas ausrichten ließ.

Der 18. Brumaire 7 (9. Nov. 1799) wurde zur Ausführung des Umsturzes bestimmt. Erst stellte der Rath der Alten Bonaparte an die Spitze der bewaffneten Macht. Durch das Vorgeben, es drohe ein Jakobineraufstand, bewirkte man den Beschluß, daß beide Räthe ihre Sitzungen nach St. Cloud verlegten, wo man mit den Widerstrebenden geräuschloser fertig werden konnte. Während Bonaparte die Truppen ordnete, hielt Moreau zwei Direktoren gefangen, und den Barras bewog Talleyrand, seine Abdankung zu unterzeichnen. Schon zwei Uhr Nachmittags bestand kein Direktorium mehr. Am andern Tage, 10. Nov., versammelten sich beide Räthe in St. Cloud. Bonaparte zog hin mit 8000 Mann und trat zuerst in den Rath der Alten. Er sprach hier von der Nothwendigkeit, Frankreich aus seiner gefahrvollen Lage zu retten. Einer rief: „aber die Verfassung muß bleiben!" Da stotterte er, manchfach unterbrochen: „Es gibt keine Verfassung mehr; ihr alle habt sie verletzt; man muß auf eine neue Ordnung denken!" und drohte mit den Bajonetten der Truppen, die ihn mit Hochrufen empfiengen und den Staatsstreich durchsetzten.

Mit verwirrter Rede versuchte es Bonaparte im Rath der Fünfhundert. Dieser jedoch, empört und das Spiel durchschauend, empfieng gleich den Eintretenden mit wildem Geschrei: „Hinaus mit dem Diktator! Vogelfrei der neue Cromwell!" Man drang auf ihn ein; er wurde so geschmäht und geschüttelt, daß seine Grenadiere ihn ohnmächtig hinaustrugen. Sein Bruder Lucian, der Präsident, wurde gedrängt, über seine Aechtung abstimmen zu lassen, eilte aber hinaus und rief die Truppen herbei. Als er berichtete, wie die Versammlung über des Bruders Aechtung abstimme und wie Etliche denselben zu erdolchen gedroht hätten, standen sie still. Doch als er sie aufforderte, den General zu schützen und einen Degen gegen den Bruder zückte, schwörend, ihn niederzustechen, so er etwas gegen die Freiheit unternehmen würde, riefen die Grenadiere Hoch! und Murat führte sie unter Trommelschlag in den Saal, wo sie die Rathsherren mit gefällten Bajonetten zu den Fenstern hinaus expedirten. Noch am Abend versammelte man den zehnten Theil dieser Körperschaft wieder, der zu Bonaparte hielt, erklärte ihn für den rechten Rath der Fünfhundert und ließ ihn samt dem Rath der Alten Alles genehmigen. Um Mitternacht beschworen vor ihm drei „Consuln", die Volkssouveränetät, Freiheit und Gleichheit zu erhalten, und der Staatsstreich war vollbracht!

Sieyes entwarf eine neue Verfassung, welche von Bonaparte wesentlich verbessert wurde. Hinfort sollte eine Consularregierung mit einem Senat, einer Legislatur und einem Tribunat bestehen. Die vollziehende Gewalt sollte ein Erster Consul haben, ein Zweiter und Dritter mit nur berathender Stimme ihm zur Seite stehen. Der Erste durfte sich diese Collegen wählen, sich auch selbst ein Ministerium und einen Staatsrath an die Seite setzen und alle Civil- und

Militärbeamten ernennen. Im Grunde war die ganze Staatsgewalt in die Hände des gleich auf 10 Jahre zu erkürenden Ersten Consuls gelegt. Bonaparte erhielt die hohe Stelle ohne Widerspruch.

Sieyes, der keine geringe Meinung von sich hegte, trat bescheiden zurück (sagend: „Er weiß alles, thut alles, kann alles") und gab sich mit der Präsidentenstelle im Senat nebst einem schönen Landgute zufrieden. Der Erste Consul aber bezog die Tuilerien; die beiden andern, Lebrun und Cambacérès, waren bloße Figuranten. Mit 3 Mill. Stimmen nahm das Volk auch diese Verfassung an. Es war der Revolution gründlich müde geworden und suchte Ruhe. Rechtsschutz im Innern und Friede nach Außen war jetzt sein einziges Bedürfniß.

IX. Der große Komet.

Ein Komet hat, so scheint es, keine ordentliche Bahn, wie die andern Sterne; er tritt eigenmächtig in deren Kreis, erregt mit seinem Schweif, der manchmal den halben Himmel bedeckt, Aufsehen und großen Schrecken, verschwindet aber nach einer Weile wieder, daß man nicht weiß, wo er hingekommen ist.

§ 1. Der Consul Bonaparte.

Die Volksherrschaft in Frankreich war in eine Militärherrschaft übergegangen, das Regiment in die Hände eines Kriegshelden gekommen. Indessen war Bonaparte vorerst eine Wohlthat für Frankreich, ganz entsprechend dem Vertrauen, das man in ihn gesetzt. Er umgab sich mit tüchtigen Räthen, welche unter seiner steten Aufsicht an der Regelung der zerrütteten Staatsangelegenheiten arbeiteten. Scharf überwachte er alle Beamten, besonders die der Finanzen, und trat allen Betrügereien bezüglich der öffentlichen Gelder, so wie allen Räubereien am Eigenthum der Privaten mit Strenge entgegen ꝛc. Mit starker Hand führte er das Regiment und doch mit Milde. Durch schonende Behandlung wußte er sich die meisten seiner Gegner, selbst viele Jakobiner und Royalisten, zu versöhnen. Die Emigrirten konnten in's Vaterland zurückkehren. — Auch gegen das Ausland zeigte er sich zunächst mäßig, da ihm vor allem daran lag, sich in Frankreich recht festzusetzen. „Er wolle Frieden mit allen Mächten! Er wolle der beunruhigten Welt dieses edle Gut zurückgeben!"

Allein Oesterreich stand noch im Vortheil gegen Frankreich und England traute dem Antrage nicht. Beide lehnten den Frieden ab, daher er gewaltig rüstete. — In Italien stand die französische Sache äußerst schlecht. Massena war vom General Ott in Genua eingeschlossen und durch Belagerung, Hunger und Seuche hart bedrängt. Melas, jetzt österreichischer Oberfeldherr, wollte schon über die Seealpen in Frankreich eindringen. Nach dem Lande der Lorbeeren, wo er sie schon so reichlich gepflückt, wandte sich Bonaparte selbst. Mit ausgezeichnetem Geschicke stieg er im Mai 1800 über den großen Bernhard nach Piemont hinab und operirte nun im Rücken der Oesterreicher, überzog mächtig die Lombardei. Mailand wird eingenommen, 2. Juni, und wieder als „Hauptstadt der cisalpinischen Republik" bezeichnet. Die ausgehungerte, sieche Besatzung Genua's mußte sich zwar an die Oesterreicher ergeben, 4. Juli, und darauf gelang es dem Ott, sich mit Melas zu vereinigen; allein am 14. Juni erfolgte die berühmte Schlacht von Marengo, welche den italienischen Feldzug entschied.

Die Oesterreicher fochten überaus tapfer; Ott warf alles vor sich nieder, selbst die Consulargarde. Bonaparte, der seine Truppen zu sehr zersplittert hatte, muß trotz äußerster Anstrengung weichen. Der Sieger Melas aber läßt die Verfolgung durch Zach sorglos betreiben. Da erscheint gegen 5 Uhr der französische General Desaix mit einer frischen Division auf dem Schlachtfelde, er selbst fast nur um zu sterben; aber Kellermann mit seinen Dragonern durchbricht Zach's Flanke und nimmt ihn gefangen. Die Oesterreicher werden so sehr mitgenommen, daß alle fliehen und der entmuthigte Melas sich zu einem Vertrage versteht, gegen Gewährung unbelästigten Abzugs hinter den Mincio zurückzukehren. Bonaparte ließ in Mailand ein Tedeum für den glorreichen Sieg anstimmen, an dem er doch wenig Antheil hatte. Italien fällt in französische Gewalt zurück; triumphirend kehrt er nach Frankreich heim.

Nicht Jedermann jubelte. Er hatte doch noch bittere Feinde. Es geschah sogar am 24. Dec., daß er vermittelst einer Höllenmaschine aus der Welt geschafft werden sollte. Als er zur Oper fuhr, harrte sein in einer engen Gasse auf einem Karren ein Pulverfaß mit glimmender Lunte daran. Aber sein angetrunkener Kutscher fuhr zu rasch und die Explosion erfolgte zu spät; Karren, Pferd und ein dieses haltendes Kind wurden vernichtet und die nächsten Häuser zertrümmert, er war um die Ecke herum. Er sollte noch nicht sterben, sollte erst eine Geißel für Europa sein. Man sagte, das Attentat rühre von Jakobinern her, und bestrafte viele derselben mit Hinrichtung und Deportation; es waren aber Royalisten, wie die Polizei wohl wußte.

Während Bonaparte in Italien, kämpfte Moreau in Deutschland und gleichfalls sehr glücklich; denn dießmal stand ihm nicht der tapfere Erzherzog entgegen, welcher sich mit den Hofkriegsrathsperücken in Wien überworfen hatte. Marschall Kray, ungeschickter als vordem, ließ sich von ihm in mehreren Treffen, bei Stockach, Möskirch, Biberach 2c. zurückwerfen, und als derselbe darum den Oberbefehl an den 18jährigen Erzherzog Johann hatte abtreten müssen, brachte Moreau dem guten Jüngling, der sich in den Wäldern von Hohenlinden verwickelt hatte, 3. Dec. 1800 eine erschreckliche Niederlage bei. Jetzt baten die Wiener den Helden Karl inständig um Wiederübernahme des Kommando's. Die Augen giengen ihm über, als er die Trümmer des herrlichen Heeres sah. Damit ließ sich nichts ausrichten; es blieb nur übrig, Friede zu suchen.


Fig. 252. Alexander I.

Der Friede von Lüneville wurde 9. Februar 1801 abgeschlossen. Oesterreich trat Italien bis auf Venetien ab und bestätigte den Franzosen Belgien und das linke Rheinufer. Das zu Rastatt unvollendet gebliebene Geschäft der Entschädigung der dort verlierenden deutschen Fürsten sollte demnächst wieder aufgenommen werden. — Bonaparte schloß sofort mit Neapel Frieden. Mit Rußland gelang's ihm sogar auf freundschaftlichen Fuß zu kommen, ja er regte es zu einem Bund der Neutralen gegen Englands Seeherrschaft an. Aber Kaiser Paul, unter dessen häufigen Zornausbrüchen die Großen und selbst die Glieder seiner Familie viel

leiden mußten, ward von Verschworenen, an deren Spitze sein Vicekanzler Graf Panin, der Polizeiminister Graf Pahlen, Fürst Subow und Bennigsen standen, 23./24. März 1801 in seinem Schlafgemach überfallen und erdrosselt. Darnach riefen sie seinen milden Sohn, Alexander (Fig. 252), der die Mörder schonen mußte, zum Kaiser aus. Auch ihm näherte sich Bonaparte auf's verbindlichste; Oktober 1801 unterzeichnete er den Frieden.

Nur England sträubte sich noch. Der Kriegsstand brachte ihm allerhand Nutzen, namentlich auch den, andere Seemächte schwächen zu können. So hatte es, weil die skandinavischen Mächte mit Rußland und Preußen sich gegen die britische Seemacht aufließen, 2. April 1801 die stattliche Flotte Dänemarks im Hafen von Kopenhagen angefallen und zusammengeschossen. Als jedoch das Friedensbedürfniß sich allgemeiner regte, trat Pitt zurück und ein neues Ministerium schloß endlich mit Frankreich, Spanien und Batavien einen sehr nachgiebigen Frieden zu Amiens, 1. Okt. 1801. Mit der Türkei und Portugal ward die alte Freundschaft wieder hergestellt. Und so war die Welt beruhigt, nur nicht auf zu lange.

Im Innern faßte Bonaparte zunächst die Religion in's Auge, vornehmlich als Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft. Er wußte so gut als Robespierre, daß man ohne Religion das Volk nicht zügeln könne; wußte auch, was jenem entgieng, daß die bloße Vernunftreligion hiezu nicht ausreichte. Darum war er eifrig bemüht, dem von den gebildeten Klassen fast aufgegebenen Katholicismus wieder allgemeine Theilnahme zuzuwenden. Es gab in Frankreich 15000 verehelichte constitutionelle Priester, die eben auf einem Concil in Paris den Gottesdienst reformiren wollten. Umsonst! Er schloß, 15. Juli 1801, mit Pius VII. ein Concordat, welches von großer Nachgiebigkeit des Papstes zeugte.

Die römisch-katholische Religion ward darin nicht als Staatsreligion, sondern nur als die „Religion der Mehrheit der Franzosen" bezeichnet, so daß den Protestanten daneben gleiche Rechte gewährt werden konnten. Die päpstlichen Verordnungen wurden dem Placet der Regierung unterworfen, die eingezogenen Kirchengüter nicht zurückerstattet, sondern nur den Geistlichen genügende Besoldungen vom Staate zugesichert. Die Sonntagsfeier wurde im ganzen Lande wieder hergestellt; etwas später mußte auch der republikanische Kalender dem christlichen weichen. Die Franzosen waren schnell in „Gläubige" zurückverwandelt, die zu großen Haufen in die Messe liefen. Der Papst aber ließ ihnen durch seinen Nuntius „Ablaß für alle Sünden der Revolutionsjahre" verkündigen! Immerhin begann jetzt die armgewordene Kirche sich neu zu kräftigen.

Hierauf reinigte Bonaparte die drei Staatskörper von allen ihm nicht gefälligen Subjekten und ersetzte diese mit ergebungsvolleren. Darnach beantragte der Senat, daß man ihm zum Lohn seiner Verdienste das Consulat verlängere, und durch allseitige Zustimmung ward Bonaparte, 20. Juli 1802, zum lebenslänglichen Consul erklärt. Da auch die Verfassung entsprechend geändert wurde, fehlt ihm zum Monarchen nichts mehr als der Titel. Er erscheint auch schon ganz als erhabener Herrscher.

In den Tuilerien residirend umschirmt ihn eine Consulargarde von 8000 Mann; ein prunkender Hofstaat umgibt ihn; er ertheilt Audienzen, wo man sich tief vor ihm neigt; hält Hofzirkel, wo man ihn in tiefster Ehrfurcht umsteht und umstarrt. Er gründet den Orden der Ehrenlegion für Civil- und Militärverdienste. Bei Festen, wenn er den scharlachrothen Sammettalar mit reichen Goldstickereien trägt und die weißatlasene goldgestickte Weste, goldbesetzte Kniegürtel, Goldschnallen auf den Schuhen, Brabanterspitzen an Brust und Händen, den zierlichen Degen an der Seite und den feinen Dreiecker unterm Arm, da prangte er wie ein Höchster auf Erden. Frankreich hieß noch eine Republik, aber von Freiheit war wenig mehr zu bemerken. Gleichheit freilich herrschte so weit, daß jedem Talent der Zugang zu den höchsten Stellungen eröffnet war, daß es kein Geburtsvorrecht, kein Privileg noch Monopol mehr gab. Den Franzosen genügte das; hatten sie doch einträgliche Aemter, Ruhm, Schutz und mancherlei Wohlthat, so konnten sie die

Unruhe der politischen Arbeit ihrem Herrscher überlassen. Bemerke auch, daß sich Bonaparte jetzt mit seinem Vornamen Napoleon unterschrieb, welcher einen heiligen Klang bekommen hat, seit er vom Papste unter die Kalenderheiligen gesetzt ist!

Indessen fuhr Napoleon eifrigst in Friedenswerken fort. Großartig unterstützte er die Gewerbe, baute Kanäle und Straßen, stiftete Anstalten für Künste und Wissenschaften; ordnete die Verwaltung bis in's Einzelste. Er gab ein neues Gesetzbuch (code Napoleon) heraus, welches ob seiner Einfachheit und Bestimmtheit hoch gerühmt wird.

Allein nach außen verließ der Gewaltherrische bald die Mäßigung, die er sich anfangs auferlegt hatte. Er sandte 1801 seinen Schwager Leclerc nach Westindien, um das abgefallene Haiti wieder zu erobern. Er zog, 1802, Piemont ohne weiteres zum französischen Reiche. Er drang 1803 der Schweiz eine neue Verfassung auf, nahm sie unter seine Ueberwachung und verpflichtete sie zu einem Kriegskontingent von 18,000 Mann 2c. Ganz souverän handelte er auch nach Deutschland herein, in der schwebenden Entschädigungssache (S. 771), welche unter seiner Leitung zum Abschluß kam. O wie gieng es dabei wieder so schmachvoll für unser Vaterland her! Denn es saß wohl ein Reichstagsausschuß über der Angelegenheit, aber er brachte nichts zu Stande; so wurde alles in Paris ausgemacht, unter russischer Vermittlung, und da umkrochen die Gesandten aller deutschen Staaten und Stätlein den Consul um Huld und Gunst, zu geben, zu schonen. Die Dreitheilung Deutschlands war das angestrebte Ziel: im Südwesten sollte eine sich an Frankreich lehnende Staatengruppe entstehen. Endlich, 25. Febr. 1803, erschien der alles regelnde sog. Reichsdeputationshauptschluß. Die Entschädigungen geschahen auf Kosten der geistlichen Stände und der Reichsstädte.

Die reichsunmittelbaren Bisthümer und Abteien wurden alle säcularisirt, d. h. weltlich gemacht, nämlich Land und Leute weltlichen Herren zugewiesen; nur der Erzbischof von Mainz, Karl von Dalberg, bekam samt dem Titel „Fürstprimas“ ein weltliches Gebiet diesseits mit der Residenz in Regensburg. So wurden auch die freien Reichsstädte alle mit Ausnahme von Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen, Lübeck, Nürnberg und Augsburg der Botmäßigkeit weltlicher Fürsten unterworfen. Im Nähern erhielt Oesterreich die Bisthümer Brixen und Trident, nicht viel; Preußen die Bisthümer Hildesheim, Paderborn, Münster, die Reichsstädte Goslar, Nordhausen, Mühlhausen u. a., ziemlich viel; Bayern die schönen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Augsburg (ohne Stadt) und 19 Reichsstädte, sehr viel; fast am meisten aber die von Rußland geschützten neuen „Kurfürstenthümer“ Württemberg und Baden. Also wurde mit den Gebieten des deutschen Reichs geschaltet! Kaiser Franz II. als Hüter desselben drückte dabei die Hände vor beide Augen und blinzelte nur durch die Finger nach Stücken fremden Eigenthums zu seinen Hausgütern, erlangte aber viel weniger, als er erstrebte. Der Papst aber mußte die geschehene Säcularisation gutheißen und er that's ohne zu bedenken, daß er damit eine künftige Einziehung seines Kirchenstaates im voraus billige.

Ueber die große That des Reichsdeputationshauptschlusses, wo ein fremder Consul das deutsche Reich zerrissen und die Stücke nach Belieben vertheilt hatte, wurden da und dort unter Glockenklang und Musikschall Dank- und Freudenfeste gefeiert. Zeigte sich aber auch das Gefühl für des gemeinsamen Vaterlands Ehre und der Sinn für Gerechtigkeit erstorben, so hatte die Sache doch auch eine helle Seite: die leidige „Kleinstaaterei“ verminderte sich, der gesunde Blutumlauf wurde vielfach gefördert und „die Nester des Aberglaubens und Spießbürgerthums“ wurden ausgestöbert.

Insonderheit ist hinsichtlich der eingezogenen geistlichen Herrschaften eine höhere Hand nicht zu verkennen; Geistliche sollen kein weltlich Regiment führen. Die Fürsten aber hatten in dieser Weise der Revolution den Weg nach Deutschland gebahnt und fuhren fort nach ihren Grundsätzen zu schalten, indem sie sich nun die Reichsritterschaften unterwarfen und allerlei Rechte ohne Scheu verletzten. Napoleon sollte einmal das deutsche Volk aus seinem Schlafe wecken.

§ 2. Der Kaiser Napoleon.

Die Engländer waren in Bälde mit dem Frieden von Amiens unzufrieden, und da Frankreich Italien und die Schweiz sich immer mehr unterwarf, gaben sie Malta nicht heraus. Der Krieg brach also Mai 1803 los. Gleich nahm England wieder die erst geräumten französischen Kolonien weg; Napoleon bemächtigte sich dagegen des Kurfürstenthums Hannover, wobei das deutsche Reich sich nicht rührte. Den Hannöverschen Truppen war befohlen, zu weichen; ungern gehorchten sie und lieferten die Waffen den Franzosen aus, die nun das Land unbeschreiblich aussogen.

Von England begab sich eine Anzahl französischer Emigranten nach Paris, um den Verhaßten zu stürzen. Längst aber hatte der scharfäugige Polizeiminister Fouché das Complot entdeckt; die Thore von Paris werden unversehens geschlossen, die Verschworenen aufgesucht, verhaftet, eingekerkert, hingerichtet. Napoleon hatte den Verhören entnommen, daß ein Bourbonischer Prinz auf den Thron Frankreichs erhoben werden sollte. Er gerieth auf die falsche Meinung, das sei der junge Herzog von Enghien, ein begabter und liebenswürdiger Condé, welcher sich zu Ettenheim in Baden aufhielt. Sogleich sandte er 300 Dragoner über den Rhein, ließ den Herzog nächtlicherweile aufheben, nach Vincennes bringen und daselbst erschießen, 21. März 1804, obwohl derselbe seine Unschuld betheuerte. Diese schwarze That rief in Europa tiefe Entrüstung hervor. Rußland ermahnte den deutschen Reichstag, gegen die völkerrechtswidrige Verletzung seines Gebietes aufzutreten; aber der rührte weder Hand noch Fuß. Den Pichegru ließ Napoleon im Kerker wie durch Selbstmord sterben, den Moreau verbannen.

Nun that Napoleon rasch den letzten Schritt: auf sein Eingeben ergeht vom Senat die Bitte an ihn, er möge die Ruhe Frankreichs völlig und auf die Dauer sichern und „die Republik in ein erbliches Kaiserthum verwandeln.“ Huldreich gewährte er sie und ließ sich, 20. Mai 1804, als Napoleon I. Kaiser der Franzosen feierlich ausrufen. 3½ Mill. Bürger jubelten ihm zu! So war das Trauerspiel der Revolution ausgegangen in ein absolutes Kaiserthum! — Der Kaiser bekam alle Krongüter des ehemaligen Königshauses und jährlich 25 Mill. Frcs. Seine Geschwister wurden Prinzen und Prinzessinnen. Seine Person umzog er mit kaiserlicher Herrlichkeit.

Er machte 6 Großwürdenträger mit Fürstenrang: Erzkanzler, Erzkämmerer &c., weiter eine Menge Großkammerherrn, Großjägermeister, Großceremonienmeister &c., dazu 18 Marschälle des Kriegs. Das Ceremoniell für seinen Hofstaat wurde auf's genauste bestimmt, und es gieng steifer und knechtischer an seinem Hofe her als an irgend einem andern. (Bald stellte er alles Titelwesen des alten Frankreichs wieder her, daß es wimmelte von Herzogen, Grafen, Baronen, Rittern.) Der Kluge begehrte auch die Weihe der Kirche. Auf seine schmeichelhafte Einladung kam Pius VII. nach Paris, unter der ihm zugesagten Bedingung, daß er dem Kaiser die Krone aufsetze. Nachdem er diesen erst zur kirchlichen Trauung genöthigt hatte, wurde 2. Dez. die Feierlichkeit in der Kathedrale mit erstaunlichem Pompe vollzogen. Zuerst salbte der Papst den Kaiser und seine Gemahlin. Als er ihm aber die Krone aufsetzen wollte, nahm sie Napoleon rasch aus seiner Hand und setzte sie sich selbst auf, ebenso seiner Gemahlin. Der Papst war verblüfft, wurde auch sonst enttäuscht und kehrte verstimmt heim.

Die europäischen Mächte, mit Ausnahme von England, Rußland und Schweden, erkannten alsbald den neuen Monarchen an. Besonders bereitwillig that es Franz II., welcher nun sich selbst zum „Kaiser von Oesterreich“ beförderte. — Am 25. Mai 1805 nahm Napoleon zu Mailand unter unsäglichem Prunke auch die so lange von deutschen Kaisern getragene Eiserne (Lombardische) Krone auf sein Haupt, wobei er sprach: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!“ Damit machte er der von ihm selbst geschaffenen Cisalpinischen Republik ein Ende. Zu diesem seinem neuen Königreich Italien, über das er seinen Stiefsohn

Eugen Beauharnais als Vicekönig setzte, schlug er noch Guastalla, dagegen die Ligurische Republik zu Frankreich. Seiner Schwester schenkte er Lucca. Er that, was er wollte.

Alles fürchtete den Uebermächtigen; nur England trotzte ihm und gegen dieses vom Meer umschirmte Reich konnte er nichts ausrichten. Zwar schien er jetzt die gedrohte Landung bewerkstelligen zu wollen; hatte er doch schon in allen seinen und Spaniens Häfen Schiffe bauen lassen, ein Landungsheer hinzubringen.



Fig. 253. Napoleon I. im Kaiserornat.

Dieses Heer stand jetzt bei Boulogne gesammelt und schlagfertig. Napoleon hatte sich da am Strande einen Thron herstellen lassen; von ihm sah er hinüber zum nahen Albion und auf seine im Einschiffen sich übenden Truppen. Aber die englischen Schiffe hielten überall Wache, daß seine Fahrzeuge nicht auslaufen konnten; 2300 derselben standen ihm zu Gebote und doch nicht, weil er sie nicht herbeibringen konnte. Da nun England die kräftigsten Gegenrüstungen machte, seine Ufer befestigte und alle Kampffähigen zur Abwehr bewaffnete, mußte er die Landung „aufschieben". Seine kampfbereite Armee war anderswo zu verwenden.

§ 3. Dritte Koalition gegen Frankreich.

Aus dem ganzen Benehmen Napoleons, in Italien und anderwärts, ersah man deutlich, daß er immer weiter zu greifen und seine Herrschaft über Europa hin auszudehnen gewillt war. Dazu hatte die schändliche Ermordung des schuldlosen Herzogs

von Enghien mit Abscheu vor ihm erfüllt. So verbanden sich denn Oesterreich, Rußland und Schweden abermals mit England zum Widerstande gegen den Gewaltthätigen und Gewissenlosen. Preußen wurde auch eingeladen, hielt sich aber zu seinem Unglück fortwährend neutral. Während nun Oesterreich noch mit Sammlung einer Armee beschäftigt war, die Russen noch in der Ferne zogen, führte Napoleon rasch sein Boulogner Heer von 180,000 Mann nach dem Rheine. Er überschritt ihn 1. Okt., indem er dem deutschen Reichstage zu Regensburg sagen ließ, er komme, „um Deutschlands Unabhängigkeit zu schützen." Baden, Württemberg, Bayern wollten wie Preußen neutral bleiben; allein das litt er nicht, sie mußten seine Verbündeten werden und mit ihren Truppen sein Heer verstärken.

Oesterreich hatte in Deutschland 90,000 Mann schlagfertig. Diese befehligte General Mack; Erzherzog Karl war nach Italien beordert worden, um dort Piemont für Oesterreich zu gewinnen. Ohne die Russen abzuwarten, drang Mack bis Ulm vor, um hier den Kaiser zu empfangen und blutig über den Rhein heimzuschicken. Bald aber merkte der Thor an den Massen sich heranwälzender Feinde die Eitelkeit seiner Hoffnung.

Dazu kam noch von Hannover her Bernadotte mit seinem Heere und zog über Ansbach zu Napoleon, so daß dieser über eine ungeheure Macht gebot. Noch konnte Mack sich durch Rückzug sichern; doch unbegreiflich blind blieb er in Ulm und ließ sich von den Franzosen umkreisen. Seine außen zerstreut stehenden Corps wurden nach einander geschlagen, bei Münster, Donauwörth, Wertingen, Günzburg, Memmingen, Elchingen. Noch konnte er mit dem Hauptkorps entrinnen; aber er hatte den Kopf verloren, er blieb. Endlich riß sich Erzherzog Ferdinand mit etwas Reiterei von ihm los und schlug sich nach Böhmen durch! Mack, wie versteinert durch die Nähe Napoleons, blieb in seinem Ulm. Letzterer hatte die Kreise immer enger gezogen, umzingelte ihn jetzt und zwang ihn, 17. Okt., zur Kapitulation. Am 20. mußten die armen Oesterreicher, noch 25,397 Mann, paarweise an Napoleon vorüberziehen, die Waffen vor ihm niederlegen und in die Gefangenschaft wandern; den Mack aber ließ er heim.

Im raschen Siegeslaufe drangen die Franzosen nach Oesterreich vor. Dorthin zogen sich denn die österreichischen Streitkräfte von allen Seiten, auch aus Italien. Immerhin waren sie zu schwach gegen den riesigen Feind, doch nahten jetzt 40,000 Russen unter Kutusow, und wenn schnell noch Preußen, wozu es stark angeregt war, zur Koalition getreten wäre, hätte derselbe wohl bewältigt werden können. Preußen war von den Franzosen durch Verletzung seines neutralen fränkischen Gebietes (Ansbach-Baireuth), das sie eigenmächtig durchzogen hatten, schwer gekränkt worden. Und nun besuchte noch der russische Kaiser den preußischen König persönlich, 25. Okt., um ihn für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Obwohl aber beide Monarchen in der Königsgruft zu Potsdam über dem Sarge Friedrichs II. sich ewige Freundschaft gelobten, ließ sich Friedrich Wilhelm doch zunächst nur dazu bewegen, dem Napoleon mit Anschluß an die Koalition zu drohen, wenn er nicht zurückgienge. Der Stolze schrieb sich diese Drohung hinter die Ohren, marschirte um so frischer vorwärts, nahm 13. Nov. das verlassene Wien ohne Schwertschlag und wendete sich von da nach Mähren, wo die Oesterreicher mit den Russen sich vereinigt hatten. — Am 2. Dez. 1805, dem Jahrestage seiner Krönung, begann Napoleon die Schlacht von Austerlitz, zu welcher die Sonne blutroth aufgieng. Sie heißt „die Dreikaiserschlacht," weil auch Franz und Alexander zugegen waren.

Diese hätten den Kampf vermeiden sollen, weil bis zum 15. Dez. das preußische Heer miteingreifen wollte, aber der Zar hoffte auch ohne es zu siegen. Während eine russische Abtheilung, welche den Feind umgehen wollte, im Sumpfe stecken blieb, stürmte Napoleon gegen das Centrum der Verbündeten, durchbrach es und besiegte sie darauf rechts und links. Sie verloren an Todten 15,000 Mann, an Gefangenen 20,000 und 180 Kanonen.

Gebeugt bot Franz, trotzdem daß Preußen nun losschlagen wollte, die Hand zum Frieden. Der schwache Haugwitz aber, Preußens Minister, fügte sich kriechend

dem Sieger, der nun aller Furcht vor Preußen ledig, Oesterreich im Preßburger Frieden, 26. Dez., um so härter mitnahm. Es trat Venedig an das Königreich Italien ab, Tirol und Passau an Bayern (wogegen es nur Salzburg von einem Dritten bekam). Rußland zog sich einfach zurück. Bayern erlangte 400 Quadratmeilen Zuwachs, Württemberg und Baden auch einige Gebietserweiterung auf des Dritten Kosten; denn Napoleon belohnt seine Bundesgenossen. Ja großartig thut er es; 1. Jan. 1806 erhebt er Bayern und Württemberg zu Königreichen, Baden zu einem Großherzogthum. Billig beehrt der Senat den Heimkehrenden mit dem Titel „der Große". Und 2. Jan. kündigt seine Zeitung an, daß es in Europa nur eine Vormacht geben dürfe, die alles zusammenhalte.

In etwas sollte doch seine Siegesfreude gedämpft sein. Am Tage, nachdem sich der erbärmliche Mack in Ulm ergeben, 21. Okt., war die große Seeschlacht auf der Höhe von Trafalgar (unfern Kadix) erfolgt. Da traf Nelson mit einer spanisch-französischen Flotte zusammen. Er hatte nur 27 Schiffe gegen 34. Er bohrte sich mit ihnen mitten in die feindlichen hinein. Die Schiffe lagen so dicht an einander, daß sich die Kanonenmündungen fast berührten; das englische Geschütz wirkte entsetzlich.

Aber aus dem Mastkorbe des französischen Admiralschiffes fällt ein wohlgezielter Flintenschuß auf Nelson, welcher im vollen Admiralsschmucke auf dem seinen kommandirt. Er sinkt und wird hinabgetragen. Die Engländer kämpften indessen unentmuthigt fort und erringen den vollständigsten Sieg. Als dieser Nelson verkündigt wird, spricht er: „Jetzt sterbe ich ruhig, denn Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht gethan." So starb der große Seeheld, der vor jeder Schlacht betete. Die feindliche Flotte war vernichtet. Achtzehn Schiffe davon hatten die Engländer erobert, darunter die spanische Santissima Trinidad, einen Vierdecker mit 130 Kanonen. Auch hatten sie den Admiral Villeneuve gefangen, der sich nachher aus Verzweiflung selbst entleibte. Zwar starb nun, 26. Jan. 1806, der große Minister Pitt, die Seele des Widerstandes gegen Napoleon, aber das englische Volk war schon so von seinem Geiste getränkt, daß auch schwächere Nachfolger seine Politik nicht wesentlich ändern konnten.

§ 4. Untergang des deutschen Reichs.

Aus dem Lustschlosse Schönbrunn hatte Napoleon am Tag nach dem Preßburger Frieden verkündigt: „Die Dynastie Bourbon in Neapel hat aufgehört zu regieren!" Er hatte die energische Königin gereizt, bis sie sich der Koalition anschloß. Jetzt flogen seine Adler dahin und die königliche Familie entfloh. Am 30. März 1806 ernannte er seinen Bruder Joseph zum „Könige beider Sicilien". — Er fuhr fort und verwandelte die Batavische Republik in ein Königreich, das er seinem Bruder Ludwig verlieh, obschon er erst im Preßburger Frieden noch die Selbständigkeit dieses Staates verbürgt hatte. Bei ihm galt kein Recht und sein eigenes Wort von gestern nicht. Dem Bruder gab er Holland nur in der Hoffnung, es bald in Frankreich einzuverleiben, und hieß die Holländer zwischen einem König und der Annexion wählen. Am 5. Juni kamen diese und baten, und der König ward ihnen geschenkt. — Es war nunmehr ein Hauptgeschäft von ihm, seine Brüder, Verwandte und Günstlinge zu Fürsten zu erheben. Schwager Murat erhielt Berg; seinen Stiefsohn Eugen (Beauharnais) verheiratete er mit einer bayrischen Prinzessin, eine Nichte an den Badischen Erbprinzen.

Endlich wurde, 12. Juli 1806, der traurige Rheinbund gestiftet. An ihm nahmen 16 deutsche Fürsten Theil, die von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Berg, Arenberg, 2 Hohenzollern, 2 Nassau, 2 Salm, Liechtenstein, Isenburg, Leyen und der Fürstprimas von Dalberg. Diese sagten sich sämtlich von jedem andern Bundesverhältniß und namentlich vom deutschen Reichsverbande los. Sie empfiengen „volle Souveränität" im Innern ihrer Staaten, erkannten aber den Napoleon als „Protektor des Bundes" für ihr Haupt. Er

allein hatte das Recht, über Krieg und Frieden zu beschließen, und auf seinen Befehl mußten sie ihm ihre Truppen stellen.

Zum Sitze des Bundestags wurde Frankfurt a. M. ersehen und den Vorsitz daran sollte der Fürstprimas führen, welcher sofort seine Residenz von Regensburg in diese ihm unterworfene Stadt verlegte. Doch kam's nie zu einem Bundestag. Alle innerhalb des Rheinbundsgebietes befindlichen reichsunmittelbaren Fürsten und Herren wurden mediatisirt, d. h. diesem und jenem Rheinbundsfürsten untergeben.

Das deutsche Reich war damit thatsächlich aufgelöst; 1. Aug. erklärte Napoleon ausdrücklich, „er erkenne es nicht mehr an". Kaiser Franz legte daher schon 6. Aug. die deutsche Krone nieder, sich hinfort begnügend mit seinem Kaiserthum Oesterreich. So war das heilige römische Reich nach tausendjährigem Bestand in's Grab gesunken!

Es konnte nicht anders kommen, denn es war immer altersschwacher und elender geworden; die kaiserlichen Einkünfte waren auf 13,000 fl. gesunken und man hatte längst mit Goethe gefragt: Das liebe heilige römische Reich, wie hält's nur noch zusammen! Aber doch regte sich eine Wehmuth bei seinem Hinabsinken im Herzen manches Deutschen und ein Zorn gegen den Fremdherrn, der ihm den letzten Stoß gegeben, auch wohl die Frage, woher sein Kaiser das Recht habe, es so im Stiche zu lassen. — Es war eine greuliche Gewaltherrschaft! Der Buchhändler Palm in Nürnberg spedirte eine Flugschrift, welche über „Deutschlands tiefe Erniedrigung" klagte und das alte Freiheitsgefühl in Deutschen zu wecken suchte. Dieser Palm wird in seiner deutschen Heimat von französischen Gensdarmen verhaftet, vor ein französisches Kriegsgericht zu Braunau gestellt und, weil er edelgesinnt den Verfasser (Yelin) nicht angeben will, 26. Aug. erschossen! Da wurde bei gar Manchem der Zorn über die Fremdherrschaft zum Grimm und tief aus der Seele stieg ein Sehnen, daß das begrabene Reich schöner wieder auferstehen möge. Ein patriotischer Buchhändler, Perthes, stellte sogleich eine Sammlung für Witwe und Kinder des Gemordeten an, damit, wer beisteure, sich als Feind der Mörder fühlen lerne.

§ 5. Preußens Erniedrigung.

Vorerst sollte das träge Deutschland noch tiefer sinken. In 10jährigem Frieden hatte Norddeutschland viel gedacht, gedichtet und geschrieben, aber seit, Juni 1803, die Franzosen an die Elbe vorgedrungen waren, herrschte eine düstere Stimmung; es handelte sich um die Wahl zwischen schimpflichem Frieden und gefährlichem Wagen. Friedrich Wilhelm III. hatte, von Napoleon gedrängt, das der englischen Dynastie entrissene Hannover für seine fränkischen Fürstenthümer, welche an Bayern kamen, angenommen; darob höhnte man ihn im Parlament als den „größten Räuber aus Furcht", und die Engländer behandelten Preußen feindlich. Dazu war das preußische Militär voll Verdruß, bei dem Umsichgreifen des frechen Korsen thatlos zusehen zu müssen, und meinte, die Nachkommen der Helden des großen Fritz würden gewißlich mit ihm fertig werden.


Fig. 254. Friedrich Wilhelm III.

Sie übersahen, daß der militärische Staat ein exercirender und schreibender geworden

war. Der behutsame König aber wurde von Napoleon schnöde behandelt. Derselbe nahm ihm ohne weiteres die Festung Wesel weg, bot auch das ihm überlassene Hannover den Engländern zurück, wenn sie mit Frankreich Friede machen wollten, und höhnte ihn überhaupt auf mannigfache Weise. Da drängte den Entrüsteten alles zum Kriege; auch seine edle Gemahlin, die Mecklenburgische Luise. Die Armee wurde 11. August mobilisirt. Der König verständigte sich nothdürftig mit England und Rußland. Auch Oesterreich wurde zum Beitritt eingeladen; aber es fühlte sich noch zu geschwächt, grollte auch noch, weil vordem im Stiche gelassen. Doch hielten der sächsische Kurfürst und ein paar kleinere Fürsten zum Bunde.

Preußens Offiziere konnten den Kampf nicht erwarten. Sie redeten von Roßbach (S. 680) und prahlten: „Man brauche die russische Hilfe nicht abzuwarten, man sei allein Manns genug! Preußens Ehre erheische, daß man den Sieg allein erkämpfe." Mit solchen Reden rückten sie bis zum Thüringer Wald vor; da machten sie Halt und warteten auf die Franzosen. Zornfreudig eilte Napoleon nach Deutschland, wo er noch 100,000 Mann stehen hatte, die er schnell vermehrte und zu denen er die Truppen des Rheinbundes stoßen ließ. Dieser leistete seinem Aufgebot schleunigste Folge, und der König von Württemberg sprach in einem Aufruf an seine Krieger „vom Kampf für die Ehre, den Ruhm und die Sicherheit des Vaterlands!"

Die Preußen standen im Weimar'schen und machten Front nach West und Süd; denn daher müssen ja die Franzosen kommen, wenn sie überhaupt zu kommen wagen. Aber Napoleon nahm einen andern Weg, über Hof, und erschien plötzlich von Südost her in ihrem Rücken. Darüber geriethen sie in eine merkliche Verwirrung. Es verhielt sich auch sonst gar ungleich zwischen beiden Parteien; einem Napoleon gegenüber Ferdinand von Braunschweig, ein schwach gewordener Greis; die Franzosen schlachtengeübt, Preußens adelige Offiziere viel mehr hochmüthig als hochmuthig, und die Gemeinen durch brutale Behandlung und schlechte Verpflegung herabgedrückt; und nun noch jene 200,000 Mann, diese nur 130,000 stark; fürwahr, ein halbhelles Auge konnte voraussehen, wer den Kürzern ziehen müßte. Aber an das Erbärmliche, was folgte, dachte niemand.

Als Napoleon bei seinem Nahen die getrennte Stellung der Feinde wahrnahm, sprach er: „Die Preußen sind noch dummer als die Oesterreicher." Nachdem er 10. Okt. bei Saalfeld die Vorhut unter dem wilden Prinzen Louis Ferdinand vernichtet, erfolgte die traurige Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, 14. Okt. 1806. Dort stand der Fürst von Hohenlohe mit einem kleinern Heere; über diesen fiel Napoleon selbst her, in der Morgenfrühe. Seine Kanonen donnerten den Hohenlohe aus dem Bett heraus, und bis Mittag war die Hauptsache geschehen, sein Heer in die Flucht geschlagen. Bei Auerstädt stand der alte Braunschweig mit dem Hauptheere; er wurde von den Marschällen Davoust und Bernadotte angegriffen. Gleich anfangs nahm ihm eine Kugel beide Augen, er wurde bewußtlos fortgetragen. Wohl kämpften hier die Preußen, unter den Augen des Königspaares, noch geraume Zeit tapfer fort; aber es gieng nicht zusammen, weil der Feldherr seinen Plan niemand mitgetheilt hatte. Ohne daß Alle ins Feuer gekommen wären, löste sich der Wirrwarr in wilde Flucht auf; 18,000 wurden gleich gefangen. Wo waren nun die kühnen Reden!

Furchtbar war die allgemeine Bestürzung bei den Preußen, jämmerlich und unglaublich nun aber der Kleinmuth und die Kopflosigkeit der Befehlshaber. Zwei Tage nach der Schlacht erschien Murat vor dem festen Erfurt; Möllendorf, welcher von Auerstädt verwundet dahin geflohen, übergab es ohne Vertheidigung mit 14,000 Mann. Die Reserve von 17,000 Mann stand unter dem Prinzen Eugen von Württemberg bei Halle; sie blieb sinnlos stehen, bis 17. Okt. die Franzosen kamen, auch sie zu Grund zu richten. Die Siegesmuthigen stürmten vorwärts; die Festung Spandau machte die Thore nicht vor ihnen zu. Bei Prenzlau er-

eilten sie den flüchtigen Hohenlohe, und er lieferte ihnen seinen Rest von 12,000 Mann ohne Schwertstreich aus. Die starken und wohlversorgten Festungen Stettin und Küstrin öffneten sich, ohne einen Schuß zu thun, vor schwächern Feinden. Magdeburg, das Hauptbollwerk des Staates, ergab sich mit 22,000 Mann und 800 Kanonen an den Marschall Ney, welcher 10,000 Mann davor brachte! Nicht viel rühmlicher bestanden die meisten festen Plätze, vor welche der Feind rückte; nur einige wenige hielten sich, wie Kolberg, durch die Tapferkeit des alten Bürgermeisters Nettelbeck. Auch ein Husarengeneral, welcher bei Auerstädt mitgekämpft, bewährte Muth und Kraft. Es war Gebhardt Lebrecht von Blücher, geb. zu Rostock, eines Rittmeisters Sohn, der schon im siebenjährigen Kriege und dann in den Rheinfeldzügen mitgefochten, ein Sechziger bereits mit schneeweißem Haar, aber jugendfrischer Seele. Blücher rettete sich mit seinen 5000 Reitern und an sich gezogenen Flüchtlingen vor den Verfolgern bis nach Lübeck hinauf und vertheidigte sich dort auf's Tapferste, bis ihm Pulver und Blei ausgegangen; darauf mußte er sich freilich auch ergeben. Das unschuldige Lübeck wurde von den Franzosen schauderhaft mißhandelt.

Schon 27. Okt. zog Napoleon siegprangend in Berlin ein, während König und Königin nach Königsberg flüchteten. Er wird wenigstens finstere Gesichter zu sehen bekommen? Mit nichten! Die Berliner schreien laut: Vive l'empereur! und Herren standen hinter dem Volk, die ihm zuriefen: „Schreit um Gotteswillen, sonst sind wir alle verloren!" Emsig trugen alle Bürger ihre Waffen zur Auslieferung herbei; geschäftig zeigte man den Franzosen die versteckten öffentlichen Gelder und Vorräthe, so daß sie selbst die Berliner „verrätherische Schurken" hießen. Joh. v. Müller (S. 733), der preußische Historiograph, welcher kürzlich erst in einer „Posaune des heiligen Krieges" alle Welt zum Kampf gegen den Eroberer aufgerufen hatte, hielt nun in französischer Sprache eine Lobrede auf den Helden der Zeit. Napoleon staunte. Der Stadt legte er für alle ihre Huldigungen eine Kontribution von $2^1/_2$ Mill. Thaler auf, wie er denn mit ähnlicher Gunst auch die andern Städte bedachte. Auch ließ er vom Brandenburger Thore „die Siegesgöttin mit dem Viergespann" herabnehmen und schickte sie nebst vielen eingepackten Kunstschätzen nach Paris. Den Degen des großen Friedrich nahm er von dessen Grab als „ein sehr theures Andenken" zu sich.

Von Berlin aus ordnete Napoleon, 21. Nov., seinem größten Feind zum Torte die Continentalsperre an, etwas ganz Absonderliches, noch nie Dagewesenes. Er sperrte nämlich das europäische Festland, so weit seine Macht reichte, gegen England so ab, daß er ihm allen Handelsverkehr mit diesem, ja alle Briefpost verbot.

Keine englischen Waaren durften mehr herüber: er ließ auch alle solche Waaren, die sich noch bei Kaufleuten vorräthig befanden, aufspüren und öffentlich verbrennen. Wie da Berge von köstlichen Zeugen in Lohe aufgiengen und die Frauen schmerzlich, auch grimmig zuschauten! Damit fügte er den Briten empfindlichen Schaden zu, doch nicht minder den Kaufleuten des Festlandes, welches nun gewisse Artikel, über Frankreich oder wo anders her bezogen, viel theurer bezahlen mußte. Der Centner Zucker kostete 1805 50 fl., 1811 aber 350, daher man Rübenzucker fabricirte und überall Schmuggler aufkamen. Der Krieg war damit ein unendlicher geworden, und was Napoleon als sein schönstes Fündlein betrachtete, trug am meisten zu seinem Falle bei.

Mit Sachsen schloß er Friede und ließ dem Kurfürsten sein Land ungeschmälert; nur Geld mußte er zahlen. Hierauf wendete er sich nach Preußisch-Polen und wiegelte es gegen seine Regierung auf. Wirklich verjagten die Polen alle preußischen Beamten; etliche erschlugen sie. Er entzündete mit seinen Vorspiegelungen die Sehnsucht der Polen nach Wiederherstellung ihres Reiches zu hellen Flammen, ohne daß er sie zu stillen vorhatte. Ueber Warschau brach er in Altpreußen ein. Doch Rußland, obwohl bereits mit der Türkei im Kriege, hatte auch hier eine Macht entfaltet, von dem beschränkten Bennigsen befehligt. Die Reste

der preußischen hatten sich damit vereinigt. Hoch oben bei Eylau lieferte Bennigsen dem Feinde eine Hauptschlacht, 8. Feb. 1807. Es war ein entsetzliches Ringen, ein mörderisches Würgen; 50,000 Menschen lagen Abends auf dem blutgetränkten Schnee. Die Preußen unter Scharnhorst hatten doch Napoleons Berechnungen durchbrochen; immerhin waren beide Theile so erschöpft, daß eine Pause eintreten mußte. Sie schieden auseinander und legten sich in Winterquartiere.

Das preußische Regentenpaar war bis nach Memel, der Grenzstadt, geflüchtet. Dort weilte es mit gramerfülltem Herzen. Wie dauert uns der edle König; fast noch mehr seine herrliche Luise. Aber dort besucht sie jetzt der russische Kaiser und



Fig. 255. Königin Luise und Napoleon in Tilsit.

tröstet sie. Alexander sagte, „sie wollten miteinander fortkämpfen, bis die Gewalt des Usurpators gebrochen und Preußen hergestellt sei" 2c. Noch enger als in Potsdams Gruft wird ihre Freundschaft geknüpft. Aber im Mai gibt Bennigsen das belagerte Danzig preis, und so standen 14. Juni bei Friedland, unweit Eylau, nur 120,000 Russen gegen 160,000 Franzosen. Jene bewiesen eine wunderbare

Tapferkeit; aber die Uebermacht siegte. Jetzt war Alexander zu einer Verständigung mit Napoleon geneigt. Beide Kaiser kamen 25. Juni auf einem Floß im Fluß Niemen zusammen. Napoleon umarmte den Alexander auf's freundlichste und versprach ihm die halbe Welt. Er legte ordentlich ein Liebesseil um ihn herum, ihn von Preußen abzuziehen; und er gewann ihn. In Tilsit wurde der Friede zwischen Frankreich und Rußland festgesetzt, dem sich das hoffnungslose Preußen anschließen mußte.

Dort weilten die drei Monarchen beieinander. Beide Kaiser überboten sich in gegenseitigen Freundschaftsbezeigungen. Der unglückliche Preußenkönig war ernst, aber ruhig und fest. Auf seine Einladung kam auch die Königin nach Tilsit. Napoleon hatte sich in Berlin und sonst schmählich über sie ausgelassen; so war's ihr ein saurer Gang, aber sie kam aus Liebe zu ihrem Gatten, ihren Kindern und ihrem Volke, um durch ihren Einfluß Preußens Schicksal zu mildern. Napoleon konnte solch ein hehres Wesen wie Luisen nicht würdigen; „Magdeburg ist mir mehr werth als 100 Königinnen", warf er ihr in seiner rohen Weise hin. Da stieg sie weinend in ihren Wagen und fuhr von dannen.

Der Tilsiter Friede wurde mit Rußland 7., mit Preußen 9. Juli 1807 abgeschlossen. Preußen verlor sein ganzes Gebiet westwärts der Elbe und seine Polnischen Besitzungen. Es mußte wohl 600 Mill. Frcs. an die Franzosen zahlen, ohnerachtet sie schon alle seine Kassen geleert und das Land hart ausgepreßt hatten, und bis zu deren Entrichtung seine wichtigsten Festungen als Pfand in ihren Händen lassen. Und „so günstige Friedensbedingungen" (o des Hohnes!) gewährte ihm Napoleon nur „aus Rücksicht auf Seine Majestät den Kaiser aller Reußen!" Rußland wurde statt gestraft noch bereichert. Napoleon bot den Bezirk Bialystock dem Alexander als ein Freundschaftsgeschenk an, und dieser nahm es dankbar hin, das dem Kampfgenossen entrissene Land! Ueberhaupt erscheint Alexander noch recht zweideutig. Napoleon redete mit ihm schon von einem gemeinschaftlichen Zug nach Persien und Indien.

Ganz Preußisch-Polen außer Bialystock ward als ein Großherzogthum Warschau dem begnadigten Kurfürsten, jetzt Könige von Sachsen geschenkt; daher auch dessen unbegrenzte Ergebenheit an Napoleon. Die Polen freilich mit ihrer entflammten Hoffnung auf Wiederaufrichtung Polonia's sahen sich getäuscht. „Sie sollten sich nur gedulden, die Zeit brächte noch Rosen!" ward ihnen eingeraunt, und die Thoren hofften fort. — Die Fürsten von Kassel und Braunschweig verloren ihre Lande gänzlich. Diese wurden zu den abgerissenen preußischen Besitzungen links der Elbe geschlagen und daraus ein Königreich Westfalen geschaffen, welches Napoleon seinem Bruder Jerome (Hieronymus) verlieh, der zu Kassel seinen leichtsinnigen Hof aufschlug und so viel Deutsch lernte, daß er sagen konnte: morgen wieder lustick! Doch wurde er von seinem Bruder streng beherrscht. (Der Bruder Lucian, welcher doch wesentlich zu seiner Erhöhung beigetragen, blieb allein von Napoleon unbedacht, weil er eine Bürgerliche geheiratet.) Die neuen Königreiche Westfalen und Sachsen, alle sächsischen Fürstenthümer, dann Anhalt, Oldenburg &c. traten dem Rheinbunde bei. So ist Napoleon der unbedingt schaltende Gebieter von der Nordsee bis zu den Alpen.

Aber wie tief ist Preußen erniedrigt! Es hat die schönere Hälfte seines Reichs verloren und die andere ist zertreten bis in den Boden hinein. Friedrich II., der Philosoph, hätte unter diesen Verhältnissen nicht mehr leben können; Friedrich Wilhelm III., der Christ, fand einen Halt im Glauben an Den, der die Trübsal zum Segen spendet und den Tiefgebeugten zur rechten Stunde aus dem Staub erhöht. Er nahm einen ergreifenden Abschied von seinen bisherigen Unterthanen: „Ein höherer Wille gebeut; der Vater scheidet von seinen Kindern" &c.; und sie antworteten ihm ermuthigend, „wie lieb sie ihn gehabt, und daß noch der Cherusker Blut in ihren Adern walle!" &c. Uebrigens gieng Napoleons Absicht offenbar dahin, Preußen durch immer größere Demüthigung zur Vernichtung zu führen. Es mußte endlose Kränkungen, Bedrückungen und Beraubungen erfahren und Hohn und Spott gegen alle seine Klagen. Doch mit der zunehmenden Bedrängniß wuchs

auch die Liebe zwischen dem Regenten und seinen ihm verbliebenen Unterthanen. Sie murrten nicht bei den schweren Opfern, die sie gebracht und noch zu bringen hatten; und er that alles Mögliche, ihre Last zu erleichtern. An den ungeheuern Kriegskosten, die er zu entrichten hatte, zahlte er mit seinem in die Münze geschickten Goldservice und mit dem größten Theil seiner Privateinkünfte, indem er mit seiner Familie so gering wie ein Bürger lebte.

Friedrich Wilhelm hat die Schäden seines Staates im Militärwesen, in der Verwaltung und sonst erkannt und mit Entschlossenheit und Ausdauer gieng er an ihre Besserung. Er stellte sich tüchtigere Räthe zur Seite: den Freiherrn von Stein, den er noch Jan. 1807 als einen excentrischen, trotzigen und ungehorsamen Staatsdiener entlassen hatte, und dem er jetzt die Leitung der innern Angelegenheiten anvertraute, und für's Kriegswesen den General Gerhard Scharnhorst (Fig. 257).


Fig. 256. Freiherr v. Stein.

Stein war ein kraftvoller, Allen kühn in's Auge schauender und in Alles tief einblickender Mann, voll Ernst auch für Religiosität und Sittlichkeit, empört von der Schmach des Vaterlandes und glühend-eifrig, sie abzuschütteln; Scharnhorst eine milde, doch überaus starke Seele, gediegen durch und durch, mit hoher Einsicht rastlos thätig, doch ganz im Stillen. Dieses hannoversche Bauerkind wurde der Schöpfer eines neuen Heerwesens, wie es sein Meister, der geniale Graf Wilh. von Lippe († 1777) erdacht hatte. Die Soldaten wurden besser bekleidet und bewaffnet, Bürgerliche hinfort wie Adelige, je nach Fähigkeit und Verdienst, zu allen Offizierstellen befördert, die Gemeinen vor roher Behandlung ihrer Vorgesetzten geschützt, entehrende Strafen ganz abgeschafft. Ein edlerer Sinn, ein höheres Gefühl wurde ihnen eingeflößt, im ganzen Volk der kriegerische Geist geweckt. Nur 42,000 durften in Waffen sein; aber sie wurden nach sorgfältiger Einübung bald entlassen und soviel andere dafür eingerufen, daß nach etlichen Jahren doch ein größeres Heer zusammengestellt werden konnte.

Im Civil traf Stein die ersprießlichsten Veränderungen: „was dem Staat an äußerer Kraft abgeht, muß er durch innere gewinnen." Man befreite die Bauern vom Druck des Adels, die Bürger von Gewerbefesseln, ließ beide an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst Antheil nehmen, und stellte eine Repräsentativverfassung in Aussicht. Man weckte schon in der Schule Liebeseifer für's Vaterland; man redete mit den Alten, wo die Welschen nicht lauschten, von deutscher Ehre, Freiheit und Volksthümlichkeit; in Wort und Bild erinnerte man an die Heldenzeit Deutschlands. In Berlin und Breslau wurden Universitäten gegründet, durch welche die besten Männer Deutschlands belebend auf's Ganze wirkten. Man stiftete 1808 den Tugendverein, dem Vaterland zur Wiedergeburt zu verhelfen; seine Glieder begeisterten sich dafür bis zur Schwärmerei. Napoleon erhielt Kunde von Stein's Bestrebungen, er ächtete ihn, Dez. 1808, und derselbe mußte nach Oesterreich fliehen; aber sein Geist blieb in Tausenden zurück. Prof. Jahn führte 1810 die Turnübungen ein und begeisterte die Jugend. So regten sich stillverborgen die Keime eines neuen Lebens; so dämmerte in der Nacht des tieferniedrigten Vaterlandes der Morgen einer bessern Zeit auf. Die herrliche Königin erlebte diese nicht mehr, obwohl sie ihr Kommen im Glauben schaute. Sie starb 19. Juli 1810 „am gebrochenen Herzen" über ihres Hauses und Vaterlandes Unglück in der Blüte ihres Lebens.

Unaussprechlich trauerte das Preußenvolk über ihren Tod; zugleich entbrannte auch eine mächtige Begierde, ihn dereinst zu rächen. Doch gab es nicht Wenige, die Napoleon wie ein höheres Wesen anstaunten. Joh. von Müller, welcher sich zum Minister in Westfalen hatte machen lassen, sagte: „Die Welt schweigt vor ihm, weil Gott die Welt

in seine Hand gegeben; fortan hat das glückliche Deutschland nichts mehr zu wünschen! Man muß sich umdenken &c." Im Ernst oder aus Schmeichelei redeten gar viele deutsche Zungen und Federn ähnliches, zu einer Zeit, wo das deutsche Volk von den Franzosen beispiellos ausgesogen, verhöhnt und vergiftet wurde. Das war Deutschlands tiefste Erniedrigung! Doch andere redeten auch anders, wie Ernst Moriz Arndt, wenn schon behutsam. Der schlaue Staatskanzler, Freiherr von Hardenberg, setzte Steins Arbeit meisterhaft fort, während er sich geberdete, als wäre er entschieden französisch gesinnt, was freilich der fromme Stein nicht gekonnt hätte. Und in den Herzen Vieler glühte der heilige Groll, immer stärker, je mehr der Gewalthaber in Gewaltthätigkeit fortschritt. Man sah sich z. B. auf der Leipziger Messe und fand: so Eins wie jetzt war Deutschland nie!



Fig. 257. G. Scharnhorst.

§ 6. Napoleon's Griffe nach Westen.

Der Besieger Preußens und Rußlands war unter unendlichem Jubel seiner Franzosen heimgekehrt. Auch that er gleich wieder rühmliche Friedenswerke, schmückte die Residenz mit den zusammengeraubten Kunstschätzen aus, dotirte die neugegründete Universität Paris auf's freigebigste, beschäftigte das unbemittelte Volk mit Bauten aller Art und gab reichlichen Lohn, förderte die französische Industrie durch immer strenger gehandhabte Abwehr englischer Waren und mit vorgeschossenen Kapitalien.

Er hat so viel Geld aus den besiegten Ländern gezogen und es strömte immer noch zu, das läßt er auch seinen Franzosen zu gute kommen. Da hörte man denn seltsame Lobreden. Einer sagte: „Napoleon steht jenseits der menschlichen Geschichte; er überragt die Bewunderung selbst!" Ein anderer nannte ihn „eine neue Emanation des Weltgeistes, gleichsam eine neue Menschwerdung Gottes zur Welterlösung!" Und doch war er im tiefsten Grunde ein geistloser Mann, der nie das Geheimniß des persönlichen oder des Volkslebens beachtete, sondern in der Menschheit eben eine wohl zu ordnende Maschine sah.

Napoleon wendete sein Angesicht gen Abend und streckte seine Hand dahin aus. Gegen das kleine Portugal hatte er einen großen Zorn; denn es gehorchte seinem Gebote nicht, mit England allen Verkehr abzubrechen, blieb mit diesem in guter Freundschaft. Da schlug er nun dem spanischen Minister vor, sie wollten das nette Ländchen unter sich theilen. Der Bethörte gieng darauf ein, und öffnete so den Franzosen den Weg in's eigene Land. Napoleon schickte ein Heer unter Marschall Junot über die Pyrenäen, dem sich die spanischen Soldaten anschlossen, und veröffentlichte ein Dekret, 10. Nov. 1807: „Das Haus Braganza hat aufgehört über Portugal zu regieren!" Junot rückte ohne Widerstand in Portugal ein, erreichte 30. Nov. Lissabon und fand die Stätte geräumt. Eben war der machtlose Prinz-Regent Juan mit seiner wahnsinnigen Mutter, Königin Marie, mit den

vornehmsten Staatsbeamten und allen Schätzen auf 36 englischen Schiffen aus dem Hafen gefahren, um in der herrlichen Kolonie Brasilien, im einzig schönen Rio Janeiro den Thron der Braganza's wieder aufzuschlagen. So leicht war der Fang Portugals. Napoleon theilte es in drei Stücke und nahm gleich eine Contribution von 100 Mill. Frcs.

Spanien hatte seit Jahren mit Frankreich zusammengehalten, ihm seine Schiffe und sein Geld geopfert, auch williglich die Continentalsperre angenommen. Gleichwohl war es schon länger her Napoleons feststehender Wille, dieses Reich an sich zu reißen, sei's auch durch die schändlichste niederträchtigste List. Dort regierte Karl IV., ein geistesschwacher elender Fürst, ihm zur Seite seine niedrig gesinnte Gemahlin Luise von Parma. Die Reichsgeschäfte besorgte allmächtig der nichtswürdige Minister Godoy, dem der König den Namen „Friedefürst" beigelegt hatte. Staat und Hof waren in großer Zerrüttung, das Volk äußerst unzufrieden. Endlich, März 1808, brach ein Aufruhr los, in Folge dessen Karl die Krone an den geliebten Infanten Ferdinand VII. abtrat. Von seiner Gemahlin jedoch umgestimmt bereute er diese Abtretung bald und wollte sie nicht gelten lassen. Ferdinand dagegen, den das Volk begeistert als Herrscher begrüßt hatte, wollte nicht mehr weichen. Dieses Familienzerwürfniß nahm Napoleon mit herzlicher Ergötzung wahr und ließ die Streitenden anstiften, seine Vermittlung nachzusuchen, indem er jedem Theil einen günstigen Spruch vorspiegeln ließ. Arglos thaten sie es, sofort beschied er sie vor sein Schiedsgericht nach Bayonne.

Vergebens wurde Ferdinand vor der Reise gewarnt. Noch an der Grenze wollte man ihn mit Gewalt zurückhalten; das Volk schnitt ihm die Riemen von seinem Gespann ab. Demungeachtet fuhr er nach Bayonne, die Eltern folgten. Ferdinand wurde zwar vom Kaiser sehr höflich empfangen, hörte aber noch am nämlichen Tag den Ausspruch: „Das Haus Bourbon hat aufgehört über Spanien zu herrschen!" Der junge Fürst war anfangs sprachlos; dann aber weigerte er sich ernstlich der von ihm begehrten Thronentsagung. Er wollte jetzt nach Spanien zurück; da hieß es aber, „er sei ein Gefangener!" Da der alte König solches sahe, trat er sein Recht auf „Spanien und Indien" freiwillig und unter der einzigen Bedingung ab, daß ja gewiß auch sein Sohn Ferdinand vom Thron ausgeschlossen bleibe, Mai 1808. Der Alte und der Junge bekamen ihren Aufenthalt in Frankreich, jener in Compiegne, dieser in Valençay, jeder mit anständigem Unterhalte.

Schon 6. Juni 1808 verlieh Napoleon Spanien seinem Bruder Joseph, bisherigem Könige von Neapel. Neapel gab er jetzt seinem Schwager Murat. Unterdessen hatte er starke Truppenmassen in's offene Spanien hineingeschoben. Von diesen gedeckt zog „Joseph I." in seine Hauptstadt ein, 20. Juli. Etliche Adelige und französisch Aufgeklärte schlossen sich ihm an, aber die Menge des Volkes hielt sich fern. Der ungeheure Verrath hatte die stolze Nation auf's Aeußerste empört, und ein Aufstand in Madrid, 2. Mai, kostete schon viel Blut. Jetzt erheben sich alle Gaue gegen die Fremdherrschaft. Kaum eingesetzte Behörden werden verjagt, französischgesinnte Generalkapitäne in Stücke zerrissen. Allenthalben bilden sich Junten (Vereinigungen), in Asturien, Galizien, Katalonien, Kastilien rc. bis hinab nach Andalusien und organisiren den Aufstand. Sie rufen das Volk zur allgemeinen Bewaffnung auf. Adel, Bürger, Bauern, Mönche, Frauen (die Schar der heiligen Barbara rc.) bewaffnen sich und ziehen aus gegen die „infamen Räuber." Ihr glühender Haß steigert sich zum brennendsten Fanatismus. In einzelnen Haufen fallen sie die Franzosen an, wo sie solche finden. Ist ein Haufe zerstreut oder vernichtet, gleich steht ein anderer da. Aber nicht immer unterliegen sie, oft schlagen Bauern, Mönche und Weiber die wohlgeschulten und siegsgewohnten Franzosen, ja starke Corps derselben. Am Tage von Josephs Einzug in Madrid muß sich ein französisches Heer bei Baylen den Insurgenten ergeben; am 1. August schon flieht er selbst nach Burgos.

Dem Exempel der Spanier folgend standen aber jetzt auch die Portugiesen auf. Ihnen zu Hülfe landete (Aug.) ein englisches Heer unter Arthur Wellesley (S. 714). Am 21. August stieß er mit Junot bei Vimeiro zusammen und schlug ihn dermaßen, daß die Franzosen gerne gegen freien Abzug Portugal räumten. Napoleon ergrimmte über die Nachrichten aus der Halbinsel. „Die Ehre des französischen Namens steht auf dem Spiel!" rief er; meinte wohl den Waffenruhm, hatte er doch die Ehre in Bayonne schon verspielt. Er verfügte eine frische Truppenaushebung und kommandirte die Rheinbundsfürsten zur Stellung ihrer Contingente, die denn auch stracks gehorsamten, „um mit den geknechteten Deutschen die freien Spanier knechten zu helfen." An der Spitze eines stolzen Heeres will er selbst die Widerspenstigen zu Paaren treiben. Jedes Wort, das er spricht, zeigt, daß er ein Volksthum nicht versteht. Vorher hielt er aber erst den Congreß zu Erfurt, Okt. 1808. Er wollte während seines Zuges nach Westen vor Gefahr von Osten gedeckt sein; darum lud er den Kaiser von Rußland nach besagtem Ort ein, um ihn mit rosigen Banden noch fester zu umwinden.

Der Congreß ließ sich über die Maßen glanzvoll schauen. Fast alle Rheinbundsfürsten, vier Könige darunter, waren zugegen und bewegten sich um Napoleon wie persische Satrapen um ihren Großkönig; die zwei Kaiser erneuerten hier ihre Freundschaft; der dritte kam nicht. Es herrschte wieder eine erstaunliche Cordialität zwischen beiden; man sah sie die meiste Zeit beisammen. Napoleon that alles, dem Zar den Aufenthalt auf seiner Erde angenehm zu machen; in der Politik verständigten sie sich soweit, daß Alexander ruhig zuzusehen versprach, während Napoleon die Pyrenäenhalbinsel bewältigte, dieser hinwiederum jenem freie Hand ließ, Schweden und die Türkei zu schmälern.

Mit 80,000 neuen Kriegern zog Napoleon selbst nach Spanien, warf die undisciplinirten Scharen nacheinander darnieder und bereits am 4. Dez. stand er in der Hauptstadt, wo Joseph I. zum andern Mal feierlich einkehren konnte. Damit war diesem allerdings noch nicht das ganze Reich zu Füßen gelegt; aber Napoleon hatte sich wieder als den alles besiegenden Helden gezeigt, der auch die Engländer zurückdrängte, und so überließ er jetzt dem Bruder die Beendigung des Kriegs und kehrte Jan. 1809 zurück, dem Unwetter an der Donau (S. 796) zu begegnen. — Joseph I. aber konnte der vom Bruder aufgedrungenen Herrschaft nicht froh werden. Die Spanier setzten trotz wiederholter Niederlagen den Krieg mit aller Anstrengung fort. Allenthalben hatten die Franzosen mit immer frisch aus dem Boden wachsenden Scharen blutig zu streiten; an allen Mauern, namentlich an denen von Saragossa, das durch seine heldenmüthige Vertheidigung das Staunen der Welt auf sich zog, fanden sie den hartnäckigsten Widerstand. Und siehe, 1809 erschienen die Engländer auch wieder und Wellington siegte 27. Juli bei Talavera. Joseph schrieb klägliche Briefe an seinen Bruder. Dieser warf, 1810, neue gewaltige Heeresmassen in's Land mit seinen besten Feldherrn. Da wich wohl Wellington fast bis Lissabon zurück; aber er hielt sich, bis Massena mit seinem stark gelichteten Heere umkehren mußte. Er schlug, 22. Juli 1812, den Marschall Marmont bei Salamanca auf's Haupt, worüber Joseph so erschrack, daß er abermals aus Madrid floh.

Neben dem großen Kriege dauerte stets der Klein- oder Guerillakrieg fort, wo unzählige Freischaren unter kühnen Führern, Empecinado, Mina, dem Pfarrer Merino &c., mehr Feinde würgten, als in jenem fielen. Es herrschte aber von beiden Seiten die höchste Erbitterung und schonungsloseste Wuth; unerhörte Grausamkeiten wurden da verübt. Die Regierung über Spanien, soweit es von den Eindringlingen frei war, riß an sich, wer wollte und konnte; allmählich erhob sich zu allgemeiner Anerkennung die Central-Junta zu Sevilla und Kadix, die doch viel Verkehrtes unternahm und die inneren Zerwürfnisse eher mehrte, als beilegte. Dabei währte aber der grimmigste Kampf gegen die Franzosen unter Wellingtons kluger Leitung bis zu Napoleons Fall fort, ein Vorbild auch für die Deutschen, sich nicht wie ein Teig beliebig kneten zu lassen. — Besonders merk-

würdig ist noch, daß während desselben sämtliche spanische Kolonien (Mexiko, Peru ꝛc.) sich für unabhängig vom Mutterlande erklärten.

§ 7. Aufhebung des Kirchenstaates.

Ehe ich vom neuen Kampfe an der Donau erzähle, muß ich zuvor noch von Napoleon's gewaltsamen Verfahren mit dem Kirchenstaate berichten, welches theils vor jenen Kampf, theils mit ihm zusammenfällt. Pius VII. hatte ihn gesalbt und wie dankte er ihm? Er faßte den Gedanken, den Papst seiner weltlichen Herrschaft zu entkleiden und aus ihm einen vom französischen Hof abhängigen Oberbischof über die abendländische Kirche zu machen in der Art, wie weiland der Patriarch von Konstantinopel ein den byzantinischen Kaisern untergeordneter Oberhirte über die Morgenländische Kirche war; darum sollte der Papst auch seinen Sitz nach Paris verlegen. — Er verlangte zuerst vom Papste dieß und das; er solle alle Klöster in Italien aufheben, er solle mit ihm die Engländer bekriegen ꝛc. Da nun Pius den Muth hatte, sich zu weigern, ließ er Militär einrücken, Nov. 1807, Rom selbst 1808 besetzen, riß auch einige Provinzen vom Kirchenstaate los (April) und schlug sie zu seinem Italien.

Der Papst protestirte feierlich gegen solche Ungerechtigkeit und erließ ein besonderes Abmahnungsschreiben „an seinen geliebten Sohn Napoleon," darin er bei aller väterlichen Liebe sehr kräftig, ja noch hoch spricht, wie einst der Hildebrand. „Die Zeiten, bemerkt er dem geliebten Sohne, haben an der päpstlichen Gewalt nichts geändert; noch immer ist der Papst über alle Kaiser und Könige gesetzt" ꝛc. Zur Erwiderung ließ Napoleon den Palast mit Wachen umstellen und den Papst darin gefangen halten; päpstliche Diener, die den französischen Anordnungen sich nicht fügen wollten, wurden mit dem Tode bedroht.

Endlich, 17. Mai 1809, ergieng aus Wien ein Dekret, durch welches der Kirchenstaat gänzlich aufgehoben und dem französischen Reiche einverleibt wurde. „Denn Karl der Große, Kaiser der Franzosen, Napoleon's erlauchter Vorgänger, habe die römischen Besitzungen dem Bischof von Rom nur zu Lehen gegeben, und die Umstände erheischten es, daß sein erhabener Nachfolger diese Lehen wieder einziehe." Dagegen sollte der Papst einen Jahrgehalt von 2 Mill. Frcs. genießen. Nunmehr machte der entrüstete Pius von seiner höchsten Gewalt Gebrauch und sprach über den Urheber des schnöden Raubes und alle Vollstrecker seines Gewaltwillens den freilich längst kraftlos gewordenen Bann aus. Darauf zog er sich in's Innere seines Palastes zurück und ließ die Zugänge vermauern. Allein die Franzosen nahmen sich die Freiheit, 6. Juli einzubrechen und in's Zimmer des Papstes zu dringen, wo derselbe in seiner Amtstracht, ein Crucifix in der Hand, dastand und fragte, „warum sie ihn in seiner heiligen Ruhe störten?" Man verkündigte ihm, daß er nach Frankreich müsse, worein er sich willig ergab. So wurde denn der Greis in einen Wagen gesetzt und in rastloser Eile nach Grenoble abgeführt. Kaum dort angekommen mußte, auf einen neuen Befehl Napoleon's, der Ermattete wieder nach Savona zurück. Dort lebte er streng bewacht in gänzlicher Abgeschlossenheit, indem ihm durch schlaue Unterhändler, jetzt schmeichelnd, jetzt drohend, der oft wiederholte Antrag gemacht wurde, er möge seiner weltlichen Herrschaft entsagen und seinen oberhirtlichen Sitz in Paris nehmen. Aber der Greis widerstand mit der festesten Ausdauer.

In seinem Zorn darüber setzte Napoleon nun alle Rücksichten außer Augen und behandelte ihn wie einen Rebellen gegen die kaiserliche Majestät. Wagen, Pferde, Dienerschaft, selbst Tinte, Feder und Papier wurden ihm entzogen, ohne daß es gelang ihn mürbe zu machen. — Als Gegenstück zur päpstlichen Bannbulle ließ aber Napoleon einen neuen Katechismus ausgeben, darin die Jugend lernen mußte: „Unsern Kaiser Napoleon ehren und ihm dienen, heißt Gott ehren und ihm dienen; denn Er ist der, den der Herr erweckt hat, den Gottesdienst wiederherzustellen. Wer ihm widersteht, verfällt der ewigen Verdammniß." Später wurde Pius nach Fontainebleau gebracht, 1812, und so lange bestürmt, bis er nachgab und in Frankreich zu wohnen einwilligte, Jan. 1813.

§ 8. Entthronung des Schwedenkönigs.

Noch etwas Gleichzeitiges muß ich der Erzählung des neuen österreichischen Krieges voranschicken: die Entthronung eines Fürsten, freilich durch sein eigen Volk.

Gustav's III. (S. 747) Sohn, **Gustav IV.**, war ein wunderlicher, eigensinniger Mann. Er haßte den französischen Eroberer auf's bitterste; gleichwohl, wenn er andern, wie 1806 den Preußen, gegen ihn helfen sollte, blieb er unthätig, wo er dagegen keine Ursach hatte, da zog er in's Feld. Er kam mit allen seinen Nachbarn in Händel, selbst einmal mit England überwarf er sich, seinem beständigsten Bundesgenossen. Durch sein tolles Wesen schadete er seinem Reiche sehr, Mißgeschick traf es von allen Seiten. Er verschuldete auch den Verlust **Finlands**. — Rußland wollte seine Eroberungen an der Ostsee vollenden, und nachdem Alexander Napoleons Einwilligung hiezu erhalten und sich mit Dänemark verbündet hatte, fiel er, Febr. 1808, heimtückisch in Finland ein. Die Bewohner, den Russen abhold, griffen zu den Waffen. Aber ihr Herr hatte nicht nur alle Vorkehrungen zur Vertheidigung des Landes versäumt, so daß das granitne **Sweaborg**, das nordische Gibraltar, der russischen Flotte fiel; er unterstützte auch die kämpfenden Getreuen nur mit einem schwachen Heere, während er zwei größere gegen Dänemark verwendete. So wurde denn auch noch der letzte Rest der einst so ausgedehnten schwedischen Gebiete rechts der Ostsee trotz der heldenmüthigen Gegenwehr seiner Bewohner von den Russen übermocht. Da erhob sich das erzürnte Schwedenvolk gegen seinen eigenen König. Es hielt sich für berechtigt, den schlimmen Regenten abzuschaffen; denn der Franzosengedanke von der „Volkssouveränetät" hatte auch in ihm schon Wurzeln geschlagen. Mitten unter seinen Truppen wurde Gustav vom General **Adlerkreuz**, 13. März 1809, „im Namen der Nation" verhaftet.

Er zieht den Degen; man entwaffnet ihn und bringt ihn in Gewahrsam. Auf einem Reichstage, 10. Mai, wurde er förmlich abgesetzt. Nun ergab er sich ruhig in sein Schicksal und dankte ab. Seiner Haft entlassen, reiste er nach Deutschland herüber und lebte von nun an bald da, bald in der Schweiz unter dem Namen Oberst Gustavson in stolzer Armut.

Die Schweden wählten an seine Statt seinen Oheim, **Karl XIII.** Bei der Kinderlosigkeit desselben war aber Vorsorge bezüglich der Thronfolge zu treffen, und da mußte er nach dem Willen des Adels, Aug. 1810, den französischen Marschall **Bernadotte** an Kindesstatt annehmen, welcher, zur lutherischen Confession übergetreten, Kronprinz von Schweden wurde. Man glaubte damit Napoleon's Gunst zu erwerben, weil Bernadotte Schwager von dessen Bruder Joseph war. Die Berechnung täuschte aber, denn Napoleon traute ihm nicht, weil er kein Kriecher war.

§ 9. Oesterreich steht nochmals auf.

Oesterreich fühlte tief seine Verluste, noch stärker drückte es die Sorge, auch sein Uebriges noch zu verlieren, denn das sah man deutlich, daß Vernichtung aller selbständigen Staaten Napoleon's letztes Ziel sei. Darum rüstete es sich insgeheim zu nochmaligem Ringen mit dem Verderber, und die schwere Verwicklung desselben in den spanischen Krieg erhob den gebeugten Muth und deutete den Zeitpunkt zum Losbrechen an.

Freilich konnte sich Oesterreich nur auf seine eigene Kraft stützen. Rußland stand jetzt feindlich zu ihm; Alexander war Napoleon's Geselle geworden. Preußen lag ohnmächtig darnieder. Die andern deutschen Mächte waren von starrer Furcht vor dem Riesen gehalten oder gar von der Hoffnung belebt, durch ihn mit Habsburgischem Gute bereichert zu werden. Ein edler Minister, Graf **Stadion**, that was sich in der Eile thun ließ, durch Reformen und geistige Hebung das österreichische Volk zu stärken; Erzherzog Karl begann eine Landmiliz zu bilden, d. h. das Volk zu bewaffnen. Von Wien ergiengen Aufrufe an die deutsche Nation, welche „von der deutschen Ehre" redeten und „von der

Trauer Hermann's über seine entarteten Enkel", welche „zum Erwachen aus dem Todesschlummer der Schande, zum Brechen der Fesseln" aufriefen. Allein sie verklangen noch in den Lüften oder tönten schmerzlich in den Herzen einzelner Patrioten nach. Indessen strengte sich Oesterreich so an, daß es bis zur Kriegserklärung, 15. April 1809, ein Heer von 300,000 Mann zuhaufbrachte, von welchem kleinere Theile in Italien und gegen Polen, die Hauptmacht in Deutschland aufgestellt wurden.

Als Napoleon dort in Spanien von Habsburg's erneuerter Schilderhebung gehört, eilte er über die Pyrenäen nach Frankreich zurück und traf die kräftigsten Anstalten zum östlichen Feldzuge, mußte aber, weil seine meisten Truppen in Spanien nöthig waren, das Hauptaufgebot den Rheinbundsfürsten auflegen. Diese stellten auch willig oder gar freudig schnell ihre Mannschaften. Der König von Sachsen ermahnte seine Krieger, „sie möchten ihre Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung führen!" — Adlerschnell ist Napoleon an der obern Donau: 150,000 Oesterreicher sind in Bayern eingerückt und überraschen Napoleon's zerstreute 180,000 Mann. Aber mit hohem Kriegsgenie überblickt er das Schlachtfeld, ordnet er die Kämpfe, während der Erzherzog diesmal zu vorsichtig operirt. In fünf Tagen, 19.—23. April, bringt er in einer Reihe von Schlachten, bei Abendsberg, Landshut, Eggmühl, Regensburg, den Oesterreichern die härtesten Niederlagen bei. Diese Schlachten erklärte er selbst für die Silberblicke seiner Kriegskunst. Die Hauptsache hat er aber durch deutsche Truppen gethan, welche für Deutschlands Unterdrückung ihr Blut zu vergießen wetteiferten.

Der Erzherzog retirirte nach Böhmen, um dort seine zersprengten Corps wieder zu sammeln, frische Kräfte an sich zu ziehen und dann gen Wien zu eilen. Napoleon aber, nachdem er eine große Heerschau gehalten und Ehrenkreuze auf seine „braven Deutschen" hatte regnen lassen, stürmte geradenwegs dahin. Seinem Gegner zuvorkommend stand er schon 10. Mai vor Wien. Die Thore sind zu; er beschießt Burg und Stadt aus Haubitzen; am dritten Tag öffnen sich die Thore. Nach ihrer Einnahme gieng Napoleon über die Lobauinsel auf die linke Donauseite hinüber, wo nun der Erzherzog aus Böhmen her in raschem Anmarsch begriffen ist. Nahe der Burg seiner Väter kämpfte Karl hier wie ein grimmiger Leu. Er schlug bei Aspern, 21.—22. Mai 1809, eine furchtbare Schlacht.

Da war es, wo zwölf ansprengende französische Kürassierregimenter einen entsetzlichen Stoß auf das österreichische Fußvolk vollführten; aber es stand wie Mauern und die Regimenter prallten ab. Nacht ward's und die Franzosen waren allerseits geworfen. Am andern Tage griff Napoleon mit ungeheurer Wuth an. Der Erzherzog führte, eine Fahne ergreifend, die Seinigen persönlich den Anstürmenden entgegen. Grausiges Gewürge. Napoleon's beste Generale fallen; die Franzosen werden abermals zurückgeworfen. Endlich stürzt alles von ihnen über die ächzende Brücke, die nach der Lobauinsel zurückführt. Auf letzterer müssen sie, weil die andere Brücke nach Wien hinüber von dem angeschwollenen Strome weggerissen ist, eingeschlossen in der elendesten Lage, zwei Tage verweilen, bis es ihnen gelingt, die zerstörte Brücke wieder herzustellen und sich auf's rechte Donauufer zu retten. — Zum erstenmal war der große Feldherr selbst geschlagen und er war es auf deutscher Erde. Karl hieß von dem an der Held von Aspern; aber er benützte den Sieg nicht. Napoleon hatte volle Ruhe, aus Italien, Frankreich und dem Rheinbund Verstärkungen an sich zu ziehen, so daß er es bald wieder auf 150,000 Mann brachte. Wohl suchte sich auch der Erzherzog möglichst zu kräftigen, konnte es aber nur auf 120,000 Mann bringen, und mittlerweile war sein Bruder Johann mit der aus Italien zurückgekehrten Südarmee, 14. Juni, bei Raab geschlagen worden.

Abermals setzte Napoleon über die Donau, ungehindert, in dem er die Oesterreicher bezüglich der Uebergangsstelle täuschte. Und flammend von Begierde, die erlittene Schmach zu tilgen, griff er sie unweit des Schlachtfeldes von Aspern bei Wagram mit rasendem Ungestüm an. Hier fand wieder eine zweitägige Schlacht statt, 5.—6. Juli. Sie war noch mörderischer als die vorige. Die Oesterreicher,

glücklich am ersten Tag, hielten sich vortrefflich; aber sie mußten zuletzt der Uebermacht weichen, vor der sie sich jedoch in guter Ordnung nach Znaim zurückzogen. Jeder Theil hatte 30,000 Mann eingebüßt. Karl suchte bei Napoleon um einen Waffenstillstand nach; und als dieser 12. Juli geschlossen war, legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder. Nach langen und bittern Unterhandlungen kam es, 14. Okt. 1809, zum Frieden von Wien. Oesterreich mußte abtreten: Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel an Bayern, dessen Krieger am tapfersten gefochten hatten; Krain, Triest, Kroatien und Dalmatien (als illyrische Provinzen) an Frankreich; Westgalizien an Polen, d. i. an den napoleonischen König von Sachsen; Ostgalizien an Rußland, das den Franzosen geholfen hatte.

2000 Quadratmeilen verlor Haus Habsburg wieder von seinem Gesamtreiche! Auch mußte es noch 85 Mill. Frcs. Kriegskosten bezahlen und die Continentalsperre wieder annehmen, die seinen Handel ruinirte. Die Engländer hatten gesucht, dem bedrängten Oesterreich Luft zu schaffen, indem sie Antwerpen zu überrumpeln versuchten, 29. Juli. Sie griffen's aber ungeschickt an und starben dann nutzlos hin in den Sümpfen von Walcheren. Armes Deutschland, jetzt in allen deinen Gauen geknechtet, wird denn auch noch der Tag deiner Befreiung aufstrahlen? — Kurz vor dem Friedensschluß, 12. Okt., machte sich ein 18jähriger Jüngling, Friedrich Staps, eines Naumburger Predigers Sohn, in Napoleon's Nähe zu Schönbrunn. Er erregte Verdacht; man griff ihn und fand einen Dolch bei ihm. Offen bekannte er, daß er „den Verderber seines Vaterlandes" habe erstechen wollen. Napoleon fragt: „Wenn ich Euch das Leben schenkte?" Er erwidert: „Ich würde Sie doch zu tödten suchen." Hierauf ward er in aller Stille erschossen, und die Sache möglichst verborgen gehalten. Doch beschleunigte dieses Attentat den Friedensabschluß neben Umtrieben in Paris, wo Talleyrand und Fouché gegen den Kaiser agitirten, den manche schon für wahnsinnig hielten.

§ 10. Tirols Erhebung.

Eine interessante Nebenpartie spielte im schönen Tirol, das (S. 785) an Bayern gegeben worden war. Die Tiroler fühlten sich höchst unbehaglich unter dem bayrischen Scepter. Fünf Jahrhunderte lang lebten sie unter Haus Habsburg, unangetastet bei ihrer eigenthümlichen Verfassung und mit großen Freiheiten ausgestattet, von 4024 Priestern geleitet. Die neue Regierung dagegen, obschon der wohlwollende König Max auch ihr Bestes aufrichtig wollte, griff es falsch an.

In dem Aufklärungseifer, welcher damals zu München im Schwange gieng, hob man alsbald die Klöster und viele Feiertage auf, riß einzelnstehende Kapellen nieder, schaffte die Heiligenbilder weg, verkaufte sie wohl gar an Juden &c. Man beseitigte auch die theure Landesverfassung, ohnerachtet sie bei der Landesübernahme gewährleistet worden war, und richtete alles bayrisch ein. Und die neuen Landrichter redeten und handelten in gewohnter Barschheit mit dem Volke. Das alles griff den stolzen, fest am Alten hängenden Tirolern an die Seele und bewirkte einen tiefen Haß gegen das neue Regiment.

Als sie, Dez. 1808, geheime Kunde vernahmen, daß sich Oesterreich wieder erheben wollte, gedachten sie das nämliche zu thun. In aller Stille bereiteten sie einen Aufstand vor. Wohl 60,000 Tiroler wußten um das Geheimniß und kein einziger Bayer merkte was. Leiter der ganzen Unternehmung war österreichischerseits der gewandte Freiherr von Hormayr; tirolerseits der Sandwirth Andreas Hofer von Passeyr, eine hohe kraftvolle Gestalt mit langem schwarzem Barte, strengrechtlich, aufrichtig fromm, voll Muth, mit gutem Hausverstand und tüchtigem Kriegsgeschick begabt, doch etwas beschränkten Geistes und nicht ganz willensfest. Von seinen Unterführern sind die berühmtesten: der Wildschütz Jos. Speckbacher, unbändig tapfer, und der rothbartige Kapuziner Joachim Haspinger, fanatischkühn und ein geschickter Ordner des Kampfes.

Als 9. April 1809 ein österreichisches Korps unter Chasteller in's Pusterthal eindrang, ward plötzlich das verabredete Zeichen zur Erhebung für alle Theile des

Landes gegeben; Bretter mit rothen Fähnlein schwimmen den Inn herab; Feuerzeichen flammen auf allen Bergen. Im Hui greift das Volk zu den Waffen, fällt über die zerstreuten bayrischen Soldaten her, schlägt sie nieder, stürzt sie in's Wasser. Speckbacher tost mit einem gewaltigen Haufen unterm Geläute der Sturmglocken das untere Innthal herauf, nimmt Hall und berennt die Hauptstadt Innsbruck, vor und in welcher ein mörderischer Kampf sich entspinnt; denn von außen feuern die Innthaler, von innen aus allen Fenstern die Innsbrucker auf das bayrische Militär. Die Stadt wird erstürmt, das Fußvolk ergibt sich; die Reiterei will entfliehen, wird mit Heugabeln aufgehalten und auch gefangen. Gleicherweise geht's in andern Theilen des Landes. In 5 Tagen ist, ohne die Hilfe des zaudernden Chasteller, ganz Tirol (mit Ausnahme der Feste Kufstein) befreit; 6000 Feinde, 2 Generale und 132 Offiziere sind gefangen und alle bayrische Beamte davongejagt.

Auf die Nachricht hievon sandte Napoleon, welcher eben bei Regensburg gesiegt hatte, seinen bewährten Marschall Lefevre mit Franzosen und Bayern nach dem empörten Lande. Wrede bemächtigte sich 11. Mai des Struber Passes und konnte die gefangenen Tiroler nicht vor Hinmordung bewahren. Drauf schlug er den Chasteller bei Wörgl und drang bis Schwatz vor. Die Tiroler schlugen den eindringenden Feind zweimal aus dem Flecken hinaus. Endlich aber wird dieser desselben Meister, mordet alles ohne Unterschied und steckt ihn in Brand. Lang lag Schwatz als eine öde Brandstätte, welche den Bayernhaß predigte. Innsbruck muß sich 19. Mai ergeben.

Der Feind hat wieder die Obermacht und haust barbarisch. Napoleon hatte die Tiroler als „Räuber" bezeichnet; demnach und noch härter wurden sie behandelt. Viele blühende Ortschaften giengen im Feuer auf. Einmal wurde ein Dorf umzingelt und unter rauschender Musik angezündet; wer von den Bewohnern den Flammen zu entrinnen herauslief, ward niedergeschossen. Männer, Weiber und Kinder wurden zu Hunderten aufgehängt, aufgeschlitzt; andern riß man die Zunge heraus, nagelte man die Hände auf den Kopf! Freilich war auch kein Feind vor den Tirolern seines Lebens sicher auch außer dem Kampf; daher ihr Grimm.

Doch jetzt ruft Hofer all Tirol zu neuem Kampfe auf. Sie kommen wieder aus ihren Thälern, Schluchten und von ihren Bergen herab, den getreuen Stutzen im Arm. Deroy kommandirt jetzt die Bayern und Franzosen. Er hat den Berg Isel besetzt. Da greifen ihn Hofer und der rothbartige Kapuziner wie ein Wettersturm an und schlagen ihn 29. Mai mit Verlust von 1500 Mann herunter. Am 30. dringen sie abermals in ihre Hauptstadt ein. Andere Haufen des Landsturms siegen bei Hohenems, beim Scharnitzer Paß 2c. In den Engpässen stürzen die Weiber furchtbare Steinmassen und gewaltige Baumstämme auf die Feinde herab, während die Männer, hinter allen Felsen verborgen, aus ihren nie fehlenden Stutzen sie niederknallen. In unglaublicher Schnelle ist ganz Tirol zum andernmal frei, und Vorarlberg dazu. Kaiser Franz, eben durch den Sieg von Aspern hochgehoben, sandte Gruß und die Botschaft: „Meine treue Grafschaft Tirol soll nie mehr vom Körper des Kaiserstaates getrennt werden, und ich werde keinen Frieden unterzeichnen, als der dieses Land an meine Monarchie unauflöslich knüpft." Wie jauchzten die Tiroler: Es lebe unser guter Kaiser Franz!


Fig. 258. Andreas Hofer.

Allein nach Wagram trat der Waffenstillstand ein, demzufolge alle österreichischen Truppen Tirol verlassen mußten, das mittlerweile durch falsche Nachrichten

in tiefen Frieden gewiegt wurde. Dagegen sandte Napoleon wieder den Lefevre mit 50,000 Franzosen, Bayern und Thüringern, um das Land zurückzunehmen. Die Tiroler zogen sich in ihre Berge zurück, schienen allen Widerstand aufzugeben. Lefevre rückte 30. Juli in Innsbruck ein. Doch Hofer tritt aus einer Felsenhöhle, wo er gesonnen und gebetet, entschlossen zu einem dritten Kampf; der Kapuziner beschwört die Muthigsten, die Waffen zu ergreifen. Sie verbinden sich zum letzten, glorreichsten Streit.

Unversehens wird, 4. Aug., eine ganze Division bei Sterzing im engen Eisackthale grimmig angegriffen und theils von herabstürzenden Felsen und Bäumen, theils von den Kugeln aus Lerchenholz gefertigter Kanonen und der trefflichen Stutzen niedergeschmettert. Die Schlucht heißt noch „die Sachsenklemme". Andere Kolonnen erfahren ein ähnliches Schicksal. Selbst der Marschall erleidet, 13. Aug., am Iselberg eine Niederlage, aus der er kaum seine Person rettet. Er gibt Innsbruck auf und zieht aus dem „verwünschten Lande" ab. General Rusca, der Mordbrenner, wird aus dem Pusterthal vertrieben. Die Bayern verlassen zuletzt den Scharnitzer Paß, und das Land ist, 15. Aug., zum drittenmal befreit! Der Sandwirth übernahm die einstweilige Regierung, und er führte sie verständig. Streng hielt er auf Ordnung; der Volksbedürfnisse kundig traf er zweckmäßige Verfügungen, wenn er auch die Klöster herstellte. Der „Bauer-Commandant" war hochgeehrt vom ganzen Volke. Und hierin hat sich dies vor dem spanischen Ehre erworben, daß es nicht bloß zu kämpfen, sondern auch Zucht zu halten verstand.



Fig. 259. Hofer's letzter Gang.

Nun aber hörte man vom Wiener Frieden und wie derselbe trotz dem kaiserlichen Versprechen das treue Tirol dem gehaßten Bayern zuspreche. Welch ein

Herzeleid! Indessen war Amnestie für alle Tiroler ausgesprochen, wenn sie sich sofort der bayrischen Herrschaft unterwerfen würden. Hiezu rieth denn auch ihr geliebter Erzherzog Johann in einem lakonischen Briefe. Da ermahnte Hofer in einer Proklamation 7. Nov. zur allgemeinen Waffenniederlegung und kehrte zum häuslichen Herde heim. Die Meisten folgten. Innsbruck ward 1. Nov. von Drouet besetzt. — Aber der tolle Kommandant Kolb u. a. konnten sich nicht so willig fügen, sie hielten etliche Haufen in Waffen und leisteten den einrückenden Bayern Widerstand. Doch ohne Hofer können sie nichts ausrichten. Da umringen sie ihn mit Bitten und Flehen, nochmals an ihre Spitze zu treten. Hofer schwankt, die Kapuzinerberedsamkeit siegt; er willigt ein. Noch einmal ruft er, 12. Nov., die Tiroler zu unnützem Blutvergießen, sich selbst zum Verderben.

Dieser vierte nur theilweise Aufstand wurde von den Kartätschen der Bayern und Franzosen schnell niedergeschlagen. Hofer, zusehends verdüstert, war jetzt vogelfrei wegen Wortbruchs. Er verbarg sich mit Weib und Kind in die höchste Sennhütte nahe dem Oezthaler Firner, lebte dort in grimmer Winterkälte. Es war aber auf seinen Kopf ein Preis von 1500 fl. gesetzt. Da verrieth ihn Raffl, der seinen Aufenthalt wußte. In der Nacht des 27. Jan. 1810 stieg ein Bataillon Italiener zur Hütte hinauf und umzingelte sie. Hofer wird gebunden und barfuß über Schnee und Eis hinabgeführt, dabei abscheulich mißhandelt. Er wird auf einen Wagen geworfen, nach Mantua gebracht und dort auf Napoleon's Befehl zwischen 24 Stunden erschossen, 20. Febr. 1810. Er schrieb noch einen getrosten Brief an die Seinen und gieng dann festen Muthes zum Tode. Mit unverbundenen Augen dastehend kommandirte er: Feuer! Der Kapuziner und Speckbacher retteten sich nach Wien, wo man des todten Helden kaum gedachte, weil was Neues im Winde war (S. 802).

Bayern behandelte das arme Land (von dem aber Theile an Italien und Illyrien abgegeben wurden) jetzt sehr schonend. Aber die Tiroler blieben stets ihrem alten Herrscherhause zugeneigt. Und sie hofften, dereinst unter dasselbe zurückzukehren. Das kündeten ihnen Feuerzeichen am Himmel an, ihre Heiligenbilder winkten es ihnen mit den Augen zu, und auf den Gräbern der Gefallenen blühten beim Hinzutritt die welken Blumen frisch empor zu guter Hoffnung, die nicht täuschte.

§ 11. Kleinere Erhebungen in Deutschland.

Da und dort zuckte es doch auch im übrigen Deutschlande schon, nach spanisch-tirolischem Vorgang! — Ein Oberst Dörnberg führte 22. April 1809 hessische Bauern, wohl 8000, gegen Kassel. Doch das Militär zerstreute sie; und Oberst Emmerich, der, 23. Juni, Marburg mit Bauern überfiel, wurde gefangen und erschossen. — Am 28. April rückte der preußische Major Schill, der in das Complot eingeweiht war und sich verrathen wußte, mit seinem Husarenregimente aus Berlin, um die Deutschen gegen Frankreich aufzuregen. Das Kriegsgericht mußte natürlich seine That verurtheilen und Napoleon ächtete ihn. Er kam nur bis Arneburg, da sich ihm westfälische und holländische Truppen entgegenwarfen. Er wurde von diesen bis nach Stralsund gedrängt, das er eroberte und zu einem zweiten Saragossa zu machen gedachte. Allein die Feinde, durch Dänen verstärkt, drangen 31. Mai in die Stadt ein und es erfolgte ein wüthender Straßenkampf. Schill spaltete noch dem holländischen General Carteret den Kopf und fiel gleich darnach von einer Kugel durchbohrt. Nur 400 seiner Leute schlugen sich durch, 600 wurden gefangen und theils erschossen, theils auf französische Galeeren abgeführt. — Der Herzog Wilhelm von Braunschweig bildete in Böhmen aus Flüchtlingen seines ihm entrissenen Landes und andern Deutschen eine Freischar von ein paar Tausend. Er war der Sohn jenes bei Auerstädt geblendeten Feldherrn, welcher bis nach Ottensen hatte flüchten müssen und dort gestorben war. Seines Vaters Tod wollte Wilhelm rächen.

Seine Freiwilligen hießen „die Rachelegion"; sie waren schwarz gekleidet, mit einem weißen Todtenkopf auf dem Tschako. Diese Schar bestand seit 30. Mai im Verein mit Oesterreichern mehrere siegreiche Gefechte gegen sächsische und französische Truppen und zog, Juni, in Dresden und Leipzig ein. Am Waffenstillstande wollte der Herzog nicht theilnehmen. Als deutscher Reichsfürst gedachte er sein Heil im Nordwesten zu versuchen und gewann, 24. Juli, 2000 Freiwillige für sein verzweifeltes Unterfangen. Er überfiel Leipzig nächtlicherweile, versorgte sich dort mit dem Nöthigsten und schlug sich, dreifach überlegene Feinde durchbrechend und in seinem Braunschweig durch etliche 100 Männer verstärkt, bis Elsfleth glücklich durch, wo er sich nach Helgoland einschiffte, 7. Aug. Seine Schwarzen nahmen englische Dienste und fochten in Spanien tapfer gegen die Franzosen mit. — Solche Erhebungen, wie fruchtlos zunächst, weckten doch das Volksgefühl, die vielen Märtyrer lebten im Liede fort. Und Napoleon fieng an sich vor deutschen „Vendeekriegen" zu fürchten.

§ 12. Napoleon's Blutsvermischung mit Habsburg.

Glorreich heimgekehrt feierte Napoleon 2. Dez. 1809 den Jahrestag seiner Kaiserkrönung, wozu er seine „Verbündeten", d. h. Vasallen nach Paris beschieden hatte. Dienstbeflissen erschienen die Könige von Sachsen, Westfalen, Württemberg, Holland, Neapel, der Vicekönig von Italien, der Fürstprimas 2c. Der wackere Bayernkönig hatte es gewagt, der Einladung keine Folge zu geben.

Bei dieser Gelegenheit herrschte ein unsäglicher Prunk; am prunkendsten aber waren die Reden Napoleon's. Da sprach er: „Der Triumph meiner Waffen wird der Triumph des guten Geistes über den bösen, der Triumph der Mäßigung, Ordnung und Sittlichkeit über Bürgerkrieg, Gesetzlosigkeit und verheerende Leidenschaften sein!" Er regierte nun kaum mehr, er „spielte auf dem Erdkreis". Von seiner eigenen Ordnung und Sittlichkeit gab er eben jetzt ein auffälliges Exempel. Auf seinem Riesenthron über den Trümmern des alten Europa's fühlte er sich darin sehr unbefriedigt, daß ihm ein Sohn und Erbe abgieng, denn seine Ehe mit Josephine war unfruchtbar. So dachte er denn sich von der sanften graziösen Kreolin zu scheiden, die doch durch ihr Vermögen und hohe Freunde die erste Gründerin seines Glückes war. Sie weinte, flehte, fiel in Ohnmacht; es half alles nichts.

Kaltsinnig ließ Napoleon 15. Dez. in feierlicher Sitzung Josephine ihre Bereitwilligkeit zur Scheidung aussprechen und nach Malmaison ziehen. Zugleich wurde der österreichische Gesandte Graf Metternich oder eigentlich seine Gemahlin von Napoleon's Entschluß benachrichtigt, sich mit der Tochter seines Kaisers zu verloben. Mit schwerem Herzen gab Franz die 19jährige Maria Luise her, um Ruhe vor dem Fürchterlichen zu haben. Metternich trat an die Stelle des deutschgesinnten Ministers Stadion. Am 1. April 1810 wurde die Hochzeit zu Paris mit unbeschreiblicher Pracht vollzogen.

Kardinal Fesch, Napoleon's Oheim, copulirte; fünf Königinnen hielten der Braut die Schleppe. Das getraute Paar machte nach neuerer Sitte eine Lustreise in die Niederlande. Als dasselbe nach Paris zurückkam, drängten sich nun erst die Feste zur Verherrlichung dieser Verbindung. Am 1. Juli 1810 gab der österreichische Gesandte Fürst von Schwarzenberg eine ganz ausgezeichnete Fête. Hiezu war ein großes Saalhaus von Holz eigens gezimmert und mit den reichsten Draperien geschmückt worden. Da geschah es, daß plötzlich während des Tanzes ein Vorhang von einer der unzähligen Wachskerzen Feuer fieng. Im Moment stand der ganze Saal, in wenigen Augenblicken das ganze Haus in Flammen. Schrecken, Angst und Verwirrung war ungeheuer. Viele stürzten auf der Flucht und wurden zertreten; viele erreichten den Ausgang nicht und verbrannten elendiglich. Es verbrannten auch die Festgeberin, die Fürstin von Schwarzenberg und ihre Tochter, die sich wechselseitig vermißten und suchten. Dieses schauerliche Ereigniß däuchte Vielen eine böse Vorbedeutung; selbst bei dem Gewaltigen machte es solchen Eindruck, Jahrelang schlug er sich's nicht aus dem Sinn.

Napoleon versicherte seiner neuen Gemahlin oft, wie glücklich ihn ihr Besitz mache. Aber dieses Liebesglück änderte nichts an seinem Despotensinn. Seinem Bruder

Ludwig von Holland schrieb er wiederholt: „Sie sind zu gut, kümmern sich zuviel um Popularität," hieß ihn einen englischen Schmuggler, ließ ihn sogar in Paris von Gensdarmen bewachen, bis derselbe 15. März 1810 die Südprovinzen an ihn abtrat. Als sodann französische Truppen in Amsterdam einziehen wollten, dankte Ludwig 1. Juli zu Gunsten seines Sohnes ab und floh nach Teplitz, worauf Holland mit Frankreich vereinigt wurde. — Letzteres mußte noch größer werden. Am 10. Dez. 1810 erließ Napoleon ein Dekret, welches die freien Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, die Fürstenthümer Oldenburg, Salm, Arenberg und ein großes Stück des jungen Westfalen, d. i. alles Land nördlich einer von Wesel bis Lübeck gezogenen Linie Frankreich einverleibte. Hier entriß er nicht nur seinem Bruder Jerome die Hälfte seines Reichs, sondern der Beschützer des Rheinbundes verschlang auch drei Rheinbundsfürsten gänzlich, wobei die übrigen merken konnten, was ihnen noch bevorstehen möchte. Norddeutschland war nun ein Theil des Kaiserreiches, ebenso Spanien bis zum Ebro.

Gerade diese zu Frankreich geschlagenen Lande mußten den Abgabendruck am härtesten fühlen. Und welch einen Geistesdruck erst! Da durfte zwischen Rhein und Trave kein Blatt, kein Buch ausgegeben werden, darin vom „deutschen Vaterlande", vom edeln Gut der „Freiheit" nur leise geathmet wurde. Die schärfsten Augen wachten über dem Inhalte, man verbot die Luise von Voß (S. 729), weil man eine Beziehung auf die Königin Luise darin witterte 2c. Ebenso durften „ausländische Schriften" (also auch süddeutsche) nur nach vorangegangener genauster Prüfung französischer Censoren, sowie nach erlegtem Zolle hereingehen, so daß der literarische Verkehr zwischen Nord- und Süddeutschland fast aufhörte. Mit Anstrengung arbeitete Napoleon darauf hin, die Deutschen auch in Denken, Wesen und Sprache französisch zu machen. Deutsche Zeitungen, wie der alte Hamburger Correspondent, mußten französisch erscheinen 2c. Bei jeder Gelegenheit wurde süß geflötet von der Schönheit und Herrlichkeit des Franzosenthums, alles irgend gegen dasselbe und gegen Napoleonismus Feindliche wurde eifrigst ausgespäht und streng bestraft. Eine öffentliche und eine geheime Polizei war wie im alten, so im neuen Frankreich thätig und füllte die Gefängnisse mit ihren Opfern. Und dieser Gewaltherrscher ward von Deutschen, Hohen und Niedern, mit Weihrauch umhüllt und über die Sterne erhoben: „Gott schuf Napoleon und ruhte."

§ 13. Der russische Krieg.

Im Sommer 1811 erschien ein auffallender Komet. Er war so groß und wie schrecklich sein Schweif! Gleich als ob er damit die ganze Welt zerpeitschen wollte. Aber darnach zog er ihn ein und verschwand. Napoleon steht auf der Höhe seiner Macht; alles geht nach Wunsch. Schon 20. März 1811 gebar ihm die Oesterreicherin einen Sohn, der in eine silberne Wiege gelegt ward; so schien auch seine Dynastie gesichert. Doch das Loos wechselt und „das Unglück schreitet schnell!"

Napoleon hatte sich noch immer nicht genug erobert. Sichtbarlich gieng er auf eine erneuerte römische Weltmonarchie los, was auch der seinem Söhnlein verliehene Titel König von Rom und das andeutete, daß er sich den Quirinal in Rom zum Kaiserpalast einrichten ließ. Er nannte sich schon „Kaiser des Continents"; jetzt blickte er begehrlich auch nach dem fernen Rußland hin. Die Freundschaft zwischen ihm und Alexander ruhte von Anfang an auf keinem festen Grunde; sie war aber mit der Zeit merklich erkaltet, ja hatte sich in Spannung umgesetzt. Napoleon konnte sich auch dem Beherrscher des Ostreichs gegenüber nicht mäßigen; er verletzte denselben mit seiner stolzen Sprache und gewaltthätigen Handlungsweise. Alexander wollte zwar einen neuen Zusammenstoß vermeiden und nahm viel Kränkendes von ihm geduldig hin, so z. E. daß er Oldenburg dem nahen Verwandten, Herzog Peter, weggeraubt hatte; allmählich aber ward ihm doch der Uebermuth des Korsen zu drückend, er näherte sich Schweden und England, schloß auch Frieden mit der Pforte, die er seit 1809 bekriegt hatte.

Napoleon seinerseits schloß Febr. 1812 Verträge mit Oesterreich und Preußen welche beide sich verpflichten mußten, ihm Hilfsvolk gegen Rußland zu stellen. Oesterreich folgte, obgleich es 1811 Bankrott gemacht, d. h. sein Papiergeld auf 1/5 seines Werths herabgesetzt hatte. Das fürchterlich ausgesogene Preußen, das doch lieber Alexander geholfen hätte, wenn der irgend vorzudringen vermochte, mußte an Napoleon noch seine Festungen und Vorräthe überlassen. Er beorderte die Rheinbundsfürsten, starke Contingente auf die Beine zu bringen. Ganz Deutschland war zu seinen Diensten; aber Stein, Clausewitz, Boyen, Arndt &c. zogen sich nach Rußland zurück. Die Polen, welche immer noch ihr eitles Vertrauen auf ihn festhielten, drängten sich zu den Fahnen. Italien und Neapel lieferten ihre Scharen. Und welche Truppenmassen wimmelte Frankreich selbst heraus! Im April 1812 zog sich von allen Seiten „die große Armee" zusammen. Sie bestand aus 460,000 Fußgängern, 85,000 Reitern und 24,000 Artilleristen mit 1375 großen Geschützen.

Während die Heerestheile sich vorbewegten, hielt Napoleon, Mai 1812, eine Fürstenversammlung in Dresden. Da sind der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen zugegen nebst vielen andern Königen und Fürsten. Napoleon trägt das Haupt hoch wie Einer, von dessen Wink ihr Schicksal abhange. Alles (fast) huldigt ihm auch, nicht als einem Kometen, nein als der rechten „Sonne, welche die natürliche an Größe und Helle übertreffe", wie sich ein Sachse ausgedrückt hat. Von Dresden eilte er an die Spitze seiner Krieger.

Die Hauptarmee im Centrum führte er selbst; sie marschirte durch Altpreußen. Dann hatte er einen linken Flügel unter dem Oberbefehl des Marschalls Macdonald, der sich an der Ostsee hinaufziehen sollte, bei welchem sich die Preußen befanden, und einen rechten Flügel unter General Reynier, der in Wolhynien eindringen sollte, an dessen äußerstem Ende die Oesterreicher standen. — Auf dem Schlachtfelde von Friedland (S. 789) hielt Napoleon eine Heerschau über das Gros der Armee. Viermalhunderttausend Mann glänzten vor seinen Augen in ihrem Waffenschmuck. Er ist des Sieges gewiß. Noch erläßt er eine hochtönende Proklamation: „Rußland wird von seinem Verhängnisse fortgerissen, seine Geschicke müssen sich erfüllen," und 24. Juni 1812, für sein Unternehmen viel zu spät schon im Jahre, überschreitet er im Paradeschmuck den Niemen und steht also auf russischem Boden ohne eigentliche Kriegserklärung. Alexander knüpfte wohl (April) mit Schweden, welches für sein verlorenes Finland durch Norwegen entschädigt werden sollte, eine förmliche Allianz. Indessen sah er sich bei einem Angriffe in Rußland selbst doch lediglich auf seine eigenen, den gegnerischen weit nicht gewachsenen Kräfte angewiesen.

Er fühlte sich sehr beunruhigt; doch wurde er von der drohenden Gefahr zu Gott getrieben und stärkte sich namentlich am 91. Psalm, auf welchen ihn eine fromme Gräfin aufmerksam gemacht hatte. In seinem Volk fachte er den nationalen und religiösen Fanatismus zugleich an.

Den Oberbefehl übergab er an Barclay de Tolly. Dieser befolgte nach längerem Zaudern, ja ohne es zu wollen, den Rath Scharnhorst's, den Feind durch immerwährendes Zurückweichen tief in's Innere hineinzuziehen, dabei allen Unterhalt vor ihm aufzuräumen und ihn dann, wenn er durch Mangel und Noth hinlänglich geschwächt wäre, zu überfallen und zu verderben. „An den großen Dimensionen des Reichs müsse er zu Grunde gehen." Darum fand Napoleon anfangs keinen Widerstand. Rasch rückte er nach Wilna vor, wo der Feind stehen sollte; Barclay hatte es eben verlassen. Ungeduldig nach einer Entscheidungsschlacht strebte er ihm nach, wobei seine entmuthigten Soldaten selbst noch das Land am Wege schrecklich verheerten, so daß es ihrer Rückkehr um so weniger Hilfsmittel bieten konnte. Barclay wich in einem fort und ließ es zu keiner Schlacht kommen. Napoleon verfolgte ihn in Eilmärschen und entfernte sich dadurch immer mehr von seinen Zufuhren, so daß sein Heer bereits am Nöthigsten darbte. Es stellte sich auch naßkalte Witterung

abwechselnd mit Hitze verderblich für den Gesundheitszustand ein. Wirklich hatte Napoleon, als er gegen Smolensk kam, bereits ein Drittel seiner Leute durch Entkräftung und Seuchen verloren. Diese Stadt der Heiligthümer mußte Barclay, welcher unterdessen seinem Hauptheere ein russisches Corps unter Bagration vereinigt hatte, seiner schwierigen Russen wegen, 19. Aug., vertheidigen. Wiederholte Stürme der Franzosen wurden abgeschlagen. Endlich brannte die Stadt, und hinter dem Feuer zog Barclay ab.

Ueber dessen heilsames Zaudern bezeigte aber das russische Volk, das darin nur Feigheit erblickte, äußerste Unzufriedenheit, und von dieser gedrängt nahm Alexander dem kühlen Livländer das Kommando ab und übertrug es dem eben vom Türkenkriege heimgekehrten Kutusow, dem Lieblinge der Nation. Napoleon, statt erst das Land hinter sich zu organisiren, marschirte vom eingeäscherten Smolensk gerade auf die alte Hauptstadt zu. Alles Volk schrie, das h. Moskau dürfe dem Eroberer nicht ohne Kampf überlassen werden; so beschloß Kutusow, ihm den Weg zu vertreten. 120,000 Russen nahmen eine Stellung bei Borodino unfern dem Flusse Moskwa, gehoben von religiöser Begeisterung, denn ihre Popen hatten ihnen gesagt, daß es auch dem Glauben der Väter gelte. Die 123,000 Franzosen spornte Napoleon mit Vorhaltung neues Siegesruhms und Verheißung baldiger Heimkehr. Brennend giengen beide Heere 7. Sept. in die Schlacht, die blutigste seit Erfindung des Schießpulvers.

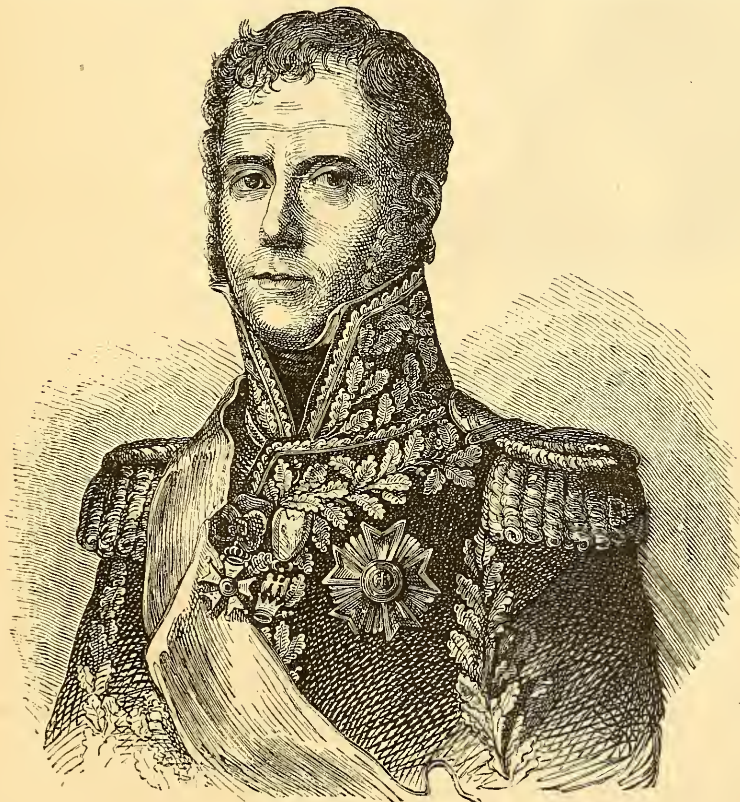


Fig. 260. Marschall Ney.

Bei einbrechender Nacht lagen 80,000 Menschen todt oder verwundet auf dem Plane. Die Franzosen siegten zur Noth. Bei ihnen zeichnete sich Marschall Ney besonders aus,

darum ihn Napoleon zum Fürsten von der Moskwa ernannte. Kutusow zog sich in voller Ordnung zurück und nahm klüglich eine Flankenstellung bei Kaluga, südlich von Moskau. Allerdings lag nun der Weg nach Moskau offen vor Napoleon. Und dahin trieb ihn auch die heftigste Begierde; denn er rechnete, daß seine bedürftigen Krieger in der großen, mit Vorräthen erfüllten Stadt Quartier und Verköstigung ausreichend finden würden, und daß er von dort aus den Frieden diktiren könnte. O wie bitter täuschte er sich!

Am 14. Sept. sah er dieses Moskau vor sich mit seinen 295 Kirchen und 1500 Palästen, welche hehr über die Massen der kleinern Häuser emporragten, mit der alten Zarenburg, dem Kreml, in der Mitte, der sich mit seinen vielen Thürmen und vergoldeten Kuppeln majestätisch hervorhob. Napoleon murmelt: Endlich! 's war Zeit! hält an der Vorstadt, erwartet die Schlüssel der Stadt auf sammtenem Kissen. Aber sein Roß scharrt ungeduldig; keine Deputation will erscheinen. Also drangen die Soldaten in die Stadt ein; sie fanden alles leer und ausgestorben! Der Gouverneur, Graf Rostopschin, hatte Moskau räumen lassen; die 240,000 Einwohner zwang er alle fortzuziehen bis auf 12,000 Fremde und Gesindel; auch hatten sie die Güter soviel möglich mit fortgeschafft. Die Soldaten brachen in die verschlossenen Häuser ein, um Nahrung zu suchen und Ruhestätten; von ersterer fanden sie wenig und letztere auf sehr kurze Frist. Denn schon in der ersten Nacht brach da und dort Feuer aus.

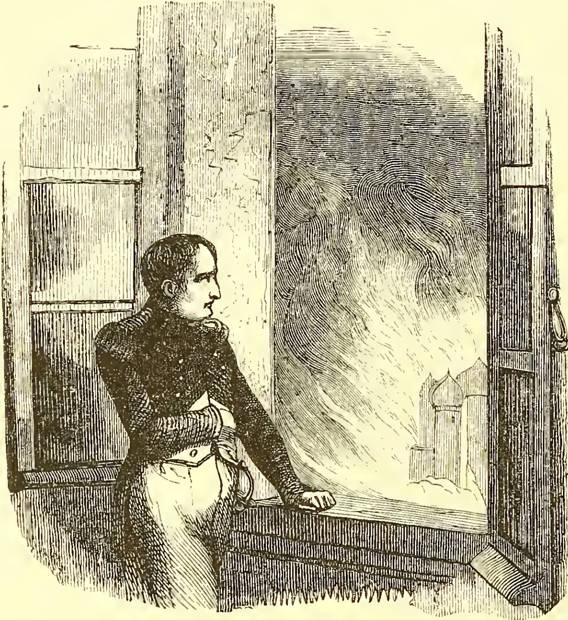


Fig. 261. Napoleon beim Brand von Moskau.

Napoleon meinte, es sei durch Unvorsichtigkeit seiner Leute entstanden. Man versuchte zu löschen, aber es mangelte an Spritzen, die alle mit fortgeführt waren; so ließ man dem Feuer seinen Lauf, hoffend, die Brände würden sich in sich selbst verzehren. Allein am 15. Sept. mehrten sie sich auffallend, an den verschiedensten, entlegensten Orten wirbelten Rauchsäulen auf. Plötzlich hieß es, die in der Stadt gebliebenen Russen stifteten die Brünste. Da ließ Napoleon eine Anzahl Verdächtiger ergreifen, erschießen und zur Warnung in den Straßen aufhängen. Aber immer neue Brände entstehen, das Feuer wächst furchtbar. Am 16. Sept. erhebt sich noch ein Sturmwind, welcher das Feuer über die ganze Stadt hin ausbreitet, daß sie Ein Flammenmeer wird, aus dem nur noch die hohen Thürme schauerlich hervorsehen. Napoleon blickte aus den Fenstern des Kreml düster hinaus in das wogende Flammenmeer und „wie daraus die Feuergarben in den mannigfaltigsten Gestalten und Farben bis in die Wolken aufstiegen" ꝛc.; bald aber stand die Kaiserburg selbst, obwohl durch breite Zwischenräume getrennt, so sehr im Feuerregen, daß er vor der Glut fliehen mußte. Die Soldaten plünderten noch, was sie konnten, und verübten dabei an den ergriffenen Russen alle denkbaren Greuel. Am 20. fielen starke Regengüsse und brachten die Brunst zum Stehen. Von 9000 Häusern blieben 2322. — Napoleon ließ bekannt machen, die russische Regierung habe barbarischerweise diesen Brand angestiftet, und beinahe so verhielt sich's auch. Der Gouverneur hatte auf eigene Faust das Zuchthaus öffnen und durch die Sträflinge Moskau anzünden lassen, seinen eigenen Palast zuerst; das schwere Opfer sollte zur Erhaltung des Reiches dienen.

Was war's nun mit der Erquickung, welche Napoleon seinen matten Kriegern hatte verschaffen wollen! Er befand sich in großer Verlegenheit. Indessen hoffte der Verblendete immer noch, Alexander werde jetzt Boten schicken und um Frieden bitten. Aber sie blieben aus. Da demüthigte sich der Stolze und sandte selbst seinen Lauriston mit Friedensvorschlägen in's Lager Kutusow's. Dieser schickte den General mit der Erwiderung zurück, er werde die Vorschläge an seinen Herrn befördern und dessen Bescheid seiner Zeit mittheilen. Damit hielt er Napoleon klüglich hin. Der wartete von Woche zu Woche auf Alexander's Antwort; vergebens. Stein hielt diesen stetig zur Ausdauer an. Nun aber ist die Jahreszeit schon so weit vorgerückt und der Weg so lang durch das öde Rußland zu wirthlicheren Gegenden; hier auf der Aschenstätte kann er nicht bleiben!

Nach fünf unwiederbringlichen Wochen des Wartens, 19. Okt., verließ er den Ort des Grauens. Im Grimm ließ er den Kreml, der sich in der Brunst erhalten, in die Luft sprengen. Heimkehren wollte er auf einem andern Wege, wo noch eher etwas zum Unterhalt, besonders der kläglichen Reiterei, aufzutreiben wäre, zog darum südlich auf das russische Hauptheer zu. Als aber sein Vortrab bei Malo-Jaroslawecz auf verzweifelten Widerstand stieß, wandte er sich und zog auf der vorigen Straße durch völlig verwüstetes Land zurück. Die mit der Moskauer Beute beladene, zuchtlos gewordene Armee bewegte sich langsam vorwärts. Feindliche Corps warfen sich ihr in den Weg; es kostete Blut, doch schlug sie sich durch. Aber bald trat das Elend in anderer Gestalt hervor; die Vorräthe wurden verschleudert, von Marodeurs geraubt. Schon sanken viele Soldaten und noch mehr Pferde vor Entkräftung nieder. Dazu beunruhigten die Russen fortwährend, bald im Rücken, bald in der Flanke, tödteten und fiengen, was sich seitwärts verlor oder zurückblieb. Wenn ihre Führer kräftiger gehandelt und besser zusammengewirkt hätten, sie würden die Armee vernichtet haben. Aber nicht der Mensch, die Allmachtshand Gottes sollte den Tyrannen bewältigen! — Früher als gewöhnlich, 6. Nov., begann der russische Winter. Es schneite massenhaft herab und darnach trat schneidender Frost ein. Nun fielen die ausgehungerten Pferde zu Tausenden.

Gespannlos blieben die Kanonen stehen und die Wagen mit dem schönen Raub und die Geldwagen mit den blinkenden Napoleonsd'or. Die Menschen aber schleppten sich jämmerlich durch den tiefen Schnee; die meisten warfen ihre Waffen weg, um das Leben zu retten. Da sah man sie hinschleichen ausgezehrt, hohläugig, in Pelzen, Weiberröcken, gegen den steigenden Frost doch nicht genugsam geschützt. Die Kälte erreichte 28° Reaumur. Und dabei der grausame Hunger! Stürzte ein Pferd, das sich so weit gefristet, so fielen sie wie Geier darüber her und schlugen sich um ein Stück davon; andere blieben am Gerippe verhungernd liegen. Sie sahen am Abend die Trümmer eines verheerten Ortes und strebten dahin, um zwischen den Mauerresten ein Feuer anzuzünden und während der Nacht gegen den eisigen Wind geschirmt zu sein, und sanken zum großen Theil vor dem Ort noch entseelt in den Schnee. Die Hineingelangenden waren so gierig nach Wärme, daß sie sich am Feuer die Füße verbrannten, ja manche, wahnsinnig geworden, stürzten sich mit tollem Lachen in die Flammen. Am Morgen lagen die Erfrorenen haufenweise um die Feuerstelle her. Noch mehrere aber blieben draußen liegen in der unermeßlichen Schneesteppe. Neugefallener Schnee deckte sie zu; so entstanden kleine Hügel auf der Ebene. Nachziehende, die vor Ermattung nicht weiter konnten, setzten sich darauf und erstarrten auf den erstarrten Brüdern. Einer hatte die abgenagten Finger im Munde, ein Anderer in den Leichnam des Kameraden gebissen 2c. Es war ein furchtbares Gottesgericht, daß der Sünder den noch immer lebendigen Gott erkennen möge.

Noch 40,000 Bewaffnete zogen 9. Novbr. in Smolensk ein, wo man neue Truppen fand und mitnahm. Der Rest gelangte 25. Nov. an die Beresina, und ihrer 30,000 erkämpften hier mit List und bewundernswerther Tapferkeit den Uebergang über den Fluß gegen zwei, von Nord und Süd heranrückende Russenheere, wenn auch mit großem Verluste. Von der Beresina bis nach Wilna löste sich aber alles auf, während

Hunger, Kälte und umschwärmende Kosacken an den Flüchtenden würgten. Ueber den Grenzfluß Niemen kamen von dem riesigen Hauptheere noch 1600 Kampffähige.

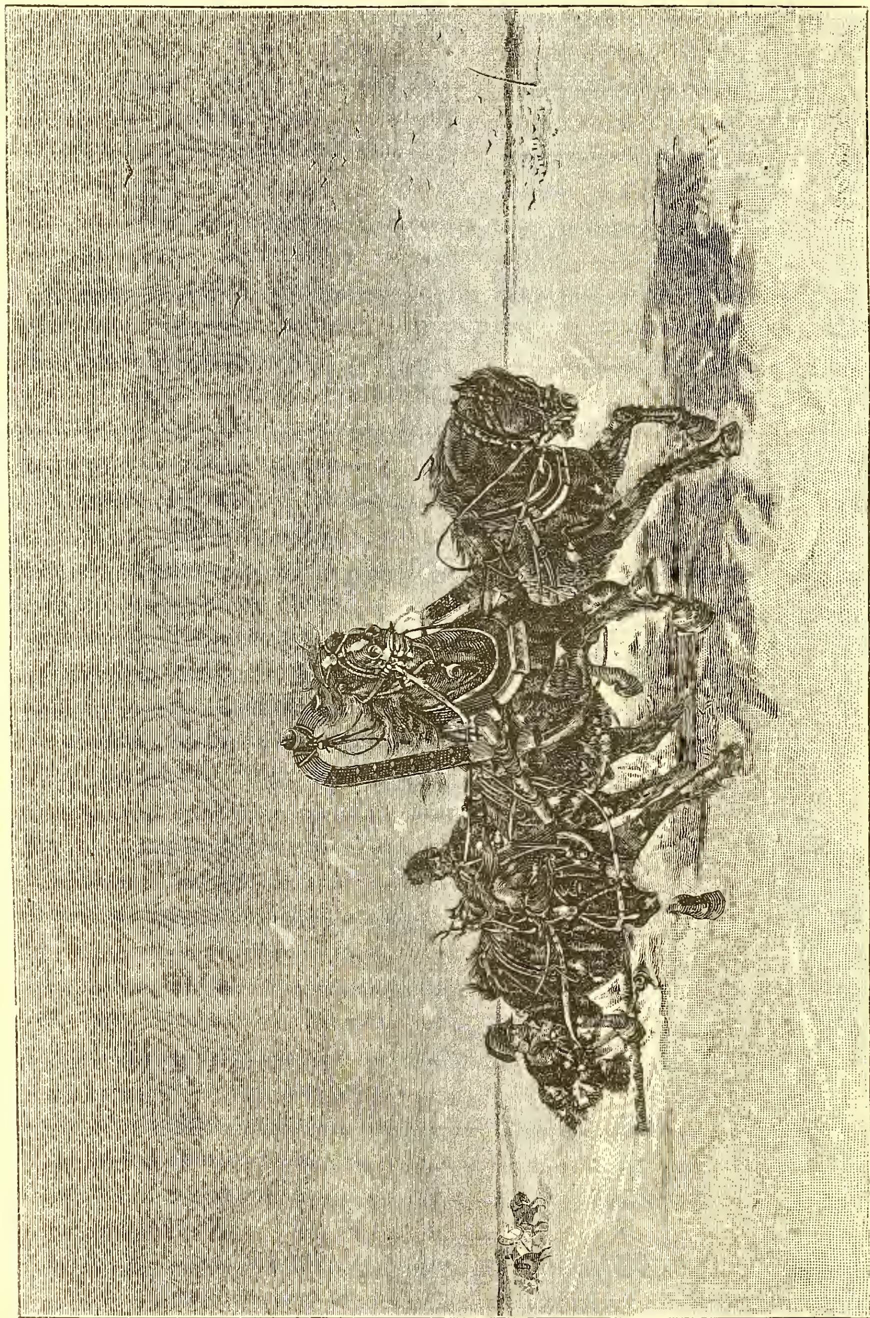


Fig. 262. Napoleon's Rückkehr von Rußland.

Napoleon hatte schon vor Wilna seine Kriegsgefährten verlassen. Auf einem Bauernschlitten, tiefverhüllt neben drei vermummten Generälen sitzend, flog er nach Warschau.

Mehrmals äußerte er, „daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei." Sein Herz war von dem schreckensvollen Gottesgericht nicht gerührt: „Ich habe mich noch nie so wohl befunden als jetzt! Wenn ich den Teufel hätte, so würde ich mich nur desto besser befinden! Nur schwache Seelen verloren die gute Laune und träumten von Unglück; die starken bewahrten ihren Frohsinn." Zu den letztern rechnete er natürlich sich selbst; er aber in seinem Wagen bei gewohnter Kost konnte allerdings eher stark bleiben, als seine verhungerten Soldaten. Anders griff das schauderhafte Ereigniß den Meisten an's Herz, als es nun in Deutschland und weiterhin bekannt wurde. Auch rohe Gemüther erkannten, daß hier der Allmächtige zu Gericht gesessen sei. Und weithin unter den Völkern regte sich die frohe Hoffnung auf nunmehrige baldige Erlösung vom Tyrannenjoch.

Windschnell war Napoleon nach Paris gereist, wo er noch vor der Kunde seines Mißgeschicks eintraf. Er berief die Staatskörper und verkündigte ihnen „den Untergang der großen Armee in Folge des zu früh eingetretenen Winters." Da machte man allerdings große Augen, nachdem so viele Siegesbotschaften eingelaufen waren. Er versicherte sie aber, daß noch gar nichts verloren sei; nur sei nöthig, sich auf's neue drohend zu rüsten. Er zankte mit ihnen über ihr Verhalten während seiner Abwesenheit. Sein festes Auftreten imponirte. Man pries ihn als den Hort Frankreichs und erklärte sich zu allen Opfern bereit, um Frankreichs Ruhmesglanz herzustellen.

Uebrigens hatte er auch in Preußen und Polen noch bedeutende Streitkräfte. Seine Bundesgenossen waren noch nicht abgefallen; auf die Rheinbundsfürsten konnte er zählen; in Frankreich und Italien standen ihm große Mittel zu Gebot. Er selbst trug die Brust so hoch, daß er im Moniteur sagte: „Wären selbst die feindlichen Heere auf der Höhe von Montmartre, so soll doch nicht ein Dorf von allen dem großen Reiche einverleibten Provinzen abgerissen werden."

§ 14. Wie Preußen herrlich aufsteht.

Groß war die Freude aller Patrioten in Deutschland über des Stolzen Demüthigung. Wer aber erhebt sich zuerst gegen ihn? Preußen hatte er am ärgsten mißhandelt; Preußen konnte auch mit allen Ehren von ihm abtreten, denn er hatte den Vertrag von Tilsit und den neuesten nicht gehalten, das Reich beim Durchmarsche wie ein feindliches Land behandelt 2c. Ja die Selbsterhaltungspflicht gebot, wider ihn aufzustehen, war doch offenbar, worauf er es abgesehen. Aber noch befanden sich die Festungen in den Händen der Franzosen und der König selbst wurde in Berlin bewacht. Wie konnte er an eine Schilderhebung denken?

Da gab der preußische General von Y o r k der Sache die erste Wendung. Dieser befehligte das Hilfscorps auf jenem linken Flügel, welcher Riga belagerte. Als nun Marschall M a c d o n a l d nach dem Unglücke des Hauptheeres sich zurückzog, trennte sich York von ihm, indem er an der russischen Grenze stehen blieb. Und als die Vorhut der Russen unter D i e b i t s c h herankam, schloß er auf eigene Faust mit ihm in Tauroggen einen Waffenstillstand, 30. Dez. 1812, darin er sich zur Neutralität verpflichtete. Sein König, der ihm anbefohlen, nach den Umständen zu handeln, konnte den Vertrag öffentlich nicht gutheißen; erst 12. Febr. billigte er die kühne That. Gemäß dem Vertrag aber rückten die Russen in Preußen ein, und alles Volk begrüßte sie jauchzend als Befreier, während die Franzosen scheu vor ihnen zur Oder zurückwichen. Die Stände Ostpreußens versammelten sich auf Stein's und York's Rath, erhoben Steuern und errichteten eine Landwehr aus allen Waffenfähigen. Was sollte der gute König thun! Vor allem entwich er, 22. Jan. 1813, nach B r e s l a u, um der französischen Bewachung erledigt frei handeln zu können. Dann ordnete er umfassende Rüstungen an, die sein trefflicher S c h a r n h o r st, jetzt wieder Kriegsminister, leitete.

Friedrich Wilhelm war ein gar ernster Herr, unschlüssig, auch gewissenhaft; er kämpfte einen harten inneren Kampf. Aber er sah alles schmähliche Unrecht, alle die Drangsal

und Qual, die er mit seinem Volke erduldet, und Napoleon's finstern Plan der gänzlichen Vernichtung seines Staates; und die hehre Gestalt seiner Luise trat vor seine Seele und winkte zu mannhaftem Entschlusse. Er verordnete, 3. Febr., daß Freiwilligencorps sich bilden; alles drängte sich massenhaft dazu. Nun kam auch der siegesfrohe Alexander nach Kalisch und bot ihm, durch herbe Prüfungen gezüchtigt, die Hand zur Erneuerung ihrer Freundschaft und zu einem dauernden Bund. Beide verbanden sich in Kalisch, 28. Febr., und versiegelten die Einigung zu Spahlitz: „Sie wollten zusammenstehen mit ganzer Lieb und Treue und mit allem Vermögen, um ihre Länder und Europa mit des Höchsten Beistand vom französischen Joche zu befreien." Hierauf zogen die Engverbrüderten in Breslau ein unter dem Jubelsturm der Bevölkerung, welche sie als Retter und Führer zu einem neuen würdigeren Dasein begrüßte. Oesterreich schloß wenigstens Waffenstillstand mit Rußland.

Sofort erklärte, 16. März, der König den Krieg und erließ einen Aufruf an sein Volk. Er wies es hin auf den Uebermuth und die Treulosigkeit der Franzosen, erinnerte an das, was es sieben Jahre lang gelitten, zeigte, was ihm bevorstehe, wenn es nicht siege. Große Opfer würden von ihm gefordert; aber es würde sie lieber dem Vaterlande bringen, als dem fremden Despoten. „Es ist der letzte, entscheidende Kampf; wir haben keinen andern Ausweg als Sieg oder Untergang. Gott aber wird der gerechten Sache den Sieg verleihen!" Die Krieger ermahnte er, zu kämpfen „mit Gott für König und Vaterland", und stiftete den Orden des eisernen Kreuzes zum Ehrenzeichen für Tapferkeit im heiligen Kriege. — Friedrich Wilhelm's Aufruf begeisterte wunderbar sein ganzes Volk; alle nöthigen Opfer wurden freudig gebracht.

Das Volk zeigte eine Begeisterung und einen Opfermuth, die einzig in der Geschichte dastehen. Jünglinge und Männer aller Stände eilten unter die Fahnen; Fürstensöhne luden den Tornister auf den Rücken; Edelleute und Bauernburschen, Professoren und Studenten, Beamte und Handwerker, Kaufleute und Schreiber, alles stellte sich in Reih und Glied; Familienväter, von Weib und Kindern sich losreißend, kühne Jungfrauen sogar, in Mannestracht, scharten sich ein. Der Staat brauchte nicht für Montur und Rüstung zu sorgen, das leisteten die Gemeinden und Einzelne; die Reichen gaben ihr



Fig. 263. Körner's Tod (26. Aug. 1813).

Geld, ihre Kleinodien, ihr Silber bis auf den letzten Kaffeelöffel und die Armen ihren letzten Groschen dazu her. Hinter der Linie, welche Dank der neuen (S. 791) Einübungs-

weise in ein paar Monaten auf 140,000 Mann gebracht ward, trat eine ebenso zahlreiche Landwehr zusammen. Außerdem bildeten sich Freischaaren, unter welchen die des Majors von Lützow hervorleuchtete, zu der sich, Jahn voran, die Blüte der edelsten Jugend drängte, unter der auch der Vaterlandssänger Theodor Körner focht und fiel (Fig. 263). Die ausrückenden wurden in den Kirchen eingesegnet und zogen unter Glockengeläute zum heiligen Kampf aus, voll der Sehnsucht nach dem schönen Tode für's Vaterland. Und aus den Zurückgebliebenen wurde noch ein Landsturm gebildet. Die Flamme der Begeisterung stieg wie eine Riesenlohe auf, daß ganz Europa sich daran erwärmte. Ohne Preußens herrliches Aufstehen wäre das große Ziel schwerlich erreicht worden.

Die Russen, im Grund eine kleine Schar, drangen unterdessen vor und die Franzosen wichen aus Berlin, so daß Friedrich Wilhelm wieder in seiner Väter Schloß einkehren konnte. Russen und Preußen aber vereinigten sich jetzt unter Kutusow als dem Oberfeldherrn, der 25. März im Namen des russischen Kaisers und des Preußenkönigs einen Aufruf an alle Deutschen erließ, Unabhängigkeit von fremder Herrschaft und „Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs" verhieß und alle Fürsten, Edle und Männer aufforderte, der gerechten Sache gegen den fremden Zwingherrn unverzüglich beizutreten; der Rheinbund habe aufgehört zu sein. Das befreite Deutschland solle sich selbst eine Verfassung geben, und der Zar werde seine schützende Hand darüber halten. Allein dieser Aufruf hatte geringen Erfolg. Der österreichische Hof ermuthigte unter der Hand das preußische Vorgehen. Aber den Rheinbund durch rasches Vorgehen zu sprengen, wie Scharnhorst rieth, erlaubte der Zauderer Kutusow nicht. Nur der Herzog von Mecklenburg-Schwerin wagte es, sich anzuschließen.

§ 15. Kampf gegen den Unterdrücker in Deutschland.

Schon 24. April 1813 eilte Napoleon aus Mainz herbei. Er hatte 350,000 frische Truppen, sehr junges Blut wohl, in Frankreich ausgehoben, auch Kerntruppen aus Spanien herbeigezogen und den Rheinbund frische Contingente stellen lassen. Der große Meister hatte schnell wieder ein zahlreiches Heer beisammen, welches durch Zuzug fortwährend wuchs. Er trug das Haupt wieder ganz stolz. Gegen ihn standen vorerst nur Russen und Preußen; denn England gab für den Krieg höchstens Geld her und nur an die wenigen Schweden, die Norwegen in Deutschland erobern wollten.

Russen aber waren nur 50,000 in Deutschland und die Mehrzahl der Preußen erst in der Ausrüstung begriffen. Auch mußten die Alliirten manche Streitkräfte auf Beobachtung der vielen in französischen Händen befindlichen Plätze verwenden. Demnach konnten sie dem Napoleon nicht mit gleicher Macht entgegentreten. Kutusow war gestorben.

Indessen brannten die Preußen von Kampfbegierde, und so griffen sie 2. Mai bei Großgörschen mit 70,000 Mann die 120,000 Franzosen an. Es war eine hohe Freude, wie heldenhaft sich die Bursche schlugen, auch unter der schwachen Leitung Wittgenstein's. Zwar mußten sie sich zuletzt vor der Uebermacht zurückziehen, aber das geschah in vollkommenster Ordnung, und sie hatten mehr Gefangene gemacht als der Feind und weniger Leute verloren als dieser. Durch das Kraftgefühl, das diese Schlacht in ihnen hervorrief, gewann sie die Bedeutung eines Sieges. Einen überaus schmerzlichen Verlust freilich erlitten sie in Folge derselben; der herrliche Scharnhorst (S. 792) erhielt hier eine leichte Wunde, welche, weil er sich in seinem Diensteifer nicht schonte, tödtlich ward. — Die Alliirten nahmen mit 82,000 Mann eine feste Stellung bei Bautzen in der Lausitz. Napoleon, durch Deutsche verstärkt, stürmte mit 170,000 Mann gegen ihre Verschanzungen. Mocht' es noch so viele Menschenleben kosten, wenn er nur die feindliche Macht zerbräche. Diese wiederum an Kräften so ungleiche Schlacht währte zwei Tage, 20. 21. Mai. Die Alliirten kämpften wie die Löwen; doch würden sie hier den Todesstoß bekommen

haben, wenn nicht Blücher rechtzeitig den Kampf abgebrochen hätte. Ohne Verlust an Gefangenen und Kanonen zog man nach Schlesien zurück.

Napoleon mußte 10,000 Todte begraben und 18,000 Verwundete in die Lazarethe von Dresden schaffen lassen. Und Einen verlor er, der ihm näher gieng als aller andere Verlust, seinen Freund, den Großmarschall Duroc, welcher an seiner Seite von einer Kanonenkugel zerschmettert wurde. Napoleon war davon tief erschüttert; er hatte keinen Glauben, aber genug Aberglauben, auf Vorzeichen zu achten. Auch stutzte er vor dem Geist, mit dem er es nun zu thun hatte, und wünschte einen Waffenstillstand, sein Heer zu ergänzen, namentlich mit Reiterscharen, daran es ihm mangelte. Dann hoffte er, das unsichere Oesterreich aus der Neutralität, die es eingenommen, zur Allianz vom März 1812 zurückzuführen. Die Verbündeten, welche das Bedürfniß, sich erst recht zu stärken, noch dringender fühlten, nahmen sein Anerbieten bereitwilligst an.

Der Waffenstillstand wurde in Poischwitz 4. Juni geschlossen zum größten Schrecken der Vaterlandsfreunde, welche schon einen faulen Frieden dahinter erblickten. Er dauerte durch Verlängerung bis in den August hinein; doch sollten jene Besorgnisse sich nicht erfüllen. Zwischenein wurde er von Napoleon schmählich gebrochen. Aus besonderem Grimm gegen die hoch begeisterten Lützow'schen Jäger ließ er 17. Juni bei Kitzen die Freischar überfallen und zusammenhauen! Da zuckte, zumal über seine lügenhafte Entschuldigung des Banditenstreichs, eine nützliche Entrüstung durch Deutschland hin. — Oesterreich war während des Waffenstillstandes ernstlich bemüht, einen Frieden zu ermitteln. Es stellte für Napoleon in der That sehr günstige Bedingungen; er sollte den Rheinbund behalten, auch die Niederlande, auch Italien, nur Illyrien herausgeben. Allein aufgebracht darüber, daß sein Schwiegervater zwischen ihn und seine Feinde trete, statt es mit ihm zu halten, mochte Napoleon auf die gemachten Vorschläge nicht eingehen und nicht einmal Oesterreich zurückgeben, was es 1809 verloren.

Metternich begab sich noch zu ihm nach Dresden, um ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen; da wurde er, 26. Juni, so zornig, daß er manch thörichtes Drohwort sprach, sogar seinen Hut in eine Ecke warf; Metternich hob ihn natürlich nicht auf. Dennoch mußte Napoleon endlich Oesterreichs Vermittlung annehmen, aber er that's widerwillig, ärgerlich, allen Bitten seiner Vertrauten unzugänglich, immer bemüht sich nicht zu binden. So wurde Oesterreich den Russen und Preußen in die Arme getrieben, blieb aber immer bemüht, den Aufschwung zu dämpfen und Preußen zurückzudrängen.

Am 10. Aug. endete der Waffenstillstand, und 12. erklärte Kaiser Franz den Krieg. Das war ein gewaltiges Ereigniß, welches durch eine Reihe Freudenfeuer von Prag nach Schlesien hinein verkündigt wurde. Durch Oesterreichs Beitritt erhielt die Koalition einen großen Zuwachs von freilich schwunglosen Streitkräften und eine sehr vortheilhafte Heeresstellung. Nun war's auch anders unter den Verbündeten als früherhin; Mißtrauen und kleinliche Nebenbuhlereien störten weniger ihr Verhältniß. Und England zahlte nun auch Hilfsgelder. — Mit seiner bekannten Energie hatte Napoleon indessen die Aufstellung einer furchtbaren Macht betrieben und wirklich sein gesamtes Kriegsvolk wieder auf 500,000 Mann gebracht. Wellington hatte 21. Juni bei Vittoria den Marschall Jourdan total geschlagen und nahte den Pyrenäen; so ließ denn Napoleon Spanien fahren und häufte 400,000 Mann in Sachsen, während Davoust Hamburg hielt. Aber auch die Verbündeten hatten die Ruhezeit wohl benützt; bei den Preußen stand jetzt das ganze kampffähige Volk unter Waffen. Der so klein gewordene Staat schaffte die meisten Leute, 250,000 Mann, Oesterreich 200,000, Rußland 200,000; zusammen nahe an 700,000 Mann.

Freilich mußten auch sie sehr zertheilt werden. In den drei größeren Heeresmassen waren zum Ausdruck und zur Förderung der Einmüthigkeit die Nationen gemischt: 1) das Böhmische oder Hauptheer, bei welchem sich die Monarchen aufhielten, 235,000 Mann stark, unter Schwarzenberg, 2) das Schlesische Heer, 95,000 Mann,

unter Blücher, und 3) das Nordheer von 150,000 Mann, welches Alexander seltsamerweise dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte, weil in Napoleon's Schule gebildet, anvertraute, obwohl er nur 18,000 Schweden dazu brachte. Oberfeldherr wurde der österreichische Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, ein erfahrener Mann, besonnen und feiner Diplomat, doch zu bedächtlich, nicht geistvoll genug für einen Feldherrn. Das meiste thaten die preußischen Führer durch verständige Nachgiebigkeit in Nebensachen und Kühnheit und Festigkeit, wo es galt. Der rechte Feldhauptmann war der Preuße Blücher, zwar weniger militärisch gelehrt, aber ein unübertrefflicher Naturalist (von der Natur gelehrter Kriegsführer), der mit großem Scharfblick im Moment erkannte, was zu thun sei, und blitzschnell am rechten Orte dreinschlug, ein Greis mit Jünglingsfeuer, hochgehobenen und hochhebenden Geistes, und voll Zorns gegen den Preußen- und Weltverderber. „Laßt ihn machen," konnte er sagen, „er ist doch ein dummer Kerl!" Und er hatte zum ruhigen Entwurf der Plane und zur hütenden Umsicht den vortrefflichen Gneisenau an der Seite, den er selbst einmal „seinen Kopf" nannte, wiewohl er wahrhaftig selbst einen hatte.



Fig. 264. Marschall Blücher.

Die Verhältnisse der Alliirten standen jetzt glückverheißend, und ihr erstes Zusammentreffen mit dem Feind, als das Kriegswetter von neuem losbrach, rechtfertigte Deutschlands frohe Erwartung. Napoleon, welcher mit seiner Hauptmacht in Dresden lag und dort seinen Geburtstag (zum letztenmal) mit hohen Festen feierte, beauftragte den Marschall Oudinot mit 70,000 Mann, Berlin zu verbrennen. Oudinot marschirte hin. Das Nordheer sollte die Hauptstadt decken; aber Bernadotte regte sich nicht. Da warf sich der unter ihm stehende Bülow auf eigene Verantwortung bei Großbeeren, 23. Aug., mit 50,000 Mann nicht völlig eingeübter Landwehr dem Feind entgegen. Es regnete viel und die Flinten giengen nicht los. Da wendeten die Märkischen und Pommer'schen Bauern die Flinten um und schlugen ganze sächsische Bataillons mit dem Kolben nieder. „So flutscht et bäter!" sagten sie. Die Franzosen aber schauderten und flohen über Hals und Kopf. Das war ein schöner Erstlingssieg.

Doch war den Verbündeten noch eine herbe Prüfung beschieden. Schwarzenberg bewegte sich langsam mit dem Hauptheere aus Böhmen heraus nach Sachsen. Und als er vernahm, daß Napoleon mit dem größten Theile seiner Truppen nach Schlesien aufgebrochen sei, um den Blücher anzugreifen, gedachte er Dresden zu überrumpeln. Das konnte er auch auf den ersten Anlauf; denn es lag nur noch der Marschall St. Cyr mit 20,000 Mann darin. Aber da brachte er einen Tag vor Dresden unthätig zu. Als er, 26. Aug., den Sturm begann, war Napoleon, durch Eilboten gerufen, mit dem Kerne seiner Truppen zurückgekehrt, ließ die feindlichen Angriffskolonnen ganz nahe herankommen und warf sie dann mit einem furchtbaren Kartätschenhagel zurück. Alles merkte sein Wiederdasein. Nun hätte Schwarzenberg

noch in guter Ordnung den Rückweg antreten können; allein er erneuerte die Schlacht am 27., um den Abzug zu sichern. Da machte Napoleon Ausfälle mit starken Massen und schlug die Verbündeten jämmerlich, daß sie unter strömendem Regen sich in die Winkel des Erzgebirges flüchten mußten. Sie hatten 30,000 Mann eingebüßt, meist gefangene Oesterreicher.

Wir begreifen es, daß dieses Ereigniß die Alliirten niederbeugte, namentlich den guten Preußenkönig, bei dem eben alles auf dem Spiele stand. Doch da tröstete Gott durch drei herrliche Siege, welche fast zu gleicher Zeit davongetragen wurden. Zunächst hatte Napoleon den General Vandamme beordert, den Engpaß des Erzgebirges bei Teplitz, den Hauptrückzugsweg des geschlagenen Heeres, zu sperren; dann wollte er selbst nach, um aufzuräumen. Vandamme drang auch bis zum Dorfe Kulm vor. Allein dort stand bereits der russische General Eugen von Württemberg mit 15,000 Mann wohlgeschonter Garden, und damit hielt der Brave, 29. Aug., den viel stärkern Feind auf. Mühsam drückte ihn Vandamme ein wenig zurück. Es stießen jedoch später am Tage so Viele vom fliehenden Heere zu ihm, daß man dem Feind die Wage halten konnte. Bei der Erneuerung des Kampfes am 30. erschienen Preußen unter Kleist im Rücken der Franzosen, so daß diese zwischen zwei Feuer geriethen. Nach verzweifeltem Widerstande mußte sich Vandamme mit seinem Truppenrest, 10,000 Mann, gefangen geben. Der Verlust bei Dresden war aufgewogen; die Koalition stand wieder fest.

Und welch eine Botschaft jetzt aus Schlesien herüber! Napoleon hatte nach Dresden zurückeilend den Marschall Macdonald mit 80,000 Mann gegen Blücher stehen gelassen. Vor ihm selbst hatte sich Letzterer wohlweislich zurückgezogen; als er aber merkte, daß der Starke von dannen wäre, rückte er wieder vor gegen die Katzbach hin. Eben kam, 26. Aug., das Macdonald'sche Heer über den Fluß spaziert; Blücher hielt an und sah lange zu. Auf einmal sprach er: „Nu, Kinder, haben wir genug Franzosen herüber, nu Vorwärts!" Es war dasselbe Schlachtfeld, wo einst die Schlesier mit den schrecklichen Mongolen gerungen (S. 396), und noch stand das Kloster Wahlstatt, zum Gedächtniß hingebaut. Die Preußen fielen grimmig über die Franzosen her. Auch hier regnete es stark; so schlugen sie ihre Feinde massenweise mit dem Kolben todt. „Heut' geht's gut, Vater Blücher!" riefen sie. Wie der Kampf schwankt, setzt sich Blücher an die Spitze seiner Reiterei, ruft: „Vorwärts! Hurrah!" wirft die französische im Wettersturm und jagt, was von Feinden vorhanden ist, gegen die hochangeschwollene Katzbach und die wüthende Neiße, in deren Fluten Tausende ertrinken. Es folgten noch einzelne Verfolgungsgefechte in der Nähe; 1. Sept. war kein freier Franzose mehr in Schlesien; Blücher hatte 103 Kanonen erobert, 18,000 Gefangene gemacht, und Macdonald trat vor seinen Kaiser mit dem Seufzer: „Sire, Ihre Schlesische Armee existirt nicht mehr!" Und von Blücher's Leuten waren nur 3400 Mann geblieben! Der Soldat jauchzte ihm zu, wo er ihn sah, und hielt sich unter ihm für unüberwindlich. Er wurde zum Fürsten von Wahlstatt erhoben; die Soldaten aber nannten ihn nur den Marschall Vorwärts! Gneisenau's Plan war gelungen, obwohl er selbst bescheiden im Hintergrund blieb. — Und rasch folgte ein glorreicher Sieg des Nordheeres, nämlich wieder eines Theils desselben.

Abermals schickte Napoleon einen Marschall zur Eroberung der preußischen Residenz, diesmal seinen besten, den Ney, mit 70,000 Mann. Er rechnete dabei auf die Unthätigkeit des schwedischen Kronprinzen. Der rührte sich auch diesmal nicht, so daß die preußischen Generale ernsten Verdacht schöpften. Da führte aber wieder der Bülow seine 40,000 Preußen für sich selbst gegen den Feind und schlug ihn bei Dennewitz, 6. Sept., zu seinem unvergänglichen Ruhme. Nach vollbrachtem Werk kam Bernadotte herbei und verweigerte seine Reiterei zur Verfolgung des Fliehenden. Nun begann ein Bataillon Sachsen es mit dem Uebertritt zu versuchen. Diese prächtigen Siege verursachten einen herrlichen Jubel durch ganz Deutschland, daß die Schlappe vor Dresden vergessen ward.

Langsam rückte Schwarzenberg, durch russische Reserven verstärkt, aus Böhmen nach Sachsen vor. Blücher mit der Schlesischen Armee kam von der Lausitz her noch vorher da hinein, indem er 3. Okt. durch York den Uebergang über die Elbe bei Wartenburg glorreich erkämpfte. Bernadotte mit dem Nordheere hatte sich endlich auch Sachsen genähert, und Blücher bewog ihn durch vieles Drängen, daß er 4. Okt. gleichfalls den Strom überschritt. Napoleon merkte, wie nun die Alliirten ihn in die Mitte nehmen wollten; und schon schwärmten Deutsche hinter ihm bis zur Weser, ja Tschernitscheff vertrieb seinen Bruder aus Kassel. Da fand er es für gut, mit dem Gros seiner Armee 7. Okt. von Dresden nach Düben zu ziehen, wo jetzt Blücher stand, um diesen gefährlichsten Feind noch einzeln zu erhaschen. Aber der Feuergreis war allewege kein Hitzkopf; er wich wieder vorsichtig beiseits. Im alterthümlichen Schlosse von Düben weilte Napoleon 10.—13. Okt. und wußte nicht, was thun, wohin sich wenden. Es war so trüb um ihn her, die Wolken schauten so finster zu ihm herein, der Wind klapperte so hart an den bebleiten Fenstern. Er redete fast nichts und seine Generale noch weniger. Endlich raffte er sich auf, seinen Feinden auf Leipzigs Gefilden noch eine Hauptschlacht anzubieten. Herolde fliegen nach allen Seiten, seine Corps um Leipzig zu versammeln. Dahin geht er selbst am 14. und hört schon das Feuer von Süden her, wo das gewaltige Reitergefecht bei Liebertwolkwitz eben die Völkerschlacht würdig einleitet. — Schwarzenberg, welcher ihm behutsam nachgezogen war, gebot endlich allen verbündeten Truppentheilen, sich schleunig gegen Napoleon zu kehren und ihn einzuschließen. O wie freudig eilten sie herbei! Nur der Kronprinz zögerte beharrlich! 15. Okt. Abends war schon die weite Ebene von ungeheuern Truppenmassen bedeckt.

Napoleon lag mit 180,000 Mann um die Stadt herum, zumeist südlich von ihr. Die Verbündeten umzogen ihn im weiten Bogen; sie zählten 192,000 Mann (ohne die Nordarmee). Auf der schwächern Seite war die Einheit des Willens und das größte Feldherrntalent. Nachts stiegen aus Schwarzenberg's Hauptquartier weiße Raketen auf, und aus Blücher's rothe, Signale, daß man zur vereinten Schlacht bereit sei. Wie viele Gebete stiegen auch auf aus der Krieger Reihen und im weiten Land umher und drangen zum Herrn der Heerscharen um seine gnädige Hilfe am Tage der Abrechnung!

Der Morgen des 16. Okt. brach an, mit dem die Völkerschlacht beginnen sollte. Allenthalben ward es rege; die Soldaten stellten sich in Reih und Glied zum gewaltigen Ringen. Der Kampf dieses Tages bestand aber aus einer Reihe von Gefechten, welche weit von einander gekämpft wurden. Im Wesentlichen war's eine Doppelschlacht um Wachau und Möckern: im Süden griff Eugen von Württemberg mit Preußen und Russen den Marschall Victor bei Wachau an; hier fand heute die Hauptschlacht statt. Sein erster Ansturm brachte den Feind zum Weichen; aber 300 Kanonen schmetterten seine Leute nieder, und er mußte mit Verlust der Hälfte zurück.

Giulay mit Oesterreichern griff den Bertrand bei Lindenau an, welcher dort die einzige Rückzugsstraße der Franzosen deckte; Giulay hatte den Ort schon erobert, wurde wieder hinausgeworfen. Der österreichische Merveldt kämpfte erfolglos gegen die Polen unter Poniatowski um den Uebergang über die Pleiße; zuletzt wurde er gar gefangen. Fast nirgends gewannen die verzettelten Alliirten neuen Boden. Napoleon bewährte den alten Kriegsruhm. Auf einmal ließ er eine Masse von 9000 Reitern unter Murat gegen das Centrum der Verbündeten ansprengen; die rannten alles nieder, durchbrachen das feindliche Centrum und stürmten bis dicht an Gossa hin, wo die Monarchen von Rußland und Preußen auf einem Hügel standen; kaum konnten die Wüthenden noch abgetrieben werden. Napoleon sah's um 4 Uhr und ließ mit allen Glocken „Sieg" läuten. Allein es war doch zu früh, auch sein nachgeschicktes Fußvolk konnte Gossa nicht nehmen.

Im Norden aber kämpfte Blücher durch seinen alten Eisenhart York mit seinen Preußen stundenlang blutig gegen Marmont um das Dorf Möckern; immer zurück=

geworfen, stürmten sie stets von neuem an und erstürmten es noch mit ihren letzten Kräften, die so furchtbar aufflammten, daß sie das ganze Marmont'sche Corps theils nieder, theils in die wildeste Flucht arbeiteten. Es war ein theuer erkaufter, glänzender Sieg, nach dem blutigsten Kampfe des ganzen Feldzugs. Man machte noch 2000 Gefangene und erbeutete 53 Kanonen. So haben denn am ersten Tage Blücher's Preußen die Schlachtehre der Verbündeten gerettet. Sie haben ihr Leben nicht lieb gehabt! Bei Möckern verlor die zweite preußische Brigade alle ihre Offiziere bis auf einen. Hätte Bernadotte eingegriffen, so konnte an diesem Abend Leipzig genommen werden!

Tausende von Wachtfeuern brannten ringsumher, und große Feuer, ganze Dörfer brannten dazwischen. Und viel tausend Verwundete ächzten auf dem kalten Blutfelde, mancher Sterbende betete noch um des Vaterlandes Befreiung. Napoleon blieb die Nacht über im Zelt unter seinen Garden. Den gefangenen Merveldt ließ er frei und entsandte ihn an den österreichischen Kaiser mit einem Briefe: er wolle jetzt den Rheinbund fahren lassen; daraufhin möge sein Schwiegervater einen Waffenstillstand vermitteln. So unterließ er 17. Okt. die Erneuerung des Kampfes oder die jetzt noch mögliche Anordnung des Rückzugs. — Auch den Verbündeten gefiel's, die Waffen ruhen zu lassen, indem sie erst die Ankunft des Nordheeres, sowie das von Dresden hergerufene Beobachtungscorps Bennigsen's abwarten wollten, um den Kreis zu schließen. So verlief der Sonntag fast ruhig. Nur Blücher, welcher vom Beschlusse des Hauptquartiers nichts wußte, griff den Feind im Dorfe Eutritsch an, verjagte ihn daraus und verfolgte ihn bis an eine Vorstadt Leipzig's, ehe eine Ordre des Oberbefehlshabers ihn zurückwies. Napoleon harrte einer Antwort, dann wachte er die ganze Nacht, um seine Vorbereitungen zur Hauptschlacht zu treffen.

Der Morgen des 18. Okt. enthüllte die Stellung der beiderseitigen Streitkräfte. Die Franzosen standen in engerem Kreis um Leipzig her, und die Verbündeten umbogen sie im Halbkreis, durch Bennigsen verstärkt. Der heillose Gascogner oder Schwede fehlte noch immer, obwohl ihm Blücher's fliegende Adjutanten ein „Vorwärts!" um's andere zuriefen. Im Nordwesten blieb eine Lücke; doch schadete es im Ganzen nicht, standen doch 255,000 gegen 160,000! — Um 8 Uhr donnerten 1000 Kanonen, daß alle Fenster klirrten; viele Leipziger flüchteten in die Keller. Die Heeressäulen rückten vor, und allenthalben entspann sich der Kampf, der wüthendste tobte um Probstheida, den Schlüssel der Stellung Napoleon's. Barclay wollte ihn mit aller Macht gewinnen; eine ihn vertheidigende Division nach der andern sank hin; aber selbst seine alten Garden opferte Napoleon, der bei der Mühle von Stötteritz stand, und nicht vergeblich. Doch rechts und links von ihm glückte es heute seinen Gegnern. Bennigsen eroberte im heißen Ringen Holzhausen und Paunsdorf von Macdonald; Blücher vertrieb den Ney von der Parthe und jagte den Marmont gegen Schönfeld hin, u. s. f. Mitten im Gefechte traten 3000 Sachsen, des Fremdendienstes müde, zu den Alliirten über; ebenso 600 Württembergische Reiter. Endlich 4 Uhr erschien auch der Bernadotte und machte sein Loch zu, die Russen und Preußen unter ihm nahmen noch ein paar Dörfer. Als die Sonne sich neigte, stimmten die Russen ein Danklied an und Tausende sangen mit. — Die Nacht sank nieder. Napoleon war auf beiden Flügeln geschlagen und unter die Mauern Leipzig's hingedrängt; aber im Centrum hatte er sich behauptet.

So hatte auch seine junge Garde den Rückzugsweg über Lindenau gegen den schwach andringenden Oesterreicher Giulay mit Erfolg vertheidigt. Schwarzenberg hielt dafür, Napoleon werde die Schlacht fortsetzen. Blücher erkannte gleich, daß derselbe die Retirade beschlossen habe, zog doch bereits französisches Heergeräth gen Weißenfels ab. Da bat er nun um 20,000 Reiter, querfeldein vorauszueilen und den Rückweg zu verlegen. Sie wurden ihm nicht gewährt: Schwarzenberg fand es nicht rathsam, den Feind zur Verzweiflung zu bringen. Als Napoleon bei der Windmühle die Anordnungen zum Rückzug beendigt hatte, setzte er sich auf einen Schemel und fiel erschöpft in Schlaf. Stumm umstanden ihn seine Generale und schauten in sein bleiches Gesicht. Nach einer Viertelstunde

erwacht, warf er einen großen Blick im Kreis umher, ritt nach Leipzig hinein und herbergte im „König von Preußen".

Am 19. Okt. gewahrten die Verbündeten, daß die Masse des Feindes, 96,000 Franzosen, verschwunden sei und seine Rheinbündler und Italiener in die



Fig. 265. Schwarzenberg meldet den Sieg den drei Monarchen.

Stadt hinein eilten. Die verrammelten Thore wurden gestürmt. Napoleon verabschiedete sich von seinem treuen Genossen, dem Sachsenkönige, welchem er Hoffnung auf baldige Wiederkehr machte, und ritt von dannen, kam aber nur mit Mühe

durch den Menschenknäuel. Blutiger Straßenkampf! Alles drängt sich nach der Elsterbrücke, die gen Lindenau führt. Da fliegt sie plötzlich in die Luft; Napoleon hatte befohlen sie zu sprengen, wenn sein ganzes Heer hinüber wäre; der Unteroffizier zündete aber die Mine zu früh an. Noch sind 25,000 Mann zurück. Viele stürzen sich in die Elster und manche ertrinken, wie der tapfere Fürst Poniatowski, der Polenführer; die mehrsten lassen sich gefangen nehmen. Unter dem hellen Freudengejauchze der Einwohner hielten Alexander und Friedrich Wilhelm um 1 Uhr ihren Einzug.

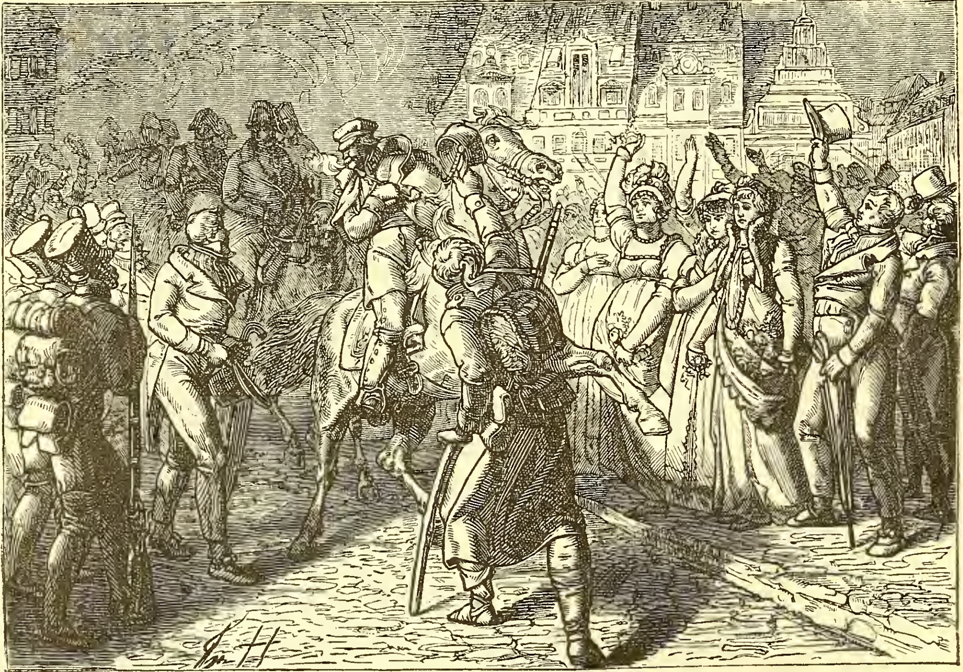


Fig. 266. Blücher's Einzug in Leipzig.

Auf dem Marktplatze umarmte jener den alten Blücher und nannte ihn Deutschlands Befreier; sein König grüßte ihn General-Feldmarschall. Der König von Sachsen aber mußte kriegsgefangen nach Berlin wandern; auch sein Land, dachte man, sollte preußisch werden. — Durch ganz Deutschland hin verbreitete sich ein wonnevoller Siegesjubel: „wir sind frei, wir athmen wieder!“ Freilich mit einem sehr schweren Opfer. Napoleon ließ einschließlich der Gefangenen gegen 60,000 Mann zurück (nebst 300 Kanonen); aber auch auf verbündeter Seite war ein Verlust von 50,000 Mann an Todten und Verwundeten zu beklagen. Friede mit ihnen! Sie haben für uns ihr Blut und Leben gelassen. Vierzehn Tage lang hatte man zu begraben; 30 Dörfer lagen wüste.

Durch kräftige Verfolgung hätte Napoleon noch innerhalb Deutschlands völlig vernichtet werden können; sie unterblieb trotz Blücher's Mahnen. So gelangte der Geschlagene, nur wenig behelligt, bis in die Nähe des Rheins. Bayern hatte am 8. Oktober dem Rheinbund entsagt: gegen Metternich's Versprechen reichlicher Entschädigung und voller Souveränität gab es Tirol an Oesterreich ab, nicht aber Franken an Preußen; sein Feldherr, Fürst Wrede, welcher an der österreichischen Grenze gestanden, warf sich mit jetzt vereinten Oesterreichern und Bayern 30. Okt. bei Hanau dem Fliehenden in den Weg. Napoleon durchbrach zwar seine 50,000 Mann, die sich ihm ungeschickt in der Ebene entgegenstemmten, mit den 80,000

Mann, über die er noch verfügte; doch verlor er hier noch 10,000. Am 2. Nov. passirte er den Rhein, 9. Nov. war er in Paris.

In den deutschen Städten lagen wohl noch 190,000 Franzosen. Sie ergaben sich aber nacheinander bald, wie St. Cyr in Dresden 11. Nov. mit 35,000 Mann; einige hielten sich bis zum Frühling. Im Ganzen war Deutschland schnell gesäubert, das arme Hamburg ausgenommen, das Davoust bis zum Frieden ungestraft tyrannisiren durfte. Der Westfälische Thron war zusammengebrochen, König „Luschtik" nach Frankreich geflüchtet. Die Fürsten von Hessen, Braunschweig &c. nahmen ihre Gebiete wieder an sich. Auch Preußen ergriff wieder Besitz von seinen verlornen Landen. Alle Rheinbundsfürsten traten nach dem Vorgange Bayerns mehr oder minder willig zu den Alliirten über, nachdem man ihnen ungeschmälerte Souveränität zugesagt hatte. — Als (Nov.) Bülow in Holland einrückte und erst vor Antwerpen stille stand, erhoben sich dort die Patrioten und riefen Wilhelm von Oranien, den Sohn des letzten Erbstatthalters, als ihren Fürsten zurück. Die Schweizer machten sich gleichfalls von der französischen Oberherrlichkeit frei, ohne jedoch an der allgemeinen Erhebung theilzunehmen; sie zogen vor, neutral zu bleiben.

§ 16. Krieg in Frankreich. Napoleon's Sturz.

Unverweilt traf Napoleon Anstalten zur kräftigsten Vertheidigung Frankreichs. Er führte noch immer seine trotzige, hohe Sprache. Als einige im gesetzgebenden Körper ihre Unzufriedenheit bezeigten und zu Unterhandlungen riethen, fuhr er sie zornig an: „Er habe für Frankreich zu sorgen, und dieses bedürfe seiner mehr als er Frankreichs." Mit donnernder Rede entließ er 1. Jan. 1814 den Körper und ordnete eine neue Aushebung von 300,000 Mann an, konnte sie aber nicht alle aufbringen, und Seuchen bewirkten, daß er nur 100,000 Mann den Alliirten entgegenzusetzen hatte.

Er gab jetzt Ferdinand VII. die spanische Krone zurück. Nachdem Metternich einen Friedenscongreß eröffnet, ob vielleicht Napoleon sich mit der Rheingrenze begnüge (!), beschlossen die Ostmächte doch, dem Besiegten nachzurücken. Sie standen mächtig da, weil die ehemaligen Rheinbundsfürsten ihre Contingente stellten; weil auch Wellington (S. 794) mit 40,000 Mann schon diesseits der Pyrenäen stand. Indessen schickten sie 1. Dez. ein Manifest vor sich her, „daß sie nicht gegen Frankreich Krieg führen, nur den Unterdrücker der europäischen Staaten bekämpfen; Frankreich sollte groß (größer als unter seinen Königen!), stark und glücklich sein."

Gegen Blücher's Rath, der einfach auf Paris losdrängte, wurde bestimmt, die alliirten Streitkräfte recht verzettelt in's französische Gebiet eindringen zu lassen. Schwarzenberg gieng mit dem Hauptheere, bei welchem sich wieder die drei Monarchen befanden, durch die Schweiz auf's Plateau von Langres. In der Neujahrsnacht 1814 überschritt Blücher mit der 85,000 Mann starken Schlesischen Armee den Mittelrhein bei Koblenz nach Lothringen hinüber. Das Nordheer von 45,000 Mann unter Bülow — Bernadotte war mit seinen Schweden heimgekehrt, um den Dänen Norwegen zu nehmen — bewegte sich zunächst nach Belgien. Die Alliirten stießen anfangs auf keinen Widerstand, ließen die Festungen liegen und marschirten hinein, Schwarzenberg langsam, denn Kaiser Franz fürchtete sich vor dem Sturz seines Schwiegersohns, Blücher rascher, so daß sie sich immer mehr näherten; Ende Januar 1814 waren sie bei Brienne neben einander, 8 Märsche von Paris. — Hier aber nahte Napoleon von der Seite her und überfiel Blüchern mit Uebermacht, 29. Januar, so daß sich der zurückziehen mußte. Sobald er jedoch von Schwarzenberg, der unthätig zusah, einige Verstärkung erhalten, griff er 1. Febr. Napoleon bei la Rothiere an und schlug ihn, daß er floh und 73 Kanonen im Kothe stecken ließ.

Jetzt hielten die Monarchen einen Rath; Blücher sprach: „Vereint frisch auf Paris

los!" so konnte diese erste Schlacht den Feldzug beendigen. Dieser Gedanke Gneisenau's schien aber dem Oesterreicher eine romanhafte fixe Idee; er warnte „vor allzugroßer Hast" und bestand namentlich darauf, daß man „getrennt" marschiren müsse, indem die Masse der Truppen beisammen nicht verpflegt werden könne. Die Monarchen stimmten bei, weil Oesterreich einen faulen Frieden wollte.

Blücher wollte auch allein den Vormarsch unternehmen; er ließ sofort sein Heer in vier Abtheilungen gesondert das Marnethal hinabziehen. Das war einmal nach seinem eigenen Geständniß „ein dummer Streich", den er bitter büßen mußte. Denn Schwarzenberg deckte nicht, wie verabredet, seine Flanke; so warf sich Napoleon auf seine vereinzelten Corps und schlug sie nacheinander, 10—14. Febr., daß nur die äußerste Tapferkeit der Preußen ihren Untergang verhüten konnte. Dann warf er sich mit demselben Ungestüm auf das lendenlahme Hauptheer bei Troyes, 17. Febr., und zerarbeitete die Vortruppen desselben in Montereau so scharf, daß sich Schwarzenberg bewogen fand, mit der ganzen Armee zu retiriren! Napoleon triumphirt; die Monarchen beantragen einen Waffenstillstand; er ist zu stolz, ihn zu gewähren. „Ich bin jetzt München näher als Paris," spricht er und verliert die letzte Gelegenheit eines ehrenvollen Friedens, an welchem Gesandte in Chatillon emsig arbeiteten. — Schwarzenberg retirirt, obgleich er allein noch bedeutend mehr Leute hat als der Gegner. Darüber entbrennt aber Blücher in gerechtem Zorn, und um der heiligen Sache willen weigert er sich, Folge zu leisten. Und er dringt bei den Monarchen durch, 25. Febr., daß er das Nordheer unter Bülow an sich ziehen und also auf 100,000 Mann verstärkt wieder vorgehen darf. Auch Schwarzenberg wird endlich bedeutet, die Retirade einzustellen; und da er nicht umhin konnte, den Marschall Oudinot bei Bar sur Aube anzugreifen (der Preußenkönig befahl es zuletzt), 27. Febr., gewinnt er selbst seine erste Schlacht. Es war auch die erste, in der des Preußenkönigs zweiter Sohn Wilhelm in den Kugelregen ritt. Freilich wurde der Sieg nicht verfolgt. Blücher hat den Erfolg des Feldzuges gerettet; die Unterhandlungen zerschlugen sich und die Eintracht der Verbündeten ward in Chaumont, 1. März, neubefestigt.

Napoleon hatte seine Marschälle zur Beobachtung des alliirten Hauptheeres zurückgelassen und sich selbst abermals nördlich gegen Blücher gewendet. Nachdem er sich vergeblich bemüht, dessen Verbindung mit Bülow zu verhindern, griff er die Vereinigten, 9. März, bei Laon an, konnte jedoch den Tag über wenig ausrichten. In der Nacht aber, da er ermüdet schlief, überfielen York (statt des kranken Blücher's) und Kleist Marmont's Lager, tödteten und fiengen etliche Tausende und nahmen ihm seine Artillerie. Die Preußen hatten ihre Scharte ausgewetzt; auch das Hauptheer sprach jetzt nicht mehr vom Retiriren. Ungebeugten Muthes kehrte sich Napoleon jetzt wiederum gegen Schwarzenberg und griff ihn, 20. März, bei Arcis sur Aube heftig an. Es glückte ihm auch hier nicht gegen einen zögernden, doch dreifach überlegenen Feind, da brach er die Schlacht ab. So zeigte er im Krieg auf eignem Boden eine bewundernswerthe Feldherrngröße; aber es mangelte ihm an ausreichenden Kräften.

Was soll er nun thun? Die Verbündeten marschiren auf Paris; „Paris ist Frankreich!" hieß es je und je. Da faßt er einen verwunderlichen Entschluß; er will den Feinden die Straße dahin offen lassen und sich in ihren Rücken gegen den Rhein hin werfen, um den Volkskrieg zu entflammen; da würden sie schleunig umkehren, um Deutschland zu retten. Es war eine kühne Kriegslist, aber sie mißlang gänzlich. Zwar stiegen in dem zaghaften Schwarzenberg schwere Gedanken auf, aber die Monarchen schämten sich doch des ewigen Zauderns. Blücher nahte sich dem Hauptheer und drang darauf: Vorwärts nach Paris! und beide Monarchen (von denen Franz sich getrennt hatte) stimmten bei, 24. März. War doch Bordeaux schon in Wellington's, Lyon in österreichischer Hand! Um nun Napoleon's

Kriegslist zu erwidern, schickte man ihm den Winzingerode mit 8000 Reitern nach, als sei's der Vortrab der ihm gen Deutschland hin folgenden Alliirten. Und Winzingerode lärmte so geschickt, daß der Schlaue sich wirklich täuschen ließ. Mittlerweile aber zogen 170,000 Mann frisch auf die Hauptstadt zu; sie zerstreuen, vernichten, fangen, was sich in den Weg stellt, stehen 30. März vor Paris.

Dort war man längst besorgt; welch Erschrecken, als man die gewaltigen Heeressäulen anziehen sah! Die Stadt war unbefestigt; doch versuchten sie die Marschälle Marmont und Mortier mit 30,000 Mann Linientruppen und Nationalgarden zu vertheidigen. Also schritten die Alliirten zum Sturme. Schwarzenberg drang in die Vorstadt ein. Der kranke Blücher erstürmte den Montmartre und pflanzte dort Abends noch 84 Geschütze auf, um Morgens „das Nest" ordentlich zu bedienen. Aber das Nest kapitulirte noch in der Nacht; da rief er: Luise ist gerächt. Am 31. März hielten die Monarchen von Rußland und Preußen an der Spitze ihrer schönsten Truppen einen glänzenden Einzug; und sie wurden vom Pariser Volke lebhaft und freudig begrüßt! Alexander ist hinwieder besonders freundlich gegen dasselbe: „Wir kommen nicht als Eroberer, wir sind eure Bundesgenossen!" Da wird Paris begeistert; sie jubeln laut: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben die Befreier!" Besonders respektvoll betrachten sie den alten Blücher, der nun jeden Abend sein Gold im Kartenspiel verthut.

Auf Talleyrand's Betrieb beschloß, 1. April, der Senat: „Das Joch, unter dem das Vaterland so lange geseufzt, ist zerbrochen. Bonaparte ist des französischen Thrones entsetzt; derselbe soll wieder von den Bourbonen eingenommen werden!" Gleich steckten auch viele schon die weiße Kokarde an den Hut. So gieng alles prächtig. Die Franzosen wetteiferten, den Monarchen den Aufenthalt in ihrer Weltstadt recht lieblich zu machen, was insonderheit dem Kaiser Alexander im Herzen wohl that, während freilich der alte Blücher zu solch „gallischer Unzucht" seinen weißen Kopf schüttelte. Uebrigens erkannte man an dem schnellen Abfall von Napoleon, daß das Volk seiner müde war.

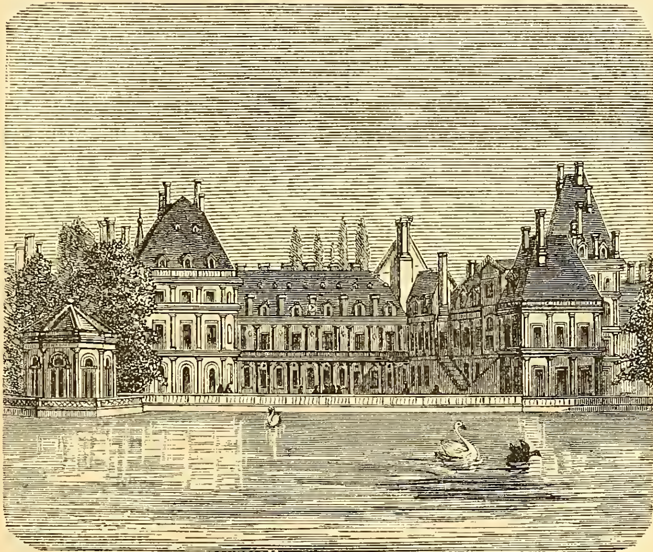


Fig. 267. Schloß Fontainebleau.

Er hatte 27. März den Vorwärtsmarsch der Verbündeten erfahren und spornstreichs seinen Rückmarsch angetreten, war aber doch zu spät herangekommen. Jetzt befindet er sich in Fontainebleau; hier versammelt er seine Marschälle und 60,000 Truppen um sich. Sein ganzer Zorn erwacht noch einmal; er fordert sie auf, mit ihm die treulose Hauptstadt anzugreifen und verspricht zwei Tage Plünderung. Allein seine Generale hängen den Kopf; seine herrlichsten Marschälle, Berthier, Lefevre, Ney sogar, rathen zur Abdankung. Nach schwerem innern Kampf entschließt er sich abzudanken, aber zu Gunsten

seines Sohnes. Allein die Alliirten lassen sich nicht darauf ein, selbst Franz, der Großvater des Napoleoniden, nicht; es ist ausgemacht, daß die legitimen Bourbonen wieder über Frankreich herrschen sollen. Unbedingt soll Napoleon abdanken. Das will er nicht; aber seine Generale künden ihm den Gehorsam auf. Da bricht sein Muth zusammen und er unterschreibt die Entsagungsakte vom 11. April. Das Gift, das er nahm, wirkte nicht; so beschied er sich zu leben.

Der Kaisertitel wurde ihm belassen, sonderbarer Weise auch eine souveräne Herrschaft, die toskanische Insel Elba nebst 2 Mill. Frcs. jährliche Rente aus den Einkünften des französischen Staates. Nachdem er von seiner alten Garde mit einer Rede Abschied genommen, welche den Graubärten Thränen auspreßte, reiste er, 20. April, unter einer Eskorte der Verbündeten nach seinem hinfortigen Aufenthalte ab. Seine Gemahlin Maria Luise durfte nicht mit ihm, wünschte es auch kaum. (Sie gieng mit ihrem Söhnlein nach Wien und erhielt nachher Parma.) Von seinen Generalen begleiteten ihn nur Bertrand und zwei andere. Fast alle, die er so hoch erhoben, hatten ihn ohne Abschied verlassen. Unterwegs begegnete ihm wenig Mitleid, öfters Verwünschung; einmal sah er sich ausgestopft an einem Galgen hangen. Am 3. Mai landete er auf Elba, seiner nunmehrigen Herrschaft, acht Stunden lang und vier Stunden breit! Da war der große Komet sehr klein geworden.

§ 17. Der erste Pariser Friede.

Auch am 3. Mai zog der Bruder Ludwig's XVI., der Graf von Provence, als Ludwig XVIII. in die Residenz seiner Ahnen ein. Er gewährte, 4. Juni, den Franzosen nicht blos vollkommene Amnestie, sondern auch eine Constitution, „die Charte," fast zu frei für Franzosen; übrigens sah sie der neue Hof als ein freies Geschenk des Königs an. Nunmehr wurde der Friede der Verbündeten mit Frankreich abgeschlossen, 30. Mai 1814. Frankreich mußte natürlich auf den Raub von fremden Gebieten verzichten; es trat in seine Grenzen von 1792 zurück.

Also verblieben ihm aber doch Elsaß und Lothringen, seit 1790 um ein Viertheil vergrößert; ja es wurden ihm noch spätere Eroberungen belassen, Savoyen ꝛc. Es erhielt ferner von England fast alle seine verlornen Kolonien zurück. Es durfte keine Kriegskosten zahlen, durfte für die unermeßlichen Kontributionen, die es in Preußen erpreßt, nicht einen Heller Ersatz leisten. Man ließ ihm sogar noch alle in Europa zusammengeraubten Kunstwerke; nur Preußen nahm seine „Siegesgöttin" (S. 788) zurück. So äußerst gelind handelte man, um den Bourbonen ihr erneuertes Regiment zu erleichtern, und weil Metternich Preußens Schwäche wollte. Die deutschen Patrioten sahen freilich sehr sauer zu diesem Frieden; viele jammerten laut. Blücher äußerte: „Es ist eine Lust und Herrlichkeit ohne Gleichen, eine Großmuth und Menschenfreundlichkeit mit dem Franzosenvolk, daß man's kaum glauben sollte, wenn man's nicht sähe und hörte. Wenn das gut geht, na so ist mir's auch recht. Mögen sie nur unsre braven Soldaten und das arme Vaterland nicht darüber vergessen!" Die Franzosen aber erachteten sich durch solchen Frieden allzusehr gedemüthigt und klagten bitter, wie unbarmherzig mit ihnen verfahren werde!

Der Pariser Friede ordnete auch schon die Geschicke andrer Länder. Neapel wurde dem Schwager Napoleon's, dem Könige Joachim Murat, gelassen, da derselbe pfiffigerweise während des Krieges auf die Seite der Alliirten gegen den getreten war, der ihn zum Könige gemacht hatte. Der Kirchenstaat kam, lediglich durch Preußens Fürsprache, an Pius VII. zurück, welcher den Beginn seiner Neuherrschaft damit verherrlichte, daß er den Jesuitenorden herstellte. Piemont wurde dem Könige von Sardinien, Victor Emanuel, zurückerstattet und Genua dazu geschenkt. Spanien und Portugal kehrten in die alten Verhältnisse zurück. Der Zar und der Preußenkönig besuchten vor der Heimkehr noch den Prinzregenten von England; da wurden Blücher und die Kosaken hochgefeiert, der Welfe aber bot Metternich ein Bündniß gegen Rußland an.

§ 18. Der große Kongreß zu Wien.

Am 1. Nov. 1814 trat der große Wiener Kongreß zusammen, um die zu Paris vorläufig und nur theilweise geordneten Europäischen Angelegenheiten völlig zu regeln. Hier waren beisammen die Monarchen von Oesterreich, Rußland, Preußen, Bayern, Württemberg 2c., sodann die Vertreter der andern Potentaten, von Frankreich, England, Schweden, Spanien, Portugal 2c., eine Versammlung, wie man sie seit dem Kirchentag von Konstanz nicht gesehen. Nur der Sultan fehlte, der eben seine aufständischen Serben schinden, pfählen und rösten ließ. Kaiser Franz übte großartige Gastfreundschaft; die glänzendsten Feste wechselten miteinander. Man vergaß darüber seine Aufgabe nicht, zu deren Lösung die Fürsten ihre besten Räthe mitgebracht oder gesandt hatten. Diese war aber nicht leicht! Bald hieß es: der Kongreß tanzt, geht aber nicht vorwärts. Napoleon hatte den Besitzstand in Europa furchtbar verschoben; wie bringt man alles wieder zurecht? Man stieß bei der Regelung auf Schwierigkeiten, Verwicklungen und Ansprüche, die man nur geahnt hatte. Da gab's nun abermaligen Kampf mit Wort und Feder, und nicht viel fehlte, so hätte man zum Schwert gegriffen. Es handelte sich namentlich um Polen und Sachsen; dessen König hatte den listigen Talleyrand für sich gewonnen, worauf Oesterreich, England und Frankreich, 3. Jan., ein geheimes Bündniß gegen Rußland und seinen „Schleppträger“ Preußen schlossen, damit nur Deutschland nicht durch letzteres erstarke. Doch nach 6 Tagen Besinnens zerrann die Kriegsgefahr. Endlich kam man vornehmlich durch die Nachgiebigkeit des frommen Königs von Preußen über die größten Berge hinüber; freilich so, daß sein Volk, das am besten gestritten, am schlechtesten bedacht wurde.

Die festgesetzte neue Ordnung enthielt als Nothbehelf Folgendes: Mit Holland unter Haus Oranien wurde das vormals österreichische Belgien zu einem „Königreich der Niederlande“ verbunden, um an demselben ein Bollwerk gegen Frankreich zu haben. Das geschah auf Englands Betrieb. — England selbst begnügte sich mit Malta und Helgoland, dem Kapland und andern eroberten Kolonien, der ganzen unbestrittenen Meerherrschaft. Auch empfieng sein Regent Hannover vergrößert als „Königreich“ zurück. — An Schweden wurde das von ihm den Dänen bereits entrissene Norwegen überschrieben zum Ersatz für Finnland und Vorpommern. Holstein und Lauenburg sollten den Dänen trösten. — Rußland erhielt den größten Theil Polens unter dem Namen eines „Königreichs“. Krakau wurde ein Freistätlein. — Oesterreich bekam dagegen Galizien, das einträgliche Salzburg, und zur Lombardei auch Venetien. — Preußen empfieng das polnische Großherzogthum Posen, dann die Hälfte Sachsens und noch ein bedeutendes Gebiet am Rhein; es ward eine vorherrschend deutsche Macht, obwohl mit dünnem, durchbrochenem Leib. Dem König von Sachsen wurde die andere Hälfte seines Reichs zurückgegeben, was er namentlich Oesterreich zu danken hatte. Bayern erhielt Würzburg und die Pfalz. Frankfurt, Hamburg, Bremen, Lübeck wurden wieder freie Reichsstädte, nein, freie Städte.

Denn das deutsche Reich ward nicht mehr aufgerichtet, so viele Deutsche es auch wünschten und ersehnten. Der vormalige deutsche Kaiser Franz weigerte sich standhaft, die so bedeutungslos gewordene Reichskrone wieder aufzusetzen. Es war auch gar nicht thunlich; denn wie hätte Brandenburg sich ihm irgend wieder unterwerfen können? Mochten doch Bayern und Württemberg von Aufgebung ihrer vollen Souveränität (S. 818) nichts hören. Das Volk aber war unklar über das, was es wollte, wie kein anderes. Schwärmer gab es genug, aber keine durchschlagenden geistvollen Staatsmänner wie den ehrlichen „Stein“, der nun abgeschätzt wurde. So wurde denn das frühere deutsche Reich in einen sehr losen Bund unabhängiger Staaten umgewandelt. Doch zählte man nicht mehr etliche hundert; die meisten der frühern Reichsfreien waren und blieben mediatisirt. Der deutsche Bund bestand zunächst aus 39 souveränen Staaten, 1 Kaiserreich, 5 Königreichen, 1 Kur-

fürstenthum, 7 Großherzogthümern, 7 Herzogthümern, 14 Fürstenthümern und 4 Städten. Diese Staaten sollten durch ständige Gesandte zu Frankfurt a. M. den sog. Bundestag bilden, welcher die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen hätte. Der sollte, hoffte man, das unvollkommene Werk der Einigung weiter ausbilden.

Die hohen Fürsten und Herren waren aber mit ihrer Arbeit noch weit nicht fertig (die Wiener Bundesakte wurde erst 10. Juni 1815 unterzeichnet), als plötzlich ein unerwartetes und alle tief ergreifendes Ereigniß eintrat.

§ 19. Napoleon's letztes Aufflammen.

Man glaubte den Gebändigten auf seinem Elba sicher untergebracht, umsomehr als eine englische Flotille zu seiner Bewachung umherkreuzte. Wie irrte man sich!

Napoleon erfuhr von seinen Agenten in Frankreich, daß Alles mit dem neuen Bourbonischen Regimente unzufrieden sei: das Heer sah sich mit Mißtrauen behandelt, den Revoluzzern graute vor Graf Artois und seinen Freunden, den Emigranten, der König war nicht gefürchtet; nur irgend eine Leistung, eine Größe imponirt ja diesem Volk! Er hörte auch von den Zerwürfnissen der Mächte in Wien und zwar Uebertriebenes, als ob sie schon gänzlich zerfallen wären; und als nun gerade die englischen Schiffe eine Spazierfahrt nach Livorno machten, meinte er die entrissene Krone durch einen Handstreich wieder an sich reißen zu müssen.

Es hatten ihm einige Compagnien seiner Garde nach Elba folgen dürfen, welche sich durch Zulauf bis auf 1200 Mann gemehrt. Mit diesen schiffte er sich 26. Febr. 1815 unversehens ein und 1. März stieg er mit ihnen bei Cannes aus. Sogleich erließ er Proklamationen nach allen Seiten hin: Er erscheine „als Befreier Frankreichs vom schimpflichen Joch der Bourbonen. Ihr Krieger, kommt zu eurem alten Führer, dessen Adler schnell durch ganz Frankreich von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen wird, um sich auf dem von Notredame niederzulassen!" Wir sehen, er hat seine hochtönende Sprache noch nicht verlernt. Die Proklamationen regten aber Frankreich ungeheuer auf. Das Militär fällt ihm gleich wieder zu. Grenoble öffnet sich ihm; gegen ihn marschirende Regimenter erklären sich für ihn; Lyon heißt ihn willkommen; wie im Triumph zieht er der Hauptstadt zu. Ludwig XVIII. schickt jetzt den Ney mit Truppen gegen ihn aus; Ney hat dem Könige mit einem Handkuß heilig gelobt, den Frevler im Käfig todt oder lebendig zu liefern, allein sobald er ihn sieht, ist er von ihm wie verzaubert, geht zu ihm über. Mit starkangewachsener Macht braust Napoleon gegen Paris an. Am 19. März flieht der König daraus und, da er auch im Norden keinen Anhang mehr findet, eilends über die Grenze nach Gent; und 20. Abends zieht Napoleon unter Tücher- und Hüteschwenken und donnernden Lebehochs in die Residenz ein und wird von Offizieren die Tuilerientreppen hinaufgetragen. Ja Frankreich hatte er blitzschnell gewonnen durch einen Taumel der Begeisterung.

Aber fast das ganze übrige Europa steht wider ihn. Die Verbündeten in Wien lassen allen Hader, verständigen sich rasch vollends, schließen sich wieder innig zusammen und sprechen über „den Störer des Weltfriedens" die Europäische Acht aus, verpflichteten sich auch, eine Million Krieger gegen ihn in's Feld zu stellen.

Das Vorspiel des neuen Krieges eröffnete sich in Italien. König Murat, welcher seinem Schwager ein Jahr zuvor den Krieg erklärt hatte, um sich sein Reich zu erhalten, erhob jetzt vorschnell den Schild für ihn, um es durch den wieder Emporsteigenden nicht zu verlieren. Murat brach mit 40,000 Mann nach Oberitalien gegen die Oesterreicher auf. Bei Ferrara 12. April zurückgedrängt, wurde er 3. Mai bei Tolentino so gänzlich besiegt, daß sein Heer sich auflöste. Die Oesterreicher drangen bis Neapel hinab und das ganze Land ergab sich ihnen. Da kam der vertriebene Ferdinand IV. von Sicilien herüber und nahm, mit Bewilligung der Alliirten, seinen Thron zu Neapel wieder ein. Murat floh nach Frankreich. Aber Napoleon wies ihn von sich; denn er zürnte über sein voreiliges Beginnen.

Napoleon wollte zunächst Friede, um sich erst wieder auf seinem Throne zurechtzusetzen und eine starke Macht gegen Außen zu sammeln. Darum sandte er Friedensvorschläge an die Fürsten. Allein er wurde nirgends damit gehört; vielmehr rüsteten sie sich allseitig mit außerordentlichem Eifer, und so mußte er wieder das Glück der Waffen versuchen. Indessen konnte er jetzt ein sehr beträchtliches Heer, größtentheils gedienter Soldaten, zusammenstellen, da nach dem Pariser Frieden alle gefangenen oder noch in deutschen Festungen sich haltenden Franzosen heimgekehrt waren; und so eilte er denn loszuschlagen, ehe seine Gegner gerüstet wären. Das Volk suchte er noch, 1. Juni, durch ein festliches Maifeld zu gewinnen, in welchem der Versuch eines constitutionellen Kaiserreichs seine Weihe erhielt.

Man wußte nicht, wo er losbrechen würde. Er wendete sich mit 128,000 Mann nach Belgien. Dort standen zwei alliirte Heere, ein englisches, aus 94,000 Briten, Niederländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern zusammengesetztes, unter Wellington um Brüssel herum, und 115,000 Preußen unter

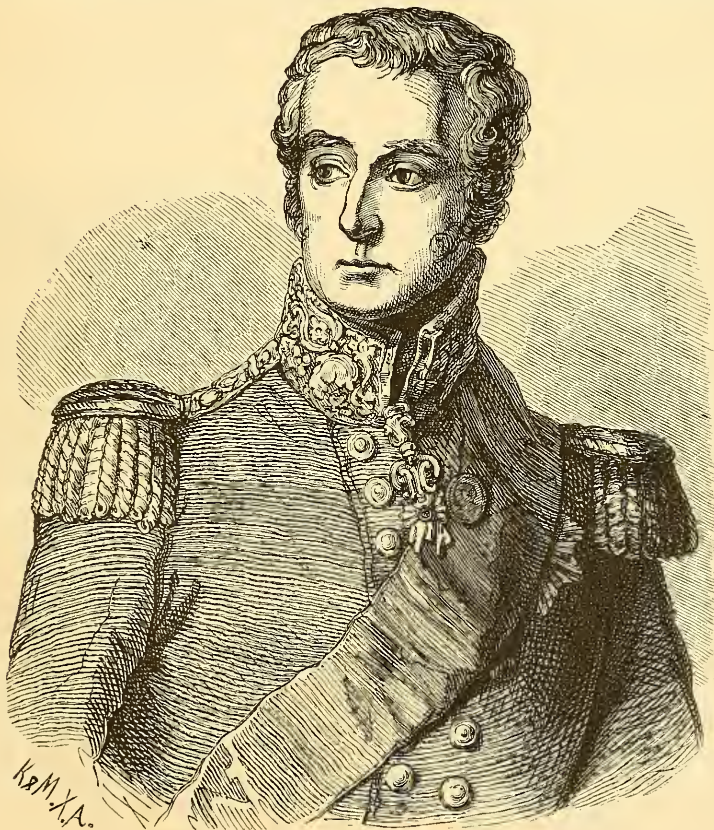


Fig. 268. Herzog von Wellington.

Blücher bei Namur. Beide Feldherren waren von der nicht so bald vermutheten Erscheinung des losgewordenen Löwen sehr überrascht. Indem Napoleon ein kleineres Corps unter Ney die Engländer beschäftigen ließ, stürzte er sich mit seiner Hauptmacht zuerst auf Blücher, 16. Juni, bei Ligny. Blücher verfügte über 80,000 Mann und würde sich vor Napoleon zurückgezogen haben, wenn ihm nicht Wellington Succurs zugesagt hätte. So nahm er die Schlacht an. Nun, seine

Preußen, noch nicht gehörig beisammen, bewährten ihre vorige Tapferkeit; aber wiewohl sie mit furchtbarer Anstrengung fünf Stunden lang im Dorfe Ligny Mann gegen Mann mit dem Feinde rangen, Wellington's Succurs blieb aus, weil er selbst die Seinen langsam sammelnd, bei Quatrebras mit Ney zu kämpfen hatte. Noch einen Reitersturm unternahm Blücher; auch vergeblich.

Er stürzt mit seinem getroffenen Pferde und kommt unter dasselbe zu liegen. Die französischen Kürassiere sprengen in Verfolgung der Preußen an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten; aber die Seinen vermissen ihn; und es jagen preußische Ulanen die Kürassiere zurück, die zum anderumal an ihm vorüber fliegen. Sein Adjutant Nostiz, der neben ihm stehen geblieben, hält die Ulanen an. Man zieht den Feldherrn unter seinem todten Pferde hervor, jämmerlich gequetscht; aber er ist lebendig und munter, der 73jährige Greis. Sofort ordnet er den Rückzug, den Gneisenau wohlweislich schon nach Wavre zu, gegen Wellington hin, dirigirt hatte. Die Preußen haben 12,000 Mann eingebüßt, aber sie sind nicht bis zur Ohnmacht geschwächt, wie ihr Besieger wähnte.

Siegesstolz kehrte sich Napoleon nunmehr gegen Wellington. Dieser fragt bei Blücher an, ob er ihn wohl mit einem Corps unterstützen könne? Blücher verspricht, er werde mit dem ganzen Heere kommen. So sah denn Napoleon, 18. Juni, auf den Anhöhen vor dem Walde von Soignies das englische Heer kampfbereit ihn erwarten. Es war nur 67,600 Mann stark, darunter 30,000 Deutsche. Er hatte 72,000 Mann, mehr auch nicht, weil er eine Abtheilung unter Grouchy gegen die Preußen zurückgelassen, der aber glücklicherweise ihre Spur verlor. Es hatte in der Nacht vorher viel geregnet und der Boden war durchweicht; die Herstellung der Schlachtordnung war schwierig und Napoleon brauchte dazu bis gegen Mittag. Nun aber stand sein Heer parademäßig da; die Küraße, Helme und Waffen blitzten in der den Nebel durchdringenden Sonne. Seine Krieger waren voll Kampflust; die Reiter schwingen ihre Säbel, die Fußsoldaten heben ihre Tschakkos auf den Bajonetten empor und alle jauchzen gegen den Feind hin. Nach 11 Uhr kommandirte Napoleon zur Schlacht. Die Franzosen griffen wie heiße Tiger an; die Engländer und Deutschen standen kalt und fest wie Mauern. Aber das überlegene Geschützfeuer der Franzosen wirkte schrecklich unter ihnen; vor den englischen Regimentern sah man ganze rothe Linien von Gefallenen sich hinziehen. Wellington durchreitet die Reihen, ermuntert, füllt die Lücken mit Reserven. Gewaltige Reitermassen werfen sich auf seine schachbrettförmigen Quarré's, durchbrechen sie aber nirgends. Allein um 6 Uhr geht ein Hauptpunkt der englischen Stellung verloren. Napoleon sieht den Sieg schon errungen und setzt desto heftiger dem Feinde zu; jenseits dagegen fühlt man sich erschöpft, nur die starke Seele des ernst und besonnen die Schlacht leitenden Feldherrn hält den Bruch auf. Sein Plan ist einfach: Blücher oder die Nacht! Und Blücher kommt!

Er war frühmorgens aufgebrochen seinem Verbündeten zu Hilfe. Von Wavre betrug der Weg zum Schlachtfeld nicht volle 4 Stunden. Allein auf den grundlosen Wegen war kaum fortzukommen; Geschütz und Mannschaft sanken ein. „Vorwärts Kinder!“ rief Blücher; „Vorwärts Kinder!“ schmeichelte er. Sie sagten: „Es geht nicht!“ Er sprach: „Es muß wohl gehen; ich hab' Wellington mein Wort gegeben und darf doch nicht wortbrüchig werden. Vorwärts Kinder!“ bat er so innig, daß es doch gieng. Aber es wurde $4\frac{1}{2}$ Uhr, ehe die Preußen ihre ersten Kanonen bellen ließen, um dem englischen Heere den Muth zu erfrischen.

Da will Napoleon, der das Nahen der Preußen schon bemerkt, aber der Armee verborgen hatte, noch mit aller Gewalt das englische Centrum sprengen: 10 Bataillone der Garde rücken im Sturmschritt heran, der Stoß ist entsetzlich, aber die ermuthigten Engländer halten ihn aus. Und eben jetzt, es war gegen 8 Uhr, aber noch prächtig hell, erstürmen die Preußen das von 12 Gardebataillonen vertheidigte Dorf Planceroit und umklammern die feindliche Linie. Wellington ruft: „Da kommt der alte Blücher ganz wie er ist!“ und im Wetter Gottes ist der rechte fran=

zösische Flügel niedergemacht oder vertrieben. Wellington läßt auf seiner ganzen Linie vorrücken, und die Garden gerathen zwischen Preußen und Engländer hinein und werden fast alle niedergemacht. Da kommt ein Schrecken von Gott in das übrige Franzosenheer und jagt's in wilde Flucht. Napoleon befiehlt, bittet, droht: alles umsonst; er wollte selbst den Tod suchen, wurde aber von den Fliehenden mit fortgerissen.

Es war 9 Uhr, als auf der Höhe von Belle Alliance, der Mitte der französischen Stellung, Wellington und Blücher sich die Hände schüttelten; der Engländer dankte dem Preußen für seine guten Dienste, „denen das glückliche Ergebniß des furchtbaren Tages beizumessen sei". Das englische Heer war todtmüde und mußte ruhen. Aber die Preußen, vor zwei Tagen erst zusammengeschlagen, von dem heutigen Marsch und Würgen auf's äußerste angestrengt, fühlten sich auf einmal wieder frisch und lebendig und jagten in der mondhellen Nacht den Fliehenden nach, von denen sie noch unzählige tödteten und fiengen. Gneisenau wollte einmal zeigen, wie man nicht nur siegen, sondern auch verfolgen könne. In Genappe gedachte Napoleon ein wenig zu rasten. Da hört er Geschrei: „die Preußen sind da!" springt aus seinem Reisewagen und wirft sich ohne Hut und Degen auf ein flinkes Roß. Im Wagen fand man Gold und die Juwelen seiner Schwester, auch ganze Päcke von Orden, die auszutheilen er diesmal keine Gelegenheit hatte. Er ließ auch sein Silber, eine Masse Kriegsvorräthe und 182 Kanonen zurück. Als der Tag anbrach, war Gneisenau mit noch 50 Mann in Frasne.

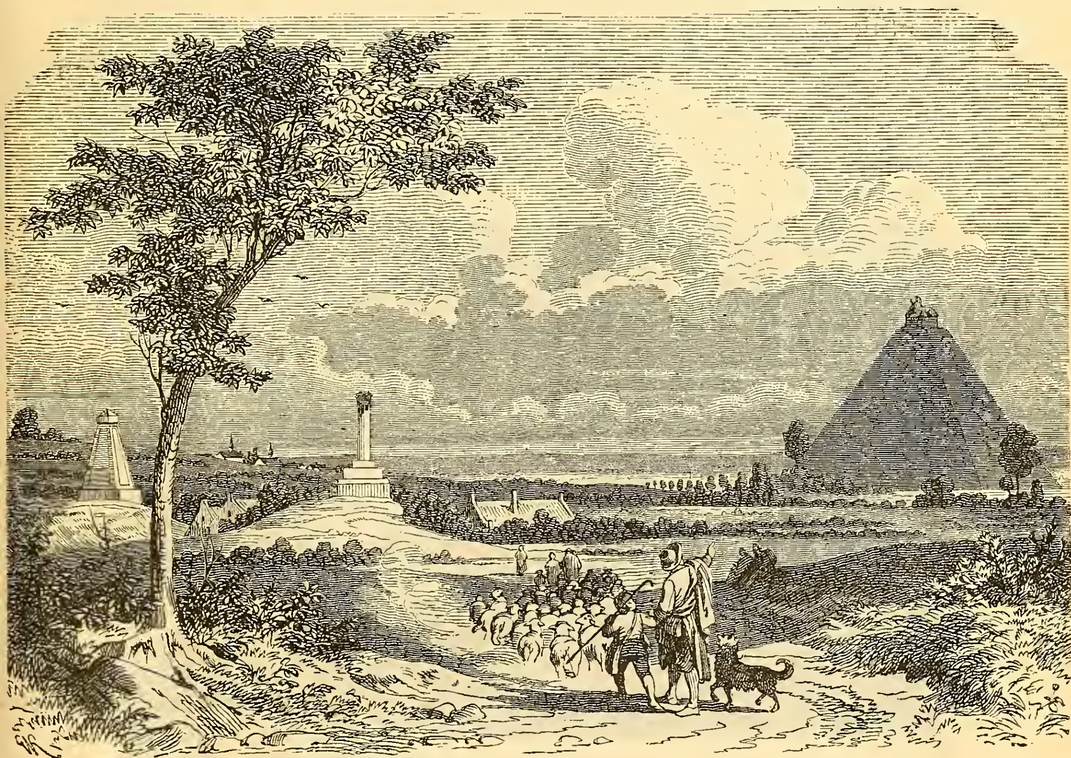


Fig. 269. Schlachtfeld von Waterloo mit den Denkmälern.

Das war die herrliche Schlacht bei Waterloo (wie Wellington sie nannte), 18. Juni 1815, die den wiedergekehrten Uebermuth auf einmal zu Boden getreten hat. Blücher schrieb noch „an alle Glieder" zitternd: „die Bonaparte'sche Geschichte

ist nun wohl für lang wider zu ende." Und so war's. Am 20. ist Napoleon in Paris, findet aber schlechte Aufnahme. Alles ist gegen ihn wieder umgewandelt. Die Kammern dringen auf seine augenblickliche Abdankung. Er sieht ein, nun sei ja gewiß alles dahin, abdicirt abermals und zieht sich als Privatmann in die Verborgenheit zurück. Man nennt seine erneuerte, so bald wieder geendete Herrschaft von der Zeit ihrer Dauer „die hundert Tage".

§ 20. Der zweite Pariser Friede.

Blücher, welcher die Flüchtigen rastlos verfolgt, auch einige Haufen, die sich ihm noch entgegenstellten, zerstreut hatte, stand 29. Juni „vor dem großen Sündenneste Paris" und drohte es in Grund zu schießen, wenn es mit einem Finger sich wehren wollte. Er pflanzte einstweilen seine Kanonen auf. Andern Tags trafen die Engländer ein. Paris unterhandelte und ergab sich zum zweiten Male. Inzwischen war die Schwarzenbergische Hauptarmee mit den Monarchen südlich in Frankreich ein- und diesmal in schärfern Märschen nach der Hauptstadt vorgerückt, und am 10. Juli hielten Franz, Alexander und Friedrich Wilhelm ihren abermaligen Einzug in dieselbe, zwei Tage nachdem Ludwig XVIII. von Wellington zurückgeführt worden war.

Weil nach alter Erfahrung der Erlaß gerechter Strafe die verstockten Sünder nicht gebessert hatte, so wurde Frankreich jetzt härter gezüchtigt. Nahe an 600,000 alliirte Krieger breiteten sich über das Land aus, alle mit dem Gefühl, „daß der Bosheit dieses Volkes ihr Recht noch nicht widerfahren sei", wiesen ihm die Zähne, wo es sich muckſen wollte, und ließen sich's auf seine Kosten wohl sein. Die Monarchen aber machten 20. Nov. den Zweiten Pariser Frieden dergestalt:

Alle in aller Welt von den Franzosen zusammengestohlenen Schätze der Kunst und Wissenschaft, Gemälde, Bildnisse, Handschriften ꝛc. wurden zurückgenommen. Ferner mußte Frankreich für die von ihm erpreßten Contributionen und verursachten Kriegskosten 700 Mill.

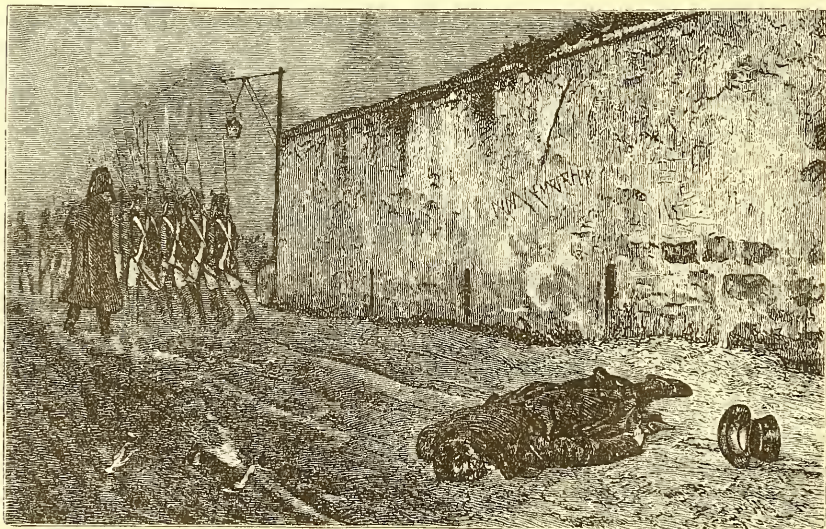


Fig. 270. Ney's Erschießung.

Francs Entschädigung bezahlen. Dann sollten die Franzosen zur Niederhaltung ihrer Unruhgelüste ein verbündetes Heer von 150,000 Mann fünf Jahre lang im Lande haben und unterhalten. (Auf Ludwig's Bitten wurde es nach drei Jahren herausgezogen.) Endlich wurde auch ihr Gebiet noch etwas geschmälert. Savoyen (zu Gunsten Sardiniens) und einige Grenz-

festungen, Philippeville, Marienburg, Bouillon (für die Niederlande), Saarlouis, Saarbrück (für Preußen) und Landau (für Bayern) von ihm abgetrennt. Die Schirmherrschaft über die jonischen Inseln bekam England. — Auch dieser Friede war noch allzuglimpflich. Gewiß hätte man Frankreich noch mehr schwächen, vor Allem die von Deutschland abgerissenen Provinzen Lothringen und Elsaß demselben zurückstellen sollen. Dafür sprachen auch die Preußen, der Kronprinz von Württemberg, Stein u. A. mit großem Nachdruck. Allein Rußland, Oesterreich und England wollten kein zu starkes Deutschland, so verhallte die Stimme der Patrioten wirkungslos. Die Franzosen zürnten so wie so über der erhaltenen Niederlage. Ihr restituirter König handelte noch milder mit ihnen. Fast alle wiederholter Empörung Schuldigen wurden begnadigt; nur die Schwerbelasteten gestraft. Der treubrüchige Ney wurde erschossen (Fig. 270).

Ein gleiches Loos traf den falschen Murat. Dieser war über Korsika mit einer Hand voll Leute in's Neapolitanische zurückgekehrt, um mittelst eines Aufstandes den König Ferdinand wieder vom Thron herunter und sich hinauf zu bringen. Es stand aber niemand für ihn auf; vielmehr ward er selbst ergriffen und der Behörde ausgeliefert, welche ihn verurtheilte und 13. Okt. erschießen ließ.

§ 21. Napoleon's Verlöschen.

Alle Bonaparte's wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt „für ewige Zeiten". Er, den die französischen Zeitungen jetzt wieder „einen wahnsinnigen Tyrannen, Verderber Frankreichs, Feind der Ruhe und Freiheit Europa's, den Genius des Bösen" 2c. nannten, hatte sich nach Rochefort begeben, wo er auf einem amerikanischen Schiffe nach den Vereinigten Staaten entfliehen zu können hoffte. Allein englische Schiffe sperrten den Hafen. Da überlieferte er sich, 15. Juli, dem Kapitän des Bellerophon und bat in einem schmeichelhaften Schreiben den Regenten Englands um freie Aufnahme dortselbst „im gastlichen Lande der Freiheit". Er rechnete auch auf die englische Großmuth und Gastlichkeit, aber falsch. Der Monarchenverein verfügte über ihn, und dieser wies ihm einen Ort zum künftigen Aufenthalt an, welcher sichere Bürgschaft gewährte, daß die geplagte Menschheit vor ihm Ruhe habe, die Insel St. Helena, welche tief unten im Atlantischen Meere einsam fern von jedem Lande liegt.

Am 7. Aug. führte ein englisches Schiff ihn dahin ab. Bei der Vorüberfahrt an Frankreichs Gestaden rief er etwas theatralisch: „Lebe wohl, du Land der Tapfern!" Am 18. Okt. landete er an dem großen Felsen, der schauerlich grau und schwarz aus dem Meere steigt. Hier lebte er streng bewacht, von allem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, von dem englischen Kommandanten Lowe, dem er umsonst zu trotzen suchte, streng behandelt, jedoch in Gesellschaft einiger Getreuen, welche das Exil mit ihm theilen wollten. Also war der ungeheuerliche Komet in's Meer niedergegangen und dort mit seinem Kern an einem Felsenzahne hängen geblieben, wo er allmählich verflackerte.

Napoleon war unausgesetzt bemüht, seinem Leben erhabene und wohlthätige Absichten unterzulegen und von seinen Fehlern und Freveln wollte er keinen erkennen. Selbst die Ermordung Enghien's rechtfertigte er noch. Uebrigens war in seiner Brust immer noch der nach Thaten dürstende Geist und seine gezwungene Unthätigkeit verzehrte ihn, wie er selbst äußerte. Doch hat der Gram des Stolzen über seine tiefe Demüthigung sicherlich auch stark mitgefressen. Er starb am Magenkrebs 5. Mai 1821, nur 53 Jahre alt. Er soll sich zuletzt mit dem Evangelium beschäftigt haben.

Während seines Sterbens brauste ein entsetzlicher Orkan über die Insel hin, der die Baumgruppe, unter welcher er auf Spaziergängen zu ruhen pflegte, mit den Wurzeln ausriß. Er war eine scharfe Gottesgeißel für die europäische Menschheit, unter deren furchtbaren Streichen wieder edles Vaterlandsgefühl und ein Zug zum Christenthum erwachte. Nach Waterloo als „Wütherich" von allen französischen Parteien verworfen, kam er später wieder hoch auf als eine Art Halbgott, indem auch Geschichtschreiber wie Thiers seine sittliche Kleinheit verdeckten, und durch allerhand Künste ihm militärische Unfehlbar-

keit, ja sogar eine warme Sehnsucht nach freien Staatseinrichtungen (woran ihn nur die steten Koalitionen hinderten) und andere Tugenden andichteten.

Sein Sohn, der „König von Rom", dann Herzog von Reichsstadt, hatte keine besondere Aufgabe für die Menschheit; er verblich als Jüngling 1832. Doch zurück.

§ 22. Die heilige Allianz.

Alle ernstern Gemüther wurden von dem Sturze des Mächtigsten auf Erden tief ergriffen. Wer noch offene Seelenaugen hatte, konnte den allmächtigen Arm nicht verkennen, der die Stolzen in den Staub wirft und die Götzen dieser Welt zertrümmert. Die drei Monarchen, welche bei Napoleon's Auf- und Niedergang besonders schmerzlich und erhebend betheiligt waren, empfanden einen heiligen Eindruck und schloßen mit einander, 26. Sept. 1815, den heiligen Bund auf Grund des christlichen Glaubens. „Sie wollten im Geiste des Evangeliums innig mit einander verbrüdert sein und ihre Völker als drei Zweige einer Familie unter dem einzigen Souverän Christus regieren." Es bildete sich das schön; Franz vertrat die römische, Alexander die griechische, Friedrich Wilhelm die evangelische Christenheit. Die tief erregte Seele Alexander's, welcher dieser Gedanke entsprang, hoffte damit eine neue wahrhaft christliche Politik zu begründen; daher alle Mächte, welche diesen Grundsätzen beipflichteten, in den heiligen Bund eingeladen wurden. Es traten fast alle bei; der Papst aber und England hielten sich ferne. Jener zürnend: weil er in der Vertretung dreier Bekenntnisse eine unerlaubte Gleichstellung der Konfessionen sah, vor welchem Akt religiöser Indifferenz er wenigstens seine italischen Nachbarn eindringlich warnte. Dieses lächelnd: weil seine Verfassung dem Regenten nicht gestattete, einer bloß von Fürsten unterschriebenen Urkunde auf eigene Faust beizutreten. Nordamerika wollte nichts davon, weil es zur Sache keinen Glauben brachte. Der Sultan endlich mußte über den Sinn derselben ausdrücklich beruhigt werden; er sah den Bund als wesentlich gegen die Pforte gerichtet an. Wie die Welt einmal ist, sollte freilich auch dieser schöne Gedanke sich in der Ausführung als sehr dehnbar und drehbar, am Ende gar zur bloßen Phrase entleert darstellen. Ein Staatsvertrag war die h. Allianz nicht, weil die Akte nicht einmal von den Ministern der theilnehmenden Monarchen unterschrieben ist und in derselben keine Leistung der Parteien sich mit Bestimmtheit ausgesprochen findet. Aber als ein Gelübde der Fürsten hatte sie ihren Werth, wie denn die Glieder des Bundes geraume Zeit keine Kriege mit einander geführt haben, wobei freilich noch andere Beweggründe mitgewirkt haben.

Davon mehr im vierten Theil, welcher die neueste Geschichte erzählen soll. Fertig ist diese Geschichte eigentlich noch nicht, was ihre Darstellung schwierig macht; auch ist es nicht der alte bewährte Erzähler, der es unternimmt, sie in ihren Hauptzügen euch vorzuführen. Nehmt darum vorlieb, wenn der neue es minder anmuthig aneinander reiht.



Vierter Theil.

Die neueste Zeit.

Von H. Gundert.



I. Die Zeit der Konstitutionen.

Die „neueste Zeit“ beginnt mit der französischen Staatsumwälzung, wenigstens für diejenigen, welche hauptsächlich die Geschicke Europa's im Auge haben. Wer mehr auf's Ganze der Weltentwicklung blickt und den die jeweiligen Geschlechter beherrschenden Grundgedanken nachgeht, dürfte ihren Anbruch schon in der Gründung der nordamerikanischen Freistaaten finden. Zwei Abschnitte dieser Zeit haben wir im dritten Band noch dargestellt; in zwei weiteren verläuft die seitherige Geschichte. Unser erster Abschnitt läßt sich in zwei Zeitläufe eintheilen, einen ruhigeren 1815—30, und einen gährungsvolleren, nachdem die Julirevolution die Welt zu rascherem Voranmachen aufgeregt hat, 1830—48. Versetzen wir uns zurück in jene Zeit der „Congresse und Protokolle, der politischen Verfolgungen und Verschwörungen,“ welche mit dem Niedergang des großen Kometen anhub, da man alle Lücken, welche die Zeit gelassen, durch Konstitutionen auszufüllen hoffte, bis man in ein leidiges Verfassungsschmieden verfiel. Die Zeit verlangte Aufschwung der Industrie, Annäherung der Völker aneinander, immer allgemeinere Betheiligung der Einzelnen an den Aufgaben des Staatslebens.

§ 1. Deutschlands Ernüchterung.

Die große Zeit der Freiheitskämpfe hatte das Selbstgefühl des deutschen Volkes bedeutend geweckt, man erwartete, daß es nunmehr ein ganz neues Dasein beginne. Die Edelsten strebten nach Einheit der Nation. Doch erkannten noch die Wenigsten, was zunächst wünschenswerth und möglich sei, und die politischen Ansichten, schrecklich jung und unvergohren, giengen nach den verschiedensten Richtungen auseinander, indem fast jeder nur wußte, was er nicht wollte; daher denn im politischen Handeln erst eine Lehrzeit durchgemacht werden mußte. Man wollte alles behalten, nichts aufgeben, und doch ein einiges und großes Vaterland haben. Wie da helfen? Der Schlaf war zu tief gewesen, als daß die starke Rüttelung so schnell zur Besinnung verholfen hätte. Deutschland blieb also sehr zerrissen; nur durch ein Gitter konnten die einzelnen Stämme und Staaten mit einander verkehren. Das enttäuschte und erbitterte viele. Gar manche Einheitsschwärmer und Weltverbesserer meinten es übrigens nicht so schlimm, sondern waren doch in der Hauptsache froh am wiederhergestellten Frieden, wünschten nur, daß etwas mehr Leben in die Geschäfte käme, und richteten zunächst ihre Blicke auf die Schäden und Bedürfnisse des Einzelstaates, in dem ihr Loos gefallen war.

Die neue Bundesacte verpflichtete alle Staaten zur Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen. Damit sollte besonders in den Rheinbundländern den fürstlichen Gelüsten ein Riegel vorgeschoben werden; aber nun hoffte man, daß Oesterreich mit gutem Beispiel vorangehen werde. Es war das eine

unbillige Zumuthung, denn dieser buntscheckige Völkercomplex war schon lange an Stillstand gewöhnt und brachte es höchstens zu einem langsamen Nachzügeln; wer wie Joseph II. ihn schnell umwandeln wollte, konnte nur Verwirrung schaffen. Nun stand damals (1809—48) an der Spitze des Reichs der Fürst Clemens Metternich, ein gewandter Hofmann, der sich auf viele Staatskünste verstand, aber doch am liebsten das Bestehende festhielt und darin das Wesen der Staatskunst zu finden glaubte. Ungestörter Friede war schon für Oesterreichs Finanzen nothwendig, denn es hatte Bankerott gemacht, so daß 50 Papiergulden a. 1811 noch 10, und a. 1816 gar nur 4 fl. bedeuteten. Mit mehr Geistesarbeit hätte man der Armut schneller aufhelfen können. Aber schon dem preußischen Aufschwung des Jahres 1813 war Metternich nur gar nicht hold. Er ließ 1815 in den österreichischen Provinzen die alten Landtage wieder einführen, in welchen Adel und Geistlichkeit das Uebergewicht hatten und dafür sorgten, daß das Geschäft derselben, das Ausschreiben der Steuern, oft wie ein Possenspiel an Einem Tage abgemacht wurde. Den Tirolern, die fröhlich unter ihres Kaisers Scepter zurückkehrten, entzog er die wesentlichsten Rechte ihrer alten Verfassung. Den ungarischen Reichstag, vor dessen freier Sprache er sich fürchtete, ließ er 14 Jahre lang gar nicht zusammenkommen. Von ihm hatte Deutschland nichts zu hoffen, als Erhaltung der Ruhe; er wollte den Bund von Wien aus beherrschen und zugleich Oesterreich von seinen Ordnungen ausnehmen.

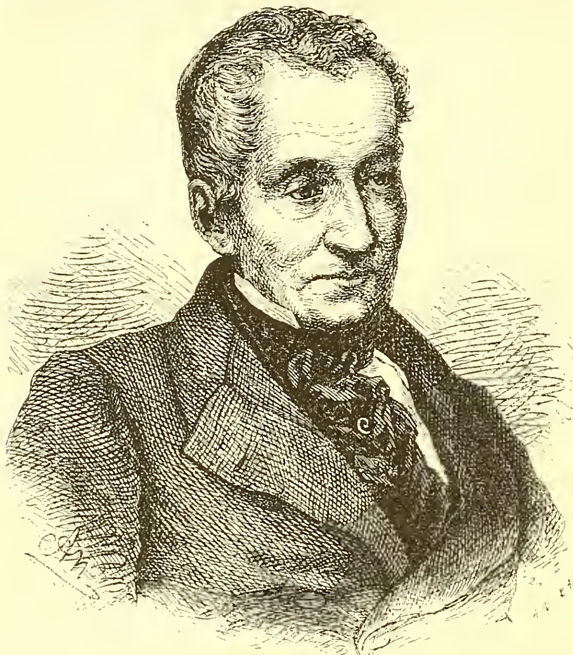


Fig. 271. Fürst Metternich.

Kaiser Franz (1792—1835) galt für einen sehr gutmüthigen Mann, der in österreichischer Mundart gern mit jedem seiner Unterthanen verkehrte und daher höchst beliebt war. Im Grunde mißtrauisch und schlau, mochte er nur schläfrige Mittelmäßigkeit wohl leiden und schob das Gehässige aller getroffenen Maßregeln auf den Fürsten, über den er sich manchmal im Vertrauen beklagen konnte, während er ihn ungestört schalten und walten ließ. Er haßte gründlich „die neuen Ideen", und konnte es nicht leiden, wenn sein Leibarzt sich des Wortes „Konstitution" auch im unschuldigsten Sinne bediente (er solle doch lieber Natur sagen!); er brauchte „keine Gelehrten, keine erleuchtete Bürger, sondern gehorsame Unterthanen;" erklärte, die ganze Welt sei verrückt geworden in ihrem thörichten Streben nach Verfassungen, und zog darum eine chinesische Mauer um seinen schönabgerundeten Kaiserstaat. Deutsche Zeitungen und Bücher, besonders auch Bibeln wurden durch die Zollbeamten sorgfältig ausgeschlossen; alle Wissenschaft und jede freie Regung durch Spione bewacht und niedergehalten. Die Censur war ein Hauptanliegen der Regierung: im Theater mußte z. B. statt Gott immer Himmel, statt Kirche Tempel gesagt werden ꝛc. Mit der Kunst des Lesens und Schreibens war es daher in Oesterreich sehr mangelhaft bestellt; von den Religionszeugnissen der Geistlichkeit hieng alles Vorrücken

der Jugend auf Gymnasien und Universitäten ab. Wien war eigentlich nur die Hochschule des Börsenspiels und des Lebensgenusses, also besonders der Tänze und der Musik. Unter diesem Geisteszwange war die Lage der Protestanten eine sehr gedrückte; aber auch die Katholiken konnten es zu keinem Aufschwung bringen, im Grunde sollten die Kirchen nur das ihre thun, um den Staat vor unbequemen Neuerungen zu bewahren.

Da war es denn doch anders in Preußen, dessen schlichtgewissenhafter König schon am 22. Mai 1815 eine Kabinetsordre erließ, worin er seinem opferfreudigen Volke zur Belohnung für seine patriotische Erhebung eine allgemeine Landesvertretung zusagte und einen Ausschuß von Räthen zur Entwerfung einer Verfassung zusammen zu berufen verhieß. Das war wie eine Ergänzung zum Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht (3. Sept. 1814). Allein nun beunruhigte man ihn mit Klagen über den Neuerungsgeist der Patrioten, und der unschlüssige, immer zum „Calmiren" geneigte Friedrich Wilhelm III. hielt es am Ende für's Beste, erst ruhigere Zeiten abzuwarten, ehe er eine Verfassung gewährte. Er beschied sich, 1823, Provinzialstände einzuführen, in welchen blos Angelegenheiten der betreffenden Provinz berathen werden durften, und auch von diesen nur solche, über welche der Minister eine Vorlage machte. Das viele Gute, das in der Organisation einer redlichen, fleißigen und sparsamen Verwaltung, sowie in der Vertiefung und Verbreitung des Volksunterrichts geschah, wurde bei dieser Enttäuschung kaum beachtet; die Rheinländer namentlich murrten viel.

Norddeutschland wurde für seinen nationalen Aufschwung kaum belohnt. Der greise Kurfürst von Hessen trieb es arg mit der Herstellung des alten Unwesens, indem er nichts von allem gelten ließ, was in Kassel 1806—13 während seiner Verbannung geschehen war; seine Soldaten mußten wieder in Puder und 1' 2" langen Zöpfen vor ihm paradiren, und die Staatskasse warf er mit seinem Privatbeutel zusammen. Dagegen gieng der Freund Göthe's und Schillers, Karl August von Sachsen-Weimar, allen Fürsten voran in Ertheilung einer wirklich freisinnigen Verfassung, 1816. Hier durften die Vertreter des Volks an der Gesetzgebung mitarbeiten und die Verwaltung der Finanzen beaufsichtigen; ein Beispiel, das auch auf die übrigen sächsischen Herzoge wirkte. — Mehr geschah in Süddeutschland für die Einführung eines geordneten Rechtslebens. König Maximilian I. (1799—1825) war im Grunde napoleonisch gesinnt und sein Minister Montgelas, früher ein Illuminat, hatte sehr rücksichtslos reformirt, um 83 geistliche und weltliche Länder zu einem neuen Bayern zusammen zu schmelzen; er hatte 200 Klöster aufgehoben, sodann protestantische Männer nach München eingeladen und damit wohl etwas Licht im stockkatholischen Lande verbreitet, aber auch die Kirchenmänner bitter gekränkt. Er mußte 1817 abtreten, worauf dann ein Concordat der Kirche versprach, sie in allen kanonischen Rechten zu schützen. Veröffentlicht wurde es erst, nachdem 1818 eine ständische Verfassung gegeben worden war, freisinnig, aber mit dem Concordat im Widerstreit. Da half denn 1821 eine königliche Erklärung nach, welche den Katholiken erlaubte, die Verfassung nur so zu beschwören, daß sie dadurch zu nichts verbindlich gemacht werden, was den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre! — War diese Verfassung gewissermaßen der Eifersucht gegen Preußen entsprungen, so fiel die badische 1818 vermöge der Eifersucht gegen Bayern noch freier und vielversprechender aus. Bayern sprach nämlich als Erbe der alten Pfalz den nördlichen Theil Badens an, worüber sich ein Streit entspann, der erst 1819 geschlichtet wurde. — In Württemberg entbrannte ein heißer Kampf über das „alte Recht", das der Rheinbundskönig über den Haufen geworfen hatte. Wilhelm I. (1816—64) bot hier 1817 eine gute Verfassung an, welche aber die Stände hartnäckig verwarfen, um 1819 eine etwas minder gute mit dem einsichtsvollen Könige zu vereinbaren. — Hessendarmstadt erhielt 1820 die seinige.

Alle diese Verhandlungen, in denen mehr Zertheilung als Einmüthigkeit zu Tage trat, da keine Verfassung der andern gleich sah, fielen besonders der studirenden Jugend und den Freiheitskämpfern von 1813 schwer auf's Herz. Sie hatten gehofft, es werde viel einträchtiger und großartiger auf die Schöpfung eines neuen Deutschands losgesteuert werden. Ihrerseits schauten die Studenten sehr befriedigt auf ihre Schöpfung hin, die „teutsche Burschenschaft" (1816 in Jena), eine

wohlgemeinte Verbrüderung aller hochsinnigen Jünglinge, die frisch, fromm, fröhlich, frei zu leben gedachten. Zur Feier des Leipziger Sieges kamen sie, wohl 500 an der Zahl, 18. Okt. 1817 auf der Wartburg zusammen und erneuten das Andenken

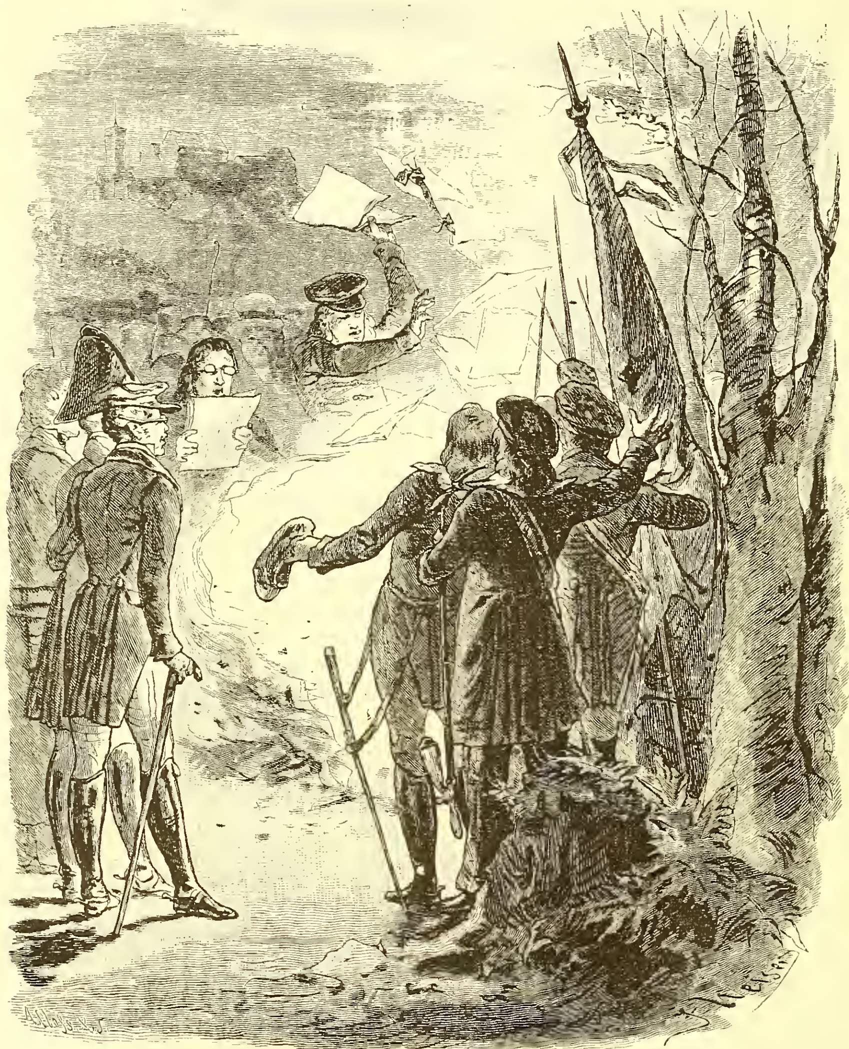


Fig. 272. Das Wartburgfest.

an die Erhebung Deutschlands gegen den Papst vor drei Jahrhunderten, wie gegen den Napoleon vor drei Jahren.

Auch Professoren nahmen Theil. Die Reden waren voll frommer, gottinniger Worte, wenn auch vereinzelte Klagen fielen über die langsame Herstellung des deutschen Bundes; man sang geistliche Lieder vor und nach der Verhandlung und feierte sogar das hl. Abendmahl. In gehobener Stimmung gieng man auseinander; da sollte noch Abends ein Holzstoß angezündet werden zum Freudenfeuer, und das veranlaßte etliche lustige Bursche, in Nachahmung von Luthers Bullenverbrennung, einige „Schandschriften" in die Flammen zu werfen. Darunter befand sich ein Gensdarmeriecodex von Geheimerath Kamptz und

Kotzebue's deutsche Geschichte; nachgeschickt wurden — nicht ohne etliche Kraft- und Spottreden — ein Zopf, ein Korporalstock und eine Schnürbrust (wie sie Offiziere trugen).

Die Feier erregte großes Aufsehen. Nicht nur beschwerte sich Hr. v. Kamptz in einer eigenen Schrift, selbst die deutschen Großmächte, ja Rußland und Frankreich zankten den Großherzog von Weimar, daß er solche Schauderscenen in seinem Lande gestatte. Natürlich ärgerten sich die Hochschüler über diese Einmischung der Russen; Jenenser forderten den Verkläger der deutschen Burschen, einen walachischen Bojaren, Sturdza, zum Duell heraus, was er ablehnte, weil er seine Schrift auf seines Kaisers Befehl geschrieben habe. Noch widerlicher aber als diese „Schreibmaschine" wurde den Studenten der lockere Vielschreiber Kotzebue, der Polizeiberichte nach Petersburg sandte. Es lebte aber in Gießen ein Kleeblatt von Brüdern Follen, die auch mit Dolch und Meineid eine deutsche Republik gründen wollten. K. Follens Jünger war der stille, schwärmerische Karl Sand, der meinte, er müsse zum Wohl des Volkes jene „Verkörperung aller Gemeinheit" ausrotten. Kotzebue war von Weimar nach Mannheim gezogen; hieher reiste Sand ihm nach, ließ sich anmelden und stieß ihm am 23. März 1819 mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlands!" den Dolch in's Herz. Alsbald brachte er sich selbst einen Stich bei, lief doch noch auf die Straße, um zu rufen: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" kniete nieder und sprach: „Ich danke Dir, Gott, für diesen Sieg!" worauf er sich zum zweiten Mal das Messer in die Brust stieß. Ein ähnlicher Mordversuch gegen den nassauischen Präsidenten Ibell mißlang im Juli. Sand verhehlte hartnäckig, daß er Mitwisser hatte, und wurde 1820 hingerichtet. — Diese That schadete unsäglich. Der Verfassungsentwurf für Preußen, den Wilh. von Humboldt eben ausarbeitete, wurde nun bei Seite geschoben. Metternich hielt dem sorglichen Friedrich Wilhelm das Schreckbild einer deutschen Revolution vor Augen, machte ihm alle Freisinnigen als Jakobiner verdächtig, ja hetzte ihn gegen die „Demagogen" dermaßen auf, daß Preußen sich dazu hergab, alle Herde der Freiheit und nationalen Gesinnung mit österreichischen Polizeimaßregeln zu löschen.



Fig. 273. Ernst Moritz Arndt im Alter von 90 Jahren.

Im Juli 1819 wurden die preußischen Turnplätze geschlossen, und der begeisterte Vater Jahn, der die Burschen in den Krieg begleitet und sich's zum Beruf gemacht hatte, kräftig frische Jünglinge nach Spartaner Art heranzubilden, mußte nun auf die Festung wandern — von seinem sterbenden Kinde weg. In Bonn wurde der verdienstvolle E. Arndt (Fig. 273) verhaftet; beim Beschlaglegen auf seine Schriften fand man auch ein verdächtiges Blatt, auf dem geschrieben stand: „O Durchbrecher aller Bande ꝛc." und: „Mach der Sklaverei ein End!" mit andern alten Liederversen, welche die Auslegungskunst der Polizei stark in Anspruch nahmen.

Dann traten Aug. 1819 die deutschen Minister in Karlsbad zusammen und verfügten, daß die Preßfreiheit aufhören müsse, so gut wie die Turnanstalten und Burschenschaften. Den Universitäten müsse schärfer ausgepaßt, allen „Demagogen" aber durch eine besondere Kommission in Mainz nachgespürt werden. Der Bundestag, der bis dahin noch kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, seit er spät genug, 5. Nov. 1816, zusammengetreten war, bestätigte diese Karlsbader Beschlüsse und legte sich das Recht bei, nöthigenfalls mit Waffengewalt dieselben in den Einzelstaaten durchzuführen; zum Hohne des jungen Deutschlands aber verkündigte man sie gerade am 18. Oktober (1819). Dafür haßten die Liberalen ihre Regierungen und liebängelten bedenklich mit dem scheinbar freisinnigeren Frankreich. Im Uebrigen aber ließ der Bundestag sich zu einer Fortsetzung des Regensburger Reichstags (S. 627) an. Und den Engländern z. B. wollte es jetzt scheinen, als ob das deutsche Volk zwar allerhand schätzbare Eigenschaften besitze, aber einmal nicht zum politischen Handeln bestimmt sei.

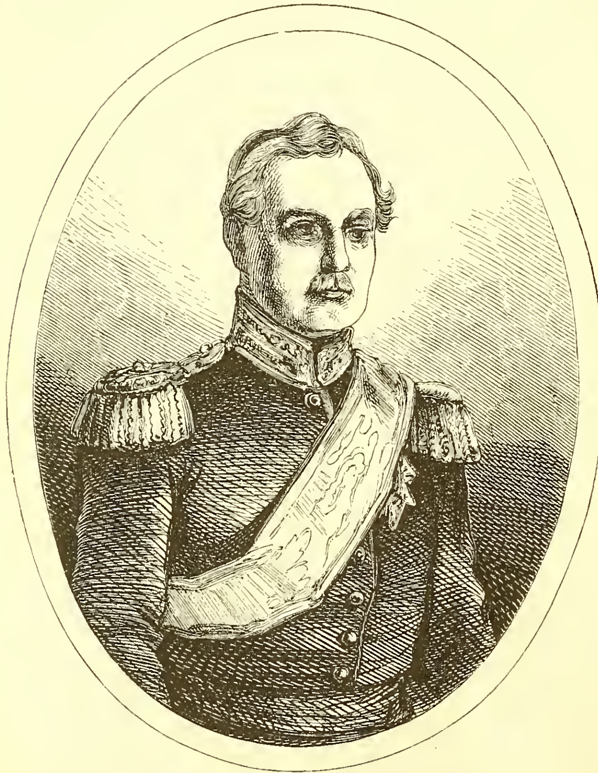


Fig. 274. Wilhelm I. von Württemberg.

In Mainz wurden viele Akten geschrieben, und allerhand junge Leute eingesteckt und verhört, weil sie überspannte Briefe, Reden und Gedichte sich hatten zu Schulden kommen lassen. Eine Unzahl verdächtiger Briefe öffnete man auf der Post. Die anrüchigen Professoren wurden abgesetzt oder mußten in die Schweiz fliehen. Der Turnvater Jahn blieb 6 Jahre in Untersuchungshaft und wurde dann unter polizeiliche Aufsicht gestellt, weil „er der erste gewesen, der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht habe." Arndt's Papiere wurden ihm erst 1840 vom nächsten preußischen König wieder zugestellt, der dann den guten Patrioten auch wieder in sein Professoramt einsetzte. Den schwarzrothgoldenen Bändern, daran die Burschenschaft ihre Freude hatte (denn aus schwarzer Nacht sollte es durch blutigen Tod zur goldenen Freiheit gehen),

wurde eben wegen jener gefährlichen Idee, welche sie versinnbildlichten, eifrig nachgestellt; und eine Kabinetsordre schärfte den Censoren ein, in Zukunft die Namen „Protestant“ u. s. w. in keinem Buch mehr passiren zu lassen, sondern „evangelisch“ dafür zu setzen.

Eben wegen dieser Verfolgung entstand 1821 unter Anregungen von Schweizern, Franzosen und Italienern ein „Bund der Jungen“, der auf eine preußische Verfassung, auf eine deutsche Republik, auf ein Kaiserthum unter Wilhelm I. und dergl. Zwecke lossteuerte, und zwischen Volksaufständen, französischer Beihilfe, Meuchelmord u. a. Mitteln unsicher herumtastete. Die darin verwickelten überspannten Jünglinge wurden in Preußen zu 15jähriger Festungshaft verurtheilt; in Württemberg kamen sie doch mit 1—5 Jahren durch. Hessen verstieg sich zu Todesurtheilen; in Anhalt aber wurde einem solchen „Hochverräther“ dreimonatlicher Arrest zuerkannt; man müsse doch auch den Rausch des jungen Bluts und den von den Regierungen ursprünglich begünstigten Freiheitsgeist der Hochschulen mit in Rechnung nehmen!

Am widerlichsten war den beiden Großmächten die unverhüllte Opposition Wilhelms I. von Württemberg (Fig. 274). Er hätte gewünscht, daß alle Kleinstaaten sich enger verbänden, um der Bevormundung der Ostmächte zu entgehen. Das machte ihn so anrüchig, daß er in Berlin fast für einen gekrönten Jakobiner galt; Metternich bezeichnete ihn 1822 als „einen in der That und Absicht entschiedenen Feind des Bundes.“ Man verlangte, daß er seinen freisinnigen und freizügigen Bundestagsgesandten, den Hrn. v. Wangenheim abberufe, und als dieß nicht geschah, verließen die Vertreter aller drei Ostmächte den Stuttgarter Hof. Da gab der König 1824 nach. Deutschland aber war nun gründlich ernüchtert: hier etwas Neues und Ganzes zu schaffen, schien ein erst in unendlicher Ferne erreichbares Ideal, das eben darum die Herzen der Jugend füllte.

Friedrich Wilhelm III. lag es übrigens sehr an, das religiöse Leben im Volke zu wecken und zu heben. Im Jubeljahr der Reformation erließ er, 27. Sept. 1817, einen Aufruf an die evangelische Kirche Preußens: er wünschte, daß Lutherische und Reformirte „mit Beseitigung des Außerwesentlichen und Festhalten der Hauptsache im Christenthum“ zu einer Union zusammentreten, „um Eine neubelebte evangelische Kirche zu werden.“ Das Beispiel Berlins und Potsdams, das Abendmahl nach den Einsetzungsworten zu genießen, fand Nachfolge. Nun arbeitete er aber selbst eine Agende aus, deren Einführung ihm bald wichtiger wurde als die Union. Erst las man sie mit sehr kritischen Augen, nach langem Zaudern nahm Berlin sie 1829 an, doch nach und nach wurde sie so allgemein gebraucht, daß der König 1831 ihre Alleingültigkeit aussprechen konnte. Dagegen wurde der Widerspruch einiger lutherischen Gemeinden laut, die sich damit die Union aufgedrungen sahen, und der König griff 1834 zu Gewaltmaßregeln, ihn zu brechen. Er setzte Pfarrer ab, welche die Agende nicht brauchen wollten, strafte hart die Amtshandlung der abgesetzten und gestattete den Mißvergnügten weder Privatgottesdienst noch Auswanderung. Indessen hatte doch der Vorgang dieser Union in Hessen, Pfalz, Baden rc. Nachahmung gefunden, und damit war auch für die Einigung der Volksgenossen da und dort ein neuer Anstoß gegeben.

§ 2. Oesterreich und Italien.

Hatte Metternich in Deutschland sein System der Zügelung und des Stillstandes dadurch zur Geltung gebracht, daß er selbst mehr zurücktrat und den Preußenkönig zu seiner rechten Hand machte, so schaltete er noch freier mit Italien. Dieses wie Deutschland vielgetheilte Land litt gleichermaßen an der Eifersucht seiner Fürsten, an der politischen Unmündigkeit des Volkes, und an dem Vorsitz, den Oesterreich im Rath seiner Fürsten beanspruchte. Von Oberitalien aus suchte es den bisher allmächtigen französischen Einfluß durch seinen eigenen zu ersetzen, am liebsten durch einen Staatenbund nach deutschem Muster. Napoleon hatte dieses Volk mit besonderer Gunst behandelt und seine Einheit in ganz anderer Weise als die Deutschlands

angebahnt. Er hatte aus den schlaffen Südländern gute Soldaten, Offiziere und Beamte herangebildet, hatte den Namen „Königreich Italien" wieder in's Leben gerufen und demselben einen zauberischen Klang verliehen. Eine gewisse Freiheit und Gleichheit, der Bruch mit der allgewaltigen Hierarchie, ein reges Ausscheuern uralter Mißbräuche hatten im Gefolge der französischen Revolution überall um sich gegriffen, daher bei den Gebildeten ein gesundes Nationalgefühl zu erwachen begann. Da kehrten alle die vertriebenen Regentenhäuser zurück und legten sich, ernstlich oder schlappig, auf die unbesehene Wiedereinführung der alten Zustände. Nicht so Oesterreich, welches die Lombardei im 18. Jahrh. wirklich mild regiert hatte, nun aber es so ungeschickt angriff, daß jetzt erst seine Herrschaft im „Lombardo-venetianischen" Königreich als eine drückende Fremdenherrschaft empfunden wurde.

Man sagte sich überall, statt des Löwen habe man nun den Bären erhalten. Der Kaiser setzte einen Erzherzog nach Mailand, den Rainer (1818—48), der besonders darauf bedacht war, österreichische Ordnungen, Polizisten und Späher einzuführen; die Schurken kamen oben an, während alle Freisinnigen sich ängstlich bewacht wußten. Parma, Modena, Toskana wurden ganz wie österreichische Länder beaufsichtigt und eingeschüchtert. Ja auch Piemont und den Kirchenstaat zu räumen, kam die österreichischen Heere sauer an; und als sie endlich 1816 abzogen, zerstörten sie noch die Festungswerke von Alessandria.

Papst Pius VII. kehrte 1814 fast mit der Glorie eines Märtyrers in Einem Triumphzug nach Rom zurück und dankte den drei ketzerischen Regierungen, die seine Herrschaft unbedingt hergestellt hatten, während Kaiser Franz den Kirchenstaat lieber annektirt hätte. Aber das Volk fühlte sich alsbald enttäuscht. Alle verjährten Mißbräuche traten wieder in Kraft. Zuerst Inquisition und Tortur; dann der Index der verbotenen Bücher, der alle politischen Schriften verbot; dann Mönche und Nonnen in 2426 wieder aufgeschlossenen Klöstern; schon regten sich wieder vergessene Heilige und ausgestorbene Wunder; die Madonnen verdrehten wieder ihre Augen und klagten, wie gottlos man sie versäume. Die Wiener Beschlüsse hat der Papst nie erkannt, die Bibelgesellschaften als eine Pest verboten. Am 7. August wurden auch die Jesuiten wieder hergestellt, ein Schritt, der selbst Kardinälen bedenklich vorkam, da ein Papst sie „für immer aufgehoben" hatte; sie sollten jetzt erst eine riesige, die langewordene Kirche mit neuem Allmachtsstreben erfüllende Weltmacht werden.

Was schadete es, wenn nebenher der Kirchenstaat wieder in die alte Priester-, Bettler- und Räuberwirthschaft zurücksank! Pockenimpfung, Straßenbeleuchtung, neue Reisanpflanzungen und ähnliche Neuerungen wurden rücksichtslos abgeschafft; doch ließ der milde Papst das gegen einen abgefallenen Judenchristen gefällte Todesurtheil nicht vollziehen. Durch Nuntien, Concordate und Jesuiten wurde die Ausdehnung der Priesterherrschaft über alle Welt mit ungemeiner Klugheit angestrebt, während im Innern fast so elend regiert wurde wie in der Türkei.

Mit Ferdinand I. (1795—1826) verabredete Oesterreich bei seiner Rückkehr nach Neapel, daß er keinerlei freisinnigere Einrichtungen treffe als welche es selbst erlaube. Dazu gab der englische Lord Bentinck Anlaß, welcher, solang er Sicilien gegen Murat vertheidigte, 1812 dieser Insel eine englisch-artige Verfassung verliehen hatte. Ferdinand war seelenfroh, dieses schwere Joch abzuwerfen und in beiden Sicilien die unumschränkte Monarchie herzustellen. Die Schulen kamen nun unter die Leitung der Jesuiten, die Soldaten unter einen österreichischen General; die Räuber, bald 30,000 an der Zahl, blühten von neuem auf und nöthigten endlich die Regierung, mit ihren Häuptlingen Verträge zu schließen. Dieses vulkanische Land ist aber von jeher der geeignete Boden für Geheimbünde gewesen; auch jetzt (seit 1811) gelangte ein solcher, der aus der Freimaurerei herstammte, der Bund der carbonari oder Köhler zu großer Bedeutung. General W. Pepe suchte besonders die Soldaten darein zu verstricken; die gebildete Jugend strömte dem Orden

von selbst zu. Ein Polizeiminister suchte der carboneria durch Gründung eines monarchischen Gegenbundes, der calderari oder Keßler, entgegenzuwirken. Da hörte man, wie die Liberalen in Spanien (S. 845) aufgestanden seien und ihren König zur Annahme der Konstitution von 1812 genöthigt hätten; das wurde alsbald nachgeahmt.

Am 2. Juli 1820 erschien der Lieutenant Morelli in der Reiterkaserne zu Nola, schilderte die Schmach des Vaterlands und forderte seine Soldaten auf, dem glänzenden Beispiel der Spanischen Armee zu folgen. Alles jauchzte ihm zu: unter den Farben der carboneria (schwarz, rosa und himmelblau) zog der Haufe nach Avellino, wo sich ihm ein Oberst mit Milizen anschloß. In Neapel verliert man den Kopf und sendet den General Pepe gegen die Rebellen, nimmt ihm dann wieder den Oberbefehl. Doch führt er diesen zwei Reiterregimenter zu und wird an die Spitze des Aufstands gestellt. Der König muß, 7. Juli, die spanische Verfassung annehmen, und nun kleidet sich alles, Hof und Volk, in die carbonarischen Farben. Ferdinand schwört, Gott solle ihn mit dem Blitz seiner Rache treffen, wenn es ihm mit der neuen Verfassung kein rechter Ernst sei; Freudenthränen fließen allenthalben und Neapel hat wieder einen wunderschönen Tag gehabt. — Die Nachricht von dieser Revolution drang am 14. Juli nach Palermo, wo man eben das Fest der h. Rosalie feierte. Sofort erhob sich die Bevölkerung, verlangte aber für Sicilien nicht die spanische Konstitution, sondern die der Insel 1812 geschenkte. Das Volk begieng blutige Ausschweifungen; sobald neapolitanische Truppen kamen, um die Ordnung herzustellen, öffnete es die Gefängnisse, ließ die Galeerensklaven los, zersprengte die Truppen und tödtete gegen 4000 Menschen. Eine Junta von 20 Grundbesitzern verbreitete den Aufstand über die ganze Insel, verbrannte die widersetzliche Stadt Caltanisetta und ließ auch Weiber und Kinder hinmorden. Nun mußten die Machthaber in Neapel größere Truppenmassen senden, denen es freilich gelang, Palermo zu erstürmen und Sizilien wieder zu unterwerfen; nur fehlte es jetzt in Neapel selbst an Vertheidigern der neugewonnenen Freiheit.

Metternich war sofort entschlossen, diese Revolution zu unterdrücken, ehe sie sich über die ganze Halbinsel verbreite. Zunächst ließ er alle Verdächtigen in Oberitalien verhaften, Leute wie den sanften Dichter Silvio Pellico, der dadurch Gelegenheit bekam, das Leben in österreichischen Kerkern so ergreifend zu schildern („Meine Gefängnisse“ 1833), daß dadurch alle Italiener Oesterreich erst recht abgeneigt wurden. Dann veranstaltete er einen Congreß in Troppau (Okt. 1820), da denn Rußland und Preußen ihm „zur Unterdrückung der Rebellion und des Lasters“ freie Hand ließen. Ferdinand wurde eingeladen, auf einem zweiten Congreß in Laibach mitzuberathen. Er versprach seinen Neapolitanern, für die spanische Verfassung mit ganzem Herzen einzustehen, fand aber, als er Jan. 1821 in Laibach anlangte, hier eine ganz andere Luft. England allein wehrte sich gegen den Grundsatz der Intervention, während Rußland nöthigenfalls auch seine Truppen zur Unterdrückung der Revolution mitwirken lassen wollte. So gab denn der alte Ferdinand nach und verpflichtete sich gegen Metternich zur unbedingten Wiederherstellung der früheren Zustände.

Die Strafe für den Eidbruch suchte er durch Geschenke an die h. Annunciata abzuwenden. Am 5. Febr. überschritt der österreichische General Frimont den Po und rückte rasch gegen Neapel vor. Trotz alles Kriegsgeschreis brachte man hier kaum 25,000 Truppen zusammen, die überdieß schlecht bewaffnet waren. Pepe griff, 7. März, mit ihnen die Oesterreicher bei Rieti an, mußte aber den Rückzug antreten, der bald in wilde Flucht ausartete. Am 24. März rückten die Oesterreicher in Neapel ein; der König folgte ihnen unter dem Jubel des Pöbels, und nun wüthete der Polizeiminister Canosa gegen Schuldige und Unschuldige, bis die Oesterreicher sich drein legten und durch jahrelange Besetzung des Landes eine gewisse Ruhe zuwege brachten.

Während die Oesterreicher sich dieses leichten Sieges fast schämten, brach in Piemont ein Soldatenaufstand los, der zunächst ihren Rücken bedrohte, aber im weiteren Verlauf ihnen noch mühelosere Lorbeeren zu pflücken bot. Von seinem leblosen Sardinien war nämlich Viktor Emanuel 1814 nach Turin zurück-

gekehrt, und hatte dort die alte Adels- und Priesterherrschaft wieder hergestellt, in so kopfloser Weise, daß man im botanischen Garten französische Pflanzen ausriß, und eine allzuschöne Brücke, die Napoleon über den Po gebaut hatte, fast gar niedergerissen hätte. Nicht als ob man die Oesterreicher geliebt hätte; Piemont hatte seit Jahrhunderten die Kunst geübt, zwischen Oesterreich und Frankreich sich durchzuwinden und jedem nach Bedürfniß untreu zu werden. Nun schaute hier alles auf den Thronerben Karl Albert, der von der Seitenlinie Carignan stammend, eine bürgerliche Erziehung genossen hatte und mit seinem Wahlspruch: Ich erwarte mein Gestirn! viele Erwartungen rege machte. Nur wenige kannten seine Bigotterie und Zweizüngigkeit. Dieser Prinz ließ sich mit den Carbonari ein und übernahm insgeheim die Stelle eines Regenten, theilte aber alles, was er wußte, dem Könige mit. Am 9. März 1821 bemächtigte sich Oberst Ansaldi der Citadelle von Alessandria, verkündigte die spanische Konstitution und rief „für's Reich Italien" alles unter die Waffen. Der König, eingeschüchtert, wollte erst beschwichtigen, dann, als er den Ernst der Laibachschen Verhandlungen erfuhr, sich der Zumuthungen seiner Offiziere erwehren; da aber Turin sich für den Aufstand erklärte, dankte er ab und zog sich nach Nizza zurück. — Karl Albert trat die Regentschaft an, zauderte erst und machte sich dann aus dem Staube. Der österreichische General Bubna jagte 8. April bei Novara durch einige Kanonenschüsse die revolutionären Truppen in die Flucht; Ansaldi wurde von seinen Soldaten im Stiche gelassen und somit trat des Königs Bruder Karl Felix (1821—31) die Regierung in aller Ruhe an. Die Strafen fielen mäßig aus; aber Italien konnte sich nun ganz als eine österreichische Provinz ansehen. Dennoch wehrten sich seine Regierungen gegen den vorgeschlagenen Staatenbund, und nicht zum wenigsten that dies der Papst, der als Italiener den Fremdenhaß nicht abschütteln konnte.

§ 3. Spanien und seine amerikanischen Kolonien.

Spaniens Eroberung durch Napoleon war zwar nie vollendet, hatte aber dieses Land in die gräßlichste Verwirrung gestürzt, indem sich die Parteien der Französischgesinnten, der Anhänger des Alten und der Neuerer in keiner Weise mit einander vertragen konnten. Die einzelnen Provinzen und die Generale hatten im Unabhängigkeitskrieg gekämpft, wie es sich eben machte; endlich war es einigen Regenten, wie sie sich nannten, eingefallen, Cortes, d. h. Reichsstände nach Cadix zu berufen, wie man sie seit 100 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Ihre gebildeteren Glieder hatten 1812 (nach dem Muster der französischen von 1791) eine demokratische Verfassung aufgesetzt, um die sich zunächst niemand kümmerte; zu einiger Macht gelangten die Cortes erst, als die Engländer ihnen den Weg nach Madrid eröffneten und Hilfsgelder zahlten. Napoleon hatte dann Ferdinand VII. aus seiner Gefangenschaft entlassen, und derselbe kehrte nicht sobald (Mai 1814) nach Spanien zurück, als er auch schon vor seinem Einzug in Madrid die Cortes und deren Verfassung für null und nichtig erklärte.

Er war ein treu- und haltloser, argwöhnisch feiger und grausamer Mensch. Für die Cortes hätte sich niemand gewehrt, wenn er nur selbst ein würdiges Regiment zu führen verstanden hätte; einer Verfassung war das tief herabgebrachte Land weniger bedürftig als einer geordneten Verwaltung. Aber entzückt vom Zuruf des Pöbels: Es lebe der unumschränkte König! wüthete er nun gegen die Mitglieder der Regentschaft und der Cortes, ja gegen alle Liberalen und Josefinos. Die „Servilen" triumphirten: Folter und Inquisition wurden wieder eingeführt, die Jesuiten zurückberufen und den Klöstern ihre früheren Besitzungen zurückgegeben. Bis zum Juli 1814 zählte man schon 50,000 Verhaftete, und die kleinen Aufstände wurden durch massenhafte Abschlachtungen bestraft. Des Königs Umgebung, die Camarilla (Kammerdienerwirthschaft) ließ alles verrotten und verderben, wenn sie nur ihre Rache oder ihre Lüste befriedigen und sich vom Staats-

seckel bereichern konnte. Tausende wanderten aus, oder schloßen sich den Räuberbanden an, die ihr Wesen immer frecher trieben, oder stifteten sie Verschwörungen.

Südamerika war inzwischen durch die Macht der Umstände während der napoleonischen Kriege von Spanien losgetrennt worden. Spanien hatte diese unermeßlichen Strecken kolonisirt und drei Jahrhunderte lang in dem Sinne ausgebeutet, daß bei allen Verfügungen nur an den Vortheil des Mutterlandes gedacht wurde. Sie durften also nur spanische Waaren gegen hohe Zölle einführen, durften ihre Erzeugnisse nur auf spanischen Schiffen versenden, auf spanischen Märkten verkaufen und keine Produkte anbauen, an denen das Mutterland selbst Ueberfluß hatte. Alle Aemter aber waren mit Spaniern besetzt, die, nachdem sie dort in der Eile sich bereichert hatten, nach Hause fuhren; die in den Kolonien ansäßigen Kinder der Spanier, die Kreolen, blieben von solchen Ehren und Vortheilen völlig ausgeschlossen. Nun hörten diese Kreolen von der Befreiung Nordamerika's, von Revolutionslehren der Menschenrechte, während zugleich Reformen seit 1778 dem Handel zum Aufschwung verhalfen. Auch das Beispiel Haitis, das seit 1792 das französische Joch abgeschüttelt, aber freilich nur eine traurige Negerrepublik zu Stande gebracht hatte, wirkte gewaltig auf die entzündlichen Gemüther der Südamerikaner, die je unerfahrener und unmündiger, desto größeren Drang verspürten, auch einmal große Thaten zu thun. Dazu kam noch die Einwirkung verschmitzter nordamerikanischer und englischer Schleichhändler und Agenten; daher der Gedanke an ein selbstständiges politisches Dasein sich bald bei den Gebildeten der Städte regte.

In Buenos Ayres wollte man schon 1808 von einem König Joseph nichts wissen; in der Abwesenheit einer gesetzlichen Regierung aber kämpften die Argentiner, nachdem sie einmal sich in den Waffen versucht hatten, bald mehr für Unabhängigkeit als für Ferdinand, und schon 1813 trat hier die erste, die „argentinische“ Republik (vom Fluß Plata „Silber“ so genannt), auf den Plan. Uruguay war bald in den Händen der Argentiner, bald in denen der Brasilier, bis es zuletzt auch einen Freistaat bildete; Paraguay wurde von einem Rechtsanwalt Dr. Francia (1812—40), welcher die Jesuitenherrschaft nachahmte, übrigens ohne alle religiöse Motive, in Beschlag genommen und zu einer unbeschränkten Monarchie ausgebildet. Von 1810—18 eroberte Chile seine Unabhängigkeit, und der argentinische General San Martin, der hier das Meiste gethan, drang 1811 auch nach Lima vor und proklamirte die Republik Peru. — Neugranada und Venezuela erklärten sich 1811 zu Freistaaten, wurden aber bald so bedrängt, waren auch unter sich so uneins, daß der beste General Ferdinands, Morillo, sie bis 1816 wieder seinem König unterworfen achten konnte. Allein hier kämpfte nun der reiche Kreole Simon Bolivar, den auch Engländer unterstützten, so glücklich, daß er 1819 zum Präsidenten der aus beiden Provinzen zusammengesetzten Republik Columbia ausgerufen wurde. Er leitete sofort die eigentliche Befreiung Peru's ein, drang 1822 nach Quito vor und sein tüchtiger Feldherr Sucre, zugleich der menschlichste aller dieser Kriegsmänner, schlug 1824 bei Ayacucho die Royalisten so entschieden, daß nun von einer Wiedereroberung Südamerika's auch in Spanien nicht mehr geträumt werden konnte. Als fünfte Republik trat damit das jetzt Bolivia genannte Oberperu in's Leben.

Mejico, welches als Neuspanien vom Mutterlande immer noch etwas bevorzugt worden war, wurde nach allerhand Gährungen 1810 durch den Pfarrer Hidalgo mit dem ersten Aufstand beglückt. (Mehr als hundert sind seither gefolgt.) Der Krieg wurde bald mit fast größerer Grausamkeit geführt als in Südamerika; Plünderung, Verwüstung und Niedermetzlung der Gefangenen war von beiden Seiten an der Tagesordnung. General Iturbide ließ sich hier 1822 als Augustin I. zum Kaiser ausrufen, dankte schon 1823 ab und gieng nach Europa, kehrte aber 1824 zu einem neuen Versuch wieder und wurde als ein Verräther erschossen. — Guatemala

trennte sich seit 1823 von Mejico und bildete eine eigene Republik unter dem Titel: Vereinigte Staaten von Centralamerika; diese haben aber schon 1839 das Vereinigtsein langweilig gefunden und bestehen jetzt als fünf getrennte Staaten, bald unter der Herrschaft der Jesuiten oder irgend eines Indianerhäuptlings wie des Schweinehirten und Diktators Carrera (1840—65), bald unter der irgend eines Liberalen. Costarica soll am besten bestellt sein, da es nur erst acht Verfassungen durchgemacht hat.

Nordamerika sprach im März 1822, England am 1. Jan. 1825 die Unabhängigkeit aller dieser neuen Staaten aus, mit denen beide einen gewinnreichen Handel führten. Es war für Europa etwas neues, auch den nordamerikanischen Freistaat nun kräftig in die Politik der Welt eingreifen zu sehen. Sein Präsident Monroe erklärte 1822 im Kongreß: Amerika könne es nicht gleichgültig sein, wenn die europäischen Mächte ihr politisches System auf irgend einen Theil des westlichen Continents ausdehnen wollten; derselbe könne in Folge der freien Lage, die er angenommen habe, hinfort nicht mehr als Gegenstand künftiger Kolonisation durch irgend eine europäische Macht angesehen werden. Damit war die Scheidung der beiden Welttheile vollbracht; die Mächte fügten sich so nach und nach in die vollendete Thatsache. — Was aber aus diesen Freistaaten werden soll, ist auch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, noch kaum zu ahnen. Sie brauchen vor allem Kräfte, die beten und arbeiten können, und von beidem ist dort nichts wahrzunehmen, wenn man von den schwachen Einwanderungen aus Europa (besonders in Argentina, Uruguay, Chile) absieht. Sie zerreißen sich lieber in unaufhörlichen Kämpfen um die Oberherrschaft, sei's nun gewisser Personen oder der verschiedenen Parteien, als da sind Liberale und Klerikale, Unionisten und Föderalisten; zu Zeiten wird auch ein Racenkrieg daraus, zwischen weißeren Kreolen und farbigen Indianern, oder ein toller Kampf um fast unbewohntes Land. Bald herrscht ein brutaler Soldat, bald ein schlauer Advokat; aber fast unter keinem Regiment ist noch was Wesentliches geschehen, um Sittlichkeit und

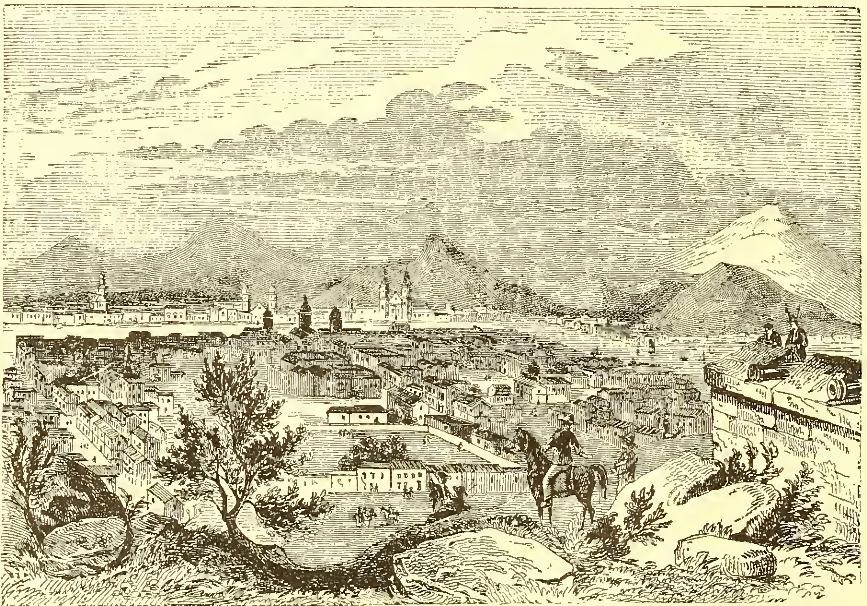


Fig. 275. Santiago in Chile.

Bildung zu heben, oder auch nur Leben und Eigenthum zu sichern. Bolivar, der zuletzt den Diktator spielte und sich alle Herzen entfremdete, erklärte sterbend, 1830: „Er schäme es sich zu sagen, aber die Unabhängigkeit sei das einzige Gut, das auf Kosten

aller anderen in diesen Ländern erreicht worden sei," und er selbst trug daran so viel Schuld als einer. Eine tüchtige Schule thut ihnen sehr noth: solche bietet der steigende Fremdeneinfluß wenigstens in Argentina und Chile; am meisten geschieht für den Unterricht im letzteren, so daß Santiago (Fig. 275) vermöge seiner Bildungsanstalten verdient, die erste Stadt des spanischen Amerikas genannt zu werden.

An den ungeheuren Entfernungen dieser dünn bevölkerten Gebiete scheiterten alle Versuche Spaniens zu ihrer Wiedereroberung. Nur mit Widerwillen ließen sich die Regimenter zu so aussichtslosen Märschen und Kämpfen über das Meer führen. Als wieder ein Heer in Cadiz zur Unterstützung Morillos ausgerüstet werden sollte, und eine Seuche samt dem ständigen Geldmangel die Abreise verzögerte, wurden die Truppen immer unzuverlässiger, daher man am Ende ihre Einschiffung fast überstürzte. Sie ahnten, daß man sie nur zur Schlachtbank führen wollte; als der Oberst Riego am Neujahr 1820 vor seinem Bataillon die Konstitution von 1812 ausrief, jauchzten sie ihm Beifall zu und zogen aus ihrem Dorfe gegen Cadiz. Doch ließ sich dieses nicht überrumpeln, und unter fortwährender Desertion seiner Truppen mußte Riego sich in die Schluchten der Sierra Morena flüchten. — Allein nun verbreitete sich die Kunde vom Aufstand in alle Provinzen; der geflüchtete General Mina kehrte nach Navarra zurück und wurde von seinen Truppen mit Jubel aufgenommen; die königischen Generale konnten bald nirgends mehr auf ihre Regimenter zählen, da viele Offiziere insgeheim dem Aufstand vorgearbeitet hatten. Graf Abisbal und sein Bruder Odonnel erklärten sich in Ocanna für die Konstitution und Madrid legte seine liberale Gesinnung so deutlich an den Tag, daß der König am 7. März nachgab, die 1812er Verfassung annahm und freisinnige Minister anstellte. Aber einen festen Rechtszustand herzustellen gelang ihnen nicht.

Die Prozessionen, Illuminationen und Stiergefechte wollten kein Ende nehmen; aus dem Gefängniß entlassene oder von der Flucht heimgekehrte Männer nahmen nun die höchsten Aemter ein und suchten den zerfallenen Staat in Ordnung zu bringen. Aber woher Geld auftreiben? Die Bauern meinten, die Freiheit werde Steuern und Zehnten abschaffen, statt dessen schaffte sie Klöster ab und verkaufte deren Güter. Das regte die Geistlichkeit, und diese regte das Landvolk auf. Der König selbst mochte Jesuiten und Klöster nicht missen und wurde darüber vom Pöbel beschimpft und bedroht fast wie sein Vetter Ludwig XVI. Royalistische Guerillas standen nun auf, die sich „apostolische Junta" und „Glaubensarmee" nannten; es gieng ein tiefer Riß durch die ganze Nation, der zum Bürgerkrieg führte, ohne daß er die Liberalen zu einträchtigem Zusammenhalten veranlaßt hätte; vielmehr giengen diese in immer neue Parteien, z. B. **comuneros** (Gleichheitseiferer), **exaltados** (Ueberspannte), **descamisados** (Ohnehemden) rc. aus einander, welche hohe Reden führten und am Ende doch nur nach Aemtern lechzten. Ein Aufstand der Garden, welche gerufen hatten: Es lebe der absolute König! wurde 1822 blutig unterdrückt, und der König mußte sich mit seiner Familie auf dem Balkon zeigen, um die ungezogenen Zurufe des exaltirten Pöbels in Empfang zu nehmen; er mußte neue, untaugliche Minister sich aufdrängen lassen, und mit dem Führer der Cortes, jenem Riego, eine theatralische Versöhnung aufführen.

Nach 2 Jahren bat Ferdinand seinen Vetter und Nachbar, Ludwig XVIII. um bewaffneten Schutz. Und während über dessen Gewährung in Frankreich noch hin und her gestritten wurde, trat im Okt. 1822 ein Congreß der Großmächte in Verona zusammen, der die Cortes ermahnte, ihre Verfassung leidlich umzuändern und den König wieder in seine Rechte einzusetzen; sonst würden Franzosen zu seinem Beistand in Spanien einmarschiren. England zwar versagte hiezu seine Einwilligung; aber die h. Allianz konnte diese entbehren. Da die Cortes der Aufforderung kein Gehör schenkten, vielmehr Ferdinand als einen Gefangenen behandelten, entschloß sich Ludwig XVIII., mit den Waffen „einem Enkel von Heinrich IV. seinen Thron zu erhalten." — Mit etwa 100,000 Franzosen überschritt der Herzog von Angoulème, Ludwigs Neffe, am 7. April 1823 die Bidassoa und sparte nach dem Rath seiner

napoleonischen Generale das Geld nicht. Spanien war in der kläglichsten Zerrüttung, ohne Heer, ohne Kopf und ohne Geld; die Geistlichkeit und der Adel jauchzten den Befreiern zu. Fast widerstandslos gelangen sie 23. Mai nach Madrid, 21. Juni nach Sevilla, während der willenlose Ferdinand immer weiter dem Meere zu fortgeführt wird. Am 23. Juni stehen sie vor Cadiz; und nachdem sie die Halbinsel Trocadero 31. August erstürmt, 20. Sept. die Insel Leon erobert haben, begibt sich Ferdinand ins französische Lager, 1. Okt. Die Liberalen aber, nun Negros genannt, machten sich aus dem Staub; wehe denen, die sich fangen ließen!

Trotz der allgemeinen Amnestie, die Ferdinand am Tage vor seiner Befreiung angekündigt hatte, begann jetzt eine Zeit des Schreckens, welche die Pyrenäenhalbinsel als eine „westliche Türkei" erscheinen ließ. Ueberall wurde ungeachtet aller Kapitulationen geplündert, eingekerkert, gemartert und hingerichtet, bis auch der Herzog Angoulême sich seines Schützlings unverhohlen schämte und gegen die Ultraroyalisten einen tiefen Widerwillen faßte. Riego wurde auf der Flucht gefangen genommen und unter schrecklichen Mißhandlungen nach Madrid geschleppt, wo er in einem scheußlichen Kerker schmachten mußte, ehe man endlich 7. Nov. ihn halb todt zum Galgen schleifte. Der französische Minister Chateaubriand brandmarkte diese „blutige, habgierige, fanatische Regierung als einen abgeschmackten Despotismus, eine vollständige Anarchie der Verwaltung".

Für die Ultras war diese Reaktion noch so wenig befriedigend, daß sie den strengeren Bruder Ferdinands, den finstern Don Carlos auf den Thron zu bringen trachteten, und für ihn in Catalonien 1827 unter dem Rufe: Es lebe Don Carlos! Es leben die Mönche und die heilige Inquisition! das Panier des Aufruhrs erhoben. Nur durch blutige Strenge wurde dieser „apostolische Aufstand" gedämpft. Immerhin hofften die Apostolischen, bei der Kinderlosigkeit des siechen Königs sei seinem Bruder der Thron gesichert. Als aber 1829 Ferdinand die dritte Gemahlin verlor, heiratete er alsbald sein blühendes, lebenslustiges Bäschen, Marie Christine von Neapel. Ihr zu lieb hob er 1830 das salische Gesetz auf, das seit 1713 gewaltsam eingeführt, Frauen vom Thron ausschloß, und stellte das altkastilische Erbfolgerecht wieder her. Wirklich gebar ihm Christine zwei Töchter, von denen die dreijährige Isabella (1833—68) ihrem Vater auf dem Thron folgte, trotz aller Proteste der Apostolischen. Wollte die Mutter ihrer Tochter das Scepter sichern, so mußte sie sofort sich an die Gemäßigten halten; denn das Feldgeschrei: hier Carlos, hier Christina! theilte nun ganz Spanien in zwei erbitterte Parteien, deren blutiger Kampf das arme Land noch lange zerrütten sollte.

§ 4. Portugal und Brasilien.

Daß die portugiesische Königsfamilie vor Napoleons Marschällen 1807 nach Brasilien floh, haben wir (S. 793) vernommen. Hier gefiel es ihr so sehr, daß sie sich gar nicht beeilte, ins verödete Portugal zurückzukehren; einmal weil dieses Ländchen von den Engländern, welche Napoleon hinausgejagt, nicht allzu schnell geräumt, vielmehr von ihrem General Lord Beresford streng regiert wurde; dann aber auch, weil Brasilien nur gesehen zu werden brauchte, um seine größere Bedeutung zu erkennen. Sollte man es auch den Weg der spanischen Kolonien gehen lassen?

Indessen murrten die Portugiesen über die erfahrene Zurücksetzung, und als der Lord 1820 einmal Brasilien einen Besuch abstattete, reizte das Beispiel der spanischen Revolution den Oberst Sepulveda zur Nachahmung. Er brachte in Oporto mit dem Ruf: Es lebe Johann VI. und die Verfassung! eine Empörung zu Stande (24. Aug.), welcher sich auch Lissabon anschloß, daher Lord Beresford, als er zurückkam, nicht mehr zugelassen wurde, sondern weiter nach England fahren mußte. Ihm folgten die vielen englischen Offiziere des portugiesischen Heeres nach, und die Cortes, von denen ein Fünftel aus Geistlichen bestand, traten Jan. 1821 in Lissabon zusammen, eine der spanischen ähnliche Konstitution zu schmieden. — Der gutmüthige Johann fügte

sich leicht in diese Wendung der Dinge, und versprach ehestens nach Europa zurückzukehren. Indessen wollten die Brasilianer hinter dem ruhmvollen Mutterlande nicht zurückbleiben; hatte es sie doch schon lange beschämt, allein in Südamerika noch keine Revolution gehabt zu haben. Schon erhoben sich Bahia und Rio de Janeiro für eine Konstitution, daher der König, von seinem ehrgeizigen Sohn Pedro gedrängt, diesen als Vicekönig in Brasilien zurückließ und selbst nach Portugal reiste. Wie sein Schiff, 3. Juli 1821, in den Tejo einlief, mußte er erst die neue Verfassung beschwören, ehe man ihn landen ließ; er hoffte nun Ruhe zu haben. Aber seine beiden Söhne ließen das nicht zu. Der ältere wurde von den Cortes zurückberufen, was die brasilischen Juntas so empörte, daß er Jan. 1822 versprechen mußte, irgend wie bei ihnen zu bleiben. Und als man daraufhin die brasilischen Abgeordneten in Lissabon Verräther schimpfte, brach in Brasilien eine solche Erbitterung aus, daß Don Pedro dieses Land für souverän erklärte und 12. Okt. den Titel eines konstitutionellen Kaisers von Brasilien annahm. Als solchen erkannte ihn durch englische Vermittlung 1825 auch sein Vater an.

Der andere Sohn, Don Miguel, streng katholisch wie seine spanische Mutter, bearbeitete das Militär und vertrieb (Mai 23) die Cortes, „um seinen Vater und die Nation vom schmählichen Joch der Konstitution zu befreien." Die Königin begann bereits ein Schreckenssystem, wie unter ihrem Bruder in Spanien, einzuführen, doch griff der König nach seiner milden Art bald nach gemäßigteren Räthen, wie Graf Palmella und Marquis Loulé. Eines Morgens fand man den letzteren im königlichen Vorzimmer ermordet, und 30. April 1824 machte Miguel seinen Vater zum Gefangenen, wohl um ihn abzusetzen und selbst das Scepter zu ergreifen. Doch protestirte der englische Gesandte gegen diesen Staatsstreich; der König selbst entwischte seinen Wächtern und floh auf ein englisches Kriegsschiff, das im Tejo lag, wo er alsbald von seinen Ministern und fremden Gesandten begrüßt ward, während die Kanonen und Flaggen aller Schiffe salutirten. Miguel sah seine Sache verloren, flehte den Vater um Verzeihung an und wurde, um ihn der Volkswuth zu entziehen, nach Wien gesandt. — Doch als der müde Johann VI. (März 1826) starb, und seine Tochter Isabella die Regentschaft antrat, entstand die Frage, wie die Krone Portugal zu vererben sei. Der Kaiser von Brasilien verzichtete auf dieselbe zu Gunsten seiner Tochter Maria da Gloria, die — erst siebenjährig — mit der Zeit ihren Oheim Miguel heiraten sollte. Pedro gab auch dem Lande eine freisinnige Verfassung, welche sein Bruder in Wien ohne Anstand beschwor, wie er auch sich mit seiner Nichte verlobte. Zwar regten nun die Apostolischen jenseits der spanischen Grenze einen Aufstand an; doch englische Hilfe hatte diesen in kurzer Zeit unterdrückt. — Der „Lissaboner Gutedel", wie ihn die Wiener nannten, jetzt von Metternich unterrichtet und, wie der Staatskanzler glaubte, wirklich „edler Gesinnungen voll," kehrte Febr. 1828 nach Lissabon nur zurück, um seinen Eid zu brechen und (Juni) sich zum absoluten Könige zu machen.

Nun füllten sich die Kerker und die Schafotte; mit Lust sah der Tyrann selbst den Qualen der Eingekerkerten und den Hinrichtungen zu; auf seine Schwester schoß er einmal eine Pistole ab, verwundete aber nur eine geringere Person.

Indessen konnte Pedro für sein schon nach Europa abgesandtes Töchterlein wenig thun. Doch sammelten sich allmählich 3000 liberale Flüchtlinge in Terceira, dem azorischen Eiland, das den Miguel nie anerkannt hatte, und schlugen dort unter dem tüchtigen Villaflor alle Angriffe ab. Als sodann der Kaiser sich mit seinen Brasilianern überwarf und diese Krone an sein Söhnlein Pedro II. (Fig. 276) abtrat, 1831, gelang es ihm in Europa Geld und Truppen zu finden, mit denen er, Juli 1832, bei Oporto landete und binnen einem Jahr Lissabon für seine Tochter eroberte. Die Bauern wurden nun von den Feudallasten befreit. Villaflor, jetzt Herzog von Terceira genannt, versetzte endlich dem Thronräuber Miguel bei Thomar den Hauptschlag,

worauf derselbe gegen ein schönes Jahrgehalt fortan Portugal zu meiden versprach (Vertrag von Evora, 26. Mai 1834). Er gieng zuerst nach Italien, wo ihn der Papst seiner Versprechungen entband, daher er alsbald den Vertrag widerrief und

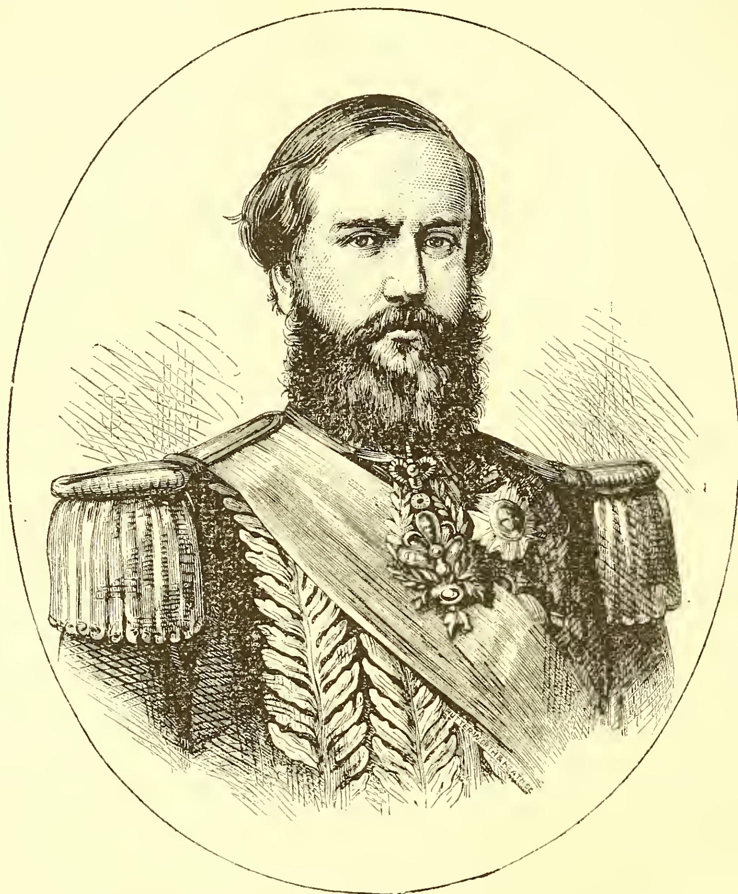


Fig. 276. Dom Pedro II. von Brasilien.

damit seinen Jahrgehalt verlor. In Deutschland fand er später eine Gattin, und 1866 sein Grab. — Auch seine frühere Braut Maria da Gloria (1826—53) sollte einen deutschen Gatten finden, den Koburger Ferdinand, dessen Söhne Pedro V. und Ludwig (seit 1861) nach einander den portugiesischen Thron bestiegen. Der Exkaiser hatte noch vor seinem Tode († 1834) die Verhältnisse erträglich geordnet, die Mönchsklöster aufgehoben ꝛc. Seine Tochter wurde 1841 vom Papst und von den Ostmächten anerkannt.

Portugal zu einem neuen Aufschwung zu verhelfen, ist doch keinem seiner Regenten gelungen, da sich die beste Thätigkeit der leitenden Männer im Veranstalten oder Abwehren von Revolutiönchen verzehrt und nur englisches Geld in dem verarmten, arbeitsscheuen Lande einige Erwerbsquellen offen erhält. Durch Briten kamen auch evangelische Einflüsse ins Land, die jedoch streng abgewehrt wurden; erlebte man doch sogar 1843 die Fällung eines Todesurtheils wegen ketzerischer Aeußerungen über die Messe; etliche hundert Evangelischgewordene vertrieb die Geistlichkeit aus Madeira nach Westindien. Anerkennenswerth bleibt aber, verglichen mit Spanien, die verhältnißmäßige Ruhe, welche dem portugiesischen Volke seine wohlwollenden Fürsten aus deutschem Geblüt verschafft haben.

Bedeutender sind die Fortschritte Brasiliens, dessen hochgebildeter Kaiser durch Begünstigung deutscher Einwanderung und des Unterrichts, durch die Abschaffung des Sklavenhandels (1851) und der Sklaverei (1871) die Arbeit zu Ehren zu bringen und die unermeßlichen Hilfsquellen des Reichs flüssig zu machen sucht. An Aufständen fehlt es freilich nicht ganz, doch sind sie selten im Vergleich mit den Nachbarstaaten. Erwähnung verdient der Krieg mit Paraguay. Hier hatte ein Karl Lopez nach dem Tode Dr. Francias als Supremo den Despotismus seines Vorgängers übernommen und das Land, das größer als Frankreich ist, aber nur 1½ Mill. armer Einwohner in 4 Kasten (Weiße, Mulatten, Indier, Schwarze) zählt, allmählich gehoben (1841—62), freilich nur durch eine wundersame Knechtung des ganzen Volks. Sein Sohn Franz Lopez II. fuhr erst fort, alle seine Unterthanen zum Kriegsdienst heranzuziehen, und fieng dann, als er 80,000 halbnackte aber blind ergebene Krieger beisammen hatte, mit seinen drei Nachbarn Brasilien, Argentina und Uruguay fast zumal Händel an, 1864. Es währte lange, bis diese Staaten sich wirksam verbündeten und Truppen herbeischafften, lange auch, bis solche neue Truppen den an unbedingten Gehorsam gewöhnten Paraguiten das Gleichgewicht hielten; durch Seuchen, Hunger und die südamerikanische Grausamkeit war der Menschenverlust ein ungeheurer, die Verwundeten der Alliirten wenigstens wurden alle von Lopez getödtet. Der Besitz einer Flotte gab endlich den Brasilianern den Vortheil in die Hand, sie eroberten 1869 die Hauptstadt Assuncion, verfolgten Lopez, der nun auch gegen die Liebsten und Treusten wüthete, in die Wildniß und machten ihm endlich 1870 den Garaus. Die Riesenader des öden Welttheils, der Amazonas, wurde 1867 den Flaggen aller Nationen frei gegeben; damit fanden auch Peru und Bolivia einen Ausweg für ihre Erzeugnisse. Dampfer und Eisenbahnen schaffen nun Verbindungen, um Menschen in die wasserreichen Wildnisse herbeizulocken.

§ 5. Der griechische Aufstand.

Anderer Art, als die Militäraufstände und Konstitutionswirren der romanischen Länder, war die Erhebung Griechenlands gegen das türkische Joch.

Ein rohes Soldatenvolk hatte Jahrhunderte lang die schönsten Länder von drei Welttheilen, die Wiege europäischer Kultur und Religion, niedergetreten, ohne daß Eroberer und Besiegte zu einem eigentlichen Staat verschmolzen: sie blieben getrennt durch Religion, Sprache und Sitte. Da waren die rumänischen Walachen, Südslaven und slavisirte Tataren (Bulgaren), mit Slavenblut vermischte Griechen, und die ungebändigten, zersplitterten Stämme der Arnauten oder Schkipetaren, alle auseinandergezerrt und weder mit einander, noch mit dem herrschenden Volke durch einen Kitt verbunden. Am schwersten empfand man die Blutsteuer, durch welche seit 1650 jedes fünfte Kind dem Sultan zum Janitscharendienst verfallen war. Wohl hatte der Druck, der auf der christlichen Herde (Raja) lastete, Viele, wie den bosnischen Adel, zum Islam bekehrt; doch bei den Meisten hat die zäh festgehaltene Religion die Hoffnung wach erhalten und wiederholt zu Befreiungsversuchen angespornt, namentlich seit dem Aufsteigen der glaubensverwandten russischen Großmacht.

Schon 1770 (S. 705) hatte Rußland alle Griechen zur Freiheit und Religionsvertheidigung aufgerufen; seit dem Frieden von 1774 hatte sodann der russische Handel, durch Griechen vermittelt, einen gewaltigen Aufschwung gewonnen und Odessa fast zu einer griechischen Kolonie erhoben. Besonders waren es drei Eilande Hydra, Spezä und Psara, welche Schifffahrtsvereine bildeten, und hunderte von Kauffahrern ausrüsteten, deren Mannschaften ohne Karten oder Kompaß die Meere durchflogen und große Reichthümer anhäuften. Die Wohlhabenden aber stifteten Schulen und verbreiteten Bücher, und ihre Söhne mußten in Paris, Wien, Livorno 2c. sich europäische Kenntnisse erwerben. Dann hatte Napoleon 1797 dem altersschwachen Venedig die jonischen Inseln abgenommen und damit französischen Revolutionsgedanken einen Weg in die Türkei eröffnet. Zugleich war der Arnaut Ali Pascha allmählich Herr

von fast ganz Epirus und Griechenland geworden, und brach der Civilisation durch einen aufgeklärten Despotismus die Bahn. Ein anderer Arnaut, Muhammed Ali, vernichtete 1811 die Mamluken-aristokratie in Aegypten durch ein wohlberechtigtes Blutbad, besiegte durch seinen Sohn Ibrahim die fanatischen Wahabiten in Arabien (1812—18) und begann nun durch französische Abenteurer sich ein modernes Heer zu schaffen, mit dem Ibrahim 1822 Nubien und Sennaar unterwarf. Zugleich beutete er sein Nilthal so gründlich aus, daß er der größte Handelsmann der Welt wurde. Machte er damit sein Land nicht glücklicher, so gewann er doch einen Vorsprung vor andern Reichen des Islams. Ueberall regte sich was Neues in den Gliedern des morschen Körpers.



Fig. 277. Muhammed Ali.

Nachhaltiges geschah zunächst unter dem Volke der Südslaven. Seit das Serbenreich 1389 vernichtet war, hatten sich versprengte Scharen in die schwarzen Berge (Tschernagora) geflüchtet und den Kleinkrieg gegen die Türken fortgesetzt. Ein Pascha von Scodra hatte ihren Fürstbischof oder Wladika Peter I., der sich 1788 für die Russen und Oesterreicher erhob, mit zwei großen Heeren angefallen und solche Niederlagen erlitten, daß damit die Unabhängigkeit dieser Tschernagorzen für begründet gelten konnte. — Nun wurden die Serben von vier Dahis (Steuerverwaltern) schwer bedrückt und ihre Häuptlinge 1804 nach Belgrad gelockt und gespießt. Da griffen die Haiduken der Berge, die Bauern und Schweinehirten zu den Waffen. Der Hirte Tscherni Georg, früher österreichischer Feldwebel, wurde ihr Führer und säuberte das ganze Land 1807 von Türken; dann verband er sich mit den Russen gegen den Erbfeind und erfocht bedeutende Siege, für welche die Türken nach dem Friedensschluß 1813 schreckliche Rache übten. Georg floh nach Oesterreich. Am Palmsonntag 1815 aber entfaltete der schlaue Unterführer Milosch in der Kirche von Takowo seine Fahne, schonte die Türken, nicht aber das Geld, ließ den zurückgekehrten Georg meuchlings ermorden und brachte es dahin, daß er 1817 als Kniäs (Fürst) der Serben mit halber Unabhängigkeit anerkannt wurde, ähnlich den Hospodaren der beiden Donaufürstenthümer.

Die Griechen wollten hinter solchen Vorbildern nicht zurückbleiben; es bildete sich 1814 in Odessa ein Geheimbund gebildeter Männer, die Hetärie. Sie ehrte auf's höchste das Andenken des Freiheitssängers und Freiheitsmärtyrers Rigas, und verbreitete seine Lieder; sie versuchte die Schiffsherren und die Räuberhäuptlinge, jeden bedeutenden Mann zu Land oder zur See, für die Befreiung des Vaterlands zu begeistern, während auch ein Minister des russischen Kaisers, der corfiotische Graf Kapodistrias sich freundlich zu ihr stellte. Da er jedoch den Vorsitz der Hetärie ablehnte, übernahm ihn der Hospodarensohn Alex. Ypsilanti. Als die Pforte 1820 Ali Pascha, den mächtigen Löwen von Epirus bekämpfte, schloß dieser mit den früher von ihm verjagten Sulioten unter Markos Bozzaris einen Vertrag,

wornach sie auszogen, ihre heimatlichen Bergfesten wieder zu erobern. Und die Hetärie beschloß, daß nun Morea sich erhebe, während die besten türkischen Truppen vor Janina lagen (das erst 1822 ihnen unterlag). Thörichter Weise wählte Ypsilanti einen andern Kampfboden; er überschritt mit seinen Freiwilligen 6. März 1821 den Pruth, und rief die Donaufürstenthümer zum Kampf gegen den Halbmond auf. Er hatte sich aber getäuscht, sowohl im russischen Kaiser, dessen Adjutant er war, als in den Rumänen; jener strich ihn aus der Armeeliste, und diese wollten nicht kämpfen. Nachdem bei Dragatschan seine „heilige Schar“ von den Türken niedergehauen war, 19. Juni, floh er zu den Oesterreichern, die ihn gefangen setzten; heldenmüthiger focht der Olympier Georgakis in einem Kloster, das er drei Tage lang gegen die Uebermacht vertheidigte und endlich samt dem eindringenden Feind in die Luft sprengte. Entsetzlich hausten nun die Janitscharen in den unschuldigen Fürstenthümern.



Fig. 278. Alex. Ypsilanti.

Noch schrecklicher aber war die Rache, welche in Konstantinopel selbst genommen wurde. Der Sultan verlangte vom Schech el Islam ein Gebot zur Ausrottung aller Christen. Der griechische Patriarch aber eilte zum muhammedanischen Oberpriester und bewog ihn, seine Unterschrift für das Todesurtheil eines Volkes zu verweigern. Mahmud verbannte den Schech und ernannte einen fanatischen Nachfolger. Da kam die Nachricht vom Aufstand in Morea. Am Osterfest, 22. April, ergriff man den Patriarchen Gregorius, als er das Hochamt vollendet hatte, folterte und hängte ihn samt Bischöfen und Priestern auf. Die Leichen wurden zuletzt von Juden durch die Stadt geschleift und in's Meer geworfen. Mord und Raub herrschten darauf Tage lang in den Gassen und Häusern der Stadt, und immer neue Foltern wurden für die unglücklichen Griechen ersonnen, auch in Smyrna, Kreta rc., trotz aller Vorstellungen der Gesandten, immer gräßlichere Greuelscenen aufgeführt, bis der Bruch wirklich unheilbar war und die Glut der Rache und Verzweiflung weithin aufflammte.

Der Erzbischof Germanos pflanzte 4. April ein Kreuz vor der Kirche in Patras auf und ließ die Moreoten schwören, für Glauben und Vaterland zu kämpfen. Die Maniaten der lakonischen Berge eroberten am gleichen Tage Kalamata, voran der energische schlaue Kolokotronis und Mavromichalis. Aus den drei obengenannten Eilanden liefen 176 Schiffe aus, theilweise sogar mit Frauen und Jungfrauen bemannt, und versperrten der türkischen Flotte jeden Ausweg. Zu Lande wurden

allenthalben die Türken umringt, in festen Plätzen eingeschlossen, oder vereinzelt niedergemacht. Lange kämpfte man um die Hauptstadt Tripolitza; am Tag ihrer Erstürmung, 5. Okt., fielen 10,000 Türken, nicht blos Männer oder Krieger. Denn der Krieg war beides, ein Racen= und ein Glaubenskampf, und auf beiden Seiten wurde er barbarisch geführt. Uebrigens brachten es die Griechen zu keiner Organisation des Kampfes; man berieth wohl auf einer Nationalversammlung, welcher der edle, europäisch gebildete Mavrokordatos vorstand; allein die Klephten der Berge haßten solche Halbfranken und giengen meist ihren eigenen Weg, wohin immer Beute lockte. Ein Herrschertalent wurde den Griechen nicht geschenkt, wenn es auch an tüchtigen Führern im Streite nicht fehlte. Dieser aber wogte lange hin und her zu Land wie zur See.

Die herrliche Insel Chios war im April 1822 vom Kapudan Pascha so greulich verwüstet worden, daß man kaum mehr einen Griechen dort traf; 23,000 lagen ermordet, 47,000 wurden auf den Sklavenmärkten verkauft. Die Rache übernahm der Hydriote Miaulis samt dem Psarioten Kanaris; sie zündeten, 19. Juni 22, durch Brander die türkische Flotte an und verbrannten ihre besten Schiffe; selbst der Kapudan Pascha wurde von einer fallenden Raa tödtlich getroffen; der Rest floh nach den Dardanellen. — In ganz Europa bildeten sich Hellenenvereine, um mit Geld, Waffen und anderen Bedürfnissen den Glaubensbrüdern beizustehen; eine Million Fcs. gab allein der Genfer Eynard. Auch Philhellenen zogen ihnen zu, wie der württembergische General Normann, der Franzose Fabvier, die Engländer Hastings, Gordon, der Dichter Lord Byron rc. und suchten ihre Kriegskunde zu verwerthen oder doch die Reihen der Freischaren zu verstärken, freilich mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Die Großmächte sahen scheel zu diesen Bemühungen, einer Revolution den Sieg zu verschaffen; am liebsten hätte noch Kaiser Alexander sich seiner Glaubensgenossen angenommen, aber Metternich überzeugte ihn auf dem Congreß zu Verona 1822 (S. 845), daß jede Art von Empörung mit Consequenz abgewiesen werden müsse. Mit innigster Theilnahme dagegen sahen die Freiheitsfreunde aller Länder, wie hier endlich eine Nationalerhebung gelinge, von der sie sich die Wiederbelebung der alten hellenischen Herrlichkeit versprachen. Nach dem schmählichen Ausgang der romanischen Militäraufstände gewann dieser Volkskampf die Sympathien auch der Strenggläubigen, der Legitimisten und Fürstensöhne, und schwoll zu einer Begeisterung an, welche wir jetzt, nachdem die Griechen ein halb Jahrhundert lang uns ihre Künste gezeigt haben, kaum mehr verstehen.

Da weder zu Land noch zur See die Pforte zu siegen vermochte, hatte Muhammed Ali dem hartbedrängten Sultan willfahrt und ihm vom Nil her seine Flotte mit geschulten Truppen unter seinem kriegskundigen Sohne Ibrahim zur Hilfe geschickt. Diese Aegypter hatten schon 1823 zur blutigen Unterwerfung Kreta's mitgewirkt; jetzt sollten sie sich am Peloponnes versuchen. Ibrahim erstürmte 1825 die Feste Navarin, die ihm einen guten Hafen bot, und verwüstete nun, barbarisch und methodisch zugleich, die ganze Halbinsel; da lernten die Griechen, daß sie im offenen Felde regelmäßigen Truppen nicht widerstehen können, und beschränkten sich auf den kleinen Krieg, der zur See in wüste Seeräuberei ausartete, zu Land in völlige Anarchie. — a. 1826 betrat Ibrahim auch das Festland; er gieng gegen die Feste Mesolongi.

Diese hatte sich schon 8 Monate gegen den geschickten Seraskier Reschid Pascha wunderbar vertheidigt, indem der Seeheld Miaulis sie wiederholt mit Lebensmitteln und Pulver zu versehen wußte. Der Aegypter versuchte „diesen Zaun" zu erstürmen, es gelang ihm nicht, aber ebensowenig dem Miaulis, durch die feindliche Flotte zu dringen. Drinnen wütheten Hunger, Ruhr und Kälte, und als die Sulioten alle Hunde, Katzen und Ratten verzehrt hatten, versuchte man sich durchzuschlagen. Nach Mitternacht, 23. April, nahmen 2500 Bewaffnete wohl 5000 Weiber, Kinder und Greise in die Mitte und zogen über den Graben; da sie aber auf wachsame Gegner stießen, zertheilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine niedergemetzelt wurde, der andere in die Stadt zurückwich und theils dem Loos der Sklaverei verfiel, theils mit den plündernden Feinden

sich singend in die Luft sprengte. Nur etwa 1300 Mann entkamen mit dem alten Bozzaris. Sofort kehrte Ibrahim in den Peloponnes zurück; die Türken aber belagerten die Burg von Athen, die auch 5. Juni 1827 in ihre Hände fiel.

Erschütternd hallte die Nachricht vom Falle Mesolongis durch ganz Europa; und wenn sie auch den Eifer der Philhellenen neu entflammte und selbst Fürsten wie Ludwig I. von Bayern (1825—48) zu reichen Beiträgen vermochte, Griechenland schien doch verloren. Allein eben jetzt trat rechtzeitige Rettung ein. Da Kaiser Alexander gestorben war, verständigte sich England mit seinem Nachfolger Nikolaus in aller Stille (4. April 1826) dahin, zwischen Türken und Griechen einen Frieden zu vermitteln, der diese etwa in die Stellung der Donaufürstenthümer brächte. Metternich sah hierin einen „vor der Vernunft unhaltbaren Schritt"; aber Frankreich empfahl der Pforte, nachzugeben. Da diese siegesgewiß sich jede Einmischung verbat, beschloßen England, Rußland und Frankreich, 6. Juli 1827, wenigstens Waffenruhe von den kriegenden Parteien zu verlangen, ja solche nöthigenfalls zu erzwingen. Und als der Sultan auf seiner Abweisung beharrte, fuhren die Geschwader der Seemächte unter dem Engländer Codrington nach Navarin, besahen sich da die türkisch-ägyptische Flotte und machten ihr den Garaus.

Sie nahmen erst dem Ibrahim das Versprechen ab sich ruhig zu verhalten. Jedoch gereizt durch griechische Feindseligkeiten ließ dieser Messenien greulich verheeren und etliche Schiffsabtheilungen auslaufen. Da fuhr die alliirte Flotte, 20. Okt. 1827, in den Hafen von Navarin, die feindliche zusammenzuhalten, 26 Schiffe gegen 82, und wie nun die Aegypter zu schießen anfiengen, gab Codrington den Befehl, mit Kugeln zu antworten. In dem Knäuel der schwimmenden Festungen gieng kein Schuß verloren. Der lang zurückgedrängte Grimm des vereinten Europa's machte sich an diesem Tage endlich Luft: in 4 Nachmittagsstunden wurde die Flotte des Islam zertrümmert. Es war derselbe Tag, an welchem der Großwesir endlich so weit nachgegeben hatte, daß er den Fürsten Metternich um seine Vermittlung bei den Seemächten bat. Die Spinnengewebe der Schreiber waren mit einem tüchtigen Streich durchrissen.

Wahrscheinlich hatte Codrington seine Befehle überschritten, nicht zwar die des großen britischen Gesandten in Konstantinopel, des Stratford Canning, aber die des englischen Ministeriums; Wellington, der einen russisch-türkischen Krieg herannahen sah, nannte diese Katastrophe ein „ungeschicktes Ereigniß"; die Oesterreicher dagegen einen schändlichen Meuchelmord, den Anbruch des Chaos. Aber die Friedensherstellung war nun einmal im Gange und ließ sich nicht mehr aufhalten; Rußland erklärte den Krieg. General Maison landete mit 14,000 Franzosen in Morea und zwang Ibrahim zur Einschiffung, die letzten Festungen zur Uebergabe, so daß im Oktober 1828 Morea frei war, wenn auch fürchterlich verheert und verödet, und sich mit der Gründung einer Regierung befassen konnte. Es währte jedoch lange, bis eine solche zu Stande kam.

Johann Kapodistrias (S. 850) schien den Vertragsmächten der beste Mann für Griechenland; er war schon April 1827 von den Häuptlingen zum Präsidenten auf 7 Jahre gewählt worden, weil unter ihnen selbst doch kein unverbrauchter Name übrig blieb, und wurde auch in Nauplia, Jan. 1828, von allen Parteien als Retter empfangen. Allein nur zu bald offenbarte er die Gewohnheiten eines russischen Satrapen und schonte weder die gereizten Häuptlinge, noch die freiheitlichen Rechte und Bestrebungen der Gemeinden. Jene empfieng er mit der barschen Anrede: „Ich kenne euch, ihr seid alle Klephten (Räuber) und Lügner;" diesen drang er seine Kreaturen zu Behörden auf. Den Flottenführer Miaulis verstimmte er so tief, daß dieser die einzige Fregatte des Landes, 13. Aug. 1831, lieber verbrannte, als daß er sie den Russen ausgeliefert hätte. Als der Präsident den alten Mavromichalis in's Gefängniß werfen ließ und die Fürbitte von dessen 86jähriger Mutter, die 49 Glieder ihrer Familie im Kampfe verloren hatte, kalt abwies, nahmen ihre Enkel die Rache in die eigene Hand. Am 9. Okt. 1831 ermordeten sie den Präsidenten auf dem Kirchgang und wurden dafür, der eine sogleich getödtet, der andere nachher er-

schossen. Auch der Bruder des Ermordeten, Augustin Kapodistrias, vermochte die Herzen nicht zu gewinnen; er dankte ab, April 1832.

Nachdem der Prinz von Coburg, der Oheim der englischen Thronerbin, die Dornenkrone abgelehnt hatte, wurde der bayrische Prinz Otto zum König von Griechenland bestimmt. Er war der Sohn jenes Dichters und Kunstfreunds, der bald für das alte, bald für das neue Rom schwärmte, gerade damals aber für Hellas die feurigste Liebe an den Tag legte. Der 18jährige Otto landete 1833 in Nauplia, begleitet von bayrischen Truppen und einer Regentschaft, welche sich bemühte, in dem furchtbar verarmten, durch eine schwere Schuldenlast fast erdrückten Lande gesetzliche Zustände zu schaffen. Zur Hauptstadt wurde statt des geschickt gelegenen Nauplia das vielbesungene Athen erlesen, damals ein blutgetränkter Schutthaufen; bald war es leidlich aufgebaut und wurde durch Gründung einer Universität der Mittelpunkt eines neuen Geisteslebens im Osten. (Vergl. das große Bild.) Es geschah Großes für den höheren Unterricht, für den Aufschwung der Schreib- und Redekunst und die Ausbildung der griechischen Sprache, auch für Handel und Schifffahrt. Der König liebte seine Hellenen und that viel für ihre Hebung, wenn er auch weder geisteskräftig die Bösen zu schrecken, noch, da er Katholik und kinderlos blieb, durch Gründung einer wirklichen orthodox-griechischen Dynastie die Volksgunst zu fesseln vermochte.

Ein Militäraufstand, welcher alle Deutschen verbannte, drang ihm, Sept. 1843, eine Konstitution auf, welche im Volk die Parteikämpfe nur heftiger machte. Otto hatte wenig Hilfe von den Gebildeten; statt die Hilfsquellen des Landes zu erschließen, rissen sie sich immer nur um Ministerstellen oder strebten sie nach Eroberungen in Thessalien und Kreta, duldeten aber ein unsinniges Steuersystem, welches das Land arm und die Staatskasse nicht reich machte. An der großen Staatsschuld ward nichts heimbezahlt. Weder hob sich der Ackerbau noch die Kirche. Der lebenweckende Priester Kairi starb 1853 als Ketzer im Gefängniß. England demüthigte den König ohne Schonung, im Verein mit dem Sultan. Als nun Italien frei und einig wurde, waren die Griechen ihres ehrgeizlosen Fürsten müde, der mancherlei Leiden ohne Klage ertragen hatte. Er unterdrückte noch, Febr. 1862, einen Militäraufstand und begnadigte die Theilnehmer; während er aber im Okt. den Peloponnes bereiste, stifteten Bulgaris und Kanaris einen zweiten an, den er nicht mehr zu bekämpfen wagte; er verließ Griechenland, um 1867 in Bayern zu sterben.

Auf englischen Rath wählten nun die Griechen einen dänischen Prinzen, Georg I., der 1863 die Krone annahm und dem Volk die langersehnte Morgengabe einer Grenzerweiterung brachte. Die Briten hatten sich nämlich vergeblich angestrengt, die jonischen Inseln, welche sie seit 1815 inne hatten, durch Strenge oder Geldaufwand an sich zu ketten; je mehr das Nationalitätsprinzip in der Welt zu Ehren kam, desto lauter schrieen die Stimmführer der Jonier nach Vereinigung mit ihren griechischen Brüdern. So geschah ihnen endlich nach ihrem Willen, indem England die zu schönem Wohlstand gelangten sieben Inseln an Griechenland abtrat. Doch bald hatte der stete Geldmangel im neuen Staat die Jonier ernüchtert, und die Hellenen lernten nachgerade ihren vielgeschmähten Otto wieder ehren, obschon Georg I., der 1867 eine russische Prinzessin heiratete, bereits drei orthodox getaufte Söhne aufzuweisen hat.

Als auf der Insel Kreta 1866 f. die Sphakioten aufstanden, um die türkische Herrschaft abzuschütteln, gestattete der junge König nicht nur Freischaren, ihnen zu Hilfe zu eilen, sondern leerte selbst die Gefängnisse, um die Zahl der Abenteurer zu schwellen, was beim endlichen Scheitern der Erhebung dem Land nur eine Last arbeitsscheuer unmüßiger Hände auflud. Noch 1869 bedrohte das Räuberunwesen fast die Thore der Hauptstadt, und mit Ausnahme einer Eisenbahn, welche Athen mit seinem Hafen Piräus verband, suchte man umsonst nach Straßen. Dagegen fehlte es nicht an Kabinetswechseln und skandalösen Ministerprozessen, wegen Verkaufs von Bischofsstellen 2c. Doch trat nun eine Zeit der Arbeit ein, in welcher sich das Land so weit stärkte, daß es beim Schluß des Türkenkriegs 1878 wagen konnte, auch mitzusprechen.

§ 6. Russisch-türkische Verwicklungen.

Der liebenswürdige Kaiser Alexander I., eine biegsame weibliche Seele, suchte nach Napoleons Sturz der Gründer einer neuen, wahrhaft christlichen Politik zu werden; er griff es aber damit ungeschickt an. So heruntergekommen die Finanzen seines unangreifbaren Landes waren, willigte er doch in keine Verminderung des ungeheuren Heeres und drückte durch diesen Militärstaat bedrohlich auf seine Nachbarn. Im Innern ward eine Zeitlang durch Bibelverbreitung für die Bildung der Massen Manches gethan, auch durch Zulassung protestantischer Missionen und deutscher Auswanderer in die südlichen Gebiete einiges Licht geworfen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft aber beschränkte sich auf die Ostseeprovinzen. — Dem unglücklichen Polen gab Alexander 1815 eine Verfassung, die für den Adel freisinnig genug war, aber von einem absoluten Monarchen kaum ausgeführt werden konnte, wenn er nicht Rußland mit einer ähnlichen beglückte. Letzteres lag wirklich in des Kaisers Sinn; denn als er 1818 den ersten polnischen Reichstag eröffnete, hoffte er „mit Gottes Hilfe diese freien Einrichtungen auf alle seine Lande auszudehnen.“ Aber nun wurde sein Agent Kotzebue (S. 837) getödtet; und die südeuropäischen Revolutionen brachten ihm eine ungemessene Furcht vor dem Geist des Umsturzes bei. Die altrussische Partei erhob sich mit Macht und stürzte den aufgeklärten Cultminister Galizin. Die Freiheitsbestrebungen zogen sich in geheime Gesellschaften zurück, welche sich zumeist unter den Polen bildeten, einem Volk, das „nur im Aufstand lebt und sich begreift,“ 1823 aber auch russische Offiziere zu Verschwörungen vereinten.

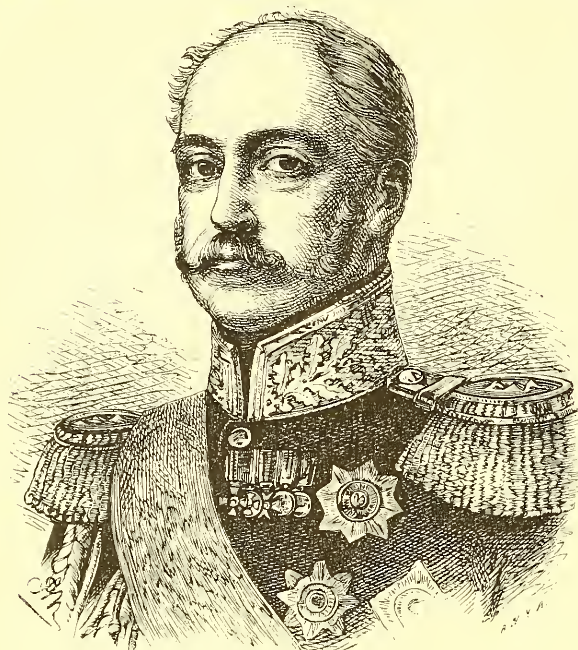
Als sich die Griechen erhoben, drängte die Armee zum Krieg mit der Pforte; Metternich dagegen ließ den Kaiser in der griechischen Sache nur eine Schwindelei der Umsturzpartei sehen. Hin- und hergetrieben zwischen seiner Griechenliebe und der Revolutionsfurcht, schwankte der gute Fürst in seinen Entschließungen, wurde immer unstetiger und mißtrauischer, auch gegen die Bibelfreunde, suchte sich auf einer Reise in den Süden zu erholen und starb, gebrochenen Herzens, 1. Dez. 1825, in Taganrog.

Alexanders Bruder Konstantin, der ihm folgen sollte, hatte bereits im Stillen auf den Thron verzichtet, dem er sich nicht gewachsen fühlte, ohne daß der dritte Bruder, Nikolaus, officiell darum wußte. Daher lehnte dieser die Krone ab, bis Konstantin, der in Warschau als Generalissimus des polnischen Heeres saß, die Entsagung bestätigt hätte. Als sie eintraf und die Eidesleistung, 26. Dez., vollzogen werden sollte, stellten die Verschworenen der Geheimbünde den Soldaten vor, Nikolaus sei ein Thronräuber, und veranlaßten sie zum Rufe: Es lebe Konstantin und die Konstitution! Mit dieser, vermutheten die verführten Soldaten, werde wohl Konstantins Frau gemeint sein. Die versammelten Regimenter standen fest gegen die anreitende Garde, die auch auf dem Glatteis ausglitt; einzelne Schüsse aus ihren Reihen streckten sogar treue Führer nieder, welche zur Pflicht zurückrufen wollten. Nur langsam rückte die Artillerie an, der endlich die Kugeln nachkamen; ihr Einschlagen zerstiebte die Meuterer. Oberst Pestel und 4 Andere büßten am Galgen, die übrigen „Dekabristen“ wanderten nach Sibirien. Den heiligen Boden Rußlands von dieser „fremden Pest“ der Freiheitsideen zu reinigen, schien hinfort des Kaisers Beruf.

Nikolaus I. (1825—55) war ein ganzer Mann und ein ganzer Russe. Von wechselnden Stimmungen unbeirrt, gedachte dieser geborne Herrscher möglichst gradaus zu gehen, um das gesammte Land in allen seinen Theilen völlig zu russifiziren und es Einem Willen zu unterwerfen, dem des einzigen Reichsbeamten, dem er trauen zu können meinte. Diesen Willen wollte er aber auch in allen Weltfragen geltend machen.

Der Türkei stellte Nikolaus alsbald ein Ultimatum, daß sie die Donaufürstenthümer völlig räume und die seit dem Griechenaufstand in Konstantinopel festgehaltenen serbischen Geiseln loslasse, was auf der Stelle gewährt wurde. Indessen beschloß er im Verein mit England die Friedensvermittlung für Griechenland, dem er ein

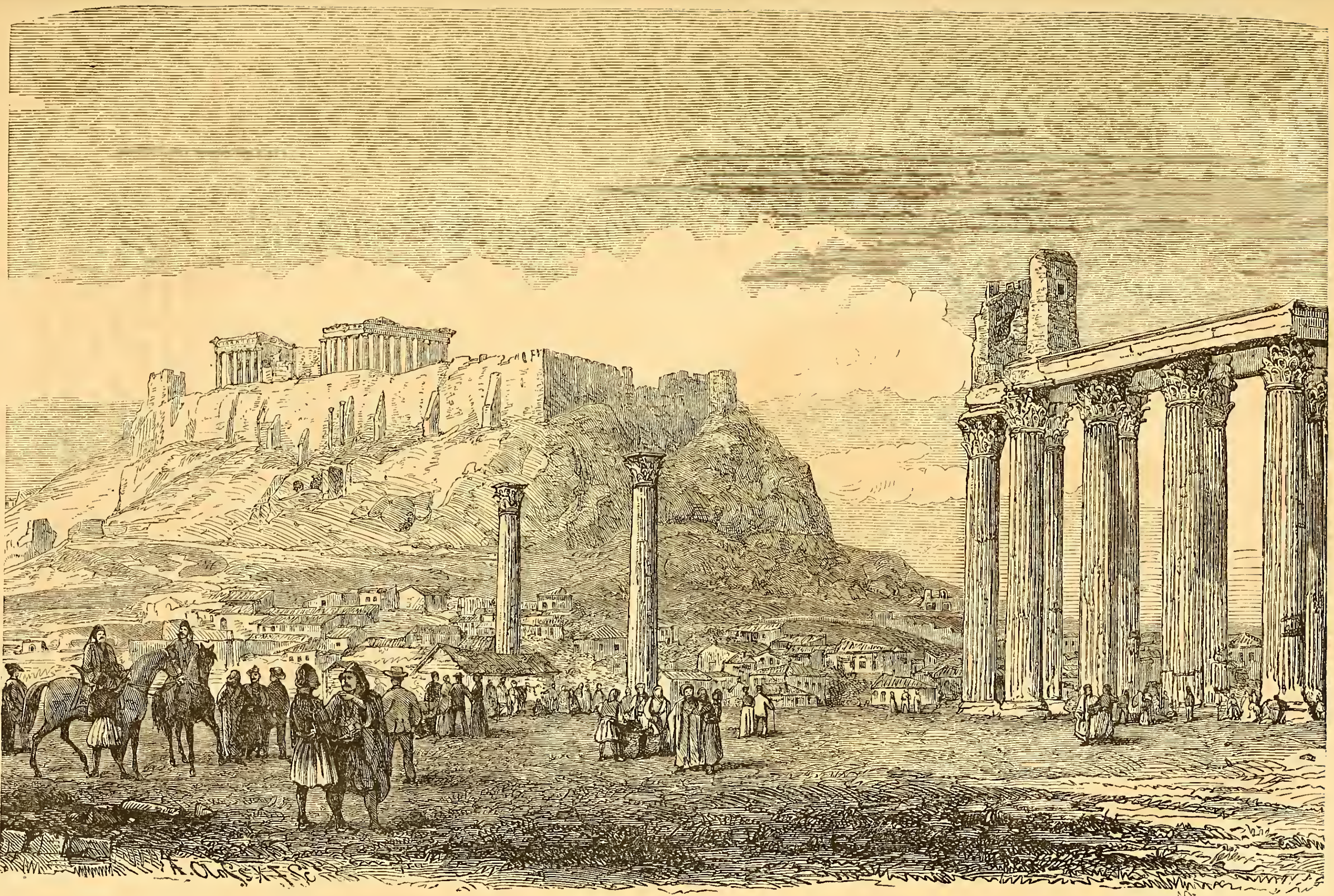
Oberhaupt gab (S. 853), und übte sein Heer im Kampf gegen Persien, wo ihm Paskiewitsch 1827 die Festung Eriwan eroberte und das große Reich bis zum Ararat ausdehnte. England that nichts für das schutzbefohlene Persien, außer daß es den Frieden zu Turkmantschai (Febr. 1828) vermittelte, der dem Kaiser bedeutende Geldentschädigung verschaffte. Sofort rüstete er sich unter dem Jubel seiner Russen gegen den türkischen Erbfeind.


Fig. 279. Nikolaus I.

Sultan Mahmud II. (Fig. 280) hatte, durch die Erfolge des ägyptischen Vasallen (S. 850) belehrt, den Plan seines Oheims Selim III. wieder aufgenommen, durch ein europäisch organisirtes Heer die Widerstandskraft seines Reiches zu mehren. Das war kein gefahrloses Vornehmen, hatte doch Selim darüber 1808 Thron und Leben verloren, weil die Geistlichkeit sowohl als das privilegirte Heer der Janitscharen jede Neuerung argwöhnisch aufnahm. Diese zu beruhigen, führte Mahmud nichtchristliche, ägyptische Offiziere ein, sein Fußvolk zu disziplinieren. Sobald aber die Einübungen begannen, brach der Aufruhr der Janitscharen los. Der Sultan folgte dem Beispiel des Nikolaus; er ließ 16. Juni 1826 Kanonen auffahren und die Rebellen mit Kartätschen niederstrecken. Die Kaserne der Janitscharen wurde verbrannt, ihre Körperschaft aufgehoben, das übrige Gesindel, da es sich durch Anlegung von Feuersbrünsten rächte, in Masse hingerichtet oder ausgewiesen.

Civilisation einzuführen, wurde nun das Stichwort in Konstantinopel; doch begriff der Sultan selbst den Kern derselben nicht von ferne, und wurde auch so schlecht bedient, daß die meisten Reformen nur in Schein ausliefen. Er wagte christliche Damen zu besuchen, seinen Kindern die Pocken einimpfen zu lassen, Wein zu trinken; aber der Abgabendruck, die Unsicherheit des Eigenthums und alle Mißbräuche muselmanischer Willkühr und türkischer Rohheit währten auch unter fränkischer Maske unvermindert fort, selbst in der Hauptstadt, wie vielmehr in den Provinzen.

Fast in einem Jahre hatte Mahmud sein Fußvolk vernichtet und durch den Schlag von Navarin (S. 853) seine Flotte eingebüßt. Die schlauen Russen rieben sich die Hände und betrieben in Akjerman Verhandlungen, in welchen sie ihre Forderungen beständig steigerten und zuletzt über Vertragsbruch klagten, worauf 26. April 1828 die russische Kriegserklärung folgte. Der erste Feldzug, von dem alten Wittgenstein geleitet, den aber die Gegenwart des Kaisers vielfach hemmte, entsprach nur gar nicht der Erwartung, die Europa vom russischen Heere hegte. Es erfocht im Kampf um die Donaufestungen unter schweren Verlusten etliche „Siege der Einäugigen über die Blinden," wie der große Fritz über russische Kriegserfolge in der Türkei zu witzeln pflegte; den bedeutendsten Gewinn, die Besetzung der Festung Warna ver-



Athen mit den Ruinen der Akropolis.

dankte es nur dem Verrath des Vertheidigers. — In Asien dagegen führte der kriegserfahrene Paskiewitsch ein durch sorgfältige Pflege an sich gekettetes kleines Heer, eroberte damit in kühnem Zug die Festung Kars (Juli), die Nadir Schah 1735 mit 100,000 Mann vergeblich belagert hatte, sofort auch Achalkalaki und Achalzik (August), und wußte selbst im Winter Persien, das (Febr. 1829) durch einen Volksaufstand in Teheran und den Mord des russischen Gesandten hoch aufgeregt war, wieder zur Ruhe zu verweisen, indem er sogar mit dem Sturz der Dynastie drohte. Der Schah fügte sich; sein eigener Enkel eilte nach Petersburg, um für die Schmach des Gesandtenmords Abbitte zu thun.


Fig. 280. Mahmud II.

Paskiewitsch errang auch im zweiten Jahre die frühsten Erfolge. Er verstärkte seine Truppen mit Eingebornen, und durch einen merkwürdigen Vormarsch und Doppelsieg, 1. Juli 1829, öffnete er sich den Weg nach Erzerum und Trapezunt. — Von der Donau rückte der Schlesier Diebitsch gegen den Großwesir Reschid Pascha vor, der den Balkanschlüssel, die Feste Schumla, vertheidigte, schlug ihn bei Kulewtscha, 11. Juni, trat mit nur 18,000 Mann seinen Marsch über das Gebirge an, der ihm den Beinamen Sabalkanski eintrug, und zog 20. Aug. in Adrianopel ein. Zum Glück gieng ihm der Ruf von einer ungeheuren Heeresmacht voraus; der Sultan erschrack, da er seinen Truppen wegen des schleichenden Widerwillens gegen die neuen Waffen und Ordnungen nicht trauen konnte, und da nun Nikolaus seinen Schwiegervater in Berlin um einen guten Dienst bat, eilte der preußische General Müffling nach Konstantinopel und ließ den Sultan so milde Vertragsbedingungen hoffen, daß 14. Sept. der Friede von Adrianopel zu Stande kam. Rußland wurde mit 7 Mill. Dukaten und allerlei Handelsvortheilen, mit der Abtretung der Ostküste des schwarzen Meers und der Donaumündungen entschädigt; die Donaufürstenthümer, auch Serbien, wurden noch unabhängiger, d. h. mehr unter Rußlands Protektorat gestellt; und Griechenlands Befreiung erhielt endlich die Zustimmung des Sultans. —

Die Türkei war so tief geschwächt, daß sie ohne durchgreifende Reformen dem Auflösungsprozeß verfallen schien. Solche Neuerungen betrieb der Sultan im Verein mit seinem Großwesir, dem ehemaligen georgischen Christenknaben Reschid Pascha, nach dem Maße ihrer Einsicht; europäische Tracht wurde eingeführt und auf Centralisirung des lose verbundenen Staats hingearbeitet. Reschid unterwarf auch mit List und Tapferkeit die aufrührerischen Arnauten und Bosnier 1831 f. Indessen hatte der Aegypter mit seinen Reformen dem Sultan einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen; daß für seine Kriegsdienste ihm Kreta und Cypern übergeben worden waren, befriedigte ihn nicht, er verlangte auch Syrien. Da ihn

der Sultan damit abwies, führte Ibrahim Pascha seine „Taktiker“ Okt. 1831 nach Palästina, erstürmte 1832 Akka und zog triumphirend in Damaskus ein. Ein erstes

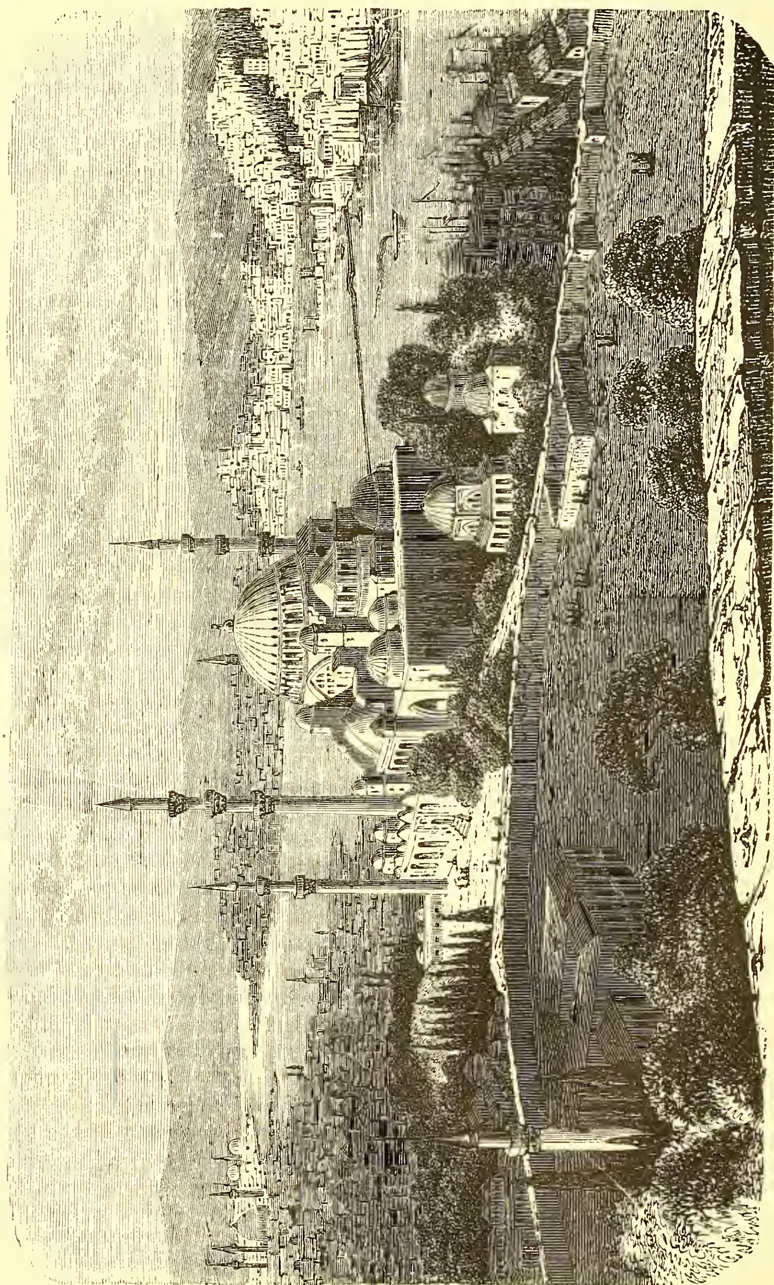


Fig. 281. Konstantinopel (die Moschee Suleiman's im Vordergrund).

Türkenheer, das sich ihm bei Beilan entgegenstellte, wurde 27. Juli gesprengt; Reschid Pascha führte ein zweites bis K o n i e h, in Kleinasien, wo die Aegypter ihn gänzlich schlugen und gefangen nahmen, 21. Dez. Schon lag diesen der Weg nach

Konstantinopel (Fig. 281) offen, als — wer sollte es meinen? — Nikolaus dem Sultan großmüthig zu Hilfe eilte und russische Truppen nach Skutari sandte, Konstantinopel zu decken. Da mußte Muhammed Ali das weitere Vordringen einstellen. Im Frieden von Kutahia, 6. Mai 1833, erhielt er ganz Syrien, und Rußland wurde 8. Juli durch den Vertrag von Unkjar Skelessi belohnt, der ein Schutzbündniß mit der Pforte aufrichtete und die Dardanellen jedem fremden Kriegsschiff verschloß. Damit war das schwarze Meer ein russischer Binnensee geworden.

Indessen brannte Mahmud von Racheburst gegen den siegreichen Vasallen, der seinerseits die Küsten des rothen Meers bis gen Aden hin unterwarf (wo die Engländer 1839 sich zum Schutz des Dampferverkehrs mit Indien festsetzten), dann auch Ostarabien bedrohte. Dieser Muhammed Ali mit seinen drückenden Monopolen und seinem Allerweltshandel wurde denn doch den Engländern unbequem. Daher schloßen sie 1838 einen Handelsvertrag mit der Pforte, wornach im ganzen türkischen Reich das Monopolsystem aufhören und freie Ausfuhr stattfinden sollte, also auch in Aegypten und Syrien. Der Vicekönig zögerte mit der Annahme dieser Bestimmungen und wurde dafür voreilig vom Sultan für einen Hochverräther erklärt und aller Würden entsetzt. Ein türkisches Heer rückte in Syrien ein, begleitet von einem preußischen Hauptmann, dem genialen Moltke, dessen Rath leider nicht beachtet wurde. Ibrahim zermalmte es bei Nisib, 24. Juni 1839, und konnte wieder gegen Konstantinopel vorrücken, wo der dem Trunk verfallene Mahmud II. im Sterben lag († 30. Juni) und sein Kapudan Pascha die ganze Flotte dem Aegypter auslieferte. — Dem 16jährigen Sultan Abdul Medschid (1839—61) griffen jedoch die Großmächte unter die Arme, vor allen England, das die Türkei nicht tiefer sinken lassen durfte, daß sie nicht Rußlands Beute werde. Und da Frankreich dennoch den Aegypter sichtlich befreundete, schloßen die vier übrigen Mächte 15. Juli 1840 den Quadrupelvertrag, welcher dem Aegypter, wenn er sich unterwarf, die Erblichkeit des Paschaliks und einen Theil von Syrien zusicherte. Wie er darauf nicht eingieng und auch der französische Minister Thiers zum Kriege rüstete, um etwa die Rheingrenze oder die Balearen zu erhaschen, segelte eine englisch-österreichische Flotte in den Osten, erstürmte Akka und Beirut, bombardirte Alexandria und nöthigte den Vicekönig, Syrien, Arabien und Kreta zu räumen, und gegen Zurückgabe der türkischen Flotte, sich mit der Erblichkeit des ägyptischen Unterthrones zu begnügen. Muhammed Ali starb 80jährig 1849.

Auch von Serbien (S. 850) mag hier gleich weiter die Rede sein. Mit großer Schlauheit regierte dort der Kniäs Milosch Obrenowitsch, indem er die türkische Oberherrschaft sich gefallen ließ und der Theilnahme am griechischen Aufstand geschickt auswich. In der Kirche von Kragujewatz versammelte er, Jan. 1827, die Skupschtina (Stände) des Volks und verkündigte ihnen etwas, das einer Konstitution gleich sah, also Gleichheit vor dem Gesetz, Handels-, Religionsfreiheit 2c. Unter der letzteren verstand man übrigens im Lande selbst nur das neue Vorrecht, Glocken zu besitzen und zu läuten, verbunden mit dem wesentlicheren, keine griechischen Bischöfe mehr zu haben, sondern blos serbische. Dieser wilde Bauer und Hirt machte sich nun mit den europäischen Zuständen bekannt, indem er sich alles Mögliche vorlesen ließ 2c., während er zugleich seine unruhigen Serben genau überwachte, despotisch regierte, und alle Verschwörungen mit List oder Gewalt vereitelte, nebenbei auch das Schätzesammeln nicht vergaß, wie er z. B. die Steuern in österreichischer Münze erhob, alle Zahlungen aber in türkischer leistete. Dabei lebte er höchst einfach, wie denn seine Gemahlin das Essen immer selbst auftrug. — Als dann der Friede von Adrianopel ihm noch weiter Luft schaffte, ließ er es sich etwas Geld in Konstantinopel kosten (wo dasselbe eben rar geworden war), um damit einen Hattischerif auszuwirken, der ihn zum erblichen Kniäs der Serben ernannte, Sept. 1830. Mit dem Patriarchen von Konstantinopel schloß er 1832 ein Konkordat ab, welches gegen eine jährliche Abgabe die Ernennung der Bischöfe dem Fürsten überließ. Später, 1838, nöthigte man ihn zur Ertheilung einer Konstitution, wobei Rußland verlangte, daß er einen Senat einsetze, der sodann den Fürsten zur Rechnungsablage zwingen wollte. Im Aerger darüber

dankte Milosch, 1839, zu Gunsten seines Sohnes ab. Dieser, Michael, regierte möglichst verfassungstreu, wurde jedoch von den Senatoren 1842 gestürzt. Auch der schwache Sohn des schwarzen Georg, Alexander, konnte es der Nation und Rußland nicht recht machen; da er keine Skupschtina berief, wurde er abgesetzt und der greise Milosch, 1858, wieder gewählt († 1860). Seither sucht die Familie Obrenowitsch mit kluger Berechnung aller Umstände sich zwischen den Nachbarstaaten durchzuwinden.

§ 7. Englands innere Entwicklung.

Wir kehren in den Westen zurück und wenden uns dem Lande zu, welches allein ohne Wechselfälle den 20jährigen Kampf mit Frankreich durchgeführt, und durch seine Hilfsgelder und seinen Feldherrn Wellington so wesentlich zu dessen glücklichem Abschluß beigetragen hatte, daß Europa ihm zu besonderem Danke verpflichtet war, zu Großbritannien, das mittlerweile seine Handelsherrschaft auf allen Meeren befestigt und weiter entwickelt hatte. Es war auch aus einem Krieg mit Nordamerika (1812—14), den seine Anmaßungen in Sachen des Rechts, fremde Schiffe auf offener See anzuhalten und zu visitiren, hervorgerufen hatten, nicht unrühmlich, jedenfalls ungeschädigt hervorgegangen. Zwar fehlte es auch hier nicht an großen Nothständen, mußte man doch 1815 die ungeheure Staatsschuld von 814 Mill. Pf. St. verzinsen, setzte doch die Ausdehnung des Fabrikbetriebs bei jeder Handelsstockung große Menschenmassen plötzlich bitterem Elend aus, war doch die Aristokratie, welche den Landbesitz und die Vertretung auch im Unterhaus inne hatte, allen wichtigeren Reformen entschieden abgeneigt, seufzten doch die Katholiken Irlands unter einer stiefmütterlichen Behandlung. Aber durch die Tüchtigkeit seiner protestantischen Bevölkerung ward das Reich vor jenen heftigen Ausbrüchen und schroffen Wechseln bewahrt, welche romanische und morgenländische Nationen heimsuchen. Männer wie Wilberforce († 1833) hatten auch in höheren Kreisen dem praktischen Christenthum Eingang verschafft und gezeigt, wie durch Geduld und Weisheit im Wohlthun auch tiefe Schäden, z. B. der Sklavenhandel (1807), die Verheidnischung der Briten in Indien (1814), wirksam bekämpft werden können. — Revolutionäre wühlten wohl auch in England; sie veranstalteten 1819 eine Massenversammlung in Manchester, welche nach Abschaffung der Korngesetze und Einführung gleicher Vertretung schrie, und nicht ohne Blutvergießen durch Husaren gesprengt wurde. Ein gewisser Thistlewood wollte 1820 die Minister ermorden, wurde aber nebst vier Mitverschworenen gehenkt. Gefährlicher für die Monarchie war die Schmach, welche über die Königsfamilie hereinbrach.

Der wohlmeinende, hartnäckige, zuletzt wahnsinnige und blinde Georg III. (1760 bis 1820) war kaum gestorben, als sein Sohn Georg IV., ein vollendeter Wüstling und falscher Spieler, wünschte, seine Minister sollten die Scheidung von seiner Gemahlin durchsetzen. Diese, Karoline von Braunschweig, hatte ihm eine Tochter geboren, welche der Liebling des Volkes wurde, aber 1816 mit dem Prinzen Leopold von Koburg vermählt, schon im ersten Wochenbette starb. Die Mutter, von ihrem Gatten gehaßt und gemieden, später auch von ihrer Tochter getrennt, trieb sich ohne Rücksicht auf Anstandsregeln ziemlich ungebunden in fremden Ländern herum, überall von Spionen bewacht, erfuhr den Tod ihrer Tochter und den Regierungsantritt ihres Gemahls nur durch die Zeitungen, kehrte aber jetzt unter allgemeinem Jubel nach London zurück. Georg klagte sie 1820 vor dem Oberhaus des Ehebruchs an und verlangte, daß sie des Titels einer Königin verlustig erklärt werde. Was auch die Spione und Zeugen verdächtigendes vorbrachten, das Volk feierte sie hoch, um dem Könige seine tiefe Verachtung zu bezeugen; und auch die Minister fanden schon das Oberhaus so getheilter Ansicht, daß sie die Klage gegen Karoline fallen ließen. Wäre dieselbe vor's Unterhaus gekommen, so hätte die Beschuldigte das ganze Schandleben ihres Gemahls enthüllt. Doch ward sie, weil nicht freigesprochen, in keines ihrer Rechte eingesetzt, und als sie, 16. Juli 1821, zur Krönung des Königs in die Westminsterkirche eindringen wollte, wies man sie an der Thüre zurück. Sie erlag diesen Aufregungen 7. Aug. 1821, und noch ihr Leichenbegängniß (da der Sarg nach Braunschweig abgeführt wurde) gab Anlaß zu einem blutigen Zusammenstoß mit der Garde.

Nachdem der unbeliebte Minister Castlereagh durch Selbstmord, 12. Aug. 1822, abgetreten war, übernahm der beredte, glänzend begabte Canning die Führung der auswärtigen Angelegenheiten. Hatte sein Vorgänger noch vielfach auf Metternichs Orakelsprüche gehört, so stellte Canning nun den Grundsatz auf, jedes Volk habe seine innern Angelegenheiten selbst zu ordnen, nach eigenem Geschmack und unbehindert von Interventionen der Nachbarn. In diesem Sinne handelte er gegen Griechenland, Portugal, Südamerika, und die Freiheitslustigen aller Länder jauchzten dem neuerstehenden England zu. Metternich klagte: „Canning ist zwar kein Brandstifter, aber wo ein Feuer ausbricht, stellt er sich zwischen den Brand und die Spritzen.“ Als er aufgerieben von Anstrengungen, 8. Aug. 1827, verschied, fühlte eine halbe Welt den Verlust. Seine Zeit ist noch besonders denkwürdig durch die Vollendung der ersten mit Dampfmaschinen befahrenen Eisenbahn, 1825, und den Aufschwung, den alle Industrieen durch neue Erfindungen gewannen.



Fig. 282. G. Canning.

Canning hatte die Frage der Katholikenemanzipation, die soviel bedeutete, als Irland mit England in allen Rechten gleich zu stellen, eifrigst vorbereitet. Schon im Kriege mit Nordamerika war den Iren manche Erleichterung und 1782 sogar ein eigenes, freilich nur von Protestanten beschicktes Parlament verwilligt worden, das 1793 den Katholiken den Zutritt in viele Aemter und Rechte eröffnete. Nun aber gährte es erst recht in diesem leidenschaftlichen Volke, das allerlei Elend mit Heiterkeit, aber kein Glück mit Maß zu ertragen weiß. Verrätherische Verbindungen wurden mit Frankreich angesponnen, und Pitt unterdrückte, 1798, die drohende Empörung nicht ohne Blutvergießen. Darnach gewann er das irische Parlament, seine Separatexistenz aufzugeben, indem er die legislative Union mit Großbritannien 1800 aussprach; damit war Irland nun wie Schottland gestellt, d. h. seine Vertreter saßen mit im englischen Parlament. Er wollte nun auch die übrigen Rechtsungleichheiten der Katholiken aufheben, scheiterte aber an den Gewissensscrupeln Georgs III., und schied darum 1801 aus dem Ministerium. Im Verlauf der Zeit war das Unterhaus den Katholiken günstig gestimmt worden, nur das Oberhaus und der König widerstrebten noch ihrer völligen Emanzipation. Da trat der Agitator Daniel Oconnell (Fig. 283), † 1847, auf den Plan und vereinte alle katholischen Kräfte zum Ansturm gegen die Bedenklichkeiten der englischen Großen. Die Priester halfen einerseits bei allen Wahlen, die Regierungskandidaten durchfallen zu lassen, andrerseits beruhigten sie die Machthaber, indem sie 1826 in einer Synode der irischen Bischöfe die Macht des Papstes als sehr ungefährlich darstellten: derselbe sei weder unfehlbar, noch berechtigt, Fürsten abzusetzen, unchristlich sei es, jemand

als Ketzer zu tödten. Was Canning nicht gelang, führte Wellington durch. Es hatte nämlich Oconnell gewagt, sich selbst 1828 in's Parlament wählen zu lassen;



Fig. 283. Daniel O'Connell.

er versuchte aber nicht in dasselbe einzutreten, sondern bewegte die grüne Insel im Innersten durch eine Reihe von Massenversammlungen, die sein Zauberwort bald zur Wuth anspornte, bald wieder zügelte. Um den Bürgerkrieg zu vermeiden, nöthigte der eiserne Herzog das Oberhaus und den König, 13. April 1829, die Emanzipationsbill anzunehmen.

Dadurch wurde das Parlament den Katholiken geöffnet, ebenso stand ihnen hinfort der Zutritt zu allen außer ein paar höchsten Aemtern frei. Die Fehden aber zwischen Katholiken und Protestanten, die Ermordungen der Gutsherren, die Verschwörungen und Wühlereien haben bis auf diesen Tag im armen Erin noch nicht aufgehört; und im Parlament haben die von den Priestern abhängigen irischen Stimmen schon oft den Ausschlag gegeben. Oconnell fuhr fort, seine trägen Iren, statt zur Arbeit, zu immer neuen Anläufen, wie zum Erkämpfen des repeal (Widerrufs) der Union aufzuregen, bis eine große Hungersnoth in Folge der Kartoffelfäule, 1846, Einhalt gebot und eine Million Irländer zur Auswanderung nach Amerika bewog.

Eine andere Neuerung war die Parlamentsreform. Kleine herabgesunkene Flecken mit 3—4 Wählern hatten noch immer das Recht, Vertreter in's Parlament zu schicken, während große Städte unvertreten blieben; die Folge war, daß der Adel seinen Söhnen in jenen Orten Parlamentssitze erkaufte, und die Stimme des Mittelstandes auch im Unterhause sich nicht nach Gebühr hörbar machen konnte. Als der

ehrliche Seemann Wilhelm IV., 26. Juni 1830, seinem Bruder auf dem Thron nachfolgte, mußte ein neues Parlament gewählt werden, das unter dem Einfluß der Julirevolution (§ 9) bedeutend freisinniger ausfiel als das letzte. Dennoch widersetzte sich Wellington jedem Antrag auf Einführung von Reformen in einer so aufgewühlten Zeit, und sprach sein Bedauern aus über die ungerechtfertigten Empörungen in Belgien und anderswo. Der allgemeine Unwille nöthigte ihn abzutreten, nachdem das aufgeregte Volk ihm die Fenster eingeworfen hatte, und die Whigs übernahmen (Nov.) die Leitung der Geschäfte. Doch mußte auch das nächstgewählte Parlament entlassen werden, ehe Lord Russell's Reformbill durchdrang, 21. Sept. 1831. Trotz wiederholter Ausbrüche der Volkswuth beharrte aber das Oberhaus noch immer

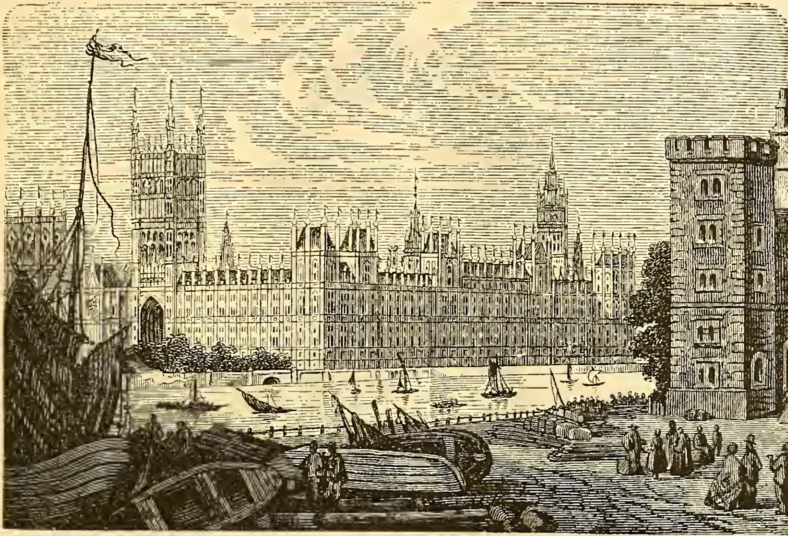


Fig. 284. Das Parlamentsgebäude in London.

auf seinem Widerstand; erst als Wellington, Mai 1832, den vergeblichen Versuch wagte, die Regierung zu übernehmen, wofür selbst der König mit Steinwürfen bedacht wurde, zeigte sich, daß der Volkswille durchgehen müsse. Wilhelm ertheilte den Whigministern die Vollmacht, so viele neue Pairs zu ernennen als nöthig wären, im Oberhaus zu siegen, und nachdem dadurch der Widerstand der Tories gebrochen war, wurde die Reformbill, Juli 1832, zum Gesetz. Plätzen, die keine 2000 Einwohner hatten, wurde hinfort das Wahlrecht entzogen, allen Städten von 4000 Einwohnern ein Vertreter, denen von mehr als 20,000 je zwei Vertreter zugestanden. Wähler aber ward, wer mindestens 10 Pf. St. Steuern zahlte.

Wenn hiemit die Mittelklassen befriedigt waren, so erhoben sich doch bald andere Stimmen, deren Forderungen um ein gutes weiter giengen. Es bildete sich die Partei der Chartisten, welche für die Arbeiterbevölkerung neue, ausgedehnte Rechte in Anspruch nahm, wie allgemeines Stimmrecht, geheime Abstimmung, jährliche Parlamente, Taggelder für ihre Mitglieder, Steuerreform; das und mehr sollte die Volkscharte bieten. Doch verwarf der bessere Theil der Nation solche unabsehbare Neuerungen, nur daß im Verlauf der Zeit die Theilnahme an den Wahlen immer neuen Volksklassen eingeräumt und von einsichtigen Ministern wie Rob. Peel (Fig. 284), † 1850, die möglichst gleiche Vertheilung der Staatslasten durch Einführung einer Einkommenssteuer, 1842, Beseitigung des Einfuhrzolls von fremdem Korn, 1846, angestrebt wurde. Die geheime Abstimmung wurde 1872 zum Gesetz erhoben; Juden sitzen seit 1858 im Parlament.

Eine große Maßregel war die Abschaffung der Sklaverei in allen britischen Kolonien, die am 1. Aug. 1834 angekündigt, 1838 vollendet wurde. Die Entschädigung von 20 Mill. Pf., welche man den Pflanzern gab, zeigte, daß das englische Volk, dem man schon nachgesagt hat, es denke blos an sich und gehe in den Fragen nach corn und cotton (Baumwolle) auf, doch auch für höhere Interessen eine tiefe Empfänglichkeit besitzt. Mit diesem raschen Schritt war den Negern Westindiens der Aufschwung zu einer menschenwürdigen Existenz möglich gemacht, und eine alte Schuld aus den Tagen des Mercantilsystems getilgt; nur schädigte er den Wohlstand der Kolonien, weil man die Neger für die Freiheit nicht erzogen hatte. Fortwährend unterhielt England ein Geschwader von Kreuzern an der afrikanischen Küste, um die Negerausfuhr zu verhindern; aufgefangene Negersklaven aber wurden



Fig. 285. Robert Peel.

nach Sierra Leone gebracht, daselbst erzogen und christianisirt, und der rechtliche Handelsverkehr mit Afrika in jeder Weise, auch durch Befahrung des Niger, gepflegt und ausgedehnt. Graf Shaftesbury verbesserte seit 1833 das Loos der vernachläßigten Fabrikarbeiter, regelte die Verwendung der Frauen und Kinder, sammelte die arme Jugend in Lumpenschulen und arbeitete in allerlei Weise der inneren Mission wirksam vor. Auf allgemeinen Schulunterricht aber wird erst seit 1870 losgesteuert.

Am 20. Juni 1837 starb Wilhelm IV., und seine Nichte Victoria bestieg den Thron Großbritanniens; zu ihrem Gatten und geheimen Rathgeber wählte sie den klugen Prinzen Albert von Koburg († 1861), der ihre Ehe zu einer auch für England glücklichen machte. Von ihm gieng der Gedanke aus, in einem tem=

porären Palast von Glas und Eisen ein lebendiges Bild von der Entwicklung zu geben, zu welcher die Arbeit der gesammten Menschheit gelangt ist. Auf einer ersten Weltausstellung konnten 1851 die Völker sehen, wie viel sie noch von einander zu lernen haben. Von dem Land der Kohlen und des Eisens, der Kapitalien und Industrien, strömten nun mächtige Einflüsse auf Europa aus: der Freihandel (Aufgeben des Zollschutzes), Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Beseitigung der Zinsbeschränkungen und der Schuldhaft, das Recht der Koalition bis auf die Arbeitseinstellung hinaus. Damit wurden allerhand Menschenkräfte entfesselt und die Hervorbringung wie der Austausch aller Lebensbedürfnisse auf eine ungeahnte Höhe gesteigert.

§ 8. Die letzten Bourbonen.

Zwei Bourbonen, den Brüdern Ludwigs XVI., war es noch beschieden, den Thron des unruhigen Frankreichs zu besteigen. Der erste, Ludwig XVIII., verletzte schon durch seine Namenswahl viele Revolutionäre, weil dieselbe das Andenken an seinen bedauernswerthen Neffen, Ludwig XVII. (S. 758 ff.), wachrief. Etwas anderes, was den Republikanern und der Armee wehthat, war seine natürliche Vorliebe für das weiße Banner seines Geschlechts mit den Lilien drauf, während sie sich an die Fahne der Revolution, die dreifarbige, hielten und auch die „Adler" des großen Kaisers vermißten, als ob diese noch nicht genug Fleisch gefressen hätten. Der König selbst war ein kluger und gemäßigter Mann, der die Bequemlichkeit liebte, aber es schwer fand, zwischen den aufgeregten Parteien sicher hindurchzusteuern. Er hatte dem Volk eine Verfassung, die Charte, gegeben, welche freilich, wie anderes Papier, sich biegen und drehen, d. h. von jeder Partei anders auslegen und ausbeuten ließ.

So wurde denn ungemein viel hin und her gestritten, in den Kammern, wie man die beiden das Reich vertretenden Körperschaften nannte, und in der Presse, aber auch in den geheimen und öffentlichen Versammlungen und Vereinen der Hauptstadt; und immer bezog sich der Streit, wenn man die Leute hörte, auf das Recht, wie sie's verstanden, auf die Freiheit, die sie meinten, beim Lichte besehen aber auf den Besitz der Macht. Und die Centralisation, welche Napoleon eingeführt, wonach die Provinz Nichts, Paris Alles war, bestand leider fort, daher das schöne Ungeheuer, die Hauptstadt, alle Kräfte des Guten wie des Bösen aufsog und damit zugleich der Ruhm und der Ruin des Landes wurde.

Nach der Rückkehr von Gent, 8. Juli 1815, vermochte der König die milde, versöhnliche Art des ersten Jahrs nicht einzuhalten; denn die Royalisten und Ultras, an deren Spitze sein Bruder stand, glühten nach Bestrafung aller Anhänger Napoleons. Damals rächten sich die Marseiller blutig an ihren Feinden, und in protestantischen Gegenden wie in und um Nismes wurden die Nachkommen der Hugenotten monatelang mit Morden und Martern verfolgt, ja etliche gekreuzigt; einen Marschall Brune in Avignon, einen General Ramel in Toulouse durfte der katholische Pöbel erschlagen, ohne daß irgend jemand Einhalt that. Die damals gewählte Kammer war so royalistisch, daß der gemäßigte Minister Herzog von Richelieu, der nach der Hinrichtung Ney's Gnade über die Bonapartisten ergehen lassen wollte, sie auflösen mußte, Sept. 1816. Die neue Kammer trat gemäßigter auf, und ein neues Wahlgesetz brachte immer mehr Leute des liberal gesinnten Mittelstandes in die Volksvertretung. Das machte dem Minister etwas bange, und nachdem er auf dem Congreß in Aachen, Okt. 1818, es durchgesetzt hatte, daß die fremden Truppen, welche noch immer den Bourbonenthron stützten, schon jetzt abzogen, legte er seinen Posten nieder. Der Minister Decazes, des Königs erklärter Liebling, regierte nun immer freisinniger, er rief 31 der Königsmörder aus der Verbannung zurück, gewährte Preßfreiheit und that den Liberalen viel zu Gefallen. — Da entschloß sich ein Sattlergeselle Louvel, den Stammhalter der Bourbonenfamilie, des Königs Neffen zu ermorden, weil auf diesem alle Hoffnung einer fortgesetzten Thronfolge ruhte.

In einer geheimen Gesellschaft, wie sich damals einige bildeten, hatte er diesen bittern Haß gegen die Königsfamilie eingesogen. Als der Herzog von Berry 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus der Oper zum Wagen führte, stieß ihm Louvel einen Dolch in die Brust. Der Getroffene rief: Ich bin ein Mann des Todes! und seine Gemahlin, die auf ihn zustürzte, wurde vom Blute des Gatten überströmt. Der Thäter ward ergriffen, die Vorstellung aber ließ man fortdauern, um Unruhen zu verhüten; so begleitete Balletmusik den Todeskampf des Sterbenden. Dieser beschwor noch seine verzweifelnde Gemahlin, um des Kindes willen, das sie trage, sich zu schonen, bat den greisen König um Begnadigung des Mörders und verschied, als der Morgen graute. Louvel ward hingerichtet, im Sept. aber gebar die Herzogin von Berry den Herzog von Bordeaux, Graf von Chambord, noch jetzt Heinrich V. von den Royalisten genannt.

Der Vater des Ermordeten drang in seinen Bruder, von der betretenen Unglücksbahn umzulenken. Es geschah: Decazes wurde entlassen und Richelieu regierte in strenger monarchischem Geiste. Das hatte aber nur zur Folge, daß sich die Revolutionsschwärmer ärger als je erhitzten, das „Wunderkind" der Dynastie für unterschoben erklärten, und sich auf Geheimbünde legten. Als die Kunde von Napoleons Tod (5. Mai 1821) nach Frankreich kam, begann der Kultus dieses Halbgotts zur Mode zu werden. Ueberall sang man Bertrands Abschied und Berangers Kaiserlieder, bedauerte den modernen Prometheus, schimpfte unsäglich über seinen gewissenhaften Kerkermeister, verkehrte die ganze Geschichte der letzten 30 Jahre und leitete damit das Urtheil der Menge irre jenseits und diesseits des Rheins.

Es ward immer deutlicher: die Franzosen zu regieren, erforderte ein ganz besonderes Geschick. Ein klarer Finanzkopf, Graf Villele, trat Dez. 1821 an die Spitze eines neuen Ministeriums und suchte auch durch die Beihilfe der französischen Geistlichkeit den fast erstorbenen kirchlichen Sinn in den Massen neu zu beleben, was natürlich auf die Royalisten neuen Hohn wälzte. Daß z. B. Marschall Soult bei einer Prozession eine Kerze trug, hat man ihm Zeitlebens nicht verziehen. Als die spanische Revolution immer mehr Verschwörungen im Heere und bei den Republikanern hervorrief — auch Leute wie der alte nie gewitzigte Lafayette (S. 748) ließen sich darauf ein — entschloß sich die Regierung, über die Pyrenäen zu ziehen (S. 845), ein Unternehmen, das mit glücklichem Erfolg gekrönt wurde. Doch kannte nun der Triumph der Royalisten keine Grenzen, daher Ludwig XVIII. von banger Ahnung gequält, 16. Sept. 1824 dahin schied, den Bruder warnend: „Vergiß nicht, daß du die Krone für deinen Sohn und Enkel zu bewahren hast!"

Dieser Bruder, Karl X. (1824—30), schon 67 Jahre alt, ließ sich Mai 1825 in Reims mit allem mittelalterlichen Prunke krönen und wünschte zuvörderst der Geistlichkeit ihr früheres Ansehen wieder zu geben. Das ermuthigte allenthalben zu Bestrebungen, welche, wie die höflichen Gegner sich ausdrückten, „die Gleichgültigkeit Frankreichs folterten", wie die unhöflichen schrieen, eine Kapuzinerregierung einzuführen drohten. Villele setzte durch, daß die Emigranten für ihre Verluste durch 1000 Mill. Fcs. entschädigt wurden (14 von diesen erhielt der Herzog von Orleans, Lafayette fast ½ Mill. 2c.); er setzte durch, daß alle Kirchenfrevel strenger als bisher bestraft werden sollten, daß auch viele Frauenklöster errichtet werden durften; sogar die Jesuiten stellten sich wieder ein. Damit war viel gewagt. Als Karl, 27. April 1827, die Nationalgarde Revue passiren ließ, erscholl statt des üblichen Lebehochs der Ruf: Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten! Dafür wurde die Nationalgarde aufgelöst und die kaum erst aufgehobene Censur wieder eingeführt. Doch hatte sich der umsichtige Minister in diesen Kämpfen abgenützt, und da Karl ihn nicht gerade festhielt, trat er 1828 ab. — Der König versuchte es mit dem wohlwollenden Martignac, dessen Schaukelsystem aber am Ende niemand befriedigte. Da kam er auf seine erste Liebe zurück, den Gefährten seiner Verbannung, Fürst Polignac, einen dem Könige geistesverwandten, starrköpfigen Ultra.

Verhängnißvoll war, daß auch der Kriegsminister in dieser neuen Regierung vom 8. August 1829 einen allgemein verhaßten Namen trug: Graf Bourmont, der kurz vor Waterloo das napoleonische Heer verlassen hatte und darum bei den Soldaten als Ausreißer übel angeschrieben war. Die Revolutionären jubelten, daß der König durch diese Wahl jedem Versuch, sich beliebt zu machen, entsagt, ja sogar offen geäußert hatte: „Keine Zugeständnisse mehr!" Rüstete er sich auf einen Staatsstreich, so bearbeiteten sie ihrerseits mit allem Eifer das ganze Land, theils in geheimen Gesellschaften, theils durch Aufforderungen zur Steuerverweigerung. Die Zeitung, welche der gewandte Journalist Thiers herausgab, deutete bereits an, es werde mit der französischen Freiheit gehen wie mit der englischen; auf Jakob II. folgte dort ein Oranien, auch in Frankreich werde sich ein Mann finden, der bessere Bürgschaft für die Heilighaltung der Verfassung biete — wer anders als der Herzog von Orleans!

Als der König, 2. März 1830, die Kammern eröffnete und mit Niederhalten strafbarer Umtriebe drohte, war seine Erregung so groß, daß ihm der Hut entfiel; und der Umstand, daß Orleans gerade diesen wieder aufhob, galt für ein merkwürdiges Vorzeichen. Die Mehrheit der Kammer drückte ihr Bedauern aus, daß die Regierung den Volkswünschen nicht entspreche; dafür wurde sie aufgehoben und eine Neuwahl angeordnet. Um diese zu beeinflussen, suchte Karl erst etwas Kriegsruhm zu gewinnen. Der Dai von Algier hatte, April 1827, dem französischen



Fig. 286. Ansicht von Algier.

Consul wegen derber Gegenrede den Fliegenwedel in's Gesicht geschlagen, dafür sollte er gezüchtigt und das Unwesen der Barbareskenstaaten beseitigt werden. Dieß war ein zeitgemäßer Gedanke; seit Lord Exmouth, 1816, Algier bombardirt hatte, war dieses Raubnest wieder zu maßloser Unverschämtheit erstarkt. Bourmont zog mit einem Heer nach Nordafrika, eroberte, 5. Juli 1830, mit überraschender Schnelligkeit das reiche Algier, dessen Schätze allen Aufwand des Kriegszugs ersetzten, und nöthigte auch die benachbarten Raubstaaten, hinfort aller Beeinträchtigung christlicher Schiffe zu entsagen. Sonst hätte solcher Siegesglanz die Franzosen berauscht; die Revolutionäre aber hatten sich dießmal im Voraus dagegen gepanzert, hatten

bei den Wahlen fleißig gewühlt und siehe da — die neue Kammer fiel noch weniger königisch aus als die letzte. Es war ein ungeheurer Jubel bei den Liberalen aller Länder.

Am 26. Juli fanden die Pariser beim Erwachen fünf Ordonnanzen (Verfügungen) im Moniteur, in welchen die noch nicht zusammengetretene Kammer aufgelöst, eine neue Wahl nach einem neuerfundenen Wahlgesetz ausgeschrieben, und die Preßfreiheit noch mehr beschränkt wurde. In der Charte befand sich nämlich ein Artikel, welcher den König ermächtigte, durch Ordonnanzen für die Bedürfnisse der Verwaltung zu sorgen; und er konnte sich wohl sagen, da seine Gegner ihm das Regieren fast unmöglich machten, sei er berechtigt, auf dieses Mittel zurückzugreifen. Aber damit war doch die Verfassung confiscirt. Karl wußte, daß ein ernster Kampf bevorstehe, er war entschlossen, die bedrohte Monarchie zu retten; thörichter Weise sorgte er aber kaum für eine tüchtige Vertheidigung, indem der Marschall Marmont nur 8,000 Mann in Paris beisammen hatte, ja nicht einmal in das Geheimniß der Ordonnanzen eingeweiht war. Die h. Jungfrau, die Polignac im Traum zurief: Vollbringe dein Werk! soll ihn zu solchem Dreinfahren begeistert haben.

§ 9. Die Julirevolution.

Während der König in St. Cloud getrost auf die Jagd gieng, versammelten sich in Paris die Journalisten, Thiers 2c., um eine Protestation aufzusetzen; von Aufstand wurde dabei wohl geredet, der Gedanke aber bekämpft. Am 27. Juli jedoch, da die Polizei die Druckereien der protestirenden Zeitungen versiegelte, begannen die entlassenen Arbeiter die Gährung auf den Straßen weiter zu verbreiten, bis endlich der Pöbel den Patrouillen so hartnäckig widerstand, daß eine schoß und einen Mann umbrachte. Am Abend entbrannte schon da und dort ein kleines Gefecht; die Waffenläden wurden ausgeplündert und etliche Barrikaden erbaut; schon trug auch ein Mann stillschweigend eine Tricolore an der Seine hin und viele weinten beim Anblick der längst vermißten Farben. Die Phantasie der Menge war so aufgeregt, daß vielfach der Generalmarsch geschlagen, die Glocken zum Sturm geläutet und die Laternen zertrümmert wurden. Nationalgardisten, Studenten, Polytechniker, bonapartische Offiziere regten die Volkshaufen weiter an und betrieben den Barrikadenbau; die abenteuerliche Rauflust begeisterte schon auch ruhige Bürger. Doch erst in der Frühe des 28. entspann sich der gräßliche Straßenkampf.

Man würgte sich unter Scherzen und Witzworten, Kinder und Weiber verrichteten Helden- und Greuelthaten; Ziegel und Schornsteine wurden auf die Soldaten geworfen, siedendes Wasser und Vitriolöl aus den Fenstern gegossen. „Nieder mit den Bourbonen!" war bereits der Schlachtruf geworden, nachdem man gestern noch mit einem Ministerwechsel befriedigt gewesen wäre. Hatten die Truppen eine Barrikade genommen, gleich schloß sie sich wieder hinter ihnen; an dem heißen Tage ohne Lebensmittel und Erfrischungen gelassen, verfielen sie in eine klägliche Stimmung; immer mehr beschränkten sie sich darauf, das Stadthaus und die Tuilerien zu vertheidigen. Vorstellungen, die man dem Könige machte, blieben unbeachtet. — Am 29. starrte die Stadt von zahllosen Barrikaden; die matten Truppen wankten in ihrer Treue; Artillerie zu gebrauchen, wagte selbst Marmont nicht, gab vielmehr alles verloren. Offiziere zerbrachen ihre Degen oder warfen ihre Uniform ab. Als endlich zwei erschöpfte Regimenter zum Volk übergiengen, brachte ein frischer Anlauf auch die Tuilerien in die Hände der Menge. Der Sieg war errungen, man wußte selbst nicht wie; Lafayette übernahm im Stadthaus die Führung der bewaffneten Macht, die bisher unter freiwilligen und zufälligen Leitern, ohne Zusammenhalt und doch wie von Einem Gedanken bewegt den Kampf durchgefochten hatte. Marmont zog sich nach St. Cloud zurück; 951 Todte waren auf beiden Seiten gefallen, außer 5000 Verwundeten.

Jetzt freilich wollte der König die Ordonnanzen zurücknehmen und ein neues Ministerium bilden. Zu spät! war die Antwort der Liberalen, die sich 30. Juli um den Banquier Laffitte gesammelt hatten. Dieser setzte eine Proklamation

durch, welche den Herzog von Orleans als den geeignetsten Mann für den neuen bürgerlichen Staat bezeichnete. Die Republik, welche Viele vorgezogen hätten, würde Frankreich mit Europa entzweien; der Herzog aber habe unter der Tricolore gekämpft und warte ab, bis das französische Volk sich ausspreche. Der Plan gelang.

Dieser Herzog, Louis Philipp, geb. 1773, hatte sich erst samt seinem Vater, dem berüchtigten Egalité (S. 757) über Hals und Kopf in die Revolution geworfen und unter Dumouriez in Belgien gekämpft. Als er mit diesem fliehen mußte, war er 1793 in Reichenau unter bürgerlichem Namen Lehrer geworden, hatte sich dann vielfach in der Welt umgetrieben, besonders in Nordamerika, England, und 1809 eine sicilische Prinzessin geheiratet. Mit den Bourbonen nach Frankreich zurückgekehrt, erzog er seine Kinder mit Verstand und einfacher Zucht, führte ein musterhaftes Privatleben und mehrte mit großer Umsicht sein schönes Vermögen. Er war ein Mann wie gemacht für den reichen Mittelstand, großen Wagnissen abgeneigt, kleine Vortheile klug berechnend und geschickt ergreifend, ein guter Familienvater und unerschöpflich in traulicher Unterhaltung. Nach Mitternacht 31. Juli traf er in Paris ein, bestimmt durch ein Billet des listigen Talleyrand, das lautete: „Sie müssen annehmen!" aber auch beengt durch das Flehen seiner Gemahlin, den König doch nicht zu verdrängen. Verlegen hörte er die Mittheilungen seiner Freunde an, die ihm vorwarfen, seine Unentschiedenheit begünstige die Herstellung einer Republik, und entwarf endlich eine feine Proklamation an das Volk, welche alles Gute andeutete, daß nemlich die Charte von nun an eine Wahrheit werde 2c. und doch wenig genug aussprach. Den Republikanern klagte er, welch Widerwillen er gegen den steifen Glanz der Höfe hege, umarmte Laffitte vor dem Volk, ließ sich zu dem eitlen Lafayette auf's Stadthaus führen, erhielt auch von diesem eine Umarmung und schwenkte eine dreifarbige Fahne, worauf denn endlich die lange zweifelnde Menge schrie: „vive Orleans!" Die Republik war beseitigt. „Ein volksthümlicher Thron, umgeben mit republikanischen Einrichtungen," das schien Lafayette das einzig richtige; Odilon Barrot aber münzte die Phrase: „der Herzog von Orleans ist die beste Republik."

Karl X. hatte sich weiter nach Rambouillet zurückgezogen, wo er 2. Aug. seinen Enkel Heinrich V. zum König, den Orleans zum Generallieutenant von Frankreich erklärte, erhielt aber zur Antwort, daß Orleans dieß bereits durch die Wahl des Volks, nicht durch königliche Gnade sei. Der eiligst versammelten Kammer theilte Orleans am 3. Aug. die Abdankung mit, schwieg aber völlig von Heinrich V. Um den alten König zu entfernen, zogen Nationalgarden und Blousenmänner gegen Rambouillet, und Karl wies das Anerbieten seiner Offiziere, diesen Widerstand zu leisten, entmuthigt von sich. Trauend auf den Vetter in Paris, der den jungen Thronerben nicht im Stiche lassen werde, machte er sich nach Cherbourg auf den Weg, bewahrte auch im Unglück so viel Würde, daß er seinen Abzug nie fluchtähnlich beschleunigte, und schiffte sich 16. August nach England ein. Später wohnte er in Görz, wo er 1836 starb, wie 1844 sein Sohn, der Herzog von Angouleme. Bourmont, den er zum Marschall ernannt hatte, verließ Algier, sobald dort die


Fig. 287. Louis Philipp.

Tricolore aufgepflanzt wurde. Frankreich wandte sich fast ungetheilt dem neuen Throne zu. — Die Kammern verbesserten mittlerweile die Charte in ihrem Sinne durch Sicherung der Preßfreiheit, Erweiterung der Rechte von Pairs und Deputirten 2c. und beschloßen, die erledigte Krone dem Herzog von Orleans zu übertragen. Am 9. Aug. beschwor dieser die Charte, bestieg als Louis Philipp den Thron unter dem Donner der Kanonen und dem lebhaften Rufe: „vive le roi!“ Die Klasse der Reichen hatte gesiegt; die Armen aber litten zunächst bittere Noth in der allgemeinen Geschäftsstockung. Für die Wohlfahrt der Nation Dauerndes zu schaffen, mochte dem Bürgerkönig wohl anliegen; er hatte aber so viel zu thun, seine Dynastie zu begründen, daß ihm nur wenig zum Heile des Landes gelang.

§ 10. Die belgische Revolution.

Durch ganz Europa zitterte die mächtige Erschütterung nach, welche der Fall dieses Thrones verursachte; wo immer die Völker über etwas zu klagen hatten, reizte sie der „glorreiche“ Vorgang der Pariser zur Nachahmung. Die ersten Wellenschläge empfand das nahe Königreich der Niederlande, aufgebaut vom Wiener Congreß als eine Vormauer gegen Frankreich. Das regungslose katholische Belgien, gewöhnt an spanische, österreichische, zuletzt französische Herrschaft, sollte sich seit 1814 von dem rührigen calvinistischen Holland, der bisherigen Republik und Seemacht, die eine große Schuldenlast mitbrachte, in's Schlepptau nehmen lassen. Eine weise Regierung hätte in einem Menschenalter vielleicht die beiden Nationalitäten einander näher gerückt; gerade jetzt aber, erst 15 Jahre nach der Vereinigung, standen sie sich gar schroff gegenüber.

Den Hauptanstoß gab die katholische Geistlichkeit, welche sich schwer bedroht sah, als das ganze Unterrichtswesen unter die Aufsicht der Regierung gestellt, mit Hebung der Schulen, Gymnasien und Universitäten scharf vorangegangen und auch den künftigen Priestern 1825 der Besuch eines philosophischen Kollegiums in Löwen vorgeschrieben wurde. Ein Bischof wollte seine Pfarrer gar nicht für den reformirten König beten lassen und mußte darob flüchtig werden. Die Ultramontanen sahen sich nach Beistand um; und siehe, da bot sich ihnen die liberale Partei an, welcher Wilhelm I. nicht konstitutionell genug regierte. Weigerte er sich doch, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister vorzulegen! Also halfen die Schwarzen den Rothen in ihrer Agitation für Preßfreiheit, und diese wiederum jenen, wo es sich um die „Unterrichtsfreiheit“ handelte; mit solcher nemlich konnte die Geistlichkeit hoffen, alle Volkserziehung wieder in ihre Hände zu bekommen. Auch daß die holländische Sprache zur amtlichen erklärt wurde, ärgerte die Südländer insgesamt; denn obwohl ihrer $^2/_3$ Vlamen waren und eine holländische Mundart sprachen, hatten sie sich doch an die allgemeine Herrschaft des Französischen gewöhnt.

Der König wußte die Herzen nicht an sich zu ziehen. Als er auf einer Reise in Lüttich mit großen Ehren empfangen wurde, erklärte er den Stadtbehörden, er wisse nun, was von den angeblichen Beschwerden zu halten sei; man danke das den Absichten einiger Wenigen, die ihre Sonderinteressen hätten; ein solches Betragen sei infam. Sogleich bildete sich in Flandern, dem Herd der Klerikalen, ein Orden der „Infamen“, deren Medaille die Aufschrift trug: Treu (dem Papst) bis zur Infamie! Schon sprach man von Losreißung Belgiens; und einzelne Zugeständnisse kamen zu spät.

Ein verbannter Schriftsteller, de Potter, der erst gegen die römische Kirche geschrieben, dann sich mit ihr gegen die Regierung verbündet hatte, und sein Freund Gendebien, beriethen zusammen, wie Belgien französisch oder — weil Louis Philipp ablehnte — wie es wenigstens „frei“ zu machen sei. Ihre Anschläge machten bekannt: „Montag Feuerwerk, Dienstag Beleuchtung, Mittwoch Revolution!“ Am Mittwoch aber, als am Geburtsfest des Königs, 25. Aug. 1830, wurde im königlichen Theater zu Brüssel eine ächte Revolutionsoper „die Stumme von Portici“ gegeben, deren Kraftstellen das Publikum mit stürmischem Beifall sekondirte. Vor

dem Theater rottete sich das Volk zusammen und rief: „Nieder mit van Maanen!" Das war der verhaßte Justizminister, dessen Haus auch sogleich gestürmt und niedergebrannt wurde. Am 26. wurde die brabantische Fahne auf dem Stadthaus aufgezogen und das königliche Wappen überall zerstört. Der Aufstand verbreitete sich rasch über das ganze Land; wenige Festungen ausgenommen entzog es sich der Herrschaft des Königs und erwartete Befehle von den neuen Machthabern in Brüssel. Zum Schutz gegen den Pöbel traten überall Bürgergarden zusammen, welche sich schnell in den Waffen übten.

Wilhelm I., von dem man bis jetzt nur eine Aenderung des Regierungssystems verlangte, wollte sich nichts abtrotzen lassen und sandte zunächst seine Söhne nach Brüssel, den jüngern, Friedrich, daß er Truppen sammle, den Thronfolger, daß er unterhandle. Letzterer überzeugte sich, 3. Sept., daß die Verwaltung von Belgien und Holland getrennt werden müßte, wenn Friede sein solle, und eben dafür entschieden sich die Generalstaaten, 28. Sept., die der König indessen nach dem Haag berufen hatte. Die belgischen Abgeordneten hatten übrigens dort einen schweren Stand, da sie von den Holländern als Rebellen behandelt, ja mißhandelt wurden. — Mittlerweile aber waren brotlose Arbeiter, Pariser Revolutionäre rc. in Haufen nach Brüssel gedrungen; diese entwaffneten die Bürgergarde, verjagten den Sicherheitsausschuß und richteten, 21. Sept., unter dem Namen Centralausschuß ein Volksregiment ein, das zu stürzen auch die belgischen Abgeordneten den König baten. Prinz Friedrich drang darauf mit 10,000 Mann in die Stadt ein, wurde aber in einen so erbitterten Straßenkampf verwickelt, daß er, als am dritten Tage, 26. Sept., die Munition ausgieng, seine Truppen aus Brüssel heraus ziehen mußte. Nach solchem Blutvergießen schien das Haus Oranien in Belgien unmöglich geworden zu sein, und de Potter wirkte jetzt in der provisorischen Regierung für völlige Trennung von Holland. Noch entspann sich ein hitziges Gefecht in Antwerpen, welches General Chassé aus der Citadelle, 26. Okt., mit Bomben überschüttete; bereits waren außer diesem Bollwerk nur noch Maastricht und Luxemburg in der Gewalt des Königs. Ein Nationalkongreß, der im Nov. eröffnet wurde, verkündigte am 18. die ewige Ausschließung des Hauses Oranien.

Unbehindert von den Ostmächten, denen anderswo Beschäftigung erwuchs, unterstützt von Frankreich, dem auch England sich näherte (eben um Belgien nicht ganz an Frankreich zu überlassen), unternahm es dieser Kongreß, das neue Reich zu konstituiren, vorerst mit Ausschluß von Luxemburg, das ja zum deutschen Bund gehörte. Man vereinigte sich zu einer demokratischen Verfassung mit monarchischer Spitze, da Kirche und Staat völlig unabhängig von einander ihre besonderen Wege gehen sollten (7. Feb. 1831). Zum König wählte man den Herzog von Nemours, Louis Philipps zweiten Sohn, den aber England verwarf, wie Frankreich von einem Leuchtenberg, als einem Napoleoniden, nichts hören mochte. Endlich vereinigten sich alle Stimmen auf Leopold von Koburg, den einsichtigen Prinzen, der kaum erst die griechische Krone (S. 854) ausgeschlagen hatte. Am 21. Juli 1831 hielt er seinen Einzug in Brüssel, beschwor unter freiem Himmel die Verfassung und wurde zum König der Belgier ausgerufen. Frankreich, das gern etliche Festungen wie Luxemburg, Philippeville rc. sich von Belgien hätte abtreten lassen, ehe es dem englischen Prinzen seine Stimme gab, begnügte sich endlich mit dem Einfluß, der ihm durch Leopolds Trauung mit einer orleanischen Tochter (1832) zufiel.

Eben war der neue König auf einer Rundreise begriffen, als (Aug. 1831) 50,000 Holländer in Belgien einrückten, fast ungehemmt vordrangen und Brüssel bedrohten. Auf Leopolds Hilferuf aber rückte eiligst ein französisches Heer ein, vor welchem die Holländer sich zurückzogen. Das westliche, wallonische Luxemburg wurde mit Belgien vereint, die deutsche Hälfte des Großherzogthums aber samt Limburg verblieb bei Holland. Die Citadelle von Antwerpen wurde sodann (Nov. 1832) von

Franzosen belagert, von Chassé tapfer vertheidigt und endlich übergeben. Noch immer wehrte sich Wilhelm I. gegen die Freigebung der Schelde-Schifffahrt und andere Bestimmungen der Londoner Konferenz, bis er endlich 19. April 1839 nachgab, um bald darauf (Okt. 1840) zu Gunsten seines Sohnes abzudanken.



Fig. 288. Leopold I. von Belgien.

In Belgien aber löste sich der unnatürliche Bund zwischen Ultramontanen und Liberalen, sobald sein Ziel erreicht war, und der weise König (1831—65) hatte alle Kräfte anzustrengen, den heftigen Parteikampf um die Kammermehrheit und die Ministersitze einigermaßen zu dämpfen. Er selbst blieb Protestant, begründete aber in seinem Sohne Leopold II. eine katholische Dynastie, unter der die Priesterherrschaft sicher weiterschritt, indem der Papst die Bischöfe einsetzte und der Staat sie bezahlte und schalten ließ. Auch in Holland haben die Katholiken mit den Ungläubigen vereint einen Sieg errungen, indem 1858 der Religionsunterricht aus der Schule verwiesen wurde. Anderseits regt sich in Belgien seit 1840 eine vlämische Bewegung, welche gegen das herrschende Franzosenthum für die Rechte der langunterdrückten niederdeutschen Mehrheit mit steigendem Erfolge ankämpft, und Holländer und Vlamen einander näher bringt.

§ 11. Der polnische Aufstand.

Polen befand sich, was Ruhe und Wohlstand anbetrifft, wirklich glücklicher unter russischem Scepter, als zur Zeit seiner früheren Selbständigkeit. Viele Adelige hatten sich aber in die Dekabristen-Verschwörung (S. 855) verstricken lassen; ihr dreijähriger Prozeß versetzte Warschau und das ganze Land in große Aufregung.

Der polnische Senat erkannte endlich 1828 den Häuptern der Verschwörung kurze Gefängnißstrafen zu, sprach aber die meisten Betheiligten frei und konnte in dem Wunsche vieler Geheimbündler, Litauen wieder mit Polen vereint zu sehen, nichts Strafbares sehen. Der Kaiser verargte das den Polen und berief keinen Reichstag, ließ sich auch 1829 statt mit der polnischen, mit seiner russischen Krone in Warschau krönen. Sein Bruder Konstantin aber, der eine Polin geheiratet hatte und im innersten Herzen das Volk liebte, ärgerte alle Welt durch Grobheit und Spionirsucht, am meisten aber das Heer, das er mit großer Vorliebe ausbildete, durch Jähzorn und Pedanterie. Neue Verschwörungen wurden angezettelt. Als Nikolaus erst gegen Frankreich, dann gegen Belgien seine strenge Mißbilligung aller Revolution aussprach und das polnische Heer auf den Kriegsfuß zu setzen befahl, meinten die Verschworenen, wenn auch kein General sich an ihre Spitze stellen mochte, nicht länger zaudern zu sollen; waren sie doch gewiß, daß wenn erst der Ausbruch gelänge, alles mit ihnen gehen würde. Am 29. Nov. brach der Aufruhr aus.

Konstantin wußte, daß etwas im Werke war, zeigte aber keine Furcht; die Minister wußten noch mehr, glaubten aber an kein Gelingen des Aufstandes. Doch die Rädelsführer Wysozki rc. versammelten erst alle Offiziere und theilten ihnen den Plan mit, zündeten Abends eine Brauerei an, um das Signal zu geben, stürzten nach dem Belvedere, wo Konstantin wohnte, mit dem Ruf: „Tod dem Tyrannen!“ und mordeten, da sie den Geflüchteten nicht fanden, etliche seiner Getreuen. Die Entwaffnung der drei russischen Regimenter gelang nicht; sie hatten sich vor ihren Kasernen in Schlachtordnung aufgestellt und schlugen Wysozki, der mit 160 Fähndrichen anstürmte, zurück; aber ohne Generale, wie sie waren, blieben sie rathlos stehen. Die Generale und Obersten hatte nämlich das Volk in den Straßen getödtet. Am andern Morgen sahen sich die Russen von allen Seiten eingeschlossen, das Zeughaus mit 15,000 Gewehren war in der Hand der Aufrührer; der Großfürst hielt für's beste, mit allen russischen Truppen die Stadt, ja auch das Land zu räumen. Die Aufrührer, unsinnig genug, legten ihm nichts in den Weg. So hatte nun auch Polen seine „große Woche“, worin es die fremden Unterdrücker los wurde.

Nun aber entbrannte der innere Zwiespalt zwischen denen, die den Bruch mit Rußland unheilbar machen, und anderen, die ihn noch heilen wollten, wie der Finanzminister Lubezki und der allverehrte 60jährige General Chlopizki; weiter auch zwischen den adeligen Erhaltungsmännern und der demokratischen Bewegungspartei, deren Seele der Professor Lelewel war. Den Tag, nachdem sich eine provisorische Regierung aus beiden Partieen gebildet hatte, erklärte sich Chlopizki 5. Dez. zum Diktator, trug jedoch geflissentlich seine russischen Orden, ließ auch für den Kaiser in den Kirchen beten und versicherte ihn seiner Ergebenheit. Als aber der eine seiner Abgeordneten von Petersburg heimkehrte, wo der andere, Lubezki, zurückgeblieben war, als des Kaisers Drohung bekannt wurde, Polen zu vernichten, falls es sich nicht dem Kaiser unterwerfe, da mußte Chlopizki vor dem allgemeinen Zorn abtreten, 17. Jan. 1831, und nun erst, nach einem schwer wiegenden Verlust von zwei Monaten, fieng man an, zum unvermeidlichen Kampf auf Leben und Tod sich zu rüsten.

Der Reichstag erklärte, 25. Jan. 1831, die Familie Romanow für abgesetzt; der Jugendfreund Alexanders, Fürst Czartoryski, das Haupt der Aristokratie, saß neben Lelewel in der neuen Regierung, die seiner Zeit eine konstitutionelle Monarchie in's Leben rufen wollte. Doch diese Zeit kam nie. Zunächst galt's, den 118,000 Russen, die unter Diebitsch Sabalkanski die Grenze überschritten, sich entgegenzuwerfen; man waffnete das Volk so gut es sich machte, viele nur mit Sensen, doch ohne die Leibeigenen frei zu geben. Bei Wawer und Grochow (19. 25. Febr.) schlugen sich die Polen glänzend gegen den doppelt überlegenen Feind, doch ohne zu siegen. Der schwerverwundete Chlopizki hatte unter dem Oberbefehl des Fürsten Radziwil die Bewegungen soweit geleitet; jetzt trat Skrzynezki an die Spitze. Er war ein frommer Katholik, der die Religionsverschiedenheit be=

nützte, um den Volkskrieg zu entzünden, auch dem Feinde einige glückliche Schläge beibrachte, aber doch keine Feldherrnkunst an den Tag legte. Die Versuche, in den altpolnischen Provinzen den Aufstand zu verbreiten, schlugen fehl; Dwernizki mußte aus Wolhynien sich über die Grenze retten und wurde von den Oesterreichern entwaffnet; die Adeligen, die sich da und dort bis in die Ukraine hin erhoben, stürzten sich nur selbst in's Unglück. — Bei Ostrolenka kam es 26. Mai zur letzten Schlacht, in welcher die Polen ruhmvoll unterlagen; der Mangel einer guten Führung ward immer offenbarer. Im Juni aber erlagen Diebitsch und Konstantin der nun das erstemal Europa heimsuchenden Cholera, worauf der energische Paskiewitsch Eriwanski die russische Armee zu führen bekam.

Gielgud, der den polnischen Aufstand nach Litauen verpflanzen sollte, wurde über die preußische Grenze gedrängt und dort, 12. Juli, von einem seiner Offiziere unter dem Rufe: „Stirb, Verräther!" erschossen. Sein Untergeneral Dembinski aber schlug sich mit 4000 Mann nach Warschau durch, wo seine Ankunft, 3. Aug., den letzten Jubel hervorrief.

Der beständige Hader der Parteien brachte hier, 15. Aug., einen Pöbelaufstand zum Ausbruch, da die Gefängnisse erbrochen und viele Unschuldige, auch Frauen, ermordet wurden. Czartoryski entfloh und ein ränkesüchtiger General Krukowiezki übernahm die Regierung, um sein Vaterland an Rußland zu verrathen. Während Paskiewitsch mit preußischer Hilfe über die untere Weichsel setzte, entsandte Krukowiezki den genuesischen Abenteurer Ramorino nebst 20,000 Mann in die Ferne, „um Lebensmittel zu holen", worauf die Russen (6. Sept.) die Verschanzungen um die Hauptstadt her zu stürmen begannen. Unter steigender Verwirrung wurde ein Waffenstillstand geschlossen und 8. Sept. zogen die Russen in Warschau ein. Ramorino überschritt, 16. Sept., die österreichische Grenze und streckte dort die Waffen; ebenso Rozyzki, von Rüdiger nach Krakau gedrängt; Rybinski mit dem Rest der Armee, 5. Okt., ergab sich den Preußen, unter feierlichem Protest gegen die Behandlung, welche Polen erfahren habe. Die Hoffnung auf französische Hilfe war wieder einmal gründlich getäuscht worden; der Minister Frankreichs verkündigte: In Warschau herrscht die Ruhe!

Freilich eine Grabesruhe. Es begann ein furchtbares Strafgericht über die Schuldigen; die Ausgewanderten und Geächteten aber zerstreuten sich durch alle Länder, die meisten bildeten fortan in Frankreich den Kern einer europäischen Revolutionspartei. Polen wurde seiner Verfassung beraubt und von Paskiewitsch als Provinz regiert, russische Sprache und Sitte möglichst weit verbreitet und die katholische Religion hart bedrängt. Nikolaus sperrte die Grenze noch strenger auch gegen das dienstbeflissene Preußen und drückte nunmehr stärker auf Deutschland; den Freiheiten und dem Protestantismus der Ostseeprovinzen wurde seit 1835 mit List und Gewalt zu Leibe gegangen. Das geschah auf Antrieb der altrussischen Partei, die aus Moskau die heilige Stadt aller Slavenstämme machen möchte und darum auch alle unslavischen Völker im ungeheuren Reich zu russifiziren für dessen Aufgabe hält. Durch die nichtswürdigsten Mittel wurden 100,000 lettische und esthnische Bauern in die griechische Kirche verlockt und darin trotz aller Reue mit Gewalt festgehalten. Die Altgläubigen wurden ihrer Bethäuser und Schulen beraubt und tief hinabgedrückt; Sekten wie die Molokaner trieb man in den Kaukasus oder gar in die Bergwerke.

Ein neuer langwieriger Krieg entspann sich 1834 im sprachenreichen Kaukasus, den die Russen als von der Pforte an sie abgetreten beanspruchten, und wohin sie besonders die polnischen Soldaten schickten. Jene freien Bergvölker, gewöhnlich Tscherkessen genannt, hatten erst seit 1780 ihr verrostetes Christenthum mit einem fanatischen Islam vertauscht. Besonders waren es die Tschetschenzen, welche unter ihrem furchtbaren Führer Schamil sich zu einer Nation heranbilden ließen und unter dem Ruf: Allah ist groß, Muhammed sein erster Prophet, Schamil sein zweiter! 25 Jahre lang den Anläufen der Russen widerstanden. Im J. 1845 focht General Woronzow unglücklich, obwohl er 160,000 Mann gegen sie führte. Nachdem mancher tapfere Stamm Daghestans sich verblutet hatte, mußte Schamil endlich im Felsenneste Gunib, vom Hungertode bedroht, sich dem Fürsten

Barjatinski ergeben, Aug. 1859. Noch wehrte sich der heldenmüthige Stamm der Ubich, den Großfürst Michael Schritt vor Schritt unterwarf. Im Mai 1864 erst hörte mit der Einnahme der heroisch vertheidigten Feste Aigbs auch im Westen des Gebirgs aller Widerstand auf. Schamil, von Alexander II. ehrenvoll empfangen, starb 1871 in Medina. Die Kaukasusbewohner wanderten seit 1863 größtentheils in die Türkei aus; nur langsam dringt das Christenthum unter die heidnischen Stämme im Innern der Berge.

§ 12. Deutschland sucht sich. Der Zollverein.

Nirgends wurde die glorreiche Woche der Pariser mehr bejubelt und angestaunt, als im ruhigen Deutschland; solch' eine Heldenzeit in der Nähe zu erleben, statt der Geschäfte auch einmal Thaten zu thun, sehnte sich die Jugend, daher namentlich die Universitätsstädte kleine Nachspiele des Bürgerkriegs aufführten. Es gab Kravalle und Verschwörungen, und ein frischer Wind blies in die Zeitungen und die Stände, wo solche schon bestanden; wo eine Volksvertretung noch mangelte, verdoppelte sich die Sehnsucht nach einer solchen. Umsonst aber mahnte der sterbende Freiherr von Stein die preußische Regierung an die Einführung einer solchen Erziehungsanstalt für's ganze Volk. Daher ergötzten sich die Halbgebildeten an den hohlen französischen Phrasen von Freiheit und Gleichheit, Herrschaft der Majorität &c., und auch unter den Gebildeten kam ein ungesunder, schwärmerischer Liberalismus auf. In Norddeutschland brachen ernstlichere Unruhen aus.

Der heldenmüthige Herzog von Braunschweig war 1815, zwei Tage vor Waterloo, an der Spitze seiner Reiter gefallen, indem er zwei unmündige Söhne hinterließ. Georg IV. übernahm ihre Vormundschaft, bis er 1823 dem jungen Karl die Regierung unter der Bedingung übergab, zunächst keine Aenderung an den getroffenen Einrichtungen vorzunehmen. Das Volk, das seinen Herzog mit Liebe empfieng, merkte aber bald, daß es von einem Knaben regiert wurde, der sich allerlei Willkühr erlaubte, Staatsdomänen verkaufte und verdienstvolle Männer schnöde verstieß, um unfähige Günstlinge an ihre Stelle zu bringen. Er verfolgte besonders hartnäckig seinen früheren Geheimrath Schmidt Phiseldeck; dann forderte er den hannöverschen Minister, Graf Münster, zum Zweikampf heraus und reizte alle Klassen durch beständige Eingriffe und Uebergriffe. Die steigende Gährung trieb ihn auf Reisen; da überraschten die Julitage ihn in seinem lieben Paris. Entsetzt eilte er nach Braunschweig, und da eine Abordnung der Bürgerschaft Abstellung der Beschwerden verlangte, antwortete er mit Auffahren von 16 Kanonen. Wahrscheinlich schürten nun mächtige Feinde des Herzogs den Pöbel auf, daß er dessen Wagen Steine nachwarf, und da Karl drohte, stärkere Maßregeln als Karl X. gegen Aufrührer zu verfügen, drangen 7. Sept. 1830 Volkshaufen in den Palast und steckten ihn in Brand. Das Militär sah zu und half die Keller leeren; an's Löschen dachte man erst, nachdem die Nacht verjubelt war. Des Herzogs Bruder Wilhelm eilte von Berlin herbei, die Regierung zu übernehmen, und führte sie im Namen Karls, bis dieser von den Großmächten aufgegeben wurde, nachdem er im Nov. einen lächerlichen Versuch zur Wiedereroberung seines Ländchens gemacht. Am 2. Dez. erklärte ihn die Bundesversammlung für untüchtig zur Regierung und übertrug diese seinem Bruder, worauf Karl Deutschland verließ und sich auf's Sammeln und Behüten eines Diamantenschatzes verlegte, den er 1873 sterbend an Genf überließ. Eine neue Verfassung stellte 12. Okt. 1832 das Volk von Braunschweig zufrieden.

Die Mißstimmung Kurhessens minderte sich auch unter dem zweiten Kurfürsten Wilhelm II., 1821—40, so wenig, daß man sogar meinte, der überbiete noch seinen Vater in rücksichtsloser Härte; er liebte das Soldatenspiel leidenschaftlich, prügelte adeliche Beamte und theilte die Staatseinkünfte mit seiner Mätresse. Ein Brotkrawall am Braunschweiger Tage, 7. Sept., wurde zwar von den Bürgern zeitig beigelegt, doch diese beeilten sich nun in drohender Haltung ihre Beschwerden vorzubringen, worauf der Fürst endlich Landstände einzuberufen versprach, 15. Sept. Sie traten zusammen und vereinbarten mit ihm, 5. Jan. 1831, eine Verfassung, welche die Unterthanen so ziemlich befriedigte. Doch da sie ihn zweimal nöthigten, die verhaßte Mätresse, die er zur Gräfin von Reichenbach erhoben hatte, aus dem

Lande zu entfernen, reiste er ihr nach und überließ, Sept. 1831, dem Kurprinzen, als Mitregent, die Leitung der Geschäfte. — Auch in Sachsen hatte man über Manches zu klagen, namentlich daß der König Anton, 1827—36, die Katholiken begünstige. Er wurde durch Straßentumulte in Leipzig und Dresden genöthigt, 13. Sept. 1830 seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten anzunehmen, welcher sodann eine neue Verfassung in's Leben rief, Sept. 1831. — Hannover hatte gleichfalls viele Mißstände großgezogen und das Volk von der Berathung über dieselben ausgeschlossen, denn in den Landtagen saßen nur Junker und Beamte, von deren Verhandlungen nichts in die Oeffentlichkeit drang. Der Steuerdruck und die stete Verarmung führten zu Unruhen, die leicht unterdrückt wurden. Allein in Göttingen rissen einige Privatdocenten und Advokaten die unzufriedene Bürgerschaft zur allgemeinen Bewaffnung und Aufsetzung ihrer Beschwerden hin, 8. Jan. 1831. Die Erhebung sank mit dem Einrücken der Truppen in's gesetzliche Bett zurück, so nämlich, daß der Wunsch nach Reformen allgemein und unwiderstehlich wurde. Der Herzog von Cambridge, ein Bruder des Königs, wurde zum Vicekönig ernannt und eine neue Verfassung verheißen, die auch trotz des Widerstrebens der Adelspartei 1833 in's Leben trat und die reichen Domänen für Staatsgut erklärte.

Indessen hatten Phantasten aus ganz Süddeutschland, besonders aber Rheinpfälzer auf dem Bergschloß Hambach, 24. Mai 1832, eine große Volksversammlung mit schwarzrothgoldenen Fahnen abgehalten, wo aufreizende Reden in Menge fielen und durch den Ruf: „Nieder mit den Fürsten! Waffen, Waffen!" beantwortet wurden. Kaum hatte der bayrische Feldmarschall Wrede mit wenigen Truppen die Ruhe hergestellt, und der Bundestag etliche scharfe Beschlüsse, 5. Juli 1832, erlassen, welche namentlich Baden zwangen, seine freie Presse zu zügeln, als eine Verschwörung am Sitz des Bundestages, in Frankfurt selbst angezettelt wurde. Am 3. April 1833 griffen Nachts etwa 70 junge Männer, meist Studenten die Hauptwache an, wurden aber, als Verstärkung anrückte, zersprengt oder gefangen. Metternich besprach sich mit Preußen und Rußland, und erwirkte neue Beschlüsse, Jan. 1834, welche den deutschen Ständen die Flügel bedeutend beschnitten: Steuern zu verweigern, ihre Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, die Verhandlungen unverkürzt zu veröffentlichen, über Bundesbeschlüsse vollends zu berathen, diese und andere Rechte wurden ihnen geradezu abgesprochen. Ueber alle, die sich bei den Unruhen betheiligt hatten, oder irgendwie der Einigung Deutschlands zustrebten, wie die Burschenschäftler, ergieng wiederum ein strenges Gericht.

Nach diesen Vorgängen durfte man kaum erwarten, daß der Bundestag für die Erhaltung irgend einer von fürstlicher Gewaltthat bedrohten Verfassung sich stark wehren werde. Der Fall trat in Hannover ein, wo der Tod Wilhelms IV. (20. Juni 1837) die unnatürliche Verbindung des deutschen Bundeslandes mit Großbritannien löste. Nach der welfischen Erbfolge bestieg Ernst August, der Bruder des Verstorbenen, den hannöverschen Thron. In England verhaßt als ein brutaler Lüstling, schlechter Schuldenzahler und Anhänger des Absolutismus, trat er auf deutschem Boden fest genug auf. Am 28. Juni hielt er seinen Einzug in der Residenz, und schon am 5. Juli erklärte er, die Verfassung von 1833 könne er nicht anerkennen, weil sie ohne seine, des Thronerben, Zustimmung (?) zu Stande gekommen sei und ihm für's Wohl seiner Unterthanen nicht zuträglich erscheine. Dazu mochten ihn die reichen Einkünfte des Kronguts bewegen, die er auch sogleich an sich zog, noch mehr die Rücksicht auf seinen erblindeten Sohn, der eigentlich durch die Verfassung vom Thron ausgeschlossen war. Man denke sich aber die Gewissensnoth so vieler Beamten, die nun ihres Eids auf die Verfassung entbunden wurden. Sieben Professoren von Göttingen, darunter die Brüder Grimm, ein Dahlmann, Gervinus, Ewald ꝛc. erklärten sich dauernd an ihren Eid gebunden. Sie wurden

ihrer Stellen entsetzt und drei von ihnen, welche ihren Protest nicht geheim gehalten hatten, mußten binnen drei Tagen das Land verlassen. Das Rechtsgefühl von ganz Deutschland war auf's empfindlichste verletzt. — Dem König gelang es nun zwar, eine Ständeversammlung zusammenzubringen, der er 1838 einen neuen Verfassungsentwurf vorlegte. Sie verwarf aber denselben und beschloß, den Bundestag um Schutz für das Grundgesetz von 1833 zu bitten. Darauf wurde sie vertagt, und erst die Stände des J. 1840 ließen sich den neuen Entwurf mit einigen Abänderungen gefallen. Beim Bunde aber stellten wohl Bayern, Württemberg und Baden vor, wie gefährlich solches Verfahren des neuen Königs sei, wie leicht die Menge aus einem Umsturze des Rechtes ein Recht des Umsturzes ableite ꝛc. Doch wurde mit 9 gegen 7 Stimmen die Klage der hannöverschen Stände abgewiesen, „da bei obwaltender Sachlage eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einmischung in diese innere Landesangelegenheit nicht bestehe." Also regte sich der Bundestag nur als Zuchtmeister der Deutschen, und vom Schiedsgericht, das er 1834 zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen eingesetzt, blieb wenig zu hoffen.

Man sagte sich nun offen, daß eine freiere Luft in Deutschland erst dann zu hoffen sei, wenn eine seiner Großmächte sich auf Verfassungswege begebe. Diesen Schritt hoffte man natürlich mehr von Preußen, als von dem abgestandenen Oesterreich. Schon 1831 hatte der Schwabe Paul Pfizer ausgesprochen, daß Preußen mit Ausscheidung Oesterreichs die Führung der deutschen Stämme zu übernehmen und durch ein Parlament in Berlin zu sichern habe. Urtheilte er auch ungerecht, wenn er schrieb: „Unser ganzer Jammer kommt daher, daß 30 Familien noch nicht zur Erkenntniß gekommen sind, daß für 30 Mill. Deutsche 30 Könige zu viel sind" (sofern ja auch die Volksstämme und ihre Wortführer der Einigung widerstrebten), so mußte man ihm doch beistimmen, wenn er darthat: „das heiligste Recht einer Nation ist, eine solche zu sein und als solche anerkannt zu werden." — Dann wagte der badische Rechtsprofessor Welker in der schon damals redefreisten Kammer Süddeutschlands darauf anzutragen, daß neben dem deutschen Bundestag eine Nationalvertretung geschaffen werde sollte, bestehend aus Mitgliedern der verschiedenen Ständeversammlungen, um bei allen das ganze Deutschland betreffenden Angelegenheiten mitzusprechen. Dieser Antrag wurde jedoch als revolutionär bezeichnet. Den freien Redeübungen in den süddeutschen Kammern stellten sich vorerst in Preußen hauptsächlich Exercierübungen an die Seite.

In anderer Weise aber bahnte sich doch die Einheit Deutschlands fühlbar an, und zwar auf unscheinbarem Wege. In der Hungersnoth 1817 hatte Württemberg beim Bundestag geklagt, daß die Ausfuhr von Vieh und Frucht zwischen den deutschen Staaten in unverantwortlichem Grade gesperrt sei; die Sache wurde, weil jeder nur über den Nachbar klagte, auf die lange Bank geschoben. In Preußen selbst bestanden Schranken, die den Scheffel Weizen am Rhein um 7 M. theurer machten als in Posen. So schaffte es zuerst alle Zollgrenzen der Provinzen ab und nahm auch Enklaven wie Schwarzburg 1819 in sein Zollsystem auf; 1828 nach langem Sträuben Köthen. Weiterhin war es bedacht, sein Zollsystem von Grenze zu Grenze vorzuschieben. Für den Bund arbeitete dann der badische Nebenius, 1818, eine Denkschrift aus, welche alle Forderungen enthielt, die der Handel zu seinem Gedeihen ansprechen mußte; aber der Bundestag that nichts und Berathungen einzelner Regierungen in Darmstadt (1820—1823) führten zu keinem Resultat; die Sonderinteressen waren noch zu gewaltig. — Der Reutlinger List gründete wohl 1819 mit Kaufleuten, welche die Frankfurter Messe besuchten, einen Verein zur Betreibung dieser Angelegenheit; dessen Konsulent wurde er selbst und verlor darüber seine Tübinger Professur. Weil er noch weiter agitirte und die württembergische Verwaltung scharf kritisirte, wurde er sogar seines Sitzes in der Ständekammer verlustig erklärt, fuhr jedoch fort, für einen allgemeinen Zollverein und ein Eisen-

bahnsystem über alle deutsche Gaue hin zu wirken; ein Prophet in staatswissenschaftlichen Fragen, der viel verkannt, zuletzt, 1846, durch seine eigene Hand starb. — Allmählich aber näherte man sich da und dort: 1828 schloßen Bayern und Württemberg einen Zollverein, zugleich trat Preußen in Einigung mit Darmstadt, und Sachsen brachte einen mitteldeutschen Handelsverein zusammen, der Preußen entzwei schnitt. Da gewann der preuß. Minister Motz Gotha und Meiningen, ihm Verbindungsstraßen mit Süddeutschland einzuräumen, und 1831 schloß sich Kassel dem preußisch-hessischen Zollverein an. Endlich erkannten auch Bayern und Schwaben, trotz des Widerstands aller Liberalen und der Abmahnungen Englands, daß Preußen ehrlich sei und viel nachgebe; so verschmolzen beide Zollvereine 1833. Die übrigen Westdeutschen samt Sachsen sahen sich, 1835, genöthigt beizutreten, während Hannover mit seinen Nachbarn nun einen Steuerverein gründete.

Metternich als Cavalier beschäftigte sich nicht viel mit so langweiligen wirthschaftlichen Fragen. Doch erkannte er in dieser Einheitsbewegung schon 1833 „eine für den deutschen Bund und für Oesterreich höchst nachtheilige, unheildrohende Erscheinung“ und sah voraus daß diese Vereinsstaaten unter der thätigen preußischen Leitung und bei den nothwendig, sich bildenden gemeinsamen Interessen in „einen kompakten Körper zusammenfließen werden, wodurch alle nützliche Diskussion beim Bundestag (d. h. die Zweiköpfigkeit) aufhören wird.“ Schon ahnte er, Preußen dürfte bald mit einer „neurepräsentativen Verfassung“ sich an die Spitze des übrigen konstitutionellen Deutschlands stellen. — Aber warum trieb er nicht Oesterreich zum Beitritt? Das eben war der Fluch jener Trägheit, die er selbst der Staatsmaschine beigebracht hatte, daß diese sich, auch wenn Eile noth that, zu keiner beschleunigten Thätigkeit aufraffen konnte. Er warnte, flehte. Allein Oesterreich konnte nicht so schnell seinen Zolltarif ändern, und nachher schämte es sich vor dem Scheine der Nachgiebigkeit. Als es endlich den Willen zum Beitritt fand, hieß es: Zu spät!

So wurden an den Neujahrstagen 1834 und 1836 25 Mill. Deutsche in der Freiheit des Handels und Verkehrs zu Einem Volke vereinigt, und Preußen-Deutschland entwand sich damit dem ewigen Zügeln und Hemmen des Oesterreichers. Preußen hatte gethan, was der Bundestag hätte thun sollen, und war damit auf dem Wege, der rechte Bundestag zu werden. Die Grenzlinie, die man jetzt zu hüten hatte, betrug 9 Meilen weniger als die alte preußische; und nach dem Zutritt Hannovers 1853 umschloß sie 35 Mill. Menschen. Dem Handel- und Gewerbswesen war hiedurch ein ungeahnter Stoß zu frischem Aufschwung gegeben; Fabriken aller Art traten nun erst recht in's Leben, und tüchtige Geschäftsmänner erweiterten fortan ihren Blick durch Reisen in die Länder einer hochgesteigerten Industrie. Damit drang auch in die Zeitschriften, Privatvereine, Aktiengesellschaften, ja in die Ständekammern eine praktischere Weise der Verhandlung; Deutschland fieng an, in dem Kreis der Nationen sich als eine gleichberechtigte zu fühlen und geltend zu machen. Der Engländer Stephenson hatte 1825 die erste Eisenbahn gebaut; im Dez. 1835 fieng auch zwischen Nürnberg und Fürth eine Lokomotive zu brausen an, die den Unternehmern einen Gewinn von 20 Prozent einbrachte und daher Hunderte von Schwestern in's Leben pfiff und zu immer längeren Fahrten lockte. Und 1844 ließ sich auch eine preußische Korvette, die Amazone, auf den Meeren blicken, der Same einer deutschen Flotte.

§ 13. Der Bürgerkrieg in Spanien.

Gegen die Aenderung des salischen Gesetzes, welche der launenhafte Ferdinand VII. sich erlaubte (S. 846), hatte noch Karl X. vor dem Fall seines eigenen Throns protestirt. Daher suchte Ferdinand den neuen „König der Franzosen“ zu gewinnen, indem er ihn sogleich anerkannte, und Louis Philipp zeigte seine Erkenntlichkeit dafür, indem er die spanischen Liberalen, welche nach der Julirevolution unter dem Guerillaführer Mina einen Einfall in Spanien versuchten, im Stiche ließ. Als Ferdinand erkrankte, suchte sein Bruder Karlos das verhaßte Edikt umzustoßen, allein die Königin

behauptete für ihr Töchterlein das neu aufgestellte Erbrecht und fieng an sich auf die Liberalen zu stützen. Ferdinand berief noch die Cortes, welche Isabella als ihre Königin anerkannten, ehe er, 29. Sept. 1833, starb. Sogleich erhoben sich die baskischen Provinzen, deren besondere Vorrechte (fueros) durch die letzten liberalen Verfügungen aufgehoben werden sollten, im Einverständniß mit der apostolischen Partei und dem Papst, und riefen Karl V. als König aus, während die Gebildeten der „unschuldigen" Isabella (und ihrer Mutter Christine als Regentin) huldigten. Damit begann der erbitterte siebenjährige Bürgerkrieg der Karlisten gegen die Christinos.

Die Basken in Biscaya, Giupuzcoa und Alava rühmten sich, nicht durch Eroberung, sondern durch Verträge der castilischen Krone unterthan geworden zu sein, und schätzten ihre fueros höher als irgend eine Organisation, welche sie mit dem übrigen Spanien gleichstellen würde. Sie waren frei vom spanischen Zollgesetz, zahlten dem Könige eine alljährlich von ihrem Landtage bestimmte Summe, hielten ihre eigene Miliz, ohne Rekruten zu stellen, und sahen keinen Grund, warum ihr Stätchen im großen Staat aufgehen sollte.

Am 3. Okt. 1833 brach in Bilbao, am 7. in Vittoria der Aufstand aus, den der geniale Zumalacarregui mit großer Umsicht zu organisiren und über Navarra und Theile von Aragon und Katalonien auszubreiten verstand. Karlos selbst hielt sich erst bei seinem Oheim Miguel in Portugal auf, in dessen Sturz (S. 847) er mit verwickelt wurde. Um ihn nun von Spanien fern zu halten, schloßen England und Frankreich mit den beiden Reichen der Halbinsel die Quadrupelallianz, 22. April 1834, vermöge deren die konstitutionellen Throne der beiden Königinnen durch die mächtigeren Nachbarn gestützt werden sollten. Da auch Belgien sich in ähnlicher Lage befand, erhob sich hier in Westeuropa ein System des juste milieu, wie Louis Philipp es nannte, d. h. der richtigen Mitte zwischen Legitimität und Volkssouveränität, gegenüber dem strengen Erhaltungsprinzip der drei Ostmächte. — Karlos entfloh, Juli 1834, aus England, wo man ihn polizeilich bewacht hatte, verkleidet nach Navarra und erschien plötzlich inmitten seiner treuen Anhänger. Legitimisten aus ganz Europa schloßen sich ihm an und freuten sich der Hingebung, womit das kleine Häuflein focht, sowie der rastlosen Thätigkeit und des seltenen Geschicks, die dessen Führer entwickelte. Nur fiel dieser Zumalacarregui schon Juni 1835 bei der Belagerung von Bilbao, und der Verlust zeigte sich als ein unersetzlicher. Zwar führte nach ihm der gewandte Cabrera seine Guerillas mehrmals durch die feindlichen Linien, und zog plündernd und brandschatzend in ferne Weiten; weil aber seine 72jährige Mutter von den Christinos erschossen worden war, ließ nun auch er nicht blos die Gefangenen, sondern auch Greisinnen und Kinder niedermachen. Einmal starben 1500 Mann der englischen Hilfslegion, vergiftet durch einen karlistischen Bäcker in Vittoria; Gefangene wurden verbrannt oder zu Tode gemartert. So wurde dieser Bürgerkrieg mit immer fürchterlicherer Grausamkeit geführt, was doch die schwächere Seite auf die Länge am tiefsten erschöpfte. Dazu kam noch, daß der unfähige Karlos sich von Fanatikern und Intriguanten leiten ließ und mehrmals gute Generale durch Schwachköpfe ersetzte. Seine Sache wollte nicht voran; englische und französische Hilfslegionen blieben der feste Kern des Widerstandes.

Die Karlisten sahen, daß sie eine bedeutendere Stadt in ihre Gewalt bringen müßten, und belagerten noch einmal Bilbao. Da brachte ihnen aber der neue General der Königin Espartero bei Luchana, 24. Dez. 1836, eine solche Niederlage bei, daß sie sich wieder in die Gebirge ziehen mußten, und von da an wußten die Christinos, daß auch sie einen Führer hatten, und faßten frischen Muth. Wollte Karlos dennoch 1837 gegen Madrid vorrücken, so ereilte ihn Espartero noch bei Zeiten und zwang ihn zur Umkehr. Als die Kraft der Basken nachließ und Karlos sich immer unberechenbarer in seinen Launen zeigte, erkannte der gemäßigte Maroto, daß seine Sache verloren sei. Er trat mit seinem früheren Waffenge-

führten Espartero in Unterhandlung und schloß, 31. Aug. 1839, den Vertrag von Vergara, wornach die drei Provinzen ihre Fueros behielten, dafür aber Isabella II. und ihre Konstitution anerkannten. Nur der verbissene Cabrera setzte in Catalonien den Kampf fort, bis er im Juli 1840 mit noch 8000 Mann vor Espartero nach Frankreich flüchten mußte. Karlos, streng bewacht, trat 1845 seine aussichtslosen Ansprüche an seinen Sohn ab, worauf er sich nach Italien zur Ruhe begeben durfte. Espartero, zum Siegesherzog ernannt, war der erste Mann Spaniens geworden, zu dem die Nation um so mehr aufblickte, als die Regentin noch wenig Löbliches gethan hatte.



Fig. 289. Espartero.

Christine wußte sich keine Achtung zu erwerben. Trotz des Elends, das sie allenthalben umgab, sorgte sie nur für ihren Liebling, einen Leibgardisten Munoz, den sie erst heimlich 1833, dann öffentlich, 1844, als Herzog von Rianzares heiratete. Mit den Cortes, die sich in die Parteien der Moderatos und Progressisten schieden, vermochte sie sich nie recht zu stellen; kaum war eine Kammer gewählt, so wurde sie wieder aufgelöst; kaum hatte ein Minister sich an dornichte Fragen gewagt, so mußte er wieder abtreten. Der Geldnoth zu steuern, hob Mendizabal 1835 etwa 900 Klöster auf, ohne doch die Mönchsorden abzuschaffen; da wurden in grausigen Ausbrüchen Mönche und Nonnen ermordet, Jesuiten und Pfaffen verjagt, viele Klöster aber verbrannt, worüber der des Judenthums beschuldigte Minister abdanken mußte. Auch Unruhen der Progressisten brachen in den Städten aus, und die Garde erhob sich gegen den verhaßten Günstling am 13. Aug. 1836. Auf dem Lustschloß La Granja drangen Soldaten bis in's Schlafgemach der Regentin und zwangen sie, die Verfassung des J. 1812 einzuführen, welche denn auch 1837, noch einigermaßen revidirt, in's Leben trat. Christine aber fuhr fort, die eigene Gewalt möglichst auszudehnen und rief 1840 dadurch einen Aufstand in Madrid hervor. Hieher war eben Espartero unterwegs, seinen Siegeseinzug zu halten; er sollte nun auch hier die Empörung niederkämpfen, was er ablehnte.

Der Regentin blieb nichts übrig, als, 16. Sept. 1840, Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen und, verlassen von Allen, ihrem lang bekämpften Schwager Karlos nach Frankreich zu folgen. Espartero wurde von den Cortes, Mai 1841,

zum Regenten Spaniens ernannt. Er versuchte sich nun auch als Staatsmann, vermochte aber nur wenig zu ordnen; weil ihm Christinens Geld und Louis Philipps Einfluß entgegenarbeiteten, lehnte er sich mehr an England an, was ihm neue Gegner auch unter Progressisten erweckte. Der Papst verdammte ihn ohnehin als einen Kirchenräuber. Daß er 1842 das aufrührerische Barcelona bombardirte, wurde ihm als eine Tyrannei verdacht. Der begabteste seiner Nebenbuhler, General Narvaez, landete in Valencia, sammelte die Moderados um sich und zog unbehindert in Madrid ein; Espartero sah sich plötzlich verlassen und flüchtete, Juli 1843, nach England.

Narvaez ward Herzog von Valencia; er ließ Isabella, das 13jährige Mädchen, für volljährig erklären und rief Christine, d. h. den Einfluß Louis Philipps, nach Spanien zurück. Das führte zu bedeutenden Verfassungsänderungen, indem die Versöhnung mit Rom angestrebt und die Macht der Cortes beschnitten wurde; immerhin hatte Spanien jetzt endlich eine Regierung. Den greisen Bürgerkönig und die unheimliche, jetzt im Triumph zurückgekehrte Christine aber beschäftigte ein großer Heiratsplan für die Töchter der letzteren. Am liebsten hätte Louis Philipp seinem Sohne Aumale die junge Königin vermählt, der englische Minister Palmerston dagegen einem Koburger. Lange bekämpften sich die beiderseitigen Gesandten, bis plötzlich entschieden ward, daß die arme Isabella ihren schwächlichen Vetter, Franz von Assisi, ihre Schwester den jüngsten Orleans, Montpensier, heiraten solle. Alles das wurde von Louis Philipp im größten Geheimniß betrieben, weil er damit sein, der Königin von England gegebenes Wort brach. Plötzlich erfuhr die Welt die verhängnißvolle Doppelheirat, die 10. Okt. 1846 auch wirklich gefeiert wurde.

Wenn diese List Louis Philipp die Freundschaft der englischen Regierung kostete, ohne doch die gewünschten Früchte einzubringen, so war sie geradezu verderblich für die arme Königin und ihr armes Spanien. Die lebenslustige Isabella fand ihren Franz zum Sterben langweilig, verjagte den Gemahl aus dem Schloß und vergnügte sich in la Granja mit dem jungen General Serrano und andern Offizieren. Unter dem Einfluß dieser liberaleren Elemente entzog sie sich dem Einreden ihrer Mutter und begann sogar wieder den Verkauf der Kirchengüter. Doch gelang es endlich dem edleren Narvaez wieder an's Ruder zu kommen; er vermochte die Königin zu einem anständigeren Leben und bewog sie, ihrem Gemahl wenigstens mit äußerlicher Achtung zu begegnen. Immerhin blieb die Ehe eine so unglückliche, daß sie geradezu als der Hauptgrund für die endliche Vertreibung der Königin bezeichnet werden muß. Die Spanier schämten sich, nach einem Ferdinand VII. noch von einer Christina und Isabella regiert zu werden.

Narvaez lenkte den Staat im Sinn der Moderados, bis 1851 Christina das Beispiel Napoleons III. nachahmte und sich seiner entledigte, um ein Willkürregiment zu versuchen. Nun theilten sich Beichtväter und Nonnen mit Günstlingen und Bankiers in die Ausübung der Staatsmacht. Gegen diese Camarilla erhob der moderatistische General Odonnell, Juli 1854, die Fahne der Revolution; und wenn auch die Progressisten mit Espartero noch einmal in der allgemeinen Bewegung obenauf kamen, wenn auch Narvaez, von den kirchlich Gesinnten unterstützt, zwischenhinein die Oberhand gewann, so wußte doch Odonnell (ein Irensohn) aus Moderados und Progressisten eine „liberale Union" zusammenzubringen, mittelst deren er 1858 wieder zur Gewalt gelangte und sie fünf Jahre lang behauptete. Eine seltene Ruhezeit für das von Parteien nach allen Seiten hin gezerrte Spanien, wo nun endlich auch für Heer und Flotte gesorgt und ein Eisenbahnsystem eingeführt wurde. Odonnell suchte sodann im Verein mit Napoleon III. an der äußeren Machtstellung der romanischen Völker, die so sichtlich im Niedergang begriffen war, auch seinestheils etwas zu bessern. Als Berberstämme die spanischen Küstenpunkte Gibraltar gegenüber bedrängten, unternahm er einen Feldzug gegen Marokko, der zur Eroberung Tetuans führte, aber außer einigem Kriegsruhm keinerlei Gewinn eintrug (März 1860). Er brachte auch San Domingo, die Osthälfte von Haiti,

1861 wieder an Spanien, das es jedoch, weil zu kostspielig, wieder aufgab; Seekriege gegen Peru und Chili vergeudeten nur die kaum gewonnenen Kräfte des Staats. Auch in die Unternehmung Napoleons gegen Mexiko ließ er sich 1861 mit hineinziehen, da er hoffte dort einen spanischen Prinzen auf den Thron zu bringen; als Napoleons Plane sich deutlicher enthüllten, zog er sich davon zurück. Nun hatte auch Odonnell sich abgenützt und die Moderados kamen 1863—1865 wieder an's Ruder. Odonnell verdrängte sie noch einmal. Doch ihm gegenüber erhob sich General Prim, um einen neuen Gedanken auszuführen, die „iberische" Union; denn da die Königin alle Achtung verloren hatte, konnte man wohl daran denken, sich der Bourbonen zu entledigen, damit Portugals König auch über Spanien herrsche oder eine gemeinsame republikanische Verfassung beide Länder zumal beglücke. Als Odonnell den rebellischen General 1866 über die portugiesische Grenze gejagt, sich selbst aber nur Feinde gemacht hatte, zog der Hof Narvaez wieder hervor. Der führte nun einen Staatsstreich aus, verhaftete die Häupter der Liberalen, um sie zu deportiren, daß der bis in die Wurzel erschütterte Thron Isabella's noch einmal sichergestellt werde. Da starb er, 23. April 1868, nur etliche Monate nach seinem im französischen Exil verschiedenen Nebenbuhler Odonnell und mit ihm sank die letzte Stütze der armen Isabella.

§ 14. Der Bürgerkönig.

Louis Philipp saß auf keinem bequemen Thron, so unzweifelhaft ihm selbst sein Beruf scheinen mochte, die Monarchie mit der Volkssouveränität zu versöhnen. Ob er auf den Thron gelangte, weil er ein Bourbon war, oder wiewohl er es war, ob der Zuruf der Kammern die Wahl durch's Volk ersetzen konnte, diese und andere Fragen mochten ihn gleichgültig lassen, so lang er nur selbst fest darauf saß. Gewiß ist doch, daß die Unsicherheit seines Rechts sich wie ein dunkler Schatten über seine ganze Regierung hinzog und ihn aus dem Tasten und Wägen heraus zu keinem selbstgewissen Handeln vorschreiten ließ. Er sollte erfahren, daß die Revolution in Frankreich mit allem Loyalismus aufgeräumt hatte. Wie viel war da zu thun, um fest zu sitzen; wie wenig Zeit blieb übrig, die Wohlfahrt des Staats zu fördern!

Die „richtige Mitte" halten, war sein Grundgedanke, und dabei stützte er sich wie er selbst ein guter Haushalter war, auf die Kreise der Geldmänner und der Wohlhabenden. Damit konnten sich die Legitimisten nicht befreunden, die nun größtentheils aus dem Staatsdienst sich zurückzogen. Doch war kaum zu befürchten, daß sie ihm wirkliche Gefahr bereiten konnten. Anders stand's auf der linken Seite, wo die feurigsten Kämpfer für Freiheit, Gleichheit und andere unbestimmte Ideale standen, unter sich vielfach zertheilt, doch alle für Grundsätze begeistert, welche auch ein größeres Genie als Louis Philipp nicht nach Wunsch hätte verwirklichen können. Bald genug merkten nicht blos Republikaner, wie Lafayette, sondern auch Halbrepublikaner, wie der erste Minister Laffitte, daß der König auch etwas sein und bedeuten wollte, daher sie abtraten. Dann suchte, 1831, der energische Casimir Perier seinen Gedanken: Friede nach Außen, Ruhe im Innern, durchzuführen, ohne daß der König zu viel dreinreden durfte. Die Legitimisten hatten schon am 13. Febr. versucht, die Erinnerung an den ermordeten Herzog von Berry (und seinen Sohn) durch einen Trauergottesdienst neu zu beleben. Der frivole Pöbel sah darin eine Herausforderung, drang in die Kirche und zertrümmerte die Heiligthümer, ja er stürmte und leerte den Palast des Erzbischofs, ohne von den Behörden viel behindert zu werden. Als dagegen die Nachricht von Warschaus Fall zu einem republikanischen Aufstand benützt wurde, ließ Perier mit aller Strenge die Ruhe herstellen und die Empörung von 40,000 brotlosen Seidearbeitern in Lyon wurde energisch niedergekämpft. Ebenso ergieng es einer Erhebung der vulkanisch erregten

Pariser, die beim Leichenbegängniß des republikanischen Generals Lamarque, 5. Jan. 1832, in einen erbitterten Straßenkampf ausbrachen. Unbequem freilich war's dem Minister, daß in dieser Nothzeit der König, der bei seiner Thronbesteigung an 6 Mill. Civilliste übrig genug zu haben erklärte, nun ihrer 18 wünschte; er vermochte jedoch die Kammern, ihm 12 zu bewilligen.

Nach außen wußte Perier die Würde Frankreichs aufrecht zu erhalten; als die Oesterreicher wiederum das empörte Bologna besetzten, sandte er eine Flotte, um Ancona in französische Hände zu bringen. Damit zeigte er, daß Metternich nicht mehr ganz Italien wie ein ihm anvertrautes Gut behandeln dürfe; auch blieben die Rothhosen 7 Jahre in Ancona, gerade so lange wie die Oesterreicher in der Romagna. Nun eben stattete die Cholera dem leichtsinnigen Paris ihren ersten Besuch ab, wo sie unheimliche Gerüchte von Brunnenvergiftung und grausame Mordthaten gegen Verdächtige hervorrief. Perier besuchte samt dem König die Choleraspitäler, wurde von der Seuche ergriffen und starb 16. Mai 1832. Fortan übernahm der König selbst den Vorsitz im Ministerrathe und mußte somit auch die Gehässigkeit aller Maßregeln in eigener Person tragen.

Minister ward nun, neben Marschall Soult, der sittenstrenge, gedankenreiche, aber den Parisern durch seinen professorartigen „Genferton" widerwärtige Guizot, der doch durch die Einführung des unverantwortlich vernachlässigten Volksunterrichts 1833 sich bleibende Verdienste erwarb. Zu beklagen war nur, daß für die Gewinnung von 40,000 Schullehrern nicht gesorgt wurde, daher das Meiste an den geistlichen Orden hängen blieb. Dazu wechselten die Minister so oft, daß keiner Zeit hatte, seine Gedanken auszuführen. Auch eine neue Religion kam jetzt in Frankreich auf. Ein Graf St. Simon, † 1825, der sich berufen glaubte, der Welt zum ewigen Frieden zu verhelfen, hatte die bürgerliche Gesellschaft durch Aufhebung des Privatbesitzes, der Erb- und Familienrechte, sowie Organisirung der Industrie wiedergebären wollen. Ein neues Christenthum „von dieser Welt" sollte die Mehrzahl der Menschen, die Armen, dem höchsten Glück entgegenführen. Das schlug bei überspannten Jünglingen ein, deren einer, Enfantin, Prophet, ja Messias des neuen Glaubens wurde. Uneinigkeiten unter den Saintsimonisten führten zu einer gerichtlichen Klage, und diese zum Bekanntwerden ihrer verderblichen Grundsätze; denn auch Aufhebung der Ehe und „die freie Frau" fanden sich darunter. So verbot man also ihre Zusammenkünfte und bestrafte die Häupter. Der St. Simonismus gieng nun zwar in seiner Lächerlichkeit unter, allein was ihm zu Grunde lag, der Gedanke an ein neues soziales System, das Alle glücklich mache, fraß in der Stille weiter. Unter den Bourbonen waren nur 80,000 Franzosen Wähler gewesen und hatten in den Kammern für die Vertretung ihrer Interessen sorgen können; auf 281,000 höchst besteuerte war allerdings ihre Zahl unter dem Bürgerkönig angewachsen. Wer sorgte aber für die minderbesteuerten, die völlig Unwissenden, wer für die ganz armen, die Taglöhner, die Blousenmänner? Dafür mußte Rath geschafft werden, und so erhob sich denn in vielerlei Gestalten das Gespenst des Sozialismus, der durch Vereinigung aller Kräfte die Armut aus der Welt bannen will, und des Communismus, der nach Babeufs Vorgang (S. 770) eine neue gleiche Vertheilung der Glücksgüter anstrebt.

Geheime Gesellschaften schoßen wie Pilze auf, z. B. die égalitaires (Gleichmacher), welche sich vorsetzten, die Ehe, den Luxus und die großen Städte zu vernichten; die milderen Ikarier (Himmelanfliegende) unter einem gewissen Cabet, die später nach Amerika auswanderten, um ihre Träume von Gütergemeinschaft zu verleiblichen, dann aber in Illinois durch den kläglichen Ausfall ihres Versuchs enttäuscht wurden; ein Fourier, der je 1500 Menschen zu einer Phalanx vereinigen und gemeinsames Leben organisiren wollte; ein Proudhon, der lehrte, daß das Eigenthum der Diebstahl, jede Autorität eine Tyrannei sei, und alles Erbrecht aufzuheben rieth. Ein hirnverbrannter Philosoph Comte († 1856) hat alle diese Gedanken in eine Religion gebracht, welche unter dem Namen Positivismus bei vielen, die kein Jenseits mehr ertragen können, tüchtig rumort.

Verglichen mit diesen alles unterminirenden Kräften, durch welche der letzte Rest von Ehrfurcht verschwand, war es ein Kinderspiel, daß auch die Legitimisten sich regten. Die Herzogin von Berry ließ sich von Anhängern ihres Sohnes (S. 866) bewegen, aus Italien zu kommen, das Land zu durchstreifen und die Vendée zur Erneuerung der alten Kämpfe aufzurufen. Es sammelten sich tapfere Häuflein von Getreuen, die aber bald von der Uebermacht zersprengt waren. Die Herzogin gefiel sich in den Gefahren der Flucht von Schloß zu Schloß, hielt sich zuletzt bei Freunden in Nantes Monate lang verborgen, wurde jedoch durch ihren Unterhändler, einen Juden, für 500,000 Fcs. verrathen und, Nov. 1832, aus einem hinter dem Kamin angebrachten Versteck, halbgebraten, herausgetrieben und gefangen gesetzt. Was sollte ihr Oheim nun mit ihr beginnen? Aus dieser Verlegenheit riß ihn die Nachricht, daß sie einem sicilianischen Marquis Lucchesi heimlich angetraut sei, dem sie auch im Gefängniß eine Tochter gebar; sie war damit unschädlich geworden und konnte ohne Anstand freigelassen werden. Doch wußten die Republikaner auch aus diesem Vorfall Kapital zu schlagen, indem sie dem König seinen Mangel an ritterlichem Zartsinn aufrückten.

Er konnte es dieser Partei mit nichts recht machen; selbst die Milde, womit ihre Aufstände (zu Lyon und Paris) abgeurtheilt wurden, mehrte nur den Haß gegen den Bürgerkönig. Am 28. Juli 1835 ritt er zur Feier des glorreichen Juli über die Boulevards, die prächtig aufziehende Nationalgarde zu mustern. Da fliegt aus einem Fenster ein Kugelhagel auf des Königs Umgebung; 60 Personen, darunter der greise Marschall Mortier, wälzen sich in ihrem Blute. Der König aber, durch Annahme einer Bittschrift aufgehalten, gieng unversehrt aus und er behauptete bei dem grausen Vorfall eine so würdige Haltung neben dem tiefsten Gefühl, daß sich wieder mehr Herzen ihm zuwandten. Der Verfertiger dieser Höllenmaschine, ein Korse Fieschi, wurde hingerichtet; doch folgte ihm noch eine lange Reihe von Nacheiferern, ein Alibaud, 1836, Meunier 1837, Darmes 1840 ꝛc., ohne je den König zu verletzen.

Da die Ostmächte dem König ihre Achtung in diesen Gefahren nicht versagen konnten, derselbe auch, Sept. 1835, die Presse ꝛc. strenger zügelte, zeigten sie ihm mehr und mehr ein freundliches Entgegenkommen. Der Thronerbe, Herzog von Orleans, wurde auf einem Besuch in Berlin und Wien mit Wohlwollen aufgenommen und fand eine deutsche Braut, Helene von Mecklenburg, die den Muth hatte, sein Loos zu theilen, 1837. Durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte aber dieser eine wirklich vielgeliebte Orleans schon am 13. Juli 1842, und seine Gemahlin starb 1858 in der Verbannung, ohne für ihren Sohn, den Grafen von Paris, eine schönere Zukunft vorauszusehen, als die eines Heinrichs V.

Drohend meldete sich eben jetzt ein anderer Name an, der Frankreichs Zukunft zu gestalten für seine eigenste Aufgabe ansah. Nachdem der Herzog von Reichsstadt 1832 in Wien gestorben war, hielt sich Louis Napoleon, ein Sohn des Exkönigs von Holland (S. 803) und der Hortense Beauharnais, für den Erben des großen Kaisers.

Geboren 20. April 1808, hatte er in Augsburg Latein gelernt, auf dem Schloß Arenenberg in Thurgau sich mit Schweizern befreundet und war vom General Dufour in der Artilleriewissenschaft unterrichtet worden; dann war er 1831 in Begleitung seines älteren Bruders nach Italien geeilt, um mit den Carbonari für die Revolution zu fechten, und konnte, nachdem der Bruder dort den Tod gefunden, nur mühsam entrinnen, um es mit dem polnischen Aufstand zu versuchen. In der Schweiz sagte er allen seinen Bekannten mit unerschütterlicher Gewißheit, daß er noch einmal Kaiser werde. Er knüpfte mit napoleonischen Offizieren Verbindungen an, und erschien plötzlich, 30. Okt. 1836, im Hof der Artilleriekaserne von Straßburg, wo ihn ein lautes Vive l'empereur! empfieng. Bei der Infanterie dagegen wollte der Zauber seines Namens nicht verfangen; sie nahm den Abenteurer gefangen. Louis Philipp gedachte an die Wechselfälle seiner eigenen Jugendjahre und sandte den kecken Prätendenten ohne weitere Untersuchung nach Amerika,

gab ihm auch großmüthig noch einiges Reisegeld mit. Dieses milde Urtheil hatte für den König die unangenehme Folge, daß die Geschwornen in Straßburg auch 7 Mitschuldige des Prinzen freisprachen, und zwar unter dem Jubel der Bevölkerung, welche den Urheber zu schonen und die Gehilfen zu bestrafen für unbillig erklärte.

Als **Thiers**, der längst den Kaiser Napoleon verherrlicht hatte, 1840 vorsitzender Minister wurde, verfiel er auf ein ächt französisches Mittel, die öffentliche Meinung zu gewinnen, indem er sich die Leiche Napoleons von England erbat. Dieses war eben erpicht darauf, das anspruchsvolle Aegypten nicht unter französischen Einfluß gerathen zu lassen (S. 859), und sein Minister Palmerston gab den Todten gern heraus. Ein Sohn des Königs, der Flottenführer Prinz Joinville, grub ihn aus und brachte ihn nach Frankreich, wo 15. Dez. 1840 die Beisetzung im Invalidendom einer ungeheuren Menschenmenge ein prächtiges Fest bereitete. „Aber wenn nun der Kaiser aus seinem Sarkophag aufstände?" war eine damals vielgehörte Warnungsfrage, die an den Bürgerkönig noch in anderer Gestalt herantrat. Louis Napoleon nämlich war von Amerika in die Schweiz zurückgekehrt, von wo er, da Frankreich diesem Asyl aller politischen Flüchtlinge schon mit Krieg drohte, nach England übersiedelte. Er verlangte, daß man nicht allein die Asche, sondern die Gedanken des Kaisers zurückbringen müsse, und er versuchte das.

Er kleidete einige 50 Leute in Uniformen der alten Kaisergarde und landete mit ihnen, 6. Aug. 1840, in **Boulogne**, wo er einen lebendigen Adler über Frankreich hin in die Luft steigen ließ. Die Rothhosen sahen dem Wunder unentschlossen zu. Als aber die Zollsoldaten auf den Napoleoniden eindrangen, schoß er auf einen sein Pistol ab, warf sich dann in's Boot, und da dieses umschlug, wurde er triefend aus dem Wasser gezogen und nach Paris gebracht. Vor den Pairshof gestellt, vertheidigte er mit festem Glauben seinen Napoleonismus, dem ja eben jetzt ganz Frankreich huldige, und die Volkssouveränität, und wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Auf der Festung **Ham** soll er mit Karl von Braunschweig (S. 875) einen Vertrag gemacht haben: dieser hatte das Geld zu steuern, um dem Prinzen auf den Kaiserthron zu verhelfen; der wollte ihm dann Braunschweig wieder verschaffen. Er entrann 25. Mai 1846 als Maurergeselle Badinguet in Hemdärmeln, ein Brett auf dem Kopf und eine Tabakspfeife im Mund, und wurde von Freunden glücklich über die belgische Grenze geschafft. Etwas hatte er immerhin durch diese Abenteuerlichkeiten gewonnen, daß man in Frankreich seinen Namen nicht vergessen konnte; wohl hatte er sich lächerlich gemacht, galt aber darum auch für harmlos.

In die Tage des Ministeriums **Thiers** fällt noch eine Neuerung. Thiers bedrohte damals Deutschland, um es von England abwendig zu machen, mit einem Angriff auf den Rhein, was große Gährung und allerlei Kriegslieder auf beiden Ufern desselben hervorrief. Er zerrte auch an Piemont, daß dieses im östlichen Italien vordringe und ihm dafür Savoyen überlasse, drang aber nicht durch. In diesem gährungsvollen Sommer wurde beschlossen, **Paris** mit einem Gürtel von Festungen zu umgeben, ein gewaltiges Werk, das 1841 ausgeführt wurde, in der eiteln Hoffnung, es könnte auch die Hauptstadt vor Aufständen bewahren.

Vom Oktbr. 1840 an erhielt sich **Guizot** in der Gunst und im Rath des Königs, den er nur allzu treu bediente, ohne je beim Volke beliebt zu werden, wozu Thiers' bittere Opposition und die Beschuldigung, Guizot bücke sich vor dem Ausland, gar viel beitrug. Es war im Grunde ein unabläßiger Kampf um das Dasein der Monarchie; diese half sich von Tag zu Tag weiter bald durch Zugeständnisse, bald durch Widerstand, dann wieder mit Gehenlassen, durchweg ein Leben aus der Hand in den Mund. Um die **Socialisten**, die Mai 1839 unter Barbes und Blanqui wieder einen verunglückten Aufstand wagten und jederzeit im Dunkeln wühlten, erfolgreicher zu bekämpfen, neigte der Hof zusehends zur kirchlichen Partei hinüber. Doch weil die Gehässigkeit des Pfaffenregiments in der Hauptstadt möglichst vermieden werden mußte, gab sich die Regierung mehr im Ausland als im Innern zum Handlanger Roms her. „Frankreich nach Außen ist gleichbedeutend

mit Katholizismus," das war die Phrase, die der Protestant Guizot nach dem Sinn der frommen Königin vertreten mußte.

Sämtliche Consuln und Gesandte, alle Kriegsschiffe der großen Nation und die Gouverneure ihrer Kolonien hatten sich im Dienste Roms zu mühen, sei's nun, um den Maroniten im Libanon, 1841 und 1845, zum Bekämpfen der Drusen beizustehen, die Markesas-Inseln 1842 zu besetzen, bedrängte Missionare in Annam, 1843—1845, durch drohend anklopfende Kriegsschiffe zu befreien, oder den Jesuiten und den Branntweinhändlern die protestantisch gewordenen Hawaii-Inseln zu öffnen, 1839. In Tahiti fanden die Priester noch mehr zu thun; hier wurde die evangelische Fürstin Pomare durch Admiral Thouars gezwungen, 1842, Frankreichs König um sein Protektorat zu ersuchen; als der grobe Seemann später, 1843, eine nicht-französische Flagge über der Königin Palast sah, erklärte er sie für abgesetzt und nahm den englischen Consul gefangen. Das führte zu einem verzweifelten Krieg mit den schwachen Insulanern, 1844—1846, und zu Verwicklungen mit England, dessen Consul die endlich versprochene Entschädigung doch nie bekam. Immerhin ließen die Engländer nicht mit sich spaßen; daher mußte Frankreich mit dem Protektorat über Tahiti vorlieb nehmen und die Souveränität Pomare's auf andern Inseln anerkennen. So wurde aus diesen frommen Anläufen ein kleinliches Treiben, das seinen Zweck völlig verfehlte und die Protestanten aller Länder gegen den Fortbestand dieser Regierung sehr gleichgültig machte.

Günstiger für die Ehre Frankreichs, aber noch viel kostspieliger war, was in Algeria geschah. Es währte geraume Zeit, bis Louis Philipp sich entschloß, die Eroberung der Stadt Algier (S. 867) durch die Besetzung der Provinz zu ergänzen; und zu einer wirklich gedeihlichen Kolonisation ist es kaum heute gekommen. Generale und Soldaten hatten erst den Kampf mit den fanatischen Araber- und Berberstämmen zu lernen, und der Emir Abdelkader, der seit 1832 den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen predigte und die Flamme des Religionshasses anblies, machte ihnen viel zu schaffen; kaum war er geschlagen, so tauchte er wieder mit neuen Streitkräften auf und schien nie um Listen oder Hilfsmittel verlegen.

General Bugeaud mußte 1837 mit ihm einen Frieden schließen, während dessen die Eroberung der numidischen Landschaft Constantine gelang. Im Okt. 1839 aber erneuerte Abdelkader den Krieg. Bugeaud führte ihn seit 1841 in der Weise, daß er nach dem Vorbild der Eingebornen unaufhörliche Razzias (Raubzüge) bald gegen diesen, bald gegen jenen Stamm führte, bis sie alle eingeschüchtert waren. Da mußte endlich der Prophet bei Abderrahman, dem Kaiser von Marokko, Zuflucht suchen. Diesen zwang sein fanatisches Volk, sich mit den Franken zu messen; aber Bugeaud erfocht bei Isly, 14. Aug. 1844, einen glänzenden Sieg, der den Kaiser zum Frieden nöthigte. Abdelkader war nun vogelfrei; aber den Vogel zu fangen wollte nicht gelingen, vielmehr entbrannte der Kampf auf immer mehreren Punkten und wurde immer grausamer geführt. Einen Kabylenstamm, der sich mit Weib und Kind, 800 Mann stark, in eine Höhle geflüchtet hatte und von Ergebung nichts hören wollte, ließ Oberst Pelissier 1845 durch den Rauch eines gewaltigen Holzstoßes ersticken. Endlich sah sich Abdelkader überall umringt, auch von den Marokkanern bekämpft, daher er Dez. 1847 dem Herzog von Aumale sich ergab, wie er ausbedang, zum freien Abzug in's Morgenland. Das gegebene Versprechen wurde ihm jedoch nicht gehalten. Er hatte 5 Jahre in Frankreich als Gefangener zuzubringen, ehe Napoleon III. ihm 1852 die Freiheit schenkte, worauf er sich nach Asien begab. In Damaskus hat er bei der Christenschlächterei des J. 1860 durch seine menschenfreundliche Entschlossenheit sich noch das Großkreuz der Ehrenlegion verdient. Erst 1857 aber vollendete General Randon durch Unterwerfung Kabyliens die Eroberung des Landes bis an den Rand der Saharawüste (vgl. Fig. 290).

Louis Philipp und sein Regierungssystem hatte sich im Lauf der Jahre abgenützt. Man achtete ihn wenig, trotz seiner unleugbaren Tugenden und seines musterhaften Familienlebens; es hieß, er selbst liebe das Geld zu sehr und gewinne die Kammermitglieder durch Zusicherung von persönlichen Vortheilen, die Wähler derselben durch Bestechung. So verlangten nun Thiers und Barrot eine „Wahlreform", damit eine reinere Vertretung der Nation zu Stande komme; und da

zwei Minister 1847 wegen groben Unterschleifs verurtheilt wurden, sah man bald alle Regierenden für gleich käuflich und verächtlich an, und rüstete sich zum Sturze Guizots mit aller List und Kraft. Umsonst warnte der König in seiner Thronrede,

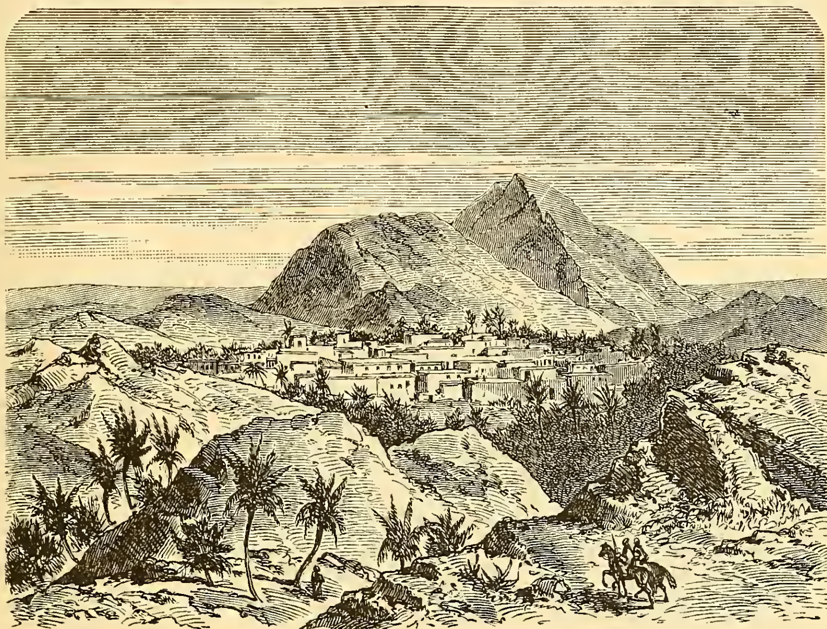


Fig. 290. Oase Negrin an der algerischen Grenze.

Dez. 1847, vor „feindseligen, blinden Leidenschaften"; die Franzosen wollten einmal wieder was Neues haben, und es gelang ihnen unverhofft schnell im Febr. 1848, nachdem Bewegungen in der Schweiz und in Italien die herrschende Gährung gesteigert hatten.

§ 15. Der Sonderbundkrieg.

Die Kantone der Schweiz hatten seit August 1815 eine neue Bundesverfassung erhalten, welche an der Herrschaft der Geschlechter nichts veränderte. Diese Patricier leiteten alle Geschäfte, ohne daß von strenger Verantwortlichkeit die Rede war; ihr Walten befriedigte jedoch im Ganzen die Städte, welchen die Landschaft wenig drein reden konnte. Denn durchgängig herrschte in den größeren und gebildeteren Kantonen die wohlhabende Bürgerschaft der Hauptstädte, während in der stockkatholischen innern Schweiz die Bauernversammlungen unter der Leitung der Adeligen oder Pfarrer ihr gewohntes Wesen trieben. An mannichfaltigen Rechtsungleichheiten wurde kaum gerüttelt. Die Tagsatzung, welche bald in Bern, bald in Zürich oder Luzern sich zur Berathung einfand, machte wenig von sich reden. Metternich erstreckte seine Polizeimeisterei auch auf die Schweiz, indem er von ihr namentlich die Ausweisung von freisinnigen Flüchtlingen aus Deutschland und Italien mit Drohworten verlangte; und die Tagsatzung war ihm meist zu Willen, während die einzelnen Kantone etwas fester das Gastrecht wahrten. Daß 1818 die Jesuiten sich in Freiburg festsetzten und, 1828 aus Frankreich ausgewiesen, in Masse dahin strömten, ärgerte Viele; aber zu einer kräftigen Gegenwirkung kam es nicht, bis die Julirevolution das Volk aufweckte, daß es an den Verfassungen zu ändern begann, womit Tessin den Anfang bereits gemacht hatte.

Als die rothen Söldnerregimenter, welche für Karl X. gestritten (S. 868), in die Schweiz zurückkehrten, erschollen schriftliche Weckrufe von Patrioten; der Vorort Bern aber verlangte in einem warnenden Kreisschreiben, Sept. 1830, daß gegen die aufreizenden Zeitungen eingeschritten und alle Ruhestörung vermieden werde. Zürich antwortete darauf, die Bewegung der Gemüther habe nichts Beunruhigendes, wofern sie richtig geleitet werde. Bald traten Versammlungen der Einsichtigeren da und dort zusammen und besprachen, wie die Bürgerwünsche nach größerer Rechtsgleichheit erfüllt werden könnten; suchten dann die Regierungen diese Wünsche hinzuhalten, so versammelten sich Volksmassen, bei denen die Schreier und Gleichmacher in's Vordertreffen traten; wurde darauf von oben herab gedroht, so riefen die Glocken den Landsturm heraus. Da kam es denn auch wohl zu Schüssen. Irgendwie hatten durch solchen Druck der Volkspartei 10—11 Kantone ihre Verfassungen rasch so umgestaltet, daß das Land demokratisirt wurde, wenn auch einzelnen Städten noch Bevorzugungen zuerkannt blieben. Der Bauer war dem Fürsprech oder Professor oder Patricier doch ziemlich unsanft auf die Füße getreten; die Staatslasten wurden gleichmäßiger vertheilt, die Zahl der Stimmfähigen ungemein erweitert, bis zum 20jährigen Jüngling herab, die Lust und Kunst des Regierens allgemeiner verbreitet. Luzern Jan. 1831, Freiburg, Thurgau und Zürich, Aargau, St. Gallen, Waadt ꝛc. giengen voran; Bern folgte im Okt. Basel unterdrückte zuerst die Bewegung in der Landschaft, indem es Liestal mit Truppen besetzte, und glaubte dann mit einer mäßigen Reform durchzukommen; allein nach blutigen Zusammenstößen zog es der Einwilligung in die Landschaftsforderungen die Trennung in zwei Halbkantone vor, 1832. In Neuenburg, das ungeschickt genug Fürstenthum und Kanton zugleich war, schlug der preußische General Pfuel 1831 die Bewegung mit den Waffen nieder.

Im Ganzen war eine größere Gleichartigkeit des Verfassungslebens im aufgeklärteren Theil der Schweiz erreicht; 7 demokratische Kantone, darunter die Vororte Bern, Zürich, Luzern schloßen schon das Siebener Concordat, Juli 1832, das auf eine Umänderung der Bundesakte hinarbeitete. Dagegen vereinten sich nun aber (Nov.) 4 katholische Kantone mit Basel und Neuenburg zu Sarnen, um weitere Neuerungen abzuwehren. Heftige Debatten folgten. Eidgenössische Truppen schritten gegen Basel und Schwyz ein, und die Tagsatzung löste den Sarner Bund auf. Eine Umgestaltung der Bundesakte kam noch nicht zu Stande; man begnügte sich, das Heer- und Zollwesen einheitlicher zu ordnen. — Indessen war nun die Schweiz der Tummelplatz aller radikalen Geister geworden, die von hier aus Italien, Deutschland, Frankreich zu republikanisiren gedachten. So stiftete der Genuese Mazzini das „junge Italien" und vermochte es (Febr. 1834) zu einem tollen Einfall in Savoyen, der aber an der Theilnahmlosigkeit der Bauern scheiterte. Darüber beschwerten sich und drohten ernstlich die Nachbarmächte, am bittersten Louis Philipp 1838, wegen Louis Napoleon (S. 885); doch gab die Tagsatzung, auf Englands Fürsprache bauend, diesen Einmischungen des Auslands nur halbes Gehör.

Da den Radikalen im Verlauf dieser Bewegungen immer gewisser wurde, daß Rom der gefährlichste der Gegner sei, welche die volle Einigung der Schweiz aufhielten, ergrimmten sie mehr und mehr gegen die Klöster, als den Herd aller Unruhen. Aargau hob 1841 die seinen auf und nahm ihr Vermögen für Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit in Beschlag; eine Rücksichtslosigkeit, welche sowohl die Nachkommen der habsburgischen Gründer als die strengen Katholiken der innern Schweiz tief verletzte. Letztere arbeiteten um so rühriger auf Ausdehnung des römischen Einflusses hin und siegten 1844 in Wallis und Luzern, wo alsbald die Jesuiten ebenso rücksichtslos ihre Herrschaft durchführten. In Wallis wurde den Protestanten sogar der Hausgottesdienst untersagt, aus Luzern flüchteten 1200 Bürger. Umsonst versuchte der Oberst Ochsenbein von Bern einen Freischarenzug in den letzteren Kanton, 1845; er wurde blutig zurückgeschlagen. Und jetzt schlossen die 7 Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug, Freiburg und Wallis einen Sonderbund zu gegenseitigem Schutz; die Tagsatzung aber wurde von Zürich gebeten, den Sonderbund aufzulösen. Nachdem auch Genf revolutionirt und den

Fortschrittlern beigetreten war, beschloß die Tagsatzung, 20. Juli 1847, die Auflösung des Sonderbunds und die Vertreibung der Jesuiten. Doch da man in Luzern auf die Hilfe der Großmächte baute, wurde dieses Verlangen kalt abgewiesen; so kam es denn zum offenen Kriege über den Fortbestand der Kantonalsouveränität.

Die Tagsatzung bot 95,000 Mann auf und stellte sie unter den Oberbefehl des Genfers Dufour, der nach Palmerstons Rath, um den katholischen Mächten keine Zeit zum Eingreifen zu lassen, den Krieg auf's allerschnellste beendigte. Er besetzte erst Freiburg, besiegte dann, 23. Novbr. 1847, bei Gisliton den Gegner Salis und unterwarf im Nu Luzern und die übrigen Kantone. Binnen 9 Tagen war die Schweiz von den Jesuiten gesäubert. Die besiegten Kantone mußten die Kriegskosten bezahlen (woran man ihnen ihrer Armut wegen später etwas nachließ) und liberalere Regierungen einsetzen.



Fig. 291. Dufour.

Sofort machte man sich an die Reform der Bundesverfassung, die am 12. Sept. 1848 fertig wurde und die Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat zuwegbrachte. In der Hauptstadt Bern sitzt seither der auf drei Jahre gewählte Bundesrath aus sieben Mitgliedern, von denen eines alljährlich zum Präsidenten ernannt wird. Im Gesetzgeben unterstützt ihn ein Ständerath, der aus 44 Vertretern der Kantonsregierungen besteht, und ein Nationalrath, dessen Mitglieder von allen mindestens 20 Jahre alten Schweizern gewählt sind.

Metternich und Guizot zürnten sehr über dieses rasche Vorgehen, waren aber schon selbst Flüchtlinge, als dasselbe zum Abschluß kam. Das Beispiel der kleinen Schweiz, die ihre Angelegenheiten so frisch erledigte, ohne die fremden Gesandten dreinreden zu lassen, wirkte weithin elektrisch auf die Völker; namentlich auf diejenigen, welche wie Deutschland und Italien gleichfalls einer durchgreifenderen Einigung zustrebten. Und als in Frankreich die Februarrevolution ausbrach, wehte dieser neue Wind wiederum so lustig über den Jura, daß eine Freischar von Chaux de fonds aufbrach, 29. Febr. 1848, und die preußische Regierung in Neuenburg über Nacht stürzte. Die Tagsatzung hatte daran ihr Wohlgefallen, löste einseitig das Band, welches jenes Fürstenthum mit Preußen verband, und nahm es als Kanton in den neuen Bundesstaat auf. Verfassungsänderungen im Innern eines Landes lassen sich eben kaum bewerkstelligen, ohne das Verhältniß zu andern Staaten wesentlich zu stören. Der preußische König behielt sich seine Rechte auf Neuenburg vor, machte sie aber erst geltend, als 1856 eine Schar Royalisten Neuenburg für ihn wieder durch einen Handstreich in Besitz nahm, freilich nur um nach etlichen Tagen von Berner Truppen gefangen genommen zu werden. Es kam zu Rüstungen in Preußen und in der Schweiz; doch widersetzte sich Süddeutschland, von Oesterreich unterstützt, dem Durchmarsch der Preußen, daher der friedfertige König 1857 gegen Zusicherung von Straflosigkeit an

die royalistischen Gefangenen auf das angestammte Fürstenthum verzichtete. Die Entschädigung von 2 Mill. Frcs., welche ihm zuerkannt wurde, wies er zurück.

Seither entwickelte sich das Verfassungsleben weiter, indem zuerst etliche 50 kantonale Verfassungsänderungen beliebt wurden, denen 1866 auch Anläufe zur Revision der Bundesverfassung folgten. Die Kantonssouveränität sollte noch weiter beschränkt und namentlich die Militärordnung, die da und dort sehr im Argen lag, der Bundesbehörde übertragen werden. Dann wünschte man allen Schweizern unentgeltlichen Unterricht zu ermöglichen, die Eheschließung zu erleichtern, schon auch die Todesstrafe abzuschaffen. Die tolle Steigerung der Freiheit aber, welche die Züricher Demokratie in dem sog. Referendum verlangte, daß nämlich alle Gesetze der Bundesvertretung wieder von den einzelnen Bürgern geprüft und durch Abstimmung in den Gemeinden angenommen oder verworfen werden sollen, wurde so gemildert, daß nur ein fakultatives Referendum besteht, wenn 8 Kantone oder 30,000 Bürger erneuerte Berathung über ein Gesetz verlangen sollten. Am 19. April 1874 siegte die Revision mit 340,000 gegen 198,000 Stimmen. Zugleich wurden die Landeskirchen in Neuenburg, Basel, Bern, Genf, Thurgau so revolutionirt, daß nun die „Volkskirche" das Bekenntniß für entbehrlich erklärte. Ein Schritt, der natürlich zur Bildung freier Kirchen führte und sich in seinen Folgen noch nicht übersehen läßt.

So bildet dieser regsame Freistaat ein Versuchsfeld für allerlei politische Experimente. Sagt ein Versuch den Schweizern nicht zu, so können sie ihn mit leichter Mühe wieder zurücknehmen; in beiden Fällen, ob er mißräth oder gelingt, lernen die Nachbarn etwas aus dem Vorgange.

§ 16. Anläufe zur Einigung Italiens.

Als die Julirevolution ausbrach, lag Grabesstille über Italien; die österreichische geheime Polizei hielt alles für ruhig. Dennoch wühlten in der Stille die geheimen Gesellschaften, und einer, dem sie zu ängstlich schienen, der „ewige Verschwörer" Mazzini, 1805—72, begann jetzt seine Lebensarbeit, indem er das Losungswort Dio e popolo ausgab und auf die Umwandlung Italiens in eine katholisch fromme Republik losstrebte. Von der bonapartischen Familie, deren Hauptquartiere Rom und Florenz waren, wandten sich die Söhne des Exkönigs von Holland Geheimbünden zu, in welchen für die Befreiung Spaniens und Italiens und die Bildung einer lateinischen Liga gegen die Uebermacht der heiligen Allianz gewirkt wurde. Als Februar 1832 Papst Gregor XVI. gewählt worden war, brachte der mit den Napoleoniden einverstandene Menotti die Revolution in Modena zum Ausbruch, worauf sich auch Bologna, Ravenna und die Romagna erhoben; Parma



Fig. 292. Jos. Mazzini.

verjagte seine Herzogin Marie Louise, und fast der ganze Kirchenstaat schloß sich dem Aufstand an. Ohne Blutvergießen schien Mittelitalien frei werden zu sollen; die weltliche Gewalt des Papstes ward abgeschafft und die freien Provinzen suchten sich zu einem Staate zu bilden. — Aber ein österreichisches Heer überwand mit leichter Mühe die Aufständischen; schon am 29. März rückte es in der letzten Feste der Revolution, in Ancona ein. Der ältere Sohn Hortenses starb auf diesen abenteuerlichen Zügen an den Masern, den zweiten, Louis Napoleon, wußte mütterliche List den Oesterreichern zu entziehen (S. 884). Er sollte Italien erst nach 28 Jahren die damals zugedachten Dienste leisten. Die äußere Ruhe war bald wieder hergestellt, im Ganzen mit Milde; nur der Herzog von Modena strafte streng durch Hinrichtung Menottis und seiner Genossen.

Die Mißstände aber wurden nicht abgeschafft; daher trat auch keine Befriedigung ein, vielmehr vereinigten sich immer entschiedener alle strebsamen Geister im Haß gegen die Fremdenregierung, ohne welche die Revolution freien Lauf gehabt hätte. „Tod den Deutschen!" wurde ihr Feldgeschrei, und Mazzini sorgte durch seine Mitverschworenen, bald von London, bald von der Schweiz aus, daß der nationale Gedanke stets wach blieb und sich ausbreitete. Auch Karl Albert, 1831—49 König von Sardinien, wurde ein Hoffnungsstern für genügsamere Gemüther; er führte allerhand Verbesserungen im Innern ein und machte Piemont zu einem wirksamen Herd der Literatur, die im übrigen Italien geächtet war. Der Philosoph Gioberti verbreitete da seine Träume von einem Bunde der italienischen Staaten unter dem Primat des Papstes, wenn dieser sich erst von den Jesuiten lossagen wollte; Balbo schrieb mit Wärme die Geschichte Italiens und fand Leser, die wünschten und hofften, Italien werde auch wieder einmal Geschichte machen. — Und nun besteigt, statt des finstern Gregor, der humane Graf Mastai, als Pius IX., den päpstlichen Thron, 16. Juni 1846. Wie liebenswürdig ließ sich doch dieser einstige Offizier und Freimaurer an! Bald prangte sein Bild in allen liberalen Häusern neben dem eines Gioberti; denn er begnadigt die politischen Verbrecher und ruft Verbannte zurück; die Presse darf sich freier bewegen (nur bleiben die Bibelgesellschaften verflucht), und statt der greisen Kardinäle werden geschäftserfahrene Laien in die Verwaltung berufen. Notabeln aus den Provinzen treten in den Staatsrath, der weise Reformen vorschlagen soll, die Stadt Rom erhält eine freisinnige Gemeindeverfassung, und — es ist Ernst! — der milde Papst sucht sie zur Bundesstadt für alle Regierungen Italiens zu machen. Rom wurde nicht müde, Evviva Pio IX. zu rufen; in Mailand und Modena



Fig. 293. Pius IX.

freilich galt dieser Ruf für eine ketzerische, revolutionäre Losung; Oesterreich mußte fürchten, daß das Papstthum, wie in Belgien und Polen, sich mit der Revolution verbinde. Es besetzte Ferrara, wogegen der Papst heftig protestirte. In geistlichen Dingen freilich geberdete sich Pius als unfehlbarer Absolutist. Für Italien aber gab er den neuen Ton an, der nicht nur einem Metternich unbeschreiblich absurd klang, sondern selbst dem Jesuitengeneral das Urtheil entlockte: der Papst ist eine Geisel der Kirche. Mit Toskana und Sardinien schloß er einen gegen Oesterreich gerichteten Zollvertrag, und schon am 8. Febr. 1848 gab letzteres, am 17. ersteres nach Palmerstons Rath eine freisinnige Verfassung. Die Waldenser in Piemont wurden endlich in die Menschenrechte, die sie unter Napoleon genossen, wieder eingesetzt. Die Sicilianer wollten nicht dahinten bleiben und empörten sich, 12. Jan. 1848, gegen die neapolitanische Besatzung, welche wohl die Stadt bombardirte, aber zuletzt sie räumen mußte. Den Sturm zu beschwören, ertheilte Ferdinand II. auch den Neapolitanern eine liberale Verfassung, 24. Febr.

Das war der Tag, an welchem Louis Philipp gestürzt wurde, nachdem er eben mit Oesterreich in Italien einzuschreiten beschlossen hatte. Die erzählten Bewegungen der Schweiz und Italiens hatten auch das Ihrige beigetragen, den Franzosen längere Ruhe unerträglich zu machen.

II. Die Zeit neuer Staatenbildungen.

Napoleon hat auf St. Helena geäußert: in 50 Jahren wird Europa republikanisch oder kosakisch sein. Die 50 Jahre sind vorüber, die Weissagung ist aber nicht in Erfüllung gegangen. Zu beidem freilich schienen sich die Dinge je und je anzulassen, und zwar nie drohender zum Republikanischwerden als in dem Verwirrungsjahr 1848. Dennoch hat diese Epoche des Umsturzes zu einem andern als dem prophezeiten Verlauf geführt. Es stellt sich heraus, daß was die Zeit anstrebte, nicht blos neue Verfassungsformen waren, sondern daß nach dem Vorgang der Schweiz neue Staatenbildungen, vornehmlich in Mitteleuropa (Italien, Deutschland, Oesterreich-Ungarn), entstehen sollten. Diese Umwälzungen sind aber verbunden mit einer zusehends steigenden Theilnahme des Volks an den Aufgaben seiner Regierung, so daß man allerdings von einer zunehmenden Republikanisirung oder Amerikanisirung Europas sprechen kann.

Was aus dem Hintergrunde der Zukunft früher oder später noch auftauchen wird, ob „die Republik der Vereinigten Staaten Europa's“ oder die Herrschaft einer internationalen Verbindung aller Gottesfeinde, oder der Sieg des antinationalen Jesuitenordens ꝛc.: wer wollte wagen, das heute auch nur anzudeuten! Nur wird die Sorge für den Arbeiterstand und die Lösung der socialen Frage zusehends wichtiger als alle politischen Streitigkeiten.

§ 1. Die Februarrevolution.

Der geistreiche Tocqueville sagte, Jan. 1848, in der Abgeordnetenkammer: „Die öffentliche Sittlichkeit ist in einem Zustand der Entartung, welcher bald, vielleicht alsbald, uns in neue Revolutionen jagen wird.“ Die Meisten lachten, der Mann hatte aber der Strömung auf den Grund gesehen, welche der Dichter Lamartine mit dem Wort bezeichnete: Frankreich langweilt sich. Alles erhitzte sich in Paris gegen die Corruption am Hof, in den höhern Ständen, unter den Besitzenden; aber nicht das verletzte Tugendgefühl, sondern eine gleiche Corruption unter den Armen war der Grund dieses Eiferns. Die Pariser wollten ein Schaustück und sie bekamen es.

Die Oppositionspartei der Herren Thiers, Barrot ꝛc., welche „Wahlreform“ auf ihrem Schilde führte und mit großer Bitterkeit den verkannten Guizot bekämpfte, kündigte für den 22. Febr. 1848 ein großartiges Reformbankett an, da prachtvoll getafelt und geredet werden sollte. Als der Minister diese Kundgebung verbot, wenigstens der eingeladenen Nationalgarde die Theilnahme untersagte, gab man das Bankett auf; dafür rächte sich aber die um ein Schauspiel betrogene Menge durch Bauen von Barrikaden und einen Zusammenstoß mit den Truppen. Da diese sich auf Vertheidigung eines Stadttheils beschränkten und am 23. von der aufgerufenen Nationalgarde nicht unterstützt wurden, waren die Leiter der Geheimbünde darauf bedacht, ihre Leute zu bewaffnen; die Nationalgarde rief heiter mit: Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot! Der König, von plötzlicher Sorge befallen, entließ den treuen Diener ohne Noth, worüber die Freude so groß war, daß man vielfach in den Straßen illuminirte. Aber ein neues Ministerium ließ sich nicht im Nu bilden, so fehlte die sichere Leitung im Augenblick der Entscheidung.

Nachts 10 Uhr, als das Volk auf den lichterstrahlenden Boulevards hin- und herwogte, getheilt zwischen dem Stolz eines errungenen Siegs und der Lust zu weiterem Wagniß, führte der verwegene Lagrange, der 1834 den Lyoner Aufstand geleitet hatte, seine wilde Rotte unter Vorantragung der rothen Fahne vor das Justizministerium, dem die Fenster eingeworfen wurden. Dann wollte man dem scheidenden Guizot eine Katzenmusik bringen. Hier aber stand ein Bataillon, dessen Oberst versöhnliche Worte an die Menge richtete. Ein Fackelträger schimpfte und versuchte ihm den Schnurbart anzubrennen; da drückte endlich ein Sergeant los, seine Compagnie folgte dem Beispiel und 35 Leute fielen. Nun hatte man Todte und Verwundete, so viel man brauchte, um Paris zur Fieberhitze zu steigern. Die Leichen wurden auf Karren geladen und unter Fackelbegleitung und dem Ruf: „Wir sind verrathen! man mordet das Volk!“ langsam durch alle Straßen geführt.

Alle Waffenläden wurden geplündert, zahllose Barrikaden errichtet und der Aufstand wurde gefährlich. Louis Philipp war bereits rathlos; er ernannte den Marschall Bugeaud zum Oberbefehlshaber der Truppen und zwar mußte er einen schon entlassenen Minister, 24. Febr., bitten, seinen Namen unter das Dekret zu setzen. Thiers sollte jetzt ein Ministerium bilden. Bugeaud drang glücklich voran, wichtige Punkte zu besetzen. Plötzlich aber entschloß sich der König, alle Truppen um die Tuilerien zu concentriren, und ihr Rückzug artete in Auflösung aus. Mit ihnen wälzten sich 60000 Menschen gegen das Schloß und vom Rest der Nationalgarde wurde der König kalt empfangen. Nun wollte er Bugeaud durch Gerard, Thiers durch Barrot ersetzen! Aber das Volk hörte nicht mehr auf die einst gefeierten Namen und die Truppen fraternisirten schon mit ihm. Noch vertheidigte ein Posten das Palais Royal, um 1 Uhr räth man dem verwirrten König zur Abdankung, um seinem Enkel den Thron zu retten. Bugeaud widerrieth, aber seine Söhne Nemours und Montpensier sprachen zu; der König schrieb endlich, er verzichte auf die Krone zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, und hieß dessen Mutter die Regentschaft übernehmen. Schon drang die siegreiche Menge ins Schloß. Der König sagte zur schluchzenden Herzogin von Orleans: „Helene, bleiben Sie bei den Kindern!“ schritt mit seiner Gemahlin durch den Tuileriengarten und fuhr mit der Familie in Fiakern ab.

Helene mit ihren beiden Kindern folgte dem Schwager Nemours in die Deputirtenkammer, wo sie achtungsvoll als Regentin für Louis Philipp II. empfangen wurde. Aber während die konservativen Mitglieder bebten, schlug ein Republikaner, Marie, vor, eine provisorische Regierung einzusetzen. Die Galerieen klatschten Beifall, und blutbefleckte, trunkene Blousenmänner, die schon in den Kellern der Tuilerien sich umgesehen hatten, drangen jetzt in den Saal. Unter dem wilden Ruf: „Nieder mit der Regentschaft! Nieder mit allen Bourbonen! Nieder mit der bestochenen Kammer!“ wird diese gesprengt. Mit Mühe rettet sich die Herzogin aus dem Gedränge, mit Todesmuth wehrt sie sich für die schon von ihr gerissenen Knaben; den halbzertretenen jüngern erhält sie erst nach bangen

24 Stunden wieder. Mit ihnen flüchtet sie nach Deutschland. Indessen waren die Tuilerien geplündert und verwüstet worden. Die Krone hatte man zerbrochen, den Thron am Fuß der Julisäule verbrannt.

Aus republikanischen Deputirten und Zeitungsschreibern, theils gemäßigten Männern, theils Socialisten, bildete sich eine provisorische Regierung, die sehr bestürzt und verlegen ihrer ungeheuren Aufgabe sich unterzog. Zum Glück besaß sie in dem eitlen Lamartine, der sich später rühmte: ich allein machte diese Revolution, einen geschickten Phrasendrechsler, an dessen schwungvollen Reden alle Parteien ihre Freude haben konnten. Am Morgen des 25. Febr. erfuhr Paris und bald ganz Frankreich, daß ihm das Glück einer Republik beschert sei, indem „eine Revolution der Verachtung" den Bürgerkönig weggefegt und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" verwirklicht habe.

Louis Philipp hörte die Schreckensnachricht in Dreux und eilte der Nordküste zu, oft ausrufend: Ganz wie Karl X.! Fast wie der, nur würdeloser entkam er, als Engländer verkleidet, „ein Mr. Smith, mit Mme. Lebrun" auf das englische Postschiff und zog sich nach Claremont, einem Schlosse seines Schwiegersohns Leopold, zurück. Zwei seiner Söhne, Joinville, der die Flotte im Mittelmeer kommandirte, und Aumale, Statthalter von Algerien, fanden sich bewogen, ihre Stellen niederzulegen und nach England zu reisen. Im Mai war dort die ganze Familie glücklich beisammen; der kluge, emsige König aber, dessen Lebensgebäude so plötzlich zu Boden gestürzt war, fühlte sich doch sehr gebeugt und starb, 26. Aug. 1850, ohne Hoffnung auf Wiedererhebung seiner Familie.

Am 25. Febr. wankte schon auch die neue Regierung; 30,000 Bewaffnete umgaben das Stadthaus, wo die provisorischen Herren saßen, und die greuliche Masse schrie: „Es lebe die demokratische und sozialistische Republik!" Sie verlangten mit Anstoßen der Gewehrkolben: Einführung der Gütergemeinschaft, Errichtung einer Proletarierregierung und Annahme der rothen Fahne. Hatte 1789 der dritte Stand gesiegt, so sollte diesmal wenigstens, nachdem man ihn a. 1830 getäuscht, der vierte Stand den Lohn seiner Blutarbeit einstreichen. Lamartine, der einige Stunden lang das Glück des Königseins geschmeckt, leistete an diesem heißen Tage sein Aeußerstes mit Beschwichtigen, Versprechen und Ausreden; und Gott erbarmte sich Frankreichs so weit, daß die Republik nicht gleich als Pöbelherrschaft auftrat, sondern die Schreckensmänner den Freunden der Ordnung Zeit ließen sich zu verständigen.

Doch von den Nöthen Frankreichs können wir hier nicht weiter erzählen, da zuerst von der zündenden Wirkung, welche die Februarrevolution in ganz Mitteleuropa ausübte, geredet werden muß. Noch im Februar (27.) zog eine Volksversammlung von Mannheim nach Karlsruhe und bekam alle verlangten Freiheiten bewilligt; am Rhein hin erlebten Nassau, Darmstadt ꝛc. nach einander einen ähnlichen Umschwung. Zugleich (29. Febr.) vertrieben schweizerische Anführer den preußischen Gouverneur aus Neuenburg (S. 889). Am 3. März donnerte Kossuth im ungarischen Reichstag und verlangte eine Verfassung für alle Völker Oesterreichs; damit kam, 13. März, die Revolutionirung Wiens und Oesterreichs in Gang. Am 18. erhob sich Mailand und setzte Italien in Flammen. Zugleich siegte die Revolution in Berlin und die Polen standen gegen Preußen auf, wie die Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark. Am 20. mußte Ludwig von Bayern abdanken; am 31. versammelte sich ein Vorparlament in Frankfurt, um Deutschland umzuschaffen. Ein ungeheurer Kessel öffnet sich da vor unsern Augen, in welchem alles durcheinander brodelt.

Noch nie hatte Frankreich den glänzenden Ruhm, der Tonangeber für Europa zu sein, in so ausgedehnter Weise verdient: Alles lechzte nach Grundrechten, und suchte alle mögliche und unmögliche Menschenrechte festzustellen, von denen wohl das verhängnißvollste das allgemeine Stimmrecht ist. Durch die Klugheit Leopolds I. (S. 872), der sich erbot, seinem Volke die Kosten einer Revolution durch Abdankung, falls sie gewünscht werde, zu ersparen, blieb Belgien von dem Revolutionsfieber unangesteckt. Und als die englischen Chartisten (S. 863) London mit einem großen Tage beglücken wollten, reihten sich alle ruhigen

Bürger in die Polizei ein und erwehrten sich durch ihre feste Haltung der Unruhestifter. Holland begnügte sich mit Einführung einer freisinnigeren Verfassung. Durch das übrige Mitteleuropa aber grassirte das welsche Fieber unaufhaltsam weiter, bis es sich ausgetobt und durch seine bitteren Früchte die Völker über die Jämmerlichkeit seiner Wurzel aufgeklärt hatte.

§ 2. Oesterreich will zerfallen.

Unter dem schwachen Ferdinand I. (1835—48) hatte Metternich noch unumschränkter seine Politik des Stillstands fortgeführt, und ebendamit Oesterreich dem deutschen Leben immer mehr entfremdet. Daß sich mittlerweile die einzelnen Nationalitäten des Reichs innerlich sammelten und ausbildeten, kümmerte den hohen Leiter wenig. So bitter die Deutschen in Italien gehaßt wurden, war doch die Regierung nirgends darauf bedacht, das deutsche Element zu stärken; vielmehr vereinigten sich an der Südgrenze Polizei und Klerus in dem Bestreben, alles zu verwelschen, bis die romanische Sprache auf die Wasserscheide der Alpen heraufgerückt war. Geborne Deutsche mußten italienisch beichten, dann blieben sie doch von protestantischen Ketzereien verschont, wegen deren 1837 noch 440 Zillerthaler aus Tirol nach Preußen auszuwandern gezwungen wurden. Oesterreich sagte sich damit im Grunde vom deutschen Bundesrechte los, das allen Deutschen Religionsduldung zusicherte; aber ein Italiener Giovanelli herrschte in den Tirolerständen, und durfte harmlose Deutsche ohne weiteres aus dem Lande hinausdrücken und fremde Jesuiten dafür hereinrufen. Dann entdeckte ein Professor 1840 das Trentino (Welschtirol) als einen Bestandtheil Italiens; hiegegen hatte die Censur nichts einzuwenden. — In Ungarn belebte seit 1825 der „große Graf" Szechenyi den Gebrauch der magyarischen Sprache, und weckte tausend schlafende Kräfte; seit 1833 wirkte der leidenschaftslose Deak für zweckmäßige Reformen. Nachdem sie den sichern Fortschritt angebahnt, wurden sie bald von eiteln Schreiern überholt, die das Volk in Gährung versetzten. Aehnliche Bestrebungen erwachten unter den vielsprachigen Slaven, den Tschechen in Böhmen, den Slovaken in Oberungarn, den Serben im Süden, auch bei den Rumänen in Siebenbürgen. Als aber die Polen 1846 von Krakau aus wieder einmal einen Aufstand entflammten, fielen die ruthenischen Bauern über ihre Grundherren, den polnischen Adel her, und schlugen sie unter Brandstiftung und Plünderung todt. Damals wurde die Freistadt Krakau zu Galizien geschlagen. Die Regierung mochte denken, im Nothfall lasse sich immer in gleicher Weise eine Nationalität gegen die andere ausspielen. Aber es kam zu einer Verwirrung, die aller Berechnung spottete.

Die Nachricht von der Februarrevolution elektrisirte die gemüthlichen Freisinnigen in Wien; dringend baten sie um Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit. Als am 13. März der niederösterreichische Landtag eröffnet wurde, sammelten sich Tausende vor dem Landhaus und hörten einem Studenten zu, wie er eine aufwiegelnde Rede des ungarischen Volksmanns Kossuth vorlas, der, 3. März, in Preßburg eine Verfassung für alle Länder Oesterreichs verlangt hatte. Wie schlug doch dessen Klage ein über den „erstickenden Dampf des tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern der Wiener Regierung alles niederdrückend, lähmend, vergiftend einherwehe!" Auf allgemeines Andrängen mußten die Stände die Wünsche der Bürger in die Hofburg überbringen. Als sie da vornehm abgelehnt wurden, reizten Studenten das Volk zum Widerstand gegen die Truppen auf, und ehe man recht wußte wie, war alles bewilligt und Metternich auf der Flucht nach England. Nun bewaffneten sich in kindischer Lust Studenten und die Bürgerwehr; als Kossuth, 15. März, mit den ungarischen Deputirten in Wien eintraf, wurde er unter Fackelschein und Musik im Triumph empfangen und rief durch seine zündenden Freiheitsreden einen grenzenlosen Jubeltaumel hervor. — Während die Wiener mit Revolution spielten, erreichten die Ungarn ihren Herzenswunsch, ein gesondertes Magyarisches Ministerium. Ihren Reichstag, auf dem, 11. April, ihr „König" Ferdinand seine letzte magyarische

Thronrede halten mußte, verlegten sie von Preßburg nach Pest. Den Kaiser aber zwangen fortgesetzte Tumulte der Wiener, 17. Mai nach Innsbruck zu fliehen.

Indessen war die Po-Ebene in Flammen gerathen. Schon am 18. März erhob sich Mailand und nach einem zweitägigen Straßenkampf sah sich der 82jährige Feldmarschall Radetzky (Fig. 294) durch den allgemeinen Aufstand genöthigt, seine Truppen in das Festungsviereck von Mantua und Verona (mit Peschiera und Legnano) zurückzuziehen. Auch Venedig erhob sich am 22. März unter dem Advokaten Manin und zwang den Kommandanten Zichy zur Uebergabe. Die Herzoge von Modena und Parma mußten nach Oesterreich flüchten, und nun konnte Karl Albert (S. 891) sich den Volkswünschen nicht länger entziehen. Er hatte erst noch den schweizerischen Sonderbund mit Geld und Waffen unterstützt; als Oesterreich Ferrara besetzte, war er auch bereit gewesen, für den Papst zu kämpfen. Jetzt, am 23. März, erklärte er den Lombarden seinen Entschluß, ihnen zu Hilfe zu eilen, in der Hoffnung, Piemont damit vor einer Umwälzung zu bewahren und ein oberitalisches Reich zu gründen, stark genug, den Kern eines künftigen Italiens zu bilden. — Bei St. Lucia (6. Mai) maßen sich die Piemontesen, durch sonstigen italienischen Zulauf nur schwach verstärkt, mit dem unerschütterlichen Radetzky; am 30. trugen sie bei Goito einen Sieg davon, nahmen auch das ausgehungerte Peschiera ein. Oesterreich hätte nun die Lombardei freigelassen, um nur Venetien zu behalten; Karl Albert aber sah auch dieses schon als gewonnen an und versäumte den günstigen Augenblick. Durch ungarische Regimenter verstärkt, errang Radetzky 25. Juli bei Custozza einen glänzenden Sieg und drang gegen Mailand vor, aus dem der Sardinier, mit Koth beworfen von seinen wüthenden neuen Unterthanen, mühlich entrann. Er schloß 9. August einen Waffenstillstand, der ihn auf seine früheren Grenzen beschränkte.

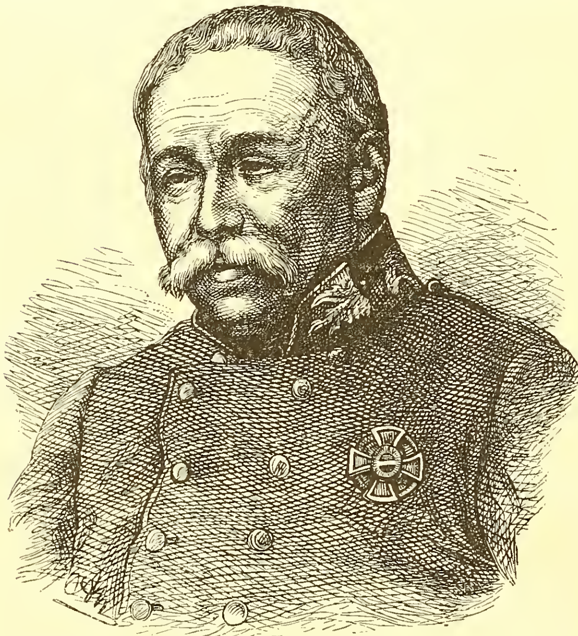


Fig. 294. Radetzky.

Der König konnte sich dem Drängen der radikalen Partei, das Kriegsglück nochmals zu versuchen, nicht entziehen. Er übertrug dem Polen Chrzanowski den Oberbefehl, kündigte am 20. März 1849 den Waffenstillstand, wurde aber von Radetzky umgangen, überfallen und 23. März bei Novara so auf's Haupt geschlagen, daß er lebenssatt die Krone seinem Sohne Victor Emanuel übergab und nach Portugal reiste, wo er im Juli starb. Im Frieden von Mailand, 6. Aug., behielt Sardinien seine Grenzen und zahlte nur 75 Mill. Frcs. Kriegsentschädigung. — Venedig, das sich erst an Piemont angeschlossen, dann aber die Republik hergestellt hatte, wehrte sich wacker trotz Hunger und Seuche; erst 22. Aug. 1849 kapitulirte sein starkmüthiger Diktator Manin und wanderte in die Verbannung, um als Sprachlehrer in Paris sein Leben zu beschließen.

Damals hieß es, nur in seinem Heere unter Radetzky lebe Oesterreich noch fort; im Sommer 1848 schien der Staat sonst allerwärts in Auflösung begriffen. Obwohl Erzherzog Stephan in Ungarn den Kaiser vertrat, herrschte doch der Phrasenheld Kossuth im Reichstag und fuhr fort, alle Länder der Stephanskrone demselben einzuverleiben und das Magyarische als einzig gültige Sprache ihnen aufzudrängen. Die Kroaten aber unter L. Gaj wollten sich diese Sprache statt der lateinischen nicht aufnöthigen lassen und die übrigen Nichtmagyaren schlossen sich ihnen an. Nun wählten die Südslaven den ritterlichen Baron Jellacic zu ihrem Ban; obwohl Kossuth ihn vorfordert, weigert er sich nach Pest zu gehen, reist vielmehr nach Innsbruck und versichert den Kaiser, der schon ihn abgesetzt hatte, seiner unabänderlichen Ergebenheit. Dieser läßt nun geschehen, was er nicht zu hindern vermag, daß die Slaven sich gegen die Magyaren erheben. Sie erhielten Zuzug aus Serbien; die Armee aber theilte sich, wie es gerade glückte. Am 9. Sept. 1848 überschritt Jellacic die ungarische Grenze und der grausige Racenkampf begann. Erzherzog Stephan, der umsonst vermitteln wollte, legte seine Würde als Palatinus nieder; der statt seiner nach Pest gesandte General Lamberg ward 28. Sept. vom sensenbewaffneten Pöbel auf der Donaubrücke ermordet. Jetzt ernannte der Kaiser Ban Jellacic zu seinem Stellvertreter in Ungarn, 3. Okt., worauf der Reichstag damit antwortete, daß er Kossuth zum Diktator, Jellacic für einen Hochverräther erklärte. Dadurch war die Lossagung Ungarns vom Kaiserreich entschieden.



Fig. 295. Barrikadenkampf.

Zu gleicher Zeit regte sich in Böhmen der alte Haß der Tschechen gegen die deutsche Bevölkerung; jene verlangten auf einem Slavenkongreß in Prag, 2. Juni, daß Böhmen mit Mähren ein besonderes Slavenreich bilde, für welches der Forscher böhmischer Alter=

thümer, Palazky, und sein gewandter Schwiegersohn Rieger schon eine Konstitution ausarbeiteten. Es kommandirte aber in Prag Fürst Windischgrätz, ein adelstolzer, fester Mann und ausgezeichneter Reiteroffizier, der zwar die Bitte der kaiserlichen Familie, als Diktator den Sturm zu beschwören, abgelehnt hatte, übrigens seinen Posten treu auszufüllen entschlossen war. Als die meuterischen Tschechen, 12. Juni, die Truppen vor seinem Palast angriffen, stand seine Gemahlin am Fenster und lauschte; da wurde sie von einer Kugel getödtet. Noch ermahnte er zum Frieden; wie aber die Aufrührer weiter vorgiengen, schoß er mit Kanonen unter sie, sprengte den Slavencongreß und warf den Aufstand nieder.

In Wien trat 22. Juli der Reichstag zusammen, welcher dem Völkergewirr Oesterreichs eine Verfassung geben sollte; er war aus gar verschiedenen Leuten zusammengesetzt, schreibkundigen und nichtschreibenden, welche weder einander noch auch sich selbst recht verstanden; eine Leitung von Seiten der öfters wechselnden Minister wollte nicht eintreten, all' sein Reden mehrte also nur den Wirrwarr. Die Zeit der That war gekommen. Aber umsonst beschwor Windischgrätz den Kriegsminister Graf Latour, doch stark aufzutreten. Als dieser einen Theil der Wiener Besatzung dem, 29. Sept., von den Ungarn geschlagenen Jellacic zu Hilfe schicken wollte, weigerte sich ein Bataillon; zugleich erhob sich der rasende Pöbel, von den Geldspenden Kossuths gewonnen und durch Polen und Italiener verstärkt, mordete Latour 6. Okt. mit Hammerschlägen und hängte den Leichnam an einen Laternenpfahl. Darnach wurde das Zeughaus erstürmt, wo sich die aus aller Welt herbeigeeilten Revolutionsmänner, Ungarn, Polen, Deutsche, Italiener zum Entscheidungskampfe mit Türkenwaffen 2c. ausrüsteten. Metternichs Wien war jetzt die Burg der Umsturzpartei geworden.

Der Reichstag gerieth in's Stocken; der Kaiser war 7. Sept. nach Olmütz geflohen; ein Ministerium bezahlte die Armee, welche sich um Wien sammelte und hereinschoß, das andere die Nationalgarde und wer sonst noch hinausschoß. Der Mittelpunkt des militärischen Treibens war der Studentenausschuß; der Ausschuß der demokratischen Vereine aber amtete im Antenwirthshaus. Der polnische General Bem that, was sich in der Eile thun ließ, etwas Artillerie und Ulanen zu schaffen; und die Frankfurter Abgeordneten Blum und Fröbel verfaßten Adressen, um das Volk anzufeuern.

Vor Wien aber lagerte sich 26. Okt. der zum Oberbefehlshaber ernannte Feldmarschall Windischgrätz; wie er die Stadt von Norden her faßte, so Jellacic mit seinen Kroaten und Auersperg mit der früheren Wienerbesatzung im Süden. Der zweite allgemeine Sturm, 28. Okt., brachte die Vorstädte in Jellacics Besitz; darauf verschwand der tüchtige Bem. Die Stadt ergab sich am 29. und wurde besetzt, als eben vom Stephansthurme aus das Nahen der ungarischen Armee erspäht wurde. Nun griffen die Freischaren wieder zu den Waffen; doch Windischgrätz trieb die Ungarn zurück. Noch einen Tag tobte die schrecklichste Anarchie, bis am 31. die kaiserlichen Truppen die letzten Barrikaden erstürmt hatten (vgl. Fig. 295). Windischgrätz hatte völlig freie Hand zu richten und zu strafen; Messenhauser, der die Nationalgarde befehligt hatte, Blum und andere Führer und Schriftsteller wurden erschossen. — Fürst Felix von Schwarzenberg übernahm 21. Nov. die Leitung des zerfallenden Staats mit großer Energie. Den Reichstag verlegte er nach Kremsier, wo er ihn noch etliche Monate berathen ließ, dann aber auflöste und selbst eine Verfassung verlieh, 4. März 1849, die er nach 2 Jahren wieder mit einem Federstrich beseitigte. Doch das geschah nicht mehr in Ferdinands I. Namen; der Minister bewog den tief erschütterten Kaiser abzudanken, 2. Dez. 1848, worauf sein durch kein Versprechen gebundener Neffe Franz Joseph den Thron bestieg.

Alle die Zugeständnisse, welche Ferdinand den Ungarn gemacht hatte, konnte nur ein anderer Kaiser zurücknehmen. Die Ungarn aber merkten, was gegen sie im Werke war, und erkannten die Abdankung Ferdinands nicht an. Sie sollten mit den Waffen bezwungen werden, und wirklich drang Windischgrätz siegreich, 5. Januar 1849, in Pest ein, von wo

der Reichstag nach Debreczin verlegt worden war. Dagegen wurde General Puchner samt einer russischen Hilfsschar von Bem aus Siebenbürgen hinausgeworfen, wo nun die armen Sachsen und Rumänen der Wuth der Magyaren und Szekler preisgegeben waren. Da wurden nicht blos die Menschen in Masse hingeschlachtet, sondern erst gefoltert und verstümmelt. Auch Görgei und Klapka kämpften glücklich gegen die Oesterreicher; und der allgemeine Eindruck war, daß die Magyaren besser geführt wurden als ihre Gegner. Kossuth hatte erst den Polen Dembinski mit dem Oberbefehl betraut; als derselbe bei Kapolna, 26. Febr., geschlagen wurde, mußte er auf den Wunsch des Heers die Führung an den gefeierten jungen Görgei abgeben. Dieser aber drang jetzt glücklich vor, überflügelte erst und besiegte Windischgrätz 6. April bei Gödöllö, und drängte auch dessen Nachfolger Welden aus Pest-Ofen hinaus.

Oesterreich erkannte, daß es ohne fremde Hilfe die Magyaren nicht unterwerfen könne; unterworfen aber mußten sie werden, nachdem Kossuth, trotz aller Einreden Görgei's, 14. April den Reichstag durch eine seiner blitzenden Kraftreden vermocht hatte, das Haus Habsburg für ewig aus Ungarn zu verbannen und die Republik zu proklamiren, deren Präsident natürlich er selbst wurde. Rußland durfte neben Polen einen solchen Freistaat nicht aufkommen lassen; und Nikolaus hatte schon im J. 1833, als Kaiser Franz ihm seine Besorgnisse um seines Sohnes Zukunft mittheilte, sich auf ein Knie niedergelassen und geschworen, diesem treu zur Seite stehen zu wollen. Als er nun mit dem zarten Enkel jenes Franz in Warschau, 21. Mai, zusammentraf, war das russische Einschreiten bald geordnet. Der bewährte Paskiewitsch sollte von den Karpathen mit 50,000 Russen herabsteigen, während 40,000 andere nach Siebenbürgen vordringen, und zugleich im Süden Jellacic, im Westen Haynau die Ungarn fassen sollten. Der letztere war schon am 12. Juli in Pest, der Todeskampf der Republik nahte unaufhaltsam seinem Ende.

Meisterhaft schlug sich Görgei bis Arad durch die Russen hindurch, aber Dembinski und Bem erlagen ihren Gegnern. Am 10. Aug. dankte Kossuth ab, und Görgei trat als Diktator an seine Stelle; doch nur, um seine übrigen 23,000 Mann mit 130 Kanonen 13. Aug. bei Vilagos dem russischen General Rüdiger zu übergeben. Die andern Korpsführer folgten seinem Beispiel, zuletzt auch Klapka in Komorn. Kossuth mit den Polen (und der ungarischen Krone) flüchtete sich in die Türkei, wo viele Revolutionshelden den Islam annahmen. Paskiewitsch aber meldete seinem Kaiser: „Ungarn liegt besiegt zu Ew. Majestät Füßen!“ ein Wort, das freilich die österreichische Dankbarkeit nicht steigern konnte. — Haynau strafte streng und scharf, viele Kriegshäupter wurden durch Kugel oder Strang hingerichtet; der gemäßigte Minister Batthianyi sollte am Galgen sterben, schnitt sich Nachts aber den Hals durch und wurde Morgens vollends erschossen; Szechenyi war geisteskrank geworden. Städte und Dörfer lagen verwüstet; die Verfassung Ungarns wurde aufgehoben, das Recht der Kroaten ebenso kühl beseitigt, und von Konstitution und Freiheit oder auch nur provincialer Selbständigkeit durfte bald im ganzen Länderkomplex der Monarchie nicht mehr gesprochen werden.

Der Hof stützte sich wieder einfach auf die Armee und die Kirche. Letzterer räumte 1855 ein Concordat die Allgewalt über die Schule und die Ehen ein; Pfaffenthum und Polizeiwirthschaft reichten sich die Hände, um jeden Pulsschlag deutschen Denkens zu unterdrücken und das Aussterben des Protestantismus zu fördern.

§ 3. Friedrich Wilhelm IV.

Die Februarrevolution sollte auch Preußen bis in's Mark erschüttern. Am 1. Juli 1840 war der sorgenvolle Friedrich Wilhelm III. zu seiner Ruhe eingegangen (Fig. 296), nachdem er noch seinem Sohne empfohlen, nur immer mit Oesterreich zu gehen! Er hatte sich zuletzt mit den strengen Katholiken verfeindet, weil diese sich dem Papste williger fügten als den Kabinetsordren aus Berlin. Bisher waren gemischte Ehen eingesegnet worden auch ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung. Ein neuer Erzbischof von Köln aber, der unbeugsame Baron Droste, glaubte dem Papste sich unterwerfen zu müssen, und bedrohte jeden

Priester, der dessen Breve zuwider handeln würde, mit Amtsentsetzung; zugleich sprach er das Recht an, theologische Professoren in Bonn zu ernennen und zu entsetzen. Da er den Landesgesetzen keinen Gehorsam versprechen wollte, wurde er 1837 verhaftet und auf die Festung abgeführt, was in Bayern und am Rhein böses Blut machte. Noch stärker war der Eindruck in Posen, als Erzbischof Dunin, der wegen des gleichen Streits nach Berlin verbracht war, 1839 mit Bruch seines Ehrenworts entfloh, um am Altar seiner Kathedrale zu knieen, und darauf in Colberg sitzen mußte. Sobald der wohlwollende Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron kam, wurde Dunin die Rückkehr in seine Diöcese gewährt, Droste freigelassen und der katholischen Kirche die freiste Bewegung gestattet. Auch Dissidenten wie die Altlutheraner durften sich kirchlich einrichten. Durch ganz Deutschland aber wehte ein frischer hoffnungsvoller Geist.

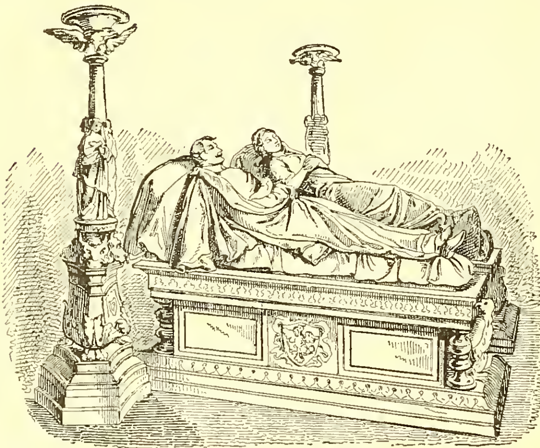


Fig. 296. Grabdenkmal Luisens und Friedrich Wilhelms III.

Ein hochbegabter und gründlich gebildeter Mann, voll Freude an Kunst und Wissenschaft, dürstend nach Thätigkeit und Mittheilung, mehr Deutscher als Preuße, saß nun auf dem Thron. Er amnestirte alle politischen Vergehen, rief den freisinnigen General von Boyen in den Staatsrath, den wackern Arndt in seine Professur zurück, und sammelte die besten Männer Deutschlands, die Brüder Grimm, einen Schelling, Tieck, Cornelius, Kaulbach, Mendelssohn u. A. in sein Berlin. Mehr als je sollte Preußen sich mit den Blüten Deutschlands schmücken, die deutsche Einheit sollte fester begründet, dem deutschen Bunde ein neues Leben eingehaucht werden. Und wahre Frömmigkeit nach Vermögen zu fördern, war ein Hauptanliegen des Mannes, der öffentlich ankündigte: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.

Es herrschte ein hoher Jubel bei den Krönungsfesten in Königsberg und Berlin. Aber beidemal wurde der König an die Verheißung seines Vaters, eine allgemeine Landesvertretung einzuführen, erinnert, und er antwortete deutlich genug, daß er nicht gesonnen sei, Reichsstände zu berufen, was eine sichtliche Mißstimmung erregte. Indessen wurden die Provinzialstände in thätigere Wirksamkeit gesetzt, und ihre Ausschüsse durften 1842 in Berlin zusammentreten, um über gemeinsame Staatsangelegenheiten zu berathen, eine Art Abschlagszahlung für den gewünschten Reichstag. Schon 1843 klagten auch die Provinzialstände, daß der Minister Eichhorn die kirchliche Richtung zu sehr begünstige. Die Mehrzahl der politischen Stimmführer aber war den kirchlichen Lehren entfremdet; wandten sie sich auch nicht dem „jungen Deutschland" zu, das eine französische Ungebundenheit predigte, so doch den Philosophen, die das Evangelium für Mythen erklärten oder jede Art von Gott leugneten, und den „Lichtfreunden," welche da und dort freie Gemeinden gründeten und ihr Vernunftchristenthum anpriesen.

Daß der König mit England ein protestantisches Bisthum in Jerusalem gründete, 1841, daß er für den Ausbau des Kölner Doms schwärmte, stieß allgemein ab. Viel mehr erwartete man von den Deutschkatholiken, welche 1844 gegen die Wallfahrt zu dem ungenähten heil. Rock in Trier protestirten und in ganz Deutschland für ihre Art Reformation „bei Champagner und Rehbraten" warben, ohne etwas Bleibendes zu gründen.

Wie nun immer deutlicher sich offenbarte, daß der König zwar aus vollem Herzen sich in Offenheit der Rede gehen ließ, aber das Heft weder aus der Hand geben wollte, noch sich gefürchtet machte, sank er in tiefe Mißachtung. Ein Bürgermeister Tscheck 1844 wagte zwei Kugeln auf ihn abzufeuern, ohne ihn zu verwunden. Am 3. Febr. 1847 erschien ein Patent, das aus den Provinzialständen einen Vereinigten Landtag zusammenberief, der für Steuerfragen eine entscheidende, bei der Gesetzgebung aber nur eine berathende Stimme haben sollte. Diese zweite Abschlagszahlung kam zu spät und fiel zu dünn aus, um das Verlangen der Zeit zu stillen. Der König hielt 11. April eine glänzende Eröffnungsrede, in der er sich verschwor, „nun und nimmermehr zuzugeben, daß sich zwischen unsern Herrn im Himmel und das Land ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung eindränge; Preußen dürfe einmal nicht nach dem Willen von Majoritäten beherrscht werden.“ Dagegen sprachen die Freisinnigen ihre Erwartung aus, „diese Einrichtung werde der Anfang, nicht das Ziel der ständischen Entwicklung des Königreichs sein.“ Der König, der auf Dank gerechnet hatte, war verstimmt, bekannte aber auch, daß er die Gesetzgebung nicht für abgeschlossen halte. Die Opposition trat gegen die Regierung so herb auf, daß der Landtag 26. Juni 1847 unter tiefer Aufregung geschlossen wurde.

Kluge Freunde trieben nun den König zum Wagniß einer That; er beantragte auch beim Bundestag die Freigebung der Presse, bei Oesterreich eine Bundesreform mit gemeinsamem deutschen Bürgerrecht ꝛc.; aber es geschah nichts, bis der Pariser Funke einschlug.

Das südwestliche Deutschland stand in hellen Flammen, sobald die Februarrevolution bekannt wurde. Auch in Berlin hielt man Versammlungen, um über die Volkswünsche und Bittschriften an den König zu berathen; beim Nachhausegehen kam es schon 13. März zu einem Zusammenstoß mit Patrouillen, am 15. zu Verwundungen. Die Kunde vollends vom glorreichen Wienertag ließ die Berliner nicht mehr schlafen. Am 17. verlangte eine Kölner Deputation ausgedehntere Freiheiten, und der König sagte zu; am 18. klopften Berliner Abgeordnete noch lauter an, und ihre Wünsche wurden gewährt. Aufhebung der Censur, freie Verfassung, Umgestaltung des deutschen Bundes zum Bundesstaat mit Vertretung des Volkes beim Bunde ꝛc. war alles schon um 2 Uhr im Extrablatt der Preußischen Zeitung zu lesen. Die Menge brachte dem König ein Lebehoch; er trat zweimal auf den Balkon und wurde von tausendstimmigem Jubel begrüßt. Aber ein böser Geist trieb zu offenem Aufruhr.


Fig. 297. Friedrich Wilhelm IV.

Böswilligen fiel auf, daß alle Eingänge des Schlosses mit Militär besetzt waren, weil die Polizei erfahren hatte, dieser Tag sei für den Ausbruch der Revolution bestimmt; der Ruf: „Militär fort!“ ward heftiger. Diese Zumuthung wies der König als unehrenvoll

für die Truppen ab. Ja diese suchten nun das Volk zurückzudrängen. Da fielen zwei Schüsse; zufällig waren Gewehre losgegangen. Die Menge glaubte sich verrathen, schrie: „man mordet uns! zu den Waffen!“ und hatte nun, wornach sie lange gedürstet, einen glorreichen Parisertag. Alles floh aus einander, um 200 Barrikaden zu bauen, von denen auch eine Tricolore, die schwarzrothgoldne, wehte. Der Revolutionsrausch wollte sich einmal in tollen Thaten auswüthen, gleichsam um Entschädigung zu suchen für die aufgenöthigte dreißigjährige Stille. Sturmvögel aus dem Westen waren seit Wochen dazu herbeigeflogen. — Nach 3 Uhr griffen die Truppen an, von 5—7 Uhr räumten Kartätschenschüsse die Königsstraße, aus deren Häusern die ersten Schüsse gefallen waren. Unter Sturmläuten

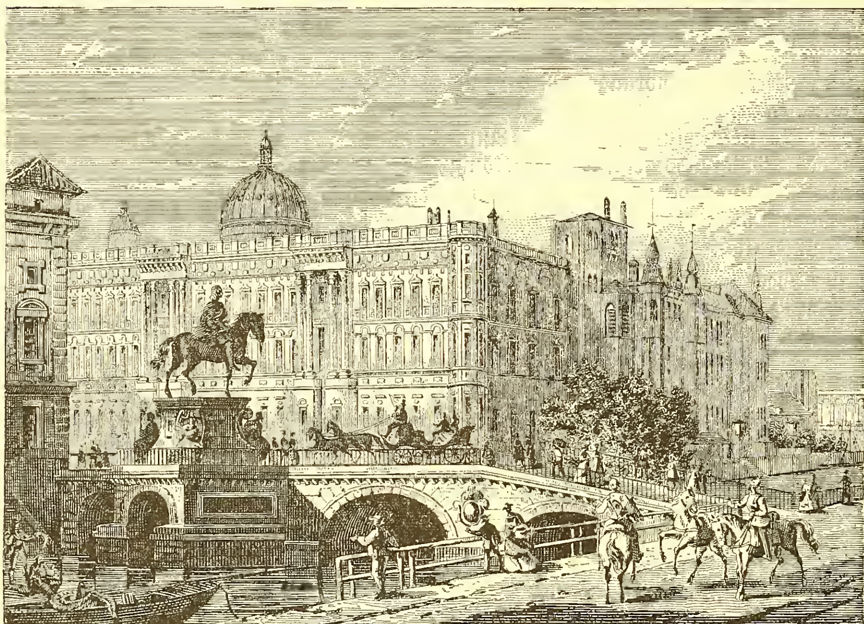


Fig. 293. Die Kurfürstenbrücke in Berlin.

währte der Straßenkampf die Nacht hindurch; gegen 9 Uhr Morgens (19.) war das Militär vollkommen Sieger, aber etwas erschöpft. Doch hatte es allen Verführungen mit deutscher Treue widerstanden und nur 20 Todte verloren. Um 10 Uhr hieß der König es abziehen, durchwühlt vom Schmerz über das Blutvergießen, und vertraute sich einer Bürgerwehr an. Gehöhnt vom Pöbel marschirten die treuen Truppen ab. 183 Särge von Barrikadenkämpfern wurden dann mit Blumen geschmückt und am Schloßhof vorbeigetragen; man sang: Jesus meine Zuversicht ꝛc.! und das Königspaar mußte zusehen, der König mit entblöstem Haupte seine Achtung bezeugen. — Polnische Anführer, seit 1846 gefangen gehalten, wurden nun befreit, und ihr Führer Mieroslawski benützte den Triumphzug durch die Straßen, um von einer Verbrüderung Deutschlands und Polens und der Herstellung einer Vormauer gegen Rußland zu deklamiren. Kaum aber war er hinaus, so blies er einen neuen Aufstand in Posen an, der doch bald mit Milde und Entschlossenheit unterdrückt war.

Damals schwindelte vielen Redlichen; auch der König war plötzlich wie umgewandelt. Er konnte es nicht ertragen, ein „bluttriefender Nero“ ꝛc. genannt zu werden. Fühlte er sich doch als ein guter Deutscher; so wechselte er seine Rathgeber und kündigte 21. März durch eine Proklamation, der ein Umritt mit dreifarbiger Fahne folgte, seinen Entschluß an, daß er sich zur Wiedergeburt Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlands stellen und dessen Einheit und Freiheit wiederbringen werde: „Preußen geht fortan in Deutschland auf.“ Den Zuruf: Es lebe

der Kaiser von Deutschland! wies er jedoch mit Unwillen ab. Er wünschte wohl, daß Oesterreich das erbliche Kaiserthum übernehme, dem er als deutscher König und Reichsfeldherr zur Seite stünde; seine Reden sprachen jedenfalls im übrigen Deutschland nicht sehr an. Sein minder beweglicher, wortkargerer Bruder Wilhelm, der Prinz von Preußen, galt für einen so gefährlichen Vertreter des Militarismus und der altpreußischen Tradition, daß er das Land verlassen mußte; dieser gieng nach London und studirte das englische Verfassungsleben, während die Berliner Demokraten sich erfrechten, auf seinen Palast nach Pariser Vorgang „Nationaleigenthum" zu schreiben. In Berlin wie in Wien führten die Gemeinsten das Wort, die konstituirende Versammlung (seit 22. Mai) war vom Pöbel tyrannisirt und jede Behörde stand rathlos da, gelähmt durch die Frage, welche auch ein Minister nicht zu beantworten wagte, ob die Revolution preiswürdig oder verdammlich sei. So erstürmten die Arbeiter, 15. Juni, ungehindert das Zeughaus und plünderten es; auch Trophäen des großen Fritz blieben von der Zerstörungswuth nicht verschont. Die Minister wechselten an der Spree fast so schnell wie an der Donau. Tumulte verschüchterten die ruhigen Bürger in Stadt und Land; man sang: Adel, du wirst abgeschafft, Stiefel, du mußt sterben. Die Treuen machten sich auf „einen ehrlichen Galgen und eine fröhliche Auferstehung" gefaßt. Als der Demokrat Waldeck, 31. Okt., beantragte, Preußen solle die in Wien gefährdete Volksfreiheit mit Aufbietung aller Kräfte schützen, war man von einem Wiener Oktober nicht mehr fern. — Doch jetzt ermannte sich der König und folgte, nur in milderer Weise, dem von Oesterreich gegebenen Beispiel.

Er beauftragte 2. Nov. den Grafen Brandenburg, einen Halbbruder seines Vaters und ehrenhaften Kriegsmann, mit der Bildung eines rettenden Ministeriums. Die Linke wüthete; der eingebildete jüdische Arzt Jacoby warf damals dem König, der seine Vorstellungen abwies, das Wort nach: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." (Als ob Demokraten sie lieber hörten!) General Wrangel rückte mit Truppen in Berlin ein und entwaffnete die Bürgerwehr; gar viele waren froh, Leben und Eigenthum endlich gegen die Pöbeltyrannei wieder gesichert zu wissen. Die konstituirende Versammlung wurde nach Brandenburg verlegt, wogegen die Mehrzahl sich entschieden sträubte; sie beschloß, diesem Ministerium die Steuern zu verweigern, ohne daß jemand darauf geachtet hätte. So löste denn der König die Versammlung 5. Dez. auf und erließ aus eigener Machtvollkommenheit eine freisinnige Verfassung, welche von neuen Kammern durchgesehen und berathen, 1. Febr. 1850 von Friedrich Wilhelm IV. beschworen wurde. Auf diesem Wege ist er zu einem konstitutionellen Könige geworden; wie manches hätte er sich und seinem Volke ersparen können, wenn er etliche Jahre früher dieß „Stück Papier" zwischeneingeschoben hätte!

§ 4. In der Paulskirche. Schleswig-Holstein.

Wie die Februarrevolution über den Rhein herüberbrauste, war es den einen, als seien alle Teufel los, den andern, als regen sich alle Keime des längstersehnten Völkerfrühlings. Alles gerieth außer Rand und Band. Am erregtesten gieng es in Baden zu, wo seit der Julirevolution französischer Liberalismus obenan war. Schon Sept. 1847 hatten Hecker und Struve auf einer Offenburger Versammlung die Pariser Phrasen von Selbstregierung des Volks, allgemeiner Bewaffnung, Garantie der Arbeit seitens des Staats 2c. unter die entzündliche Menge geworfen, während denkendere Abgeordnete wie Bassermann auf Volksvertretung beim Bundestage drangen. Jetzt brachten Volksversammlungen, wie in Mannheim, 27. Febr., die Volkswünsche in Adressen; diese wurden höflich oder drohend den Fürsten überbracht, und bald war ganz Südwestdeutschland mit „Märzerrungenschaften" überschüttet und von „Märzministern" (den bisherigen Häuptern der Opposition) regiert.

In Bayern trat auch ein Thronwechsel ein. Der geniale Kunstfreund und Dichter Ludwig I. hatte 1837 durch seinen Minister Abel den Jesuiten zur Herrschaft verholfen,

Millionen für Klöster ausgegeben und die protestantischen Soldaten genöthigt, vor der Hostie die Kniee zu beugen; da beredete ihn 1847 eine englische Tänzerin, den frommen Minister durch einen gefügigeren zu ersetzen. Unter der Märzaufregung wurde aber der König genöthigt, die Tänzerin zu verbannen, und folgte ihr dann selbst in die Verbannung nach. Sein Sohn Max II. (1848–1864) brachte durch ernste Arbeit den verachteten Königsnamen in Bayern wieder zu Ehren.

Während nun in allen Staaten unter diesem Märzwind auf eine neue Einigung losgesteuert wurde, kam der Bundestag solcher halbwegs entgegen, indem er, 9. März, die verpönten Farben der Burschenschaft annahm. (Das deutsche Reich hatte bis 1806 nur ein schwarzgoldnes Banner, doch war die Sturmfahne schwarz-roth-gold gewesen.) Zugleich lud er 17 Vertrauensmänner ein, die Bundesverfassung zeitgemäß zu revidiren; Schmerling, Dahlmann, Gagern, Uhland, Gervinus, Droysen, Bassermann, Jordan u. a. bisher anrüchige Volksmänner kamen demnach, 30. März, in Frankfurt zusammen und tagten gemeinschaftlich mit dem Bundestag. Schon eröffnete man auch in der Paulskirche ein Vorparlament, in welchem die Konstitutionellen die Mehrheit besaßen. Weil aber Hecker und Struve eine Republik wollten, sammelten sich Freischaren in Baden, welche 20. April den entgegenrückenden General Gagern meuchlings erschoßen, doch schnell über den Rhein getrieben wurden.



Fig. 299. Die Paulskirche in Frankfurt.

Am Main und sonst erhoben sich auch die Bauern gegen ihre Grundherrschaften und zerstörten etliche Schlösser und Archive; der allgemeinen Volksbewaffnung aber fielen fast alle Vögel in Wald und Flur zum Opfer.

Am 18. Mai schritten 330 Abgeordnete des deutschen Volks, durch allgemeines Wahlrecht ernannt, aus dem Kaisersaal des Römers in die Paulskirche und erklärten die Nationalversammlung, welche eine deutsche Verfassung ausarbeiten solle, für konstituirt. Ein Bischof mahnte mit Hinweisung auf Ps. 127, 1, daß der Anfang mit Gebet geschehe, er wurde aber verhöhnt und der andere Spruch: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen,“ stürmisch beklatscht. Es zeigte sich, daß dem Deutschen zur Selbsthilfe doch noch manches fehlte. Freilich waren die geistvollsten Männer, namentlich viele Professoren, beisammen, und die meisten von gemäßigter Gesinnung; nur nahmen sie es zu leicht mit ihrer Aufgabe, sprachen auch voreilig

den Grundsatz der Volkssouveränität aus, da doch ein vernünftiges Einverständniß mit den Fürsten zu erzielen die erste Nothwendigkeit gewesen wäre. Sie wollten einen neuen Staat schaffen und hatten doch bei ihrem Durcheinander von Meinungen kein festes Ziel vor sich und keine Macht hinter sich, als den so leicht irre geleiteten und aufgeregten, so leicht wieder eingeschläferten Volkswillen. Vorerst fühlten sie sich selbst als eine Macht und wiesen den vernünftigsten Antrag, die Regierungsgewalt der Krone Preußen zu übertragen, 20. Juni, mit schallendem Gelächter ab. Dafür wählten sie auf den Vorschlag ihres gewandten Präsidenten, Heinrich von Gagern, den volksthümlichen Erzherzog Johann zum Reichsverweser, 29. Juni.

Er hatte wenigstens eine bürgerliche Frau, und wenn auch keine Regierungserfahrung, doch das Zeugniß eines ehrlichen Tirolers für sich, der ihm einmal gesagt hatte: Hans, es wär' g'scheider, du würdst Kaiser, mit deim Bruder ist's nix. Der „Hans" gefiel auch bei seinem Einzug in Frankfurt, 11. Juli, der Menge und die Fürsten hatten insgeheim dieser Wahl beigestimmt. So hatte man nun eine Behörde mit drei Ministern, dem österreichischen Ritter Schmerling, dem preußischen General Peucker und einem Hamburger Juristen, an welche der Bundestag seine Gewalt übergeben konnte, um nach 30jährigem ruhmlosen Dasein zu verschwinden. — Am 6. Aug. huldigten auch die Bundestruppen dem Reichsverweser; nur nicht alle: Preußen, Oesterreich, Hannover überhörten diesen ersten Befehl aus Frankfurt. Sie zu zwingen, schien nicht gerade räthlich. Lieber machte man sich dran, die Grundrechte des deutschen Volks recht gründlich zu berathen, um durch die Freiheit zur Einheit zu gelangen. Lassen wir die Paulskirche an diesen im Frieden weiter arbeiten!

Eine praktische Frage lag vor, welche Lösung verlangte. Ein deutsches Land, Holstein, hatte mit Schleswig gleiches Recht geerbt: nur der Mannesstamm war hier successionsfähig; wer aber erbberechtigt war, lag im Streite. Christian VIII. von Dänemark hatte blos einen kinderlosen Sohn, daher die Gefahr nahe rückte, daß die dänische Monarchie sich auflöse. Am 8. Juli 1846 erließ der Däne einen „offenen Brief", der das dänische Erbfolgerecht (der weiblichen Linie) auch auf Schleswig und einen Theil von Holstein ausdehnte, und dadurch eine gereizte Stimmung hervorrief. Man besann sich jetzt erst darauf, daß die Herzogthümer seit 1459 nur durch Personalunion (unter oldenburgischen Prinzen) mit Dänemark verbunden, unter sich aber unlösbar vereinigt gewesen seien. Das eine der „Ungetheilten" beschwerte sich beim Bundestag, der Sept. 1846 die Holsteiner zu beruhigen suchte. Ein holsteinischer Sängerchor aber brachte das neue Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" in Umlauf, und „Schleswig-Holstein stammverwandt" wurde das Feldgeschrei der Wirthshäuser, fast wie in Frankreich je und je der Ruf nach „dem Rhein." — Nun gab Friedrich VII., der 20. Jan. 1848 seinem Vater auf dem Throne folgte, unter dem Druck der Kopenhager eine demokratische Verfassung für die Gesammtmonarchie, wodurch Schleswig in Dänemark einverleibt wurde. Dagegen protestirten die Herzogthümer und beharrten auf ihrem Recht einer besondern Verfassung; es bildete sich eine provisorische Regierung und Scharen von Freiwilligen eilten aus Deutschland zu dem stammverwandten Heer. Sie wurden 9. April bei Bau und Flensburg von den übermächtigen Dänen geschlagen, die Schleswig sofort besetzten. Da beauftragte der deutsche Bund Preußen, die Herzogthümer zu schützen. Wrangel drang mit seinen begeisterten Truppen unaufhaltsam in Schleswig ein und trieb den Feind nach der Insel Alsen; er zog weiter nach Jütland und wollte es besetzt halten, bis die Dänen den deutschen Seehandel, dem sie durch ihre Blokade großen Schaden zufügten, für seine Verluste entschädigt hätten. Da aber Rußland, England und Schweden in Berlin immer drohendere Vorstellungen machten, auch Oesterreich gut Freund mit Dänemark blieb, bekam Wrangel den Befehl zum Rückzug, siegte nochmals 6. Juni bei Düppel, ruhte dann aber, bis 26. Aug. der Waffenstillstand zu Malmö geschlossen wurde, der vorerst den Herzogthümern eine aus Dänen und Deutschen gemischte Regierung gab, jedoch die

schleswigschen Truppen von den holsteinschen trennte. Das rief ein trauriges Nachspiel hervor.

In Frankfurt wurde dieser Vertrag mit Entrüstung vernommen, weil er schon einem vorläufigen Preisgeben Schleswigs gleich sah. In der ersten Hitze beschloß man den Waffenstillstand zu verwerfen; dann bedachte man, daß die Nationalversammlung mit Preußen nicht brechen, ihm auch den Bruch mit England und Rußland nicht zumuthen dürfe; daher genehmigte die Mehrheit 16. Sept. den Malmöer Vertrag. Dies gab aber den Radikalen einen willkommenen Anlaß, den Pöbel aufzuhetzen; 20,000 Menschen kamen auf der Pfingstweide zusammen und hörten die aufregendsten Reden gegen alle Monarchien und ihre Schleppträger. Der Demokrat Zitz schrie: jetzt wollen wir Fraktur schreiben! und alles rüstete sich zur „Reinigung" des Parlaments, dem die Ausrufung der Republik gefolgt wäre. Doch als die Menge 18. Sept. in die Paulskirche dringen wollte, fand sie österreichische und preußische Bataillone vor derselben — man hatte sie eiligst aus Mainz hergezogen — und diese stürmten die errichteten Barrikaden mit leichter Mühe. Nun stürzte sich die blutgierige Rotte auf zwei Abgeordnete, General Auerswald und Fürst Lichnowsky, welche ein Spazierritt vor die Stadt geführt hatte, und mordete sie in schändlichster Weise. Die Ruhigeren sahen jetzt, daß sie sich ihrer Revolution in den drei Hauptstädten des Vaterlands gleichermaßen zu schämen hatten, und begannen zu zweifeln, ob sie eine bleibende Frucht zur Reife bringen werde. Ein Freischarenzug Struves, der am Oberrhein die Republik ausrief, wurde 24. Sept. bei Stauffen zersprengt und Struve gefangen.

Während in Wien und Berlin bereits die Revolution gebändigt wurde, brachte man in der Paulskirche, 21. Dez., die Redaktion der Grundrechte zum Abschluß. Es war ihrer eine hübsche Reihe; aber nicht blos die beiden Großmächte, auch Bayern, Hannover und Sachsen lehnten ihre Annahme ab. Man hatte nun wohl ein Gebräu, für das aber noch das Faß fehlte. Und noch viel schwierigeres stand bevor: nicht bloß gegen die Freiheit, auch gegen die Einheit Deutschlands erhob sich das wiedererstarkte Oesterreich. Schwarzenberg hatte die ungetrennte Einheit sämtlicher österreichischen Lande proklamirt, wie sollten nun einige derselben in den deutschen Bundesstaat eingereiht werden? Gagern schlug vor, Oesterreich draußen zu lassen; die Großdeutschen aber hielten das für ein Unglück, das irgendwie vermieden werden müsse. Schwarzenberg erklärte, Oesterreich lasse sich weder aus dem Bunde hinausstoßen, noch seine deutschen Provinzen von der übrigen Monarchie lostrennen. Was sollte da werden? Die meisten österreichischen Abgeordneten verlangten für Oesterreich eine Sonderstellung im Bunde. Die Kleindeutschen aber hätten lieber Oesterreich ganz bei Seite gelassen, um nicht in den Jammer des alten Bundestags zurückzufallen; und zu einem engern Bund mit den reindeutschen Fürsten war der Preußenkönig geneigt. — Man beschloß endlich, einen Kaiser zu wählen, und erhob am 28. März 1849 mit 290 gegen 248 Stimmen Friedrich Wilhelm zum erblichen Kaiser der Deutschen, freilich mit bloß suspensivem Veto. Der König empfieng, 3. April, die Deputation in Berlin, dankte für das bewiesene Zutrauen, erklärte aber, „eine Kaiserkrone gewinnt man nur auf dem Schlachtfeld und ein deutsches Reich unter Preußens Führung kann nur durch freies Uebereinkommen der deutschen Fürsten werden." Er wollte nicht nur einem Krieg mit Oesterreich und vielleicht Rußland ausweichen, sondern sah den angebotenen Reif als ein Halsband an, das ihn der Revolution leibeigen mache. Das Frankfurter Parlament empfand diese Ablehnung, womit er doch wohl das Richtige traf, als einen Todesschlag. Die österreichischen Abgeordneten waren schon abberufen, die preußischen zogen enttäuscht ab; die übrigen, wenigstens die Besonneneren rüsteten sich auch zur Heimreise; die stürmischen Geister aber beschlossen, 4. Mai, die Reichsverfassung dennoch zur Geltung zu bringen, in wie engem Bereich das irgend möglich sei. Die Fürsten schienen ihnen Rebellen gegen die einmal festgesetzte Volkssouveränität; man wollte versuchen, sie zu unterwerfen, und der Bürgerkrieg begann.

In Sachsen weigerte sich der König, die Reichsverfassung einzuführen, und machte den Herrn von Beust zu seinem Minister, daher 3. Mai der Aufruhr in Dresden losbrach. Friedrich August floh, und preußische Truppen mußten ihm 9. Mai die Hauptstadt wieder erobern. Dieselben hatten auch in Breslau und mehreren rheinischen Städten Aufstände zu dämpfen. Schon hat auch die Pfalz dem Bayernkönig auf einer Volksversammlung 1. Mai den Gehorsam gekündet; und das Militär gieng zu den Schreiern über. Das zündete sofort im durchwühlten Baden, obwohl hier der Großherzog die Reichsverfassung angenommen hatte; die Truppen in der Bundesfestung Rastatt meuterten 9. Mai, verbrüderten sich mit der Bürgerwehr und nöthigten endlich im Rausch der gemüthlichen Anarchie ihre Offiziere zur Flucht. Eine Volksversammlung in Offenburg, 13. Mai, war schon daran die Republik auszurufen, als Brentano es noch verhinderte. Zugleich empörte sich die trunkene Garnison in Karlsruhe, mordete einen Rittmeister und stürmte gegen das Zeughaus, welches die Bürgerwehr noch muthig vertheidigte. Der Großherzog aber floh in der Nacht und alle Ordnung im Ländchen löste sich auf. Ein Lieutenant Sigel und der Pole Mieroslawski riefen alles in die Waffen und suchten den Aufstand zu organisiren, fanden aber die Massen zu zügellos. Sie trachteten ihn auszubreiten; die Odenwälder wollten sich auch bereits anschließen und erschossen den abmahnenden Kreisrath; das empörte aber die Darmstädter Truppen so, daß sie unter die Aufrührer schossen, wodurch Hessen vom Aufstand bewahrt blieb.

Das Reichsparlament, das schon die sächsische Revolution anerkannt hatte, war nun auf einen Rumpf von 100 Radikalen zusammengeschmolzen, welcher aus Furcht vor den herannahenden Preußen, 30. Mai, sich nach Stuttgart zurückzog, dort den Reichsverweser absetzte und fünf Reichsregenten ernannte, die sofort von dem württembergischen Ministerium Geld und Mannschaft verlangten. Die Aufregung im Volke, durch republikanische Geldspenden auch unter die Truppen verbreitet, wuchs dermaßen, daß der Minister Römer, um Badens klägliches Loos von seinem Lande abzuhalten, 18. Juni, den Zug der Abgeordneten durch Militär auseinander trieb. Also verendete das von hochansteigenden Hoffnungen getragene Reichsparlament; seinem Reste selbst mußte der gewaltsame Schluß als ein noch erträglich ehrenhafter Ausgang fast willkommen sein.

Der badisch-pfälzische Aufstand war damit auf einen engen Raum beschränkt. Auf die Bitte des Großherzogs rückte der Prinz von Preußen 13. Juni in die Pfalz und warf die Freischaren auf's rechte Rheinufer hinüber, worauf er die Säuberung des Landes den Bayern überließ, 20. Juni den Rhein überschritt und den Mieroslawski bei Waghäusel 21. Juni gründlich schlug. Bald waren die Aufständischen in die Schweiz gejagt; Rastatt mußte sich 23. Juli auf Gnade und Ungnade den Preußen ergeben, die nun ein strenges Gericht über die gefangenen Führer ergehen ließen, so viele ihrer nicht nach Amerika oder England rc. entrannen. Wie schämten sich die Verführten des kurzen Freiheitsrausches!

Kehren wir zu den nordalbingischen Herzogthümern zurück! Während des Waffenstillstands hatten sie sowohl als die Dänen sich fleißig gerüstet, und mit dem 1. April entbrannte der Kampf auf's neue. In den Hafen Eckernförde waren dänische Fahrzeuge eingedrungen, eine Strandbatterie schoß aber das Linienschiff in Brand und zwang eine Fregatte sich zu ergeben; auch erstürmten die Reichstruppen, 13. April, die Düppeler Schanzen und schlugen die Dänen, 20. April, bei Kolding. Aber Jütland zu besetzen erlaubten die Seemächte nicht, welche vielmehr Preußen veranlaßten, 10. Juli, einen Waffenstillstand mit den Dänen zu schließen, gerade nachdem die letztern die Belagerungsarmee vor Friedericia geschlagen hatte. Die deutschen Truppen mußten nun Schleswig räumen; ein dänischer und ein preußischer Kommissär verwalteten das Land; Konferenzen in London arbeiteten auf einen Frieden hin, der 2. Juli 1850 zu Stande kam und Schleswig den Dänen überließ, nur daß ihm eine besondere Verfassung ausbedungen wurde. — Die Statthalterschaft in Kiel erkannte diesen Frieden nicht an; ihre 28,000 Schleswig-Holsteiner wurden aber von 37,000 Dänen bei Idstedt in blutigem Ringen,

25. Juli, zurückgeschlagen. Indessen hatte Oesterreich den Bundestag erneuert, welcher sogleich auch diese Erhebung mit der badischen in gleiche Reihe stellte und streng verurtheilte; Oesterreich sowohl als der deutsche Bund erkannte, 30. Sept., im Verein mit England, Frankreich, Rußland und Schweden den dänischen Einheitsstaat an.

Darnach erschienen 20,000 Oesterreicher an der unteren Elbe, die Stammverwandten zu entwaffnen. Ein österreichischer Kommissär samt einem preußischen übernahm, 6. Jan. 1851, die Regierung Holsteins, um sie samt allem Kriegsmaterial den Dänen zu übergeben. Nochmals saß man in London zusammen und setzte 8. Mai 1852 fest, weder solle die weibliche Linie erben, noch die am Aufstand betheiligten Augustenburger, sondern Prinz Christian von Glücksburg. Doch stimmten dieser Bestimmung weder der wiederhergestellte deutsche Bund, noch die Stände der Herzogthümer bei. — Nun aber schämte sich jeder echte Deutsche erst recht seines Bundes. Die zu Deutschland gehörigen Festungen Friedrichsort und Rendsburg wurden den Dänen übergeben, welche sie schleiften. Die deutsche Flotte, welche während des Seekriegs durch patriotische Beiträge ꝛc. zu Stande gekommen war, wurde in Bremerhafen den Meistbietenden öffentlich verkauft. Die Dänen aber durften alle Friedensbestimmungen verhöhnen, das Deutschthum in den schleswigschen Kirchen und Schulen nach Willkür ausrotten und alle Mißliebigen in die Verbannung treiben; die Domänen der Herzogthümer wurden verkauft, um dänische Staatsschulden zu tilgen. So waren die großen Anläufe des J. 1848 in einem übelriechenden Sumpf untergegangen. Dennoch blieb eine gute Frucht dieser Versuche, daß nämlich drei Gedanken in vielen Herzen eine festere Gestalt gewannen: „Deutschland wird ein Bundesstaat, — durch preußische Centralregierung, — mit Ausscheidung Oesterreichs.“

§ 5. Die Union und Olmütz.

Während Preußens Adler siegreich bis zum Bodensee vordrangen, hatte Oesterreich mit der Unterwerfung der Magyaren vollauf zu thun. Benützte man diese Frist, so ließ sich durch rasches Vorgehen der reindeutschen Regierungen noch immer eine gewisse Einigung erzielen. Auf einen engern Bund mit diesen sah es auch Preußen ernstlich ab und gewann dafür das ihm verpflichtete Sachsen und den gleichfalls durch die Revolution erschreckten König von Hannover. Am 26. Mai 1849 kam dieß Dreikönigsbündniß zu Stande, in welchem Preußen Reichsvorstand wurde und so ziemlich nach der Frankfurter Reichsverfassung die gemeinschaftlichen Angelegenheiten bereinigen sollte. Da aber seine beiden Bundesgenossen im Stillen auf die Verhinderung des Werks hinarbeiteten, so half es wenig, daß die kleineren Regierungen sich ihm anschloßen. — Oesterreich hatte sich indessen aus allen seinen Nöthen herausgearbeitet und trat mit Preußen zu einer Interimskommission zusammen, in deren Hände Erzherzog Johann, 20. Dez., die Würde eines Reichsverwesers niederlegte. Seinen engern Bund in's Leben zu rufen, versammelte jetzt zwar Preußen in Erfurt, 20. März 1850, ein kleindeutsches Parlament; aber aus Scheu vor Oesterreichs Einsprache mußte es bald vertagt werden, um nie wieder zusammen zu treten. Denn die kleineren Königreiche schloßen, 27. Febr., ein „Vierkönigbündniß,“ welches auf Anlehnung an Oesterreich losstrebte. Dieses aber bestand darauf, den alten Bundestag wieder zu erneuen, was ihm 10. Mai gelang. Immer mehr Staaten fielen ihm bei, und die Könige von Bayern und Württemberg jauchzten dem Kaiser Franz Joseph in Bregenz, 11. Okt., zu, falls er gegen Preußen marschiren ließe.

Wirklich rüstete man zum Kriege. Das kam so. Der Kurfürst von Hessen nahm den verhaßten Hassenpflug zum Minister, löste seine Stände auf und wollte ohne solche regieren; da weigerten sich die Behörden, die Steuern zu erheben, und weigerte sich das Heer, die Widerspenstigen zu zwingen. Der Kurfürst floh, Sept. 1850, ohne Noth nach Frankfurt und bat den Bundestag um Schutz, der ihm auch gewährt wurde; weil er aber auch zur Union gehörte, bestritt ihm Preußen das Recht, beim Bundestag Hilfe zu suchen. Damit war der Knoten geschürzt.

Die Preußen standen in Kassel, ein bayrisch-österreichisches Korps aber rückte in Hanau ein und drang gegen Kassel vor. Bei Bronnzell kam es, 8. Nov., zu einem Vorpostengefecht, in welchem ein Schimmel fiel. Man erwartete eine Schlacht. Schon aber war in Berlin der entschlossene Unionsminister Radowitz entlassen und durch den friedlichen Manteuffel, 3. Nov., ersetzt worden, der dem Preußenheere den Rückzug gebot. Aber Schwarzenberg verlangte vor allem, daß Preußen in Hessen und Schleswig-Holstein nachgebe. Ihm stand Nikolaus zur Seite, der bei einer Zusammenkunft mit Franz Joseph in Warschau den Grafen Brandenburg, 26. Okt., so scharf bedroht hatte, daß diesem über der Demüthigung das Herz brach. Auf Andrängen des Prinzen von Preußen wurde jetzt, 6. Nov., die Armee mobil gemacht, damit man nicht wehrlos unterhandle. Aber als man, 27. Nov., in Olmütz zusammentrat, versprach Preußen, sich der Besetzung Kurhessens nicht zu widersetzen, Schleswig-Holstein nicht weiter zu schützen, überhaupt aber der Union zu entsagen.

Es geschah das im Blick auf die Mängel im preußischen Heerwesen, die man jetzt erst entdeckte; zugleich war Friedrich Wilhelm irre geworden an jeglichem Vermächtniß der verunglückten Revolution, und fromme Männer wie Stahl und Gerlach machten es ihm zur Gewissenssache, wieder zu dem engen Anschluß an Oesterreich und Rußland zurückzukehren und in diesem den besten Rückhalt gegen alle Art von Umwälzung zu suchen. Manteuffels Spruch: „der Starke weicht muthig zurück“ wurde damals der Spott von ganz Deutschland; seit 1807 war Preußen nie tiefer gedemüthigt worden.

Noch einmal berieth man in Dresden Monate lang, wie sich die deutsche Angelegenheit am besten ordnen lasse: Oesterreich und Preußen wollten ein Direktorium bilden, das über Krieg und Friede entscheide; dem widersprachen die Mittelstaaten, auf Rußland gestützt. Oesterreich wollte dann mit seiner ganzen Ländermasse in den deutschen Bund treten; dagegen erhoben sich alle Großmächte. Am Ende blieb nichts übrig, als zum alten Bundestag zurückzugreifen, 30. Mai 1851. Schwarzenberg konnte sterbend, April 1852, sein Werk der Reaktion und der Demüthigung Preußens für vollendet erachten. Die deutschen Grundrechte, die so viel Schweiß gekostet, sanken in den Papierkorb, die meisten Verfassungsreformen wurden abgeschafft; dagegen suchte man nach Oesterreichs Vorgang in Erweiterung der Rechte der katholischen Kirche einen Schutz gegen die Neuerungssucht. Diese Kirche hatte schon in Frankfurt sich völlig freie Bewegung errungen, seitdem arbeiteten ihre Bischöfe darauf hin, ihr den Staat dienstbar zu machen, und in Darmstadt und Preußen gelang das zusehends.

Freiheit der Kirche war in den neuen Verfassungen ausgesprochen; sie vollzog sich in der Weise, daß die Bischöfe ihren und des Papstes Willen hinfort durchsetzen durften, ohne daß der niedern Geistlichkeit, freier denkenden Professoren oder gekränkten Gemeinden der Staatsschutz irgend zu gut gekommen wäre. Die Bischöfe dachten und handelten, der Staat hatte nur zu zahlen.

§ 6. Die französische Republik erstickt die römische.

Pio Nono (S. 891) ließ sich gern als Reformator feiern, so wenig er auch an den Kirchensatzungen rütteln ließ, und den Oesterreichern etwas bange zu machen, freute ihn schon als Italiener. Als aber das römische Volk verlangte, er solle ihnen den Krieg erklären und seine Truppen zum Heere Karl Alberts stoßen lassen, wies er dieß Ansinnen als unverträglich mit seinem geistlichen Berufe ab. So zerfiel er mit den heißblütigen Radikalen, die er eben noch amnestirt und zurückberufen hatte, und suchte am Grafen Rossi, der am Aufstand d. J. 1831 betheiligt, später Guizots Freund und Louis Philipps Gesandter in Rom geworden war, ein Werkzeug zur Durchführung eines gemäßigten Radikalismus zu gewinnen. Sept. 1848 stellte er ihn an die Spitze seines Ministeriums, und dieser geschickte Staatsmann wußte die Zweikammerkonstitution, die der Papst gegeben hatte, fest zu handhaben. Es haßten ihn aber die Schreier, weil er Ruhe und Ordnung in

der Hauptstadt herstellte, und ebenso die Freunde des Alten, weil er öffentliche Aemter durch Laien besetzte. Als Rossi 15. Nov. in die Deputirtenkammer fuhr, um sie mit einer freisinnigen Rede zu eröffnen, in der er an der Unabhängigkeit und Einheit Italiens festhielt, wurde er auf der Treppe von einem Dolchstich getödtet. — Am folgenden Tage zog ein bewaffneter Volkshaufe vor den Quirinal, überwältigte die Schweizer Wache und nöthigte den Papst, ein demokratisches Ministerium anzunehmen und seine Schweizer Söldner zu entlassen. Schutzlos gegen Mord und Aufruhr, ließ er sich vom bayrischen Gesandten Graf Spaur, 24. Nov., zur Flucht verhelfen, und entrann maskirt nach der Feste Gaeta, wo ihm der König von Neapel Schutz gewährte.

Dieser, Ferdinand II. (S. 891), hatte 24. Febr. 1848 eine Verfassung beschworen, welche für Neapel und Sicilien ein gemeinsames Parlament schuf; die provisorische Regierung der Insel nahm aber diese nicht an, auch ein eigenes sicilisches Parlament, das er gewährte, genügte den Insulanern nicht. Sie setzten am Ende, 13. April, die Dynastie Bourbon ab und wählten einen Sohn Karl Alberts zum König, ohne daß dieser zugriff. Aber auch mit seinen Neapolitanern hatte Ferdinand allerhand Noth, denn obgleich er Oesterreich den Krieg erklärte, trauten ihm die Radikalen doch nicht, forderten 15. Mai, da die Kammern eröffnet werden sollten, die Abschaffung der Pairs, und schritten zum Barrikadenbau. Da ließ er seine Schweizersöldner gegen sie los; und in einer Stunde war der Aufstand bewältigt, worauf die Lazzaroni nach Herzenslust plündern durften. Sogleich rief er auch seine Truppen vom Po zurück und regierte fortan mit mehr als nur der alten Willkür, auch in Sicilien.

Gegen die abgefallene Insel sandte er 8000 Mann unter Filangieri, welcher Messina bombardirte und 7. Sept. erstürmte. Die westmächtlichen Admirale vermittelten darauf einen Waffenstillstand, der den Winter hindurch zu Unterhandlungen Raum gab. Doch wollten die Sicilier sich auch mit einem besonderen Parlament nicht begnügen, daher der Kampf von neuem entbrannte. Die Schweizer erstürmten das von Microslawski (S. 907) hartnäckig vertheidigte Catania, 6. April 1849, und Filangieri beschoß Palermo, bis es 15. Mai ihm die Thore öffnete. Statt der Parlamente herrschte nun soldatischer Eigenwille und polizeiliche Spionirerei im Bunde mit der gröbsten Bigotterie, wie denn der König den hl. Ignaz Loyola zum neapolitanischen Feldmarschall ernannte!

In Rom hatte sich mittlerweile eine provisorische Regierung eingerichtet, welche, 9. Febr. 1849, die weltliche Macht des Papstes aufhob und eine Republik unter Mazzini's Vorsitz einführte; doch behielt dieser die kirchlichen Formen bei, welche Männer wie Garibaldi lieber abgeschafft hätten. Da wollte es auch in Toskana mit einer konstitutionellen Verfassung nicht länger gehen; der dortige Minister Guerazzi, ein Mazzinist, zwang Leopold zur Flucht, proklamirte die Republik und vereinigte sie mit der römischen. Der Großherzog zog hierauf zu Pius nach Gaeta. Dieser aber erließ nicht nur Proteste und Bannstrahlen, sondern forderte auch die katholischen Mächte zu seiner Hilfe auf; und in kurzer Zeit vereinigten sich ihrer vier, den Papst wieder einzusetzen, ein Kaiser, zwei Könige und — die französische Republik.

Sehen wir uns nach dieser um! Die Februarrevolution hatte ganz Mitteleuropa in Verwirrung gestürzt, in Frankreich selbst aber stieg der Wirrwarr am höchsten; denn hier hatte man das „Recht der Arbeit“ anerkannt, d. h. sich der Pflicht unterzogen, jedem unbeschäftigten Arbeiter zu seinem Unterhalt zu verhelfen, so gut wie einem Beamten. Da die Unruhe der Zeit jedes Gewerbe in's Stocken brachte, richtete man in Paris und sonst „Nationalwerkstätten“ ein, in welchen bald 100,000 Menschen nutzlose Arbeit verrichteten, auch müßig giengen, Zeitungen lasen und besprachen 2c., Alles für 2 Frcs. des Tages.

Arbeiterklubbs debattirten im Palast des Socialisten L. Blanc, der jetzt Minister des Fortschritts hieß, wie etwa mit weniger Arbeit noch besserer Unterhalt zu erzielen wäre.

Außerdem hatte man 20,000 Mobilgarden, junge Proletarier, zu bezahlen, die um 1 Frc. täglich exerciren lernten. Da mußten die Steuern fast verdoppelt werden, was den Bauern die Republik sehr verdächtig machte. Zweimal, 16. März und 16. April, drohten die Socialdemokraten die provisorische Regierung zu stürzen; doch mit der National- und Mobilgarde konnte Lamartine sich ihrer noch erwehren.

Am 4. Mai trat endlich die Nationalversammlung zusammen, die zwar die Republik annahm, aber nicht für sie schwärmte, vielmehr aus so gemäßigten Männern bestand, daß die Socialisten in Verzweiflung geriethen. Unter ihren Führern Barbès, Blanqui, Raspail 2c. rückten, 15. Mai, 100,000 Mann heran, die Regierung zu sprengen, die Reichen mit einer Steuer von 1000 Mill. zu belegen und Polen wieder herzustellen. Doch nahm die Nationalgarde die Schlimmsten gefangen; und nun beschloß man, die Arbeiter nur nach dem Stück zu bezahlen, andere aus Paris zu entfernen und an Kanalbauten zu beschäftigen, irgendwie aber die Nationalwerkstätten mit Nächstem aufzuheben. Die Socialisten dagegen rüsteten sich zu einem Kampf auf Leben und Tod, und brachen am 23. Juni los. Der Kriegsminister Cavaignac, jetzt mit diktatorischer Gewalt bekleidet, leitete die Vertheidigung.

Als der Erzbischof Affre Frieden predigen wollte, wurde er auf einer Barrikade erschossen, ein anderer Unterhändler, General Brea, schändlich ermordet. Der fürchterliche Straßenkampf, in welchem auch Weiber wie Furien fochten, oder siedendes Wasser und Oel auf die Soldaten goßen, wüthete 4 Tage und Nächte fort; am Abend des 26. war „die Gesellschaft gerettet" und Paris, damals bereits der Verbrennung geweiht, athmete wieder auf. Seit dem Bauernkriege war ein solcher socialer Kampf nicht mehr gesehen worden; es war aber nicht der letzte; diese Junitage lebten wieder auf im gräßlichen Mai 1871.

Lamartine, der in der Straßenschlacht umsonst den Tod gesucht hatte, war jetzt vergessen; Cavaignac wurde von der dankbaren Nationalversammlung zum Präsidenten ernannt; und seine kräftige Regierung erhielt die Ruhe, bis 4. Nov. die neue Konstitution (die elfte seit 1791) abgeschlossen und verkündigt war, welcher gemäß das Volk einen Präsidenten auf 4 Jahre wählen sollte. Ohne Zweifel wird es sich dort auf Cavaignac vereinen? Ach nein, es hat schon genug an der Republik. Am 26. Sept. war der von England zurückgekehrte, an fünf Orten zum Deputirten gewählte Louis Napoleon in der Versammlung erschienen, und so unbedeutend er den Herren erschien, stotternd, verlegen und unansehnlich, mehr Lebemann als Arbeiter, dem Landvolk und den Ehrgeizigen klang der Name Napoleon so reizend, daß am 10. Dez. 5½ Mill. für ihn stimmten, für Cavaignac kaum 1½. Also wurde der neue Präsident 20. Dez. ausgerufen; er schwur, der einen untheilbaren Republik treu zu bleiben: als ein Ehrenmann wollte er seine Pflichten erfüllen. Er hieß nun Prinzpräsident und wurde von seinen Verwandten und Anhängern sogleich fast wie ein Monarch verehrt und vorwärts gedrängt.

Sein erstes war, daß er durch die Herstellung des Papstes die Geistlichkeit noch fester an sich band und dem Heere Aussicht auf Großthaten eröffnete. Die Oesterreicher hatten Bologna und Ancona den Aufständischen entrissen; man dürfe sie nicht allein schalten lassen, war der Vorwand, den Napoleon den französischen Politikern fein einzugeben wußte. Er sandte also den General Oudinot mit 15,000 Mann nach Civitavecchia, dem Neapolitaner und Spanier in die Hand arbeiten sollten. Am 30. April 1849 erschien derselbe vor dem Thor der Weltstadt Rom, in welcher mittlerweile Republikaner aller Länder sich gesammelt hatten. Diese, geführt von Jos. Garibaldi, dem Freischarenhäuptling aus Nizza, empfiengen ihn aber so warm, daß er mit Verlust unter dem Schutze eines Waffenstillstandes an's Meer zurückweichen mußte. Dann warfen sie sich bei Velletri den Neapolitanern entgegen und trieben sie zurück; die Spanier aber drückten sich vorsichtig beiseits. Den Franzosen war es nun erst ein voller Ernst. Am 3. Juni steht Oudinot wieder vor

Rom mit 35,000 Mann; und Garibaldi, der ihm nur die Hälfte entgegen zu stellen hat, muß endlich unterliegen, nachdem er sich 30 Tage lang in der elend befestigten Stadt gegen die französische Artillerie gehalten hat. Wie Oudinot, 4. Juli, in die schweigende Stadt einzog, eilte Garibaldi mit 5000 Freiwilligen zum entgegengesetzten Thore hinaus, um einen ruhmvollen Rückzug durch allerhand Feinde zu bewerkstelligen. Bewiesen war hier jedenfalls, daß auch Italiener sich gut schlagen können.

In Rom herrschten, richteten und straften nun wieder die Kardinäle nach gewohnter Weise und von Verfassung durfte nicht mehr geflüstert werden. Unter dem fortwährenden Schutze französischer und österreichischer Waffen that die Reaktion, was ihr gut däuchte. Pius selbst kehrte erst April 1850 in seine Hauptstadt zurück, geheilt von allen Reformträumen, ausgesöhnt mit den Jesuiten, denen er sich nun in die Arme warf, und kindlich dankbar für den besonderen Schutz der hl. Jungfrau. Zu Tausenden wurden nun protestantische Bibeln verbrannt; jeder Römer mußte wieder seinen Communionszettel vorzeigen. Auch nach Toskana kehrte der milde Großherzog zurück, Juli 1849, entschlossen, durch Verfolgung und Einkerkerung von Protestanten Gott zu danken. Alle Hoffnung Italiens war aber darum nicht ausgestorben. Man klammerte sich um so fester an die savoyische Dynastie an; denn Viktor Emanuel ließ sich von seinem Minister Azeglio überreden, allein von allen italischen Fürsten die Verfassung fortbestehen zu lassen. Vom Papste geschmäht, vom Volke König Ehrenmann betitelt, blieb er der eine Punkt, auf den sich alle Aussichten für eine bessere Zukunft vereinigten.

§ 7. Napoleon III.

Daß der französische Präsident es wagte, eine Schwesterrepublik zu vernichten, nahmen die Helden des Februars ihm sehr übel, wollten ihn sogar in Anklagestand versetzen; ihr Antrag fiel aber in der Versammlung durch, ein Zeichen, daß ihr selbst am Republikanismus nicht viel lag. Auch der Aufstand, den sie 13. Juni 1849 darüber anfiengen, wurde von General Changarnier ohne Mühe unterdrückt. Ledru Rollin mußte fliehen, und die Blätter und Vereine der Socialdemokraten verwelkten; das Land seufzte nach Ruhe und der Präsident that alles, sie zu sichern.

Er machte Rundreisen, hielt Ansprachen und Revuen und wußte den verschiedenen Schichten der Gesellschaft fein und plump anzudeuten, was alles sie von seiner Regierung zu gewarten hätten. Die Geistlichkeit wurde 1850 durch ein Gesetz gewonnen, das ihr den Jugendunterricht in die Hand spielte. Wie schade, daß dieser Edle schon mit dem vierten Jahre wieder abtreten mußte und nur einen Gehalt von 400,000 Frcs. bezog, daß er die Nationalversammlung weder auflösen noch vertagen durfte! Der Geist seines großen Oheims schien ihn doch überallhin zu begleiten; wenn er sich auch meist in Schweigsamkeit einhüllte, ließ er einmal merken, er sei bereit, den Volkswillen zu vollziehen, ob derselbe Entsagung von ihm verlange oder Beharrlichkeit. Und wenn die Truppen, denen er etwa Erfrischungen gespendet hatte, ihm einmal zuriefen: Es lebe der Kaiser! so nahm er es nicht gerade übel.

Während die Nationalversammlung immer mißtrauischer wurde, weil er den Beamtenstand mit seinen Anhängern füllte, brachte sie sich durch ihr Parteigezänke in zunehmende Mißachtung. Die Bittschriften um eine Revision der Verfassung mehrten sich; manche forderten schon eine Verlängerung der Präsidentschaft. Die Kammer verwarf, Juli 1851, die verlangte Revision. Da bereitete der zu Schlichen und Abenteuern aufgelegte, doch vorsichtige Mann einen Staatsstreich vor, in Gemeinschaft mit seinem entschlossenen Halbbruder Graf Morny, dem geldbedürftigen Kriegsminister St. Arnaud und dem hingebungsvollen Beförderer des Straßburger Putsches Persigny. Am Abend des 1. Dez. 1851 war glänzende Versammlung im Palast Elysee und der Präsident zeigte sich sehr aufgeräumt, bis Mitternacht die Gesellschaft trennte; dann sank er in trübes Sinnen, bereit zum Selbstmord, falls der Streich mißlänge. Aber er gelingt. Als Paris am 2. Dez. aufwachte, waren die bedeutendsten Männer Cavaignac, Changarnier, Thiers &c., alle Häupter der Parteien und Geheimbünde verhaftet. Ueberall aber sah man Dekrete angeschlagen,

daß die Nationalversammlung, weil zu einem Herd von Verschwörungen geworden, aufgelöst sei, Paris und Umgegend sich im Belagerungszustand befinde und nur die Konsularverfassung von 1799 dem Staate Ruhe verspreche; unlösbar aber sei die Ruhmesgemeinschaft zwischen dem Namen Napoleon und der Armee ꝛc. — Die Reste der National-Versammlung traten zwar zusammen, setzten den Präsidenten in Eile ab und ernannten Oudinot zum Befehlshaber der Militärmacht. Aber letztere hatte schon ihre Befehle und Befehlshaber, und die Polizei schickte die widerborstigen Abgeordneten einfach den andern Gefangenen nach. Als dennoch am 3. Barrikaden erstanden, wurden die Boulevards schonungslos durch Salven rein gefegt und Massen von Gefangenen in den Pariser Forts untergebracht, andere nach Algier oder Cayenne deportirt, die gefährlichsten Angesehenen aber des Landes verwiesen. Dafür zogen allerhand Glücksritter ein. Das Volk, voraus die Geistlichkeit, billigte den Staatsstreich, stimmten doch $7\frac{1}{2}$ Millionen für die Verlängerung der Gewalt des Präsidenten auf zehn Jahre, und nur 650,000 dagegen. Die fremden Mächte fanden sich wunderbar schnell in die Neuerung: Palmerston beeilte sich dermaßen, dem Präsidenten Glück zu wünschen, daß seine Königin ihn darob entließ; Schwarzenberg hielt einen Napoleoniden für besser als die allzu konstitutionellen Bourbonen; Nikolaus warnte ihn blos vor Annahme der Kaiserwürde. Alles gieng nach Wunsch: Napoleon bezog die Tuilerien, eröffnete 29. März 1852 den neugeschaffenen Senat und die Legislative, ließ sich eine Civilliste von 12 Mill. Fres. bewilligen und zog alle Besitzungen der Familie Orleans ein; ein beißendes Wort bezeichnete diese Maßregel als den ersten Vol (Flug, auch Raub) des Adlers.



Fig. 300. Napoleon III.

Er wollte noch höher fliegen. Darum begann er Paris umzubauen, daß es die schönste und gegen Empörung gesichertste Stadt der Welt würde; dabei fanden alle Arbeiterklassen reichen Verdienst. Industrielle Unternehmungen wurden freigebig unterstützt; damit gewann er die Kapitalisten und alles warf sich nun mit Leidenschaft auf Gelderwerb. Er ordnete eine strengere Sonntagsfeier an und ehrte die Religion; die Armee vollends wurde mit Auszeichnungen, Adlern, Kreuzen und einträglichen Medaillen bedacht, wie nie zuvor. So kam ihm denn auf seiner Rundreise eine solche Begeisterung für das Kaiserthum entgegen, daß er fühlte, Frankreich sehne sich nach dieser Regierungsform zurück, und bei einem Bankett in Bordeaux erklärte, das Kaiserthum gelte manchen für gleichbedeutend mit Krieg, es sei aber der Friede. Und jedermann wußte, daß er damit einen Frieden meine, bei dem Frankreich sich zufrieden fühle, stark genug, der Welt Gesetze vorzuschreiben. Bei seinem glänzenden Einzug in Paris, 16. Okt., erscholl unaufhörlich das **vive l'empereur.** Also ergab er sich darein, durch die Restauration des Kaiserthums das Zeitalter der Revolutionen zu schließen: „wenn die Nation mich auf den Thron hebt, so krönt sie sich

selbst." Der Senat beschloß, 7. Nov., die Wiederherstellung des Kaiserthums, und das Volk sekondirte mit 7,864,189 Stimmen.

Am 2. Dez. 1852 wurde Napoleon III. als erblicher Kaiser der Franzosen ausgerufen. Die vier Großmächte kamen schon am 3. Dez. überein, ihn anzuerkennen, vorausgesetzt, daß er die Verträge über die Grenzen respektire; da er ihnen hierin entgegenkam, thaten sie den Schritt, England zuerst, Rußland zuletzt. Und zwar bediente sich Nikolaus nicht der Anrede „mein Bruder", sondern „mein Freund". Zur Vermählung mit einer Prinzessin aber wollten ihm die deutschen Fürsten nicht behilflich sein; so ließ er sich, 30. Jan. 1853, mit einer schönen Spanierin, der Gräfin Eugenie von Montijo trauen, bei welchem Anlaß er sich in stolzer Bescheidenheit einen Emporkömmling (parvenu) nannte. Ein Erbe wurde ihm 16. März 1856 geboren.

Eugenie wurde die Kaiserin der Mode, als welche sie die Krinoline, Chignons, Lieblingsaffen ꝛc. in Aufnahme brachte. Frankreich hatte nun den Fürsten, den es wollte: weder ein reiner Charakter, noch ein großer Mann wollte er doch das Gute, wie es für seine Nation paßte. Er zeichnete selbst sein System, den Cäsarismus, in Gestalt eines Dreiecks: die Grundlinie, auf die er sich stützt, ist die Masse, welche das Ganze trägt, er selbst die erhabene Spitze, in welche die beiden Schenkel, Armee und Geistlichkeit, auslaufen. In der Mitte findet sich freilich ein unbequemes Kreischen, das unzufriedene Bürgerthum mit seinen Parteiungen, aber von den drei Linien zusammengehalten. Nur der Masse will er verantwortlich sein, nur an sie appelliren. „Ich kann Fehler begehen," äußerte er, „aber jedenfalls nie die beiden, über welchen das erste Kaiserreich fiel: den Bruch mit Rom und den mit England." Freilich blieb Paris die Herrscherin des Herrschers, mit einem Aufwand von 3000 Millionen baute er sie um; er kannte aus eigener Betheiligung die Gefährlichkeit der alles unterwühlenden Geheimbünde; er wußte, daß er fortfahren müsse zu gefallen, wenn er bestehen wolle. Aber verschlagen und rücksichtslos, traute er auf sein Glück; und wie er sich stets dankbar, freigebig, auch gutmüthig und gemäßigt gezeigt hatte, konnte er hoffen, selbst tüchtige Feinde an sich zu fesseln und durch neue Sprünge und rasche Wechsel sich im Besitz der Herrschaft zu erhalten.

§ 8. Der Krimkrieg (1853—1856).

Nikolaus stand auf der Höhe seiner Macht, Oesterreich und Preußen waren seine Schützlinge geworden, so daß die heil. Allianz in verbesserter Gestalt wieder aufgelebt schien. Deutsche Fürstentöchter schätzten sich noch immer glücklich, russische Großfürsten zu heiraten, wenn sie auch in demüthigendster Weise die Irrthümer eines Luthers abschwören und ihr Bekenntniß wechseln mußten. 4 Millionen unirter Griechen brachte er zur russischen Mutterkirche zurück; ebenso 140,000 protestantische Letten und Esthen. Mit dem J. 1848 sperrte Rußland sich noch strenger gegen den Westen ab. Im Mai 1848 rief der Zar diesem zu: Erkennet es, ihr Heiden und beugt euch, denn Gott ist mit uns, mit dem h. Rußland; und seinen Bischöfen konnte er (1849) sagen: „der wahre Glaube existirt nur noch in Rußland; im Abendland ist er ganz und gar verschwunden." Jetzt aber war die Stunde gekommen, das vor 400 Jahren dem Kreuz entrissene Konstantinopel wieder zu erobern.

Also besprach sich der Zar im tiefsten Geheimniß mit dem britischen Gesandten über eine Theilung der Türkei: Serbien, Bosnien, Bulgarien sollten mit den Donaufürstenthümern russische Schutzstaaten werden, dagegen Aegypten und Kreta an England fallen ꝛc. Der „kranke Mann" könne jeden Tag sterben, da komme es denn nur auf sie beide an, wie über die Hinterlassenschaft zu verfügen sei. Aber obwohl der vieljährige Freund des Zaren, Lord Aberdeen, an der Spitze des britischen Ministeriums stand, auf solche Plane konnte sich doch kein englischer Staatsmann einlassen; ihm stand fest, daß man an der Lebensfähigkeit des kranken Mannes nicht verzweifeln, sie vielmehr nach Vermögen stärken müsse. Für Napoleon aber öffnete sich die Aussicht auf eine englische Allianz, durch welche sich die russische Uebermacht bekämpfen und der Dank vieler Völker erwerben ließ, falls er die auf ihnen lastende Zarenfurcht wegzunehmen vermöchte.

Während dies im Werke war, hatte Danilo, der Wladika der schwarzen Berge, sein Bisthum auf russischen Rath in ein weltliches Fürstenthum verwandelt, 1852, darauf Einfälle in's türkische Gebiet gemacht und sich damit ein großes Türkenheer auf den Leib gezogen. Oesterreich schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel (Jan. 1853), der drohend verlangte, daß der Krieg an seiner Südgrenze aufhöre, und es erreichte seinen Zweck. Rußland benützte diesen Vorgang, um eine noch auffallendere Forderung an die Pforte zu stellen. Fürst Mentschikoff musterte erst die große russische Südarmee, reiste von da nach Konstantinopel und trat, 2. März, im Paletot mit schmutzigen Stiefeln vor den Großwesir, um über allerhand Unrecht, das Rußland erlitten habe, zu klagen und Bürgschaften gegen dessen Wiederholung zu fordern. Es handelte sich um den Schlüssel zum heiligen Grab in Jerusalem und die Rechte der katholischen und griechischen Kirchen an den h. Stätten; der Kern aber aller Forderungen war, daß Rußland ein Schutzrecht über die 10 Mill. griechischer Christen in der Türkei verlangte. Auf den Rath Frankreichs und Englands gestützt, wies Sultan Abdul Medschid das Ultimatum Mentschikoffs ab, worauf dieser, 21. Mai, unter lauten Drohungen von Konstantinopel abreiste. Dorthin aber steuerten schon eine französische und eine englische Flotte, um die Hauptstadt gegen einen Handstreich der russischen zu schützen. — 80,000 Russen unter Gortschakoff rückten, 2. Juli, in die Donaufürstenthümer ein, um diese „als Pfand" zu besetzen, und zwar richteten sie sich dort ein, als sollten diese Länder fortan russische Provinzen sein. Umsonst suchten Oesterreich und Preußen zu vermitteln; im Okt. endlich verlangte die Pforte unter Kriegsandrohung die Räumung ihres Gebiets. Omer Pascha, einst österreichischer Unteroffizier, überschritt die Donau mit seinen Türken und behauptete sich, 4. Nov., wider die Angriffe der überlegenen Russen bei Oltenitza. Dagegen dampfte die russische Flotte aus Sebastopol, überfiel im Nebel, 30. Nov., ein türkisches Geschwader im Hafen von Sinope und vernichtete es vollständig. Damit war England so gereizt, daß es die Wiener Verhandlungen abbrach, dem Lord Palmerston wieder die Leitung seiner Geschäfte übertrug und ernstlich zum Kampfe rüstete, dem es bisher möglichst ausgewichen war. Die Westmächte schlossen mit der Türkei (März 1854) ein Schutz- und Trutzbündniß und erklärten Rußland den Krieg.

Oesterreich und Preußen giengen nicht so weit, und zwar war es das von Nikolaus so gedemüthigte Preußen, welches Oesterreich von schärferem Vorgehen abhielt; doch verbanden sie sich, es nicht zu dulden, daß Rußland die Donaufürstenthümer einnehme oder den Balkan überschreite. Die allgemeine Stimmung der Völker war ohnehin gegen Rußland um seines herrischen Auftretens willen. So stand Nikolaus sehr vereinsamt; auch die Christen Serbiens, Bosniens 2c. wollten nicht aufstehen, ehe die Russen Siege zu Land erfochten hätten; und das kleine Griechenland gerieth zwar in große Aufregung, wurde aber von westmächtlichen Schiffen niedergehalten, so daß die Aufstände in Epirus 2c. bald erloschen. Vorauszusehen war jedenfalls, daß Rußland in diesem Kriege nichts gewinnen konnte; die Belagerung Silistrias wollte auch dem alten Paskiewitsch nicht gelingen, und da die Oesterreicher mit der Pforte, 15. Juni, einen Vertrag schloßen, der sie zum Einmarsch in die Donaufürstenthümer ermächtigte, gieng das russische Heer ruhmlos über die Donau und den Pruth zurück.

Rußland zeigte sich doch als schwer angreifbar. Um der deutschen Mächte willen konnte man in Polen nichts unternehmen, und da Schweden friedlich gesinnt blieb, ließ sich auch im Norden wenig machen. Die Alandfeste Bomarsund zwar erlag den französischen Schiffen, 16. Aug.; die Befestigung Kronstadts aber spottete der englischen Flotte. Da wies Napoleon auf die Krim, deren Seefeste das schwarze Meer beherrschte, als den geeignetsten Ort zum Kriegführen für die in Varna brachliegenden Armeen; und hier wurde allerdings Rußlands Blöße offenbar, indem es unklugerweise noch nichts gethan hatte, den Süden seines Reichs durch Eisenbahnen mit dem Innern innig zu verbinden. Seine eigenen Heere erlagen nun auf den

ungeheuren Märschen durch Schneestürme und mangelnde Verpflegung, ganz wie es 1812 den Heeren seines Feindes ergangen war. — Am 14. Sept. landeten etwa 40,000 Franzosen unter Marschall St. Arnaud, 16,000 Engländer unter Lord Raglan und 6000 Türken bei Eupatoria und schlugen, 20. Sept., an der Alma den Fürsten Mentschikoff, worauf sie sich dem festen Sebastopol näherten. Möglich,

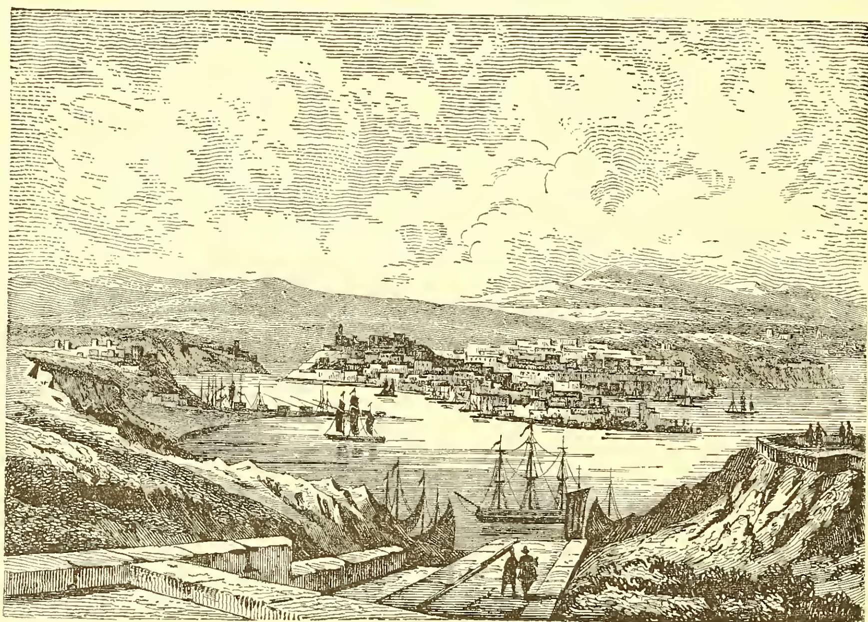


Fig. 301. Sebastopol.

daß sie es durch Ueberrumpelung hätten einnehmen können! Da sie aber vorsichtig um die Feste herumzogen, in der Absicht, ihre schwächere Hälfte, im Süden der Bucht, anzugreifen, ermannten sich die Russen unter Leitung des genialen Totleben zu rastloser Verstärkung der unzulänglichen Werke; die Bucht selbst versperrten sie durch Versenkung ihrer Kriegsflotte. Die Verbündeten mußten sich zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen, die durch die Kälte und Stürme des Winters unsägliche Opfer kostete, wenn auch Ausfälle wie bei Balaclava (25. Okt.) und Inkerman (5. Nov.) abgewiesen wurden.

Im Ganzen konnten doch die Seemächte leichter Verstärkungen beschaffen, als der russische Kaiser, und zwar trat bei ihnen ein neuer Bundesgenosse auf den Plan. Nicht Oesterreich, obwohl es mit ihnen 2. Dez. ein Schutz- und Trutzbündniß schloß; es rüstete wohl, schlug aber nicht los; sondern Sardiniens Minister, der kluge Cavour, sandte Jan. 1855 seinen General Lamarmora mit 15,000 Italienern, um in der Krim sich den Dank der Westmächte zu verdienen, der ihm einmal gegen Oesterreich helfen konnte.

Allerlei Hiobsbotschaften brachen die von Anstrengungen und Aufregungen erschütterte Gesundheit des stolzen Zaren; Nikolaus starb 2. März 1855. Sein milder Sohn, Alexander II., war nur auf ehrenvolle Beendigung des Kampfes bedacht, der bereits 250,000 seiner Unterthanen das Leben gekostet hatte. Pelissier (S. 886) stand ihm jetzt auf französischer Seite gegenüber. Er unternahm nach langem Minenkrieg, 18. Juni, einen Hauptsturm, der jedoch mißglückte. Aber auch der russische Ausfall in's Tschernajathal wurde 16. August besonders von den Sardiniern abgewiesen. Unter beständigem Kugelregen rückten die Laufgräben den

Mauern immer näher, bis endlich, 8. Sept., die Franzosen den Malakoffthurm erstürmten, und sich nach furchtbarem Gemetzel darin festsetzten. Weniger gelang den Engländern auf ihrem Angriffspunkte; aber die Russen erkannten, daß die Südstadt verloren sei, sprengten die noch übrigen Bollwerke in die Luft, zogen sich Nachts auf die Nordseite und zerstörten die Schiffbrücke hinter sich. Am 10. Sept. zog Pelissier in die rauchenden Trümmer ein. — Damit waren beide Theile des Blutvergießens satt; Rußland erfocht noch in Asien, 28. Nov., einen ansehnlichen Vortheil, indem es das von den Türken und einem Engländer tapfer vertheidigte Kars einnahm. Der Schwedenkönig Oskar (1844—59) begann sich den Alliirten zu nähern. Da schickte Alexander den Grafen Orloff nach Paris, wo 30. März 1856 der Friede unterzeichnet wurde.

Rußland mußte nur einen kleinen Landstrich an der Donaumündung abtreten und dem Protektorat über die Donaufürstenthümer entsagen; auch verzichtete es darauf, Kriegsschiffe im schwarzen Meere zu halten. Während England eben neue Anstrengungen zum Kriege machen wollte, hatte Napoleon durch sein Entgegenkommen sich den jungen Kaiser verpflichtet und trat unbeanstandet als Schiedsrichter Europa's auf. England schien im Niedergang begriffen, seit viele Schäden seiner Armeeverwaltung an's Licht getreten waren; Rußland hatte erkannt, daß es sich erst sammeln müsse; Oesterreich und Preußen hatten sehr an Achtung verloren, jenes durch seine Undankbarkeit gegen Nikolaus, dieses durch seine fortgesetzte Rücksicht auf Rußland, welche sich erst später als einem richtigen Instinkt entsprungen erwies.

Die Türkei bequemte sich dazu, ihre christlichen Unterthanen unter den Schutz der Großmächte zu stellen und damit in's Concert der europäischen Staaten einzutreten. Auf Andrängen des „großen Gesandten", Lord Stratford Redcliffe (S. 853) hatte der Sultan, 18. Febr. 1856 das Hat Humaiun erlassen, welches den Christen gleiche Rechte mit den Muselmanen zuerkannte. Aber diese u. a. Reformen blieben fast alle auf dem Papier, denn der Koran erlaubt keine Gleichheit des Gläubigen mit dem Ungläubigen. Gegen Muhammedaner kommt kein christliches Zeugniß auf. Juni 1858 wurden die Europäer in Dschidda durch einen Auflauf ermordet; die türkischen Behörden und Truppen sahen gleichgültig zu, als im Mai 1860 die Drusen des Libanon und die Syrer in Damaskus (S. 886) im Christenblute badeten (damals besetzten die Franzosen Beirut auf längere Zeit); auch in Konstantinopel lebte die alttürkische Partei wieder auf, so oft der Druck der Westmächte nachließ. Abdul Aziz (1861—1876) ließ ihr bereitwillig die Zügel schießen; nachdem der „große Gesandte" Konstantinopel verlassen, zeigte der „kranke Mann" durch alle seine wechselnden Launen, daß er um kein Haar gesünder worden, wenn er auch (1867) nach Paris reiste, Panzerschiffe und Eisenbahnen bauen ließ ꝛc. Am meisten leuchtete ihm das Institut der Staatsschulden ein, worin er Unglaubliches leistete, indem er 5 Milliarden Mark entlehnte, bis 1875 das Zinsenzahlen ins Stocken gerieth. — Dagegen erstarkten immer mehr die christlichen Völker unter dem Scepter des Sultans.

In Serbien (S. 860) schuf der treffliche Michael, 1860—68, ein kleines Heer und forderte dann die Uebergabe der wenigen Festungen. Belgrad war ja von türkischem Militär besetzt, das sogar 1862 noch einmal die Stadt bombardirte. Aber Oesterreich half dem jungen Nachbarstaat die Räumung dieser Feste erzielen, 1867. Als Michael 1868 von Anhängern der nebenbuhlerischen Familie ermordet wurde, zeigte die Regentschaft, wie auch allmählich Staatsmänner aus diesen Bauern heranwachsen, und übergab dem jungen Milan 1872 ein wohlbestelltes Land und einen erblich gesicherten Thron. — Die Donaufürstenthümer hatten dem Krimkrieg noch theilnahmlos zugesehen; jetzt regte sich unter der französirten Jugend die Sehnsucht nach einer Union beider Staaten. Nachdem die Moldauer, 16. Jan. 1859, den Obersten Cusa zum Fürsten erwählt hatten, fielen 5. Febr. auch die Stimmen der Walachen auf denselben Mann, worauf er als Alexander Johannes I. die Regierung über beide Länder antrat und sie 8. Dez. 1861 zu Einem Staate, Rumänien, vereinigte. Er suchte ernstlich ein Nationalbewußtsein zu wecken

und die Bauernemancipation durchzuführen, ließ sich aber dann reizen, eine Diktatorsrolle zu spielen. In der Nacht des 23. Febr. 1866 wurde er in seinem Palast überfallen und zur Abdankung gezwungen. Statt seiner wählte man den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen (der, nachdem 1850 die hohenzollerschen Fürsten zu Gunsten Preußens abgedankt hatten, für einen preußischen Prinzen gelten konnte). Dieser Carol I. zehrte treu gesinnt seine Schätze für das verwilderte Land auf, bemüht, aus dem indolenten Volk einen Bürgerstand zu bilden und die Parteikämpfe zu mäßigen. — In Montenegro (S. 915) folgte dem 1860 ermordeten Danilo sein Neffe Nikita (Nikolaus I.), der eine europäische Erziehung genossen hatte und sein Ländchen aus einem Kriegslager zu einer Bildungsstätte umzuwandeln suchte, nachdem ihm die Türken 1862 im eroberten Cetinje den Frieden diktirt hatten. Es gab 1870 nur 120 Leser im Lande, 1873 schon über 2000 Schüler. Zugleich wetteiferten Serben und Tschernagortzen, wer wohl den Brüdern in Bosnien und Herzegowina zur Freiheit helfen dürfe.

Schon regten sich auch die Bulgaren, 5 Mill. slavisirter Finnen im Süden der Donau, die früher lange zwischen den Patriarchen von Rom und Byzanz hin und her geschwankt hatten, zuletzt aber, da 1767 ihr eigenes Patriarchat abgeschafft wurde, von den griechischen Bischöfen aus dem Fanar (Stadttheil Konstantinopels) unterjocht und ihrer Kirchensprache und Schulen beraubt worden waren. Selbst alle Dokumente ihrer Geschichte wurden in Tirnovo vom Metropolitan verbrannt, und alle Erinnerung an die frühere Selbständigkeit schien erloschen. Doch seit 1830 seufzten sie, von dem griechischen Joche frei zu werden, erhielten von Rußland Schulmeister, von amerikanischen Missionaren die Bibel in ihrer Sprache und anregenden Unterricht. Endlich 1860 legten sie ihre Wünsche dem Großwesir auf seiner Rundreise vor. Als aber das Gold der Fanarioten den Sieg davon trug, versammelten sich die Vertrauensmänner bulgarischer Gemeinden in der Kirche der unirten Armenier zu Konstantinopel und unterzeichneten, um Napoleon für sich zu gewinnen, 30. Dez. 1860 die Union mit Rom. Pio IX. weihte auch 1861 Sokolski zum Bischof der unirten Bulgaren. Allein da dieser durch Rußlands Einmischung dem Papst untreu wurde, blieben nur 60,000 Bulgaren im Verband mit Rom. Die übrigen erreichten, daß die Pforte 1870 eine Nationalversammlung von Bischöfen und andern Notabeln zusammentreten ließ, welche eine Verfassung der bulgarische Kirche zu Stande brachte. Darnach nehmen die Laien an der Verwaltung des Kirchenvermögens Theil und sorgen für Volksunterricht; ein Exarch aber, auf 5 Jahre ernannt, regiert die Kirche in blos nomineller Abhängigkeit vom griechischen Patriarchen. Natürlich verfluchte dieser den Exarchen und ließ von einer Synode 1872 den Phyletismus (das Landeskirchenthum) als eine Häresie verdammen. Die Bulgaren aber hofften, so nach und nach das Exarchat noch zu einem Fürstenthum zu erheben, und ließen je und je ihr gesteigertes Volksgefühl merken.

§ 9. Alexander II.

So tief unter seinen gewaltigen Vater sich Alexander auch stellte, war er doch berufen, Größeres zu leisten. Er suchte zunächst sein erschöpftes Reich durch innere Reformen und Erleichterung des geistigen Drucks zu stärken. „Rußland sammelt sich", war das Losungswort seines im April 1856 antretenden Ministers Gortschakoff; mit Napoleon verständigte sich der Kaiser 1857 auf einer Zusammenkunft in Stuttgart. Nach allen Seiten hin wurden nun von dem Knotenpunkte Moskau Eisenbahnen gebaut, wurden Handel und Verkehr gehoben, auch die geistigen Interessen mehr als bisher gepflegt. Die Bibelgesellschaft durfte wieder arbeiten, den Schulen wurde neue Aufmerksamkeit zu Theil. Hauptsächlichstes Anliegen des Kaisers war aber die Aufhebung der Leibeigenschaft, in welcher noch 23 Mill. Bauern lagen. So sehr sich der Adel sträubte, indem er 1858 erklärte, nur die von Peter d. Gr. beseitigte Dumah, die Bojarenversammlung, habe Befugniß, über eine so wichtige Reichsangelegenheit zu entscheiden, so entschlossen verfolgte der Kaiser seinen Plan. Am 17. März 1861 wurde in den Kirchen ein Manifest verlesen, welches die Emancipation regulirte.

Binnen zwei Jahren sollten alle Haussklaven und die Obrok (Tribut) zahlenden Arbeiter

ihrer Verpflichtungen gegen den bisherigen Herrn ledig sein. Der Bauer aber kann sein Gehöfte und Land durch Kauf als freies Eigenthum erwerben; so lang er das nicht thut, behält er sie gegen bestimmte Leistungen in beständigem Gebrauch. Alexander gieng mit gutem Beispiel voran, erklärte alle Leibeigenen des Kaiserhauses für frei und überließ denselben die von ihnen bebauten Güter unentgeltlich. Leider erschwerten Aufstände der aufgeregten Bauern die Ausführung an vielen Orten; die Massen wären am liebsten ohne Ablösung frei geworden; da und dort giengen die Schlösser der Edelleute im Rauch auf; der Bauer im Norden verschleudert seinen Viehstand, sauft und faulenzt oder sinnt auf Auswanderung nach dem fruchtbareren Südrußland. Der verarmende Grundbesitzer sehnt sich nach Staatsämtern, und so werden die Güter, namentlich im Norden, zusehends werthloser. Schon sind 8 Mill. Bauern freie Eigenthümer geworden. Eine Schule in jedem Kirchspiel und dazu die allgemeine Militärpflicht (seit 1874) sollen die Volkserziehung vollenden.

Obgleich Alexander eine versöhnliche Politik gegen Polen befolgte, alle Verbannten amnestirte und den Druck der Verwaltung mäßigte, erwachten doch die Nationalitätsbestrebungen auch hier mit neuer Stärke. Im Febr. 1861 wallfahrtete man nach dem Schlachtfeld von Grochow (S. 873); besondere Gottesdienste riefen den Haß der Katholiken gegen die Herrscher wach. Vergebens suchten diese durch Reformen die steigende Gährung zu beschwichtigen; vergebens wurde dem russischen Statthalter ein gemäßigter Patriot, Marquis Wielopolski, zur Seite gesetzt, welcher durch Schulen und wirthschaftliche Aufbesserung seinem Lande aufzuhelfen strebte. Mordversuche gegen die Höchstgestellten deuteten auf eine im Geheimen wirkende Fehme hin. Also ordnete die Regierung in der Nacht des 14. Jan. 1863 eine gewaltsame Rekrutenaushebung an, um mit allen verdächtigen Jünglingen aufzuräumen. Sofort erklärte sich das revolutionäre Komite zur Nationalregierung, die aus ihrem Versteck das ganze Volk zu den Waffen rief und den Aufruhrhelden Mieroslawski zum Diktator ernannte. Nach wenig Tagen auf's Haupt geschlagen, floh dieser über die preußische Grenze, wie sein Nachfolger Langiewicz (im März) über die österreichische. Doch währte der Bandenkrieg in den Wäldern fort, ja breitete sich nach Litauen aus; die geheime Regierung trieb allerwärts Steuern ein und ließ Mordbefehle auf offener Straße vollziehen; die Klöster waren ihre Stützpunkte und Zeughäuser. Erst der durchgreifende Graf Berg, Okt. 1863 zum Statthalter ernannt, erstickte die Empörung; im Febr. 1864 erlosch die Nationalregierung. Ein kaiserlicher Ukas theilte nun den polnischen Bauern ihre Pachtgüter gegen mäßige Entschädigung zu, wodurch in 5 Jahren 220,000 Bauernfamilien zu Grundbesitz gelangten, während Adel und Geistlichkeit verarmten. Die übrigen mit Rom unirten Gemeinden wurden zur griechischen Kirche zurückgeführt.

Am härtesten wurde Litauen mitgenommen, wo Murawieff, der Sieger von Kars, die polnischen Elemente bekämpfte; massenhaft wurde die Bevölkerung von Truppen zur Communicirung aus dem Kelch der Popen getrieben und selbst in Privathäusern die polnische Sprache verboten, „Kinder allein ausgenommen.“ Des Papsts Protest hatte nur die Wirkung, daß 1866 der Geistlichkeit jeder Verkehr mit Rom untersagt wurde. Auch Napoleon III. hatte gemeinsam mit England und Oesterreich sich für die Rechte der Polen verwendet. Allein da Preußen fest zu Rußland hielt, blieb dieser Schritt wirkungslos.

Mittlerweile wurden die Ideen des Panslavismus von dem Journalisten Katkow und seiner rührigen Partei laut gepredigt und auch unter Süd- und Westslaven in Umlauf gesetzt. Doch lief die „slavische Ausstellung“, die er auf den 5. Mai 1867 nach Moskau ausgeschrieben hatte, etwas komisch ab: es fanden sich vom Ausland nur 68 slavische Gäste ein, Serben, Tschechen, Mähren, Dalmatier, Slovenen, Kroaten, Wenden und Slovaken, und diese mußten sich der deutschen Sprache bedienen, um sich gegenseitig verständlich zu werden, legten auch umsonst eine Fürbitte ein für das arme polnische Brudervolk. Der Kaiser mäßigt zwar diese Bestrebungen, doch geht der Russifizirungsprozeß ununterbrochen fort. So wurde seit 1867 den treuen Ostseeprovinzen hart zugesetzt, der deutschen Sprache zu

entsagen; ihre Städteordnung wurde 1877 einfach abgethan; der esthländischen Ritterschaft wurde 1869 befohlen, in der griechischen Kirche zu erscheinen, um für den Kaiser zu beten. So wurde auch das Bekehrungsgeschäft an den Bauern 1868 nach Kurland ausgedehnt, und die Herrschaft der russischen Zunge in den finnischen Lehranstalten angeordnet. Anderseits ist der Kaiser allen Gewaltmaßregeln abhold und bedauert den früher angewandten Gewissenszwang.

Der von ihm zur Untersuchung abgesandte Graf Bobrinski hat 1864 die Zahl der neuen Glieder der griechischen Kirche auf 140,000 angegeben, von denen kaum ein Zehntel bei derselben zu bleiben wünsche, weil fast alle durch einen „offiziellen Betrug“ ihr zugeführt worden seien. Alexander erlaubte darauf, daß Mischehen eingesegnet werden dürfen, ohne daß die Erziehung der Kinder in der griechischen Religion verlangt werden müsse. 30,000 Convertiten in Livland durften in der Stille zur evangelischen Kirche zurücktreten. Doch sind die Verfolgungsgesetze nirgends abgeschafft, daher noch jährlich Viele wegen Abfalls vom orthodoxen Glauben in Untersuchung kommen. Ist also auch die Gewissensfreiheit in Rußland (wie sonst nur noch in Portugal) noch nicht gesetzlich ausgesprochen, so werden jetzt doch die 9 Mill. Sektirer milder behandelt; seit 1873 haben sie geordnete Ehen und ihre Kinder das Erbrecht. Priestersöhne sind seit 1869 nicht mehr genöthigt, Priester zu werden; und so bahnt sich auf mehreren Punkten eine europäischere Behandlung der kirchlichen Frage an.

Lange hütete sich der Zar vor allen kriegerischen Verwicklungen in Europa, ohne aber darum die Erweiterung seines riesigen Reichs zu vernachlässigen. Einerseits freilich zog er sich vom dritten Welttheil zurück, indem er das arme Aljaska im nordwestlichen Amerika 1867 um 29 Mill. Mark an die Union verkaufte. In Asien hat aber Rußland, wie Nikolaus sagte, keine Grenze, d. h. dieselbe ist noch immer im Fluß. Wie es den Kaukasus 1859 eroberte und befriedete, ist schon S. 874 erzählt. Auch gegen China hin begann es schon vor dem Krimkrieg sanft zu drängen, indem es den Amur zur Grenze machen ließ; dann benützte es den Zwist, in welchen das himmlische Reich mit den Westmächten gerieth, um sich 1858 auch Land im Süden des Amur abtreten zu lassen, womit es sich einen offenen Eingang in wärmere Meere sicherte. Zum Dank für die Vermittlung des Friedens mit den Seemächten erhielt sein Gesandter Ignatieff 1860 noch einen weiteren Landzuwachs bis an die Grenze Koreas. Die öden Kurilen-Inseln trat Alexander 1875 an Japan ab und tauschte dagegen den kohlenreichen Rest der Insel Sachalin ein. — Seit 1775 hatte der chinesische Kaiser sich die Dsungarei unterworfen; bis 1863 standen chinesische Besatzungen in den bedeutenderen Städten. Da begannen die unterdrückten Muhammedaner den heiligen Krieg in Westchina, welcher bald das ganze Innerasien aufregte. Diesen Rebellen nahmen die Russen 1871 die Hauptstadt Kuldscha weg, ohne erst in Peking anzufragen; dann wandelten sie das Chanat Dsungarien ins Prilensker Generalgouvernement um und vereinigten dies auf ewige Zeiten mit dem Mutterlande. In jenen innern Kriegen hat ein Glückssoldat, der kräftige Usbege Jakub Beg († 1877) Kaschgar erobert und sich den Chinesen furchtbar gemacht, nach Petersburg und Kalkutta schickte er Gesandte und schloß 1872 Handelsverträge mit Rußland und England. Aber er mußte sehen, wie unaufhaltsam der russische Koloß sich über Innerasien ausbreitet. Als sollte die Schmach der ehemaligen Großfürsten von Moskau gerächt werden, beugen sich allmählich alle turanischen Völker und der ganze Besitz von Tschingischans Nachkommen unter den Scepter des Zars. Schon 1854 war die Kirgisensteppe unterjocht, 1865 fielen das wichtige Taschkent, 1866 Chodschend und 1876 Chokand in seine Hand. General Kaufmann erstürmte 1868 Samarkand, Timurs alte Residenz, und nöthigte den Emir von Bochara, sie ihm abzutreten. Das schwer zugängliche Chiwa, wegen Menschenfangs schon öfters, zuletzt 1840 umsonst bekriegt, wurde erst durch Unterjochung der im Süden schwärmenden Turkmenen isolirt, dann 1873 bekämpft und besiegt, worauf der Chan das rechte Oxusufer an Rußland abtreten mußte.

Noch immer vergrößert sich das 1867 gebildete russische Turkestan, zum Theil unter barbarischen Kämpfen, die Geld und Blut in Masse verschlingen; doch kehrt Sicherheit der Person und des Eigenthums in dem Maße ein, als die russische Herrschaft sich befestigt, und sie wird eben darum gleichermaßen gefürchtet und endlich geschätzt. Rußland scheint entschlossen, in Mittelasien vorzudringen, bis Ordnung der Ordnung begegnet. Einstweilen drängt russischer Einfluß und Handel den englischen stetig zurück, und eine Uebereinkunft der beiden Regierungen wie die vom J. 1872, Afghanistan bis zum Oxus als neutrales Gebiet anzusehen, konnte nur als zeitweiliger Nothbehelf angesehen werden. Angloindische Staatsmänner mußten neben allen ihren übrigen Aufgaben auch die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Rußland ins Auge fassen.

§ 10. Der Sipahi-Aufstand.

Unmittelbar nach dem Krimkrieg lenkte der furchtbare Militäraufstand im britischen Indien alle Blicke nach dem Osten. Hat man schon je und je gemeint, England stetig sinken zu sehen, weil sein Einfluß in Europa dem früher ausgeübten nicht mehr gleich kommt, so muß dabei berücksichtigt werden, daß die britischen Bestrebungen sich nicht auf einen Welttheil concentriren, vielmehr geradezu in alle Meere sich verbreiten. Auf 46 beläuft sich jetzt die Zahl der britischen Kolonien. Ganz unbeschrieen wachsen solche in Canada, Südafrika, Australien &c. zu bedeutenden Staaten heran, welche seit 1850 das Recht erhielten, ihre Verfassungen selbständig zu ordnen. Dieselben werden voraussichtlich dereinst auf weite Gebiete bestimmend einwirken, während jetzt die Rücksicht auf das Gedeihen dieser jungen Kinder die Mutter oft davon abhält, für näher liegende, speciell europäische Fragen sich übermäßig zu ereifern.

Wie das Reich der ostindischen Compagnie in den Kriegen gegen Frankreich heranwuchs, haben wir (S. 714) gesehen. Es wuchs aber seither beständig durch Eroberungen nach außen, durch Aufhebung der Monopole und Binnenschranken nach innen. Im Jahr 1818 gelangten die Mahrattakriege zum Abschluß; ein Armeekorps wurde damals von der in Bengalen ausgebrüteten Cholera fast vernichtet, eine Seuche, die sofort ihren ersten Zug nach Westen antrat. Schwere Kämpfe aber im Innern Ostindiens schienen hinfort kaum mehr möglich, die Hauptaufgabe blieb, Räuber- und Mörderbanden niederzujagen und die Kräfte des Landes in friedlichem Fortschritt zu entwickeln. Dagegen erhob sich immer neuer Streit an den Grenzen und gab Anlaß, dieselben weiter hinauszurücken. Da war z. B. der Kaiser von Barma, gewöhnt, sich als den höchsten Erdeherrn anzusehen; er richtete stolze Forderungen an den Generalgouverneur Lord Amherst, und mußte durch Schaden klug werden, indem eine britische Flotte Rangun 1824 einnahm, den Irawadi hinauffuhr und das von ihr gelandete Heer die armen Buddhisten beständig schlug. Er mußte 1826 die Küstenländer Aracan und Tenasserim an die Kompagnie abtreten; und da sein Nachfolger sich wieder breit machte, nahmen ihm die Briten auch das zwischen jenen beiden gelegene Mündungsgebiet des Irawadi, das fruchtbare Pegu ab, 1852.

Durch die Russenfurcht ließen sich die Briten unnöthigerweise bewegen, 1838 in das Bergland jenseits des Indus einzudringen, weil die Perser mit Hilfe russischer Offiziere Herat belagerten. Obgleich nun der Schah aus Furcht zurückwich, eroberten doch die Angloindier Afghanistan und Belutschistan und setzten in Kabul einen ihnen verpflichteten Herrscher ein, ohne daß es mit aller Verschwendung von Geld und Blut gelang, die unbändigen Bergvölker bleibend zu unterwerfen. Nach einem blutigen Aufstand in Kabul, Nov. 1841, wurde eine Armee auf dem Rückzug durch die eingeschneiten Engpässe vernichtet, wofür General Pollock 1842 blutige Rache nahm, ehe er das Land räumte.

Im Westen unterwarf Ch. Napier 1843 das Land Sindh durch die Schlacht bei Miani. Und auch der Oberlauf des Indus sollte in britische Hände fallen. Dort hatte Randschit Sing (1797—1839), der Löwe des Fünfstromlandes,

durch napoleonische Offiziere, Franzosen und Italiener, sich ein tüchtiges Heer geschaffen, welches in der nach seinem Tode entstandenen Anarchie vor Begierde brannte, sich mit den schwächlich gebauten Sipahis Indiens zu messen. Es bestand seinem größern Theil nach aus den Sikhs, d. h. „Schülern", nämlich des Reformators Nānak, der um 1490 eine reinere Lehre von dem Einen Gott verkündigte und großen Anhang fand; später von den Muhammedanern grausam verfolgt, waren auch sie fanatische Kriegsleute geworden, und jetzt hatten sie die europäische Kampfweise gründlich gelernt und gegen Afghanen 2c. erprobt. Sie waren aber in der Anarchie, die auf Randschits Tod folgte, so zuchtlos geworden, daß die zeitweiligen Machthaber sich des Heers dadurch zu entledigen gedachten, daß sie es gegen die Engländer ziehen ließen. Im Dezember 1845 stürmte es, 80,000 Mann stark, über den Satledsch und wurde nur durch die heißesten Kämpfe zurückgedrängt, worauf Lord Hardinge das Pandschab in zwei Stücke theilte, das nördliche Bergland an einen listig neutralen Häuptling verkaufte, den Rest aber von einem englischen Kommissär für Randschits unmündigen Sohn, Dalip Sing, verwalten ließ. Doch nochmals erhoben sich die Häuptlinge, 1848, zu einem allgemeinen Aufstand, der erst Februar 1849 in der Schlacht bei Gudscherat niedergeschlagen wurde. Nun mußte Dalip Sing abdanken; er ist Christ geworden und lebt jetzt in England; die Brüder Lawrence aber schufen das unruhige Land zu einem der sichersten Besitze englischer Herrschaft um. — Im Innern vergrößerte sich das Reich durch allerhand Gebiete, welche ihm anheimfielen; zuletzt, 1856, wagte Lord Dalhousie auch den Staat Audh wegen fortdauernder Mißregierung ihm einzuverleiben. Das erregte Mißvergnügen unter den meist aus Audh gezogenen Sipahis der bengalischen Armee.

Brahmanische und muhammedanische Verschwörer wiegelten diese auf: „Ist nicht das britische Radsch (Königthum) a. 1757 eingeführt worden? Mit 100 Jahren geht es zu Ende, sagen alte Weissagungen. Oder wollt ihr nicht sehen, daß es nur eurer Hilfe seine Macht verdankt? Seid ihr nicht 2—300,000 an der Zahl, den europäischen Soldaten um's Zehnfache überlegen? Und seht ihr nicht, wie überall der Unterricht im englischen Wissen um sich greift und an unsern alten Bräuchen gerüttelt wird? Bald wird man euch nöthigen, Christen zu werden. Betrachtet nur einmal eure neuen Patronen, welche mit dem neuen Gewehr eingeführt werden, ist nicht Fett daran? Das kann nur Schweins- oder Ochsenfett sein, wahrscheinlich beides. Wenn ihr dreinbeißt, werdet ihr, Moslims sowohl als Hindus, unvermerkt zu Christen." Die Kompagnie hatte sich ängstlich davor gehütet, ihre bengalische Armee mit dem Wesen des Christenthums irgend bekannt werden zu lassen; das Versäumniß rächte sich jetzt, indem die tollsten Lügen über diese Fremdenreligion Glauben fanden. Zugleich hatte der Krimkrieg die Muhammedaner allerwärts neu begeistert; auf dem Pilgerfest in Mekka wurden alljährlich Verschwörungen ausgebrütet. Auch die Perser glaubten, jetzt sei die Zeit gekommen, Herat zu erobern, und trotz alles Abmahnens der Briten gewannen sie es 1856 durch Verrath. Eine Expedition in den persischen Meerbusen brachte sie bald zu nüchterneren Gedanken; sie gaben im Frieden 1857 Herat wieder auf.

Indessen war Indien von europäischem Militär so entblößt worden, daß die übermüthigen Sipahis die Stunde gekommen sahen, da sie Herren des Landes werden könnten. Während die Europäer das Land mit Telegraphen und Kanälen durchzogen, Eisenbahnen bauten, seit 1855 auch für englischen Unterricht sorgten, brüteten die Sipahis über ein Blutgericht, das die Christenherrschaft verschlingen sollte. Sie verschworen sich über das ganze Gangesthal, zündeten Nachts Offizierswohnungen an, zerhieben die Telegraphenstangen, und als sie merkten, daß man sie fürchte und nicht streng zu strafen wage, brachen sie, 10. Mai 1857, in Mirath los und mordeten die zerstreuten Europäer. Dann zogen sie nach dem nahen Delhi, wo das Blutbad noch grausiger ausfiel; das Arsenal zwar bekamen sie nicht in ihre Hände, das sprengte der letzte Europäer in die Luft, sie fanden dort aber den

90jährigen Padischah Akbar IV., den letzten Großmogul, und riefen ihn zum Kaiser aus. Englische Damen wurden von Prinzen nackt ausgezogen und mit dem Blut ihrer Kindlein überschüttet; namenlose Greuel füllten die Stadt. Ueberall tödteten nun die Garnisonen ihre Offiziere und deren Familien, öffneten die Gefängnisse und Zuchthäuser und zogen mit Musik nach Delhi ein. Nur Benares, Allahabad und Agra blieben von Briten besetzt. Der neue Generalgouverneur, Lord Canning, ein Sohn des großen Ministers, war fast rathlos; die muselmanische Hauptstadt wieder zu gewinnen, reichten seine Kräfte nicht aus. Ein großes Glück war's noch, daß die Madrasarmee, in welcher dem Christenthum mehr Eingang gestattet war, treu blieb. John Lawrence aber, der Ordner des Pandschab, rief nun Sikhs und Afghanen zum Kampfe auf und sandte sie mit allen Europäern, die er sparen konnte, gegen Delhi. Nach einer überaus schwierigen Belagerung gegen fünffach überlegene Truppenzahl erstürmten die Briten, 20. Sept., die Mogulresidenz, nahmen den Kaiser gefangen und tödteten die blutbeflecktesten Prinzen. Mit dem Falle Delhi's athmeten die Briten wieder auf. Der blutigste Kampf aber drehte sich um Lakhnau, die gewaltige Hauptstadt von Audh, wohin zweimal vorgedrungen werden mußte, ehe, 19. März 1858, Straße um Straße erobert war. Damit war jedoch der Sieg entschieden, wenn auch noch ein Jahr länger hin- und hergekämpft werden mußte; 1. Nov. 1858 wurde die Königin Viktoria als Kaiserin des Reichs, anstatt der selig entschlafenen Kompagnie, ausgerufen.

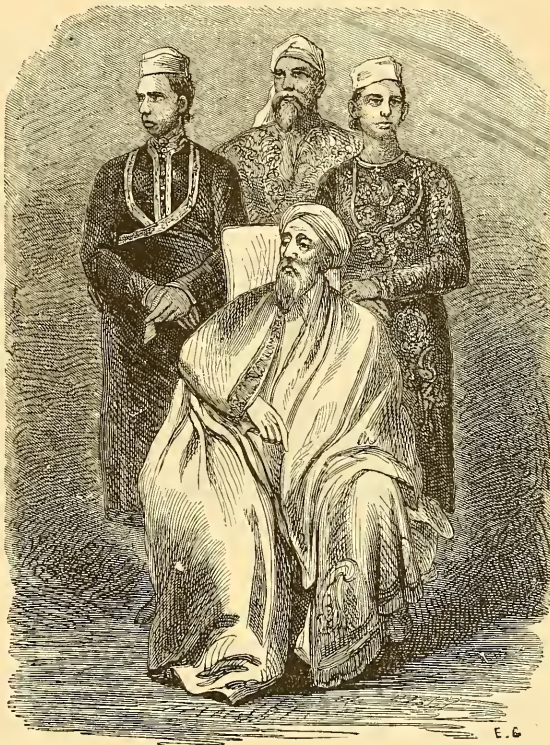


Fig. 302. Der letzte Großmogul und seine Söhne.

Seither hat besonders der Vicekönig Lord Lawrence durch seine friedliche Regierung, 1864—69, die Verbreitung christlicher Civilisation im Reiche gefördert. Sein Nachfolger, Graf Mayo, fiel 1872 durch die Hand eines wahabitischen Meuchelmörders. Eisenbahnen durchziehen das ganze Reich; uralte Unsitten wie Kindermord (1801), Witwenverbrennung, (1829), Sklaverei (1844) werden abgeschafft, neue Kenntnisse und Bestrebungen dringen mächtig ein und unterminiren die alten Religionsformen und die Herrschaft des Kastenbanns unter den 191 Mill. Hindu's, welche den Briten zur Erziehung anvertraut sind. Die Verhältnisse der 154 Vasallenstaaten (mit 49 Mill. E.) sind so geordnet, daß diese Dynastien auch durch Adoption ihren Fortbestand sichern können. Nachdem der Prinz von Wales das große Reich durchreist hatte, wurde am Neujahr 1877 Viktoria allerwärts als Kaiserin von Hind ausgerufen, gerade ehe eine fürchterliche Hungersnoth zeigte, wie schwierig auch für eine wohlmeinende Regierung die Hebung des armen Bauernvolkes bleibt.

§ 11. Ostasien geöffnet.

Die Neuzeit hat es auf sich, ein innigeres Band um alle Glieder der großen Menschenfamilie zu schlingen; auch Ostasien, von ⅓ unseres Geschlechts bewohnt konnte sich auf die Länge dem Verkehr mit der christlichen Welt nicht verschließen. Das wirkte der englische Handel. — China, das gewaltige „Reich der Mitte", ist eine Welt für sich, in welcher lange die Morallehre des Kongfutse († 479 v. Chr.) neben dem mystischen Monotheismus seines Zeitgenossen Laotse die Geister beschäftigte, bis auch die Buddhalehre (seit 65 n. Chr.) bedeutenden Anhang gewann. Die Kultur dieses Landes war eine eigenthümliche, nach manchen Seiten hoch entwickelte, ohne viel Beeinflussung durch das Abendland. Doch nur um die Einfälle der Tataren abzuwehren, hat der Gründer der Thsin-Dynastie (woher der Name Tschina stammt) 240 v. Chr. die bekannte chinesische Mauer gebaut. Es fehlte nicht am Einwandern fremder Volks- und Religionsgenossen; Juden, Nestorianer, Muhammedaner, seit 1560 Portugiesen, setzten sich da und dort fest. Erst die Mandschu-Dynastie, welche 1644 das Land eroberte und durch tatarische Garnisonen im Zaume hielt, auch das Unterwürfigkeitszeichen des Zopfes einführte, versuchte es gegen die Außenwelt abzuschließen und verfolgte seit 1723 das mächtig eingedrungene Christenthum der Jesuiten. Blos in einem Hafen, Kanton, durfte unter allen ersinnlichen Beschränkungen auswärtiger Seehandel getrieben werden. Dieser beschäftigte sich besonders mit der Ausfuhr von Thee, Seide ꝛc. und bereicherte China, das sonst in allen Stücken sich selbst genügte, mit edlen Metallen; nur eine Einfuhr von fremder Waare nahm allmählich bedenkliche Dimensionen an, der Opiumhandel.

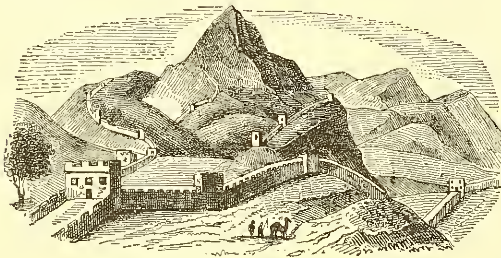


Fig. 303. Ein Theil der chinesischen Mauer.

Diesen Mohnsaft zu rauchen, war einer Masse von Chinesen ein Lebensbedürfniß geworden; weil aber der Kaiser seine schädliche Wirkung erkannte, hatte er seine Einfuhr streng verboten, wie auch der Anbau des Mohns nicht gestattet war. Dadurch entwickelte sich ein ausgedehnter Schmuggelhandel; denn die ostindische Kompagnie pflanzte den Mohn als ein Monopol und verkaufte das erzeugte Opium um das Doppelte des Kostpreises in ganzen Schiffsladungen an Kaufleute, welche dann unternahmen, es an der chinesischen Küste mit Hilfe der bestechlichen Mandarinen abzusetzen. Kaiser Taokwang, † 1850, befahl diesem Handel ein für allemal ein Ende zu machen, und 20,000 Opiumkisten englischer Kaufleute wurden vor ihren Augen 1839 ins Meer versenkt, jede Entschädigung dafür abgeschlagen und eine unannehmbare Forderung um die andere gestellt. Damit war der Krieg erklärt. Schmählich in seiner nächsten Ursache, war er doch unvermeidlich, sofern China die Europäer vom gemeinen Recht ausschloß.

Im Opiumkrieg sahen die Chinesen zum erstenmal, was Dampfer und Geschütze gegen Bogen und Luntenbüchsen vermochten. Kanton, Amoy, Ningpo wurden 1841 von den Briten erobert, dann fuhr ihre Flotte 1842 den prächtigen Jangtsze hinauf und bedrohte Nanking, die frühere Hauptstadt; noch vor dem Sturm beugten sich die kaiserlichen Abgeordneten und unterzeichneten 29. Aug. den Frieden von Nanking, der fünf Häfen den Engländern öffnete und das geschickt gelegene Eiland Hongkong an ihre Königin abtrat. Alle Mächte drangen sofort durch das einmal geöffnete Thor nach; bald gelangten namentlich Schanghai und Hongkong zu einer außerordentlichen Blüte, und die protestantischen Missionen entfalteten nun erst eine bemerkenswerthe Thätigkeit.

Ein halbbekehrter Chinese aber, Hung siu tsuen, bekam eine neue Offenbarung, der zu Folge er 1843 sich selbst und seine Schüler taufte, den Götzendienst bekämpfte, und als er mit den Behörden in Collision kam, 1850 das Panier der Empörung aufwarf. Die Mandschu-Dynastie sollte vertrieben werden und Taiping (allgemeiner Friede) auf den Thron kommen. Tausende strömten den „langhaarigen" Rebellen zu, welche den Zopf Chinas zu beseitigen unternahmen. Sie eroberten $1/3$ des Reichs, auch 1853 Nanking, das sie zur Residenz erhoben und 10 Jahre lang besetzt hielten; von da aus verheerten sie weite Strecken, in denen sie die Götzen und alle Kultur vernichteten, wenn sie auch daneben viele Bibeln druckten. Am Ende wurden sie von den Kaiserlichen unter Anführung amerikanischer und englischer Offiziere, namentlich des Ingenieurs Gordon, geschlagen, und kamen bei der Erstürmung Nankings, Juli 1864, meist durch Selbstmord um.

Ein neuer Krieg mit England entbrannte 1856 in Folge des übermüthigen Auftretens eines Oberkommissärs Jeh in Kanton; dieser suchte sogar durch vergiftetes Brot die Ausländer zu vernichten. Da zugleich Frankreich für die Hinrichtung eines katholischen Missionars vergeblich Genugthuung verlangte, schlossen sich französische Kriegsschiffe den englischen an, die 1857 das störrige Kanton zum Fall brachten; und als die Fremden vor Tientsin standen, vier Tagereisen von Peking, gab Kaiser Hienfong nach und öffnete 11 weitere Häfen den Fremden, denen schon auch das Reisen im Inland gestattet wurde. Die hochgestiegene Opiumeinfuhr wurde nun gesetzlich regulirt. — Doch wehrte sich der kaiserliche Stolz noch immer gegen die Zulassung von Gesandten in seine Residenz. Als diese fremden Herrn Minister, Juni 1859, in den Peihofluß einfahren wollten, wurden sie heimtückisch beschossen und mit herbem Verlust zurückgeschlagen. Da kam's zu einem dritten Krieg, in welchem Engländer und Franzosen vereint die Takuforts erstürmten und die Tatarenarmee bei Tangtschau, Sept. 1860, aufrieben. Den geflüchteten Kaiser für verrätherische Gefangennahme und Folterung von Unterhändlern zu strafen, wurde sein



Fig. 304. Ansicht des Fusijama in Japan.

Sommerpalast ausgeplündert und verbrannt. Er selbst soll sich vergiftet haben. Marschall Montauban hat in diesem Zug ungeheure Beute und seinen Namen Palikao

davongetragen. Am 13. Okt. öffnete Peking seine Thore, worauf Prinz Kung den Frieden von **Peking** unterzeichnete, welcher den Seemächten Entschädigungen zuerkannte, den Jesuiten aber alles seit 1724 verlorene Eigenthum zurückzugeben versprach.

So sehr sich nun auch der Hof und der Gelehrtenstand gegen das fremde Element sträubten, welches China in die allgemeine Völkerströmung hineinzuziehen droht, das Reich ist jedenfalls geöffnet und kann sich durchgreifenden Reformen nicht länger entziehen. 1873 wurde den europäischen Gesandten vom Kaiser die erste Audienz im einst unnahbaren Palast gewährt, und seither werden junge Chinesen nach Amerika gesandt, sich für den Staatsdienst auszubilden. Die angloindische Regierung aber fährt noch immer fort, aus ihrem Opiummonopol 180 Mill. ℳ des Jahrs zu ziehen; sie sieht nicht hinaus, wie sie leben könne, ohne China zu vergiften.

Rascher als China hat **Japan** sich zu europäisiren begonnen. Das reichgesegnete Reich des Sonnenaufgangs (Nippon) ist ein vulkanisches Land, wie denn sein schönster Berg, der **Fusijama** (Fig. 304), über 12,000′ hoch, sich in Einer Nacht erhoben haben soll. Es nährt auch ein vulkanisches Volk, das auf seine Ehrliebe und Kriegesruhm sich viel zu gut thut. Von Anfang an steht es unter der Dynastie des Mikado, welchen aber ein glücklicher Soldat so beseitigte, daß alle weltlichen Geschäfte nur noch durch seine, des Kronfeldherrn, Hände giengen, während der Mikado in Kijoto als eine verborgene Gottheit vegetirte. Der Kronfeldherr war es, der in Jedo regierte und die 18 Daimijos (Fürsten) im Zaume hielt; von ihm giengen die Dekrete aus, welche das Christenthum ächteten und nach seiner Ausrottung, 1641, den Fremdenverkehr auf ein paar holländische Schiffe beschränkten, die jährlich nach Nagasaki kommen durften. Allein bei der ungeheuren Ausdehnung, welche der chinesische Handel genommen, ließen sich die Amerikaner die harte Behandlung ihrer Schiffbrüchigen nicht auf die Länge gefallen, Commodore **Perry** setzte durch ruhiges Standhalten seinen Auftrag durch und erzielte, 31. März 1854, einen Vertrag mit dem „weltlichen Kaiser", wornach die Häfen Simoda und Hakodati den Fremden geöffnet und nothleidende Seefahrer unterstützt und geschützt werden sollten. Die andern Mächte drangen alle nach und erzwangen 1858 ähnliche Verträge, in denen der Kronfeldherr Majestät genannt wurde. — Allein nun erhoben sich mehrere Daimijos gegen den Feldherrn, weil er den Fremden gegenüber sich als Souverän geberdet und die Grundgesetze des Reichs geändert habe; und der Patriotismus der Edeln machte sich Luft in wiederholten Mordanfällen auf die Machthaber und einzelne Europäer. Unter allerhand Bewegungen sank das Amt des Kronfeldherrn immer mehr, und die europäischen Gesandten, voran der englische, Parkes, suchten entschiedener mit dem Kaiser selbst in Verkehr zu treten. Etliche Fürsten beschlossen nun einen Staatsstreich, und nach kurzem Kriege war (Febr. 1868) nicht nur das Uebergewicht des Mikado hergestellt, sondern auch die Stelle des Kronfeldherrn abgeschafft. Sofort gab der 16jährige Himmelssohn, **Mutsohito**, seine geheimnißvolle Zurückgezogenheit auf, eilte nach Jedo, empfieng den englischen Gesandten, lernte von dessen Gattin Klavierspielen, von andern auch deutsch und schritt nun rasch auf dem Weg der Reformen voran.

Er schwor: Einsicht und Wissenschaft sollen in der ganzen Welt aufgesucht werden, um das Reich fest zu gründen. Die Daimijos wurden 1871 auf den Rang von Gouverneuren herabgesetzt, die Lederarbeiter, welche bisher wie Parias gemieden waren, von ihrem Druck befreit, und europäische Lehrer, Ingenieure und Offiziere in ausgedehntester Weise angestellt, um Japan unserer Civilisation theilhaftig zu machen. Telegraphenlinien durchziehen das Reich, Eisenbahnen eröffnet der Mikado in Person und verbittet sich ausdrücklich die bisher vom Gesetz geforderten göttlichen Ehrenbezeugungen; Hunderte von Jünglingen studiren in Europa und Amerika, ja vornehme Mädchen fahren über's Meer, um im Ausland ihre Erziehung zu vollenden. Selbst eine Konstitution mit Ober- und Unterhaus wurde 1872 probirt. In starkem Widerspruch mit diesem unerhörten, fast überstürzten Fortschritt stand die fortdauernde Aechtung des Christenthums, wegen dessen Bekenntniß

noch 1870 wohl 2800 Katholiken in die Verbannung wandern mußten. Protestantische Missionare lehrten frei an den kaiserlichen Hochschulen, wer aber ihre Predigt annahm oder nur eifrig in der Bibel las, wurde verhaftet oder verschwand. Mit der Zeit aber trat Duldung ein, doch ohne daß die alten strengen Gesetze gegen das Christenthum abgeschafft wurden. Vieles geschieht für den Unterricht des Volks und über Einführung einer neuen Religion wird ernstlich nachgedacht, wie schon die Aenderung des Kalenders und die Einführung der Sonntagsruhe (1876) bezeugt.

Christenverfolgungen in dem hinterindischen Reiche Annam veranlaßten Napoleon 1858 im Bunde mit Spaniern dessen Kaiser Tuduk zu bekriegen. 1859 wurde dort das Niederland des Mekiang-Flusses mit der Hauptstadt Saigon erobert und, Juni 1862, im Friedensschluß die Abtretung von drei Provinzen an die Franzosen erzwungen. Kambodscha bequemte sich, ein französischer Schutzstaat zu werden. Eine Empörung hatte zur Folge, daß 1867 noch drei Provinzen mit dem französischen Cochinchina vereinigt wurden, während im ganzen Reiche das römische Christenthum, das 450,000 Bekenner zählt, nunmehr vollständige Duldung genießt. — Auf den herrlichen Inseln im Südosten Asiens hat sich die Herrschaft der Niederländer beständig erweitert, so daß sie derzeit über 21 Millionen brauner Unterthanen gebieten. Es sind das theils hinduisirte Völker, theils noch Dämonenanbeter, ja Kannibalen (wie die Bataks auf Sumatra), weiter viele Muhammedaner, besonders auf der Hauptinsel Java, und endlich zum Handelsbetrieb eingewanderte Chinesen. Die Regierung ist seit 1819 einer privilegirten Gesellschaft anvertraut, an welcher sich der König der Niederlande betheiligt hat; und sein Generalgouverneur in Batavia leitet die Geschäfte in solcher Weise, daß diese Kolonien dem Mutterlande zu einer einträglichen Goldgrube geworden sind.

Die Regierung hat 1832 unter dem General van den Bosch ein „Cultursystem" eingeführt, wodurch die Eingebornen des Grundeigenthums beraubt und genöthigt wurden, ungeheure Flächen mit Kolonialpflanzen zu bebauen und den Ertrag gegen ein bestimmtes Entgeld an die Behörde abzuliefern. Dieser Zwangsverkauf und das ganze System der peinlichsten Ueberwachung spornten zur Arbeit und beförderten eine Zeit lang den Wohlstand; doch weiterhin zeigte sich, daß jede freie Entwicklung gehemmt wurde und das Leben der Kolonie zu einem chinesischen Still- und Sonderleben herabzusinken begann. Man hat dies zu bessern gesucht, indem seit 1870 den Eingebornen freigestellt ist, Güter in Erbpacht zu nehmen; auch den christlichen Missionaren, die viel schärfer bewacht worden waren, als die eifrig proselytirenden und öfter rebellirenden Muselmanen, wird neuestens freiere Bewegung gestattet. Die deutschen Sendboten Riedel und Schwarz (1831—1860) haben die Halbinsel Minahasa auf Celebes zu einem Christenlande umgeschaffen; ist auch auf Java selbst noch wenig erreicht, so mehrt sich doch die Zahl der Christen auf Sumatra und den kleineren Inseln zusehends. Uebrigens zehrte 1873—1879 ein Krieg mit Atschin am Wohlstand der Kolonien.

Ein reges Leben findet sich in dem Kolonialstätchen, welches der angloindische Offizier Brooke auf der Nordküste von Borneo (Brunei) gründete. Er unternahm es mit etlichen englischen Begleitern seit 1839 die Seeräuber der Küste zu bekämpfen, bildete sich ein kleines treu ergebenes Heer aus Dajakken, wurde Radscha (König), ein Beschützer schwacher Fürsten wie ein Schrecken der stolzen, und lud Missionare ein, in seinem Ländchen Sarawak das Evangelium zu verkündigen. Als er 1868 starb, war sein Reich von ¼ Million glücklicher Unterthanen bewohnt, unter denen Handel und Gewerbe, Schule und Kirche gleichermaßen aufblühten.

Wie leicht ließen sich doch auf vielen jener Inseln ähnliche Erfolge erzielen, wenn die rechten Herrschertalente auch unter europäischen Beamten nicht so selten wären. Auf den reizenden Philippinen z. B., die seit 1571 eine spanische Kolonie bilden, ist nur Stagnation zu finden; mag sein, daß ein neuer Aufschwung des Mutterlandes auch ihnen noch zu einigem Fortschritt verhilft.

§ 12. Italiens Einigung unternommen.

Während Italien weithin unter dem Druck einer blinden Reaktion schmachtete, wie denn namentlich im Kirchenstaat 1854 die Zahl der politischen Gefangenen auf 14,000, die der politischen Flüchtlinge auf 19,000 gestiegen war, wie sogar die milde toskanische Regierung 1852 ein Ehepaar wegen Bibellesens ins Zuchthaus steckte rc., stand Sardinien seit Nov. 1852 unter der Leitung des Grafen Cavour, eines genialen Staatsmannes, der glühend begeistert für Italiens Unabhängigkeit, alle Parteien um sich zu sammeln, und auf die Hebung und Befreiung des Landes hinzuarbeiten wußte. Von Einem war er fest überzeugt, daß die Nationalitätsidee nur durch eine völlige Einigung befriedigt werden könne; ein Staatenbund hatte sich 1851 als unmöglich erwiesen; auch ein Bundesstaat befriedigte ihn nicht, er wollte so nach und nach „die Artischocke verspeisen.“ Eine sittliche Erneurung seines Volkes strebte er kaum an, und in kirchlichen Fragen wußte er keinen Bescheid; sein Wahlspruch: Freie Kirche im freien Staat! kann doch nur bedeuten: Pfarrer wie Laien der Willkür der Bischöfe auszuliefern. Aber was er konnte, setzte er ins Werk: Anschluß an die Westmächte im Krimkrieg, nach demselben freundliches Einvernehmen mit dem gegen Oesterreich erbitterten Rußland; im Innern freies Verfassungsleben, Ausbau eines Eisenbahnnetzes und Freihandel. Damit zog er alle ächten Italiener an sich, zur Vertreibung aber der Oesterreicher aus der Halbinsel mußte er wohl oder übel eine fremde Macht herbeiziehen; er wählte Napoleon.



Fig. 305. Cavour.

Die Mazzinisten dagegen glaubten nicht nur Napoleon entbehren zu können; sie suchten ihn gerade jetzt als den Erzfeind aller Freiheit zu tödten; Mazzini selbst hat an diesem Mordversuch keinen Antheil gehabt, er hatte nur Aufstände in Mailand (1853), Livorno, Neapel (1857) angeschürt, die alle mißriethen. Als der Kaiser in Paris, 14. Jan. 1858, mit seiner Gemahlin zur Oper fuhr, wurden Handgranaten gegen seinen Wagen geschleudert, welche 140 Menschen tödteten oder verwundeten, während das kaiserliche Paar von den Glasscherben kaum geritzt wurde. Der Thäter Orsini, mit andern italienischen Flüchtlingen verhaftet, erklärte im Verhör, er habe den abtrünnigen Carbonaro von 1831 für seine Unterdrückung der römischen Republik strafen wollen. Ehe er hingerichtet wurde, bat er noch den Kaiser, Oesterreichs Druck von Italien wegzunehmen, und als er diesen Brief im Moniteur gedruckt las, dankte er ihm für seine „wahrhaft italienischen Gesinnungen.“ Italien war doch des Kaisers alte Liebe, seit sein Bruder dafür das Leben gelassen; darum

hörte er nicht auf seine Minister, sondern schritt in eigener Person vor. Im Juli 1858 besuchte ihn Cavour im Bade Plombières und verabredete mit ihm das Nöthige.

Bei der Neujahrsbegrüßung in den Tuilerien 1859 sagte Napoleon zu dem österreichischen Gesandten: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht so gut sind, wie ich sie zu sehen wünsche" rc.; ein Wort, das in Turin hohe Freude, in Europa Bestürzung erregte, da zu gleicher Zeit von der Berechtigung der Nationalitäten, wie von Revision der (Wiener) Verträge allerhand Beunruhigendes in den Pariser Zeitungen zu lesen stand. Zugleich heiratete Prinz Napoleon, ein Sohn Jeromes, die Tochter des Sardiniers, damit aller Welt kund werde, wie eng hinfort Frankreichs und Italiens Geschicke verbunden seien. Dennoch zauderte der Kaiser, während Cavour zum Kriege trieb, und entschloß sich erst völlig, als er sah, daß dieser sonst die Revolution zum Bundesgenossen aufrufen würde. Oesterreich seinerseits ließ sich durch die friedliebende Sprache der diplomatischen Verhandlungen nicht beirren, sondern sammelte sein Heer und stellte Oberitalien unter das Kriegsgesetz. Eben suchte es noch mit Preußen sich ins Einvernehmen zu setzen, da wollte es erfahren haben, dieses habe Napoleon völlige Neutralität versprochen. Plötzlich forderte es, 23. April, in einem Ultimatum die Entwaffnung der sardinischen Armee, und auf die abschlägige Antwort rückten seine Scharen in Piemont ein, ein Schritt, der einer Kriegserklärung auch an Frankreich gleich kam. Und das Alles, ohne eine der sardinischen gleichkommende Armee in Italien zu haben.

Der einsichtige Radetzky war 1858 gestorben; nun kommandirte ein kaiserlicher Kammerherr, der unerfahrene ungarische Magnat Graf Gyulai. Statt auf Turin loszurücken oder die Sammlung der Sardinier, die Vereinigung der Franzosen mit ihnen zu hindern, setzte er sich gemächlich in der fruchtbaren Lomellina fest, bis Regengüsse sie unwegsam gemacht hatten. Ueber die Alpen aber und zur See nach Genua strömten nun 150,000 Franzosen, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon selbst stellte, um es womöglich am Po seinem Oheim gleich zu thun. Freilich zögerte er länger, als dieser gethan haben würde, weil er erst alles beisammen haben wollte, die 60,000 Sardinier und seine eigenen Heere nebst den neueingeführten „gezogenen" Kanonen; und damit wagte er nichts, da ihm kein Kriegsplan Gyulais entgegenstand. Dieser ordnete doch endlich eine Recognoscirung an, auf welcher die Heerspitzen, 20. Mai, bei Montebello zusammentrafen. Zum Rückzug genöthigt, in völliger Unkunde über den Flankenmarsch des Feindes, hörte Gyulai plötzlich, wie Garibaldi mit seinen Alpenjägern Como besetzt habe und Mailand bedrohe, und gieng 1. Juni über den Ticino, um sich „rückwärts zu koncentriren." Während sodann Napoleon ängstlich tastend gegen Mailand vorrückte, kam es, 4. Juni, bei Magenta zu einem zufälligen, aber schärferen Zusammenstoß von 50,000 Franzosen und 58,000 Oesterreichern, den Macmahon, durch den Kanonendonner herbeigelockt, in einen Sieg verwandelte, indem er den Oesterreichern in die Flanke fiel. Diese, die doch im Vortheil waren, zogen sich zurück. Der Sieger erhielt zum Dank den Titel eines Herzogs von Magenta. Ohne Plan oder einheitliche Leitung hatten sich doch die Oesterreicher trefflich geschlagen; meist hungernd und erschöpft in Folge der elenden Armeeverpflegung, welche fast blos die wucherischen Lieferanten nährte. Kopflos räumte Gyulai sofort die Lombardei, von den Franzosen nur langsam bis in die Nähe des berühmten Festungsvierecks verfolgt.

Ungeheuer war der Jubel der Lombarden, als, 8. Juni, Napoleon und Viktor Emanuel in Mailand einzogen, und ersterer ihnen ankündigte, wie er so ganz ohne selbstsüchtige Zwecke rein nur ihre Befreiung im Auge habe! Modena, Parma, Toskana, ganz Mittelitalien wurden von den bisherigen Herrschern eiligst verlassen und schlossen sich mit Begeisterung an Sardinien an; schon rief auch Bologna die Diktatur Viktor Emanuels aus. Nun endlich entfernte der österreichische Kaiser den unfähigen Gyulai, kam selbst mit neuen Truppen herbei und beschloß, die Schlappe von Magenta durch einen Hauptschlag zu rächen. Er rückte über den Mincio und breitete bei Solferino, 24. Juni, sein Heer weit aus, um den Feind zu umarmen. Napoleon dagegen richtete seinen Hauptangriff und die gezogenen Kanonen

auf das schwache Centrum der Oesterreicher, und blieb um 4 Uhr endlich im Besitz der Höhe, als ein furchtbares Gewitter ausbrach, das dem Kampfe fast überall ein Ende machte. Die österreichische Reserve hatte schon Mittags ohne Befehl den Rückzug angetreten; was half es da, daß der kühne Benedek die Sardinier bei San Martino zurückgedrängt hatte. Auch die Himmelskönigin, am gleichen Tage in Wien zur Generalissima der Armee ernannt, sandte keine Hilfe, nicht einmal die wieder einmal schwer vermißten Mundvorräthe! Von je 150,000 Mann hatten die Oesterreicher 22,000 Mann verloren, die Verbündeten 17,000; diese mehr Todte, jene mehr Gefangene.

Brennend vor Schlachtbegier, zahlreicher als je standen jetzt die Oesterreicher dem Feind in ihrem Viereck gegenüber; und in Deutschland regte sich das Gefühl des Zusammengehens mit Oesterreich, am mächtigsten in den Südstaaten. Franz Joseph hatte bei dem Prinzregenten von Preußen angeklopft und gezeigt, wie es sich bei Napoleon nicht blos um den Po, sondern um den Rhein handle; derselbe werde erst Oesterreich, dann Preußen isoliren und zur günstigen Stunde überfallen, gemäß dem Spruch des Oheims: Einen nach dem Andern! Erst habe Rußland herhalten müssen, dann Oesterreich; die Reihe werde noch an Preußen und England kommen. Preußen machte darauf 27. Juni sein ganzes Heer mobil, forderte aber die Leitung der deutschen Streitkräfte, eine höhere Machtstellung, die es die Schmach von Olmütz vergessen lasse, Alterniren des Präsidiums im Bunde und Erlaubniß zu engeren Allianzen in Norddeutschland; wogegen Oesterreich dem Prinzregenten nur die Stelle des Bundesfeldherrn einräumen wollte. Solches vorsichtige Streben des preußischen Staats nach Gleichberechtigung mit Oesterreich in der Leitung der deutschen Angelegenheiten verletzte Franz Joseph auf's tiefste. Schon 1741 war in Oesterreich die Losung gehört worden: Lieber allen Besitz in Italien an den Sardinier abtreten als einen Fuß breit Land an Preußen!

Da nun Napoleon gar höflich einen Waffenstillstand anbot, und in Villafranca, 11. Juli, seinem kaiserlichen Bruder die wärmste Theilnahme entgegenbrachte, auch durch schlaues Vorweisen und Ausdeuten geheimer Papiere Preußen verdächtigte, geschah das Unerwartete, daß die Friedenspräliminarien auf der Stelle unterzeichnet wurden. Napoleon erhielt die Lombardei bis zum Mincio, die er sodann dem Sardinier schenkte, ohne sein Programm: „Italien frei bis zur Adria!“ weiter zu verfolgen. Gegen das linke Rheinufer wäre er freilich bereit gewesen, auch die Lombardei dem Oesterreicher zurückzugeben. Diese Zumuthung war aber von Franz Joseph mit dem Ehrenwort: „Sire, ich bin ein deutscher Fürst!“ abgewiesen worden. Immerhin hatte Napoleon diesen gegen Preußen so einzunehmen gewußt, daß derselbe den übereilten Friedensschluß seinen Völkern mit der Beschönigung ankündigte, er sei von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stiche gelassen worden. Das führte nur zu weiterer Entfremdung der deutschen Hauptmächte, die Napoleon nicht eben leid that. — Der förmliche Friede wurde, 10. Nov. 1859, in Zürich abgeschlossen, kam aber nie zur Ausführung. Er beabsichtigte eine italienische Konföderation, an der Sardinien, Oesterreich und der Papst sammt den andern Fürsten, falls sie friedlich wieder eingeführt wären, theilnehmen sollten, womit eine unversiegbare Quelle steter Zwietracht und napoleonischer Vermittlung eröffnet worden wäre. Cavour sah sich von Napoleon betrogen und trat, scheinbar, von der Leitung der Geschäfte zurück; er wußte nun, daß die Italiener auf der gebrochenen Bahn ohne allzu große Hemmung weiter arbeiten durften. Das thaten sie auch schon vor dem Friedensschluß. — Im August sprach eine Nationalversammlung in Florenz die Absetzung des Hauses Lothringen aus, und Aehnliches geschah in Modena und Parma; die Emilia (Bologna u. a.) trug, 6. Sept., sich selbst dem Sardinier an. Dieses rücksichtslose Vorgehen entzweite den „Ehrenmann“ mit dem Papst; letzteren aber forderte Napoleon auf, er solle freiwillig auf die abgefallenen Provinzen verzichten, je weniger Land ihm bleibe, desto mehr könne er Papst über die Geister sein ꝛc. Eine Zumuthung, die feierlichst abgelehnt wurde.

Während die Katholiken aller Länder über den um sich greifenden Abfall des Kirchenstaats jammerten, verständigte sich nunmehr Napoleon mit dem in's Ministerium wieder eingetretenen Cavour dahin: Sardinien dürfe Mittelitalien vermöge einer Volksabstimmung annectiren, müsse aber dafür Savoyen und Nizza an Frankreich abtreten. Das alles wurde im März 1860 in Scene gesetzt und gelang meisterlich. Die Einrede der Schweiz, welche wohlbegründete Ansprüche auf das Südufer des Genfer Sees hatte, und des Papstes Bann wurden nicht beachtet; die Engländer knurrten wohl, wurden aber im Wesentlichen, 24. Jan., durch einen die Zolltarife verringernden und darum schönen Nutzen verheißenden Handelsvertrag beruhigt; nur wußte nun alle Welt, inwiefern Napoleon für eine bloße „Idee", wie er sich gerühmt, den Krieg unternommen hatte.

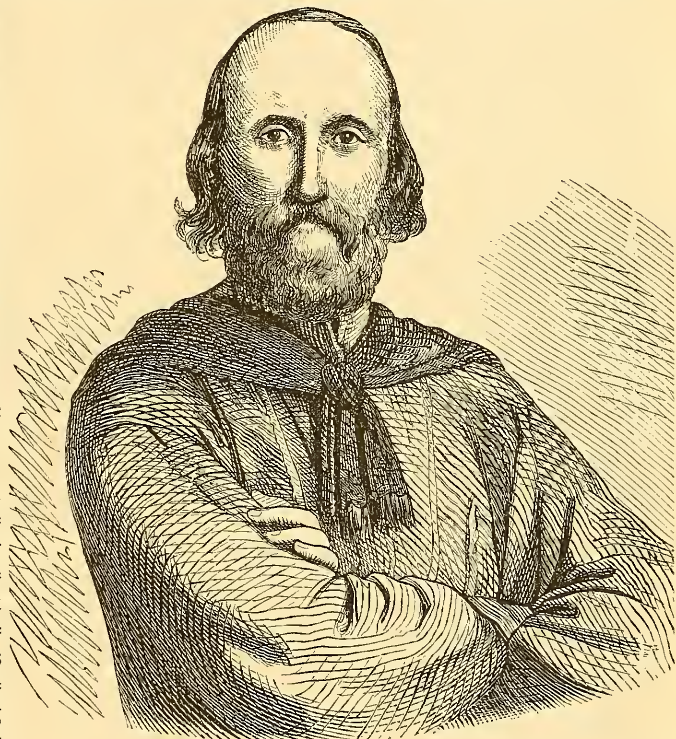


Fig. 306. Jos. Garibaldi.

Im Mai entfaltete sich eine neue liebliche Blüte. Franz II., der Mai 1859 seinem Vater Ferdinand II. gefolgt war, glaubte Neapel auch ohne Schweizerregimenter regieren zu können, und entledigte sich dieser in möglichst grober Weise; eine Konstitution zu geben, weigerte er sich hartnäckig, auch nachdem sicilische Aufstände ihn gewarnt hatten. Da schiffte sich, 6. Mai, Garibaldi mit 1067 Freiwilligen in Genua unter den Augen der sardinischen Behörden ein und landete bei Marsala unter dem Schutz zweier englischen Corvetten. In wenig Wochen hatte er Sicilien von den Neapolitanern gereinigt, mit Waffengewalt wie mit sardinischem Gelde, ungeachtet Cavour fort und fort erklärte, er mißbillige diese tolle Expedition. Als sodann ein Gouverneur erschien, um im Namen Victor Emanuels die Regierung der Insel zu übernehmen, ließ Garibaldi, 7. Juli, denselben verhaften und nach Genua zurückbringen, woher immer neue Scharen Freiwilliger nach Sicilien fuhren. — Mit 5000 Mann fuhr der glückliche Abenteurer, 19. Aug., weiter nach Calabrien, nahm Reggio ein und zog im Triumph, durch den Zulauf ganzer Brigaden verstärkt, nach Neapel, 7. Sept., das den Mann im Rothhemd freudetrunken empfieng. Als Diktator im Namen Victor Emanuels herrschte er nun wie über die Insel, so auch über Unteritalien; erst wenn er Rom hätte, wollte er seine Eroberungen an den König Ehrenmann abtreten. — Im Kirchenstaate brachen Aufstände zu Gunsten des Ehrenmanns aus; diese hielt aber die neue Armee des Papstes, welche der französische General Lamoricière mittlerweile aus Zuzüglern aller Völker gebildet hatte, noch mit Gewalt nieder.

Da warf endlich Cavour die Maske ab, die doch niemand getäuscht hatte; er schickte seine Generale Fanti und Cialdini mit Heeresmacht in den Kirchenstaat.

Darob schauderte der katholischen Christenheit; auch Napoleon protestirte feierlich gegen diese Gewaltthat (die er übrigens privatim empfohlen hatte), und sein Gesandter verließ Turin, 18. Sept. Aber am gleichen Tage zersprengte Cialdini bei Castelfidardo die viel kleinere päpstliche Heeresmacht, und Lamoricière, in Ancona belagert, ergab sich. Victor Emanuel übernahm jetzt, 4. Okt., den Oberbefehl seiner Truppen und führte sie gegen den Volturno, wo Garibaldi indessen mit den ihrem König treu gebliebenen Neapolitanern heiße Kämpfe bestanden hatte, auch mit den Mazzinisten, welche für eine Republik arbeiteten, in unangenehme Händel verwickelt war. Das Rothhemd und der Ehrenmann begrüßten sich tief bewegt, Hand in Hand ritten sie neben einander; am 7. Nov. zogen sie noch feierlich in Neapel ein, Tags darauf aber dankte der Diktator ab und zog sich, jeden Lohn verschmähend, auf sein Eiland Caprera zurück. Franz vertheidigte sich noch kräftig in Gaëta, bis auch diese Feste 13. Febr. 1861 und 13. März Messina zur Kapitulation gezwungen wurden. Darauf zog er sich nach Rom zurück, von wo er im Verein mit dem Papst Räuberaufstände organisirte, welche doch die Einigung Italiens wenig aufhielten.

Das erste italienische Parlament wurde 18. Febr. 1861 vom Ehrenmann feierlich eröffnet und erkannte diesem den Titel eines Königs von Italien zu, welchen England sogleich, Frankreich später anerkannten. Letzteres freilich mit Vorbehalt wegen Rom, das durch französische Truppen dem Papst erhalten blieb. Cavour starb, 6. Juni, aufgerieben durch die Riesenarbeit, welche die Einrichtung des neuen Reichs ihm auferlegte, als der größte Staatsmann Italiens auch von seinen Feinden bewundert. Seinen letzten Plan, eines preußisch-italienischen Bündnisses, hinterließ er seinen Nachfolgern als Vermächtniß. Schwach blieb immerhin die neue Schöpfung und darum nicht beengend für den westlichen Nachbar. Rom war zwar vom Parlament zur Hauptstadt erklärt, Cavour aber hatte sich begnügen müssen zu sagen, diese Erwerbung dürfe nur durch moralische Mittel später einmal unternommen werden; einstweilen blutete der Staat aus tausend Wunden, die zu verstopfen das Geld nirgends ausreichen wollte. Hatten doch die zahllosen Bestechungen „um Italien zu machen" allein 250 Mill. Frcs. gekostet!

Indessen brütete Garibaldi auf dem Felseneiland über der Schmach, daß auch seine Vaterstadt Nizza an Napoleon abgetreten war, über der List, womit man sein Vorgehen benützt und gehindert hatte, über der Fortdauer der Fremdenherrschaft im Nordosten und der Priesterherrschaft in der ewigen Stadt, die zu „berühren" Napoleon geradezu verboten hatte; und im Sommer 1862 stiftete er allenthalben Schützenvereine, um Südtirol und Venetien zu überfallen. Da ihm aber die Regierung hier entgegentrat, landete er wieder mit 3000 Freiwilligen in Calabrien unter dem Rufe: Rom oder den Tod! Napoleons Drohung nöthigte den Minister Rattazzi, ein Heer unter Cialdini gegen ihn zu schicken. Dieser vertrat den Freischaren den Weg und bei Aspromonte, 28. Aug. 1862, wurde Garibaldi verwundet und gefangen. Der König vergab ihm zwar den eigenmächtigen Schritt, aber die langsam heilende Fußwunde verdammte den kühnen Mann zu längerer Unthätigkeit. Am 15. Sept. 1864 versprach Napoleon, nächstens seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, falls Italien dasselbe dem Papste lasse und Florenz zu seiner Hauptstadt erwähle. Das geschah 1865 und im nächsten Jahre zogen die Franzosen aus Rom ab.

§ 13. Der amerikanische Sonderbundkrieg.

Haben wir nur kurz (S. 843 ff.) der neuen amerikanischen Staaten gedacht, so verdient dagegen der älteste, die Union, schon darum eine eingehendere Betrachtung, weil er seit seiner Gründung (S. 724) mit Deutschland durch immer innigere Bande verknüpft worden ist. Obwohl aber Auswanderung und Handelsverkehr Nordamerika allen vaterländischen Heimstätten so nahe gerückt haben, daß fast jede Familie ihre Vertreter drüben hat, bildet doch jenes ungeheure, mächtig anwachsende Ländergebiet

eine Welt für sich, welche schon in ihren jüngeren Jahren sich jede Einmischung europäischer Staatsinteressen alles Ernstes verbat (S. 844), ebenso aber auch allen Verwicklungen in europäische Fragen mit Geschick auswich; nur versteht sich von selbst, daß sie Nationen, welche sich ihre Freiheit erkämpfen, und republikanischen Regierungsformen besondere Sympathien entgegenbringt. Doch die Gefühle gelten da wenig; Geschäfte machen ist in jenem betriebsamen Staatenbund die Hauptsache. Um der Freiheit des Seehandels willen kämpfte er (1812—14) nicht unrühmlich mit dem Mutterstaat, welchem er bald in allen Meeren Konkurrenz machte. Als das Jahrhundert anbrach, bildeten 16 Staaten mit 5 Mill. Einwohner einen Streifen am atlantischen Meer, worin vom großen Westen noch kaum die Rede war. — Im Innern handelte es sich vornehmlich um die Förderung und den Schutz der nationalen Interessen; und da that sich zwischen den Süd- und Nordstaaten mit der Zeit eine gähnende Kluft auf.

Letztere hatten einen Vorsprung durch den mächtigen Anwuchs freier Arbeit, da deutsche, britische und andere Einwanderer die Indianer immer rücksichtsloser aus ihren Jagdgründen zurückdrängten, alljährlich neue weite Gebiete bevölkerten und bebauten und auch die Industrie der englischen mächtig nacheiferte. In den Südstaaten dagegen wurde Baumwolle ein immer lohnenderer Anbau, dessen Ernten alle Fabriken Europa's und Amerika's versorgten. Das war aber eine von Weißen verschmähte Arbeit, daher man sich hier je mehr und mehr auf das Züchten und Halten von schwarzen Sklaven legte, deren Preis mit dem der Baumwolle beständig stieg. Die Einfuhr von Afrikanern war seit 1814 verboten; sie einzuschmuggeln wurde ein einträglicher Handel. Auf den riesigen Pflanzungen lernten die großen Grundbesitzer die Kunst des Regierens, durch welche sie mehr und mehr auch die Centralregierung in ihre Hände brachten. Da stritt man denn lange um das rechte Zollsystem; wollten die Nördlinger die Einfuhr fremder Manufakturen erschweren, um ihre eigenen zu schützen, so sahen die Südlinger nur darauf, wie sie ihre Sklaven am wohlfeilsten nähren und kleiden, ihre Baumwolle, Tabak 2c. am gewinnreichsten verkaufen konnten. Immer strenger aber verbot man den Farbigen jedes Bildungsmittel, damit sie bloße Lastthiere würden.

Die Südlinger sorgten vor allem, daß die Zahl der Sklavenstaaten im gleichen Verhältniß mit den freien zunähme. Das geschah zuerst durch die Erwerbung von Louisiana 1803 und Florida 1819, welche zu verkaufen Frankreich und Spanien sich in kritischen Tagen bewegen ließen. Unternehmende Südlinger waren es auch, welche in dem großen mexikanischen Staat Texas sich da und dort ansiedelten, 1837 aber ihn von Mexiko lostrennten und nach etlichen Jahren unabhängiger Existenz 1845 dafür sorgten, daß er in die Union aufgenommen wurde. Hier konnten sie nun für die Sklavenarbeit ein ungeheures Feld gewinnen; sie erst führten dieselbe hier ein, in Mexiko war sie längst aufgehoben. Zwar entbrannte über der Grenzbestimmung ein Krieg mit Mexiko, der war aber den Südlingern gar willkommen; General Scott nahm Sept. 1847 die Hauptstadt in Besitz, da mußten die Mexikaner froh sein, den Frieden mit den übermächtigen angelsächsischen Nachbarn durch die Abtretung von Neumexiko und Obercalifornien zu erkaufen, 1848. Wie blühte nun aber letzteres mit Zauberschnelle auf! Der Hafen San Francisko, jetzt eigentlich erst entdeckt, wurde zur Weltstadt für's stille Meer; die alte Märe von Goldlagern erwies sich als Wahrheit und brachte ungeahnten Reichthum von edlem Metall, samt einem Gewühl von Kindern aller Völker, bis auf Chinesen und Japaner hinaus, an die einst so stille Küste.

Und innen im Lande regte sich's immer mächtiger mit dem Bau von Kanälen und Eisenbahnen, mit dem Ausbeuten der Schätze des Bodens (z. B. des Erdöls, vgl. Fig. 307, in Pennsylvanien seit 1859) mit immer gewaltigeren Unternehmungen und Spekulationen, bis ein maßloses Glück über die Union ausgegossen schien. Es war aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht allzu schnell in den Himmel wüchsen; immer klarer trat an den Tag, daß die freie Arbeit einen doppelt so großen Ertrag liefert als die von Sklaven verrichtete.

Die Sklavenbarone waren nun schon gewöhnt, durch ihren Bund mit der demokratischen Partei im Norden die Präsidentenwahl und den Kongreß zu beherrschen; ihre wachsende Anmaßung führte dazu, daß sich ihnen die republikanische Partei geschlossener entgegenstellte, besonders seit 1850 der Norden ein empörend strenges Gesetz über Beifahung und Auslieferung flüchtiger Sklaven sich

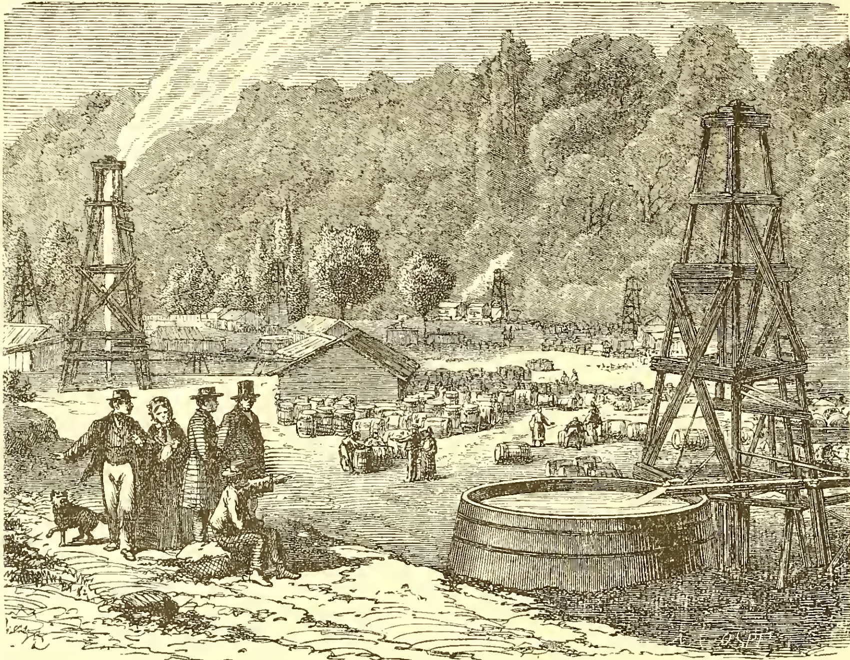


Fig. 307. Erdölquelle in Pennsylvanien.

hatte aufdringen lassen; noch mehr, als die Südländer 1856 dem neuen Staate Kansas durch massenhaftes Eindringen und Abstimmen unter unerhörten Gewaltthaten die Sklaverei aufnöthigten. Sollten die amerikanischen Staaten nicht eine Nation von Sklavenbesitzern werden, so mußte der Süden auf eine Trennung vom Norden bedacht sein; und das ließ sich mit Ruhe erwägen, weil allerhand Freibeuterzüge gegen Cuba, Nicaragua und Honduras zeigten, wie leicht sich noch im spanischen Amerika Eroberungen machen ließen. Allmählich zerfielen selbst die größeren Kirchengemeinschaften in südliche und nördliche Zweige, die alle Gemeinschaft unter sich abbrachen; es bildete sich auch eine Partei der Abolitionisten, welche 1842 eine „unterirdische Eisenbahn" zur Flüchtung von Negern in Gang brachte; die Gemüther erhitzten sich so sehr, daß ein Theologe von Süd-Carolina den Sklavenhandel für die wirksamste aller Missionsgesellschaften erklärte, andere Fanatiker aber die Befreiung von Schwarzen, nöthigenfalls mit Waffengewalt, als einen Gottesdienst betrieben. Als der ehrliche J. Brown wegen eines solchen Empörungsversuchs 1859 am Galgen gestorben war, nahmen die Republikaner im Herbst 1860 einen ungewohnten Anlauf und setzten die Wahl ihres Kandidaten Abr. Lincoln für die Präsidentschaft durch.

Er war ein milder, fester Charakter, der sich vom Lattenspalter zum Rechtsgelehrten emporgearbeitet hatte. Gewählt war er nur von $1^3/_4$ Mill., hauptsächlich Deutschen, deren Einwanderung im letzten Jahrzehnt ihren Höhepunkt erreicht hatte; fast 3 Mill. Stimmen waren auf drei Mitbewerber gefallen. Der Süden war nun entschieden, vom Norden sich

keine Befehle geben zu lassen, vielmehr lieber das hundertjährige Band zu trennen; und der bisherige Präsident Buchanan sprach dem Süden das Recht des Austritts zu. Secession wurde 8. Febr. 1861 das Feldgeschrei von 7, bald von $11^1/_2$ Staaten.

Als die „Conföderirten Staaten von Amerika" unter dem früheren Kriegsminister Jefferson Davis in der Hauptstadt Virginiens, Richmond, zusammentraten, erklärte ihr Vicepräsident Stephens die göttliche Institution der Sklaverei für den Eckstein der neuen Republik. Es waren $5^1/_2$ Mill. Weiße mit 4 Mill. Farbigen, welche die 22 Mill. des Nordens zum Kampf herausforderten. Durch Verrath der Minister hatten sie sich erst der Kriegsvorräthe des Bundes bemächtigt, alle Anstalten zum Kriege getroffen, auch die meisten und besten Offiziere auf ihre Seite gezogen. Lincoln, obwohl von allen Hilfsmitteln entblößt, schrak vor der Aufgabe, die ihm (seit 4. März) gestellt war, nicht zurück. Die Südlinger eröffneten den Kampf, indem sie das bei Charleston gelegene Fort Sumter, kraft ihrer Ansicht vom Recht des Einzelstaats, zur Ergebung aufforderten und es (11. April) mit Glühkugeln beschoßen, bis der Major kapitulirte. Lincoln, dem damit der Krieg aufgezwungen war, betonte die Unauflösbarkeit der Union, und behandelte die Secession jedes Staats als Rebellion, obwohl er vorerst keineswegs gegen die Sklaverei vorzugehen dachte, vielmehr durch gemäßigte Erklärungen auch schwankende Grenzstaaten bei der Union festhielt.

Zunächst rief er 75,000 Freiwillige auf 3 Monate unter die Waffen; dann 60,000 für die Dauer des Kriegs. Doch was wollte das heißen gegen die begeisterten, kampfgeübten Südlinger unter ihrem trefflichen Lee, gegen die flinke Kavallerie eines Jackson und Stuart! Die erste Schlacht am Bullrun endete mit schmachvoller Flucht der Nördlinger. Da war denn Napoleon sogleich bereit, die Conföderation anzuerkennen und zwischen den beiden Parteien „zu vermitteln;" aber England, so schwer es durch die Blokade der Südstaaten und das Ausbleiben der Baumwolle in seinem Gewerbsleben gestört war, so willkommen auch ihm eine Schwächung der unverhältnißmäßig rasch herangewachsenen Uebermacht Nordamerika's gewesen wäre, wies seine Vorschläge ab. Der Flotte gelang, April 1862, die Einfahrt in den Mississippi und die Eroberung Neuorleans. Die Landarmee aber, eiligst auf 500,000 Milizen verstärkt, erlitt noch manche Niederlage, ehe sie 17. Sept. 1862 bei Antietam unter Mac Clellan den ersten Sieg erfocht. Ihre Niederlagen halfen fast mehr, als frühe Siege gethan hätten, sofern sie Lincoln nöthigten, den Rebellen mit Aufhebung der Sklaverei zu drohen, falls sie nicht in mäßiger Frist zur Union zurückkehren wollten.

Am 1. Jan. 1863 sprach Lincoln die Emancipation der Neger für's ganze Gebiet von Secessia aus; bald strömten allenthalben flüchtige Sklaven den Nordheeren zu, und auch aus ihnen bildete man Regimenter. Im Februar wurde die allgemeine Dienstpflicht verfügt. Dem Süden aber giengen durch die Blokade die Lebensmittel, durch den langen Verlauf des Kampfes die Menschenkräfte so nahe zusammen, daß am Ende auch dort von Bewaffnung (und selbstverständlich zugleich von Befreiung) der verbliebenen Sklaven die Rede werden mußte. Am 1.—3. Juli schlug dann Meade bei Gettysburg den in Pennsylvanien eingefallenen Lee, einen Meister des Vertheidigungskriegs, während im Westen Grant (4. Juli) die Feste Vicksburg eroberte, wodurch der Mississippi frei und die Conföderation entzwei geschnitten wurde; die demokratische Partei hatte damit ihren Todesstoß empfangen. Grant war es auch, der in viertägigem Ringen bei Chattanooga (Nov.) seine Stellung im Herzen der Südstaaten behauptete, von denen er Tennessee so ziemlich ablöste. Er bekam nun den Oberbefehl und hielt Lee in Virginien unter Riesenkämpfen (Mai 1864) fest, während der energische, umsichtige Sherman in Georgia vordrang und zuletzt (Nov.) mittelst eines kühnen Zugs, Eisenbahnen und alle Militärstationen zerstörend, sich bis nach Savannah am atlantischen Meere durchschlug.

Damit war die Lebensader der Konföderation durchschnitten, der äußerste Süden so ziemlich unterworfen, dem Hauptheer in Virginien gieng jede Hilfsquelle aus. Uebrigens

ein merkwürdiger Krieg, nicht blos durch die Ausdehnung seines Schauplatzes und die Zahl der Kämpfer, sondern auch durch die Erfindung von Torpedos, Panzerschiffen und Monitoren (vgl. Fig. 308) der Marine. Dann durch die Organisirung der Pflege Kranker

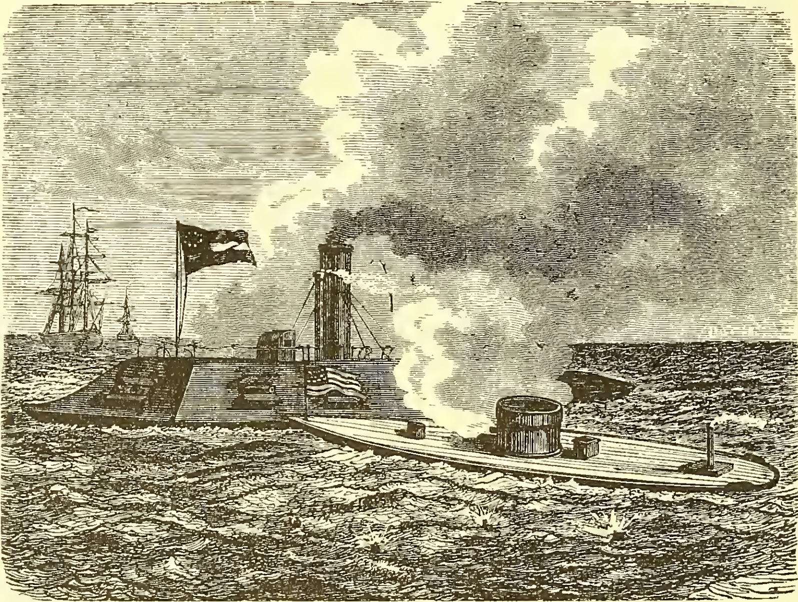


Fig. 308. Kampf des Thurmschiffs Monitor mit dem Merrimak.

und Verwundeter, welche man nicht in Spitälern anhäufte wie bisher, sondern sogleich nach hinten vertheilte und durch eine Unzahl freiwilliger Hände am Leben erhielt. Jammervoll aber gestaltete sich das Loos der unionistischen Gefangenen im hungernden, verbissenen Süden, man brachte sie nicht unter Dach, sondern pferchte sie wie Thiere ein; wen Hunger oder Durst über die Grenzpfähle trieb, der wurde von den Schildwachen erschossen. Ihrer 20,000 sind dort verschmachtet.

Im Herbst 1864 wurde Lincoln wiederum von $2\frac{1}{5}$ Mill. zum Präsidenten gewählt und setzte nun 3. Jan. 1865 die Abschaffung der Sklaverei für die ganze Union im Kongreß durch. Mit 65,000 Mann, die ihm geblieben, versuchte der unermüdliche Lee (23. März 1865) noch einmal die eherne Kette zu bersten, mit welcher Grant ihn umschlossen hielt, sie riß aber nicht; dagegen durchbrach Grant mit Sheridan die feindlichen Befestigungen, und nöthigte Lee in fünftägigem Schlachten (29. März ff.) zur Räumung von Richmond. Im April ergab sich derselbe mit dem ausgehungerten Rest seiner Truppen; ebenso Johnston, nachdem er von Sherman nach Nordkarolina zurückgedrängt war; zuletzt im Mai auch die Armee von Texas.

Der vierjährige Riesenkampf, der den Süden wohl eine halbe Million, den Norden fast 300,000 Menschenleben gekostet, war beendet; weniger durch die Geschicklichkeit der Führer, als durch die reichere Fülle von Mitteln, die den freien Staaten zu Gebot stand. Ueber $2\frac{1}{2}$ Mill. hatten nach und nach im Norden gekämpft, $1\frac{1}{9}$ Mill. im Süden. Die Kosten des Kriegs werden auf 9 Milliarden Dollars berechnet, etwa dreimal so viel als der Werth der Sklaven je betragen hatte; eine Schuldenlast von 2757 Mill. Dollars lag auf der nun erst aufathmenden Union. Aber Großes war erreicht; aus dem losen Staatenbund hatte sich eine durch Gleichheit der Interessen bedeutend mächtigere Union entpuppt, welche mehr als je im Völkerrathe zu besagen hat.

Zwar raffte sich die Rebellion noch zu einem letzten Fersenstich auf; sie wollte alle ihre Hauptgegner an einem Tage vernichten. Aber nur Lincoln wurde am Charfreitag, 14. April 1864, von dem fanatischen Schauspieler Booth im Theater zu Washington erschossen, der Staatssekretär Seward entkam mit etlichen Dolchstichen, Grant und andere auserkorene Opfer wurden von den Verschworenen nicht aufgefunden. Am Grab des Präsidenten aber sprach sich der ganze Dank einer Nation aus, die sich aus einem Kampfe auf Leben und Tod gerettet fühlte. Die Mörder ereilte bald das Gericht; über die Führer der Rebellion wurden nur kleine zeitweilige Strafen verfügt. Es folgten unerquickliche Parteikämpfe unter dem neuen Präsidenten, dem früheren Schneider Andr. Johnson (1865—1869), nach welchem der siegreiche General Grant die Regierung überkam. Hatte der Kongreß schon im März 1866 allen Bürgern aller Staaten die volle Gleichheit vor dem Gesetz, mit Ausnahme des Wahlrechts, zuerkannt, so wurde auch das letztere, übereilter Weise 1870, den noch ununterrichteten Negern gegeben, um mit ihrer Hilfe den außer Rand und Band gekommenen Süden schneller im Sinn der republikanischen Partei wieder aufzurichten.



Fig. 309. Abr. Lincoln.

Dort wüthete aber noch lange der Geheimbund der Kuklux, welche maskirt über Neger und Negerfreunde herfielen und sie hinmordeten; die Folge war eine große Auswanderung der Farbigen in den Westen. Den Indianern, sowie den chinesischen Einwanderern wird das Wahlrecht noch vorenthalten, doch ist man jetzt bemüht, den ersteren, deren man noch 378,000 zählt, zur Hebung mittelst christlichen Unterrichts zu verhelfen und damit einen weiteren Schandfleck früherer Regierungen zu entfernen, nachdem der andere mit so viel Blut ausgewaschen worden. Immerhin zwingt die ungezügelte Landgier der Weißen noch 1876 und 1877 die Rothhäute zu Verzweiflungskämpfen. Auf 44 Mill. Weiße beläuft sich nun die Bevölkerung der Union, und auch die Zahl der farbigen 5 Mill. nimmt zu; letztere werden von den verschiedensten Kirchengemeinschaften umworben, auch schon von gewissenlosen Wahlagenten umschmeichelt, weil ihr Wahlrecht sie zu einem politischen Kapital gemacht hat. Eine Eisenbahn, die Pacific, verbindet seit 1869 die äußersten Weststaaten mit dem großen Mississippithal und macht es der Regierung möglich, auch gegen die in Utah angesiedelte Mormonensekte, deren Prophet Brigham Young († 1877) die Polygamie eingeführt und seine Widersacher durch „Daniten" hatte ermorden lassen, endlich einzuschreiten. — Eine ordentliche Verwaltung zu schaffen, ist der Union bis jetzt noch nicht gelungen, weil die jeweilig herrschende Partei alle Aemter und Stellen, 41,000 an der Zahl, mit ihren Kreaturen besetzt, ohne auf Tüchtigkeit viel Rücksicht zu nehmen. Gerade die gewissenhaftesten Männer meiden den Staatsdienst, in welchem Unterschleife, Amtsschacher und Bestechung kaum mehr für strafbar gelten. 6—8 Eisenbahnkönige aber

beherrschen das ganze ungeheure Bahnnetz und den Kongreß. Dagegen ist anzuerkennen, daß die Regierung sich musterhaft anstrengt, die ungeheure Kriegsschuld abzutragen.

Eine Folge des Bürgerkriegs drohte weitere Verwicklungen herbeizuführen. Agenten der Südstaaten ließen nämlich in England Raubschiffe bauen, deren etliche von der britischen Regierung am Auslaufen verhindert wurden. Aber eines wurde nach den Bahamas entlassen, wo es sich bald als Kriegsschiff Florida entpuppte; ein anderes, die Alabama, lief im Juli 1862 von Liverpool aus, ehe die Regierung seiner habhaft wurde, nahm dann in Terceira einen Kapitän Semmes samt Kanonen und Kohlen ein, und kreuzte nun im atlantischen und indischen Meer, kaperte und verbrannte eine Unzahl amerikanischer Handelsschiffe, setzte auch, je und je in britischen Häfen sich erholend, dies Unwesen fort, bis ein amerikanisches Kriegsschiff es vor Cherbourg zum Duell herausforderte und zerstörte, 19. Juli 1864. Ein anderer in England ausgerüsteter Kaper, der Shenandoah, fieng und vernichtete amerikanische Walfischfahrer noch drei Monate nach der Beendigung des Kriegs und kehrte zuletzt unangefochten nach England zurück. Die Amerikaner ließen die Entschuldigung der Briten, daß ihre Neutralitätsgesetze ein solches Vergehen diesseitiger Schiffsbauer und Händler erlauben, nicht gelten, sondern sprachen eine Entschädigung an, welche England endlich 1871 einem internationalen Schiedsgericht zu bestimmen überließ.

Dieses, bestehend aus fünf Ministern der betheiligten und neutraler Staaten, tagte 1872 in Genf und entschied, daß England für seine Saumseligkeit in der Behandlung jener drei Schiffe 15 Mill. Dollar zahle. Ein Schiedsspruch des deutschen Kaisers regulirte auch 1872 die nordwestliche Grenze der Union. — Die Engländer aber haben 1867 ihre nordamerikanischen Besitzungen zu einer Dominion vereinigt, die vom Mutterland wesentlich unabhängig sich selbst Gesetze geben darf. Damit hoffen sie der Anziehungskraft des ungeheuren Freistaats ein Gegengewicht zu geben.

§ 14. Das mexikanische Kaiserthum.

Napoleon stand 1859 auf der Spitze seiner Macht; was 1860 in Italien geschah, war schon nicht ganz nach seinem Sinn; 1861 aber lockte ihn der Riß in Nordamerika zu einem neuen für ihn geradezu verderblichen Wagniß. Der alternde Mann erkannte mit Leidwesen das Sinken der lateinischen Völker; und wie er forschte, wo sich eines derselben heben ließe, bot sich Mexiko seinen Blicken dar. Es lag so nahe bei den konföderirten Staaten, denen er durch eine Einmischung in jenen Meeren vielleicht auch noch eine Kräftigung bieten konnte. Und wie leicht ließ sich dort ein neuer Thron gründen, wie leicht auch dem Klerus ein Gefallen erweisen! Die Liberalen in Mexiko hatten gerade einen indianischen Advokaten, den fähigen Juarez, zum Präsidenten gewählt, 1861, der nicht blos gegen die Bandenführer der klerikalen Partei scharf auftrat, die meisten Klöster abschaffte und die geistlichen Güter einzog, sondern auch die Religionsfreiheit einführte und die Schulen zu heben suchte. Dabei nahm er freilich die Ansprüche europäischer Gläubiger, welche früheren Regierungen Geld geliehen und durch hohe Zinsen ihre Schuld über alles Recht gesteigert hatten, auf die leichte Achsel, ja suspendirte die Zahlung der Zinsen an's Ausland auf zwei Jahre. Darüber kam es zum Einschreiten der Franzosen.

Zuerst verständigte sich Napoleon mit Spanien und England, Mexiko müsse zur Entschädigung ihrer Unterthanen angehalten werden (im Londoner Vertrag 31. Okt.); Napoleon freilich konnte das nur thun, indem er einen schweizerischen Gläubiger Mexikos, den Bankier Jecker, erst zum Franzosen machte; und vorsorglicher Weise bestand England darauf, man wolle sich aller Einmischung in die Verfassung des bedrohten Landes enthalten. Odonnell aber hoffte, bei dieser Gelegenheit einen spanischen Prinzen auf den Thron von Mexiko zu erheben, und sandte 6000 Spanier unter General Prim nach Veracruz, wohin ihnen, Jan. 1862, 3000 Franzosen und 1000 englische Seesoldaten in Bälde nachfolgten. Allein mit so schwachen Kräften, unter denen das ungesunde

Küstenklima fleißig aufräumte, ließ sich ein Reich von der Ausdehnung Mejiko's nicht bezwingen. Die Generale unterhandelten daher mit Juarez, der auch gnädig erlaubte, daß die alliirten Truppen vorerst unbehindert auf's gesunde Hochland hinaufsteigen durften, sobald er nämlich von ihnen hörte, welch' mäßige Anforderungen „auf friedliche Konferenzen über die Geldfrage" 2c. sie stellen. Allein Napoleon verwarf diese Uebereinkunft.

Nun landete in Veracruz der klerikale Bandenführer Almonte, den Juarez verbannt hatte, und verkündigte, er habe auf seiner Reise durch Europa bereits dem Habsburger Maximilian die Krone von Mejiko angetragen; auch seien Napoleon und der Papst völlig damit einverstanden! Die französischen Generale erklärten plötzlich, sie würden mit Juarez nicht mehr verhandeln; da sahen sich Spanier und Engländer betroffen an, erkannten, wie sehr man sie getäuscht habe, und zogen (April) wieder nach Hause, über ihre Geldforderungen von Juarez beruhigt. Die Franzosen aber brachen ihr den Mejikanern gegebenes Wort und rückten plötzlich gegen Orizaba vor. Wirksam jedoch konnten sie nicht vorgehen, bis General Forey 35,000 Soldaten aus Frankreich übergeschifft hatte. Diese erstürmten endlich, Mai 1863, das hartnäckig vertheidigte Puebla, und im Juni hielt Forey mit Almonte seinen Einzug in Mejiko, wohin sogleich eine Versammlung aller Notabeln berufen wurde. Was



Fig. 310. Ansicht von Mejico.

Almonte dem Franzosenkaiser versprochen hatte, alles Volk werde seinem Heere sich freudig anschließen zur Rettung der bedrohten Kirche, war freilich auf dem Marsche nicht in Erfüllung gegangen; dagegen wählten 180 Notabeln den Erzherzog Max zum Kaiser, 11. Juli; es war ein Possenspiel der Klerikalen, von welchem alle Gemäßigten sich fern hielten.

Der hochsinnige, träumerisch bewegte, doch thatenlustige Prinz Max war von Napoleon mit leichter Mühe überredet worden, sich in die gefährliche Aufgabe hineinzuwerfen. Als daher die mejikanischen Gesandten ihm in seinem schönen Schloß Miramar den Antrag überbrachten, nahm er ihn an, „so bald die Nation durch freie Abstimmung ihn rufe." Und diese Abstimmung besorgte General Bazaine, Forey's Nachfolger, indem er gegen den nordwärts geflüchteten Juarez zog und die Stimmen der Ortschaften, die er unter-

worfen oder berührt, einsammelte; in Kürze hatten ihrer 2000 sich für Max erklärt, der sich demnach einreden konnte, vom Volke selbst auf den Thron Montezumas berufen zu sein. Napoleon versprach ihm, 25,000 Mann in Mejiko zu lassen, bis der neue Kaiser ein eigenes Heer gebildet hätte, und ihm das nöthige Geld zu leihen, das abzuzahlen Max sogleich anfangen müsse. 270 Mill. Frcs. hatte die Expedition bereits gekostet.

Der junge Kaiser schied schmerzbewegt von seinem lieben Miramar, holte erst in Rom den Segen des Papstes und zog dann mit seiner hoffnungstrunkenen Gemahlin, Charlotte von Belgien, deren weiser Vater übrigens das Abenteuer gebilligt hatte, und einer kleinen Schar Freiwilliger aus Oesterreich und Belgien, 12. Juni 1864, in Mejiko ein. Eine edle Kraft von Josephs II. Art, die alles mit Hast und Feuer angriff, aber nichts zum Ziel führte. Während Bazaine in den entlegenen Provinzen den Krieg gegen die Republikaner fortsetzte, suchte Max die zucht- und treulosen Parteien zu versöhnen, eine Verwaltung zu schaffen, ein Heer zu organisiren 2c. Doch kannte er die Männer nicht, denen er sein Zutrauen schenkte, vergriff sich in manchen und durchkreuzte je und je die Plane des schärfer blickenden Bazaine. Das Kirchengut den Käufern wieder zu entreißen, Protestanten auszuschließen und andere Forderungen des Papstes und der Klerikalen zu befriedigen, fand er unausführbar; so stieß er aber diese ab, ohne doch die Liberalen zu gewinnen, die ihn völlig abhängig von Bazaine sahen. Dieser erlangte den Marschallstab, weil er Juarez nach Texas gejagt hatte; aber schon 1862 mit dem Niedergang der konföderirten Sklavenstaaten erhoben die Juaristen allenthalben ihr Haupt; und das unheilvolle Dekret vom 2. Okt. 1865, daß solche Bandenführer und alle Kriegsgefangene als Räuber zu erschießen seien, ein Dekret, zu welchem Bazaine den Kaiser gedrängt hatte, entzündete nur noch mehr den Bürgerkrieg. Juarez drang im Norden vor, durch die Amerikaner kräftig unterstützt; diese hatten die neue Monarchie nie anerkannt, und jetzt verlangten sie von Napoleon den Abzug seiner Truppen und zwar schleunigst (Juni 1866).

Das französische Volk hatte das kostspielige Abenteuer seines Kaisers nie gebilligt, einem Krieg mit der Union mußte er vollends aus dem Wege gehen, weil dabei nichts zu gewinnen war. Der Rückzug des Heeres wurde demnach verfügt. Max war wie vom Blitz getroffen; noch tiefer schmerzte ihn, daß Napoleon als Grund dieser Maßregel die Nichterfüllung des Vertrags von Miramar bezeichnete, obwohl Max allem aufgeboten hatte, die französische Schuld zu tilgen. Erschüttert rief er aus: Man hat mit mir ein unehrenhaftes Spiel getrieben! Seine Gemahlin eilte nach Paris, um an den geheimen Artikel des Vertrags zu erinnern, wornach die Franzosen bis 1868 in Mejiko bleiben sollten; ihr Flehen blieb unerhört. Sie reiste Aug. 1866 nach Rom, den Papst zu beschwören, daß er auf die schwierigen Verhältnisse doch Rücksicht nehme; er blieb ungerührt. Da verfiel sie in unheilbaren Irrsinn.

Bazaine, mit einer reichen Mejikanerin vermählt, von Maximilian mit Wohlthaten überhäuft, überließ ihn nun seinem Mißgeschick; nicht nur zog der Marschall selbst, Februar 1867, unter dem Jubel der Bevölkerung aus der Hauptstadt ab, er zwang auch die französischen Offiziere der mejikanischen Armee, ihren Eid zu brechen und mit ihm zurückzukehren, und vernichtete lieber Pulver und Waffen, als daß er sie an Max überlassen hätte. Mit dem Ruf: Auf gegen Berlin! schifften sich, März 1867, die letzten Franzosen ein. — Sie hätten gerne Max mitgenommen; aber dieser warf sich nun den Ultramontanen in die Arme, welche ihn beschworen, sie doch nicht im Stiche zu lassen, und ihm Geld und Soldaten versprachen, obwohl ihnen nichts zur Verfügung stand. Er warf sich, Febr. 1867, nach Querétaro, wo er von den Republikanern unter Escobedo belagert wurde. Von Verrath umgeben, kämpfte und litt er sich ritterlich, mehr Soldat als General. Ein entscheidender Ausfall war auf den 15. Mai beschlossen. Da ließ Oberst Lopez, der von ihm mit Auszeichnungen reich bedacht war, aber längst in geheimer Verbindung mit den Belagerern stand, für 2000 Unzen Goldes eine Abtheilung der Juaristen bei nächtlichem Dunkel in die Stadt ein. Max erwacht, sah sich von Feinden umringt, wurde

zuerst von einem Oberst Rincon großmüthig „als bloßer Bürger“ entlassen, suchte dann aber umsonst seine Getreuen um sich zu scharen und übergab seinen Degen einem General. Man stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn in Folge seines eigenen, verhängnißvollen Dekrets zum Tode verurtheilte; trotz aller Bemühungen fremder Gesandten wurde er nebst zwei Mitgefangenen, 19. Juni 1867, erschossen.

Seine Leiche fand in Wien eine ehrenvolle Bestattung. Juarez, wieder und wieder bedrängt von den endlosen Revolutionen des unglücklichen Landes, starb 1872. Eine wirkliche Erneuerung desselben liegt ferner als je; nur in der Einführung des Evangeliums durch Amerikaner, die protestantische Gemeinden gründen, und in zunehmender Schulbildung sehen wir Keime einer bessern Zukunft. — Napoleon sollte für seine Einmischung in diese Händel scharf gezüchtigt werden; auch durch einen Condolenzbesuch, den er, Aug. 1867, beim österreichischen Kaiser machte, konnte er das bittere Gefühl der Völker, daß er einen der besten Prinzen seinem Ehrgeize geopfert habe und am Ende doch selbst der Betrogene sei, nicht umstimmen. Mit der Hebung der lateinischen Race, wie mit den Unternehmungen der Klerikalen wollte es einmal nicht vorwärts gehen; und in die Aussichten Napoleons auf Festigung seiner Dynastie mischten sich etliche schwarze Punkte.

§ 15. Wilhelm I. und Bismarck.

Nachdem Deutschland mit seinem politischen Streben sich lange nur lächerlich gemacht, Preußen aber vor Oesterreich und Rußland sich tief gedemüthigt hatte, kam die Zeit, da von beiden mit Achtung geredet werden sollte. Es gieng damit wunderlich zu. Im Okt. 1857 wurde Friedrich Wilhelm IV., nachdem er die Neuenburger Frage (S. 889) erledigt, von einem Gehirnleiden befallen, daher sein Bruder Wilhelm erst die Stellvertretung, 9. Okt. 1858 aber die Regentschaft übernahm.

Der lichten Augenblicke des geistreichen Königs wurden immer weniger; treu gepflegt von seiner evangelisch gewordenen Gattin, der bayrischen Elisabeth, gieng er 2. Januar 1861 zu seiner Ruhe ein. „Nie hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen,“ rühmte ihm sein Bruder nach; wir fügen hinzu: nie hat auch ein Fürstenherz der Kirche Wohl und Wehe theilnehmender getragen und mehr dafür gelitten. Die evangelische Kirche Deutschlands einig und stark im Glauben, zugleich aber frei von aller Fürstenleitung zu sehen, hätte ihn wohl mehr gefreut, als seinen Bruder die Kaiserkrone. Dieser, der Prinz Regent, der Nov. 1858 den Fürsten Hohenzollern zum Ministerpräsidenten erhob, erwarb sich zunächst den Beifall der Unkirchlichen durch seine offene Erklärung: „er werde überall der Heuchelei entgegentreten, die Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen und in der evangelischen Kirche die Union erhalten,“ daher der „neuen Aera“, wie man es nannte, unverständig zugejubelt wurde.

Wenn nun auch der Presse und den Vereinen etwas freiere Bewegung zugestanden ward, so zeigte es sich doch bald, daß die neue Regierung nicht sowohl auf den Beifall der Liberalen abziele, als auf eine wesentliche Stärkung der preußischen Kraft. Darauf wollte in anderer Weise der Nationalverein hinarbeiten, der sich Sept. 1859 bildete; auch Schützenvereine und Schützenfeste stellten sich die Einigung Deutschlands zum Ziel. Wilhelm aber schlug 1860 für das deutsche Heer die Zweitheilung der Kriegsleitung vor, und als der Bundestag nicht darauf eingieng, faßte er die Umbildung des preußischen Heerwesens in's Auge, die er mit seinem Kriegsminister Roon ausarbeitete, nachdem er den genialen Hellmuth von Moltke 1858 zum Chef des Generalstabs ernannt hatte. Das Linienmilitär sollte durch eine dreijährige Präsenz verstärkt und die Mobilmachung erleichtert, auch ein und anderer Mangel, den man bei der Probe des Sommers 1859 (S. 930) bemerkt hatte, abgestellt werden. Weil aber diese Reorganisation Geld kostete und dem Lande werthvolle Arbeitskräfte entzog, wehrte sich das Abgeordnetenhaus hartnäckig, die geforderten Mittel zu bewilligen; es verlangte nicht blos eine parlamentarische Gesetzgebung, sondern eine parlamentarische Regierung. Vertagungen und Auflösungen folgten, als die Stimmung des Landtags sich immer mehr verbitterte; und am

8. Okt. 1862 wurde Otto von Bismarck-Schönhausen, der gefürchtete Führer der Junkerpartei, an die Spitze eines neuen Ministeriums berufen.

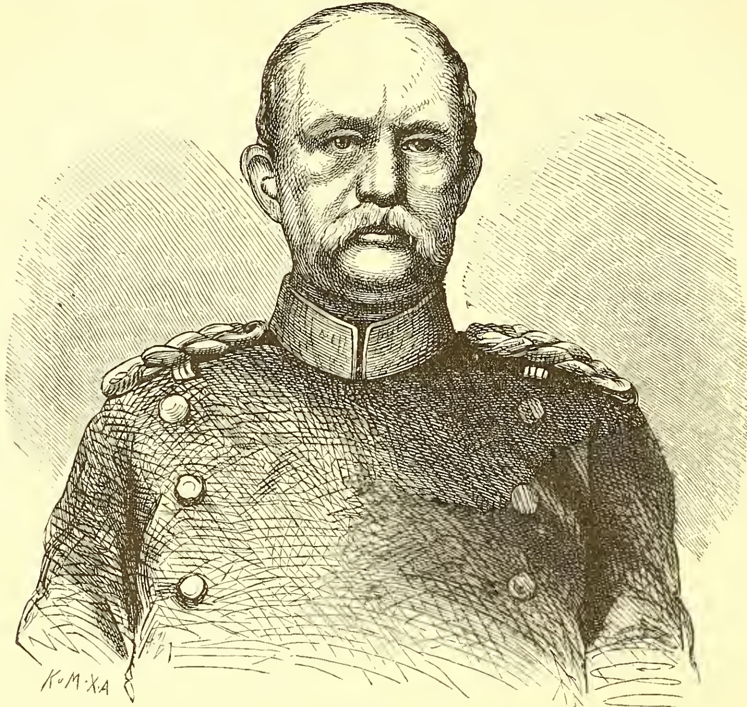


Fig. 311. Otto von Bismarck.

Dieser Bismarck, geb. 1815, war ein Mann, vor welchem seit 1847 den Demokraten graute, da er im vereinigten Landtag (S. 901) als Redner der äußersten Rechten gezeigt hatte, wie ganzherzig er sich seiner Aufgabe unterziehe. Dem König und seinem Glauben treu ergeben, ein klarer Denker, entschieden und mächtig in Rede und That, vornehmlich aber unerschütterlichen Muthes, hatte er ohne alle Künste der Beredsamkeit mit seinen Kernschüssen doch oft in's Ziel getroffen. Um die Volksgunst buhlte er so wenig, daß die Alltäglichkeit ihm sein burschikoses Auftreten gar nicht vergeben konnte. Den Kampf um Schleswig-Holstein nannte er 1849 „einen Streit um des Kaisers Bart, ein höchst ungerechtes, frivoles und verderbliches Unternehmen zur Unterstützung einer ganz unmotivirten Revolution." Er hoffte es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Fels der Kirche scheitere. Man wird, wenn es nöthig werden sollte, die großen Städte vom Erdboden vertilgen, sagte er noch 1852. Als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt, 1851, blickte er tiefer in die österreichischen Irrwege hinein und arbeitete ihnen immer unverhohlener entgegen; es entwickelte sich bei ihm ein entschiedener Widerwille gegen den Minister Schwarzenberg, der gesagt hatte, man müsse Preußen erst erniedrigen, dann vernichten, und weiterhin gegen jegliche Förderung österreichischer Interessen. Er gestand sich, 1858: wir waren heruntergekommen und wußten selbst nicht wie. Als der Krieg um die Lombardei drohte, lief Bismarck Arm in Arm mit dem italienischen Gesandten; dadurch war er in Frankfurt unmöglich geworden und wurde also 1859 Gesandter in St. Petersburg, wo er sich die Achtung der höchsten Kreise erwarb. Zuletzt, 1862, hatte er in Paris seinen König vertreten und dem Napoleon ordentlich in's Auge geschaut. Ein Vertrauter des Kaisers, Stoffel, nannte diesen Staatsmann „ein merkwürdiges Urbild gleichmäßiger Begabung mit Verstand und Willenskraft"; andern Parisern erschien er mit seiner Offenheit als ein bizarrer Prahler. Als er sein Ministerium übernahm, erkannte er als die ihm gestellte Aufgabe „die Herstellung

des deutschen Reichs," erwartete aber freilich, wie er 9 Jahre später bekannte, ihre Erfüllung nicht in so kurzer Zeit. Er hielt sich auf beides gefaßt: einmal das Schicksal Straffords (S. 603) zu theilen oder noch der populärste Mann in Deutschland zu werden.

Zunächst kam er der Kammer versöhnlich entgegen und erklärte, wozu man die Stärkung des Heeres brauche: „Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt ist. Preußens Grenzen sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Große Fragen aber werden nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse entschieden (dieß war der Fehler von 1848 und 1849), sondern durch Blut und Eisen." Man verstand ihn nicht, spottete und drängte, da kümmerte auch ihn die Opposition weniger. „Der Staat, der einmal nicht still stehen könne, müsse unbehindert durch Reden vorgehen, und er könne es, da er die Macht in Händen habe." Da das untere Haus jedes Jahr die Gelder für die bereits eingeführte Reorganisation verweigerte, begnügte sich Bismarck mit der Genehmigung des Herrenhauses; man drohte, die Regierung habe kein Recht zur Erhebung der Steuern, man wollte keine Anleihe bewilligen; er sagte offen, wenn keine Vereinigung über das Budget zu Stande komme, so lasse sich auch ohne Budget regieren; im Nothfall nehme er die Mittel, welche er bedürfe, wo er sie bekomme.

Dr. Virchow gab ihm einmal in der Kammer zu verstehen, wie sehr er ein solches Ministerium wie das seine bemitleide. Bismarck erkannte den Hrn. Professor wohl für einen geschickten Naturforscher an, sagte aber: „Was die Politik betrifft, ich glaube wirklich, meine Herrn, ohne Ueberhebung, diese Dinge verstehe ich besser."

Wie viel liberaler ließ sich doch Oesterreich an! Seine Niederlagen in der Lombardei hatten ihm nämlich eine Aenderung des bisherigen Systems nahe gelegt; ein „Oktoberdiplom" (vom 20. Okt. 1860) gab den einzelnen Ländern des Reichs Statute und Landtage, worauf ein Februarpatent 1861 neben dem allgemeinen Reichsrath noch einen engern für die deutschslavischen Länder einsetzte. Die Protestanten erhielten gleiche Rechte, was jedoch Tirol sich verbat. Doch wurde 1862 zum erstenmal ein Budget mit einer Volksberathung vereinbart, so daß Oesterreich schon für einen konstitutionellen Staat gelten konnte. Die Ungarn zwar beharrten darauf, sich nicht von Wien aus regieren zu lassen; man hoffte doch, sie würden noch näher treten. Eben jetzt (März 1862) hatte Preußen mit Frankreich einen Handelsvertrag geschlossen, auch für den Zollverein, ohne diesen erst zu fragen; wie sträubten sich da die Süddeutschen, denen hiemit alle Aussicht auf wirthschaftliche Verbindung mit Oesterreich genommen wurde; und wie raunte ihnen doch dieses in's Ohr, daß alle Friedensstörung in Deutschland von dem bösen Preußen ausgehe. Seit 1853 bestand ein Vertrag mit Oesterreich, der diesem bis 1865 den Eintritt in den Zollverein in Aussicht stellte; diese Hoffnung aber wurde zu Wasser, sobald man sich an Frankreich anlehnte. Allein Oesterreich protestirte wohl, betrieb aber die Sache schläfrig; und weil man die schlechte Wirthschaft in Oesterreich fürchtete, gaben, wenn auch verstimmt, die Betheiligten endlich alle dem gewaltthätigen Preußen nach. Der Zollverein wurde erhalten und Deutschland damit dem Donaugebiet um ein wesentliches ferner gerückt. Auch entblödete sich Bismarck nicht, der kaiserlichen Regierung zu rathen, sie würde besser daran thun, ihren Schwerpunkt an der Donau noch weiter abwärts, nach Ofen, zu verlegen als sich in Deutschland so viel zu schaffen zu machen. Er protestirte gegen die antipreußische Politik Oesterreichs, die sich durch eine Koalition der Mittelstaaten zu stützen suche, worauf von Wien geantwortet wurde: „es sei für das Kaiserhaus nicht thunlich, seinen traditionellen Einflüssen auf die deutschen Regierungen zu entsagen." Da glaubte Franz Joseph die preußischen Plane durch eine Ueberraschung durchkreuzen zu können. Plötzlich berief er einen deutschen Fürstenkongreß nach Frankfurt und eröffnete ihn, 17. Aug. 1863, in Glanz und Jubel.

Den versammelten Fürsten schlug er vor, die „baufällige" Bundesverfassung durch Beiziehung von Kammerabgeordneten &c. zu erneuen. Der Kaiser wollte, daß „Deutschlands Recht auf eine zeitgemäße Entwicklung seiner Verfassung verwirklicht, der Bund im Geist

unserer Epoche erneuert und durch die Theilnahme der Völker mit frischer Lebenskraft erfüllt werde, um Deutschland in Ehre und Macht als ein unzertrennliches Ganzes zusammenzuhalten." Aber Wilhelm I., den Oesterreich bis zum letzten Augenblick geflissentlich umgangen hatte, erschien nicht auf dem Kongreß; umsonst versuchte auch der sächsische König ihn zu einem Besuche in Frankfurt zu bereden. Weiter zeigte sich in den Berathungen, daß es doch der Mehrzahl der Fürsten nicht genehm war, eine starke Centralmacht herzustellen; auch schwächten sie die Vorschläge zu einer wirksamen Betheiligung des deutschen Volkes an deren Beschlüssen wesentlich ab. Für eine Volksvertretung verlangte nämlich Bismarck direkte Wahlen und sodann die Befugniß zu beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten; „zu Gunsten eines so eingerichteten neuen Bundes könnte wohl Preußen etwas von seiner Selbständigkeit abgeben." Aber für direkte Wahlen stimmten nur zwei der Fürsten. So scheiterte der ganze Reformplan und daß Oesterreich keinerlei weitere Schritte that, deutete fast an, es habe die Sache nicht ernstlich gemeint. Verhängnißvoll war aber doch, daß der Kaiser selbst den Bund für veraltet und unnütz erklärt hatte!

Wilhelm, das merkte man schon, unterschied sich von seinem geistreichen Bruder durch größere Willenszähigkeit und Selbstbeschränkung; sonst galt er mehr für einen hohen Freimaurer als für einen entschiedenen Christen. Erst nachdem er dem Mordversuch eines Studenten in Baden, 15. Juli 1861, mit leichter Wunde entronnen war, schien er in den Aeußerungen seiner Gottesfurcht sich mehr dem vollendeten Bruder zu nähern. Die Hoffnungen der Liberalen aber wandten sich dem Thronfolger zu, der 1858 eine britische Prinzessin geheiratet hatte.

Damals verhalf Ferd. Lassalle († 1864) durch seine Agitation dem Arbeiterstand in Deutschland zum Gefühl seiner Bedeutung. Auf seinen Rath constituirte sich derselbe als selbständige politische Partei, die auf das allgemeine Wahlrecht lossteuerte, um den Staat zu einem socialdemokratischen umzuwandeln. Am 23. Mai 1863 trat zu Leipzig der allgemeine deutsche Arbeiterverein ins Leben.

§ 16. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg.

Die Elbherzogthümer waren seit 1852 (S. 908) trotz aller Vorstellungen der deutschen Mächte vielfach vergewaltigt worden. Eben jetzt aber sollte Schleswig durch ein „Märzpatent" Friedrichs VII. in Dänemark einverleibt, Holstein zur tributpflichtigen Provinz gemacht werden. Das dänische Parlament nahm diesen Verfassungsentwurf an, nur fehlte noch die Unterschrift des Königs, da starb dieser, 15. Nov. 1863. Ihm folgte der Protokollprinz Christian IX., dessen Sohn kaum erst die Regierung Griechenlands angetreten hatte. Dem Kopenhagener Volk zu Gefallen unterzeichnete er, 18. Nov., den Entwurf. Damit hatte er selbst das Londoner Protokoll verletzt, das Schleswigs Selbständigkeit anerkannte, daher die lang zurückgedrängte Aufregung über das Schicksal des Bruderstamms sofort in ganz Deutschland frisch aufflammte. Hannoveraner und Sachsen, vom Bunde beauftragt, überzogen unverweilt Holstein; die Bewohner dieses Herzogthums traten rasch, 27. Dez., zu einer Landgemeinde zusammen und riefen dem Augustenburger Friedrich. Der kam auch schnell nach Kiel und legte namentlich „dem glorreichen Beschützer aller Nationalitäten", dem Kaiser Napoleon, seine Sache ans Herz. Preußen sowohl als Oesterreich wollte den Augustenburger entfernt haben, ihr Antrag fiel aber beim Bundestage durch.

Doch siehe da, sie selbst erheben sich, damit das Ausland sich nicht einmische; Bismarck und Rechberg, die bisherigen Gegner, nehmen die ganze Sache dem Bundestag ohne viel Ceremonie aus den Händen, verlangen von Dänemark Aufhebung der Novemberverfassung binnen 48 Stunden, und auf die abschlägige Antwort rücken, 1. Febr. 1864, wohl 43,000 Preußen und 28,000 Oesterreicher über die Eider. Die Minderzahl der Dänen räumte wohlweislich das Danewerk, eine tausendjährige neuverstärkte Schanzenlinie. Prinz Friedrich Karl hatte es umgangen, nur die dänische Nachhut wurde noch von den Oesterreichern bei Oeversee, 6. Februar, ereilt. Schon am 18. Febr. besetzten die Alliirten Kolding auf der jütischen Grenze und breiteten ihre Macht bis zum Lymfiord aus. Auch die Düppeler Schanzen

wurden 18. April von den Preußen erstürmt, wobei das Zündnadelgewehr (seit 1841 eingeführt, aber jetzt erst allgemein verwendet) sich tüchtig erprobte, sofern die gedeckten Dänen doch größere Verluste erlitten, als die Angreifenden. — Ein Waffenstillstand gab Gelegenheit zu Friedensverhandlungen, in welchen die deutschen Vormächte, 17. Mai, noch eine Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogthümern vorschlugen. Als aber die Dänen darüber gar nicht berathen wollten, bestunden jene auf vollständiger Trennung der Herzogthümer, griffen wieder zu den Waffen, setzten 29. Juni nach dem wohlvertheidigten Alsen über und gewannen auch diese Insel. Selbst zur See zeigten sie sich den Dänen gewachsen. England und Frankreich konnten sich über eine Einmischung zu Gunsten Dänemarks nicht verständigen; sie hielten auch den schwedischen König Karl XV. zurück, der für seinen dänischen Bruder etwas wagen wollte; so mußte Dänemark 30. Okt. im Wiener Frieden die Herzogthümer einfach den beiden Vormächten abtreten. — Aber wie die Beute theilen?

Ganz Deutschland, auch Oesterreich wäre es zufrieden gewesen, wenn nur der Augustenburger die Herzogthümer erhalten und also ein neuer Mittelstaat sich gebildet hätte. Preußen dagegen, dessen Selbstgefühl durch den Sieg gesteigert war, begann nun das Erbrecht des Prinzen anzuzweifeln, und nöthigte etwas barsch die Hannoveraner und Sachsen zum Rückmarsch aus Holstein, um mit Oesterreich allein das Land zu verwalten. Mit dem Prinzen aber besprach sich Bismarck, ob er wenigstens den Kieler Hafen und die Verfügung über die Wehrkräfte des Landes seinem Könige überlassen würde. Daß Preußen keinen zweiten eifersüchtigen Nachbar wie Hannover am Meere aufkommen lassen dürfe, daß für die Zwecke der Vertheidigung wenigstens Norddeutschland Einen Körper bilden und Einem Gedanken sich unterordnen müsse, stand für Bismarck so fest, daß er deshalb auch einen Krieg zu wagen entschlossen war. Oesterreich verwarf nicht nur diese Februarforderungen, sondern stimmte, 6. April 1865, dem Antrag der Süddeutschen auf bedingungslose Einsetzung des Augustenburgers bei. Bismarck widerstand hartnäckig, obwohl seine Stände, völlig auf die Hinterfüße tretend, ihm nicht einmal die Kriegskosten von 70 Mill. *M.* genehmigten. Die gemeinsame Verwaltung der Herzogthümer erwies sich immer schwieriger; der Geburtstag des Augustenburgers, 6. Juli, wurde allenthalben festlich begangen, der des Preußenkönigs verachtet. Bismarck aber sagte gelegentlich dem Herzog von Gramont, dem französischen Gesandten in Wien, er fürchte einen Krieg mit dem geldarmen, zerrütteten Oesterreich so wenig, daß er ihn vielmehr wünsche; und den Bayern 2c. rieth er, bei einem solchen Krieg doch ja neutral zu bleiben; ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht von Schlesien her werde Preußen in die Lage bringen, den Frieden zu diktiren. Mit Italien aber schloß er einen Handelsvertrag, der auch den Zollverein nöthigte, den König Ehrenmann anzuerkennen. Da beeilte sich Franz Joseph, mit dem Führer der gemäßigten Ungarn, Deak, ein Abkommen zu treffen, daß nämlich die Länder der Stefankrone wieder ein Ganzes ausmachen sollen, und hob im Blick auf diesen zuerst vorzunehmenden Ausgleich, 20. Sept. 1865, die Februarverfassung einstweilen wieder auf.

Wilhelm kam mit dem Kaiser in Gastein zusammen, wo denn zur Vermeidung des Bruderkriegs, 14. Aug., die provisorische Auskunft beschlossen wurde: Preußen solle Schleswig, Oesterreich aber Holstein (ohne den Kieler-Hafen, der preußisch wurde) verwalten. Lauenburg solle an Preußen fallen und Oesterreich dafür 2½ Mill. Thlr. erhalten. Ueber das Weitere lasse sich ja noch verhandeln. „Die Risse waren verklebt", meinte Bismarck.

§ 17. Der deutsche Krieg.

Aber der Freiherr, jetzt zum Grafen ernannt, ruhte nicht. Er fühlte tief den unerträglichen Widerspruch zwischen der strotzenden Nationalkraft Deutschlands und seiner politischen Mißgestalt: er sah, wie die Allianz mit Oesterreich schon gelöst, dasselbe aber zum Schlagen nur gar nicht gegürtet sei; ein Krieg, womöglich der letzte von Deutschen gegen Deutsche, sollte Preußen zu seinen sonstigen Vorzügen das rechte Leibesmaß, und Deutschland die nöthige Einigung unter einem Haupte verschaffen. Im Herbst 1865 kündigte er diese Gedanken auf einer „Verjüngungsreise" nach Biarritz dem französischen Kaiser an und bewog ihn durch die Drohung einer

Allianz mit Rußland zur Zusage seiner Neutralität; jedenfalls sah er ihn durch sein mexikanisches Abenteuer brach gelegt. Im Febr. 1866 schrieb er nach Wien, daß er die herzlichen Beziehungen zu Oesterreich als gelöst betrachte. Dann kam der italienische General Govone nach Berlin, ein geheimes Bündniß mit Preußen zu schließen, das 8. April (auf drei Monate) zu Stande kam und den Italienern die Abrundung durch Venetien verhieß, während es sie zugleich aus der Abhängigkeit von Frankreich herauszureißen versprach. Da rüstete Oesterreich und suchte Bundesgenossen.

Bismarck beantragte 9. April am Bundestag die Einberufung eines deutschen Parlaments nach allgemeinem Stimmrecht, „damit Preußen die militärischen Kräfte wenigstens von Nord- und Mitteldeutschland zu wirksamer That um sich vereinige.“ Das klang den Fürsten wie Mediatisirung; sie wünschten dagegen einstimmig, daß sämtliche Bundesglieder abrüsten. Allein daran war nicht mehr zu denken; Oesterreich näherte sich vielmehr jetzt dem schlauen Franzosen und bot ihm Venedig für Italien an, falls der ihm selbst zu Schlesien verhälfe; dann möchte Preußen immerhin Schleswig-Holstein davontragen. Ja und am 5. Mai erklärte sich Oesterreich bereit, Venetien weg zu schenken, wenn nur Italien neutral bleibe. Doch fürchteten sich die Italiener vor baldiger Zurücknahme des Geschenks, falls es nämlich Oesterreich gelänge, seinen Nebenbuhler allzu leicht zu besiegen. Ihnen genügte die Zusicherung Napoleons, daß Venetien in jedem Fall ihnen werden solle, während derselbe anderseits Preußen fast drohend vorschlug, ein Bündniß zur eigenen Vergrößerung abzuschließen. Alle diese und andere Verhandlungen wollte ein exaltirter jüdischer Student, Kohen, abschneiden, indem er, 7. Mai, 5 Läufe seines Revolvers in nächster Nähe auf den verhaßten „Volksfeind“ abdrückte. Doch der Graf blieb unverwundet, der Jüngling aber tödtete sich selbst während des Verhörs.

Die Rüstungen schienen vollendet, als der österreichische Statthalter Gablenz auf den 11. Juni die holsteinischen Stände zusammen berief, daß sie die Wünsche des Landes aussprächen. Preußen erklärte diesen Schritt für einen Bruch der Gasteiner Convention und ließ durch 20,000 Mann die Oesterreicher aus Holstein hinausdrücken. Solches Vergehen bezeichnete Oesterreich als gewaltsame Selbsthilfe, und forderte vom Bundestag die Mobilmachung des gesammten Bundesheers. Preußen dagegen beantragte einen neuen Bund Deutschlands mit Ausschluß der österreichischen und niederländischen Landestheile; die deutsche Landmacht sollte im Norden von Preußen, im Süden von Bayern befehligt werden. Die Bundesversammlung kehrte sich daran so wenig, daß sie, 14. Juni, „mit 9 gegen 6 Stimmen,“ wie der österreichische Vorsitzende etwas übereilt zu zählen beliebte, die Mobilmachung der Bundestruppen gegen Preußen beschloß, obgleich der preußische Gesandte Savigny nachwies, daß das Bundesrecht keine Kriegserklärung, sondern nur ein Exekutionsverfahren kenne. Da er kein Gehör fand, erklärte er den Bundesvertrag für erloschen und verließ den Saal. Tags darauf bot Preußen noch seinen nächsten Nachbarn Hannover, Sachsen, Kurhessen (und Nassau) Frieden, d. h. Neutralität an; auf abschlägige Antwort zogen schon 16. Juni allerwärts die Preußen in diese Länder ein.

Man hatte nun den Krieg. Ein tragischer Bruderkampf sollte den unseligen Zwiespalt im deutschen Wesen schlichten. Zu Preußen hielten nur Mecklenburg, Oldenburg, Thüringen und die Hansestädte; Baden, das zu ihm neigte, konnte diesem Zuge nicht Folge geben um seiner Nachbarn willen. Oesterreichs Gesandter war so siegesgewiß, daß er allen bundestreuen Regierungen ihren Besitzstand garantirte, während die Preußen „mit affenmäßiger Behendigkeit“ und größter Präzision ohne Störung und Kreuzung, schlagfertig über die Grenzen vordrangen und am 17. Juni in Hannover, 18. in Dresden und Kassel einrückten. Umsonst suchte die hannöversche Armee mit ihrem blinden König, planlos tastend, sich nach Bayern durchzuschlagen; bei Langensalza 27. Juni festgehalten, erwehrte sie sich wohl tapfer des preußischen Angriffs, war aber bald durch rasche Benützung der Eisenbahnen von 40,000 Preußen so umschlossen, daß sie am 29. kapituliren mußte. Die Sachsen und Hessen dagegen zogen sich südwärts auf ihre Bundesgenossen zurück.

Während gegen alle Erwartung Norddeutschland von den Preußen im Flug erobert wurde, fiel auch in Italien ein Schlag. Umsonst hatten jene dem Piemontesen

Lamarmora anempfohlen, alles Ernstes auf Wien zu marschiren und einen Stoß ins Herz zu versuchen. Der schwache General folgte dem Wink Napoleons, der den Angriff aufs Festungsviereck zu beschränken rieth, und rückte darauf so blindlings los, daß Erzherzog Albert mit seinen 85,000 Mann den Feind trotz aller Tapferkeit, 24. Juni, bei Custozza aufs Haupt schlug und über den Mincio zurückwarf. Auf dieser Seite trat vorerst Ruhe ein; nicht am Po, sondern in Böhmen sollte Venetien erobert werden. — In Böhmen standen etwa 240,000 Oesterreicher und 22,000 Sachsen unter dem wackern Haudegen Benedek vereinigt, einem Ungarn, der Protestant war und nicht zum hohen Adel gehörte. Seine sieben Armeekorps befehligten zwei Erzherzoge, drei Grafen und zwei Generale, von jenen aber wurde ihm kein prompter Gehorsam entgegengebracht und den Offizieren mangelte vielfach gründliche Bildung, den Truppen noch manche Bedürfnisse. Die wohlgerüsteten Preußen dagegen, 250,000 Mann, theilten sich in drei Armeen: rechts die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld, im Centrum Prinz Friedrich Karl, links die schlesische Armee unter dem Kronprinzen. Moltkes Plan lautete: getrennt marschiren und vereint schlagen! Die beiden ersteren drängten den viel schwächeren Grafen Clam-Gallas in kleineren Kämpfen und im heißen nächtlichen Sieg bei Gitschin (29. Juni) ohne große Mühe auf Königgrätz zurück. Die schlesische Armee aber drang, 27. Juni, in drei Kolonnen über die Pässe des Gränzgebirgs; Bonin bei Trautenau gegen Gablenz, die Garden unter Prinz August von Württemberg in der Mitte, Steinmetz, dem die schwerste Aufgabe zufiel, bei Nachod und Skalitz gegen Ramming und Erzherzog Leopold. Ueberall kämpften die Oesterreicher tapfer, verloren aber auch im glücklichsten Fall (bei Trautenau) durch das preußische Schnellfeuer viel mehr Todte und Verwundete, und durch den Mangel an Nationalgefühl eine unverhältnißmäßige Zahl von Gefangenen.

Nun häufte Benedek seine entmuthigten Korps bei Königgrätz zusammen und erhielt, nachdem er 1. Juli telegraphisch dem Kaiser zum Frieden gerathen, den direkten Befehl, sofort eine Schlacht zu liefern. Mit 500 Kanonen setzte er sich also auf den Höhen zwischen der Elbe und Bistritz fest und bereitete sich auf den Entscheidungstag.

König Wilhelm, eben in Gitschin eingetroffen, beschloß noch in der Nacht, ein Zusammentreffen aller Korps vor dem Feinde anzuordnen. Am Morgen des 3. Juli begann Friedrich Karl den ungleichen Kampf gegen die furchtbare Artillerie Benedeks und seine überlegenen Massen; die Division Fransecky deckte vier Stunden lang unter dem gräßlichsten Kartätschenfeuer den linken Flügel und ließ dort ein Viertel ihrer Infanterie zurück, bis endlich um 1 Uhr zwei Korps des Kronprinzen auf den rechten Flügel der Oesterreicher eindrangen und die Aufgabe ihrer Brüder erleichterten. Gegen 3 Uhr war Benedek auch im Rücken angefaßt; nach 4 Uhr setzte sich der König an die Spitze der Kavallerie, den geschlagenen Feind zu verfolgen.

Erst 9 Uhr verstummte bei Pardubitz der letzte Kanonendonner; die Oesterreicher hatten 18,000 Mann verloren, dazu 24,000 Gefangene, aber auch von den Siegern lagen 8800 todt oder verwundet bei Chlum, Sadowa und Königgrätz. Es war die größte Schlacht des Jahrhunderts, durch die Zahl der Kämpfer. Die österreichische Armee zerstob, nur die Sachsen verließen in geschlossenen Reihen den Wahlplatz. Benedek zog sich auf das feste Olmütz zurück; die Preußen dagegen rückten unbeirrt auf Wien los. Durch ganz Norddeutschland wiederhallte der Ruf: „dem König gr'äths!“ Antonelli aber, des Papstes Staatssekretär, rief aus: die Welt bricht zusammen.

Franz Joseph erklärte nun, 5. Juli, er trete Venetien an den Kaiser Napoleon ab. Und dieser, der mit verschränkten Armen zugeschaut hatte, wie die Deutschen im Bruderkampfe sich nächstens verbluten werden, ward jetzt von „patriotischen Beklemmungen“ befallen. Er suchte in aller Weise den Siegeslauf Preußens zu zügeln; allein wegen des Eiterns der mexikanischen Beule konnte sein Kriegsminister keine 50,000 Mann ausrüsten. Er bat also wenigstens Italien, seinerseits vom Kriege abzustehen, da er

ihm Venetien gern überlasse; doch diese Zumuthung wies Ricasoli als unehrenhaft ab. Immerhin konnte der Erzherzog Albrecht sonder Gefahr seine meisten Truppen nach Wien versetzen, da von Italien nicht viel zu befürchten stand. Als die durch ihre Panzerschiffe übermächtige Flotte des Admirals Persano gegen Dalmatien segelte, um Lissa zu erobern, überfiel sie der kühne Tegetthoff, 26. Juli, und trieb sie mit scharfem Schlage nach Ancona zurück. Mittlerweile wurde in Nikolsburg unter französischer Vermittlung hin und her verhandelt, bis 22. Juli Waffenruhe eintrat und 26. ein Präliminarfriede erzielt wurde. Die französische Vermittlung kam übrigens Oesterreich theuer zu stehen. Für den Fall, daß Frankreich sich fern hielt, bot Bismarck annehmlichere Bedingungen, namentlich forderte er keine Entschädigung der Kriegskosten. Da aber Esterhazy dies Anerbieten verwarf und der Franzose sich mit großem Eifer in die Verhandlungen einmischte, ermächtigte Bismarck Magyaren wie Klapka zur Bildung einer ungarischen Legion, und bestand dann auf der Zahlung von 20 Mill. Thlr. Kriegsentschädigung, eine Bestimmung, die auch im Frieden von Prag (23. Aug.) festgehalten wurde. Oesterreich mußte aus dem deutschen Bund austreten und die Annexion von Schleswig-Holstein zugeben; bis an den Main sollte der norddeutsche Bund reichen. Für Sachsen legte Oesterreich noch ein gutes Wort ein, nicht aber für seine übrigen Verbündeten.

Gegen diese rückte Vogel von Falkenstein aus Eisenach vor, drängte erst die Bayern 10. Juli bei Kissingen und anderwärts über den Main zurück, warf durch Göben 14. Juli die Hessen bei Aschaffenburg, und besetzte 16. Frankfurt, von wo die Bundesversammlung sich noch rechtzeitig nach Augsburg geflüchtet hatte; die reiche Bundesstadt mußte starke Kontributionen zahlen. Dann übernahm Manteuffel den Oberbefehl über die 60,000 Mann starke Mainarmee, die 50,000 Bayern und wohl 50,000 Südwestdeutschen gegenüberstand, und schlug 23. Juli die Badenser bei Hundheim, 24. die Württemberger bei Tauberbischofsheim, 26. die Bayern bei Roßbrunn, bis 2. August vor Würzburgs Mauern die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes auch mit den Süddeutschen eintraf, gerade als deren Heere sich endlich zusammengefunden hatten. Sie gestanden sich, ihr Feldzug sei ein Fehlzug gewesen; die Mängel der Bundesarmee, welchen Preußen so lange vergeblich abzuhelfen gesucht hatte, waren vollständig an's Licht getreten. Preußen aber forderte nicht nur Kriegskosten, sondern auch ein Stück Land, namentlich von Bayern, dessen fränkische Fürstenthümer vor 60 Jahren noch preußisch gewesen waren.

Erschreckt wandten sich diese Höfe (außer dem badischen) an Napoleon um Hilfe. Am 5. August forderte er durch seinen Gesandten Benedetti von Preußen nicht blos eine Grenzberichtigung für Frankreich, sondern Rheinbayern, Rheinhessen samt Mainz, worauf Bismarck sagte: Dann ist's Krieg! Napoleon sah sich zu diesem ungerüstet und lenkte ein; er wollte sich zur Noth mit Luxemburg, Landau ꝛc. begnügen, aber Wilhelm blieb dabei: Nicht einen Schornstein von Deutschland! Doch konnte nun Bismarck den Süddeutschen zeigen, was von Westen drohe; so verständigte man sich schnell, Württemberg (13. Aug.), Baden (17.), Bayern (22. Aug.), Darmstadt (3. Sept.) schloßen nacheinander Frieden mit Preußen, und traten zugleich in Schutz- und Trutzbündnisse mit demselben, die aber vorerst geheim blieben. Darmstadt und Bayern hatten etwas Land abzutreten; für Sachsen, welchem anfangs die Aenderung der Dynastie zugemuthet wurde, genügte schließlich (21. Okt.) der vollständige Beitritt zum norddeutschen Bund. — Schon vorher, 3. Okt., war der Friede zwischen Oesterreich und Italien in Wien unterzeichnet worden. Jetzt erst lieferte Oesterreich die eiserne Krone der Lombardei an Italien aus. Doch mußte letzteres sich gefallen lassen, daß es Venetien aus der Hand Frankreichs und erst nach erfolgtem „Plebiscit“ erhalte.

Venetien beschloß 22. Okt. durch eine glänzende Volksabstimmung (651,758 Ja gegen 69 Nein) seine Vereinigung mit dem jungen Königreich und Viktor Emanuel nahm diese mit den Worten entgegen: „Heute hat die Fremdherrschaft aufgehört; Italien ist vorhanden, aber noch nicht vollendet.“ Dieses Wort war freilich wahr; dem Königreiche fehlte noch

Rom, das zu erringen Frankreich einmal nicht erlaubte. Und dann konnte man sagen: „Italien ist gemacht, die Italiener sind noch zu machen.“ Man hatte eine freie Verfassung und fühlte sich doch nicht glücklich. Nur ein Viertel der Rekruten konnte lesen und schreiben; die Verwaltung wollte nicht besser, die Justiz nicht sicherer werden; die Finanzen aber geriethen durch allerhand Schwindel, trotz zunehmendem Steuerdruck, in eine unabsehbare Verwirrung. Kriegsruhm hatte Italien sich auch nicht erworben; doch hatte die preußisch-italische Waffengemeinschaft gleichzeitig das einheitliche Italien und das einheitliche Deutschland zur Welt gefördert, wodurch Europa's Lage mit einem Male völlig verändert wurde.

§ 18. Der norddeutsche Bund.

Der deutsche Bund starb 14. Aug. 1866 in den „drei Mohren“, indem der österreichische Gesandte expreß nach Augsburg reiste, ihn für aufgelöst zu erklären, im Beisein von nur drei süddeutschen Gesandten. Doch hat kein Dichter ihm einen Nachruf geweiht, weil sein 50jähriges Bestehen ihn nie als eine schaffende Kraft geoffenbart hatte. Aller Blicke richteten sich vielmehr nach dem riesig aufstrebenden Berlin, wo Wilhelm I. am 4. Aug. eintraf und Tags darauf den preußischen Landtag eröffnete. Die Thronrede kündigte die Gründung eines neuen Bundes an und bat um Indemnität (d. h. Verzeihung) für die seitherige budgetlose Verwaltung, damit der Conflict der letzten Jahre, der „aus einer unabweisbaren Nothwendigkeit“ hervorgegangen sei, zum sichern Abschluß gebracht werde. Nachdem das reorganisirte Heer in so glänzender Weise seine Tüchtigkeit erprobt hatte, war nun auch die dem „unfähigen Minister“ früher abgeneigte Mehrheit bereit, ihm seine Geringschätzung ihrer Stimmen zu vergeben. — Am 17. Aug. kündigte er ihnen an, wie Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt mit der preußischen Monarchie auf immer vereinigt seien; und dazu kam noch (Decbr.) Schleswig-Holstein, so daß Preußen als der Kern des neuen Bundes 24 Millionen Deutsche umfaßte auf einem nun wohl arrondirten Gebiet. Nach eingehenden Berathungen mit Sachsen und den übrigen Kleinstaaten wurde 24. Febr. 1867 der erste Reichstag eröffnet, der schon 17. April die Verfassung des neuen Bundesstaats vollendete.

Es war doch heftig gestritten worden, namentlich über die Diätenlosigkeit der Abgeordneten und die Heeresstärke, 2 Punkte, an welchen Bismarck unerschütterlich festhielt. Ein Bundesrath vertritt die 21 Regierungen, ein Reichstag das Volk; die gesamte Land- und Seemacht befehligt der König von Preußen, welcher den Bund im Rathe der Völker vertritt. Damit war die Union des J. 1850 in verbesserter Auflage verwirklicht und die Aussicht, durch Einheit zur Freiheit zu gelangen, belebte mit neuer Hoffnung auch die bisher minder günstig gestellten Bundesglieder (wie Mecklenburg ꝛc.). Dagegen war es ein Glück, daß der Bundesstaat sich all der Eingriffe in's Leben der einzelnen Volkstheile enthielt, welche die Reichsverfassung von 1849 gewagt hatte. Deutschland saß jetzt im Sattel und mußte zeigen, ob es reiten könne.

Neben dem norddeutschen Bunde bestand der Zollverein fort, der wenigstens eine Brücke über den Main zu bauen gestattete. Die unpassende Anordnung, daß alle Glieder gleiche Macht haben sollen, wurde jetzt beseitigt und die Gesetzgebung über das Zollwesen einem Zollbundesrath und „Zollparlament“ übertragen, 8. Juli 1867. Das sollte das Band sein, welches die vier Staaten Süddeutschlands dem Norden näher bringen würde, ohne daß ein Druck auf diese ausgeübt würde.

Der große Minister sprach: „Wenn die ganze Nation die Einheit will, ist kein deutscher Staatsmann stark genug, sie zu verhindern, keiner kleinmüthig genug, sie hindern zu wollen. Wohl dürfen wir das große Werk erst dann für vollendet erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund erfolgt sein wird; aber die Aktion für diesen Eintritt muß von ihnen ausgehen.“ Wilhelm eröffnete das erste Zollparlament, 27. April 1868, mit einer Rede, welche auf die kleinen Anfänge des Zollvereins und seine großen Früchte hinwies; und die Verhandlungen dieses Parlaments stärkten trotz mancher Mißklänge von Seiten der verbissenen Partikularisten die frohe Hoffnung, daß aus dem Zoll- bald ein

Vollparlament werde. Doch wollte Bismarck nichts übereilen. Als Febr. 1870 Lasker vorschlug, den Anschluß Badens an den Bund zu beschleunigen, verwies ihn der Minister zur Geduld: „wir wollen nicht den Milchtopf absahnen, um das übrige sauer werden zu lassen. Das Haupt des Nordbunds hat doch schon jetzt in Süddeutschland eine Stellung, wie sie seit dem Rothbart kein Kaiser gehabt hat."

Den annektirten 3 Provinzen suchte man den Uebergang in den neuen Staat dadurch zu erleichtern, daß man ihnen finanzielle Selbständigkeit und ein Maß von Selbstverwaltung gewährte. Einen Theil von Nordschleswig gemäß dem Prager Frieden an Dänemark zurückzugeben, zeigte sich Bismarck bereit, nur verlangte er sichere Bürgschaft, daß die Deutschen, welche dadurch unter dänische Herrschaft zurückfielen, in ihren Rechten nicht verkürzt würden. Er bekam die ablehnende Antwort, es genüge an den dänischen Gesetzen; und da zugleich die dänische Presse den wüthendsten Deutschenhaß predigte, erklärte Preußen, Juni 1867, es könne sich bei so allgemeinen Zusagen nicht beruhigen, und ließ diese Friedensklausel unberücksichtigt, verbat sich auch auf's Bestimmteste jegliche Einmischung Napoleons.

Dieser hatte Bismarck mitgetheilt, wie er die dänische Auffassung von den Garantien theile. Der Graf wies alle Theilnahme Frankreichs an den Verhandlungen über die Ausführung des betreffenden Friedensartikels zurück; darüber habe es sich offiziell zu erklären, binnen acht Tagen, oder man habe den Krieg. Im Uebrigen war es ihm nicht um Festhaltung fremdsprachiger Gebiete zu thun: „Befänden sich alle Dänen auf einem Fleck beisammen, so wäre es thörichte Politik, der Sache nicht durch Einen Strich ein Ende zu machen." Da Dänemark auf die letzten Vorschläge: Linie der Gjenner Bucht und Garantien für die nördlich davon wohnenden Deutschen, nicht eingieng, ließ er 1868 die Frage ruhen. Sie wurde 1878 gelöst, indem Oesterreich auf jene Clausel des Prager Friedens verzichtete. — Wie mit den Fürsten von Hessen und Nassau Entschädigungen vereinbart wurden, so hatte Preußen auch dem König von Hannover 16 Mill. Thaler als Abfindungssumme geschenkt, ohne ausdrücklichen Verzicht auf die Krone zu verlangen. Da derselbe aber fortfuhr, gegen die neue Gestaltung der Dinge zu agitiren, und sogar auf holländischem und französischem Boden eine Legion seiner Landeskinder anwarb, wurden ihm die Mittel dazu wieder entzogen. Ebenso wurde auf das Vermögen des Kurfürsten Beschlag gelegt, da auch er 1868 sich den welfischen Umtrieben anschloß.

Daß diese Schöpfung einer starken Großmacht in Mitteleuropa, die, wie Moltke aussprach, niemand angreife, aber jedem den Krieg verbieten könne, den Neid aller Nachbarn erregte, war ganz natürlich. Mit ungemischter Freude wurde sie wohl nur von Amerika begrüßt; in Rußland, England und Italien blos von Einzelnen. Am schwersten war Napoleon betroffen. Er gestand im Senat, Febr. 1867: „Frankreich hat nicht mehr die Wage der Welt in der Hand, seine Suprematie ist vorüber;" und wie neckten ihn Thiers und Favre, daß er das habe geschehen lassen: „Die kleinen Staaten seien so glücklich gewesen und ein Glück für Europa (d. h. Frankreich!)" Quinet weissagte bereits: Dieses gewappnete Cäsarenreich trage den Krieg gegen seinen herabgekommenen Nachbar im Leib. Sollte Frankreich also bei der neuen Ländertheilung ohne irgend ein Beutestück ausgehen? Und das, während die Armee aus Mexiko erfolglos zurückkehrte? Das war unmöglich. Napoleon spann Verhandlungen im Haag an, welche erzielten, daß im Febr. 1867 der Ankauf des Großherzogthums Luxemburg angeboten wurde; damit konnte der König von Holland seine Schulden tilgen und seinem übrigen Lande den Schutz Frankreichs sichern. Am 21. März war der Abtretungsvertrag schon in aller Stille aufgesetzt, als dem Könige das Herz schlug und er dem preußischen Gesandten das Geheimniß mittheilte. So wurde der Plan vereitelt.

Preußen verweigerte seine Zustimmung. In schonendster Form forderte Napoleon, so müsse es wenigstens die Festung Luxemburg räumen, da diese mit dem Erlöschen des deutschen Bundes aufgehört habe eine Bundesfeste zu sein. Sollte man nachgeben? fragten sich die Herren in Berlin. Moltke meinte: Nein! denn der händelsüchtige Nachbar sei doch noch nicht gehörig gerüstet. Bismarck zog vor, den Wechselfällen eines Krieges, der

so große Erbitterung hinterlassen müsse, möglichst lange auszuweichen. Also traten auf Rußlands Vorschlag die Gesandten der Mächte, welche (S. 872) den Vertrag von 1839 unterzeichnet hatten, in London zusammen und beschloßen 11. Mai, daß Luxemburg bei Holland bleibe und für immer einen neutralen, doch dem Zollverein angeschlossenen Staat bilde, für dessen Neutralität die Großmächte gemeinsam bürgen; die preußische Garnison aber räume die Feste, deren Werke vom niederländischen König geschleift werden sollen.

Dabei beruhigte man sich zunächst. Indessen arbeitete Napoleons Kriegsminister, Marschall Niel, in aller Eile an der Neuorganisirung des Heeres. Ein neues Wehrgesetz, nur gar nicht nach dem Geschmack der Bauern, sollte die Truppenzahl verdoppeln; ein Hinterlader, das Chassepot, sollte den preußischen weit übertreffen; die Artillerie sollte durch neuerfundene Mitrailleusen (Kugelspritzen) vervollständigt werden. Mit fieberhafter Ungeduld wurde in allen Arsenalen gearbeitet und kolossal gerüstet. Deutschland schaute ruhig zu; preußische Organisation zwar wurde mehr oder minder in allen Staaten eingeführt, und eine gleichmäßige Bewehrung angestrebt; doch fühlte man sich im Ganzen sicher unter der neuen schwarzweißrothen Fahne. Verhandlungen über das Recht Preußens, auch nach Rastatt seine Truppen zu senden, Anfragen, ob Frankreich nicht etwa doch auf Belgiens Kosten seine Ostgrenze erweitern dürfe, Verbindungen mit Viktor Emanuel, der zur Demüthigung Preußens mitwirken wollte, aber sich durch Mazzini gehindert fand 2c., dauerten fort und mahnten zu steter Wachsamkeit. — Daneben hatten, nach alter deutscher Unart, die Parteien ihre Lust daran, das Große, das erreicht war, zu bemäkeln und dem Ausland zuzuwinken, als sei noch nicht alles verspielt. Das stärkste darin leisteten die Ultramontanen, die sich in Bayern die patriotische Partei nannten, und die Demokraten in Schwaben.

In der Luxemburger Aufregung hetzten sie unausgesetzt gegen Preußen, das um eines so armseligen Gegenstandes willen mit den friedlichen Franzosen anbinden wolle; sobald aber der Friede gesichert war, schleuderten sie heuchlerische Anklagen gegen den schwachen Minister, der ein so werthvolles deutsches Grenzland preisgebe. Und der jüdische Fortschrittsheld Jacoby rief in der preußischen Kammer aus: „Ein in der Freiheit einiges Deutschland ist die sicherste Bürgschaft des Friedens in Europa, unter der preußischen Militärherrschaft hingegen ist Deutschland eine beständige Gefahr für die Nachbarländer." Eine zeitweilige Wichtigkeit bekamen jetzt die vier süddeutschen Staaten. (Liechtenstein wäre eigentlich der fünfte, es wurde aber im Frieden von Prag vergessen und besteht seither, an Oesterreich angelehnt, als souveränes Ländchen fort, ganz ohne Militär, seit seine 70 Mann 1866 zurückgekehrt sind und die Waffen abgelegt haben.) Diese vier also hiengen durch das Schutz- und Trutzbündniß militärisch mit Preußen, durch den Zollverein merkantilisch mit dem Nordbunde zusammen. Ihnen wars freigestellt, ob sie unter sich einen Südbund schließen wollten. Der kluge Fürst Hohenlohe als Minister Königs Ludwig II. (seit 1864) wies den Südbund von sich, da Bayern als der stärkste dieser Staaten sich nur auf eifersüchtige Beargwohnung Seitens der Nachbarn gefaßt halten müßte. Die Demokraten in Württemberg forderten Einführung des unpraktischen schweizerischen Milizsystems; und auch der Minister schien hier den Eintritt in den Nordbund für das größte Unglück zu halten. Immer wieder liebäugelte man mit den Franzosen. Der Freiburger Bote schrieb: „Wir können keine Mußpreußen werden, weder auf offenen noch auf Schleichwegen; die herzigen Französlein leiden's nicht." Ungescheut wurde angedeutet, die Rettung aus der jetzigen unhaltbaren Lage müsse von jenseits des Rheines kommen. — Die bayrischen Ultramontanen waren so rührig, daß sie eine Kammer zusammenbrachten, vor welcher, März 1870, Fürst Hohenlohe abtreten mußte, daher die Franzosenfreunde laut jubilirten. Sobald der große Krieg ausbrach, schrieb, 16. Juli 1870, das „Vaterland": ‚Preußen will absolut seine Prügel haben, purer Uebermuth hat den Krieg herbeigeführt; vor den siegreichen Kanonen Frankreichs, das Gott berufen, unser Recht zu übernehmen, da ist der rechte Platz für Kain-Preußen.‘ Wir dürfen die Schmach der Zerrissenheit, die uns so lange dem Ausland gegenüber wehrlos gemacht hat, nicht gar zu schnell vergessen.

§ 19. Oesterreich-Ungarn.

Nicht bloß der Sieger, auch der Besiegte im letzten deutschen Kriege mußte nun darauf denken, sich in seinem Hause auf's Neue wohnlich einzurichten. Die österreichische Monarchie hatte nicht nur Venetien und ihre Stellung in Deutschland eingebüßt, das Auseinanderstreben ihrer Nationalitäten war auch sonst auf einen solchen Grad gestiegen, daß alles aus dem Leim zu gehen drohte. Belcredi war auf eine Zerlegung Oesterreichs in 5 unabhängige Königreiche bedacht. Nun versuchte es aber der Kaiser, 1866—1871, mit einem Minister aus Deutschland. Der Freiherr von Beust (S. 907) war bisher als sächsischer Minister der eifrigste Gegner Preußens gewesen; er wurde an die Spitze der Regierung nach Wien berufen, das Zerfallen der Monarchie aufzuhalten und mit ihr in ein frisches Geleise einzulenken. Ein um Plane nie verlegener, redefertiger Herr, der Oesterreich wohl anstand, nur daß er etwas zu viel nach außen wirken wollte; gar zu gern hätte er Preußen in allerhand Unbequemlichkeiten hineingezogen, um es endlich in einen großen Rachekrieg zu verstricken. Im Innern aber machte er sich ernstlich daran, die vielen Gegensätze, welche das Reich zu keiner Ruhe kommen ließen, zu versöhnen. Hier handelte es sich zunächst um einen Ausgleich mit den trotzigen Ungarn, der allein möglich schien durch einen Dualismus, als sollte nun endlich der Doppeladler des österreichischen Wappens eine Wahrheit werden. Beust versprach den gemäßigten Führern der Magyaren, einem Deak, Andrassy, Eötvös ꝛc. geradezu Alles, was sie verlangten, setzte ein eigenes ungarisches Ministerium ein und schuf das einheitliche Reich zur österreichisch-ungarischen Monarchie um.

Die Landtage der einzelnen Theile dauern fort, aber sie theilen sich in zwei Gruppen; die Länder der alten Stephanskrone, die jenseits der Leitha liegen, heißen hinfort Transleithanien und werden von Pest aus regiert. Die 17 übrigen werden Cisleithanien genannt und haben ihren Reichstag in Wien.

Am 8. Juni 1867 erschien Franz Joseph in Ofen, natürlich in den engen Hosen und dem Dolman der magyarischen Nationaltracht. In der Kirche fragte erst der Primas die Bischöfe, ob der Thronbewerber der Krone würdig scheine; und als sie es bejaht, ertheilte er dem neuen „König" den Segen, worauf Graf Andrassy ihm die Krone des h. Stefan auf's Haupt setzte und alles Volk befriedigt rief: Eljen a Kiraly, es lebe der König! Jetzt erst war eigentlich Franz Joseph König geworden, nämlich jenseits der Leitha; die 19 Jahre ungesetzlichen Regierens waren ihm verziehen. Dafür wendete er den Magyaren einen Vortheil um den andern zu: Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien und die Militärgrenze mußten sich von den Magyaren regieren lassen, die nun eine Landwehr (Honved) schaffen durften.

Wenn somit der Schwerpunkt der Monarchie nach Pest verlegt war, hatte dennoch Transleithanien nur 30 Procent der gemeinsamen Kosten und Leistungen zu übernehmen, während es 50 Procent Antheil an den gemeinsamen Rechten erhielt. Diese finanzielle Erleichterung war es allein, was den zahlreichen Deutschen und Slaven in den genannten Gebieten die neue Ordnung der Dinge noch etwas annehmlich machen konnte; im Uebrigen wußten sie aus Erfahrung, daß die magyarische Herrschaft eine willkürlichere ist als die der Wiener Herren, und sich mit der Pflege des Rechts und der Sicherheit, mit der Sorge für Hebung aller materiellen und geistigen Interessen nicht eingehend zu belasten pflegt. So werden jetzt die 200,000 Sachsen in Siebenbürgen mit Aufdrängung der magyarischen Sprache in allen Amts- und Gerichtsverhandlungen drangsalirt; man beraubt sie ungescheut alter Rechte und Güter, wie auch die rumänische Bevölkerung majorisirt wird. Die Königreiche Kroatien und Slavonien wurden erst 1873 nothdürftig befriedigt durch einen Ausgleich, der ihnen auflegte, nur 55 Procent ihrer Einkünfte an die gemeinsame Staatskasse abzugeben. Diese Südslaven werden seit 1867 durch einen Geheimbund Omladina (Verjüngung) zu einer Vereinigung mit den Serben gezogen, doch steht ihrem Propheten Dr. Miletits fest, daß in Verwaltung, Gesetz und Unterricht sein Volk sich mehr an deutsche als magyarische Vorbilder anzulehnen habe.

Die Deutschösterreicher fanden sich in die neue Lage; sie ergötzten sich wenigstens an dem wiederhergestellten Reichstag in Wien und liefen Sturm auf das Konkordat. Ein Staatsgrundgesetz beseitigte die übertriebenen Rechte der katholischen Kirche und wurde daher vom Papst als „fürwahr abscheulich" verworfen. Die Bischöfe aber, welche mit der kaiserlichen Regierung sich am heftigsten herumstreiten, scheinen doch am Hofe wohlgelitten. Am weitesten durften in ihrem Widerstand gegen den Liberalismus die von den Jesuiten beherrschten Tiroler gehen, die zuerst das Zeichen gaben, von dem ihnen widerlichen Reichstag, ja auch von ihrem Landtag geradezu wegzubleiben. Erst 1876 konnte sich in Innsbruck eine protestantische Gemeinde bilden. Die Hauptstütze des jesuitischen Einflusses, seit dem Verwirrungsjahr 1848, die männliche, unbeugsame Mutter des Kaisers, Erzherzogin Sophie, war übrigens seit dem tragischen Ende ihres Lieblingssohnes Max innerlich geknickt; im Mai 1872 starb sie. Beust aber mußte, Nov. 1871, von seinem hohen Posten abtreten; der Ungar Andrassy, einst zur Hinrichtung verurtheilt, nahm (bis 1879) seine Stelle ein. — Sehr trotzig geberdeten sich den Deutschen gegenüber die slavischen Völker, von denen immer neue Stämme sich als Individualitäten zu fühlen anfangen, wie die Slovenen in Krain.

Die Tschechen kokettirten mit den Russen, besuchten in großer Anzahl den slavischen Kongreß in Moskau (S. 919), und tyrannisirten die Deutschen in Böhmen. Ganz wunderlich nahm sich's aus, daß diese Leute, die den Jesuiten und Hochadeligen die Hand reichen, zu gleicher Zeit den Hussitismus wieder belebten und 6. Juli 1868 den Todestag ihres Reformators mit großer Begeisterung feierten. Was sie anstreben ist, daß aus dem Dualismus ein Föderalismus werde, daß jedenfalls Cisleithanien noch weiter zerfalle und der Kaiser, wie mit der Stephanskrone in Pest, so auch mit der Wenzelskrone in Prag sich krönen lasse, alles unter dem Vorbehalt, auch später von Deutschösterreich immer weiter weg nach Osten hin, zum Panslavismus, zu gravitiren. Uebrigens giengen sie in Alt- und Jungtschechen auseinander, von denen jene es mit den Ultramontanen und dem Feudaladel halten; diese, mehr hussitisch gesinnt, traten 1874 in den Reichstag ein, jene erst 1879. — Dann trutzen auch die Polen, die je und je in Wien einen Brocken Vergünstigung herausschlagen, bis endlich ein Ausgleich in's Werk gesetzt werde, der Galizien zum Kern eines neuen Polenreichs umzuschaffen verheißt. Das sind Träume des Adels, während die Osthälfte des Landes mit ruthenischer, griechisch-katholischer Bevölkerung eher zu Rußland hinneigt. Seit die Regierung 1869 das Polnische zur Amtssprache im ganzen Lande erhoben hat, wird alles Deutsche ausgemerzt und verfolgt und die eben erst aufblühenden Schulen werden polonisirt, d. h. sie verkommen, da doch eine Hebung dieser indolenten Völkerschaften durch germanischen Fleiß ihr tiefstes, wenn auch von ihnen selbst kaum erkanntes Bedürfniß bildet. — Am weitesten zurückgeblieben in der Bildung ist Dalmatien. Um dasselbe bewerben sich die verwandten Südslaven; aber Ungarn verlangt, daß es zu Kroatien geschlagen werde, und dem stimmte 1872 der dalmatische Landtag bei, während die Küstenbevölkerung mehr zu Venedig hinüberneigt. In diesem vernachläßigten Außenländchen brach, Okt. 1869, ein Aufstand aus, indem die Bergbewohner hinter Cattaro sich weigerten, in die Landwehr einzutreten, vereinzelte Posten auffiengen, den Gefangenen die Ohren abschnitten 2c. So glücklich kämpften sie in ihren kahlen Bergen, daß man am Ende für's Beste hielt, jedem ein Friedensgeld von 40 fl. zu zahlen, und ihnen den Landwehrdienst erließ! — Wenn es im Osten gährt, so haltens die Slaven mit Rußland, die Ungarn mit den Türken und es muß gut gehen, wenn das deutsche Element, welches den Kitt für das österreichische Völkergemisch bildet, eine feste Politik einzuschlagen vermag.

§ 20. Spanien eine Republik.

Spanien war lange gewöhnt, sich von französischen Gedanken beherrschen zu lassen; jetzt drang auch der Republikanismus ein, bis in diesem monarchischsten aller Länder das Königthum abgeschafft wurde. Damit gieng es wunderlich zu.

Während das Volk sich seiner unsittlichen Königin immer allgemeiner schämte und dieselbe sich inniger an Napoleon anschloß, übersandte ihr der Papst, Febr. 1868, eine ge-

weihte Rose als Liebeszeichen für ihre „dem h. Stuhl geleisteten Dienste und ihre großen Tugenden." Die boshafte Welt sagte, sie habe dieselbe ihrem Lakaien und Minister Marfori geschenkt, der sie dann im Knopfloch getragen! Sobald Narvaez, der sie so lange geschützt, gestorben war (S. 882), verschwor sich General Serrano mit andern Generalen auf's neue gegen die Regierung; doch kam ihnen Isabella, von Napoleon gewarnt, noch glücklich zuvor und ließ sie, Juli, deportiren, verbannte auch ihren Schwager Montpensier samt dessen Gattin, weil diese ihrer Schwester erklärt hatte, im Fall einer Revolution werde sie zunächst an sich selbst denken.

Isabella verabredete eben eine Zusammenkunft mit Napoleon in Biarritz, da über einen neuen, dem Papste zu leistenden Dienst verhandelt werden sollte: falls Frankreich nämlich seine Truppen am Rhein brauchte, hätten spanische die Bewachung von Rom übernommen. Aber diese Reise nach der Grenze war der Zeitpunkt, den sich die verschiedenen Parteiführer erlesen hatten, um endlich vereint der Schmach des Weiberregiments ein Ziel zu setzen. Der waghalsige Flüchtling Prim fuhr von England nach Cadix und verständigte sich dort mit dem bisher loyalen Admiral Topete, welcher sich der Flotte versicherte; beide nahmen den von den kanarischen Inseln zurückgeführten Serrano auf und so fiel, 18. Sept. 1868, Cadix in die Hände der Verschworenen. Der Aufstand breitete sich wie ein Sturmwind über ganz Spanien aus; die Armee zu verführen ist hier leichter als sonst irgendwo. Isabella wollte von San Sebastian nach Madrid zurück; man sagte ihr aber, das dürfe sie nur „allein" wagen. Wie das? Nun, sie müsse den Marfori zurücklassen und nur ihren Sohn mitnehmen. Darüber brauste sie heftig auf: „ich brauche keinen Rath;" worauf auch der letzte Rathgeber seiner Wege gieng. Wie sie vernahm, daß ihr General Novaliches an der Brücke von Alcolea, 28. Sept., den Kürzern gezogen habe, eilte sie über die Grenze, 35 Jahre nach ihrem Regierungsantritt. Ein solcher Besuch seiner Nachbarin schien freilich Napoleon minder zu freuen; denn mit dem Einfluß, den er bisher auf Spanien ausgeübt, den er noch weiter ausdehnen wollte, war es nun zu Ende.

Nur keine Bourbonen mehr! nieder mit den Jesuiten! war vorerst das einstimmige Feldgeschrei der Spanier. Daher wurden im Okt. 1868 alle neuerrichteten Klöster aufgehoben und ihre Güter eingezogen, die Jesuiten aber verbannt; das süße Wort Gewissensfreiheit, 13. April 1869, von den Cortes nach einer glanzvollen Redeschlacht ausgesprochen, kam nun auch den wenigen bisher bitter verfolgten Evangelischen zu gut, die mit der Beihilfe von Fremden in Sevilla, Madrid &c. bald etliche 20 Gemeinden bildeten und in dem furchtbar unwissenden Lande das Evangelium zu verbreiten sich anstrengten.

Wie solls aber jetzt mit der Regierung gehalten werden? Serrano war vorerst Regent, unter und neben ihm herrschte auch der Kriegsminister Prim; der portugiesische König, den man einlud, wollte vom spanischen Thron nicht Besitz nehmen, und die Republikaner unter ihrem prächtigen Redekünstler, Prof. Castelar, mehrten sich überraschend schnell; sie sowohl als auch die Karlisten versuchten sich in allerhand Aufständen und Umtrieben. Die Cortes entwarfen indessen 1869 eine neue freisinnige Verfassung, die für einen Monarchen eben noch Raum ließ; alle Schulkinder mußten ihre Paragraphen auswendig lernen. Aber lange suchte man vergeblich nach einem König. Montpensier, der mit seinem Geld zum Aufstand mitgewirkt hatte, war schon als Bourbon nicht beliebt; da er März 1870 vollends im Duell den republikanisch gesinnten Infanten Heinrich erschoß und dafür in Strafe verfiel, konnte er kaum mehr in Vorschlag kommen. Zudem verwarf ihn Napoleon. Als man sodann dem 76jährigen Espartero die Krone antrug, entschuldigte sich der mit seinem Alter. Prim verfiel zuletzt auf einen Enkel der Stephanie Beauharnais und einer Murat, den trefflichen Prinzen Leopold von Hohenzollern, der eine portugiesische Prinzessin geehlicht hatte; ein Versuch, welcher zur verhängnißvollen Kriegserklärung Napoleons gegen Preußen (§ 23) führte. Das stolze Spanien nahm die Einmischung des Franzosen in seine Ange-

legenheiten mit auffallender Ruhe hin. Der zweite Sohn Viktor Emanuels vereinigte am Ende die meisten Stimmen auf sich, 191 von 311, und zog, Januar 1871, in Madrid ein, um als Amadeo I. eine neue Dynastie zu begründen. Am Tage seiner Landung starb der Königsmacher Prim, meuchlings erschossen von unbekannten Verschworenen, womit der neue Fürst seine einzige Stütze verlor. Da er auch die nothdürftigste Einigung nicht zu erzielen vermochte und als Fremdling kaum geduldet war, sagte er offen: Ihr seid nicht zu regieren! und dankte, Febr. 1873, für sich und seine Nachkommen ab. — Sogleich riefen die Cortes 11. Febr. die Republik aus; und zwar sollte es eine föderale sein ähnlich dem schweizerischen Gemeinwesen. Da gab es denn einen tollen Wirrwarr, einzelne Städte wie Alcoy und Cartagena wurden Sitze einer Schreckensregierung, in allen Provinzen aber nahm die Anarchie überhand, und dem Pöbel zu Gefallen wurde sogar das Heer aufgelöst. Man brauchte es nur zu bald wieder. Castelar selbst mußte über die gefährdeten Provinzen den Belagerungszustand verhängen und mit Pulver und Blei gegen die Föderativrepublikaner, die er an's Ruder gebracht, einschreiten. Als die Cortes ihn stürzten, verjagte sie General Pavia, 3. Jan. 1874; Serrano wurde nun Diktator, nicht auf lange. Canovas und General Campos machten 31. Dez. den 17jährigen Sohn Isabellas, Alfons, zum König, der in England eine gute Erziehung genossen hatte. Die neue Verfassung, die sechste des Jahrhunderts, untersagt den Nichtkatholiken alle öffentlichen Manifestationen, läßt sie aber doch nothdürftig fortbestehen.

Indessen war seit 1872 das Baskenland durch Schilderhebungen des Infanten Karlos VII., eines Enkels des früheren, aufgeregt worden und den von Priestern geleiteten Scharen half der gesamte katholische Adel Europas zu bedeutender Macht. Erst mit Alfonso's Thronbesteigung verloren sie den Segen des Papstes und wurden so in die Enge getrieben, daß Karl Febr. 1876 endlich großmüthig auf die Krone Spaniens verzichtete. — Die reiche Zuckerinsel Cuba, welche 35 Prozent der jährlichen Ausgaben des Reichs aufzubringen hatte, suchte seit Okt. 1868 sich von Spanien loszureißen und forderte viele Opfer. Der Krieg wurde mit blutiger Grausamkeit geführt; die Spanier erschoßen nicht blos die Gefangenen, sondern auch irgend welche Creolen, die ihre Sympathien merken ließen. Die Aufständischen im Ostende aber, Schwarze und Weiße, waren auch durch viele Niederlagen nicht einzuschüchtern. Da legte endlich Campos durch Geldschenkungen und Amnestie 1878 den Aufstand bei, gewährte den Cubanern politische Rechte und sorgte für allmähliche Abschaffung der Negersklaverei, die mit dem Jahrhundert in Amerika verschwinden wird.

§ 21. Neues aus Afrika.

In diesen Jahren wurde wieder eines Landes gedacht, das eine zwischen das Heidenthum und den Islam Afrika's vorgeschobene Christeninsel genannt werden mag, des armen Habesch. Ein wild zerrissenes Gebirgsland, durch fieberische Sumpfthäler von den Nilländern, durch eine glühende Sandwüste vom Rothen Meere abgeschieden; bewohnt von einem semitischen Volke, das seit 1500 Jahren an seinem koptischen Christenthum fest hält, und nur in der Zeit der portugiesischen Eroberungen durch das Eindringen jesuitischer Missionare, und erfolgreiche Kämpfe gegen sie und die Portugiesen (aus Goa) mit dem Abendlande in vorübergehende Berührung trat. Protestantische Missionare hatten seit 1829 ihm die h. Schrift zugänglich zu machen und das geistige Leben, das kaum vortheilhaft von dem der Muhammedaner oder der dortigen Israeliten (Falascha) abstach, zu erfrischen gesucht; katholische Missionare waren ihnen bald nachgefolgt und hatten in der Ostprovinz Tigre Fuß gefaßt. Nachdem die Engländer Aden besetzt (S. 859), trachteten sie ihren Einfluß in jenen Landschaften auszubreiten; französische Emissäre bemühten sich ebenso, diesem entgegenzuarbeiten. Als ein glücklicher Krieger erst Amhara, 1856 auch Tigre sich unterworfen hatte, legte er sich den Namen Theodoros bei und gedachte sein Volk so zu heben, daß ihm die Wiedergewinnung Jerusalems und die

Niederwerfung des Islams gelingen dürfte. Sein Liebling, der Engländer Bell, rieth ihm, europäische Handwerker einzuladen und der Kultur des Abendlandes den Eintritt zu eröffnen. Es geschah; deutsche Laienmissionare arbeiteten für den Kaiser und fanden zunächst die ehrenvollste Aufnahme; als aber Bell im Kampfe gegen einen Rebellen gefallen war, 1860, fand sich der Kaiser vereinsamt und kehrte seine wilde Despotennatur hervor. Er sah sich getäuscht in den Beziehungen zu Frankreich und England, setzte Missionare und den englischen Agenten Cameron gefangen, wüthete wie ein Thier in seinen Launen und zeigte sich immer unzugänglicher. England sandte 1864 einen neuen Consul, dessen Geschenke zuerst den König erfreuten; dann aber wurde auch er verhaftet und die Zahl der Gefangenen nur vermehrt. Alle Warnungen Victorias blieben unbeachtet, auch die des Abuna, des geistlichen Landesvaters, der zuletzt das Loos der Europäer theilte. So mußte sich England zu einem Kriegszug in's unzugängliche Habesch entschließen.

Dieser sollte viel kosten und nichts eintragen; England versprach nämlich im Voraus, sich auf keine Eroberung einzulassen. Während Theodoros in toller Wuth um sich her eine völlige Wüste schuf, landet ein angloindisches Heer in Massowa, Okt. 1867, bahnte sich einen Weg auf's Gebirgsplateau und zog Berg auf, Berg ab gegen die Felsenburg Magdala. Am 8. April 1868 erhielt Theodoros den ersten Brief des Generals Napier,



Fig. 312. Die Festung Magdala in Abessinien.

am Karfreitag, 10. April, den zweiten. Aber er wollte keine Versöhnung. Wie er die fremden Truppen aus dem Tiefthal heraufsteigen sah, schickte er ihnen sein Heer entgegen, gewiß, mit den schwarzen Sipahis bald fertig zu werden. Aber seine 7000 Abessinier erlagen schon vor den 700 Pandschabis, die den Vortrab bildeten, ohne daß sie nur zum Handgemenge kamen. Am Ostermorgen entließ er die gefangenen Weißen, wollte sich aber nicht ergeben. Die Engländer drangen 13. April in die Festung ein und fanden

Theodoros durch eigene Hand erschossen. Napier verbrannte die Amba Magdala, nahm den Kronprinzen Alamayu mit und räumte sofort das Land, dessen Anarchie ungeheilt blieb. Vor den Nationen des Morgenlands war Englands Ehre mit Glanz gerettet, aber das einzige Neue war, daß ein anderer Tyrann, Kaiser Johannes, die Herrschaft über den größern Theil des Landes gewann und die vorwitzig eingedrungenen Aegypter 1875 mit harten Schlägen hinaustrieb.

Daß jedoch auch dieser gliederlose, unbehilfliche Welttheil in's europäische Völkerleben hineingezogen wird, zeigt sich auf mehr als einem Punkte. Muhammed Ali's Enkel, Ismail Pascha, in Paris erzogen, suchte seit 1863 sein tief geknechtetes Aegypten mit französischem Firniß zu vergolden; er ließ durch den genialen Lesseps, einen Verwandten der französischen Kaiserin, mit ungeheurem Aufwand einen Schiffskanal graben, der Afrika zur Insel umgestaltete und den Dampfschiffen Europa's das Rothe Meer zugänglich machte. Ein Süßwasserkanal leitet nun einen Theil des Nils nach der neuen Stadt Ismailia; an beiden Enden des Durchschnitts wurden die neuen Häfen Port Said und Suez geschaffen. Die zehnjährige Arbeit war 1869 so weit vollendet, daß 16. Nov. der Chedive (Vicekönig) sie einweihen konnte. Dazu fanden sich Kaiserin Eugenie, Kaiser Franz Joseph, der Kronprinz von Preußen 2c. ein; sie wurden in Port Said vom Vicekönig glänzend empfangen. Der katholische Bischof von Alexandrien vollzog die Einsegnung in französischer und arabischer Sprache. Dann fuhren die Schiffe aller Nationen mit ihren Vertretern unter dem Hurrahrufen der Fellahs nach Ismailia, wo ein prächtiger Ball gehalten wurde, und gelangten am dritten Tage nach Suez. Der Chedive hatte sich's Millionen kosten lassen, seine Gäste kaiserlich zu bewirthen; dem Sultan aber sich zu entziehen, wobei er wohl von ihnen unterstützt zu werden gehofft hatte, gelang ihm nicht.

Die 380 Mill. *M.*, die das Unternehmen gekostet, verzinsen sich zwar spärlich; doch haben die Engländer 1875 es für der Mühe werth erachtet, dem Chedive die Hälfte der Aktien abzukaufen. Noch 1858 nannte ihr Lord Palmerston den Kanal den größten Schwindel aller Zeiten; jetzt ist er ihnen der liebste Weg nach Indien geworden. — Der Chedive suchte auch seinen Einfluß nach Süden auszubreiten. Erst sandte er den Engländer S. Baker, einen Entdecker der oberen Nilseen, mit einer ägyptischen Flotille 1869—73 den Nil hinauf, dem Negerfang ein Ende zu machen und in diesen durch ägyptische Schuld verödeten Strecken geordnetere Zustände herzustellen. Sein Nachfolger, der Oberst Gordon (bis 1880), hat dann bis an den Aequator hin den Menschenraub bekämpft, während zugleich Darfur erobert wurde. Nun reichte Aegypten bis an die Nilseen. Aber der verschwenderische Ismail zerwarf sich über seinen Geldnöthen mit Engländern und Franzosen, die ihn durch ihre Räthe beengten. Er versuchte umsonst sie abzuschütteln; 1879 bewogen sie den Sultan, seinen Chedive abzusetzen und dessen Sohn Tewfik die Regierung zu übertragen.

Am sichersten rückt europäische Gesittung und die Christianisirung der Heiden vom Süden her in's Innere vor durch die Ausdehnung, welche die Kolonialstaaten Englands erfahren, namentlich seit die Auffindung von Diamanten und Gold eine größere Zahl Weißer in's Land zieht. Sie bestehen aus dem den Holländern 1806 abgenommenen Kapland, zu welchem nach drei schweren Kriegen Kafirländer hinzugefügt wurden. Von den ausgewanderten Bauern holländischer Abkunft wurden dann zwei Freistaaten unter Tschuanastämmen gegründet, deren einer, Transvaal seit 1852, die Eingeborenen so ungeschickt behandelte, daß die Engländer, um einen allgemeinen Farbenkrieg zu verhindern, 1877 ihn einfach annektirten. Der andere, Oranje Freistaat seit 1854, besteht noch unter britischer Oberaufsicht; übrigens scheint eine Föderativverfassung sämtlicher südafrikanischer Kolonialstaaten im Werke zu sein. Dazu geschah 1879 ein weiterer Schritt, indem auch das Zululand nach heißen Kämpfen unter britische Oberhoheit gebracht wurde. Im Osten hat England seit 1873 den Imam von Sansibar zur Bekämpfung des Sklaven-

handels vermocht, im Westen 1874 die stolzen Asante besiegt. Verheißungsreich für Ostafrika ist endlich der Umschwung, der sich auf Madagaskar vollzogen hat, obwohl dessen Hauptbevölkerung nicht aus Schwarzen, sondern aus malayischen Stämmen besteht.

Englische Missionare sammelten dort seit 1820 unter dem Schutze des begabten Königs Radama I., der die ganze Insel sich unterworfen hatte († 1828), eine kleine Gemeinde, für welche sie die Bibel übersetzten. Dieses Häuflein aber wurde von der blutigen Ranawalona I., 1835—61, grausam verfolgt, mehrte sich jedoch unter allen Stürmen. Ihr Sohn Radama II., 1861—63, gab das Bekenntniß frei, schwankte aber zwischen englischen und französischen Einflüssen haltlos hin und her. Ranawalona II. dagegen ließ sich 1869 taufen und schaffte die Götzen ab; rasch verbreitet sich protestantischer Unterricht über weite Strecken der Insel, während auch die jesuitische Mission volle Freiheit genießt. Die Gefahr, welche dem Reiche drohte, von Frankreich unterjocht zu werden, das wiederholt Anspruch auf den Besitz Madagaskars gemacht hat, scheint von ihm abgewendet. — Die französische Herrschaft in Afrika beschränkt sich auf Algerien und Senegambien; und wenn auch hier immer neue Strecken besetzt, erobert oder in ein Schutzverhältniß gebracht werden, wenn auch der Plan verfolgt wird, beide Gebiete durch Unterwerfung der Saharastämme zu einem kolossalen Reiche zu verbinden, zeigen doch die wiederholten Aufstände fanatischer Muselmanen, sowohl unter den Arabern und Berbern im Norden, als auch unter den Schwarzen im Süden des Senegal, daß hier noch lange nicht auf einen sicheren Besitz zu rechnen ist.

§ 22. Das vatikanische Concil.

Das geräuschvolle Treiben der Neuzeit, die vielverzweigte, immer regere Thätigkeit auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens gibt der großen Masse von Namenchristen leicht den Eindruck, als sei in unsern Tagen der völkerbeherrschende Einfluß der Religion, im Abendlande wenigstens, völlig erstorben. Wer tiefer blickt, findet, daß dem nicht so ist: die Religion schwimmt allerdings nicht mehr auf der Oberfläche, im innersten Grunde aber bewegt und beeinflußt sie noch immer die Geschicke der Völker; ihr dienen, ihnen selbst unbewußt, auch diejenigen, welche sich ihrer Religionslosigkeit rühmen. Niemand hat das wohl besser erkannt als die Gesellschaft Jesu, welche vor 100 Jahren scheinbar erloschen, durch ihre stetige unbeschrieene Wirksamkeit an den Höfen, wie durch die kluge Benützung aller irgend verwendbaren Parteien, in den Stand gesetzt wurde, ihren Grundgedanken, die Alleinherrschaft des Papstthums, in weitem Kreise der Verwirklichung nahe zu bringen. Schon Gregor XVI. verordnete 1836, daß alle geistlichen Orden sich der Leitung durch Jesuiten zu unterwerfen haben; unter der Geistlichkeit aller Länder gaben sie nun den Ton an. Doch hatte derselbe Papst erklärt, an der Kirche lasse sich nichts verbessern, sie sei das ewig gleiche im Wechsel aller Dinge. Anders Pio IX. Seit Gaëta, 1849, fühlte sich dieser eitle Mann als Schützling der h. Jungfrau besonders begünstigt, wofür er ihr doch einen Gegendienst erweisen mußte; ohne sich an frühere Lehrer zu binden, erklärte er sie unter Berufung auf „unsere eigene Autorität", 8. Dez. 1854, frei von aller Erbsünde, daher ein Priester sie die vierte Person der Gottheit zu nennen wagte.

Diese Immaculée conception erschien dann 1858 als eine hohe Frauengestalt einem 14jährigen Mädchen in Lourdes und richtete daselbst ihren Dienst auf. Als das neue Dogma so ziemlich unangefochten durchgieng, fühlte Pio das Bedürfniß, die Welt mit noch weiteren zu beglücken. In einem „Syllabus" verdammte er 1864 alle Versuche (besonders deutscher Theologen), das Papstthum mit der modernen Civilisation zu versöhnen; er erklärte z. B. die Behauptung vom Recht eines jeden Menschen auf Gewissensfreiheit für Wahnsinn, erkannte der Kirche die Zwangsgewalt noch immer zu, vermöge deren einst Ketzer hingerichtet worden, und bezeichnete die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen als einen verdammungswürdigen Irrthum. Noch nie, sagte er, hat ein Papst die Grenzen seiner Gewalt überschritten, noch nie in Sachen des Glaubens oder der Moral geirrt.

Er behauptete gegen französische Bischöfe: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben! donnerte in einer Encyclica (Rundschreiben) wie vom Sinai herab gegen alle liberalen Lehren; und feierte, 29. Juni 1867, das Jubiläum von Petri Martyrium mit nie gesehenen Festen unter dem Zulauf von 500 Bischöfen ꝛc., die ihm unverbrüchliche Treue gelobten. Das Geld dazu lieferte ihm der Peterspfennig, der für ihn in aller Welt gesammelt wurde und bis 1869 schon 271 Mill. Frks. eintrug. Damals hat er nicht nur eine Anzahl japanischer Märtyrer um unbewiesener Wunder willen heilig gesprochen, sondern auch ein Ungeheuer der spanischen Inquisition, den Ketzerbrater Arbues. Leider wollten nur die Kaiser und Könige sich nicht gehörig fügen; Ecuador war eigentlich der einzige Staat nach seinem Herzen. Ein Concil, ließ er merken, sollte zu größerer Einigung verhelfen; und diesem Gedanken stimmten die ahnungslosen Bischöfe freudig zu.

Indessen glühte Garibaldi vor Verlangen, das „Viperneſt" Rom auszunehmen; der italienische Minister Rattazzi, gebunden durch den Septembervertrag (S. 932), konnte ihm freilich eine Unternehmung gegen den Sitz des Papstes nicht offen gestatten; und ein Ministerwechsel hatte die Folge, daß der Freischarenzug gegen Rom in Florenz verdammt wurde. Dennoch ließ man den alten Haudegen über die Grenze eilen, da er sich denn mit den Päpstlichen lustig herumschlug. Napoleon aber sandte nun dem Papst ein Heer zu Hilfe, das 3. Nov. 1867 bei Mentana auf die schlechtbewaffneten garibaldischen Scharen stieß. Dort thaten die Chassepots ihre ersten Wunder an den Leibern der italienischen Jugend. Garibaldi zog sich erbittert auf seine Ziegeninsel zurück, und der Minister Rouher versicherte 5. Dez., nie werde Frankreich dulden, daß Italien sich Roms bemächtige. Bald in Florenz, bald in Rom mußte Napoleon beschwichtigen, ohne doch dieses oder jenes ganz für sich zu gewinnen. — Nun lag dem Papst an, daß durch Anerkennung seiner Unfehlbarkeit den Bischöfen der letzte Rest von Selbständigkeit entrissen werde. So schrieb er, 29. Juni 1868 (am Tage, da in Worms ein Lutherdenkmal eingeweiht wurde), ein ökumenisches Concil aus, das sich, Dez. 1869, in Rom versammeln sollte. Nachdem mittlerweile die tugendhafte Isabella verjagt, Oesterreich gelähmt, Napoleon zu Zugeständnissen an die Liberalen genöthigt war, konnte man in der Jesuitenzeitung, Febr. 1869, lesen, was dieses Concil auszurichten bestimmt war: die Unfehlbarkeit des Papsts, die leibliche Himmelfahrt der Maria und die Lehren des Syllabus sollten als Glaubenssätze verkündigt werden. Die Spitze dieser Neuerungen war so deutlich gegen Deutschland gerichtet, daß der bayrische Minister Fürst Hohenlohe, April 1869, sich bewogen fand, die Mächte vor den übeln Folgen eines solchen Concils zu warnen; doch sagten die Minister, Beust voran, sie können's abwarten. Griechen und Protestanten wurden vom Papst eingeladen, sich zu unterwerfen, was sie in verschiedener Weise ablehnten. Die deutschen Bischöfe bemühten sich noch in einem Hirtenbrief von Fulda, 1. Sept. 1869, ihre Herden zu versichern, daß gewiß keine neuen Glaubenslehren eingeführt werden, wogegen das Organ des Papstes auf die Döllingersche Schule in München als den Sitz der deutschen Rebellion gegen das Papstthum hinwies. Am 8. Dez. 1869 wurde das Concil durch eine grandiose Procession eröffnet, in strömendem Regen.

Es war zahlreicher besucht als irgend eines der früheren, 779 Kirchenfürsten waren zusammengekommen. Da erschienen die bärtigen majestätisch ruhigen Bischöfe des Morgenlandes neben den feinen Gesichtern gebildeter Engländer, Franzosen, Deutschen und Nordamerikaner, und gar viele denkfaule Romanen; apostolische Vikare (Bischöfe in spe) fanden sich in übergroßer Menge ein, 300 arme Bischöfe waren ganz auf des Papstes Bewirthung angewiesen. Es freute Pio, ihnen allen an diesem Tage sagen zu können, „wie nichts stärker sei als die Kirche." Und wenn die Kirche der Papst ist, so erwies sie sich dießmal allerdings stark im Knebeln aller freien Ueberzeugung und Aeußerung. Kein Concil war je unfreier von seinem Anfang an; und die unerhört gewaltthätige Geschäftsordnung wurde im Fortgang noch beständig verschärft, damit ja keine Debatte stattfände und die Verhandlungen wie nie zuvor in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt blieben. Noch in Trient hieß es: die Synode beschließt; diesmal aber im Vatikan: der Papst befiehlt unter

Zustimmung des Concils. Und doch erscholl selbst dieser, alles Sprechen und Hören erschwerende Saal von mancher freien unmißverständlichen Rede, die allem Verbot zum Trotz weit hinausgetragen wurde. Der Kroate Stroßmayer brachte seine Gedanken vor, wie Papstthum und Kardinalskollegium universalisirt, d. h. auch Nichtitalienern zugänglich gemacht werden sollten, weil die übertriebene Centralisation das Leben der Kirche ersticke. Er vertheidigte die Protestanten gegen die Behauptung, daß alle grundstürzenden Irrthümer von ihnen ausgehen, und bewirkte, daß ihre Lehre nicht in einem Athem mit Atheismus und Materialismus als „gottlose Pest" bezeichnet wurde. Die meisten deutschen, österreichischen, ungarischen, französischen Bischöfe, dazu viele Italiener, Portugiesen, Nordamerikaner gehörten zur Opposition; während die Mehrzahl der Versammlung die kleinere Hälfte der katholischen Welt vertrat. Aber im ganzen Verlauf bewahrheitete sich, was Pio einmal lächelnd bemerkte: „die erste Zeit eines Concils gehört dem Teufel, die zweite den Menschen, die dritte dem heiligen Geist" (d. h. dem Papste).

Die theologisch gebildete Minderheit war von Anfang an gespalten, wie denn hier das alte Lob der katholischen Einigkeit vor den Kämpfen, die jeder Tag brachte, in Nichts zerstob. Im Grunde traute doch keiner dem andern, und keinem war es ein rechter Ernst. Jeder wollte auch dem Papst gefallen, daher viele ihn versicherten, sie glauben an seine Unfehlbarkeit, nur halten sie die Lehre nicht für opportun (zeitgemäß). 400 Bischöfe baten schon 22. Jan. 1870 um die Dogmatisirung dieser Lehre, 150 reichten eine Gegenbitte ein; so wurde keine von beiden Adressen angenommen. Allmählich verstanden sich doch immer mehrere, beizustimmen, daß kein Staatsgesetz gelte, wenn es einer Kirchensatzung widerspreche; daß päpstliche Verordnungen keiner Bestätigung der weltlichen Macht bedürfen; daß niemand gegen einen Entscheid des Papstes an ein Concil appelliren dürfe; daß die volle Gewalt über die gesamte Kirche nicht nur in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch der Disziplin und der Regierung der über den Erdkreis ausgebreiteten Kirche ihm zustehe, und diese seine Gewalt sich über jeden einzelnen erstrecke. Man ließ sich's auch, 24. April, gefallen, alle Wissenschaft unbedingt der kirchlichen Autorität zu unterwerfen; unbequeme historische Forschungen waren damit beseitigt. Er sagte ja: die Tradition bin ich. So hatte man denn nicht mehr weit dazu, ihm auch diejenige Unfehlbarkeit beizulegen, die bisher den allgemeinen Concilien zugeschrieben worden war.

Pio kannte seine Leute und köderte sie; etliche (orientalische) Bischöfe setzte er gar gefangen; den Fürstbischof von Breslau hinderte die Polizei am Antreten einer Erholungsreise; und wie gaudirte es den Papst, die Deutschen die Glut des römischen Sommers fühlen zu lassen! Auf einer Spazierfahrt versuchte er einem Krüppel zu sagen: Steh auf und wandle! doch ohne daß es gelang dem Petrus seine Heilungswunder nachzumachen, wenn auch ein Bischof ihn die letzte Menschwerdung Gottes nannte.

Endlich am 13. Juli, da eine Probeabstimmung gehalten wurde, stimmten 451 Bischöfe für das göttlich geoffenbarte Dogma, „daß der Papst, wenn er ex cathedra eine Glaubens- oder Sittenlehre verkündet, kraft göttlicher Verheißung an Petrus (Luc. 22, 32) mit derselben Unfehlbarkeit ausgestattet ist, welche der Erlöser seiner Kirche verleihen wollte, und daß daher die Bestimmungen des römischen Oberpriesters unverbesserlich sind." Nur 88 sagten non placet, 61 gaben ein bedingtes placet ab, 100 enthielten sich des Stimmens. Noch versuchten Ketteler und andere Bischöfe einen Fußfall bei dem eingebildeten Greisen, vergebens! Das neue Dogma war schon gedruckt, ein Rückschritt also unmöglich. Am 18. Juli wurde unter Blitz und Donner im plötzlich verfinsterten Saal durch den zitternden Papst unter Beistimmung von 533 Bischöfen die neue Lehre promulgirt; nur ein Italiener und ein Amerikaner sagten: non placet. Die müden Prälaten durften nun abreisen, die opponirenden 115 waren, um nicht der Sitzung beizuwohnen, schon zuvor abgefahren mit einem Protest — den sie nach und nach alle zurücknahmen.

Das Concil war eigentlich nur vertagt; doch fragte es sich, da zugleich Napoleon an Deutschland den Krieg erklärte, auf wie lange! Im Grunde hatte es ja sich selbst für

unnöthig erklärt, da die Bischöfe den letzten Rest ihres Antheils an der Kirchenleitung geopfert hatten. Die nächste Folge war, daß Oesterreich 30. Juli das Konkordat für verfallen und abgeschafft erklärte. Mai 1874 wurde es völlig aufgehoben. Doch durften die Bischöfe die vatikanischen Dekrete officiell verkündigen; allzuweh will man hier dem Papste einmal nicht thun.

Nun begab es sich, daß Frankreich anderswo seine Truppen brauchte und Rom räumte. Da Napoleon erlag, ließ Viktor Emanuel seine Bataillone, statt nach Deutschland, nach Rom marschiren. Unter dem Jubel der Bevölkerung drangen sie 20. Sept. in die Stadt ein und sofort wurde eine Abstimmung beliebt. Nur 1507 Römer wünschten, daß der Papst sie auch noch ferner regiere, 133,681 dagegen verlangten, mit dem neuen Königreich vereinigt zu werden, 2. Okt. So war also der Wunsch der gebildeten Italiener durch eine seltene Gunst des Glücks verwirklicht: Die klägliche Siebenherrschaft des getheilten Landes hatte ihr Ende erreicht, und die alte Siebenhügelstadt ward die Hauptstadt des vereinigten Reiches. Ungehört verklang der Protest Antonellis. Nur der Stadttheil jenseits der Tiber mit der Peterskirche und dem Vatikan verblieb dem Papste, der sich seither darin gefiel, in seinem zusammengeschmolzenen Ländchen den Gefangenen zu spielen. Zugleich mit der italienischen Regierung kehrten auch die Bibel, der Protestantismus, die freie Presse und Schulunterricht in Rom ein, um in diese, lange des Prüfens überhobene Bevölkerung neue Gedanken hineinzuwerfen. Als Viktor Emanuel, 2. Juli 1871, in die Stadt kam, wurde er mit Frohlocken begrüßt; er schlug im Quirinal seinen Sitz auf und seine Regierung richtete sich immer ungenirter in den einst geistlichen Bauten ein. Der Papst äußerte demüthig: „es ist alles verloren, nur ein Wunder kann uns retten."



Fig. 313. Viktor Emanuel.

Dieses Rettungswunder herbeizuführen, vereinigte der Jesuitenorden sofort alle Kräfte. Er bildete klerikale Parteien in allen Ländern, welche die feindlichen Regierungen stürzen und dereinst die weltliche Macht des Papsts und seine unbedingte Herrschaft über die Christenheit herstellen würden. In Italien blieb nicht nur der König Sr. Heiligkeit ergebenster Sohn, auch der junge Staat fürchtete den Greis im Vatikan. Man hat freilich der Kirche ihre Güter genommen, die Finanznoth drängte dazu; im Uebrigen lebt man ihr zu willen und läßt sich viel von ihr gefallen. Im J. 1867 war z. B. die obligatorische Civilehe eingeführt worden; dem ungeachtet wurden in 11 Jahren 400,000 Ehen nur in der Kirche besiegelt, und die Uebertreter des Gesetzes blieben ungestraft. Der Finanzminister bestund darauf, den Priestern keinerlei Unannehmlichkeiten zu machen, damit diese nicht im Beichtstuhl die Steuerdefraudation leichthin absolviren. Ueberaus schonend abgefaßte Garantiegesetze vom Mai 1871 regeln die unabhängige Stellung des Papstes in zuvorkommender Weise und geben den von ihm ernannten Bischöfen freie Hand, in der Kirche zu schalten, auch ohne daß sie dem Könige Treue schwören. Und Bischöfe, die ihre eigene Ernennung

dem Staate nicht einmal angezeigt, ernennen frischweg und unbeanstandet die ihnen beliebigen Pfarrer; sie leiten auch die Erziehung des Klerus, denn die theologischen Fakultäten sind aufgehoben. Der Papst nimmt die vom Staat angebotene Civilliste nicht an, sondern begnügt sich mit den freiwilligen Gaben der Gläubigen; die Bischöfe aber ermahnt er, den Staatsgesetzen so wenig als möglich zu gehorchen. Mittlerweile muß er zusehen, wie auch in Rom protestantische Schulen und Kirchen sich nach einander erheben.

Weil sodann der Papst über alle den Concilbeschlüssen Widerstrebende den Bann verhängte, fügten sich die Bischöfe und bedrohten jeden, der seine frühere Ueberzeugung festhielt, mit der Exkommunikation. Um den greisen Professor Döllinger aber, von Pio „der Deutschen Papst“ genannt, scharten sich nun viele gebildete und gemäßigte Katholiken, hinfort Altkatholiken genannt, welche theils die Unfehlbarkeit der allgemeinen Kirchenversammlungen festhielten, also beim Tridentinum (S. 524) beharrten, theils den Protestanten sich noch weiter näherten. Auf einem Congreß in München, Sept. 1871, erklärten 260 Altkatholiken, sie halten fest an der alten Verfassung der Kirche und wollen die Bischöfe nicht aus der selbständigen Leitung derselben verdrängen lassen. Schade, daß nur 124 Gemeinden mit etwa 57,000 Seelen sich für diese Richtung erklärt haben! Zum Bischof wählten sie 1873 den Dr. Reinkens, den ein Utrechter Bischof weihte. 79,000 Altkatholiken der Schweiz haben seit 1876 einen Bischof Herzog, und bekämpfen auch den Zwang des Cölibats und der lateinischen Kirchensprache.

Eine andere Folge der Concilsbeschlüsse war die Lockerung des Bandes, das Rom mit Theilen der orientalischen Kirche verknüpfte. So hatte sich eine Fraction des armenischen Volkes an Rom und Frankreich angelehnt; darunter waren Patrioten, die in Wien und Venedig sich auf die Pflege der armenischen Sprache und Literatur legten und Keime abendländischer Bildung in ihren Landsleuten pflanzten und hegten. Das Dogma der Unfehlbarkeit empörte alle Gebildeten; sie wehrten sich also gegen den ihnen vom Papst aufgedrungenen Patriarchen Hassun. Im Mai 1872 wurde den Armeniern in Stambul erlaubt, ohne Rücksicht auf Rom einen Patriarchen zu wählen; im August sagte sich der chaldäische Patriarch von Babylon mit seinen Erzbischöfen vom römischen Stuhle los ꝛc. Aehnliche Bewegungen durchzitterten die katholischen Gemeinden in ganz Vorderasien; überall stehen dort den Römlingen Altkatholiken gegenüber, welche für die Bewahrung nationaler Selbständigkeit kämpfen.

Indessen ernannte der Papst den h. Joseph, Dez. 1870, zum Schutzpatron der Kirche und feierte 1871 und 1877 die Feste seiner 25jährigen Regierung und 50jährigen Bischofsweihe mit der Selbstzufriedenheit eines Mannes, der länger als irgend einer seiner Vorgänger und durch stürmischere Gewässer das Schifflein der Kirche geleitet hat. Sterbend, 7. Febr. 1878, bezeugte er: „Ich that alles, was mir möglich war, für den heiligen Stuhl.“ Und wir sehen, daß dieser höher und fester steht, als vor dem Erlöschen des Kirchenstaats.

§ 23. Napoleon III. im Krieg mit Preußen.

Während Maximilian in Mejiko seinen Todeskampf ausfocht, veranstaltete sein Beschützer in Paris, 1867, die große Weltindustrieausstellung, zu welcher die Monarchen von Rußland, Preußen, Belgien, ja auch der Sultan sich einfanden. Der Reichthum, Geschmack und Luxus Frankreichs feierten da ihren höchsten Triumph; minder gewiß blieb, ob wie Napoleon rühmte, die fremden Gäste Eintracht, Freiheit und Friedensliebe vorfanden; den Kaiser von Rußland hätte um ein Haar eine polnische Kugel getroffen. Am lautesten bezeugten die fortwährenden Kriegsrüstungen, wie wenig Napoleon selbst an festen Frieden glaube. Seine Obersten fühlten Sadowa als eine unerträgliche Schmach; fragte man nach dem Grund, so hieß es: „Die Preußen haben Oesterreich schneller besiegt als wir. Also Rache für Sadowa!“ — Unter den maßlosen Ausfällen auf seine Politik wurde Napoleon immer verzagter. Die gemäßigten Liberalen zu gewinnen, gestattete er, 1868, dem Parlamentarismus

eine freiere Bewegung und ließ sogar, Dez. 1869, den früheren Führer der Opposition, Ollivier, ein Ministerium bilden, das eine konstitutionelle Regierungsweise einführen sollte. Dennoch hatten viele Franzosen am Kaiserthum genug. Uebermüthige Gewaltthaten, von des Kaisers Vettern verübt, schürten den Haß. Er bat also das Volk um einen neuen Beweis seines Zutrauens zu ihm und seiner Dynastie, worauf am 8. Mai 1870 mehr als 7 Mill. durch die Priester gegängelter Franzosen für ihn stimmten, nur $1^1/_2$ Mill. gegen ihn, darunter freilich auch Paris und $^1/_4$ der Armee.

Sein Minister mußte 30. Juni feierlich erklären: „Nie war der Friede Europa's gesicherter als in diesem Augenblick." Aber Napoleon, schon vom Blasenstein geplagt, konnte doch seinem Sohne den Thron nur hinterlassen, wenn er erst Frankreich durch erweiterte Grenzen befriedigt hätte. Die Jesuiten stellten auch die Zerschlagung Deutschlands als eine Nothwendigkeit hin und Eugenie traute ihnen den sichersten Scharfblick zu. Jetzt noch konnte man vielleicht Süddeutschland mit Hilfe der Patrioten und Demokraten von Preußen ablösen; bald mußte das unmöglich werden. Und Preußen war daran, einen verbesserten Hinterlader einzuführen; den durfte man nicht abwarten. Also harrte Napoleon noch immer schwankend und rüstend, nach Bundesgenossen suchend, des rechten Augenblicks.

Am 6. Juli 1870 beantwortete der auswärtige Minister, Herzog von Gramont, die Anfrage der Kammer, ob Frankreich die Wahl eines Hohenzollern für den spanischen Thron sich gefallen lasse, mit einer gegen Preußen so beleidigenden Rede, daß ganz Europa überrascht aufschaute. Man werde nicht dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und das Gleichgewicht Europas störe. Aber dieser Hohenzoller hatte ja kein Erbrecht auf den preußischen Thron und war den Napoleoniden näher verwandt als dem brandenburgischen Königshause (S. 954)! Graf Benedetti mußte spornstreichs Wilhelm I. im Bad Ems aufsuchen und ihn bearbeiten; und am 12. Juli hörte man, Prinz Leopold verzichte auf seine Kandidatur, weil er um seiner Person willen Deutschland in keinen Krieg stürzen wolle. Ollivier triumphirte bereits: „wir haben alles erreicht, was wir wollten; der Zwischenfall ist erledigt." Aber er hatte sich geirrt. Am 13. lächelte Eugenie vergnügt: „Endlich hab ich meinen kleinen Krieg, der kurz und glorreich sein wird;" der Rath der Jesuiten drang nach vielen Schwankungen am 14. durch. Gramont forderte vom König, daß er keinem Hohenzollern je gestatten werde, den spanischen Thron zu besteigen, Benedetti wurde ermahnt, den König zu brüskiren. Dieser hatte aber dem Botschafter nichts weiteres mehr mitzutheilen und verwies ihn für alle fernere Verhandlungen an seine Minister in Berlin. Am 15. verkündigten Ollivier und Gramont „mit leichtem Herzen" der Kammer, daß der Krieg gewiß sei, und zwar weil Benedetti beschimpft worden sei, wovon dieser selbst nichts wußte.

Der Kriegsminister Leboeuf beantwortete die Frage: sind wir auch bereit? mit einem neuen Wort: „**archipret** (überbereit) bis auf den Gamaschenknopf hinaus!" Umsonst verlangte Gambetta Vorlegung der beleidigenden Depesche, umsonst warnte Thiers vor Ueberstürzung. In wahnwitziger Verblendung wünschte man sich Glück zum Spaziergang nach Berlin, und groß war der Jubel in den Städten, ungeheuchelt aber die Betrübniß des Landvolks.

Sehr ernst sahen die Deutschen drein; aber einiger als je jubelten sie dem vielgeprüften Könige zu, wie er nach Berlin zurückeilte und dort eine Stunde nach Eröffnung des Reichstags, 19. Juli, die französische Kriegserklärung in Empfang nahm. Unerhörterweise, sagte Bismarck, war diese das einzige Schriftstück, das dem Zusammenstoß zweier Völker vorangieng. Wunderbar traf sie zusammen mit der Kriegserklärung, die am gleichen Tag von Rom ausgieng. Zwar in Bayern stimmten 47 Ultramontane gegen alle Betheiligung am Krieg, aber Ludwig II. hielt fest zu Preußen; die Württemberger und Hessen erklärten sich noch vor ihren Ministern für's Mitgehen. Wilhelm konnte sich vor seinem Volke auf die zweifellose Thatsache berufen, daß man ihm das Schwert in die Hand gezwungen habe; einstimmig freuten sich die Abgeordneten, daß ihr König die freche Zumuthung zurückgewiesen, hofften,

„auf der Wahlstatt den Boden friedlicher Einigung für's ganze Volk zu finden," und verwilligten die nöthigen Mittel. Einstimmig nämlich, wenn man die Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht abrechnet, welche sich der Abstimmung enthielten. Der Geist von 1813 erwachte wieder und flog durch alle deutsche Gaue.

Aber wird Preußen Süddeutschland schützen können, das jedem Einfall aus dem Elsaß offen liegt? Das war eine Frage, die schon längerher viele Herzen und Federn bewegt hatte. Ehe ein Norddeutscher zu helfen vermag, kann ja ein französisches Heer schon in den Schwarzwald eindringen! rief die Ungeduld. Nur gemach! Die Grenze wurde nicht überschritten, hatte doch Napoleon nur über 260,000 Mann zu verfügen. Verbündete fand er nirgends; ja, wenn er erst Italien gewönne, wollte freilich Oesterreich sich zu ihm schlagen; für diesen Fall stand aber Rußland warnend an der Grenze. Außerhalb Wiens waren jedenfalls die Deutschösterreicher und Ungarn dem Zusammengehen mit Frankreich abgeneigt. Italien war überrascht. Dänemark hätte sich erhoben, wenn die französische Flotte, die 28. Juli ankam, ein Landungsheer mitgebracht hätte; aber dieses fehlte und Rußland gebot ihm Ruhe. Napoleon stand also sehr isolirt da. Konnte er freilich den Feind einen Monat lang aufhalten, so waren ihm Bundesgenossen gewiß. Namentlich Viktor Emanuel, freilich blos um den Preis von Rom.

Mit zwei verzettelten Heeren näherte sich der Kaiser der deutschen Grenze: im Unterelsaß stand Macmahon, der Held von Magenta (S. 929) mit dem kleineren (50,000), um Metz sammelte sich das größere (150,000), das er selbst mit Leboeuf führen wollte. Am 2. August drang er mit drei Divisionen gegen Saarbrücken vor, die erste preußische Stadt, im Thal gelegen und darum nicht haltbar. In zwei Stunden war der Sieg erfochten, in welchem sein 14jähriger Louis „die Feuertaufe erhielt und so ruhig blieb, daß die Soldaten Thränen vergoßen"; die 900 Preußen zogen sich zurück und die Franzosen besetzten die Stadt. — Indessen waren die drei deutschen Heere regelrecht herangezogen, das erste (85,000 Mann) unter Steinmetz hinter Saarbrücken, das zweite (220,000 Mann im Centrum) unter Friedrich Karl, das dritte mit den Süddeutschen (180,000 Mann) unter dem Kronprinzen am Oberrhein. Eine vierte Armee unter Vogel von Falkenstein sollte die Küsten gegen die mächtige Panzerflotte des Feindes schützen (die aber bald unverrichteter Dinge heimkehrte). Der König selbst übernahm, 2. Aug., in Mainz das Kommando über die gesamten deutschen Streitkräfte. Am 4. August drang Kronprinz Fritz mit Bayern und Preußen über die Lauter, erstürmte Weißenburg samt dem Gaisberg und nahm 1000 unverwundete Feinde, darunter viele der gefürchteten wilden Turkos gefangen. Sein Gegner Douay fiel auf dem Schlachtfeld. Das war ein glückverheißender Anfang für die Deutschen. Darauf verschanzte sich Macmahon auf den Höhen hinter Wörth; am 6. aber wagten sich bayrische und preußische Plänkler immer weiter gegen ihn vor, woraus gegen den Wunsch der Führer eine Schlacht wurde. Fritz hieß sie abbrechen, aber General Kirchbach entschied sich, um größere Verluste zu vermeiden, für Behauptung des gewonnenen Bodens; seine Preußen standen fest, bis die fernerstehenden Korps herangezogen waren. Es folgte ein mächtiges Ringen auf der ganzen Linie, umsonst opferte sich die französische Reiterei, um Luft zu machen; Abends wurde durch die Erstürmung von Fröschweiler und die Ankunft der Württemberger der Rückzug der Franzosen zu wilder Flucht. Macmahon ließ an 10,000 Gefangene zurück, samt seinem üppig ausgestatteten Zeltlager, und floh durch die Vogesen. Dieser Schlag von „Reichshofen" aber wirkte um so überwältigender auf die Pariser, als gleichzeitig auch die Nachricht von der Verdrängung aus Saarbrücken einlief.

Gen. Frossard räumte nämlich diese Stadt und hielt nur die steilen Höhen von Spichern besetzt. Am 6. Nachmittags aber merkten Theile der ersten Armee den begonnenen Rückzug des Feindes und stürmten an; der Kanonendonner lockte weitere preußische Divisionen herbei. Kameke und Göben übernahmen ihre Leitung, überflügelten und warfen endlich, freilich mit großen Opfern, den überlegenen Feind aus einer für unein-

nehmbar gehaltenen Stellung. Frossards Korps war fast aufgelöst; 2000 unverwundete Gefangene zeugten von seiner Demoralisirung; ungeheure Vorräthe fielen in die Hände der nachsetzenden Preußen. Es war ein tollkühn errungener Sieg, der dem Hauptquartier wenig gefiel, den Franzosen aber einen so panischen Schrecken beibrachte, wie eine besser berechnete Schlacht es kaum vermocht hätte. Betäubt berichtete der Kaiser von diesen Schlägen, welche das Land bis zur Mosel den Deutschen überlieferten und wohlgeneigte Bundesgenossen vom Hervortreten abschreckten. In Paris mußte der Belagerungszustand verkündigt und der gesetzgebende Körper einberufen werden, von dem der Minister eine Massenaushebung verlangte. Dagegen forderte Favre, daß dem untüchtigen Kaiser der Oberbefehl abgenommen werde, Keratry wünschte schon, daß er abdanke!

Der greise Montauban, Graf von Palikao, berühmt durch chinesische Großthaten (S. 925), wurde von der Kaiserin mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt (wie klein waren doch schon die Ollivier und Gramont geworden!); das Oberkommando der „Rheinarmee“ gieng vom Kaiser am 12. August auf den Marschall Bazaine über. In der gewaltigen Moselfestung Metz und um ihre vier Forts her lag nun die französische Hauptarmee, gegen welche „der rothe Prinz“ (so hieß man Friedrich Karl) den Hauptstreich führen sollte. Er setzte mit dem Centrum in Pont a mousson über die Mosel. Von der Golz aber bemerkte, daß der Feind schon das rechte Moselufer räume, und griff, ihn aufzuhalten, mit dem Vortrab der ersten Armee hastig an, 14. Aug. Daraus wurde die hitzige Schlacht von Colombey (Courcelles), da ein Schützengraben um den andern gestürmt werden mußte bis in die Nacht hinein. Die französische Armee wurde dadurch so festgehalten, daß sie erst am 15. den Abzug nach Westen antreten konnte. Aber bei Vionville und Mars la tour fiel ihr am 16. von Süden her der rothe Prinz in die Flanke; die ihm nachmarschirenden Franzosen mußten sich links wenden und 12 Stunden lang die Angriffe der müden, nach und nach eintreffenden Preußen aushalten. Noch nie sind solche Reitermassen zusammengestoßen wie an diesem Tage; eine preußische Kavalleriebrigade wurde, um der bedrängten Infanterie Luft zu schaffen, fast ganz geopfert; als die durchschossene Trompete nach dem Todesritt die Uebrigen zusammenrief, fanden sich statt elf noch drei Züge ein. Aber von den nächsten zwei Straßen nach Verdun waren die Franzosen glücklich abgedrängt, und ihr Verlust war ebenso groß wie der des deutschen Heeres in dieser (seit Waterloo) „blutigsten Schlacht der Neuzeit“ (je 16,000 M.). Von den Abzugsstraßen blieb also den Franzosen nur noch die nördlichste, wenn man sie ihnen nicht verlegte. Darauf eben war aber der König bedacht und zog alle erreichbaren Korps heran. Am 18. war's klar, daß der Feind den Abmarsch aufgegeben und auf dem Höhenzug vor Metz sich tüchtig verschanzt hatte. Die Preußen giengen allerwärts auf diesen los, dem ersehnten Paris vorerst den Rücken bietend; der König selbst leitete ihre Korps von der Höhe bei Gravelotte. Es war die erste Schlacht des Kriegs, die nach genauer Anordnung der beiderseitigen Führer geliefert wurde. Erst mit der Nacht schwieg das Feuer, nachdem der Feind von jeder Verbindung mit Paris abgeschnitten, von allen Höhen in seine Festung zurückgeworfen war.

Freilich mit welchem Opfer von Heldenblut! 20,000 Deutsche waren gefallen gegen 13,000 Franzosen. Denn diese, gut gedeckt auf ihren Hügeln, hatten verzweifelt gefochten und selbst die preußische Garde durch ihr Schnellfeuer zum Stillstand genöthigt, bis durch grobes Geschütz einem neuen Anlauf rechts gehörig vorgearbeitet war; sie hatten noch nach 7 Uhr einen mächtigen Vorstoß links gewagt, und wurden erst durch die jetzt endlich anrückenden Pommern der ersten Armee vollständig geworfen. Darauf sprengte Moltke zum König und verkündigte den Sieg; der greise Fürst war 30 Stunden lang nicht aus den Kleidern gekommen; jetzt durfte er ruhen. Durch diese drei Schlachttage aber, obgleich Bazaine wenigstens zwei derselben als Siege ansprach, war das Schicksal seiner Armee im Wesentlichen entschieden. Der rothe Prinz blieb dort, sie so zu umstellen, daß nichts hinein, nichts heraus könne, bis der Hunger sein Werk gethan hätte.

Obgleich man in Paris von dieser großen Mausfalle noch nichts hörte, vielmehr

um der Siege willen jubelte, fürchtete man sich doch so stark vor preußischen Spionen, daß nun überall die Deutschenhetze begann. Mit unglaublicher Härte wurden längst in Frankreich angesiedelte Fremde, darunter viele, die nur französisch sprachen, über die Grenze gejagt. Das hinderte freilich nicht, daß sich das mittlere Frankreich immer mehr mit Deutschen füllte, welche auf die Hauptstadt losdrangen, stets die Kavallerie voran, welche die Bewegungen der Heeressäulen mit einem dichten Schleier umgab. Das Lager bei Chalons, wo Macmahon seine Armee wieder organisirte, war das Ziel des Kronprinzen; und während die erste und zweite Armee ihren Hauptbestandtheilen nach um Metz gelagert blieben, wurde doch davon eine vierte, die Maasarmee, abgezweigt und unter den sächsischen Kronprinzen gestellt, der dann seine Sachsen und die preußische Garde durch den Argonner Wald führte. Wie wunderten sich aber Fritz und Moltke, als plötzlich die Nachricht kam, das Uebungslager von Chalons sei geräumt und zwar ziehe sich Macmahon nicht wie beschlossen auf Paris zurück! Er sollte nach Palikaos Weisung und dem Wunsche seines Oberbefehlshabers Bazaine letzterem zu einem Durchbruch verhelfen, sonst drohe, hieß es, in Paris die Revolution. Am 25. Aug. wußtens die dritte und vierte Armee, daß der Weg vorerst nicht nach Paris gehe, sondern querfeldein der belgischen Grenze zu, und da mußte scharf marschirt werden, unter Regen und Strapazen jeder Art. Macmahon schien sich nicht zu beeilen, nur schwerfällig bewegte er sich vorwärts. Am 30. Aug. wurde bei Beaumont ein französisches Lager überrascht und Raucourt von den Bayern erstürmt, womit der Ersatzarmee der Weg nach Metz verlegt war. So suchte sie sich an die Festung Sedan anzulehnen. Fritz vollendete (31.) die

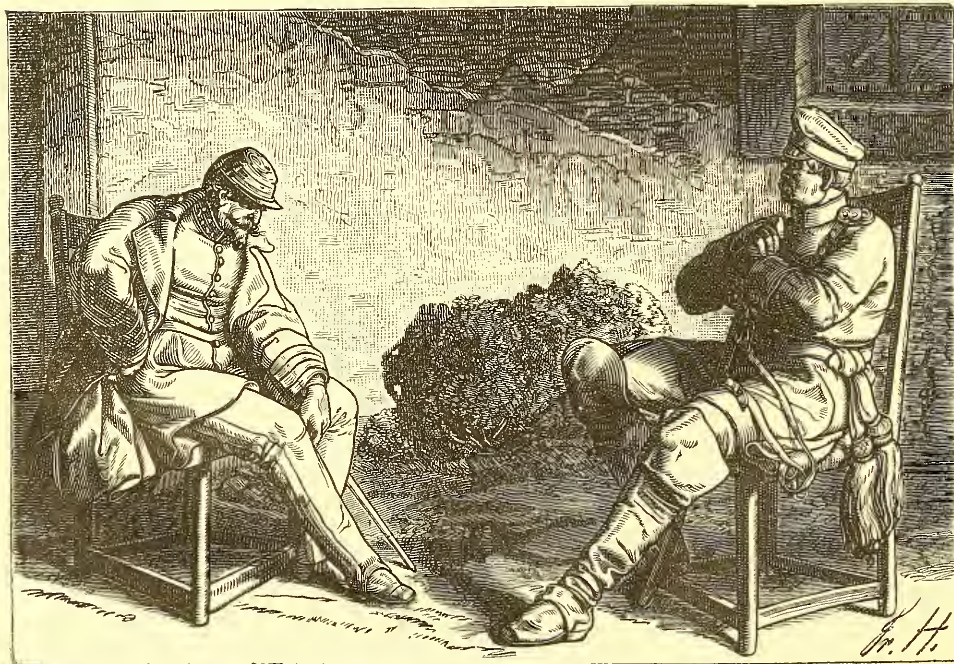


Fig. 314. Begegnung Napoleons mit Bismarck in Donchery.

Umgehung des Feindes, und am 1. Sept. schloß sich in ausdauernden Kämpfen der eiserne Ring immer enger um Macmahon; 330,000 Mann rangen da fast im Kreise, unter den Augen des Königs, der auf der Bergkuppe über Donchery, westlich von Sedan, das Schlachtfeld überschaute.

Gräßlich war schon in der Frühe der Kampf der Bayern um Bazeilles, wo ihnen nicht nur die Marineinfanterie heldenmüthig widerstand, sondern auch die Bauern aus Dach- und Kellerlucken feuerten, bald die Gewehre wegwarfen und pardon! riefen, bald die, welche ihrer geschont hatten, hinterrücks tödteten, ja Weiber in ihrer Wuth Verwundete in die Flammen brennender Häuser schleisten ꝛc.; das ganze Dorf sank in Asche. Nordöstlich von Sedan versuchte die französische Infanterie verzweifelte Vorstöße bei Illy. Macmahon verwundet, gab das Kommando an Ducrot, dann an Gen. Wimpffen ab, der kaum erst aus Algier angelangt war; stundenlang hielt der Kaiser im Granatfeuer der Sachsen und der Garde aus. Als aber um 2 Uhr sich die Spitzen der beiden deutschen Armeen hinter den Franzosen berührten, ritt er langsam nach Sedan zurück; ihm folgten massenweise die Geschlagenen, bis das ganze Heer, soweit es nicht auf der Wahlstatt lag oder gefangen (über 25,000 Mann) fortgetrieben wurde, sich im Geschützbereich der Festung zusammendrängte; zersprengte Splitter flohen der belgischen Grenze zu. Der letzte Durchbruchsversuch Wimpffens scheiterte an der Festigkeit der Bayern.

Um 5 Uhr ruhten die Waffen; weil sich aber keine weiße Flagge blicken ließ, begann man Sedan zu beschießen. Endlich kommt der Parlamentär und bringt ein Schreiben des Kaisers, dessen Anwesenheit den Deutschen nicht bekannt war: da er den Schlachtentod nicht habe finden können, lege er dem König seinen Degen zu Füßen! Wimpffen mußte kapituliren. Frühe am 2. Sept. begegneten sich die Monarchen (vgl. Fig. 314); Napoleon wurde auf die Wilhelmshöhe bei Kassel geschickt, einst in Jerome's Tagen Napoleonshöhe genannt; 83,000 Franzosen gaben sich gefangen, darunter 3000 Offiziere. Innerhalb dreier Tage hatte die Macmahon'sche Armee von 140,000 Mann ihr Ende gefunden. Tief bewegt telegraphirte Luisens Sohn an seine Gemahlin: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!"

§ 24. Die Republik im Krieg mit Preußen.

Die regelmäßige Armee des Kaiserreichs war schadlos gemacht bis auf Vinoys Corps von 25,000 Mann, das eiligst sich nach Paris zurückrettete; Macmahons Truppen marschirten in die deutschen Festungen, und Bazaine's Macht war von einem immer festeren Schanzengürtel umschlossen. Zwar suchte er diesen bei Noisseville, wo die Cernirung am schwächsten war, 31. Aug. zu durchbrechen, aber die Ostpreußen standen fest und Manteuffel jagte den Feind in die Festung zurück, wo Hunger und Krankheit bald die Widerstandskraft brechen mußten.

Für die Festungen des Landes war kaum gesorgt worden, weil man ja nach Berlin wollte. Kunst und Natur hatten sich vereint, aus Metz einen fast uneinnehmbaren Waffenplatz zu schaffen; seit es die Franzosen inne hatten (S. 517) galt es für eine jungfräuliche Feste; doch waren die Außenforts noch nicht ganz vollendet, und ausreichenden Proviant einzulegen, hatte man hier wie in Straßburg nicht für nöthig gehalten.

Paris indeß wogte, brandete vor Scham und Ueberraschung. Als Palikao zwar nicht die wahre Lage der Dinge, doch wenigstens die Gefangennahme Napoleons „mit 40,000 Mann" eingestand, wagte Jules Favre auf Absetzung des Kaisers und seiner Dynastie anzutragen; andere wollten anderes; draußen aber erscholl es immer lauter: es lebe die Republik! Sie erstand wie von selbst durch die Eingeschüchtertheit der kaiserlich Gesinnten; der jugendlich-feurige Gambetta proklamirte sie vom Stadthaus und theilte sich mit Advokaten und Journalisten in die höchste Gewalt. Um ein Haar wäre schon die Commune ausgerufen worden; der bisher gefangene Ordnungsfeind Rochefort kam wenigstens in die Regierung. Natürlich zertrümmerte man nun eiligst alle Bilder und Büsten Napoleons, behielt aber nach lebhaftem Wortwechsel die Tricolore bei. Die Kaiserin sah sich von Jedermann verlassen, auch vom General Trochu, dem Napoleon den Oberbefehl über die Wehrkräfte in Paris anvertraut hatte; Eugenie floh verkleidet nach England, wo sie ihren über Belgien geflüchteten Sohn bereits vorfand. Das war die unblutige Revolution vom 4. Sept., die jede Hoffnung auf österreichische und ita-

lienische Hilfe vernichtete. Die Kammer trat einfach ab. Die sich zunächst an die Spitze stellten, nannten sich „die Regierung der Landesvertheidigung.“ Trochu, als einsichtiger und ehrlicher Kritiker der Armeeorganisation und durch seinen Ausspruch (im Juli) bekannt, „Kaiserreich und Heer gehen durch Ueberstürzung sicherem Verderben entgegen,“ wurde zum Präsidenten ernannt; der schwungreiche Advokat und Gefühlsrepublikaner Favre zum Vicepräsidenten. Doch war der junge Gambetta, geb. 1838, der die Sorge für das Innere übernahm, die bedeutendste Kraft unter diesen neuen Männern; ihn juckte es schon, als Diktator auch den Krieg zu leiten.

Indessen wollte nicht das ganze Frankreich sich unter ihre Fittiche begeben; in Lyon erhob die rothe Republik das Haupt und der abenteuernde Offizier Cluseret stellte sich an die Spitze des dortigen Pöbels; seine Emissäre gewannen auch in Nîmes die Oberhand, während der Demagog Esquiros von Marseille aus eine „Liga des Südens“ organisirte, in Toulouse ein Wohlfahrtsausschuß die Bürger terrorisirte 2c. Im Westen erstand eine royalistische Liga. Allmählich aber siegten die Gemäßigten und setzten den Anschluß an die Eine Republik (Gambetta's) durch.

Der erste Ruf war nun nach Frieden, aber es mußte ein ehrenvoller sein: „Wir werden keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen abtreten,“ erklärte Favre. Ganz Frankreich behauptete, nur der Kaiser, der die edle Nation corrumpirt, sei verantwortlich für den Krieg; der Dichter Victor Hugo aber, von Napoleon verbannt und eben zurückgekehrt, warnte die Deutschen freundlich, die heilige Stadt nicht zu berühren, sie könnte fürchterlich werden. Trochu meinte auch später noch, wenn König Wilhelm nach Sedan einfach heimgegangen wäre, hätte er sich den Dank Frankreichs durch alles bis dahin Geleistete verdient. Aber wie konnten die Deutschen umkehren, ohne Bürgschaft gegen neue Angriffe gewonnen zu haben? Am 4. Sept. giengen sie auf Paris los; am 8. waren sie in Laon, das kapitulirte, doch sprengte ein toller Artillerist das Pulvermagazin in die Luft. Zwar hatte man in Eile um Paris her eine Wüste zu schaffen gesucht, alle Umwohner mit Hab und Gut in die Stadt geschafft und Dörfer und Schlösser schrecklich verheert; doch fanden die Deutschen noch Obdachs genug, als sie 19. die Umschließung vollzogen.



Fig. 315. Leon Gambetta.

Es waren ihrer 122,000 Fußgänger, 24,000 Reiter und 622 Geschütze, eine Zahl, die sich stetig mehrte. Der Kronprinz residirte nun in Versailles, seine Kavallerie durchstreifte das weite Land. Mit einem dünnen Gürtel umlagerten die Deutschen, im Norden

die vierte Armee, im Osten Sachsen und Württemberger, im Süden die Bayern, das durch 17 Außenforts fast unzugängliche, an wenigen Stellen nur sichtbare Häusermeer. Sie schmiedeten ihn aber immer fester, indem Verhaue die Wege sperrten, Dörfer und Gartenmauern in Festungen umgewandelt und Verbindungen mit den Eisenbahnlinien im Rücken hergestellt wurden. Die Truppen gruben versteckte Eßwaaren und Weinvorräthe aus, kelterten auch die Trauben der Weinberge, doch litten sie vielfach Hunger, bis die Zufuhr in Gang kam. Nachdem man auch unterirdische Telegraphendrähte aufgespürt und abgeschnitten hatte, konnte bald keine Botschaft mehr aus der Hauptstadt hinaus, keine zu ihren 2 Mill. Einwohnern hinein dringen. Sie behalf sich also mit Brieftauben und Luftballonen, von welch letzteren manche über den Rhein, andere in's Meer (ja nach Norwegen, Ostafrika 2c.) geblasen wurden, viele aber auch in unbesetztem französischem Gebiet niederfielen.

Der König aber saß in Ferrières, dem Landsitz des Pariser Bankiers Rothschild; dort verhandelte Bismarck, 20. Sept., mit Favre um einen Waffenstillstand, der jedoch nicht zu Stande kam, weil Straßburgs und Touls Uebergabe eine unannehmbare Bedingung schien. Allein Toul, das bisher die Eisenbahn gesperrt hatte, kapitulirte am 23. Straßburg, „der Schlüssel zu unserem Haus", war schlecht gerüstet, von badischen Truppen seit 11. Aug. umstellt, mit Flüchtlingen angefüllt. Da sein Kommandant Uhrich das Anerbieten, Frauen, Kinder und Gebrechliche abziehen zu lassen, nicht annahm, vielmehr das gegenüberliegende Kehl zusammenschoß, ließ Werder, 24.—27. Aug., die Stadt bombardiren; dann schritt er zum kunstgerechten Angriff von der Nordwestseite und wollte eben die zerbröckelnden Bollwerke stürmen, als am Abend des 27. Sept. die weiße Fahne auf dem Münster wehte und Uhrich sich mit 17,000 Mann übergab.

Fast 500 Gebäude waren zerstört, die kostbare Bibliothek, die Bildergallerie und andere Schätze vernichtet; die Einwohner in den Kellern hatten schwer gelitten. Aber „unser Schlüssel" war nach 189jähriger Fremdherrschaft wieder gewonnen. Werder breitete sich nun weiter im Elsaß und auf den Vogesen aus, wo Blousenmänner, Freischützen und andere unheimliche Feinde wie Pilze aus der Erde aufschoßen. — Während der alte Thiers als Gesandter der neuen Republik London, Petersburg, Wien und Florenz besuchte, um nach einem Friedensvermittler zu fahnden, und Rußland eine gemeinsame That der Neutralen verhinderte, suchte Trochu aus der Hauptstadt eine uneinnehmbare Burg und aus den verwöhnten Parisern 300,000 Soldaten zu machen, zu seinen 60,000 regulären hin. Eine Erfindung zur Vernichtung der Preußen schlug die andere: da gab es Stinkbomben, Brandraketen, Explosionsminen, Ballonbomben voll Nitroglycerin, Finger Gottes (Blausäure in einem zugespitzten Fingerhut) 2c.; an klugen, feinen Köpfen war ja hier kein Mangel.

Schon brodelte es stark in dem Hexenkessel Paris; am 8. Oktbr. suchte der Erzphantast Flourens mit den Demokraten von Belleville die Regierung zu stürzen, in der auch sein Freund, der Laternenmann Rochefort für die gleichen Ziele arbeitete, indem er Paris mit Barrikaden durchzog. Der energische Gambetta flog indessen, 6. Okt., in einem Luftballon nach Tours, wo ein Ableger der provisorischen Regierung sich festgesetzt hatte; er ergriff dort die Zügel der Regierung mit eiserner Hand, zog Republikaner aus allen Südländern an sich, wie den gichtkranken Revolutionshelden Garibaldi (dem schließlich nachgesungen wurde: „Er kam, sah und siechte!"), und bot allem auf, den Volkskrieg zu entflammen und zu organisiren, damit die Provinzen nicht länger „unter den Tatzen der Preußen röcheln." Dabei log er noch schamloser als das Kaiserreich, um den gesunkenen Muth zu heben.

Die Engländer gewannen nun schöne Summen an allerlei Anleihen und Waffenverkäufen; und der amerikanische Kriegsminister, ermächtigt zum Verhandeln alter Gewehre, verschacherte dafür neue Hinterlader an die Franzosen und fabricirte ihnen dazu die nöthigen Patronen. Fanatisirte Heerhaufen, noch ungeordnet, aber eifrigst exerzirt, die einen mit der Fahne der h. Jungfrau, andere mit der der Freiheitsgöttin, rüsteten sich zum Entsatz von Paris. Und die Pariser wagten auch Ausfälle, z. B. 21. Okt. im

Westen nach Bougival, 28. Okt. nordwärts gegen Bourget, das sie erstürmten und nach zwei Tagen wieder verloren; dann entschieden sie sich, lieber erst auf die Entsatzarmeen zu warten, denn bis Mitte Dec. etwa konnte Paris sich schon durchhungern.

Bazaine sah sich 27. Okt. genöthigt, die Festung Metz, vor der er den Feind 9 Wochen lang festgehalten, zu übergeben. Schon am 15. Sept. mußten die Brotrationen vermindert werden, vom 18. an verspeiste man täglich 250 Pferde; Typhus, Blattern, Dysenterie, Scorbut und Spitalfieber minderten die Kräfte zusehends. Ein schnurriger Abenteurer Regnier bildete sich ein, den Frieden und die Wiederherstellung des Kaiserreichs vermitteln zu können; er wagte sich in's preußische Hauptquartier, das ihn nach Metz durchließ, und bewog dort Bazaine, wenigstens den General Bourbaki zur Kaiserin nach England sich durchschleichen zu lassen. Das glückte soweit. Ausfälle, wie man sie am 2. und 7. Okt. unternahm, sollten noch die Waffenehre retten, wurden aber immer hoffnungsloser, weil es an Pferden fehlte. Ein Kriegsrath kam, 10. Okt., zu dem einstimmigen Beschluß, eine ehrenvolle Konvention mit dem Feinde zu versuchen, und so stellte Bazaine in Versailles vor, wie seine Armee allein im Stande sei, wenn man sie abziehen lasse, die Anarchie niederzuhalten und eine geordnete Regierung herzustellen. Er gedachte wohl, seine Armee für das Kaiserreich aufzusparen, und Bismarck wollte ihr freien Abzug gewähren, falls sie sich verpflichtete, für die Kaiserin einzutreten, und diese Frieden schlöße. Eugenie wollte sich dazu nicht herbeilassen; so mußte Bazaine kapituliren.

Nach einstimmigem Gutachten des Kriegsraths fand die Uebergabe am 28. statt. 173,000 Mann streckten vor den 171,000 Belagerern das Gewehr; der Vorbeimarsch der 22,000 Garden allein währte etliche Stunden im platzenden Regen. Der Marschall wurde dafür von Gambetta des schändlichsten Verraths beschuldigt, was in den neu sich bildenden Armeen den Argwohn und die Zuchtlosigkeit nur vermehren konnte. Bazaine hatte vielleicht gefehlt, daß er im Sept. keinen Durchbruch erzwang; mit Tours hatte er gesucht in Verkehr zu treten, nur war es ihm nicht gelungen; jetzt spotteten die Pariser, wie er denn doch seine Vereinigung mit Macmahon bewerkstelligt habe!

Thiers, von seiner patriotischen Rundreise enttäuscht zurückgekehrt, war eben daran, mit Bismarck einen Waffenstillstand abzuschließen; alles schien im besten Gang, die beiden kamen schon auf einen leidlichen Frieden zu sprechen, 31. Okt. Aber die Pariser Communisten, erbittert über diese Verhandlungen, empörten sich, nahmen Trochu, Favre und die andern Herren gefangen und banden sie an ihre Rathstühle fest, worauf Flourens und Blanqui die höchste Macht der Commune von Paris übertrugen, um eine blutige Diktatur einzusetzen, die Frankreichs Rettung wäre. In der Nacht zwar kamen Nationalgarden und befreiten die provisorischen Herren, ohne daß Blut floß; aber gestraft wurde Niemand. Von einer solchen Regierung waren keine Zugeständnisse zu erreichen, daher Thiers die Verhandlungen abbrach. Am 3. Nov. verwarfen die Pariser durch Abstimmung jeden Waffenstillstand und ertheilten der neu constituirten Regierung ein Vertrauensvotum. Es mußte sich nun zeigen, welche Früchte Gambetta's unermüdliche Thätigkeit gezeitigt hatte. — Dieser hat in drei Monaten, seit 8. Okt., über 600,000 Mann ausgerüstet und gegen den Feind geführt, eine große Leistung, mit der er sich hätte begnügen können; statt dessen meisterte er auch noch die Generale. An der Loire entspann sich der nächste Kampf; die Bayern unter von der Tann hatten 11. Okt. Orleans besetzt, 18. das kunstvoll verbarrikadirte Chateaudun erstürmt und überall heftigen Widerstand gefunden. Aurelle de Paladines übernahm jetzt das Kommando der Loirearmee, die sich in Blois gebildet, und führte 100,000 Mann gegen Orleans. Das mußte von der Tann räumen und mit seinen 23,000 Mann bei Coulmiers, 9. Nov., einen heißen Kampf bestehen, ehe er in der Nacht sich zurückzog. Aurelle aber konnte wegen Mangels an Schuhwerk seinen Sieg, den ersten französischen, nicht verfolgen, und nun stieß der Großherzog von

Mecklenburg zu den Bayern, um vereint gegen die franctireurs (Freischützen) unter Keratry zu ziehen, die er 17. Nov. aus Dreux vertrieb. Indessen hatte Aurelle sich in Orleans mit aller Anstrengung verschanzt und verstärkt. Aber ihm eilte ein anderer entgegen, der rothe Prinz von Metz her, mit einem Theil seiner Centrumsarmee; bei Beaune stießen sie am 28. Nov. mächtig auf einander, 30,000 Preußen und 70,000 Franzosen, worauf Aurelle seitwärts wich und es 1. Dez. bei Loigny mit den Bayern unter dem Großherzog versuchte. Umsonst. Durch einen Doppelsieg bei Artenay vollzogen die beiden deutschen Armeen ihre Verbindung und am 4. war der Bahnhof von Orleans wieder erstürmt. Nun mußte Aurelle abtreten; Gambetta theilte dessen Armee in zwei Hälften und vertraute die eine dem tüchtigen Chanzy, die andere dem aus Metz entschlüpften Bourbaki an.

In diesen Tagen hatte auch der einzige von festem Willen geleitete Ausfall der Pariser stattgefunden, und zwar nach Südosten, da wo Sachsen und Württemberger sich die Hand boten. Ducrot hatte hier die schwächste Stelle der Umschließung wahrgenommen, indem bei Champigny eine lange Strecke der Schanzen entbehrte. Er verkündigte: „der Eisengürtel muß durchbrochen werden; wir versuchen es mit 400 Kanonen und 150,000 Mann; jedenfalls werde ich nur als Sieger oder todt nach Paris zurückkommen." Sechs Stunden lang hielten da die Württemberger den wilden Anprall aus, dann mußten sie Champigny vor der Uebermacht räumen, 30. Nov., wie die Sachsen ihr Brie; aber ein Durchbrechen des Gürtels gelang doch nicht und am 2. Dez. griffen die Deutschen den Feind wieder an und warfen ihn von fast allem gewonnenen Boden zurück. Auch Ducrot kehrte nach Paris zurück. Was hier 150,000 Truppen umsonst versucht hatten, konnte anderswo noch weniger gelingen. Die sonstigen Ausfälle verriethen alle ein unsicheres Herumtasten oder ein widerwilliges Nachgeben gegen die Schreier, welche durchaus Handlungen sehen wollten. Seit dem Nov. erscholl freilich in Paris gar oft der Ruf: zu Pferde! er bedeutete aber nur, sich an's Pferdefleisch zu setzen, weil es (für die Menge) nichts anderes mehr zu essen gab.

Die täglichen Kämpfe mit den Loirearmeen, die eine ungewöhnliche Winterkälte erschwerte, lassen sich kaum aufzählen. Chanzy wehrte sich, 7—11. Dez., hartnäckig um Beaugency, das er doch den Bayern und Mecklenburgern schließlich überlassen mußte, um sich in le Mans wieder zu sammeln. Die Regierung von Tours war vor dem nahenden Feinde nach Bordeaux gezogen; Bourbaki hielt sich hinter Bourges, wohin Friedrich Karl ihn gedrängt hatte. So durften die Deutschen hier etwas ausschnaufen. Werder hatte indessen bei Vesoul und Dijon (27. 30. Okt.) Siege erfochten und durch Treskow die wichtige Festung Belfort einschließen lassen. Daher schien es Gambetta durchaus nöthig, den Bourbaki in den Osten abzusenden, daß er womöglich durch's Loch von Belfort nach Baden eindringe und dort die französischen Gefangenen befreie. Der rothe Prinz aber erhielt den Befehl, sich gegen Chanzy zu wenden, drang auf Vendome vor und von da Tag für Tag weiter, ohne, 6.—12. Jan., je mit Fechten ganz auszusetzen, bis der von Hecken und Zäunen schachbrettähnlich durchschnittene Landstrich erobert und le Mans genommen war. Damit endete hier der Krieg; Chanzy wurde kaum verfolgt und fand Zeit, sein zersplittertes Heer wieder nothdürftig zu ordnen und die Lücken mit Rekruten zu füllen.

Wir müssen auch nach Nordfrankreich blicken. Aus den Truppen, die Metz belagert hatten, wurde nämlich die erste Armee wieder ausgeschieden und dem General Manteuffel übertragen, erstlich um die Gefangenen nach Deutschland zu geleiten, dann die Festungen an der belgischen Grenze zu beobachten, endlich auch die französische Nordarmee aufzuhalten, die nachgerade durch Ueberläufer aus Belgien sich beträchtlich verstärkte. Zuerst stand ihm dort Farre gegenüber, den er, 27. Nov., schlug und durch Amiens hindurchtrieb. In Folge eines ähnlichen Sieges besetzte er, 5. Dez., Rouen. Fernerhin bekam er es mit dem rührigen Faidherbe zu thun, der 50,000 Mann gesammelt hatte, aber vor den halb so starken Preußen bei Querrieux 20., Pont Noyelles 23., Bapaume 3. Jan. zurückweichen mußte,

obgleich er überall gesiegt zu haben meinte. Gegen Paris durchzubrechen, gelang ihm jedenfalls nicht und darauf kam's an. Bei St. Quentin endlich, 19. Jan., schlug ihn Göben in die wildeste Flucht und nahm ihm 10,000 Gefangene ab. Indessen waren auch die Festungen Diedenhofen, Montmedy, Longwy, Peronne, Mezieres ꝛc. in deutsche Hände gefallen. Manteuffel selbst aber hatte anderswo Arbeit gefunden.

Immer noch wunderte man sich, warum denn Paris nur umschlossen, und nicht auch beschossen werde, während die Forts, mit welchen Thiers die Weltstadt umgeben hatte, ihren Eisenhagel freigebigst ausstreuten. Nachdem aber die Belagerer Weihnachten mit Christbäumen gefeiert, donnerten, 27. Dez., ihre ersten Schüsse gegen das Vorwerk Mont Avron (im Osten) und leerten es von seinen Vertheidigern; am 29. folgte die Beschießung der Südforts; vom Neujahr an fielen auch Bomben in die Stadt. Zugleich nahmen nun Hunger und Kälte in den Häusern überhand, und räumten schrecklich auf unter den Kindlein, den Alten und Kranken.

Der Mangel an Gemüsen verbreitete den Scorbut, für ein Ei wurden 3 Fcs. gegeben ꝛc., die wöchentlichen Todesfälle der Civilbevölkerung stiegen von 1200 auf 4000. Daneben war freilich die Zahl der Waffenträger auf 400,000 gestiegen, von denen etwa 200,000 zuverläßige Soldaten waren. Wie da plötzlich die Nachricht durch die Straßen flog, Wilhelm sei in Versailles zum deutschen Kaiser (S. 974) erklärt worden, gerieth alles in fieberhafte Wuth, und die Maires der Stadttheile verlangten insgesammt einen entscheidenden Ausfall der ganzen bewaffneten Mannschaft. Trochu that ihnen ihren Willen; am Morgen des 19. Jan. brachen über 100,000 Mann unter dem Schutz der Kanonen vom Mont Valerien gegen S.W. aus, Vinoy nahm auch im ersten Anlauf die Schanze Montretout und Buzenval; aber das preußische Geschütz that sein blutiges Werk und 7000 Franzosen lagen auf dem Schlachtfeld, als man in der Nacht es räumte. Drauf legte Trochu, maßlos geschmäht wegen der mißglückten „heroischen Tollheit" (wie er selbst die Vertheidigung von Paris nannte), sein Amt nieder; ein Volksaufstand wurde noch leidlich gedämpft, dann unternahm es Favre, zu kapituliren.

Am 26. Abends war die Verhandlung soweit gediehen, daß Bismarck versprechen konnte, um Mitternacht das Feuer einzustellen. Der ewige Donner schwieg endlich; am 28. wurde der dreiwöchentliche Waffenstillstand unterzeichnet, welcher die Forts den Preußen auslieferte und die Berufung einer Nationalversammlung nach Bordeaux möglich machte, die über den Frieden berathen sollte. Sogleich beeilten sich die Deutschen, Lebensmittel in die arme Stadt zu schaffen. — Die Ostarmee war aber in den Waffenstillstand nicht eingeschlossen, weil Gambetta rühmte, dort stünden die Sachen vortrefflich. Es ließ sich auch alles vielversprechend an; Werder hatte sich in Dijon gegen die Garibaldiner fest behauptet; als aber Bourbaki in aller Stille 150,000 Mann gegen ihn zusammenballte, zog er sich zurück, um die Päße vor Belfort zu sichern. Er hielt erst die Franzosen, 9. Jan., bei Villersexel auf, indem er sie zwang, ihre kolossalen Massen zu entwickeln, und erreichte dann durch einen meisterhaften Nachtmarsch die Stelle, wo er sich ihnen in den Weg legen wollte, am Lisainebach. Bourbaki eilte ihm nach, so gut es die Kälte erlaubte, denn er wußte, daß Manteuffel mit drei Corps (12. Jan.) Werder zu Hilfe gesandt wurde; ehe diese ankämen, mußte er suchen den Durchbruch zu erzwingen. Die 43,000 Deutschen des 14. Corps stützten sich auf das befestigte Schloß Montbeliard, von Hericourt bis Delle 6 Stunden weit dehnte sich ihre dünne Linie aus: hier stürmten die vier Corps der Franzosen in drei grimmig kalten Tagen (15.—17. Jan.) ohne Unterlaß auf die vortrefflich bediente deutsche Artillerie los. Wie viel Verwundete sind in jenen Nächten erfroren! Die Deutschen, obwohl nur auf Schnee gelagert, waren diesmal besser gedeckt, büßten aber 1500 Mann ein. Blutend, hungernd und frierend gaben sich selbst ihre Verwundeten das Wort: Hier kommt niemand durch. Am 17. schlug das Wetter endlich um und Bourbaki mußte den Rückzug antreten, nachdem er 8000 Mann verloren hatte. Jetzt aber warf sich Manteuffel

mit 70,000 Mann ihm in den Weg, amüsirte den alten Garibaldi mit Absenden einer Brigade, welche dessen 30,000 Mann in Dijon festhielt, und schnitt dem Bourbaki den Rückzug auf Lyon ab. Diesem blieb nur das Ausweichen zur Schweizergrenze übrig; er ordnete es noch an und suchte sich dann zu erschießen, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade. Sein Nachfolger Clinchant, allerwärts von Manteuffel gedrängt und beschoren, führte 2. Febr. noch 85,000 Mann bei Verrieres in die Schweiz, wo sie entwaffnet und freundlich bewirthet wurden.

Belfort, dessen zwei Forts die Deutschen 8. Febr. erstürmt hatten, kapitulirte am 16. auf Favres Weisung, damit der Waffenstillstand verlängert werden könnte. Es war die einzige Festung (außer Bitsch, das kaum belagert worden war), deren Garnison freier Abzug bewilligt wurde. So war denn auch auf dieser Seite der schwere Kampf beendigt. 385,000 Franzosen befanden sich in Deutschland, 150,000 in Paris in Gefangenschaft, 100,000 waren in Belgien und der Schweiz entwaffnet.

§ 25. Das deutsche Kaiserreich. Friedenspräliminarien.

Während der blutigen Schlachten, die das verschlossene Paris umtobten, saßen seit Okt. 1870 die Minister der vier Südstaaten mit Bismarck und einigen Vertrauensmännern des norddeutschen Reichstags in Versailles zusammen, die deutsche Einigung ihrem Ziele näher zu führen. Baden schloß sich bedingungslos an; Hessen und Württemberg machten einige Vorbehalte. Dann zog Bayern, das 80 Anstände aufgestellt hatte, Württemberg auf seine Seite, worauf Bismarck mit Baden und Hessen, 15. Nov., abschloß. Aber auch Bayerns Zögern hatte ein Ende, als Bismarck ihm zu lieb 50 Paragraphen der Nordbundverfassung änderte oder außer Kraft setzte. Noch ehe das alles genehmigt und gesiegelt war, lud Ludwig II. 3. Dez. Wilhelm I. ein, das deutsche Reich durch Annahme der Kaiserwürde wiederherzustellen. Was der ältere Bruder a. 1848 gewünscht hätte, von den deutschen Fürsten und Völkern zugleich auf den Schild erhoben zu werden, war erst dem jüngeren beschieden. Der norddeutsche Reichstag beschloß, 10. Dez., daß der König fortan deutscher Kaiser heißen solle, und am 18. Dez. sammelten sich die Fürsten, Prinzen und Abgeordneten um Wilhelm, ihm diesen Wunsch des Volks entgegenzubringen. Die süddeutschen Kammern schloßen sich demselben Verlangen an; am längsten währte das Ringen in der bayrischen, wo erst nach 10tägigem Für- und Widerreden 102 Stimmen sich für die neuen Verträge, 48 gegen sie aussprachen. Diese Abstimmung erfolgte 21. Jan. 1871, etwas zu spät, als daß der neue Kaiser sie hätte abwarten können.

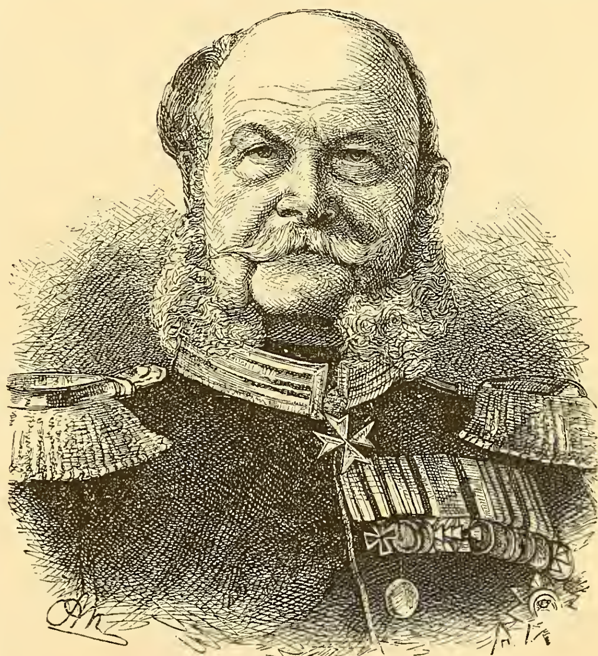


Fig. 316. Kaiser Wilhelm.

Denn dieser hatte den 18. Jan. für die Feier bestimmt, welche 170 Jahre nach der ersten Königskrönung (S. 635) seinem Hause eine neue Ehre ertheilen sollte.

In dem Spiegelsaale Ludwigs XIV., dessen Gemälde und Goldinschriften seine Siege verewigen, stand jetzt der Preußenkönig, umringt von seinen Freunden und Getreuen; es wurde gesungen, gebetet und über den 21. Psalm gepredigt: „du überschüttest ihn mit Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt.“ (Vergl. das große Bild.) In einfachen Worten übernahm der greise König für sich und seine Nachfolger die deutsche Kaiserwürde, mit der Bitte zu Gott, daß er ihm verleihe, allzeit Mehrer des Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens. Dann rief sein Schwiegersohn, der Großherzog von Baden: Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch! und unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein. Dem Kaiser wurden die Augen naß; zuerst huldigte ihm der Kronprinz durch Handkuß, der Vater aber umarmte und küßte ihn wieder und wieder unter Freudenthränen. Noch viele verwandte Fürsten schloß der Kaiser in seine Arme, die übrigen huldigten ihm durch Schütteln der Hand, welche die jüngeren Prinzen küßten. Hierauf ließ er die Offiziere an sich vorüberziehen, schritt die Reihen der im Saal aufgestellten Truppen entlang und sprach huldreiche Worte mit manchem Unteroffizier. — Ein protestantisches Kaiserthum war an diesem Tage aufgerichtet worden, kein römisches, daher ihm der Haß der eingefleischten Römlinge von seiner Geburt an gewiß war. Doch ist es aus der freien Wahl aller Reichsgenossen hervorgegangen, ein Zeichen, daß gemäßigte Katholiken sich von demselben nicht beengt fühlten. Den Demokraten konnte es auch nicht willkommen sein; denn das Wühlen und Rütteln in den einzelnen Ländchen hatte vorerst ein Ende gefunden. In der Sage vom Kaiser Friedrich, daß dieser im Kyffhäuser der Stunde harre, da des deutschen Reiches Herrlichkeit wieder hergestellt werden solle, hatte des Volkes tiefe Sehnsucht nach der entschwundenen Einheit sich Jahrhunderte hindurch verkörpert. Jetzt endlich war der Kaiser wieder aus seinem Grabe gestiegen und eben jene Reichskleinodien, welche Friedrich II. (S. 385) den Landesherrn ausgeliefert hatte, d. h. die wesentlichen Reichsrechte wurden nun dem Kaiser entgegengetragen.

Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, als auch die Nationalversammlung gewählt wurde, welche den Friedensschluß berathen sollte. Gambetta zwar telegraphirte an alle Präfecten, daß sie ihm doch irgendwie eine republikanische Versammlung nach Bordeaux schicken sollten, welche die Untheilbarkeit des Landes sichern würde, und er unternahm es, alle Personen, welche der napoleonischen Regierung gedient hatten, als unwählbar zu bezeichnen. Bismarck aber bestand darauf, die Wahlen sollten völlig frei sein, und erlaubte sich, das Dekret von Bordeaux für null und nichtig zu erklären. Die Regierung in Paris wies gleichfalls Gambettas Unvernunft zurück, worauf der Starrkopf, 6. Febr., seine Entlassung eingab. Die Wähler, des Krieges satt, wählten meist friedliebende und katholisch fromme Männer; Paris aber mit andern großen Städten gefiel sich in der Wahl blutrother Republikaner. Am 13. Febr. konnte die Versammlung von Favre eröffnet werden, da denn Garibaldi, auch einer der Gewählten, an ihr sogleich einen Ekel faßte und austrat. Der erfahrene, geistreiche Thiers, von 26 Departements zugleich gewählt, wurde am 17. zum einstweiligen Chef der Republik ernannt und begab sich mit Favre nach Versailles. — Hier wurden endlich, 26. Febr., die Friedenspräliminarien mit dem Vorbehalt unterzeichnet, daß die Nationalversammlung sie bestätigen müsse. So sehr sich Thiers um Metz wehrte, bestanden doch die deutschen Kriegskundigen so fest auf dessen Abtretung, daß er es fahren lassen und sich damit begnügen mußte, wenigstens Belfort für Frankreich zurückzugewinnen. Die deutschen Bezirke aber von Elsaß und Lothringen samt Metz wurden mit dem neuen Kaiserreiche vereint. Die Räumung der besetzten Provinzen sollte nach Maßgabe der geleisteten Zahlungen von 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung erfolgen. Ein Theil der Stadt Paris durfte von den Deutschen besetzt werden, bis die Versammlung in Bordeaux den Friedensvertrag genehmigt haben würde.

Am 28. Febr. war Thiers wieder in Bordeaux und unterbreitete der stille lauschenden



Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871.

Versammlung die schweren Friedensbedingungen. Er hatte kaum begonnen sie abzulesen, als ihm die Stimme versagte. Ein anderer las weiter. Trotz alles Schreiens der Rothen willigte die Mehrheit (546 gegen 107) in den Vertrag, noch ehe der 1. März tagte. An diesem aber rückten auserwählte preußische und bayrische Corps, 30,000 Mann stark, auf der Siegesstraße, welche Napoleon I. angelegt hatte, durch den prächtigen Triumphbogen (dessen Sperrung erst beseitigt werden mußte) in die Hauptstadt ein, verhielten sich dort geduldig gegen allerlei Ungezogenheiten und Herausforderungen des Pariser Gesindels und zogen schon 3. März, da die Zustimmung der Nationalversammlung eingetroffen war, wieder zur Stadt hinaus. Der Kaiser selbst war nicht mitgeritten, wohl aber Bismarck, der sich wenigstens den Triumphbogen besehen wollte. Die Pariser ergaben sich knirschend drein „vom Schicksal verrathen zu sein." Wilhelm I. dankte nochmals herzlich seinen treuen Truppen (die 44,900 Todte und 82,000 Verwundete aus 913,997 Eingerückten verloren hatten), ehe er Frankreich den Rücken kehrte. Am 17. März umarmte er in Berlin nach 7½monatlicher Abwesenheit seine Gemahlin; das Festfeiern verschob er auf die Rückkehr des Heeres, welche leider sich über Erwarten verzögerte. Aber so Großes war geschehen, daß wohl, wie von der Fürstin von Reuß nach den Siegen des J. 1813 durch ganz Deutschland gesungen werden durfte: „Um Hilfe haben wir geschrieen, du gabst viel mehr als wir begehrt, und wir bekennen auf den Knieen: O Herr, mein Gott, wir sinds nicht werth." Dagegen wehrte sich jedoch das fortgeschrittene Nationalbewußtsein: „heute weiß die erstarkte öffentliche Meinung Deutschlands: die Siege über Napoleon III. haben wir verdient!"

§ 26. Die Commune von Paris und die Internationale.

Als die letzten Deutschen die „Weltseele" Paris verließen, ahnten die Klügeren bereits, daß in dieser Stadt der Verwirrung die Ordnung kaum wiederkehren könne ohne einen blutigen Bürgerkrieg. Wie Favre sich dafür verstritt, der Nationalgarde ihre Waffen zu belassen, hatte ihn Bismarck umsonst vor den Gefahren, welche in einem bewaffneten Pöbel liegen, gewarnt; er meinte, in Paris gebe es keinen Pöbel! Nach dem Bummlerleben und der großen Aufregung sich einfach wieder an ordentliche Arbeit zu machen, gelang nur den Bessern. Die Arbeiter der Vorstädte hatten nie angenehmer gelebt als während der Belagerung; und vor ihnen flohen ahnungsvoll viele Bürger, sobald die Thore geöffnet waren.

Schon am 24. Febr. hatten 114 Bataillone der Nationalgarde sich dem republikanischen Central-Comité unterworfen, welches ihnen vorgeschlagen, sich unter einander zu verbünden; da wurde beschlossen, sich dem Einzug der Preußen zu widersetzen, was dann doch nicht geschah. Dasselbe Central-Comité befahl nun, die Kanonen der Nationalgarde auf den Montmartre zu bringen und weigerte sich ihrer Rückgabe an den Staat. Darauf beschloß man in Bordeaux, die Nationalgarde nicht mehr ungeprüft zu bezahlen. Bald brachen Unruhen im Stadttheil Belleville aus, wo das Centralcomité die 250 Kanonen und 70 Mitrailleusen von stündlich abgelösten Nationalgarden eifersüchtig bewachen ließ. Vinoy fieng mit den Rebellen zu unterhandeln an, zahlte ihnen sogar den täglichen Sold von 30 Sous wieder aus, suchte aber zugleich Linientruppen in die Stadt zu bringen. — Am 10. März, da die Versammlung in Bordeaux beschloß, ihren Sitz nach Versailles zu verlegen, erließ das Centralcomité eine Proklamation, welche verlangte, daß die Nationalgarde ihre sämtlichen Offiziere selbst wählen dürfe und alle militärische Autorität sich den Befehlen der Gemeinde von Paris unterordne. Tags darauf hielt Vinoy Musterung über 40,000 Truppen.

Das schien dem rothen Comité so bedrohlich, daß es den Parisern ankündigte, sie sollen auf der Hut sein; man wolle augenscheinlich in jenem „Bauernparlament" die Wiederkehr der Monarchie anbahnen; es sei auf die Erniedrigung von Paris abgesehen, das man decapitalisiren wolle; die Truppen werden doch so klug sein, sich der neuen Republik rückhaltlos anzuschließen. Redlichere Leute mochten fürchten, die Nationalversammlung wolle die Republik tödten. Die Proletarier aber haßten eine Republik ebenso wie die Monarchie; Faulenzer, die das Sparen für ein Laster erklärten, suchten ihre Träume

von einer paradiesischen Gleichheitsherrschaft zu verwirklichen; ihnen gesellten sich Rotten von Missethätern (wohl 25,000 Verbrecher) bei. Man wollte einmal durch Theilung und Raub wohlleben. Die Clubs tagten fortwährend und aufregende Blätter steigerten die Unruhe.

In der Nacht auf den 18. März befahl Vinoy dem General Lecomte, die Geschütze auf dem Montmartre wegzunehmen; und diesem gelang es, die Nationalgarden zu überrumpeln und 171 Kanonen zu fassen. Sie wegzuführen mangelten die Zugpferde, und mit dem Morgengrauen wurde die Sturmglocke geläutet, worauf Haufen von Nationalgarden zusammenströmten. Man drängte sich an die Truppen, fragte, ob sie gefrühstückt hätten, jammerte über die Grausamkeit der Regierung, welche die Brüder im Heere Hungers sterben lasse, und lud die Soldaten zum Essen und Trinken ein. Getäuscht und verrathen wartete Lecomte lange auf die Zugpferde, mußte sich aber endlich des Zudrangs erwehren und befahl zu schießen oder das Bajonet zu brauchen. Umsonst, seine Bataillone ließen ihn samt den Offizieren gefangen wegführen. Ebenso ergiengs dem in Bürgerkleidung dazu kommenden General Thomas, der sich a. 1848 den Rothen verhaßt gemacht hatte. Man hielt in namenlosem Durcheinander eine Art Gericht über die beiden und erschoß sie Abends. Das Centralcomité vertheidigte diese Unthat als kriegsrechtlich begründet. Vinoy zog mit einem Rest von 10,000 treugebliebenen Truppen nach Versailles ab und die Hauptstadt war in den Händen der Aufrührer.

Am gleichen Tage, da die rothe Fahne auf dem Pariser Stadthaus wehte, fuhr Napoleon III. von der Wilhelmshöhe nach England ab und erhoben sich die Araber in Algerien zu einem Aufstand. Die Forts im Süden von Paris ergaben sich den Aufrührern, welche sofort durch einige Blutbäder in den Straßen noch manche Wohlgesinnte aus der Stadt jagten, die übrigen einschüchterten und mit Rührigkeit und Thatkraft ihre Plane durchführten, völlig unbehelligt von den bestürzten Machthabern in Versailles. Die Forts im Osten und Norden waren noch von den Deutschen besetzt, welche sich auch von den Parisern fortwährend Respekt zu verschaffen wußten. Der gewaltige Mont Valerien im Westen aber wurde im entscheidenden Augenblicke von Vinoy (gegen Thiers Befehl) den Versaillern noch gesichert.

Am 28. März setzten 180,000 Wähler von Paris (gegen 250,000 Freunde der Ordnung, welche aus Angst ihre Stimmen gar nicht abgaben) die neue Regierung der Commune (Gemeindevertretung) ein, deren Präsident ein Deserteur Assi wurde; den abwesenden Garibaldi ernannte man zum Ehren-Präsidenten. Die bekanntesten Führer waren Flourens (S. 970), der giftige Schauspieldichter Pyat, der verbissene Jakobiner Delescluze, der ruchlose Rigault, der in Amerika General gewordene Cluseret &c. Uebrigens dankte das Centralkomité nicht ab, sondern lebte in geheimem Kampf gegen die Kommune fort, wie auch die vielen Ausschüsse einander stets befriegten. Ueberall riß man das Pflaster auf und baute Barrikaden; auch die Weiber ergriffen die Waffen und wetteiferten mit den Männern im Trinken und Lärmen. Die nöthigen Geldmittel nahm man aus der Bank oder erpreßte sie von den Reichen durch Zwangsanlehen, Requisitionen &c., auch durch einfache Plünderung der Kirchen- und Klostergüter &c. Alle früheren Schulden wurden für verfallen erklärt, die Zahlung von Miethe aufgehoben. Wer die Macht hatte, stahl wo er konnte. Die Proletarier hatten „Angesichts der Ohnmacht der regierenden Klassen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hand genommen,“ und ihr Ziel gieng auf Einrichtung einer communistischen Musterrepublik. Ein Körnlein Vernunft stak blos in der Forderung größerer Gemeindefreiheit; unvernünftig aber war die Einbildung, die alte Welt des Regierens durch Beamte und Pfarrer habe jetzt aufgehört und eine neue Aera der Selbstbestimmung sei angebrochen. Es sollte ein aus gleichberechtigten Gemeinden bestehender Staat werden, wenn nicht gar eine Universalrepublik von bloßen Weltbürgern.

Zu den Leitern der Commune gehörten auch Sendlinge der internationalen Arbeiterassociation. In England hatten die Arbeiter angefangen, durch Gewerbevereine

sich vor den Bedrückungen des Kapitals zu schützen. Da sie damit bedeutende Macht gewannen, hatten sich, 1847, deutsche Flüchtlinge in London bemüht, die Proletarier aller Völker zu einem die Welt umfassenden Bunde zu vereinen. Ihr Haupt war der Rheinpreuße Dr. Marx, der damals ein Manifest der Communisten erließ: nachdem jetzt die bourgeoisie, die reiche Bürgerschaft, erschüttert sei, welche 1830 die politische Macht angetreten habe, müssen die Communisten mit allem Ernst die Herrschaft ihrer Ideen anstreben. Die Bewegungen von 1848 vereitelten die Sache. Erst auf der Weltausstellung in London 1862 wurde solcher Communistenbund weiter vorbereitet. Napoleon gab nämlich den französischen Arbeitern reichliche Unterstützungen, die Ausstellung zu besuchen; sie fraternisirten dort mit den englischen Arbeitern und suchten sich über den nöthigen Taglohn zu verständigen. Propheten aller Länder predigten nun, wie alle politischen Fragen der großen Idee der Emancipation der Arbeiter unterzuordnen seien; Kosmopolitik sei die Politik, welche von allen Verständigen getrieben werden müsse, und in Frankreich lasse sie sich am ehesten durchführen. Die kaiserliche Regierung sah dem ruhig zu. Im Sept. 1864 ward endlich der große Bund gegründet. Die Internationale soll das Arbeitervolk der ganzen civilisirten Welt umschließen und ihm soviel Einfluß verschaffen, daß die Gleichberechtigung aller Menschen am Lebensgenuß erreicht werde. Die Wühler aber verlangten: Weg mit Gottesdienst, Ehe und Erbrecht; denn auch das persönliche Eigenthum kehrt zur Gemeinschaft zurück, der Boden wird an den Gemeinbesitz überwiesen. Jedes Glied der Genossenschaft hört auf, seinem Volke anzugehören; alle Nationalität geht in diesem Weltbunde auf. Keine Regierungen mehr! so fallen also die Steuern! Auch keine Armeen mehr und keine Religionen! „Die fabelhafte Gottheit, die auf einem himmlischen Throne sitzen soll, ist der Fluch der Menschheit, der Verbündete aller Tyrannen und Betrüger, aller Quäler und Räuber des Menschengeschlechts geworden. Atheismus und Materialismus sind die Grundlagen aller Wahrheit.“ In Clubs sollen diese Lehren gepredigt werden, bis der „große Rummel“ ausbricht. Ein jeweilig zusammentretender Congreß entscheide über die nöthigen Maßregeln zur Verwirklichung des Plans. Doch wurde auf solchen Congressen (zuerst in Genf, 1866, dann Lausanne, Brüssel, Basel, Haag) nur viel geredet und die eigentliche Leitung lag in den Händen des Centralkomité's in London, das sich durch Spaltungen so geschwächt hat, daß die Internationale seit 1873 als todt betrachtet werden kann.

Thiers war zuerst rathlos. Um jeden Preis wollte er sich die Demüthigung ersparen, deutsche Unterstützung zur Bewältigung des Aufruhrs in Anspruch zu nehmen, und suchte daher, 21. März, durch glatte Worte Paris zu gewinnen: er erwartete von dieser hehren Stadt nur „Akte der Vernunft“ und bat sie, ihm die Arme zu öffnen, damit er das Gleiche thun könne. Aber Paris öffnete eben seine Arme nicht, und mehrere andere Städte versuchten es, dem glorreichen Vorgang der Hauptstadt nachzuleben. Zum Glück wurden diese Aufstände rasch bezwungen; wegen Paris aber mußte Thiers sich mit den Deutschen über Zurückführung der gefangenen Soldaten verständigen. Die Pariser nahmen, geleitet von dem Exsergeanten Bergeret, 2. April den Kampf mit den Versaillern bei Neuilly auf, flohen aber bald. Wie dann am folgenden Tag 100,000 Nationalgarden ausmarschirten, schüttete der Mont Valerien seine Granaten über sie aus; zahllose Opfer bedeckten die Ebene, darunter auch der Vorkämpfer Flourens. Weil sich nun das Gerücht verbreitete, die gefangenen Communisten werden mißhandelt, ja in Masse erschossen, verhafteten die Pariser den Erzbischof Darboy (einen ehrenwerthen Nichtultramontanen) und andere Verdächtige, besonders Pfarrer, und drohten, von diesen „Geiseln“ je 3 für einen der in Versailles hingerichteten Ihrigen zu erschießen. Immer erbarmungsloser wurde der Kampf, bei den Truppen hieß es bald: Kein Pardon! aber ihre Fortschritte waren langsame.

Uebrigens konnte auch die Commune nicht ohne Gründung eines Ordens und Bändchens auskommen. Sie sorgte für Schnaps, so daß Paris in 2 Monaten nicht aus dem Rausche kam. Alle mögliche Lügen wurden verbreitet, die wahrheitsliebenden Zeitungen aber unterdrückt. Es waren 200,000 Bewaffnete mit 1047 Kanonen, freilich ohne viel Kriegsmuth.

Als Macmahon, 8. April zum Oberbefehlshaber ernannt, endlich Kerntruppen genug zusammengebracht hatte, umgab er den Südwesten von Paris mit einem Halbkreis von Batterien und bombardirte die Südforts. Damit wurde die Wirthschaft in der Stadt immer toller; dem neuen Götzen zu Ehren mußten die älteren fallen. Napoleon I. hatte 1810 seine Thaten auf der 130 Fuß hohen Vendomesäule verherrlicht, die aus eroberten Kanonen nach dem Muster der Trajansäule gegossen war und schon sein drittes Standbild trug. Die Commune beschloß, diese Säule als ein Sinnbild brutaler Gewalt und falschen Ruhms zu zerstören; durchsägt fiel sie, 16. Mai (man hieß ihn aber 26. Floreal), mit aller französischen Kriegsglorie, unter dem Spiel von Musikbanden, in den Mist.

Thiers Eigenthum wurde, 11. Mai, mit Beschlag belegt und sein prachtvolles Hotel der Erde gleich gemacht. Schon wurde auch allen Einwohnern sämtliches Erdöl abgefordert, später auch aller Schwefel und Phosphor; man sah es auf einen rechten Hexenbrodel ab und war entschlossen, lieber ganz Paris in die Luft zu sprengen, als zu kapituliren. Am 30. April waren die Pulverminen unter der Börse, den Tuilerien u. a. Prachtbauten fertig. — In der Vertheidigung hatte Cluseret nebst dem Polen Dombrowski das Meiste geleistet. Er wurde aber von dem eiteln Fanatiker Rossel 1. Mai gestürzt. Rossel klagte schon 9. Mai, hier, wo Alles befehlen, Niemand gehorchen wolle, könne er einmal nicht kommandiren; so wurde er durch Delescluze ersetzt. Zwischenhinein versuchte man auch Unterhandlungen mit Versailles, und unterschiedliche Führer ließen sich von dort Gold bezahlen. Einmal traten auch 1000 Freimaurer mit weißen Fahnen, Bändern und grünen Zweigen vor das Stadthaus und erklärten die Commune für den neuen Tempel Salomos, für das richtige Ziel aller ihrer Bauarbeit. Sie sandten dann eine Deputation an Thiers, der sie jedoch kühl ablaufen ließ.

Nachdem das Fort Issy, 9. Mai, genommen war, nachdem die Pariser 16. auch die Feste Vanves und 18. Montrouge geräumt hatten, wurde der Kampf ein hoffnungsloser. Um so greulicher wuchs die Verwirrung in dem Hexenkessel, immer rücksichtsloser wurden die Greuelthaten. Die Besitzlosen ergriffen oder schafften einen Anlaß um den andern, um Rache am Stolz und Luxus ihrer bevorzugteren Landsleute zu nehmen. Zu den wüthendsten Communisten gehörten die Weiber der Straße; ihrer 2500 wurden als „Amazonen der Commune" gemustert und besoldet, und sie schlugen sich, raubten und mordeten so gut als die Männer. Gassenbuben spielten den Richter, den Beamten, den Kerkermeister oder Scharfrichter. Aller Religionsunterricht wurde abgeschafft, jede Ceremonie der christlichen Kirche verhöhnt. Man überfiel, entweihte und beraubte die Kirchen und Klöster, besonders die Nonnenklöster; die Waisenkinder riß man aus der Obhut der Frommen und stellte sie unter die Aufsicht liederlicher Weiber, die ihre Lust dran hatten, die Kleinen viehisch trunken zu machen. In den Kirchen hielt man lästerliche Clubs, wobei der Präsident auf dem Altare saß. Am Himmelfahrtstage vertheilte man vor den Kirchen in namenlosem Hohne Hostien an den Pöbel 2c. Kunst und Wissenschaft traf der roheste Haß. Am 18. Mai wird der lustige Student und blutdürstige Erzatheist Rigault beauftragt, den gefangenen Geiseln den Garaus zu machen. — Mit dem Sonntag, 21. Mai, brach die grause „Höllenwoche," die Woche des Todeskampfes der Commune an. Von dem leeren Wall herab winkte ein redlicher Exsoldat, Ducatel, den Truppen mit dem Taschentuch und bezeichnete ihnen die Stelle, wo die Ringmauer leicht zu überschreiten war. Abends standen schon 80,000 der Versailler innerhalb der Wälle, mit raschem Entschluß konnten sie bis zum Stadthaus vordringen; aber ihr Fortschritt war zu vorsichtig.

Weil man die Soldaten schonen wollte, mußte das schwere Geschütz das Meiste thun; so ließ man sie auch anfangs während der Nacht von der Blutarbeit ruhen, ein schwerer Mißgriff. Schon am 22. löste sich die Commune auf und suchte in Luftballons zu entrinnen, was das entrüstete Volk doch nur wenigen Führern gestattete. Man legte die Uniformen ab, rasirte die Bärte 2c. Nur zwei der Vorkämpfer, darunter der greise De-

lescluze, starben auf den Barrikaden; die Masse machte sich ans Brennen oder an die Menschenjagd. Am 23. übernahm es der Fleischergeselle Oberst Benot, die feuersichern Tuilerien mit Erdöl zu übergießen, Laufpulver zu streuen und ein Pulverfaß unten aufzustellen. Um 2 Uhr Morgens hörte man den furchtbaren Knall, dem der Brand aller nicht aufgeflogenen Räume folgte. „Die letzten Spuren des Königthums waren vertilgt." Darauf steckte Bergeret trotz aller Bitten und Thränen der Wächter auch das Louvre in Brand, doch gieng nur sein Bücherschatz in Asche auf, die unermeßlichen Kunstschätze wurden durch die Ankunft der Truppen gerettet. — Man hatte Dominikanermönche als unnütze Glieder der Gesellschaft verhaftet und zu Handlangern am Bau der Befestigungen gebraucht. Jetzt wurde ihr Gefängniß geöffnet und ihnen zugerufen: Kommt heraus, ihr seid frei, aber schnell! Wie sie heraus eilen, schießen hinter den Bäumen versteckte Meuchelmörder auf die fliehenden Mönche und strecken ihrer 21 zu Boden. Am 24. wurde der Erzbischof Darboy mit seinen Gefährten, vier Priestern und einem Präsidenten, hinausgeführt und erschossen. Dann kam die Reihe an 10 weitere Priester, 2 Geiseln und 35 Gensdarmen. Unter Kolbenschlägen trieb man sie vorwärts; wer wollte, durfte noch sein Müthchen an ihnen kühlen. Man pferchte sie zusammen, eine Marketenderin schoß zuerst in den Menschenknäuel und das Gemetzel gieng vor sich unter dem Beifallklatschen der umstehenden Weiber, die auch die Leichen noch beschimpften, während Knaben sich an ihnen im Zielen übten. Ein braver Gefängnißwärter rettete doch Hunderte von Geiseln. — Manches unschuldige Blut wurde auch von den Versaillern ohne viel Federlesens vergossen. Am 23. hatten sie den wichtigsten Punkt, den Montmartre, genommen; am 24. wogte der Kampf ums Stadthaus. Da gieng nun auch die Angeberei los, irgend wer wurde denuncirt und alsbald ihm das Hirn eingeschlagen; in solchen Mordthaten wetteiferten selbst Offiziere mit den Soldaten. Alle Gossen waren voll Bluts, Gefangene wurden in Massen niedergemetzelt. Man fand auch Bomben voller Zündstoffe, begegnete Frauen, die Petroleum in Gießkannen herbeischleppten und in die Kellerlöcher goßen (Petroleusen), begegnete Kindern, die brennende Schwefelhölzchen nachwarfen, und wer dachte da an Gnade! Weiber nahten sich den Soldaten mit freundlichster Frechheit, gaben ihnen Cigarren und erschossen sie während des Anzündens, spritzten ihnen Vitriol ins Gesicht oder vergifteten sie mit schmeichelnd credenztem Weine. Dicker Rauch bedeckte Paris, so daß man bei der Blutarbeit kaum zu athmen vermochte.

Erst am 27. fiengen die Feuersbrünste zu erlöschen an, nachdem 772 der prächtigsten Gebäude in Asche gelegt waren. Am Pfingsttag (28.) wurde das Arbeiterviertel Belleville genommen, und die Reste der Communisten fanden sich zwischen den Franzosen und den Preußen eingekeilt; sie wurden hinter dem Kirchhofe Pere Lachaise aufgerieben. Das letzte Häuflein der Insurgenten streckte 29. im Fort Vincennes die Waffen. Massenerschießungen räumten unter den Gefangenen noch weiter auf; doch wurden ihrer noch 38,000 in Satory zusammengepfercht, um in den folgenden Monaten abgeurtheilt oder freigelassen zu werden. (Ihrer 4300 hat man nach Neukaledonien deportirt, von wo die meisten a. 1879 f. zurückkehren durften.)

Noch am 6. Juni ergriff man eine Frau, die ein Haus mit Erdöl in Brand stecken wollte; sie wurde sogleich erschossen. Nachträglich wunderte man sich nur, Kirchen, Häuser, Bibliotheken und Paläste, die auch schon dem Untergang geweiht waren, trotz allerlei aufgehäufter Brennstoffe gerettet zu finden; mancher zündende Schwefelfaden war wie durch eine höhere Hand gelöscht oder abgerissen worden. Extrazüge beförderten erst Feuerwehren von Brüssel, London 2c. nach Paris, dann aber Scharen von Vergnügungsreisenden, welche sich die Ruinen ansehen wollten. Mögen sie alle an diesen Feuerzeichen etwas gelernt haben! — Die Internationale aber pries laut dieses Pfingstfest der heroischen Selbstverbrennung von Paris, und erklärte: „Zwischen den französischen Arbeitern und ihren ewigen Gegnern, den Priestern, Königen und Kapitalisten, ist hinfort weder ein Friede noch ein Waffenstillstand mehr möglich. Wir sind erlegen, aber nicht besiegt. Der Socialismus läßt sich nicht besiegen, denn er ist die Gerechtigkeit. Allen Mitgliedern der Internationale liegt ob, den Herd des Hasses und der Rache, den wir gegen die Religion, die Autorität, die Reichen und die Bürger angezündet haben, um so mehr anzuschüren, als man die berühmten Chefs des französisch-socialistischen Aufstands ohne Gnade erwürgt hat. Bald werden wir zu heftigen und schrecklichen Explosionen unsere Zuflucht nehmen, dem bestehenden

socialen System ein Ende zu machen." — Marx, der übrigens für seine Person den Ausbruch in Paris als verfrüht angesehen hatte, wartet auf einen allgemeinen Weltbrand, der sich an 100 Punkten zumal entzünde, als „die immense Morgenröthe des neuen Tags," da die staatliche Einheit Europas durch die zu einer großen Arbeiternation verschmolzenen Proletarier sämtlicher Länder hergestellt sein wird.

Nun der innere Feind niedergeworfen war, brach allmählich wieder das Parteigezänke hervor, das einige Zeit geschwiegen hatte. In Bordeaux war ein ungeschriebener „Pakt" vereinbart worden, daß diese Nationalversammlung noch keine definitive Regierung begründen solle. Um seiner rettenden That willen wurde aber Thiers, 31. Aug. 1871, zum Präsidenten auf drei Jahre ernannt, als welcher er seine Hauptaufgabe, die Auslösung des noch von Deutschen besetzten Gebiets und die Aufrichtung Frankreichs, mit großem Geschick vollbrachte. Die Finanzen zu ordnen, griff er auf sein Schutzzollsystem zurück, die Milliarden floßen ihm nur so zu, ohne daß das Volk merkte, wie viel mehr es aufzubringen hatte; das Heerwesen begann er nach deutschem Muster einzurichten. Nachdem er, März 1873, für die Abzahlung der 5 Milliarden gesorgt und einen Räumungsvertrag zu Stande gebracht hatte, vermöge dessen im Sept. die letzten deutschen Truppen das Land verließen, war er entbehrlich geworden. Schon lange muthete man ihm zu, eine Monarchie zu gründen, etwa eine orleanistische; denn auch diese Familie hatte aus dem Exil zurückkehren dürfen, hatte auch ihre Güter wieder gewonnen. Ebenso machten die Bonapartisten neue Anstrengungen für ihren kaiserlichen Prinzen, seit Napoleon III., 9. Jan. 1873, in Chiselhurst verschieden war. (Sein Sohn fiel 1879 durch Assagais von Zulu-Kaffern.) Den Klerikalen war Thiers schon darum verhaßt, weil er nie eine Kirche besuchte. Wie er aber die conservative Republik für die einzig mögliche Regierung erklärte, ertheilte ihm die ultramontane Mehrheit ein Mißtrauensvotum, 24. Mai 1873, das er sogleich mit seiner Abdankung beantwortete († 3. Sept. 1877). — Der „ruhmvolle Besiegte" Macmahon mußte ihn ersetzen; er sollte auch gleich der Königsmacher werden. Denn nachdem der österreichische Hof einer Verschmelzung der beiden königlichen Linien vorgearbeitet hatte, erschien 5. Aug. der Graf von Paris in Frohsdorf, um sich seinem Vetter, Heinrich V., als dem nächsten Erben der Monarchie zu unterwerfen. Der Papst jubelte, Paris rüstete schon für den prächtigen Einzug des „Roy", als derselbe für gut fand, gegen die Beibehaltung der dreifarbigen Fahne, die er erst zugestanden hatte, sich doch noch zu erklären. Nachdem die „Fusion" daran gescheitert war, wurde Marschall Macmahon 20. Nov. mit dem Septennat (siebenjähriger Oberherrschaft) betraut. Die Versammlung beschloß Jan. 1875 endgültig, daß Frankreich eine Republik bleiben solle; zu ihrer Zähmung sollte aber ein Senat dienen, bestehend aus 300 verdienten Männern, und die höhere Bildung wurde von der Kirche erwartet, welche fortan freie Universitäten sollte gründen dürfen. Im Febr. 1876 gab ein Plebiscit dem Volk Gelegenheit, wieder einmal seine Wünsche zu äußern. Ueber fünfthalb Mill. stimmten jetzt für die Republik (nur 2 Mill. für einen König, noch weniger für einen Napoleoniden) und demgemäß wehte auch ein frischerer Wind in der neugewählten Versammlung, die unverholen klagte, daß Frankreich 5 Jahre lang von den Jesuiten beherrscht worden sei.

Jetzt erst wurde die unentgeldliche Schulung aller Kinder beschlossen, ob auch 40,000 Kanzeln gegen diesen Jammer des Zwangsunterrichts donnerten. Doch wurde diese republikanische Mehrheit unter ihrem Führer Gambetta nachgerade dem Marschall so unbequem, daß er, 16. Mai 1877, seine Minister entließ und die Kammer auflöste, um wieder mehr dem Klerus zu Willen zu sein. Dieser strebte eifrigst, das schöne Frankreich dem blutenden Herzen Jesu zu widmen, wie es a. 1670 der Nonne Marie Alacoque soll gezeigt worden sein; zu ihm betete man jetzt auf großen Pilgerzügen: Heiliges Herz Jesu, rette Rom und Frankreich! Da verschärfte sich der Gegensatz der Parteien so sehr, daß Macmahon sich doch mit republikanischen Ministern umgeben mußte (Dez. 1877) und endlich, 30. Jan.

1879, abtrat, worauf der gemäßigte Republikaner Grevy zum Präsidenten gewählt wurde. Unter ihm aber errang der Demokrat Gambetta immer größeren Einfluß. Der Kirche wurde nun ihr Löwenantheil am Schulunterricht wieder abgerungen und die Vertreibung der Jesuiten durchgeführt. Das Heer fand 1881 Beschäftigung in Tunis und Algier.

§ 27. Das deutsche Reich im Frieden.

Gerne hätten die deutschen Heere, nachdem sie Paris geräumt, sofort den Rückweg in die Heimat angetreten, aber die Frage, wer denn in Frankreich die oberste Macht erringen werde, gebot große Vorsicht. Bedenklich war, daß auch Thiers sich mit den Deutschen in kein freundliches Einvernehmen setzen mochte, daher die Friedensverhandlungen in Brüssel, seit 28. März, nicht vorwärts kommen wollten. Die französischen Commissäre zeigten wenig guten Willen und erhoben immer neue Schwierigkeiten. Für die Bezahlung der Verpflegungskosten bewilligte man deutscherseits eine billige Frist; weil aber die Verzögerung das Maß überschritt, beschwerte sich Bismarck, als suche Frankreich durch Ausflüchte die Sachen in die Länge zu ziehen, und hielt endlich mit der Entlassung der Gefangenen inne.

Dagegen wurde jetzt ein anderer Zwischenfall erledigt. Große Sensation hatte mitten im Kriege (Nov. 1870) eine Note erregt, worin der Kaiser von Rußland erklärte, er halte sich an den Artikel des Pariserfriedens vom J. 1856, welcher das Schwarze Meer neutralisirte (S. 917), nicht mehr gebunden. Bismarck gelang es, die Erbitterung, welche darüber in England entstand, durch den Vorschlag einer Conferenz zu beschwichtigen. Diese trat in London zusammen und beschloß, 13. März 1871, Rußland solle nicht länger durch Beschränkung der Zahl seiner Kriegsschiffe und durch Verbot aller Kriegsarsenale beengt sein; doch wurde auch ausgesprochen, keine Macht dürfe einseitig Verträge lösen oder modificiren. Durch seine Vermittlung in dieser Pontusfrage stattete Preußen dem Kaiser Alexander seinen Dank ab für seine wohlwollende Neutralität. Sie allein hatte verhütet, daß der Krieg keine europäischen Dimensionen annahm.

Am 21. März wurde in Berlin der erste deutsche Reichstag eröffnet. Dem stattlichen Kaiser schritt Moltke voran mit dem Reichsschwert, Roon mit dem Scepter, ein Graf Redern mit der Krone, der Heeresvater Wrangel mit dem Reichsbanner. Der Kaiser hielt eine warme Thronrede, worin er Gott herzlich dankte für das Große, das erreicht war: „die Einheit Deutschlands, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Entwicklung", und die Hoffnung aussprach, das neue Deutschland werde ein zuverläßiger Bürge des europäischen Friedens sein. Dann bevorwortete er die vorzulegenden Gesetze, welche die Wunden des Kriegs nach Vermögen heilen und den Rechtszustand des Reichs ordnen sollten. Es geschah diese feierliche Eröffnung am Tage vor des Kaisers Geburtstag, an welchem er den Reichskanzler Graf Bismarck in den Fürstenstand erhob. Die Vertreter der Nation kamen ihrerseits dem Kaiser (30. März) mit einer Adresse entgegen, in welcher sie ihm Glück wünschten zu der gelungenen Großthat, welche die Sehnsucht der Vorfahren und die Hoffnung der Mitlebenden erfüllt habe. Deutschland gönne jeder Nation, die Wege zur Einheit, jedem Staate, die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden. „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Damit war der Vorschlag der Klerikalen abgelehnt, welche versucht hatten, einer deutschen Einmischung in italienische Angelegenheiten das Wort zu reden. Gern hätten sie nämlich das neue Reich unter den Schutz des Papstes gestellt, vorausgesetzt, daß es sich bewegen ließe, diesem zur Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft behilflich zu sein. Sie stöberten auch in den Grundrechten von 1848 (S. 906) und fanden da Paragraphen von der Selbständigkeit der Kirchen; wie schön würden diese der neuen Reichsverfassung anstehen; denn für Geltendmachung der Concilsbeschlüsse, für Vermehrung der Jesuitenklöster und Mönchsorden wäre damit ein freier Boden geschaffen! Durch diese Vorschläge waren aber die Plane

der Jesuitenpartei (sie nahm die mittleren Plätze ein und hieß darum das Centrum) blosgelegt, und der Reichstag hütete sich wohl, solche allgemeine Phrasen in die deutsche Reichsverfassung aufzunehmen. Für diese begnügte man sich mit dem Nöthigsten, so daß die Berathung über sie 14. April schon geschlossen wurde. Das Reich sollte zunächst für Handel und Wandel, für Verkehr zu Wasser und Land, für Schutz im Ausland und gegen das Ausland sorgen; der Kaiser nimmt eine Mittelstellung ein zwischen voller Souveränität und republikanischem Bundespräsidium; weiter Anzustrebendes, wie die Verwirklichung der Rechtseinheit überließ man der Zukunft (letztere kam 1. Okt. 1879 zu Stande). So viel erhellte indessen aus diesem ersten Anlauf, daß die Weiterentwicklung des Reichs vorzüglich durch den Kampf mit der ultramontanen Partei bestimmt sein werde, und Bismarck verhehlte sich nicht, daß dieser gefährlicher ausfallen dürfte, als der Krieg gegen Frankreich.

Ein unverdientes Mißgeschick, könnte man sagen, wenn man überschaut, was Alles von deutschen Regierungen, besonders aber von der preußischen zu Gunsten der katholischen Kirche gethan worden war! Ihre „Freiheit" war seit 1850 in einer Weise gesichert, wie sonst nur noch in Belgien; der Staat überlieferte die theologischen Fakultäten und die niedere Geistlichkeit in die Hand der Bischöfe. Für den katholischen Cultus hatte er 865,000 Thlr. im Jahr gegeben, für den protestantischen, dem doppelt so viele Seelen anhiengen, nur 628,000 Thlr. Diesem schreienden Mißverhältniß entsprach die Ehre und Zuvorkommenheit, mit welcher katholische Kirchenfürsten sich behandelt sahen, während die Vertreter der protestantischen Kirche oft sehr kurz abgefertigt wurden, von der Regierung wie von der Volksvertretung. Die protestantische war immer das zurückgesetzte Stiefkind, die katholische das verhätschelte Schoßkind. Man hatte die evangelischen Kirchenmänner stets als fügsame, fleißige und ungefährliche Unterthanen erkannt, warum ihnen besondere Aufmerksamkeit schenken? So begab sichs, daß diese 1869 eine Synode hielten; die Kosten derselben bewilligte der Landtag erst 1873. Wo wäre dem Aehnliches der katholischen Kirche begegnet? Sie hat es durch die fortwährende Unterstützung des Staats dahin gebracht, daß die Zahl der Katholiken sich beständig mehrte, daß in Schlesien z. B. die Protestanten jetzt die Minderzahl haben, weil weder für ihre Kirchen und Schulen ausreichend gesorgt, noch den Uebergriffen der Römischen entgegengetreten wurde. Als Nassau 1866 preußisch wurde, standen dort ein evangelischer und ein katholischer Bischof, jeder mit 5000 Thlr.; sogleich wurde dem katholischen mit 5000 weiteren aufgebessert, aber ihm allein. An die Bischöfe verschenkte der Staat in 7 Jahren 70 Patronate. Mußten sich nicht die Ultramontanen sagen: woher diese Dienstfertigkeit einer evangelischen Regierung als aus Furcht vor unserer Macht oder aus dem Gefühl unserer Unentbehrlichkeit? In diesem Sinne traf der Bruch den Staat als eine verdiente Strafe.

Bei den Berathungen über Elsaß-Lothringen schilderte Bismarck (2. Mai) die Sachlage vor und nach dem aufgedrungenen Kriege. Die französische Rheingrenze mit dem Ausfallsthor Straßburg habe das Haupthinderniß für Süddeutschland gebildet, sich der deutschen Einheit ohne Rückhalt hinzugeben. Daher mußte nach Bürgschaften gegen weitere Ueberfälle gesucht werden. Man habe ihm gerathen, aus Elsaß-Lothringen einen neutralen Staat zu bilden, etwa wie Belgien und die Schweiz; ein solcher aber könnte Frankreich auf der Landseite schützen und ließe demselben doch Freiheit, mit seiner großen Flotte Deutschland zu bedrohen; auch sei solcher Neutralität eines begeistert französischen Landes nicht recht zu trauen. Also habe man sich entschließen müssen, diese Landstriche in deutsche Gewalt zu bringen, um sie als ein starkes Glacis gegen Frankreich zu vertheidigen.

Die Abneigung der urdeutschen, eben darum in Frankreich als eine Art von Aristokratie geschätzten Elsäßer haben wir Deutsche mit Geduld zu überwinden; und wir können das, indem wir ihnen einen höhern Grad von communaler und individueller Freiheit bewilligen, als sie bisher genoßen. Das Reich müsse also suchen, diese gemeinsam gewonnenen Länder durch Gleichberechtigung sich zu assimiliren. Man beschloß, dieselben zunächst in einem Uebergangszustand unter des Reichskanzlers Leitung zu belassen; erst mit dem J. 1874 sollte die deutsche Verfassung auch dort in Kraft treten. Vorerst wurde besonders ange-

strebt, die Schulen zu heben und die Uebermacht des klerikalen Einflusses zu beschränken; der zwangsweise Unterricht in deutscher Sprache wurde allgemein eingeführt und 1872 die Universität in Straßburg neu gegründet. Im Okt. hatten die Elsäßer ihren Wunsch auszusprechen, wie viele ihrer Frankreich oder dem deutschen Reiche angehören wollen; von 160,000 sogenannten Optanten sind etwa 40,000 ausgewandert und damit Franzosen geworden. Seit 1879 wird das „Reichsland" von einem Statthalter regiert, dem ein Landesausschuß zur Seite steht.

Am 5. Mai 1871 traf Bismarck in Frankfurt mit dem vor Kummer ergrauten Favre zusammen, stürmisch begrüßt von den Frankfurtern. Es glückte ihm auch diesmal mit seiner Arbeit; am 10. Mai schon war das Friedensprotokoll unterzeichnet (s. Bismarcks Autograph Fig. 317). Zugleich wurde die Geldfrage regulirt, in festgesetzten Raten sollten die 5 Milliarden ausbezahlt und im gleichen Verhältniß die noch besetzten Departements geräumt werden. Ueber allerhand Einzelheiten des Friedens wurde in Frankfurt noch Monate lang verhandelt, bis 31. Okt. Alles ratificirt war.

Als der Kaiser 15. Juni den Reichstag schloß, lud er ihn noch zur Theilnahme an einem großartigen Volksfeste ein. Am Morgen des 16. zogen 40,000 der rückgekehrten Truppen unter dem Jauchzen von $1^1/_2$ Millionen Zuschauern in Berlin ein. Es waren auserwählte Theile aller am siegreichen Kampfe mitbetheiligten deutschen Heereskörper, welche unter des steinalten Wrangels Führung die Hauptstadt betraten, voraus die Leiter des Feldzugs, deren Reihen mit dem Kleeblatt Roon, Bismarck und Moltke schloßen. Letzterer trug den Feldmarschallsstab, den ihm der Kaiser geschenkt hatte. Dann folgte die Heldengestalt des greisen Kaisers. Es war ein prächtiger Zug, sinnvoll geordnet; es konnte scheinen, als hielte der alte Fritz auf seinem Postament, umgeben von den Männern des Jahres 1813, einem Scharnhorst, Blücher, Gneisenau ꝛc. Heerschau über die Streitkräfte des neuerstandenen Deutschlands. Zugleich wurde das Denkmal Friedrich Wilhelms III. feierlich enthüllt und am 18. Juni schloß ein Dankgottesdienst im ganzen deutschen Reiche die Reihe der Feste.

Rasch wurden nun die Milliarden der Kriegsentschädigung bezahlt und nach einander die Departements geräumt, bis am 16. Sept. 1873 der letzte Deutsche über die Grenze gezogen war. Ob diese Milliarden dem neuen Reiche mehr genützt oder geschadet haben, ist noch zweifelhaft; sie führten zu einer tollen Jagd nach schnellem Reichthum, die man den Gründungsschwindel nennt und welche naturgemäß mit einem starken Katzenjammer endete. Indeß wurde mit diesem Gelde die Goldwährung im neuen Reiche eingeführt und die Flotte vergrößert. Nicht als ob die Rüstung auf neue Kriege für das nothwendigste gehalten worden wäre. Vielmehr war ein friedliches Einvernehmen mit den Nachbarn das Hauptanliegen der deutschen Staatsmänner; und im Sept. 1872 bezeugte die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin, daß Rußland und Oesterreich in den großen Fragen der Politik mit Deutschland vorerst einig gehen. — Der offenbare Haß der Ultramontanen und die religiöse Gleichgültigkeit der meisten Stimmführer in den Land- und Reichstagen ließen es zu keiner ruhigen vorsichtigen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche kommen; vielmehr trat nun der erbitterte „Kulturkampf" in den Vordergrund, dessen Anfänger und Namengeber Prof. Virchow zu sein sich rühmt.

Es bleibt eine ungemein schwierige Aufgabe, die Ausschreitungen der Hierarchie zu bekämpfen, ohne die Gewissen zu verletzen und ohne die evangelische Kirche zu schädigen. Weil aber der Krieg zuerst verschämt geführt wurde, durfte für die letztere keinerlei Ausnahme gemacht werden; so mußten sich also, Nov. 1871, durch den Kanzelparagraphen kath. und evang. Prediger gleichermaßen warnen lassen, Staatsangelegenheiten nicht in friedestörender Weise zu besprechen. Dann nahm der preußische Staat der Kirche kurzweg die Schulaufsicht ab, womit er die protestantische Sache viel mehr schwächte als die Hierarchen. Im Juni 1872 wurden die Jesuiten vom Reiche ausgeschlossen, worauf der Papst die Hoffnung aussprach, ein Steinlein werde dem neuen Koloß an die Füße rollen und ihn zu Fall bringen. Darauf gieng die preußische Gesandtschaft beim Papste ein. Letzterer

wurde noch empörter über den neuen Schlag, welchen 1873 die Maigesetze der Kirche in Preußen versetzten, sofern sie die Leitung der Priesterbildung und die Anstellung der Geistlichen dem Staat zusprachen; Pio schrieb darüber einen vergeblichen Warnungsbrief

Fig. 317. Facsimiles berühmter Personen.

1. M. Luther.
2. Ph. Melanchthon.
3. J. Calvin.
4. U. Zwingli.
5. A. Dürer.
6. J. Reuchlin.
7. Königin Elisabeth.
8. Maria Stuart.
9. W. Shakespeare.
10. Voltaire.
11. Napoleon I.
12. Schiller.
13. Goethe.
14. J. J. Rousseau.
15. Fürst Bismarck.
16. Graf Moltke.

an den Kaiser, „welcher ja doch wie alle Christen ihm, dem Papste, irgend wie angehöre." Des Kaisers Antwort bezeugte seine Friedensliebe: übrigens gestatte ihm sein evangelischer Glaube nicht, im Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn

Jesum Christum anzunehmen. Ein weiterer Streich sollte die obligatorische Civilehe sein, welche a. 1875 allgemeines Gesetz wurde. Allerhand Strafen wurden über unbotmäßige Geistliche verhängt, Bischöfe verhaftet und abgesetzt, bis 1400 Pfarreien ohne Seelsorger, 8 Diöcesen ohne Bischöfe waren. Wie sehr sich über diesem Kampf die Gemüther erhitzten, offenbarte Juli 1874 ein Mordversuch, der auf Bismarck in Kissingen gemacht wurde. Der Papst aber hat 5. Febr. 1875 alle diese Kirchengesetze für ungiltig erklärt und jeden Katholiken, der sie befolgt, exkommunicirt. So wurden viele ehrenwerthe Männer in allerhand Gewissensnöthen versetzt und fröhlich jauchzen konnten über diese Art der Kampfführung nur die der Kirche Entfremdeten. Und doch ruht die nachhaltige Macht des Staats in demjenigen Kern der Bevölkerung, der von sittlich religiösen Motiven bestimmt wird; verwirrt diesen die Regierung, so schadet sie sich selbst. So beifällig man auch Bismarcks Wort anhörte: Nach Canossa gehen wir nicht, so wenig ist damit der Sieg des Staates gesichert; denn in diesem Feldzug siegt nicht die Schlagfertigkeit, sondern die Ausdauer. An solche aber ist der römische Stuhl seit Jahrhunderten gewöhnt; und durch Vereine, Casinos, Wanderversammlungen, Adressen an den h. Vater samt dem Peterspfennig und Extrageschenken nach Rom, durch eine einheitlich geleitete, rührig betriebene Presse entwickelt der Katholicismus bereits eine sociale Macht, die ihm noch 1870 niemand zugetraut hätte. So ist denn 1880 ein Anfang gemacht worden, die Härten der Maigesetze zu mildern und der Kirche zum Frieden zu verhelfen.

Einen erheblichen Aufschwung gewann die Socialdemokratie (S. 944) unter Liebknechts Führung, nachdem sie 1875 den Kommunismus als ihr Ziel offen ausgesprochen hatte. Aller Klassenunterschied müsse aufhören, ebenso das System der Lohnarbeit; der Arbeitsertrag müsse gerecht vertheilt, der Reiche durch progressive Einkommensteuer stärker belastet werden 2c. So erwächst „der freie Volksstaat", die rothe Republik, zu deren Herstellung freilich die Entthronung aller Fürsten nothwendig wird. Eine Parteikasse besorgte die Aussendung geschulter Redner.

„Die Citadelle der Knechtschaft, hieß es, ist in Berlin, Krieg gegen Gott und Christus der Schlachtruf des großen Kreuzzugs." In diesem Sinne wurde durch Agitatoren eifrig gehetzt und gewühlt. Bald gab es 51 socialistische Blätter in Deutschland, mehr als in der ganzen übrigen Welt; 1877 wurden 12 Socialdemokraten in den Reichstag gewählt. Am 11. Mai 1878 schoß ein roher Geselle wiederholt auf den greisen Kaiser, ohne ihn zu treffen; am 2. Juni aber wurde dieser von vielen Schroten, die ein verkommener Gelehrter auf ihn abgefeuert, schwer verwundet. Darauf kam denn ein Gesetz zu Stande, welches dieser Umsturzpartei das Wühlen und Werben bedeutend erschwert; ob es aber gelingen wird, diese Giftwurzel aus unserem Boden auszureißen, bleibt noch fraglich.

§ 28. Der zehnte russisch-türkische Krieg.

Der „kranke Mann" wurde zusehends kränker, wie sich 6. Okt. 1875 offenbarte, da er die Leere seiner Taschen bekennen und seine europäischen Gläubiger mit dem halben Zins (von 5 Milliarden Mark) abspeisen mußte. So sehr diese klagten, die Mächte konnten ihnen nicht helfen. Auch sonst mehrten sich die Anzeichen vom Verfall des Reichs. Auf der Insel Kreta erhoben sich 1866 die Griechen der Berge, jagten die Türken in die Küstenstädte, und Oesterreich wie Frankreich zeigten gute Lust, die schöne Insel dem Griechenkönig zu seiner russischen Hochzeit zu verehren. Doch legte sich England noch drein, die Pforte ermannte sich und jagte die Aufständischen ins Gebirge, bedrohte auch das feuerschürende Griechenland, so wurden durch eine Konferenz, unter Versprechen weiterer Reformen, die alten Zustände 1869 nothdürftig hergestellt. Aber Verbesserung der Verwaltung scheint in der Türkei eine Unmöglichkeit. — Daher standen 1875 auch die schwerbedrückten bosnischen Christen auf, welche jedoch bald über die österreichische Grenze getrieben wurden; heftiger aber entbrannte die Empörung in der Herzegowina, wo sie an den Tschernagorzen einen Rückhalt fand. Die Pforte rührte sich kaum zu einer Gegenanstrengung. Nun gährte es gar auch unter dem friedlichen Volke der Bulgaren. Schulmeister, die in Rußland gebildet waren, lockten es zu einem schlecht

vorbereiteten Versuche, sich die Freiheit zu erkämpfen. Obgleich es nur zu einem schwachen Aufruhr in und um Basardschik kam, 4. Mai 1876, diente doch die Ermordung einiger Muselmanen den Türken zu einem Anlaß, unter greuelhaftem Gemetzel ganze bulgarische Dörfer zu vernichten.

Ein Ahmed Aga wurde mit Orden geschmückt, weil er in Batak 5000 Menschen schänden und schlachten ließ, ehe er den Ort dem Boden gleichmachte. Zugleich führte der Christenhaß zu einem Auflauf in Saloniki, dem die Konsuln Deutschlands und Frankreichs zum Opfer fielen, ohne daß die Behörden ihre Rettung versucht hätten.

Ganz Europa war entrüstet; scharfsichtige Staatsmänner in Konstantinopel fanden daher für nöthig, einen Regierungswechsel herbeizuführen. Nach einmüthigem Beschluß der Softas (Koranstudenten) wurden vom Großwesir Reformen verlangt, das sinkende Reich zu stützen; da der arme verschwenderische Sultan sie nicht bewilligte, wurde er abgesetzt und gefangen weggeführt, 30. Mai; nach wenig Tagen soll er sich mit einer Scheere die Pulsadern abgeschnitten haben. Aber auch sein Vetter **Murad V.** war der Regierungslast nicht gewachsen. Den gefallenen Abdulaziz zu rächen, trat 15. Juni ein Tscherkesse in den Divan und schoß zwei Minister nieder, ehe er selbst zusammengehauen wurde. Diese Mordscenen drückten derart auf Murad's schwaches Gemüth, daß er in Geistesstörung verfiel und 31. Aug. sein Bruder **Abdulhamid II.** den Thron besteigen mußte. Osmans Geschlecht schien an Altersschwäche verscheiden zu sollen, und die Versuchung, diesen Prozeß zu beschleunigen, lag nahe. — Besonders glaubte **Serbien** zur Rolle Piemonts auf der Balkanhalbinsel berufen zu sein. Schon länger her hatte der willensschwache Milan zum Krieg gerüstet, eifersüchtig auf den Einfluß, welchen der rührigere Nikita unter den Südslaven gewonnen hatte. Am 1. Juli 1876 erklärten beide Fürsten dem Sultan den Krieg; auch Rumänien fieng an, eine Grenzberichtigung zu verlangen, wofür es Neutralität zusagte. Von Rußland aber kam den Serben ein General Tschernajeff zu, dem so viel Freiwillige und Beiträge von Slavencomités nachströmten, daß der Krieg zuletzt ein Feldzug russischer Offiziere mit serbischen Milizen wurde. Allein in Bulgarien einzudringen und den dortigen Aufstand neu zu beleben, gelang den Serben nicht; und als trotz alles Geldmangels endlich ein osmanisches Heer gesammelt war, wurden sie unter scharfen Schlägen über die Grenze ins Herz ihres Landes zurückgetrieben. Doch Alexander II., der die Niederlagen der Brüder als seine eigenen empfand, erzwang durch sein Drohwort (Oktbr.) einen Waffenstillstand, auf welchen, 28. Febr. 1877, ein überaus gelinder Friede folgte.

Die Tschernagorzen, welche glücklicher gefochten hatten, verstanden sich nur zu einer Waffenruhe; ihr Fürst wurde vom Zaren als ein christlicher Glaubensheld gefeiert, die Feigheit der Serben dagegen scharf beurtheilt. Da jetzt eine russische Armee an den Pruth marschirte, trat an die Großmächte die Sorge heran, wie ein gewaltiger Krieg zu beschwören sei. Ihre Vertreter saßen in Konstantinopel zu einer Konferenz zusammen, welche die nöthigsten Reformen für die christlichen Provinzen herauszuschlagen suchte. Allein so sehr sie dieselben ermäßigte, konnte sie doch die Pforte nicht zu ihrer Annahme bewegen. Vielmehr stellte nun der kluge Midhat Pascha (23. Dec.) eine freisinnige Verfassung auf, wornach der Sultan seine absolute Macht mit zwei Kammern theilen sollte; und die Pforte erklärte, innere Angelegenheiten des türkischen Reichs gehören nicht vor die europäischen Mächte. Wurde auch Midhat gestürzt, so trat doch das türkische Parlament (März 1877) zusammen und zeigte wenigstens in der Besprechung der Zustände des Reichs unerwarteten Freimuth und Scharfsinn. (Ein weiteres Parlament ist seither nicht mehr berufen worden; Midhat wurde 1881 als Sultansmörder nach Arabien verbannt.)

Nun kündigte dem kranken Mann die russische Kriegserklärung 24. April an, daß er sich um sein Dasein zu wehren habe. Rußland fühlte „seine Würde verletzt durch die hochmüthige Halsstarrigkeit, womit die Pforte die Forderungen des christlichen Europas abgewiesen habe," und wollte diese, „die Befreiung der Christen von türkischer Barbarei" mit eigener Kraft durchsetzen. Es hatte die Türkei durch die

Vorverhandlungen vollständig isolirt, hoffte nun auf kräftige Mitwirkung der Christen, die es zu befreien unternahm, und hielt 7 Corps für zureichend, die Osmanen in Kürze zu demüthigen. Es hatte sich stark verrechnet. Ungünstig für die Russen war schon der Umstand, daß diesmal die türkische Flotte das schwarze Meer beherrschte. Und gleich die ersten Kämpfe zeigten, daß die Türken, so schlecht sie sich aufs eigentliche Regieren verstehen, doch eine Herrschaft zu gewinnen und zu behaupten vermögen, unbekümmert, ob das Land darüber zur Wüste wird. An der Rüstung Rußlands aber traten große Lücken zu Tag, auch regten sich starke Umsturzplane im Innern des Reichs; eben sie hatten Alexander mit bewogen, durch einen Krieg für die slavischen Brüder alle Parteien zu vereinigen. — Während das größere Heer langsam an der Donau aufmarschirte, worauf Rumänien sich vom Sultan lossagte, drang die Kaukasusarmee, von Großfürst Michael geleitet, rasch über die Grenze und rückte in drei Heersäulen auf Erzerum los. Ardahan und Bajazid wurden flugs genommen und alles schien im besten Gang; da wußte Muchtar Pascha (seit 25. Juni) die zersplitterten Russen einzeln zu fassen, warf sie über die Grenze zurück und hielt sie dort fest. — Im Westen hatte Suleiman Pascha sich bemüht, vor allem Tschernagora zu erdrücken, doch gelang ihm in neuntägiger Schlächterei (17.—25. Juni) nicht mehr, als ins Ländchen einzudringen und durch dasselbe wieder hinausgetrieben zu werden. Dann brachten ihn Dampfschiffe nach Rumelien, wo er nöthiger war. Eben jetzt (26. Juni) nemlich wagte die russische Hauptarmee unter der Führung des Großfürsten Nikolaus den Uebergang über die Donau, welchen die schläfrigen Türken nur wenig hinderten; mit Jubel begrüßten die Bulgaren in Tirnowa ihre Befreier. Nikopoli wurde im ersten Anlauf erobert. Bulgarische Bandenführer erboten sich 11. Juli, russische Scharen über den Balkan zu führen, da die Pässe schwach besetzt seien. General Gurko wagte den tollkühnen Streich, packte den Schipkapaß von hinten und gewann ihn; wie er dann ins herrliche Tundschathal hinabstieg, liefen ihm die Bulgaren freudig zu und Adrianopel zitterte schon. Allein nun bedrohte Osman Pascha von Widdin her die rechte Flanke der Russen und errang, 20.—30. Juli, glänzende Siege bei Plewna, in welchen die Russen 11,000 Mann verloren. Gurko aber wurde von Suleiman bei Eski Sagra, 31. Juli, überfallen und hatte nun eiligst das schöne Rosenthal zu räumen, das für die armen Bulgaren nach kurzer Freude zur grausigsten Schlachtbank wurde.

Ueberall entbrannte der fürchterliche Religionskrieg. Eine Woche lang (30. Aug.) wurde um den Schipkapaß in einer Weise gerungen, welche den russischen Vortrab völlig abzuschneiden drohte; zugleich schlugen Mehemed Ali (ein preußischer Renegat) im Osten und Osman im Westen auf die zwischen ihnen eingekeilten Russen. Diese suchten nun nicht blos Verstärkungen nachzuziehen, sondern bewogen auch das rumänische Heer zum Donauübergang, während die freundlichst gelockten Regierungen Serbiens und Griechenlands zwar eilig rüsteten, aber sich doch besannen, ob mit Losschlagen oder Zuwarten mehr zu gewinnen sei. In mörderischen Schlachten vor Plewna zeigte sich die neue rumänische Armee als zutrauenswerther denn die russische Führung; im Okt. noch erwiesen sich die Türken allwärts als unangreifbar in den von ihnen gewählten Stellungen. Die erste Schlacht, welche die Russen gewannen, war die von Aladscha Dagh an der asiatischen Grenze (15. Okt.): ihrer 70,000 drängten da 30,000 Türken nach Kars zurück, das 18. Nov. glücklich erstürmt wurde. Damit war Armenien den Russen blosgestellt.

Jetzt endlich erkannte der Kaiser, daß Plewna regelrecht belagert werden müsse und berief dazu den erprobten (S. 916) Totleben (Fig. 318). Statt des nutzlosen Schießens wurde zu Hacke und Spaten gegriffen, Osman von seinen Hilfsquellen abgeschnitten und der Gürtel von Schanzen immer enger um ihn gezogen. Als die Lebensmittel zu Ende giengen, versuchte er durchzubrechen, 10. Dez., mußte sich aber, selbst verwundet, samt seinem Heer, 40,000 Mann, ergeben. Da nun auch die Serben den Krieg erneuerten, konnte Gurko über Sofia und Philippopel nach Süden vordringen und 17. Jan. 1878 Suleimans Armee entzwei sprengen, wäh-

rend Radetzkij 9. Jan. das Schipkaheer (32,000 Mann) umzingelte und zur Uebergabe zwang. Nachdem er Adrianopel besetzt hatte, drangen seine Scharen bis in die Nähe der Hauptstadt vor, daher die gebeugten Türken den Waffenstillstand 31. Jan. und den Frieden von San Stefano 3. März bereitwillig unterzeichneten.



Fig. 318. General Totleben.

Dieser machte Rußlands drei Bundesgenossen unabhängig von der Pforte und schenkte Serbien und Montenegro Gebietserweiterungen, wogegen Rumänien zu seinem Schmerze Bessarabien an Rußland zurückgeben und dafür die Dobrudscha eintauschen mußte. Bulgarien sollte als ein Fürstenthum von der Donau bis ans ägeische Meer reichen. Oesterreich aber und England wehrten sich gegen diese Zerschneidung der europäischen Türkei; letzteres rief indische Truppen nach Malta und rüstete zum Kriege. Da fügte sich Rußland der Forderung, den Friedensschluß durch einen Congreß prüfen zu lassen, und dieser trat (Juni) in Berlin unter dem Vorsitz Bismarcks, als des „ehrlichen Maklers" zusammen. Bulgarien wurde verkleinert, Ostrumelien davon abgetrennt und, als eine autonome Provinz, unter der Oberherrlichkeit des Sultans belassen. Bosnien und Herzegowina sollten den Oesterreichern in Verwaltung übergeben werden (diese rückten im Aug. „als Freunde" ein, mußten aber gegen ihre Erwartung den Einzug mit heißen Kämpfen erringen). Zugleich wurde dem Sultan bedeutet, daß er Griechenlands Grenze neu zu berichtigen habe, denn ein griechisches Heer hatte (Jan.) einen Aufstand Thessaliens unterstützt, war aber bald auf Englands Andringen zurückgewichen. Für alle diese Dienste ließ sich England (4. Juni) durch Abtretung Cyperns belohnen, unternahm aber dagegen, Kleinasien gegen die Russen zu schützen. Der endliche Friede, welchen diese mit der Pforte 8. Febr. 1879 schlossen, sagte ihnen eine Kriegsentschädigung von 800 Mill. Frk. zu. — Nachdem sodann der Grieche Aleko Pascha, im Namen des Sultans, sein Fürstenamt über Ostrumelien 30. Mai 1879 in Philippopel angetreten hatte, zog auch der von den Bulgaren gewählte Fürst Alexander I. 13. Juli in seiner Residenz Sofia ein. Er ist ein hessischer Prinz, als Neffe der Zarin dem russischen Hofe willkommen, daher er Aussicht hat, auch Aleko's Herrschaft noch mit der seinen zu vereinigen. — Weil die Griechen von der Pforte mit ihren Wünschen hingehalten wurden, trat 1880 noch eine Nachconferenz in Berlin zusammen, welche ihnen ein Gebiet von 400,000 Seelen in Epirus und Thessalien zusprach. Dieses nahmen sie 1881 ein. Nun machen auch Völker wie die Arnauten und Armenier ihre Ansprüche geltend, während Frankreich sich in Tunis festsetzt. Die Rumänen aber haben ihrem Fürsten die Königskrone aufgesetzt.

Rußland aber fühlte sich doch sehr enttäuscht durch die Resultate des kostspieligen Krieges. Im Innern machte der Nihilismus beunruhigende Fortschritte. Das ist eine Verschwörung junger Leute, welche mit der Welt zerfallen, sich und die ganze Gesellschaft zertrümmern wollen, ohne, wie die Pariser Commune, sich mit

halben Maßregeln zu begnügen. Sie wollen blos zerstören, „daß es weder Regierungen noch Gesetze gebe, wie bei den Thieren." So kam es zu schauerlichen Mordthaten und ruchlosen Meuchelplanen gegen den Kaiser und seine Familie; 13. März 1881 erlag Alexander II. ihren Bomben. Weiter ärgerten sich die Russen über Deutschland, als habe es sie um die Früchte des Krieges gebracht; sie traten so drohend auf, daß Bismarck, Sept. 1879, ein Schutzbündniß mit Oesterreich abschloß. Die Engländer in Indien aber ließen sich durch die freundliche Aufnahme, welche eine russische Gesandtschaft 1878 in Kabul fand, zu einem aussichtslosen Kriege gegen Afghanistan verleiten, der am Wohlstand ihres indischen Reiches zehrte.

Da Scher Ali, der Fürst von Kabul, die Aufnahme eines englischen Gesandten hartnäckig verweigerte, zog eine indobritische Armee in das Bergland hinauf, eine wissenschaftliche Grenze zu suchen. Sie drang durch den Chaiber-Paß und nahm das fast unersteigliche Fort Ali Masdschid (Fig. 319) ein, ein anderes Corps besetzte Kandahar.



Fig. 319. Fort Ali Masdschid.

Da floh Scher Ali zu den Russen, nachdem er seinen Sohn Jakub zum Regenten ernannt hatte; die Russen aber konnten nicht helfen. Also schloß Jakub Friede mit England (Mai) und nahm einen Residenten in Kabul auf, der aber nach 5 Wochen

samt seinem Gefolge vom Pöbel niedergemacht wurde. Von neuem entbrannte der Krieg; der unzuverlässige Jakub wurde gefangen und nach Indien geschickt, Kabul aber hart bestraft. Unter steten Aufständen suchten nun die Briten nach einem Herrscher, mit dem sich ein erträgliches Abkommen treffen ließe, welches ihrem Heer eine ehrenvolle Rückkehr aus den öden Bergen ermöglichen würde. Nach einem letzten Sieg 1881 überließen sie Afghanistan einem Schützling der Russen, Abderrahman, und zogen ab.

§ 29. Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert.

In der Poesie begegnen wir zunächst einer eigenen Klasse von Dichtern, welche sich Romantiker hießen. Das Romantische ist nach Jean Paul „das Schöne ohne Begrenzung"; gewöhnlich erklärt man es „das Wildschöne". Und allerdings brachten diese Dichter neben Schönem auch viel Wildes zu Tag. Ihr Hauptstreben war, der flachen Aufklärung mit der Macht tiefer, ja auch christgläubiger Poesie entgegenzuarbeiten. Zu dem Ende stiegen sie zu dem Quell der ächten Volkspoesie hinab, der im Mittelalter sprudelt (S. 398), tranken selbst begierig daraus und boten solch frischen duftigen Trank ihren Zeitgenossen in Ueberarbeitungen der Minnesänger, schufen dann aber auch im Geiste derselben eigene Dichterwerke. Daß sie dabei auch in den mittelalterlichen Katholicismus hineingeriethen, ist bedauerlich, aber begreiflich; Fr. Schlegel wurde ein völliger Neukatholik und zog andere Konvertiten nach sich. Doch reifte die Romantik neben manchen leichten auch gute Früchte. Sie erweiterte die von Herder eröffnete Bekanntschaft mit den alten Schätzen unseres Volkes in Sang und Sage und rückte vielen Gebildeten das Christenthum näher.

Der Chorführer der Romantiker heißt Ludwig Tieck, geb. 1773 zu Berlin, † 1853. Er hatte nicht nur einen das Gegebene selbständig verarbeitenden Geist, sondern auch eine reiche Phantasie, mit der er seine Erzeugnisse prächtig schmückt. Wir haben von ihm außer vielen Liedern eine große Anzahl von Novellen, Romanen und Sagen; unter letzteren das allerliebste „Rothkäppchen". — Romantiker sind auch die Gebrüder Schlegel geborene Hannoveraner, Aug. Wilh. v. Schlegel, † 1845, von welchem wir den „Arion" haben, und Friedr. v. Schlegel, † 1829. Am hervorragendsten sind aber beide als Kritiker: mit den schärfsten Waffen giengen sie gegen „das Seichte, Platte und Geistlose" in der deutschen Literatur los. Fremdes nachzuempfinden und zu übersetzen (wie den Shakespeare) gelang namentlich dem Aelteren in bisher unerhörter Weise. Ihnen überlegen an dichterischer Kraft war der unglückliche Heinrich von Kleist, der sich 1811 erschoß. — Weiter haben Achim von Arnim und Clemens Brentano uns zu Dank verpflichtet, indem sie in „des Knaben Wunderhorn" die schönsten Volkslieder sammelten. Besonders müssen wir hier noch der emsigen Brüder Jakob († 1863) und Wilhelm († 1859) Grimm erwähnen, welche die deutsche Sprach- und Alterthumskunde eigentlich geschaffen und durch eine Sammlung deutscher Volkssagen und Mährchen sich so verdient als beliebt gemacht haben. Die altdeutschen Sagen hat dann K. Simrock († 1876) für das heutige Geschlecht umgedichtet.

Verwandt mit den Romantikern, doch Leute eigener Art sind „die schwäbischen Dichter." Sie sind ächte Natursänger, keine sentimentalen oder erkünstelt gefühlvollen; ihr Haupt ist Ludwig Uhland, 1787—1862, ein Tübinger.

Er reicht nahe an die größten Dichter hin. „Er hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angethan, das Landschaftsgemälde zum Liede zu vergeistern gewußt; er zog die Glocken der Kapelle, stellte Hirtenknaben auf Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund." Am glänzendsten bewährt sich seine Dichterbegabung in Romanzen und Balladen. Leset von ihm: „Graf Eberhard, der Rauschebart", „Rolands Schildträger" und sein ergreifendes Lied: „des Sängers Fluch". Uhland war ein Mann von ächt deutscher Gesinnung und seine Vaterlandsliebe klingt voll aus seiner Harfe. — Diesem persönlich und poetisch befreundet, doch an Dichtergabe unter ihm stehend, sind: Gustav Schwab († 1850), ein sinniger Sänger in klassischer Sprache; und Justinus Kerner († 1862). In letzterem wohnt neben tüchtigem Humor eine wehmüthige Sehnsucht aus dem Gewühle des gemeinen Lebens heraus nach etwas, „dessen Bild seiner Seele in den Blüten der Erde und in den Sternen des Himmels vorgespiegelt wird." E. Mörike,

1804—1875, ist ein gedankenreicher Lyriker und faßt alles in eine gar zierliche Form. — Ein hochedler Schwabe, aber kein Naturdichter, sondern ein Geistdichter ist Albert Knapp, 1796—1864. Er nimmt unter den neueren Dichtern geistlicher Lieder den ersten Platz ein. Nach innen und oben ziehend sind sein „Morgenstern" (Wenn ich in stiller Frühe ꝛc.), seine „Nähe der Ewigkeit" (Nur eine leichte Hütte ꝛc.) und sein „Eines wünsch ich mir vor allem andern!"

Nun nach Baden hinüber, denn wir dürfen des Joh. Peter Hebel, 1760 bis 1828, nicht vergessen, der uns so urgründlich gemüthliche, ländliche Natur und Sitten so herzig schildernde „Gedichte in Alemannischer Mundart" gegeben hat.

Dazu kommen dann seine anspruchslosen launigen Erzählungen in Prosa, welche den Volkston aufs beste treffen. Ihnen vergleichbares haben der farbenreiche Schweizer A. Bitzius († 1854) in Schilderungen des bernischen Bauernlebens, und der Mecklenburger Fritz Reuter († 1874) im plattdeutschen Dialekt geschaffen, während der Israelit Berth. Auerbach in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten das gemeine Leben poetisch zu veredeln sucht. Allerliebste Schwänke im Pfälzer Dialekt dichtete Franz v. Kobell.

Im Norden begegnen uns drei begeisterte Vaterlands- und Freiheitssänger: der kernige Ernst Moritz Arndt (S. 837), 1769—1860, dessen „Was ist des Deutschen Vaterland"; der innige Max von Schenkendorf, 1784—1817, dessen „Erhebt euch von der Erde" allbekannt sind. Der feurige Theodor Körner dichtete sein „Schwertlied" am Morgen des 26. Aug. 1813, kurz ehe er im Gefecht (S. 810) fiel.



Fig. 320. Friedr. Rückert.

Uebergehen wir die Oesterreicher nicht! Franz Grillparzer, 1790—1872, stellt die Zaubergewalt der Liebe in seinen Dramen dar, oder auch die Treue der Freundschaft und des Dienstes; vaterländische Erinnerungen liefern ihm den Stoff.

Er zeigt, wie aller Zwang des Lebens nichts vermag gegen ein starkes ideales Band, und ist ein ganzer Dichter, voll reicher Seelenbewegung, nur je und je etwas zu wortreich und pathetisch. Entnervend wirkte auch auf ihn, wie er klagte, der Hauch seiner Vaterstadt, „des Capua der Geister." Und mit Wehmuth sei auch seines glutvollen, friedesuchenden Landsmanns, Nic. Lenau, gedacht, dessen Kämpfe 1847 im Irrenhaus zu Ende giengen! — Weitere berühmte Dichter sind: Fr. Rückert (Fig. 320), 1789—1866, Professor zu Erlangen und Berlin. Er begann als Vaterlandsdichter mit geharnischten Sonnetten, und entwickelte

nach und nach bei einem Reichthum origineller Gedanken „die reichste Fülle der Formen." Ganz leicht bewegt er sich in den strengen altnordischen Weisen, in den zarten morgenländischen Ghaselen und Slokas, in den kunstvollen italienischen Versarten 2c. Er ist überall in der Welt daheim, wie Herder, und im Morgenlande heimischer als dieser. Mit Vorliebe verweilt er auf Arabischen, Persischen und Indischen Gefilden, pflückt dort die schönsten Blumen und bietet sie seinen Landsleuten in meisterhaften, Originaldichtungen gleichen Ueberarbeitungen. Wie sehr er sich aber auch in Fremdländisches hinein begibt, er bleibt doch immer deutscher Zucht getreu. Er gab „Deutsche Gedichte" und „Oestliche Rosen" heraus; dann „Die Makamen des Hariri", eines arabischen Dichters, und „Nal und Damajanti", eine indische Erzählung. Ueber Rückerts Reimgewandtheit erstaunt man. — August Graf von Platen, 1796—1835, erreicht zwar an Geistes- und Phantasiefülle die Höchsten nicht, übertrifft aber alle an Reinheit der Form und Vollendung der Sprache. Von seinen Liedern ist eines der schönsten: „Das Grab im Busento", von seinen größern Werken das vorzüglichste „Die verhängnißvolle Gabel", ein satirisches Drama. Schade, daß der Mann selbst gar hohe Gedanken von seiner Poesie hatte und seine Eitelkeit leicht verletzt, sein Gemüth verbittert wurde. — Ferd. Freiligrath, 1810—1876, ist gleichfalls ein Meister der Form, ungemein farbenreich auch in seinen Uebertragungen, glühend bis zum Uebermaß im Schwärmen für politische Freiheit. „O lieb, so lang du lieben kannst" ist eine Perle unserer Poesie. — Die zwei besten lebenden Poeten sind wohl: Eman. Geibel, geb. 1815 in Lübeck, welcher uns eine Reihe tiefsinniger, lebensfrischer, rein- und wohltönender „Gedichte" gespendet (er wünschte 1868 unserem Wilhelm I., „daß noch dereinst dein Aug' es sieht, wie über's Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer dein Adler zieht," was ihn seine bayrische Pension kostete), — und Karl Gerok, geb. 1815, beredter Prediger in Stuttgart, der in seinen „Palmblättern" „heilige Worte, heilige Zeiten, heilige Berge und heilige Wasser" schön besungen hat. Die originellste Dichterin aber ist Annette v. Droste, † 1848, durchaus edel, lauter und frei von allem Gemachten und Schwülstigen.

Die Franzosen hatten an Pet. Joh. Beranger, 1780—1857, ihren populärsten Dichter, der in seinem graziösen chanson die Volksseele aussprach wie kein anderer. Daher hat er gewaltig gewirkt, die Revolution zu verherrlichen, Napoleon zu vergöttern, die Bourbonen und Ultramontanen zu verhöhnen, die Bagatelle hoch leben zu lassen; und wie er einerseits die „glorreichen Julitage" 1830 mitbewirkt hat, so ist wohl auch das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das er freilich nicht wollte, mit auf seine Rechnung zu schreiben, wofür ihn Napoleon III. durch ein feierliches Leichenbegängniß strafte. Alph. Lamartine, 1792—1869, begann seinen Lauf mit tief gefühlten Méditations, welche in ähnlicher Weise wie die Dichtungen des ritterlichen Vicomte Chateaubriand, 1768—1848, der Restauration aufhelfen sollten.


Fig. 321. Beranger.

Lamartine stellte sich später die Verherrlichung der Girondisten in einem historischen Roman 1846 zur Aufgabe, was ihn zum Manne des Febr. 1848 machte (S. 894), und endete, der kurz angebetete, als ein beharrlicher Anbettler seines Volks, weil er nicht zu hausen verstand. — Als größter Dichter gilt jetzt Victor Hugo, geb. 1802, das Haupt der

romantischen Schule, genial auch in seinen Auswüchsen, aber voll von der Pariser Verkehrtheit, als sei die wahre Tugend in den Höhlen des Lasters zu suchen. Feiner und reiner in der Form ist A. Musset, 1810—1857, der aber in Trunk und Trägheit verkam. — Die begabteste Erzählerin war Aurore Dudevant (George Sand), † 1876, trefflich in Schilderungen der Natur wie des Menschenherzens. — Mächtig wirkte auch La Mennais, 1782—1854, der aus einem bigotten Priester zum Verkündiger eines neuen Evangeliums demokratischer Brüderschaft wurde.

An den englischen Dichtern dürfen wir noch weniger vorübergehen, weil sie viel mächtiger auf unsere Literatur gewirkt haben und wirken. Unter ihnen war wohl Walter Scott, 1771—1832, das bedeutendste Talent; der suchte in Versen und Prosa die Natur, die Sagen und Erinnerungen seines Schottlands zu verherrlichen, und wurde durch seinen „Waverley" ꝛc. der Vater des historischen Romans.



Fig. 322. W. Scott.

Th. Moore, † 1852, zeigt sich in ähnlicher Weise anhänglich an seine arme Smaragdinsel. Das größte Genie ist aber Lord Byron, 1788—1824, ein zerrissenes, höchst unglückliches Gemüth; der schwelgt abwechselnd in Liebe und Haß, in Weltschmerz und Selbstverachtung, wird kaum einen Augenblick sein Selbst los, und weiß doch alles was er sieht oder berührt, in den wundervollsten Zauber zu hüllen. Wie er für alle unterdrückten Völker schwärmte, wollte er lebensmüde seine letzte Kraft den Griechen widmen und starb in Mesolongi. Unter den Neueren ist Ch. Dickens, 1812—1870, der Meister im humoristischen Erzählen; in einer jammervollen Kindheit hat er Mitleid mit den Armen und Gedrückten gelernt, und versetzt uns auf's lebendigste in das Treiben aller Arten von Charakteren, besonders aus den niederen Klassen. W. Thackeray, † 1863, schildert mehr die Sitten der höheren, oft so hohlen Gesellschaft; der berühmteste lyrische Dichter aber ist der aristokratische A. Tennyson, geb. 1810, einzig in malerischer Beschreibung. — Unter den Amerikanern mag H. Longfellow, geb. 1808, ihm ebenbürtig sein. Auch Romanschreiber tauchen jenseits des Oceans in Menge empor, wie der Lederstrumpferzähler J. F. Cooper, † 1851, der uns in das Leben der aussterbenden Urbewohner und der sie verdrängenden Ansiedler versetzt, und Frau Beecher Stowe, die durch ihre „Onkel Toms Hütte" 1852 eine halbe Welt auf die Leiden der Negersklaven aufmerksam machte. — Auf Cuba wurde 1844 der Mulatte Valdes Placido erschossen, als Märtyrer für die den Farbigen vorenthaltenen Menschenrechte. Seine (spanischen) Gedichte sind zwar verboten, wirken aber fort unter seinen Freunden. So haben auch die Argentiner an Hilario Ascasubi einen Dichter, der das Gaucholeben verewigt, ehe es von der Erde verschwindet.

Ueberhaupt aber läßt sich sagen, daß die Dichtkunst mehr als je sich mit nationaler Begeisterung vermählte, und ihre Erzeugnisse mit dazu dienten, die Liebe

zum Vaterland neuzubeleben. So haben Ef. Tegner († 1846), der patriotische Finne Runeberg († 1877) und der Geschichtschreiber Geijer († 1847) unter den Schweden, der gelehrte Grundtvig, 1783—1872, unter den Dänen, der originelle Norweger Ibsen 2c. das ernste altnordische Leben im Liede wieder erweckt.

Andere Dänen wie Baggesen († 1826), Oehlenschläger († 1850), und der Märchendichter Andersen sangen sowohl den Deutschen als ihren Landsleuten. — Die Italiener bewegte der affektvolle Tragiker Alfieri († 1803) und bereitete sie auf die Freiheit vor, wie später Manzoni († 1873). Einem Beranger ähnlich wirkten Giusti's († 1850) Spottlieder; der ideale Dichter der Revolution aber ist Aleardo Aleardi. Ebenso freiheitslustig dichteten die Griechen Rigas (S. 850), Sutsos und Rangawis. — In Ungarn ward Petöfy, der Sohn eines armen Metzgers und Trunkenbolds, aus einem desertirten Soldaten und herumstreifenden Komödianten der naturtreueste Dichter der Magyaren. Er verschwand 1849 im Getümmel der Schlacht, aber seine Lieder leben fort im Munde seines Volkes. Unter den Edelleuten steht ihm am nächsten der (1871 †) Minister Eötvös; beliebtester Erzähler ist Maurus Jokay. — Auch die Slaven haben sich namhafter Dichter erfreut. Adam Mickiewicz, 1798—1855, wurde aus einem armen litauischen Bauernknaben einer der vielseitigsten Poeten, der eigentlich erst eine polnische Metrik schuf, in allerlei Tönen um die verlorene Heimat klagte und deren Helden verherrlichte, am Ende aber des Vaterlands Rettung in einem katholischen Panslavismus suchte. Zum klassischen Dichter Serbiens wuchs Milutinowitsch heran († 1848), eines bosnischen Krämers Sohn, der die Freiheitskämpfe seines Volkes in seiner Serbianka feierte; der gelehrteste Slavist aber ist eines armen Steiermärkers Sohn, Miklositsch, geb. 1813. — Rußland hatte die ersten vaterländischen Sänger im Grafen Puschkin, † 1837, und in Lermontoff, † 1841, welche beide im Leben und Dichten mit einem Lord Byron wetteiferten und in Duellen starben. Gogol und Turgenjeff malen uns in ihren Erzählungen aufs getreueste die russische Gesellschaft der Gegenwart. Eigenartig singt der Kleinrusse T. Schestschenko, † 1861, ein Leibeigener mit traurigem Geschick. Andere Slaven und Finnen sammeln die alten Volksdichtungen, deren Werth erst unsere Zeit recht erkennt.

Gehen wir zur Musik. Hatte sie auch in Bach und Mozart bereits ihre Sonnenhöhe erreicht, so gab es doch noch große Meister, den Italiener Rossini († 1868), den Franzosen Auber († 1871). Die größten aber sind Deutsche.

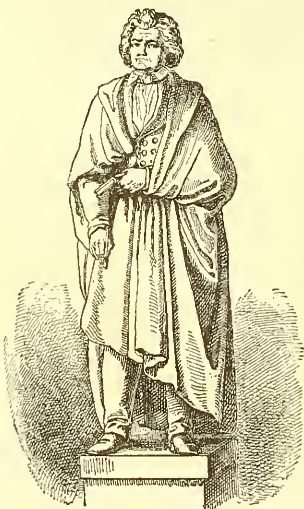


Fig. 323. Beethovendenkmal in Bonn.

Karl Maria von Weber, geb. 1786 zu Eutin, † 1826 zu London, „der Romantiker unter den Tondichtern". Seine Tonstücke sind tiefsinnig und schwärmerisch, märchenhaft und zauberisch. Seine Oper „der Freischütz" mit ihren lieblichen und satanischen Melodieen hat ihm Celebrität durch die ganze Welt hin verschafft. Origineller noch ist seine „Preziosa". — Ludwig von Beethoven, geb. 1770 zu Bonn, † 1827 zu Wien. Ein Mensch voll Laune und Sonderbarkeiten, aber ein wahres Musikgenie. Er wurde schon mit 28 Jahren harthörig und bald fast taub. Um so reiner und voller vernahm er die Musik in seinem Innern, die er dann zu Papier brachte. Es tönte aber so stark in ihm und der innere Künstler rang so mächtig nach immer Vollendeterem, daß der Körper darunter litt; er starb an Entkräftung. Beethovens Musik ist einfach und unergründlich tief, klar und geheimnißvoll, frei und streng, zart und erschütternd. Er hat auserlesene Sonaten, dann Quartette, Symphonien 2c., auch eine vollendet schöne Oper „Fidelio" geschrieben. — Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1809 bis 1847, ein Enkel des Philosophen (S. 691). Wenn auch nicht so genial wie Beethoven, hat er doch soviel geleistet als dieser. Er wendete sich nach Bachs Vorgang einer höheren Musik zu, und führte mit seinen köstlichen Tonstücken Viele von der Lust an der leichten französisch-italienischen Musik zum Geschmack an der ächten Tonkunst zurück. Bei ihm

dient die Kunst wieder dem Göttlichen. Eigenthümlich das Gemüth ergreifend sind seine „Lieder ohne Worte", geistreich und melodiös seine Oratorien „Paulus" und „Elias". — Mit Beethoven geistig verwandt ist der Wiener Franz Schubert, 1797—1828, bezaubernd durch seine Lieder und Sonaten. Eine Zukunftsmusik aber schuf der geniale Richard Wagner, der Texte und Klänge zugleich dichtete, dafür ein eigenes Theater in Bayreuth erbaute und 1876 hohen Beifall erntete.

Die bildenden Künste erhoben sich zu einer lange nicht gekannten Höhe. So sind in der Bildhauerei ein Italiener, ein Däne und Deutsche nennenswerth.

Antonio Canova († 1822) erhob sich wieder aus der Zeitmanier zu freierer Gestaltung. Treffliche Werke von ihm: „Die Gruppe des Ikarus und Dädalus" zu Venedig, „Theseus der Centaurenbezwinger" in Wien, „die drei Grazien" zu München. — Bertel Thorwaldsen, geb. 1770 zu Kopenhagen, † 1844. Der größte Bildhauer der Neuzeit, welcher sich den altgriechischen Meistern nahestellt. Er schuf den vielbewunderten „Adonis", der die Glyptothek zu München ziert, einen großartigen „Jason", der nach England gekommen ist, einen wirklich antiken „Merkur" und den „Hirtenknaben", einen Christus und seine Apostel. — L. Schwanthaler, 1802—48, zierte die Glyptothek und den Königsbau zu München, sowie die Walhalla mit herrlichen Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heldenwelt und der deutschen Geschichte in Marmor und Erz. Er fertigte die prächtige Marmorstatue Rudolfs von Habsburg und das kolossale Erzbild der Bavaria. Ausgezeichnet sind auch die Werke des Württembergers Dannecker († 1841), der Norddeutschen Schadow († 1850) und Rauch († 1857), denen Berlin seinen schönsten Schmuck verdankt, sowie des feinfühlenden Rietschel († 1861).

Die Malerei hat einen Meister aufzuweisen, welcher sich den höchsten (S. 569 ff.) fast ebenbürtig anreihte, Peter Cornelius, geb. 1783 zu Düsseldorf, † 1867 in Berlin.


Fig. 324. Peter Cornelius.

Er stellte in der Glyptothek die griechischen Götter- und Heldensagen in einer Reihe von Wandgemälden dar. Da fährt die Göttin der Morgenröthe mit ihrem Zwiegespann prachtvoll auf. Die Münchener Ludwigskirche schmückte er mit heiligen Bildern. Das Weltgericht ist dem Umfange nach das größte aller vorhandenen Bilder und es ergreift gewaltig. In Darstellung des Heiligen arbeitete Cornelius mit ganzer Seele, als frommer Christ. Er schreibt einmal: „Möge Gott meinen Geist erleuchten und mein Herz durchdringen mit seiner Liebe, mein Auge erschließen für die Herrlichkeit seiner Werke, für heilige Anmuth und Wahrheit, und jeden Strich meiner Hand leiten." Ueberaus reich an tiefsinnigen Entwürfen überließ er doch die Ausführung der meisten seinen Schülern, und verstund sich wenig auf die Farben, daher seinen Gebilden etwas Rauhes, Unfertiges anhaftet. Vereint mit ihm suchten der schwärmerische Fr. Overbeck (1789—1869) und der frische Jul. Schnorr (1794—1872) der deutschen Kunst die Tugend der schlichten Wahrhaftigkeit, der keuschen Formenstrenge und männlichen Hoheit wieder zu gewinnen. Jener wurde in Rom wie viele Künstler katholisch und

konnte nur Engel malen („ich male auch Teufel," sagte Cornelius); dieser blieb Protestant und förderte die Menschenerziehung durch eine „Bibel in Bildern" (240 Blätter). Ein Schüler des Cornelius war Wilh. Kaulbach, 1804—1874, der dann aber seinen eigenen Weg einschlug. Viele Gemälde von ihm, wie die Hunnenschlacht, die Zerstörung Jerusalems, die Reformation, Nero &c. sind hochtrefflich; zuletzt malte er den Erzengel Michael als den heiligen deutschen Michel.

Ebenso herrschte in allen Zweigen der Wissenschaft ein reges Leben, und es wurden große, z. Th. erstaunliche Fortschritte darin gemacht.

Durch den Schweizer J. Heinr. Pestalozzi, 1746—1827, wurde die Pädagogik (Erziehungskunde) wesentlich gefördert. Er sah viele Kinder seiner im Kampf mit den Franzosen erschlagenen Landsleute verlassen umherirren. Von Mitleid ergriffen sammelte er sie in eine zu Stanz (1798) errichtete Erziehungsanstalt, um sie aus geistiger und leiblicher Verkommenheit zu retten. Er schlug aber eine neue Methode des Unterrichts ein, welche er in einer zu Ifferten 1805 gegründeten Anstalt weiter ausbildete: er ließ den Unterricht von der Anschauung ausgehen, den Lehrstoff naturgemäß stufenweise aufeinander folgen &c. Seine Methode wurde als ein zweckmäßiger Fortschritt gewürdigt, von Unzähligen nachgeahmt und von Vielen geschickter und erfolgreicher angewendet, als von ihm selbst.

Auf dem Felde der Geschichte geschah außerordentlich viel. Man forschte eifrig den Geschichtsquellen nach, studirte sie mit allem Fleiß und deutscher Gründlichkeit und theilte die Ergebnisse in ausgezeichneten Werken mit.

Ein Champollion fand 1822 das Geheimniß der ägyptischen Hieroglyphen, Engländer und Deutsche das der vorderasiatischen Keilschriften &c. Vorzügliche Geschichtschreiber sind: L. Heeren, † 1842 in Göttingen; Fr. Chr. Schlosser, † 1863 in Heidelberg, bekannt durch eine hochgeschätzte „Weltgeschichte für das deutsche Volk;" Berth. G. Niebuhr, 1776—1831, erst Staatsmann und dann Professor, ein Name vom hellsten Klange. Er erst baute die historische Kritik auf sichere Grundsätze; sein Hauptwerk, die „Römische Geschichte", ist jetzt überholt von Th. Mommsens Werk. Anregend wirkte auch Fried. Raumer, † 1873, mit seiner „Geschichte der Hohenstaufen." — Leop. Ranke, geb. 1795, Prof. zu Berlin, der erste Historiker unserer Tage, der den geschichtlichen Stoff aus allen Archiven zusammensucht, mit hoher, fast kühler Ruhe betrachtet, mit scharfem, die Hauptmomente sicher ergreifenden und das Kleinste und Feinste nicht übersehenden Auge auffaßt und in lichtvoller Weise und ausbündig schöner Sprache darstellt. Hauptwerke von ihm: „Geschichte der römischen Päpste", „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation." Mit ihm wetteifern G. Gervinus, 1805—1871, durch seine Geschichte des 19. Jahrhunderts; W. Giesebrecht durch seine deutsche Kaisergeschichte, H. Leo, Häußer, Sybel, Curtius, Duncker u. a. — Den Engländern erzählte der Staatsmann Th. B. Macaulay († 1859) ihre glorreiche Revolution von 1688 in geschmackvollster Weise; noch gründlicher gearbeitet ist des Bankiers G. Grote († 1871) Geschichte von Griechenland. Nennenswerthe Amerikaner sind: G. Bancroft, der beste Kenner und Beschreiber des nordamerikanischen Alterthums, W. H. Prescott, der die Geschichte Ferdinands und Isabellas, und die Eroberung Peru's aus neugeöffneten Quellen schöpfte, J. Motley, welcher auf die Erhebung der Niederländer ein neues Licht warf. — Unter den Franzosen haben zwei Minister sich historischen Studien mit Glück gewidmet, Franz Guizot, 1787—1874, welcher die erste „englische Revolution", und die Geschichte der Civilisation in Frankreich beschrieb, auch noch in seinem Alter eine französische Geschichte für seine Kinder herausgab, und Ad. Thiers, 1797—1877, welcher die Geschichte der französischen Revolution und Napoleons mit glänzender Kunst seinen Landsleuten so vorführte, daß sie sich in allem, auch in demüthigenden Unfällen, bewundern konnten; von deutschen Quellen weiß er darum keinen Gebrauch zu machen. Dagegen hat P. Lanfrey († 1877) die Geschichte Napoleons I., von Mythen und Lügen befreit, streng kritisch darzustellen unternommen. Gründlich und anschaulich zugleich erzählt Aug. Thierry († 1856) die Eroberung Englands durch die Normannen. — Uebrigens ist weithin die Lust an historischer Forschung und Darstellung gedrungen und hat bereits schöne Früchte getragen. Amari entdeckte die Geschichte Siciliens unter den Arabern; Lafarina weiht seine Landsleute in die Geschichte Neuitaliens (1840—1850) ein, wie Trikupis den seinigen die Geschichte des griechischen Aufstands vorführt. Joach. Lelewel, († 1861), Professor in Warschau, nachher in Paris, hat die

Geschichte des unglücklichen Polenlandes wirklich erst geschaffen; Wuk Stefanowitsch, † 1864, sammelte die altserbischen Schätze und schuf zugleich eine neue Schriftsprache.

Am allermeisten wurde in den Naturwissenschaften gethan. In alle Theile der Erde reisten Gelehrte, um sie immer microscopischer zu erforschen.

Fürst der Naturforscher ist Alex. Humboldt, 1769—1859. Er hat große Räume von Amerika und Asien bereist und überall mit eindringendstem Blicke die Natur erkundet. Die Summe seines gesamten Wissens legte er in seinem „Kosmos" nieder. In Humboldts Todesjahr trat der vielgereiste Ch. Darwin mit einer neuen Theorie hervor, welche den Ursprung der Arten im Pflanzen- und Thierreich aus dem Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl zu erklären sucht. Darnach griffen Manche begierig und fiengen an eine Geschichte der Schöpfung ohne einen Schöpfer auszudenken. — Von den Reisenden, die das Innere von Afrika (wie David Livingstone, † 1873), die Asien, Australien rc. erforschten, oder die nordwestliche Durchfahrt um Amerika und die Südpolländer auffanden, wäre viel zu sagen. Erwähnt werde aber in aller Kürze der Vater der neuen Erdkunde, Karl Ritter, 1779—1859, und die Entstehung einer ganz neuen Wissenschaft, der Geologie durch Abr. Gottl. Werner, 1757—1817, dessen Forschungen freilich schon längst überholt sind. Man kennt nun nicht blos fast den ganzen Erdboden und bringt aus der größten Meerestiefe die Anfänge thierischen Lebens ans Licht, sondern setzt sich aus Millionen von Beobachtungen eine ziemlich zutreffende Geschichte der Veränderungen, d. h. Gottesthaten zusammen, welchen die Erdrinde ihre jetzige Bildung verdankt. Es versteht sich, daß man dabei allen Spuren des Menschen besonders nachgeht, die Höhlen- und Pfahlwohnungen der frühsten Erdeherrn und jeden Rest ihrer Werke und Gräber auf's genauste untersucht, auch alle Ueberlieferungen und Sprachen vergleicht, um selbst von der vorgeschichtlichen Zeit unseres Geschlechts und von dessen Verbreitung über Länder und Meere sich ein möglichst lückenloses Bild herzustellen.

Auch über der Erde hat man viel Neues erforscht. Seit Herschel (S. 733) ist durch seinen Sohn Joh. Herschel († 1871) u. a. die hehre Welt der Gestirne dem Menschen immer näher gerückt. Das ist vornehmlich den von Jos. Fraunhofer († 1826) ausnehmend verbesserten, stetig vervollkommten Fernröhren zu verdanken.

Mit diesen trefflichen Telescopen hat man denn am Himmel Tausende von Doppelsternen und Nebelflecken aufgefunden, in der Milchstraße Millionen von Fixsternen entziffert, und zu den 7 bekannten noch 216 kleinere Planeten entdeckt. Durch bloße Rechnung fand Leverrier (1846) die Bahn des 8. großen Planeten, des Neptun, den Adams fast zugleich entdeckte. Auch einem neunten, d. h. eigentlich ersten, weil sonnennächsten, Vulkan, glaubt man auf der Spur zu sein; und an unserm nächsten Nachbar zur Linken, dem Mars, sind 1877 zwei Monde von dem Amerikaner Hall gefunden worden. Wie viel hat man nur sich mit dem Lichte beschäftigt, seit Daguerre u. a. 1838 die Photographie aussannen. R. Mayer fand 1843, wie sich Bewegung in Wärme umsetzt und umgekehrt, nach festen Gesetzen. Bunsen und Kirchhoff erfanden 1860 die Spectralanalyse, welche lehrt, daß im Weltall wie Einheit der Kraft, so auch Einheit des Stoffs herrscht. Immer mehr fühlt sich der denkende Mensch gezogen, dem Wunderbau der gesamten Schöpfung nachzuspüren.

Aus der Anwendung der näher erkundeten Naturkräfte sind staunenerregende Dinge hervorgegangen. Jene müssen immer mehr die mechanischen Dienstleistungen übernehmen, welche früher das Leben unzähliger Menschen ausfüllten.

Wir spannen den Dampf an unsre Wagen, Schiffe und Pflüge, senden durch den elektrischen Funken unsere Gedanken über Land und Meer. Der Amerikaner Fulton brachte 1807 das erste Dampfboot (S. 660) zu Stande, der englische Kohlenarbeiter Stephenson baute 1825 die erste Lokomotive; jetzt fährt man auf Stahlschiffen mit doppelten Schrauben so schnell wie auf Dampfwagen. Was für ein Gesicht würde der Weltherr Augustus zu unsern Dampffuhrwerken machen, mit denen er sein unermeßliches Reich in wenigen Tagen hätte durchfliegen können! Aus dem Electromagnetismus aber, dem Faraday, ein frommer Schotte († 1867), und Oersted, ein Däne († 1851), auf die Spur kamen, entsprang der Telegraph, welcher (seit 1837) in ein paar Augenblicken Hunderte von Stunden weit hinschreibt und (seit 1858) durch sprechende

Drähte die Welttheile immer inniger verbindet. Der Amerikaner Morse († 1872), ersann den Drucktelegraphen, und jetzt gibt es schon auch Telephone, welche die Stimme selbst am Draht in die Ferne leiten.

Das alles wurde erst möglich durch das Aufkommen der Chemie, d. h. der Wissenschaft von den Elementen, aus denen alle Stoffe zusammengesetzt sind.

Sie ist aus der wunderlichen Alchymie oder Goldmacherkunst hervorgegangen, seit es 1777 dem Engländer J. Priestley gelang, die Luft, die man für ein einfaches Element gehalten hatte, zu zerlegen und den Sauerstoff zu entdecken. Lavoisier, † 1794, ein Opfer der Schreckenszeit, stellte das erste chemische System auf. Seither haben sich die Naturforscher über alle irdischen Stoffe hergemacht und dieselben so nach und nach in 65 Grundstoffe zerlegt; zahllose Gewerbe und Fabriken aber nützen diese Entdeckungen aus. Außerordentliches hat Justus Liebig (1803—1873) geleistet, indem er den Kreislauf der Stoffe nachwies, und seine Ergebnisse auf Feldbau und Viehzucht anwandte; die Stoffe, welche unsere Ernten dem Boden entziehen, diesem wieder zu ersetzen, hat man auch ganz neue Anstrengungen gemacht, z. B. tausendjährige Lager von Vogelmist und Vogelnestern (Guano) aus regenlosen Strichen nach Europa verschifft. So weiß man auch das Fleisch australischer Schafe und argentinischer Rinder auf europäische Märkte zu bringen. Von den vielen Erfindungen, die sich im gemeinen Leben bemerklich machen, z. B.: Gillotts Stahlfedern (1840), den Zündhölzchen (1833), der Gasbeleuchtung 2c. können wir hier nicht einmal anfangen zu handeln.

Wir kommen zur Philosophie. Kant und Fichte hatten die Außenwelt, die Natur, zu wenig beachtet: nach ihnen trat ein Philosoph auf, welcher beides, Inneres und Aeußeres, das Ideale und Reale mit einander verbinden wollte. Es ist der Schwabe Fried. Wilh. Jos. Schelling, 1775 bis 1854, Prof. zu Jena, Erlangen, München und Berlin, ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe des Geistes, auch sehr phantasiereich, daher er mehrere Wandlungen durchgemacht hat.



Fig. 325. F. W. J. Schelling.

Er sagte, etwa wie Plato, daß man zur Erkenntniß der höheren Wahrheit nicht durch die Thätigkeit des nachdenkenden Verstandes, sondern durch eine unmittelbare Anschauung des Geistes gelange. Ihm gieng eine solche schon 1795 auf, da er von Fichte angeregt, etwas von der Einheit des Seins und Denkens sah, und in Spinozas Art (S. 639), nur viel lebensvoller davon zu sprechen anfieng. Damals rumorte die „Naturphilosophie" in Deutschland so gewaltig wie die Romantik. Was er später durch diese seine (intellektuelle) Anschauung gewonnen hat, ist ungefähr dieses: „Vor aller Zeit war das Henkaipan d. i. das Ein und Alles. Gott und Welt waren noch in Einem beisammen, in dem tiefen Ur- und Ungrund der Ewigkeit. Allein es traten sodann Gott und Welt auseinander oder: Gott ließ die Welt sich gegenüber treten, daß er sich in ihr beschaue, in ihr wirke und sich auslebe. Indessen ist sie dabei doch etwas Anderes geworden als Er; sie steht ihm insofern jetzt feindlich gegenüber, aus ihrem dunkeln Grunde steigt ihm

Widerstrebendes herauf; er muß mit ihr kämpfen, um sie zu bewältigen. Das ist der gegenwärtige Mittelzustand. Aber es folgt noch ein besserer Endzustand, wenn Gott den Gegensatz in der Natur völlig überwunden hat, und selbst Alles in Allem ist. Das ist der Zustand der absoluten Freiheit, wo Er selbst ganz ungehemmt in der Welt waltet und die Welt in ihm erlöst ist von allen Banden ihres dunkeln Grundes." Diese Philosophie heißt „Identitätsphilosophie", weil nach ihr Gott und Welt ursprünglich identisch sind und es schließlich wieder werden. Man fühlte, daß Schelling etwas Größeres gebe als seine Vorgänger. Das Großartige, Vielversprechende seiner Lehre zog gewaltig an und die Menge seiner Schüler lauschte ihr in tiefem Ernst. In der letzten Zeit seines Lebens wand er sich mehr zum Offenbarungsglauben hinüber, ja rang damit, seine Philosophie in gänzliche Uebereinstimmung mit dem Christenthum zu bringen, ohne daß es ihm ganz gelungen wäre. — Mehr noch gelang die Verchristlichung der Weltweisheit dem Bayern Franz v. Baader, 1765—1841, von dem auch Schelling gelernt hat. Katholik, aber kein Römling, ist er wohl der christlichste der Philosophen; er suchte Gott auch auf dem Wege der Heiligung, und strafte sich ernstlich wegen seiner Sünde, was die Philosophen in der Regel unterlassen. Er verglich sich selbst einem Samenhändler und warf viele fruchtbare Keime aus, darunter auch einen „zündenden Blitz wider Rom."

Noch größeren Ruhm erlangte der Stuttgarter Georg Wilh. Fr. Hegel, 1770—1831, zuletzt Professor in Berlin. Ein Mann von außerordentlichem Umfang und tiefer Gründlichkeit des Wissens, von scharfer, trockener, durch keine Phantasie oder Sentimentalität beeinflußter Urtheilskraft, auch ehrenwerthen Charakters.

Dieser pflichtete dem Grundgedanken der Schellingschen Identitätsphilosophie bei, schritt aber auf anderem Wege zu anderen Ergebnissen fort. Er will gerade durch den denkenden Verstand die Wahrheit ermitteln. Wie bei Aristoteles spielt bei ihm die Logik, die auch Dialektik heißt, die Hauptrolle. Er entwickelt die philosophischen Begriffe nach einer gewissen Form, in fester Methode; und es ist wirklich bewundernswerth, wie das Ding da nacheinander fortgeht. Was aber ist der Inhalt seiner Lehre? Höre die Summa und staune: „Gott ist im Anfang und allezeit alles. Aber er weiß im Anfang noch nichts von sich. Blind entäußert er sich in die Natur. Doch kehrt er zu sich zurück im menschlichen Geiste und da kommt er erst zum Bewußtsein seiner selbst. So nach und nach im Verlaufe der Geschlechter wird es ihm immer heller über sich selbst, und in der vollkommenen Philosophie gelangt er endlich zum vollen Selbstbewußtsein." Du lachst? Es ist zum Weinen. Hegels Lehre ist der altindische Pantheismus, nur in einer ganz absonderlichen Gestalt. Nach ihr ist alles Vorhandene Gott, jedes Einzelne eine Erscheinung Gottes. Und das Einzelne kehrt immer wieder ins All der Gottheit zurück. Selbst der Mensch, so zu sagen der Kopf Gottes, hat als Individuum keine Fortdauer; er kommt aus diesem All heraus und verliert sich wieder in dasselbe, wenn er stirbt. In jüngeren Jahren staunte Hegel in Napoleon die Weltseele an. Daß er das Wirkliche für das Vernünftige erklärte und vom Rechtszustand sowie vom Staat einsichtsvoll lehrte, verschaffte ihm später die Gunst der preußischen Regierung. Selbst Christen huldigten anfänglich seiner Weisheit, die er mit kirchlichen (aber in fremdem Sinne gebrauchten) Ausdrücken ausstaffirte; sie wendeten sich jedoch später scheu von ihm ab. — In anderer Weise suchte Arthur Schopenhauer († 1860), die kantische Philosophie zu Ende zu denken; er fand die Welt unendlich erbärmlich und die Menschen verächtlich, hielt gänzliche Willenlosigkeit für das höchste Ziel und den Gottesglauben für einen bittern Hohn, kam daher so ziemlich auf das Nichts des Buddhismus (S. 40) hinaus. — Noch vor Schellings Tode aber verrauchte bei der studirenden Menschheit merkwürdigerweise die Lust an aller Philosophie beinahe gänzlich, wogegen die Naturforschung florirte. Jetzt liegt das Ansehen derselben, die so lange „die Königin unter den Wissenschaften" gewesen, tief darnieder. Wünschenswerth ist das gerade nicht, aber erklärlich. So wichtig es für den Menschen bleibt, die gewordenen Dinge erst gründlich zu erforschen, ehe er sie nach dem Woher und Wozu und Wohin befragt, so tief ist in ihn das Bedürfniß gelegt, sich aus der Vielheit der Erscheinungen zu sammeln und ihrem Grund und Zusammenhang nachzuspüren. Wer Beruf dazu hat, läßt sich auch dieses Streben nicht entleiden. Gewiß aber bleibt, daß die Furcht Gottes noch heute der Anfang aller Weisheit ist, und der Fortschritt alles Philosophirens nur soweit glückt, als es sich Christum zum Ziel steckt.

§ 30. Hinblick auf die Kirche Christi.

Goethe sagte einmal: „Zur Theilnahme am künstlerischen und wissenschaftlichen Leben ist nicht Jeder berufen, aber jeder Mensch ist verpflichtet, sich darüber klar zu werden, ob er nur für diese Welt oder für eine unsichtbare Welt lebt. Da hängt nun Alles davon ab, ob man eine Offenbarung aus dieser jenseitigen Welt noch glaubt." Kaum mehr glaubte daran um den Anfang des Jahrhunderts die sog. gebildete Welt Deutschlands und seiner Nachbarländer.

Der Rationalismus ließ ihr noch einen fernen Gott, eine lose Tugend und den Traum einer Unsterblichkeit mit immer steigender Vollkommenheit; von einer Erlösung der Sünder durch den gekreuzigten Gottmenschen und von einer Wiedergeburt derselben durch den heiligen Geist, um das Reich Gottes sehen zu können, wußte man nichts mehr. Die menschliche Natur war an sich schon gut. Gott aber war so ferne gerückt, daß man außer etwa noch im Gotteshause, auch nicht mehr die Hände vor ihm faltete. Das Gebet in der Familie und im Kämmerlein unterblieb. Alle wirkliche Religion hatte in den Kreisen der feineren Welt fast aufgehört. Katholischerseits grassirte derselbe Unglaube bei den Vornehmen, welche häufig in den Freimaurerorden eintraten; und selbst eine Menge Priester hegte ihn für sich, wiewohl sie allerdings in ihrer Kirche nicht so frei damit hervortreten konnten. Die protestantischen Geistlichen aber huldigten fast alle offen „dem Vernunftglauben" und verkündigten ungehindert ihre kahle und trostlose Menschenweisheit. So breitete sich der Unglaube nun auch unterm Volke aus, vornehmlich in den Städten. Und er trug reichlich seine bösen Früchte. Auch bei denen aber, welche sich keiner Abweichung von der Lehre des göttlichen Wortes bewußt waren, wurde doch das von der Kanzel aus nicht mehr belebte Christenthum immer matter und schläfriger.

Damals war die Brüdergemeinde wie eine Oase in der Wüste. In ihr erhielt sich noch Christenglaube und Christenleben. Das kann auch von den sog. pietistischen Kreisen Württembergs, des Wupperthals 2c. gesagt werden. Einzelne Jünger des Herrn und ächtchristliche Familien gab es allerdings noch allenthalben, und es lohnt sich der Mühe, Predigern in der Wüste, wie dem „katholischevangelischen" Oberlin im Steinthal († 1826), dem Böhmen Jänike in Berlin († 1827), einem Schöner in Nürnberg 2c. und ihrer Wirksamkeit nachzuspüren. In Norwegen weckte der Bauer Hauge durch mächtige Reisepredigt 1799—1804 viele Schlummernde auf und lag dafür 10 Jahre im Gefängniß. Die höheren Stände aber regte neu an Fried. Schleiermacher, geb. 1768, † 1834 als Professor zu Berlin.

Er wuchs in der Brüdergemeinde auf, begab sich aber von 1797 von ihrem Seminar auf die Universität, weil er die Gottheit Christi nicht glauben konnte, wurde dann ein begeisterter Freund der Romantiker, trennte sich jedoch von ihnen wegen ihrer Bewunderung des Papstthums. Ein Mann von umfassendem Wissen und sehr scharfem Denken, auch warmen Gefühls dabei. Durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1800) und durch anziehende, auch Ungläubige wieder heranziehende Kanzelvorträge brachte er viele der feineren Leute doch wieder zu einiger Religion. In den trüben Tagen, die über Preußen kamen, predigte er mächtig, Hoffnung und Glauben doch ja nicht preiszugeben; so am traurigen Neujahr 1807: „die Furcht ist schlimmer als jeder Verlust, selbst als der Tod." Nie verzagte er an Deutschland und half kräftig mit zu dem Aufschwung des Jahrs 1813. Sterbend reichte er den Seinen noch das heilige Abendmahl. Seine Dogmatik aber (1821) dachte und schrieb er in ganz neuer Weise; er hält sich nicht getreu an Gottes Wort, sondern was sich ihm aus einigen nie abgeworfenen christlichen Elementen und seinen eigenen Gedanken zu einem Ganzen gestaltet hatte, das lehrt er. Seine Lehre geht von dem „Gefühl der Abhängigkeit von Gott" aus; auch anerkennt sie die „Erlösungsbedürftigkeit" des Menschen; Erlöser ist Christus, der sündlose Menschensohn, dessen gottverbundenes Leben auf die Glaubigen übergeht, gleichviel ob Er auferstanden ist oder nicht. Diese Lehre bildete einen Uebergang zum positiven Christenthume; vielen aber schien sie bereits den Rationalismus mit dem Glauben der Reformatoren versöhnt zu haben. Denn sein Wort „Lebensgemeinschaft mit Christo" hatte etwa Vergessenes neugeweckt.

Der große Befreiungskampf griff mächtig an die Seelen und trieb sie mit ihrem Sehnen und Flehen hinauf zu Dem, von welchem allein die Hilfe kommt. Und das wunderbare Hervortreten Gottes im Sturze des Tyrannen verstärkte die Empfindung von einem nahen, lebendigen Gott. Dann weckte das Reformationsjubiläum 1817 als Fest der Befreiung vom römischen Aberglauben allgemeine Begeisterung, gewann auch manche für den positiven Glauben der Väter.

Damals schrieb Klaus Harms im Schmerz über den Jammerstand der Kirche, welche auf das lautere Evangelium gegründet ist, von dem doch fast alle ihre Diener und Wächter abgefallen waren, seine „95 Thesen" gegen den herrschenden Rationalismus und ermahnte Prediger und Volk zur Umkehr zum frommen Glauben der Väter. Darüber entbrannte ein heftiger Streit. Die vernunft- oder denkgläubigen Theologen, ein Paulus, Wegscheider, Bretschneider und Röhr, tobten gewaltig gegen den „Wiedereinbruch einer veralteten Finsterniß." Indessen diente doch dieser Streit dazu, daß immer Mehre, Geistliche und Laien, in Beschäftigung mit dem Gegenstande desselben zum Offenbarungsglauben herübergezogen wurden. — Nun traten auch an den Hochschulen neben den matten Supranaturalisten vom Geiste Gottes erleuchtete und belebte Männer auf, welche sich mit Entschiedenheit zu Jesu Christo, dem ewigen Gottessohne und alleinigen Heilande der verlorenen Menschheit, bekannten und unter allem Widerspruch ihrer Kollegen die akademische Jugend muthig zu ihm hinführten. Ein solch gesegnetes Rüstzeug war der sel. Krafft, Professor der reformirten Theologie in Erlangen († 1845), dem viele lutherische Geistliche und Staatsmänner wie der geistvolle Stahl († 1861), in die Ewigkeit hinüber dankbar sind. Es erschienen auch theologische Zeitschriften für die Sache Christi. Den Reigen eröffnete 1825 das homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt, von Pf. Brandt, welches die Gehaltlosigkeit und den innern Widerspruch des Rationalismus nachwies. Diesem folgte 1827 die von dem furchtlosen Prof. Hengstenberg († 1869) zu Berlin redigirte Evangelische Kirchenzeitung, welche die Waffen gründlicher Wissenschaft gegen die seichte und flittrige des Unglaubens kehrte, auch den warmen Lebenshauch des Christenthums erquicklich in die Herzen ausströmen ließ, obschon sie zu Zeiten sehr herb urtheilen konnte. Auch sonst wurde der Rationalismus mannhaft angegriffen, und zugleich wandte sich die Zeitströmung in Dingen der Philosophie und des Geschmacks von ihm ab, daher er sehr an Ansehen verlor.

In den zwanziger Jahren fand ein mächtiger Umschlag statt: es erwachte weithin ein Suchen nach dem Wahren, eine Freude am Gefundenen, ein Ernst, der Seele Heil zu schaffen. Laien versammelten sich, wie schon lange in Schwaben, so nun auch in Bayern, Pommern, Halle, Berlin rc. zur Privaterbauung.

Man las die heil. Schrift, eine christliche Predigt rc. und horchte mit offenstem Seelenohre auf die Stimme der Offenbarung Gottes. Man betete inbrünstig miteinander, oft frei aus dem Herzen. Die Theilnehmer hatten Verfolgung zu bestehen von den Kindern dieser Welt, selbst von der Polizei, der ihr Wesen als Schwärmerei verdächtigt ward, aber sie ließen sich's nicht beirren. Sie fühlten sich so glücklich in dem Einen Glauben an den Sünderheiland, und in der gemeinschaftlichen Liebe zu dem unaussprechlich Liebenden. Da waren manchmal Lutherische, Reformirte und Katholische beieinander und alle fühlten sich eins in ihrem Einigen Herrn und Seligmacher. Der konfessionelle Unterschied war weg, es blühte da ein schöner Frühling des Christenthums.

Schon früher regte sich in der katholischen Kirche Süddeutschlands hin und her auffallend ein evangelisches Wesen. Die Geistlichen Mich. Sailer († 1832 als Bischof von Regensburg), Feneberg, Boos (1825), Goßner, Henhöfer u. a. predigten nahezu oder völlig das Evangelium und mit erstaunlichem Erfolge.

Ei was für eine Bewegung in den gnadedurstigen Seelen, denen das holde Wort von der Gnade so lange vorenthalten war! Sie wurden, Prediger und gläubige Hörer, von ihrer Kirche verfolgt; denn diese duldet einmal „Christum, unsere einige Gerechtigkeit", nicht und treibt das in ihr aufkommende evangelische Licht und Leben immer wieder aus, wie wir beim Jansenismus (S. 617) gesehen. Mehrere Priester traten zum Protestantismus über, und wirkten noch mächtig für Wiederbelebung des Schriftglaubens, Goßner († 1858) in Berlin, Henhöfer († 1862) in Baden, Helferich in Hessen rc. Zu solchem Uebertritt zwang sie und manchen andern guten Mann (z. B. 1840 den Fürstbischof Sedlnitzky

von Breslau, † 1871) der neue Aufschwung des Romanismus in deutschen Landen, der mit der Herstellung des Papstthums, 1814, eintrat und seither stetigen Fortschritt gewann. Damals wurden nämlich die Katholiken überall in neue Bande geschlagen.



Fig. 326. J. von Wessenberg.

Der edle Ign. von Wessenberg hatte im Bisthum Konstanz seit 1800 das Neue Testament in den Schulen und deutsche Sprache in den Gottesdienst eingeführt; er wollte nun beim großen Friedenswerke eine „germanische Kirche" zu Stande bringen, da alle Bisthümer ein Ganzes unter einem Primas bilden sollten, was ihnen einen gewissen Grad von Selbständigkeit und freierer Bewegung gesichert hätte. Die Wiener Apostaten aber, ein Fr. Schlegel u. a. schrieen, das ziele auf Trennung von Rom ab; Bayern fühlte sich groß genug, eine eigene Kirche zu haben: so wurde sein Vorschlag abgewiesen, obgleich ihm die ersten Staatsmänner Süddeutschlands beistimmten.

Wessenberg selbst wurde dann wohl zum Erzbischof erwählt; der Papst aber verwarf ihn, 1819, wie er 30 Jahre später den evangelischgesinnten Leop. Schmid nicht Bischof von Mainz werden ließ, weil dessen gemäßigte Denkweise ihm ein Greuel war. Und der Staat zeigte sich mehr und mehr dem Papste gefällig und gefügig, seit die Kölner Irrung (S. 899) gezeigt hatte, welche Mittel der Aufregung den Kirchenfürsten zu Gebot stehen. Ueberall wurden streng römische Bischöfe eingesetzt, welche die Macht der Kirche möglichst zu erweitern sich bemühten und alles Gewonnene dem Papste zu Füßen legten. Am streitbarsten trat Ketteler, Bischof von Mainz, 1850—1877 auf, dem es gelang, dem Staat eine Concession um die andere abzuringen. War einer allzu friedliebend, wie der württembergische Bischof Lipp, so wurde er von den Jesuiten verklagt und sein Amt ihm auf jede Weise erschwert. Dennoch hat der Wind, der vom Vatikan ausgeht, die Leuchte wahrer Wissenschaft und regen Geisteslebens im katholischen Deutschland nicht zu erlöschen vermocht. Eine wirkliche Theologie wie die, welche die Hirscher, Möhler, Hefele, Döllinger 2c. auf deutschen Universitäten in Aufnahme brächten, sucht man in andern katholischen Ländern vergebens. Vorerst aber herrscht die ultramontane Strömung vor, der sich kein Bischof zu entziehen vermag.

Wie innige Verbindung auch zwischen einzelnen Christen verschiedener Konfessionen fortbestehen mag, so können doch die Kirchen selbst nur eins werden, wenn sie sich über die in ihren Bekenntnissen ausgeprägte Lehre frei verständigen. Will man sie vorher verschmelzen, so kommt leicht ein Mißwerk heraus, wie bei der Union (S. 839).

Durch den alles gleich machenden Rationalismus vorbereitet, vom Preußenkönig in bester Absicht unternommen, war sie doch ein verfehltes Werk; gedeihliche Schöpfungen auf dem Boden der Kirche gehen einmal nicht aus bloßen Cabinetsordren hervor. In Schlesien trennte sich nach hartem Kampf, 1831, ein Theil der Lutheraner völlig von der unirten Landeskirche. In Sachsen, Bayern, Hannover 2c. wollte man aber von der Union

gar nichts wissen; und so haben wir denn statt zwei nicht eine, sondern drei Kirchen bekommen, eine lutherische, eine reformirte und eine unirte, welches Ergebniß schon Spener geahnt hatte. Durch die Ereignisse von 1866 ist in mehreren nun mit Preußen vereinigten Landeskirchen der Wirrwarr noch vermehrt worden, wie unter den Separirten durch Lehrspaltungen; und die Schwäche des deutschen Protestantismus in Herstellung einer kirchlichen Verfassung und Anbahnung wirklicher Selbstregierung offenbart sich sowohl in den Anläufen, die man dazu nimmt, als auch in der Rathlosigkeit, die resignirt davon absteht.

Mehr als durch große Organisationen gelang der Kirche durch freiwillige Gesellschaften. So namentlich die Verbreitung der hl. Schrift und aus ihr schöpfender Bücher.

Die 1804 durch Gottes besondere Vorsehung hervorgerufene Britisch-Ausländische Bibelgesellschaft wirkte fortwährend und in immer wachsender Ausdehnung, wie sie denn jetzt schon 86 Mill. Bibeln (in 235 Sprachen der Welt) verbreitet hat; rührig auch die seit 1812 entstandenen deutschen Bibelvereine. Anfangs hatten sich auch Katholiken eifrigfreudig an dieser Thätigkeit betheiligt, bis der Papst mit dem heftigsten Fluch über das Treiben der Bibelgesellschaften dem entgegentrat. In den evangelischen Landen aber wurde das theuerwerthe Wort in alle Häuser und Hütten gebracht, nach und nach auch in die Heidenländer verbreitet. — Andere Vereine arbeiteten für die Verbreitung kleinerer Erbauungsschriften, angeregt durch die 1799 in England gestiftete Traktatgesellschaft, welche allein schon 1900 Mill. solcher unansehnlichen Boten ausgesandt hat. Es erschienen mit den alten, neue von Christo zeugende Predigtbücher, unter denen besonders der lebensvollen Zeugnisse des (1828) frühvollendeten L. Hofacker zu gedenken ist. Zu dem Einen Nöthigen hinleitende Lesebücher wanderten durch das Publikum, voran die des tiefgemüthlichen G. H. Schubert („Altes und Neues“, „Mittheilungen aus dem Reiche“, „Oberlin“ ꝛc.), des theuern C. G. Barth, die trefflichen „Erzählungen für's deutsche Volk“ von Caspari, und die Werke eines Oeser („Glaubrecht“), Stöber ꝛc.

An den Universitäten nahmen aufrichtig gläubige Professoren der Theologie die Katheder nach einander ein, von denen ich nur die Unirten Neander, Tholuck, J. Müller, Beck, die Lutherischen Höfling, Harleß, Thomasius, Hofmann nennen will. So wurden denn die für den geistlichen Beruf Studirenden immer besser gebildet, und der Rationalismus verschwand mehr und mehr wie von den Kathedern, so von den Kanzeln und aus den Gesangbüchern.

Auf der andern Seite steigerte und verbitterte sich der Unglaube. Dav. Strauß († 1874) regte durch sein „Leben Jesu“ 1835 die Hauptfrage an: was dünket euch von Christo? und bald wurde sie zur Frage: Gibt es einen Gott?

L. Feuerbach, † 1872, lehrte: nicht Gott schuf den Menschen, sondern der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. Auch abtrünnige evangelische Geistliche, Uhlich, Wislicenus ꝛc., giengen über den vulgären Rationalismus weit hinaus und hießen jeden glauben, was er wolle, nur nichts Unvernünftiges. Sie nannten sich „Lichtfreunde“ und bildeten eigene „freie Gemeinden“. Ein Seitenstück hiezu stellte sich auf katholischem Gebiete dar, wo 1845 die Geistlichen Ronge und Czersky sich von dem Aberglauben ihrer bisherigen Kirche öffentlich lossagten und eine eigene Religionsgenossenschaft unter dem Namen „Deutschkatholiken“ gründeten (S. 900). Freilich hatte das Wachsthum ihrer Gemeinden nur geringen Fortgang, weil der Unglaube überhaupt nicht sammelt, sondern zerstreut. Immerhin durchdrang die Anschauung dieser radikalen Freidenker Unzählige, ob sie auch nicht förmlich von ihrer Kirche abtraten, und zwar jetzt vorzugsweise in den mittlern Schichten der Bevölkerung, wie wir denn wahrnehmen, daß, jemehr im Laufe des Jahrhunderts die zuerst abgefallenen höheren Stände sich zum Christenthume zurückfanden, desto mehr der Unglaube unterm Volk einriß. — Unglaube aber und Revolution geht Hand in Hand. Es ist Ein Geist, welcher gegen göttliche und menschliche Autorität, gegen die himmlische und irdische Obrigkeit sich auflehnt. Leute, die zuvor am Glauben gänzlich Schiffbruch gelitten, wie L. Börne, H. Heine, A. Ruge, wurden eingefleischte Demokraten, welche offen den Umsturz der Throne predigten. So konnte das Greueljahr 1848 über Deutschland kommen, „da Verachtung auf die Fürsten geschüttet war, daß alles irrig und wüste stand.“ Gott half unserem armen Vaterlande und schaffte wieder Ordnung darin. Dieses Jahr hat auch Nutzen gebracht. Die Regierungen sahen

deutlich, worauf sie sich stützen können und was sie pflegen sollen; und alle besseren Seelen erschracken vor dem Greuelwesen, zu welchem der unglaubige Zeitgeist führt.

Die Gläubigen aber standen, 1848, frisch zusammen und hielten Kirchentage, in welchen Wicherns Wort von der innern Mission zündete.

Menschenfreunde wie J. Howard († 1790) hatten angefangen die Kerker zu besuchen und das scheußliche Gefängnißleben zu reformiren. Dann haben eine Amalie Sieveking u. a. Plane zu geordneter Armen- und Krankenpflege entworfen, worauf der edle Fliedner 1836 zu Kaiserswerth eine Diakonissenanstalt gründete. Aus ihr wuchsen ähnliche Anstalten in großer Menge heran. Die helfende Liebe bethätigte sich in Errichtung von 340 Rettungshäusern für verwahrloste Kinder nach dem Muster des von Ch. H. Zeller in Beuggen 1820 errichteten, das zugleich Hunderte von Armenschullehrern bildete. Preiswürdig ist ferner das von Wichern 1833 gegründete Rauhe Haus bei Hamburg, welches allerhand Kräfte in den Dienst des Gottesreiches zog und schulte, und zu Sorgvereinen für die Besserung der gefangenen und entlassenen Sträflinge, zur Seelenpflege der Auswanderer, zur Stiftung von Gesellenvereinen behufs der Veredlung des rohen Lebens der Handwerksbursche ꝛc. den Anstoß gab. Es kamen Jünglingsvereine auf, die sich die Pflege christlichen Sinnes in der confirmirten Jugend angelegen sein ließen, zu Jünglingsbünden zusammentraten und manch edle Kraft in den Dienst Christi stellten. Ferner errichtete man Herbergen zur Heimat, Männer- und Frauen-Asyle, Sonntagsschulen (zuerst in England 1780) ꝛc. Eine geborene Jüdin Jolberg († 1870 in Nonnenweïer) betrat 1833 einen neuen Weg, durch Erziehung von Kinderlehrerinnen für Kleinkinderpflege zu sorgen, und hat sich damit in 400 Orten ein Denkmal gestiftet. Andere gehen den Dieben, den Gefallenen, den Bettlern nach und suchen sie einem menschenwürdigen Dasein zurückzugeben. Da und dort wird nun Taubstummen und Blinden gründlicher Unterricht ertheilt; für letztere ward auch eine Blindenschrift erfunden, die sich mit den Fingern lesen läßt, und schon ist die Bibel in solcher gedruckt, und zwar in mehreren Sprachen. Anderswo entstehen Anstalten für Irre, Blödsinnige, Cretinen, Epileptische, an deren Bedürfnisse man früher kaum dachte. Mit großem Erfolg hat sodann der Gustav-Adolfs-Verein (dessen Gründung 1832 bei Errichtung eines Lützener Denkmals angeregt wurde) seit 1843 den Brüdern, die in katholischen Ländern der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, zu denselben verholfen. Auf alle Forderungen der Arbeiter, wie bessere Löhne und eigene Wohnung, freier Sonntag, Entlastung der Frauen und Kinder ꝛc. ist von christlichen Arbeitgebern da und dort eingegangen worden; umsonst aber bemühte sich der Elsäßer Dan. Legrand seit 1853 um ein internationales Fabrikgesetz, die Wunden unserer Industrie zu heilen. Zur Milderung der Kriegsleiden erwuchs aus dem Jammer von Solferino durch das thätige Mitleid des Schweizers Dunant die Genfer Konvention, 1864, welcher nach und nach die christlichen Staaten Europas beitraten, am Ende gar auch der Sultan.

Wie schwer es auch halten mag, in manchen dieser Bestrebungen den christlichen Grundbetrieb von bloßen Humanitätsmotiven zu unterscheiden, so zeigt doch schon dieser Ueberblick, daß die Glaubigen im ganzen sich bemühen, ihre Lehre durch Werke der Menschenliebe zu zieren. Wenn darin manche mit Leuten von zweifelhaftem Glauben, aber wohlwollender Gesinnung zusammengehen, so hat das auch sein Gutes. Aber nachdem schon viele, sonst humane Leute, offen erklären, sie seien keine Christen mehr, Andere dagegen, welche mit diesen gute Freundschaft halten, die rechten Christen sein wollen, wird es nachgerade schwer zu wissen, wo die Kirche anfängt und aufhört.

So trägt der Protestantenverein, seit 1863 in Baden und der Pfalz entstanden, einen eigenthümlichen Charakter. Er bezweckt „Erneuerung der Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit," lehnt sich aber hauptsächlich an die Freimaurer an und verschmäht nicht die Genossenschaft mit solchen, die sich Atheisten und Materialisten nennen oder die Anbetung des Heilands als eine „Christusvergötterung" bekämpfen. Berechtigt aber scheint an ihm der kirchliche Einheitsgedanke, der auch edle Geister anzog. So schloß sich ihm R. Rothe († 1867) an, ein frommer Denker, der vom Pietismus ausgieng und zu der Ansicht fortschritt, die Kirche habe in den Staat aufzugehen, daher ihm die Gemeinschaft mit den „unbewußten Christen" besonders behagte. Wie entschuldbar solche Gutmüthigkeit an Einzelnen sein

mag, im großen Ganzen läßt es sich unleugbar zu einer Scheidung an zwischen denen, die an Christum glauben, und denen, die ihn verwerfen; beengend aber ist die Erfahrung, daß diese beiden Richtungen zur Kirche gehören, ja sie sein wollen. Schon hat die preußische Kirchenverfassung von 1876 den Grundsatz aufgehoben, daß an der Kirchenleitung sich nur Personen betheiligen dürfen, welchen etwas an der Kirche liegt. Reißt aber die Herrschaft der Mehrheit einmal ein, so kann, ja muß die Kirche bald von denen regiert werden, welche sie am liebsten vernichtet sähen. —

Wir müssen aber noch einen Blick auf die britischen Kirchen werfen, die eine sehr verschiedene Vergangenheit hinter sich haben. Als die französische Revolution ausbrach, hatte sich in England der Methodismus zu einer Macht erhoben, welche dem Winde, der von Frankreich herüberwehte, einen mächtigen Widerstand leistete.

Etliche Studenten in Oxford hatten die Predigt und das Leben der Christen in der anglikanischen Kirche so lahm und todt gefunden, daß sie sich, 1729, nach Art der Pietisten zu frommem Leben und Wirken verbanden, wofür sie den Spottnamen „Methodisten" erhielten. Sie nahmen ihn bereitwillig an, sofern sie „nach biblischer Methode" zu leben gesonnen waren, und bereiteten sich in ernstem Seelenringen auf den Dienst am Wort, vor allen die Brüder Joh. und Ch. Wesley, Georg Whitefield (S. 667). Von einem Bischof der Brüdergemeinde erfuhren sie 1738, was die Rechtfertigung aus dem Glauben bedeute, begannen von Gnade allein zu leben und arbeiteten nun, ohne sich streng an Kirchenregeln zu binden, angelegentlich auf Erweckung und Bekehrung hin; sie predigten in Kirchen, wenn man sie ihnen öffnete, aber auch in Straßen oder auf dem Felde unter unerhörtem Beifall, zogen tüchtige Leute an sich und stellten sie (zunächst für Amerika 1784) ins Amt, das die Versöhnung predigt. An Austritt aus der Kirche dachten sie nicht, doch vollzog sich dieser nach Wesley's Tod, 1791, in kurzer Frist, weil die anglikanischen Bischöfe ihrem wohl organisirten Wirken zu viele Hindernisse in den Weg legten. Der Methodismus nannte sich zwar nur eine Gesellschaft, er nahm aber alle Akte einer Kirche vor und regierte sich durch eine jährliche Konferenz; Kämpfe und Spaltungen der manchfaltigsten Art haben ihn wohl erschüttert und geschwächt, doch seine Ausdehnung in die Breite nicht gehemmt. Und dann war durch ihn unter allen christlichen Gemeinschaften, in der Staatskirche, wie in den Dissentern neues Leben geweckt worden, das sich besonders in dem allgemein erwachenden Eifer für die Heidenbekehrung zeigte.


Fig. 327. Joh. Wesley.

Viele der neuangeregten kirchlichen Christen sahen es aber hinfort für ihre Aufgabe an, der Staatskirche treu zu bleiben und nur möglichst viel Leben in ihr zu verbreiten. Der bedeutendste war wohl der Parlamentsredner W. Wilberforce (1759—1833), der 1797 durch seine Schrift über „praktisches Christenthum," noch mehr durch sein im Dienste des Gottesreiches sich verzehrendes Leben, Reden und Wirken einen mächtigen Einfluß auf die höheren Klassen der Gesellschaft gewann.

Ihm gelang es (S. 860) nach 20jährigem Mühen den Sklavenhandel abzuschaffen; seinem Kreise hauptsächlich verdanken die großen Gesellschaften der kirchlichen Mission, 1799, der Traktat- und Bibelgesellschaft ihre Entstehung. Um ihn und um den guten Simeon, Lehrer in Cambridge, scharte sich die „evangelische Partei" der „Niederkirchlichen", die das Bekenntniß der Kirche weniger betonten und daher zu vielen guten Werken auch mit Dissenters sich verbinden konnten. Sie besonders weckten innerhalb der Staatskirche das voluntary Prinzip, die Lust, weder lange auf Beschlüsse der Kirchenleiter zu warten,

noch viel vom Staat und seinen Geldern zu hoffen, sondern wo es was Gutes zu thun gab, opferwillig zusammenzusteuern und Vereine für bestimmte Zwecke zu organisiren. Es war ganz erstaunlich, wie Vieles sich thun ließ, wenn man sich erst im Geben geübt hatte. Und mit diesem rührigen Selbstthun erreichten sie in vielen Fällen, daß auch der Staat sie nicht übersehen konnte, vielmehr in der Bekämpfung des Sklavenhandels, in der Sorge für Neger, die man in Sklavenschiffen auffieng oder in Westindien befreite, in der Frage nach Zulassung von Missionaren in Ostindien, 1813, und vielen andern Anliegen ihnen hilfreich an die Hand gehen mußte.

Als aber die Katholikenemancipation durchgegangen war und das Parlament sich die Freiheit nahm, die Hälfte der irischen Bisthümer aufzuheben, bildete sich, 1833, in Oxford eine andere Partei aus den „Höchsthochkirchlichen."

Der geistliche Liederdichter Keble, die Professoren Pusey und Newman u. a. begabte, gelehrte Kirchenmänner, denen der Calvinismus der Niederkirchlichen und jedes Zusammengehen mit Dissenters ein Greuel schien, suchten vereint für die Herstellung einer Kirche, wie sie ihnen vorschwebte, zu arbeiten. Der heil. Schrift trauten sie nur halb, den Reformatoren noch viel weniger; die Kirche der Tradition, eine katholische Gemeinde nach dem Vorbild eines Laud (S. 602) zurückreformirt, etwa auf den Stand des vierten Jahrhunderts, war ihr Ideal. Daran schien ihnen das Wichtigste die apostolische Succession der Bischöfe, aus welcher allein ein rechtes Priesterthum erwachse; diese Bischöfe aber sollten frei vom Staate, frei auch vom päpstlichen Supremat, nach der Tradition regieren. Von den 90 tracts, die sie in diesem Sinne ausgehen ließen, erhielten sie den Namen tractarians; die Hochkirchlichen hatten ihre Freude an diesem Vorgehen, da in den tracts noch immer gegen etliche Irrlehren Roms ein, freilich mildes, Zeugniß abgelegt wurde. Aber immer unverkennbarer wurde auf eine Gegenreformation hingestrebt. Als Newman endlich (im 90. tract) zeigte, wie man die 39 Artikel der Kirche umdeuten könne, um die reformirte Lehre in möglichst katholischem Sinn zu fassen, erschrack sein Bischof und verbot die tracts, 1841. Bald sahen sich die entschiedeneren Parteiführer genöthigt, offen zur römischen Kirche überzutreten; Newman that den Schritt 1845 und 150 Geistliche folgten ihm in Kürze nach. — Dieser Bewegung gegenüber entstand eine andere, die der Darbysten oder Plymouthbrüder, die das allgemeine Priesterthum so betonen, daß sie das kirchliche Amt und jede Ordnung der nachapostolischen Kirche verwerfen. Dann fanden es Evangelische aus allen Gemeinschaften an der Zeit, 1846 in London zu einer „evangelischen Allianz" zusammenzutreten, deren Spitze gegen die Uebergriffe Roms wie gegen die Darbystische Zersplitterung gerichtet war. Man fühlte, der geschlossenen römischen Einheit gegenüber nehme sich doch der vielgespaltene Protestantismus mit all seiner regen Thätigkeit ärmlich aus; und weil man nicht hoffen konnte, die Eine Kirche herzustellen, sollte die Allianz wenigstens zeigen, daß allerlei Protestanten Rom und dem Unglauben gegenüber sich immerhin als wesentlich Eins fühlen und für die Ausdehnung der Gewissensfreiheit und anderer Segnungen der Reformation gemeinsam wirken können. — Die halbkatholische oder anglokatholische Bewegung aber währte fort. Sie hat die Ohrenbeichte, Mönche, Nonnen und barmherzige Schwestern, kurz alle möglichen Anstalten und Genossenschaften der katholischen Kirche bei sich eingebürgert und gefällt sich in der buntesten Ausschmückung des Cultus. Die Ritualisten bemühten sich, für Viele eine Brücke nach Rom zu bauen; viele hundert Geistliche und angesehene Laien sind schon über sie geschritten, andere machen auf ihr Halt; wieder andere liebäugeln mit den orientalischen Kirchen und gerathen durch den Kuß eines griechischen oder koptischen Bischofs in Entzücken. Da die Anhänger dieser mächtigen Schule insgesamt die Seligkeit von den Sakramenten, d. h. von der Priesterweihe, nicht von der Rechtfertigung durch den Glauben ableiten, sind sie jedenfalls keine Protestanten mehr, und ist daher die Hoffnung der Römlinge auf Wiedereroberung Englands nicht ganz eitel zu nennen. Schon hat sich dort die Zahl der katholischen Kirchen und Priester seit 1851 verdoppelt und noch viel rascher nahmen die Klöster zu; die Regierung aber fügt sich gar vielen Anforderungen der römischen Bischöfe.

Dennoch ist England noch immer die Burg des Protestantismus oder des Bibelchristenthums. Nirgends findet sich, und zwar gerade beim Mittelstande, ein regeres Interesse für religiöse Fragen, nirgends eine großartigere Liebesthätigkeit. Will auch nicht alles deutschem Geschmack entsprechen, weder die strenge Sonntagsheiligung, noch

die landläufige Sprache Canaans, noch der Werth der oft auf winzige Unterschiede in Lehre oder Bräuchen gelegt wird, noch die Verkümmerung theologischer Wissenschaft, — gearbeitet und gestritten wird dort für den Herrn Jesum und sein Reich mit anerkennenswerthem Eifer und Opfermuth. Der Einzelne schließt sich an Gleichgesinnte an und spürt, daß, wenn er thut was er kann, auch die Gesammtheit wächst und gedeiht. Es ist die Macht der Freiwilligkeit, die jedem seine Kirche, seinen Verein so theuer macht. — Von Schottland muß auch etwas erzählt werden, was für die ganze Kirche lehrreich ist: die Bildung einer freien Kirche.

Das englische Parlament hatte, der schottischen presbyterianischen Kirchenverfassung zuwider, 1712 beschlossen, die Grundbesitzer und Patrone der Kirche haben das ausschließliche Recht, Pfarreien mit den ihnen beliebigen Geistlichen zu besetzen. Dagegen erhoben sich etliche Prediger, behaupteten, der Gemeinde dürfe ihr Pastor nicht aufgedrängt werden, und traten im Verlauf aus der verweltlichten Kirche aus. Nachdem aber in dieser Staatskirche lange der eiskalte „Moderatismus" geherrscht hatte, gewann 1834 die evangelische Partei unter Führung eines Thomson, Chalmers 2c. die Majorität und bestimmte, eine Gemeinde dürfe gegen einen ihr gesetzten Pfarrer ein Veto einlegen. Die Regierung und das Parlament wollte solchen Beschluß der assembly (d. h. der jährlichen Presbytersynode) so wenig anerkennen, als diese das Recht des Staats, ihr in geistlichen Dingen Gesetze vorzuschreiben. So kam es am 18. Mai 1843 zum Bruch (disruption). Die Assembly protestirte gegen den Eingriff des Staats, und um „die Oberhauptschaft Christi" nicht zu verleugnen, zogen die in ihr versammelten 125 Geistlichen und 77 Aeltesten der evangelischen Partei aus dem Saal in ein anderes Lokal und konstituirten sich als assembly der Freikirche. Alles war vorbereitet und wurde mit ebenso viel Umsicht als Begeisterung ins Werk gesetzt: neben der Staatskirche erhob sich fast in jeder Gemeinde der Bau der Freikirche. Ein Baufonds sorgte für gottesdienstliche Lokale, ein Erhaltungsfonds für die Besoldung der Prediger, andere Fonds für Schulunterricht und Pfarrhäuser, für die Weiterführung der Heiden- und Judenmission 2c., und bald hatten sich in Schottland die Kirchen und Schulen und allerlei gemeinnützliche Anstalten verdoppelt, da durch die Macht der Concurrenz auch die in der Nationalkirche verbliebene Masse zu energischerem Streben genöthigt wurde. Auf 11 Mill. Mark beläuft jetzt sich die jährliche Einnahme der Freikirche, die sich bereits mit einer der früheren Secessionen verbunden hat, während die „Unirten Presbyterianer" über 2 Mill. aufbringen. — Im Waadtlande hat dieser Vorgang Nachahmung gefunden, 1847, ebenso bei einem Theil der französischen Reformirten, 1849.

Die irische Christenheit ist vorherrschend katholisch; und zwar bigott römisch. Aber im Norden der Insel besteht eine kräftige presbyterianische Kirche; und die englisch-bischöfliche, welche bisher eine viel angefochtene, weil auf den Staatsschutz gegründete Existenz behauptete, hat sich auch als Freikirche konstituiren müssen, weil ein Parlamentsbeschluß 1869 sie vom Staat ablöste.

Dieser Vorgang, der zuerst in den überseeischen Kolonien probehaltig gefunden worden war, schien Manchen bedauerlich als ein Sieg des Katholicismus; man darf aber auch der Hoffnung Raum geben, daß die so lange vom Staat getragene und gegängelte reformirte Kirche Erins nun erst einen festen sichern Schritt anschlägt, seit sie genöthigt ist, alle ihre Kräfte zusammenzunehmen. Jedenfalls bleibt dieses Beispiel nicht vereinzelt: schon redet man davon, auch die bischöfliche Kirche in Wales auf ähnliche Weise abzutrennen, weil die Mehrzahl der Einwohner sich calvinischen Dissentergemeinschaften zugewendet hat. Und an die Kirche in England selbst wird sicherlich auch noch die Hand gelegt werden, da es denn zweifelhaft bleibt, ob sie fortfahren kann, mit den in ihr zusammengefaßten grundverschiedenen Richtungen als ein Ganzes zu bestehen, oder ob nicht vielmehr die „Evangelischen", die „Hochkirchlichen" und die von deutschen Anschauungen beeinflußten „Breitkirchlichen" getrennte Gemeinschaften bilden werden. Ueber solch einen Stoß gegen die imposanteste Kirche des Protestantismus, die reichst ausgestattete der gesamten Christenheit, würden wohl die Römischen triumphiren. Es ist aber keine Frage, daß kleinere Kirchenkörper, wenn sie von Einem Geiste durchdrungen sind, dem Wesen des Protestantismus besser entsprechen und reichere Früchte bringen, als die lose verbundenen Massen der Staatskirchen.

Und dies führt uns nun nach Deutschland zurück. Viel schärfer als in England stehen sich hier die verschiedensten Richtungen gegenüber; sie müssen aber, weil auch die Unglaubigsten selten austreten und die Kirchenleiter sich vor allem lärmerregenden Einschreiten hüten, auf dem gemeinsamen Boden der alten Kirche, wie sie in der Reformationszeit entstand, sich nach Vermögen mit einander vertragen.

Diese Kirche hat der Staat Jahrhunderte lang geschützt und beherrscht, sie bald für seine Zwecke benützt, bald, wenn sie den ihrigen zustrebte, unbrüderlich bevormundet; jedenfalls hat er sie am Strecken und Gebrauch ihrer Glieder verhindert. Jetzt treten Geistliche auf, welche das Widersprechendste lehren; der eine predigt am Ostermorgen: Christus ist nicht auferstanden! der andere Nachmittags: Christ ist erstanden! und sollen doch beide Collegen sein und bleiben; ihnen nach theilen sich die Gemeindeglieder in solche, die noch glauben, und in andere, welche den Glauben abwerfen. Auf die Länge werden solche Zustände, wie sie den Engländern schon unverständlich sind, auch Schweizern und Deutschen unerträglich. Die Kirchlichen scheuen zwar die Trennung, weil sie den Nachtheil eines Zwischenzustandes, bis nämlich die Kirche sich organisirt haben wird, deutlich erkennen und den unmündigen Theil des Volks damit verschonen möchten; die Liberalen ihrerseits befürworten die Trennung darum nicht, weil sie hoffen, ihrem Glauben oder Nichtglauben die Herrschaft zu verschaffen; aber ausbleiben kann der Bruch nur, wo das religiöse Interesse auf den Spruch zusammenschrumpft: „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk' und Hottentott.“ Zu solcher Gleichgültigkeit trägt aber nichts stärker bei als die Kirche selbst, wenn sie, die doch das Organ der Wahrheit sein soll, die widersprechendsten unverträglichsten Lehren über alles Maß der Geduld hinaus in sich hegt und durch ihr Gehenlassen sanctionirt.

Eine gewisse Breite aber, eine Weitherzigkeit, die allerlei Naturen und Geister tragen kann, steht allerdings der Kirche wohl an. Amerika, welches die britischen Kirchenverhältnisse fortsetzt und weiter ausbildet, ohne alle Betheiligung des Staats, reiht sich dem Mutterlande in der Macht des religiösen Interesses, in manchfaltigster christlicher Thätigkeit und staunenswerther Opferwilligkeit am nächsten an. Hier hat aber, wie schon in England, eine krankhafte Sucht der Absonderung gewaltet, indem über geringen Fragen die Kirchen sich leicht spalten und immer neue Genossenschaften entstehen, die nur zu viele Kraft in Nachbarhändeln vergeuden.

Oft ist es nicht einmal eine Glaubenslehre, sondern eine vorübergehende Zeitfrage, irgend welche Eigenthümlichkeit in den gesellschaftlichen Einrichtungen (wie bei der Sklavensache S. 934), in der Form des Gottesdienstes, in der Vertheilung der Aemter und Befugnisse, am Ende gar blos der Ehrgeiz Einzelner oder eine finanzielle Spekulation, was zu neuer Sektenbildung treibt. So sind nun bereits über 100 Gesellschaften entstanden, unter allerhand zum Theil wunderlichen Namen, und viele existiren fort ohne Schaden und Gewinn für die übrige Menschheit. Aber schon die mächtige Ausbreitung des Romanismus (besonders durch eingewanderte Iren) lehrt die Amerikaner, mit dem Zertheilen inne zu halten und auf Wiedervereinigung unnöthig getrennter Kirchenkörper bedacht zu sein. So haben sich 1869 die seit 1838 getrennten Alt- und Neupresbyterianer wieder zusammengethan, und andere Gemeinschaften regen wenigstens die Frage nach engerer Verbindung immer aufs neue an. Wie wesentlich das Streben nach der Einheit der Kirche mit ihrem Wachsthum und ihrer Vollendung zusammenhängt, zeigt schon die Erfahrung: den Zweiflern sowohl, als Römern und Heiden kann die Kirche nur in dem Maße siegreich entgegentreten, als sie mit der Reinheit auch die Einheit verbindet. Christi Jüngern aber klingt fort und fort sein Flehen nach: „Daß sie in uns Eines seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.“

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Beschaffenheit des jetzigen Geschlechts. Das, woran dasselbe am meisten leidet, ist offenbar der Hochmuth.

Dieser zeigt sich darin, daß den Menschen das Unterwürfigsein so schwer wird, wie Gott und dem Göttlichen, so dem Höhern auf Erden und namentlich der Obrigkeit gegenüber. Fürwahr unsere Fürsten haben etwas gelernt, sie sind gar anders als die des vorigen Jahrhunderts; ja man kann mit Wahrheit sagen, daß es zu keiner Zeit so gute, für das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Fürsten und Regierungen gegeben hat als jetzt.

Gleichwohl ist man mit ihnen nicht zufrieden, tadelt, höhnt sie leichtweg und sucht die vom König der Könige ihnen verliehene Macht fortwährend zu schmälern, zusteuernd auf eine maßlose Freiheit, deren Treiben doch immer in einen Despotismus ausläuft, und verkennend die rechte Freiheit, welche darin besteht, daß man unter dem Schutz einer starken Obrigkeit ein geruhiges und stilles Leben führen kann in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Aber man möchte eben ganz sein eigener Herr und niemandem mehr unterthänig sein. Das ist unser böser Zeitgeist! Er durchweht alle Verhältnisse: der Dienstboten gegen die Herrschaften, der Lehrlinge gegen die Meister, der Kinder gegen die Eltern, und führt zu der schmählichsten Knechtung durch Schreier, Schwärmer und Schufte.

Ein hervorragendes Uebel ist auch die Genußsucht. Man will weniger des Tages Last und Hitze tragen als die fleißigen Vorfahren, will sein kurzes Leben genießen.

Je weniger man auf eine dereinstige himmlische Freude rechnet, desto mehr sucht man sein Gutes in dieser Welt wegzunehmen. Wobei man freilich gerade das Beste auch in dieser Welt verliert, indem man durch mehr Brauchen als Haben sich in Mangel und Bedrängniß bringt. Ja ein welttrunkener, durchaus diesseitiger Geist droht in allen Christenvölkern die Erbstücke früherer Gottesfurcht und Selbstverleugnung zu verschlingen. Dazu kommt nun die Sucht, rasch reich zu werden oder doch keine Reicheren mehr sehen zu müssen. Die hochgesteigerte Betriebsamkeit der Fabriken, wie sie von England zu uns herüberdrang, hat manche neue Nothstände geschaffen und großgezogen. Ueberall wachsen die Städte, drängen sich junge Leute vom Land in die riesigen Werkstätten, wo der Mensch den Maschinen dient und selbst so leicht zur Maschine wird, wo geistige Bedürfnisse keine Befriedigung finden und die Macht des bösen Beispiels und der Verführung immer stärker herrscht. Da werden denn leicht Vereine gestiftet, erst um wirkliche Noth abzuwenden und zu dieser Abwehr allerhand schlafende Kräfte zu wecken (wie in den Cooperativ-Vereinen); dann aber, wenn man ihre Wirksamkeit erkannt hat, um durch Arbeitseinstellung (Strike) den Arbeitgebern Gesetze vorzuschreiben, die Kameraden einzuschüchtern, Fleiß, Treue und höhere Bestrebungen zu ächten, und leichten Kaufs sich Erholungen und Genüsse zu mehren; endlich auch in der politischen Welt sich als eine Macht zu fühlen und das Bestehende umzuwerfen. In jeder Weise sucht man Kapital und Arbeit als geschworne Feinde hinzustellen. Manchen scheint der Höhepunkt der Kultur erstiegen, wenn es keine großen Geister mehr gibt, die Begabung eine gleichmäßige wird und die Menschheit zu einer Duzbrüderschaft in Hemdärmeln sich emporarbeitet. Wie allgemein ist die Herrschaft der Phrase, wie bedenklich die steigende Zahl der Geisteskranken, wie selten gewissenhafte, vollendete Arbeit! Mahnt nicht das warnende Vorbild von Paris den Arbeitgeber sowohl als den Arbeiter zum ernstlichen Fragen nach dem, was wirklich noth thut, zur sorgsamen Pflege der höchsten Güter, zu Demuth, Glauben und dienender Liebe, zu Geduld und Tapferkeit im Kampfe des Lebens? Oder brauchen wir etwa harte Schläge, damit unter dem Druck der Zeiten die Völker sich wieder nach dem Ewigen und Unsichtbaren sehnen lernen?

§ 31. Die Mission.

Nach außen hin dringt die Kirche Christi in unsern Tagen gewaltig vor. Es ist uns noch ein herzerhebender Ausblick auf das Feld der äußern Mission vergönnt. Die seit den ersten Jahrhunderten der Kirche nicht mehr so dagewesene Regsamkeit auf diesem Gebiete ist eigentlich die wichtigste Erscheinung unserer Zeit; doch kann hier nur kurz davon geredet werden. Von größter Bedeutung aber ist, daß den Völkern der Welt nun beides, die Verkündigung des Heils und die Uebersetzung des Worts, fast zugleich gebracht wurde und also an der Hand der heiligen Schrift auch eine christliche Literatur in alle neugewonnenen Heidenländer eindringt.

Den Anfang machte evangelischerseits die schon 1705 vornehmlich durch Frankes Bemühung (S. 638 f.) entstandene Dänisch-Hallische Mission, welche ihre zu Halle gebildeten Missionare nach dem Dänischen Ostindien sandte. Ziegenbalg († 1719) legte den Grund zur Evangelisirung des Tamil-Volks; unter seinen Nachfolgern dehnte besonders Schwartz († 1798) das Werk aus, während Fabricius die Bibel übersetzte. Von dänischen Norwegern wurde ferner den Lappen (Thomas von Westen 1716) und den Grönländern (Egede 1721) das Evangelium gebracht. Auch für die Brüdergemeinde (S. 667

wurde Kopenhagen die Brücke, über welche sie, 1732, Sendboten zu den Grönländern und nach Westindien abschicken konnte, und sie haben unter den Negern vieler Inseln und Gestade (Surinam 1735) wie unter den Eskimo in Grönland und (seit 1771) in Labrador liebliche Gemeinden aufgerichtet. — Sonst aber wollte sich lange nichts rechtes regen bei den seefahrenden Völkern. Die Niederländer (S. 541) sandten zwar auf ihre ostindischen Inseln auch Prediger, welche die armen Unterthanen unterrichten und taufen sollten. Diese griffen es aber ungeschickt an; um den katholischen Priestern zuvorzukommen, versprachen sie den übertretenden Heiden den besonderen Schutz der Regierung und eröffneten ihnen durch die Taufe die Aussicht auf Titel und Aemter. Da waren denn bald Hunderttausende von Singalesen und andern Insulanern getauft (vor 1700), aber es mangelte an gründlicher Pflege und nachhaltigem Unterricht, daher viele solcher Gemeinden verkamen.

Auf England hatte Nordamerika die größten Ansprüche. Aber obwohl Eliot († 1690) und die Mayhews die Bekehrung der dortigen Indianer mit Eifer und Erfolg betrieben, obwohl auch die Brüdergemeinde seit 1734 an diesem Netze mitziehen half, kamen doch nur beschränkte Erfolge zu Tag.

Während für Ausbreitung des Handels und der Entdeckungen viele tausende schwärmten, hatte die Gesellschaft, die sich 1701 in England für „Ausbreitung des Evangeliums" bildete, große Mühe, nur wenige Prediger für die Kolonien zu finden; und nach Indien zu gehen bot sich ihr kein Brite an, so beschränkte sie sich darauf, dort Deutsche aus Halle mit dem nöthigen Unterhalt zu versehen.

Alles das wurde anders, als in England der neue Geist zu wehen begann. Zuerst fiengen 1786 die Methodisten an, der Brüdergemeinde nach auf Amerika ihre Predigt auszudehnen, gleichviel ob unter Namenchristen oder Heiden. Dann wachten die Baptisten auf und stifteten 1792 einen Missions-Verein, der den Schuster Carey u. a. nach Bengalen sandte. Dissenters aber und Anglikaner gründeten 1795 auf weitherziger Grundlage die Londoner Missionsgesellschaft, welche zunächst in der Südsee ihr Arbeitsfeld wählte. Doch bald trennten sich von ihr die Anglikaner und traten 1799 zu einer kirchlichen Missionsgesellschaft zusammen, die in Sierra Leone und Südindien wirkte.

Eine schottische Gesellschaft, 1796, suchte erst die Tataren am kaspischen Meere auf; seit 1824 aber setzte sich die schottische Kirche als solche die Missionirung Indiens zu einem ihrer Ziele, und als sich die Kirche spaltete (S. 1007), führten die drei Theile derselben die Arbeit mit verdoppeltem Eifer fort. — Wie nun in England Missions-Vereine sich allmählich bei allen, auch vielen kleinen Zweigen der christlichen Kirche bildeten, so geschah es in Nordamerika. Es trat dort zuerst, 1810, der sog. American Board zusammen, der nach Barma, Bombay, in die Türkei ꝛc. seine Arbeiter in Scharen sandte; dann erstand 1814 eine baptistische, 1819 eine methodistische, 1820 eine episcopale, 1831 eine presbyterianische, 1837 eine deutsche Mission, denen immer weitere folgten.

Auf dem europäischen Continent ist die niederländische Missionsgesellschaft 1790 die erste; sie sorgte für die Kapkolonie und für den indischen Archipel. Andere 8 Vereine bildeten sich unter den Holländern im weiteren Verlauf. Jänike in Berlin wollte nicht dahinten bleiben und sandte seit 1800 den um Männer verlegenen Niederländern und Engländern treffliche deutsche Jünglinge zu, für Afrika Renner und Schmelen, für Indien Rhenius († 1838) ꝛc. Der gleiche heilige Drang erfaßte auch Süddeutsche und Schweizer; 1815 trat die „Ev. Missionsgesellschaft" in Basel auf den Plan, die Kaukasien und Westafrika, später Indien und China mit Arbeitern versah.

Ein Berliner Verein, seit 1824, bedachte Südafrika; eben dort fieng 1826 ein rheinischer seine Arbeit an, verbreitete sie aber auch nach Borneo, Sumatra und China; ein norddeutscher, seit 1836, arbeitet in Neuseeland und Westafrika. Die lutherische Missionsgesellschaft in Leipzig setzt seit 1836 das Werk der hallischen Sendboten fort; und der geisteskräftige Ludwig Harms in Hermannsburg († 1865) hat seit 1848 gezeigt, wie eine einzige Gemeinde Duzende von Missionaren nach Afrika, Indien und Australien aussenden kann. In Schweden, Dänemark, Norwegen, Finland ꝛc. bildeten sich

ähnliche Vereine. Auch die evangelischen Franzosen gründeten 1824 ein Seminar, das für die Basuto eine Segensquelle geworden ist.

So zählt man nun wohl 80 Missionsgesellschaften, meist europäische und amerikanische, doch auch in Afrika und Australien je 3. Aber auch Männer, Frauen und Jungfrauen, die eigene Mittel hatten, oder mit ihrer Hände Arbeit sich durchzubringen gedachten, oder einfach auf den Herrn vertrauten, reisten als Freimissionare hinaus und ihr Glaube wurde nicht beschämt.

So hat Goßner seit 1835 in alle Welttheile Leute ausgesendet; Georg Müller in Bristol, der mit Gebet die großartigsten Waisenhäuser erbaut hat, unterstützt zugleich 50 Missionare in allen Ecken der Erde.

Sehen wir nun auch nach den Früchten dieser manchfaltigen Arbeit. Wie die Gaben alle zusammenkamen, vom Scherflein der Witwe hinauf zu den colossalen Vermächtnissen der Reichen, bis nun 24 Mill. Mark des Jahrs für die Bekehrung der Heiden beigesteuert werden, und wie die Männer zusammenkamen, welche das gute Wort hinaustrugen (ihrer 2300 stehen jetzt wohl auf dem Plan), das läßt sich hier nicht schildern. Noch auch, welches Reisen und Suchen und Tasten vorausgehen mußte, bis die rechten Punkte gefunden waren, auf denen die langwierige Arbeit, ein Volk für Christum zu erobern, begonnen werden konnte. Versuchen wir eine kurze Rundreise.

In Europa wurden die Lappen durch Reiseprediger, denen der Bibelübersetzer Stockfleth († 1866), ein Norweger, und der Schwede Tellström († 1862) vorleuchteten, vollends christianisirt. Sehen wir von den Juden ab (für deren Bekehrung seit 1808 viele Vereine thätig sind), so fordern hauptsächlich die Türken die christliche Liebe zur Hilfe auf.

Weil die Muhammedaner sich fast unnahbar erwiesen, hat die Mission gesucht, die erstorbenen Zweige der Christenheit neu zu beleben, daß durch sie das Türkenvolk frisch angeregt werde. Wie nun in und um Konstantinopel Armenier erweckt und verfolgt wurden, wirkte ihnen der britische Gesandte 1847 Religionsfreiheit aus. An 280 Orten in der Türkei findest du jetzt 25,000 Protestanten mit ihren Kirchen und Schulen; und ihr Einfluß ist in stetem Wachsthum.

Für Palästina brachte die Stiftung eines evangelischen Bisthums durch Friedrich Wilhelm IV. und Viktoria, 1841, ein neues Licht. Bischof Gobat († 1879) hat durch Bibelschulen und Predigt die Unwissenheit erfolgreich bekämpft. In Beirut erstand 1864 eine amerikanische Hochschule; durch ganz Syrien aber ringt dieses neue und doch alte Licht mit der muhammedanischen Selbstgenügsamkeit und den energischen Anstrengungen der griechischen und römischen Priesterschaft. Eben solche Arbeit verrichten in Aegypten amerikanische Sendboten unter den Kopten.

In Persien ist das Völklein der Nestorianer seit 1835 durch Amerikaner wie Perkins († 1870) zu neuem Leben geweckt worden. Auch jenseits der russischen Grenze durfte der Same, den evangelische Missionare vor 1835 ausstreuten, nicht verloren gehen. Die mongolische Bibel, welche sie vor ihrer Austreibung den Buriäten hinterließen, wirkt auch in der Hand russischer Priester noch im Segen fort.

Die Völker Indiens lesen jetzt die Bibel in 24 Sprachen. In ihnen allen wird auch von bekehrten Heiden (300,000 ev., 1 Mill. kath.) gebetet; am reichsten ist die Ernte in der Madras-Präsidentschaft ausgefallen, unter Tamilern, Malayalen, Telugu, Canaresen, während in Bengalen, im Nordwesten und in Bombay der Fortschritt sich langsamer bewerkstelligt. 35,000 Protestanten finden sich auf der schönen Insel Ceylon und 90,000 in Barma, namentlich aus dem Bergvolk der Karenen.

Mit der Ausdehnung der englischen Herrschaft gieng die Vermehrung der Missionsstationen Hand in Hand; überall erstanden kleine Gemeinden, die von den Missionaren allzu väterlich gepflegt, lange im Zustand der Unmündigkeit verharrten, bis man erkannte, die Erziehung eines eingebornen Lehramts sei die Hauptaufgabe der Mission, und ernstlich darauf lossteuerte. Tüchtige Gehilfen wuchsen nun zu Predigern und Missionaren heran;

in der Verfolgungszeit des Sipahi-Aufstandes (S. 923) hielten die Gemeinden doch an ihrem Bekenntniß fest und lernten sich selbständiger bewegen; obgleich von 35 verschiedenen Kirchenzweigen evangelisirt, fühlen sie sich von einander nicht getrennt und gürten sich zum Aufbau einer indischen Kirche. Gebildete Hindus aber, die doch nicht die Schmach Christi auf sich nehmen mochten, wie der Brahmane Rammohan Raj († 1833), haben eigene Religionsvereine gestiftet (Brahma Samadsch), um die augenfälligsten Schäden des alten Systems, Götzendienst und Kastenbann, auszumerzen. In Hinterindien sind es besonders amerikanische Sendboten, welche den allmächtig herrschenden Buddhismus untergraben.

Die Gemeinden im niederländischen Archipel sind theils alte, die der Wiederbelebung bedürfen, wie auf den Molukken, theils neugesammelte, wie die 80,000 Alifuren von Minahasa (S. 927), 4000 Javaner, 5500 Bataks, 3000 Dajaken 2c. Von allen Seehäfen Chinas dringt Gottes Wort mächtig in's Innere des Landes (S. 925); man zählt bereits 15,000 evangelische Kommunikanten 2c. In Japan (S. 926) sind aus der ersten evangelischen Gemeinde, die 1872 zusammentrat, schon etliche 50 geworden.

Den größten Triumph hat das Evangelium im Stillen Ocean gefeiert, unter den Polynesiern, von Neuseeland bis nach Hawaii hinauf.

a. 1797 landete das Londoner Missionsschiff Duff die ersten 18 Missionare auf dem prächtigen Tahiti; manche derselben verzagten oder starben, ehe in dem ausschweifenden Völklein der Same des Worts aufgieng, aber nach und nach glaubten einzelne Arme und Gedrückte, am Ende auch Fürst Pomare II. und im J. 1815 siegte endlich die Christenpartei und die Götzen wurden gestürzt. Die Menschenopfer, der Kindermord und andere Unsitten verschwanden. Weitere Inseln folgten dem Beispiel Tahitis; J. Williams gewann die Hervey-Inseln, und bildete treffliche Evangelisten für entlegenere Eilande, ehe er selbst, 1839, den Märtyrertod starb. Eben diese Siege des Evangeliums reizten Rom und seinen Handlanger Frankreich zu jener Reihe von Gewaltthaten. Papstthum, Cognac und Unkeuschheit waren die Ideen, für welche sie auszogen (S. 886). Trotz aller Schwierigkeiten aber dehnen die evangelischen Missionare ihr Werk auf alle Inseln durch eingeborene Lehrer aus. So wurde der kriegerische Stamm der Samoagruppe gewonnen; so die Tongagruppe unter ihrem weisen König Georg Tubou; dann die Witi-Kannibalen, die noch 1867 einen Missionar auffraßen 2c. Auf der Hawaiigruppe wurde das Heidenthum abgeschafft, ehe 1820 amerikanische Missionare landeten, die das Land christianisirten. Nicht nur ist die Hawaii-Kirche nun selbständig, sie missionirt auch auf den Markesas-Inseln und in Mikronesien. Ein ähnliches Reich wie Hawaii hätte Neuseeland werden können; nur stach das schöne Land der menschenfressenden Maoris seinen Antipoden, den Briten, zu lockend in die Augen. So wurde es zugleich evangelisirt und kolonisirt. Ein Krieg mit den weißen Einwanderern führte zur Bildung einer neuen Mischreligion, in deren Gefolge auch der Kannibalismus wieder kurz auflebte. Doch baut sich jetzt die Kirche aus den Trümmern durch tüchtige Maori-Geistliche.

Auf dem Festland Australien ward 1788 eine englische Verbrecherkolonie angelegt, welche den Auswurf Großbritanniens über den fünften Welttheil ausschüttete und die Ureinwohner fast ausrottete, jedoch ein neues Christenvolk wurde.

Freie Auswanderer rückten nach, reiche Goldlager wurden 1851 entdeckt und zogen Weiße und Chinesen in Masse an; ein großartiges Wachsthum zeichnet die 6 Kolonialstaaten aus, welche nun 2 Millionen ernähren. Aber nur kümmerliche Reste der schwarzen Urbevölkerung werden von der Mission gesammelt, der letzte Tasmanier ist bereits verschwunden. — Nordöstlich von Australien wohnt auf den Inseln Melanesiens das schwärzliche, in unzählige Sprachen getheilte Volk der Papuas, unter dem noch das roheste Heidenthum herrscht. Obgleich Williams 1839 auf den Neuhebriden ermordet wurde, obgleich auch seine Nachfolger, die Gebrüder Gordon, 1861 und 1872 als Racheopfer für Verbrechen der weißen Händler fielen, wird nur um so fleißiger gearbeitet, diese Wilden für Christum zu gewinnen. Aneityum, Aniwa, Mota, Ara 2c. sind christliche Inseln. Die Loyalitätsinseln waren fast schon evangelisirt, als die Franzosen von Neukaledonien her, das sie zu einer Strafkolonie gemacht hatten, auch diese Gruppe annektirten und durch schamlose Gewaltthaten zu romanisiren trachteten; es ist ihnen doch

nicht gelungen. Auf Neuseeland haben sodann die englischen Bischöfe Selwyn und Patteson, 1855, eine Anstalt gegründet, in welcher sie Knaben und Mädchen von allen erreichbaren Inseln Melanesiens zu Lehrern ausbildeten; die Zöglinge holte das Missionsschiff alljährlich auf gefährlichen Rundfahrten und fieng bereits an, sie als Lehrer auf ihre Heimatsinseln zurückzubringen. Indessen hatten aber Schiffe aus Peru, 1863, den Menschenraub auf vielen Inseln versucht und etliche Eilande gar entvölkert, um Hände für die Bergwerke zu gewinnen; weiße Ansiedler in Queensland und Witi machten es ihnen nach und stahlen für ihre Pflanzungen Arbeiter zusammen, wo immer sie durch Trug oder Zwang zu gewinnen waren. Zur Rache für solche Verbrechen der Weißen tödteten die Insulaner von Nukapu den edlen Patteson und seine Begleiter, 1871. Doch fährt die Mission fort, auf allen diesen Inseln für Christum zu werben, und ist auch in das lang verschlossene Neuguinea von zwei Seiten eingedrungen.

Fahren wir am herrlichen, frühlingshaften Madagaskar (S. 958) mit seiner Viertelsmillion lernender Christen vorbei ins unwegsame, heiße Südafrika. Die Niederländer hatten hier sich angesiedelt, aber die gelben Hottentotten oder Namastämme entweder geknechtet oder verdrängt. Unter ihnen zu missioniren, wurde erst 1792 gestattet; die englische Eroberung und Einwanderung aber öffnete 1806 das Land weit für die Glaubensboten, die sich nun in dem menschenarmen Lande zahlreicher einfanden als sonst irgendwo. Durch ihre unablässige Fürsprache wurden 1828 den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen zuerkannt. Gekränkt durch diesen Wechsel wanderten viele der holländischen Bauern nach Norden aus und gründeten dort zwei Republiken, in welchen das Loos der Farbigen zwar ein gedrücktes blieb, die Mission aber doch stete Fortschritte machte. Im Osten wohnt das geisteskräftige, stolze Volk der Kafir-Stämme, das sich nur langsam dem Joche Christi unterwirft; es machte erst den Engländern viel zu schaffen und mußte gebrochen werden, ehe es eine Zeit erkannte (S. 957). Fügsamerer Naturart sind die Tschuana, welche durch Moffat u. a. aus ihrer Wildheit gerissen, nun zu Tausenden der Kirche zufallen.

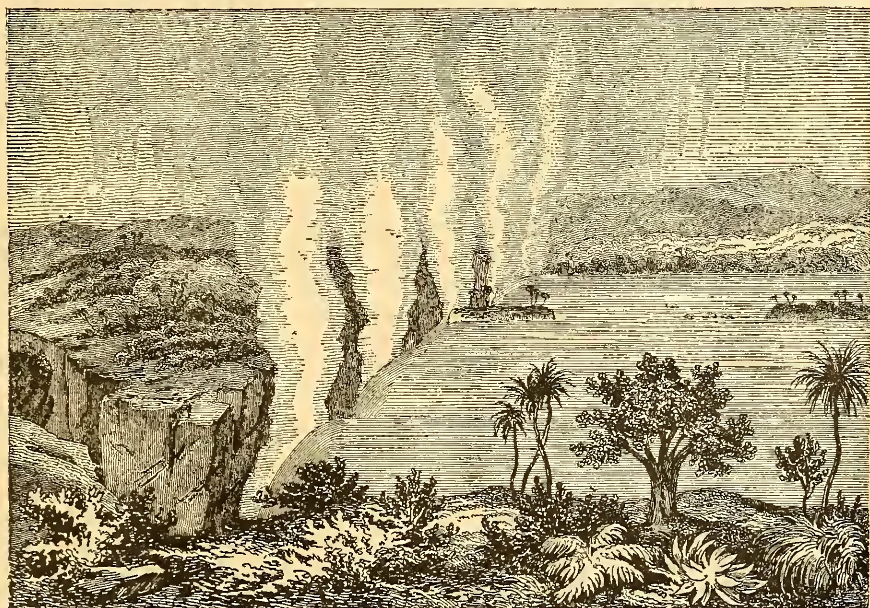


Fig. 328. Die Zambesifälle (Ostafrika).

Im dürren Westen haben deutsche Missionare die herumstreifenden Nama dem Evangelium unterworfen. Ueberall aber drängt das Wort weit über die Kolonien hinaus und

strebt dem Innern zu, das Missionare wie Livingstone zuerst durchwandert und erforscht haben. Eine centralafrikanische Mission, 1861 im Zambesithal (vgl. Fig. 328) gegründet, erlag den verheerenden Folgen des Sklavenfangs; sie siedelte 1864 nach Sansibar über und hat, wie andere ostafrikanische Missionen, 1873 einen neuen Anlauf genommen, indem an den großen Seen Njassa, Njanza, Tanganika, Missionskolonien gegründet werden, gleichsam Denkmäler des unvergeßlichen Livingstone.

Blühend steht das westafrikanische Missionsfeld, nachdem hier der tief eingewurzelte Sklavenhandel, der samt Fetischdienst und Sinnlichkeit die Neger so lange geknechtet hat, durch die angestrengten Bemühungen Englands ausgerottet ist.

Zwar ist diese Guineaküste ein Land des Todes, aber es ziemte sich, daß für die Millionen Schwarzer, welche ihr durch den Geiz der Weißen entzogen oder hingemordet wurden, christliche Liebe auch einige Hunderte kostbarer Leben opferwillig hingebe. Zuerst kauften Menschenfreunde das Kap Sierra Leone an, 1787, um amerikanische Negerregimenter daselbst anzusiedeln; die britische Krone übernahm und erweiterte dieses Gebiet, füllte es mit den Negern aus aufgefangenen Sklavenschiffen und ließ diese durch Missionare unterrichten. Deutsche, wie der reichgesegnete Jansen († 1823), führten das Englische als Kirchen- und Schulsprache ein und entzündeten die Liebe Christi in ihren Herzen. Nun wohnen dort 36,000 Protestanten, die Kirchen und Schulen unterhalten und selbst Missionare aussenden. — Dieser britischen Colonie eifert die amerikanische Schöpfung Liberia nach, wo freie Neger der Union, weil sie für Amerika eine Verlegenheit waren, sich ansiedelten, 1821 Monrovia gründeten und sich für eine Republik erklärten. Weiße dürfen in ihr kein Amt begleiten, doch dienen ihr solche als Missionare mit Erfolg. Auf der Goldküste, welche unter englischer Oberhoheit steht, wohnen bereits 16,000 Christen, welchen Deutsche die Bibel in zwei Sprachen gegeben haben. Deutsche sind es auch, die sich der Sklavenküste annehmen. — Weiterhin wurden Abeokuta und Lagos Mittelpunkte christlicher Thätigkeit; 6000 Jorubas bekennen hier Christum als ihren Herrn, und ihr bester Mann, der Negerbischof Crowther, breitet an dem Nigerstrom hinauf seit 1857 den Glauben durch schwarze Missionare aus. Auch Schotten und englische Baptisten haben in Calabar und am Fuße des hochragenden Camerunberges blühende Gemeinden gesammelt. Weiter hinab bis zum Gabun (wo 1843 die Franzosen sich festsetzten) wirken Amerikaner unter vielsprachigen Negerstämmen, mit ihrem Hauptquartier auf der Insel Corisco. Die Vorurtheile, welche man lange gegen die Bildsamkeit der Neger gehegt hatte, verschwinden, seit die Erfahrung gelehrt hat, daß aus ihnen tüchtige Männer hervorgehen, welche es im gründlichen Wissen wie im redlichen, umsichtigen Handeln den Europäern gleichthun, und daß ihre leicht aufsprudelnde Regsamkeit zu stetig anhaltender Thätigkeit erzogen werden kann.

Millionen Neger sind in drei Jahrhunderten nach Amerika geführt worden, um dort die mangelnden Arbeitskräfte zu ersetzen. Mit Märtyrersgeduld haben die Missionare zuerst in Westindien angefangen, aus denen, die unter der Peitsche des Treibers seufzten, Gemeinlein zu sammeln. Diese wuchsen trotz alles Drucks und es bewerkstelligte sich ein solcher Umschwung der öffentlichen Meinung, daß England (S. 864) seine 770,390 Sklaven freigab.

Solchem Beispiel folgten die Dänen und Franzosen 1848, die Holländer 1862; auch auf Cuba (S. 955) weicht allmählich die Sklaverei. Auf den meisten Inseln findet man wohlgeordnete Negerkirchen, zum Theil von Geistlichen aus ihrer Mitte bedient. Doch wirkt der Fluch der Sklaverei noch nach in der geringen Heilighaltung der Ehe und in der langsamen Entwicklung zu voller Mündigkeit. — Die Neger der Union (S. 937) werden von einer weit verzweigten innern Mission bedient, die den Plan verfolgt, ihnen wahrhaft gebildete Geistliche zu geben. Die rothen Ureinwohner zieht man auf Reservationen (vorbehaltenen Landstrecken), die von Missionaren beaufsichtigt werden, zum Ackerbau und civilisirten Leben heran. 104,000 gelten jetzt für civilisirt, 120,000 für halbcivilisirt. — Im britischen Nordamerika werden bis zum Yukonfluß hinauf alle Stämme wenigstens nothdürftig evangelisirt; und Metlakatla ist eine Mustermission für die westlichen Stämme geworden. — Das Fischervölklein der Eskimo in Labrador und Grönland aber darf wohl, wenn auch noch nicht zur Mannesreife entwickelt, ein christliches genannt werden.

Mittel- und Südamerika sind von romanischen Nationen in Besitz genommen, bei welchen die frühere katholische Missionsarbeit gelähmt, ja fast erloschen ist, daher sich die Thätigkeit der evangelischen Mission auf wenige Uferländer beschränkt.

Im englischen Belize und in dem halbfreien Moskitia gedeihen kleine Gemeinden; größere in Guayana, dem niederländischen wie dem englischen. Und auch am äußersten Ende des Kontinents wird unter Patagoniern und Feuerländern unverdrossen gearbeitet, nachdem der Gründer dieser Mission, Gardiner, mit seinen Begleitern 1851 daselbst dem Hungertod erlegen ist.

Wer das Elend der Heiden und ihre Greuelsitten einigermaßen kennt, der freut sich auch über die katholische Mission, soviel er immer an der Art ihres Betriebs ausstellen mag. Sie stellt sich denn doch in einem anderen Lichte dar, wo sie wie in Indien, Annam (S. 927), China und Japan der protestantischen vorausgegangen ist, als wo sie dieser eifersüchtig nachfolgt, um vor der neuen Aussaat, wie sie meint, erst das Unkraut auszujäten. Nicht nur bedient sie sich auf ihrem eigenen Boden ehrenwertherer Mittel, als da wo sie sich unberufen eingedrängt hat; sie erzielt auch entschiedenere Erfolge und nöthigt durch dieselben dem Protestanten Achtung ab. Noch ist Raum genug auf der weiten Erde, allerlei Kräfte zu üben im Dienste Gottes und des Nebenmenschen; und der Befehl: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur! drängt und treibt willige Jünger fortwährend, die liebe Heimat samt ihren Reizen, Anliegen und Händeln zu vergessen und an der Ausbreitung des Reiches zu schaffen, das ewiglich bleiben wird.



Zeittafel.

A. Vor Christus.

um 2900 Pyramidenbau in Aegypten.
um 2100 Abraham.
um 2000 Sargon I. in Babel.
1922 Israel zieht nach Aegypten.
um 1850 Ismidagan in Assyrien.
um 1550 Ramses II. in Aegypten (Sesostris).
1492 Auszug unter Mose.
1445 Austheilung Kanaans unter Josua.
um 1350 Argonautenzug. Herakles. Theseus.
1222 Gideon.
1194—1184 Trojanischer Krieg.
um 1120 Tiglathpilesar I. in Assyrien.
1114 Eli †. Samuel.
1104 Dorische Wanderung.
um 1100 Gades (Cadix) phöniz. Kolonie.
1075 Saul, König von Israel.
1055 David.
1015 Salomo.
975 Getheiltes Reich in Israel.
um 914 Elija. Homer.
885 Assurnasirpal.
um 820 Lykurg in Sparta. Olympische Spiele. Karthago.
753 Rom erbaut.
742 Jesaja.
722 Assyrische Gefangenschaft. Sargon.
705 Sinachirib.
653 Psamtik, Alleinherrscher in Aegypt.
626 Nabupalussur.
606 Nebukadrezar siegt bei Karchemisch.
594 Solon in Athen.
588 Babylonische Gefangenschaft.
538 Cyrus erobert Babylon.
536 Rückkehr der Juden.
525 Kambyses erobert Aegypten.
515 Tempel in Jerusalem wieder gebaut.
510 Rom eine Republik.
um 500 Buddha (Gautama).
500—494 Jonischer Aufstand.
490 Erster Perserkrieg. Marathon. Miltiades. Coriolan.
480 Zweiter Perserkrieg. Thermopylä. Salamis.
479 Platää. Mykale. Themistokles.
469 Eurymedon.
461—429 Perikleisches Zeitalter. Phidias. Sophokles.
458 Esra in Jerusalem.
451 Zwölftafelgesetz in Rom.
431 Anfang des peloponnes. Krieges.
415 Sicilischer Feldzug. Alkibiades.
405 Schlacht am Ziegenflusse. Lysander.
404 Athen gedemüthigt. 30 Tyrannen.
401 Kunaxa. Zug der Zehntausend.
399 Sokrates †. Plato. Xenophon.
390 Gallier in Rom.
387 Antalkidischer Friede.
371 Leuktra. Epaminondas in Theben.
367 Licinische Gesetze in Rom.
362 Mantinea.
361 Philipp von Macedon. Demosthenes.
356—346 Heiliger Krieg.
343 Erster Samniterkrieg.
338 Schlacht bei Chäronea.
336 Alexander, König von Macedonien.
334 Anfang d. persisch. Krieges. Granikus.
326 Alexander am Indus.
323 Alexander † in Babylon.
326—304 Zweiter Samniterkrieg.
321 Kaudium.
301 Schlacht bei Ipsus. Seleuciden. Ptolemäer.
298—290 Dritter Samniterkrieg. Sentinum.
282 Rom beherrscht Mittelitalien.
280—272 Krieg mit Tarent u. Pyrrhus.
265 Unteritalien unterworfen.
264—241 Erster punischer Krieg.
220 Oberitalien unterworfen.
218—201 Zweiter punischer Krieg.
202 Scipio siegt bei Zama.
200—197 Krieg mit Philipp III. von Macedonien.
191—190 Krieg mit Antiochus III. von Syrien.
171—168 Krieg mit Perseus. Macedonien Provinz.
167 Makkabäer gegen Antioch. Epiphan.
146 Fall von Karthago und Korinth.
142 Judäa frei von syrischer Herrschaft.
133 Numantia zerstört. Asien Provinz.
134—121 Die Gracchen.

113—101 Cimbern und Teutonen.
111—106 Jugurthinischer Krieg.
91—88 Bundesgenossenkrieg.
89—84 Erster mithradatischer Krieg. Erster Bürgerkrieg.
87 Marius in Rom.
82 Sulla Dictator. Proscriptionen.
74—63 Dritter mithradatischer Krieg.
73—71 Sklavenkrieg. Spartakus.
72 Sertorian. Krieg v. Pompejus beend.
63 Cicero u. Catilina. Pompejus in Jerusalem.
60 Erstes Triumvirat.
58—50 Cäsar in Gallien.
49—45 Zweiter Bürgerkrieg.
44 Cäsar ermordet.
43 Zweites Triumvirat.
42 Philippi.
40 Herodes König von Judäa.
36 Sextus Pompejus besiegt; Lepidus beseitigt.
31 Schlacht bei Actium. Augustus Alleinherr.
4 Herodes stirbt.

B. Nach Christus.

9 Arminius. Teutoburger Schlacht.
14 Tiberius, Kaiser.
30 Tod und Auferstehung Christi.
35 Stephanus.
37 Cajus Caligula. Pauli Bekehrung.
41 Claudius.
50 Apostelconcil.
54 Nero.
64 Brand von Rom. Christenverfolg.
69 Vespasian.
70 Zerstörung Jerusalems.
79 Titus, Kaiser. Herculan. u. Pomp.
81—96 Domitian. Agrikola in Britann.
98 Trajan. Johannes †. Ignatius.
117 Hadrian. Bar Kochba.
138 Antoninus Pius.
161—180 Marcus Aurelius.
193 Septimius Severus.
233 Sassaniden in Persien.
249 Decius. Schwere Christenverfolg.
271 Aurelianus.
284 Diocletian. Mitregenten.
303—311 Schwerste Christenverfolgung.
312 Constantin siegt über Maxentius.
323 Constantin Alleinherrscher.
325 Concil in Nicäa.
330 Gründung Constantinopels.
361 Julianus Apostata.
375 Die Hunnen in Europa.
378 Valens fällt bei Adrianopel.
392 Theodosius der Große.
395 Ost- und Westrom.
410 Alarich erobert Rom.
419 Westgothenreich in Südfrankreich.
430 Augustinus †. Vandalen in Afrika.
449 Angel-Sachsen in Britannien.
451 Hunnenschlacht auf katalaun. Feldrn.
476 Ende d. weström. Reichs. Odowacar.
486 Chlodwig siegt bei Soissons. Frankenreich.
493 Ostgothenherrschaft in Italien. Theoderich der Große.
496 Chlodwig besiegt die Alamannen, wird Christ.
534 Das Vandalenreich gestürzt durch Justinian.
553 Ende des Ostgothenreichs. Belisar und Narses.
568 Langobarden in Italien, Alboin.
590 Gregor der Große, Bischof von Rom.
622 Muhammeds Flucht von Mekka nach Medina.
632 Muhammed stirbt; Abubekr Chalif.
661—750 Omajaden in Damaskus.
711 Araber in Spanien.
732 Schlacht bei Tours und Poitiers, Karl Martell.
743 Winfrid, Erzbischof von Mainz.
750 Chalifat der Abbasiden.
752 Pipin der Kleine, König.
768 Karl der Große. Sachsenkriege.
800 Karl, röm. Kaiser. Harun al Raschid.
814 Ludwig der Fromme.
843 Vertrag von Verdun. Ludwig der Deutsche.
871—901 Alfred der Große.
888 Arnulf. Deutschland Wahlreich.
911 Konrad I. der Franke. Rollo, Herzog der Normandie.
919 Heinrich I. Sächsisches Haus.
933 Madscharenschlacht bei Merseburg.
936 Otto I.
955 Madscharenschlacht auf dem Lechfeld.
962 Otto I. römischer Kaiser.
973 Otto II.
983 Otto III.

987 Hugo Capet, König von Frankreich.
1002 Heinrich II.
1018 Knut d. Gr. verein. Dänemark u. Engl.
1024 Konrad II. Fränkisches Haus.
1032 Burgund mit Deutschland vereinigt. Gottesfriede.
1039 Heinrich III.
1046 Absetzung dreier Päpste.
1054 Trennung d. röm. und griech. Kirche.
1056 Heinrich IV.
1059 Normannen erhalt. Apulien v. Papst.
1066 Wilhelm der Eroberer in England.
1077 Tag von Canossa. Gregor VII.
1080 Gegenkönig Rudolf fällt.
1096—1099 Erster Kreuzzug. Gottfr. v. Bouillon. Johanniterorden.
1106 Heinrich V.
1122 Wormser Concordat.
1125 Lothar von Sachsen.
1138 Konrad III. Hohenstaufen.
1147 Zweiter Kreuzzug.
1152 Friedrich I. Barbarossa.
1167 Lombardischer Städtebund.
1176 Schlacht bei Legnano.
1187 Salaheddin erobert Jerusalem.
1189 Dritter Kreuzzug. Heinrich VI., Erbe von Unteritalien.
1190 Barbarossa's Tod. Heinr. VI. Kaiser.
1197 Otto IV. gegen Philipp v. Schwab.
1198—1216 Innocenz III. Inquisition.
1204 Vierter Kreuzz., Latein. Kaiserthum.
1206 Tschingischan und die Mongolen.
1209 Ketzerkreuzzug. Waldenser. Albigens.
1210 Franziskaner-Orden.
1215 Friedrich II. Kaiser. Magna Charta. Blüte der Dichtkunst.
1226—70 Ludwig IX. König v. Frankreich.
1228 Sechst. Kreuzz. Friedr. II. u. Kamil.
1231 Der Deutschherrnorden in Preußen und Kurland.
1241 Mongolen bei Liegnitz. Hansa gestift.
1248 Siebenter Kreuzzug. Ludwig IX.
1250 Konrad IV.
1254—1273 Interregnum.
1268 Konradin fällt durch Karl von Anjou.
1272 Eduard I.
1273 Rudolf I. von Habsburg.
1282 Sicilische Vesper.
1291 Adolf v. Nassau. Ende d. Kreuzzüge.
1298 Albrecht I.
1303 Philipp IV. von Frankreich und Papst Bonifaz VIII. Dante.
1308 Heinr. VII. Kaiser. Schweizerbund.
1309 Sitz der Päpste nach Avignon verlegt.
1314 Ludwig d. Bayer u. Friedr. v. Oesterr.
1315 Schlacht bei Morgarten.
1328 Haus Valois in Frankreich.
1338 Kurfürstenverein zu Rense.
1340—1376 Erster engl.-französ. Krieg.
1342 Ludwig d. Gr., König von Ungarn und Polen.
1347 Karl IV. Juden-Verfolgung. Schwarzer Tod.
1348 Universität Prag.
1356 Goldene Bulle.
1377 Rückkehr des Papstes nach Rom.
1378 Wenzel Kaiser. Päpstliches Schisma. Wikleff in England.
1386 Schlacht bei Sempach.
1388 Städtekrieg. Döffingen.
1397 Union von Kalmar.
1399 Richard II. von Heinrich von Lancaster entthront.
1400 Ruprecht Kaiser. Der zweite Mongolensturm. Timurlenk.
1410 Sigmund Kaiser.
1414—1418 Concil von Constanz. Heinrich V. in England.
1415 J. Hus †. Brandenburg an Friedrich von Zollern.
1420 Hussitenkrieg.
1429 Johanna d'Arc entsetzt Orleans.
1431 Concil von Basel.
1438 Albrecht II.
1440 Friedrich III. Buchdruckerkunst.
1444 Schlacht bei Varna, Murad II.
1453 Muhammed II. erob. Constantinopel.
1455 Kampf der rothen und der weißen Rose beginnt.
1461—1483 Ludwig XI. in Frankreich.
1462—1505 Iwan Wassiljewitsch vereinigt das russische Reich.
1477 Karl der Kühne fällt bei Nancy. Niederlande an Habsburg.
1483 Luther geboren.
1485 Schlacht bei Bosworth. Heinrich VII.
1486 Bartholomäus Diaz erreicht das Cap.
1492 Colombus in Amerika. Ende der Maurenherrschaft in Spanien.
1493 Maximilian I.
1495 Reichstag zu Worms. Reichskammergericht, Landfriede.
1498 Portugiesen in Kalikut.

1499 Die Schweiz vom deutschen Reich abgelöst.
1509—1547 Heinrich VIII. von England.
1515 Franz I. von Frankreich. Marignano.
1517 Luther's Thesen. Anfang d. Reform.
1519 Karl V. Kaiser. Zwingli in Zürich.
1521 Luther in Worms. Erster Krieg zwischen Franz I. und Karl V. Cortez in Mexiko. Magalhaens.
1523 Gustav Wasa, König von Schweden.
1524—1525 Bauernkrieg.
1525 Pavia. Johann der Beständige.
1527 Reformat. in Schweden u. Dänemark.
1529 Suleiman vor Wien. Reichstag zu Speier.
1530 Augsburger Reichstag u. Confession.
1531 Schmalkaldisches Bündniß. Zwingli fällt bei Kappel.
1532 Eroberung von Peru durch Pizarro.
1534 Württemberg reformirt. Bibelübersetzung vollendet.
1535 Reform. in Genf. Karl V. erob. Tunis.
1540 Jesuitenorden gestiftet.
1545—1563 Tridentiner Concil.
1546 Luther stirbt. Schmalkaldischer Krieg.
1552 Passauer Vertrag. Moritz v. Sachsen.
1555 Augsburger Religionsfrieden.
1556 Karl V. dankt ab. Ferdinand I. Philipp II.
1558 Elisabeth von England. Knox.
1562 Anfang der französ. Religionskriege.
1564 Maximilian II. Michelangelo †.
1568 Abfall der Niederlande. Alva.
1572 Bartholomäusnacht in Paris.
1576 Rudolf II.
1577 Konkordienformel.
1579 Utrechter Union. Wilh. v. Oranien.
1582 Gregorianischer Kalender.
1587 Maria Stuart hingerichtet.
1588 Die spanische Armada. Drake.
1589 Heinrich IV., König von Frankreich.
1598 Edict v. Nantes. Phil. III. v. Span.
1600 Engl.-ostind. Compagn. Shakespeare.
1603 Jacob I. König von England.
1608 Evangelische Union in Deutschland.
1609 Katholische Liga in Deutschland.
1610 Ludwig XIII., König von Frankreich.
1612 Matthias, Kaiser.
1618 Anfang des dreißigjährigen Kriegs. Dortrechter Synode.
1619 Ferdinand II. Kaiser.
1629 Restitutionsedict.
1630 Gustav Adolf von Schweden in Deutschland. Richelieu.
1632 Schlacht bei Lützen.
1634 Wallenst. ermord. Nördlgr. Schlacht.
1635 Prager Friede.
1637 Ferdinand III. Kaiser.
1640 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Portugal von Spanien frei. Langes Parlament.
1643 Ludwig XIV. Mazarin.
1648 Westfälischer Friede.
1649 Karl I. hingerichtet. England Republik. Portugal.
1653 Cromwell Protektor.
1658 Leopold I. Kaiser.
1660 Karl II. Restauration in England.
1667—1668 Ludwigs XIV. spanischer Devolutions-Krieg.
1672—1678 Ludwigs XIV. holländisch-deutscher Krieg.
1674 Pietisten. Milton †.
1675 Schlacht bei Fehrbellin. Türenne †.
1681 Straßburg verloren. Dragonaden in Frankreich. Penn.
1683 Türken vor Wien. Joh. Sobieski.
1685 Aufhebung des Edikts von Nantes. Jakob II. König von England.
1688 Zweite englische Revolution. Der pfälzische Krieg.
1689 Peter I. Alleinherrscher. Wilhelm III. von England.
1697 Friede zu Ryswick. August II. Karl XII.
1699 Friede zu Karlowitz.
1700—1721 Nordischer Krieg.
1701 Spanischer Erbfolgekrieg. Friedrich I. von Preußen. Leibniz.
1705 Joseph I. Kaiser. Dänisch-hallische Mission.
1709 Pultawa. Malplaquet.
1711 Karl VI. Kaiser.
1713 u. 1714 Friede zu Utrecht u. Rastatt.
1714 Georg I. König von England.
1715 Ludwig XV. König.
1718 Friede von Passarowitz.
1731 Salzburger. Zinzendrf. Methodisten.
1733 Polnischer Erbfolgekrieg.
1740 Friedrich II. Maria Theresia.
1740—1742 Erster schlesischer Krieg.
1743 Karl VII. Kaiser.
1744—1745 Zweiter schlesischer Krieg.
1745 Franz I. Kaiser.

1748 Friede zu Aachen.
1756—1763 Siebenjähriger Krieg.
1757 Clive siegt bei Plasi. Kunersdorf.
1762 Katharina II. von Rußland.
1765 Joseph II. Kaiser.
1772 Erste Theilung Polens.
1773 Nordamerikanische Revolution. Aufhebung des Jesuitenordens. Warren Hastings. Cook.
1774 Ludwig XVI. Kudschuk-Kainardschi.
1778 Bayrischer Erbfolgekrieg. Voltaire und Rousseau †.
1783 Versailler Friede. Nordamerikanischer Freistaat. Pitt.
1789 Bastillensturm. Nationalversamml.
1790 Leopold II. Kaiser.
1792 Franz II. Frankreich Republik. Revolutionskrieg.
1793 Ludw. XVI. hingericht. Schreckensregierung. Zweite Theilg. Polens.
1794 Robespierre †. Kosciusko in Polen.
1795 Basler Friede. Direktorium. Dritte Theilung Polens. Londoner Missionsgesellschaft.
1796 Bonaparte in Italien. Paul I. von Rußland.
1797 Friede zu Campo Formio.
1798 Feldzug n. Aegypten. Zweite Koalit.
1799 Consulat. Sirangapatam von den Engländern erobert.
1800 Marengo.
1801 Friede zu Lüneville. Alexander I. von Rußland.
1804 Napoleon I. Kaiser. Franz von Oestr. Kant †. Brit. Bibelgesellschaft.
1805 Dritte Koalition. Ulm. Trafalgar. Austerlitz. Friede zu Preßburg.
1806 Ende des deutschen Reichs. Rheinbund. Jena.
1807 Tilsiter Friede. Französ.-span. Krieg.
1809 Wagram. Hofer in Tirol. Wiener Friede.
1812 Russ. Feldzug. Brand v. Moskau.
1813 Freiheitskriege. Leipzig.
1814 Erster Pariser Friede. Wiener Congreß.
1815 Waterloo. Zweiter Pariser Friede. Ludwig XVIII. Deutscher Bund. Heilige Allianz.
1820 Revolution in Spanien u. Neapel.
1821 Griechisch. Aufstand. Napoleon I. †.
1824 Karl X. in Frankreich. Südamerika befreit.
1825 Nikolaus I. Erste Eisenbahn i. Engld.
1827 Schlacht bei Navarin.
1828—29 Russisch-türkisch. Krieg. Friede von Adrianopel.
1830 Algier französisch. Julirevolution. Louis Philipp König. Revolution in Brüssel und Warschau.
1831 Russisch-polnischer Krieg. Leopold I.
1833 Otto I. in Griechenland. Isabella II. Zollverein.
1837 Viktoria, Königin von England.
1838 Aufhebg. d. Sklaverei in Westindien.
1840 Friedrich Wilhelm IV. Espartero siegreich. Opiumkrieg.
1841 Ev. Bisthum in Jerusalem. Pusey.
1846 Pius IX. Papst. Evang. Allianz.
1847 Sonderbundkrieg in der Schweiz.
1848 Februarrevolution, Frankreich Republik. Frankfrtr. Nationalvers. Franz Joseph von Oesterreich.
1849 Ende der deutschen Nationalversammlung. Ungarn besiegt.
1850 Olmützer Konferenz. Bundestag hergestellt.
1851 Staatsstreich Louis Napoleons.
1852 L. Napoleon III. Kaiser d. Franzosen.
1853—1856 Krimkrieg. Sebastopol. Pariser Friede.
1855 Alexander II. Kaiser von Rußland.
1857 Aufstand d. Sipahis. Chines. Krieg.
1859 Italienischer Krieg. Solferino. Züricher Friede.
1861 Wilhelm I. von Preußen. Königreich Italien.
1861—1865 Bürgerkrieg in Nordamerika.
1862 Bismarck Minister.
1864 Deutsch-dänischer Krieg. Wiener Friede. Lincoln †.
1866 Custozza. Königsgrätz. Prager Friede. Norddeutscher Bund.
1868 Revolution in Spanien und Japan. Briten in Abessinien.
1869 Das vatikanische Concil. Suezkanal.
1870—71 Deutsch-französischer Krieg.
1871 Wilhelm I. Kaiser von Deutschland. Frankfrtr. Friede. Die Commune.
1877—78 Der zehnte russisch-türk. Krieg.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Theil: Die alte Zeit.

I. Die erste Zeit.

§ 1. Die Schöpfung Seite 7. § 2. Der Mensch 7. § 3. Der Fall 8. § 4. Adams zweierlei Nachkommen 9. § 5. Die Sintflut 10.

II. Das neue Menschengeschlecht.

§ 1. Noahs Söhne und die Völker von ihnen 11. § 2. Der Thurmbau 11. § 3. Leben und Treiben der nunmehrigen Menschen 12. § 4. Die ersten Reiche auf Erden. Altbabylonien. Altassyrien 14.

III. Israel, das Volk der Wahl.

§ 1. Die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob 17. § 2. Joseph, der Retter seiner Brüder 20. § 3. Mose, der Führer aus Aegypten 22. § 4. Israel, ein Gottesstaat 29.

IV. Aelteste Geschichte von andern Völkern und Ländern.

§ 1. Aegypten 32. § 2. Die Arier 38. § 3. Die Phönizier 42. § 4. Griechenland in seiner Urzeit 43.

V. Israel unter Königen.

§ 1. Die drei ersten Könige 54. § 2. Getheiltes Reich 61.

VI. Die Weltreiche in Mesopotamien.

§ 1. Das assyrische Weltreich 68. § 2. Wie Babel schnell zur höchsten Blüte gelangt 70. § 3. Wie Babel bald wieder zerfällt 71.

VII. Das persische Weltreich.

§ 1. Cyrus 72. § 2. Kambyses 75. § 3. Der falsche Bardija 76. § 4. Darius Hystaspis 76. § 5. Die folgenden persischen Herrscher 79.

VIII. Griechenlands Hauptgeschichte.

§ 1. Die dorische Wanderung 80. § 2. Veränderung in den staatlichen Verhältnissen 81. § 3. Die zwei vornehmsten Staaten Griechenlands. Sparta. Athen 82. § 4. Der erste griechisch-persische Krieg 87. § 5. Der zweite griechisch-persische Krieg 89. § 6. Athens Höhe 94. § 7. Der Peloponnesische Krieg 98. § 8. Das allgebietende Sparta 102. § 9. Thebens kurze Herrlichkeit 103. § 10. Der heilige Krieg 105. § 11. Ende der griechischen Freiheit 106. § 12. Vom häuslichen und täglichen Leben der Griechen 107. § 13. Die olympischen Spiele 109. § 14. Die Lichter in Kunst und Wissenschaft 110.

IX. Das macedonische Weltreich.

§ 1. Alexander 123. § 2. Des jungen Königs erste Thaten 124. § 3. Des großen Kriegszugs glänzender Beginn 125. § 4. Alexander in Afrika 127. § 5. Sturz des Achämenidenthrons 128. § 6. Des letzten Perserkönigs klägliches Ende 129. § 7. Alexander, Herr des ganzen Perserreichs 130. § 8. Der Zug nach Indien 131. § 9. Rückkehr 132. § 10. Alexander inmitten seines Reichs 133. § 11. Sein früher Tod 134. § 12. Zersplitterung des macedonischen Weltreichs 135.

X. Das römische Weltreich.

§ 1. Entstehung Roms 138. § 2. Romulus, der erste römische König 139. § 3. Numa Pompilius, der zweite König 141. § 4. Tullus Hostilius, der dritte König 143. § 5. Ancus Marcius, der vierte König 144. § 6. Tarquinius Priscus, der fünfte König 144. § 7. Servius Tullius, der sechste König 145. § 8. Tarquinius Superbus, der letzte König 146. § 9. Noch einiges vom Leben der alten Römer 147. § 10. Die neue Staatseinrichtung 148. § 11. Tarquinius versucht eine Restauration 149. § 12. Innerer Kampf zwischen Volk und Adel 151. § 13. Mütterliches Ansehen bei den alten Römern 152. § 14. Der Diktator Cincinnatus 153. § 15. Das Zwölftafelgesetz 154. § 16. Wie ein Vater der Tochter Ehre wahrt 155. § 17. Fortgesetzter Kampf zwischen Volk und Adel 155. § 18. Camillus 156. § 19. Rom — ein Schutthaufen 157. § 20. Beendigung des innern Kampfes 158. § 21. Rom beherrscht Mittel-

italien 159. § 22. Rom unterwirft Unteritalien 161. § 23. Sitte und Bildung der Römer in der besseren Zeit 163. § 24. Der erste punische Krieg 165. § 25. Rom beherrscht auch Oberitalien 168. § 26. Der zweite punische Krieg 169. § 27. Wie Rom nun den Osten unterwirft 175. § 28. Der dritte punische Krieg 179. § 29. Rom nimmt immer zu, auch an Schlechtigkeit 181. § 30. Sitten und Bildung der Römer dieser Zeit 182. § 31. Innerer Kampf zwischen Reichthum und Armut 185. § 32. Der jugurthinische Krieg 188. § 33. Kampf mit den Cimbern und Teutonen 189. § 34. Der Bundesgenossenkrieg 192. § 35. Erster Krieg mit Mithradates 193. § 36. Der erste Bürgerkrieg 195. § 37. Die Demokratie kämpft in Spanien fort 198. § 38. Der Sklavenkrieg 198. § 39. Der Seeräuberkrieg 199. § 40. Erneuerter Krieg mit Mithradates 200. § 41. Cato und Cicero 202. § 42. Die catilinarische Verschwörung 203. § 43. Das erste Triumvirat 204. § 44. Cäsar in Gallien. Wie groß er wird! 205. § 45. Der zweite Bürgerkrieg 207. § 46. Cäsar lebenslänglicher Diktator 210. § 47. Cäsars Ermordung 210. § 48. Das zweite Triumvirat 212. § 49. Dritter großer Bürgerkrieg 213. § 50. Auch das zweite Triumvirat hält nicht 214. § 51. Antonius stürzt im vierten Bürgerkrieg 216. § 52. Oktavian, der erste römische Kaiser 217. § 53. Roms damalige Gestalt und noch etwas von der Bildung und Gesittung der Römer 220.

Zweiter Theil: Das Mittelalter.

I. Der Aufgang des ewigen Lichtes.

§ 1. Die Welt zur Zeit der Erscheinung Christi 227. § 2. Die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes 228. § 3. Christus der Prophet 231. § 4. Christus der Hohepriester 235. § 5. Christus der König 239. § 6. Die Stiftung der christlichen Kirche 240.

II. Die alten Deutschen und ihr Befreiungskampf.

§ 1. Die alten Deutschen 241. Die Religion der alten Deutschen 244. § 2. Befreiungskampf der alten Deutschen 247.

III. Die Zeit der bedrängten Kirche.

§ 1. Kaiser Augustus' Nachfolger aus seinem Hause 250. § 2. Wachsthum der jungen Kirche unter Verfolgungen 252. § 3. Endliche Rache über Jerusalem und das jüdische Volk 256. § 4. Die Reihe der besseren römischen Kaiser 258. § 5. Kunst und Wissenschaft in den ersten 2 Jahrhunderten 262. § 6. Die Kirche in ihrer Blütezeit 263. § 7. Wie die Kirche in Lieb und Leid fortwächst 267. § 8. Die Soldatenkaiser 271. § 9. Constantin der Große, der erste christliche Kaiser 274. § 10. Das römische Reich und die Kirche bis zur Trennung des erstern 278.

IV. Die große Völkerbewegung.

§ 1. Beginn der Völkerwanderung 283. § 2. Alarich 284. § 3. Neue Reiche auf dem Boden des römischen 286. § 4. Attila und die Hunnen 288. § 5. Untergang des abendländischen Kaiserreichs 290. § 6. Theoderich, der große Ostgothenkönig 291. § 7. Die Gründung des Frankenreichs 293. § 8. Justinian und seine Feldherrn 296. § 9. Die Langobarden 299. § 10. Die christliche Kirche vom 5. zum 7. Jahrhundert. Augustin. Gregor I. 300.

V. Der falsche Prophet und sein Reich.

§ 1. Muhammed 308. § 2. Wie das Reich des falschen Propheten sich mächtig ausbreitet 313.

VI. Das Frankenreich Schirm und Pflegerin der Kirche.

§ 1. Die fränkischen Hausmaier 315. § 2. Winfrid, der Apostel der Deutschen 318. § 3. Karl der Große 321. § 4. Ludwig der Fromme 329. § 5. Die Theilung von Verdun 330.

VII. Das deutsche Reich, das herrlichste der Erde.

§ 1. Die Karolinger 332. § 2. Die Kirche zur Zeit der Karolinger 334. § 3. Die sächsischen Kaiser 336. Heinrich I. 337. Otto I., der Große 339. § 4. Noch einiges aus der Zeit der sächsischen Kaiser 344. § 5. Die Franken oder Salier 346. Konrad II. 347. Heinrich III. 347. § 6. Die neugegründeten Normannenherrschaften 349. England 350.

VIII. Die Herrschaft des Papstthums.

§ 1. Hildebrand 352. § 2. Die noch folgenden fränkischen Kaiser 354. § 3. Deutsche Zustände unter den letzten Saliern 360. § 4. Das Ritterwesen 361. § 5. Die Kreuzzüge 363. Der Johanniter und Templerorden 369. § 6. Die Hohenstaufen 369. Friedrich I., Barbarossa 372. § 7. Innocenz III. 380. § 8. Die folgenden Hohenstaufen 382. Friedrich II. 383. Untergang der Hohenstaufen 388. § 9. Gestaltung des deutschen Reichs 389. § 10. Rundschau in andern Ländern Europas 390. Spanien 390. Frankreich (Ludwig IX.) 391. England 392. Preußen 393. Das griechische Reich 394. Sicilien 395. § 11. Der erste Mongolensturm 396. § 12. Wissenschaft und Kunst im 12. und 13. Jahrhundert 396. Die Dichtkunst 397. Baukunst 399. § 13. Die Kirche in dieser Zeit 400. Die Waldenser 405.

IX. Die Zeit des sinkenden Papstthums.

§ 1. Das Interregnum in Deutschland 407. § 2. Rudolf von Habsburg 408. § 3. Die Eidgenossen 412. § 4. Demüthigung der Papstmacht 415. § 5. Ludwig der Bayer und

Friedrich von Oesterreich 418. § 6. Die Luxemburger. Das päpstliche Schisma 422. § 7. Die große Hansa 425. § 8. Die heilige Fehme 425. § 9. Italienische Städte und Dichter 427. § 10. Ludwig der Große, König von Ungarn und Polen 430. § 11. Ein Bild aus Portugal 430. § 12. Ein Stück aus der skandinavischen Geschichte 431. § 13. Der zweite Mongolensturm 432.

X. Das Kommen einer neuen Zeit.

§ 1. Schrei der Christenheit nach einer Reformation 432. § 2. Johann Hus 434. § 3. Das Concilium zu Constanz 435. § 4. Der Hussitenkrieg 439. § 5. Wie der Papst über die Prälaten siegt 442. § 6. Die Habsburger 443. § 7. Die deutschen Städte im 15. Jahrhundert 445. § 8. Die Jungfrau von Orleans 446. § 9. Karl der Kühne und Ludwig XI. 449. § 10. Die weiße und die rothe Rose 452. § 11. Untergang des byzantinischen Reichs 453. § 12. Ende der maurischen Herrschaft in Spanien 456. § 13. Maximilian I. 458. § 14. Politischer Hinblick auf den Schluß des Mittelalters 460. § 15. Das Christenthum in dieser Zeit 461. § 16. Das Wiederaufleben der Wissenschaften 464. § 17. Die Erfindung der Buchdruckerkunst 465. § 18. Entdeckung neuer Länder und Meereswege 467. Entdeckung Amerika's 468. Mexico 473. Peru 475. Schlußbericht über das entdeckte Amerika 476. Auffindung des Seewegs nach Ostindien 478. Umschiffung der Erde 480.

Dritter Theil: Die neue Zeit.

I. Die Reformation.

§ 1. Martin Luther 483. § 2. Beginn der Reformation 486. § 3. Karl V. und der Reichstag zu Worms 490. § 4. Die heilige Schrift für alles Volk 492. § 5. Der Bauernkrieg 496. § 6. Gesegneter Fortgang des Reformationswerkes 498. § 7. Die neue Kirche 501. § 8. Schmalkalden. Suleiman. Münster 505. § 9. Luthers seliger Heimgang 510. § 10. Der schmalkaldische Krieg 513. § 11. Interim. Der Augsburgische Religionsfriede 515. § 12. Die Reformation in der Schweiz. Zwingli. Calvin 518.

II. Hemmung der Kirchenerneuerung.

§ 1. Neuer Aufschwung der katholischen Kirche. Die Jesuiten 524. § 2. Innere Noth des deutschen Protestantismus 527. § 3. Zurückdrängung des Evangeliums 529. § 4. Die Reformation in den Niederlanden. Philipp II. 533. § 5. Frankreich's Religionskriege. Heinrich IV. 542. § 6. Ein kurzer Hinblick auf Polen 552. § 7. Die Reformation in England und Schottland 553. § 8. Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert 563.

III. Der dreißigjährige Krieg und die englische Staatsumwälzung.

§ 1. Beginn des dreißigjährigen Kriegs 572. § 2. Der Protestantismus unterliegt in Deutschland 577. § 3. Gustav Adolf von Schweden 582. § 4. Vom Tode Gustav Adolfs bis zum Prager Frieden 590. § 5. Vom Prager bis zum Westfälischen Frieden 593. § 6. Deutschland, eine Wüste, aus welcher Blumen sprießen 598. § 7. Herzog Ernst von Sachsen-Gotha 599. § 8. Umsturz des englischen Thrones 602. § 9. Der Protector Cromwell 606. § 10. Wiederaufrichtung des englischen Thrones 608.

IV. Frankreichs Vorherrschaft in Europa.

§ 1. Frankreich unter Richelieu und Mazarin 610. § 2. Ludwig XIV. 612. § 3. Raubkriege Ludwigs 613. § 4. Ludwig XIV. der Kirche gegenüber. Jansenismus 615. § 5. Französischer Vandalismus auf deutschem Boden 618. § 6. Ludwigs Leben 620. § 7. Der spanische Erbfolgekrieg 621. § 8. Ludwigs Ende. Sein Einfluß auf seine Zeit 625. § 9. Ein kurzer Hinblick auf das deutsche Reich 626. § 10. Protestantenhetze in Ungarn. Türken vor Wien 627. § 11. Polen und sein leibesgroßer König 632. § 12. Der große Kurfürst. Das Königreich Preußen 633. § 13. Die Kirche im 17. Jahrhundert 636. § 14. Wissenschaft und Kunst im 17. Jahrhundert 639.

V. Das Aufsteigen der europäischen Ostmacht.

§ 1. Rußland bis zu Peter I. 645. § 2. Peter I., der Große 647. § 3. Karl XII. Der nordische Krieg 651. § 4. Peters letzte Zeit 658. § 5. Deutschland vor Friedrich II. 659. § 6. Die evangelischen Salzburger 662. § 7. Die Brüdergemeinde 666.

VI. Kampf der zwei größten deutschen Mächte.

§ 1. Maria Theresia von Oesterreich 668. § 2. Friedrich II. von Preußen 669. § 3. Der Krieg um die habsburgische Erbschaft 672. § 4. Friedrich II. im Frieden 676. § 5. Der siebenjährige Krieg 678. § 6. Friedrich II. und Maria Theresia nach dem Kriege 685.

VII. Die Aufklärung.

§ 1. Die englischen und französischen Freigeister 688. § 2. Der deutsche Rationalismus 691. § 3. Die Freimaurer und Illuminaten 693. § 4. Aufhebung des Jesuitenordens. Clemens XIV. 694. § 5. Joseph II. Die Emser Punktation 698. § 6. Das deutsche Reich der Auflösung nahe 703. § 7. Katharina II. Die Theilung Polens 704. § 8. England und Ostindien 710. § 9. Cooks Reisen um die Welt 715. § 10. Englands großer Besitz in Nordamerika 716. § 11. Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Staaten 718. § 12. Kunst und Wissenschaft im 18. Jahrhundert 724.

VIII. Die französische Revolution.

§ 1. Ludwig XV. 735. § 2. Ludwig XVI. 737. § 3. Die Reichsstände. Der Bastillensturm 739. § 4. Die constituirende National-Versammlung 742. § 5. Die legislative Versammlung 747. § 6. Nationalconvent. Hinrichtung des Königs 750. § 7. Erste Koalition. Wohlfahrtsausschuß 753. § 8. Abschaffung des Christenthums 758. § 9. Wie die wilden Bestien einander selbst zerfleischen 759. § 10. Wiedereinsetzung Gottes. Robespierre's Sturz 761. § 11. Die Direktorialregierung 763. § 12. Der General Bonaparte 765. § 13. Die Expedition nach Aegypten 771. § 14. Die zweite Koalition 774. § 15. Das Consulat 776.

IX. Der große Komet.

§ 1. Der Consul Bonaparte 778. § 2. Der Kaiser Napoleon 782. § 3. Dritte Koalition gegen Frankreich 783. § 4. Untergang des deutschen Reichs 785. § 5. Preußens Erniedrigung 786. § 6. Napoleons Griffe nach Westen 792. § 7. Aufhebung des Kirchenstaats 795. § 8. Entthronung des Schwedenkönigs 796. § 9. Oesterreich steht nochmals auf 796. § 10. Tirols Erhebung 798. § 11. Kleinere Erhebungen in Deutschland 801. § 12. Napoleons Blutsvermischung mit Habsburg 802. § 13. Der russische Krieg 803. § 14. Wie Preußen herrlich aufsteht 809. § 15. Kampf gegen den Unterdrücker in Deutschland 811. § 16. Krieg in Frankreich. Napoleons Sturz 819. § 17. Der erste Pariser Friede 822. § 18. Der große Kongreß zu Wien 823. § 19. Napoleons letztes Aufflammen 824. § 20. Der zweite Pariser Friede 828. § 21. Napoleons Verlöschen 829. § 22. Die heilige Allianz 830.

Vierter Theil: Die neueste Zeit.

I. Die Zeit der Konstitutionen.

§ 1. Deutschlands Ernüchterung Seite 833. § 2. Oesterreich und Italien 839. § 3. Spanien und seine amerikanischen Kolonien 842. § 4. Portugal und Brasilien 846. § 5. Der griechische Aufstand 849. § 6. Russisch-türkische Verwicklungen 855. § 7. Englands innere Entwicklung 860. § 8. Die letzten Bourbonen 865. § 9. Die Julirevolution 868. § 10. Die belgische Revolution 870. § 11. Der polnische Aufstand 872. § 12. Deutschland sucht sich. Der Zollverein 875. § 13. Der Bürgerkrieg in Spanien 878. § 14. Der Bürgerkönig 882. § 15. Der Sonderbundkrieg 887. § 16. Anläufe zur Einigung Italiens 890.

II. Die Zeit neuer Staatenbildungen.

§ 1. Die Februarrevolution 892. § 2. Oesterreich will zerfallen 895. § 3. Friedrich Wilhelm IV. 899. § 4. In der Paulskirche. Schleswig-Holstein 903. § 5. Die Union und Olmütz 908. § 6. Die französische Republik erstickt die römische 909. § 7. Napoleon III. 912. § 8. Der Krimkrieg 914. § 9. Alexander II. 918. § 10. Der Sipahi-Aufstand 921. § 11. Ostasien geöffnet 924. § 12. Italiens Einigung unternommen 928. § 13. Der amerikanische Sonderbundkrieg 932. § 14. Das mexikanische Kaiserthum 938. § 15. Wilhelm I. und Bismarck 941. § 16. Der Schleswig-Holsteinsche Krieg 944. § 17. Der deutsche Krieg 945. § 18. Der norddeutsche Bund 949. § 19. Oesterreich-Ungarn 952. § 20. Spanien eine Republik 953. § 21. Neues aus Afrika 955. § 22. Das vatikanische Concil 958. § 23. Napoleon III. im Kriege mit Preußen 962. § 24. Die Republik im Kriege mit Preußen 967. § 25. Das deutsche Kaiserreich. Friedenspräliminarien 973. § 26. Die Commune von Paris und die Internationale 975. § 27. Das deutsche Reich im Frieden 981. § 28. Der zehnte russisch-türkische Krieg 985. § 29. Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert 990. § 30. Hinblick auf die Kirche Christi 1000. § 31. Die Mission 1009.

Zeittafel . . . . Seite 1016
Inhaltsverzeichniß . . . . „ 1021
Register . . . . „ 1025

Register.

Aachen, Friede 676.
Aahmes 35. 37.
Abbasiden 314 f.
Abdallah 314.
Abdelkader 886.
Abderrahman 315. 346.
Abdul Aziz 917. 986.
Abdul Hamid II. 986.
AbdulMedschid 859. 915.
Abendl. Kaiserreich 290.
Abendmahl 236. 404. 520
Abessinien 955.
Ablaß 364. 486.
Abolitionisten 934.
Abraham 17.
Abrah. a St. Clara 642.
Abreas 132.
Absalom 58.
Abtu 32.
Abubekr 313.
Abukir 773.
Abydus 101.
Achäer 44.
Achämeniden 71. 128.
Achilleus 51.
Achmed III. 631. 655.
Actium, Schlacht 216.
Adalbert v. Bremen 354.
Adams 997.
Adelheid 340.
Aden 859.
Adlerkreuz 796.
Adolf von Nassau 411.
Adrian IV. 373.
Adrian VI. 498.
Adrianopel, Friede 857.
„ Schlacht 284.
Aedilen 149.
Aegospotamos 101.
Aegusa, Schlacht 167.
Aegypten 32. 135 ff. 217. 771. 850. 957.
Aemilius, L. Paullus 171. 178.
Aeneas 53. 138.
Aeneas Sylvius 443.
Aeolier 44.
Aequer 153. 161.
Aerzte 115. 733.
Aeschylus 112.
Aesop 111.
Aethiopien 38. 955.
Aëtius 289.
Afghanistan 921. 989.
Agamemnon 51.
Agapen 266.
Agesilaus 102.
Agilulf 300.
Agrippina 251.
Ahab 62.
Ahas 65.
Ahasja 64.
Ahasveros 79.
Ahriman 39.
Ahuramazda 38.
d'Ailly 435. 438.
Aistulf 318.
Akbar der Große 710.
Akbar IV. 923.
Akka 392. 774.
Akropolis, die 97.
Alabama 938.
Alamannen 242. 294.
Alanen 284. 287.
Alarich 284.
Albalonga 139.
Albert, Prinz 864.
Albigenser 405.
Alboin 299.
Albrecht I. 411.
Albrecht II. 444.
Albrecht von Mecklenburg 431.
Albuquerque 479.
Alchemie 565.
Aleardi 994
d'Alembert 691.
Alexander d. Gr. 123 ff.
„ Aegos 135.
Alexand. I. (Rußl.) 780.
Alexander II. „ 916 ff.
Alexander II. P. 352.
Alexander III. P. 375.
Alexander V. P. 433.
Alexander VI. P. 462.
Alexander Severus 271.
Alexandria 126. 772.
Alexei 658.
Alexius 363.
Alfadir 245.
Alfheim 245.
Alfieri 994.
Alfons IV. 430.
„ VIII. 391.
„ XII. 955.
Alfred der Große 350.
Algier 867. 886.
Alhambra 346.
Ali, Chalif 313.
Ali Pascha 849.
Ali Masdschid 989.
Alkibiades 99.
Alkmaar 776.
Alkuin 324.
Allia, Schlacht 157.
Allianz, evang. 1006.
Allianz, heilige 830.
Allod 243.
Allucius 174.
Alpenübergng. 170. 776.
Alsen 945.
Altkatholiken 962.
Altranstädt, Friede 654.
Alva 515. 535.
Alvinzy 767.
Amadeo I. 955.
Amalaswintha 293. 296.
Amari 996.
Ambrosius 280.
Amenemha 34.
Amenhotep 35.
AmerigoVespuccio 472.
Amiens, Frieden 780.
Ammonium 38. 75. 128.
Amon 65.
Amphiktyonen 45. 106.
Amulius 139.
Amun 34.
Ancus Marcius 144.
Andersen 994.
Andreä 528.
Angelsachsen 288.
Angelus Silesius 642.
Angilbert 325.
Angouleme, Herz. v. 845.
Anna Boleyn 553.
Anna v. Engl. 610. 624.
Anna v. Rußl. 659.
Annam 927.
Anno von Cöln 354.
Anselm 402.
Ansgar 334.
Antalkidisch. Friede 103.
Antietam 935.
Antigonus 135.
Antimachiavell 671.
Antiochus IV. Epiphanes 136. 179.
„ d. Gr. 136. 177.
Anton v. Navarra 543.
Anton v. Sachsen 876.
Antoninus Pius 261.
Antonius 212 f.
Anu 32.
Apelles 114.
Apep 33.
Apepi II. 35.
Aphrodite 47.
Apis 75.
Apollo 46.
Apostel 232.
Appische Wasserltg. 165.
Appius Claudius 155. 165 f.
Arabien 308 ff.
Aragon 391. 456.
Aranda 697.
Arbela 126.
Archias 103.
Archelaus 230.
Archidamos 98.
Archilochus 113.
Archimedes 172.
Archonten, die 86.
Arcole, Schlacht 768.
Aremorica 206.
Areopag, der 86.
Ares 46.
Argentina 843.
Argonautenzug 49.
Arier 38, 241.
Arion 111.
Ariovist 206.
Aristides 89.
Aristodemos 81.
Aristokratie 82. 195.
Aristophanes 112.
Aristoteles 122.
Arius 277.
Arkadien 85.
Arkadius 280. 284.
Armada, spanische 540.
Armin 247.
Arminius, Jak. 542.
Arnd, J. 598.
Arndt, E. M. 792. 838. 991.
Arnim, Ach. v. 990.
Arnold v. Brescia 370.
„ v. Winkelried 414.
Arnulf 333.
Arpaden 430.
Arrhidäus 135.
Arrian 263.
Arsaka 137.
Arsakiden 271.

Arsia, Schlacht bei 149.
Artabanus 90.
Artaphernes 87.
Artaxerxes I. II. 79.
„ III. 80.
Artemis 47.
Artois, Graf 737. 742.
Asa 64.
Asaheim 245.
Asante 958.
Aschera 43.
Asen 245.
Askanius 139.
Asklepios 115.
Aspern, Schlacht 797.
Aspromonte 932.
Assarhaddon 37. 69.
Assi 976.
Assignaten 756. 764.
Assur 16.
Assurbanipal 37. 69.
Assurnasirpal 17. 68.
Assyrien 16. 68 ff.
Astarte 43.
Astronomie 564. 733.
Astyages 72.
Athalia 64.
Athanasius 277. 280.
Athaulf 286.
Athen 85 f. 177. 194. 854.
Atossa 76.
Atrium 183.
Attalus 182.
Attika 85.
Attila 288.
Auber 994.
Audh 922.
Auerbach 991.
Auerstädt, Schlacht 787.
Auerswald 906.
Augias 49.
Augsb. Confession 502.
Auguren 140.
Augustenburg, v. 944.
Augustinus 300.
Augustus 217.
Aulus Posthumius 151.
Aurelianus 273.
Aurelle de Paladin. 970.
Aurengzib 710.
Ausculum, Schlacht 162
Austerlitz 784.
Austrasien 295.
Authari 300.
Autodafé 457.
Avaren 323.
Aventin 564.
Avignon 417.
Ayescha 313.

Baader 999.
Baal 43.
Babel 12. 70 ff.
Baber 710.
Babeuf 770.
Babington 562.
Babyl. Gefangensch. 67.
Bacchus 46.
Bach, Joh. Seb. 725.
Bacon, Franz 564.
Bacon, R. 403.
Bagdad 315.
Baggesen 994.
Bagoas 80.
Bajesid 453.
Baker, S. 957.
Baktra 130.
Balaclava 916.
Baldr 245.
Balduin 365.
Bancroft 996.
Baner 595.
Bangor 306.
Bann 351.
Barclay de Tolly 804.
Barcochba 261.
Bardija 76.
Barma 921.
Barras 763.
Bar sur Aube 820.
Barth 1003.
Bartholomäusnacht 547.
Basedow, J. B. 691.
Basler Frieden 760.
Bastille 741.
Bauernkrieg 496.
Baukunst, mittelalt. 399.
Baumeister, deutsch. 399.
„ griech. 97. 113.
Bauwerke, berühmte 33.
„ indische 42.
„ römische 144. 221.
Bayern 316 ff. 323. 389. 785.
Bayle 688.
Bazaine 939. 965.
Bazeilles 967.
Beaumont 966.
Becket v. Canterbury 392
Beecher-Stowe 993.
Beethoven 994.
Belfort 973.
Belgien 206. 870.
Belgrad 631.
Belisar 296.
Belle Alliance 827.
Belsazar 71. 74.
Bem 898 f.
Benedek 930. 947.
Benedetti 948. 963.
Benedict V. 342.
Benedict VIII. 344.
Benedict XI. 416.
Benedict XII. 420.
Benedict XIII. 436.
Benedict v. Nursia 303.
Benedictiner 303.
Benevent, Schlacht 163. 389.
Bengel 692.
Benhadad II. 68.
Benjamin 21.
Benot 979.
Bentinck, Lord 840.
Beranger 992.
Berengar 340.
Beresford, Lord 846.
Beresina 807.
Berg, Graf 919.
Bergeret 977.
Berlin, Congreß 988.
Bernadotte 775. 784. 796. 813.
Bernhard v. Clairvaux 371. 402.
„ v. Weimar 585. 595.
Berry, Herz. v. 866. 884.
Bessus 129.
Bethlen-Gabor 575.
Bettelorden 401.
Beust, Graf 952.
Bibelgesellschaften 1003.
Bibelübersetzung 493.
Bibliothek 136. 223. 313.
Bilderstreit 317. 326.
Bildhauer, griech. 113.
„ ital. 400. 995.
„ deutsche 570. 995.
Bildung, röm. 163. 220.
Binnirari 68.
Bismarck 941.
Bithynien 193.
Bitzius 991.
Blanc, L. 910.
Blandina 270.
Blanqui 970.
Blondel 380.
Blücher 788. 813.
Blum, R. 898.
Bobadilla 471.
Bodmer 727.
Bogislav 583.
Böhme, J. 639.
Böhmen 423. 573. 897.
Bojowaren 295.
Boleslav 344.
Bolivar 843. 844.
Bonaparte 765.
Bonifacius VIII. 415.
Boos 1001.
Bora, Katharina v. 496.
Borgia 527.
Boris Godunow 646.
Borodino 85.
Bossuet 617.
Bothwell 560.
Bourbaki 970.
Bourbon 543. 865.
Bourgoyne 721.
Bourmont 867.
Brahma 40.
Brandenburg, Mark 323. 338.
„ Graf 903. 909.
Brant, Seb. 567.
Brasilien 471. 793. 846 ff.
Braunschweig 875.
Breda, Friede 609.
Brennus 157.
Breitenfeld, Schlacht 586.
Brentano 990.
Breslau, Friede 674.
Britanien 206. 287. 306.
Bronnzell 909.
Bronzezeit 13.
Brooke, 927.
Brüdergemeinde 442. 666. 1009.
Brügge 533.
Brühl 667. 678.
Brundisium 196.
Brunhild 295.
Bruno, Giordano 564.
Brutus 146. 149. 211.
Buchanan 935.
Buchdruckerkunst 465.
Buchstabenschrift, phönizische 43.
Buddha 40.
Bugeaud 893.
Bugenhagen 494.
Bukephalos 124.
Bule, die 86.
Bulgaren 298. 918. 988.
Bullrun 935.
Bülow 813.
Bund, norddeutsch. 949.
Bundesacte 824.
Bundestag 824. 909.
Bunsen 997.
Bunyan 644.
Bürger 728.
Bürgerkrieg, röm. 195. 207. 213.
Burgund 287. 347.
Burleigh 558.
Burns, Rob. 727.
Burschenschaft 835.
Busento 286.
Byron, Lord 993.
Byzanz 81. 276.

Cabot 716.
Cadix 42.
Cajetan 488.
Calderon 644.
Californien 933.
Caligula 251.
Calixt II. 360.
Calonne 739.
Calpurnia 211.
Calpurnius Bestia 188.
Calvin 521.
Cambray, Frieden 502.
Camillus 156.
Camoens 568.
Campo Formio 769.
Cannä, Schlacht 171.
Canning, G. 861.
Canning, Lord 923.

Canossa 356. 985.
Canova 995.
Canstein 639.
Canterbury 306.
Canulejus, Cajus 155.
Capet, Hugo 313.
Cäpio, Q. S. 181. 190.
Caracalla 271.
Carbonari 840.
Carey 1010.
Carlos, Don 846. 955.
Carnot 754.
Carrera 844.
Cartesius 639.
Cäsar 204 f. 222.
Casas, Las 478.
Caspari 1003.
Cassano, Schlacht 775.
Cassius 211.
Castelar 954.
Castelfidardo 932.
Catalaun. Schlacht 289.
Catesby 563.
Catilina 203.
Cato 179. 202 f.
Catulus, Cajus Lut. 167.
Catulus 191.
Catullus 221.
Cavaignac 911.
Cavour 916. 928.
Censoren 149.
Centurien 164.
Cerberus 49.
Ceres 47.
Cervantes 568.
Ceylon 541.
Chadidscha 310.
Chaise, La 617.
Chalcedon, Schlacht 275.
Chaldäa 12.
Chaled 313.
Chalif 313.
Chambord, Graf 866.
Champigny 971.
Chanzy 971.
Chares 114.
Charlotte v. Belgien 940.
Charon (Thebaner) 103.
„ (Geisterschiffer) 48.
Chäronea, Schlacht 106. 194.
Charte, die 865.
Chartisten 863.
Chastenay, Friede 549.
Chateaubriand 992.
Chateau = Cambresis, Friede 534.
Chemie 998.
Chersiphron 113.
Childerich 317.
Chile 843.
China 924.
Chios 81. 852.
Chiwa 920.
Chlodowech 293 ff.
Chlopizki 873.
Chlothar I. 295.
Chlothild 294.
Choiseul 736.
Chotusitz, Schlacht 673.
Christenverfolg. 268. 274.
Christian II. 509.
Christian III. 509.
Christian VIII. 905.
Christian IX. 944.
Christian v. Anhalt 576.
„ v. Braunschw. 577.
Christiern IV. 578.
Christine v. Neapel 846.
„ v. Schwed. 590 ff.
„ v. Spanien 880.
Christinos 879.
Christus 230 ff.
Chrysostomus 281.
Chufu 34.
Chyträus 531.
Cid 391.
Cimbern 189.
Cincinnatus 153.
Cinna 196.
Cicero 202 f. 213.
Cisterzienser 369.
Clam=Gallas 947.
Claudius, röm. Kais. 251.
Claudius II. 273.
Claudius, M. 693. 730.
Clemens 263.
Clemens II. 348.
Clemens III. 358.
Clemens V. 416.
Clemens VI. 419.
Clemens VII. (423). 498.
Clemens XI. 616.
Clemens XIII. 697.
Clemens XIV. 698.
Clemens v. Cöln 662.
Clientel, die 147.
Clive, Lord 712.
Clodius 205.
Clölia 151.
Clüny, Kloster 345.
Cluseret 978.
Clusium 149.
Code Napoleon 781.
Cohorten 164.
Colbert 613.
Cölibat 353. 495.
Coligny 544.
Colombey, Schlacht 965.
Colombo 468.
Colosseum 259.
Columbia 843.
Comenius 636.
Comitien 140.
Commodus 271.
Commune 975.
Communismus 770. 883.
Compagnie, ostind. 558. 710. 714. 921.
Comte 883.
Concil I—IV. 254. 277. 279. 302.
Concil in Basel 442.
Concil in Constanz 435.
Concil in Lyon 387.
Concil in Pisa 433.
Concil in Trident 510
Concil über d. Papst 436.
Concil, vatikanisches 958.
Concordat 780.
Concordienformel 528.
Condé, Prinz 545, 613.
Constantin d. Gr. 274 f.
Constantin XII. 455.
Constantinopel 276. 454 f.
Constantius 274. 278.
Constanzia 377.
Constitution, erste 384.
Consul 149.
Consulat (Bonap.) 776.
Contarini 510.
Continentalsperre 788.
Cook 715.
Cooper 993.
Corday, Charl. 755.
Corfinium 192.
Coriolanus 152.
Corneille 643.
Cornelia 186.
Cornelius 995.
Corpus juris 299.
Correggio 572.
Cortes 842.
Cortez 473.
Cosenza 286.
Cotrone, Schlacht 342.
Cotta 484.
Covenant 559.
Cowper 727.
Cranach 570.
Cranmer 554.
Crassus 199. 204 f.
Crell 528.
Cromwell, Oliver 604 ff.
Cromwell, Richard 608.
Crowther 1014.
Custine 751.
Curiatier 143.
Curien 10. 140.
Curius, Manius Dentatus 161.
Curtius, Marcus 159.
Custozza, Schlacht 896. 947.
Cyklopen, die 45.
Cypern 205. 392. 988.
Cyrene 81.
Cyrillus 302. 334.
Cyropädie 116.
Cyrus 67. 72 f.
Cyrus, der Jüngere 79.
Czartoryski 873.

Dacien 273. 284.
Dalip Sing 922.
Dalmatien 953.
Damiens 696.
Dänemark 332. 350. 431. 509. 905.
Danewerk 944.
Daniel 66.
Danilo 915.
Dannecker 995.
Dante 429.
Danton 744 ff.
Darboy 977.
Darbysten 1006.
Darjawus (Darius) 73. 76. 87.
Darius II. Nothus 79.
Darius III. 80. 126 f.
Darnley 560.
Darwin 997.
Datis 88.
Daun 679.
David 54 f.
Davis 935.
Davison 562.
Davoust 787. 812. 819.
Deak 895. 945.
Decazes 865.
Decemvirn 154.
Decius 272.
Decius Mus 159. 161.
Decius, Nicol. 565.
Dekabristen 855.
Dekade 759.
Delescluze 976.
Delhi 922.
Delphi 45. 105.
Dembinski 874. 899.
Demeter 47.
Demokratie 82. 195.
Demosthenes 106. 117.
Dennewitz 814.
Deogratias 291.
Desaix 779.
Deseze 752.
Desiderius 323.
Dessau, Leop. v. 624. 635.
Deukalion 10.
Deutschen, die alten 241.
Deutschherrnorden 379. 393.
Deutsches Reich 332. 785.
„ „ neu 973.
Deutschkatholiken 900. 1003.
Devolutionskrieg 613.
Diadochen=Kämpfe 135.
Diakonen 264.
Diakonissen 264. 1004.
Diana 47.
Dichter, deutsche 398. 565. 641. 727. 990.
„ englische 568. 644. 727. 993.
„ franz. 398. 643. 689. 992.
„ griechische 111.

Dichter, ital. 429. 464. 567. 994.
„ portug. 568.
„ röm. 184. 221. 262.
„ span. 568. 643.
Dichtkunst im Mittelalter 397.
Dickens 993.
Dictator 151.
Diderot 691.
Dido 165.
Didymus 494.
Diebitsch 809. 857. 873.
Dietrich von Bern 293.
Diocletianus 274.
Dionysos 46.
Dioskurus 302.
Dodona 45.
Döffingen, Schlacht 424.
Döllinger 962.
Dolmen 206.
Dominikanerorden 401. 419.
Dominion, kanad. 938.
Domitianus 259.
Donar 245.
Donauwörth 532.
Don Quijote 568.
Dorier, die 44.
Dorische Wanderg. 80 ff.
Dörnberg 801.
Dortrecht, Synode 542.
Douglas 561.
Drake 558.
Drawidas, die 39.
Droste, Erzbisch. 899.
Droste, Annette v. 992.
Drouet 746.
Druiden 206.
Drusus 192.
Dschidda 917.
Dualismus 952.
Dubarry 736.
Dubois 735.
Dufour 889.
Duilius 166.
Dumouriez 751.
Dunin 900.
Duns Scotus 402.
Düppeler Schanzen 907. 944.
Dürer 569.
Duroc 812.
Dyck, van 644.

Eber 17.
Eber, Paul 565.
Eberhard d. Greiner 424.
„ v. Württemberg 410.
Eberh. Ludw. v. W. 661.
Eck 487.
Edeling 243.
Edict v. Nantes 551. 618.
Edessa 371.
Eduard I. 393.
Eduard IV. 452.
Eduard VI. 554.
Egbert 288.
Egede 1009.
Egmont, Graf 535.
Eidgenossen 412.
Einhard 324.
Eisenbahn, erste 861.
Ekbatana 73. 79.
Elagabal 271.
Elba 822.
Eleasar 137.
Eli 31.
Elija 62.
Eliot 1010.
Elisa 63.
Elisabeth (Engl.) 556.
Elisabeth (Frankr.) 761.
Elisabeth (Rußl.) 659.
Elliot 723.
Ellora 42.
Elsaß-Lothringen 615. 974. 982.
Elysium 48.
Emanzipationsbill 862.
Emilie Juliane von Rudolstadt 642.
Emmeran 319.
Emmerich 801.
Emser Punktation 700.
Encyclica 959.
Encyklopädie 691.
Engelsburg 499.
Enghien, Herzog v. 782.
England 288. 306. 350. 392. 452. 540. 553. 602. f. 716. 860.
Ennius 184.
Entdeckungen 467.
Enzio 385. 388.
Eötvös 994.
Epaminondas 104.
Ephialtes 91.
Epikurer 223.
Epirus 44. 162. 178.
Episcopalkirche 557.
Erasmus 465.
Erbfolgekrieg, bayr. 701.
Erbfolgekrieg, span. 621.
Erdöl 933.
Erech 15.
Erfurt, Congreß 794.
Erich v. Pommern 431.
Ernst Aug. (hann.) 876.
„ v. Mansfeld 577.
„ v. Sachs.-Gotha 599.
„ v. Schwaben 347.
Erzämter, vier 339.
Eschenbach, Wolfr. v. 398.
Espartero 879.
Essener 227.
Essex, Graf von 563.
Esra 68.
Esther 79.
Ethelbert 306.
Etrusker 138. 161.
Etzel 288.
Eudoxia 290.
Eugen, Prinz 621. 630.
Eugen IV. 442.
Eugen Beauharn. 783.
„ v. Württemberg 814.
Eugenie v. Montijo 914.
Euklides 120.
Eulenspiegel 567.
Euler 733.
Eupatriden, die 85.
Euripides 112.
Eurybiades 92.
Eurydice 50.
Eurymedon 93.
Eurystheus 49.
Eusebius 281.
Eutyches 302.
Exarchat 296. 298.
Eyk, van 569.
Ezechiel 67.

Fabius, Quintus Rullianus 161.
Fabius, Quintus Maximus 171.
Fabricius, Cajus 162.
Faidherbe 971.
Fairfax 605. 608.
Falisker 157.
Faraday 997.
Farel 522.
Fatimiden 315.
Faustrecht 407.
Faustulus 139.
Favre 967.
Fawkes 563.
Fechterspiele, röm 184.
Fegfeuer 307.
Fehmgericht 425.
Fehrbellin 634.
Felix V. 443.
Fenelon 620.
Feodor I. 646.
Ferdinand I. 530.
Ferdinand II. 456. 577.
Ferdinand III. 594.
Ferdinand VII. 793.
Ferdin., Erzherz. 784.
Ferdinand von Braunschweig 749. 787.
Ferdin. I. v. Neap. 840.
Ferdin. I. v. Oester. 895.
Ferdin. II. (Neap.) 910.
Ferd. VII. v. Span. 842.
Feudalwesen 295. 460.
Feuerbach 1003.
Fichte 733.
Fieschi 884.
Finland 796.
Firmian 663.
Fischart 567.
Fleurus, Schlacht 619.
Fleury 735.
Fliedner 1004.
Flourens 970. 976.
Fontainebleau 821.
Forey 939.
Forum 144. 218.
Fouché 782.
Fouqué 682.
Franke 638.
Frankenreich 293 ff.
Frankfurt, Friede 983.
Franklin 721.
Frankreich 331. 391. 405. 417. 446. 498. 542. 610 f. 696. 735. 865. 882. 892. 909. 962.
Franz I., deutsch 675.
„ II., deutsch 747. 834.
Franz I. (Frankr.) 498.
Franz II. (Frank.) 543.
Franz II. (Neapel) 931.
Franz Joseph 898.
Franz Stephan v. Lothringen 669.
Franz, Franziskan. 401.
Fraunhofer 997.
Fredegund 295.
Freikirche 1007.
Freiligrath 992.
Freimaurer 693.
Freising, Otto von 397.
Freyja 245.
Friedland 789.
Friedrich I. Barbarossa 372 f.
Friedrich II. Kais. 383.
Friedrich III. 444. 450.
Friedrich IV. 652.
Friedrich I. (Däne.) 509.
Friedr. VII. (Dän.) 905.
„ III. (Pfalz) 528. 531.
Friedrich V. (Pfalz) 575.
Friedrich I. (Preuß.) 635.
Friedr. II. (Preuß.) 669.
Friedrich August von Kursachsen 632.
Friedr. der Schöne 418.
Friedr. d. Siegreich. 445.
Friedr. d. Weise 485. 499.
Friedrich von Baden-Durlach 577.
Friedrich v. Gotha 661.
Fiedrich von Hohenstaufen 357.
Friedrich von Hohenzollern 443.
Friedrich Karl, Prinz 947. 964.
Friedrich Wilh. (Brandenburg) 595.
Friedr. Wilhelm (großer Kurfürst) 633 ff.
Friedr. Wilhelm I. 635.
„ „ II. 687.
„ „ III. 775. 835
„ „ IV. 899. 941.

Friesen 319.
Frithigern 281. 284.
Fronleichnamfest 403.
Frundsberg 460. 491.
Fuffetius, Mettus 143.
Fugger 445. 509.
Fulda 320.
Fulton 997.
Fürstenbund 701.
Fürstenkongreß 943.
Fürstenleb. im 18. Jahrhundert 661.
Füßen, Friede 675.
Fust 466.

Gäa 45.
Gablenz 946.
Gades 174.
Gaëta 932.
Gagern, H. v. 905.
Galerius 274.
Galilei 565.
Gallas 592.
Gallicanische Artikel 617.
Gallien 138. 168. 190. 205.
Gallienus 273.
Gallus 272. 307.
Gambetta 967. 981.
Garantiegesetze 961.
Garibaldi 911. 931. 959. 969.
Garnet 563.
Gaugamela, Schl. 129.
Gaugraf 324.
Gautama 40.
Gebhard 532.
Gefiona 245.
Geibel, Eman. 992.
Geijer 994.
Gelehrte, deutsche 465. 564. 640. 733. 996 f.
Gelimer 296.
Gellert 693. 728.
Genf. Convention 1004.
Genserich 287. 290.
Genter Pacificat. 537.
Georg I. (Griechl.) 854.
Georg III., IV. 610. 860.
Georg von Brandenburg 503.
Georgakis 851.
Gerard, Balthasar 539.
Gerhard 601.
Gerhardt, Paul 641.
Germanen 189. 241.
Germanicus 249.
Gero 340.
Gerok, Karl 992.
Geronten, die 83.
Gerson 435. 438.
Gerusia 83.
Gervinus 996.
Gesandtenmord 775.
Geschichtschreib., deutsche 397. 564. 733. 996.
„ französ. 996.
„ englische 733. 996.
„ griechische 115.
„ italienische 564.
„ röm. 184. 222. 263.
Gesellschaft Jesu 526.
Geßner, Sal. 728.
Gestirndienst 14.
Geten, die 77.
Gettysburg 935.
Geusen 535.
Gewissensfreih. 717. 920.
Ghibellinen 370.
Gibbon, Ed. 727.
Gibraltar 623. 722.
Gideon 30.
Giesebrecht 996.
Girondisten 751.
Gislikon, Schlacht 889.
Gitschin 947.
Giusti 994.
Gladiatoren 184.
Glasbereitung 43.
Glaubrecht 1003.
Gleim, J. W. L. 728.
Gluck 726.
Gneisenau 813.
Gnostiker 265.
Goa 480.
Gobat 1011.
Gobel 759.
Göben 964.
Godoy 793.
Goethe 730.
Gogol 994.
Goldene Bulle 423.
Goldjugend 764.
Goldsmith 727.
Gomarus 542.
Gordianus 272.
Gordische Knoten 126.
Gordon 647. 957.
Görgei 899.
Gortschakoff 918.
Goßner 1001. 1010.
Gothen 272. 284.
Götterlehre, der Aegypter 32 f.
„ d. Deutschen 244 f.
„ der Griechen 45.
„ der Indier 40.
„ der Phönizier 43.
„ der Punier 166.
„ der Römer 142.
„ des Zendvolks 38.
Gottesdienst der ersten Christen 264.
Gottesurtheil 244. 345.
Gottfr. v. Bouill. 364 f.
Gottsched 727.
Götz v. Berliching. 496.
Grabkirche 368.
Gracchus, C. u. T. 186 f.
Gramont 963.
Granikus, Schlacht 126.
Granson, Schlacht 450.
Grant 935.
Granvella 534.
Gravelotte 965.
Gregor I. 300 ff.
Gregor IV. 329.
Gregor V. 343.
Gregor VII. 352.
Gregor IX. 383.
Gregor XI. 423.
Gregor XIII. 525. 549.
Gregor XVI. 890. 958.
Gregor. Kalender 525.
Grevy 981.
Griechenld. 43. 80ff. 849.
Grillparzer 991.
Grimm 990.
Grimmelshausen 641.
Groot 463.
Groß-Beeren 813.
Groß-Görschen 811.
Großgriechenl. 81. 161.
Grote 996.
Grotius, Hugo 542.
Grundtvig 994.
Guatemala 843.
Gudrun 398.
Guelfen 370.
Guerillakrieg 794.
Guillotine 750.
Guiscard 350. 358.
Guise, Franz v. 544. 549.
Guise, Heinr. v. 547. 549.
Guisen 543.
Guizot 883. 996.
Gumata 76.
Gundobad 294.
Gurko 987.
Gustav III. 707. 747.
Gustav IV. 796.
Gustav Adolf v. Schweden 582 ff.
Gust.-Ad.-Verein 1004.
Gustav Wasa 509.
Gutenberg 466.
Gylippus 100.
Gynäkeion 107.
Gyulai 929.

Habeascorpusakte 609.
Habesch 955.
Habsburger 443.
Hades 48.
Hadrianus 260.
Hagedorn 728.
Hahnemann 733.
Haider Ali 713.
Hainbund 728.
Haiti 470. 843.
Halbgötter 47.
Halbpelagian. 307. 615.
Haliartos, Schlacht 102.
Hall 997.
Haller, Albr. von 728.
Hamann 730.
Hambach 876.
Hamilkar Barka 167. 169.
Hamilton, Patrik 558.
Hammuragas 15.
Händel 725.
Handel, Aegypt. 37. 136.
„ Phönic. 42.
Handel und Gewerbe im Mittelalter 324. 445.
„ „ i. 18. Jahrh. 677.
Hannibal 169. 177.
Hanno 167.
Hannover 610. 876. 949 f.
Hansa 425.
Harald 340.
Hardenberg 792.
Hardinge 922.
Harms 1001. 1010.
Harpagus 72.
Harunalraschid 327.
Haruspices 140.
Hasdrubal 173. 180.
Hasisathra 10. 15.
Haspinger 798.
Hassenpflug 908.
Hassun 962.
Hastings, Schlacht 351.
Hat Humaiun 917.
Hatto von Mainz 333.
Hauge 1000.
Haugwitz 784.
Häusliches Leben der Christen 266.
„ „ d. Deutsch. 242 f.
„ „ der Griech. 107.
„ „ der Römer 142. 147 ff. 152. 183.
Hawaii 886. 1012.
Haydn 726.
Haynau 899.
Hebe 47.
Hebel, Joh. Pet. 991.
Hebert 758.
Hecker 903.
Hedschra 311.
Heeren 996.
Heermann 641.
Heerwes. b. Römer 164.
Hegel 999.
Heiligenverehr. 307. 404.
Heinrich I. 337.
Heinrich II. Kaiser 344.
Heinr. III. (Salier) 347.
Heinrich IV. 354 ff.
Heinrich V. 359.
Heinrich VI. 380.
Heinrich VII. 418.
Heinrich II. (Engl.) 392.
Heinrich III. (Engl.) 393.
Heinr. V. (England) 446.
Heinr. VIII. (Engl.) 553.
„ II. (Frankr.) 517. 542.
Heinr. III. (Frankr.) 549.

Heinr. IV. (Frankreich) 545. 550.
Heinr. d. Löwe 370. 376.
Heinrich der Stolze 370.
Heinr. v. Sachsen 508
Hektor 51.
Hela 245.
Hele 565.
Helena (Sparta) 51.
Helena 275.
Helene v. Orleans 893.
Heliäa 86.
Heliand 335.
Hellas 44.
Hellespont 90.
Helmbold 565.
Heloten, die 83.
Helvetius, C. H. 690.
Hengstenberg 1001.
Henhöfer 1001.
Hephästion 134.
Hephästos 46.
Herakléa, Schlacht 162.
Herakles 48.
Herder 692. 730.
Here 46.
Herennius 160.
Herkulanum 259.
Herkules 48.
Hermann, Nicol. 565.
„ v. Cöln 500. 508.
„ v. Salza 393.
Hermes 46.
Herodes 230.
Herodot 115.
Herostratus 123.
Herrnhut 666.
Herschel 733. 997.
Herzog, Bischof 962.
Hesiod 111.
Hesperiden 49.
Hessen 319. 500. 875. 909. 949.
Hetärie 850.
Hexengericht 529.
Hiero 138. 166.
Hieroglyphen 32.
Hieronymus 281.
Hildebrand 352.
Hildigund 290.
Hindu 39.
Hippokrates 115.
Hiskia 65.
Hochkirchlich 1006.
Höchstädt, Schlacht 623.
Hofacker 1003.
Hofer, Andreas 798.
Hohenfriedberg 675.
Hohenlohe, Fürst 951. 959.
Hohenstaufen 357. 369 ff.
Hohenzollern 389. 443. 633.
Holbein 570.
Holk 591.
Holland 539. 613 f. 765. 823.
Hölty, L. H. Chr. 728.
Homer 53.
Hongkong 924.
Honorius 280. 285.
Honorius (Pabst) 305.
Honorius III. 383.
Hooper 555.
Hoorn, Ph. 535.
Hophra 37.
Horatier 143.
Horatius Cocles 150.
Horatius Flaccus 221.
Hormayr 798.
Horsa 288.
Hosea 64.
Howard 1004.
Howe 720.
Hradagais 287.
Hubertsbrg. Friede 685.
Hugenotten 542.
Hugo, Viktor 968. 992.
Hulda 245.
Humboldt 997.
Hume 727. 733.
Hundetragen 374.
Hunnen 283.
Hus 434 ff.
Hussiten 439.
Hykschos 34.
Hymettus 85.
Hyrkan 201.

Jackson 935.
Jagello 430.
Jahn 838.
Jakob I. 563.
Jakob II. 609.
Jakobi 735.
Jakoby 903. 951.
Jakobinerklub 744.
Jakobiten 302.
Jakobus 253.
Jakub 989.
Jänike 1000, 1010.
Jankow, Schlacht 596.
Jansen 616.
Janustpl. 141. 168. 218.
Japan 926.
Japhet 11.
Japyger, die 138.
Jarmuk, Schlacht 313.
Jason 49.
Jassy, Friede 708.
Java 541. 927.
Ibsen 994.
Idstedt 907.
Jeanne d'Arc 448.
Jehu 63.
Jellacic 897.
Jena, Schlacht 787.
Jenner 733.
Jeremia 66.
Jericho 29.
Jerobeam 61.
Jerome 790.
Jerusalem 57. 67. 256. 366 f. 384. 391. 900.
Jesaja 65.
Jesuitenorden 524. 526. 551. 694. 822. 840.
Ignatius 263. 269.
Iktinos 113.
Ilias 53.
Ilion 51.
Illuminatenorden 694.
Illyrien 168.
Ilow 591.
Independenten 557.
Indo-Germanisch 241.
Indra 40.
Inez de Castro 430.
Inkermann 916.
Innocenz III. 380.
Innocenz IV. 386.
Innocenz VIII. 462.
Inquisition 382. 406. 534. 840.
Interdict 351.
Interim 515.
Internationale 975. 979.
Interregnum 407.
Investitur 353.
Joab 58.
Joachim I. Brandbg. 508.
Joas 64.
Johann VI. (Portugal) 846.
„ VI. (Byz.) 453.
„ XII. P. 341.
„ XXII. 419.
„ XXIII. 433. 435.
„ Erzherzog 905.
„ der Beständ. 499.
Johann Friedrich der Großmüthige 506.
Johann Georg v. Sachsen 576.
Johann Sigmund von Brandenburg 533.
Johanna d'Albret 543. 545.
Johanna Gray 554.
Johannes, Ap. 255.
Johannes d. Täufer 231.
Johnson 937.
Jojada 64.
Jokay 994.
Jolberg 1004.
Jonas 494.
Jonathan 55.
Jonier, jonische Inseln 44. 81. 854.
Josaphat 64.
Joseph 20.
Joseph I. 623. 654.
Joseph I. (Span.) 793.
Joseph II. 698.
Josephine (Beauh.) 769.
Josephus 256.
Josia 65.
Josua 28.
Jötunheim 245.
Jourdan 767.
Jovianus 279.
Ipsus, Schlacht 135.
Irenäus 263.
Irische Klöster 306.
Irland 306. 603. 861.
Irminsäule 322.
Isaak 18.
Isabella 456. 846. 881.
Isebel 62.
Isboseth 56.
Isidor 335.
Isis 33.
Islam 312.
Ismenias 103.
Ismidagan 16.
Isokrates 117.
Israel 17 ff. 54 f. 61 f.
Issus, Schlacht 126.
Italer, die 138.
Italien 782. 839. 890. 909. 928. 959.
Iturbide 843.
Juan d'Austria 537.
Juarez 938.
Jubeljahr 416.
Juden 64 f. 136. 227 ff. 261.
Judenverfolgung 422.
Jugurtha 188.
Julian. Kalender 222.
Julianus Apostata 278.
Julien 759.
Julius II. 462.
Julius III. 516.
Jungfr. v. Orleans 446.
Juno 46. 156.
Junten 793.
Jupiter 46.
Justinian I. 296.
Juvenalis 262.
Iwan III. 646.
Iwan IV. 646. 659.
Izdubar 15.

Kaaba 309.
Kadmus 44.
Kajapha 237.
Kaiserkrönung 627.
Kaleb 28.
Kalikut 478.
Kalixtiner 440.
Kalkutta 711.
Kalmar. Union 431. 509.
Kaluga 806.
Kameke 964.
Kamil 384.
Kallikrates 113.
Kambyses 75 f.
Kampf, innerer der Römer 151. 185.

Kana 232.
Kanaan 29.
Kanada 722. 938.
Kanaris 852.
Kanopus 774.
Kant 733.
Kapetinger 331.
Kapitol 144.
Kapodistrias 850. 853.
Kappel, Schlacht 520.
Kapstadt 541.
Karchemisch 70.
Karl I. (Engl.) 602.
„ II. (Engl.) 606. 608.
Karl I. (Hessen) 661.
Karl II. (Span.) 621.
Karl IV. 422.
Karl V. 490.
Karl VI. 625. 660. 668.
Karl VII. 673.
Karl VII. (Frank.) 446.
Karl X. 737. 866.
Karl XII. 651.
Karl XIII. 796.
Karl Albert v. Bay. 673.
Karl Alb. (Sard.) 842. 891. 896.
Karl Alexander 661.
Karl August 835.
Karl (der Dicke) 333.
Karl Eman. v. Sard. 771.
Karl Felix 842.
Karl (der Große) 321 ff.
Karl (der Kahle) 329.
Karl (der Kühne) 449.
Karl, Erzh. 767. 769.
Karl (Martell) 316.
Karl Theodor 701.
Karl v. Anjou 388. 395.
Karl v. Hohenz. 918.
Karl v. Württemb. 661.
Karl Wilh. Fried. 661.
Karlisten 879.
Karlowitz, Friede 631.
Karlsbad, Beschlüss. 838.
Karlstadt 489. 494.
Karmeliter 400.
Karol. v. Braunsch. 860.
Karolinger 332 f.
Kars 917. 987.
Kartäuser 400.
Karthago 165. 178 ff. 287.
Kartoffel 478.
Kaschgar 920.
Kasimir 430.
Kaste, indische 39.
Kastilien 391. 456.
Katakomben 285.
Katechismus, luth. 501.
„ Heidelb. 528.
„ Napoleon. 795.
Katharer 405.
Katharina I. 656.
Katharina II. 684. 704 f.
Katharinenkloster 282.
Katholikenemanz. 861.
Katkow 919.
Katte 670.
Katzbach 814.
Kaudin. Engpässe 160.
Kaukasus 874.
Kaulbach 996.
Kedor Laomer 17.
Kekrops 44.
Kelten, die 206. 241.
Keltiberer 169.
Kepler 565.
Kerboga 366.
Kerner, Just. 990.
Kesselsdrf., Schlacht 676.
Ketteler 1002.
Ketzer 405.
Khlesl 574.
Kilian 307.
Kimon 95.
Kineas 162.
Kirche, Anfang 240. 252. 263.
Kirche, 5.–7. Jahrh. 300 f.
„ 8.–9. „ 334.
„ 12.–13. „ 400.
„ 16. „ 461.
„ 17. „ 636.
„ 18. „ 687 ff.
„ 19. „ 1000 ff.
Kirchenlehrer 280. 300.
Kirchenstaat 318. 795. 840. 961.
Kirchenvisitat. 500. 599.
Kirchhoff 997.
Kleber 774.
Kleist 814.
Kleist, Ew. v. 728.
Kleopatra 214.
Kleombrotus 104.
Kleon 99.
Klitus 126. 131.
Kloaken in Rom 144. 146.
Klopstock 728.
Klosterleben 282. 303 f. 462 f.
Knapp 991.
Knidos 102.
Knipperdolling 507.
Knox 559.
Knut 350.
Koalition I. 753.
„ II. 774.
„ III. 783.
Kodrus 85.
Kohen 946.
Kolchis 49.
Kolin, Schlacht 679.
Kölner Dom 33. 399.
Kolonialkrieg 717.
Kolonien, brit. 921.
Kolonien, griechische 81.
Kolumban 306.
Kompaß 467.
Königgrätz 947.
Königsmark 595.
Könobion 283.
Konon 102.
Konrad I. 336.
Konrad II. 347.
Konrad III. 370.
„ v. Hohenst. 388.
Konradin 389.
Konstantin (Rußl.) 873.
Kopernikus 564.
Koran 312.
Kordova 315.
Koreisch 309.
Kores 67.
Korinth 98. 181.
Korkyra 168.
Körner, Theod. 811. 991.
Koronea, Schlacht 103.
Korsakow 776.
Korsika 168.
Korvinus 444.
Kosciuszko 708.
Kossuth 895. 897.
Kotzebue 837.
Krafft 1001.
Kraft, Ad. 570.
Kray 779.
Krechting 507.
Kresphontes 81.
Kreta 854. 985.
Kreuzzeichen 286.
Kreuzzüge, I. 363 ff.
„ „ II. 372.
„ „ III. 378 ff.
„ „ IV. 379. 304.
„ „ VI. 384.
„ „ VII. 391.
Krieg, amerik. 932.
Krieg, Bundesgen. 192.
Krieg, deutscher 945.
Krieg, deutsch-franz. 962.
Krieg, dreißigj. 572 ff.
Krieg, griech.-pers. 87 ff.
Krieg, heiliger 105.
Krieg, Jugurthin. 188.
Krieg, Korinthisch. 102.
Krieg, Krim- 914.
Krieg, Nordischer 651.
Krieg, Peloponesisch. 98.
Krieg, Punischer 165. 169. 179.
Krieg, russ.-franz. 803.
Krieg, russ.-türk. 985.
Krieg, schles. 672. 674.
Krieg, schlesw.-holst. 944.
Krieg, Schmalkald. 513.
Krieg, siebenjähr. 678.
Krieg, Trojanisch. 51.
Kriegstribunen 156.
Kronos 45.
Krösus 73.
Krukowiezki 874.
Kudschuk Kainardschi 706.
Kuhpockenimpfung 733.
Kuklux 937.
Kulturkampf 983.
Kunaxa, Schlacht 79.
Kunersdorf, Schl. 681.
Kunst der Inder 41.
Kunst und Wissenschaft d. Griech. 96. 110.
„ „ ptolem. 135 f.
„ „ der Römer 148. 164 f. 183. 221.
„ „ nachchristlich. 262.
„ „ 12. 13. Jahrh. 396.
„ „ 14.—16. Jahrh. 464. 563.
„ „ 17. Jahrh. 639.
„ „ 18. Jahrh. 724.
„ „ 19. Jahrh. 990.
Kurverein zu Rense 420.
Kutahia, Friede 859.
Kutusow 805.
Kyaxares 69. 72 f.
Kykladen 80.
Kynoskephalä 177.
Kyzikus 101.

Lacedämonier 83.
Laches 114.
Lafarina 996.
Lafayette 742. 882.
Laffitte 868. 882.
Lager, römisches 164.
Lainez 526.
Lakhnau 923.
Lamartine 894. 992.
Lamballe 750.
La Mennais 993.
Lancaster 452.
Lanfrey 996.
Langensalza 946.
Langobarden 299.
Laon 968.
Laren 164.
Lasalle 944.
Lateinisches Reich 394.
Latium 159.
Latour 898.
Laud 602.
Laudon 681.
Lauriston 807.
Laurium 85.
Lavalette 697.
Lavater 692. 730.
Lavoisier 998.
Lawrence 922 f.
Leboeuf 963.
Lech 587.
Lechfeld, Schlacht 340.
Lecomte 976.
Lee 935.
Lefevre 799.
Lefort 648.
Legaten 164.
Legionen 164.
Leibeigensch., Aufh. 918.
Leibnitz 640.
Leiden 537.

Leipzig, Völkerschl. 815.
Lelewel 873. 996.
Lenau 991.
Leo I. 290. 304.
Leo II. 326.
Leo VIII. 342.
Leo IX. 348.
Leo X. 462. 486.
Leo der Isaurier 317.
Leoben 769.
Leonidas 91.
Leonnatus 132.
Leopold I. 621. 628.
Leopold II. 703.
Leopold v. Belg. 871 f.
Leopold v. Hohenz. 954.
Lepanto, Schlacht 525.
Lepidus 212 f.
Lermontoff 994.
Lesseps 957.
Lessing 729.
Leuthen, Schlacht 680.
Leuktra, Schlacht 104.
Levellers 605.
Leverrier 997.
Lexington 719.
Leyden, Joh. v. 507.
Lichnowsky 906.
Lichtenberg, G. Chr. 728.
Licinius 275.
Licinius, Caj. Stolo 158.
Lictoren 149.
Liebig 998.
Ligny, Schlacht 825.
Ligue, die heilige 549.
Lincoln 934.
Linné 733.
Lipp 1002.
Lisainebach 972.
Lissabon, Erdbeben 695.
Lissa 948.
List 877.
Litauen 430.
Liudger 322.
Livia 220.
Livingstone 997. 1014.
Livius, M. 173.
Livius 222.
Lobkowitz 628.
Logau 643.
Loki 245.
Lombardei 300. 766 ff. 840. 929 f.
Longfellow 993.
Lope de Vega 643.
Lopez, Mejik. 940.
Lopez, Parag. 849.
Lorrain 644.
Lothar 329.
Lothar v. Sachsen 369.
Lothringen 332. 669.
Louis, Prinz 964. 980.
Louis Philipp 869. 882 ff. 893 f.
Louvel 865.
Louvois 613.
Lowe, H. 829.
Löwenbund 424.
Lowositz, Schlacht 679.
Loyola, Ignaz v. 525.
Lübeck, Friede 581.
Lucania 163.
Lucian Buon. 777. 790.
Lucretia 147.
Lucretius 221.
Lucullus 194. 200 f.
Lucumo 144.
Ludwig I. (Bayern) 903.
Ludwig II. (Bay.) 973.
Ludw. IX. (Frnkr.) 391.
Ludwig XI. 449.
Ludwig XIII. 552.
Ludwig XIV. 611 ff.
Ludwig XV. 735.
Ludwig XVI. 737 ff.
Ludwig XVIII. 737. 822. 865.
Ludwig (Portug.) 848.
Ludwig das Kind 333.
Ludwig der Bayer 418.
Ludwig d. Deutsche 332.
Ludwig d. Fromme 329.
Ludwig der Große 430.
„ v. Holland 785. 803.
Lügenfeld 329.
Luise, Königin 787.
Lullus 319.
Lüneville, Friede 779.
Lusitanier 169.
Luther 483 ff.
Lutter, Schlacht 579.
Lützen, Schlacht 589.
Lützow 811 f.
Luxemburg 421 f. 950.
Lykurgos 82.
Lysander 101.
Lysias 117.
Lysimachus 135.
Lysippos 114.

Macaulay 996.
Macdonald 775. 804.
Macedonien 78 f. 176 ff.
Machiavelli 564.
Maciejowice 709.
Mack 784.
Macmahon 929. 964.
Macpherson 727.
Madagascar 958.
Madai 72.
Madeira 467.
Magalhaens 480.
Magdala 956.
Magdebrg. 516. 581. 585.
Magenta, Schlacht 929.
Magier, die 76.
Magna Charta 393.
Magnano 775.
Magnesia, Schlacht 177.
Mago 174.
Magyaren (Madsch.) 334
Mahmud II. 856.
Mahmud IV. 629.
Mailand 168. 373 f.
Maintenon 613.
Majordomus 315.
Makkabäer 137.
Malakka 541.
Maleachi 68.
Maler, deutsche 569. 995.
Maler, franz. 644.
Maler, griech. 114.
Maler, ital. 570. 644.
Maler, niederl. 569. 644.
Maler, span. 645.
Maller 132.
Malplaquet 624.
Malta 369. 772. 774.
Manasse 65.
Mandate 770.
Manesse, Rüdger v. 399.
Manfred 388.
Mangalur, Friede 714.
Manichäer 265.
Manin 896.
Manlius 190.
Manlius Torquat. 159.
Mansfeld 511.
Manteuffel 909. 948. 971.
Mantinea, Schlacht 105.
Manu 10.
Manzoni 994.
Marat 744.
Marathon, Schlacht 89.
Marbod 250.
Marcellus 168. 171.
Marcius, Gnäus 152.
Marcus Aurelius 261.
Mardonius 88. 93.
Marduk Baladan 69.
Marduk Bel 15. 16.
Marengo, Schlacht 778.
Marfori 954.
Margareta (Mault.) 421
„ v. Dänemark 431.
„ v. Parma 534.
Maria 229.
Maria da Glor. 847. 848.
Maria (England) 554.
Maria Leszczinska 735.
Maria Luise 802. 822.
„ Stuart 543 ff. 558.
Maria Theresia 668.
Marie Antoinette 737.
Marius 189. 195 f.
Mark 243.
Markomannen 262.
Marlborough 622.
Marmont 794. 868.
Maroniten 303.
Marozia 340.
Mars 46.
Mars la tour 965.
Marseille 81. 749.
Martin V. 436.
Martinitz 574.
Marx 977.
Massageten, die 75.
Massena 775. 794.
Massilia 81.
Massinissa 174. 179.
Mathilde, Toscana 356.
Mattathia 137.
Matthias 573.
Matthisson 733.
Matthys 506.
Mauren, die 314.
Max II. (Bay.) 904.
Maxentius 275.
Maximianus 274.
Maximilian I. 458.
Maximilian II. 531. 660.
Maximil. I. (Bay.) 835.
Maximilian v. Bayern, Herzog 573.
Maximil. (Mexico) 939.
Maximinus 272.
Maximus 290.
Mayenne, Hzg. v. 550.
Mayer, R. 997.
Mayhew 1010.
Mazarin 611.
Mazeppa 655.
Mazzini 890. 910.
Medea 49.
Medien 72.
Medici 429.
Medici, Katharin. v. 542.
Medicis, Margar. 546.
Medicis, Maria v. 552.
Medina 311.
Medina Sidonia 539.
Megabyzus 78.
Mehemed Ali (s. a. Muh.) 987.
Meistersänger 446.
Mexico 473. 843. 938.
Mekka 309.
Melac 618.
Melanchthon 489. 528.
Memmius 188.
Memnon 35.
Memphis 32.
Mena 32.
Mendelssohn, Mos. 691.
„ Bartholdy 994.
Mendez 472.
Menelaus 51.
Menenius Agrippa 152.
Meneptah I. 36.
Mengkü 396.
Menkara 34.
Mennoniten 508.
Menno Simons 507.
Mentana 959.
Mentschikoff 650. 915.
Merkur 46.
Meroë 38. 75.
Merowinger 295.
Mesolongi 852.

Messalina 251.
Messe 307. 403.
Messenier 85.
Metagenes 113.
Metellus 180.
Metellus, Quintus Cäcilius 189.
Methodisten 667. 1005.
Methodius 334.
Metöken 85.
Metternich 802. 812. 834. 895.
Michael, Großfürst 987.
Michelangelo 571.
Mickiewicz 994.
Mieroslawski 902. 910. 919.
Miesko von Polen 340.
Miguel, Don 847.
Miklositsch 994.
Milet 81. 87.
Milan (Serb.) 917.
Milosch 850.
Miltiades 89.
Milton 644.
Milutinowitsch 994.
Minnesänger 398.
Minoriten 401. 419.
Minos 50.
Mirabeau 740. 745.
Mirath 922.
Mission, äußere 1009.
„ innere 1004.
Mithra 38.
Mithradates 193.
Moawija 314.
Möckern, Schlacht 815.
Moffat 1013.
Mohatsch, Schlacht 630.
Moira 48.
Moliere 643.
Moloch 43.
Mollwitz, Schlacht 672.
Moltke 941 ff.
Mommsen 996.
Mongolnsturm 396. 432.
Monika 300.
Monk 608.
Monophysiten 302.
Monroe 844.
Montanisten 265.
Monte Cassino 303.
Montenegro 918. 986 f.
Montesquieu 691.
Montezuma 473.
Moore, Th. 993.
Moreau 767 f. 782.
Morelli 841.
Morgarten 414.
Morgenländisch. Kaiserreich 280. 394. 453.
Mörike, E. 990.
Moriz v. Oranien 539.
„ v. Sachsen, Kurf. 513.
„ v. Sachs. (1745) 676.
Mormonen 937.
Morny 912.
Moscherosch 642.
Mose 22.
Mose ben Maimun 397.
Moskau 645. 806.
Moslim 312.
Motley 996.
Mozart 726.
Muchtar Pascha 987.
Mucius Skävola 150.
Muhammed 309 f.
Muhammed II. 454.
Muham. Ali 850. 857 f.
Mühlberg, Schlacht 514.
Müller, Georg 1011.
Müller, Heinrich 599.
Müller, Joh. 733. 788.
Mumien 36.
Municipien 163.
Münzer 497.
Murad I. 453.
Murad V. 986.
Murat 785. 829.
Murawieff 919.
Murillo 645.
Murray 561.
Murten, Schlacht 451.
Musen 47.
Muspelheim 245.
Musset 993.
Mustapha III. 705.
Mutsohito 926.
Mykenä 53.
Mystiker 402. 463.

Nabu 16.
Nabu-Baladan 15.
Nabunahid 71. 74.
Nabupalussur 69.
Nachod 947.
Nanak 922.
Napata 38.
Napier 956.
Napoleon I. 758 ff. 782 ff.
Napoleon III., Louis 884. 911. 980.
Narbo 182.
Narses 298.
Narvaez 881 f.
Narwa, Schlacht 652.
Nathan 58.
Nationalconvent 750.
Nationalversamml. 740.
„ deutsche 904.
Naturforscher 397. 733. 997 ff.
Navarin 853.
Nävius 184.
Nazareth 229.
Neander 564. 1003.
Nearch 132.
Nebukadrezar 66. 70 ff.
Necho 37. 69.
Necker 739. 745.
Neerwinden 754.
Nehemia 68.
Nelson 773. 785.
Nemesis 47.
Nepomuk 425.
Neptun 46.
Neriglissar 71.
Nero 251.
Nero, Claudius 173.
Nerva 260.
Nervier 206.
Nestor 51.
Nestorius 302.
Nettelbeck 788.
Neuenburg 889.
Neustrien 295.
Newman 1006.
Newton 641.
Ney 788. 805. 829.
Nibelungenlied 398.
Nicäisches Glaubensbekenntniß 277.
Nicolai 565.
Nicolai, Chr. Fr. 691.
Niebuhr 996.
Niederkirchlich 1005.
Niederlande 533. 539. 870.
Niel 951.
Niflheim 245.
Nihilismus 988.
Nikias 100.
Nikolaus I. 855 ff. 914.
Nikolaus I., P. 335.
Nikolaus V. 420.
Nikolsburg 948.
Nikomedes 193.
Nimrod 15.
Ninive 16.
Ninus 16.
Nipur 15.
Nirgal 16.
Nisib 859.
Nithard 327.
Nizza 931.
Noah 10.
Nola, Schlacht 172.
Nonkonformisten 557.
Nordamer. 716 ff. 932 ff.
Nördling. Schlacht 593.
Norfolk 561.
Normannen 332. 349.
Nornen 245.
Norwegen 332. 431. 823.
Novalis 733.
Novi, Schlacht 775.
Numantia 182.
Numa Pompilius 141.
Numitor 139.
Nürnb. Religfried. 506.
Nymphen 47.
Nymwegen, Friede 615.
Nystadt, Friede 657.
Obelisken 35.
Oberlin 1000.
Ochlokratie 82.
Ochsenbein 888.
Oconnell 861.
Odeinat 273.
Odessa 706.
Odilo 348.
Odin 245.
Odonnell 881.
Odowacar 291.
Odysseus 51.
Oecolampad 519.
Oedipus 50.
Oehlenschläger 994.
Oersted 997.
Oeser 1003.
Oesterreich 410. 418. 443. 531. 629. 662. 668 ff. 786. 796. 802. 812. 834. 839. 895. 929. 943. 952.
Ofterdingen, H. v. 398.
Oktavia 215.
Oktavianus 213.
Oktavius, Cajus 212 f.
Oktavius, Cnejus 196.
Oktavius (Tribun) 187.
Oldenbarneveld 539.
Oligarchie 82.
Ollivier 963.
Olmütz 909.
Olymp 44.
Olympiaden 109.
Olympische Spiele 109.
Olympos 113.
Omajaden 314. 315.
Omer Pascha 915.
Ophir 59.
Opimius 188.
Opitz 641.
Opiumhandel 924.
Ordal 244. 345.
Oreaden 47.
Organon 122.
Orgel 318.
Orleans, Herzog v. 735. 740. 757. 867.
Ormuzd 39.
Orodes 207.
Orpheus 50.
Orsini 928.
Osiris 33.
Oskar 917.
Osman 453.
Osman Pascha 987.
Ostasien 924.
Ostgothen 284. 296 ff.
Ostindien 39. 478. 710. 921.
Ostindische Compagnie 558. 710. 714. 921.
Ostrolenka 874.
Ostrumelien 988.
Otto I. 339.
Otto II. 342.

Otto III. 343.
Otto v. Braunschw. 382.
Otto v. Griechenl. 854.
Otto von Wittelsbach 374. 377.
Ottokar 409.
Oudenard, Schlacht 624.
Oudinot 911.
Ouessant, Schlacht 765.
Overbeck 995.
Ovidius 221. 223.
Oxenstierna 582 ff.

Pacheco 479.
Pachomius 283.
Palästra 108.
Pallas-Athene 47.
Palestrina 569.
Palikao 925. 965.
Palm 786.
Palmyra 59. 273.
Pandecten 299.
Pannonien 288.
Panormus, Schlacht 167.
Papier 37. 467.
Papin 660.
Papirius 157. 160.
Pappenheim 585. 590.
Papst 304.
Papstthum 351 ff. 407 ff. 524 ff. 697. 795. 840. 958 ff. 1002.
Paracelsus 564.
Paraguay 843. 849.
Paris, Troj. 51.
Paris, Friede 822. 828.
Parlament, 393. 863.
„ kurzes, langes 603.
Parmenio 130.
Parnaß 44.
Paropamisus 130.
Parrhasios 114.
Parthenon 97.
Parthenopeische Republik 775.
Parther, die 137.
Paros 89.
Parysatis 79.
Parzival 398.
Pasargadä 71. 73.
Pascal 616.
Paschalis II. 359.
Paskiewitsch 857. 899. 915.
Passarowitz, Friede 632.
Passauer Vertrag 517.
Patrizier 140.
Patricius 306.
Patroklus 51.
Patteson 1013.
Paul I. (Rußl.) 774.
Paul IV. P. 524.
Paul, Jean 732.
Paulskirche 904.
Paulus 253.
Pausanias 93.
Pavia 373. 498.
Pedro, Dom 847.
Pedro II. 847.
Pedro V. 848.
Pedro d. Strenge 431.
Peel, Rob. 863.
Peking, Friede 926.
Pelagius 301.
Pelasger 44.
Pelissier 886. 916.
Pella 256.
Pellico, Silvio 841.
Pelopidas 104.
Peloponnes 44.
Pelops 44.
Pelusium, Schlacht 75.
Penaten 164.
Penn 717.
Pentelikon 85.
Pepe 841.
Perdikkas 135.
Pergamum 182.
Perier, Cas. 882.
Perikles 95. 117.
Perilaos 114.
Periöken 83.
Peripatetiker, die 122.
Perpenna 198.
Perry 926.
Persepolis 78. 129.
Perseus 178.
Persigny 912.
Persius Flaccus 262.
Perthes 786.
Pertinax 271.
Peru 475. 843.
Pestalozzi 996.
Peter I. 647.
Peter II. 659.
Peter III. 704.
Peter de Vinea 388.
Peterskirche 461.
Peter von Amiens 365.
Petersburg 658.
Peterwardein 631.
Petion 748.
Petöfy 994.
Petrarca 429. 464.
Petrus 253.
Pfahlbauten 13.
Pfingstfest 240.
Pfitzer, P. 877.
Phalanx 126.
Pharisäer 227.
Pharnakes 202.
Pharsalus, Schlacht 208.
Pharus 136.
Phidias 114.
Philipp v. Maced. 106.
Philipp II. (Maced.) 176.
Philipp II. 533.
Philipp III. 541.
„ IV. d. Schöne 414.
Philipp August von Frankreich 379. 381.
Philipp der Schöne 459.
Philipp v. Hessen 500. 515. 585.
„ v. Schwaben 382.
Philippi, Schlacht 214.
Philippos, Arzt 126.
Philosophen, deutsche 564. 639. 691. 733. 998.
„ englische 564. 688.
„ französ. 564. 639. 688. 733.
„ griechische 117.
„ jüdische 639.
„ römische 223. 263.
Philotas 130.
Phokier 106.
Phönizier 42.
Photius 336.
Phraortes 72.
Pianchi 37.
Piasten 430.
Picten 287.
Pietisten 637.
Pinzon 470.
Pindar 111.
Pippin 315.
Pippin III. 317.
Piräus 93.
Pisistratus 87.
Pitt 679. 715. 753. 785.
Pius II. 443.
Pius IV. 524. 532.
Pius V. 524.
Pius VI. 700. 771.
„ VII. 782. 795. 840.
„ IX. 891. 909. 958 ff.
Pizarro 475.
Placidia 286.
Placido 993.
Plantagenet 392.
Platäa, Schlacht 93.
Platen 992.
Plato 121.
Plautus 184.
Plebs 144.
Plewna 987.
Plinius 262.
Plutarch 263.
Pluto 46.
Podesta 374.
Podiebrad 444.
Prischwitz 812.
Poitiers, Schlacht 316.
Polen 344. 430. 552. 632. 855. 872. 919.
Polens Theilg. 704. 709.
Polignac 866.
Pollich 485.
Pollio 224.
Poltawa, Schlacht 655.
Polybius 184.
Polykarpus 263. 270.
Polykleitos 114.
Pomare 886.
Pombal 696.
Pommern 360. 595 ff. 657
Pompadour 736.
Pompeji 259.
Pompejus 198 ff.
Poniatowski (705.) 815. 818.
Pontif. maxim. 142. 305.
Pontius, Gavius 160.
„ Pilatus 231. 238.
Pontus 193.
Pontusfrage 981.
Pope 727.
Popilius Länas 179.
Porsena 149.
Portroyal 616.
Portugal 391. 430. 467 ff. 478. 695. 792. 846 f.
Porus 131.
Poseidon 46.
Potemkin 707.
Potter, de 870.
Poussin 645.
Präfecturen 276.
Prämonstratenser 369.
Prätoren 149.
Prag, Schlacht 679.
Prag, Friede 593. 948.
Prag, Universität 423.
Pragmat. Sanktion 668.
Praxiteles 114.
Presbyterianer 557.
Prescott 996.
Preßburg, Friede 785.
Preußen 343. 393. 508. 633. 669. 786 f. 809 f. 835. 878. 899. 941. 962.
Priamus 51.
Priestley 998.
Prim 882. 954 f.
Prinzenraub 444.
Probstheida 816.
Probus 273.
Proconsuln 168.
Proculus 141.
Prokop 441.
Proprätoren 168.
Propyläen 97.
Proscriptionen 196. 213.
Protestanten 502.
Protestantenhetze 627.
Protestantenverein 1004
Proudhon 883.
Provinz, römische 167.
Provinzialstände 835.
Prusias 178.
Psamtik 37. 69. 75.
Pseudo-isidorische Dekretalen 335.
Ptah 32.
Pteria 73.

Ptolemäer 135 f.
Pulver 460.
Puritaner 717.
Purpur 43.
Puschkin 994.
Pyat 976.
Pydna, Schlacht 178.
Pygmalion 165.
Pyramiden 34.
Pyramiden, Schl. 773.
Pyrrhus 162.
Pythagoras 118.
Pythia 45.

Quäker 717.
Quästoren 149.
Quatrebras 826.
Queretaro 940.
Quintilianus 262.
Quirinal 961.
Quirinus 141.
Quiriten 141.

Ra 32.
Rabelais 567.
Rabener 728.
Racine 643.
Rackoczi 630.
Radetzkij 988.
Radetzky 896.
Radowitz 909.
Raemses 22.
Rafael 571.
Rahel 19.
Räll 663.
Ramaka 35.
Ramses II. III. 36.
Ramus 564.
Randschit Sing 921.
Ranke 996.
Raspe v. Thüring. 387.
Rassen 12.
Rastatt, Congreß 770.
Rationalismus 691.
Rath der Alten 777.
Rath d. Fünfhund. 777.
Rauch 995.
Raudische Ebene 191.
Raumer 996.
Ravaillac 552.
Ravenna 285. 292 f.
Rebekka 19.
Rechtsgelehrt., röm. 222.
Rechtspflege, isr. 27.
„ römische 154.
„ mittelalterl. 564.
Redner, griech. 117.
Redner, römische 222.
Referendum 890.
Reformation 483 ff.
Regilischer See 151.
Regulus, Marc. Att. 166.
Rehabeam 61. 64.
Reichsacht 377.
Reichsdeputations-hauptschluß 781.
Reichsinsignien 337.
Reichskammerger. 459. 703.
Reichsstädte 361. 390. 781. 823.
Reichstag 390. 627. 981.
Reichst., Preßburg 673.
Reichst., Regensb. 703.
Reichstag, Speyer 500.
Reichstag, Worms 490.
Reimarus 691.
Reims, Dom 400.
Reinkens 962.
Religionsfriede 518.
Religionsgespräche 510. 520. 543.
Reliquien-Verehrg. 307. 404.
Rembrandt 644.
Remigius 294.
Remus 139.
Requesens 537.
Reschid Pascha 857.
Restitutionsedict 581.
Reuchlin 465.
Reuter, Fritz 991.
Reynier 804.
Rheinbund 785.
Rhein. Fürstenbd. 612.
Rhenius 1010.
Rhodus 81. 369. 505.
Riccio 560.
Richard III. 452.
Richard Löwenherz 379. 380. 393.
Richelieu 552 ff. 584.
Richelieu, Herzog v. 865.
Richter 30.
Riedel 927.
Riego 845.
Rietschel 995.
Rigas 850. 994.
Rigault 978.
Rikimer 291.
Rimmonnirari 16.
Ripuar. Franken 293 f.
Ritter, K. 997.
Ritterorden, geistl. 369.
Ritterwesen 361.
Ritualisten 1006.
Robertson 727.
Robespierre 744 ff.
Rochefort 969.
Rochelle 549. 552.
Roderich 314.
Roland 323.
Rollo 349.
Rom 138 ff.
Romanow Michael 647.
Romantiker 990.
Römer, Minist. 907.
Romulus 139 f. 291.
Roon 941.
Rosamund 299.
Rose, weiße u. rothe 452.
Roßbach 680.
Rossel 978.
Rossini 994.
Rostopschin 806.
Rothe 1004.
Rothmann 507.
Rousseau 689 f.
Roxane 130.
Rubens 644.
Rubicon 208.
Rückert 991.
Rudolph I. 408 ff.
Rudolph II. 531. 573.
Rudolph v. Schwab. 357.
Rumänien 917. 987 f.
Runeberg 994.
Runen 243.
Rurik 645.
Rusca 800.
Rußland 645. 704. 803. 855. 914. 985.
Rütli 413.
Rutuler 147.
Ruyter 609. 614.
Ryswick, Friede 619.

Sabako 37. 69.
Sabbat 27.
Sabiner 141.
Sachs, Hans 565.
Sachsenspiegel 397.
Sächsische Kaiser 336 ff.
Sachsen 321. 389. 489. 599. 823. 876 ff. 907.
Sadducäer 227.
Sadowa 947.
Sagunt 169.
Sailer, Bisch. 1001.
Saintsimonisten 883.
Sakrament. 236. 404. 520
Salaheddin 378.
Salamanka, Schl. 794.
Salamis, Seeschl. 92.
Saleph 379.
Salier 346 f.
Salis 732.
Salische Franken 293 f.
Sallustius 222.
Salmanasir I. 16.
„ II. 68.
„ IV. 64. 69.
Salomo 58.
Salzbund 663.
Salzburger, evang. 662.
Salzmeer 18.
Samariter 64. 227.
Samarkand 120.
Samniter 160.
Samos 81.
Samuel 31.
St. Denis 737. 757.
San Franzisko 933.
St. Helena 829.
St. Just 763.
St. Simon 883.
S. Stefano, Friede 988.
Sand, G. 993.
Sand, Karl 837.
Sansculotten 748.
Santiago 845.
Sappho 111.
Saracenen 316.
Sarah 17.
Sarawak 927.
Sardes, Schlacht 102.
Sardinien 168. 625. 841.
Sargon 15. 64. 69.
Sassaniden 272. 313.
Satrapie 76.
Saturnalien 142.
Saturnus 45.
Saul 54.
Savigny 946.
Savoyen 443. 621. 931.
Sbynjek 434.
Schadow 995.
Schaidberger 663.
Schamil 874.
Scharnhorst 791. 809.
Schärtlin 513.
Scheftschenko 994.
Scheldesperre 702.
Schelling 998.
Schenkendorf 991.
Scheschank 37.
Schiiten 313.
Schill 801.
Schiller 731.
Schisma 422.
Schlegel, Gebr. 990.
Schlegler 424.
Schleiermacher 1000.
Schleswig-Holst. 903 ff. 944 f. 949.
Schlosser 996.
Schlüsselsoldaten 384.
Schmalkald. Bund 505.
Schmid, L. 1002.
Schnorr 995.
Schöffe 244.
Schön, Mart. 569.
Scholastik 402.
Schopenhauer 999.
Schottland 287. 558. 606. 610. 1007.
Schubert, Frz. 995.
Schubert, G. H. 1003.
Schupp 642.
Schwab, Gust. 990.
Schwabenspiegel 397.
Schwäbischer Bund 497.
Schwanthaler 995.
Schwartz, Miss. 713. 927. 1009.
Schwarz, Berthold 460.
Schwarzenbg, Fürst 802.
„ Felix v. 898.
Schwarze Tod 421.
Schweden 332. 431. 509. 651. 796. 823.

Schweiz 412. 518. 887.
Schwertorden 400.
Scip. Aemilian. 180. 182.
Scipio Asiatikus 177.
„ Nasika 187.
„ Publius 174.
Scott, W. 993.
Scriver 599.
Scultetus 575.
Sebastopol 916.
Sedan 966.
Sedlnitzky 1001.
Seeräuberkrieg 199.
Seeräuberstaaten 509.
Seidenbau 299.
Segestes 249.
Segimer 247.
Seldschucken 363.
Seleuciden 136.
Selnecker 528.
Selwyn 1013.
Sem 11.
Semiramis 16.
Sempach 414.
Sena, Schlacht 173.
Senat 140.
Sendomir, Vereinig. 552
Seneca 251. 262.
Senefru 33.
Sentinum 161.
Septimius Severus 271.
Septuaginta 136.
Serbien 850. 859. 917. 986.
Serrano 881. 954.
Sertorius 196. 198 f.
Serubabel 67.
Servede, 523.
Servius Tullius 145.
Sesostris 36.
Set 33.
Seth 9.
Seti I. 36.
Severin 319.
Shakespeare 568.
Sherman 935.
Sibylle 146.
Sichem 30.
Sicilien 81. 166 f. 172. 297. 350. 380. 395. 669. 841. 892.
Sidon 42.
Sierra Leone 864. 1014.
Sieyes 740. 777.
Sigambern 293.
Sigbert 294.
Sigmund 435.
„ III. (Polen) 553.
Sikhs 710. 922.
Silvester II. 343.
Simeon 230.
Simon, Schuster 756.
Simonie 348. 353.
Simrock 990.
Sinachirib 65. 69.
Sinai 25.
Sindh 921.
Sinear 12.
Sinon 52.
Sintflut 10.
Sipahi-Aufstand 921.
Sisyphus 48.
Sitten der Deutsch. 242.
„ „ Griechen 84 ff. 107.
„ „ Römer 182. 220. 223.
Siwa 40.
Sixtus V. 525. 550.
Skalitz 947.
Skandinavien 241. 431.
Sklavenkrieg 198.
Sklavereiabschaffg. 864.
Skodra 168.
Skoloten 77.
Skrzynezki 873.
Skythen 77.
Slaven 243. 290. 340.
Slawata 574.
Sleidan 564.
Smith 733.
Smithfield 555.
Sobiesky 630.
Socialdemok. 944. 985.
Socialismus 883.
Sodom 17.
Sogdiana 130.
Sogdianus 79.
Soissons, Schlacht 294.
Sokrates 119 f.
Soldatnkaiser, röm. 271.
Solferino 929.
Solon 73. 85.
Sonderbundkrieg 887.
Sophienkirche 298. 455.
Sophokles 112.
Sorbonne 550.
Soult 883.
Spalatin 491.
Spangenberg 667.
Spanien 169. 181. 208. 314. 346. 390. 456. 468. 621. 697. 793. 842. 846. 878. 953.
Sparta 82 f. 102 ff.
Spartakus 199.
Speckbacher 798.
Spee 529. 642.
Speichern 964.
Spener 636.
Speratus 565.
Sphinx 34.
Spinola 576.
Spinoza 639.
Sprachen 12.
Staatseinrichtung Griechenlands 81 f.
Staatseinrichtg. Roms 140. 148. 276.
Stadion 109.
Stadion, Min. 796. 802.
Städtebund, schwäb. 424
Städtekrieg 424.
Stahremberg 629.
Stanislaus II. 705.
„ Lesezinsky 653.
Staps 798.
Statira 133.
Staupitz 484.
Stefanowitsch 997.
Stein, v. 791.
Steinmetz 964.
Steinzeit 13.
Stempeltaxe 718.
Stephan Bathory 553.
Stephan I. 343.
„ II. 318.
„ V. 329.
Stephanus 252.
Stephenson 997.
Sterne, Lorenz 727.
Sterzinger, Martin 622.
Stiftshütte 26.
Stiftungen 446.
Stilicho 285. 287.
Stöber 1003.
Stoiker 223.
Stola 148.
Stolberg 728.
Strafford 603.
Stralsund 581. 656.
Straßburg 615. 969.
Straßbg. Münster 399.
Stratf. Canng. 853. 917.
Strauß 1003.
Stroßmayer 960.
Struve 903. 906.
Sturdza 836.
Sturm 564.
Styx 48.
Südamerika 843.
Sueben 206. 287.
Suetonius 263.
Suezkanal 957.
Suleiman II. 505.
Suleiman Pascha 987.
Sulla 189. 194 f.
Sully 551.
Sündenfall 8.
Sunium 85.
Sunniten 313.
Supranaturalism. 692.
Supremat 304.
Suradsch-eddaula 711.
Susa (Persien) 79.
Suworow 708 f. 775 f.
Sweaborg 796.
Swen 350.
Swidbert 318.
Swift 727.
Syllabus 958.
Symbolum 277.
Synergismus 527.
Syphax 174.
Syrakus 99. 163.
Syrien 136. 177. 201. 313. 857 ff.

Taboriten 440.
Tacitus 263.
Tadmor 59. 273.
Taginä, Schlacht 298.
Taharka 37.
Tahiti 886.
Taiping 925.
Talleyrand 744. 869.
Tallien 763.
Tanaquil 144.
Tancred 365.
Tann, Gen. v. d. 970.
Tape 32.
Tarent 81. 162.
Tarif 314.
Tarquinius Prisc. 144.
Tarquin. Superb. 146 ff.
Tartarus 48.
Tarvis 769.
Tassilo 323.
Tasso 567.
Tauler 463.
Tavannes 547.
Taxasila 131.
Tegethoff 948.
Tegner 994.
Telegraph 997.
Telephon 998.
Tell 413.
Temenos 81.
Tempel, ägypt. 35.
Tempel, isr. 59.
Tempelgeräthe 291.
Tenctrer 206.
Tennyson 993.
Terentilius 154.
Terentius 184.
Terpander 113.
Testakte 609.
Tetzel 486.
Teuta 168.
Teutobod 191.
Teutoburger Wald 247.
Teutonen 189.
Thackeray 993.
Thapsus, Schlacht 209.
Thara 17.
Theben 32. 103 f.
Themis 47.
Themistokles 89.
Theodat 297.
Theoderich 292 f.
Theodicee 640.
Theodora 296. 340.
Theodoros (Abess.) 955.
Theodosius d. Gr. 279. 284 f.
Theokratie 30.
Theologie 401 ff. 485 f. 637. 692. 1003.
Theophano 342.
Theosophie 639.

Thermidorianer 763.
Thermopylä 91.
Thesen 95. 487.
Theseus 50. 85.
Theudelind 300.
Thierry 996.
Thiers 869. 885. 969. 977. 980. 996.
Thomas, General 976.
„ Christen 302.
„ v. Aquino 402.
Thorwaldsen 995.
Thrasybul 102.
Thubalkain 9.
Thugut 765 f.
Thukydides 115.
Thurmbau zu Babel 11.
Thurn, Matthias v. 574.
Thusnelda 249.
Tiberius 250.
Tibullus 221.
Tieck, Ludw. 990.
Tiglathpilesar 16. 64. 68.
Tigranes 200.
Tilly 576. 577 ff.
Tilsit, Friede 790.
Timotheus 254.
Timur lenk 432.
Tippu 713.
Tirhaka 69.
Tirol 785. 798 f.
Titus 256. 259.
Tizian 572.
Tocqueville 892.
Toga 148.
Tököly 628.
Toleranzedikt 699.
Tolosa 286.
Tomyris 75.
Tonkünstler, deutsche 569. 724 f. 994.
„ griech. 113.
„ ital. 569. 994.
Torgau, Schlacht 683.
Tories 609.
Torquatus 159.
Torstenson 595.
Tortur (Abschaffg.) 677.
Tothmes 35.
Totila 298.
Totleben 916. 987.
Tractarians 1006.
Tradition 401.
Trafalgar, Schlacht 785.
Trajanus 260.
Traktatgesellsch. 1005.
Transvaal 957.
Trasimenische Schl. 170.
Trebia, Schlacht 170.
Triarii 164.
Tribonianus 298.
Tribur 355.
Tribus 140.
Tridentinum 524.
Trikupis 996.
Tripolitza 852.
Triumphbogen 257.
Triumphzug, römischer 175. 178.
Triumvirat 204. 212.
Trochu 967.
Troppau, Kongreß 841.
Trotzendorf 564.
Tschetschenzen 874.
Tschingischan 396.
Tudor 452.
Tugendverein 79'.
Tullia 146.
Tullus Hostilius 143.
Tunes, Schlacht 167.
Tunica 148.
Türenne 596. 613.
Turgenjeff 994.
Turgot 739.
Türkei 453. 505. 629. 855. 915. 985.
Turniere 362.
Tusculum 151.
Tyndal 553.
Tyrannen, die 30 102.
Tyrus 42.

Udalrich 340.
Uhland 990.
Ulm, Schlacht 784.
Ulrich von Wirtemberg 506. 513.
Ulysses 51.
Unam sanktam 416.
Unfehlbarkeit 305. 417. 960.
Ungarn 338. 348. 430. 627. 895. 897. 952.
Uniformitätsakte 557.
Unigenitus, Bulle 617.
Union, ev. 839. 908. 1002.
„ nordam. 724. 932.
Universitäten 397. 465.
Ur 15.
Uranos 45.
Urban II. 358. 364.
„ IV. 388.
„ VI. 423.
Uria 57.
Usipeter 206.
Usurtasen 34.
Utrecht, Frieden 625.
Utrechter Union 538.

Valdes, Peter 405.
Valens 279. 284.
Valentinian I. 279.
Valentinian III. 287.
Valerianus 273.
Valerius, M. 160.
Vandalen 287. 296.
Vandamme 814.
Varennes 746.
Varro 223.
„ M. Terentius 171.
Varus 247.
Vasco de Gama 478.
Vassy, Blutbad 544.
Vaterunser, altdeutsches 281.
Vatikan 961.
Veji 156.
Velasquez 645.
Veldeck, Heinrich v. 398.
Vendée 757. 884.
Vendome 621. 623.
Vendomesäule 978.
Venedig 428. 770. 948.
Venezuela 843.
Venus 47.
Veracruz 473.
Vercingetorix 207.
Verden 322.
Verdun, Vertrag 330.
Vergara, Vertrag 880.
Vergilius 221.
Versailles 620. 740 ff. 968 ff.
Vespasianus 256. 258 f.
Vesta 47. 141.
Veto 152.
Veturia 153.
Via Appia 165.
Victor IV. 375.
Victor Amadeus II. 625.
„ „ III. 766.
„ Emanuel 841. 896. 912.
Victoria v. Engl. 864.
Vigilius 305.
Vilagos 899.
Villafranca 930.
Villars 622.
Villele 866.
Vinci, Lion. da 570.
Virchow 943. 983.
Virginia 155.
Viriathus 181.
Visconti 426.
Vischer, Peter 570.
Vlies, goldenes 49.
Völkerwanderung 283 f. 299.
Vogel v. Falkenstein 948.
Volsker 152.
Voltaire 678. 688.
Volturnus 171.
Voß 728.
Vulkan 46.

Waghäusel 907.
Wagner, R. 995.
Wagram, Schlacht 797.
Waiblinger 370.
Waldenser 405.
Walen 247.
Walhalla 245.
Walhen 241.
Walkyren 245.
Wallenstein 579 ff.
Walther von der Vogelweide 398.
Wärelä, Friede 708.
Warnefried 325.
Warren Hastings 713.
Wartburg 398. 492.
Wartburgfest 836.
Washington 719 ff.
Wassili Blaschenni 646.
Waterloo 827.
Weber, K. W. v. 994.
Weda 40.
Weißenburg 964.
Weinsberg 370. 496.
Welfen 370.
Welker 877.
Wellesley 714. 794.
Wellington 794 ff. 862.
Welser 530.
Weltausstellg 865. 962.
Weltreich, babyl. 70 ff.
„ maced. 123 ff.
„ pers. 71 ff.
„ röm. 137 ff.
Wenzel 423.
Werder 969.
Werner, A. G. 997.
Wesley 667. 1005.
Wessenberg 1002.
Westfälischer Friede 596.
Westfalen, Königr. 790.
Westgothen 284. 286. 295.
Whigs 609.
Wichern 1004.
Wiclif 434.
Wiedertäufer 506.
Wieland 729.
Wien, Friede 798. 945.
„ Kongreß 823.
Wilberforce 1005.
Wilhelm I. Kaiser 903 ff. 941 ff. 973.
„ III. (Engl.) 610.
„ IV. (Engl.) 863.
„ VIII. (Hess.) 661.
„ II. (Kurhess.) 875.
„ I. (Niederl.) 870.
„ I. (Württembg.) 835. 839.
„ d. Eroberer 351.
„ v. Braunschw. 801
„ v. Holland 407.
„ v. Lippe 791.
„ v Nass. Oran. 535.
Wilhelmshöhe 967.
Wilibald 319.
Wilibrord 318.
Williams 1012.
Wilzen 323.
Wimpffen, General 967.
Windischgrätz 898.
Winfrid 318.
Winkelmann 733.
Winzingerode 821.
Wischnu 40.

Witigis 297.
Witta 319.
Wittgenstein 856.
Wittstock, Schlacht 594.
Wittukind 322.
Wladimir 645.
Wohlfahrtsaussch. 754.
Wolf, Christ. v. 733.
Worms. Concordat 360.
Wörth 964.
Wrangel, Gust. 596.
„ 903. 905.
Wrede, Fürst 818.
Wulfila 281. 284.
Wuotan 245.
Wurmser 767 f.
Württemberg 389. 506. 785. 835.

Xanthippe 119.
Xanthippus 166.
Xaver, Franz 526.
Xenophon 115. 120.
Xerxes 79. 90 f.

Yggdrasill 246.
Ymir 245.
York 452.
York, General 809.
Young 727.
Young, Brigh. 937.
Ypsilanti 850.

Zacharias, Papst 317.
Zama, Schlacht 175.
Zedekia 67.
Zehnstämmereich 61 f.
Zeichenschrift, chines. 32.
Zeller 1004.
Zendawesta 38.
Zendvolk 38.
Zeno 291.
Zenobia 273.
Zenon 202
Zenta, Schlacht 631.
Zeus 46.
Zeuxis 114.
Ziegenbalg 1009.
Zieten 675 f. 681.
Zinzendorf 666.
Zion 56.
Ziska 440.
Zoan 34.
Zollparlament 949.
Zollverein 875.
Zopyrus 77.
Zorndorf, Schlacht 680.
Zoroaster 38.
Zülpich, Schlacht 294.
Zumalacarregui 879.
Zusmarshausen 596.
Zwickauer Prophet. 494.
Zwingli 518.
Zwölftafelgesetz 154.



Druck der C. Greiner'schen Hofbuchdruckerei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart.

Handbuch der Bibelerklärung.

Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein.

Band I. **Das Alte Testament.** 1008 Seiten. Mit 2 Karten.
Band II. **Das Neue Testament.** 640 Seiten. Mit 2 Karten.

Fünfte umgearbeitete Auflage.

Preis für beide Bände brochirt .	M. 6. —.	Beide Bände in Einem Halbfranzbd.	M. 8. —.
Beide Bände in Einem Halbleinwdbd.	„ 7. —.	In zwei Halblederbänden . . .	„ 8. 40.
Beide Bände in Einem Halblederband	„ 7. 50.	In zwei Halbfranzbänden . . .	„ 9. —.

Quellwasser für's deutsche Volk. 1879. 14. Decbr.:

„Dieses altbewährte Handbuch hat bereits 4 starke Auflagen hinter sich und ist in verschiedene Sprachen Europas und Asiens übersetzt worden. Die fünfte Auflage ist unter Benutzung der besten neuern Hilfsmittel von einem Verein von 12 süddeutschen Theologen durchweg neu bearbeitet, zum Theil gänzlich umgestaltet. Das Streben war: eine Volksbibel mit Einleitungen und Anmerkungen fürs deutsche Haus herzustellen. Wir müssen gestehen, daß die Herausgeber diesem hohen Ziele näher gekommen sind als alle bisherige Versuche dieser Art. Wir wollen dabei den trefflichen Werken von Gerlach, Dächsel, Grau u. a. nicht zu nahe treten, ihr Programm ist meist ein umfassenderes, und jedes dieser Werke hat seine besonderen Vorzüge. — Betreffs der Calwer Bibelerklärung haben wir Folgendes zu sagen: „Nimm und lies!" so tönt es fortwährend durch die evangelische Predigt aller Länder. Es ist nicht genug, das Wort Gottes am Sonntag zu hören, man muß es auch, will man innerlich wachsen, um Früchte zu bringen, in der Woche lesen, ja studiren. Das ist aber leichter gesagt als ausgeführt. Der Kämmerer las auch, aber Philippus mußte ihn fragen: „Verstehest du auch, was du liesest?" Wie macht man's nun gewöhnlich? Man liest bald hier, bald da, — ohne Plan, in lauter Bruchstücken. Das ist gut, aber — es genügt nicht. Adolf Monod macht in einer seiner Abschiedsreden darauf aufmerksam, daß man ein biblisches Buch nicht bloß bruchstückweise, sondern als ein Ganzes sich vor die Seele stellen solle. Man werde einen Segen davon haben, wie man ihn bisher nicht gekannt habe. Wir gehen noch einen Schritt weiter: man mache es so mit der ganzen Bibel. Und gerade für diesen Zweck erscheint uns das Calwer Handbuch von hohem Werthe. Die biblischen Bücher sind unter einander in Zusammenhang gebracht, die Erläuterungen sind kurz und kernig, und bieten nur das zum Verständniß wirklich Nothwendige, so daß man sich nicht durch weitschichtige Erläuterungen hindurch zu arbeiten hat. Wir sind der Ueberzeugung, daß, wenn ein Laie dieses Handbuch wirklich gebraucht, d. h. wenn er es sich nicht bloß kauft und hinstellt, sondern es in geweihten, stillen Stunden vom Anfang bis zum Ende durchliest, er ein für allemal für die Schriftforschung gewonnen ist und damit einen Erwerb heimbringt, den er für nichts mehr wird hingeben wollen. Wir bemerken noch, daß die Herausgeber keine Buchstabenknechte sind und einzelne Schwierigkeiten der Bibel, die ihrer menschlichen Seite angehören, lieber ehrlich eingestehen, als sie durch gezwungene Erklärungen zu verdecken suchen."

Der Christenbote. 1878. Nr. 48.

„Mancherlei Gaben und Ein Geist — davon ist auch dieses Werk wieder ein schönes Denkmal; jeder der Mitarbeiter in seiner Weise die Dinge betrachtend und darstellend, jeder aber auch ausgerüstet mit den Mitteln menschlicher Wissenschaft wie mit den Kräften göttlicher Weisheit, welche zu einem solchen Werk nothwendig sind. Eine schöne Vereinigung von Gebundenheit im Geiste der Bibel, und Freiheit gegenüber von dem Buchstaben, tritt uns in dem Werk gegenüber, ein glaubensfroher, freier und frischer Geist weht uns daraus entgegen, der nicht verzagt, wenn in einzelnen Schwierigkeiten eben auch die menschliche Seite der Bibel neben ihrer göttlichen zu Tage tritt, sondern der im Geist, im Ganzen der Bibel lebt und webt, und fest überzeugt ist, daß, je gründlicher und gewissenhafter die wirklichen Kräfte der Wissenschaft für die Bibel verwendet werden, desto mehr ihre Wahrheit und Herrlichkeit offenbar werden muß."


THE LIBRARY OF CONGRESS


THE LIBRARY OF CONGRESS
WERT
BOOKBINDING
Grantville, Pa
JULY AUG 1989
We're Quality Bound